Der

Gute Kamerad

Spemanns

Illustriertes Knaben-Jahrbuch

†

Stuttgart, Berlin, Leipzig

Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Stuttgart
Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Inhaltsverzeichnis.

(Die mit * bezeichneten Artikel sind illustriert, die Ziffern bedeuten die Seitenzahlen.)

Erzählungen, Biographien, Reisebeschreibungen, Jagd, Abenteuer.

Alexander von Humboldt, 298.
Altertümchen, ein, 399, 414, 428.
*Am ersten Ferienmorgen, 195.
Automatendes JaquetDroz, die, 622.
Brutus im 18. Jahrhundert, 693.
Einundzwanzigste, der, 705.
Erinnerungen eines Tierfreundes, 120, 132, 148, 162, 175.
Erlebnis in Queensland, ein, 470.
Erlebnisse, seltsame, 582, 598, 612, 623.
Geburtstagsgratulation, die; ein dramatischer Scherz, 638.
Gericht des Kaisers, das, 230.
*Geschichte eines Leoparden, 677.
Held, ein junger, 258.
Hund, der treue, 722.
*Jagd auf Dickhornschafe, 538.
*Jagd auf Sonnenfische, 439.
Junker Eitel, 358, 372, 385.
*Kampf mit einem Flußpferd, 105.
*Kampf mit Walrossen, im, 35.
Kaper, der, 458.
Kapitän Watsons erste Seereise, 346.
Kaufmannslehrling vor dreißig Jahren, 272, 286, 302, 316, 330.
Leiden eines Naturforschers, 581.
*Löwenjagd, auf der, 665.
Mann eigener Kraft, ein, 328.
Mein erster Tag im wilden Westen, 189, 203, 218.
Mitternacht, um, 680, 694.
Nordpolfahrt, eine, 233.
Not im Walde, 710.
*Pirschgang auf Rotwild, ein, 81, 95.
*Reisebilder aus dem transoceanischen Dampferverkehr, 368, 383.
Richard Hartmann, 370.
Schahasa, 484, 497, 514, 526, 542, 554.
*Schülerreise ins Gebirge, eine, 4, 18, 33, 47, 60, 75, 90.
Selbst errungen, 8, 22, 36, 49, 64, 78, 92, 105.
Sohn, ein braver, 179.
Stiefel, der alte, 570.
Türmers Karl, 651.
*Vermächtnis des Inka, das, von Karl May, 1, 15, 29, 43, 57, 71, 85, 99, 113, 127, 141, 155, 169, 183, 197, 211, 225, 239, 253, 267, 281, 295, 309, 323, 337, 351, 365, 379, 393, 407, 421, 435, 449, 463, 477, 491, 505, 519, 533, 547, 561, 575, 589, 603, 617, 631, 645, 659, 673, 687, 701, 715.
*Wasserpartie wider Willen, 232.
Weihnachtsgeschenk, das, 161.
*Weihnachtsträume, 158.
Wolnoth; ein Bild aus unsres Volkes Vorzeit, 441.
*Yumbi, 246, 261.

Gedichte, Sprüche.

Denksprüche, 202, 650.
Merk' dir's, 356.
*Nun, da Schnee und Eis zerflossen, 401.

Geschichte, Länder- und Völkerkunde.

Bauernhof, thüringer, 352.
*Berufsfeuerwehr, die Berliner, 140.
*Bewaffnung im Mittelalter, die, 103, 118, 130, 145, 160, 173.
*Bucentaur, der, 201.
*Einfangen wilder Pferde in Peru, das, 722.
*Eisenbahnwesens, die Anfänge des, 425.
*Erdöl und Erdölquellen, 74, 89.
*Erzherzog Karl bei Aspern, 487.
*Felsbildungen, merkwürdige, 228.
*Felsenbrücke, natürliche, 529.
*Frachtwagen unter dem Schutze von Landsknechten, 63.
*Friedrichs II. Tafelrunde in Sanssouci, 221.
*Friedrich von Hohenzollern, Burggraf von Nürnberg, 427.
Gasthausnamen, alte deutsche, 286.
Geschichte der Zahlen, aus der, 354.
*Getreideernte auf einer großen Farm Nordamerikas, 568.
Gewitter in den Tropen, ein, 650.
Götterlehre der Germanen, zur, 411, 721.
*Hängebrücken, japanische, 607.
*Häuptlinge der Osage und Assiniboins, die, 469.
*Im Sand versunken, 649.
*Karl der Große und Harun al Raschid, 609.
*Kaufläden, altrömische, 201.
*Königskinder, zwei arme, 120.
*Kriegskanoe der Kongoneger, 638.
*Kriegskunst der Alten, 712.
*Kriegsschauplatz am Ostseestrand, ein, 593.
*Magdalenenstrom, am, 694.
*Meermühle von Argostoli, die, 692.
Münzstätte oder Münzbeamte auf deutschen und österreichischen Münzen, 669.
*Orkan auf Martinique, ein, 704.
Ostern, 396.
Post bei den alten Römern, die, 683.
Ringkämpfe der Araber, 666.
*Rutschbahn im Hallstädter Salzbergwerk, 308.
*Schlacht bei Altenesch, die, 242.
Schlittschuhe, knöcherne, 330.
*Schule in Tunis, eine, 266.
*Schwammfischerei, die, 484.
Stahlfedern, die, 718.
*Tabakskollegium Friedrich Wilhelms I., das, 77.
*Tod des Demosthenes, der, 651.
*Vesuv, der, 509.
Von der ältesten Stadt Amerikas, 678.
Vorläufer des deutschen Postmuseums in Berlin, 217.
Vorstellungen, mythologische, über das Wasser, 119.
*Vulkanausbrüche, unterseeische, im Mittelländischen Meere, 635.
Wasserfall, der höchste, 63.
*Wassersport, hawaiischer, 621.
Wettrennen, ein indianisches, 357.
Wunderland Arizona, vom, 245.
*Xerxes bei Salamis, 294.
*Zerstörung Magdeburgs unter Tilly, 557.
*Zerstörung Roms durch die Westgoten unter Alarich, 496.

Naturwissenschaftliches.

*Bäume, merkwürdige, 316, 327.
*Brillenschlange und die indischen Schlangenbeschwörer, die, 412.
Brombeerstrauch, der, 608.
Dem Frühling zu! 313.
*Edelhirsch von Wölfen gehetzt, 706.
Elternliebe der Elster, 4.
Esel, vom, 188, 203.
*Feld- und Waldmusikanten, 376, 390.
*Fische und ihre Feinde, fliegende, 501.
Fledermäuse, unsre, 510.
*Frettchen und wilde Kaninchen, 578.
*Gebirgshunde, 284.
Gesicht der Biene, das, 629.
*Giraffe, die, 341.
Haussperling in Nordamerika, unser, 271.
*Himmel unsrer Kolonien, der, 684.
*Igel und Kreuzotter, 272.
Insekten der Kiefer, die, 522.
Käfer, leuchtende, 375.
*Kaffeebaum, der, 301.
Kohlweißling, vom, 398.
*Kondor, der, 567.
*König der Tiere, der, 49.
*Krausenechse, die, 530.
Lotus, der, 147.
*Luchs und Wildschwein, 630.
Mäuse in Gefangenschaft, 466, 481.
*Nebenmonde, 46.
*Nur ein Blatt, 418.
*Orang-Utang und Tigerschlange, 189.
*Papageien, gelehrige, 39.
*Papierbirke, die kanadische, 356.
Pilzsammeln, 579.
*Rhinoceros und Tiger, 459.
*Saturnringe, die, 398.
Sonnenblume, die, 699.
Tiere sind ihre eigenen Aerzte, 246.
Verdunstungskälte, 614.
Verwandtschaft, chemische, 502.
*Wachspalme, die, 657.
Wasser, das, 595.
*Wettersäulen und ihre künstliche Darstellung, 537, 551.

Technik, neue Apparate, Maschinen, Bauwerke.

*Augenblicksphotographie, 271.
*Brücke zwischen England und Frankreich, die, 6.
Elefant von New York, der, 714.
*Fadentelephon, Weinholdsches, 308.
*Glocke der Kathedrale Notre Dame in Paris, die große, 680.
*Grammophon, das, 278.
*Kraft der Meereswogen, die, 187.
*Leitungen der elektrischen Anlagen unter dem Platz Clichy zu Paris, die, 495.
*Leuchtapparate der Leuchttürme, 322.
*Mikrotelephon, ein neues, 525.
*Orgel im Altertum, die, 664.
Post, elektrische, 90.
*Pyramide des Cheops, die, 454.
*Regenapparat auf der Theaterbühne zum Schutze gegen Feuersgefahr, 469.
Salzgehalt der Luft und seinen spektroskopischen Nachweis, über den, 285.
St. Peterskirche in Rom, die, 438.
*Straßenreinigungsmaschine, neue, 298.
*Universitätsgebäude in Wien, das, 671.
*Vergnügungssturz, ein, 340.

Militärisches, Marine, Aeronautik.

*Kamelreiter, englische, 328.
*Luftballon nach dem Nordpol, mit dem, 410.

*Manöver österreichischer Truppen, 581.
*Rekognoszierungsdienst, der, 364.
*Rettungsboot im Dienste, 151.
*Schiff im Dock, 718.
*Schiffskolosse, neue, 257.
*Wachtstube, auf der, 202.
Wie findet sich der Mensch auf dem Meere zurecht? 229.

Experimente, Beschäftigungen, Spiele, Sammlungen.

*Anleitung zur Selbstanfertigung einer Trommel für Mäuse-, Ratten- und Eichhörnchenkäfige, 292.
*Ausströmung aus Spitzen, elektrische, 250.
Belagerung, die, ein Spiel im Freien, 294.
*Blumenspende, 587.
*Bootsbauer, der junge, 348, 362.
*Briefwage in der Sommerfrische, die, 490.
*Champagnerkanone, die, 377.
*Darstellung von Interferenzerscheinungen, 222.
*Drachensport, neues vom, 12, 26.
*Dreiteilung des Winkels, zur, 154.
*Eier-Dampfschiff, 280.
Experiment, ein hübsches, 28, 602.
*Experiment mit einem Gänseknochen, 112.
*Experiment, physikalisches, 574.
*Fahnenfest, das, 405.
*Fischlein, schwimm! 14.
Fuchs ins Loch, ein Spiel im Freien, 364.
Geld, unsichtbares, 518.
*Geschenk für Mama: Schlüssel- oder Garderobenhalter, 321.
*Glas füllt sich mit Geldstücken, ein leer gezeigtes, 700.
Glasflaschen, die beiden, 531.
*Herstellung einer elektrischen Eisenbahn, 236.
Hexerei, eine, 350.
*Kartensteiger im Glase, 224.
*Kerbschnitt, der, 137.
*Knotenschürzen, etwas vom, 615, 628.
Künstler, der gefesselte, 181.
Kunststück, ein, 252.
*Kunststück mit Streichhölzern, 84.
Masse und Gewicht, 600.
*Matrosen, die tanzenden, 196.
*Mäuseschlößchen, ein, 586.
*Metallbohrer, einfacher, 98.
*Münze, die gehorsame, 266.
Peitschenstock aus dem Munde zu ziehen, einen, 559.
*Pfeifen, etwas vom, 726.
*Pfennig auf der Nähnadel, der, 657.
Rätsel, 14, 28, 42, 56, 70, 84, 98, 112, 126, 140, 154, 168, 182, 196, 210, 224, 238, 252, 266, 280, 294, 308, 322, 336, 350, 364, 378, 392, 406, 420, 434, 448, 462, 476, 490, 504, 518, 532, 546, 560, 574, 588, 602, 616, 630, 644, 658, 672, 686, 700, 714.
Rauch einer Zigarre in ein geschlossenes Glas zu blasen, den, 210.
Rechenkunststück, ein, 628.
*Seifenblasenkunststücke, 307.
*Spielerei, physikalische, 419.
*Spielereien im Bade, optische, 544.
*Spielzeug, automatisches, 168.
*Taschentuch als Eiersack, 713.
*Taucher, der kartesianische, 335,
Teller, der schwebende, 56.
*Thaler durch eine viel kleinere Oeffnung schieben, einen, 546.
*Theaterdirektor, der junge, 54, 67, 110, 152, 166, 186, 193, 208, 264, 277, 319, 333, 390, 403.
Transparente herzustellen, 238.
Trugschlüsse, mathematische, 378, 392, 420, 434, 476, 504, 518, 532, 546, 560, 574, 588, 602, 616, 630, 644, 658, 672, 686, 714.
Vogeldreschen, ein Spiel, 378.
*Wasserleuchter, der, 392.
*Wie macht man einen photographischen Apparat? 432, 446, 460, 474, 488.
*Wie man sich einen elektrischen Akkumulator selbst anfertigen kann, 124.
*Wie verfertigt man einen Morseschen Schreibtelegraphen? 516.
*Wie verfertigt man sich selbst eine elektrische Krawattennadel, 642.
*Zahlenkästlein, das, 504.
Zauberkunststück, ein, 42.
*Zeichenapparat zur Aufnahme von Landschaften, 558.

Allerlei.

Ackers Brache, des, 596.
Alte Fritz und sein Kritiker, der, 672.
*Angelfischerei auf dem Trockenen, 62.
Antwort, fürstliche, 412.
Bodensee, wie tief ist der, 532.
Brücke der Welt, die längste, 224.
*Cylinderhut, vom, 440.
Eierkuchen, ein teurer, 644.
Einwirkung des Sonnen- und Mondlichtes auf schneidende Werkzeuge, die, 165.
Entdeckung der Blitzableiter, die, 356.
*Feind in Sicht, 602.
Fürst und Geisterseher, 245.
*Gans mit dem Drachen, 700.
*Gerettet! 525.
Geschichte von dem toten Krokodil, die, 168.
Gustav Doré, der berühmte Zeichner, 196.
Heldenmut, 21.
Herodes Atticus, der römische Konsul, 140.
Kamerad, ein aufopferungsvoller, 132.
Knabe, der arme, 406.
König Wilhelm I. und der Kandidat, 350.
Königreiche, die drei vereinigten, 300.
Kunst, eine geheimnisvolle, 441.
Lehren und Regeln fürs Leben, 637.
Lösung eines Rätsels, 560.
Manifest der Vögel, 532.
Mann Englands, der schwerste, 319.
Marschall von Sachsen und der Schmied, der, 420.
Menschen, leuchtende, 431.
Mozart, 294.
Munition, seltsame, 615.
Numerierung der Häuser, die, 431.
Nutze die Zeit, 539.
Nützlichkeit der Ameisen, von einer besonderen, 112.
Paß, ein seltsamer, 377.
*Pferd, das trojanische, 406.
Recht unsres Pferdes, das, 636.
*Ritt unter Wasser, ein, 7.
Roman eines Bettelknaben, der, 553.
Schills Hut, 560.
Schlacht bei Kunersdorf, nach der, 616.
*Schreibgerät eines altrömischen Schulknaben, 14.
*Seefahrer, auch ein, 215.
Spiel, ein geistreiches, 126.
Spieß umgedreht, den, 545.
Stelzen, auf, 125.
Swift als Henker, 490.
Unterhaltung bei Tisch, eine, 216.
Verdienst, nach, 692.
Wegbauten in China vor 1800 Jahren, 341.
Welt Lohn, der, 462.
Weltsprache, die, 572.
Wie du mir, so ich dir, 238.
Wie gefällt euch das? 372.
*Wie kam der Pfeil ins Herz? 140.
Wie lange wird der englische Kohlenreichtum noch ausreichen? 343.
Wie man durch kleine Erfindungen reich wird, 7.
Wie viele Schwalben gehen auf ein Pfund? 8.
Zerstreutheit, 378.
Zeug, kleines, 252.

Der Gute Kamerad

6. Jahrgang. | Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung. | № 1.

Erscheint wöchentlich. Preis vierteljährlich 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs ausschließlich Stempel.

Das Vermächtnis des Inka.

Von Karl May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“, „Kong-Kheou, das Ehrenwort“, „Die Sklavenkarawane“, „Der Schatz im Silbersee“ u. a.

Schon jetzt — mit ernstem Willen —
Setz' alle Kraft daran,
Daß sicher Du erblühest
Zum echten, edlen Mann.

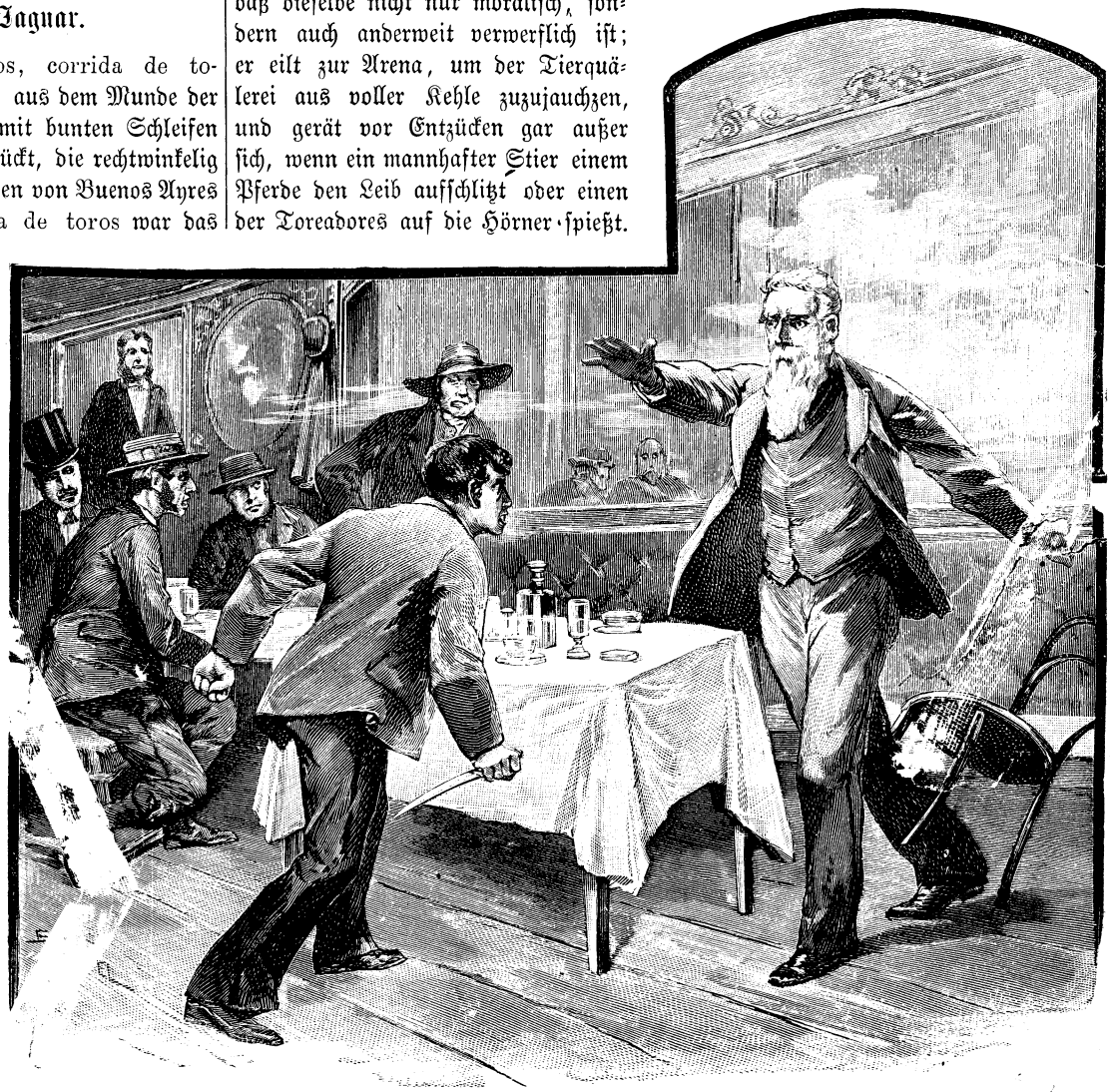
Paul Lembach.

Erstes Kapitel.

Vater Jaguar.

„Corrida de toros, corrida de toros!“ ertönte es aus dem Munde der Ausrufer, welche, mit bunten Schleifen und Bändern geschmückt, die rechtwinkelig sich kreuzenden Straßen von Buenos Ayres durchzogen. Corrida de toros war das Thema, welches seit mehreren Tagen alle Blätter der Stadt ausführlich behandelten, und Corrida de toros bildete den Gegenstand des Gesprächs in allen öffentlichen und Privatlokalen.

Corrida de toros, zu deutsch Stiergefecht, ist ein Wort, welches jeden Spanier und jeden, dem ein Tropfen spanischen Blutes in den Adern fließt, zu begeistern vermag. Er bekümmert sich nicht um die Argumente, welche die Gegner dieser seiner Lieblings-vergnügung vorbringen, um zu beweisen, daß dieselbe nicht nur moralisch, sondern auch anderweit verwerflich ist; er eilt zur Arena, um der Tierquälerei aus voller Kehle zuzujauchzen, und gerät vor Entzücken gar außer sich, wenn ein mannhafter Stier einem Pferde den Leib aufschlitzt oder einen der Toreadores auf die Hörner spießt.



. . . . der Espada zog ein langes Gauchomesser unter dem Rock hervor und drang wutbrüllend mit demselben auf den Deutschen ein . .

Ja, Corrida de toros! Wie lange hatte man in Buenos Ayres kein Stiergefecht gegeben; seit welcher Zeit war in der Plaza de toros das Wiehern der Pferde, das Brüllen der Stiere, das Geschrei der Kämpfer und das Jauchzen der Zuschauer nicht mehr vernommen worden! Es war eine ganze lange Reihe von Jahren her, seit das letzte Stiergefecht stattgefunden hatte. Und daran waren die leidigen politischen Verhältnisse des Landes schuld.

Der Krieg, in welchen Lopez, der Diktator von Paraguay, die argentinische Konföderation gezogen, hatte der letzteren bis jetzt vierzig Millionen Dollar und fünfzigtausend Menschenleben gekostet, ganz abgesehen von den zweimalhunderttausend Opfern, welche die infolge des Krieges eingeschleppte Cholera noch forderte. Da war an Vergnügungen nicht zu denken gewesen. Das argentinische Heer befand sich gegen Lopez stets im Nachteile; in voriger Woche aber hatte es einen bedeutenden Erfolg errungen. Derselbe wurde in Buenos Ayres durch Illumination und festliche Umzüge gefeiert, und um sich bei der Bevölkerung beliebt zu machen, ergriff der neu erwählte Präsident Sarmiento diese Gelegenheit, die Erlaubnis zu einem Stiergefechte zu erteilen.

Obgleich es zur Vorbereitung für dasselbe nur wenig Zeit gegeben hatte, waren zufälligerweise günstige Umstände eingetreten, welche erwarten ließen, daß diese Corrida de toros eine ungewöhnlich interessante sein werde. Buenos Ayres besaß nämlich selbst mehrere Stierkämpfer, welche sich einen Namen erworben hatten und noch von keinem Toro (Stier) geworfen worden waren. Voller Eifersucht gegeneinander, brannten sie darauf, jetzt zu entscheiden, welcher von ihnen der geschickteste sei. Da meldete sich ein Fremder, ein Spanier aus Madrid, welcher seit einigen Tagen im Hotel Labastie wohnte, und bat um die Erlaubnis, sich mit um den Preis bewerben zu dürfen. Als er seinen Namen nannte und seinen Beruf angab, waren die Herren des Komitees mit Freuden bereit, ihre Einwilligung zu erteilen, denn dieser Mann war kein andrer als Señor Cruſada, der berühmteste Espada im ganzen spanischen Königreiche.

Die Kunde davon war geeignet, die Einwohnerschaft der Stadt in Erregung zu versetzen, und doch sollte es noch viel besser kommen. Es meldeten sich nämlich noch zwei Señores, deren Anerbietungen diese Erregung auf das höchste steigerten. Der eine war der Besitzer großer Viehherden. Er hatte vor einiger Zeit unter bedeutendem Kostenaufwande mehrere nordamerikanische Bisons kommen lassen, um zu versuchen, ob eine Kreuzung derselben mit der einheimischen Rinderrasse zu erzielen sei; aber diese mächtigen Tiere hatten sich als so wild und unzähmbar erwiesen, daß er zu dem Entschlusse gekommen war, sie, um sie unschädlich zu machen, erschießen zu lassen. Er erbot sich, den stärksten dieser Bisons kostenfrei zum Stiergefechte zu liefern. Der andre Señor war Besitzer einer Hacienda in der Gegend von San Nicolas. Seine Peons (Knechte) hatten, um einen Jaguar, welcher seine Schafherde lichtete, zu fangen, Gruben gegraben und waren so glücklich gewesen, das Raubtier lebendig und unverletzt in ihre Hände zu bekommen. Um es an einen Händler verkaufen zu können, hatte man es nicht getötet, und nun erklärte der Haciendero, daß er den Jaguar bringen lassen werde, um ihn dem Komitee zu schenken.

Es läßt sich denken, daß diese Umstände, die Anwesenheit des berühmten Stierkämpfers und die Aussicht auf einen Kampf mit dem Büffel und dem Jaguar nicht allein für das Publikum, sondern vor allen Dingen auch für die einheimischen Toreadores von höchstem Interesse war.

Toreadores oder Toreros werden die Stierfechter im allgemeinen genannt. Das Wort kommt von toro, der Stier, her. Sie gliedern sich in mehrere besondere Abteilungen, von denen jede ihre eigene, bestimmte Aufgabe zu lösen hat. Da sind zunächst die Picadores, welche, auf Pferden sitzend, den Stier mit ihren Lanzen zu reizen haben. Sodann die Chulos oder Banderilleros, denen es obliegt, falls ein Picador in Gefahr kommen sollte, die Aufmerksamkeit des Stieres durch bunte Schärpen von demselben ab- und auf sich zu lenken und ihm dünne, mit Widerhaken versehene Stäbe in den Nacken zu stecken. Endlich die Espadas, die eigentlichen Kämpfer, welche den Stier mit dem Degen zu erlegen haben. Sie haben ihren Namen von dem Worte espada, Degen, erhalten. Zu erwähnen sind noch die Matadores, nach dem Worte matar, schlachten, so genannt. Diese Schlächter gehören nicht zu den eigentlichen Stierkämpfern; sie sind Zirkusknechte und haben dem Stier, falls derselbe von dem Espada nicht tötlich getroffen wird, aber doch niederstürzt, den Gnadenstoß zu geben.

Wie bereits erwähnt, durchzogen Ausrufer die Straßen von Buenos Ayres, um zu verkünden, daß der Stierkampf morgen stattfinden werde. Zuweilen blieben sie stehen, um den Passanten mit weithin schallender Stimme das Programm und alle nähern Umstände mitzuteilen. Es war gegen Abend. Wer es thun konnte, der schloß sein Geschäft, um eine Restauration, ein Café oder eine Confitoria aufzusuchen und dort sich über das Ereignis des Tages auszusprechen. Confitorias sind öffentliche Lokale, in denen man nur Kuchen und Eis genießt.

Das Café de Paris, welches als das feinste in Buenos Ayres gilt, war so von Gästen gefüllt, daß fast kein leerer Stuhl zu sehen war. Es ging da sehr lebhaft her, besonders an einem Tische, zu welchem die Blicke der Anwesenden immer und immer wiederkehrten, denn dort saßen die drei argentinischen Espadas, welche morgen ihre Geschicklichkeit zu zeigen hatten. Unter sich voller gegenseitiger, heimlicher Eifersucht, zeigten sie sich in ihren Worten darin einig, daß es ein geradezu unverzeihlicher Fehler des Komitees sei, den Spanier zugelassen zu haben. Sie nahmen sich vor, alles mögliche zu thun, ihm seinen bisherigen Ruhm zu entreißen. Einer von ihnen, welcher das große Wort führte, vermaß sich, den nordamerikanischen Bison gleich mit dem ersten Stoße zu erlegen, und wendete sich an die Anwesenden, indem er sich erbot, mit jedem zu wetten, daß er sein Wort halten werde.

In seiner Nähe saßen an einem andern Tische vier feingekleidete Herren, von denen besonders einer in die Augen fiel. Er war von beinahe riesiger Gestalt und trug, obgleich er nicht viel über fünfzig Jahre alt sein konnte, einen langen, dichten Vollbart, welcher fast die Weiße des Schnees hatte. Sein Haupthaar besaß dieselbe Farbe. Infolge seines sonnverbrannten Gesichtes hätte man ihn für einen Gmuhr oder überhaupt einen Mann halten sollen, der nur im Freien, auf der Pampa oder gar in der Wildnis lebe, aber sein eleganter, nach dem neuesten Pariser Schnitte gefertigter Anzug sprach vom Gegenteile. Seine drei Nachbarn waren ebenso sonnverbrannt wie er. Einer derselben wendete sich mit den Worten an ihn:

„Hast du den Großsprecher gehört, Carlos?“

Der Weißbärtige nickte mit dem Kopfe.

„Was sagst du dazu?“

Der Gefragte zuckte mit der Achsel, indem ein leichtes, geringschätziges Lächeln über sein ernstes Gesicht glitt.

„Ganz deiner Meinung!“ fuhr der andre fort. „Es gehört schon etwas dazu, einen hiesigen Toro, bevor er abgemattet ist, mit dem Degen zu erlegen. Du wirst besser wissen als wir, was ein nordamerikanischer Büffel zu bedeuten hat, denn du bist jahrelang dort oben gewesen und hast Bisons gejagt. Dieser Espada hier wird wohl schwerlich im stande sein, sein Versprechen zu halten.“

„Das meine ich auch. Mit dem Munde tötet man keinen Büffel.“

Er hatte diese Worte lauter gesprochen, als es von ihm wohl beabsichtigt worden war. Der Espada hörte sie, sprang von seinem Stuhle auf, trat herbei und sagte in fast befehlendem Tone:

„Señor, wollen Sie mir wohl sagen, wie Sie heißen?“

Der Weißbärtige maß ihn mit einem unendlich gleichgültigen Blicke und antwortete dann:

„Warum nicht, wenn ich vorher Ihren Namen kennen gelernt habe.“

„Mein Name ist weithin berühmt. Ich heiße Antonio Perillo.“

Da leuchteten die Augen des Riesen für einen Augenblick ganz eigentümlich auf, doch ließ er schnell die Lider sinken und meinte in demselben Tone wie vorher:

„Mein Name ist schwerlich so berühmt wie der Ihrige. Ich heiße Hammer.“

„Ist das ein deutscher Name?“

„Ja.“

„So sind Sie ein Deutscher?“

„Allerdings.“

„So halten Sie gefälligst den Mund, wenn es sich um hiesige Angelegenheiten handelt! Ich bin ein Porteño, verstanden?“

Er sagte dieses Wort mit scharfer Betonung und blickte dem andern dabei von oben herab stolz in das Gesicht. Porteños nennen sich die eingeborenen Bewohner des Landes im Gegensatze zu den Eingewanderten. Sie halten sich, doch ohne allen Grund, für besser, als dieselben. Wenn der Espada glaubte, mit diesem Worte Eindruck zu machen, so hatte er sich geirrt, denn der Riese that gar nicht, als ob er die Bedeutung desselben kenne. Darum fuhr der Espada in noch zornigerem Tone fort:

„Sie haben mit Geringschätzung von mir gesprochen. Wollen Sie Ihren Ausdruck zurücknehmen?“

„Nein. Ich habe gesagt, daß man einen Büffel nicht mit Worten tötet, und weil ich eben ein Deutscher bin, pflege ich stets zu wissen, was ich sage.“

„Carracho! Das ist stark! Ich, der berühmteste Espada dieses Landes, soll mich von einem Deutschen verhöhnen lassen! Mann, wenn ich Sie nun vor meine Klinge fordre, was werden Sie da sagen?“

„Nichts, gar nichts werde ich sagen, da es ja der Rede gar nicht wert ist,“ antwortete Hammer, indem er sich auf seinem Stuhle behaglich zurücklehnte und dem Espada einen Blick zuwarf, welcher auf alles andre, aber nur nicht auf Furcht schließen ließ. Das erregte diesen noch mehr. Er trat mit vor Zorn funkelnden Augen noch einen halben Schritt näher, hob den Arm wie zum Schlage und rief:

„Wie, Sie wollen mir die Beleidigung nicht abbitten und mir auch keine Genugthuung geben?“

„Nein.“

„Gut, so werde ich Sie als einen ehrlosen Feigling kennzeichnen. Hier haben Sie das!“

Er wollte dem Deutschen mit der Faust in das Gesicht schlagen; dieser aber parierte den Hieb von unten herauf mit dem Arme, fuhr schnell empor, nahm den Espada bei den beiden Armen, drückte sie ihm an den Leib, hob ihn in die Höhe und warf ihn, als ob er ein federleichter Gegenstand sei, an die Wand, daß es krachte.

Alle Gäste erhoben sich von ihren Sitzen, um zu sehen, was nun geschehen werde. Der Espada war, wie überhaupt alle Anwesenden, von denen keiner das Gewand der Pampa trug, auf französische Art gekleidet, und es stand also nicht zu erwarten, daß er eine Waffe bei sich tragen werde, doch griff er, nachdem er sich rasch aufgerafft hatte, unter den Rock, zog ein langes Gauchomesser hervor und drang wutbrüllend mit demselben auf den Deutschen ein. Dieser wich keinen Zoll zurück, sondern sah ihm mit scharfem Auge entgegen, packte ihn mit raschem Griffe an dem das Messer hochhaltenden Arm und drückte ihm denselben so, daß er die Waffe mit einem Schmerzensschrei fallen ließ. Dann gebot er ihm in drohendem Tone:

„Gib Ruhe, Antonio Perillo! Mir kommt man nicht in dieser Weise. Wir befinden uns in Buenos Ayres, nicht aber in der Salina del Condor. Verstanden?“

Bei diesen Worten nahm er seinen Gegner so scharf in das Auge, als ob er ihm in das innerste Herz blicken wolle. Perillo fuhr zurück und starrte den Sprecher erschrocken an. Er war bleich, sehr bleich geworden; sein Auge flimmerte in einem ungewissen Scheine und seine Stimme zitterte beinahe, als er antwortete:

„Die Salina del Condor? Was ist's mit dieser? Ich kenne sie nicht.“

„Du kennst sie nur zu gut; ich sehe es dir an.“

„Ich bin nie, niemals dort gewesen. Was wollen Sie mit dem Namen dieses Ortes sagen?“

„Ganz dasselbe, was du dir jetzt im stillen sagst, freilich ohne es laut werden zu lassen. Aber es wird laut werden, früher oder später; das versichere ich dir!“

„Ich weiß nicht, was Sie reden und was Sie wollen. Ich mag mit Ihnen nichts zu thun haben.“

„Dazu hast du allen Grund; also hüte dich davor, daß ich einmal mit dir zu thun bekomme, denn du würdest da schwerlich so gut davonkommen wie heute!“

Er griff in die Tasche, warf, um das Genossene zu bezahlen, eine Anzahl von Papierthalern auf den Tisch, nahm den Hut vom Nagel und schritt der Thüre zu, ohne daß jemand es wagte, ihn anzuhalten. Seit er nicht mehr auf dem Stuhle saß, sondern sich aufgerichtet hatte, sah jeder ein, daß mit diesem Goliath nicht gut anzubinden sei. Seine drei Gefährten folgten ihm.

Erst als die Thüre sich hinter ihnen geschlossen hatte, kehrte dem Espada der Mut zurück. Er wendete sich an seine Gefährten, um seine Niederlage zu beschönigen, denn einer derselben rief ihm höhnisch zu:

„Welch eine Blamage, Antonio Perillo! Er hat dich geworfen!“

„Laufe ihm doch nach und binde mit ihm an! Gegen so einen Riesen kann kein Mensch aufkommen.“

„Das mag sein. Aber er nannte dich Du. Welche Verächtlichkeit! Und du ließest es dir nicht nur gefallen, sondern nanntest ihn Sie, wie vorher.“

„Ich habe auf das Du gar nicht geachtet."

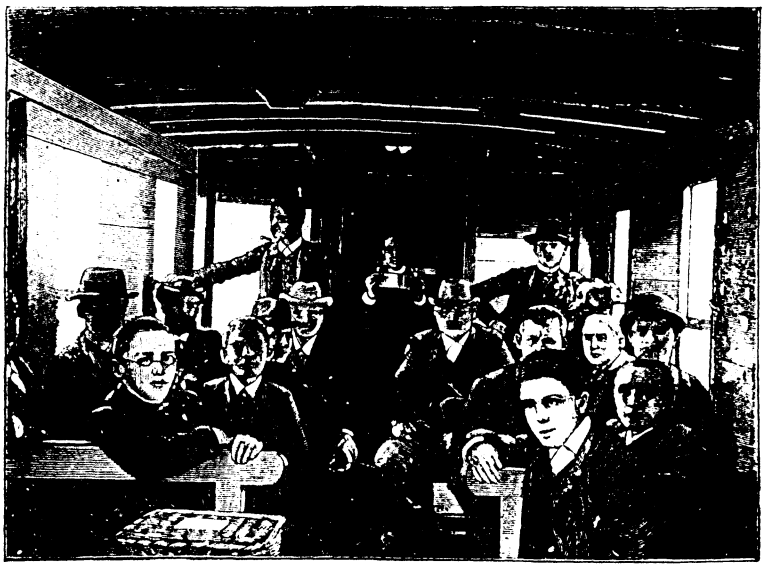
„Und was war es mit dieser Salina del Condor? Was meinte er damit?"

„Weiß ich es? Dieser Aleman scheint an einer fixen Idee zu leiden. Ihr wißt ja, daß die Deutschen alle Träumer oder mondsüchtig sind. Sprechen wir nicht mehr davon."

Vielleicht hatte man dieses Thema doch nicht fallen lassen, wenn nicht eben jetzt eine Person eingetreten wäre, welche die Blicke aller auf sich zog. Es war ein Gaucho, aber von so kleiner, schmächtiger Gestalt, wie keiner der Anwesenden in seinem Leben jemals einen Gaucho gesehen hatte. Das Männchen trug eine sehr weite und sehr weite Hose, welche ihm nur bis an die Kniee reichte, und eine rote, baumwollene Chiripa. Das ist eine Decke, welche der Bewohner der Pampa schräg um die Hüften schlägt, vorn und hinten emporzieht und dann um den Leib legt, wo sie von einem Gürtel festgehalten wird. Die Aermel des Hemdes, welches ebenso rein und weiß wie die Hose war, hatte der kleine Träger bis über die Ellbogen aufgewickelt, so daß seine Vorderarme unbedeckt waren. Ueber den Gürtel war eine rote Schärpe gebunden, deren Enden an der Seite herunterhingen. Ein ebenfalls roter Poncho bedeckte den Oberkörper. Das ist eine wollene Decke, in deren Mitte sich ein Schnitt befindet, durch welchen man den Kopf steckt. Die Unterschenkel waren mit echten Gauchostiefeln bekleidet, welche folgendermaßen zubereitet werden. Man zieht beim Schlachten eines Pferdes von den unteren Beinen die Haut, doch ohne sie zu zerschneiden, noch lebenswarm herunter und legt sie in heißes Wasser, um die Haare leichter abschaben zu können. Man steckt, während diese Häute noch naß sind, die Füße hindurch und zieht sie wie Strümpfe an. Sobald das Leder trocken wird, legt es sich fest um die Waden und bildet eine sehr wetterfeste Bekleidung, welche man freilich niemals ablegen kann, sondern tragen muß, bis sie von selbst zerreißt und von den Beinen fällt. Natürlich sind da nur die Unterschenkel und der obere Teil des Fußes bedeckt; die Zehen aber sehen vorn heraus und auch die Fußsohle bleibt nackt. Der Gaucho, welcher solche Stiefel trägt, geht also barfuß — wenn er nämlich geht. Von Gehen ist bei ihm nur dann die Rede, wenn er sich im Innern seiner Hütte befindet, sonst aber sitzt er ununterbrochen im Sattel. Daß die Zehen nackt sind, kommt ihm bei der Beschaffenheit seiner Steigbügel zu statten, denn dieselben sind so klein, daß er nur die große Zehe hineinzustecken vermag. Desto größer sind die Sporen, welche er trägt. Auch der kleine Mann, welcher jetzt in das Café getreten war, hatte ein paar Räder angeschnallt, welche die Größe eines silbernen Fünfmarkstückes besaßen. Ein graues Filzhütchen, von welchem eine Troddel hing, saß ihm auf dem Kopfe, und unter diesem Hute trug er ein rotseidenes Tuch, dessen hinten herabgehenden Zipfel er vorn am Halse festgebunden hatte. Solche Tücher trägt der Gaucho unter dem Hute, da sie den Nacken vor dem Sonnenbrande schützen und zugleich eine angenehme Kühlung gewähren, weil sie beim Reiten vorn die Luft auffangen und dem Nacken zuführen. In dem Gürtel unter der Schärpe steckte ein langes Messer und eine zweiläufige Pistole, und über die Achsel hing an einem breiten Riemen eine Doppelflinte, welche nicht viel kürzer als der Mann selber war, welcher zwei Bücher in den Händen hatte.

Dieser letztere Umstand war es besonders, welcher die Augen auf ihn zog. Ein Gaucho mit Büchern! Das hatte man noch nicht gesehen. Dazu war er vollständig glatt rasiert, was ebenso auffallen mußte. Auch blieb er vorn an der Thür für einen Augenblick stehen und grüßte, was keinem andern jemals eingefallen wäre, mit einem lauten „Buenos dias — guten Tag!" Dann schritt er auf den Tisch zu, welcher soeben leer geworden war, setzte sich an denselben nieder, schlug beide Bücher auf und begann, grad so als ob er ganz allein sei, höchst eifrig in denselben zu blättern und zu lesen. Es waren zwei Abhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin, von E. d'Alton und von Weiß.

(Fortsetzung folgt.)



Eine Schülerreise. Im Eisenbahnwagen vor Ehrenbreitstein.

Elternliebe der Elster.

Ein Pfarrer erzählt folgende, von ihm selbst beobachtete Geschichte:

Ein Bauernknabe nahm einst aus einem Elsternneste drei junge, fast flügge Elstern und setzte sie in ein großes Drahtbauer. Am andern Tage sah ich die beiden Alten die jungen Vögel füttern. Dieses wiederholte sich Tag für Tag, was ich besonders des Morgens früh von meinem benachbarten Garten aus beobachtete. Bald gewahrte ich auch, daß die Alten andre Elstern mitbrachten, welche den Eingesperrten schnatternd Gesellschaft leisteten, bis sich der Hof, worauf das Bauer stand, belebte. Dann erhob sich die Gesellschaft scheu in die Luft, um den Besuch andern Tages zu wiederholen.

Eine Schülerreise ins Gebirge.

Den 16. August 1890.

Hurra! Ferien! Und welch ein Vergnügen steht uns bevor! Wir werden die schöne, freie Zeit nicht in unsern vier Wänden zubringen, sondern dürfen hinauspilgern in die weite Welt, in die schönen

Berge Tirols und der Schweiz. Die Touristentasche ist fix und fertig gepackt, der nötige Mundvorrat für die Eisenbahnfahrt von der sorglichen Mutter wohl bereitet, und nun noch den Ueberzieher und den Schirm zur Hand und, wenn Du ihn von früher noch bewahrt hast, den Alpenstock — dann auf zur Bahn. Lebe wohl, du traute Heimat am Niederrhein, schon dampft der Zug hinein ins Land.

Willst Du einmal mit uns reisen, Du „Guter Kamerad"? Bist freundlich eingeladen.

Das Wetter ist herrlich; förmlich heiß brennt die Sonne. Fast sorglos können wir die Fahrt antreten: der ganze Plan ist aufs sorgfältigste ausgearbeitet, Tag für Tag die Märsche festgesetzt, die Nachtquartiere alle vorausbestellt, — da brauchen wir nichts mehr als gutes Wetter, und bei unsrem bekannten Glück wird uns auch dies nicht fehlen. Was verschlägt es da, daß wir von Duisburg bis Basel die harten Bänke der dritten Wagenklasse drücken müssen? Dafür geht es dann weiter mit dem Basel-Wiener Kurierzug zweiter Klasse über Zürich, Buchs und mit der herrlichen Arlbergbahn ins Tirol hinein.

Unser Plan war folgender:

1. Tag: von Duisburg mit der Bahn über Frankfurt—Heidelberg nach Basel; 2. Tag: von Basel mit der Bahn über Buchs nach Oetzthal; weiter zu Fuß nach Oetz; 3. Tag: Oetz-Umhausen-Längefeld-Sölden; 4. Tag: Sölden-Vent-Hochjochhospiz; 5. Tag: Hochjochhospiz-Hochjoch-Kurzras-Unserfrau-Karthaus; 6. Tag: Karthaus-Naturns; zu Wagen nach Meran; weiter mit der Bahn über Bozen nach San Michele; von dort zu Wagen nach Mezzolombardo; 7. Tag: von Mezzolombardo zu Wagen über Cles nach Malé; weiter zu Fuß nach Fucine; 8. Tag: Fucine-Tonalepaß-Ponte di Legno-Sta. Apollonia; 9. Tag: Sta. Apollonia-Gaviapaß-Sta. Katharina; weiter zu Wagen nach Bad Bormio; 10. Tag: Bad Bormio-Sta. Maria-Stilfserjoch-Franzenshöhe; 11. Tag: Franzenshöhe-Trafoi-Prad; zu Wagen nach Tauffers; 12. Tag: Tauffers-Scarljöchl-Schuls; zu Wagen nach Süs; 13. Tag: Süs-Fluelapaß-Davos-Dörfli; 14. Tag: von Davos-Dörfli mit der Bahn über Landquart-Basel nach Müllheim; zu Wagen nach Badenweiler; 15. Tag: nachmittags von Badenweiler nach Müllheim; mit der Bahn nach Frankfurt a. M.; 16. Tag: von Frankfurt a. M. mit der Bahn nach Rüdesheim, Duisburg.

Eine Schülerreise. Am Hochjochhospiz.

Nun sollst Du, „Guter Kamerad", auch erfahren, in welcher Gesellschaft Du Dich befindest. Wir sind fünf Lehrer und sechzehn Schüler, unter beiden viele „gediente" Leute, d. h. von den Lehrern haben α und β je acht solcher Gebirgsreisen mitgemacht, γ vier, δ zwei und nur ε ist Neuling; die Schüler sind acht Primaner, vier Sekundaner, ein Obertertianer, alle von unsrer Schule, dazu zwei Brüder unsrer Schüler von auswärts, der sechzehnte ist ein Berliner Kind und Oberprimaner aus Münster. Auch unter diesen sind viele, die schon mehrmals mit uns ins Gebirge wanderten, und namentlich alle Sektionsältesten.

Eine Schülerreise. In der Dépendance des Hochjochhospiz.

Zwischen den fünf Abteilungen, die wir bilden, wechselt täglich der „Dienst", und der Führer desselben, einer von den oben mit griechischen Buchstaben bezeichneten Lehrern, kurzweg „Griechen" genannt, hat den ganzen Tag das Kommando. Sämtliche Nachtquartiere, einschließlich des Abendessens und Morgenkaffees, sind zwar schon im voraus bestellt. Der diensthuende Grieche aber bestimmt auf dem Marsch, wann und wo gerastet, ob warm oder kalt gefrühstückt wird, verteilt abends im Hotel die Zimmer und ist für rechtzeitiges Wecken am andern Morgen verantwortlich. In allem wird er stets bereitwillig von den drei oder vier jungen Leuten seiner Abteilung unterstützt, die sich ein Vergnügen daraus machen, wo die vorhandene Bedienung nicht ausreicht, kräftig auszuhelfen.

Aber auch noch mehr leisten sie. Wir führen einen photographischen Apparat mit uns, in fünf Teile zerlegt, der von uns allen abwechselnd getragen wird, und jede Stunde ertönt das Kommando: „Apparate wechseln." Aber das ganze mühsame Geschäft des Photographierens selbst besorgen zwei Primaner, die oft lange hin und her laufen müssen, um den geeignetsten Platz zu einer Aufnahme zu finden und dann abends noch lange damit zu thun haben, die Platten in einem dunkeln Zimmer einzulegen. Und wenn wir

jetzt unsre schönen Reisebilder betrachten, die der „Gute Kamerad" zu dieser Schilderung genau nach den Originalphotographien so trefflich hat in Holzschnitten ausführen lassen, dann gedenken wir doppelt mit Dank der aufopfernden Thätigkeit von Max und Alfred.

Wir führen ferner noch einen zwei Liter fassenden Blechtopf oder Kessel mit, in dem unterwegs öfters aus Wasser, Zucker und Zitronensäure ein kühlender Trank bereitet wird.

Um Verletzungen, leichtes Unwohlsein, wundgelaufene Füße u. a. zu kurieren, haben wir eine kleine Reiseapotheke bei uns, die von einem uns wohlgesinnten Apotheker unsrer Stadt jedesmal freundlichst gestiftet wird.

Auch eine Strafkasse wird geführt; jede Unordnung, Verspätung, Liegenlassen von Sachen ꝛc. wird mit fünf Pfennigen bestraft, und die Strafgelder zur Festfeier des letzten Abends verwendet.

Den 17. August 1890.

Nach einer prachtvollen Fahrt beim herrlichsten Wetter durch die Schweiz am Züricher- und am Walensee vorbei, deren großartige Umgebung sich uns im herrlichsten Lichte zeigte, hatten wir Sonntag den 17. August gegen Mittag das österreichische Gebiet erreicht.

Die Arlbergbahn, eine der interessantesten Gebirgsbahnen, führte uns von Feldkirch (455 m über dem Meer) durch das Illthal bis Bludenz, dann meist an der nördlichen Thalwand einher über eine Masse von Viadukten, über Brücken, durch viele Tunnels, unter herrlichen Scenerien und Ausblicken, zum großen Arlbergtunnel hinauf. Er ist 10 240 m lang, circa 4500 m weniger als der Gotthardtunnel, 1311 m über dem Meere und die Durchfahrt dauert 17—20 Minuten. Mit ihm verließen wir das Stromgebiet des Rheins, ohne daß die kunstreich angelegte Bahn einen Augenblick aufhörte uns zu fesseln, und bald öffnete sich uns ein prächtiger Blick ins Innthal hinein. Bald haben wir ihn selbst erreicht und sehen, wie er sich mit seinen grauen Fluten dahinwälzt; noch waren ein paar Stationen zu passieren und wir gelangten dann nach Station Oetzthal; hier wurde das Ränzel auf den Rücken genommen und in einer guten Stunde waren wir in Oetz, unsrem ersten Nachtquartier im Tirolerland.

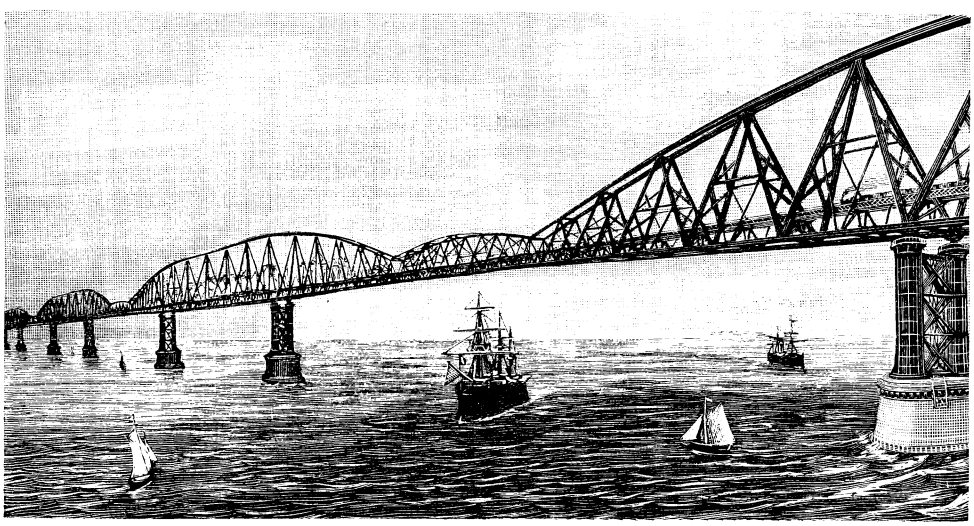
(Fortsetzung folgt.)

Die Brücke zwischen England und Frankreich.

Der Gedanke, England mit dem Kontinent zu verbinden, ist nicht neu, schon zu Beginn dieses Jahrhunderts haben sich namentlich französische Ingenieure mit der Ausarbeitung von solchen Projekten beschäftigt. Vor etwa 20 Jahren war man auf den Gedanken gekommen, einen unterseeischen Tunnel herzustellen, und bei dieser Gelegenheit zeigte es sich, daß sich auch genug Kapital finden ließe, das Unternehmen auszuführen. Die Hauptschwierigkeiten liegen heute ohne Zweifel weniger in den technischen Hindernissen, als an dem Widerstande Englands, der auf politische Gründe zurückzuführen ist.

In neuester Zeit hat man nun wieder, angeregt durch die bedeutenden Fortschritte in der Eisenkonstruktion, den Plan zu einem Brückenbau gefaßt, an dem sich insbesondere die bewährten Konstrukteure der riesenhaften Forthbrücke, die Ingenieure John Fowler und Benjamin Baker beteiligen sollen. Auf die Einzelheiten dieses großartigen Projektes hier einzugehen, würde zu weit führen. Wir verweisen auf unser Bild und wollen nur erwähnen, daß die Pfeiler, die sich über eine Gesamtlänge von nicht weniger als 38 Kilometer verteilen würden, an der Basis eine Breite von mindestens 42 m zu erhalten hätten; die an den tiefsten Stellen zu erbauenden müßten auf dem Meeresgrunde eine Basis von 1604 qm erhalten. Auf diese aus Mauerwerk mittels sogen. Eisenkästen (Caissons) aufgeführten Pfeiler kämen 40 bis 43 m hohe eiserne Stützpfeiler zu stehen, auf denen dann die Brückenträger Platz finden. Die Caissons sind in ihrem obersten Teile bekanntlich mit einer beweglichen Kuppel versehen, aus denen mit Hilfe von Luftdruck während der Arbeit das Wasser ausgepumpt werden muß. Ist die Mauerung des Pfeilers auf diese Weise ausgeführt, werden die Eisenteile aufgesetzt. Man berechnet, daß 4 000 000 cbm Mauerwerk nötig sein werden. Die größten Spannweiten sind auf 350 bis 500 m, die mittelgrößten auf 200 bis 350 m, die geringsten auf 100 bis 200 m berechnet.

Um das Bedenken der Engländer zu beseitigen, ist projektiert, die Endträger drehbar einzurichten, so daß einer etwa anmarschierenden Armee der Weg plötzlich abgeschnitten werden könnte; sie würde vor einem etwa 50 m wassertiefen und, wie oben schon angegeben, mehrere hundert Meter hohen Abgrund stehen, der sich trotz allen Mitteln der neueren Kriegskunst nur schwer überschreiten lassen dürfte. Ob das Projekt nun zur Ausführung gelangt oder nicht, soviel ist fast gewiß, daß unsre heutigen Techniker einer derartigen Aufgabe gewachsen sein dürften.



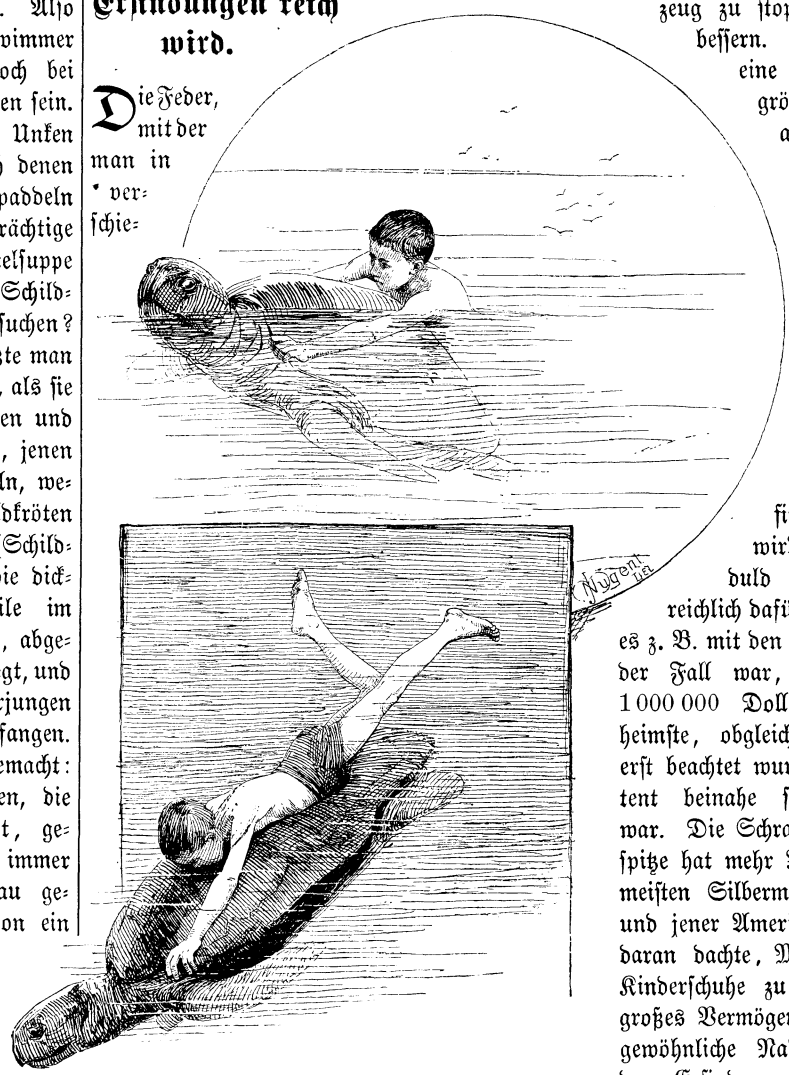
Perspektivische Ansicht der Brücke zwischen England und Frankreich.

Ein Ritt unter Wasser.

Das Wasser ist klar, hell und durchsichtig, nicht kalt, auch nicht tief, es mißt an der tiefsten Stelle kaum fünf Fuß, der Boden ist sandig, aber fest. Also eine Gefahr würde für den Schwimmer weder bei einem freiwilligen noch bei einem unfreiwilligen Bade vorhanden sein. Nicht Fische, Muscheln, Spinnen, Unken oder einfache Kröten sind es, nach denen die munteren Jungen im Wasser paddeln und krabbeln, sondern große, prächtige Schildkröten, die die echte Turtelsuppe geben und ein kostbares, herrliches Schildpatt liefern. Willst du's auch versuchen?

Um das zu unternehmen, müßte man sich etwas längere Hundstagsferien, als sie gewöhnlich bemessen sind, ausbitten und nach den Keys Südfloridas reisen, jenen langen Ketten kleiner Koralleninseln, wegen ihres Reichtums von Schildkröten schlechtweg ebenfalls Tortugas (Schildkröten) genannt. Dort werden die dickköpfigen, rückengepanzerten Reptile im sicheren Hafen in nicht zu großen, abgesteckten Gehegen gehalten und gepflegt, und bei Bedarf von geübten Taucherjungen geschäfts- und berufsmäßig eingefangen.

Dieses letztere aber wird so gemacht: Früh beizeiten geht's in den Hafen, die wenigen Kleider werden abgelegt, geräuschlos ins Wasser gegangen, immer tiefer hinein, scharf wird Umschau gehalten . . . richtig! dort liegt schon ein Dickhäuter am Grunde. Nun noch ein langer, kräftiger Atemzug gethan, in die Flut getaucht, mit festem Griff das Tier gerade über Kopf und Hals am Rande des Pattes gepackt, sich mit dem ganzen Körper über den Rücken gelegt, kräftig daran gerüttelt und mit den Füßen bearbeitet. Die Schildkröte erwacht aus ihrer Ruhe, streckt den Kopf unter dem Panzer hervor, schaut sich um, thut, als ob sie beräte, was zu beginnen sei — schnellt wie ein Pfeil, schneller als man's vermuten sollte, mit ihrem Reiter in die Höhe, noch einmal bergab, wieder an die Oberfläche und wird hier samt dem Jungen von hilfsbereiten Händen empfangen, in den haltenden Nachen gezogen und an Ort und Stelle gebracht. So holen die flinken Jungen in 20 Minuten wohl ein Dutzend Dickköpfe vom Grunde herauf und haben außer einem reichlichen Verdienst, der ihnen dafür zu teil wird, an dem sportmäßig geübten Fang selbstverständlich auch ein großes Vergnügen.



Ein Ritt unter Wasser.

Wie man durch kleine Erfindungen reich wird.

Die Feder, mit der man in verschiedenen Farben zugleich zeichnen kann, bringt dem Erfinder ein jährliches Einkommen von 200 000 Dollar ein. Die Gummielastikspitze auf Bleistiften hat bereits 100 000 Dollar eingetragen. Ein sehr großes Vermögen ist einem Bergmann zugefallen, der einen kleinen Metallverschluß erfand, welcher an beiden Enden der Rock- und Hosentaschen angebracht wird, um dem Druck zu widerstehen, welcher durch das Tragen schwerer Erzstücke oder Gerätschaften ausgeübt wird. Aus einer kürzlich stattgehabten Gerichtsverhandlung ging ferner hervor, daß der Erfinder der Metallplatten zum Schutz der Sohlen und Absätze von Schuhen gegen Abnutzung im Jahre 1879 mehr als 12 000 000 Platten verkaufte und im Jahre 1887 gar die Zahl von 143 000 000 erzielte, was einem Gewinn von 1 250 000 Dollar entspricht. Eine noch einträglichere Erfindung ist der „Stopfweber", um Strümpfe und Unterzeug zu stopfen und auszubessern. Aber nie brachte eine Erfindung eine größere Summe ein, als die Glasglocke, welche über die Gasflammen gehängt wird, um die Stubendecke zu schonen. Häufig bedarf es einiger Zeit und der Gunst von Umständen, bevor eine Erfindung gewürdigt wird; wer aber Geduld hat, wird oft reichlich dafür entschädigt, wie es z. B. mit den Rollschlittschuhen der Fall war, deren Erfinder 1 000 000 Dollar Nutzen einheimste, obgleich die Erfindung erst beachtet wurde, als das Patent beinahe schon abgelaufen war. Die Schraube mit Bohrerspitze hat mehr Reichtum als die meisten Silberminen eingebracht und jener Amerikaner, der zuerst daran dachte, Messingspitzen auf Kinderschuhe zu setzen, hat ein großes Vermögen erworben. Der gewöhnliche Nadeleinfädler trug dem Erfinder mehr als 10 000 Dollar Jahresrente ein. Wenige Erfindungen sichern so viel Einkünfte, wie patentierte Spielsachen: das beliebte Spielzeug „Der Retourball", ein hölzerner Ball, verschaffte dem Patentinhaber eine jährliche Rente von 50 000 Dollar, die Erfindung der „tanzenden Krähe" dem ihrigen eine solche von 75 000 Dollar. Die Erfindung der „Pharaos Schlange", eines vor mehreren Jahren sehr beliebten Spielzeuges, war das Produkt einiger chemischen Experimente, die dem Erfinder über 50 000 Dollar eintrugen, und das sehr sinnreiche, unter dem Namen das „Lebensrad" bekannte Spiel soll dem Erfinder mehr als 100 000 Dollar Nutzen gebracht haben. So öffnet sich jedem erfinderischen Kopf die Möglichkeit reicher Belohnung.

Wie viele Schwalben gehen auf ein Pfund?

Ueber diese seltsame Frage entspann sich jüngst im badischen Städtchen R. eine Wette. Der eine der Wettenden meinte, es seien etwa 6—8 Stück erforderlich; der andre behauptete, daß man ein ganzes Dutzend brauchen werde. Die Wette gelangte bald zum Austrag, und es sollte sich zeigen, daß, wie gewöhnlich im Menschenleben, keiner recht hatte. Es wurde eine Schwalbe eingefangen und, nachdem Flügel und Füße sorgfältig mit einem Seidenfaden gebunden worden waren, auf eine Wage gelegt; sie wog zum großen Erstaunen der Anwesenden 10 g, so daß ihrer 50 auf ein Pfund gehen. Der normale Mensch wiegt das 7—8000-fache.

Selbst errungen.

Der kurze Wintertag neigte sich seinem Ende zu; es dunkelte bereits stark, und von dem blanken Eise des Stadtteiches machte sich ein Schlittschuhläufer nach dem andern auf den Heimweg. In Gruppen und einzeln gingen die jugendfrischen, durch die kräftige Bewegung belebten Gestalten, zum Teil in eifrigem Gespräche, die kurze Strecke zum Städtchen zurück.

Mit unter den ersten, die sich die Schlittschuhe abschnallten, war Ernst Holten, ein für seine achtzehn Jahre auffallend großer und kräftig gebauter Primaner des Gymnasiums.

„Schon nach Hause, Holten?“ rief ein vorbeisausender Kamerad ihm zu, „warte, dann komme ich auch.“

Und in kurzem Bogen zurückkehrend, entledigte er sich ebenfalls rasch seiner Schlittschuhe und schloß sich dem Freunde an.

„Warum gehst du schon?“ fragte er, „es war noch so schön.“

„Ich muß wohl,“ antwortete Ernst achselzuckend, „um fünf Uhr kommt ein wißbegieriger Sextaner zu mir, um sechs habe ich den beiden hoffnungsvollen Sprößlingen des Kaufmanns Müller eine Stunde zu geben, und dazu muß ich mich noch vorbereiten. Es ist eine Plage! Jedesmal, wenn eine Beschäftigung anfängt mich zu fesseln, zeigt die Uhr die Zeit, um die ich irgend einen Schüler zu erwarten habe, und ich muß mich den Geistesbedürfnissen zurückgebliebener Quintaner und Sextaner widmen. — Da beklage ich mich nun,“ schloß er lachend, „und habe doch so sehr nach diesen Nachstunden gestrebt und bin, die Wahrheit gesprochen, herzlich froh, sie zu haben.“

„Ja, aber du hast auch gar zu viele, du wirst das auf die Dauer nicht durchsetzen können. Wenn schon der Direktor sagt: ‚Holten, Sie sind abgespannt,‘ dann muß es doch augenfällig sein. Deine Einnahme ist doch wenigstens eine dementsprechend ansehnliche und wird deiner Mutter eine rechte Hilfe sein?“

„Die arme Mutter,“ erwiderte Ernst mit einem Seufzer, „sie glaubt an meine Erwerbsfähigkeit immer noch nicht; sie betrachtet meine Arbeit als Spielerei; ich habe manchen Kampf mit ihr zu bestehen. Ihre Zaghaftigkeit droht meine ganze Anstrengung erfolglos zu machen.“

„Wieso? Wie meinst du das?“ fragte Julius.

„Ach, es lohnt sich kaum, über all den trübseligen Familienkram zu sprechen! — Nun, du bist verschwiegen, und mir ist heute einmal recht danach zu Mute, mir die Sorge vom Herzen zu reden, also laß dir die ganze Sache erzählen! Mein Vater stammte aus einer alten Handwerkerfamilie, die seit Generationen die „Holtensche Schlosserei“ besaß und mit der Zeit zu ansehnlichem Wohlstande gelangt war. Mein Großvater erweiterte schon in jungen Jahren die Schlosserei zu einer Eißengießerei und Maschinenfabrik und bekam infolge seiner Verdienste um Industrie und Stadt den Titel eines Kommerzienrates. Von meinem Vater, dem einzigen Sohn, wurde als selbstverständlich vorausgesetzt, daß er das väterliche Geschäft fortführen würde, nachdem er es, wie die Ueberlieferung es verlangte, von der Pike auf erlernt haben würde. Aber er machte den Seinen einen Strich durch die Rechnung; er konnte sich nicht dazu entschließen, sich dem ehrsamen Handwerkerstande zu widmen; er schwärmte für Kunst, besonders für Musik, hatte eine schöne Stimme und verkehrte in dem ungebundenen Leben, das meines Großvaters Freigebigkeit ihm auf der Schule schon möglich machte, viel mit Sängern und Schauspielern. Er machte dann das Abiturientenexamen und dehnte das eine Jahr, das ihm von seinem Vater für die Universität zugestanden wurde, ins Unendliche aus — er muß den Großvater viel Geld gekostet haben! Dann lernte er meine Mutter kennen, die, wie sie mir oft erzählt hat, durch seinen wundervollen Gesang bezaubert worden war. Diese redete ihm zu, sich zum Opernsänger auszubilden, was er denn auch that, und nach der Verheiratung der Eltern trat er während einiger Jahre mit bedeutendem Erfolg in der Residenz an der königlichen Oper auf. Da kam aber das Unglück! Eines Abends, als mein Vater den George Brown in der ‚Weißen Dame‘ sang und wie gewöhnlich mit Beifall überschüttet wurde, versagte ihm mitten in einer Arie plötzlich die Stimme, er bekam keinen Ton mehr heraus und mußte sich zurückziehen. Er hatte sich vorher stark aufgeregt, vielleicht auch erkältet — wer kann den eigentlichen Grund feststellen! Der ganze Vorgang hatte auf meinen Vater einen furchtbaren Eindruck gemacht. Er schämte sich, wie es schien, seines Unglücks, denn so lange ich denken kann, durfte keine Andeutung darüber gemacht werden, und er hatte immer etwas so Gedrücktes und Trauriges. Zuerst meinte er immer, er müßte durch ärztliche Hilfe die Stimme wieder erlangen, alle Spezialisten für Halsleiden, von denen er hörte, alle Bäder, die man ihm rühmte, wurden aufgesucht. Mein Großvater war inzwischen gestorben; er hatte den Schritt, den mein Vater gethan, im höchsten Grade gemißbilligt und weder ihn noch meine Mutter je wieder sehen mögen. In seinem Testamente hatte er meinem Vater jeden Groschen angerechnet, den er auf Schule und Universität verbrauchte, so daß sein Erbteil weit geringer war, als er erwartete. In den kostspieligen Jahren seiner Krankheit, in denen er nur ausgab, nichts erwarb, war sein Vermögen zusammengeschmolzen; und dann stellte sich doch schließlich Kehlkopfschwindsucht ein — der arme Vater, wie geduldig hat er gelitten! — Meine Mutter

Hilfe ... Hilfe!

war verwöhnt und konnte sich in die kleinen Verhältnisse schwer finden; als der Vater starb — nun, ist es ja ein volles Jahr her — da fanden sich viele Schulden, die berichtigt werden mußten, und es blieb ihr ein sehr, sehr kleines Vermögen, von dem leben zu können sie sogleich für unmöglich erklärte. Erst damals habe ich recht erfahren, wie wir stehen; die guten Eltern hatten mir die Widerwärtigkeiten des Lebens immer fernhalten wollen. Von da ab datiert sich nun eine sehr schwere Zeit für uns; schwer besonders durch eine Meinungsverschiedenheit zwischen Mutter und mir. Es lebt nämlich in der Residenz die ältere Schwester meines Vaters; sie ist Witwe und hat zwei Kinder — die Ehre ihrer Bekanntschaft habe ich nicht. Diese heiratete in späteren Jahren den Geschäftsführer meines Großvaters, einen Herrn Hartmann, in ihrem Besitz ist die Fabrik nach dessen frühem Tode geblieben, und sie muß sehr reich sein. Vater hatte sie vor einigen Jahren um Unterstützung gebeten: sie schlug ihm dieselbe ab, wie es scheint, in nichtswürdiger Weise, denn ich weiß, daß Vater damals außer sich war und mehr als einmal wiederholte, daß er nie wieder und sollte es auch zum äußersten kommen, sich an sie wenden wolle. Nun aber, da meine Mutter meint, sich mit dem allerdings sehr geringen Rest unsres Vermögens entschieden nicht einrichten zu können, besteht sie darauf, sich dennoch an die Tante zu wenden. Mit meiner Einwilligung soll das nie geschehen," fuhr Ernst aufgeregt fort. „Darum habe ich alles daran gesetzt, Schüler zu bekommen — ich gebe jetzt täglich zwei bis drei Stunden, die Einnahme ist doch immerhin wesentlich, für mich mache ich ja gar keine Ansprüche — nur den einen — den einen, daß wir das stolze Weib nicht anbetteln. Der Direktor will mir wohl, ihr alle helft ja — das eine Jahr wird sich mit Hilfe meiner Stunden doch herumbringen lassen, denn auf der Universität bekomme ich gewiß Stipendien, auch Schüler — Mutter zieht mit nach der Residenz, ich richte mich aufs billigste ein, in fünf Jahren habe ich mich als Arzt irgendwo niedergelassen, und meine Pflicht werde ich schon thun! Da muß es doch mit der Zeit glücken? — Ach, Julius, wenn wir doch über diese fünf Jahre hinwegkämen ohne Tante Bertha! Aber Mutter spricht jeden Tag von dem Briefe, den sie ihr schreiben will; sie bildet sich ein, ich thue mir Schaden an, ich hielte es nicht aus, auch leidet sie sehr unter den kleinen Entbehrungen, die ich ihr ja leider nicht ersparen kann, und mich haben ihre Klagen und ihre Mutlosigkeit auch schon ganz müde gemacht — ich fürchte, ich fürchte, es kommt doch noch zu dem verhaßten Bettelbrief!"

Julius hatte den Freund ruhig sich aussprechen lassen, immer heftiger erregte diesen seine Schilderung, — dann standen sie vor Ernsts Haus, er brach kurz ab, drückte seinem Begleiter die Hand und trat schnell ein. Julius ging nachdenklich weiter; mit inniger Teilnahme hatte er den Mitteilungen des Freundes, des Lieblings der ganzen Klasse zugehört. War Ernst auch von aufbrausendem Temperament und konnte er wohl auch manchmal in seiner Heftigkeit Verletzendes sagen, so war er doch auch im nächsten Augenblick geneigt, sein Unrecht einzugestehen und wieder gut zu machen, außerdem aber war er der Fähigste der Klasse, ohne jede Selbstüberhebung und stets bereit, den Schwächeren beizustehen, offen, mutig und durch und durch wahr; auf seine Freundschaft war Julius stolz. Ab und zu hatte er den Freund besucht, dabei auch wohl seine Mutter gesehen, eine schmächtige, schwächliche Dame von verschüchtertem Aussehen. Daß Ernst seine Mutter und sie ihn zärtlich liebte, hatte Julius zu erkennen wohl Gelegenheit gehabt, aber wenn er an seine eigene Heimat und das frische, fröhliche Treiben der Eltern und Geschwister dachte, dann kam ihm Ernst unter dem Druck der trübseligen Stimmung, in welcher seine Mutter sich immer befand, recht bedauernswert vor und, was er heute gehört hatte, bannte seine Gedanken für lange an das Fürchten und Hoffen des Freundes. „Wenn ich ihm doch helfen könnte!" seufzte er.

* * *

Ernst Holten war indes in sein bescheidenes Stübchen getreten, hatte die Bücher ergriffen, um das durchzunehmende Pensum anzusehen und, kaum damit fertig, auf das Klopfen seines kleinen Schülers ein munteres „Nur herein, Herr Professor!" gerufen.

Ein schmächtiges Bürschchen trat ein und fing, kaum daß es sich auf den bereitstehenden Stuhl geschwungen hatte, an, sich in bedenklicher Weise zu schnäuzen. Ernsts kundiges Ohr erkannte darin schnell die Vorbereitung zu einem Thränenschauer, zu dem der schwächliche, leicht gerührte Junge nur zu oft geneigt war.

„Holla!" rief er ermunternd, „läuft's über? Was gibt's denn, du Ritter von Feuchtwangen?"

Der Kleine deutete mit zuckenden Lippen auf die dünnen Beinchen, die in den bis zur Wade reichenden Stulpenstiefeln wie die Mörserkeule im Mörser steckten. Ernst nahm eines der Exemplare mit geringschätziger Miene in die Hand, und da sah er denn, woher der Kummer des Eigentümers rührte: die Stiefel waren, wie um den Beinchen Halt zu geben, bis oben hin voll Schnee gestopft. Ernst konnte sich eines belustigten Lachens nicht erwehren.

„Die Jungen!" schluchzte das Opfer mutwilliger Kinderlust, bei dem das Gesicht unschuldig erlittener Kränkung nun doch einen wässerigen Niederschlag herbeiführte.

„Na warte," sagte Ernst gutmütig, „das wollen wir schon kriegen;" — und damit entledigte er den Kleinen seiner mißhandelten Stiefel und Strümpfe und zog ihm warmes Zeug von sich selbst an, wobei das Mißverhältnis zwischen Hülle und Inhalt die Stimmung des Kleinen in wohlthuender Weise hob.

„Nun aber fleißig sein!" lautete dann des plötzlich ernsthaft werdenden jungen Lehrers Gebot, und mit Eifer machten sich die beiden daran, den Schwierigkeiten des Latein und der Arithmetik zu Leibe zu gehen, wobei von seiten des Schülers mehr guter Wille als Fähigkeit entwickelt wurde und die Geduld des Lehrers eine harte Prüfung zu bestehen hatte.

Als dann diese Lehrstunde beendet und noch eine in der Familie eines wohlhabenden Kaufmanns gegeben war, kehrte Ernst nach Hause zurück und trat, ehe er sich an Erledigung der eigenen Schularbeiten machte, bei seiner Mutter ein.

Frau Holten hatte als junges, schönes, verwöhntes Mädchen geheiratet. Der traurige Ausgang von ihres Mannes Künstlerlaufbahn, zu der sie selbst ihn überredete, die darauf folgende Zeit der Sorge und Krankenpflege, endlich der Tod ihres abgöttisch geliebten Mannes, hatte der von Natur schwachen, energielosen Frau allen Halt geraubt. In Ernst sah sie noch immer ein Kind, zu seiner tüchtigen Arbeit konnte sie kein Zutrauen fassen, glaubte nicht daran, daß sie sich dauernd würde durchführen lassen, und

war auch nicht fähig, das Glück, das in solcher Arbeit liegt, zu verstehen. Sie war der Ansicht, nur eine so sorglos heitere Jugend, wie die ihre gewesen, könne erfreuen. Darum quälte die Sorge um ihre und des geliebten Sohnes Zukunft sie Tag und Nacht, und der Gedanke, sich an ihre reiche Schwägerin um Unterstützung zu wenden, schien ihr der einzige Ausweg, den sie seit Wochen fast täglich gegen ihren Sohn zum Gesprächsthema machte. Daß das in den letzten Tagen nicht der Fall gewesen, war Ernst nicht aufgefallen.

Als er in die Wohnstube seiner Mutter trat, in der die Ueberbleibsel einer prunkvollen Einrichtung nicht recht am Platze schienen, sah er die Mutter beim Lämpchen am Sofatisch sitzen; das Strickzeug ruhte in der Hand, sie hatte den Kopf nachdenklich aufgestützt und das vor der Zeit gealterte, sonst stets bleiche Gesicht und die matten Augen sahen heute merkwürdig belebt aus. Vor ihr lag ein offener Brief, den sie bei Ernsts Eintreten in die Hand nahm. Als letzterer nach liebevoller Begrüßung sich neben sie setzte und sie fragend ansah, sagte sie mit befangener Stimme:

„Du wirst dich wundern, mein Sohn, aber du mußt mir keinen Vorwurf machen, ich konnte nicht anders.“ Und damit schob sie ihm den Brief hin und nahm seine Hand zärtlich in die ihre. Ernst erbleichte, als er einen schnellen Blick auf die Unterschrift warf: „Bertha Hartmann“ stand da. Er atmete tief auf, wie um für alles, was er sehen und hören sollte, Ruhe und Selbstbeherrschung zu sammeln, dann las er:

„Liebe Schwägerin!

„Mit tiefem Bedauern höre ich, in welch bedrängter Lage Du mit Deinem Sohne nach dem Tode meines unglücklichen Bruders zurückgeblieben bist. Du weißt wohl, daß es nicht so weit gekommen wäre, wenn Ihr vor vier Jahren auf meinen wohlgemeinten Vorschlag eingegangen sein würdet, nämlich: Euren Sohn mir hierher zu geben und meine Unterstützung um diesen Preis anzunehmen. Ihr habt ihn damals zurückgewiesen, und ich zog daraus den berechtigten Schluß, daß Ihr nicht so sehr entblößt von Mitteln sein könnt, sonst hättet Ihr wohl das einzig Richtige für Euch und Euer Kind erwählt. Ich kann Dir jetzt nur denselben Ausweg zeigen: gib Ernst hierher und laß ihn in unsrem alten Geschäft, unter Anleitung meiner Beamten Maschinenbauer werden, dann will ich hier für ihn, dort für Dich sorgen. Ich habe das berechtigte Bedenken, daß ein so langjähriges Studium wie das der Medizin, dem dann wohl noch Jahre des Mißlingens und der Unsicherheit folgen, für Deinen vollständig unbemittelten Sohn geradezu Tollheit wäre. Auch mein Vermögen ist nicht so unerschöpflich, daß ich es verantworten könnte, ihm zur Ausführung dieses Planes zu helfen. Aber ich habe noch einen andern Grund, demselben im höchsten Grade abgeneigt zu sein: verstehe doch, daß ich nur das Beste Deines Kindes im Auge habe! Das traurige Geschick meines bedauernswerten Bruders hat uns gezeigt, wohin Bestrebungen führen, die so weit ab von der Lebensführung liegen, in welcher eine Familie seit Generationen heimisch gewesen ist. Daß auf Ernst die Ideen und Liebhabereien seiner Eltern übergegangen sind, ist mir zweifellos. Ich würde es daher für ein großes Unglück halten, wenn er auf der Universität allen Versuchungen eines freien, ungebundenen Lebens ausgesetzt würde. Soll unsre ehrbare Familie noch einen verunglückten Schauspieler aufweisen?

„Daß wahre Liebe zu meinem Neffen, dem letzten, der meines teuren Vaters Namen trägt, mich leitet, kannst Du doch nicht bezweifeln. Ich habe einen gleichaltrigen Sohn und hoffe und wünsche, daß die Vettern einander nahe treten möchten. Ernsts Zukunft soll, wenn er mir nicht widerstrebt, sondern sich tüchtig und vertrauenswert zeigt, eine durchaus gesicherte, durch mein Geschäft gesicherte sein. Du sollst ihn sehen, so oft Du willst, und indessen in der Dir gewohnten Umgebung, mit den Bekannten und Freunden, welche Du Dir in den zehn Jahren Deines dortigen Aufenthalts erworben hast, ein freundliches, sorgloses Leben führen — ist denn, was ich vorschlage, so schlimm? Ueberlegt es Euch und gebt mir bald Bescheid. Aber das bedenkt — entweder Ihr geht auf meinen Plan ein, oder ihr verzichtet ein für allemal auf meine Unterstützung. Ich bin nicht hart, ich thue nur meine Pflicht; ich übersehe besser, als Ihr, was Euch frommt, und da wäre es Schwäche, nachzugeben. Einer baldigen Antwort entgegensehend, bleibe ich

Deine treue Schwägerin
Bertha Hartmann.“

Ernst ballte den Brief in seiner Hand zusammen und sprang außer sich vom Stuhle auf.

„Nimmermehr!“ rief er, „nimmermehr!“ und erregt stürmte er die Stube auf und ab. „Wie konntest du mir das anthun! Wie konntest du uns so demütigen und bloßstellen! Da hast du's nun! Nun meint sie uns Vorschriften machen zu dürfen. Wie kann sie's wagen! Die Zukunft sollte ich aufgeben, für die ich arbeite und strebe, so lange ich denken kann! Im Hause der hochnasigen Sippschaft den gehorsamen Diener spielen! Nach ihrer Pfeife tanzen! Du weißt, Mutter, daß ich nichts andres als Arzt werden kann, werden will — ich brauche keine Unterstützung — ich kann mir selbst helfen — ich nehme kein Almosen!“

Erschreckt durch diesen Gefühlsausbruch hatte Frau Holten leise zu weinen angefangen; Thränen konnte Ernst nicht sehen, und sich gewaltsam zur Ruhe zwingend, trat er an seine Mutter heran und legte seinen Arm um ihre Schulter.

„Verzeih meine Heftigkeit, Mutter,“ sagte er, „aber du hättest mir keine größere Kränkung zufügen können, als du mit diesem Briefe gethan hast.“

„Ich konnte nicht anders,“ schluchzte Frau Holten, „es war kein andrer Ausweg für uns; was soll aus dir und mir werden! Diese täglichen Sorgen um das tägliche Brot, diese ewige Angst vor der Zukunft tötet mich. Was die Tante anbietet,“ fuhr sie nach einer Pause in zaghaftem Tone fort, „ist gewiß gut gemeint“ — —

„Ihre Meinung,“ fiel Ernst ein, „ist die, daß sie die Allmacht und die Allwissenheit spielen will — in andrer Leute Lebensweg eingreifen, für ihr lumpiges Geld. Was berechtigt sie, sich einzubilden, daß sie weiß, was mir frommt! Wie kann sie in so eigenmächtiger Weise meine Zukunft gestalten wollen? Eine eingebildete, engherzige Närrin ist sie.“

„Und an mich denkst du gar nicht?“ sagte Frau Holten klagenden Tones, „hast du nicht gelesen, daß sie die Unterstützung für mich davon abhängig macht, ob du dich ihrem Willen fügst? Und die Andeutung, deine Zukunft solle durch das Geschäft gesichert werden, ist nicht mißzuverstehen — gewiß will sie dich binnen einer gewissen Zeit zum Teilhaber machen! Mein Sohn, diese Idee, in die du dich verrannt hast, Medizin studieren zu wollen, ist ein Hirngespinst! Denke an

das lange Studium, denke an meine schwache Gesundheit!" — —

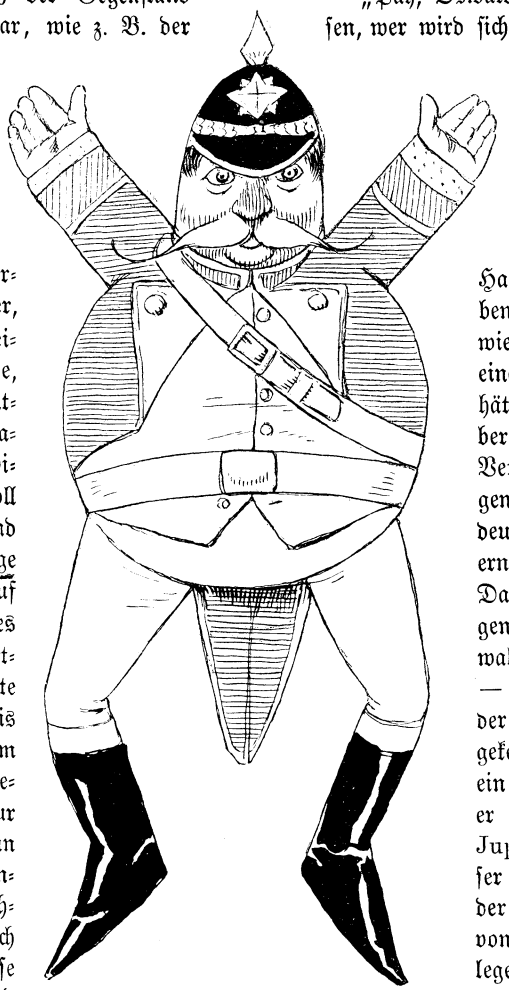
„Und wenn die Studienzeit noch dreimal so lang wäre," fuhr Ernst auf, „ich will und kann nichts andres werden, und du kannst dich darauf verlassen, daß ich für dich nach Kräften sorgen werde, daß du nicht Not leiden wirst."

Und damit verließ Ernst das Zimmer, weil er fühlte, daß er sich nicht genug in der Gewalt habe, um der Mutter Zureden mit Ruhe anzuhören. (Fortsetzung folgt.)

Neues vom Drachensport.

I.

Ueber die Haferstoppeln wehte der Herbstwind. Der frische, unruhige Geselle zeigte eine auffallende Lust, jeden nicht festgewurzelten Gegenstand, auf den er traf, mit sich in die Lüfte zu führen — vorausgesetzt, daß der Gegenstand nicht zu schwer war, wie z. B. der granitene Findlingsblock, der da zwischen blauen Skabiosen und gelbem Leinkraut am Feldrain lag. Ein paar vorzeitige dürre Blätter, ein Faden von weißem Spinngewebe, ein fettgeflecktes Butterbrotpapier, die Samenflocken einer Distel, eine Handvoll Heu — diese und hundert andre Dinge ließen sich willig auf den Schwingen des Herbstwindes fortführen, ins weite Land hinein, bis sie an irgend einem hervorragenden Gegenstande wieder zur Ruhe gingen. Nun fielen einige Regentropfen, dann mehrere, und endlich zahllose. Auch diese nahm der Herbstwind auf seine Fittiche und jagte sie über Stock und Stein, über Feld und Heide, bis ein Teil derselben prasselnd gegen die Fenster des norddeutschen Rittergutes Winkelhausen schlug und am Fuße der Scheiben zur Ruhe ging.



Der Herr Wachtmeister.

„Gut, daß wir drinnen sind!" sagte ein hochbeiniger, rotwangiger und braunlockiger Jüngling, der im Gartensaale des Rittergutes auf und nieder schritt, wobei er nach einigen Altersgenossen hinüberblickte, die teils lesend, teils nichtsthuend, auf den Sesseln und Kanapees recht gemächlich umhersaßen.

„Pah, Oswald von Winkelhausen, wer wird sich aus diesen paar Tropfen was machen?!" warf ein dicker, rotbäckiger und blondhaariger Bursche ein. (Die blonden Haare standen, nebenbei bemerkt, straff wie die Stacheln eines Igels.) „Da hättest du, mein lieber norddeutscher Vetter, vor 14 Tagen bei uns in Süddeutschland, in Bayern, sein müssen! Das war ein Regenwetter — nicht wahr, Bruder Otto? — daß wir die Tage der Sündflut zurückgekehrt glaubten — ein Wolkenbruch, wie er im Buche steht! Jupiter pluvius, dieser alte Heidengott, der fast allein noch von allen seinen Kollegen in unsern modernen Zeitungen herumspukt, machte, auf Ehre! sein Meisterstück; ich war nur bange — da sechs Tage nachher noch alles unter Wasser stand —, daß aus unsrer Reise zu den liebenswürdigen norddeutschen Vettern Oswald und Arnold von Winkelhausen nichts werden würde."

„Das wäre ein Jammer gewesen, ehen, mein lieber Vetter Ludwig!" meinte Oswald.

„Ich machte damals den Vorschlag," schaltete Otto, Ludwigs Bruder, ein, „daß im schlimmsten Falle die Brüder Ludwig und Otto von Röhringen eine Schwimmpartie nach Deutschland machen könnten."

„Die Donau hinauf, den Rhein hinunter, und so weiter!" lachte Arnold von Winkelhausen.

„Wer das aushielte!" meinte der lange Werner Schalthof, der als Schulfreund von Oswald und Arnold ebenfalls auf dem Gute Winkelhausen seine Herbstferien zubrachte.

„Wenn dieser bescheidene norddeutsche Landregen," setzte Oswald das Gespräch fort, „auch nicht gegen jenen süddeutschen Wolkenbruch aufkommen kann, so verbindet sich doch mit ersterem leider die unumstößliche Thatsache, daß er uns zur Zeit, und höchst wahrscheinlich den ganzen Nachmittag, und vielleicht auch morgen und übermorgen ans Haus fesselt. Und nun frage ich euch, teure Gefährten und Schicksalsgenossen, ehrenwerte Primaner und Sekundaner, mit den etwas parodierten Worten unsres unsterblichen Freundes Friedrich von Schiller:

„Saget, was sollen wir jetzt beginnen,
Da es regnet so weit und breit,
Auszufüllen die Leere der Stunden
Und die lange unendliche Zeit?
Etwas denken und hoffen und sorgen
Muß der Mensch für den kommenden Morgen,
Daß er die Schwere des Daseins ertrage
Und das ewige Gleichmaß der Tage."

Auf diese poetische Anfrage Oswalds erfolgte zunächst eine allgemeine Stille. Dann, nach etwa einer Minute, räusperte sich der lange Werner Schalthof und sagte:

„Wenn mein prosaischer Verstand den Sinn dieser poetischen Anfrage recht gepackt hat, so möchtest du wissen, Oswald, mit was für einer Beschäftigung wir heute und morgen und vielleicht auch übermorgen die köstliche Ferienzeit totschlagen sollen. Diese Beschäftigung, so sagt mir mein Gemüt, in welchem ich gleich dem erfindungsreichen Odysseus die Sache herumwälze, diese Beschäftigung muß etwas sein, was man zu Hause, auf der Bude praktizieren kann, dabei etwas Lustiges, wie der Deutsche sagt, etwas Amüsantes, wie der Franzose, etwas Fideles, wie der Studiosus sich ausdrückt. So gestattet denn, Freunde und Gefährten, Primaner und Sekundaner, daß ich euch einen Vorschlag mache; und weil unser Kollege Oswald in Schillerschen Versen gesprochen hat, so möchte ich nicht nachstehen: ich erkiese mir die Sprache

Lenchen, die Wirtschafterin.

der Odyssee, des erfindungsreichen Odysseus!"

„Werner ist stark im Improvisieren von Hexametern!" raunte Arnold von Winkelhausen seinen süddeutschen Vettern zu. „Sie fließen ihm vom Munde wie Wasser."

„Bitte sehr, wie Milch und Honig, wie Wein und Champagner, wie Met und Baumöl!" bemerkte Werner, der das Geflüster gehört hatte, mit angenommenem Pathos. Dann hub er folgendermaßen zu hexametern an, ohne auch nur ein einzigesmal zu stocken:

„Da uns Stunden gekommen, wo Regen fließet vom Himmel,
Wo im Hause wir sitzen und fragen, was zu beginnen:
Möchte ich raten, o Freunde und teure Genossen der Schule,
Die hier im gastlichen Haus die herbstliche Freiheit genießen,
Möchte ich raten — hört! hört! — uns ein paar Drachen zu leisten!
Sacht! nicht mein' ich den Drachen, den Schillers Ritter bekämpfte, —
Grimmig und wild ist das Vieh, auch etwas lebensgefährlich —
Nein, ich meine den Sport der harmlosen luftigen Drachen,
Die aus Papier man und Stäben mit Kleister und Farbe verfertigt,
Auch mit Schwänzen versieht und mit längerem Faden zum Steigen."

Hier wurde der Improvisator durch die lauten Bravorufe seiner Zuhörer unterbrochen.

„Still, weiter im Texte! Silentium!" kommandierte Oswald, worauf Werner also fortfuhr:

„Nennt mir nicht kindisch das Spiel! Es freut sich doch auch der Finanzmann,
Wenn die Papierchen sein im Tempel der Börse recht steigen.
Nennt mir nicht kindisch das Spiel! Es freut sich doch auch der Chinese,
Wenn den Drachen er schickt mit tönenden Saiten ins Luftmeer."

„Mit tönenden Saiten?" unterbrach hier Ludwig von Röhringen den Redner.

„Jawohl," bemerkte dieser, nunmehr in Prosa, „ich sage: mit tönenden Saiten. Du mußt nämlich wissen, verehrter Freund und Kupferstecher, daß in China, wo selbst erwachsene Männer mit Vorliebe dem Drachensport huldigen, der Figur der Drachen häufig einige Metallsaiten eingefügt werden, die dann beim Aufsteigen in die Lüfte wie eine Aeolsharfe klingen. Wir können das nachahmen, wenn ihr wollt. Die Chinesen beschränken sich anderseits nicht auf die simple, bei uns gebräuchliche Drachenform; sie verfügen vielmehr über eine höchst bedeutende Anzahl der abenteuerlichsten, phantastischsten Gestalten: Vögel, Fische, Fledermäuse, Schlangen, Krokodile, Basilisken, Männlein und Weiblein sieht man im Reiche der Mitte in die Lüfte steigen. Ich meine nun ganz entschieden, daß wir gerade diese Formen nachahmen sollen, denn dadurch streift unser Sport ein wenig das Kindische ab — er zieht gleichsam die Windeln aus — und wir Primaner und Sekundaner der königlich preußischen und bayerischen Gymnasien brauchen uns nicht zu schämen, mit einem ‚chinesischen Sport' an die Oeffentlichkeit zu treten. Denn sobald die Tage wieder sonnig werden, lassen wir unsre papierenen Fabelwesen auf der nahen Glümer-Heide in die Lüfte steigen, und ich meine, es müßte nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn nicht das ganze Dorf Glümerloh, mit dem Amtmann, Doktor und Apotheker an der Spitze, unsern Leistungen zuschaute und denselben Beifall spendete. Ich habe gesprochen."

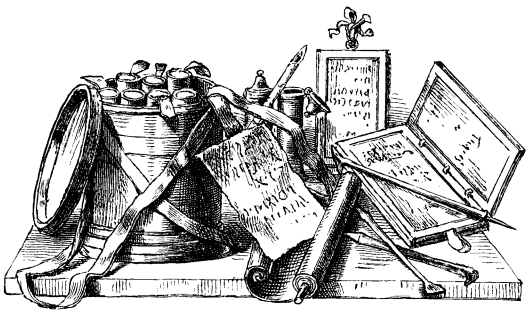
„Bravo! Es gilt!" antworteten mehrere Stimmen. „Werners Vorschlag leuchtet uns ein wie eine Feuersbrunst. Er selbst sei hiermit zum ‚Obersten Beherrscher aller Drachen und Fabelwesen' proklamiert und unterthänigst gebeten, uns in seiner erhabenen Kunst — ja, sie ist in Wahrheit eine erhabene, da sie noch über den Kirchturm, hoch in die Lüfte, geht! — zu unterweisen."

„Das will ich recht gern," erwiderte Werner lachend. „Zu dem Zwecke möchte ich zunächst die beiden jungen Herren Hauses, die Dioskuren Oswald und

Bruder Straubinger.

old von Winkelhausen, ersuchen, die nöigen Materialien — wenn es sein muß, us dem Dorfe Glümerloh — herbeizuhaffen. Wir brauchen weißes Ellenpaier, einige Haselgerten, einige Rohrstäbchen, starken Bindfaden, Kleister und einen netten Vorrat von bunten Farben."

„Wir hoffen, daß diese Siebensachen sich alle unter dem Dache dieses Hauses befinden," erwiderten Oswald und Arnold.



Schreibgerät eines altrömischen Schulknaben.

„Wie? Kleister unter dem Dache?" fragte mit komischem Erschrecken Otto von Röhringen. „Der wird doch wohl in der Küche sein!"

„Selbstverständlich, Herr Naseweis! Wir nahmen das Dach dieses Hauses nur in figürlichem Sinne. Wenn ihr ein wenig Geduld haben wollt, Bursche ihr könnt währenddessen über den men Satz nachdenken: Doctrina viri gnoscitur ex patientia — so werden r die verlangten Materialien herbeilen."

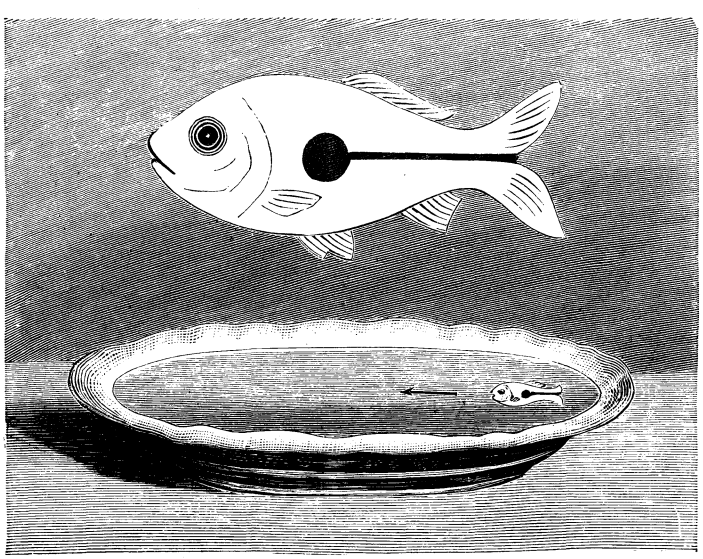
Die Zurückbleibenden zogen es vor, ber den philosophischen Spruch nachen, sich die Zeit öchst unphilosophiickspringen zu ver-

Schreibgerät eines altrömischen Schulknaben.

Auch die Schulknaben des alten Rom wanderten mit Täfelchen versehen in die Schulbuden nach dem Markte, freilich nicht mit Schiefertafeln, wie unsre heutige Schuljugend besitzt, sondern mit solchen aus Wachs. Sie schrieben darauf mit dem stilus, einem Stifte, auf dem einen Ende spitz zum Einschreiben, auf dem andern breit zur neuen Glättung des Wachses; die älteren übertrugen die eingeheimsten Weisheitslehren dann wohl auch auf charta, d. i. Papier, oder membrana, d. i. Pergament, etwa fünf Finger breite Streifen, die dann gerollt und in Kästchen verschiedener Form gesammelt wurden. Auf das Papier schrieb man mit Rohr, calamus, auch arundo genannt, das aus Aegypten stammte und den altrömischen Händen gerade so diente, wie uns die heutige Feder. Statt der Tinte gab es eine Art Tusche, die aus Ruß und Gummi bereitet wurde. Die Jungen von damals mußten übrigens vieles, ja das meiste auswendig lernen, denn das Schreibmaterial konnte weniger flink als das unsre gehandhabt werden und an Büchern damaliger Form gab es in den Schulabteilungen nur wenige Exemplare. Die Lehrer sagten vor, die Schüler sprachen nach.

Fischlein, schwimm!

Schneide aus gewöhnlichem steifen Papier einen etwa 5 cm langen Fisch.



Physikalische Spielerei.

Nachdem du ihn nach eigener Phantasie ein wenig bemalt hast, schneide vom Schwanz ab in der Richtung der Längsachse einen schmalen Streifen bis ungefähr zur Mitte heraus (siehe die Abbildung) und erweitere das Ende zu einem kreisrunden Ausschnitt. Dann fülle eine flache Schüssel mit Wasser und lege das Fischlein vorsichtig auf die Wasserfläche, so daß die Oberseite des Papiers vollkommen trocken bleibt. Nun gilt es, daß das Fischlein schwimme. Was denkst du wohl, wie wir das fertig bringen? Mit Blasen? Nein, viel besser machen wir das. Wir nehmen das Oelkännchen von Mutters Nähmaschine, halten es genau über das kreisförmige Loch in dem papierenen Fisch und lassen einen Tropfen Oel gerade hineinfallen. Dieser will sich alsbald auf dem Wasser ausbreiten und fließt daher schnell nach dem Schwanzende zu und aus diesem heraus. So wie nun eine Kanone beim Abfeuern eines Schusses selbst rückwärts bewegt wird, so schwimmt jetzt der Papierfisch infolge des Rückstoßes in einer dem Oel entgegengesetzten Richtung, d. h. nach vorne. Versuch's, es wird deinen jüngeren Geschwistern und dir selbst viel Vergnügen machen.

Rätsel.

Wenn's dich nicht gar zu sehr verdrießt,
Dann nenn mir rasch das kleine Wort,
Das, ob du's vor-, ob rückwärts liest,
Stets ist dasselbe, hier wie dort.
Du suchst es? Ei, es ist schon da!
Sieh zu, du hast's vor Augen ja!
Mög es, vereint mit Glück und Segen,
Dir folgen auf den Lebenswegen!

Rätsel.

Aus den nachfolgenden sechs Liederstrophen soll ein Sprichwort gesucht werden. Jede dieser sechs Strophen enthält in der Reihenfolge der Strophen ein Wort des zu bildenden Sprichwortes:

1. Es braust ein Ruf wie Donnerhall —
2. Gegrüßt du Land der Treue —
3. Der Lieder Lust ist mir erwacht —
4. Kennt ihr das Land, so wunderschön —
5. Ich hab mich ergeben —
6. Dir möcht' ich diese Lieder weih'n —

Scharade.

(Vierfilbig.)

Das erste Pärchen steht
Im griech'schen Alphabet;
Das zweite stählt die Brust
Und ist des Turners Lust!
Das Ganze ist bekannt
Als Land im deutschen Land.

Fragen und Antworten.

Z. J. B. Nenne Deine Briefadresse, dann Ast Du den Stempel umgehend erhalten.

Alfred. Interessant sind hinsichtlich dieses Bauwerkes einige rechnerische Aperçus. Während Eiffel selbst, auf einem Sessel sitzend, einen Druck von 4 kg auf 1 cm² des Bodens ausübt, drückt der Turm nur mit 2 kg auf 1 cm². Der Preis des Turmes (5 Mill. Frank) in Napoleons zusammengelegt, würde eine Goldsäule von 300 m Höhe bilden, der Turm selbst ist bekanntlich ebenfalls 300 m hoch.

F. St. in Remscheid. Der gebundene Jahrgang des „G. K." kostet 10 Mark und kann durch jede Buchhandlung bezogen werden.

W. St. in Altona. Der „G. K." möchte Ihnen eine Anleitung geben, wie man sich selber einen photographischen Apparat machen kann. Gut, er will sich's angelegen sein lassen, die einmerhin etwas schwierige Aufgabe zu lösen. Also: auf Wiedersehn!

Sinreton. Du verehrst dem „G. K." eine Skalptrophäe und er sagt Dir dafür herzlichen Dank; prangt jetzt über seinem Schreibtisch. Im ersten Augenblick ist er darüber, offen gestanden, höchlich erschrocken gewesen, als er aber merkte, daß der Skalp selbst aus edem, altem Handschuhleder besteht, da legte sich sein Herzklopfen. In Anerkennung Deiner kameradschaftlichen Aufmerksamkeit teilt er Dir das Bildnis einer Trophäe mit, das er einem Maler verdankt, der fast den ganzen wilden Westen bereist hat. Interessant, was?

Indianische Skalptrophäe. (Zur Antwort an Winneton.)

E. S. in B. Leipa. Für Deine Mitteilung besten Dank. Dafür wollen wir den betreffenden Chronisten verantwortlich machen. Gruß freundlich erwidert.

Aloysius. Bravo! Wenn auch noch nicht ganz formenrein, so doch immerhin eine anerkennenswerte Leistung. Uebung macht den Meister .... indessen Verseschmieden, das magst Du in den Mußestunden, wenn den von Schule und Eltern auferlegten Pflichten Genüge getan ist.

Anno v. K. Fachschulen für höhere Gärtnerei sind: 1. Die königliche Gärtner-Lehranstalt zu Alt-Geltow und am Wildpark bei Potsdam. Die Anstalt zerfällt in zwei Abteilungen: in der mit der königlichen Landesbaumschule verbundenen und zu Alt-Geltow belegenen ersten Abteilung werden praktische Gärtner für den landwirtschaftlichen Gartenbau gebildet. Die zweite Abteilung am Wildpark bei Potsdam bezweckt wissenschaftliche und künstlerische Ausbildung und nimmt nur Gärtner auf, welche die Reife für Ober-Sekunda eines Gymnasiums oder einer Realschule erster Ordnung nachweisen. 2. Die königliche Lehranstalt für Obst- und Weinbau in Geisenheim a/Rh. (hauptsächlich Obst- und Weinbau). 3. Das königliche pomologische Institut zu Proskau bei Oppeln (hauptsächlich Obstbau und Nutzgärtnerei). 4. Die kaiserliche Obst- und Gartenbauschule zu Grafenburg bei Brumath (Unter-Elsaß, hauptsächlich Obstkultur). Von Privatinstituten dürfte das pomologische Institut in Reutlingen (Württemberg), das die Pomologie (Obstsortenkunde) und den Obstbau selbst in erster Linie fördert, empfehlenswert sein. Gegenwärtig wirken auch die Gartenbauvereine des Königreichs Sachsen für Gründung einer Gartenbau-Hochschule (Akademie) in Dresden oder Leipzig und es scheint, daß dieses Projekt durchgeführt wird. Gruß!

Sammler und Beobachter in W. Recht so, das hast Du gut gemacht. Ein richtiger Junge soll es nie an scharfer Beobachtung fehlen lassen. Davon ein Geschichtchen: Durch aufmerksame Beobachtung rettete ein hoher englischer Beamter in Indien sich und den Seinigen das Leben. Er war eben im Begriff, sich mit seiner ganzen Familie zu Tisch zu setzen, als er prüfend die Augen zur Decke erhob, ein kleines Insekt von der Sorte der sog. weißen Ameisen (Termiten) erblickte, kreidebleich wurde und seiner Frau, sowie den Kindern zurief, sich schleunigst zu retten, ohne das Geringste mitzunehmen. Kaum waren sie draußen, als die Wohnung krachend einstürzte. Die Termiten hatten die ganze Decke zernagt.

Edgar M. in Kurland. Der beste existierende Leitfaden für die Graphologie sind immer noch die Werke Michous, voraus: Système de Graphologie, Paris, Ghio, Palais Royal, und dessen zweite Folge: Méthode practique de Graphologie, Paris. Serur, Boulevard Montmartre, Preis je Fr. 3. — Michou ist zwar in manchem überflügelt und widerlegt worden, doch bleibt er grundlegend. In deutscher Sprache erschien bei Schorer in Berlin eine Uebersetzung von Crépieuse-Jamin, betitelt: Die Graphologie und ihre praktische Anwendung, herausgegeben von H. Kraus. Doch ist Michou viel maßgebender. Schriftlichen Unterricht in der Graphologie erteilt L. Meyer, Graphol. in Ragaz, Schweiz, gegen mäßiges Honorar; auch graphologische Charakterbilder werden dort gegen bescheidenes Honorar ausgearbeitet, und zwar in verschiedenen Größen, zu 2 und 3 Mark, auf Wunsch auch mit Erklärung der Zeichen, was für solche wichtig ist, die sich näher für die Sache interessieren. Dann ist der Preis je doppelt: 4 und 6 Mark.

Anzeigenteil.

Der Anzeigenpreis beträgt für die viergespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig. Aufträge werden von der Verlagshandlung und von allen Anzeigen-Büreaus angenommen. Schluß der Annahme von Anzeigen für die jeden Sonnabend erscheinende Nummer zehn Tage vorher.

Echte Briefmarken! Billig! **150** verschiedene **1 M. — 200** versch. **2 M. — 250** versch. **3 M. — 300** versch. **4,50 M. — 400** versch. **6 M. — 500** versch. **7,50 M. — 1000** versch. **20 M.** ꝛc. ꝛc. Preisliste grat. **E. Hayn, Naumburg, Saale.**

Uhren jeder Art zu Fabrikpreisen, abgezogen, garantiert gutgehend. Man verlange **illustrirtes Preisbuch** gratis und franko. **W. F. Grumbach in Pforzheim (Baden).**

Reform-Schulanzug

aus porös wasserdichten, reinen prima **Loden** und **Cheviot-Molton.** Unübertroffen an Haltbarkeit, eleg. und sehr kleidsam. Porös wasserdichte **Havelocks, Joppen, Kaisermäntel** ꝛc. **Tricot- & Cheviotanzüge** für Knaben in ganz neuen Façons. Katalog u. Muster franco. **S. Simon,** Chemnitz i. S.

Akademie Cöthen, Anh. Abteilungen f. Landwirtschaft, Maschinentechnik u. Handelswissenschaften. Progr. kostenfr. **Dir. Dr. Holzapfel.**

Ausbildung für die Bühne Franz Deutschingers „Berliner Theater-Vorbereitungsschule" Vollst. theor. u. prakt. Ausbildung für die Bühne. Prosp. u. Auskünfte durch Direktor Franz Deutschinger, Berlin, Markgrafenstr. 8, III.

Pension für Schüler in Berlin in evang. Pastorfamilie, Königgrätzerstr. 46, III.

Dresden. Ecke Gutzkow- u. Rabenerstraße. **Militär-Pädagogium Dir. Killisch.** **Schnellste** und **sicherste** Vorbereitung für **Fähnrichs-, Einjähr.-Freiwilligen-** und **Primaner-Examen.** Wie in früheren Jahren, so bestanden auch diesmal wieder meine **sämtlichen** Zöglinge. Avantageure für die **ganze deutsche Armee.** Empfehlungen aus höchsten Militär- und Zivilkreisen.

Beckers Weltgeschichte

erscheint soeben in dritter Auflage neu bearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt von **Professor Wilhelm Müller**

1000 Illustrat. und Karten.

66 Lieferungen zum Preise von nur 40 Pfennig.

Die Universalbibliothek für die Jugend

bietet zur Auswahl die besten und bekanntesten Jugendschriften **zu enorm billigen Preisen** (von 20 Pfennig an bis höchstens 1 Mark 20 Pfennig). Erzählungen, Reisebeschreibungen, Märchen, Fabeln u. dergl. zu beliebiger Auswahl für Knaben und Mädchen aller Altersstufen.

Ausführliche Inhaltsverzeichnisse liefern gratis die meisten Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

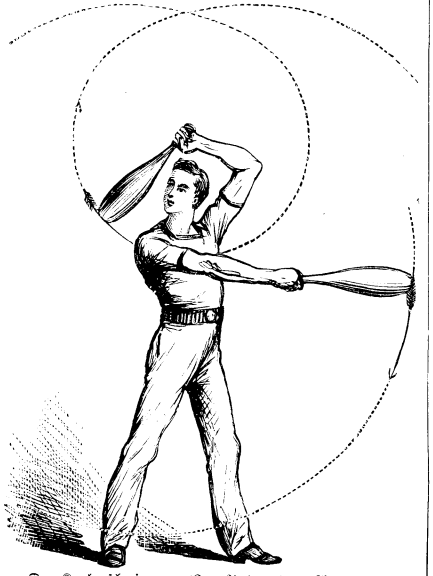
Hübsch ausgeführte **Einbanddecken** zu **Spemanns Illustrierter Knaben-Zeitung „Der Gute Kamerad"** sind zum Preise von **90** Pfg. durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Richard Tesarz. Dein Wunsch, der „G. K." möchte eine ausführliche Anleitung, ein Haustheater zu errichten, veröffentlichen, soll demnächst erfüllt werden. Für heute nur soviel: nach Art der spanischen Wände verbinde je drei große Holzrahmen, die Du Dir vom Tischler machen läßt, mit Scharnierbändern so, daß Du rechts und links an den Wänden des Zimmers je eine solche spanische Wand aufstellst, wodurch das Gemach in die Bühne und den Zuschauerraum geteilt wird. Diese beiden spanischen Wände verbindest Du oben mit einem giebelartigen Aufsatz. Dadurch ist das Proscenium geschaffen. Die Dekorationen werden rückwärts wie eine Schultafel aufgestellt. Die Rahmen, welche die spanischen Wände bilden, überziehst Du entweder mit Pappe oder mit Vorhängen um so die Scene vom Zuschauerraum abzuschließen. Der Vorhang läuft von beiden Seiten hinter dem giebelartigen Verbindungsstück und schließt in der Mitte zusammen. Aehnliche Vorhänge bilden die Coulissen. Ein eigentliches erhöhtes Podium brauchst Du nicht; ein solches herzustellen ist zu umständlich. Begnüge Dich mit dem gewöhnlichen Fußboden. — Theaterstücke findest Du in der Theaterbibliothek von Eduard Bloch & Comp., Berlin. Lasse Dir dessen Katalog zusenden (durch die nächste Buchhandlung); er ist für Deinen Bedarf sehr praktisch eingerichtet. Du findest in ihm, wieviel Personen das angekündigte Stück bedarf, welche Stellen, welche Kostüme 2c. erforderlich sind, alles das genau verzeichnet. — Was die schwarze Drapierung der Bühne für Zauberdarstellungen betrifft, so kann sie zur Not auch aus schwarzem Kaschmir hergestellt werden, und zwar sogar von jener billigen Sorte, die man für Trauerfahnen nimmt. Allerdings ist Sammet am geeignetsten. Aber auch das Fahnen- oder Flaggentuch thut's. Auch auf diesem sieht man bei düsterer Beleuchtung die mit gleichem Stoff verhüllten oder überzogenen Gegenstände nicht. — Clownkunststücke soll Dir der „G. K." auch noch aufzählen? Nun wohl, er will sich auch darüber besinnen. Eigentlich sollte dergleichen nicht lange einstudiert werden, sondern der momentanen guten Laune entspringen, wozu man allerdings einiges Talent besitzen muß. Probier's, strenge Deines Hirnes Gedankenbrei bei der nächsten Vorstellung mal etwas an. Wenn Du Witz hast, wird es sich von selber geben, hast Du das Talent dazu nicht, „was sich Gelehrte für Geld nicht erwerben, was man muß von der Frau Mutter ererben", so dürfte Dir die beste Anleitung kaum etwas nützen. Der Clown wirkt beispielsweise durch den Kontrast, indem er möglichst großes verspricht und nichts hält, doch aber glauben macht, er hätte großes geleistet. Lese Eulenspiegel und Du hast das Rezept. Z. B. Es sind ihrer drei auf Deiner Bühne beschäftigt. A. fragt B.: „Sag mir mal, wer ist meiner Mutter einziger Sohn?" — B.: „Das weiß ich nicht." — A.: Ich! — B.: „Ah!" — Dann geht der B. zum C. und fragt: „Du, weißt Du, wer meiner Mutter einziger Sohn ist?" — Der C. lacht und sagt: „Nun, wer anders als Du?!" — „O, nein!" sagt der B. mit allerdummstem Gesicht. „Der A. ist's, er hat mir's selber gesagt." Derlei Blödsinn mit entsprechendem Kostüm und passender Mimik unterstützt, wirkt immer. Doch wie gesagt, nicht jeder kann Clown sein, 's wär das auch schlimm auf der Welt. Nun, probier's, wirst bald erfahren, ob Du Witz und Improvisationstalent hast oder nicht. Salem!

Peter. Nur mit Ernst anfassen . . . der Wagen muß gehen, wie ihn die Pferde ziehen.

X. Y. Z. 133. Joseph, hebräisch, der Herr möge hinzuthun; Fritz, Abkürzung von Friedrich, altdeutsch, der Friedfertige, Friedefürst; August, lateinisch, der Erhabene, Herrliche, Strahlende; Hermann, altdeutsch, der Kraftvolle, Tapfere; Albrecht, altdeutsch, der durch Adel Glänzende; Susette von Susanna, hebräisch, die Weiße, die Lilie; Julius, griechisch-lateinisch, der Milchhaarige, Jüngling.

A. v. K. Du hast vom Keulenschwingen gehört und willst wissen, wie die zu dieser Uebung nötigen Requisiten aussehen. Da wird es am besten sein, wir stellen Dir im Bilde einen Jüngling vor, der eben in voller Arbeit ist. Jeder Drechsler dürfte nach dieser Darstellung ein Paar passende Keulen anfertigen können.



Der Keulenschwinger. (Zur Antwort an A. v. K.)

Fr. L. in Bischofszell. Wer die Lokomotive zu vertauschen hat, ist uns nicht bekannt. Hat denn der betreffende Kamerad zugleich mit seinem Angebot nicht auch seine Adresse genannt? Die Werte Deiner Briefmarken beziffern sich, wie folgt: Schweiz, 1850, Rayon 2½ Rp. weiß, Poste locale: 5 Mk.; Schweiz, 1850, Rayon 5 Rp. dunkelblau: 1 Mk. u. 50 Pfg; Hannover, 1851, 1/10, 1/15, 1/30 Thaler: 75 Pfg. pro Stück; Gambia, 1880, 1 p. rot und 1 p. gelb: 40 Pfg. pro Stück; Transvaal, 1879, 4 p. gelbgrün, 6 p. braungrün: 30 Pfg. pro Stück. Kap d. g. Hoffnung, 1853, △, 1 p. rot (Dreieck), 2 Mk. 50 Pfg.; Südaustralien, 1855, 6 p. blau: 25 Pfg.; New Zealand; 1859, 6 p. braun: 3 Mk.; Ceylon, 1857, 2 sh. blau: 50 Mk. (ist aber wahrscheinlich 1864, kostet dann 2 Mk.); Amerika, 1861, 30 c. gelb: 1 Mk.; Deutschland (Norddeutscher Postbezirk), 1867, 3 kr. rot: 5 Pfg.; Schweiz, 1863, 60 Rp. bronce: 1 Mk. 50 Pfg.

Preisausschreiben für Weihnachts-Handfertigungsarbeiten.

Da unser Weihnachtspreisausschreiben von unsrer jungen Leserwelt stets mit so vieler Freude aufgenommen wurde, wollen wir uns auch in diesem Jahre wieder mit einem solchen einstellen. Es soll die Aufgabe, wie früher, darin bestehen, auf einem der unten näher gekennzeichneten Handbeschäftigungsgebiete einen Geschenksgegenstand selbst anzufertigen, der einen Wert betragen darf, daß der Ankaufspreis des dazu aufgewendeten rohen Materials keinesfalls zwei Mark übersteige, ein höherer Aufwand würde von der Konkurrenz von vornherein ausgeschlossen. Die besten Arbeiten werden unter Berücksichtigung der Altersstufe preisgekrönt, das Preisrichteramt durch die Redaktion und zuzuziehende sachverständige Mitarbeiter ausgeübt.

Die in Betracht kommenden Handfertigungsgebiete, unter denen beliebig gewählt werden kann, sind:

selbstgefertigte Papparbeiten,
„ Holzarbeiten (Hobelbank, Drehbank, Laubsäge- und Kerbschnittarbeit, Holzschnitzerei),
„ Gegenstände in kombinierter Holz- u. Pappar beit.
„ Apparate und Maschinchen zur Darstellung physikalischer Experimente, versehen mit selbstverfaßter Gebrauchsanweisung.

Es werden für die besten Arbeiten die nachfolgenden Preise verteilt:

Erster Preis: Ein photograph. Apparat.
Zweiter Preis: Eine Stirnsche Geheim-Camera.
Dritter Preis: Ein Werkzeugkasten.
Vierter Preis: Ein kompletter Schmetterlingsfang-Apparat.
Fünfter bis zehnter Preis: Je ein „Neues Universum", die neuesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten.
Elfter bis fünfzigster Preis: Je eine hübsche Erzählung, elegant gebunden.

Bestimmungen für die Teilnahme überhaupt und die Form der Einsendung, die bei Gefahr der Ausschließung genau beobachtet werden müssen:

1. Alter unter 18 Jahren. — 2. Abonnementsnachweis, entweder durch Quittung oder Stempelaufdruck. — 3. Schriftliche Bestätigung der Eltern, Lehrer oder Aufsichtspersonen, daß der Konkurrent nicht schon in einem Handwerksberuf steht, der ihn zur Lösung dieser Aufgabe besonders befähigt, und daß er die Arbeit selbst entworfen und gefertigt habe. — 4. Die Gegenstände sind spätestens bis 1. Dezember d. J. an die Redaktion „Der Gute Kamerad" in Stuttgart, Hauptstätterstr. 107—111, franko einzusenden. — 5. Jede Arbeit ist mit einem Zettelchen zu versehen, darauf ein Motto und die Altersangabe vermerkt ist. — 6. Die volle Briefadresse und die oben bezeichnete Beglaubigung ist der Arbeit in geschlossenem Couvert beizufügen: die Adreßseite dieses Couverts hat das gleichlautende Motto und die Altersangabe (wie auf dem Zettelchen vermerkt, das auf den Gegenstand geklebt oder gebunden wird) aufzuweisen.

Die Arbeiten werden zurückgegeben,

wenn in dem Begleitbrief dieser Wunsch ausdrücklich bemerkt und die Portokosten für Rücksendung beigelegt sind. Alle nicht zurückverlangten Arbeiten sollen armen Schulkindern unter den Weihnachtsbaum gelegt werden.

Glückauf zum friedlichen Kampfe!

Mit kameradschaftlichem Gruß

Der Gute Kamerad.

Tauschmarkt.

G. Schüttle in Cannstatt möchte ein großes Schmetterlingsbuch mit 35 Bildertafeln, gibt dafür seltene, alte europäische, auch einige neue südamerikanische Briefmarken.

Otto Pokorny, per Adr.: Herrn Bürgermeister Pokorny in Wattenscheid, bittet um Zusendung von Dubletten.

Ernst Albers in Hamburg-Hohenfelde, Neubertstraße 24 a, wünscht ausländische für deutsche Postkarten.

Ludwig Bassermann in Mannheim, L. g. Nr. 3, hat eine Anzahl zahmer Mäuse gegen einen hübschen Kanarien- oder sonst einen Singvogel zu vertauschen.

Wilhelm Hoffmann, per Adr.: Jos. Hoffmann & Söhne in Ludwigshafen a. Rh., bittet um in- und ausländische Marken.

Franz Gutmann in Prag, 821 II, bittet um württembergische Marken und Ganzsachen.

Ernst Martin zu Sondershausen in Thür., Lohstraße 20 a, möchte sein ca. 500 Pflanzen haltendes Herbarium gegen alte deutsche, italienische echte Marken mit Beschreibung und Ganzsachen vertauschen.

Franz Nieberl in Augsburg, Proviantamt, sucht einen Kolkraben oder einen andern Rabenvogel (Häher, Elster, Dohle, Saat- oder Nebelkrähe), gibt dafür Meerschweinchen, auch Hasen.

Hermann Mäneich in Breslau, Bartschstraße 4 II, sucht ein Paar Schneeschuhe.

Erich Käppler in Zittau, Weberstr. 26 hat einen neuen Elektromotor mit Zahnradübersetzung und doppeltem Chromsäureelement zu veräußern, will auch Postkarten mit Ansicht gegen Schmetterlinge tauschen.

Witzraketen.

Aus der Schule. Lehrer: „Müller bilde mir einen Satz mit der Präposition halber!"

Müller: „Meiner Faulheit halber bin ich vom Lehrer getadelt worden."

Lehrer: „Gut! Willi, sag' du mir auch einen!"

Willi: „Um halber acht haben wir Kaffee getrunken."

Der Schlaukopf. Lehrer: „Wie heißt auf lateinisch Kopf?"

Schüler: „Caput!"

Lehrer: „Richtig! Und wie heißt der Knopf?"

Schüler: „Cnaput!"

Zwei leidenschaftliche Angler fischten zum erstenmal in einem neu gepachteten See. Der eine von beiden ist unvorsichtig und fällt ins Wasser. Er wird zwar von seinem Genossen noch glücklich herausgezogen, jedoch erst nach mühevoller Anstrengung zum Bewußtsein gebracht. Kaum hat er aber die Augen aufgeschlagen, so fragt ihn der Retter: „Sie, haben S' recht viel Fisch g'seh'n?"

Kleines Mißverständnis. Ein Stotterer, der in einem Tabakgeschäft Trabucos kaufen will, bringt mühselig die Silben: „Trata-tata-tra" hervor. — Verkäuferin: „Aha, Sie wollen wahrscheinlich den Marsch aus der „Aida" — da müssen Sie nebenan in die Musikalienhandlung gehen."

Briefe und Pakete sind zu richten: An die Redaktion des „Guten Kameraden" in Stuttgart, Hauptstätterstr. 107/111. — Gesuche für den Tauschmarkt wollen druckfertig abgefaßt, das Papier aber nur auf einer Seite beschrieben werden (also Rückseite frei lassen).

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Druck und Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.
Nachdruck, auch im einzelnen, wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Der Gute Kamerad

6. Jahrgang. | Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung. | № 2.

Erscheint wöchentlich. Preis vierteljährlich 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs ausschließlich Stempel.

Das Vermächtnis des Inka.

Von Karl May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“, „Kong-Kheon, das Ehrenwort“, „Die Sklavenkarawane“, „Der Schatz im Silbersee“ u. a.

(Fortsetzung.)

Der vorhin herrschende Lärm hatte sich in die tiefste Stille verwandelt. Der Kleine frappierte die Leute alle. Sie wußten nicht, was sie von ihm und über ihn denken sollten. Das kümmerte ihn aber nicht im mindesten; ja, er bemerkte es gar nicht; er las und las und fühlte sich auch nicht gestört, als man wieder lauter wurde und von neuem auf das Stiergefecht zu sprechen kam. Nur als einer der Kellner, ein ebenso kleiner Bursche wie er selbst, zu ihm trat, um ihn zu fragen, was er wünsche, blickte er auf und fragte im reinsten Spanisch:

„Haben Sie Bier? Ich meine nämlich Cerevisia, wie es lateinisch heißt.“

„Ja, Señor, Bier haben wir, die Flasche zu sechs Papierthalern.“

„Bringen Sie eine Flasche, eine Ampulla oder Lagena auf lateinisch.“

Der Kellner sah ihn verwundert an, brachte Flasche und Glas und goß das letztere aus der ersteren voll. Der Gast trank aber nicht und sah nicht von den Büchern auf. Man beschäftigte sich, einen ausgenommen, nicht mehr mit ihm, und dieser eine war Antonio Perillo, der Espada. Er ließ den Kleinen fast nicht aus den Augen; er schien sich innerlich nur mit ihm zu beschäftigen und beteiligte sich gar nicht mehr an der Unterhaltung. Endlich stand er gar auf, kam herbei, verbeugte sich und sagte in sehr höflichem Tone:

„Entschuldigung, Señor! Wir scheinen uns zu kennen?“

Der kleine, rote Gaucho

. . . „Schau ihn ganz genau an, ob er es nicht ist!“ . . .

blickte überrascht von seiner Lektüre auf, erhob sich und antwortete in ebenso höflicher Weise:

„Es thut mir leid, Señor, Ihnen sagen zu müssen, daß Sie sich irren. Ich kenne Sie nicht."

„So müssen Sie Gründe haben, dies jetzt zu sagen. Aber ich kann einen solchen Grund nicht einsehen!"

„Einen solchen Grund? Auf lateinisch Causa? Ich habe ja gar keinen Grund, zu sagen, daß ich Sie kenne. Es wäre eine Lüge."

„Aber ich bin überzeugt, daß wir uns oben am Flusse schon begegnet sind."

„Nein, denn ich bin noch gar nicht da oben gewesen. Ich befinde mich erst seit einer Woche hier im Lande und habe Buenos Ayres noch mit keinem Schritte verlassen."

„So darf ich vielleicht fragen, wo Sie eigentlich zu Hause sind?"

„In Jyterbogk, welches auch Jüterbog oder Jüterbock geschrieben wird. Es ist bis jetzt unentschieden geblieben, welche Schreibweise die richtige ist. Ich entscheide mich aber unbedingt für Jüterbogk, weil da bog und bock vereinigt ist."

„Dieser Ort ist mir vollständig unbekannt. Würden Sie die Güte haben, mir Ihren Namen zu sagen?"

„Ganz gern. Morgenstern, Dr. Morgenstern."

„Und Ihr Stand?"

„Ich bin Gelehrter oder, genauer ausgedrückt, Privatgelehrter."

„Und womit beschäftigen Sie sich?"

„Mit Zoologie, Señor. Gegenwärtig bin ich nach Argentinien gekommen, um das Glyptodon, das Megatherium und das Mastodon aufzusuchen."

„Das verstehe ich nicht. Ich habe diese Worte noch nie gehört."

„Ich meine das Riesenarmadill, das Riesenfaultier und den Rieseneleфanten."

Der Espada machte ein langes Gesicht, sah den Kleinen mit prüfendem Blicke an und fragte dann:

„Sprechen Sie im Ernste, Señor?"

„Natürlich!"

„Und wo wollen Sie diese Tiere suchen?"

„Natürlich in der Pampasformation, von welcher man leider noch nicht genau sagen kann, ob sie sich schon vor oder gleichzeitig mit dem Diluvium gebildet hat."

„Diluvium? Señor, ich verstehe! Sie bewegen sich in dieser unverständlichen Sprache, um mir anzudeuten, daß ich Ihnen unbequem bin."

„Diese Sprache ist keineswegs so unverständlich, wie Sie meinen. Sehen Sie in diese beiden Bücher, deren Verfasser sehr tüchtige Kenner des Diluviums sind! Weiß und d'Alton; sie müssen Ihnen unbedingt bekannt sein, und — — —"

„Nein, gar nicht, gar nicht," unterbrach ihn der Stierkämpfer. „Diese beiden Herren kenne ich nicht. Von Ihnen aber möchte ich selbst jetzt noch behaupten, daß ich Sie kenne, und zwar genauer noch, als Sie denken. Hoffentlich geben Sie doch zu, daß der Anzug, welchen Sie jetzt tragen, eine Verkleidung ist?"

„Eine Verkleidung? Hm! Wenn ich wahr sein will, so muß ich allerdings zugeben, daß ich sonst nicht gewohnt bin, als Gaucho zu gehen."

„Aber Sie reiten doch ausgezeichnet, wie ich gesehen habe!"

„Das ist ein Irrtum, Señor. Ich habe zwar schon einigemal nicht bloß die Veranlassung, sondern auch die Gelegenheit gehabt, ein Roß, lateinisch Equus, zu besteigen, was aber der Lateiner equo vehi nennt, nämlich die Kunst des Reitens, ist mir doch zu vollen neun Zehnteilen fremd geblieben."

Perillo konnte sich, obgleich er seiner Sache vollständig sicher war, eines Kopfschüttelns nicht erwehren. Er zog sein Gesicht in ein diplomatisches Lächeln und meinte, indem er sich verbeugte:

„Ich darf nicht weiter in Sie dringen, Señor, denn jedes Ihrer Worte sagt mir, daß Sie unerkannt bleiben wollen. Haben Sie die Güte, meine Zudringlichkeit zu verzeihen! Ich bin überzeugt, daß die Zeit kommt, in welcher Sie Ihre gegenwärtige Maske fallen lassen werden."

Er begab sich nun an seinen Tisch zurück. Der rote Gaucho schüttelte nun seinerseits den Kopf, setzte sich nieder und murmelte:

„Maske! Fallen lassen! Dieser Señor scheint sehr zerstreut zu sein."

Dann beugte er sich wieder über seine Bücher nieder. Aber er sollte bald wieder gestört werden, denn der kleine Kellner, welcher in der Nähe gestanden und die Unterhaltung gehört hatte, kam näher und sagte:

„Señor, wollen Sie nicht trinken? Es ist schade um das Bier, es so lange offen stehen zu lassen."

Der Gaucho blickte zu ihm auf, griff nach dem Glase, that einen Zug und meinte dann in freundlichem Tone:

„Ich danke Ihnen, Señor. Man soll sich gewöhnen, über dem Notwendigen nicht das Angenehme zu vergessen. Und das Trinken, lateinisch potio, ist nicht nur angenehm, sondern sogar notwendig."

„Er wollte weiter lesen, da er aber bemerkte, daß der Kellner noch stehen blieb, fragte er:

„Belieben Sie noch eine Bemerkung, Señor?"

„Wenn Sie gestatten, ja. Sie sprachen vorher von Jüterbogk. Kennen Sie diese Stadt?"

„Natürlich kenne ich sie; ich wohne nämlich dort."

„Sie wohnen dort? Sollten Sie ein Deutscher sein?"

„Der bin ich allerdings, wie auch mein Name Morgenstern beweist. Wäre ich ein Römer, so würde ich lateinisch Jubar heißen."

„Das freut mich ungeheuer, Señor! Darf ich deutsch mit Ihnen reden?"

„Deutsch? Sind Sie denn ein Deutscher?"

„Na, und wat for einer! Ick bin in Stralau bei Berlin jeboren, also een näherer Landsmann von Sie, Herr Doktor. Denn dat Sie ooch Doktor sind, dat habe ick vorhin jehört."

„Ein Stralauer! Wer hätte das gedacht! Ich habe Sie für einen Argentiner gehalten. Wie kommen Sie denn über die See herüber?"

„Als jeborene Wasserjungfer, wat man sonne Libelle nennt. Sie wissen doch, von wejen dem Stralauer Fischzug und dem Rummelsburger See. Da ist man dat Wasser jewöhnt und jeht dem Wasser nach. So bin ick nach Hamburg jekommen und dann weiter ins Südamerika."

„Was wollten Sie hier?"

„Reich werden wollte ick natürlich."

„Nun, und?"

„Ja, nun, und! Das Reichwerden jeht nicht so schnell, wie ick mich's jedacht hatte. Es kommen auch arme Zeiten mit mang, und wenn die nicht wieder uffhören, da bringt man die Million, von welcher ick jeschwärmt habe, eben nicht zusammen."

„Haben Sie Verwandte zu Hause?"

„Nee. Hätte ick so wen oder wat jehabt, so wäre ick daheim jeblieben. Dann wollt' ick jern beis Militär, denn mein Herz ist stets jut patriotisch jestimmt jewesen; aber da ick um zwei Zoll zu kurz

jewesen bin, haben sie mir nicht assentiert, sondern for untauglich erklärt. Darüber bin ick so ergrimmt jewesen, daß ich in die Fremde jegangen bin, um zu sehen, ob man mir da für tauglich halten wird."

„Wie lange sind Sie nun schon hier?"

„Fünf Jahre, wat mit die fünfundzwanzig Lenze stimmt, die ich bisher in Blüte jestanden habe."

„Und womit haben Sie sich während dieser Zeit beschäftigt?"

„Mit allem möglichen, wat ehrlich war, doch ohne es zu wat zu bringen. Jetzt bin ick Kellner hier, doch auch nicht fest, sondern nur zur Aushilfe für heute, weil man viel Jäste erwartet hat. Zuletzt habe ick mir mit Hafenarbeit beschäftigt."

„Waren Sie schon im Innern des Landes? Ich frage nämlich nicht ohne Ursache."

„Damit kann ick auch dienen. Ick bin schon zweimal bis nach Tucuman hinein jewesen, und zwar als Pferdeknecht."

„So können Sie reiten?"

„Wie im Löwenritt von Freiligrath. So wat lernt sich hier zu Lande oft und manchmal schneller, als man's vorher jedacht hat."

„Das ist gut, sehr gut! Und nun die Hauptsache. Es soll hier in Argentinien sehr viel Knochen geben?"

„Massenhaft!"

„Ausgezeichnet! Ich suche welche."

„Knochen? Weshalb?"

„Aus Interesse für die Sache."

„So? Dat ist freilich ein Interesse, wie ick noch keins jefunden habe. Aber da kann ick Ihnen trösten. Wenn Sie Knochen haben wollen, so kann ick Ihnen janze Schiffsladungen voll verschaffen."

„Antediluvianische?"

„Dat verstehe ick nicht; ick sage nur dat sie von allen Sorten zu haben sind."

„Vom Mastodon?"

„Von Mastrindern? Soviel Sie haben wollen."

„Ich meine, ob vom Riesenelefanten."

„Dat wohl weniger, denn ick habe noch nicht jehört, daß hier Riesenelefanten jemästet und jeschlachtet werden."

„Aber vom Megatherium?"

„Wahrscheinlich auch."

„Und vom Glyptodon."

„Dieses Vieh kenne ick nicht."

„Das ist begreiflich, da es schon vor der Sündflut gelebt hat."

„Dann ist's futsch und hat keine Knochen mehr. Hier jibt's nach der Sündflut nur noch Knochen von Rindern, Pferden und Schafen."

„Sie verstehen mich nicht. Ich suche nach Knochen von vorweltlichen Tieren, wie man sie im hiesigen naturhistorischen Museum findet."

„Ah, ick verstehe! Von Professor Burmeistern jesammelt? Die stecken in der Erde, wo man sie herausbuddeln muß. Habe ick ooch jesehen. Die sind in der janzen Pampa zu finden. Man soll sogar vorsündflutliche Pferde jefunden haben."

„Sehr richtig! Das ist übrigens aus dem Grunde sehr interessant, weil bisher behauptet worden ist, daß das Pferd nur der alten Welt angehört."

„Also sonne Sachens wollen Sie suchen und ausgraben?"

„Ja, dazu brauche ich Leute. Ich werde Gauchos engagieren, und habe deshalb, um ihnen gleich von vornherein als ein sympathischer Mensch zu erscheinen, mich so wie sie gekleidet. Vor allen Dingen brauche ich einen Diener, auf den ich mich verlassen kann. Sie gefallen mir, Sie haben ein ehrliches und zugleich pfiffiges Gesicht und scheinen nicht an Dummheit zu leiden, was der Lateiner Vecordia nennt. Haben Sie nicht Lust, sich von mir engagieren zu lassen?"

„Warum nicht, wenn Sie mir jut behandeln und mir auch sonst oft und manchmal so stellen, daß ick nicht zu klagen brauche."

„So kommen Sie morgen früh zu mir, damit wir das Nötige besprechen können. Kennen Sie den Bankier Salido."

„Ja. Er hat sein Jeschäft hier janz in der Nähe, wohnt aber in seiner Quinta draußen vor der Stadt."

„Da wohne auch ich, denn ich bin ihm empfohlen und sein Gast. Jetzt lassen Sie mich weiter lesen."

„Jut, lesen Sie man immer weiter, Herr Dokter. Morjen werde ick mir einstellen, und ick denke, daß wir beide dabei ein jutes Jeschäft machen werden. Ich schaffe Ihnen jeden Knochen aus der Erde, und wenn er noch so groß ist."

Er zog sich zurück, und man sah es ihm an, daß er sich über die zu erhoffende Stellung freute. Er besaß, wie Morgenstern ganz richtig gesagt hatte, ein ehrliches Gesicht und jenen gesunden Mutterwitz, welcher den Bewohnern seiner Heimat angeboren zu sein pflegt.

Der Inhalt dieses Gespräches schien Morgenstern noch weiter zu beschäftigen, denn er las nun weniger aufmerksam als vorher und vergaß auch das Trinken nicht. Als er seine Flasche ziemlich geleert hatte, stand Antonio Perillo auf, um zu bezahlen und fort zu gehen. Einige Zeit später brach auch Morgenstern auf. Er bezahlte seine sechs Papierthaler. Das klingt sehr hoch, ist aber nicht so gefährlich, wie es scheint, da der Papierthaler einen Wert von sechzehn deutschen Pfennig hatte. Dennoch aber ist der Preis von sechsundneunzig Pfennig für eine Flasche Bier kein niedriger zu nennen, aber das Bier, wenigstens das aus Europa eingeführte, galt damals noch mehr als heute als Luxusgetränk.

Als er das Café verlassen hatte, wendete er sich links in die Straße, welche direkt und in schnurgerader Richtung nach der Quinta des Bankiers führte. Er war zu sehr mit seinen gelehrten Gedanken beschäftigt, um die zwei Gestalten zu sehen, welche gegenüber wartend an den Pfeilern einer Thür lehnten. Sie wären ihm aber wohl auch dann nicht aufgefallen, wenn er weniger an seine vorsündflutlichen Tiere gedacht hätte. Und doch war gerade er es, auf den sie es abgesehen hatten. Es war nämlich Antonio Perillo und ein andrer, der sich vorhin nicht mit im Café befunden hatte. Als sie den Doktor erscheinen sahen, flüsterte der erstere dem letzteren zu:

„Schau ihn genau an, ob er es nicht ist!"

Als der andre die Züge des deutschen Gelehrten im Lichte der Fenster des Café, an denen dieser vorüberging, deutlich erkannte, antwortete er:

„Gar keine Zweifel; er ist's, und wenn er noch so sehr geleugnet hat."

„Er hat sich nur den Bart scheren lassen und die Tracht eines Gaucho angelegt. Damit macht er doch Leute, wie wir sind, nicht irre. Ich muß wissen, wo er wohnt. Schleiche ihm nach!"

„Gehst du nicht mit?"

„Nein. Er könnte sich umdrehen und mich erkennen. Dann würde er Verdacht fassen. Ich trete in die Confiteria hier rechts, um auf deine Rückkehr zu warten."

Perillo ging in die Kuchenstube, und der andre folgte dem Deutschen heimlich nach. Die Straße, welche dieser langsam hinaufschritt, führte, wie bereits gesagt, in schnurgerader Linie fort, denn Buenos Ayres ist höchst regelmäßig gebaut. Es besteht aus lauter Häuservierecken, zwischen

denen die Straßen sich genau rechtwinkelicht kreuzen. Man kann also den Plan der Stadt mit einem Schachbrette vergleichen.

Die Umgebung derselben ist landschaftlich ganz und gar unbedeutend. Es gibt keine Abwechselung, keine Höhen und Thäler, keine Büsche und Wälder. Hat man die Stadt hinter sich, so steht man auf der offenen, ebenen Pampa, und am Horizonte schwimmen Himmel und Erde so zusammen, daß von einer Grenzlinie zwischen beiden keine Rede ist. Der Hafen ist schlecht, und das Wasser des Plata hat eine lehmichte, schmutzige Farbe, so daß auch er der Stadt keinen Reiz verleiht.

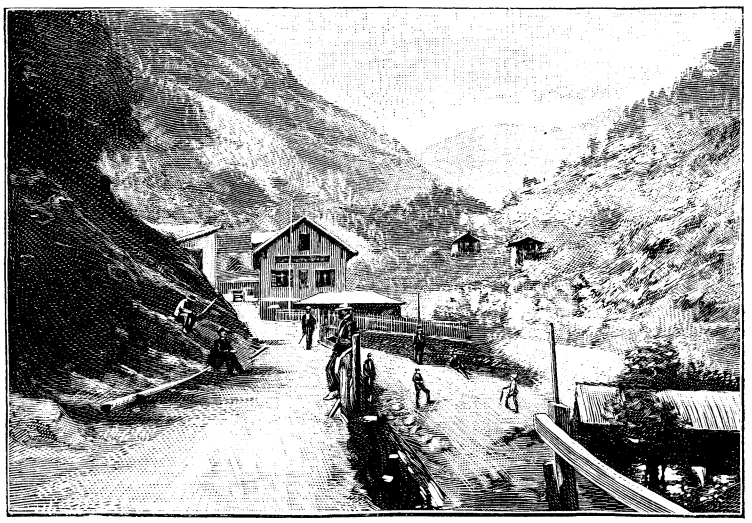
Buenos Ayres bedeckt ungefähr den gleichen Flächenraum wie Paris. Man kann sich also denken, wie weitläufig alles ist. Es gibt mehrere sehr schöne Straßen und Plätze, kommt man aber über den Kern der Stadt hinaus, so trifft man auf roh gemauerte Magazine, häßliche Hütten und Schuttplätze. Einige der Außenstraßen freilich haben ein elegantes Aussehen, da an ihnen die Villen der reichen Einwohner stehen. Eine solche Villa wird hier Quinta genannt.

In den innern und belebtesten Vierteln der Stadt findet man zwei-, drei- und wohl auch vierstöckige Häuser; sonst aber bestehen die Gebäude nur aus dem Erdgeschosse; sie ragen nicht in die Höhe, dehnen sich aber desto mehr in die Breite und Tiefe. Diese Gebäude haben flache, mit Ziegelsteinen belegte Dächer, über denen sich kleine Warttürme erheben, die man Miradores nennt. Die Dächer sind ein klein wenig geneigt, damit der Regen in den Hof und die in demselben befindliche Zisterne ablaufen kann. Denn bis vor kurzem trank man nur dieses Zisternenwasser.

Wenn von dem Hofe die Rede ist, so haben nur die ärmeren Leute einen einzigen solchen. Bessere Häuser aber schließen drei, vier und auch noch mehr Höfe ein. Steht man vor der in durchbrochener Eisenarbeit künstlerisch modellirten Thüre eines solchen Gebäudes, so kann man durch dieselbe eine ganze Reihe von saubern, mit Springbrunnen und Blumen geschmückten Marmorhöfen sehen. Denn Marmor ist das Material, aus welchem die Häuser der Wohlhabenden gebaut werden.

Wird gefragt, warum es in Buenos Ayres nur flache Dächer gibt, so ist die Antwort sehr einfach. Zunächst erfordern schräge, hohe Dächer weit mehr Material und sind nur in solchen Gegenden notwendig, wo eine durchschnittlich große Regenmenge fällt. In Buenos Ayres aber fällt bedeutend weniger Regen als bei uns. Sodann würden hohe Dächer und Giebel dem Pampero, dem gewaltigen, verheerenden Sturme, welcher von den Cordilleren niederstreicht, viel zu große Flächen bieten. Und endlich bieten flache Dächer die Annehmlichkeit, daß man auf ihnen des Abends spazieren gehen und frische Luft schöpfen kann.

(Fortsetzung folgt.)



Eine Schülerreise. Neuratteis.

Eine Schülerreise ins Gebirge.

(Fortsetzung.)

Vom 18. bis 21. August 1890.

Das Oetzthal, ein Seitenthal des Inn, durchströmt von der grauen, wildbrausenden „Ache", führt in zwei starken Tagemärschen aus einer Gegend, wo man Mais baut, in die Region des ewigen Schnees, unmittelbar in die Gletscherwelt hinein. Es ist reich an herrlichen Partien und mannigfaltigen, rasch wechselnden landschaftlichen Bildern. Im unteren Teil erweitert sich die Thalsohle an zwei Stellen etwas, sonst bleibt es eng und ist manchmal nur eine wilde Schlucht, durch die sich mit mächtigem Gefälle die tosende Ache hindurchzwängt. Die Seitenwände, im unteren und mittleren Teile bewaldet, erheben sich steil vom Thal auf und gestatten dem Wanderer nur von Zeit zu Zeit dahinterliegende Bergriesen mit ihren schneebedeckten Häuptern zu schauen.

Es war Sonntag gegen 7 Uhr, als wir im Abenddämmerschein in Oetz beim Kasselwirt einrückten. Es war sehr lebhaft und sehr viel Verkehr in dem Hause. Das mochte wohl der Grund sein, weshalb in unsren Zimmern noch manches fehlte. Aber hier faßten unsre jungen Leute sofort an, schleppten Wasser in Kannen und Eimern herbei, ließen sich von den Wirtsleuten Handtücher geben, und bald war die nötige Körperreinigung geschehen.

Die Wohlthat einer gründlichen Säuberung und des kräftigen Abendessens spiegelte sich auf allen Gesichtern wieder. Plötzlich ertönen Böllerschüsse und die feierlichen Klänge einer ansehnlichen Kapelle mischen sich in den stillen Sonntagsfrieden dieses sommerfrischlichen Ortes. Und siehe: auf der großen Holzveranda, an der Hinterseite des Hauses, ist eine stattliche Gesellschaft von Herren und Damen, Eingeborenen und Ausländern an festlicher Tafelrunde versammelt, und unten im Garten spielt eine etwa 20 Mann starke Kapelle, um die sich viele uniformierte Gestalten, meist Feuerwehrleute, geschart haben; und wenn wir schon von den Wirtsleuten die Veranlassung des fröhlichen Festes erfahren hatten, sollten wir es auch bald auf andre Weise hören. Ein älterer, schlankgewachsener Herr mit grau werdendem Bart und Haar, erhob sich, um als „Vertreter einer kaiserlich-königlichen Behörde" eine Festrede auf Se. Majestät, den Landesherrn zu halten, die in brausenden Hochrufen der Anwesenden gipfelte. Von seiten der Sommerfrischler wurden auch verschiedene Reden gehalten, und bei solcher Gelegenheit dem gastlichen Tirol manches Wort des Dankes gespendet. — Aber bei all dem Jubel um den Herrscher des Landes

machte sich bei uns ein noch stärkerer Herrscher geltend: der holde Schlummer; einer nach dem andern von unsern Reisegenossen verzog sich in die Federn, bald war auch der Tanz der Feuerwehrleute zu Ende, und der Acherkogel, der sich mit weißer Schneespitze über Oetz erhebt, konnte den gemütlichen Ort wieder in friedlicher Stille daliegen sehen.

Das waren glänzende Auspicien bei unserm Eintritt ins Oetzthal, und als wir am andern Morgen 6 Uhr beim Ausmarschieren wieder von Böllerschüssen begleitet wurden, schienen alle Aussichten die günstigsten zu sein, wäre nur nicht dem dienstthuenden Führer der Abteilung bei seiner Antrittsrede der Hut in den tiefsten Staub der Straße gefallen. Wir sangen nach feststehender Gewohnheit als erstes Marschlied das schöne Eichendorffsche:

„Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt,
Dem will er seine Wunder weisen
In Berg und Thal und Strom und Feld."

Das Thal war erst ganz prächtig, dann einförmiger und immer sonniger, zuletzt wieder sehr schön bis in die Thalweitung von Sölden hinein. Aber Hitze — das war das Zeichen, unter dem wir den ersten Tag marschierten. An das Singen dachten wir unter sothanen Umständen nicht viel, obgleich uns gar so viele schöne Marschlieder geläufig waren, und für diese Reise wurde sogar ein eigenes neues gedichtet nach der Melodie: „Hinaus in die Ferne":

„Die Ferien, sie kamen,
Des Staubs der Schule satt,
Wir wandern von Duisburg,
Der rauchumwogten Stadt.
Im Hochgebirg, in luft'gem Waldesgrund,
Da baden wir den Leib und die Seele gesund" u. s. w.

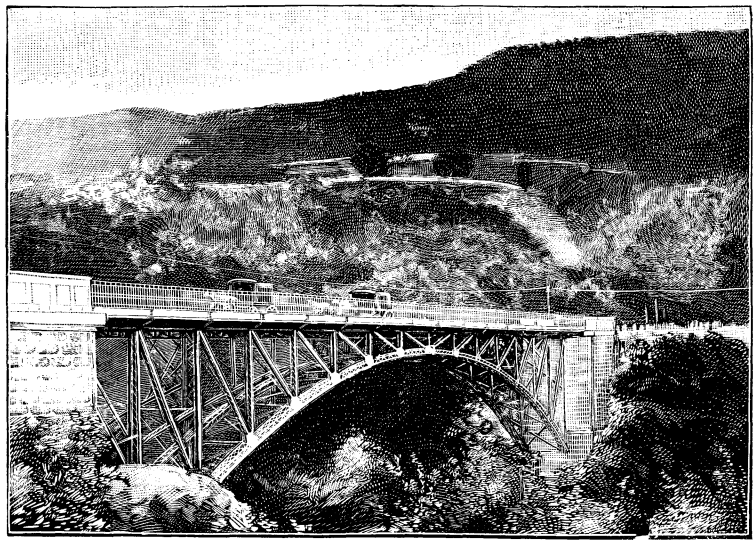
Aber, wie gesagt, das Singen wollte nicht recht ziehen; denn trotz der 25° R. war die Gesellschaft unter sich noch nicht recht warm geworden. Aber verschwitzt wurde schon sehr vieles: in Oetz ließ unser Jüngster den Wasserkessel stehen, unterwegs verlor er seinen Schirm, und selbst das Muster von Gewissenhaftigkeit Nr. 3 ließ an einem schattigen Plätzchen den wichtigsten Teil des photographischen Apparates stehen, leider sahen wir beide, den Kessel und den Apparat, niemals wieder.

Aeußerst wohlthuend war uns eine 1½ stündige Rast in dem sehr guten Wirtshaus beim Unterwirt in Längefeld. Brot, Butter, Käse und gutes Bier schmeckten vortrefflich. Aber auf dem letzten Teil des Marsches vermißten wir am Wege gutes Trinkwasser, und so kam es, daß wir ziemlich ausgetrocknet abends gegen 5 Uhr in Sölden einrückten. Beim Wirt Grüner zum Alpenverein wurden wir sehr gut aufgenommen und verpflegt. Wir fanden nicht alle Platz im Haupthause und mußten zum Teil in sogen. Dependancen untergebracht werden. Gegen 7 Uhr wurde das Essen aufgetragen, und wenn die Frau Wirtin ein mitfühlendes Herz hat, wird sie an unsrem guten Appetit ihre rechte Freude gehabt haben. Zeitig suchten wir unser Nachtlager auf, um uns für den kommenden Tag zu stärken; denn es stand uns ein Marsch von 7¾ Stunden bevor mit der angenehmen Zugabe, daß wir von 1401 m bis 2429 m, also über 1000 m dabei zu steigen hatten.

Am andern Morgen brachen wir, wie immer, Punkt 6 Uhr nach einem „Hoch" auf die freundlichen Wirtsleute auf. Der schmale, holperige Weg ist nur bis Sölden fahrbar, von da an wird er zum steilen, beschwerlicheren Fußpfad, der sich durch eine wilde Schlucht an steinichtem Bergabhang hinanzieht. Bald sahen wir unser nächstes Ziel: in weiter Ferne, auf steiler Höhe das weiße Kirchlein des Dörfleins Heiligkreuz, das uns schon auf eine starke Stunde weit entgegenleuchtete. Wir zogen nach dem gastlichen Pfarrhaus, das, wie es vielfach im Hochgebirge der Fall ist, in einem solchen, von der Welt sozusagen abgeschnittenen Dörflein, dem müden Wanderer Unterkunft, Speise und Trank bietet. Noch einen kurzen, steilen Anstieg auf steinichtem, von der stechenden Morgensonne beschienenen Pfad, und wir hatten es erreicht, Der freundliche Herr Pfarrer und seine Wirtschafterin verpflegten uns mit frischen Eiern, Butter, Käse und gutem Tirolerwein, nachdem man uns auf dem sonnigen Platz vor dem Haus Tische und Sitze hergerichtet hatte.

Aber allzulange durften wir nicht rasten. Unser Weg, immer an den Abhängen hinziehend, führt in 2½ Stunden nach Vent (oder Fend), das mit seinen 40 oder 60 Einwohnern, 1892 m hoch liegend, die letzte Stätte menschlicher Ansiedelung in dieser öden Wildnis ist. Wer Wanderungen über Gletscher und Ferner in den Oetzthaler Alpen machen will, hat von hier aus die beste Gelegenheit dazu.

Es war Mittag und die Sonne brannte so heiß, daß beschlossen wurde, erst ½4 Uhr weiter zu ziehen. Wir kehrten wieder in dem Pfarrhause ein. Wir stärkten uns unter andrem mit einer kräftigen Knödelsuppe und erfrischten uns mit rotem Tirolerwein. Ein Teil der Gesellschaft legte sich zu einem Mittagschläfchen auf die grünen Matten. Die jungen Leute aber ersannen sich eine andre Kurzweil. Sie ließen sich in dem Zimmer, in dem die Führer verkehren, nieder, unterhielten sich mit ihnen und sangen. Unter den Führern war ein großer, stattlicher Mensch mit hübschem Gesicht. Einer von unsern jungen Kameraden hatte ihm eine schöne, kurze Pfeife geschenkt, und einige Viertel vom Roten, die ihm gespendet wurden, thaten das übrige, daß ihm das Herz aufging und er seine gemütlichen Tirolerlieder zu singen anfing. Die Schwester des geistlichen Herrn und die Wirtschafterin hatten solchen Spaß an dem gemütlichen Treiben, daß sie, wenn sie ab und zu ins Zimmer



Eine Schülerreise. An der Brücke über den Noce hinter der Rocchetta (Tonalestraße).

kamen, mit dem sangeslustigen Führer munter mitjodelten.

Aber die schönsten Tirolerlieder und Jodler müssen verstummen, wenn der Kommandoruf ertönt: „Gepäck aufnehmen". Inzwischen waren zwei Führer geworben, die uns zur Höhe hinauf und andern Tages über den Hochjochgletscher führen sollten; einer marschierte an der Spitze, einer am Schluß des Zuges. Doch halt, ich muß ganz bei der Wahrheit bleiben: den Schluß machten zwei Griechen hoch zu Roß; β hatte sich schon in Sölden beritten gemacht, und auch α zog es jetzt vor, seine für das Ganze so nötigen und wertvollen Kräfte etwas zu schonen und auf ein Roß zu steigen.

Wir marschierten nun an der nach Süden und Südosten gelegenen und der Sonne ausgesetzten Bergwand über spärliche, grüne Matten hinan, an den ärmlichen Hütten von Rofen vorbei, und dann hörte alle Vegetation auf, nur über ödes Steingerölle und Moränenschutt führt der schmale Bergpfad immer höher in die Einöde empor. Wir überschritten zum letztenmal die Ache, und so konnten wir rechts oben noch ein kleines Stück des stark zurückgegangenen Hochvernagtferners sehen, der schon mehr als einmal dem Thal das größte Verderben gebracht hat. Mehrmals, zuletzt im Jahre 1845, hat er sich im raschen Anwachsen so weit vorgeschoben, daß er das Rofenthal ganz absperrte. Die zu einem See aufgestauten Wassermassen haben dann bei ihrem Durchbruch das ganze Thal verheert.

Aber auch zur Linken erinnerten uns vier oder fünf Gletscherbäche, die wir nur mit Mühe überschreiten konnten, an die Nähe der Gletscherwelt. Die stärkste Zumutung aber an unsre Füße machte uns ein Bergrutsch, der vor einigen Monaten auf eine weite Strecke den Weg herabgerissen hatte. Wir mußten, um auch dem noch immer nachfallenden Gerölle auszuweichen, wieder über 100 m über die Steine hinab und ebensoviel wieder hinaufklettern, um den alten Pfad zu erreichen. Wir sahen α und β an uns vorüberreiten; wir hatten nicht mehr Lebensmut genug, um diese beiden köstlichen Gestalten zu photographieren. Es bedurfte der ganzen militärischen Energie unsres ∂, die mit Tiroler Knödeln vollgenudelte Gesellschaft weiter zu schleppen.

Schon wurde es dämmerig; vor uns rechts sahen wir den schmutzigen Abhang des Hintereis- und Kesselwandferners, und bald zeigte sich auch das Dach des Hochjochhospizes, wo wir übernachten wollten. Um 7 Uhr standen wir davor und traten ein.

O hätten wir da den gefunden, der diesem sogen. Haus den stolzen Namen Hospiz gegeben hat; es wäre ihm schlecht ergangen! Wehe dem, der sich verleiten läßt, bei dem Namen Hospiz an den St. Gotthard, den St. Bernhard oder den Simplon zu denken! Hätte man es Schutzhütte genannt, so hätte sich jeder von uns gefreut, eine so stattliche zu sehen. Es ist ein aus Steinen zusammengefügtes, an den Berg gelehntes, etwa 18—20 Fuß hohes, aus zwei Stockwerken bestehendes, sehr einfaches Haus mit sechs kleinen Fensterchen, die unmittelbar unter dem flachen Dach liegen. Eine Köchin, ein Knecht und eine Magd führen hier in den paar Sommermonaten die Wirtschaft. Die Verpflegung war auch nicht die erwartete, jedenfalls aber so gut, wie man sie dort oben, 2429 m über dem Meer, geben kann. Wer am Tage hier vorbeikommt, wird herzlich froh sein, hier ruhen und sich erfrischen zu können.

Doch alle hatten nicht Platz hier; in einem kleinen Stall, wo sonst Führer oder Maultiere logieren, wurde Nr. 1, 2, 4, 5 und 6 einquartiert. Mit der Elasticität der Jugend fanden sie sich nicht bloß in ihr Schicksal, sondern wußten demselben auch mit dem nötigen Humor zu begegnen. Sie photographierten sofort ihre „feine Kiste", ein Bild, wie du es, lieber Leser, auf unsrem Holzschnitt bereits gesehen hast.

Eine noch unangenehmere Ueberraschung war es für uns, daß wir schon um ½4 Uhr am nächsten Morgen wieder aufstehen und ½5 Uhr zur Wanderung über den Hochjochgletscher antreten sollten.

Am andern Morgen — es war der 20. August — rückten wir bei 8° Wärme um 4¾ Uhr aus, und als wir eine Viertelstunde über die Moräne marschiert waren, hatten wir den Gletscher selbst erreicht.

Der Paß über das Hochjoch ist ein Sattel, der vollständig von einem Gletscher eingenommen wird, den man in seiner ganzen Länge überschreiten muß. Anfangs steigt er ziemlich steil an, so daß mancher von uns etwas ängstlich wurde, wenn er rückwärts blickte und bei dem ungewohnten Gehen über das glatte Eis fürchten mußte, eine Rutschpartie zu machen. Einer von unsern jungen Kameraden warf sogar, sit venia verbo, die Flinte ins Korn, d. h. er warf seinen Schirm aufs Eis, legte sich nieder und rief: „Ihr könnt weiter gehen, laßt mich nur ruhig hier liegen, ich kann nicht mehr." Der Führer sprang rasch hinzu, faßte ihn und führte ihn weiter.

Aber alles lernt sich ja, so auch das Gehen auf dem Gletschereis; dazu hackte uns der Führer an der Spitze mit seinem Eisbeil kleine Stufen in das Eis, in die wir die Fußspitzen fest einsetzen konnten; auch ließ die Steigung bald nach, und wenn man in den Rinnsalen ging, die die ablaufenden Gletscherwasser bildeten, kam man ganz leidlich vorwärts. Die Oberfläche des Eises bot fast gar keine Erhebungen oder Zerklüftungen, so daß eine Gefahr nicht vorhanden war; und doch wünschte da mancher, er könnte statt dessen über eine gut gepflegte Landstraße gehen.

Wir hatten bald die Mittelmoräne erreicht, auf der wir eine Weile vorangingen. Als wir aber höher hinaufkamen, entstand eine andre Plage. Der Schnee, der über dem Eise lag, war teilweise schon so weich, daß wir bei jedem Schritt bis über die Knöchel einsanken. Endlich hatten wir die Paßhöhe (2875 m) erreicht und gönnten uns nun eine kleine Rast, und nach einem begeisterten, von α ausgebrachten Hoch auf unsre Heimatstadt, betrachteten wir unsre Umgebung.

So standen wir denn wirklich mitten in der Region des ewigen Schnees. Ueber uns den klarsten blauen Himmel, unter uns und um uns nichts als Eis und Schnee, aus denen da und dort dunkle, schroffe Felswände emporstarrten, an denen kein Schnee haftet. Rückwärts lag das Rofenthal, durch das wir emporgestiegen, und darüber erheben sich hochragende Gipfel der Oetzthaler Alpen, vor allen die Wildspitze. Nach Osten lag dicht vor uns die Finailspitze, die uns vom Niederjochpaß trennte und dahinter der noch höhere Simibaun; in der Ferne im Süden sahen wir etwas von der Ortlergruppe. Das ganze, großartige Bild machte auf uns einen unauslöschlich tiefen Eindruck.

Unsre Gletscherwanderung hatte etwa 2¾ Stunden gedauert. Wir stiegen nun an steilen Abhängen den schmalen, aber entsetzlich steinichten Pfad hinab und waren nach 1¼ Stunde gegen ½10 Uhr an der obersten Ansiedlung des sonnigen Schnalser Thales. Kurzras heißt

die kleine Häusergruppe; ein einfaches, aber sauberes Wirtshaus mit nebenstehender Halle und freundlicher Bedienung nahm uns auf und verpflegte uns so trefflich, daß wir ihm, wenn wir Bädeker wären, mit Freuden einen * beisetzen würden.

Es war uns zu Mute, als wären wir plötzlich aus dem Winter in den Frühling versetzt worden, und die behaglichste Stimmung zeigte sich auf allen Gesichtern. Nur einem war der Himmel etwas getrübt. Unser γ hatte schon auf dem Hochjochhospiz die unliebsame Entdeckung machen müssen, daß ihm der rechte Fuß entzündet und stark angeschwollen war. In der Hoffnung, es würde bald besser werden, hatte er die Gletscherwanderung noch mitgemacht. Durch das Schneewasser aber war das Schuhzeug noch enger geworden, der steile Abstieg hatte auch noch das seinige gethan, kurz, er mußte auf weiteres Wandern verzichten. Er hat zunächst zu Pferd, dann zu Wagen, später mit der Post die Reise fortgesetzt. Im Kurzraser Wirtshaus mietete er sich ein Pferd; und als er dasselbe bestiegen hatte, gruppierte sich die ganze Gesellschaft um ihn herum, der photographische Apparat wurde aufgestellt, und der lustige, und doch für ihn so traurige Moment wurde unter allgemeinem Gaudium zum Gegenstand eines Bildes gemacht.

Noch einmal schauten wir zurück und genossen den schönen Blick auf den Weißkogel, den zweithöchsten Berg der Oetzthaler Alpen, nahmen dann Abschied von ihnen und zogen durch die Wiesengründe und Lärchenwälder des lieblichen Schnalser Thales hinab. Nach einigem Aufenthalt im nächsten Ort, Unser Frau genannt, ging es weiter. Das herrliche Thal wurde enger und malerischer, wir schritten über den Bach und stiegen am rechten Abhang hinauf nach Carthaus, wo wir von der freundlichen Wirtin im „Weißen Kreuz" schon erwartet und herzlich begrüßt wurden; sie sagte uns, der „klumpe Herr," womit sie unser lahmes γ meinte, liege zu Bett und man habe zum Arzt geschickt.

Auf die Nacht, die uns ein starkes Gewitter brachte, folgte der herrlichste Morgen. Mit einem kräftigen Hoch auf das gemütliche Wirtshaus nahmen wir um 6 Uhr Abschied von Carthaus und wanderten hoch an dem von der Morgensonne beschienenen Abhang hinab, oft durch Nadel- und Laubholz. Gegenüber sahen wir auf steilem Vorsprung die Kirche St. Katharina, rechts die Burg Jubail, und überall reges Leben auf den Matten. Von Neuratteis geht der Saumpfad in eine schmale Fahrstraße über, die sich vielfach in Fels gesprengt und hochaufgemauert durch das Thal windet.

Da, fast am Ende des Thales, ruft plötzlich alles: „Eine Gemse, eine Gemse!" Nr. 12 wurde im Triumphe herangeholt, und da stand wirklich auf einem Felsen eine Gemse vor ihm. Er hatte als besondere Ausstattung ein Fernrohr mit auf die Reise genommen, mit Hilfe dessen er all die Tage auf allen Höhen Gemsen gesehen, die sich aber alle als Ziegen oder Kühe entpuppten; und nun sah er wirklich eine vor sich, aber bei näherem Zusehen war sie — aus Blech.

Zuletzt kam noch einmal eine schmale Schlucht, und wir standen in dem blühenden Etschthal; und das Auge, das sich tags zuvor an Eis- und Gletscherfeldern weidete, blickt auf ein sonniges Thal, auf Kastanien und Weingärten — ein wahrhaft überraschender Anblick.

Es war am 21. August, als wir gegen ½10 Uhr in Naturns im Etschthal eintrafen und uns im Postgasthause vergnügt niederließen. Ein Gefühl, ähnlich dem bei Beginn der Ferien, kam über uns; denn das Marschieren sollte einmal aufhören und ein sogen. halber Ruhetag eintreten. Während wir noch frühstückten, wurden die Pferde angeschirrt, und bald standen drei stattliche Postbeiwagen bereit, uns nach Meran zu bringen; unsre Tornister wurden aufgeladen, und bald ging die lustige Fahrt von statten, durch den Vintschgau in das paradiesisch gelegene Meran.

Aber einem verlassenen Paradies gleicht es in dieser Jahreszeit und in so heißer Mittagsstunde: saison morte! Das konnte uns aber nicht abhalten, die schöne Lage zu bewundern und dann möglichst bald im Hotel-Restaurant Forsterbräu Absteigequartier zu nehmen. Auf eine Stunde wurde Stadturlaub gegeben, von dem fast alle mit zum Teil sehr teuer erkauften Andenken für ihre Angehörigen zurückkehrten; einige hatten sich große gelbe Strohhüte mit weißen Gazeschleiern gekauft, die sie bis zum Schluß der ganzen Reise trugen.

Nach 1 Uhr versammelten sich alle wieder zum Essen. Und hier wollen wir dem Herrn Joseph Fuchs, dem Besitzer des Hotels Forsterbräu, ein Denkmal in Gestalt eines * setzen für das vortreffliche Mahl, das er uns für 70 kr., d. i. etwa 1,30 Mk. vorgesetzt hat, nämlich:

Tiroler Knödelsuppe, Roastbeef mit Kohlrüben, Salzkartoffeln, rote Rüben, Gurken, Gesundheitskuchen mit Erdbeerguß.

Auf der Eisenbahnfahrt von Meran nach Bozen und auch noch weiterhin, sahen wir die großen Verwüstungen, die im Sommer fürchterliche Gewitterregen im Etschthal angerichtet hatten; breite Strecken von Maisfelder und Weingärten waren von Sand und Geröll bedeckt. In Bozen hatten wir eine Stunde Zeit, die altertümliche Stadt, namentlich die Laubengasse mit ihren Bogengängen und Kaufläden und das Denkmal Walthers von der Vogelweide zu besichtigen und für den „klumpen Herrn" ein Paar Pantoffel von der größten Nummer für seinen lahmen Fuß zu kaufen. 6 Uhr 11 Min. kamen wir in St. Michele (sprich Mikéle) an, von wo es noch eine halbe Stunde ist nach Mezzo-Lombardo, dem Ausgangspunkt zu der Tonalestraße.

(Fortsetzung folgt.)

Heldenmut.

Nachdem der schwedische Thronerbe Siegmund die ihm von den Polen dargebotene Königskrone angenommen hatte, und sich während seiner Abwesenheit sein Vetter, der Sudermann, des schwedischen Zepters listigerweise bemächtigte, entstanden zahlreiche blutige Kämpfe zwischen den Polen und den Schweden, anfangs um ihrem König zu dem ihm rechtmäßig gebührenden Thron zu verhelfen, und nachmals auch wegen Besitznehmung der Provinzen Esthland und Livland. Häufig bezeigten die Polen, ungeachtet der schädlichen Langsamkeit ihres Königs, der die errungenen Vorteile nicht zu benutzen verstand, gegen ihre Feinde eine ausgezeichnete Tapferkeit und aufopferungsfreudige, nachahmenswerte Vaterlandsliebe. Oft bot eine kleine Polenschar Tausenden von Feinden mit Erfolg die Spitze, und es war keine allzuseltene Erscheinung, daß irgend ein polnischer

Führer durch seinen Ruhm und durch sein Vermögen ganze Trupps zusammenrief und ausrüstete, die den Feind von der Landesgrenze so lange abzuhalten sich bemühten, bis ein geordnetes Kriegsheer auf dem Plane erscheinen würde.

Um diese Zeit schickte der Feind sich an, mit seiner gesamten Macht in die polnischen Lande einzubrechen.

Der besorgte König Siegmund III. ließ die Grenzschlösser, soviel in seinen Kräften stand, mit erprobten und bewährten Besatzungen versehen, denen er kühne, standhafte und treue Männer an die Spitze stellte.

Unter andren war dem Könige Kaspar Karlinski als ein Mann empfohlen worden, auf den man in jeder Lage rechnen dürfe. Siegmund ernannte ihn zum Kommandanten des Schlosses Olsztyn. Karlinski, ein schon ziemlich bejahrter Mann, war weniger seiner Reichtümer, als seiner Tugend und Tapferkeit wegen unter seinen Landsleuten berühmt. Er folgte willig seines Königs Befehl und verfügte sich unverzüglich auf den ihm angewiesenen Posten.

Inzwischen rückte eine feindliche Heeresabteilung bis zum Schlosse Olsztyn und forderte Karlinski unter Drohungen zur Uebergabe der Feste auf. Allein Drohungen wie Versprechungen scheiterten an der Gewissenhaftigkeit und Treue des Kommandanten.

Als nun zuletzt sich alle Vorstellungen von der Ueberlegenheit der Belagerer bei dem unwandelbar festen Karlinski ebenfalls als erfolglos erwiesen, da dieser seine persönliche Gefahr vergessend, nur die Gefahr des Vaterlandes sah, versuchte der Feind die feste Burg mit Sturm zu nehmen, wurde aber zu verschiedenen Malen abgeschlagen. Endlich gelangte der Feind zu der Ueberzeugung, daß alle seine Stürme an dem unbeugsamen Willen Karlinskis, an der Tapferkeit der Besatzung und an den festen Mauern Olsztyns scheitern würden. Er schlug deshalb einen andern Weg ein, das mit List zu erreichen, was ihm mit Gewalt zu erreichen nicht gelingen wollte.

Zunächst rüsteten die Belagerer scheinbar wiederholt zum Sturm. Vertrauend auf die gerechte Sache und auf die Tapferkeit seiner Polen, bot Karlinski auch diesem Trotz. Aber zuletzt bediente der Feind sich eines Mittels, die Verteidiger wankend zu machen, das ihm der Böse selbst eingegeben zu haben schien.

Es öffneten sich nämlich plötzlich die vordersten Reihen des anrückenden Feindes — und ein gepanzerter Mann mit einem Weibe an der Hand, das auf dem Arme ein Kind trägt, tritt aus der Mitte hervor.

Verwundert schauen die Belagerten von ihren Mauern und Wällen diesem eigentümlichen Gebaren zu. Auch Karlinski schaut betroffen hinüber.

„Barmherziger Gott, mein Sohn!" schreit er auf einmal entsetzt auf — „mein Sohn, mein armes Kind!" und taumelt wie bewußtlos zurück.

Und es war wirklich so! Der grausame Feind hatte sich Karlinskis Söhnchen nebst dessen Amme bemächtigt und ließ denselben den Stürmenden vorausstragen, um auf diese Weise vor den Schüssen und Hieben der Besatzung geschützt zu sein und so die Wälle und Mauern zu ersteigen.

So rücken die Angreifer näher und näher bis dicht vor die Mauern. Keiner der Belagerten wagt zu schießen.

Da ermannt sich Karlinski, der unglückliche Vater aus seiner Betäubung.

Er sieht, welche Gefahr der Feste droht und sieht sein Kind in äußerster Lebensgefahr. Allein nur einen Augenblick zagt der Polenheld. Dann ruft er seinen Leuten zu: „Wehrt euch! Wehrt euch!" Aber sie nehmen Anstand, zum Mörder des beklagenswerten Opfers zu werden, dessen Wimmern sie deutlich vernehmen, und als der schwergeprüfte Vater dem grausamen Feind zuruft: „Schon sieben Söhne verlor ich im Kampfe für mein Vaterland, begehrt ihr auch meinen letzten?" — da stehen seinen sturmerprobten Kriegern die hellen Zähren in den Augen. Der Feind aber schweigt. Da ergreift Karlinski in wahrem Heldentum die brennende Lunte und mit den Worten: „Früher war ich Pole, als Vater!" entzündete er das dem Feinde zugekehrte Geschütz.

Die Kugel tötete sein letztes Kind; der Donner des Geschützes wurde aber zu gleicher Zeit die Losung der Verteidiger, zu siegen oder zu sterben. Sie werden mit den Stürmenden handgemein, Karlinski mit seiner Heldenschar siegt und die Feste ist dem Vaterland gerettet.

Selbst errungen.

(Fortsetzung.)

Schwere Tage folgten. Es kam zu keiner weitern Aussprache zwischen Mutter und Sohn, aber jedes von beiden las den stillen Vorwurf in des andern sorgenschweren Zügen, in seinem wortkargen, bedrückten Wesen. Ernsts Jugendkraft und Elasticität ließ die tiefe Verstimmung keinen Einfluß auf seinen Körper gewinnen, aber Frau Holten wäre es auch ohne ihre Klagen bald anzusehen gewesen, daß Thränen und schlaflose Nächte sie elend und leidend machten.

Ernst schüttete sein Herz gegen Julius aus, weniger um dessen Meinung zu hören — denn er war seiner Ueberzeugung zu sicher, um des Rats eines andern zu bedürfen — als um sich gegen einen teilnehmenden Freund auszusprechen, und weil letzterem sein trübes, aufgeregtes Wesen aufgefallen war.

„Ich sollte der zärtlich besorgten Tante etwas vorsingen," höhnte Ernst, nachdem er von deren Ansinnen erzählt hatte, „damit sie inne wird, daß keine Gefahr vorliegt, ich könnte zur Oper gehen — was meinst du?" und Julius mußte lächeln, denn Ernst war in der Schule gewissermaßen berüchtigt durch seinen gänzlichen Mangel an musikalischer Begabung, und seine gelegentlichen gesanglichen Leistungen hatten die gepeinigten Zuhörer zu den gewagtesten Vergleichen herausgefordert.

„Die Maschinenbauerei muß interessant genug sein," sagte Julius dann, „wenn ich nicht mit der Zeit unser Gut übernehmen sollte, so würde ich mir kein andres Fach erwählen; überlege dir's doch noch! Die Fabrik deiner Tante muß doch hervorragend sein, sie hat ja einen großen Ruf."

Für Ernst war in seiner jetzigen gereizten Stimmung das „Ueberlege dir's"

Das gute Zeugnis.

genügend, ihn auffahren zu machen. „Da ist nichts zu überlegen," sagte er, sich kurz von Julius abwendend — er wollte ihn nicht merken lassen, wie unausgesetzt und quälend seine Ueberlegungen waren — mochte er sich's doch selbst nicht eingestehen, daß die Pläne, die er für sein Leben gemacht zu haben glaubte, bereits tief erschüttert worden waren.

Als er nach Hause kam, traf er mit dem Arzte zusammen, der eben bei Frau Holten gewesen war. „Wie geht es meiner Mutter?" fragte er. Der alte Herr zuckte mit den Schultern.

„Sie ist nervös, sehr angegriffen, das Herz ist in Mitleidenschaft gezogen; es scheint, sie hat schwere Aufregungen durchgemacht — oder macht sie noch durch. Ist zu deren Beseitigung nichts zu thun?" fragte er mit Bedeutung.

Ernst schwieg finster. „Ist eine Verschlimmerung zu befürchten?" war seine Gegenfrage.

„Gewiß; wenn dieser Zustand sich steigert, kann unter Umständen ein Nervenfieber eintreten — unter Umständen ein Herzleiden. Es kommt alles darauf an, daß das Gemütsleiden gehoben wird. Adieu, morgen komme ich wieder."

Ernst ging mit hastigen Schritten in sein Stübchen. Dort saß er lange, das Gesicht in die Hände gelegt, in schweren Gedanken. Das Leben im Hause der Eltern, deren steter Kampf mit Sorgen, die auch dem Knaben schon verständlich waren, das ernste Ziel, das ihm vorgeschwebt, so lange er mit unaussprechlicher Trauer des Vaters Gesundheit hatte verfallen sehen — das alles hatte ihn früher als andre Knaben reif werden lassen, und die Ueberlegung „wo liegt meine Pflicht?" war ihm oft nahe getreten und von ihm selbst entschieden worden, wenn er die Wahl hatte zwischen dem, was seiner Neigung entsprach und dem, was sein Gewissen verlangte. So fragte er sich auch heute: „wo liegt meine Pflicht?" und wie Schatten zogen die Gedanken an seinem innern Auge vorbei. Wie nun, wenn die Mutter schwerer erkrankte, wohl gar stürbe? Was für eine Genugthuung konnte es ihm dann gewähren, seinen Lieblingswunsch erfüllt zu sehen? — Und konnten nicht dennoch, trotz all der Kraft, die er in sich fühlte, der Ungunst der Umstände standzuhalten — konnten nicht dennoch Verhältnisse eintreten, die ihn unfähig machten, das durchzuführen, was er sich vorgenommen? Wie, wenn er selbst krank würde, und die Mutter zeitweise auf ihre geringen Zinsen beschränkt wäre? Aber dann wieder: ein langes Leben vor sich zu sehen in einem verhaßten Beruf! Hatte er denn nicht auch Pflichten gegen sich selbst? Konnte er ein tüchtiger, brauchbarer Mensch werden in einer Thätigkeit, die all seinen Neigungen widerstand, nur um einer Laune seiner Mutter willen? Hatte er nicht die längere Zukunft vor sich, und war es nicht gegen göttliches und menschliches Recht, sich die so verpfuschen zu lassen? — Ja, aber was wußte er denn von seiner Zukunft! Wer konnte sagen, wie lange er noch zu leben hätte! Vielleicht stirbt er viel früher als die Mutter und läßt diese dann in Not zurück! — — Was hilft alles Grübeln über das, was kommen kann und wird? Das einzige, was sicher und unumstößlich ist, ist dies: daß drüben die Mutter krank liegt und ein Wort von ihm sie gesund machen kann! Was hilft alles Denken und Sinnen über die größere Pflicht, die augenblickliche ist die gebietende und sie heißt: sorge dafür, daß du deiner Mutter Ruhe schaffst, und vor sich hin sprach er die Worte, die ihm schon manchen innern Kampf erleichtert hatten:

„Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet."

Und mit schwerem Herzen, aber mit ruhigem Gewissen, ging er zu seiner Mutter und sagte ihr, daß er nach reiflicher Ueberlegung nun doch zu dem Schluß gekommen wäre, es sei das beste für ihn, der Tante Anerbieten anzunehmen, und mit frohem Gesicht zog sie ihn an sich und küßte ihn so inbrünstig, wie sie es lange nicht gethan hatte.

So war nun alles entschieden, und das Gefühl, welches Ernst zunächst erfüllte, war das wohlthätiger Ruhe nach den letzten Tagen und Nächten voll bittrer Sorgen. Das schnelle Gesunden der Mutter brachte ihm den Lohn für seine Opferwilligkeit — das jammervolle Bewußtsein, das dann bald nachkam und ihn nicht mehr verließ, daß seine liebsten Wünsche und Hoffnungen für immer dahin seien, mußte getragen werden; nun er einmal seinen Entschluß gefaßt hatte, sollte keine Klage über seine Lippen kommen.

— — — — — — — — — —

Vier Wochen, nachdem Frau Holten ihrer Schwägerin geschrieben, daß sie und ihr Sohn auf den ihnen gemachten Vorschlag eingingen, hielt eines Tages eine Droschke vor einem der schönsten alten Häuser der Residenz; es war eines jener Patrizierhäuser, wie man sie noch vielfach in früheren Hansastädten trifft. Der Giebel ist der Straße zugekehrt, das ganze untere Stockwerk von einer hohen, geräumigen Flur eingenommen, die früher als Warenlager diente, nur das Kontor, die Küche und einzelne Nebenräume haben hier außerdem noch Platz gefunden. Im ersten Stock sind dann die Gesellschaftszimmer, zwei und drei Treppen hoch die Schlafräume. Aus der Droschke stieg ein schlanker junger Mann, in dem wir unsern Freund Ernst erkennen; er ließ sein bescheidenes Gepäck vom Kutscher ins Haus schaffen und folgte dann langsam, die prächtige altmodische Stuccatur am Giebel, die über der reichgeschnitzten Eichenthüre angebrachte Steinfigur, sowie den mit mächtigen Steinfließen ausgelegten Beischlag oder Wolm und das kunstvolle Eisengitter, mit dem er eingefaßt war, bewundernd. Ein bejahrter Diener kam ihm im Flur entgegen und führte ihn drei Treppen von blank gebohntem Eichenholz hinauf, an gebräunten Thüren mit blitzenden Messingbeschlägen vorbei, in eine freundliche Stube, deren Einrichtung einem verwöhnteren Bewohner als unser Held war, hätte genügen können. Beim Eintreten fiel sein Blick sofort auf das ihm wohlbekannte Porträt des Großvaters, das der Thüre gegenüber über dem Sofa hing, und nie zuvor hatte der markige, kluge Kopf des alten Kommerzienrats ihm so imponiert wie hier.

Der alte Diener stand noch im Zimmer und sah Ernst prüfend und wohlwollend an.

„Ich bin der alte Johann," sagte er dann mit der Vertraulichkeit, die Leuten so wohl ansteht, welche viele Jahre hindurch derselben Familie dienen. „Ich habe Ihren Herrn Vater, unsern jungen Herrn, gut gekannt; Sie ähneln ihm aber gar nicht, Herr Holten. Sie sehen genau so aus wie der Herr Kommerzienrat in seinen jungen Jahren; er war gerade so alt wie ich, und ich kannte ihn schon, als er in Ihrem Alter war."

„So?" sagte Ernst, angenehm berührt durch des Alten Entdeckung, daß er dem Großvater gleiche. „Freilich, daß ich meinem verstorbenen Vater nicht ähnlich sehe, habe ich schon oft gehört und kann mir's wohl auch denken. Der arme Vater! Er war nicht ganz so groß und lange nicht so breit in der Brust wie ich." Johann verneigte sich zustimmend und ohne den

Blick von Ernst zu wenden. Das wellige, dunkelblonde Haar und die lebhaften graublauen Augen standen zu der frischen Hautfarbe so gut, auch deutete ein dunkler Schatten auf der Oberlippe den zukünftigen Bart schon an — eine rechte Herzensberuhigung für Ernst, denn ein bartloses Gesicht war so gar nicht nach seinem Geschmack.

„Wenn doch," seufzte Johann, „unser junger Herr Walter auch so hübsch kräftig wäre wie Sie! Der arme junge Herr!"

„Ist mein Vetter leidend?" fragte Ernst in gesucht gleichgültigem Ton.

„Er ist nicht gerade krank, aber schwächlich — schon von klein auf; unsre arme gnädige Frau hat von jeher viel Sorgen um ihn gehabt."

Ernst hätte wohl weiter fragen mögen, aber er fürchtete dem alten Diener gegenüber neugierig und zu vertraulich zu scheinen, auch wollte die feindselige Stimmung, in welcher er sich der ganzen Familie seiner Tante gegenüber befand, ihm nicht erlauben, ein Interesse an den Tag zu legen, das er trotz alledem fühlte. „Wann kann ich meine Tante begrüßen?" fragte er daher den Alten, um der Unterhaltung ein Ende zu machen.

„Sobald Sie wollen — ich führe Sie sogleich hinunter; jetzt ist die Uhr halb zwölf, in ein und einer halben Stunde wird Mittag gegessen, um zwölf kommen die jungen Herrschaften aus der Schule; wenn Sie sich ein wenig zurecht machen wollen, werde ich in einer Viertelstunde wiederkommen."

Das war Ernst recht, und der Alte verließ das Zimmer. Mit Herzklopfen machte er nun an seinem Anzug die kleinen Aenderungen, die er für unerläßlich hielt; „nur nicht unnötige Umständlichkeit — nur nicht den gehorsamen Diener spielen! Sie sollen ja nicht denken, daß ich's mir für eine Ehre rechne, hier zu sein oder mich vom Anblick des Reichtums überwältigt fühle." In ihm war noch alles Empörung und Groll über den ihm angethanen Zwang — nun er sich gefügt, sollte niemand ihm nachsagen dürfen, daß er nicht ganz thue, wozu er sich entschlossen: seine Pflicht wollte er erfüllen, aber weiter sollte man auch nichts von ihm erwarten, es sollte niemand im Hause verwandtschaftliche Gefühle von ihm verlangen.

Mit solchen wenig freundschaftlichen Gesinnungen ließ er sich eine Viertelstunde später von Johann die Treppe hinabführen und fühlte sich trotz seiner Stimmung angenehm berührt von dem soliden Wohlstand, der aus der ganzen Einrichtung des Hauses, den prächtigen alten Eichenschränken, den messingbeschlagenen Truhen, den teppichbelegten Treppen sich zu erkennen gab. Die große Mittelthüre im zweiten Stock öffnend, meldete Johann „den jungen Herrn Holten".

„Nur herein!" rief von innen eine kräftige Stimme. Ernst trat ein. Die schwarzgekleidete Dame, die, am Schreibtische sitzend, ihm den Rücken zuwandte, blieb ruhig bei ihrer Schreiberei sitzen. „Sogleich," sagte sie, und ließ Ernst, in die Notwendigkeit versetzt, stehen zu bleiben, bis die Tante Zeit finden würde, ihn zu empfangen, Muße, sich in dem großen, hohen Gemach umzusehen.

Die alte prächtige Ledertapete, die Stuccatur und Malerei der Decke, das altmodische und doch so wohl erhaltene und kostbare Mobiliar erregten in hohem Grade seine Bewunderung; trotz der wertvollen Einrichtung aber machte das geräumige Zimmer einen durchaus wohnlichen, gemütlichen Eindruck, der noch erhöht wurde durch ein im Kamin behaglich knisterndes Feuer — die wohlthuende Wärme bildete den angenehmsten Gegensatz zu dem Frost, den er kurz zuvor draußen empfunden hatte. Als dann nach fünf Minuten, die Ernst eine Ewigkeit dünkten, die Tante sich vom Schreibtisch erhob, nachdem sie sorgfältig die Feder gereinigt und das Kontobuch beiseite gelegt, da paßte die große, stattliche Erscheinung auch vollkommen in diese Umgebung. Das feine, scharf geschnittene Gesicht von stark ergrautem Haar eingerahmt, die vornehme Haltung, trotz dem einfachen schwarzen Kleide, „sie könnte ebenso gut eine Königin wie eine Bürgersfrau sein," dachte Ernst bei sich.

„Warum stehst du? Da sind ja Stühle," sagte sie, und dann ihm entgegengehend, reichte sie ihm die Hand und sagte in freundlichem Tone: „Willkommen im Holtenschen Hause!"

Der Gruß klang so freundlich, daß Ernst, alle seine Ueberlegungen vergessend, sich auf die Hand der Tante beugte und sie ehrerbietig küßte. Als dann Frau Hartmann auf dem Sofa Platz genommen und Ernst auf einen der prächtigen alten Lehnstühle neben sich gewinkt hatte, sah sie ihn lange prüfend an, und ihr Gesicht zeigte dabei einen recht wehmütigen Ausdruck.

„Es ist recht," sagte sie dann, „daß du gekommen bist; du hast doch wohl eingesehen, daß es so das beste für dich ist."

Da war ja nun der Moment, den Ernst sich so sehnlich herbeigewünscht hatte: die Gelegenheit, der Tante alles ins Gesicht zu schleudern, was er ihr zu sagen hatte, alles, was ihm in diesen letzten Wochen wieder und wieder das Blut kochen machte.

„Sie irren," sagte er daher, vergeblich strebend, seiner Stimme Festigkeit zu geben, die Erregung, in der er sich befand, klang deutlich aus ihrem bebenden Ton. „Sie irren — ich bin gekommen, weil ich nicht anders konnte, weil Sie die schwächste Seite meiner armen Mutter, ihre krankhafte Furcht vor einer unsichern Zukunft, geschickt genug getroffen haben; aus Mitleid mit meiner an Leib und Seele gebrochenen Mutter bin ich gekommen, aber mit so lebhaftem Widerwillen, daß Sie nicht erwarten dürfen, mich jemals mehr als meine Pflicht thun zu sehen. Können Sie sich eine Genugthuung davon versprechen, mir in dieser Weise den liebsten Traum meines Lebens zerstört zu haben? Können Sie erwarten, daß ich ein tüchtiger Mensch werde, in einem Beruf, der mir durchaus zuwider ist? Ich beneide Sie nicht um das Bewußtsein, so eigenmächtig und rücksichtslos in eines andern Lebensweg eingegriffen zu haben."

Frau Hartmann hatte ihn ruhig aussprechen lassen und ihn dabei unverwandten Blickes angesehen. Zu Ernsts Ueberraschung, der sich auf eine heftige Scene gefaßt gemacht hatte, blieb sie in dem vorherigen kühl-freundlichen Ton, als sie nach kurzer Pause, in der sie Ernsts Worte zu überlegen schien, sagte:

„Du urteilst, wie du es verstehst; was ich dich zu thun veranlaßt habe, ist zu deinem Besten, und wir wollen nach einem Jahre sehen, ob du dann nicht zu derselben Einsicht gekommen sein wirst; bis dahin versuche alles zu erlernen, was du hier in dieser Zeit erlernen kannst. Uebrigens — nenne mich du."

Ernst meinte noch viel sagen zu müssen, aber der eisigen Ruhe der Tante gegenüber wollten ihm die rechten Worte nicht mehr kommen; er fühlte sich recht unbehaglich und gedemütigt und starrte in tiefer Verstimmung in das flackernde Feuer im Kamin, während Frau Hartmann in tiefem Nachdenken, das Haupt auf die Hand gestützt, schweigend dasaß. Dann sich mit einem Seufzer aufraffend, sagte sie:

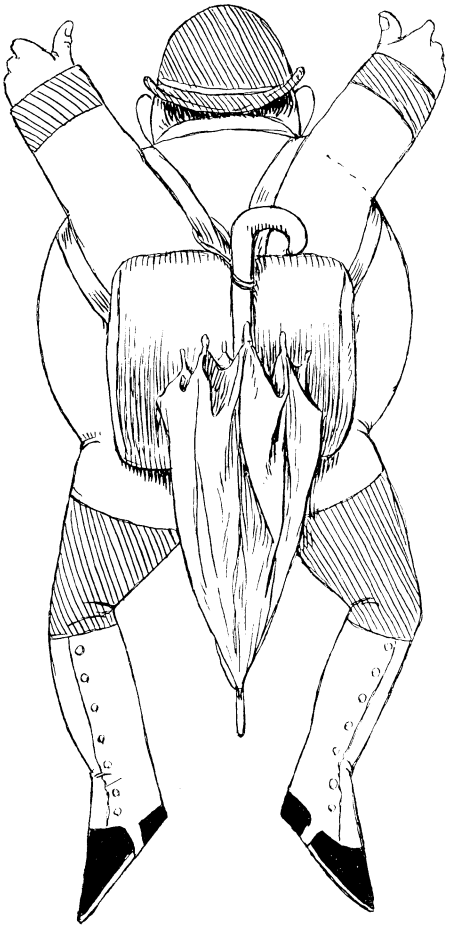
„Ich erwarte, daß du dich als zu meiner Familie gehörig betrachtest; ich würde mich freuen, wenn du dich mit deinem Vetter und deiner Cousine gut einlebst — da sind sie schon!“

Die Thüre war aufgegangen; herein trat ein hübsches, brünettes Mädchen, zu dessen großer, entwickelter Figur die Schulbücher im Riemen nicht mehr recht passen wollten, und ein Jüngling, dessen schwächliches Aussehen und ganze knabenhafte Erscheinung ihn bedeutend jünger als Ernst aussehen ließ, obgleich er dessen Altersgenosse war.

„Das ist Susanne und dies Walter,“ stellte Frau Hartmann die Ankömmlinge vor; „hier, Kinder, euer Vetter Ernst.“

Susanne sah ihren Vetter etwas von oben herunter an und reichte ihm die Fingerspitzen, die er nicht ohne ein Gefühl des Unwillens über der hübschen Cousine steifes Benehmen ebenso obenhin berührte. Walter kam freundlich, aber etwas befangen auf ihn zu: „Ich freue mich, dich kennen zu lernen,“ sagte er, gutmütig ihm die Hand reichend. Aber Ernst, eingedenk seines Vornehmens, kein zu großes Entgegenkommen zu zeigen, erwiderte die freundliche Begrüßung nur mit einem kühlen Händedruck; der kindlich aussehende Vetter mit dem sanften, etwas schüchternen Gesichte flößte ihm bedeutend weniger Sympathie ein, als die so sicher und selbstbewußt dreinschauende Cousine.

(Fortsetzung folgt.)



Fliegender Tourist.

Neues vom Drachensport.

II.

Nach Verlauf einer halben Stunde erschienen Oswald und Arnold wieder im Gartensaale, mit allen zur Drachenverfertigung erforderlichen Dingen wohl versehen. Ein großer langer Tisch wurde in die Mitte des Raumes gerückt und auf seiner Naturplatte, die man gerade nicht ängstlich zu schonen brauchte, wurden die Siebensachen ausgebreitet.

„Quid faciamus nos?“ fragte Oswald.

„Ja, was machen wir?“ echoten die andern.

„Zunächst“, erwiderte Werner, „wälze ich in meinem erhabenen Gemüte jenen drolligen Handwerksburschen herum, den wir neulich in die Sonne gehen sahen, ich meine in das Wirtshaus zur Sonne in Glümerloh. Ich gedenke, ihn als Drachen zu kopieren, um ihn dann zum wirklichen Helios selber hinaufzuspedieren, mit einem langen Schwoof von Sternen hinterdrein. Gebt mir zwei straffe Haselgerten! So, von diesen bilde ich ein Kreuz, wobei ich mich eines kleinen Drahtstiftes bediene. Nun reicht mir ein Rohrstäbchen her! So, mit diesem bilde ich, von den Enden des Querbalkens aus, einen Halbkreis, wobei mir ein paar Drahtstifte und etwas biegsamer Draht behufs Befestigung recht gute Dienste leisten. Hierauf spanne ich von den beiden Enden des Querbalkens einen Bindfaden gleich den Schenkeln eines Dreieckes recht straff nach dem untern Ende des Hauptbalkens hin und befestige den Faden recht gut. Jetzt ist das Gerüst oder Gerippe oder Skelett unsres Drachens fertig —“

„Und sticht in seiner erhabenen Einfachheit recht vorteilhaft von dem Skelette eines Ichthyosaurus aus der Kreide ab,“ meinte Arnold von Winkelhausen.

„Sie haben recht, Sir, und dafür sollen Sie auch die Aufgabe zugeteilt bekommen,“ sagte Werner, „das Skelett mit blühendem Fleische, ich meine mit Ellenpapier, zu bekleiden. Zu dem Zwecke legen wir das Skelett auf das Papier und schneiden letzteres so zu, daß es einen Daumenbreit über den Umriß des Skelettes hinausragt. In diesen überstehenden Rand machen wir mit der Schere ein paar glatte Einschnitte, bestreichen den Rand mit Kleister und legen ihn um, Einschnitt für Einschnitt, auf die innere Fläche des Hauptpapieres. Also werden die im Dreieck gespannte Bindfadenschnur und der Rohrstabbügel eingeklebt. Wenn du das Geklebte, mein lieber Arnold, mit deinem Taschentuche ein wenig andrücken wolltest — so, so! — dann wird es besser halten. Deine Nase bitte ich aber nunmehr mit diesem Tuche zu verschonen, denn du könntest ihre Oeffnungen derartig verkleben, daß dir die Luft ausginge. Nun laß uns auch den Haupt- und Querbalken des Kreuzes durch einige aufgeklebte Papierriegel an die große Papierfläche befestigen! So, so! Dies ist nun die verkehrte oder linke Seite unsres Drachens. Wir drehen das Ungetüm um, damit wir nunmehr die rechte Seite vor uns haben.“

Hierauf nahm Werner eine Schere zur Hand und schnitt eine große zackige Figur aus dem noch übrigen weißen Ellenpapier.

„Was gibt denn das?“ fragten die Kameraden.

„Das Abbild der flammenden Sonnenscheibe,“ erwiderte Werner. „Ich schneide das Gestirn extra und klebe es extra auf das Hauptgestell, damit die Zackenspitzen ein wenig überstehen, wodurch eine bewegte, weniger harte Umrißlinie des Ganzen hergestellt wird . . . So, nun ist auch dies geschehen! Jetzt vertraut mir einen weichen Bleistift an, damit ich die Umrisse unsres Handwerksburschen ziehe . . . Ich denke, ich zeichne den drolligen Kauz aus der Erinnerung ziemlich genau.“

„Jawohl, so sah er aus, als er mit Cylinderhut, kurzer Pfeife, Hakenstock, Felleisen und Kniestiefeln bewehrt, in den Gasthof zur Sonne trat!“ bestätigten die übrigen.

„Nun hab' ich vorläufig mein Werk gethan,“ äußerte Werner. „Ich ersuche jetzt unsern Farbenkünstler Oswald, die Figur zu illuminieren, denn Farbe erst gibt das rechte Leben. Darf ich die nötigen Angaben machen, wie ich's meine, Oswald? Ja! Also:

„Male mit goldgelber Farbe die strahlende Scheibe der Sonne,
Und mit Ultramarin die Räume zwischen den Strahlen!
Pranget doch gelb stets die Sonne am blaulichen Firmamente!
So, nun tunke in Schwarz den Pinsel, es gilt jetzt dem Hute,
Welcher das Haupt bekrönt, des drolligen Burschen des Handwerks!
Grün sei der Frack wie ein Zeisig, und weiß wie Unschuld die Weste,
Braun wie Kaffee die Hose, und schwarz wie Tinte die Stiefel!
Antlitz und Hände erstrahlen im rötlichen Tone des Fleisches!
Pfeife und Stock und Bündel, sie sind nicht schwierig zu malen.
Schaut, wie der Kerl jetzt lebt! Der Handwerksbursch in der Sonne!“

In der That hob sich unter den kunstgeübten Händen Oswalds das Konterfei des Handwerksburschen äußerst frisch und ansprechend vom Papiere ab, so daß Otto von Röhringen, ein kleiner, schmächtiger, hellblonder Geselle (der sich auch mal von seiner poetischen Seite zeigen wollte), in das Citat ausbrach:

„Freude ward uns heut gegeben!
Aus der Sonne goldnem Stern
Schält sich — welch ein Bild zum Leben! —
Eines Handwerksburschen Kern.“

„Au! Au! Au! Nicht weiter im Text!“ schrieen mit komischem Eifer Oswald, Arnold, Ludwig und Werner. „Das heißt unsren teuern Friedrich von Schiller und seine Glocke doch gar zu sehr korrumpieren!“ —

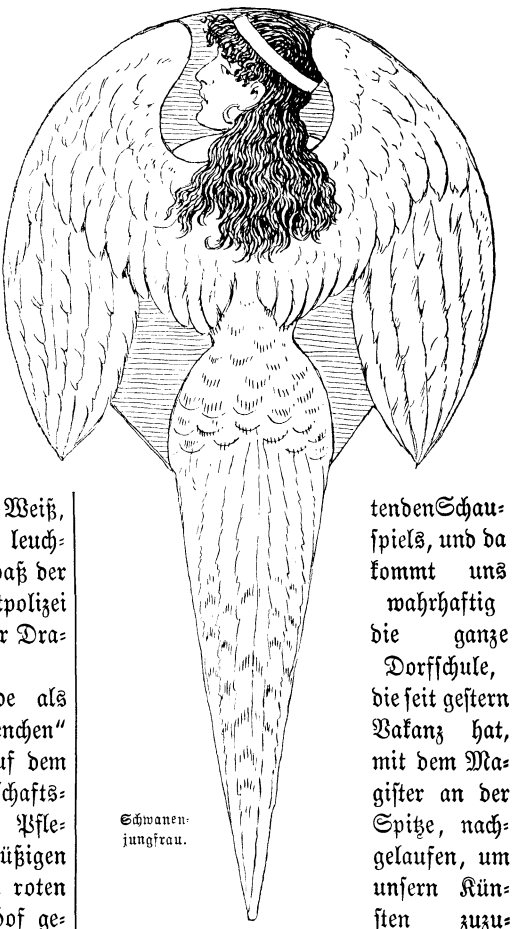
Hexe auf dem Ritt nach dem Blocksberg.

Man lehnte den „Handwerksburschen in der Sonne“ an die Wand und ging zur Anfertigung eines „fliegenden Wachtmeisters“ über, wozu man das Modell im nahen Kreisstädtchen unlängst gesehen hatte. Der dicke runde Bauch wurde durch einen Faßreifen gebildet; Arme und Beine stellte man durch kreuzweise gelegte zwiefache Haselgerten her; die Rundung des Gesichtes und Helmes bildete man durch ein gebogenes Rohrstäbchen. Die Bemalung in Blau, Rot, Weiß, Schwarz und Gold nahm sich recht leuchtend aus, und mit dem Wunsche, daß der dicke Wachtmeister demnächst die Luftpolizei übernehmen solle, wurde auch dieser Drachen an die Wand gelehnt.

An diesem Nachmittag wurde als dritter Drachen noch das „Lenchen“ fertig, wozu man das Modell auf dem Rittergute, richtiger gesagt im Wirtschaftshofe des Gutes hatte. Die treue Pflegerin und Melkerin der schleppfüßigen Kühe war gerade mit einem alten roten Regenschirm bewaffnet über den Hof gegangen, als die übermütigen Burschen im Gartensaale sich nach einem dritten Modelle umgesehen hatten.

Am folgenden Morgen hatte Jupiter Pluvius vor dem strahlenden Helios das Feld — das endlose Feld des Firmamentes — geräumt. Voll und golden fielen die warmen Strahlen auf das Rittergut Winkelhausen, auf das Dorf Glümerloh und auf die weite Glümerheide, welch letztere im Schmucke der purpurnen Heideblüte prangte.

„Könnten wir wohl ein schöneres Gebiet zum Aufstieg unsrer Drachen finden, als diese westfälische Heide?“ fragte mit gehobener Stimme Oswald von Winkelhausen seine Kameraden, von denen Ludwig, Otto und Werner die papierenen Ungetüme auf ihrem Rücken trugen. „Nicht allein, daß uns diese Heide eine meilenweite freie Rennbahn bietet, nein, sie breitet auch noch den kostbarsten und riesigsten aller Purpurteppiche, wie man keinen so herrlich in den Schlössern der Könige antrifft, unter unsre Füße! Dazu spielen die Grillen im Heidekraut ein Konzert, die kleinen himmelblauen und braunen Schmetterlinge tanzen lustig im Kreise, als freuten sie sich des zu erwartenden Schauspiels, und da kommt uns wahrhaftig die ganze Dorfschule, die seit gestern Vakanz hat, mit dem Magister an der Spitze, nachgelaufen, um unsern Künsten zuzusehen!“



Schwanenjungfrau.

„Da ist wahrhaftig auch der Amtmann von Glümerloh!“ sagte Arnold von Winkelhausen, auf eine lange magere Gestalt zeigend, die zwischen den Kiefern, welche das Dorf umstanden, auftauchte.

„Der Amtmann?“ fragten Ludwig und Otto verwundert.

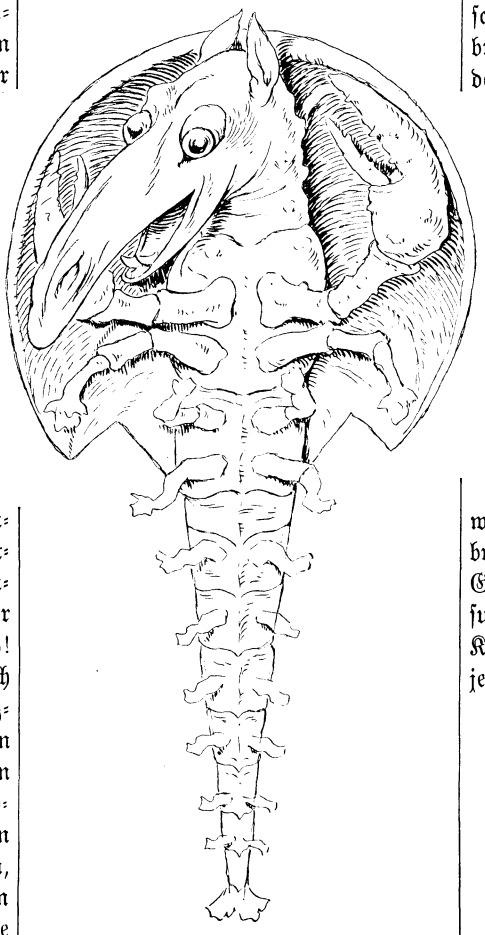
„Jawohl, er selbst; aber das will nicht viel sagen!“ erwiderte Oswald. „Ein Amtmann in Zipfelmütze und blauleinener Schürze! Der ehrenwerte Herr ist eigentlich seines Zeichens Ackerwirt, — der Posten des Amtmanns haftet ihm nur als Ehrenposten an.“

Die Studenten boten dem Lehrer und Amtmann guten Morgen, die Dorfkinder sperrten vor Erwartung Mund und Augen offen und hielten die Nasen in die Luft, die Dorfhunde suchten in die nachschleppenden Schwänze der Drachen zu beißen, wofür sie selbstverständlich Prügel erhielten. Und da Prügel weh thun, so heulten die Hunde, sehr unmelodisch, worüber die Kinder wieder lachten. Da zu fürchten war, daß die Hunde — und es waren ein paar recht bissige fuchsrote und pechschwarze darunter — den Studenten, wenn dieselben mit den Drachen liefen,

in die Waden fahren würden, so wurden die Köter mit lautem Hallo, mit Prügel und Steinwürfen nach dem Dorfe zurückgejagt, was aber erst nach vieler Mühe gelang. Durch die wilde Jagd, mit der sie sich ins Dorf ergossen, wurden die Frauen und Mädchen vor den Hausthüren aufmerksam; die eine erzählte der andern, daß auf der Heide „was los sei", und bald empfing der dortige Zuschauerkreis eine Erweiterung von seiten des schönen Geschlechtes. „Die Zeit der olympischen Spiele ist zurückgekehrt!" lachte Werner Schalthof, als er die bunte Menge sah.

In weiten Abständen voneinander laufen Oswald, Arnold und Otto mit den Drachen. Hei, wie herrlich, wie graziös und leicht die bunten Figuren in die Lüfte steigen! Der „Handwerksbursch in der Sonne" scheint wirklich die rechte Sonne berühren zu wollen, — „um sich die Pfeife daran anzuzünden," wie Ludwig lachend bemerkt. Ah, wenn das Papier nur nicht Feuer fängt! Wie leicht kann ein Fünkchen vom Saume des Sonnenballes fallen! — Der „fliegende Wachtmeister" schießt in die Luft wie ein Hexenmeister — er macht Avancement — er steigt von Stufe zu Stufe; da — o weh! — o jerum jeh! — dreht er sich plötzlich um sich selbst und schießt, die schwarzlackierten Stulpenstiefel nach oben, den schwarzlackierten, messingbeschlagenen Helm nach unten, zur Erde hinab. Das Manöver wird von den Dorfleuten mit lautem Gelächter und Hallo begrüßt; alle meinen, der Kopfsprung sei absichtlich von den Studenten herbeigeführt, da eine bekannte Lieblingsredensart des wirklichen, lebenden Wachtmeisters lautet: „Und wenn ich mich auf den Kopf stellen soll!" — Das „Lenchen" macht ihren Aufstieg etwas langsam, etwas zimperlich und jüngferlich, aber sie kommt doch auch in die Höhe, bis sie sich endlich mit dem hübschen Handwerksburschen in den himmlischen Regionen ein Rendezvous gibt. Darüber entsetzt sich der fliegende Wachtmeister so sehr, daß er einen zweiten Kopfsprung macht, wobei er beinahe in einen Kiefernbaum fährt. „Krah! Krah! Krah!" schreien die Krähen, als sie das rot-weiß-blaue, an Kopf und Füßen schwarzlackierte Ungeheuer aus der Luft sausen sehen, und eine alte, hundertjährige Krähenfrau erzählt den Jüngeren ihres Geschlechtes davon gar gruselige Dinge.

Der Morgen verlief in der heitersten Weise, und ehe man sich dessen versah, läutete im Dorfe die Mittagsglocke, — läutete die Mittagsglocke auch auf dem Schlosse, die erste zum Beten, die zweite zum Essen. Dies war für alle das Zeichen zur Heimkehr.



Vorsündflutlicher Riesenkrebs mit Ramsnase.

Ein hübsches Experiment.

In dem Laboratorium eines guten Freundes sah ich neulich eine hübsche physikalische Spielerei, welche den sich mit Chemie ꝛc. beschäftigenden Kameraden interessant genug sein dürfte, um so mehr, da sie sich dieselbe sehr leicht selbst herstellen können. Sie beruht auf dem Niedersinken von Salzlösungen im Wasser und zeigt dabei höchst interessante hübsche Nebenerscheinungen.

Wir nehmen, das Experiment auszuführen, einen größeren Glascylinder oder auch eine engbauchige Flasche, welche wir fast voll mit Wasser füllen. Der Cylinder, beziehungsweise der Hals der Flasche, wird mit einem Stückchen Fensterglas bedeckt, an welchem wir mittels eines Stückchen Wachs einen größeren Kryſtall Kaliumpermanganat so befestigen, daß der Kryſtall, wenn wir die Glasscheibe auf den Cylinder oder den Flaschenhals legen, etwa 1 cm in das Wasser hineinragt. Alsbald tritt die Lösung ein und es senkt sich ein dünner roter Faden von der Salzlösung auf den Boden des Cylinders hinab, was sehr hübsch aussieht. Die Erscheinung stellt sich aber infolge der Reibung der niedersinkenden Salzlösung an dem Wasser noch hübscher dar; es bilden sich in den Fäden zuerst kugelige Anschwellungen, die sich nach und nach zu glockenförmigen Gebilden erweitern, um sich dann in schöne, wirbelnde, sich häufig durchdringende Ringe zu verwandeln, was einen wundervollen Anblick gewährt. Je nach der Größe des verwendeten Kryſtalles kann dieses Spiel eine Stunde und länger dauern.

Um dies Experiment fertig zu bringen braucht man also noch lange kein Meister in der „schwarzen Kunst" zu sein, nach den hier gegebenen Anweisungen wird es wohl ein jeder von euch fertig bringen und ihr könnt mit demselben in Gesellschaften großen Effekt erzielen. Versucht es nur, es geht sehr leicht. Die Kaliumpermanganatkryſtalle erhaltet ihr in jeder Droguenhandlung für einige Pfennig.

Rätsel.

Es liegt als Stadt im welschen Land
Nicht weit von eines Meeres Strand.
Wird Kopf und Fuß noch beigesellt,
So kennt's als Kaiser alle Welt.

Rätsel.

Mit B am Anfang, r am End'
Ein Säugetier das Wort euch nennt;
Mit F l wird's zur Hand genommen
Von Kindern, die in die Schule kommen,
Mit T t ist es als fernes Land
Und auch als Kleiderstoff bekannt.

Rätsel.

Die Steppen bewohn' ich
Als wildes Tier;
Enthauptet zeig' ich
Die Stunden dir!

Auflösung des Rätsels in Nr. 1.

„Stets."

Auflösung des Rätsels in Nr. 1.

„Wie du mir, so ich dir."

Auflösung der Scharade in Nr. 1.

„Sigmaringen."

Befriedigt.

Eines Tages wurde das Erzdenkmal des großen Kant in Königsberg durch ein Bretterhäuschen umkleidet, um es bis zur Vollendung eines benachbarten Baues vor Staub und anderweitiger Beschädigung zu schützen. Gerade in jenen Tagen langte ein Engländer aus Hamburg an und wünschte dringend, das Denkmal des großen Weltweisen zu sehen. Da dieses nun eben nicht sichtbar war, so schlug der Hotelwirt dem Mylord vor, alle möglichen Herrlichkeiten, welche die Stadt sonst biete, erst in Augenschein zu nehmen. Mylord verweigerte alles, ihm war nur an dem einen Standbild gelegen. Um nun nicht einzugestehen, daß diese von dem Fremden als einzig betrachtete Sehenswürdigkeit gerade augenblicklich nicht in der Lage sei, Besuche zu empfangen, und dem Engländer wenigstens scheinbar seinen Wunsch zu erfüllen, erfand der Wirt einen Ausweg. Er erbot sich, den Fremden selbst zu dem Denkmal zu begleiten und — führte ihn auf den Platz vor der Universität zum Reiterstandbild Friedrich Wilhelms III. von Kiß. Mit großer Teilnahme betrachtete der Engländer den Pseudo-Kant, äußerte jedoch sein Befremden, daß der große Weltweise in Uniform verewigt sei. „Ja, sehen Sie," entgegnete der schalkhafte Führer, „bei uns in Deutschland ist eben jeder Soldat. Dies Erzbild wurde gerade zu der Zeit angefertigt, als Kant sein Jahr abdiente." Und befriedigt zog der Sohn Albions von dannen.

Das Vermächtnis des Inka.

Von **Karl May.**

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers", „Geist der Llano estakata", „Kong-Kheou, das Ehrenwort", „Die Sklavenkarawane", „Der Schatz im Silbersee" u. a.

(Fortsetzung.)

Wer da glaubt, daß man auf den Straßen von Buenos Ayres eine Menge dahergaloppierender Gauchos sehen kann, hat sich sehr geirrt. Man möchte vielmehr glauben, sich in einer europäischen Stadt zu befinden. Alles kleidet sich hier in französische Tracht. Auch ist die Zahl der Europäer, welche hier wohnen, eine ganz beträchtliche. Nur die Hälfte der Bevölkerung sind Argentiner. Es gibt 4000 Deutsche, 15 000 Franzosen, 20 000 Spanier und 50 000 Italiener, außerdem viele Engländer und noch mehr Schweizer. Dieses Durcheinander so vieler Nationalitäten hat eine ungewöhnliche Sprachgewandtheit zur Folge. Leute, ja sogar junge Personen, welche mit vollster Fertigkeit drei, vier und wohl noch mehr Sprachen beherrschen, finden sich hier mehr als selbst in Paris, London und New York.

Was nun den Namen der Stadt betrifft, so trägt sie denselben wohl kaum mit vollem Rechte. Buenos Ayres heißt „gute Lüfte", aber wenn die Sonne heiß auf die platten

. . . oben angekommen, sah er in das Zimmer . .

Dächer der tiefliegenden Stadt brennt, so vermag man es in den dumpfen, drückenden Räumen kaum auszuhalten. Und Bäume, die eigentlichen Luftverbesserer, gibt es ja nicht, wenigstens nicht das, was man bei uns unter Baumwuchs versteht. Schon Zitronen und Apfelsinen gedeihen hier nicht mehr, Tropenfrüchte noch weniger. Für Aepfel, Pflaumen, Kirschen und andre Obstsorten ist das Klima zu heiß, und so trifft man nur Wein, Birnen, Pfirsiche und Aprikosen an, diese aber allerdings in vortrefflicher Qualität. Wälder aber gibt es in dem östlichen Teile des Landes gar nicht. Höchstens hat einmal hier oder da der reiche Besitzer einer Quinta den Garten, in welcher sie steht, so dicht bepflanzt, daß man unter den Bäumen eine wirkliche Kühlung verspürt.

Einige der schönsten Quinten war diejenige des Bankiers Salido, eines höchst gastfreundlichen Mannes, welcher nicht allein nur auf den Erwerb bedacht war, sondern auch die Künste und die Wissenschaften liebte und selbst mit europäischen Jüngern derselben in Briefwechsel stand. Infolge dieses letzteren Umstandes war Doktor Morgenstern an ihn empfohlen worden und hatte eine freundliche Aufnahme bei ihm gefunden. Die Quinta lag am südlichen Ende der Stadt, so daß

der Gelehrte einen weiten Weg zurückzulegen hatte, infolgedessen Antonio Perillo sehr lange auf die Rückkehr seines Verbündeten zu warten hatte.

Die Zeit wurde ihm aber nicht lang, denn es waren auch hier zahlreiche Gäste vorhanden, denen das morgen stattzufindende Stiergefecht einen reichen Stoff der Unterhaltung bot. Perillo kannte keinen dieser Leute, und ebensowenig war er ihnen bekannt. Man sprach von Señor Cruſada, dem fremden Stierkämpfer, und war überzeugt, daß ihn die hiesigen Espadas nicht erreichen würden. Das ärgerte Perillo gewaltig, doch hütete er sich, zu sagen, daß er einer dieser Espadas sei. Man erwähnte natürlich auch den Jaguar und den wilden Bison und war der Meinung, daß die Kämpfer einen schweren Stand haben würden.

„Blut wird auf alle Fälle fließen," meinte einer, „und zwar auch Menschenblut. Von dem Büffel will ich nicht sprechen, denn ich habe noch kein solches Tier gesehen; aber der Jaguar ist ein schlimmer Gesell, der ein zähes Leben hat und nicht gleich beim ersten Streiche liegen bleibt."

Da konnte Perillo sich doch nicht enthalten, einzuwerfen:

„Ein Feigling ist der Jaguar! Ich mache mich anheischig, ihm nur mit dem Messer in der Hand zu Leibe zu gehen."

„Und dann von ihm zerrissen zu werden!" lachte der andre.

„Ich spreche im Ernste. Habt Ihr denn noch nicht gehört, daß der Jaguar flieht, wenn er einen Menschen sieht, und daß es Gauchos gibt, die ihn mit dem Lasso fangen?"

Da antwortete ein alter, sonnverbrannter Mann, welcher allein saß und sich bis jetzt nicht mit an dem Gespräch beteiligt hatte:

„Da haben Sie sehr recht, Señor. Der Jaguar flieht den Menschen und ist auch schon von Gauchos mit dem Lasso gefangen worden. Aber welcher Jaguar war das? Der Jaguar des Flusses."

„Gibt es denn auch andre Jaguare?"

„Mehrere Arten gibt es nicht, denn Jaguar ist Jaguar; aber vergleicht einmal den am Flusse wohnenden mit demjenigen, welcher über die Pampas streift oder gar droben in den Schluchten des Gebirges wohnt. Der Fluß bietet Nahrung in Hülle und Fülle. Da leben Tausende von Wasserschweinen, an denen sich der Jaguar satt fressen kann. Die Jagd auf diese dummen Tiere fällt ihm nicht schwer; er frißt sich satt und wird faul und feig. Wenn er den Menschen sieht, nimmt er Reißaus. Der Jaguar auf den Pampas aber hat es nicht so leicht. Er hat mit den Rindern, den Pferden und, wenn er sich ein Schaf holen will, mit den Hirten zu kämpfen; der ist gewiß nicht feig. Oder wohnt er gar in den Bergen, so muß er die wilden Lamas jagen, welche schneller sind als er und sich nicht so leicht erwischen lassen. Da muß er hungern, und Hunger macht wütend. So ein Gebirgsjaguar fällt am hellen, lichten Tage offen über den bewaffneten Menschen her. Das, Señoren, ist die Sache, welche ich gern richtig stellen wollte."

Da meinte Antonio Perillo in spöttischem Tone:

„Sie scheinen in diesem Fache sehr große Kenntnisse zu besitzen, Señor. Sind Sie denn schon einmal über die Grenzen der Stadt hinausgekommen?"

„Zuweilen, ja."

„Bis wohin denn?"

„Bis nach Bolivia hinauf und auch nach Peru hinüber. Auch bin ich im Gran Chaco gewesen."

„Bei den wilden Indianern?"

„Ja."

„Und die Indianer haben Sie nicht aufgefressen, wie der Jaguar das Wasserschwein auffrißt?"

„Entweder bin ich ihnen nicht fett genug gewesen, oder sie haben sich nicht an mich herangetraut, Señor. Wahrscheinlich hat der letztere Grund vorgelegen, denn ich bin all mein Lebtag nicht der Mann gewesen, den man so leicht auffressen kann. Und selbst jetzt in meinen alten Tagen habe ich Kraft genug im Arme, einen, der sich über mich lustig machen will, auf das lose Maul zu schlagen. Merken Sie sich das, Señor!"

„Nur nicht gleich so hitzig, Alter! Es war ja gar nicht so gemeint," lenkte Perillo ein, denn die Scene im Café de Paris hatte ihn vorsichtig gemacht. „Ich wollte nur sagen, daß ich den Jaguar nicht für gefährlich halte."

„Er ist gefährlich für jeden Menschen, nur für einen einzigen nicht."

„Wer ist das?"

„Das können Sie sich denken. Es hat doch jeder von ihm gehört, und sein Name beweist das, was ich von ihm behaupte."

„So meinen Sie den Vater Jaguar?"

„Ja."

„Man sagt von ihm freilich, daß er dem wildesten Jaguar mit unbewaffneten Händen zu Leibe gehe, aber ich glaube es nicht."

„Und ich glaube es, denn ich habe es gesehen."

„Gesehen? Hm!"

„Mit diesen meinen Augen gesehen. Señor, Sie können es glauben."

„Wo ist denn das gewesen?"

„Im Gran Chaco."

„Da sind Sie mit diesem Manne zusammengetroffen?"

„Nicht zusammengetroffen, sondern mit ihm hingeritten. Er ist unser Anführer, und ich gehöre noch heute zu seinen Leuten."

Kaum hatte der Alte diese Worte gesagt, so wurden rundum Ausrufe des Staunens, der Verwunderung laut. Man sprang auf, um an seinen Tisch zu kommen und ihm die Hand zu drücken. Man wollte aus mehreren zusammengeschobenen Tischen eine lange Tafel bilden, an welche er sich mit setzen sollte, um von dem berühmten Manne zu erzählen, dessen Namen und Thaten in aller Munde waren. Er aber wehrte ab und begründete seine Weigerung mit den Worten:

„Der Vater Jaguar liebt es nicht, daß wir von ihm sprechen. Er hat uns geradezu verboten, von ihm zu erzählen, und Sie dürfen es mir nicht übelnehmen, Señoren, wenn ich sage, daß ich ihm Gehorsam schulde."

„Wie sieht er denn eigentlich aus?" erkundigte sich Perillo.

„Wie jeder andre Mensch."

„Und wie alt ist er?"

„Vielleicht fünfzig Jahre."

„Ein Eingeborener?"

„Ich habe seinen Geburtsschein noch nicht in der Hand gehabt, Señor."

„So sagen Sie mir wenigstens, ob er wirklich so ungeheuer stark ist, wie man von ihm erzählt!"

„Was das betrifft, so habe ich gesehen, daß er einen Ochsen bei den Hörnern packte und ihm den Kopf fest auf die Erde drückte."

„Caramba! Das wäre stark! Sie übertreiben doch nicht?"

„Ihretwegen mache ich keine Lüge. Darauf können Sie sich verlassen. Ich kann nur einem jeden wünschen, nicht einmal in die Lage zu kommen, die Fäuste des Vaters Jaguar zu fühlen."

„Darf man denn nicht erfahren, was er eigentlich treibt? Bald sagt man, er sei ein Yerbatero; bald nennt man ihn einen Goldsucher, bald einen Sendador,

welcher die Karawanen über die Anden führt. Ich habe sogar schon gehört, daß er ein politischer Parteigänger sei, welcher sein Gewehr bald diesem und bald jenem Aufrührer leihe."

Yerbateros sind Theesammler, welche in die Urwälder ziehen, um den bekannten Paraguaythee zu suchen. Ihr Leben ist mit vielen Gefahren verknüpft. Sendador heißt Pfadfinder, bedeutet also genau dasselbe, was das nordamerikanische Wort Scout bedeutet. Der Alte antwortete:

„Was er eigentlich ist, das kann ich Ihnen wohl sagen: Er ist ein Mann, und zwar ein ganzer Mann, wie es wohl selten einen zweiten gibt, auch Sie nicht ausgenommen. Aufrührern hat er noch nicht gedient und wird er auch nie dienen. Er ist ein Freund aller guten und ein Feind aller schlechten Leute. Sollten Sie vielleicht nicht zu den ersteren gehören, so hüten Sie sich ja, ihm einmal zu begegnen."

„Sie werden immer schärfer und anzüglicher, mein alter Señor! Hat es Sie denn gar so sehr verdrossen, daß ich den Jaguar für ein feiges Tier gehalten habe?"

„Das nicht. Aber daß Sie behaupteten, ihm nur mit dem Messer zu Leibe gehen zu wollen, sagte mir, daß Sie entweder ein Aufschneider oder ein unwissender Mensch seien, und beide kann ich nicht leiden. Der Jaguar, den wir morgen sehen werden, hat wahrscheinlich am Flusse gewohnt, kann aber auch aus der Pampa gekommen sein. Wir werden ja erfahren, wie er sich benimmt. Was mich betrifft, so bin ich auf ihn nicht im geringsten neugierig. Viel eher verlangt es mich, ob sich einer der Espadas an den Büffel wagen wird."

„Alle werden sich an ihn wagen, alle; das versichere ich Ihnen!"

„Wollen sehen. So ein Bison ist, wenn er gereizt wird, ein gefährliches Tier."

„Woher wissen Sie das denn?"

„Vom Vater Jaguar, welcher Hunderte erschossen hat."

„Auf der Pampa etwa?" lachte Perillo.

„Nein, sondern in den Prairieen von Nordamerika, wo er früher gejagt hat."

„Auch dort ist er gewesen? So ist er also kein Porteño, sondern ein Fremder? Das ist ein Umstand, der mir freilich nicht zu imponieren vermag."

„Nicht? Nun, was das betrifft, so glaube ich nicht, ob der Vater Jaguar viel danach fragt, ob er Ihnen imponiert oder nicht."

„Weil er mich nicht kennt. Würde er aber meinen Namen erfahren, so würde er es wohl für eine Ehre halten, mir die Hand drücken zu können."

„So? Wie lautet denn dieser Ihr berühmter Name?"

„Perillo."

„Ah! Sind Sie etwa Antonio Perillo, der Espada, welcher morgen mit auftreten wird?"

„Der bin ich allerdings."

Er sah den Alten mit einem Blicke an, aus welchem zu ersehen war, daß er erwartete, jetzt eine ehrerbietige Lobesüberhebung zu hören. Aber die Worte, welche er zu hören bekam, waren ganz andre, nämlich:

„So sagen Sie mir einmal, Señor, warum Sie mit den Stieren kämpfen!"

„Um sie zu töten natürlich."

„Und warum töten Sie dieselben?"

„Welch eine Frage! Wir erstechen sie, um unsre Kunst zu zeigen."

„Eine schöne Kunst! Es ist nicht etwa ein Heldenstück, einen vorher matt gehetzten Ochsen zu erstechen. Ich töte ein Tier, weil ich das Fleisch desselben brauche, um leben zu können; aber es um einer so fadenscheinigen Ehre willen erstechen, das ist Mord. Und wenn man es gar vorher mit Stichen quält und halb zu Tode hetzt, das ist Schinderei. Sie sollten sich also nicht einen Espada, sondern viel richtiger einen Desollador (Schinder) nennen."

Da fuhr Perillo, wie von einer Feder geschnellt, von seinem Stuhle auf. Er wollte auf den Alten eindringen. Glücklicherweise wurde gerade in diesem Augenblick die Thüre geöffnet, und sein Verbündeter trat ein. Er besann sich eines andern, setzte sich wieder nieder und warf dem Alten nur die Worte hin:

„Sie wollen sich an mir reiben, können mich aber nicht beleidigen, weil Sie so tief unter mir stehen, daß es Ihnen unmöglich ist, zu mir aufzusehen."

„Geradeso sagte die Fliege zum Löwen, als sie über ihm summte. Da aber kam ein Vogel und verschluckte sie."

Perillo that so, als ob er diese Worte nicht höre. Sein Kamerad setzte sich zu ihm und flüsterte ihm zu:

„Schon wieder Streit? Nimm dich in acht! Unser stilles Handwerk erfordert Vorsicht. Zehn Freunde können uns nicht so viel nützen, wie ein einziger Feind uns zu schaden vermag."

„Schweig! Dieser alte Schwätzer kann uns gar nicht schaden. Sag mir lieber, was du erfahren hast!"

Sie sprachen natürlich so leise miteinander, daß sie von den übrigen Gästen nicht gehört werden konnten. Trotzdem blickte der andre sich vorsichtig um, und als er sah, daß jetzt niemand auf sie achtete, sagte er:

„Er ist's wirklich, ganz gewiß. Und wenn ich noch darüber im Zweifel gewesen wäre, hätte derselbe schwinden müssen, als ich sah, bei wem er wohnt."

„Nun, wo?"

„Bei Salido, dem Bankier."

„Todos demonios! Bei Salido? Wer hätte das geahnt! Das ist ja ganz und gar gefährlich für uns!"

„Leider! Er wird ihm alles erzählen."

„Natürlich! Aus welchem andern Grunde könnte er gerade ihn aufgesucht haben."

„Bist du überzeugt, daß er dich wieder erkannt hat?"

„Ich möchte darauf schwören. Warum gab er sich für einen andern aus, als er ist? Doch nur, um mich in Sicherheit zu wiegen."

„So müssen wir nach einem Mittel suchen, ihn zum Schweigen zu bringen."

„Das müssen wir, und zwar schnell."

„Wird Geld helfen?"

„Nein, denn dieser kleine Halunke ist reich genug."

„So gibt es nur noch eins."

„Was?"

„Frage doch nicht! Du weißt es selbst so gut wie ich."

„Hm! Ich verstehe dich: ein Stich mit dem Messer oder eine Kugel in den Kopf. Und zwar darf keine Zeit verloren werden. Morgen früh wäre es vielleicht schon zu spät. Er darf gar nicht bis vor die Polizei kommen. Wenn man erfahren könnte, welches Zimmer er bewohnt!"

„Ich weiß es."

„Nun?"

„Ich wartete, bis er in das Haus getreten war, und stieg dann über den Zaun in den Garten. Glücklicherweise hat die Quinta keine Höfe und Mauern; sie steht mitten im Garten, so daß man rund um sie gehen kann. Bald nachdem er in der Thür verschwunden war, wurde auf der hintern Seite des Hauses ein oberes Zimmer hell. Er hatte seine Lampe angebrannt."

„Das kann auch eine andre Person gewesen sein."

„Nein, denn er kam an das offene

Fenster, um es zu verschließen. Ich sah ihn deutlich stehen."

„Wie viele Fenster hatte das Zimmer?"

„Zwei."

„Ließ er die Rouleaux herab?"

„Nein."

„Ob irgendwo eine Leiter in der Nähe ist?"

„Auch daran habe ich gedacht und sah mich nach einer solchen um. In der Ecke des Gartens steht ein Baum, welcher verschnitten worden ist; die Leiter lehnte noch an demselben. Sie ist lang genug, um an das Fenster zu reichen."

„Schön, sehr schön! Leider aber können wir jetzt noch nicht an das Werk gehen. Es ist zu früh. Die Straßen sind noch zu belebt. Man könnte uns sehen."

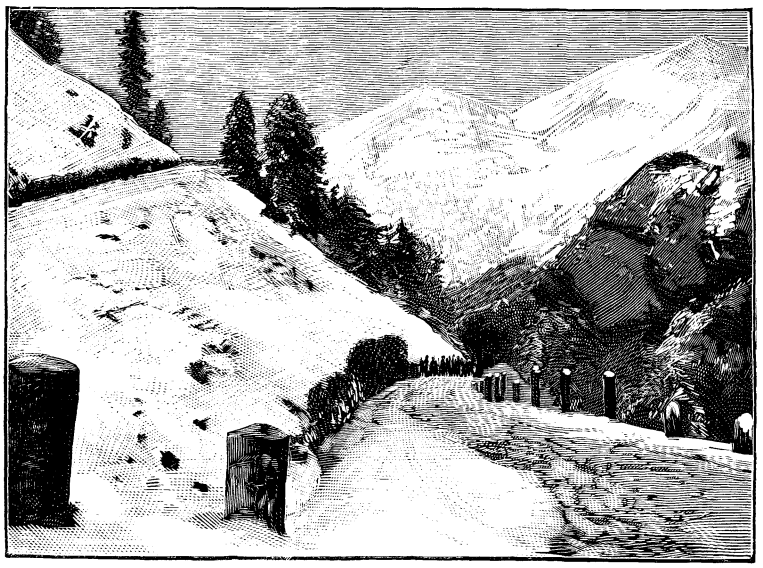
„Wir müssen bis gegen Mitternacht warten."

„Aber ob er dann noch wach sein wird!"

„Wach oder nicht, das bleibt sich gleich. Er darf den morgenden Tag nicht sehen. Ist er noch wach, so bekommt er durch das Fenster eine Kugel. Schläft er schon, so steigen wir ein. Jetzt aber wollen wir gehen. Es gefällt mir hier nicht."

Perillo bezahlte das Eis, welches er genossen hatte, und dann entfernten sich die beiden Menschen, welche so leichten Herzens bereit waren, ein Menschenleben zu zerstören, um die Entdeckung eines frühern Verbrechens zu verhüten.

Die Straßen und öffentlichen Lokale waren heute länger belebt als sonst. Der Bewohner von Buenos Ayres ist häuslich gewöhnt und legt sich gewöhnlich zeitig schlafen; heut aber hatte es elf Uhr geschlagen, als der letzte der Gäste das Café de Paris verließ. Der deutsche Lohnkellner erhielt sein Tagessalär und konnte gehen. Draußen vor der Thür blieb er stehen. Es gab noch Passanten in den Straßen. Wenige Laternen brannten, denn im Kalender stand Vollmond. Es war anfangs Dezember, ein schöner, lauer Frühlingsabend. Der Kellner hatte noch nicht Lust, schlafen zu gehen. Ihm lag das neue Engagement im Sinne, und die Freude, einen deutschen Herrn gefunden zu haben, ließ keine Müdigkeit in ihm aufkommen. Er beschloß, noch einen Spaziergang zu unternehmen, und lenkte seine Schritte ganz unwillkürlich in diejenige Richtung, von welcher er wußte, daß Dr. Morgenstern in derselben wohne. Er kannte die Quinta, ohne sich aber vorzunehmen, sie jetzt aufzusuchen. Jedoch das Handeln des Menschen wird oft durch innere Vorgänge bestimmt, über welche er sich nicht selbst klar wird, und so kam es, daß der Deutsche plötzlich vor der Quinta stand und selbst ganz überrascht darüber war.



Eine Schülerreise. Im Schnee auf der Stilfser-Joch-Straße zwischen Franzenshöh und Trafoi.

Hier, fern vom Mittelpunkte des Verkehres, brannten keine Laternen mehr. Es war dunkel; nur die Sterne verbreiteten einen ungewissen Schimmer, bei welchem man einige Schritte weit zu sehen vermochte. Schon wollte er umkehren, als es ihm war, als ob er das Geräusch leise schleichender Schritte vernehme. Das kam ihm verdächtig vor. Warum so leise? Wer ein gutes Gewissen hat, kann fest auftreten. Er drückte sich eng an den Zaun und wartete.

Ein Mensch kam drüben mitten auf der Straße, ging vorüber und blieb dann stehen; ein zweiter folgte und hielt bei dem ersten an. Sie sprachen leise miteinander, näherten sich dann dem Zaune und stiegen mit großer Gewandtheit über denselben in den Garten.

„Also Diebe!" dachte der Deutsche. Aber was wollten sie stehlen? Nur Gartenfrüchte? Oder galt es gar vielleicht einen Einbruch bei dem reichen Bankier? Von Früchten konnte jetzt, im Frühjahre, keine Rede sein, das sagte er sich doch; also galt es einem wertvolleren Gegenstande. Er mußte folgen und schwang sich also auch so leise wie möglich über den Zaun. Jenseits desselben gab es Rasen, welcher die Schritte unhörbar machte. Er schlich zu der Villa hin und an der schmalen Seite derselben vorüber. Da sah er an der Ecke einen der Männer stehen und blieb halten, um ihn zu beobachten. Er sah, daß der Mensch nach einiger Zeit um die Ecke auf die hintere Seite des Hauses verschwand. Er bückte sich nieder und kroch auf den Händen und Füßen zu der Ecke hin. Da stand der Kerl und blickte nach zwei erleuchteten Fenstern des ersten Stockes empor. Und jetzt kam der zweite Gesell von der Seite herbeigeschlichen; er trug eine Leiter, welche so an die Mauer gelehnt wurde, daß ihr oberes Ende an den Stock des einen Fensters zu liegen kam.

Was beabsichtigten diese Menschen eigentlich? Man bricht doch nicht in eine erleuchtete Wohnung ein? Sollte vielleicht nur ein Scherz oder etwas Aehnliches beabsichtigt werden? Dann wäre es Thorheit gewesen, Lärm zu schlagen. Doch hielt der Deutsche die Augen scharf auf die beiden Männer gerichtet. Jetzt stieg der eine derselben empor, während der andre die Leiter hielt. Oben angekommen, sah er in das Zimmer, kam dann einige Sprossen herab und raunte dem Untenstehenden einige Worte zu. Es schien dem Kellner, als ob der Sprecher einen leise metallisch glänzenden Gegenstand in der Hand halte. Dann gab es ein zweimaliges Knacken, wie wenn die Hähne einer Doppelpistole aufgezogen werden. Nun wurde ihm himmelangst; er schlich schnell näher. Noch flüsterten die beiden miteinander. Sie konnten ihn nicht sehen, weil er sich tief an der Erde bewegte. Er hörte die Worte:

„Er sitzt und liest."

„In welcher Lage?"

„Die linke Seite dem Fenster zugekehrt."

„Ist sein Gesicht frei?"

„Ja. Er hat die andre Seite des Kopfes in die Hand gelegt."

„Dann schieße ihn in die Schläfe; das ist die sicherste Stelle.“

Also um einen Mord handelte es sich! Der Kellner erschrak so, daß er sich für einige Augenblicke nicht zu bewegen vermochte. Und da stieg der Kerl wieder aufwärts und richtete den Lauf der Pistole, welche er in der Rechten hielt, in das Zimmer. Das gab dem Lauscher seine Beweglichkeit zurück. Er schrie laut auf, sprang zur Leiter, warf den Untenstehenden zur Seite und stieß sie um, so daß der Obenstehende, welcher soeben abdrückte, gerade beim Krachen des Schusses jäh zum Sturze kam. Der Kellner warf sich auf ihn, um ihn festzuhalten.

„Laß los, Hund, sonst erschieße ich dich!“ knirschte der Mörder.

Der Schuß ging los, und der Deutsche fühlte einen stechenden Ruck im linken Arme. Er war getroffen worden und konnte den Menschen nicht mehr halten, welcher aufsprang und schnell in der Dunkelheit verschwand. Der andre war schon vorher davongerannt.

Die beiden Schüsse hatten die Bewohner des Hauses geweckt. Es begann in demselben lebendig zu werden. Zugleich wurde droben in dem erleuchteten Zimmer eines der Fenster geöffnet; der Doktor steckte den Kopf heraus und rief:

„Welcher Mordbube schießt denn da nach mir! Warum läßt man mich nicht ruhig lesen?“

Da erschrak der Kellner von neuem und antwortete:

„O jerum, jerum! Sind denn Sie's, Herr Doktor, welcher umgebracht hat werden sollen?“

„Wer ist denn da unten? Diese Stimme kommt mir bekannt vor.“

„Ick bin es, ick, Fritze Kiesewetter, Herr Doktor.“

„Fritze Kiesewetter? Mir ist ein Individuum dieses Namens noch nicht vorgekommen.“

„O doch! Heute, im Café de Paris haben Sie mir kennen jelernt. Sie wollten mir wegen die Sündflutsknochen engagieren.“

„Ah, der Kellner! Aber, Mensch, wie kommen Sie denn auf die Idee, nach mir zu schießen?“

„Als wie ick? Dat ist stark! Da hört nun oft und manchmal allens auf? Ick soll es jewesen sind, der jeschossen hat?“

„Wer denn? Oder sind Sie nicht allein?“

„Ick bin janz allein, nach Schiller die einzige fühlende Larve hier in dem Jarden.“

„Wohnen Sie denn hier im Hause?“

„Auch nicht.“

„Aber was wollen Sie da denn hier?“

„Ihnen retten. Und nun, da Sie mich dat Leben zu verdanken haben, halten Sie mir für den reinen Meuchelmord. Dat kränkt mir in die Seele!“

(Fortsetzung folgt.)

Eine Schülerreise ins Gebirge.

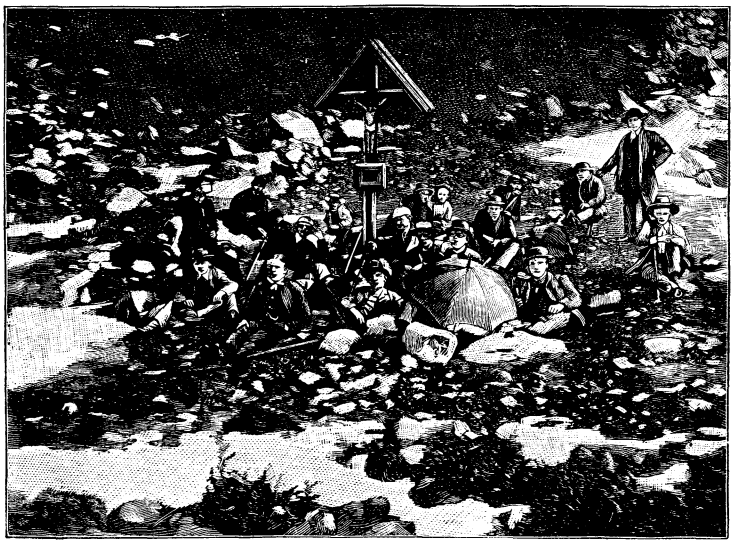
(Fortsetzung.)

„Und weiter und weiter
In Gottes Welt hinein!
Es saugen die Augen
Die Wunder in sich ein.
Von Bild auf Bild wird Herz und Sinn uns weich!
Ob leeren wird der Beutel sich, das gilt uns gleich.“ E.

Die Tonalestraße führt durch den Nonsberg und Sulzberg, die ihrer Namen ungeachtet zwei sehr eigentümliche Thäler sind, vom Noce, einem Nebenfluß der Etsch durchströmt. Das Terrain ist ein sehr welliges und bis hoch auf die sanft abfallenden Anhöhen hinauf angebaut; das Flußbett ist manchmal tief eingeschnitten und von der Straße aus nicht sichtbar. An den Städtchen Cles, Malé, Fucine vorbei, kommt man über den herrlichen Tonalepaß und bei Ponte di Legno in das Thal des Oglio. Die ganze Gegend ist ihrem Charakter nach durchaus italienisch, ebenso die Sprache der Bewohner. Die Sprachgrenze hat sich hier sichtlich zu Ungunsten der deutschen verschoben und ist weiter nach Norden gerückt. Ueberall aber ist wenigstens in den Gasthäusern deutsch redende Bedienung anzutreffen.

In St. Michele wurden wir am Bahnhof von einem jungen Mann empfangen, der sich als der Sohn unsres Hotelwirtes aus der Corona in Mezzolombardo vorstellte, und uns einlud, in bereitstehenden Wagen Platz zu nehmen. Wir sollten nichts dafür zu bezahlen haben, und so stiegen wir denn ein; unsre Taschen, Schirme, Alpenstöcke wurden ebenfalls dienstfertig untergebracht.

Alle diese Anordnungen leitete ein großer, etwa 40 Jahre alter, breitschultriger Mann mit gedrungenem, aber unternehmenden Gesicht, schöner, gewandter Figur und gefälligen Bewegungen. Er trug einen hellen Wollanzug, rohlederne Schnürschuhe, um den Leib einen Gürtel und um den Halskragen ein vorn geknotetes rotes Tuch und auf dem Kopfe ein keckes, rundes Hütchen. Dies, mein lieber Leser, ist der Postmeister von Mezzolombardo, oder wie seine Visitenkarte uns sagt:



Eine Schülerreise. Auf dem Starljöchel (Cruchetta).

Battista Moggio
I. E. R. Maestro di Posta
Mezzolombardo Cles.

der mit seinem Fuhrwerk die Tonalestraße beherrscht.

Mezzolombardo, Welsch-Metz, im Gegensatz zu dem gegenüberliegenden Mezzo-Tedesco (Deutsch-Metz, jetzt aber auch verwelscht), ist ein ganz italienischer, ansehnlicher Ort mit hohen Häusern, mit granitgepflasterten Straßen und regem Verkehr. Wenn wir im Andenken an die Corona in Aosta fürchten mußten, ein schmutziges Quartier zu finden, so sahen wir uns, von gewissen, echt italienischen Piecen abgesehen, sehr angenehm enttäuscht; es waren stattliche Räume in dem Haus, die Zimmer schön möbliert und die Verpflegung gut.

Am andern Morgen sollten wir einige Stunden bis Cles fahren. Um 6 Uhr

hatte unser Postmeister die zwei großen Stellwagen, mit denen er uns tags zuvor in St. Michele freundlichst und gratis abholte, vor der Thür des Hotels vorgefahren, und von zahlreichen neugierigen, italienischen Gesichtern umringt, traten wir die Fahrt an. Die „Rößli", wie sie der gebrochen deutsch redende Postmeister nannte, waren klein, aber flink, und je fünf vor einem Wagen; an einer starken Steigung standen auf des Postmeisters Wink vier Maultiere zum Vorspann bereit, und lustig ging es weiter. Im nächsten Ort kauften wir Frutti: Birnen, Aepfel und Weintrauben. Diese Erfrischungen waren bald aufgezehrt; aber auch die 25 km, die wir fahren sollten, neigten ihrem Ende zu — und das Fahren ist doch so herrlich in sonniger Morgenluft.

Man fing an, mit dem Postmeister über die Fortsetzung der Fahrt bis nach Malé zu verhandeln; aber seine Forderung erschien zu hoch, und α sagte, das Schlemmerleben und ewige Fahren müsse einmal aufhören; und wir Armen waren doch nur gestern einen halben Tag und heute einige Stunden gefahren. Endlich ließ er sich erweichen. Denn unser Direktor hat für Notfälle immer noch heimliche Stiftungsgelder in der Tasche, und da 24° R., bei denen er sonst nicht einmal den Unterricht nachmittags ausfallen läßt, ernstlich überschritten waren, so rückte er zur Fortsetzung der Fahrt bis Malé die Stiftung von Herrn C. aus Duisburg heraus, und auf dem Marktplatz von Cles verließen wir mit dem frohen Bewußtsein den Wagen: „es wird weiter gefahren."

Die Schlemmerhaftigkeit schien aber in diesem italienischen Städtlein von 2000 Einwohnern mehr zu Hause zu sein, als bei uns. Es war erst gegen 10 Uhr, und doch kam von den Eingeborenen der besseren Stände einer nach dem andern auf den Marktplatz, setzte sich vor das Café, trank eine Tasse Mokka und rauchte, wenn auch keine Havana, so doch eine kaiserlich-königlich österreichische Regie-Zigarre und las Zeitungen. Das reizte auch uns; man sagte, es sei birra (Bier) zu haben, aber es war blinder Lärm; deshalb durchstreiften wir während des halbstündigen „Stadturlaubes" die Straßen und begnügten uns mit frutti, d. h. Weintrauben und andrem Obst. Die uns versprochenen „frischen Rößli" trabten mittlerweile an, und noch einmal stiegen wir zu unsrem Postmeister ein. Den vordersten Wagen kutschierte er selbst, ehrfurchtsvoll begrüßt von jedem uns begegnenden Fuhrwerk; aber er passierte auch keinen Ort, ohne an dem Wirtshaus anzuhalten und einzukehren, denn „die Rößli müsse Brot und Wasser habe." Er dachte aber auch an unsren Magen und fragte: „Soll ich telegraphieren nach Malé und bestellen Diner? Es ist eine alte Freind von mir, der Wirt." Wir sagten ihm, wir nähmen mittags kein Diner ein, unsre Hauptmahlzeit bekämen wir abends in Fucine. Da sagte er stolz: „In Fucine krijje Sie nix." Zufällig begegnete uns in einem einspännigen Wägelchen der Wirt aus der Corona in Malé; der Postmeister hielt ihn an, und wir bestellten nun bei ihm, was wir haben wollten und nachher auch gut bekamen. Gegen ein Uhr waren wir in Malé und nahmen Abschied von dem kaiserlich-königlichen maestro di posta.

Nun hörte das Fahren auf, und wir lernten wieder kennen, was Marschieren heißt im Schweiße seines Angesichtes. 3½ Stunden waren es noch bis Fucine auf glatter, weißer, sonniger Chaussee. Als wir die Hälfte zurückgelegt hatten, hörten wir plötzlich hinter uns Pferdegetrappel, und siehe, wer kommt dort angefahren? Unser γ mutterseelenallein in einem vierspännigen Landauer, und hochthronend auf dem Bock kutschiert der Herr Postmeister von Mezzolombardo, der Beherrscher der Tonalestraße.

Das brachte Leben in die Kolonne. „F. K." ertönte es von allen Seiten, was nämlich heißen sollte „Feine Kiste", aber auch auf alles andre übertragen zum geflügelten Wort geworden war. „F. K. Feine Kutsche!" rief Alfred, aber ein andrer rief: „F. K. feine Kelegenheit" seinen Tornister loszuwerden und warf ihn in den Landauer. Das böse Beispiel steckte an, und im Nu war die „feine Kutsche" mit sämtlichen Tornistern bis obenhin vollgeladen, daß selbst über Herrn Moggios rossebeherrschendes Antlitz ein freundlich erstaunliches Lächeln glitt.

Diese unerwartete Erleichterung übte einen sehr erfrischenden Einfluß auf uns aus. Das schöne Thal wurde in der Nähe von Fucine enger, wilder und malerischer. Geradeaus lag der Tonale, südwestlich zeigten sich hohe Granitberge der Presanellaalpen und eine Burgruine, rechts das Val di Pejo mit schönem Blick auf einige majestätische, weithin leuchtende Gletscher der südlichen Ortleralpen.

„In Fucine krijje Sie nix!" das klang uns noch in den Ohren, als wir bei Herrn Zanella einrückten. Der Wirt hatte, wie es schien, sein Festgewand angezogen und redete deutsch; und als wir unsre Zimmer und die sauberen Betten sahen, faßten wir wieder Mut und brauchten es auch nicht zu bereuen; das Gasthaus war recht gut.

Aber lachen mußten wir, als das Essen aufgetragen wurde: richtig wieder Kalbsbraten, das war zum fünftenmal. Was hatten denn all die Kälber Tirols verbrochen, daß sie für uns ihr Leben lassen mußten!! Es schmeckte uns aber doch sehr gut, nur die Maccaroni erinnerten uns daran, daß wir im Süden waren. Auch birra gab es abends, als wir vor der Hausthüre saßen, und Nationalgesang von Eingeborenen; es waren aber keine lustigen Tiroler Schnaderhüpfeln und Jodler, sondern langgezogene, schwermütige italienische hymnenartige Melodien, gegen die unsre lustigen deutschen Lieder vorteilhaft abstachen.

Da nun aber außer dem liebenswürdigen Wirt niemand im Hause deutsch sprach, namentlich nicht die cameriera, das Zimmermädchen, so ging das Radebrechen mit italienischen Brocken los. Einer von uns wollte Streichhölzer haben; und als er seinen Wortschatz erschöpft hatte, ohne daß man ihn verstanden, machte er eine Bewegung, als wolle er auf dem Rockärmel ein Hölzchen anzünden. „O capisco!" sagte die dienstfertige cameriera, lief fort und brachte schleunigst eine Kleiderbürste. Einer der jüngsten von uns wollte nun vorsichtig sein und ließ sich von einem älteren Kameraden, der ein italienisches Wörterbuch bei sich hatte, einige Worte übersetzen. Doch bald sollte er erfahren, daß er an einen Schalk geraten war. Denn als er sich mit Hilfe der neuen Weisheit bei dem weiblichen Personal der Küche in ernstem Ton einen Stiefelknecht fordern wollte und zu der cameriera sagte „uno baccio" (Kuß), da zeigte ihm ein homerisches Gelächter, daß er schmählich reingefallen war.

Die Straße von Fucine bis zur Paßhöhe des Tonale, auf der wir am andern Tag marschierten, hat eine herrliche Umgebung und gehört zu den schönsten Partien unsrer Reise. Auf der ganzen Strecke hat man vor sich zur Linken die Presamella- und Adamelloalpen, weiterhin die Gletscher von La Busazza und nördlich die Ausläufer der Ortleralpen.

Da das Zollwirtshaus 3¾ Stunden von Fucine entfernt ist, hatte der „Dienst" Vorräte eingekauft: Brot, Salami, Käse und Rum. Bei dem Fort Strino sollte gelagert werden; eine Streifpatrouille, der tapfere Louis, wurde in das Fort hinaufgeschickt, um schattige Sitzplätze zu suchen, wurde auch eingelassen, bald aber von dem Kommandanten wieder ausgewiesen, und so mußten wir unser Bivouac in der Sonne an der Chaussee abhalten. Der Kommandant des Forts, ein junger intelligenter Sergeant der Artillerie, kam zu uns herunter, um die künftigen Waffen- und Bundesbrüder aus Preußen zu begrüßen.

Neugestärkt nahmen wir die letzten Serpentinen mit ihrer reizenden Aussicht, zogen am Zollhause unbelästigt vorüber und kamen nach einigen Minuten zu den Grenzpfählen, die durch eine neutrale Zone geschieden waren. Hier begrüßte der Führer des „Dienstes" beim Eintritt in Italien das Land des südlichsten Bruders aus dem Dreibunde. So auch geistig gestärkt, zogen wir weiter. Aber selbst ein so erfahrener und im Dienst geübter Herr wie α kann sich irren; er hatte versprochen, wir sollten eine halbe Stunde hinter der Paßhöhe ein Wirtshaus treffen, es war aber nur eine leere Holzbude und noch dazu geschlossen. „Und das Volk murrte," α aber führte sie auf eine grüne Weide, tränkte sie mit Zitronensäurewasser und gab eine halbe Stunde Schlafurlaub. Dann ging es weiter in das Land Italia. Der „Dienst" erklärte uns pflichtschuldigst, hier hätten 1799 und 1808 Franzosen und Italiener, 1848 und 1866 italienische Freischärler und Tiroler gekämpft. Das erleichterte uns aber wenig die unendlichen Serpentinen, in denen sich die Straße hinabwand und uns nach Ponte di Legno führte.

---

24. August.

Die Tonalestraße setzt sich über Edolo in der Apricastraße bis Tresenda fort, wo sie im spitzen Winkel nördlich nach Tirano biegt. Von dort führt nordwestlich die Berninastraße ins Engadin, nördlich die Stilfser Jochstraße zunächst nach Bormio. Unser Plan war die Stilfser Jochstraße in ihrem schönsten Teile, der bei Bormio beginnt, zu durchwandern; ein Marsch die Chaussee entlang — 105 km von Ponte di Legno bis Bormio — hätte drei Tage in Anspruch genommen und trotz der Schönheit des Weges ermüdend gewirkt. Wir hatten uns daher im Bädeker und Tschudi nach einem Paß querüber umgesehen und auch einen solchen Richtweg in dem Gaviapasse gefunden, der von Ponte di Legno nach St. Caterina führt, einem kleinen Badeorte zwei Fahrstunden von Bormio. „Unschwierig und lohnend, für Ungeübte Führer ratsam, 8 Stunden" so Bädeker. Eine gute Stunde von Ponte di Legno war Bad St. Apollonia angegeben, das wählten wir zum Nachtquartier und baten den Geranten des erwählten Hotels, uns mit Wagen von St. Caterina abholen zu lassen. Es blieb demnach für den 24. August ein Marsch von sieben Stunden mit einer Steigung von 1100 m aufwärts und wieder 900 m abwärts, also eine normale Tagesleistung.

Auf einen ersten Brief nach St. Apollonia blieben wir ohne Antwort; erst auf einen zweiten eingeschriebenen erhielten wir eine solche, die ich der Merkwürdigkeit wegen hierher setzen will:

S. Apollonia 27. Juli 1890.

Wir haben nicht seine erste Brief gesehen; aber seine Brief von 22 Juli ist uns gekommen — für L. 3.50 italienisch. für einiger, die machen die Somme Ital. L. 73,50 wir geben werden — in dem Abend-essen. 21 Suppe, 21 Thäler Braters, 21 Pf. Gemeise und Kartoffeln, 21 Pf. Brotes (4 für einig), 21 Bett schönste und reinigste, in dem Morgenessen 21 Thäler Kaffee mit Mild oder alles, 21 Thäler Brodes (4 für eine).

Wir bitten Sie uns eine Antwort stellen zwei Täge früher. Leben Sie woll. Sein immer

Schwester Morandini.

(Fortsetzung folgt.)

Im Kampf mit Walrossen.

Selbst der gutmütigste Mensch kann in die Hitze geraten, wenn er gereizt wird, das werden die Kameraden schon an sich selbst erfahren haben. So ist es auch mit den harmlosesten Tieren. Der getretene Wurm krümmt sich, nicht nur aus Schmerz, sondern auch, um sich zur Wehre zu setzen. Das ist ein ganz natürliches Verhältnis, worin im Grunde weder etwas Außerordentliches, noch etwas Verwerfliches liegt. Auch das Walroß gehört zu den harmlosen Tieren. Seine beiden von schnurrbartähnlichen Schnauzenborsten umgebenen Hauer geben ihm zwar ein kriegerisches Aussehen, dieselben sind aber keineswegs ihrer Natur nach eine Angriffswaffe, sie dienen vielmehr ganz friedlichen Zwecken, einesteils als Hilfsmittel zum Erklettern von Felsbänken, andernteils zum Loslösen von Seetang und kleinen Seetieren, die sich dort festsetzen, sie zu verspeisen. Hin und wieder nimmt es auch Fische zu sich und verschmäht auch nicht das Fleisch von toten Walen, die entweder gestrandet sind, oder nach Abschälung der Fettschichten u. s. w. von Schiffern dem Meere preisgegeben wurden.

Das Walroß hat vorne starke Schwimmflossen, hinten ziemlich gut ausgebildete Beine mit Schwimmfüßen. Es bewegt sich daher auf dem Lande ziemlich leicht vorwärts, obwohl so ein Bursche mit seinem watschelnden Gang einen sehr plumpen komischen Anblick darbietet. Es erreicht bei einem Gewichte von 1000 kg eine Länge bis zu 5 m.

Es wird wegen seines Thranes, seiner Zähne, seiner Haut und seiner Därme wegen gejagt, sowohl von Europäern, als auch von Eingeborenen. Letztere benutzen die Haut zum Bootbau, die Därme zur Anfertigung von Hemden und andern Kleidungsstücken. Die bis zu 70 cm lang werdenden Zähne, im Gewicht bis zu 5 kg, liefern ein sehr feines Elfenbein.

Die Jagd ist mit Schwierigkeiten verbunden, da die Tiere sehr vorsichtig sind und z. B. auf dem Lande Wachen ausstellen. Außerdem setzen sie sich, wenn sie angegriffen werden, zur Wehre, was auf dem Lande zwar nicht bedenklich, um so gefährlicher aber zur See ist, denn das Boot, das von ihren Hauern erfaßt wird, läuft Gefahr zu kentern, oder es wird in Stücke gerissen, wenn es nicht fest gefügt oder von Eisen ist. Wie kritisch eine solche Lage werden kann, davon gibt unsre Abbildung eine lebhafte Vorstellung.

Die Eingeborenen jagen das Walroß am liebsten am Ufer, weil die Jagd hier am ungefährlichsten ist. Es bedarf großer Vorsicht, sich an das Tier heranzuschleichen, weil es, wie schon gesagt, sehr wachsam ist. Die Jäger bedienen sich dabei etwa 3 Fuß langer starker Harpunen, deren Spitze einen Widerhaken hat. Unmittelbar hinter der Spitze befindet sich eine Oese, in welcher die Leine befestigt wird. Einen Teil der Leine, etwa 30 Fuß, schlingt sich der Harpunier in weiten Ringen um den linken Arm. Die etwa 10 Fuß lange weitere Fortsetzung der Leine ist an einem

aus Seehundsfell hergestellten, mit Luft gefüllten Schwimmer befestigt. Der Rest der Leine liegt am Boden in Ringen aufgerollt und wird von dem Mann, der den Schwimmer emporhält, sofort ergriffen, wenn der Harpunenstoß erfolgt ist, denn alsdann eilt das Tier ins Wasser, um zu entkommen. Es handelt sich nun darum, die Leine einstweilen an den Felsblöcken des Ufers zu befestigen, bis das in der Nähe liegende Boot herbeieilt. Dieses hat eine Besatzung von sechs Mann, von denen drei die Ruder führen, drei mit der Handhabung der Leine betraut sind, wobei ihre Aufgabe darin besteht, dieselbe möglichst aufzuwickeln, um in die Nähe des Tieres zu kommen. Ist dieses endlich matt geworden, so besteigt einer der drei an der Leine beschäftigten Männer einen Grönländer, nähert sich der Stelle und stößt dem Tier eine zweite Harpune in den Leib, worauf es in der Regel ohne Widerstreben ans Ufer geschleppt und aufs Trockene gezogen werden kann.

Selbst errungen.

(Fortsetzung.)

Dann lernte Ernst auch den Geschäftsführer und Prokuristen, Herrn Siegmund, kennen, der schon zu des Großvaters Zeit im Geschäft thätig gewesen und nach Herrn Hartmanns Tode selbständiger Leiter desselben geworden war. Ein großer, hagerer Herr mit gerader Haltung und peinlich sauberer Kleidung, mit eisgrauem Haar und glattrasiertem Gesicht, das trotz seiner tausend Falten und Fältchen einen unendlich wohlwollenden Ausdruck trug, und dessen dunkle Augen noch so frisch und lebendig dreinschauten, als sähen sie nicht schon seit siebenundsechzig Jahren in die Welt: das ist Herr Siegmund. Ernst faßte gleich in der ersten Stunde Vertrauen zu dem alten Herrn und meinte auch in seinem prüfend auf ihn gerichteten Blick einen freundlichen Ausdruck zu gewahren.

Das Mittagessen war sehr viel reichhaltiger, sehr viel besser zubereitet und auf einer ungleich prächtigeren Tafel aufgetragen, als Ernst es je kennen gelernt hatte. Es wurde ziemlich schweigsam eingenommen; Susanne und Walter sprachen von einer oder der andern Begegnung, Herr Siegmund erwähnte, von Frau Hartmann befragt, kleine Vorkommnisse des Tages, auch Ernst hatte ihr auf einige Erkundigungen über seine Reise zu antworten — im ganzen schien jedes das Essen selbst als den Hauptzweck des Zusammenseins zu betrachten. Nachdem man sich auf den Wink der Hausfrau erhoben hatte, sagte diese zu Herrn Siegmund:

„Von morgen ab tritt mein Neffe als Lehrling in das Geschäft. Sie werden die Güte haben, sich seiner Ausbildung besonders anzunehmen," worauf der Angeredete mit einer Verbeugung gegen Frau Hartmann und einem warmem Händedruck an Ernst antwortete.

Susanne stand trällernd am Fenster. Als der Geschäftsführer das Zimmer verlassen hatte, sah sie ihren Vetter übermütig an.

„Hast du dir auch schon eine schöne, blaue Bluse angeschafft?" fragte sie neckend. „Du weißt gar nicht, wie kleidsam das Kostüm ist — du wirst dich vorzüglich darin machen."

Und lachend musterte sie ihn von oben bis unten, als sähe sie ihn schon leibhaftig im Arbeitskittel vor sich stehen. Ernst stieg das Blut in die Wangen; sie hatte ja recht mit ihrem Hohn, so malte er sich ja oft genug sich selbst aus — mit wenig Freude, denn auf die Nettigkeit seines Anzuges hatte er immer besonders viel gegeben; aber Susannens Neckerei fand er ungezogen und hätte ihr am liebsten in derselben Weise geantwortet.

„Ich habe die Bluse noch nicht," sagte er ruhig, „aber ich werde sie mir schon rechtzeitig besorgen."

„Und wie zierlich wirst du mit den Rußflecken im Gesicht und an den Händen aussehen," fuhr der Quälgeist fort, „schade um die zarten Finger! Sie werden recht leiden!"

„Ich schäme mich meiner zarten Finger nicht," sagte Ernst grob, „in meiner Familie ist es keine Schande, an Gesicht und Händen sauber auszusehen."

„Deine Familie, mein Sohn," sagte die Tante in mehr freundlichem Tone als bisher, „ist die alte Holtensche nicht mehr; dein Großvater hat jahrelang an Gesicht und Händen Spuren seiner Thätigkeit getragen und ist dann ein geachteter, bedeutender Mann geworden, also setze auch du dich über solche Nichtigkeiten hinweg und ärgere dich nicht über den Vorwitz deiner Cousine, es ist nun einmal ihre Art oder vielmehr Unart, jeden zu necken, der sich von ihr necken läßt; wirst du diese unschöne Gewohnheit nie ablegen?" wandte sie sich an ihre Tochter.

„Das vermittelt die Bekanntschaft, Mama," war die übermütige Antwort, und sich an ihren Bruder wendend, fuhr sie in demselben leichten Tone fort: „Wie ist es, Baby, getraust du dir heute mit mir aufs Eis zu kommen? oder hast du wieder einmal mehr genießt, als der Doktor erlaubt hat und mußt deshalb am Ofen sitzen bleiben?"

Walters schmale, blasse Wangen überflog helle Röte und ein schmerzlicher Zug ging über sein Gesicht, dennoch war der Ton seiner Stimme ruhig und freundlich, als er auf die wenig gutmütige Neckerei der Schwester antwortete:

„Ich kann nicht mit dir gehen," sagte er, „nicht, weil ich fürchte mich zu erkälten, sondern weil ich zu arbeiten habe."

„Du sitzest wieder zu viel, Walter," sagte Frau Hartmann ihn zärtlich anblickend, „warum willst du dir nicht etwas Bewegung machen? Das Wetter ist ganz schön."

„Ich kann nicht, Mutter, ich habe eine mathematische Arbeit zu machen, und mit dem griechischen Aufsatz ist es auch die höchste Zeit — du weißt, das sind beides Dinge, die mir viele Stunden kosten," und er seufzte.

Ernst seufzte auch; waren es doch seine Lieblingslehrgegenstände, die seinem Vetter so viel Mühe verursachten: „Wäre ich doch an deiner Stelle!" dachte er bei sich.

„Läufst du Schlittschuh?" wandte sich plötzlich Susanne an ihn.

„O ja, gern," erwiderte er.

„So komm du mit, heute kann man sich ja noch mit dir sehen lassen; es ist hübsch auf unserm Schloßteich, auch Musik dabei — komm nur, ich nehme dich gerne mit."

Im Kampf mit Walrossen.

Alles das wurde in solch leichtem, heiterem Ton gesagt, und wenn sich Ernst durch die Neckereien von vorhin auch noch verletzt fühlte, so mußte die muntere Aufforderung ihn versöhnen; unwillkürlich sah er fragend die Tante an.

„Deine freie Zeit," sagte diese, „wird sich künftig auf die Abende und Sonntage beschränken; wenn du also am Schlittschuhlaufen Freude hast, so solltest du Susanne heute begleiten."

Bald darauf befanden sich die beiden auf dem Wege nach dem blankgefegten, mit Tannenbäumchen, Flaggenstangen und Büffettbuden besetzten Schloßteich, wo heute Militärmusik das Vergnügen des Dahingleitens noch erhöhte. Susanne, in elegantem, pelzbesetztem Anzug war bald von Schulfreundinnen umgeben, und Ernst sah sie bald hier bald dort anmutig dahinschweben. Ab und zu widmete sie sich auch ihm.

„Du läufst famos," sagte sie, „wenn Walter das könnte, würde er auch lieber mitkommen, aber er ist ein Stümper."

„Walter ist kränklich, nicht wahr?" fragte Ernst.

„Ach, er ist eine alte Jungfer!" war die wegwerfende Antwort; wie so vielen kerngesunden Menschen war es Susannen unfaßbar, daß jemand seinen Körper nicht vollständig in der Gewalt haben könne — Walters Schonungsbedürftigkeit war ihr, so lieb sie doch im Grunde des Herzens den einzigen Bruder hatte, verächtlich und ein Gegenstand täglicher Sticheleien; wie jener darunter litt, sah sie nicht, und der Mutter Zurechtweisungen in dieser Beziehung hatte sie nie beachtet. „Er ist eine alte Jungfer! Mama verzärtelt ihn wie ein Wickelkind, der alte Onkel Doktor hilft nach Kräften, und was die beiden etwa vergessen haben, holt Herr Siegmund nach. Walter ist der Liebling — du wirst das schon selbst sehen, es ist zum Lachen! Nun werde ich von jetzt ab dich immer zum Schlittschuhlaufen mitnehmen," fuhr sie mit Gönnermiene fort, „daß du nur Sonntags Zeit hast, ist ja Unsinn, du wirst dich doch nicht gleich ganz an die Kette legen lassen! Und mir ist's viel lieber, du schnallst mir die Schlittschuhe an und ab und bringst mich nach Hause, als daß der alte Johann das besorgt."

„Sehr schmeichelhaft!" rief Ernst lachend, aber doch in unverkennbar pikiertem Ton. Susanne zuckte die Achseln. „Uebrigens", fuhr er fort, „wird es doch wohl nicht anders sein, als daß ich mich an die Kette legen lasse; was ich einmal übernommen habe, muß ich auch durchführen; also werde ich wohl nur selten dem Johann die Ehre streitig machen, dir die Schlittschuhe an und ab zu schnallen."

„Bist du empfindlich, Vetter!" rief Susanne mit ungeheucheltem Erstaunen.

„Nun — ganz unempfindlich bin ich gegen dergleichen Offenherzigkeiten nicht; wer wäre das?"

„Das mußt du aber nicht sein! Soll ich denn zu dir anders sprechen, als ich's meine? Nein, nein, wenn wir gut miteinander auskommen sollen, so gewöhne dich nur daran, daß ich immer die Wahrheit sage."

Ernst hatte fast das Gefühl, der Cousine unrecht gethan zu haben und konnte sich's nicht gleich klar machen, warum ihm trotzdem ihre Art, die Wahrheit zu sagen nicht recht gefallen wollte. Als dann der hereinbrechende Abend dem Vergnügen ein Ende machte, gingen sie in eifrigem Gespräch nach Hause. Susanne erzählte, daß sie im Frühjahr eingesegnet würde und dann auch die Schule verließe. „Gott sei Dank!" setzte sie hinzu, „ich bin zwar jünger als die meisten Mädchen der Selekta, die ich jetzt besuche, aber sie sind mir alle zu kindisch, ich mache mir nichts aus dem Verkehr mit ihnen!"

„Hast du denn gar keine Freundin?" fragte Ernst fast mitleidig.

„Freundin? — Nein! Und was man so als Schulmädchen Freundin nennt, mag ich auch gar nicht haben; das ist ja Unsinn! Geheimnisse zu erzählen habe ich nicht, und für eine Freundin schwärmen oder mich von ihr anschwärmen lassen, darauf verstehe ich mich auch nicht. Außerdem," setzte sie mit einem gezwungenen Lachen, in dem doch eine gewisse Bitterkeit lag, hinzu, „bin ich viel zu unliebenswürdig, um eine Freundin zu haben — viel zu unliebenswürdig, nämlich zu aufrichtig, das verträgt kein Mädchen. Du warst ja auch schon auf dem Wege, mir eine Wahrheit übelzunehmen."

Ernst wußte nicht gleich etwas zu erwidern; aber er dachte, es sei doch wohl eine thörichte Empfindlichkeit gewesen, deren er sich schuldig gemacht, und die nicht wieder vorkommen solle, denn der reinen Wahrheit sich in jeder Hinsicht zu befleißigen, sei doch selbstverständlich etwas sehr Rühmliches, und der ein Schwächling, der sie nicht vertrage. Und so schieden die beiden, zu Hause angekommen, als gute Freunde.

Susanne war drei Jahre jünger als ihr Bruder und im Gegensatz zu dessen Schwächlichkeit von jeher ein Bild der Gesundheit und des körperlichen Gedeihens gewesen. So kam es, daß die Aufmerksamkeit der Eltern, besonders der Mutter, sich von Anbeginn mehr dem schwächlichen Sohne als ihr zuwandte, zumal man in der bestimmten Erwartung, derselbe würde dereinst das alte Geschäft fortführen, alle Ursache zu dem Streben hatte, seinen Körper nach Möglichkeit zu kräftigen. Walters liebenswürdiger Charakter wurde durch diese unausgesetzte Beachtung und zärtliche Rücksichtnahme der Eltern nicht beeinflußt, wie es in solchen Fällen sonst wohl leicht geschieht. Er blieb anspruchslos und bescheiden und war dankbar für jede Freundlichkeit; auch der Schwester gegenüber war er fern von jenen tyrannischen Launen, welche schwächliche Kinder unter solchen Umständen sich sonst gern angewöhnen. Es schien, als entginge es ihm gänzlich, daß er der Gegenstand so vieler Sorgfalt und Liebe sei, und nie verfehlte er für die Schwester dieselben Rechte und Zugeständnisse als selbstverständlich zu beanspruchen, die man ihm gewährte. — Nicht so unberührt wie er blieb Susanne durch diese Verhältnisse. Ließ man es auch ihr gegenüber an keiner Fürsorge fehlen, wurde auch in jeder Hinsicht für sie gethan was Kindern vermögender Eltern wohl an körperlicher und geistiger Pflege zu teil wird, so fühlte sie doch schon frühe, ob auch zuerst unbewußt, daß Walter, im Herzen der Mutter besonders, eine bevorzugte Stellung einnahm; man war nicht unzufrieden mit ihr, man schalt sie nicht und ihre erfüllbaren Wünsche wurden ihr meistens gewährt, doch es fehlte ihr die Zärtlichkeit, die sie ihrem Bruder widmen sah; sie beklagte sich aber nie, daran hinderte sie ein gewisser Stolz und das instinktive Gefühl, daß das, was sie vermißte, nur freiwillig gewährt werden könne. So kam es, daß niemand ahnte, wie sie unter dieser Zurücksetzung litt; sie selbst aber ließ sich niemals zu einer Zärtlichkeit hinreißen; sie wurde kühl und verschlossen, und es fehlte ihr jenes weiche Anschmiegen, das junge Mädchen so liebenswürdig macht. In der Schule kam Susanne, dank ihren reichen Fähigkeiten, überraschend schnell vorwärts, während Walter, dem das Lernen schwer wurde, obgleich es ihm keineswegs an geistiger Begabung fehlte, zum Leidwesen seiner Mutter nur langsam

von Klasse zu Klasse aufrückte. Da hörte denn Frau Hartmann oft, wie glücklich sie sich schätzen müsse, eine so mit inneren und äußeren Vorzügen ausgestattete Tochter zu haben, und allmählich empfand sie doch, daß sie diesem Kinde an Liebe nicht so viel wie dem ältesten gewähren konnte, und ängstlich besorgt, ob sie auch nicht ungerecht gegen Susanne sei, verfiel sie in das Gegenteil: sie behandelte ihre mancherlei Unarten und Schwächen mit zu großer Nachsicht und ließ dieselben mit ihr groß werden. Im ganzen war Susanne leichtherzig und lebenslustig, aber das, was ihr im Elternhause fehlte, gab ihr doch eine gewisse Bitterkeit, die sich ungerechterweise gerade dem Bruder gegenüber oft Luft machte. In ihm sah sie von jeher die unmittelbare Ursache ihrer Beeinträchtigung. Daß es ihn aufs peinlichste berührte, wenn die Mutter unwillkürlich ihre Vorliebe für ihn in Susannens Gegenwart zeigte, daß er dann durch doppelte Freundlichkeit die Schwester zu entschädigen trachtete, das sah diese nicht, oder vielmehr, sie wollte es in einer Art störrischen Stolzes nicht sehen. Sie liebte ja Walter, aber da er von allen Seiten mit Rücksichtnahme und Fürsorge verwöhnt wurde, so wollte sie nicht auch noch dazu beitragen, ihn zu verzärteln.

„Er braucht mich nicht — seine Freundlichkeit ist nur ein Beweis von Mitleid, Mitleid aber das mag ich nicht." So sagte sie zu sich selbst, und sie wurde innerlich einsamer, je älter sie wurde; vorläufig empfand sie das noch nicht besonders schwer, aber die Gefahr lag für sie nahe, in spätern Jahren recht unglücklich dadurch zu werden.

Für Ernst aber, der seine Cousine heute zum erstenmal sah, war sie nur ein hübsches „forsches" Mädchen, mit dem man auf seiner Hut sein müsse, ihr keine Gelegenheit zu Sticheleien und „schlechten Witzen" zu geben, das aber im übrigen allem Anschein nach ein „guter Kamerad" sein könne. So schrieb er abends an Freund Julius in einem Briefe, dessen Anfang lautete:

„So bin ich denn im Gefängnis! Zwar was ich bis jetzt davon gesehen habe ist so übel nicht. Diese alten Patrizierhäuser haben eine altväterische Gediegenheit, mit der unsre Mietskasernen trotz alles modernen Schmuckes sich nicht messen können — aber ein Gefängnis ist es doch und wird mir nie etwas andres sein. Das Gefühl von Stolz und Bewunderung, das mich überkam, indem ich das Haus betrat, welches „das Holtensche" heißt, war ja ebenso thöricht wie die Idee, daß meine Tante mir ein gewisses verwandtschaftliches Wohlwollen zeigt: Eine Frau, die durch ihre Herrschsucht allein geleitet wird und keine Rücksicht kennt, wenn dieselbe ein Opfer verlangt, ist wohl überhaupt keiner zarten Empfindung zugänglich." An die Mutter aber schrieb er, daß es ihm gut gehe, daß er sich im Hause der Tante nicht mißfiele, und, wie er erwartete, faßte sie diese Worte als das Zugeständnis auf, daß er mit seinem Geschick völlig ausgesöhnt sei.

* * *

Am nächsten Tage wurde Ernst durch Herrn Siegmund in dem ganzen großen Etablissement umhergeführt und dann einem Meister zugewiesen, der ihn mit den ersten erforderlichen Kenntnissen in der Maschinenschlosserei vertraut machen sollte.

In grober, blauer Arbeitsbluse, mit bald grundlos schmutzigen Händen, stand nun Ernst, inmitten des betäubenden Lärmes, den so viele geschäftige Maschinen um ihn her vollführten. Sonst hatte er solche Räume gern betreten, mit Interesse den Erklärungen Eingeweihter gelauscht und dem Getriebe der Räder zugesehen. An eine durch kein Geräusch gestörte Arbeitszeit gewöhnt, war er gegen allen mißtönenden Lärm empfindlicher geworden, als er selbst es ahnte. Er hätte viel darum gegeben, wenn er die Ohren hätte mit den Fingern schließen dürfen; aber die in jeder groben Verrichtung ungeübten Hände sollten indes mit schweren Werkzeugen mechanische Bewegungen ausführen lernen, bei denen sie sich unzählige Male verletzten und bald so müde waren, daß er sie kaum noch rühren konnte. Es überkam ihn ein Gefühl der Verzweiflung, wenn er daran dachte, daß er in dieser nerventötenden Umgebung, in dieser geisttötenden Arbeit Jahre hinbringen solle, daß alles, was er mit so viel Liebe und Eifer sich zu eigen gemacht, in diesem stumpfsinnigen Leben vergessen werden würde, und die Stunden bis zu einer Ruhepause, die ihn zu sich selbst kommen ließ, schienen ihm endlos.

Seine Verwandten sah Ernst von nun ab nur bei den Mahlzeiten, und er war dann schweigsam und verdrossen. Doch hatte er kaum Gelegenheit die Hausgenossen seine trübe Stimmung merken zu lassen, da er selten angeredet wurde und von selbst nicht sprach. Abends aber fühlte er sich stets so müde und verzagt, daß er sobald das Abendessen eingenommen war, sich in sein Zimmer zurückzog, wo er dann trotz seiner Ruhebedürftigkeit oft noch stundenlang in trüben Gedanken saß.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrige Papageien.

Die Papageien sind höchst merkwürdige Vögel: sie sind mit Fähigkeiten, Talenten und Eigenschaften begabt, welche wir in solchem Grade bei keiner andern Vogelart wiederfinden. „Ihr Begriffsvermögen" ist oft außerordentlich entwickelt; zudem lernen sie sprechen und endlich haben sie unverkennbare Anlagen zu akrobatischen Künsten. Unter letzterem Gesichtspunkt, der von den Naturforschern noch am wenigsten studiert wurde, werden wir die merkwürdigen Vögel im folgenden einmal näher betrachten.

Man braucht nur in einen unsrer zoologischen Gärten zu gehen oder im Zimmer einen Papagei auf seiner Sitzstange zu beobachten, und man wird sofort die Ueberzeugung gewinnen, daß diese Vögel geborene Turner sind. Ihre Organe sind übrigens in hohem Grade für die Turnerei geeignet: die Kletterfüße sind nicht allein befähigt, gleich Krallen Gegenstände zu ergreifen und festzuhalten, sondern sie zeigen die Eigentümlichkeit, sich öffnen und schließen zu können, in jeder Lage, welche sie zum Körper einnehmen.

Die Füße der Papageien bilden also eine wirkliche Hand und die Vögel wissen diese mit großer Geschicklichkeit zu gebrauchen. Außerdem dient ihnen auch der Schnabel als Werkzeug des Greifens und sie benutzen denselben abwechselnd mit ihren Füßen, um zu klettern, sich anzuhängen und eine Reihe von akrobatischen Künsten auszuführen.

Wir wollen nicht unerwähnt lassen, daß die Papageien bei Ausübung dieser Künste oft Beweise wirklicher Eitelkeit geben. Sie lenken z. B. die Aufmerksamkeit ihrer Kameraden oder der Personen,

in deren Nähe sie zu leben gewohnt sind, durch scharfes Geschrei auf sich. Was ist dies anders, als der Ehrgeiz des Akrobaten, der nach dem Beifallsklatschen der Zuschauer verlangt?

Im zoologischen Garten zu Paris konnte man unlängst einen großen Papagei — einen roten Ara — sehen, der folgendes Manöver vollführte: der Vogel kletterte an seiner Kette hinunter, hielt sich dann plötzlich mit einem Fuß in der Schwebe und stieß ein durchdringendes Geschrei aus, wobei er zugleich mit den Flügeln schlug und den Kopf heftig hin und her bewegte, als ob er sich in größter Gefahr befände und unfähig sei, sich daraus zu befreien; dann wurde sein Geschrei nach und nach schwächer und kläglicher: der arme Kerl, so schien es, müßte sterben, wenn man ihm nicht zu Hilfe käme. Dieses Manöver hatte jedesmal zur Folge, daß mehrere Besucher des zoologischen Gartens herbeiliefen, von denen einige sich beunruhigten und sich anschickten, einen Wärter zu holen — worauf plötzlich der Vogel sich aufrichtete, mit Hilfe des Schnabels und der Füße ruhig auf seine Stange kletterte, daselbst seine Federn glatt strich und mit boshaften Blicken die Zuschauer musterte, als sei er höchlich zufrieden mit dem Streiche, den er ihnen soeben gespielt. Oft auch hängen sich die Papageien mit dem Schnabel an ihre Kette oder ihre Sitzstange und bewegen ihre Füße und Flügel. Sie scheinen alle gern zu klettern, sich mit dem Kopfe nach unten hängen zu lassen, schwierige Stellen zu überschreiten und Gegenstände zu berühren, welche sich eigentlich außerhalb ihres Bereiches befinden. Kurz und gut, die Papageien sind richtige Akrobaten. Man hat sie scherzweise auch die „Affen unter den Vögeln" genannt.

Auf den Schaubühnen unsrer Großstädte produzierte sich in der letzten Zeit — und produziert sich heute wohl noch — eine „Truppe" abgerichteter Papageien, welche wirklich ganz Vorzügliches leistet. Die Scene, auf welcher sie „arbeitet", ist eine lange Tafel; an dem einen Ende derselben befinden sich Sitzstangen und auf diesen hockt ein halbes Dutzend dieser Vögel.

Diese Papageien gehören fast sämtlich zur Klasse der Kakadus — weiß mit gelbem Schopfe; doch befinden sich auch zwei kleinere Papageien mit rosarotem Bauch und Halskragen darunter. Das Programm der Kunststücke, welche die gefiederten Künstler auf Befehl ihres Herrn — Abdy ist sein Name — ausführen, ist folgendes:

1. Es werden auf die Tafel zwei feste Gerüste gestellt: jedes derselben besteht aus einer wagerechten Stange und zwei Stützhölzern. Ein Papagei klettert auf eins dieser Gerüste, macht einen Purzelbaum, bleibt mit dem Kopfe nach unten hängen, klettert auf das zweite Gerüst und wiederholt dasselbe Kunststück. Herr Abdy ruft Tom, einen kleinen weißen Papageien; dieser eilt herbei, gibt sich das Ansehen, als wolle er auf eins der Gerüste klettern, macht sich dann aber aus dem Staube, wobei er auf eine höchst drollige Weise das Köpfchen senkt und die Flügel spreizt. Tom ist nämlich der Spaßmacher der Truppe.

2. Man bringt eine kleine Glocke, an welcher sich ein Hebel befindet; ein Papagei tritt herein, legt seinen Fuß auf den Hebel und läßt diesen an die Glocke schlagen; Herr Abdy fragt das Publikum, wieviel Schläge gewünscht werden; einer der Zuschauer sagt sieben, und der Papagei läßt siebenmal die Glocke erklingen. Herr Abdy fragt den Papagei, wieviel dreimal drei seien, und der kluge Vogel läßt neunmal die Glocke tönen.

3. Es wird eine Schaukel aufgestellt, eine Art doppelter Sitzstange, die in ihrer Mitte auf einem Ständer balanciert. Auf jedes Ende dieser Schaukel setzt sich einer der kleinen grauen Papageien, die wir schon erwähnt haben, und auf das Gerüst oberhalb des Mittel- und Balancierpunktes springt ein prächtiger weißer Papagei, Charly, der „Stern" der Truppe. Dieser Papagei setzt, indem er vom Mittelpunkte aus das Gewicht seines Körpers bald nach rechts, bald nach links neigt, die Schaukel in Bewegung und zwar immer schneller. Nach dem Eifer zu urteilen, welcher Charly beseelt, findet der Vogel ein wahres Vergnügen daran, seine beiden Kameraden zu schaukeln.

4. Auch folgendes Kunststück wird durch Meister Charly ausgeführt. Auf dem Tische werden vier Flaggenstangen befestigt; am Fuße einer jeden liegt eine Flagge; an jeder Flagge befindet sich eine Schnur und diese läuft durch eine Rolle an der Spitze der Flaggenstange. Die vier Flaggen sind die deutsche, die belgische, die englische und die amerikanische. Einer der Zuschauer wünscht die deutsche Flagge gehißt zu sehen; Charly tritt vor, macht seine Verbeugung, sträubt seinen schönen gelben Schopf, spreizt die Flügel, ergreift dann plötzlich mit seinem Schnabel die Schnur der deutschen Flagge, zieht mit seinem Fuße die Schnur an sich und wiederholt dieses Manöver so lange, bis die Flagge sich an der Spitze des Mastes befindet. Dasselbe Kunststück macht er auf Verlangen mit den andern Flaggen.

5. Der Papagei auf dem Velociped ist eine recht komische Nummer. Dieses Velociped wird in Bewegung gesetzt durch einen mit einer Treibstange verbundenen Hebel, der seinerseits am vorderen Rade befestigt ist. Der Papagei besteigt das Velociped, packt mit seinem Schnabel den Hebel, hebt und senkt ihn mit aller Kraft und Geschwindigkeit, und das Fahrzeug setzt sich in Bewegung.

6. Man bringt eine winzig kleine Drehorgel; ein Papagei eilt herbei — es ist Tom; mit seinem Fuße ergreift er die Kurbel und dreht dieselbe mit komischem Eifer — ein Manöver, das ihn zu drolligen Verrenkungen zwingt: er scheint gewissermaßen mit Kopf und Schwanz zugleich den Takt zu schlagen.

7. Eine dicke Kugel wird auf ein Brett gelegt, das auf einem Ständer schaukelt; die halbkreisförmig ausgeschnittenen Enden des Brettes schließen sich, sobald sie sich senken, an je ein rundes, mit einer niedrigen Galerie umgebenes Tischchen. Ein Papagei springt auf die Kugel, die auf einem der Tischchen ruht, und setzt sie in Bewegung; die Kugel steigt das Brett hinauf und langt in der Mitte an; das Brett schaukelt und hält sich einige Augenblicke im Gleichgewicht; dann nimmt der Papagei seinen Marsch wieder auf, das Brett senkt sich von neuem, die Kugel rollt auf das Tischchen und der Papagei beginnt seine Promenade nun von dieser Seite aus.

8. Mehrere Buchstaben des Alphabets werden in einer Reihe auf den Tisch gestellt. Herr Abdy läßt Charly vortreten; dieser erscheint, macht sein Kompliment und sträubt sein Gefieder, ganz so wie er es vorhin gethan. Einer der Zuschauer bezeichnet einen Buchstaben, Charly zaudert, neigt das Haupt, scheint nachzudenken, stürzt dann plötzlich vorwärts und hebt den verlangten Buchstaben heraus; er wiederholt dieses Kunststück noch mit drei bis vier andern Buchstaben. Plötzlich springt der kleine Tom von seiner Stange, packt der Reihe nach die übrig gebliebenen Buchstaben und schleudert sie weit von sich auf den Fußboden.

9. Ein Papagei macht auf Kommando mehrere Male den Purzelbaum.

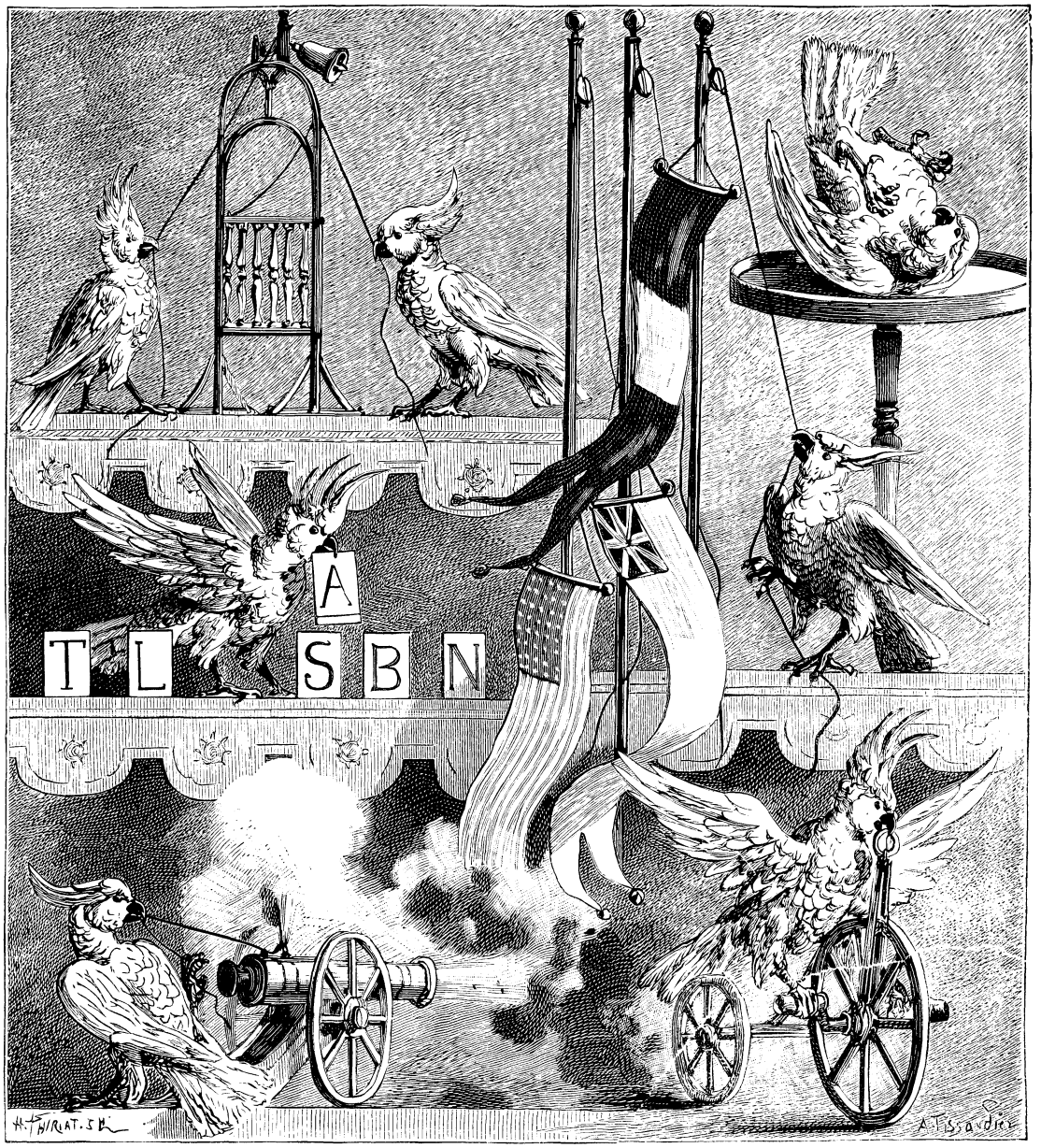
10. Zwei andre der gefiederten Künstler hüpfen den Tisch hinauf und hinab und drehen sich um sich selbst, während die Musik einen Walzer spielt.

11. Man bringt auf den Tisch ein kleines Gerüst, das ein geschlossenes Pförtchen zwischen zwei Pfeilern darstellt; letztere werden von einem doppelten Bogen überragt; an dem oberen befindet sich eine kleine Glocke und an dieser eine Schnur. Ein Papagei, der sich auf der einen Seite des Pförtchens befindet, faßt die Schnur mit seinem Schnabel und setzt die Glocke mit wahrer Wut in Bewegung. Ein andrer Papagei springt alsbald von seiner Sitzstange, eilt herbei und öffnet das Pförtchen. Der erste Papagei schreitet hindurch, der zweite schließt das Pförtchen und beide kehren zusammen auf ihre Sitzstange zurück.

12. In einem kleinen Wagen nehmen die beiden grauen Papageien Platz, der eine auf dem Kutschersitz, der andre im Innern; sobald beide sitzen, eilt ein weißer Papagei herbei, stellt sich zwischen die Gabeldeichsel und erfaßt mit seinem Schnabel eine kleine Kette, welche die vorderen Enden der Gabel miteinander verbindet. Das gefiederte Zugtier zieht nun mit aller Kraft, wobei es die Flügel ausbreitet, und der Wagen setzt sich in Bewegung.

13. Eine kleine Kanone wird aufgefahren; das Abfeuern geschieht mittels eines Hebels, auf welchen ein Papagei seinen Fuß setzt. Auf das Kommando: „Feuer!“ geht der Schuß los.

14. Das Programm endet mit einem Parademarsch, der von dem schönen Papagei Charly ausgeführt wird. Das Orchester spielt eine Marschmelodie mit Trommelbegleitung, welche den Takt angibt; Charly sträubt das Gefieder, breitet seine Flügel aus und hebt und senkt seine Füße majestätisch nach dem Takte, indem er die Länge der Tafel durchmißt.



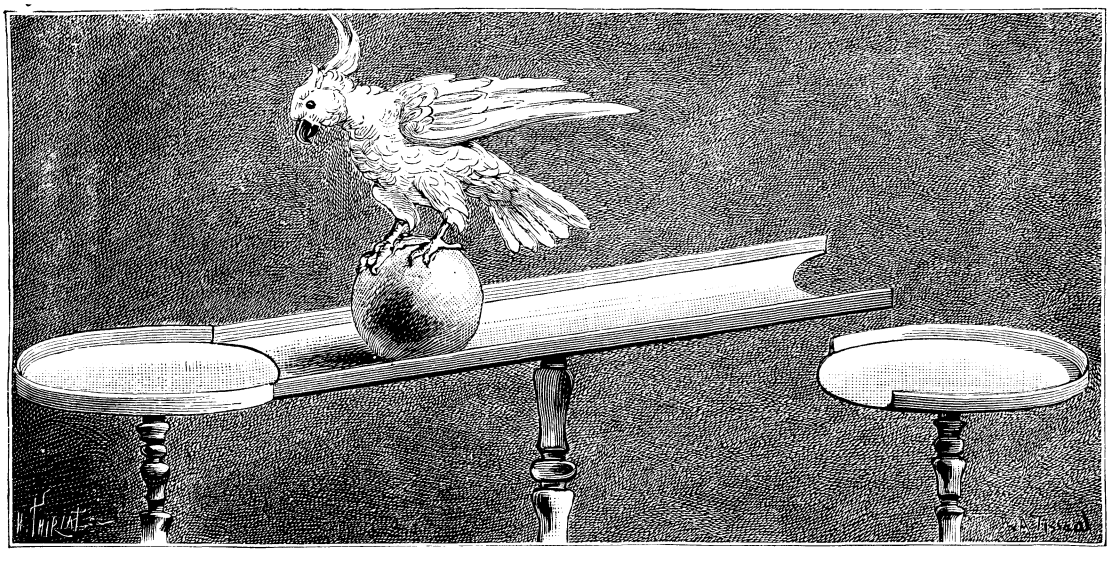
Gelehrige Papageien.

Die Papageien des Herrn Abdy sind, wie wir schon betont haben, Kakadus, — mit Ausnahme der beiden kleinen grauen Papageien. Wir erinnern daran, daß die Kakadus sich von den andern Arten der Papageien durch ihren kürzeren Schwanz und ihren beweglichen Schopf unterscheiden. Von allen Arten ist diese unstreitig die am meisten begabte in Bezug auf Behendigkeit, Lebhaftigkeit der Bewegungen, Schnelligkeit des Schrittes. Außerdem sind diese Vögel sehr geschickt und bedienen sich ihres Schnabels und ihrer Füße mit großer Gewandtheit. Sie vor allen sind geborene Akrobaten. Sie lernen zwar sehr schwer sprechen, aber sie werden recht bald zahm; sie begreifen, was man ihnen befiehlt, und führen es aus. Ihre Mimik ist sehr ausdrucksvoll; sie wissen ihre Gefühle, namentlich Freude oder Zorn, an den Tag zu legen; sie sind empfänglich für Schmeicheleien und für Zeichen des Beifalls; kurz und gut, sie

sind unstreitig die eigenartigsten der Papageien. Wir haben soeben gesehen, was sie zu leisten vermögen und bis zu welchem Grade man sie abrichten kann.

Ein Zauberkunststück.

„Meine Herrschaften, wenn Sie gestatten, werde ich mir erlauben, Ihnen jetzt ein kleines interessantes Kunststück vorzuführen, nämlich die durch Würfel angezeigte Anzahl verschiedener Häufchen Pfennige. Sie werden zugeben müssen, daß die Sache geradezu staunenswert, ja bewunderungswürdig ist." Nach diesen Worten holt der Künstler von seinem Nebentische zwei Teller und einen mit Pfennigen (Spielmarken) gefüllten Beutel herbei und



Der Marsch auf der Kugel.

bringt mit einem schnellen Griff einige Pfennige aus dem Beutel, um sie ungezählt in einem Haufen auf den Tisch zu legen. Dann greift er wiederum in den Beutel, holt aus demselben eine unbestimmte Anzahl Pfennige, so viel er mit einem schnellen Griff in der Geschwindigkeit fassen kann, und legt sie ungezählt, abgesondert, eine Handbreit entfernt neben das erste Häufchen. Ebenso ein drittes und viertes Mal, immer ungezählt. Hierauf fordert der Künstler einen der Zuschauer auf, hinter seinem Rücken eins von diesen vier Häufchen wegzunehmen, die Pfennige desselben im stillen zu zählen, auf einen der beiden Teller zu legen und den andern darüber decken; die übrigen Pfennige aber in einen Haufen zusammenzuschieben, und seitwärts auf dem Tische mit einem Teller zu überdecken. Er selbst tritt einstweilen an seinen Nebentisch. Wenn der Zuschauer das Nötige vollbracht hat, tritt der Künstler mit einigen gewöhnlichen Spielwürfeln herbei und läßt würfeln. Hierauf ersucht er den Zuschauer die Augen, die auf der oberen, und auf der entgegengesetzten untern Seite eines jeden dieser Würfel nach dem Wurfe stehen, zusammenzuzählen und ihre Summe zu nennen, welche mit der Anzahl der auf dem Teller liegenden Pfennige übereinstimmt.

Bei diesem Würfelspiel ist zu bemerken, fürs erste, daß der Künstler die aus 70 Stück bestehende Gesamtzahl der in dem Beutel befindlichen Pfennige sehr gut kennt, so wenig er auch damit bekannt zu sein scheint.

In dem Beutel ist folgende geheime Vorrichtung. Es sind nämlich in geringer Entfernung voneinander, nach der Breite des inneren Raumes hin, drei besondere Zwischenwände, die von nicht ganz oben bis an das untere Ende des Beutels reichen, wodurch vier besondere Abteilungen gebildet werden.

Ferner ist zu bemerken, daß die sämtlichen 70 Pfennig nach der aufwärtsgehenden geometrischen Progression 7, 14, 21, 28 geordnet, und hiernach in die vier besonderen Abteilungen des Beutels verteilt werden. Auf diese Art kommen in die

1.	Abteilung	7	Pfennig.
2.	„	14	„
3.	„	21	„
4.	„	28	„
Zusammen		70	Pfennig.

Sie werden mit einem schnellen Griff in den Beutel aufgegriffen und der Reihe nach ungezählt auf den Tisch in vier abgesonderten Häufchen gelegt.

Endlich ist noch der besondere, höchst selten bekannte Umstand zu beachten, daß die Anzahl der Augen auf der oberen und ihr entgegengesetzten unteren Seite eines gewöhnlichen Würfels immer zusammengezählt sieben beträgt, wonach also jeder Würfelwurf mit einem Würfel immer sieben Augen gibt. Dies bestimmt denn auch, wieviel von den auf dem Nebentische bereitgestellten Würfeln der Künstler nach Maßgabe der Anzahl der Pfennige, welche auf den mit dem zweiten Teller überdeckten Teller auf den Spieltisch gelegt worden sind, zu nehmen hat. So wenig er auch das Geschehene zu beobachten scheint, so kann dieses gleichwohl von seinem Standpunkte aus um so eher unbemerkbar geschehen, als jetzt die Augen der Zuschauer nicht auf ihn, sondern auf das mit dem Häufchen Pfennigen Vorgenommene gerichtet sind. Er kann auf den ersten Blick sogleich bemerken, ob das erste, zweite, dritte oder vierte Häufchen Pfennig aus der Reihe genommen und unter dem Teller auf dem Spieltische verborgen wurde.

Hiernach bringt der Künstler nun auch einen, zwei, drei oder vier Würfel herbei und läßt würfeln.

Nach geschehenem Wurfe ersucht er den Zuschauer, die Augen auf der oberen und unteren Seite der Würfel zusammenzuzählen und deren Summe zu nennen, welche dann stets mit der Anzahl jener Pfennige genau übereinstimmt.

Rätsel.

Ich fließe und fliege,
Bin Fluß und auch Tier,
Du findest die Lösung,
Glaub' sicher es mir.

Rätsel.

In mein Ganzes sieht man stets dringen
Männer von ungebrochener Kraft;
Drei Zeichen fort und man sah sie ringen
Unter dem Spruch einer furchtbaren Macht.

Auflösung des Rätsels in Nr. 2.
„Adria, Hadrian."

Auflösung des Rätsels in Nr. 2.
„Biber, Fibel, Tibet."

Auflösung des Rätsels in Nr. 2.
„Guhr (wildes Pferd), Uhr."

Der „alte Joel“.

Der Gastwirt auf der vielbesuchten Schmücke in Thüringen, der „alte Joel“, war seiner Zeit als einer der trefflichsten Wirte, aber auch als einer der gröbsten Leute bekannt. Sein Ruf als Grobian war so verbreitet, daß manche Reisende besondere Abstecher nach der Schmücke machten, um das Prachtexemplar des Gegenteiles von Albertis Komplimentierbuch kennen zu lernen. So trat eines Tages ein Engländer bei ihm ein mit den Worten: „Ich möchte kennen lernen den groben Joel.“ — „Das können Sie gleich vom Fleck weg,“ antwortete Joel, packte den Engländer beim Kragen und warf ihn zur Thüre hinaus. Entzückt kehrte der Engländer zurück und quartierte sich in dem Gasthofe ein. — Ein andermal sagte ein junges feines Herrlein, das auch die Schmücke besuchte, zu Joel: „Herr Wirt, es heißt, daß Sie Ihren Gästen so originelle Grobheiten sagen, doch ich merke nichts davon.“ — „Ja, wissen's,“ antwortete Joel, „da hätt' ich viel zu thun, wenn ich jedem dummen Jungen eine Grobheit sagen wollte.“

Ein Buchbinder

hatte die Landkarten einer Schule ausgebessert und schrieb dafür folgende Rechnung: „Europa im Norden ausgebessert 1 Mark, Deutschland in der Mitte zusammengeklebt 50 Pfennig, Frankreich geleimt 50 Pfennig, England von neuem aufgezogen 1 Mark.“

Das Vermächtnis des Inka.

Von **Karl May.**

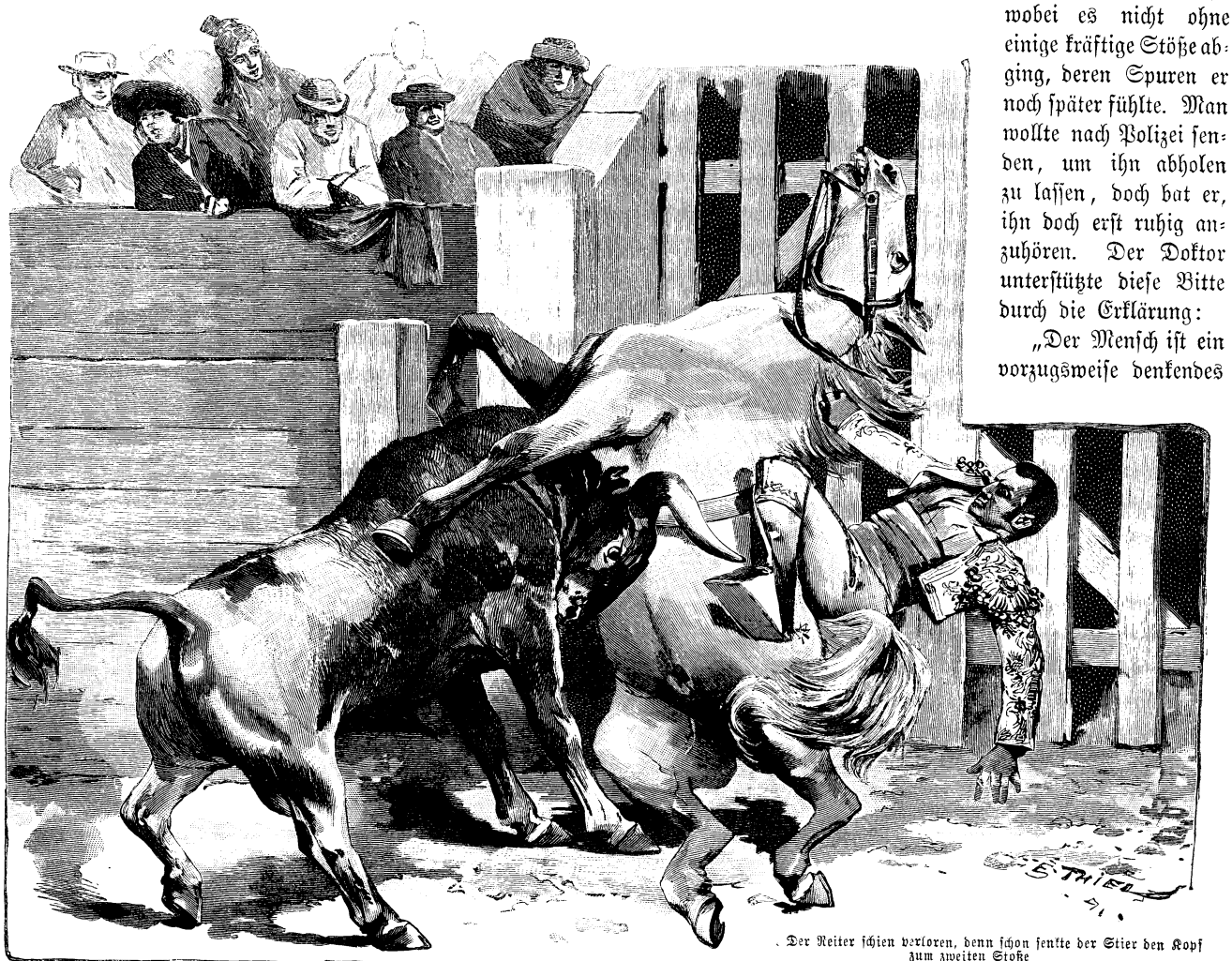
Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“, „Kong-Kheon, das Ehrenwort“, „Die Sklavenkarawane“, „Der Schatz im Silbersee“ u. a.

(Fortsetzung.)

Er sollte nicht von dem Doktor allein, sondern auch von noch andern verkannt werden. Die Hausbewohner kamen mit Lichtern und Laternen, mit allen möglichen Waffen in den Händen heraus, um den Missethäter zu ergreifen. Da half kein Bitten und Reden; Fritze Kiesewetter wurde festgenommen und hineingeschafft, wobei es nicht ohne einige kräftige Stöße abging, deren Spuren er noch später fühlte. Man wollte nach Polizei senden, um ihn abholen zu lassen, doch bat er, ihn doch erst ruhig anzuhören. Der Doktor unterstützte diese Bitte durch die Erklärung:

„Der Mensch ist ein vorzugsweise denkendes

> Suche die Ursache eines Mißgeschickes stets zuerst in dir selbst.
>
> Will.



Der Reiter schien verloren, denn schon senkte der Stier den Kopf zum zweiten Stoße

Geschöpf; lassen Sie uns also denken, da wir Menschen sind. Ich habe diesem jungen Manne kein Leid gethan, ihn vielmehr in meinen Dienst nehmen wollen. Ist das ein Grund, mich zu erschießen? Nein. Auch hat er kein Mörder-, sondern ein ehrliches Gesicht. Und selbst wenn er ein Meuchler wäre, so ist das noch kein Grund, ihm das Sprechen zu verbieten. Ich beantrage also, ihm die Erlaubnis zu erteilen, seine Verteidigung, lateinisch Defensio, vorzubringen."

Der erzürnte Bankier war eigentlich dagegen, mußte aber seinem Gaste schon aus Höflichkeit zu Willen sein. Fritze erzählte den Hergang der Sache, konnte aber damit seine Unschuld nicht beweisen, denn es sprach ebensoviel für wie gegen ihn. Da verlangte er, daß man die Spuren untersuche. Man willfahrte ihm und kam da allerdings zu der Ueberzeugung, daß er nicht gelogen hatte. Man sah die Fußeindrücke nicht nur an der Stelle, wo die Mörder über den Zaun hereingestiegen waren, sondern es wurden auch die Stellen entdeckt, wo sie wieder hinausgesprungen waren. Schließlich fand man hinter dem Hause den Hut des einen, den er während des Sturzes oder beim Ringen mit Fritze verloren hatte. Dieser letztere blutete. Seine Wunde wurde untersucht; sie war nicht gefährlich; die Kugel hatte den Arm nur gestreift.

Man wußte jetzt, daß zwei Menschen eingestiegen waren, um den deutschen Doktor zu erschießen; nur durch das Eingreifen Fritzens hatte die Kugel eine andre Richtung erhalten. Wer aber waren die Mörder, und welchen Grund konnten sie haben, einen Menschen zu töten, der sich erst eine Woche lang im Lande befand und ganz gewiß niemand beleidigt hatte.

„Konnten Sie denn nicht wenigstens eins der Gesichter erkennen?" fragte der Bankier.

„Nicht vollständig," antwortete Fritze; „aber als der eine auf der Leiter stand und die Pistole nach dem Zimmer richtete, befand sich sein Kopf im Lichte der Lampe; ich konnte sein Gesicht halb von der Seite sehen, und da kam es mir vor, als ob es Aehnlichkeit mit demjenigen des Espada Antonio Perillo habe."

Das machte die Angelegenheit nur noch verwickelter. Perillo war zwar ein Mann ziemlich zweideutigen Rufes, doch eines Mordes, selbst auch nur von der Fama, noch nicht geziehen worden. Und wollte man ihm ein solches Verbrechen zutrauen, was hätte er für einen Grund haben können, den Doktor mittels einer Kugel zu beseitigen? Er hatte im Café sogar freundlich mit ihm gesprochen. Allerdings gab der Umstand zu bedenken, daß er ihn offenbar für einen andern gehalten und von einer Maske gesprochen hatte, welche noch fallen werde. Aus diesem letzteren Grunde ließ der Bankier die Polizei doch benachrichtigen. Sie stellte sich in Gestalt zweier Oberbeamten der blau gekleideten Vigilantes ein, von denen Buenos Ayres gerade tausend besitzt. Sie betrachteten die Spuren, erwogen alle Thatsachen und meinten schließlich, daß man zunächst heimlich erfahren müsse, wo Perillo sich zur Zeit der That befunden habe. Keinesfalls aber könne vor dem Stiergefecht gegen ihn eingeschritten werden, da er als Espada unentbehrlich sei und seine Arretur auf das Publikum einen unerwünschten Eindruck machen könne.

Was Fritze Kiesewetter betrifft, so war es ganz unzweifelhaft, daß er dem Doktor das Leben gerettet hatte. Dieser nahm ihn sofort in Dienst, und zwar unter Bedingungen, welche vorteilhafter gar nicht hätten sein können. Er durfte gleich in der Quinta bleiben.

Am andern Morgen war jedermann bestrebt, Billette zu guten Plätzen für die Vorstellung zu erhalten. Die Kasse wurde förmlich belagert. Der Bankier hatte für vier Plätze zu sorgen, drei für sich, seine Gattin und seinen Gast, den Doktor, und den vierten für einen jungen Neffen, welcher während der Herbst- und Wintermonate bei ihm zu Besuch war.

Die Frau des Bankiers war nämlich eine Deutsche, deren Bruder in Lima, der Hauptstadt von Peru, wohnte. Er hieß Engelhardt und hatte zwei Söhne, denen voraussichtlich später einmal das Erbe des kinderlosen Bankiers zufallen mußte. Aus diesem Grunde hatte der letztere gewünscht, einmal einen der Brüder auf längere Zeit bei sich zu haben, und so war ihm der jüngere derselben, Namens Anton, zugeschickt worden. Der sechzehnjährige Knabe hatte die Reise zur See um Kap Horn gemacht und eine sehr unglückliche Ueberfahrt gehabt. Darum sollte eine zweite Seereise vermieden und die Heimkehr zu Lande über die Anden vorgenommen werden. Nun galt es, eine passende Gelegenheit dazu zu finden. Eine Reise quer durch Südamerika ist mit ungewöhnlichen Gefahren und Entbehrungen verknüpft, und nicht jeder Maultiertreiber ist der Mann, dem man für eine solche Tour einen hoffnungsvollen Knaben anvertraut.

Das Stiergefecht sollte Punkt ein Uhr beginnen; die Plaza de Toros, wie der Cirkus genannt wird, hatte sich aber schon zwei Stunden vorher so gefüllt, daß es für keinen Zuschauer Raum mehr gab. Nur die Logen des Präsidenten und der oberen Behörden waren noch leer.

Auf riesigen Plakaten war in fußlangen Buchstaben das Programm zu lesen. Mehrere Musikkapellen konzertierten, indem sie einander ablösten. Das Publikum suchte sich durch Plaudern die Zeit bis zum Beginn der Vorstellung zu vertreiben. Die Matadores glätteten mit Rechen und Besen den Sand der Arena, und zuweilen erschien aus irgend einer Thür ein bunt gekleideter Kämpfer, welcher langsam und gravitätisch über die Bühne schritt, um sich bewundern zu lassen.

Die Arena war von dem Zuschauerraume durch eine Bretterwand getrennt, welche stark genug war, den Stößen eines Stieres zu widerstehen, doch nicht zu hoch, damit es den Toreadores, welche in Gefahr kamen, möglich war, sich dadurch zu retten, daß sie sich über diese Wand wegschwangen. Vorn war die Thür, aus welcher man die Stiere, hinten diejenige, aus welcher man den Jaguar zu erwarten hatte. Es wurde erzählt, daß man bereffs des nordamerikanischen Bisons zu ganz ungewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln gezwungen gewesen sei. Jetzt konnte man das Tier zwar noch nicht sehen, aber man hörte es brüllen, und diese Stimme ließ gar wohl ahnen, daß es sich nicht ohne Widerstand abschlachten lassen werde.

Diejenigen Plätze, welche hinter der erwähnten Bretterwand begannen, waren die billigen. Da saß Fritze Kiesewetter, welcher von seinem neuen Herrn ein Billet geschenkt bekommen hatte. Die höher liegenden Plätze waren bedeutend teurer. Da saßen die reichen Leute, unter ihnen der Bankier mit seinen drei Begleitern. Der Zufall hatte es gefügt, daß der weißbärtige Herr, welcher sich gestern im Café de Paris Hammer genannt hatte, nebst seinem gestrigen Kameraden die nebenanliegenden Sitze erhalten hatte. Er saß neben Dr. Morgenstern, welcher sich Mühe gab, seinem Nachbar, dem jungen Peruaner, das Ungebührliche und Verwerfliche solcher Tierkämpfe zu demonstrieren.

„Haben Sie schon einmal einen solchen

Kampf mit angesehen, mein lieber, kleiner Señor?" fragte er.

„Nein," antwortete Anton Engelhardt, welcher trotz seiner sechzehn Jahre und trotzdem er von dem Doktor „klein" genannt wurde, schon ebenso lang wie dieser war.

„Dann muß ich Ihnen sagen, daß diese Tierquälereien nichts Neues sind. Sie fanden schon bei den alten Griechen, namentlich in Thessalien, und bei den Römern unter den Kaisern statt. Das waren Heiden, die man entschuldigen kann. Wir aber sind Christen und sollten solche Abscheulichkeiten unterlassen."

„Aber, Señor, Sie sind ja selbst auch mitgekommen, um sie sich mit anzusehen!"

Diese Bemerkung des Knaben brachte den Gelehrten sichtlich in Verlegenheit; er rettete sich aber durch die Antwort:

„Würde das Gefecht unterbleiben, wenn ich nicht mit hier säße?"

„Nein."

„So ist mir also kein Vorwurf zu machen. Außerdem bin ich gekommen, um Studien zu machen; ich habe also eine doppelte Entschuldigung, Execusatio, wie der Lateiner sagt. Ich bin Zoolog, und es ist ein zoologisches Schauspiel, welches uns erwartet. Ein reichlicher Fund im Diluvium würde mir aber doch weit lieber sein."

„Hat es vor der Diluvialzeit auch schon solche Tiergefechte gegeben?" fragte Anton, indem er ein schelmisches Lächeln kaum zu unterdrücken vermochte.

Der Doktor warf ihm einen forschenden Seitenblick zu und antwortete:

„Diese Frage läßt sich nicht so ohne weiteres mit einem kurzen Ja oder Nein abthun. Man spricht von einem antediluvianischen, ja von einem sogar noch älteren Menschen. Hat es diesen wirklich gegeben, so ist bei der damaligen niedrigen sittlichen Bildungsstufe anzunehmen, daß dieser Mensch allerdings die Saurier gegeneinander und das Mastodon auf das Megatherium gehetzt haben kann. Es ist das sehr beklagenswert, aber wir leben in einer zu späten Zeit, um es ändern zu können. Wir haben uns — — —"

Er wurde unterbrochen, denn die Musik blies einen schmetternden Tusch; der Präsident hatte seine Loge betreten und mit der Hand das Zeichen gegeben, daß das Kampfspiel beginnen möge. Waren vorher die Stimmen der miteinander sprechenden Zuschauer wie ein dumpfes Brausen erklungen, so trat jetzt mit einemmal eine Stille ein, daß man den Nachbar Atem holen hörte. Ein abermaliger Wink des allgebietenden Herrn, die Musik begann einen Marsch zu blasen, und es öffnete sich ein Thor, um zunächst die Picadores einzulassen. Sie ritten schlechte Pferde, da man wertvollere Tiere den Hörnern der Stiere nicht aussetzen mag. Ihnen folgten zu Fuße die Banderilleros und Espadas, um einmal rund um die Arena zu ziehen. Dann nahmen die Picadores in der Mitte des Platzes dem Thore, aus welchem die Stiere erwartet wurden, gegenüber Aufstellung, da sie den ersten Angriff an- oder vorzunehmen hatten. Die Banderilleros und Espadas zogen sich hinter Pfeilern und in die Nischen zurück, welche zu diesem Zwecke angebracht waren. Nun gab der Präsident einen dritten Wink, als Zeichen, daß der erste Stier eingelassen werden solle. Die Barriere wurde geöffnet, und er kam.

Es war ein Rappstier mit spitzen, und nach vorn gebogenen Hörnern. Plötzlich aus dem engen Pferch befreit, wollte er die Freiheit genießen und kam in weiten Sätzen angejagt. Da erblickte er die Picadores, stutzte einen Augenblick und rannte dann gerade auf sie zu. Sie stoben auseinander, aber er nahm doch das Pferd des einen von der Seite und schlitzte ihm den Leib auf. Der Reiter wollte abspringen, blieb aber mit dem Fuße im Bügel hängen und wurde von seinem Pferde mit niedergerissen. Er schien verloren zu sein, denn schon senkte der Stier den Kopf zum zweiten Stoße, da waren aber auch schon die Banderilleros da, ihn zu retten. Sie warfen dem Stier mit blitzartiger Geschwindigkeit drei, vier buntseidene Schärpen über den Kopf und die Augen. Er stutzte, und das gab dem Picador Zeit, sich zu retten, während sein Pferd mit heraustretenden Eingeweiden sich schnaubend am Boden hinschob und dann stöhnend liegen blieb.

Dies war so schnell geschehen, daß man die einzelnen Bewegungen kaum voneinander zu unterscheiden vermochte. Die Picadores waren in altspanische Rittertracht gekleidet, während die Banderilleros modern spanische, mit vielen Tressen und Bändern geschmückte Anzüge trugen. Sie waren nur mit den Schärpen und den schon erwähnten Stäben mit Widerhaken, welche Banderillas genannt werden, versehen.

Der schwarze Stier schüttelte den Kopf, um die Schärpen loszuwerden, und als ihm dies nicht sofort gelang, brüllte er vor Wut. Es war vorauszusehen, daß sein nächster Angriff ein sehr gefährlicher sein werde. Darum hielten sich die Banderilleros zur Hilfe bereit. Da ertönte hinter ihnen eine helle Stimme:

„Weg mit euch! Laßt mich heran!"

Es war Crusada, der Espada aus Madrid. Sie zögerten, ihm zu gehorchen, denn das Wagnis, welches er unternahm, war ein großes; aber auf ein zweites gebieterisches Wort von ihm wichen sie zurück. Er war, um den Stier zu reizen, ganz in roten Sammet gekleidet, natürlich nach spanischem Schnitte. In der linken Hand hielt er die Muleta, ein Stück glänzendes Seidenzeug, welches an einem Stabe hing, und in der rechten den blanken, blitzenden Degen. So stand er auf zehn Schritt Entfernung dem Stier gegenüber, eine große Kühnheit, da das Tier noch nicht ermattet war. Er schien gleich am Anfange seine hiesigen Kollegen durch diesen Bravourstreich schlagen zu wollen. Jetzt bekam der Ochse das Gesicht frei und sein erster Blick fiel auf den Feind, welcher herausfordernd die Muleta schwang. Er senkte den Kopf und stürmte auf ihn zu, um ihn aufzuspießen. Der Espada blieb stehen, bis die Hörnerspitzen ihm bis auf zwei Zoll nahe waren; dann schwang er sich leicht zur Seite und stieß dem vorüberschießenden Stier mit erstaunenswerter Sicherheit und Eleganz den Degen in die Brust. Das Tier lief nur eine kurze Strecke weit und brach dann tot zusammen. Der Espada zog ihm den Degen aus der Brust und schwang ihn unter den brausenden Beifallsrufen der entzückten Menge über seinem Haupte. Er hatte ein Meisterstück gezeigt.

Nun kamen die Matadores, um die Tierleiche und das noch immer stöhnende Pferd hinauszuschleifen. Dann gab der Präsident das Zeichen, den zweiten Stier einzulassen. Es sei nur gesagt, daß er einen Banderillera und einen Espada verwundete und dann von dem Spanier erlegt wurde. Der nächste Stier riß zwei Pferde über den Haufen und verwundete Antonio Perillo leicht. Der bisherige Sieger tötete auch ihn. Er hatte seine hiesigen Konkurrenten geschlagen und wurde mit Jubel, von den Damen aber mit Blumen und Taschentüchern überschüttet. Perillo war am Beine verwundet und mußte sich zurückziehen. Sein Aerger schien ungeheuer zu sein.

Jetzt folgte die Hauptnummer des zwar kurzen aber sehr interessanten Programmes,

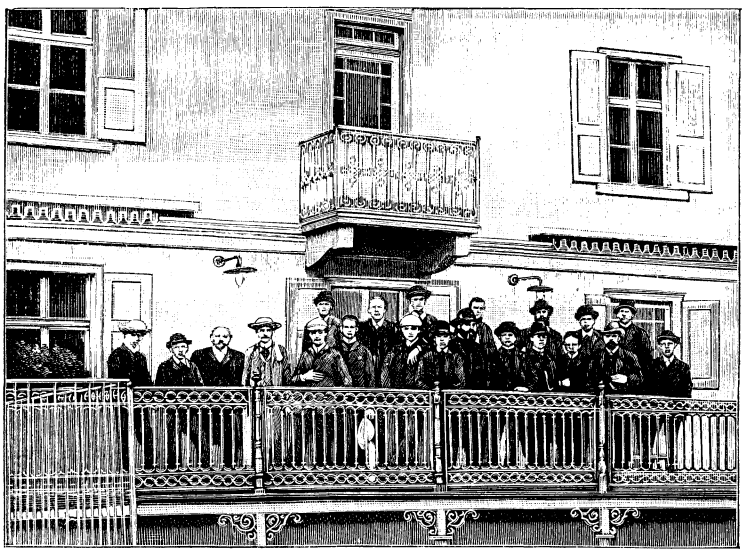
nämlich der Kampf des Jaguars mit dem Büffel. Der Sieger sollte es dann zum Schlusse mit den Toreadores aufzunehmen haben.

Zunächst wurde die hintere Thüre geöffnet, aus welcher der Jaguar hervorschoß. Er kam nicht weit, da er an ein langes Lasso gefesselt war, dessen anderes Ende an einem eisernen Haken hing. Er bemühte sich vergeblich, loszukommen, und legte sich dann unzufrieden nieder. So lag er, scheinbar unbekümmert um das große Publikum. Die weit geöffneten Nüstern zitterten. Er hatte einige Tage gehungert und roch das Blut, welches hier geflossen war. Er war ein ungewöhnlich starkes, doch nicht zu altes Tier.

Nun wurde auch vorn geöffnet. Man erwartete, daß der Büffel hereinstürmen werde; aber das that er nicht, sondern er kam langsam hergeschritten, als ob er sich bewußt sei, daß man ihn anstaunen werde. Er war ein wirklicher Riese seiner Gattung, fast drei Meter lang und sehr gut genährt, so daß er leicht gegen dreißig Zentner wiegen konnte. Nach einigen Schritten stehen bleibend, schüttelte er sich das lange Stirnhaar aus den Augen und sah den Jaguar. Man war aufs äußerste gespannt, was nun geschehen werde. Der Jaguar war aufgesprungen und begann zu heulen. Hätte er auch angreifen wollen, der Lasso hielt ihn fest. Der Büffel neigte den Kopf zur Seite und musterte ihn mit dem einen Auge. Er schien zu überlegen, ob es sich der Mühe lohne, mit diesem Gegner anzubinden. Sein Entschluß war gefaßt; er wendete sich ab und trollte von dannen, einen Rundgang um den Cirkus unternehmend. Natürlich mußte er auf der andern Seite dem Jaguar nahekommen. Dieser ließ ihn weit genug heran und duckte sich zum Sprunge nieder. Da senkte der Büffel den Kopf, zeigte die Hörner und den mächtigen Nacken und ließ ein warnendes Brummen hören. Das war genug gesagt; der Jaguar zog sich zurück und der Bison trottete an ihm vorüber, doch vorsichtigerweise so, daß er ihm im Vorbeigehen die Vorderseite zukehrte. Der Jaguar blieb wider alles Erwarten eingeschüchtert liegen; ohne Zweifel fürchtete er sich.

Während dieser Art von Waffenstillstand zwischen den beiden Tieren erklärte der Privatgelehrte seinem jungen Nachbar:

„Der nordamerikanische Bison bildet im Vereine mit dem europäischen Auerochsen, auch Wisent genannt, eine Unterabteilung des Geschlechtes der Ochsen, lateinisch Bos geheißen. Diese Untergattung



Eine Schülerreise. Auf der Terrasse des Flürlahotels zu Davos Dörfli.

zeichnet sich aus durch einen sehr gewölbten Schädel, breite Stirn, kurze, runde, aufwärts gekrümmte und vorn auf die Stirn gestellte Hörner, zottige Mähne um Hals und Brust, einen Höcker und den verhältnismäßig sehr stark entwickelten Vorderkörper. Der Bison hat einen dickeren Kopf, eine stärkere Mähne und kürzere Beine als der Auerochs. Er ist eigentlich ein geselliges Tier, was der Lateiner mit dem Worte congregabilis bezeichnet und — — —"

Seine weiteren Worte blieben unhörbar; sie wurden durch das Geschrei und die stürmischen Rufe des Publikums verschlungen, welches sich bei dem friedlichen Verhalten der beiden Kampftiere zu langweilen begann und nun verlangte, daß der Jaguar gegen den Büffel aufgereizt werde. (Fortsetzung folgt.)

Nebenmonde.

Eine der interessantesten Erscheinungen des Lichtes ist die Strahlenbrechung, d. h. die Ablenkung der geradlinigen Richtung des Lichtstrahles. Jedem von euch ist bekannt, daß ein Stock, den man in schräger Richtung ins Wasser hält, nach oben geknickt erscheint. Aber auch in der Luft finden Strahlenbrechungen statt, wenn man sie auch nicht so augenfällig demonstrieren kann, wie beim Wasser. Die Strahlenbrechung in der Luft beruht einesteils in ihrer ungleichen, nach der Erde hin zunehmenden Dichtigkeit, andernteils in den darin enthaltenen Wasser- und Eisteilchen. Durch die ungleiche Dichtigkeit der Luft wird die sogenannte astronomische Strahlenbrechung und die Luftspiegelung hervorgerufen. Bei Sternen, die im Zenith stehen, findet eine Strahlenbrechung nicht statt, je näher sie aber dem Horizont stehen, um so stärker macht sie sich geltend. Bei genauer Beobachtung findet man, daß die Sonnen- oder Mondscheibe, wenn sie nahe am Horizont stehen, unten mehr abgeplattet sind, als oben. Dies ist aber nur scheinbar und rührt eben daher, daß die Lichtstrahlen unten stärker gebrochen sind als oben. Die Luftspiegelung, auch Fata Morgana genannt, entsteht dadurch, daß Lichstrahlen beim Eintritt in dünnere Luftschichten wieder abwärts gebrochen werden, wodurch also das reflektierte Landschaftsbild sichtbar wird. Bei ruhiger Luft ist ein solches Bild deutlich und klar, bei bewegter dagegen verschwommen, verwischt, oder verzerrt. Man nimmt an, daß Höfe um Sonne und Mond durch Dunstkügelchen entstehen, Nebensonnen und Nebenmonde durch Eiskrystalle. Eis krystallisiert im hexagonalen System, bildet Prismen und bricht das Licht doppelt, wie isländischer Doppelspat. Sowohl von der Lage, als auch von der Menge der Eiskrystalle hängt die mehr oder weniger große Vervielfältigung derartiger Lichterscheinungen ab. Man hat schon bis zu sechs Nebensonnen beobachtet. Am merkwürdigsten sind dabei die oft zum Vorschein kommenden horizontalen und vertikalen Lichtstreifen oder Lichtlinien. Man erklärt dieselben dadurch, daß Schichten von Eiskrystallen im Niedersinken begriffen sind, wobei letztere eine vertikale Stellung annehmen. Die Reflexion an den vertikalen Flächen der Eis-

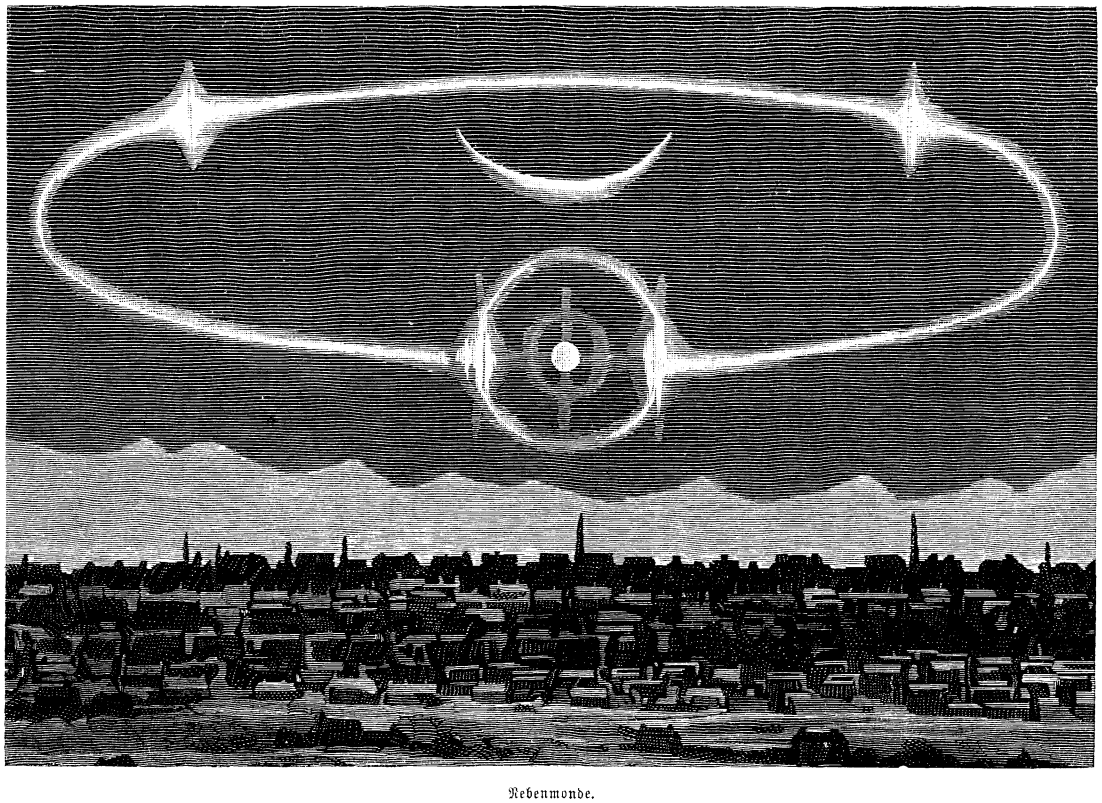
prismen ruft eine horizontale, die Reflexion an den horizontalen Flächen dagegen eine vertikale Lichtlinie hervor.

Die auf unsrer Abbildung dargestellte Erscheinung ereignete sich am 14. Februar 1881 zu Denver, der Hauptstadt des nordamerikanischen Unionsstaates Colorado. Sie wurde von 8 bis 10 Uhr abends beobachtet. Unmittelbar um den Mond reihten sich zwei Höfe, ein blasser innerer und ein heller und zugleich farbiger äußerer. Rechts und links vom Mond zeigten sich zwei Nebenmonde. Von diesen beiden Punkten ausgehend, schloß sich ein ungeheuer großer Hof an, in welchem noch zwei Nebenmonde zum Vorschein kamen und so zwar, daß der Kreis in drei gleiche Teile geteilt war. Das Merkwürdigste der ganzen Erscheinung war ein innerhalb des großen Kreises, gerade über den kleinen schwebender Lichtbogen, einem kolossalen Halbmond ähnlich.

Eine Schülerreise ins Gebirge.

(Fortsetzung.)

Wir sahen in begreiflicher Spannung dem Quartiere entgegen. Den Zugang zu demselben bildete ein schmales, auffallend kühles Thal, aus dem man plötzlich auf eine größere Matte heraustrat, die in Form und Umgebung den Eindruck machte, als habe einst ein großer tiefer See hier gestanden, der sich in dem schmalen Thale einen Abfluß durchgebrochen. Wer nun von einem Badeorte die Vorstellung einer Häusergruppe heiteren Aussehens mit Quellentempel, Verkaufsbuden, Musikpavillon, bedeckten Promenaden, Ruheplätzen für die Gäste mitgebracht hatte, der sah sich sehr enttäuscht: ein langes, kahles, einförmiges, kasernenartiges Gebäude, eher dem Hospiz auf dem Simplon, denn einer Badeanstalt ähnelnd, bot sich unsern Blicken dar, belebt nach italienischer Art durch einige bunte Wimpel über dem Eingange. Gegenüber lag eine Art Scheune mit offenem Vorraum, in dem die heilige Quelle sich befand. Indessen wir rückten mutig ein; der Weg zum Speisesaal führte durch ein wenig einladendes Atrium, welches zugleich als Verkaufsladen diente. Der Speisesaal war geräumig und ganz hübsch. Die beiden oberen Stockwerke bildeten eine Reihe kleiner, gleichmäßiger Zimmer mit weißgetünchten Wänden mit je zwei Betten. Diese, wie das bescheidene Möblement sahen frisch, wie eben angeschafft, aus. — Draußen war es noch ziemlich warm; wir brachten uns Tische und Stühle heraus und schrieben bei sinkender Sonne Karten in Menge nach der Heimat. Um 7 Uhr rief der „Dienst“ zu Tische. Die Verpflegung war gut und reichlich, aber der Wein mundete uns nicht. Der „Dienst“ setzte deswegen Grog an; es war ∝ ein besonderer Spaß, jedesmal wenn alle 20 Gläser vom „Dienst“ gefüllt an der Kante des Nebentisches hintereinander aufgestellt waren, sie im Reihenmarsch mit Gesang abholen zu lassen. Als litterarische Leistung wurde Dichten nach „Freuet euch des Lebens“ befohlen. ℨ, der sich zum Kaminfeuer gesetzt hatte, verschwand plötzlich zur Erde, indem sein Stuhl alle viere von sich streckte. Nie habe ich eine vollkommenere Auflösung eines alten Gerätes gesehen. Der Kollege kam ohne Schaden, aber nicht ohne Spott davon, denn beim Reimen hieß es sogleich: „Und als das zweite Glas man trank, Herr ℨ mit dem Stuhl versank.“ Der Heiterkeit wurde jedoch um ½10 Uhr ein Ziel gesetzt; wir mußten in die „schönsten, reinsten“ Betten. Um ¼ vor 6 Uhr des nächsten Morgens standen wir marschbereit vor der Thüre, als ein Hindernis sich dem Abmarsch entgegenstellte. Der „neue Dienst“ kaufte zu einer Rast auf der Gaviapaßhöhe das Nötige ein, das Allernötigste aber, ein kräftiger Rum oder Cognak war nicht mehr zu haben; es hieß, es wäre schon danach geschickt worden; der Bote kam aber nicht wieder, und, böser Vorbedeutung voll, rückten wir mit 20 Minuten Verspätung der engen Thalöffnung zu, über welcher schweres schwarzes Gewölk drohend gelagert war. Doch tröstete uns der Führer, wir würden ohne Guß zur Höhe gelangen. Erst ging es am Bache entlang auf der sanft ansteigenden Sohle des Thales, dann aber an der rechten Wange des immer tiefer eingeschnittenen und immer höher umrahmten Thales im steilen An-



Nebenmonde.

stieg hinan. Wir mußten froh sein, daß die Sonne nicht vorkam; der „Dienst" machte alle 20 Minuten die vorschriftsmäßige „Pustpause", besonders um α herankeuchen zu lassen; eine Alphütte (Casina di Gaviola), wie sie im Tschudi vorgeschrieben ist, passierten wir nicht, wohl aber kamen wir nach 2½ Stunden mühsamen Steigens zu der Fontana benedetta, kosteten schweißfröstelnd ihr Wasser und schauten uns um. Wir befanden uns in einer sonderbaren Wüstenei von Steinen. Es war, als wäre vor Zeiten hier eine große Mine gesprengt worden, die hoch zum Himmel das Gestein in kleinen Stücken geworfen hätte, und diese Brocken waren dann heruntergefallen und hatten sich wild übereinander geschichtet; eine Windsbraut hatte dann Mulden und Wälle gebildet. Und wie neckisch! Wenn man so einen Wall auf den losen Steinen emporgeklettert war und dachte, nun ist man oben, das ist die Paßhöhe, dann stand man wieder vor einer gleichen, nur höher gelegenen Mulde, die zehn Minuten weiter wieder zu einem Walle und wieder zu einer höheren Mulde führte. „Ancora une mezza ora," hatte der Führer bald nach der Fontana benedetta tröstend zu uns gesagt, aber ach une ora war verstrichen, ehe wir endlich zu dem Steinsignal und Holzkreuz gelangten, welche die Paßhöhe bezeichnen. Es mochte 10 Uhr sein; das Wetter war trübe und windig, und wenig einladend war der Platz zur Rast. Da wo einige größere Felsbrocken eine Schutzmauer gegen den Wind bildeten, kauerten wir uns hin, zogen die schützenden Ueberzieher an, die jungen Gefährten bauten freundlichst aus Steinen Sitzplätze für die Griechen: und nun warteten wir der Genüsse, welche uns der „Dienst" bereiten würde. Zitronensäure war bald gebraut und Salamiwurst ward mit Brot verteilt, aber ach, es war so kalt, es fehlte die wärmende Sonne und der wärmende Schluck, und selbst die heitere Zusprache unsres braven ♂ mit seinem martialischen Schnurrbart und dem gemütlichen Zwinkern der Augen konnte keinen Ersatz dafür bieten. Aussicht gab es nicht viel. Die versprochene Ortlergruppe erblickten wir nicht, das Corno dei Tre Signori, ein kahles Dreizack zu unsrer Rechten, und den Monte Gavia, eine noch kahlere Kuppe zu unsrer Linken, schauten recht trüb zu uns herab. Wir brachen bald wieder auf.

Der Weg führte durch ein flaches Hochthal, welches in freigiebigster Weise von Bächen und Bächlein durchquert wurde; jeder Pfad hörte auf, es galt immer nur von Stein zu Stein zu springen oder getrost durch das Wasser zu waten, wenn man nämlich ordentliche Stiefel und nicht Schuhe anhatte. Unser Berliner, eine lehrhaft angelegte Natur, der in der Chemie, und namentlich in der Photographie, recht gediegene Kenntnisse entfaltete, erwies sich in manchen praktischen Dingen recht unerfahren. Er hatte sich zur Reise ein Paar Patentgebirgsschuhe von schönem gelben Leder, die Sohlen ganz mit blanken Nägeln besetzt, zugelegt, aber schon auf dem Hochjoch hatten ihn seine Patentschuhe im Stich gelassen; die Gaviasteinwüste vernichtete sie vollends; die Sohlen mit den Nägeln saßen zur Seite, er wandelte umher wie auf Klumpfüßen, und alle Augenblicke knickte er zusammen. — Innerhalb des Hochthales konnte er sich dabei nur unsanft auf die Steine oder ins Wasser setzen, aber als wir dasselbe passiert hatten, und nun wieder hoch oben an der Wange des sich plötzlich in unheimlicher Tiefe vor uns aufthuenden Thales auf schmalem Fußpfade entlang kletterten und es noch dazu zu regnen begann, da ward die Sache ungemütlich. ♂ beorderte ihn an die Spitze und nahm ihn zwischen sich und den Führer. Letzterer schien gar nicht zu wissen, was der schlüpferige Pfad für Gefahren bot. Kleine Rinnsale liefen über den Weg und unmittelbar am grausen Abhang mußte man mitunter über eine ausgespülte Stelle springen; dann wieder lag ein meterhohes Felsstück im Wege, über welches geklettert werden mußte. Wie der Pfad ein Reitweg sein kann, ist uns allen unbegreiflich geblieben, es sei denn, daß der guida uns falsch geführt hat, aber es war nirgends ein andrer Weg zu sehen. Wir hatten „eindubliert" und marschierten mit der größten Vorsicht. Besonders unmittelbar vor der Ponte di Pietra, auf welcher man den Abfluß des Dosegagletschers überschreitet, ward die Passage lebensgefährlich, und ♂ hielt den Führer an, jedem einzelnen behilflich zu sein. Dann gab es wieder kurze Zeit Matten; ♂, der die schwierigen Stellen gut genommen hatte, zeigte eine besondere Neigung, auf dem Grünen auszugleiten, und sein schwarzes pastorales Habit erglänzte denn auch in schönen grünen Flecken vorne, wie hinten. Erst nach der Ponte delle Vacche, welche zwei Stunden von der Paßhöhe zur linken Wange des Thales führt, ward der Weg — wenn auch steinicht — so doch fester, breiter und sicherer. Der Regen hatte aufgehört, wir rasteten eine Viertelstunde. Die überstandene Gefahr, die Aussicht auf baldige, wärmende Unterkunft in St. Caterina machte die Geister wieder froh und frisch; ein munteres Lied ward angestimmt; die Spitze fing an ungebührlich zu laufen, und mußte durch die Notpfeife wiederholt gehemmt werden; endlich sahen wir den kleinen Badeort vor uns. Da war alles das, was in St. Apollonia unsre Augen vergebens gesucht hatten. Ein schönes Hotel mit reizender Umgebung, mit Halle und Promenaden, und was uns besonders befriedigte, vor dem Hotel standen fünf elegante Equipagen, die sich als die für uns bestimmten erwiesen. Dem freundlichen Eindrucke, den das Hotel von außen machte, entsprach der Empfang im Innern. Obwohl wir nur Café noir und Käse forderten, wurden wir sehr gut und billig bedient. Die Fahrt darauf in den schönen Wagen ward durch ein starkes Gewitter gestört, die exponiert Sitzenden mußten sich, so gut es ging, mit Regenschirmen und Plaids schützen, unter und aus denen sie lachend und scherzend durch das Unwetter in den wilden Frodolfo schauten. Es war schon wieder etwas heller geworden, als wir an mehreren sonderbaren Kapellen vorbeikamen, über deren Pforten eine Reihe kahler Totenköpfe aufgestellt war, nachher sahen wir eine kleine Kirche, in welcher sogar mehrere Gerippe postiert waren, ein eigentümlicher Geschmack. Heiterer wirkten die echt italienischen Dörfer Nicolo und Uzzo, durch welche wir fuhren. Das Städtchen Bormio selbst, das wir in 1½ Stunden erreichten, machte einen behaglichen Eindruck. Da es Sonntag war, so herrschte viel Leben auf den Straßen. Große Plakate kündigten Theater für den Abend an, und wir hatten das Vergnügen, an dem Theaterlokale vorbeifahrend, die halbkostümierten Schauspieler aus den Fenstern uns zunicken zu sehen. Noch 20 Minuten weitere Fahrt, und die Wagen hielten im Hofe der berühmten Bagni nuovi. Man kann sich denken, daß wir nach dem Marsche über den Gaviapaß (der sehr bald den Namen „Caviapaß" erhalten hatte) recht wüst aussahen, und etwas beschämt über unser Aussehen standen wir in dem stattlichen Korridore des Hotels, wartend, bis der „Dienst" die Zimmer verteilen werde. Inzwischen eilten die Kellner mit dampfenden Schüsseln an uns vorüber zur Table d'hote im Speise-

saal und erweckten die süßesten Hoffnungen in den hungrigen Mägen. Unsre Zimmer waren schön, noch besser das sehr reichliche, vorzüglich bereitete Abendbrot, bei welchem uns zwei Gänge mehr, als wir bestellt hatten, geboten wurden. Der Kontrast zwischen unsrem Rendezvous auf der Paßhöhe und dieser Labung in dem prächtigen Speisesaal konnte größer nicht gedacht werden. Am schönsten war es aber nachher auf der Terrasse des Hotels. Das Gewitter war gänzlich vorüber, einige abziehende Wolken rangen mit der Abendsonne und gaben der lieblichen Landschaft im Thale ein zauberhaftes Kolorit. Unsre Photographen waren gleich dabei, das Bild aufzunehmen, während wir andern es uns auf den Plätzen an der Balustrade bei einer Zigarre und einem Glase echten Bieres wohl sein ließen. Die Post fuhr rasselnd in den Hof, brachte zahlreiche neue Gäste, und auch unser liebes „humpelndes“ γ, das den Weg über Edolo-Tirano hatte machen müssen. Wir mußten ihm, nachdem auch er aufs beste verpflegt worden war, von unsern Mühsalen und Gefahren erzählen; dies thaten wir im Glashause — draußen war es kühler geworden — inmitten vieler andrer Gäste, die italienisch, deutsch, französisch rechts und links neben uns plauderten und sich gleich behaglich zu fühlen schienen. — Noch einmal zur Nacht zog das Gewitter herauf, das uns aber in dem wohlverdienten Schlafe nicht störte. Sehr beruhigt schlief auch unser Berliner; er hatte durch die Fürsorge des Geranten aus der Stadt Bormio ein Paar neue solidere Schuhe erhalten, in denen er die noch zu überschreitenden drei Pässe getrost in die Schranken fordern wollte.

Es war Montag, den 25. August, als wir uns zum dritten Teil unsrer Reise anschickten, der nach den Schilderungen der Reisebücher und aller derer, die diese merkwürdige Straße schon besucht haben, das Großartigste werden mußte, was wir auf der ganzen Reise zu erwarten hatten. Wir sollten auf den 3034 m hohen Piz Umbrail aufsteigen, von dem man einen der herrlichsten Gebirgsstöcke, die Ortlergruppe unmittelbar vor sich ausgebreitet sieht.

Aber auch die Straße an sich bietet schon des Merkwürdigen und Nennenswerten genug. Sie ist die höchste Fahrstraße in Europa; sie erhebt sich an ihrem höchsten Punkt, Ferdinandshöhe genannt, 2760 m über das Meer. Daß sie sich vielfach zwischen nackten, kahlen Felswänden hindurchwinden muß, wo stellenweise alle Vegetation erstorben zu sein scheint, daß sie sich in gewundenen Linien durch eine öde Steinwüste hinzieht, öfters durch übergebaute steinerne und hölzerne Galerien gegen Schneelawinen und niedergehendes Felsengerölle geschützt, gibt ihr einen eigentümlichen Reiz. Und dann, wenn man die Paßhöhe überschritten hat, soll sich dem überraschten Auge ein entzückend schönes, überwältigendes Bild darbieten: die ganze Ortlerkette mit ihren prächtigen Gletscherfeldern und ihren vielen, stolzen, von Schnee und Eis gekrönten Gipfeln.

Leider aber hatten wir dieses Mal die Rechnung ohne den Himmel gemacht, der ein mächtiges Wort dabei mitzureden hat.

Es war bei den Vorbereitungen zur Reise sehr schwierig gewesen, auf der zu begehenden Stilfser Joch-Straße für uns ein ausreichendes Nachtquartier zu finden. Nach einigen unbeantwortet gebliebenen Anfragen in Prad, Trafoi, Franzenshöhe, auf der vierten Cantoniera, St. Maria genannt, hatten wir erst in letzter Stunde vor dem Antritt unsrer Reise aus Franzenshöhe, einem an der Straße, 1000 m hinter der Paßhöhe liegenden und sehr gut geleiteten Gasthaus, das um diese Jahreszeit meist von gletscherwandernden Stammgästen besetzt ist, eine Zusage bekommen; es wurden uns aber nur für sieben Mann Betten versprochen, die übrigbleibenden müßten auf Heu schlafen. Darum hieß in unsrem Marschlied von = ebenso schön wie treffend:

„Du gastliche Pforte,
Nun laß die Müden ein.
Da klappern die Teller
Und funkelt kühler Wein.
Dann tiefer Schlaf in Federn oder Heu,
Am Morgen sind die Kräfte verjüngt und neu.“

Wollten wir nun unterwegs noch den Piz Umbrail mitnehmen, so ergab sich von Bad Bormio bis zu unserm Nachtquartier eine Tagestour von fast neun Stunden. Das war zu viel. Deshalb wurden in Bormio zwei große Wagen genommen, die uns, erst die eine, dann die andre Hälfte der Reisegesellschaft je zwei Stunden fahren mußten.

(Fortsetzung folgt.)

Der König der Tiere.

Im Anschauen unsres Bildes dürfte mancher unsrer lieben Leser unwillkürlich ausrufen: „In der That ein königliches Tier.“ Welche Fülle von Kraft, Verstand und Entschlossenheit spricht aus diesem Löwenkopfe. Der Maler hat da, indem er sich jeder effekthaschenden Handlung oder Bewegung enthielt, einen recht glücklichen Griff gethan; das Gewaltige, Königliche, konnte nicht besser zum Ausdruck kommen, als durch diese Einfachheit und Ruhe der Darstellung.

Selbst errungen.

(Fortsetzung.)

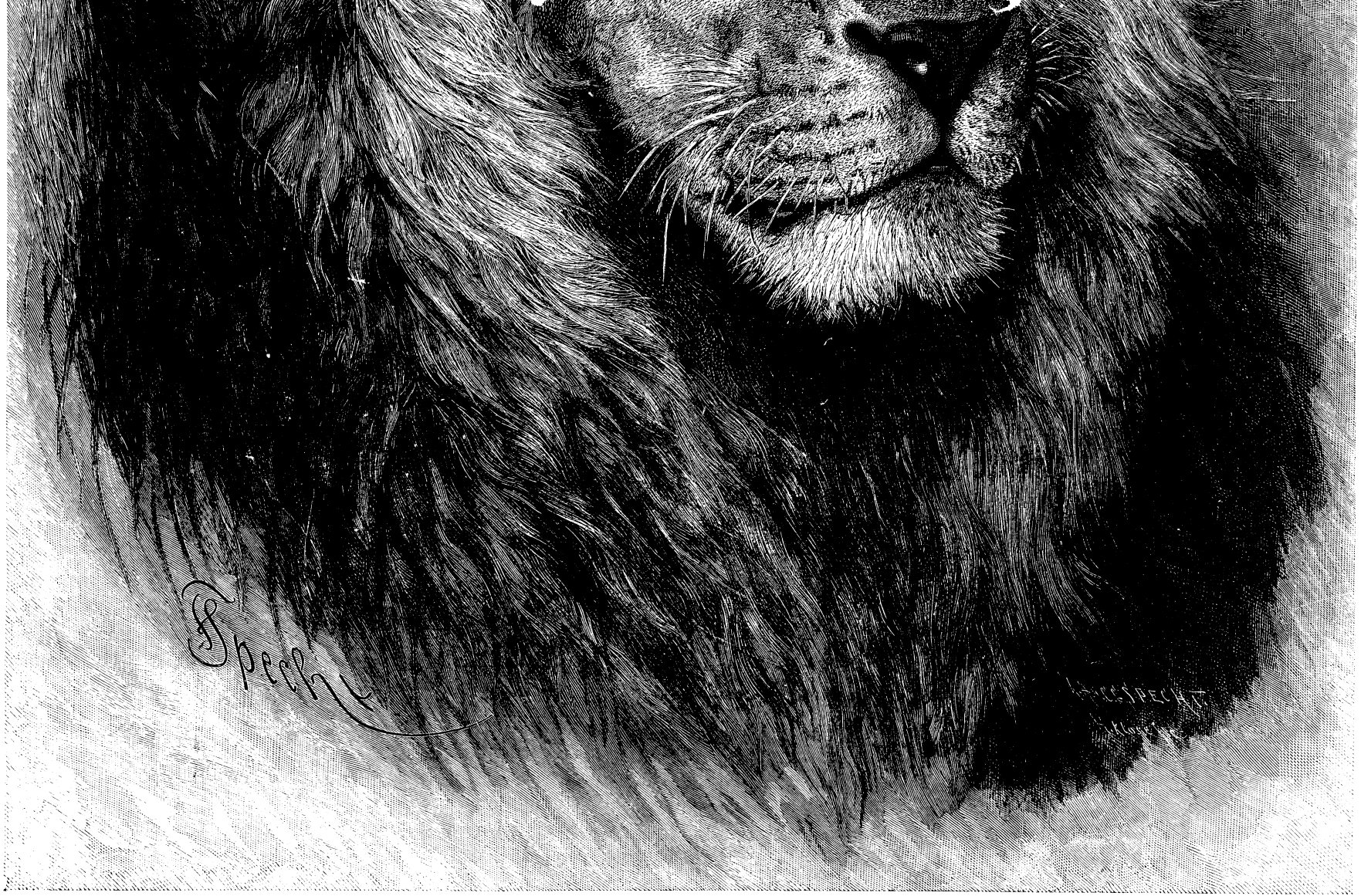
Nur Susanne durfte sich rühmen, hin und wieder von Ernst in freundschaftlicher, vertraulicher Art angeredet zu werden und über sein Ergehen etwas zu hören; waren es auch immer nur wenige Worte, so genügten sie doch, um Susannen einerseits ein wenig stolz darauf zu machen, daß der Vetter zu ihr allein Vertrauen hatte — andrerseits aber ihr vollauf zu zeigen, wie unglücklich er sich fühlte. Auch die ersten beiden Sonntage brachte er auf seinem Zimmer zu, ungeachtet der freundlichen Aufforderung seiner Tante, den Feiertag unter ihnen zu verleben. Am dritten Sonntag näherte sich ihm nach dem Mittagessen Walter mit der Frage:

„Spielst du Schach?“

„Ja,“ war Ernsts kurze Antwort.

„Hast du Lust zu einer Partie?“

Fast hätte Ernst verneint, aber die Freude, sich wieder einmal in dem leidenschaftlich geliebten Spiele versuchen zu dürfen, überwog, und er erklärte sich bereit dazu. Bald saßen die beiden jungen Leute vertieft in das Spiel, in dem jeder von ihnen Vortreffliches leistete, und lange schwankte die Entscheidung, bis endlich Walter Sieger blieb; darauf wurden einzelne besonders interessante Stellungen, welche im Laufe des Spieles vorgekommen waren, noch einer eingehenden Besprechung unterzogen, und die beiden Vettern, die bisher kaum drei Worte miteinander gesprochen hatten, wurden bei dieser Gelegenheit unerwartet warm und gesprächig; doch verfiel Ernst, sobald die Rede auf etwas andres kam, mit nicht zu verkennender Absichtlichkeit in seine frühere



Der König der Tiere.

Haltung und seinen frühern eisigen Ton.

Von nun an geschah es auch an Wochentagen öfter, daß nach dem Abendessen das Schachbrett hervorgeholt wurde und die Vettern sich in eine ihrer endlosen Partien vertieften, ein Gegenstand vieler Spötteleien von Susanne, die ebenso regelmäßig als erfolglos versuchte, die Aufmerksamkeit des einen oder des andern der Spieler durch kleine, nicht immer gutmütige Schelmereien vom Spiele abzulenken, während Frau Hartmann ohne ein Wort der Befriedigung über die Annäherung der beiden jungen Leute doch hie und da durch kleine, wie zufällige Anordnungen den Beweis lieferte, daß sie dieselbe gern sah.

Eines Abends trat der seltene Fall ein, daß Ernst derjenige war, welcher den Vorschlag machte, den gewöhnlichen Zeitvertreib vorzunehmen.

„Ich kann heute leider nicht," sagte Walter befangen, „ich habe noch zu arbeiten — eine griechische Uebersetzung, die mir viel Kopfzerbrechens verursacht."

„Was ist es?" fragte Ernst, mit Mühe seiner Stimme einen gleichgültigen Klang gebend, während sich in seinem Busen die Wehmut um die geliebte Beschäftigung regte.

Walter nannte den Abschnitt, ein Pensum, das Ernst aus seiner Sekundanerzeit, und weil er es besonders schön gefunden, noch wohl im Gedächtnis hatte, und sprach jetzt mit wohllautender Stimme erst leise wie für sich, dann selbstvergessen lauter und volltönender die Verse. Walter lauschte, mit glänzenden Augen den Vetter ansehend, auch Frau Hartmann war aufmerksam geworden, Susanne aber hatte die Arbeit in den Schoß sinken lassen, und als Ernst geendet, sagte sie tief aufatmend: „Das war Musik!"

„Seit wann findest du Geschmack an Musik, Susanne?" fragte Walter lachend.

„Ich habe vorher noch keine gehört," antwortete sie in hochfahrendem Ton. „Deine Stümperei auf dem Klavier soll ich doch nicht etwa so nennen?"

Walter errötete, aber er sagte nichts auf den unfreundlichen Ausfall. Er spielte leidenschaftlich gern Klavier, hatte es freilich, weil der Unterricht häufig durch seine Kränklichkeit unterbrochen worden war, zu keiner großen Fertigkeit gebracht und oft schon von der Schwester Neckereien deshalb hören müssen. Frau Hartmann sah die Tochter unwillig an, schwieg aber ebenfalls. Da legte Herr Siegmund die Zeitung, in der er scheinbar gelesen hatte, aus der Hand und wendete sich zu Susanne:

„Wie können Sie, nachdem Sie eben so Schönes gehört haben, so Häßliches sagen?"

„Ich spreche nur was wahr ist," erwiderte Susanne kurz, „schmeicheln kann und mag ich nicht."

„Ist auch nicht nötig," sagte der alte Herr, „aber ebensowenig ist es nötig und weder gut noch lobenswert, alles zu sagen, was wahr ist — wobei denn doch auch noch die Frage bleibt, ob unsre eigne Ansicht und Meinung immer die wahre und richtige ist. Das einzige, was wir uns in dieser Hinsicht zur Pflicht zu machen haben, ist: Nichts zu sagen, was nicht wahr ist — obgleich ich für meine Person eher eine kleine Lüge entschuldigen kann, die in dem Wunsch, jemand zu erfreuen gesagt ist, als eine große Wahrheit, die nichts nützt und nur wehe thut."

Susanne schwieg, geärgert durch Herrn Siegmunds Zurechtweisung, die sie scheinbar überhörte — aber nur scheinbar. Solche Winke des alten Freundes ließen sich nicht überhören, irgendwie und irgendwo hafteten sie doch und erfüllten auch allmählich ihren Zweck. Ernst aber war sich auf einmal klar darüber, was ihn in Susannens „Wahrheitsliebe" immer so unerfreulich berührt hatte: ja, ja, das war's, man soll nichts sagen, was nicht wahr ist, aber man darf lange nicht alles sagen, was wahr ist.

Dann begann er zu Walter über diejenigen Stellen in den Versen zu sprechen, welche die Hauptschwierigkeiten enthielten und machte ihm dieselben so eingehend klar, daß jener in kurzer Zeit die Aufgabe für erledigt, und sich bereit erklärte, noch eine Partie Schach zu spielen.

Seitdem geschah es oft und öfter, daß Walter sich an Ernst um Auskunft und Hilfe bei seinen Schularbeiten wandte. Er wurde dabei nicht allein von dem Wunsche geleitet durch Ernst zu lernen, sondern auch von dem Bewußtsein, dem Vetter Freude damit zu machen; und für beide wurden diejenigen Abendstunden, welche sie so beschäftigt in Walters behaglichem Stübchen zubrachten, zu Stunden ungetrübten Genusses. Bald fanden sich außer den Schularbeiten auch andre Stoffe, die sie da mit jugendlichem Eifer besprachen; sie tauschten ihre Ansichten über manche ernstere Frage aus, und hier war Walter der Ueberlegene. In Ernst stürmte und gärte noch alles, Walter war ruhig, oft von einer für seine Jahre wunderbaren Reife; seine eigenen, persönlichen Interessen beeinflußten seine Ansicht nie, er urteilte vollständig objektiv.

Eines Tages fragte Frau Hartmann ihren Sohn nach diesen Abenden:

„Du regst, fürchte ich, in Ernst die Sehnsucht nach der Schule und seinen Studien wieder auf," sagte sie, „für dich ist's ja gut so, aber überlege dir's, ob du ihm einen Dienst damit erweisest."

Das machte Walter nachdenklich, und er mühte sich seitdem, seinen Vetter, zu dem Liebe und Bewunderung ihn hinzog, ganz zu ergründen und sich völlig klar darüber zu werden, ob er ihm durch diese erneute Beschäftigung mit Schulwissenschaften mehr wohl, oder mehr wehe thue. Oft suchte er ihn auch in der Fabrik auf, saß zusehend neben ihm und ging, wenn die Feierstunde kam, mit ihm nach Hause. Ernst nahm jetzt all diese Annäherungen auf, wie sie gemeint waren; Walter gegenüber war sein Mißtrauen völlig geschwunden, und herzliche Freundschaft verband die jungen Leute. Und so kam Walter zu der Ueberzeugung, die er auch seiner Mutter mitteilte, daß es jetzt eine neue Beraubung für Ernst wäre, wenn man ihm für seine Feierstunden die Unterhaltung entzöge, die ihm die größte Freude mache.

* * *

Ueber ein halbes Jahr war Ernst nun in der neuen Heimat. Mit seiner Mutter stand er in regelmäßigem Briefwechsel, und fast jedes ihrer Schreiben erging sich in Ausdrücken der Befriedigung über ihr ruhiges, behagliches Leben und seine Freude an der Beschäftigung in der Fabrik und dem Verhältnis zu den Verwandten, und Ernst mußte lächeln über die Leichtgläubigkeit, mit der sie seine dahingehenden Versicherungen aufnahm; immerhin aber mußte er sich's eingestehen, daß er, obgleich keineswegs mit seinem Schicksal ausgesöhnt, doch anfing sich darein zu finden und hie und da sogar Interesse für seine Beschäftigung zu fühlen.

Sein Verhältnis zu Susanne war inzwischen kein gutes geworden. Als er an einem Juliabende schwarz und rußicht in unsauberem Kittel von der Arbeit nach Hause ging, traf er seine Cousine auf der Straße und sah, im Begriff sie zu grüßen, wie sie das Gesicht absichtlich von ihm abwendete, um seinem Gruß zu entgehen.

Innerlich empört kam er zu Hause an, warf Handwerkszeug und Bluse von sich und setzte sich in bitterer Erregung mit in die Hände gedrücktem Gesicht an den Tisch. Da kam ihm Besinnung und Ueberlegung und mit dem Gedanken, wie thöricht Susanne gehandelt, die sich des Verwandten im Arbeitsrock schämte, kam ihm zum erstenmal das Bewußtsein, daß seine Beschäftigung eine in keiner Weise zu verachtende oder gering zu schätzende sei, und es überkam ihn fast etwas wie ein gewisser Stolz — er wollte seine Arbeit entschieden nicht so herabsetzen lassen, daß er sich um des dazu nötigen Rockes willen übersehen ließe. Bei Tische fixierte er Susanne mit herausforderndem Lächeln und glaubte an ihrer Schweigsamkeit und ihrem geflissentlichen Vermeiden, ihn anzusehen, ihr Schuldbewußtsein zu erkennen. Als nachher Frau Hartmann das Zimmer verließ, und Herr Siegmund mit den jüngern Familienmitgliedern um den Sofatisch sitzen blieb, sagte Ernst wie beiläufig zu Susanne:

„Ich glaubte heute dich auf der Straße zu sehen, aber ich habe mich wohl geirrt, du müßtest mich sonst erkannt und meinen Gruß bemerkt haben."

„Ich habe dich auch erkannt!" erwiderte Susanne und fuhr in hochfahrendem Tone fort: „Du kannst dich nicht wundern, daß es mir nicht paßt, mich von dir grüßen zu lassen, wenn du dich in solch schmierigem Zustande befindest, und möchte dich ersuchen, mich künftig auch nicht zu erkennen, wenn du mir in solcher Verfassung begegnest."

„Ganz wie du wünschest," erwiderte Ernst im kühlsten, spitzigsten Ton, der ihm zu Gebote stand, „wundere dich aber nicht, wenn ich dich dann auch nicht erkenne, wenn ich einen guten Rock anhabe, denn da es nicht der Rock ist, der dich grüßt, sondern dessen Inhalt, so wirst du's dir, wohlgemerkt, gefallen lassen müssen, für letzteren entweder immer oder gar nicht zu existieren."

Die beiden schwiegen mit Kampfesmiene, Herr Siegmund aber mischte sich ins Gespräch und sagte in seiner ruhigen langsamen, etwas eintönigen Sprechweise:

„Sie Priesterin der reinen, unverfälschten Wahrheit, wo bleibt da Ihr Grundsatz, daß derselben immer und überall die Ehre zu geben ist? Fühlen Sie nicht die Unwahrheit in Ihrem Verhalten, wenn Sie an Holten auf der Straße vorübergehen und den Leuten weiß machen, Sie kennen ihn nicht? — Das ist einfach eine Lüge! — Sehen Sie, ich kann auch wahr sein."

„Ja und tüchtig grob dazu," sagte Susanne und verließ erzürnt das Zimmer.

Von da ab geschah es durch eine besondere Tücke des Zufalls, daß Ernst seine Cousine im Arbeits- oder andern Anzug weit häufiger als sonst traf, und er, seinem Versprechen treu, grüßte sie nie, sprach auch im Hause nie zu ihr, und da sie zu eigensinnig war, ihrerseits den ersten Schritt zur Versöhnung zu thun, so vergingen Wochen, ohne daß die beiden miteinander verkehrten.

Susanne litt darunter, besonders da sie das Gefühl, unrecht gethan zu haben, mit sich herum trug, ob sie sich's auch nicht eingestehen wollte. Ernst dagegen war gewissermaßen belustigt durch das Zerwürfnis, weil er sich auf dem Rechtsboden fühlte und überzeugt war, daß der Zwist nicht von Dauer sein würde. Frau Hartmann und Walter aber, stillschweigend auf Ernsts Seite, erhofften für Susannens Selbstbewußtsein Gutes aus dieser kleinen Demütigung. Die ganze Tragweite derselben ahnten sie aber nicht einmal, und Susanne hütete sich wohl, ihnen zu erzählen, daß sie eines Tages ihren Vetter — diesmal nicht im Arbeitskostüm — getroffen hatte, daß er ohne zu grüßen an ihr vorbeigegangen war, dann aber eine dicht hinter ihr kommende junge Dame, die er durch sie kennen gelernt hatte, höflichst grüßte. Es war daraus natürlich ein endloses Fragen und Necken gefolgt, das Susannens Wahrheitsliebe auf eine harte Probe stellte und sie gegen Ernst und sich selbst aufs tiefste verstimmte.

Da geschah es einmal, daß sie abends bei einer Bekannten sich verspätete, und, um rascher nach Hause zu kommen, den kürzeren Weg einschlug, der sie in die Nähe der Eisengießerei brachte. Es war bereits Ende September und um 6 Uhr, zur Zeit, wenn die Fabrikarbeiter sich in Scharen auf den Heimweg machen und schon ziemlich dunkel. Susanne war keineswegs ängstlich, aber es hatte für sie stets etwas höchst Unbehagliches, mit Leuten der niedern Volksklasse in Berührung zu kommen; sie war daher sehr unangenehm überrascht, als sie sich plötzlich mitten im Gedränge der Arbeiter sah, welche, desselben Weges wie sie ziehend, den Fußweg zu beiden Seiten des Fahrdammes anfüllten. Frau Hartmann sowohl als Walter waren den Leuten der Holtenschen Fabrik wohlbekannt, und hätten sich jeder Rücksicht und Artigkeit derselben versichert halten dürfen. Susanne aber zeigte sich dem Arbeitspersonal niemals, es hatte daher auch keiner eine Ahnung, wer das feingekleidete Fräulein sei, das vom Fußweg auf die Fahrstraße und zurück auf jenen trat, um nur ja nicht in Berührung mit einem der rußigen Kittel zu kommen, das Taschentuch vor den Mund preßte, als sei die Luft verpestet, die von diesen Leuten ausging, und mit ärgerlichem Gesichtsausdruck vorwärts strebte. Diese Zeichen von Mißmut und Unbehagen entgingen den Leuten nicht, sie wußten sich dieselben wohl zu deuten, und bald fanden sich zwei Spaßvögel, junge Bursche, die sich's angelegen sein ließen, sich über das Gebaren des jungen Mädchens mit lauten Worten lustig zu machen, und schließlich durch einen Wink sich verständigend, hart neben ihr herschritten und sie durch die Annäherung ihrer Ellbogen an ihr Kleid aufs tiefste empörten und beunruhigten, ohne daß sie jedoch den Mut gefunden hätte, den Quälgeistern ein Wort der Zurechtweisung zu sagen oder einen Fluchtversuch zu machen. Da hörte sie einen wohlbekannten Schritt nahen; sie sah sich um — ja es war Ernst, der ebenfalls im Arbeitsanzug desselben Weges gehend nur noch wenige Schritte hinter ihr war.

„Ernst!" rief sie und machte ihrem bedrängten Herzen in dem einen Ausruf Luft, indem sie sich gleichzeitig an seinen Arm hing.

Die beiden Burschen erkannten in Ernst ihren Arbeitsgenossen, so wie sie auch von ihm erkannt wurden, und mit lautem Lachen und einigen abgeschmackten Scherzen über die verfolgte Prinzessin und ihren tapfern Beschützer, machten sie Miene, ihre Neckerei fortzusetzen. Ernst hatte mit einem Blick die Lage übersehen.

„Gebt Raum!" herrschte er, für Susanne und sich Platz schaffend, die beiden an und bog stillschweigend in eine Nebengasse ein, um auf einem Umwege durch ruhigere Straßen nach Hause zu gelangen. Dort brannten bereits die Laternen und Susannens Arm freigebend, sagte er:

„Du gehst hier sicher und ungefährdet nach Hause und bedarfst meiner unsaubern Begleitung nicht mehr."

Aber Susanne, aufgeregt durch das eben Erlebte, und beschämt durch Ernsts Anspielung auf ihre eigenen thörichten Worte, griff mit ihrem eleganten Handschuh nach seiner rußichten Hand und sagte bittenden Tones:

„Vergib mir, Ernst; ich habe mein Unrecht lange eingesehen und bereut, aber ich konnte mich nicht entschließen dir's zu sagen. Nun sei gut und vergiß es, ich will nie wieder so kindisch sein."

Ernst konnte sich eines Lächelns der Genugthuung nicht erwehren; aber er sagte nichts, sondern besiegelte die Versöhnung mit einem kräftigen Händedruck; und in eifrigem Gespräch, nicht nur über Susannens Abenteuer, sondern auch über manches andre Vorkommnis der letzten Zeit, das die beiden längst gern miteinander besprochen hätten, setzten sie ihren Heimweg fort und erfreuten sich der neugeschlossenen Freundschaft.

(Fortsetzung folgt.)

Der junge Theaterdirektor.

I.

Vorbereitungen.

Das war ein nichtswürdiger Sommer! Tag für Tag trof es vom Himmel wie von unsrer alten melancholischen Wassertonne im Garten, welche darüber Thränen der Rührung zu weinen schien, daß sie ihre stramme Jugendschöne eingebüßt hatte, und nun, alt und wackelig geworden, nicht mehr im Ansehen stand.

Die Wege im Garten waren so weichherzig, so empfänglich für Eindrücke geworden, daß die Eidechsen Fußspuren hinterließen, welche den schönsten Fährten der Schwarzfußindianer in den Prairien in nichts nachstanden, während wir in den regennassen Wiesen bis an die Kniee versanken. Hinter den roten Regenschirmen der Fliegenschwämme hockten mit verdrießlichen Mienen ernste Laubfrösche, welche fortwährend ihre Quackwerkzeuge bewegten wie schnatternde Bauernweiber, welche, unter ihren riesigen triefenden Regenschirmen auf dem Marktplatze sitzend, der Käufer harren. Dabei fielen die Tropfen im regelmäßigen Ticktack einer Uhr, während ein schwüler Dunst über allem lag, zusammengesetzt aus allen möglichen ländlic en Düften der in Auflösung begriffenen n gendurchnäßten Vegetation.

Das war n recht gemütlicher Sommer! Dort dra ßen stand unser Turngeräte; aber wer hätt da Lust verspürt, am weichgeregneten ck die Welle zu schlagen? Da stand da Zweirad, und dort lag am Ufer „kielob st" unser „Seehund", tieftraurig wie ein schlafendes Murmeltier.

Und welch kühne „Wickingerholmgänge" hatten wir n cht für diesen Sommer geplant! Es ar zu traurig!

Trübselig hockten wir in der Veranda herum, und beneideten die Karpfen im Teich. Dies bedürfen doch des Regenschirmes nic ; auch haben sie sich nicht vor Scheltw rten zu fürchten wie wir, wenn Mama unsre Fährte an den kotigen Fußspuren im Zimmer „ablieſt"; — wie beneidenswert sind nicht die Karpfen im Teich!

* * *

„Was seid ihr doch für Jungens!" rief da einer aus unsrer Mitte. „Was laßt ihr euch vom Wetter verdrießlich machen? Wir wollen dem Wetter hohnsprechen, uns um dasselbe gar nicht kümmern! Heilô Narrô!"

Das brachte Leben in unsre Gesellschaft, das machte die trüben Gesichter wieder fröhlich.

„Hugh, wha hugh!" rief ein andrer. „Die alte Rothaut hat recht! Aber was soll geschehen?"

„Laß mich mit deiner Rothaut ungeschoren! Ich sagte es euch doch schon, als wir uns noch zwischen den Schulbänken auf die Ferien freuten, daß es heuer mit dem Indianerspiel nichts mehr wird! Wir können Germanen und Römer spielen, wir können Schanzen aufwerfen und Brücken schlagen, wir können in den Hainen Opferfeste halten, aber wir wollen nicht mehr „Skalpieren" spielen. Also laß deine Rothaut, Camillo!"

„Wenn ihr wieder streitet, sind wir so klug wie zuvor. Was schlägst du vor, Hans?" so fragte ein dritter.

„Hört mich," entgegnete jener.

Alle stellten wir uns um Freund Hans herum und beschwichtigten Camillo, der sich in seiner Rothautehre gewaltig gekränkt fühlte.

Hans begann:

„Da seht euch einmal im Kreise um, was seht ihr?"

Alle blickten wir uns um, jeder wollte etwas noch Unentdecktes sehen, doch keiner sah mehr, als er dort täglich gesehen, nämlich ein großes saalartiges Zimmer mit mehreren Verbindungsthüren zu andern Gemächern, das Klavier und die übrigen Einrichtungsstücke.

Fast ärgerlich rief da einer: „Nichts sehen wir andres, als was wir längst gesehen haben."

„Das kommt davon, weil ihr keine Phantasie besitzt. Ich sehe hier ein ‚wunderschönes Theater' stehen, mit allem was dazu gehört, und sehe auch schon uns selber als künstliche Menschendarsteller mit Helm und Schwert, als alte Germanen, als moderne Salonhelden, ja sogar als Banditen und Giftmischer, als — —"

„Hans leidet am zweiten Gesicht!" lachten wir alle; dann aber gaben wir ihm recht, daß es sehr schön wäre, wenn wir ein Haustheater hätten, aber — wo es hernehmen?

„Weil ihr glaubt, ich habe das zweite Gesicht, so will ich euch noch mehr von dem erzählen, was ich hier im Geiste sehe.

Große Haustheater-Galavorstellung.

Das ‚Theater' natürlich ist nur das Schlußbild, wie der Apfel, den ihr esset erst hatte im Keim zum Baume werden müssen, der lange brauchte bis er grünte, blühte und Früchte reifen ließ, deren eine eben jener Apfel ist. So auch sehe ich hier zuerst eine ‚Tischlerwerkstätte', in welcher wir allesamt arbeiten. Dann sehe ich hier noch den ‚Malersaal', dann den ‚Probesaal' und so fort, bis es zum Theater selber kommt. Begreift ihr mich nun?"

Da ging uns freilich plötzlich ein Licht auf, und auch wir sahen — ohne zweites Gesicht — jetzt auch das Theater, wir hörten sogar tumultarisches Beifallsklatschen, und dann sahen wir wie einer der Schauspieler sich verneigte und wieder verneigte. Das machte uns überaus glücklich, denn jeder sah in dem Gerufenen natürlich keinen andern als sein teures, höchsteigenes Ich.

Aber Hans war kein Träumer. Als der erste Begeisterungsjubel vorüber war, als wir alle durcheinander schwatzten, von dem was wir spielen wollten, da gebot er mit kräftiger Stimme „Silentium!" und hemmte so die oft gefährliche Folge der Phantasie, das sogenannte „Luftschlösserbauen".

„Wenn man ein Werk beginnt," so hub er an, „muß man zuerst wissen was man will, dann aber die nächsten Mittel suchen, sein Ziel zu erreichen. ‚Wer will was er kann, der kann was er will!' das merkt, Kameraden! Wir dürfen daher nur das wollen, was wir können; was über unsre Kräfte ist, dürfen wir gar nicht anstreben, denn das wäre nur Zeit- und Mühevergeudung. Also ans Werk!"

Jetzt war Leben in uns gekommen.

Rasch wurde der Werkzeugkasten geholt, und mit Maßband und Maßstab hantiert, um die Bestimmung der Größenverhältnisse zu suchen. Noch aber hatten wir die Tischlerwerkstätte nicht etabliert, als unsre Mama erschien, und heftig dagegen protestierte, hier in diesem Raum unsre Pläne auszuführen. Gegen das Theater war sie allerdings nicht eingenommen, aber von einer „Tischlerwerkstätte", einem „Malersaal", u. s. w. in ihrem Klavierzimmer, davon wollte sie absolut nichts wissen.

Aber Hans wußte Rat, denn er wollte was er konnte.

Es war nicht viel des Bittens zu verschwenden nötig gewesen, so hatte Mama ihre Einwilligung dazu erteilt, daß eines der Gastzimmer der Villa zur Tischlerwerkstätte eingerichtet werden durfte. Rasch waren die uns hindernden Möbel aus diesem Raum geschafft, dafür aber darinnen die Hobelbank und einige alte Tische und Bänke aufgestellt worden. Bald war die Werkstätte eingerichtet und die Arbeit begann.

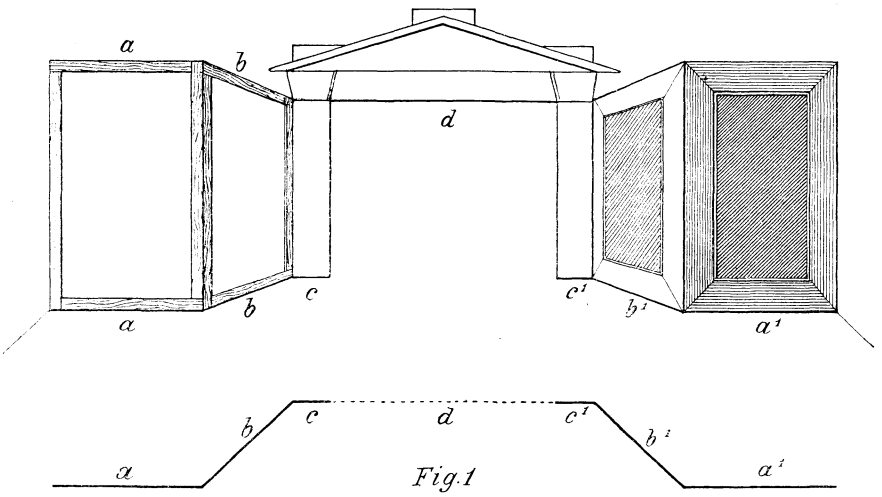


Fig. 1

Der Haustheaterbau. Das Proscenium.

Zuerst sollte das „Proscenium" geschaffen werden, das zur Basis des ganzen Theaterbaues werden mußte. Dieses Proscenium ist nicht nur berufen die Bühne, den Raum wo die Schauspieler auftreten, vom Zuschauerraum zu trennen, sondern auch dazu, dem wechselnden Bilde, das die Vorstellung bietet, der sogenannten „Scene", zum gefälligen Rahmen zu dienen, in welchen sich dann alle Dekorationsstücke einzufügen haben.

Bei der Verfertigung dieses wichtigsten Gegenstandes war daher reifliches Ueberlegen geboten, denn das Proscenium ist die Basis der Technik eines Haustheaters. Es muß nicht nur das betreffende Zimmer in die zwei Teile des Bühnen- wie des Zuschauerraumes zerlegen, es darf keine der Thüren verstellen, und es darf selbstverständlich auch den Wohnraum, in dem es aufgestellt wird, nicht beschädigen.

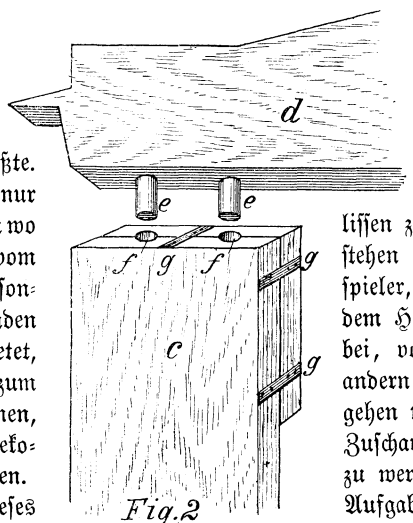


Fig. 2

Der Haustheaterbau.
Die Verzapfung des Prosceniumsturzes.

Da das Theater aus ganz begreiflichen Gründen erst kurz vor jeder Vorstellung aufgeschlagen, nach derselben aber wieder abgetragen werden muß, so war auch darauf Bedacht zu nehmen, es leicht zerlegbar zu machen, sowie nicht minder zu berücksichtigen, daß es im zerlegten Zustande möglichst geringen Raum zur Aufbewahrung erfordere.

Dies waren die Bedingungen, die dem Baumeister die Sachlage vorschrieb; sie waren nicht gar zu leicht zu nennen. Aber es gab noch weit mehr zu berechnen. Die Breite der Bühne mußte doch zum allermindesten 4 m betragen, um die Schauspieler nicht allzusehr zu beengen; sie mußte eine Höhe von wenigstens 3 m erreichen, um bei Gefechtsscenen, den Heldendarsteller nicht immer in die Wolken hauen oder gar den Mond aufspießen zu lassen. Auch mußte die Bühne zum allerwenigsten 3 m Tiefe besitzen, und überdies hinter dem Hintergrund („Dekoration") wie rechts und links von der Bühne (hinter den Coulissen) genügenden Raum zum Verkehr übriglassen. Hinter den Coulissen zu beiden Seiten stehen ja die Schauspieler, welche oft hinter dem Hintergrunde vorbei, von der einen zur andern Coulissenseite gehen müssen, um vom Zuschauer nicht gesehen zu werden. Auch diese Aufgabe wollte gelöst sein.

Doch Hans war nicht in Verlegenheit zu bringen.

Während er maß und zeichnete und berechnete, hatte sich Camillo hingesetzt, und auf einen breiten Pappstreifen mit Lapidarlettern das Wort „Theaterbaukanzlei" geschrieben, die Schrift noch hübsch umrandet, und die Tafel dann unter gewaltigem Hurragebrülle sämtlicher an-

wesender Kameraden an die Thüre der Tischlerwerkstätte genagelt.

Jetzt verschaffte sich Hans Latten, wie solche quer über die Dachsparren genagelt werden, wo sie die Schieferplatten oder Dachziegel zu tragen haben. Aber die waren rauh und ungehobelt. Manchen Tropfen Schweißes bedurfte es, um sie glatt zu hobeln.

Schon zogen aus dem Leimtiegel die aromatisch duftenden blauen Ringelwölkchen empor, welche den Tischlerwerkstätten jenen eigentümlichen Geruch verleihen, der just nicht an die Rosengärten des Kaisers Heliogabalus erinnert. Das kümmerte uns aber wenig; wir zeigten, daß wir konnten, und so hofften wir freudig auf das Gelingen von dem was wir wollten.

Die fein säuberlich gehobelten Latten waren zurechtgeschnitten und zu je zwei Paaren von Rahmen zusammengefügt (Fig. 1, a a^1, b b^1), welche nun an der Außenseite mit Pappe beleimt wurden.

Während dies geschah, hobelte Hans zwei schwere Bretter glatt (Fig. 1 c, c^1). Beide waren 3 m hoch wie die Rahmen, aber nur 30 cm breit.

Waren die mit Pappe überzogenen Rahmen bestimmt, die Seitenwandungen des Prosceniums (a b und a^1, b^1) zu bilden, so mußten diese beiden Bretter die Prosceniumspfeiler (c und c^1) selber abgeben, welche den ganzen Bau nebst dem Prosceniumssturz, (d) und der Kurtine oder dem Vorhange zu tragen haben werden. Darum müssen diese Teile (c, c^1 und d) am festesten und genauesten gearbeitet und gefügt sein.

Nachdem die beiden Prosceniumspfeiler glatt gehobelt waren, wurden auf deren oberen inneren Enden je ein Holzbrett von gleicher Stärke (Fig. 2) angeleimt, und mit Eisenbändern (g, g, g) wie mit Schrauben sicher befestigt. Dann wurden die beiden Zapfenlöcher (F F) vorsichtig und rein herausgebohrt.

Während nun die minder Geschulten von uns die fertigen Rahmen und Bretter mittels Eisenscharnieren (nach Fig. 1) zu den beiden Wandungen a, b, c und a^1, b^1, c^1 verbanden, plagte sich Hans redlich ab, aus dem 4,80 m langen schweren Brette den Prosceniumsturz d herauszusägen.

Endlich war ihm auch das gelungen. Noch wurden die Zapfen (Fig. 2 e, e) eingesetzt, womit die Grundlage unsres Theaterbaues als vollendet betrachtet werden konnte.

Noch stellten wir rasch das Gerippe des Prosceniums auf, und hatten unsre Freude daran, zu sehen, wie genau alles sich fügte und fest stand.

Schon aber war die Dämmerung hereingebrochen. Noch immer glotzte höchst gelangweilt der Laubfrosch unter seinem Fliegenschwamm-Regendach hervor, noch immer ticktackten die Dach- und Blatttropfen draußen in das aufgeweichte Erdreich. Wir aber waren guter Dinge, denn eine gewaltige Arbeit war gethan, welche uns als Frucht manche fröhliche Stunde in der Zukunft versprach.

Der Hobel wurde hingelegt, das Prosceniumsgerippe auseinander genommen und an die Wand gelehnt, denn schon kam unsre gute Mama um uns zum Abendessen abzuholen.

Heute gab's keine mürrischen Gesichter um unsern Tisch, und das Abendbrot mundete uns wie selten vorher.

Der schwebende Teller.

An der auf dem Tische stehenden Wasserflasche läßt sich ein hübsches Experiment ausführen, wenn wir uns dazu aus der Küche einen Teller, einen Schaumlöffel und einen Schöpflöffel holen. Letzteren hängen wir mit seinem Haken an den Rand des Tellers und klemmen ihn mit Hilfe einer dazwischen geschobenen Korkscheibe an diesem fest. Nun nehmen wir beide in die eine Hand und legen den Teller mit seinem Rand auf den Rand der Wasserflasche. Dann hängen wir mit der andern Hand den Schöpflöffel an den Schaumlöffel und suchen durch Ausprobieren die richtige Zusammenstellung zu erreichen, bei der alles im stabilen Gleichgewichte schwebt. Und endlich rufen wir Eltern und Geschwister herbei, damit sie unser Kunstwerk schauen, bitten sie aber, recht vorsichtig aufzutreten, sonst gibt's — Scherben.

Sanduhrrätsel.

a	a	a	a	a	a	b	b	**c**
	e	e	e	e	e	e	**g**	
		h	h	i	i	**i**		
			i	l	**l**			
				l				
			l	l	**m**			
		m	n	n	o	**o**		
	o	ö	p	r	r	r	**s**	
s	s	s	t	t	t	u	u	**u**

Diese Buchstabengruppe soll derartig geordnet werden, daß in den wagerechten Reihen folgende Wörter entstehen:

1. Eine Stadt in Palästina, 2. eine Kaiserin, 3. ein Volk des Altertums, 4. eine Musiknote, 5. eine Musiknote, 6. ein linker Nebenfluß des Rheins, 7. eine Schlinge, 8. ein aus der Bibel bekanntes Gebirge, 9. eine Stadt auf der Halbinsel Krim.

Ist alles gefunden, so nennen die beiden in der Mitte sich schneidenden, durch fetten Druck bezeichneten Reihen von oben nach unten zwei bekannte Städte.

Rätsel.

Was kopflos gegessen vielleicht
du schon,
War einst eine Gottheit in Babylon.

Auflösung des Rätsels in Nr. 3.

„Elster."

Auflösung des Rätsels in Nr. 3.

„Schacht, Acht."

Buchstabenumstellungsrätsel.

1. Liste, 2. Tunis, 3. Unart, 4. Schritt, 5. Star, 6. Alwine, 7. Coulisse, 8. Ungar, 9. Ladengang, 10. Aline, 11. Bergsalz, 12. Altar, 13. Seine, 14. Oberst.

Ihr sollt jedes dieser Wörter dadurch in ein andres verwandeln, daß ihr irgend einen Laut ändert und dann eine Umstellung der Buchstaben vornehmet; z. B. Pluto = Tulpe, Ahorn = Horaz. Die neuen Wörter sind:

1. ein hebräischer Prophet, 2. ein Fluß in Asien, 3. eine Stadt in Oberitalien, 4. ein Fluß im asiatischen Rußland, 5. ein Bergstock in den Karpathen, 6. ein Hilfsmittel beim Zeichnen, 7. eine altgriechische Stadt, 8. ein Düngmittel, 9. eine dänische Insel, 10. eine Stadt in Rußland, 11. eine Stadt in Oesterreich, 12. ein Mädchenname, 13. eine Stadt in der preußischen Rheinprovinz, 14. eine Stadt in Anhalt.

Verbindet ihr dann die Anfangs- und Endbuchstaben (ch gilt als ein Buchstabe) der so gefundenen Wörter, so ergibt sich ein bekanntes Sprichwort.

Die Mannschaften amerikanischer Kriegsschiffe

sind in der Regel aus einem bunten Gemisch aller Nationen zusammengesetzt und es kommt häufig vor, daß die Zahl der eingeborenen Amerikaner sich gegen die der Ausländer in der Minderheit befindet. Eine treffende Illustration hierzu liefert ein amerikanischer Kreuzer, dessen Bemannung aus 177 Amerikanern, 43 Iren, 14 Deutschen, 13 Japanesen, 13 Engländern, 10 Norwegern besteht und der außerdem noch Schweden, Finnen, Dänen, Schweizer, Griechen, Portugiesen, Belgier, Malteser, Italiener, Holländer, Chinesen unter seinem Schiffsvolk aufzuweisen hat: über einer solchen polyglotten Musterkarte flattert das Sternenbanner.

Der Marquis d'Orches

hatte einen Preis von 20000 Frank ausgesetzt für die Entdeckung einer praktischen Methode, den eingetretenen Tod auch in der ärmsten Hütte deutlich zu erkennen. Dr. Canière von St. Jean du Gard errang diesen Preis. Sein einfaches untrügliches Experiment besteht darin, in einem dunkeln Raume die Hand des Toten oder Totgeglaubten gegen eine Flamme zu halten. Ist der Tod noch nicht eingetreten, so scheinen die Finger besonders an den Umrissen transparent mit einem rosigen Anflug. Hat aber das Leben aufgehört, so verdeckt die Hand das Licht, wie eine Hand von Holz, und grenzt sich scharf gegen die Strahlen ab.

Das Vermächtnis des Inka.

Von Karl May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers", „Geist der Llano estakata", „Kong-Kheon, das Ehrenwort", „Die Sklavenkarawane", „Der Schatz im Silbersee" u. a.

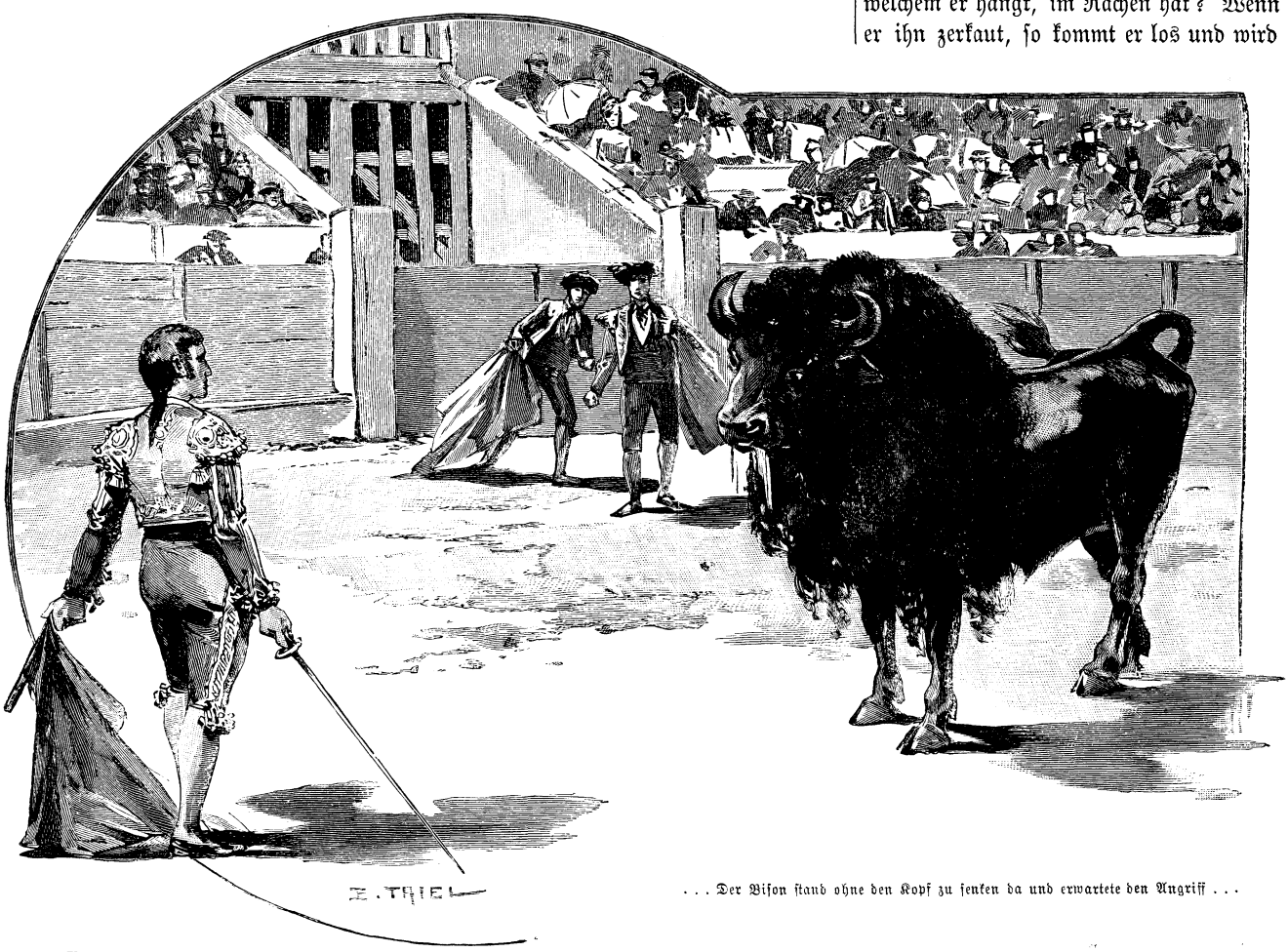
(Fortsetzung.)

„Tirad los buscapies, tirad los buscapies — werft die Schwärmer, werft die Schwärmer!" brüllte einer der Zuschauer, und die andern riefen es ihm nach.

Der Präsident gab mit der Hand das Zeichen, daß man diesem Wunsche willfahren möge. Da wendete sich derjenige Kamerad des Weißbärtigen, welcher ihm zur Rechten saß, mit der Frage an ihn:

„Meinst du, daß er sich reizen lassen wird, Carlos? Ich glaube, daß er den Büffel mehr fürchtet, als das Feuerwerk."

„Und ich glaube, daß es leicht ein Unglück geben kann," antwortete der Gefragte. „Siehst du nicht, daß er den Lasso, an welchem er hängt, im Rachen hat? Wenn er ihn zerkaut, so kommt er los und wird



. . . Der Bison stand ohne den Kopf zu senken da und erwartete den Angriff . . .

nicht den Bison, sondern Menschen anfallen."

Das im Sande hingestreckte Tier kaute allerdings an dem Lasso, was aber von den Cirkusbediensteten gar nicht beachtet wurde. Sie brannten, im sichern Hinterhalte sich befindend, Schwärmer an und warfen dieselben nach dem Jaguar. Dieser wurde getroffen, sprang auf und ließ den Lasso aus dem Maule fallen; der Riemen war fast ganz zerbissen. Da erreichten die Zündfunken den Pulversatz, und das Feuer begann zu sprühen. Der Jaguar brüllte vor Schreck und that einen weiten Sprung; der Lasso wurde angespannt und zerriß an der zerbissenen Stelle; das Raubtier war frei.

Das Publikum begrüßte dieses unerwartete Ereignis mit jauchzendem Beifalle, denn man war überzeugt, daß der Jaguar seine Freiheit nun sofort zu einem Angriffe auf den Bison benutzen werde. Er rannte allerdings auf diesen zu, wendete sich aber, als der Büffel ihm die Hörner zeigte und sich gar anschickte, auf ihn loszugehen, zur Seite, jagte in wenigen Sätzen in der Arena hin und her und duckte sich dann nieder, die rollenden Augen empor nach den ihm gegenüberliegenden Sitzplätzen richtend.

„Estad atento — aufgepaßt!" rief der Weißbärtige. „Jetzt kommt es so, wie ich vermutet habe. Das Tier wird über die Schutzwand gehen."

„Por amor de Dios — um Gottes willen, das wird er doch nicht!" schrie der Privatgelehrte, als er diese Worte hörte. „Die Bestie schaut gerade direkt zu mir herauf, als ob sie mich verschlingen wolle."

Er fuhr von seinem Sitze empor und machte eine Bewegung, als ob er fliehen wolle, was aber bei der Enge der Plätze ganz unmöglich war. Diese hastige Bewegung des kleinen, noch dazu rot gekleideten Männchens zog die Aufmerksamkeit des Jaguars erst recht auf sich. Das Tier hob den Hinterkörper halb empor, stieß ein kurzes, heiseres Brüllen aus und flog dann in einem weiten Satze gegen die hölzerne Scheidewand. Es gelang ihm, den obern Rand derselben mit den Vordertatzen zu erreichen und den Körper nachzuziehen.

In diesem Augenblicke verstummte alles Geschrei; es trat eine so tiefe Stille ein, daß man das Kratzen der Klauen des Raubtieres an den Balken deutlich hörte. Jedermann sah, daß der Jaguar es auf das rote Männchen abgesehen habe. Alle, die in der Nähe desselben saßen, waren hoch gefährdet. Welche Verwüstung mußten die Pranken und Zähne des wilden, vor Hunger knirschenden Tieres unter diesen so dicht sitzenden Personen anrichten! Man war überzeugt, daß der Jaguar sofort den zweiten Sprung thun werde; er that ihn nicht; er blieb noch auf der Scheidewand hängen, denn sein Auge wurde durch einen andern Gegenstand angezogen, und dieser Gegenstand war der graubärtige Señor, welcher sich gestern Hammer genannt hatte.

Dieser war nämlich, als das Tier zum Sprunge angesetzt hatte, von seinem Sitze aufgefahren und hatte dem Gelehrten den Poncho von den Schultern und das Messer aus dem Gürtel gerissen. Das letztere in der rechten Hand haltend, wickelte er sich den ersteren um den linken Arm und sprang auf die Vorderlehne seines Sitzes. Das war so blitzschnell geschehen, daß er diesen Fußhalt in demselben Augenblick erreichte, in welchem der Jaguar auf die Bretterwand gelangte.

„Punto en boca," gebot er mit seiner kräftigen, weithin schallenden Stimme; „ninguno menease — still, niemand bewege sich!"

Dann sprang er auf die Scheidewand des nächsten und zweitnächsten Vordersitzes, welche leer zu sein schienen, aber es nicht waren; die Inhaber derselben waren vor Entsetzen unter dieselben gekrochen. Noch ein Schritt, und Hammer stand auf dem vordersten Sitze, dem Jaguar so nahe gegenüber, daß er ihn mit der Hand erlangen konnte. Das Tier hatte die Bewegungen des riesenhaften Deutschen mit glühenden Augen verfolgt, ohne dieselben durch den erwarteten zweiten Sprung zu verhindern; es sah sich angegriffen, ohne aber den Gegenangriff zu wagen; es hielt sich mit drei Tatzen fest, riß den Rachen auf und hob die eine Vorderpranke zum abwehrenden Schlage empor. So hielten Mensch und Tier, die Augen ineinander gebohrt, einige Sekunden einander gegenüber. Da nahm Hammer, um die rechte Hand frei zu bekommen, das Messer zwischen die Zähne und stieß dem Jaguar die Faust mit solcher Kraft gegen den Hinterkörper, daß dieser den Halt verlor; seine hinteren Pranken glitten von der Bretterwand; er suchte sich mit den vordern festzuhalten und fauchte den Feind wütend an, erhielt aber von diesem einen solchen Hieb auf die Nase, daß er auch vorn abglitt und in die Arena zurückstürzte. Diejenigen, welche sich in Gefahr befunden hatten, waren gerettet.

Aber damit begnügte sich der Deutsche nicht. Er sprang auf die Wand und, zum Schreck aller Zuschauer, in die Arena hinab. Ein vielstimmiger Schrei erscholl rundum, denn der kühne Mann kam gerade vor den Jaguar zu stehen, welcher sich laut brüllend zum Sprunge niederduckte.

Nun geschah etwas, was niemand für möglich gehalten hätte. Hammer nahm das Messer aus dem Mund, setzte den linken Fuß vor und hielt dem Tiere den linken, durch den Poncho geschützten Arm entgegen. War es diese sichere Haltung, oder war es die Macht des weit geöffneten grauen Auges, dessen nicht zuckenden Blick der Jaguar auf sich gerichtet sah — — er unterließ nicht nur den Sprung, sondern setzte die Pranken langsam hinter sich, um sich in schleichender Haltung zurückzuziehen. So allmählich, wie er wich, folgte ihm der Deutsche Schritt um Schritt, ohne ihn auch nur für einen Moment aus dem Auge zu lassen. Das Raubtier nahm wie ein geprügelter Hund den Schwanz zwischen die Beine und retirierte immer schneller, in die Flucht getrieben durch die Macht eines furchtlosen Menschenauges, welcher es nicht zu widerstehen vermochte. Da ertönte von einem der entferntesten Plätze herab der Ruf:

„Que maravilla! Este caballero es el padre Jaguar — welch ein Wunder! Dieser Herr ist der Vater Jaguar!"

„Ist das wahr?" fragte eine andre laute Stimme.

„Es ist wahr. Ich kenne ihn sehr genau. Er ist es."

Hatte man bis jetzt vor banger Erwartung kaum zu atmen gewagt, so fühlte man sich beim Klange dieses berühmten Namens von aller Sorge befreit. Man hatte ja so oft gehört, daß es nur des Auges dieses Mannes bedürfe, um einen Jaguar in die Flucht zu treiben. Es erhob sich ein Beifallssturm, wie er selbst hier wohl nur selten gehört worden war.

„El padre Jaguar, el padre Jaguar!" so riefen alle Lippen.

Es war ein wahres Brausen von Stimmen in allen möglichen Tonlagen. Dieser unbeschreibliche Lärm schüchterte das Raubtier noch mehr ein. War es bisher nur rückwärts geschritten, so wendete es sich jetzt um und rannte davon, der Thür entgegen, aus welcher es vorhin gekommen war. Sie war verschlossen

worden. Der Deutsche folgte mit schnellen Schritten und gebot mit selbst in diesem Lärm noch hörbarer Stimme:

„Abrid la ponerta, presto, presto — öffnet die Thür, schnell, schnell!"

Der mit diesem Dienste betraute Peon zog von seinem sichern Standorte aus die Fallthür empor und ließ sie, als der Jaguar in den nun offenen Käfig sprang, wieder nieder. Das Raubtier war unschädlich gemacht.

Jetzt brach ein Applaus los, welcher gar kein Ende nehmen wollte. Der Vater Jaguar schritt nach der Mitte der Arena, verbeugte sich rundum und ging dann nach der Schutzwand, von welcher er vorhin den Jaguar getrieben hatte, schwang sich hinauf und stieg dann von Lehne zu Lehne, bis er seinen Sitz erreichte. Dort gab er dem Privatgelehrten den Poncho und das Messer zurück und sagte:

„Dank, Señor! Und Verzeihung, daß ich nicht Zeit hatte, Sie erst um Erlaubnis zu bitten!"

„Hat nichts zu sagen, obgleich Sie mir mit dem Poncho auch den Hut und das Kopftuch herabgerissen haben," antwortete der Kleine. „Wozu Sie das Messer brauchten, kann ich begreifen; aber bitte, mir zu sagen, warum Sie die Decke mitnahmen?"

„Um meinen Arm, den ich als Schild benutzen wollte, vor den Zähnen und Krallen des Jaguars zu schützen."

„Señor, Sie sind ein Held, lateinisch, doch in griechischer Abstammung, Heros genannt. Ihre Tapferkeit, die, ohne aus dem Griechischen zu stammen, lateinisch Fortitudo, Virtus bellica und auch Strenuitas heißt, bewundere ich aus vollem Herzen. Sie haben das Untier wie eine Hauskatze vor sich hergetrieben. Was wird aber nun mit dem Büffel, Bison americanus, werden?"

„Das können Sie sofort sehen, wenn Sie Ihre Aufmerksamkeit nach der Arena richten wollen."

Der Bison hatte sich in den Sand gestreckt und war da auch vorhin ruhig liegen geblieben, als der Vater Jaguar den Kampfplatz betreten hatte. An einen Kampf zwischen ihm und dem „Tiger", wie der Gaucho den Jaguar nennt, war nun nicht mehr zu denken. Darum verlangte das Publikum jetzt das abermalige Auftreten der Stierkämpfer, die sich mit dem Bison messen sollten. Diese Aufforderung geschah in so stürmischer Weise, daß man ihr nachkommen mußte. Die Toreadores kamen nach kurzer Zeit in der schon beschriebenen Weise herein, um den Kampf mit diesem letzten und gefährlichsten Gegner aufzunehmen. Dieses Mal war nur ein Espada vorhanden, nämlich Crusada aus Madrid, doch kam nach einigen Minuten Antonio Perillo nach. Er hinkte infolge seiner Verwundung, die allerdings nur eine leichte war, hielt es aber für ein Gebot der Ehre, trotz dieser Verletzung an dem Schauspiele mit teilzunehmen.

Der Bison wurde zunächst von den Picadores umringt. Er blieb liegen, als ob sie gar nicht vorhanden wären. Da schleuderte einer von ihnen seine Lanze nach ihm. Sie fuhr einige Zoll tief in den Höcker. Da er sich so gleichgültig gezeigt hatte, hielten die Picadores es nicht für nötig, sich nach diesem Lanzenwurfe schnell zurückzuziehen; sie hatten sich geirrt. Kaum fühlte er die Verwundung, so sprang er zu gleichen Beinen und viel schneller auf, als man es bei seinem schwerfälligen Körperbau hätte für möglich halten können, und schoß auf den Angreifer los. Ehe dieser Zeit fand, sein Pferd zu wenden, hatte dieses die Hörner des Bison schon in den Weichen und wurde aufgehoben und so zur Seite geworfen, daß es auf seinen Reiter zu liegen kam. Mit derselben Schnelligkeit machte der Büffel eine Seitenbewegung, um auf den nächsten Picador einzudringen. Dieser floh; aber es zeigte sich, daß sein Pferd nicht schneller als der Bison war. Dieser stürmte hinterdrein, ohne auf die andern Picadores und Banderilleros zu achten, welche ihn mit ihren Lanzen und Stäben stören wollten. Er erreichte das Pferd und stieß ihm das eine Horn in die Seite, so daß es zum Stürzen kam und den Reiter aus dem Sattel warf. Der Büffel hatte es mehr auf den Mann als auf das Pferd abgesehen; ehe sich derselbe aufraffen konnte, war er erreicht, schwebte auf den Hörnern des ergrimmten Tieres, wurde in die Luft geworfen, wieder aufgefangen, abermals emporgeschleudert und dann unter den Füßen zerstampft. Der Mann schrie nicht, sondern brüllte um Hilfe; man wollte sie ihm bringen, aber der Büffel achtete nicht auf die neuen Angreifer und auf die Lanzen, die ihm durch die dicke Haut drangen; er ließ nicht von dem Picador ab, bis dieser eine formlose Leiche war. Dann trat er um einige Schritte zurück und stieß ein Gebrüll aus, gegen welches dasjenige des Jaguars ein Kindergeschrei zu nennen war.

Von allen Seiten wurde ihm Beifall zugerufen. Wer noch eine Blume hatte, warf sie ihm zu, und das Klatschen so vieler Hände machte einen beinahe betäubenden Eindruck auf die wenigen Personen, welche sich durch eine so wilde und blutige Scene abgestoßen fühlten.

Der Bison schüttelte die Speere ab und sah sich nach einem neuen Opfer um. Er fand es nur zu bald und leicht. Der erste Picador war von einigen Banderilleros unter seinem Pferde hervorgezogen worden; er sollte fliehen, konnte es aber nicht, da er das Bein gebrochen hatte. Man mußte ihn, um ihn zu retten, forttragen. Drei Banderilleros hoben ihn auf, um sich schnell mit ihm zu entfernen; aber noch schneller war der Büffel hinter ihnen drein, und was nun folgte, geschah in noch viel kürzerer Zeit, als man zur Beschreibung desselben bedarf. Man sah den wütenden Stier mit Kopf und Nacken in die Gruppe fahren und dieselbe auseinander schleudern; dann folgten Hörnerstöße nach rechts und links, ein schrecklich zu vernehmendes Stampfen der Füße — — einer der Banderilleros vermochte sich zu retten; zwei blieben liegen, und auch der Picador war tot. Ein junger, mutiger Banderillero riß einem Picador die Lanze aus der Hand und sprang von hinten auf den Büffel ein, um sie ihm in den Leib zu rennen. Das Tier aber hatte seine Absicht bemerkt, warf sich blitzschnell herum und senkte den Kopf zum Stoße. Die Lanze glitt an dem eisenfesten Hörnergrunde ab, und im nächsten Augenblicke wurde der tapfere Fechter in die Luft geschleudert, um dann unter die Hufe des Siegers zu kommen.

Dann rannte der Bison im Galopp, und nach neuen Opfern brüllend, in der Arena umher. Entsetzen packte die Toreadores. Sie flohen nach allen Seiten. Wer nicht durch das rasch geöffnete Thor entkommen konnte, schwang sich auf und über die Rettungswand. Die Toreadores warfen sich von ihren Pferden, die armen Tiere preisgebend, um nur sich in Sicherheit zu bringen. Einige Pferde entkamen durch das Thor; die übrigen wurden niedergerannt. Dazu das Beifallsgebrüll der hochbegeisterten Menge. So einen toro hatte man noch nicht gehabt, überhaupt noch nie gesehen. Daß seine Tapferkeit und ungeheure Stärke so viele Opfer gefordert hatten, wurde nicht beklagt, sondern bejubelt; man gab sich mit seinem bisherigen Erfolge keineswegs zufrieden,

sondern die erregte Zuschauermenge schrie in einem fort:

„Los espadas, los espadas; fuera, adelante los espadas — die Espadas, die Espadas; heraus, vorwärts die Espadas!"

Es waren, wie erwähnt, nur zwei Espadas erschienen, Antonio Perillo und der berühmte Crusada aus Madrid; die andern waren vorher kampfunfähig gemacht worden. Crusada hatte sich durch die Thür geflüchtet, und Perillo war, durch seine Verwundung an schnellem Laufen verhindert, auf die Holzwand geklettert. Dort saß er jetzt und entgegnete, als man seinen Namen rief und dann auf seine Antwort wartete:

„Este bufalo es un demonio; el diablo debe combatir contra esta bestia, mas yo eso no — dieser Büffel ist ein Dämon; der Teufel mag mit ihm kämpfen, aber ich nicht!"

Ein verächtliches Gelächter war sein Lohn; dann rief man nach Crusada, dieser war noch unverletzt und mußte sich sagen, daß sein Ruhm dahin sei, wenn er sich jetzt als ein Feigling zeige. Aber ganz allein konnte er sich unmöglich an den Büffel wagen; er mußte Helfer haben, welche die Aufgabe hatten, im Falle der Gefahr die Aufmerksamkeit des Tieres von ihm ab und auf sich zu lenken. Aber nur gegen das Versprechen einer hohen Belohnung ließen sich drei Banderilleros bereit finden, den schlimmen Gang mit ihm zu wagen. Als die vier in die Arena traten, wurden sie mit beifälligen Bravorufen empfangen.

Der Bison hatte sich noch keineswegs beruhigt. Er ging von einer Tier- und Menschenleiche zur andern, um zu untersuchen, ob etwa noch Leben vorhanden sei, und warf dabei die Körper und Kadaver mit den Hörnern hin und her. Er blutete aus mehreren Wunden, welche jedoch nicht tief und gefährlich waren. Als er die neuen Angreifer sah, richtete er den zottigen Kopf gegen sie, stampfte den Boden mit den Füßen und ließ ein herausforderndes Brüllen hören.

„Was meinst du, Carlos, was geschehen wird?" wurde Vater Jaguar von seinem Nachbar gefragt.

„Wer von ihnen nicht flieht, ist verloren," lautete die Antwort. „Es ist Menschenmord, diese Leute auf den Bison zu hetzen."

„Meinst du, daß er unüberwindbar ist?"

„Nein; aber es gibt hier nur einen einzigen Menschen, der es wagen darf, mit ihm anzubinden."

Eine Schülerreise. Am „Alten Mann" in Badenweiler.

„Wer ist dieser Mann? Meinst du dich selbst?"

„Vielleicht wirst du nachher sehen, wen ich meine. Jetzt sei aufmerksam, denn sie beginnen eben!"

Crusada näherte sich von der Seite her mit langsamen, fast zaghaften Schritten dem Büffel. Er hielt die Muleta, den Stab mit dem seidenen Tuche in der linken, und den blanken Degen in der rechten Hand. Sein kräftiger und schöner Körperbau, welcher durch die reich geschmückte Kleidung noch hervorgehoben wurde, ließ beinahe erwarten, daß er auch jetzt wie schon vorher Sieger bleiben werde. Während die drei Banderilleros sich auf der andern Seite herbeischlichen, hielt der Bison, ohne auf sie zu achten, den Blick nur auf Crusada gerichtet, in dem er seinen eigentlichen Feind erkannte.

Das Tier war nicht nur stark und mutig, sondern auch schlau. Es schien die Absicht seines Gegners zu ahnen und bewegte sich nicht von der Stelle. Es stand, ohne den Kopf zu senken, da und erwartete den Angriff. Crusada war bis auf nur fünf Schritte herangekommen und fühlte sich, da ihm dies gelungen war, des leichten Sieges gewiß. Er sah die breite Brust des Stieres nahe vor sich, ein Ziel, welches nun gar nicht zu verfehlen war. Er schwang also die bunte Muleta, um das Auge des Büffels von sich ab und auf diese zu lenken und sprang auf das Tier ein; es war ein Sprung ins Verderben, in den Tod. Der Stier achtete der Muleta nicht, sondern nur des Mannes. Als der gezückte Degen ihm in die Brust fahren sollte, senkte er den Kopf und fing den Stoß zwischen den Hörnern auf; eine kurze, kaum bemerkbare Bewegung seines Kopfes, und das eine Horn saß dem Espada tief im Leibe; Crusada wurde empor und nach hinten geschleudert. Die drei Banderilleros wollten aus dieser Richtung auf den Bison eindringen; dieser aber machte Kehrt, um Crusada von neuem zu packen, erblickte sie und senkte die Hörner; da rannten sie laut schreiend davon; der Bison aber nahm Crusada nochmals auf die Hörner und schleuderte ihn in die Höhe, um ihn dann unter die Füße zu treten.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Schülerreise ins Gebirge.

(Fortsetzung.)

Wir waren vielleicht erst eine oder zwei Stunden marschiert, als ein Gewitter nach dem andern aufstieg und ein förmlicher Sturm uns unheimlich um die Ohren pfiff, Regen und Hagel auf uns lospeitschte und uns vollständig durchnäßte. Es war keine Möglichkeit, sich durch einen Schirm zu schützen. Unsrer Gesellschaft schien alle Lustigkeit abhanden gekommen zu sein, selbst die beliebten „F. K."-witze verstummten, und still und gefaßt zog die pudelnasse Schar die Straße hinan.

Es sind an den Weg einige Schutzhäuser, mit Wirtschaft angelegt, Cantonieren genannt. Als wir zur dritten kamen, war das Unwetter so schlimm, daß die Wagen nicht mehr weiter konnten und unter dem hallenartigen Unterbau des Hauses halten mußten, um für die armen Pferde etwas Schutz zu finden. Nach ungefähr 4½ Stunden hatten wir die vierte Cantoniera erreicht; sie liegt

2487 m hoch und ist die höchste, ständig bewohnte Niederlassung in Europa.

Hier kam nun bald wieder Leben in die betrübte Gesellschaft. Einer war noch nasser als der andre; aber in den Zimmern dieses Gasthauses war es kalt; im Kamin wurde Feuer gemacht und tüchtige Holzstücke aufgelegt, und rund herum wurden Schuhe und Stiefel gestellt, und wer sich ein Plätzchen in der Nähe des Feuers erobert hatte, suchte seine durchnäßten Strümpfe und Beinkleider zu trocknen.

Aber noch eine sonderbare Ueberraschung wartete hier unser; wir fanden eine gedeckte Tafel, und auf derselben die Speisekarte eines Diners von fünf Gängen. Die zuerst angekommene Partie zu Fuß glaubte erst wieder an eine milde Stiftung, die an diesem Tag, dem Geburtstag von β, besonders geeignet erschien. Aber als α ankam, ergab sich folgendes ergötzliche qui pro quo. Wir hatten wegen eines Nachtquartiers mit Abendessen in diesem Gasthaus angefragt, aber keine Antwort erhalten. Herr Gobbi hatte angeblich geantwortet und nun durch die vorausfahrende Post offenbar benachrichtigt, um 11 Uhr morgens getrost das „bestellte Abendbrot" angerichtet. Er seinerseits und α machten gute Miene zum bösen Spiel und vereinigten sich auf drei Gänge zu zwei Frank, und gern geben wir Herrn Gobbi das Zeugnis, daß alles sehr gut und reichlich war.

Nun hatte man wenigstens etwas Warmes im Magen, und bald hielt auch der Humor wieder Einkehr, der uns auf einige Augenblicke verlassen hatte. α setzte sich in ein andres Zimmer und dichtete einen Hymnus auf β, dessen Geburtstag erst am andern Tage gefeiert werden sollte, drei andre Griechen spielten einen Skat, wovon es in besagtem Hymnus später hieß:

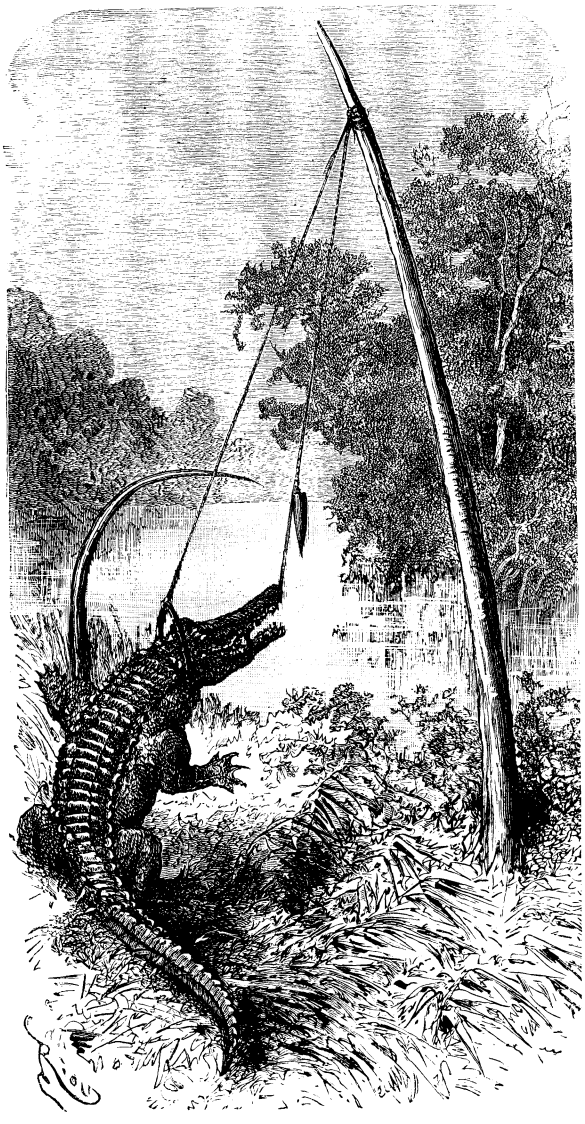
„Und Wind und Wetter heulen
Ums Joch von Stelvio,
Mag's regnen oder schneien,
Sie spielen Skat zu dreien,
Des ist der Felix froh."

Und die jüngeren Kameraden schliefen in den Sofaecken, oder trieben allerei Kurzweil.

So vergingen einige Stunden, während der Regen sich in Schnee verwandelte. Unter solchen Umständen konnten wir nicht daran denken, von hier aus auf den Piz Umbrail zu steigen; wir waren froh, als sich gegen 4 Uhr der Wind legte und die Führer in dem Hause sagten, wir könnten uns jetzt wieder hinauswagen.

So stiegen wir über die Paßhöhe, von einem munteren Schneegestöber begleitet, das auch den leisesten Wunsch des Herzens nach dem verheißenen herrlichen Ausblick auf die Ortlerkette im Keime ersticken mußte; selbst die 20 Minuten nördlich gelegene Dreisprachenspitze zu ersteigen, auf deren Höhe sich die österreichische, schweizerische und italienische Grenze begegnen, und die einen prächtigen Rundblick bieten soll, wäre nutzlos gewesen. Die einzige Aussicht, die wir hatten, war die auf das Heulager in Franzenshöh.

Als wir dort bei ½ Fuß hohem Schnee einrückten, wurden wir mit Neugierde und nicht ohne neidische Entrüstung von einer ganzen Zahl dort eingeschneiter, männlicher und weiblicher Touristen empfangen. „Da sind sie!" hieß es, nämlich die, für welche die wackere Wirtschafterin nicht 7 Betten und 14 Heulager, sondern 21 gute Lagerstellen in 13 Zimmern bewahrt und trotz allen Anstürmens der Unglücklichen, die ganz durchnäßt hier ein Nachtquartier zu finden gehofft hatten, festgehalten hatte. ε, der Führer des Dienstes, strahlte vor Vergnügen, daß er uns diese unverhofft schönen Ruhelager zuweisen konnte, und doch behauptete mancher hinterher sehr stolz, er habe sich den ganzen Tag schon auf das Heulager gefreut.



Die Alligatorfalle.

Das Heu verwendeten wir dazu, um unsre Schuhe und Stiefel damit auszustopfen und in die Küche unter den Herd zum Trocknen zu stellen. Dann ließen wir uns das treffliche Abendbrot gut schmecken, und als wir nachher in den Federn lagen, konnten wir über den Wechsel alles Irdischen sattsam Betrachtungen anstellen, über die Hitze im Oetzthal und die Kälte und den Schnee auf der Stilfser-Joch-Straße.

Man hatte uns für den andern Tag gute Aussichten wegen des Wetters gemacht, weil alles Böse heruntergekommen sei. Und dieses Mal waren die Prophezeiungen nicht trügerisch. Am andern Morgen, als wir durch den Schnee thalabwärts marschierten, hatten wir den herrlichsten blauen Himmel über uns, so freundlich, als wollte er uns für den vorhergegangenen Tag entschädigen. Da that sich denn die ganze Pracht eines Morgens vor uns auf, wie wir noch keinen erlebt hatten. Rechts die mächtig nach dem Thal strebenden Gletscher, der Madatsch-, der Trafoier-, der Ortlerferner, und über ihnen thronend inmitten der zahlreichen firnbedeckten Spitzen die altehrwürdige Gestalt des Ortler selbst; tief unten in grünen Fichten das einsame Kirchlein der heiligen drei Brunnen, weiter thalabwärts auf grünen Matten die Gasthäuser von Trafoi, und im Hintergrund nördlich die breite Schneepyramide der Weißkogel aus den

Oetzthaleralpen. Und über dieser ganzen Landschaft lag, sie zart verhüllend, aber in dem Morgensonnenlichte wunderbare Farbenwirkungen hervorbringend, der bläulichweiße Schleier des frischgefallenen Schnees.

Lange standen wir hier am weißen Knott, dem herrlichen Aussichtspunkt, gefesselt von dem großartigen Bild und dem Himmel dankend, daß er uns unerwartet und gütig einen so ergreifenden Blick in den reichen Schatz der Natur thun ließ.

Den Rest der Straße hatten wir nun bald erledigt. Gegen Mittag nahmen uns im neuen Postgasthaus in Prad zwei Leiterwagen auf, die uns wieder durch ein Stück des Vintschgaues, über Spondinig und Glurns nach Tauffers im Münsterthal, dem letzten österreichischen Ort an der Schweizer Grenze, brachten.

Und da zu einen schönen Morgen ein schöner Abend gehört, wurde hier der Geburtstag von β gefeiert. Unserm verdienstvollen β, welcher seit Jahren mit α die Reisen unternommen und mit seinen geographischen Kenntnissen den Grundstock zu den Entwürfen geliefert hat, kommt noch das besondere Verdienst zu, daß sein Geburtstag jedesmal in unsre Reisetage fällt und so einen willkommenen Anlaß zu gesteigerter Fröhlichkeit bietet, bei welcher die schöne Harmonie zwischen den Griechen und ihren jugendlichen Kameraden herzlichen Ausdruck findet. Auch unser lieber Hauptbuchführer (No. 3) erfreut sich, an demselben Tage das Licht der Welt erblickt zu haben.

So gab es denn auch trotz der dürftigen, engen Räume des einfachen Gasthauses eine sehr gemütliche Feier. Dem Jubilar brachte jede unsrer fünf Abteilungen ihre Glückwünsche dar; heitere und ernste Reden, bei denen namentlich auch der Leiter der ganzen Reise gepriesen wurde, wechselten ab, und besonders fand das von α im Schnee der Stilfser-Joch-Straße gedichtete Festlied allgemeinen Beifall: denn unser lieber β, als er glücklich zu Pferde das Hochjoch genommen, hatte sich fürderhin als tüchtiger Wanderer gezeigt. Und so sangen wir denn:

„Doch rüstig übers Hochjoch
Ist er sodann marschiert,
Ohn' Alpenstock und Eisen
Gar singend muntre Weisen
Hat β es passiert."

Und als es am Schluß hieß:

„Zu Tauffers hier wir feiern
Heut den Geburtstag doch.
Vierzig wird er und fünfe,
Und ob auch naß die Strümpfe,
Der Doktor lebe hoch!"

Da war des Jubels kein Ende.

Unsre jugendlichen Genossen ließen es sich nicht nehmen, durch eine Aufführung zur Festfreude beizutragen, und stellten den Namen des Geburtstagskindes in lebenden Bildern durch einzelne Worte dar, deren Anfangsbuchstaben den einzelnen Buchstaben seines Namens entsprachen, und leisteten folgendes: B (Baby), A (Apollonia, Gläsermarsch), U (Umbrail), M (Mezzolombardo), B (das lahme), A (Alwin, ein früherer Reisegenosse), C (Cantoniera), H (Hochjochhospiz). Als aber die Wirtsleute die Vorbereitungen und nachher das festliche Treiben gewahrten, die Festreden und Gesänge hörten, wollten sie nicht fehlen; sie kamen zu uns herauf, der biedere Wirt und Postmeister von Tauffers und seine Gattin, und stifteten dem Geburtstagskind und seinen Freunden vier herrliche Forellen, die mit Dank angenommen und verzehrt wurden.

Der Abend war der letzte, den wir im heiligen Land Tirol verlebten, aber er war auch einer der schönsten.

(Fortsetzung folgt.)

Angelfischerei auf dem Trockenen.

Ein guter Kamerad ist unser Bursche nicht, das steht fest. Wer einmal seine Bekanntschaft gemacht hat, den gelüstet es nicht zum zweitenmal, wenn er überhaupt mit dem Leben davon gekommen ist. Was diese mit 40 scharfen Zähnen besetzten Kinnbacken einmal gefaßt haben, lassen sie so leicht nicht wieder los. Zwar ist er eigentlich nur im Wasser gefährlich, da er sich auf dem Trockenen nur schwerfällig bewegen kann. Im Wasser dagegen bewegt er sich mit großer Gewandtheit und Schnelligkeit, und erfaßt z. B. Vierfüßer, die zur Tränke kommen, blitzschnell und zieht sie mit sich in die Tiefe, um sie dann, wenn sie erstickt sind, aufs Land zu schleppen und zu verzehren; doch ist es keineswegs ungefährlich, ihm bei einem Spaziergang zu begegnen, am schlimmsten abends spät oder nachts, wo er eine größere Behendigkeit besitzt als bei Tage. Bei Nacht geht der Alligator überhaupt gern auf Raub aus und da ist es ihm ganz einerlei, ob er ein Stück Wild oder ein Haustier oder gar den Hausbesitzer selbst erbeutet.

Der Alligator ist hauptsächlich im Süden der Vereinigten Staaten zu finden. Dort bevölkert er Flüsse und Seen oft in ungeheurer Menge und wird dann zur Landplage. Die Landbevölkerung, die meist aus Farbigen besteht, stellt ihm daher auf alle mögliche Weise nach. Vor allem sucht man seine Nester aufzuspüren, um die Eier, oft hundert in einem einzigen Nest, zu zerstören. Da aber die Alten das Nest bewachen, so hat das immer seine Schwierigkeiten und der Eierdieb büßt es nicht selten mit dem Leben. Sodann sucht man sie ganz jung einzufangen, zur Zeit also, wo sie noch nicht gefährlich sind. Alte Exemplare fängt man in starken Schlingen, die mit einem mit Köder versehenen Angelhaken in Verbindung gebracht sind. Zu diesem Ende werden starke, aber biegsame junge Bäume in die Erde gegraben oder gerammt, an deren oberem Ende man zwei Seile befestigt. Am unteren Ende des einen Seiles befindet sich eine Schlinge, während am andern ein Haken befestigt ist, um welchen ein Köder, frisches Fleisch oder Eingeweide gewickelt werden. Die Stange wird dann mit der Spitze bis in die Nähe des Erdbodens gebogen und in dieser Stellung durch ein hakenförmiges Stück Holz festgehalten. Die Enden der beiden Seile hängen in gleicher Höhe, sie sind aber so angebracht, daß der Alligator den Kopf durch die Schlinge stecken muß, um zu dem Köder zu gelangen. Reißt er nun an diesem, so wird das hakenförmige Stück Holz, das die Spitze der Stange festhält, ausgelöst, die Stange schnellt empor und der Alligator ist in doppelter Weise, an der Schlinge und an dem Angelhaken, gefangen. Unsre Abbildung gibt davon eine Vorstellung. Ein solcherweise gefangener Alligator ist leicht, sei es durch einen Lanzenstich oder Schuß in den Kopf, zu töten.

Man stellt dem Alligator aber auch ob seiner Haut und seines Fettes wegen nach. Die Haut wird zu Leder gegerbt, das man, je nachdem es von einem älteren oder jüngeren Tier herrührt, zu Schuhwerk oder zu Reisetaschen, Schreibmappen, Brieftaschen, Portemonnaies verarbeitet. Es ist ungemein dauerhaft und durchaus wasserdicht. Neuerdings verwendet man ausgestopfte ganz junge Alligatoren auch zu allerlei Phantasieartikeln, zu Trägern von Visitenkartenschalen, Aschen-

bechern u. dgl. Man gibt ihnen dabei allerlei drollige Stellungen, schmückt sie mit Häubchen oder bunten Bändchen, was sich ungemein putzig ausnimmt. Ganz junge Tiere hält man auch zur Belustigung als Haustiere, was freilich ohne Quälerei nie abgeht. In Florida kann man einen jungen Alligator schon zu 50 bis 75 Cents, oder 2 bis 3 Mark nach unsrem Gelde, kaufen.

Der höchste Wasserfall

der Welt ist auf Neuseeland im Arthurthal, nach welchem der Mackinnon-Paß führt. Am Ende dieses Thales befindet sich der wunderbar schöne, Suthernlands-Falls genannte Wassersturz. Von einer Höhe von 1868 Fuß stürzt sich ein Gletscherbach über einen senkrechten Abhang zuerst 815 Fuß tief in einen breiten Kessel, von dem er in einem Sturz von 715 Fuß, und zuletzt von einem zweiten Kessel 338 Fuß tief niederfällt. Farnkräuter und zahlreiche kleine Sträucher, welche in dem unaufhörlichen Staubregen üppig gedeihen, umgeben die Fälle.

Ein Frachtwagen unter dem Schutze von Landsknechten.

Die Unsicherheiten der Personen auf den Landstraßen sind zwar in manchen Gegenden und Ländern auch heute noch trotz aller Polizei vorhanden, die ja nicht überall sein kann, und weil liederliches Vagabundengesindel und Diebsgesellen bei Gelegenheit ihr verbrecherisches Gelüst auf offenen Wegen zu befriedigen suchen; aber das ist doch gar nicht in Vergleich gegen früher zu bringen. Noch bis in unser Jahrhundert hinein war Reisen mit der Post und noch mehr mit dem Wagen oder zu Pferde, wie es häufig geschah, ein Unternehmen, bei dem man unliebsame Abenteuer erleben konnte. In noch früherer Zeit war es geradezu ein Wagnis, dem man sich nicht ohne Schutzbegleitung, wenn irgend möglich, aussetzte.

Die Chroniken und Berichte aus jenen Tagen, in denen die Landstraßen durchweg schlecht und ungepflegt waren, und Raubgesindel aller Art auf ihnen und in den Wäldern nur zu bunt ihr Wesen treiben konnte, sind voll von räuberischen Geschichten, welche die Reisenden erlebten. Als ein entartetes Rittertum außerdem sich auf Wegelagerei und Plünderung der Handelstransporte legte, kamen massenhaft Gewaltthaten auf den Landstraßen vor, gegen welche die Obrigkeiten der Städte mit ihren Mietssoldaten oder ihren bewaffneten Zunftbürgern zu förmlichen Kriegen gegen die betreffenden Raubritterbanden genötigt waren. Dies geschah namentlich im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts, und in Süddeutschland war es am ärgsten. Die Raubritter lauerten den Einzelnen oder Karawanen der Kaufleute auf, um sie auszuplündern oder Lösegeld von ihnen zu erpressen; die Stadtsoldaten brannten dafür den Banditen die festen Schlösser und Schlupfburgen nieder, und fingen sie die Raubgesellen, so machten sie kurzen Prozeß und henkten sie am Galgen vor der Stadt auf, daß ihr Leichnam den Raben zur Beute wurde. Dadurch ward wieder die Rachsucht der Ritter des Faustrechts aufgerufen, und wehe den Kaufleuten, welche ihnen in die Hände fielen und Bürger einer Stadt waren, in denen von ihren Spießgesellen etwelche hingerichtet wurden.

Da berichtet zum Beispiel, um euch liebe Leser einen Fall des näheren vorzuführen — einen unter hunderten — die Nürnberger Chronik: „Am 5. August 1522 kamen auf der Heimreise vom Markte zu St. Annaberg Wolf Strauß, Eisenkrämer, Fritz Neithart, Feilenhauer, beide Bürger von Nürnberg, und Sebastian Marquardt von Staffelstein, Diener des Messerers Hans Schwenkendorfer, in die Nähe von Baireuth. Hier mieteten sie bei einem Bauern Pferde, um über den Forst und bis Hohenmirsberg zu reiten. Als sie durch den Forst zogen, folgten ihnen zwei Reiter, von denen jeder ein bloßes Schwert führte. Sie holten die Reisenden bald ein, stellten sie und verlangten von ihnen, umzukehren und mit ihnen zu gehen. Strauß wollte dies nicht thun. Da schlug ihm ein Raubknecht mit dem Schwert über den Kopf, daß das Schwert sich krümmte und ihm das Blut über den Kopf herabströmte. Dann setzte er ihm die Schwertspitze an den Hals und mit der andern Hand packte er ihn am Koller. Unterdessen kam noch ein dritter Raubgeselle herangeritten. Nun mußten die Ueberfallenen mit ins Waldlager der Banditen und da ihre Röcke ausziehen. Wolf Strauß wurde dann genötigt, seine rechte Hand auf ein Holzstück zu legen. Fünf Hiebe führte einer der Mordgesellen mit einem langen Schwertmesser darauf, ehe sie ihm abgehauen war. Strauß hatte in seiner Not gebeten, ihm wenigstens nur die linke Hand abzuhauen; aber man drohte, ihn zu erstechen, wenn er die rechte nicht gebe.

„Danach kam Neithardt an die Reihe. All sein Flehen half ihm nichts; seine rechte Hand wurde ihm abgeschlagen. Den Diener verschonte man; aber er mußte einen Eid schwören, die beiden abgeschlagenen Hände zu sich zu nehmen und dem Bürgermeister in Nürnberg zu bringen, dem er sagen sollte: So werde es noch andern Nürnbergern ergehen."

Solche Greuelthaten der Raubritter waren, wenn sie sich in Fehde mit einer Stadt wegen ihrer Hinrichtung eines von den Genossen befanden, damals massenhaft, und so ging jeder Handelsmann nur mit Angst auf die Reise, die er doch machen mußte. Wie gesagt, er mußte sich Schutztruppen mieten, die ihn und seinen Karren oder Frachtwagen auf der Landstraße geleiteten, und einen solchen Transport zeigt auch unser Bild. Oefter, wenn mehrere Kaufleute mit ihren von Soldknechten begleiteten Frachtwagen auf einer Station in dem Wirtshause daselbst aufeinander trafen, kam eine ansehnliche bewaffnete Schar zusammen, und ihr Zug, der doch nur dem friedlichsten Zwecke diente, glich dann einem kriegsmäßigen. Auch kamen Angriffe der Räuber auf denselben vor und ein blutiges Gefecht war die Folge davon, bei dem nicht immer die Landsknechte die Sieger blieben. Denn wenn sie nicht den Angreifern überlegen waren, bewiesen sie nicht gern ihre Kampflust. Daher gingen von den Städten wertvolle Transporte nur noch ab, wenn die Kaufleute ihre Frachtwagen zusammen abgehen ließen und dann eine ansehnliche und für deren Sicherheit ausreichende Schutztruppe Bewaffneter mitgegeben werden konnte. Die Kaufleute ritten mit dem Führer der Landsknechte vorauf, und umringt von diesen folgten ihnen die schweren Gefährte mit den wohlverpackten und befestigten Warenballen. Glücklich pries man sich, war die Reise ohne Bedrohungen überstanden und die Ware in der Obhut am Orte ihrer Bestimmung.

Heutzutage ist die Beförderung der Handelsgüter durch die Post, die Eisenbahnen, die Segel- und Dampfschiffe eine nicht nur großartigere, sondern auch

eine gegen Räuberanfälle sichere. Bei alledem sind doch solche in Europa, wie in der Türkei und Spanien, immer wieder vorgekommen, so daß die Nachtzüge der Eisenbahnen in Spanien noch immer regelmäßig eine Gendarmeriebesatzung mit sich führen, um im Notfall den Zug und die Reisenden zu beschützen. In der Türkei ereignete es sich erst neuerdings, daß der Orient-Expreßzug vor Kostantinopel von Räubern aufgehalten und geplündert wurde, Reisende von ihnen mitgeschleppt und erst gegen hohes Lösegeld wieder in Freiheit gesetzt wurden. Dergleichen macht heute freilich immer außerordentliches Aufsehen und erscheint mit der sonst herrschenden Ordnung der europäischen Verkehrsverhältnisse so wenig in Einklang, daß die Regierungen mit Energie eine Wiederholung zu verhindern trachten; aber in der „guten alten Zeit" war es etwas Gewöhnliches, und wer damals eine weite Reise unternahm, pflegte sein Testament zu machen; wer Güter wegzuschicken hatte, übergab sie einem ungewissen Schicksal.

Selbst errungen.

(Fortsetzung.)

Ernst hatte ebenso wie Susanne eine entschiedene Abneigung dagegen, mit rohen, schmutzigen Leuten in Berührung zu kommen. Der alte, biedere und tüchtige Meister, der ihm die erste Anleitung gegeben, hatte sich freilich von Anbeginn der besondern Zuneigung seines Schülers zu erfreuen gehabt und war seinerseits überaus eingenommen von ihm, sowohl wegen seiner Gelehrigkeit, als auch wegen seines freundlichen Benehmens, das fern von jedem Hochmut und jeder Ueberhebung war. Bei den übrigen Arbeitsgenossen aber, besonders bei den jüngern Leuten, erfreute Ernst sich ganz und gar keiner Beliebtheit. Er machte kein Hehl daraus, daß ihm ihre rohen Späße und Unterhaltungen zuwider waren, und da er sich an dergleichen nie beteiligte, überhaupt fast nie mehr als das Notwendige mit den Leuten sprach, so galt er ihnen für stolz und hochmütig. Um so mehr gereichte ihm das in den Augen der Leute zum Vorwurf, als seine Armut bald allgemein bekannt war; einem Reichen verzeiht das Volk viel eher ein hochmütiges Betragen als einem Armen, und nicht selten, wenn Ernst mit seinem straffen, festen Schritt und seiner geraden Haltung durch die Fabrikräume schritt, ohne ein andres Wort als seinen kurzen Gruß zu sagen, wurden hinter ihm her verächtliche Bemerkungen gemacht, über den eingebildeten, hochnasigen jungen Herrn, der so stolz einherginge, als sei er wunder was. Bisher hatte man sich an solchen Aeußerungen hinter seinem Rücken genügen lassen — anders wurde es nun.

Seit wenigen Wochen war Ernst zur Erlernung eines andern Zweiges der Maschinenbauerei einem neuen Meister überwiesen, der ein besonders tüchtiger Arbeiter, aber ein roher, unangenehmer Mensch war und Ernst durchaus mißfiel. Ein unfreundlicher Zufall wollte es, daß einer der beiden jungen Taugenichtse, die Susanne so in Schrecken versetzt hatten, gerade dieses Meisters Sohn war. Weder seinem Vater noch seinen Kameraden hatte er seine Heldenthat und Ernsts Dazwischenkommen verschwiegen, und selbstverständlich des letztern Worte und ganzes Auftreten etwas stark ausgeschmückt, so daß beides nun so ziemlich in Uebereinstimmung mit der Vorstellung war, die man sich von seinem Uebermut und seiner Verachtung der Arbeitsgenossen machte; und wie auf Verabredung ließ sich's von nun ab bald dieser bald jener angelegen sein, ihre anzüglichen, böswilligen Redensarten in Ernsts Hörweite zu machen — selbstverständlich so, daß sein Name nie genannt wurde, und er es nur auf sich beziehen konnte. Am schlimmsten aber trieb es der Meister, der keine Gelegenheit vorübergehen ließ, ohne sich in hämischen Bemerkungen über die „vornehmen Leute" zu ergehen. Glückte Ernst eine Arbeit nicht gleich, so brummte der Alte für sich hin: „Ja, ja, für die feinen Fingerchen ist das nichts — dazu sind ja unsre groben Hände gut," oder „weiß doch der Himmel, das thut so klug und vornehm und unsre dummen, armen Jungen kriegen das alles zehnmal schneller heraus" — und was dergleichen höhnische Sticheleien mehr waren. Ernst erwiderte nie etwas auf dieselben, er war vielmehr entrüstet über sich selbst, daß er danach höre und mochte sich's nicht zugestehen, wie sehr er unter diesen unverdienten Anfeindungen litt. Aber durch diese neuen Widerwärtigkeiten wurde er ganz auf den alten Standpunkt gründlichen Widerwillens gegen alles, was mit der Fabrik zusammenhing, zurückgeworfen. Der Aerger darüber, daß der Mann sich solche Bemerkungen gegen ihn erlaubte, rief jetzt immer wieder in ihm den bittern Jammer darüber hervor, daß er zu dem Los verurteilt sei, mit Leuten solchen Schlages überhaupt zusammen zu arbeiten — und was hatte er statt dessen erwartet? Das flotte, fröhliche Studentenleben, das Zusammensein mit Altersgenossen auf gleicher Bildungsstufe, gemeinschaftliches Streben und Genießen, Förderung und Freundschaft fürs Leben — und nun hatte er vom Morgen bis zum Abend dieser geisttötenden Beschäftigung obzuliegen, in einer Umgebung, durch die er mit der Zeit vielleicht selbst verrohen würde.

So war auch heute wieder, eine Woche nach seiner Begegnung mit Susanne, das ewige Einerlei seiner Gedanken die entmutigende Begleitung bei schwerer Arbeit, und endlich überkam ihn eine grenzenlose Verzweiflung und „Fort! fort!" rief es in seinem Innern. Er warf sein Werkzeug von sich und sprang auf. „Wohin?" fragte erstaunt der neben ihm beschäftigte Meister.

Ernst murmelte ein paar Worte, die jener nicht verstand und stürmte fort dem Ausgange zu. Der letzte Raum, den er zu durchschreiten hatte, war die Schmiede. Vorwärts strebend, ohne zu sehen und zu hören, was um ihn her vorging, rannte er gegen einen Mann, der ein Stück glühenden Eisens in der Zange tragend sich des Stoßes nicht versehen hatte, das Eisen fiel ihm aus der Zange und streifte im Fallen Ernsts linke Hand, dieselbe wenn auch nicht gefährlich, so doch recht schmerzhaft verbrennend.

„Holla!" rief der Schmied ärgerlich,

Ein Frachtwagen unter dem Schutze von Landsknechten.

„hast du denn keine Augen?“ Ihm selbst war der Schreck in die Glieder gefahren, erst nachträglich erkannte er Ernst und sah ihm gleich allen andern kopfschüttelnd nach, als er, den Schmerzenslaut mit Mühe unterdrückend, hinauseilte. Kaum einer der Leute äußerte ein Wort des Mitleids, nicht daß sie besonders hartherzig gewesen wären, doch mochten sie, da er so eilig dahinstürmte, glauben, die Verletzung sei nicht sonderlich groß und überdies — war es nicht seine eigene Schuld? Leute, die Tag für Tag ihre schwere Arbeit betreiben, sind daran gewöhnt, daß man ihnen für ihre Verrichtung Raum und Weg gibt, auch ohne daß sie erst höflich darum bitten, zumal wo in einem großen Arbeitsgemeinwesen einer auf des andern Ausweichen und Vorsicht angewiesen ist. Ernsts blindes Anrennen gegen einen schwer Beladenen wurde daher mit Recht als eine grobe Ungeschicklichkeit angesehen, daß die Vermutung, die jemand äußerte: „Er hat wohl was im Kopf!“ den andern völlig einleuchtete. Nach einigen abfälligen und spöttischen Bemerkungen ging jeder wieder an seine Arbeit und das Ganze war bald vergessen.

Bei Ernst indes hatte dieser Vorfall dem Faß den Boden ausgeschlagen — sein Entschluß war gefaßt. Ohne sich darüber recht klar zu werden, was er unternehmen solle, schien der körperliche Schmerz, den er litt, das Maß des Unerträglichen voll zu machen. Die Brandwunde kaum beachtend, warf er daheim in seiner Stube die Mütze in die eine, die Bluse, die er sich fast herunterriß, in die andre Ecke und lief mehr, als daß er ging, die Stube auf und ab.

„Auch noch zum Krüppel soll ich werden!“ sprach er, wie außer sich, vor sich hin, „keinen Augenblick länger bleibe ich hier! Was hält mich! Wer kann mir's wehren, zu gehen wohin ich will?“

Dann fiel ihm ein, daß er seine Sachen packen müsse. Aus der anstoßenden Kammer schleppte er seinen Koffer herein und fing dann an, geräuschvoll aus Schränken und Schubfächern seine Sachen auszuräumen.

Da öffnete sich, ohne daß er Schritte nahen gehört hatte, die Thüre, Walter stand vor ihm. Er hatte in seiner unter Ernsts gelegener Stube gesessen und gearbeitet; da war es zu ungewohnter Zeit oben laut geworden und in einer Weise, die Walter sich nicht zu erklären vermochte — darum war er heraufgekommen. Jetzt stand er in der Thüre wie erstarrt; was er da sah, konnte er sich nicht deuten; sein Blick haftete auf der geröteten, geschwollenen und mit großen Brandblasen bedeckten Hand, die Ernst instinktiv, um sie vor Berührung zu schützen, auf die Brust gelegt hatte, und den nervösen, weichmütigen Knaben überkam ein Schwächegefühl, daß seine Gesichtsfarbe eine fast leichenhafte wurde, und Ernst durch sein Eintreten zum Innehalten in seiner Beschäftigung veranlaßt, ihn fast ebenso erschreckt ansah, wie er von jenem angesehen wurde.

„Was thust du? Was ist geschehen?“ fragte Walter mit stockender Stimme, „wie ist das gekommen?“ — auf die Hand deutend.

„Das ist nichts,“ rief Ernst vor Erregung zitternd mit bitterem Auflachen, „nichts von irgendwelcher Bedeutung! Was liegt auch daran, ob ich meine gesunden Gliedmaßen behalte, wenn du nur gehegt und gepflegt wirst! Was kümmert sich deine hochweise Frau Mutter darum, was aus mir wird! Sie hat ja ihren Willen durchgesetzt, hat mich um alles gebracht, was mir lieb war, nun kommt es ja auf etwas Qual mehr oder weniger nicht an. Was thut das!“ rief er, die schmerzende Hand schüttelnd, tausendmal will ich derlei ertragen — aber dieses Dasein ertrage ich nicht länger. Geh nun hin und sage es deiner Mama, daß ihr Almosenempfänger fortläuft, — hindern wird sie mich nicht, und wenn sie alle Künste aufbietet, die ihr zu Gebote stehen — keine Stunde länger bleibe ich.“

Mit keinem Wort, keiner Bewegung hatte Walter seinen völlig fassungslos auf und ab schreitenden und mit lauter Stimme sprechenden Vetter unterbrochen. Ueberwältigt von dem, was er sah und hörte, hatte er sich auf einen Stuhl niedergelassen: wie Keulenschläge trafen ihn Ernsts Worte. Hatte er auch gemerkt, daß derselbe nicht gern in das Geschäft eingetreten war, — von diesem tiefen Widerwillen gegen den ihm von seiner Mutter aufgenötigten Beruf hatte er ebenso wenig eine Ahnung wie von der Art und Weise, wie er ihm aufgenötigt worden war, und sein weiches, liebevolles für Ernst wärmer als für andre schlagendes Herz litt unsäglich unter dessen wild herausgestoßenen Vorwürfen. Sein Schweigen veranlaßte Ernst aufzublicken. Der traurige Gesichtsausdruck, die gebrochene Haltung seines Vetters, brachte ihn zur Besinnung und mit Bedauern fühlte er, wie unedelmütig seine Worte gewesen waren. Mit der ihm eigenen Bereitwilligkeit, begangenes Unrecht einzugestehen, setzte er sich neben Walter und legte seinen Arm um dessen Nacken.

„Verzeih,“ sagte er, „ich habe in meiner Aufregung Dinge gesagt, die ungerecht waren; du bist immer gut und freundlich zu mir gewesen, und ich habe dich sehr lieb.“

Und Walters dankbaren Händedruck erwidernd, fuhr er fort: „Dir gelten meine Vorwürfe nicht, aber was deine Mutter an mir verbrochen hat, das werde ich ihr nie — nie vergeben. Ich habe aus Liebe zu meiner Mutter versucht auf mich zu nehmen, was sie mir zumutet; du bist mein Zeuge, daß ich drei Vierteljahre lang meine Pflicht gethan habe, ohne mich zu beklagen; aber es geht nicht weiter, ich kann — ich kann nicht. Alle Gründe dir auseinander zu setzen hätte keinen Zweck, du würdest mich doch nicht verstehen. Du, der in dem Gedanken aufgewachsen ist, des Vaters Geschäft weiter zu führen, wirst es nicht begreifen, daß mir, der sich ein andres Leben träumte, alles, alles darin zuwider ist, so durchaus zuwider, daß ich meine den Verstand verlieren zu müssen, wenn ich nur einen Tag länger hier bleibe. Die Wunde,“ setzte er hinzu, von dem stärkern Brennen und Schmerzen daran gemahnt, „ist eine Lappalie, die ich mir selbst zugezogen habe; sie hat keinen Anteil an meinem Entschluß. Ob du nun für gut und richtig finden wirst, hinzugehen und deiner Mutter von meiner Absicht zu sagen, überlasse ich dir — ich werde kein Hehl daraus machen.“

Walter erhob sich. „Ich bin gleich wieder hier,“ sagte er, das Zimmer verlassend. Nach wenigen Minuten trat er wieder ein, ein Gläschen mit kühlender Salbe und eine Leinenbinde in der Hand.

„Solche Verletzungen kommen öfter vor,“ sagte er, „da hat Mama die nötigen Mittel im Hause, die Leute wenden sich immer an sie, wenn etwas vorfällt. Ob ich es richtig machen werde, weiß ich nicht.“

Da öffnete sich nach kurzem Pochen die Thüre — Frau Hartmann trat ein, zu Ernsts nicht geringer Ueberraschung.

„Armer Junge!“ sagte sie in mütterlichem Tone. „Ich höre, Walter holt Salbe für dich, aber der Ungeschickte kann sie dir ja nicht auflegen; — gib her, ich bin geübt darin.“

Und sich zu ihm setzend, salbte und verband sie das verletzte Glied mit leichter, weicher Hand, wie man es der kräftig gebauten Frau mit den energischen Bewegungen kaum zugetraut hätte. „Das sieht häßlich aus," sagte sie dabei, „aber es wird bald heilen; wie bist du denn dazu gekommen? Im Gießsaal bist du doch noch nicht?"

„Durch eigene Ungeschicklichkeit," erwiderte Ernst mit gepreßter Stimme — „an einem Stück glühenden Eisen, das ein Schmied trug."

Der Verband war angelegt und der Arm in eine Schlinge gethan. „Nun hast du vorläufig Ferien," sagte Frau Hartmann, „mache sie dir zu nutze und sei viel unter uns; hoffentlich verleidet dir dieser Unfall deine Beschäftigung nicht, Herr Siegmund erzählt mir wie eifrig und tüchtig du bist", und sich erhebend strich sie über des Neffen welliges Haar. Ernst dankte der Tante für ihre Mühewaltung in gezwungener Weise und befangenem Ton. Sie merkte davon aber nichts, sondern sah sich lächelnd in der Stube um. „Wie sieht es hier aus!" sagte sie. „Ihr habt wohl aufräumen wollen, soll ich euch Johann schicken, damit er Ordnung macht?" Und als Ernst dankend ablehnte, verließ sie, den beiden Jünglingen noch einen Gruß zunickend, das Zimmer.

Sie blieben für eine Weile beide in nachdenklichem Schweigen.

„Und sie ahnt nicht, wie unglücklich ich bin," sagte Ernst leise.

„Nein," sagte Walter, „sie ahnt es nicht; sie glaubt im Gegenteil, du hast dich nicht nur in ihren Wunsch gefügt, sondern bist auf dem Wege, deinen Beruf zu lieben. Du kennst meine Mutter nicht, Ernst, und verstehst sie vor allem in diesem Punkte nicht — wie solltest du auch! Daß die Mittel, mit denen sie dich bewog ihr zu willfahren, keine edeln waren, mag sein, aber, wenn irgendwo, so laß in diesem Fall den heikeln Grundsatz gelten, daß der Zweck die Mittel heiligt, denn ihr Zweck war der beste, glaube mir's. Nach ihrer Ueberzeugung hat sie dich auf den sichersten Weg zum Glück geführt — freilich gebe ich dir gern zu, daß kein Mensch das Recht hat, einen andern zu seinem Glück zu zwingen und ebensowenig die Weisheit zu erkennen, was zu seinem Glücke dient. Immerhin aber wirst du mir zugeben müssen, daß sie nach ihrem besten Wissen zu deinem Besten gehandelt hat. Meine Mutter ist aus dem Handwerkerstande hervorgegangen und hängt an ihm mit fanatischer Liebe, speciell aber an dem Zweige desselben, der in unsrer Familie gewissermaßen erblich ist, und in dem ihr angebeteter Vater so Großes geleistet hat. Nach meiner Mutter Meinung ist das Handwerk überhaupt der einzige Beruf, in dem man tüchtig und glücklich werden kann. Dagegen hat die unglückliche Laufbahn deines Vaters sie zu der Ueberzeugung gebracht, daß das Universitätsleben für die jungen Leute Versuchungen mit sich bringt, aus denen kaum einer unversehrt an Leib und Seele hervorgeht. Ihr Lieblingsgedanke ist es seit lange, daß du der Fabrik dereinst leistest, was dein Vater ihr nach meiner Mutter Auffassung schuldig geblieben ist — und, Ernst, wäre es nicht schön, wenn sie wieder in die Hände eines Holten käme, anstatt mit der Zeit verkauft, um doch unfehlbar von einer Aktiengesellschaft weitergeführt zu werden?"

„In die Hände eines Holten?" fragte Ernst verständnislos, „wie meinst du das? Wirst denn nicht du — —"

„Ich?" sagte Walter mit einem wehmütigen Lächeln, „ich? Nein, ich werde nie die Fabrik leiten; sieh mich doch an! Kannst du denken, daß ich je im stande sein werde die erforderlichen praktischen Kenntnisse zu erwerben? Lieber Ernst," fuhr er nach kurzer Pause des Vetters Hand ergreifend fort, „siehst du nicht, wie es mit mir steht? Unsre Großmutter ist an Schwindsucht gestorben — dein Vater — ich trage den Keim der Krankheit ja auch in mir — ich glaube nicht, daß ich noch lange zu leben habe."

Ernst sah den Sprechenden mit einem Blick unverhohlenen Entsetzens an: Daß Walter schwächlich war, oft wegen eines bösen Hustens die Schule versäumen mußte, und sich manches Vergnügen, besonders körperliche Uebungen, zu versagen genötigt wurde, weil seine Brust zu schwach war, das wußte er wohl und hatte lange aufgehört ihn deshalb bei sich weibisch zu nennen, — daß es aber eine solche Wendung mit ihm haben könne, daran hatte er nie gedacht. Als er jetzt in das hagere Antlitz, auf die durch die Erregung eigentümlich geröteten Wangen, in die krankhaft glänzenden Augen sah, als er die schmächtigen Finger in seiner kräftigen Hand fühlte, und auf den kurzen, trockenen Husten achtete, der in letzter Zeit häufiger als sonst eintrat, da stand ihm plötzlich wieder, durch Walters Worte heraufbeschworen, das Bild seines Vaters in erschreckender Lebhaftigkeit vor Augen, an dem all diese Merkmale des Verfalls ihn von Tag zu Tage an den nahenden Tod erinnert hatten; diese Aehnlichkeit und Erinnerung machte das Maß der erschütternden Eindrücke dieses Tages voll, und schluchzend lehnte er sein Haupt an des Freundes Schulter.

„Ernst," sagte Walter leise und ruhig, „mir ist nicht bange, ich habe seit Jahren gefühlt und gewußt, daß ich nicht alt werden kann, und ich fürchte mich vor dem Tode nicht, ob ich auch hier so viel Liebe und so viel Gutes genieße. Aber mein gebrechlicher Körper hat mich von jeher zu schmerzlich an allem gehindert, was mir hätte Freude machen können. Glaube ja nicht, daß ich von Natur so ruhig und genügsam bin, wie du mich kennst; es hat mich schwere Kämpfe gekostet, bis ich zu entsagen lernte und lange Schulung, bis es mir meiner Mutter zuliebe gelang, mir nicht merken zu lassen, wie schmerzlich ich unter den Entbehrungen litt."

„Glaubst du denn, daß deine Mutter ebenso hoffnungslos wie du über deine Zukunft denkt?" fragte Ernst. (Forts. f.)

Der junge Theaterdirektor.

II.

Das Proscenium.

Kaum graute am nächsten Tag der Morgen, so trieb es uns auch schon aus den Federn. In der „Theaterbaukanzlei" begann wieder das unruhsame Getreibe von gestern; der Hobel knirschte, die Säge kreischte, es pfiffen und winselten die schweren Schrauben, und mächtige Hammerschläge dröhnten durch den Raum. Draußen aber heulte der Sturm und prasselnd klatschte der Regen an den Fensterscheiben.

„Das ist eine Musik wie zu einem indianischen Kriegstanz!" rief Camillo, und stieß dabei den dampfenden Leimtiegel um, der seinen kostbaren, duftenden Inhalt mit seltener Freigebigkeit allem Erreichbaren mitteilte, da den Hobel besudelnd, dort zurecht geschnittene Pappetafeln.

Das gab Veranlassung zur Heiterkeit.

Während Hans ärgerlich über den Uebelthäter herstürzte, ihm einige Püffe

zu versetzen, und dann daran ging, den entlaufenen Leim wieder einzufangen, war unser lustiger Nachbar Wilhelm, ohne ein Wort zu sagen, aus der Stube geeilt. Plötzlich erscholl vom Gang herein das Hornsignal der Feuerwehr; die Thüre sprang auf und Wilhelm rasselte mit seinem Wasserwagen herein in unsre Werkstätte.

Da gab's ein Gelächter! Mit dem Wasser war der Schaden bald wieder gut gemacht, Hobel und Pappe, Tisch und Fußboden gereinigt; auch der Aerger unsres Hans war geschwunden. Er reichte dem ungeschickten Camillo die Hand zur Versöhnung und meinte, die Püffe wären germanische Mißbilligungsäußerungen gewesen; Camillo möge sich trösten, denn hätte er indianische bieten wollen, so hätte er ihn mindestens skalpieren müssen!

Wieder ward das Proscenium zusammengestellt, denn nun galt es die eigentliche Bühne, die Stützen für Dekorationen, Coulissen, Soffitten, die Kurtine und die Beleuchtungsapparate zu verfertigen, kurz, das eigentliche Gerippe herzustellen.

Seit gestern gut getrocknet, stand unser künftiges Theater wunderbar fest, der Prosceniumssturz rührte sich nicht in den Zapfen, und versprach ohne Bedenken die ihm zugedachte Last des Vorhanges und alles übrige leicht zu tragen.

Das erste was es nun zu thun gab, war die Fertigstellung des Ständers für den „Hintergrund"; das war keine besonders schwierige Arbeit. An Dachziegellatten gebrach es uns ja nicht, davon standen im Schuppen zur Genüge.

Nach Fig. 3 war der Hintergrundständer bald sicher und fest konstruiert. Er wurde auf einer 4½ m langen Bodenlatte aufgebaut, welche durch zwei Querlatten b b an beiden Enden in Abständen von je 50 cm gekreuzt wurden, so daß diese beiden Kreuzarme voneinander 3,50 m weit abstanden. In den Kreuzungspunkten c c erhoben sich nun je eine senkrechte Latte d d, welche durch Stützen e e fest und sicher mit der Bodenlatte und deren Kreuzungslatten verbunden wurde. Nun wurde oben die Querlatte F angefügt, und diese wieder durch die Winkelstützen g g gehörig versichert. Zwei starke eiserne Stifte h h trieben wir nun derart in die senkrechten Latten d d, daß sie noch etwa 15 cm vorragten.

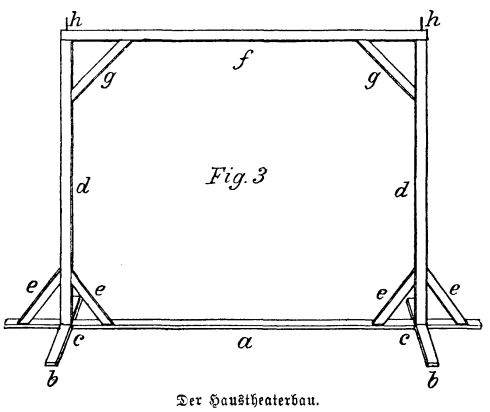


Fig. 3

Der Haustheaterbau.

Nun zogen wir an die Prosceniumssäulen oben an der Bühnenseite (von Innen) je einen starken Kloben A ein. Dann nahmen wir zwei je 3 m lange Rundstangen (Fig. 5), an welchen an dem einen Ende B ein Haken, an dem andern C eine Ringschraube eingezogen wurde.

Mit dem Haken B hakten wir nun die Stange in den Kloben A der Prosceniumssäule (Fig. 4 und 6) ein, während die Ringschraube C in den Stift h (Fig. 3) des Hintergrundständers gesteckt wurde; somit war die Bühne in ihren Umrissen (Fig. 6) fertiggestellt.

A D, A D bildeten, wie auf Fig. 6 angedeutet ist, die Prosceniumswände; die punktierte Linie E deutet den Prosceniumssturz an, welcher die Kurtine zu tragen hat. C C ist der Dekorations- oder Hintergrundständer, B C, B C sind jedoch die Coulissenleitstangen.

Nun wurde eine starke Eisenstange G in der Länge von 4,20 m, welche an jedem Ende mit einem Haken versehen war, bei F auf Fig. 4 in die starken Kloben gehakt, welche dort rechts und links eingeschraubt wurden, wodurch die Leitungsstange für den Vorhang bereits an ihren Platz angebracht erschien.

Die Arbeit ruhte. Mit Behagen betrachteten wir das Ergebnis unsrer gethanen Arbeit, an der jeder von uns mit mehr oder minderem Geschick Hand angelegt hatte, unter der umsichtigen Leitung unsres lieben Hans. Der that sich auch nicht wenig darauf zu gute und nahm die ihm gespendeten Beifallsworte entgegen wie einer, der sich seines Wertes wohl bewußt ist.

So standen wir um unsre werdende Tempelstätte träumend herum, und sahen im Geiste Bilder künftiger Herrlichkeit. Mit dem „Luftschlösserbauen" war es eigentlich vorbei, denn in festen Linien, wenn auch noch ohne Schmuck, stand das Tempelgebäude vor unsern Augen, das wir in voller ehrlicher Begeisterung der deutschen Schauspielkunst weihen wollten.

Aber auch dieses ideale Ziel belächelte unser guter Hans.

Es wäre recht schön, groß und erhaben, was wir hier dächten, meinte er, aber es wäre für uns denn doch ein zu hohes Ziel! Große Tragödien auf Haustheatern zu pflegen übersteige die Kräfte, wodurch eben mehr gewollt würde, als man könne; der Erfolg würde ein Mißerfolg sein. Das kleine Lustspiel, das sogenannte Konversationsstück, das könne gepflegt werden; ein nachsichtiges, dankbares Publikum wird auch in solch kleinen Leistungen den Ernst des Wollens erkennen, und Schwächen milde beurteilen, während es dem großen Drama schon weit anspruchsvoller gegenübersteht, gar zu leicht des Maßstabes vergißt und dann möglicherweise mit beißendem Spotte die Mühen lohnen könnte.

Doch was nun? Wo zuerst die Hand anlegen? Malen? Vorhänge schneidern? Und wer soll dies letztere thun? Wir können doch nicht die Nähnadel führen?

„Warum denn nicht? Aber was sollen wir nähen?" fragte Wilhelm.

„Nun, die Vorhänge," antwortete Camillo und stolperte dabei über die Fußplatte des Dekorationsständers, den er beinahe umgeworfen hätte.

„Er ist schon wieder auf dem Kriegspfad gegen seine Dummheit, der Leimpfannenindianer!" lachte Wilhelm, und fügte hinzu: „Schon gut, schon gut! Aber aus was wollen wir die Vorhänge nähen, doch wohl nicht aus Weinblättern oder alten Schulheften?"

Diese Frage machte alle verstummen; ein verlegenes Schweigen trat ein. Daran hatte noch keiner gedacht, woher wir die Stoffe für den Vorhang nehmen würden. Das war eine fatale Erinnerung.

„Die Theateraktien fallen unter pari!" rief lachend Camillo. Es war aber ungewiß, ob sein Lachen seinem neuesten Witze galt, den er für sehr geistreich hielt, oder der Verlegenheit, in der er uns, und namentlich Hans wähnte, und dem hätte er gerne eine kleine Demütigung gegönnt. Beschränkte, unbeholfene Leute sind eben meist boshaft, und neidisch auf Erfolge andrer, welche ihnen selber unerreichbar sind.

Aber Hans lächelte überlegen, so voll von Zuversicht, daß wir alle wieder ermutigt aufatmeten und Camillo den Rat gaben, endlich seine Dummheit zu skalpie-

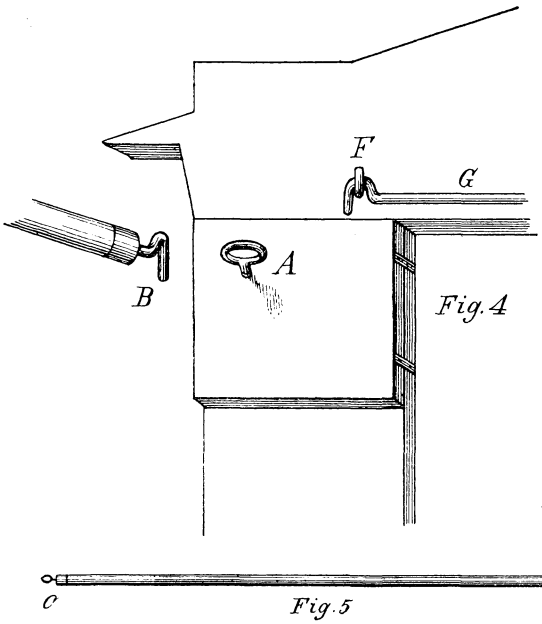


Fig. 4

Fig. 5

Der Haustheaterbau.

ren, und dann zu versuchen, ein vernünftiger Mensch zu werden.

„Habt denn ihr noch gar nicht daran gedacht, daß man zu einem Theater auch Schauspielerinnen braucht?“ rief Hans, und sein überlegenes Lächeln nahm den Ausdruck des Triumphes an.

„Zu was können wir die Squaws denn gebrauchen?“ sagte ärgerlich Camillo; „die würden nur streiten, überall recht haben wollen und sonst möglichst fade sein. Laßt uns von diesen verschont bleiben. Kein ordentliches Indianerspiel geht zusammen, wenn Mädels dabei sind!“ —

„Wie willst du denn Theater spielen ohne sie?“ fragte Wilhelm und fügte hinzu: „Oder würdest du die Frauenrollen etwa spielen wollen? Du gäbest ein wundervolles Käthchen von Heilbronn!“

Alle lachten, nur Camillo blieb ernst und maß mit einem Blick, der ein strafender hätte werden sollen, seinen heiter lächelnden Verspotter.

Es wäre vielleicht zu Thätlichkeiten zwischen den beiden gekommen, wenn nicht Hans Ruhe geboten, und zu reden begonnen hätte:

„Unsre Schwestern und deren Freundinnen haben nicht ohne Vergnügen von unserm Theaterbau gehört. Sie warten nur darauf, eingeladen zu werden, daran teilzunehmen. Wenn nun wir arbeiten, so sollen sie auch nicht leer ausgehen; sie müssen die Vorhänge nähen, und auch dazu die Stoffe besorgen, genau so wie wir uns Holz, Eisen und Leim verschafft haben.“

Das hatte allen von uns eingeleuchtet.

„So gehe einer hinüber ins Klavierzimmer,“ rief Wilhelm. „Da sitzen sie beisammen wie die Tauben und wissen von nichts anderm zu reden als von ihren Häkelnadeln und den Kleidern, die sie gerne hätten.“

„Eingehalten!“ rief Hans. „Eingehalten, nicht von der Stelle! Wenn ihr von den Mädels etwas haben wollt, müßt ihr es so anstellen, daß sie es euch selber anbieten. Wenn ihr sie einladet, dann kann das geschehen was Camillo fürchtet! Also warten; sie kommen schon.“

„Wenn sie aber nicht kommen, oder gar zu lange warten lassen, was dann?“ warf ein andrer ein.

Doch Camillo, der sich dadurch versöhnt fühlte, daß ihm von Hans im gewissen Sinne beigepflichtet wurde, rief trotzig:

„Seht, Hans begreift es auch, wie die Squaws zu behandeln sind. Ich gehe nicht, und ich werde sie auch zu nichts einladen!“

Hans, dem es nur darum zu thun gewesen war, Camillo zu versöhnen, gab ihm recht, dann aber fuhr er fort:

„Jetzt gilt es schlau sein,“ und zu Wilhelm gewendet, sprach er: „Vorerst müssen wir das Proscenium tadellos fertig haben. Du gehe hinüber zu den Mädels und ersuche sie, uns einen großen Topf voll Kleister zu kochen, der gut mit Leimwasser versetzt sein muß. Wir haben alte Tapetenreste, um diese bitte du dann unsre Mama. Dann lade alle ein, unsern Theaterbau zu besichtigen. Das darf aber erst dann geschehen, wenn die äußere Ausstattung fertig ist; nicht früher.“

Wilhelm lächelte fein und ging seinen Auftrag auszuführen.

Bald darauf lagen vielfarbige Tapetenrollenreste auf dem Tische, und nicht viel später dampfte ein großer Hafen voll schönem gallertigem Kleister, und erfüllte den Raum mit Düften, welche sonst wohl nicht zu den Wohlgerüchen gezählt werden.

Nun galt es die Tapeten zu sichten, um das Vorhandene möglichst vorteilhaft zu benutzen.

Da boten sich Marmore in verschiedenen Farben; hier bunte Teppichmuster, dann wieder Goldborten und reizende Gesimsleisten.

„Das ist herrlich!“ rief freudig Hans. „Da seht, die Sockel der Prosceniumspfeiler (Fig. 1, c c¹) werden von gelbem Marmor mit roten Marmorfüllungen, die eigentlichen Pfeiler hingegen aus diesem blaugeaderten weißen Marmor geschnitten, und mit diesen Ornamenten hier stellen wir die beiden Kapitäle brillant zusammen. Die Wandungen (Fig. 1, a a¹, b b¹) werden mit diesem grau abgetonten matten Papier bordürenartig an den Rändern beklebt, dann die Felder mit jener dunkelpurpurroten Goldtapete ausgefüllt. Die Goldbordüren hier müssen für die Abgrenzung der Felder gegen den grauen Rand genügend sein. So hätten wir alles geordnet und fertig vorherbestimmt. Jetzt an die Arbeit.“

Das leuchtete allen ein, und alle Hände regten sich lustig zum gemeinsamen Thun.

Da wurden die Stücke geschnitten und zusammengepaßt, dort mit Kleister bestrichen, und schon warteten behilfliche Hände, welche sie dann denen reichten, die an den Wandungen standen, und die Tapetenstücke sofort an ihre Stellen klebten, deren Platz schon vorher genau bestimmt war.

Bald stand das Proscenium fertig da und strahlte im schönsten Farbenschmucke, nur war die Pappe noch etwas zu feucht, wodurch sie, angequollen, bedenkliche Falten warf, welche an Marmorbauten in der Regel nicht zu beobachten sind.

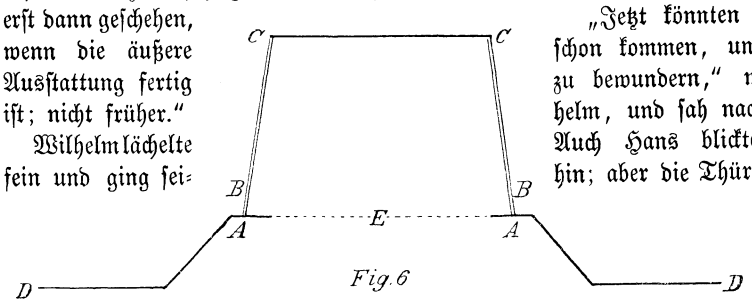


Fig. 6

Der Haustheaterbau.

„Jetzt könnten die Mädels schon kommen, unser Theater zu bewundern,“ meinte Wilhelm, und sah nach der Thür. Auch Hans blickte verstohlen hin; aber die Thüre öffnete sich nicht, keines der Mädchen erschien, und daß sie nicht kamen, das war sehr fatal.

Selbst der sonst so sichere Hans ward irre, denn er fürchtete, er werde doch die Schwestern bitten müssen ihm zu helfen, was er so gerne vermieden hätte. Doch er zeigte nichts von seiner Besorgnis. „Wir können warten, denn kommen werden sie doch!“

Damit war die Dämmerung hereingebrochen; es war Abend geworden. Wieder versammelte das Abendbrot alle Hausgenossen um den geräumigen Tisch im Speisesaal, wieder mundete das Abendmahl vortrefflich.

Da sprach Ella, die eine der Schwestern, das von Hans so sehnsüchtig erwartete Wort:

„Zwei Tage arbeitet ihr nun schon, und man sieht nichts als Hobelspäne und Pappabschnitzel. Ich bin neugierig, das wird was Schönes werden!"

Hans hätte aufjubeln mögen, aber er bezwang sich und sagte sehr gleichgültig, indem er mit großer Andacht ein Schweinsrippchen abnagte:

„Ist's denn unsre Schuld, daß euch der Kehricht mehr als unsre Arbeit interessiert? Das was wir geschaffen haben steht doch auf unsrem Bauplatz, und dort habe ich noch keine von euch gesehen."

„Niemand hat uns geladen, ungerufen kommen wir nicht," gab Ella etwas spitz zurück.

„Und wenn wir euch erst laden wollten, wenn das Theater fertig steht? Was dann?" sagte ruhig Hans.

„Dann werden wir kommen und sehen was ihr könnt," war Ellas kurze Antwort.

„So kommt doch jetzt schon hinüber, zu schauen findet ihr immer genug."

„Gehen wir," bat die kleine Anna; „nicht wahr, Mama, du gehst auch mit, und du Papa auch? Bitte, laß uns hinüber, das Theater anzusehen."

Bald standen sie alle drüben in der Werkstätte, wo das Bewundern nun ein aufrichtiges und auch ein wohlverdientes war.

„Wo wollt ihr denn das übrige hernehmen?" fragte die gute Mama. „Ihr habt ja jetzt doch noch Dekorationen, Coulissen, Vorhänge, Kostüme, und sonst noch manches nötig."

Da antwortete Hans: „Liebe Mama, vorerst wollten wir nur zeigen, was wir können; jetzt wollen wir dich bitten, uns weiter zu helfen. Gewiß hast du einige alte Jutevorhänge. Diese gieb uns, und die Kurtine ist besorgt, wie auch die Coulissen."

Da lachte Mama. „Ja, ja, die alten Jutevorhänge könnt ihr haben, aber wie wollt ihr aus diesen Kurtine und Coulissen machen?"

„Nichts leichter, als dies," frohlockte Hans. „Da sieh mal, Mama (Fig. 7), hier von den beiden Prosceniumspfeilern gehen die Coulissenführungsleisten (von B B nach C C) zum Hintergrundständer zurück. An diesen werden rechts und links je ein Vorhang gespannt, der in der

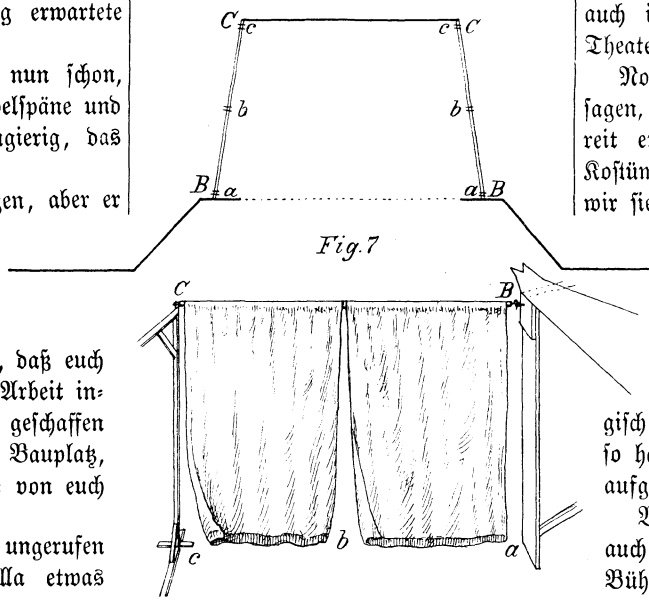


Fig. 7

Der Haustheaterbau.

Mitte geschlitzt ist. Diese beiden Vorhänge bilden die Coulissen mit je drei Eingängen. Der erste dieser drei Eingänge, oder wie die Theaterterminologie sagt, die erste Coulisse, ist von dem Vorhange (bei a) gebildet, die zweite bildet der Mittelschlitz (bei b), die dritte der Spalt vor dem Hintergrund bei c. Nur der gemalte Hintergrund C C bestimmt die eigentliche Scene. Ist diese ein Wald, so gelten die Seitenvorhänge (B C, B C) als Waldcoulisse, ist dieser ein Saal, eine Straße, oder was immer, so stellvertreten sie ebenfalls die betreffenden Coulissen und können in besonders dringenden Fällen noch Versetzstücke die Täuschung unterstützen."

„Das verspricht recht schön zu werden," sagte beifällig nickend Mama. „Auch die Kurtine kann ich mir recht gut denken, wie sie hier zwischen den beiden Prosceniumspfeilern nach rechts und links auseinandergezogen wird; aber die Hintergründe, wo nehmt ihr die her?"

„Die malen wir selber!" sagte Hans stolz.

„Das könnt ihr thun, Jungen," bemerkte nun Papa. „Uebrigens will ich euch einige Hintergründe verschaffen, denn auch ich möchte gerne etwas zu eurem Theater beisteuern."

Noch vermochten wir nicht Dank zu sagen, als auch unsre Schwestern sich bereit erklärten, uns die Vorhänge und Kostüme zu nähen, d. h. nur dann, wenn wir sie in unsern Bund aufnehmen und sie als Schauspielerinnen betrachten, d. h. verwenden würden.

Das war nun ein Jubel! Alles freute sich, man dankte nach allen Seiten, und hätten nicht Papa und Mama sehr energisch uns an das Zubettegehen gemahnt, so hätten wir die Arbeit sofort wieder aufgenommen.

Vollkommen beruhigt, sahen wir denn auch der weiteren Ausgestaltung unsrer Bühne mit frischem Mute entgegen.

Viersilbige Scharade.

Als spitz hier, dort als stumpf bekannt,
Ist dir mein erstes Paar;
Das andere durcheilt das Land
Im Flug das ganze Jahr! —
Wer klügelnd stets das Ganze macht,
Ist auf die Wahrheit schlecht bedacht!

Rätsel.

Ein Spielzeug ist's für muntre Knaben,
Doch, wenn sie große Ferien haben,
Und dürfen's kopf- und fußlos machen,
Da können sie mit Recht wohl lachen!

Auflösung des Rätsels in Nr. 4.

„Baal, Aal."

Auflösung des Buchstabenumstellungsrätsels in Nr. 4.

1. Elias, 2. Indus, 3. Turin, 4. Irtisch, 5. Tatra, 6. Lineal, 7. Eleusis, 8. Guano, 9. Langeland, 10. Wilna, 11. Salzburg, 12. Laura, 13. Essen, 14. Herbst = „Es ist nicht alles Gold, was glänzt."

Aus Karlchens Rebus- und Rätselmappe.

Ein Mumienfabrikant

wurde unlängst von den Gerichten in Alexandria zu einer Gefängnisstrafe von fünf Monaten verurteilt. Der sehr geschickte, aber wenig gewissenhafte „Industrielle" hatte aus sorgsam präparierter Eselshaut Mumien angefertigt, welche unter dem wohlklingenden Namen: „Mumien der alten Könige von Aegypten" in den Handel kamen. Alle Eselshäute, die aufgetrieben werden konnten, wurden zu Pharaonen verarbeitet, die chronologisch geordnet den Mumienmarkt überschwemmten. Als die Könige abgethan waren, warf sich der intelligente Geschäftsmann auf die Fabrikation von altägyptischen Hohepriestern — bis ihn die Nemesis ereilte.

Der Bedarf der Welt an Kautschuk

ist ein ganz enormer. Einen Begriff kann man sich davon machen, wenn man hört, daß wöchentlich ein Dampfer Para verläßt, welcher für zwei Millionen Mark Rohgummi allein aus Brasilien an Bord führt. Der sogenannte Paragummi stammt aus den Thälern des Amazonenstromes, wo der Milchsaft des Gummibaumes (Siphonia elastica) von Eingeborenen gesammelt wird. Dieser Saft setzt in der Ruhe ungefähr 30% Kautschuk als eine Art von Rahm ab, welcher durch Räuchern über Feuer getrocknet und so als Rohgummi (Gummispeck) in den Handel gebracht wird. Die brasilianische Regierung erhebt bei der Ausfuhr 21% Steuer vom augenblicklichen Marktwert der Ware, so daß nach diesem Ansatz die Kautschukausfuhr dem Staatssäckel allein 20 Millionen Mark jährlich einbringt.

Das Vermächtnis des Inka.

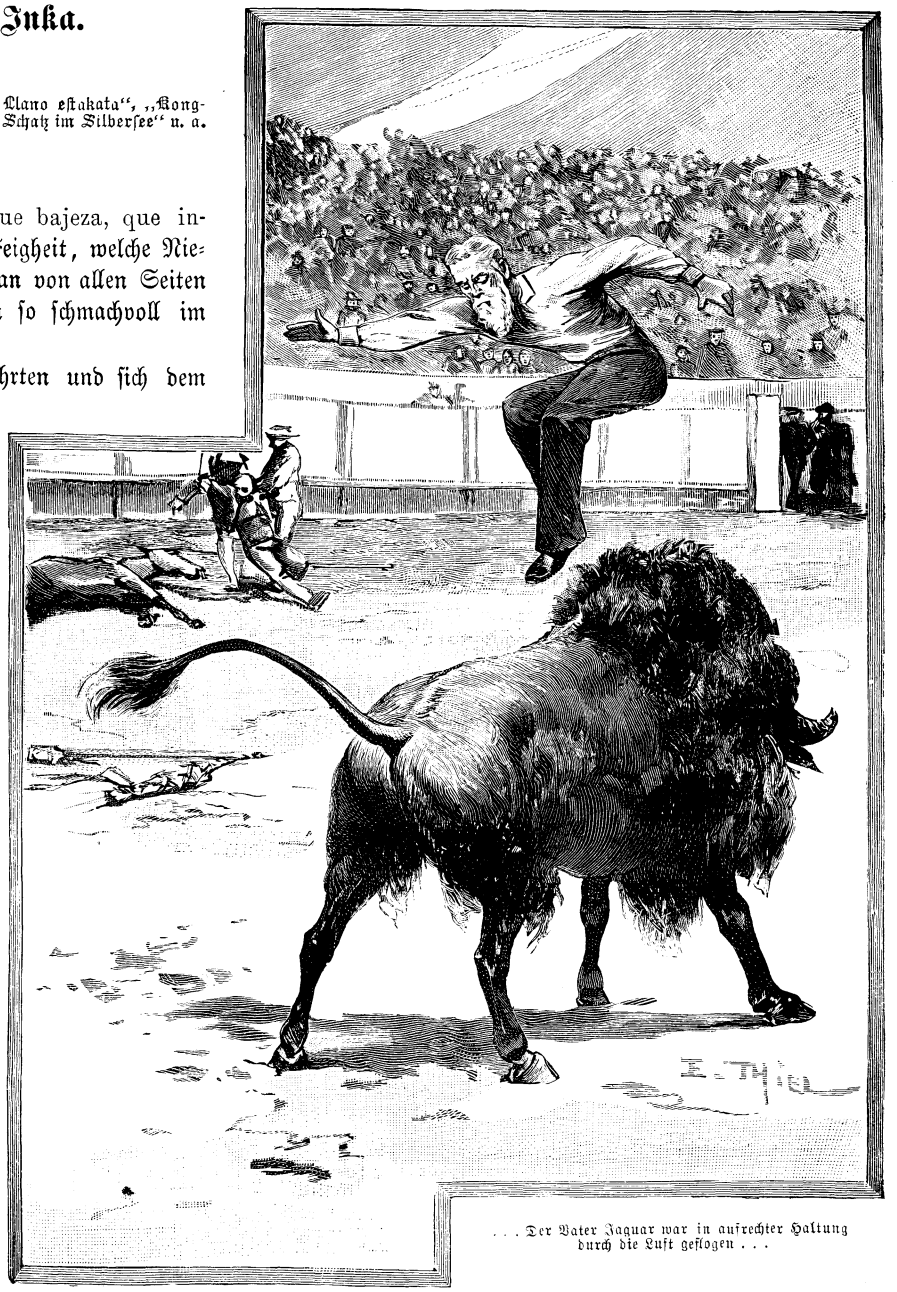
Von **Karl May.**

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers", „Geist der Llano estakata", „Kong-Kheon, das Ehrenwort", „Die Sklavenkarawane", „Der Schatz im Silbersee" u. a.

(Fortsetzung.)

„Vaya, quita, soga! Que cobardia, que bajeza, que infamia — pfui, pfui, pfui, welche Feigheit, welche Niederträchtigkeit, welche Ehrlosigkeit!" rief man von allen Seiten den Banderilleros zu, da sie den Espada so schmachvoll im Stiche ließen.

Das hatte die Wirkung, daß sie umkehrten und sich dem Büffel wieder näherten, ohne aber Crusada retten zu können, denn er war bereits tot. Aus diesem Grunde schenkte ihnen der Stier mehr Aufmerksamkeit als vorher; er machte Miene, zum Angriff überzugehen; da ergriffen sie zum zweitenmal die Flucht. Es war, als ob er genau wisse, auf welche Weise er ihr Entkommen verhindern könne, denn er rannte nach der Thür, wie um ihnen den Weg abzuschneiden. Sie konnten sich also nur auf die Bretterwand retten und eilten auf dieselbe zu; er sah das und hielt nun von seitwärts her dieselbe Richtung ein. Der erste von ihnen gelangte glücklich hinauf; der zweite auch; der dritte aber war nicht schnell genug; er that den Sprung und ergriff die obere Kante der Wand, doch ehe er den Leib emporzuziehen vermochte, war der Büffel hinter ihm und traf ihn mit dem einen Horn in den Schenkel. Glücklicherweise zog er das Horn zu einem neuen Stoße zurück; dadurch kam der Mann frei, und konnte sich, wenn auch blutend aber doch lebend, durch eine Anstrengung, zu welcher ihm die Todesangst doppelte Kräfte verlieh, vollends emporschwingen. Der zweite Stoß des Tieres traf die Wand so, daß das betreffende Brett zer-



. . . Der Vater Jaguar war in aufrechter Haltung durch die Luft geflogen . . .

brach. Das Tier wußte, wo es die Feinde zu suchen hatte, und stieß von neuem gegen die Wand, glücklicherweise an einer Stelle, welche durch die dahinter befindliche Säule einen festern Halt besaß. Aber die Säule erzitterte unter den fortgesetzten, wuchtigen Stößen; die Wand krachte in allen Fugen; sie mußte, wenn der Büffel nicht abließ, zusammenbrechen, und dann waren alle, die hinter derselben saßen, seinen Hörnern preisgegeben.

Es war also kein Wunder, wenn auf dieser Seite des Cirkus eine Panik eintrat, welche schnell weiter um sich griff. Man schrie und zeterte. Jeder, der sich bedroht sah, wollte sich retten. Man sprang auf die Sitze und Scheidewände, um nach den hintern Plätzen zu flüchten, und doch waren alle Plätze besetzt. Einer sprang auf und über den andern; man stürzte heulend und fluchend übereinander weg. Welche Unglücksfälle, welche Verletzungen mußte das ergeben! Da übertönte eine laute Stimme das wüste Geschrei:

„Quedad sentado — Bleibt sitzen, Señores! Es ist keine Gefahr vorhanden. Ich nehme den Büffel auf mich."

Der Vater Jaguar war es, der diese Worte rief. Er zog seinen Rock aus, um nicht von ihm gehindert zu werden, riß das Messer des Privatgelehrten abermals an sich und sprang gerade so, wie er es vorhin auf die Veranlassung des Jaguars gethan hatte, von Platz zu Platz auf die Scheidewand und von da in die Arena hinab.

Nicht auf seiner Seite, sondern auf der entgegengesetzten drohte die Gefahr. Darum rannte er über die Arena hinüber und stieß jenes Geschrei aus, welches die Indianer Nordamerikas bei ihren Jagd- und Kriegsangriffen hören lassen. Es ist das ein langgedehntes, in hohem Fistelton gegebenes Hiiiiiih, bei welchem man die Finger möglichst schnell vibrierend gegen die Lippen bewegt, wodurch ein durchdringendes Tremolo entsteht, welches durch Buchstaben nicht bezeichnet werden kann.

Der aus den nördlichen Prairien stammende Bison kannte diesen Jagdruf; er hatte ihn aus dem Munde jagender Indianer wohl oft gehört. Als er ihn jetzt vernahm, fuhr er rasch herum; er sah den Vater Jaguar und ließ von der Wand ab, um den neuen Gegner zu erwarten.

Aber Hammer zeigte keine Eile, das Tier anzugreifen; das Messer in der Rechten, blieb er mitten in der Arena stehen. Da, wo noch vor einigen Augenblicken das wildeste Durcheinander geherrscht hatte, trat jetzt tiefe Stille ein. Nur eins war zu hören: der Name „Vater Jaguar" ging leise und erwartungsvoll von Mund zu Munde. Wollte dieser Mann sich wirklich nur mit dem Messer an das riesige Tier wagen? Riese gegen Riese! Aber was ist die Kraft selbst eines Athleten gegen die Stärke eines Bisons, zumal eines Bisons von dieser ausgewachsenen Größe! Es läßt sich denken, welch hohe Spannung sich jedes Zuschauers jetzt bemächtigte.

Der Büffel stierte den Vater Jaguar mit heimtückischem Blicke an; dieser wiederum hielt sein Auge ebenso scharf und offen und ohne Zucken auf ihn gerichtet wie vorhin auf den Jaguar. Das Tier begann sich in Bewegung zu setzen, langsam, Schritt um Schritt, als ob es wisse, daß es jetzt einen ganz andern, weit gefährlichern Feind vor sich habe. Hammer folgte dem gegebenen Beispiele und schritt auch vorwärts, ebenso langsam wie der Büffel. So näherten sie sich einander mehr und mehr, bis nur der Raum von wenigen Ellen sie noch trennte. Da war es mit der Zurückhaltung des Büffels zu Ende; er hob den Kopf, um ein zorniges Brüllen hören zu lassen, und senkte ihn dann tief zu Boden nieder, um zum Angriff überzugehen.

Alle Welt meinte, daß der Vater Jaguar zur Seite weichen werde; er that dies zum allgemeinen Entsetzen aber nicht, sondern blieb stehen, wo er stand. Jetzt war der Büffel da; seine Hörner mußten den Mann treffen, den eine plötzliche Angst bewegungslos gemacht zu haben schien. Der Vater Jaguar wurde in die Höhe geschleudert — ein einziger, aber vielstimmiger Schrei erscholl im Zuschauerraume. Aber was war denn das? Der Vater Jaguar war in aufrechter Haltung durch die Luft geflogen, kam hinter dem wütenden Bison auf die Füße und blieb da so ruhig stehen, als ob er seinen vorigen Platz gar nicht verlassen habe! Das Tier wendete sich und drang wieder auf ihn ein, warf ihn abermals in die Luft und hinter sich, drehte sich dann wieder um und schleuderte ihn in die Höhe, um ganz dasselbe Spiel immer wiederholen zu müssen.

Nun sah man allerdings, daß dieses fürchterlich gewagte Spiel vom Vater Jaguar beabsichtigt und mit ebenso großer Kühnheit wie Gewandtheit ausgeführt wurde. So oft der Stier die Hörner zum tödlichen Stoße hob, setzte ihm, allerdings keinen Augenblick zu früh oder zu spät, der verwegene Mann den rechten Fuß zwischen dieselben und ließ sich von ihm emporwerfen, um in einem weiten Sprunge hinter dem Tiere den Boden zu erreichen. Wäre vorher den Zuschauern erzählt worden, daß so etwas möglich sei, kein einziger hätte es geglaubt. Ihr Erstaunen war grenzenlos. Welche Kraft, Geschicklichkeit und Eleganz lag in jeder Bewegung Hammers! Es ging auf Leben oder Tod, und dennoch sah man seine Lippen lächeln, und dennoch führte er jede seiner Bewegungen mit einer Leichtigkeit und Sicherheit, mit einer Ruhe aus, als ob es sich um eine harmlose Unterhaltung handle.

Je ruhiger er blieb, desto unruhiger wurde der Stier. Daß er den Feind nicht zu beschädigen vermochte, sondern ihn immer und immer wieder unverletzt hinter sich stehend fand, brachte ihn in Wut. Er brüllte vor Grimm; seine Bewegungen und Wendungen wurden hastiger und unsicher; seine Augen unterliefen mit Blut, wodurch er am Sehen verhindert wurde. Schon kam es vor, daß er den Gegner nicht deutlich stehen sah und mit den Hörnern in die Luft stieß. Das hatte der Vater Jaguar abwarten wollen. Wieder war er emporgeworfen worden, und wieder kam er hinter dem Stiere zu stehen; da blieb er dieses Mal nicht halten, sondern sprang schnell seitwärts nach vorn. Der Büffel, eben im Begriff, sich umzudrehen, kehrte ihm dabei die Seite zu — ein kühner, federkräftiger Sprung, und Hammer saß ihm auf dem Rücken. Das Messer blitzte in seiner Hand; die Klinge desselben drang genau da ein, wo der letzte Hals- an den ersten Rückenwirbel stößt. Der Büffel blieb mehrere Sekunden, ja fast eine Minute, starr und völlig bewegungslos stehen; dann ging ein Zittern durch seine mächtigen Glieder, und er brach, ohne einen Laut hören zu lassen, da, wo er stand, leblos zusammen, wobei der Vater Jaguar von seinem Rücken glitt, um dann dem gestürzten Tiere das Messer aus dem Nacken zu ziehen.

Es war, als ob niemand glauben könne, daß dies keine Täuschung sei. Keine Lippe bewegte sich; aller Augen warteten, daß der Büffel aufspringen und den Angriff wieder beginnen werde. Dem Vater Jaguar war es sehr gleichgültig, ob man

ihm applaudierte oder nicht. Er gab seinen drei Kameraden, welche neben ihm gesessen hatten, einen Wink, den sie verstanden. Sie kamen mit gewandten Sprüngen auf demselben Wege, den er selbst vorhin eingeschlagen hatte, zu ihm in die Arena herab und brachten ihm seinen Rock. Sie entwickelten dabei gerade wie er eine Elasticität der Gliedmaßen, welche man wohl eher bei einem Seiltänzer als bei so feingekleideten Señores gesucht hätte. Nachdem Hammer seinen Rock wieder angelegt hatte, verließ er mit ihnen die Arena durch die Thür, welche für das Publikum bestimmt war.

Jetzt wagten sich mehrere Campeadores herein. Sie sahen den Büffel liegen und näherten sich ihm in sehr vorsichtiger Weise, um ihn zu untersuchen. Die Toreadores, welche sich auf und über die Rettungswand geflüchtet hatten, folgten diesem Beispiele. Noch regten sich die Zuschauer nicht, so sehr standen sie unter dem Einflusse staunender Ueberraschung, aber der Präsident fragte von seiner Loge herab:

„Esta el bufalo muerto — ist der Büffel tot?"

„Si, Vuestra merced; esta muerto — ja, Ew. Gnaden; er ist tot," wurde ihm geantwortet.

„Esta en verdad muerto, todo muerte — ist er wirklich tot, ganz tot?" erkundigte er sich besorgt.

„Completamente difunto, indu dablemente finado — vollständig tot, ohne allen Zweifel verendet. Por niedio de un golpe de cuchillo en la nuca — infolge eines Messerstiches in das Genick."

Diese Fragen und Antworten waren so laut gegeben worden, daß jeder sie verstehen konnte; sie brachen den Bann, in welchem das Publikum sich befunden hatte. Auf das bisherige Schweigen folgte ein Schreien, Klatschen und Stampfen, daß man hätte meinen mögen, der Cirkus breche zusammen.

„Donde esta el padre Jaguar? Aca, venid aca, entre, el padre Jaguar — wo ist der Vater Jaguar? Herbei, herein, der Vater Jaguar!" so riefen hunderte, ja tausend Stimmen durcheinander.

Man wollte den Sieger sehen, ihm den verdienten Beifall zujubeln. Die Peons eilten fort, ihn zu suchen, kehrten aber mit dem Bescheide zurück, daß er nicht zu sehen sei, sich also schon entfernt habe. Es dauerte lange Zeit, ehe das Publikum sich beruhigte. Inzwischen kamen die Matadores, um die Menschen- und Pferdeleichen fortzuschaffen. Zuletzt sollte auch der Büffel hinausgeschleift werden; aber das gab man nicht zu. Man wollte ihn sehen, ihn genau betrachten, seine Größenverhältnisse ausmessen und die kleine, fast unsichtbare Wunde bewundern, durch welche das mächtige Tier gefällt worden war. Alles drängte nach der Arena, und die eigentlichen Cirkusbediensteten mußten sich die Hilfe der Toreadores erbitten, um nur einigermaßen Ordnung in den Wirrwarr zu bringen und schwere Unglücksfälle zu vermeiden.

Von keinem der Espadas wurde gesprochen, weder von Cruſada aus Madrid, noch gar von Antonio Perillo. Der Vater Jaguar war der Held des Tages; sein Name lebte heute in aller Mund, und wo dann später, nachdem der Cirkus sich geleert hatte, zwei oder mehrere miteinander gingen oder beisammen saßen, war er der Gegenstand nicht nur ihres Gespräches, sondern auch ihrer Bewunderung.

Sonderbar, wie vollständig er verschwunden war! Niemand wußte zu sagen, wo er zu finden sei. Und doch war aus seiner Kleidung zu schließen, daß er nicht im Freien kampiere, sondern sich in der Stadt aufhalte. Er und seine Begleiter, die jedenfalls Kameraden von ihm waren, hatten Anzüge getragen, welche man ablegt, bevor man hinaus in die Pampas geht.

Es versteht sich ganz von selbst, daß man auch im Hause des Bankiers Salido von ihm sprach; hatte er doch die Glieder der Familie von dem Tode errettet oder wenigstens vor schweren und schlimmen Verwundungen bewahrt. Salido sandte einige Peons aus, um den Aufenthalt des berühmten Mannes zu erfahren; sie kehrten aber alle unverrichteter Sache zurück. Das war dem Bankier im höchsten Grade unangenehm.

„Ich muß ihm doch unbedingt meinen Dank abstatten," sagte er. „Am liebsten hätte ich es gleich, als er vom Jaguar zurückkehrte, gethan, aber es gab keine Zeit dazu."

„Und ich habe eine noch viel größere Unterlassungssünde begangen," meinte Dr. Morgenstern. „Er hat sich bei mir für die Decke und das Messer bedankt, und ich habe ihm mit keinem Worte Dank, lateinisch Gratia, gesagt, obgleich ich es war, auf den dieser blutdürstige Jaguar die Augen gerichtet hatte. Was mag er von mir denken! Fast jedes Tier besitzt die Tugend der Dankbarkeit, obgleich es einige Individuen und sogar Ordnungen gibt, welche, wie die Zoologie und speziell die Lehre von den Insekten, Mollusken, Würmern und Bacillen beweist, dieser schönen Eigenschaft wenigstens teilweise zu entbehren scheinen; ein Mensch aber, in Griechenland Anthropos und in Rom Homo geheißen und nach diesen beiden Worten in allen zivilisierten Ländern so genannt, sollte sich von den Tieren, die doch nach der Klassifikation der Lebewesen unter ihm stehen, nicht beschämen lassen. Ich danke dem Vater Jaguar mein Leben und werde ihm dies, sobald ich ihn sehe, offen eingestehen. Denn daß er mir mein Messer nicht wiedergegeben hat, dadurch werde ich doch wohl nicht quitt mit ihm."

Da kam ein Diener und meldete, daß ein fremder Señor gefragt habe, ob der Hausherr zu sprechen sei, und gab eine Karte ab, auf welcher der einfache Name Carlos Hammer zu lesen war. Der Bankier begab sich nach dem Sprechzimmer und war nicht nur sehr erstaunt, sondern auf das freudigste überrascht, in dem Fremden den — — Vater Jaguar zu erkennen. Er trat schnell auf ihn zu, streckte ihm beide Hände entgegen und sagte:

„Sie sind es, Señor, Sie, nach dem man so vergeblich sucht! Erlauben Sie mir, Ihnen die Hand zu drücken und Sie herzlichst willkommen zu heißen! Wie brav und liebenswürdig, daß Sie uns Gelegenheit geben, Ihnen wenigstens sagen zu dürfen, daß wir Ihnen tief, sehr tief verpflichtet sind!"

Ueber das ernste Gesicht Hammers glitt ein leises Lächeln, als er antwortete:

„Bitte, Señor, ja nicht zu glauben, daß dies der Grund ist, welcher mich zu Ihnen führt. Es ist vielmehr eine geschäftliche Angelegenheit, in welcher ich Sie für eine Minute zu stören gezwungen bin."

Während dieser Worte zog er eine Brieftasche heraus, der er ein Papier entnahm, welches er dem Bankier überreichte. Dieser warf einen Blick darauf und sagte:

„Eine Anweisung von meinem Geschäftsfreunde in Cordova. Die Summe steht Ihnen sofort zur Verfügung, obgleich mein Geschäft des Stiergefechtes wegen heute geschlossen ist."

„Solche Eile hat es nicht. Ich hielt es für angezeigt, mich Ihnen vorzustellen, und bitte um die Erlaubnis, den Betrag in den nächsten Tagen erheben zu dürfen."

Er machte eine Verbeugung und wollte sich entfernen; da ergriff ihn der Bankier am Arme und bat:

„Bleiben Sie noch, Señor! Ich kann Sie unmöglich jetzt schon gehen lassen. Sie retteten uns das Leben; ich bitte dringend um die Erlaubnis, Sie meiner Frau vorstellen zu dürfen!"

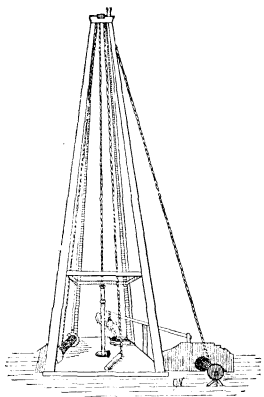
„Und ich bitte sehr, davon absehen zu wollen, Señor. Gerade der Dank, von welchem Sie sprechen, verschließt mir Ihre Thür. Ich darf mir unmöglich ein Verdienst anmaßen, welches nur dem Zufalle zuzuschreiben ist."

Man sah ihm an und hörte es auch aus seinem Tone, daß die Bescheidenheit, welche ihm diese Worte diktierte, eine wahre und keine gemachte war. Infolge dieses Eindruckes, den auch er empfand, antwortete Salido:

„Señor, Sie haben über den Wert dessen, was Sie thaten, eine andre Ansicht, als die meinige ist; dennoch muß ich sie achten und verspreche Ihnen, daß dieselbe berücksichtigt wird. Ich versichere Ihnen, daß Sie von mir und den Meinigen das Wort Dank nicht hören werden, und denke, daß Sie unter dieser Bedingung Ihren Entschluß ändern werden."

„Unter dieser Bedingung, ja; da bin ich allerdings bereit, auf Ihr freundliches Anerbieten einzugehen."

Der darüber hoch erfreute Bankier führte ihn in das Familienzimmer, wo das so unerwartete Erscheinen des Vater Jaguar ebenso große Ueberraschung wie Freude hervorrief. Ganz besonders entzückt war der Privatgelehrte, welcher sich zunächst von seinem Erstaunen gar nicht erholen zu können schien, dann aber, Hammer die Hand entgegenstreckend, ausrief:



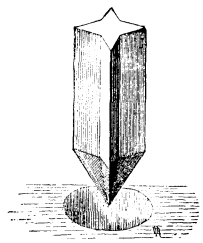
Die Petroleumgewinnung. Das Gerüste für den Bohrer.

„Señor, ich bin voller Freude, lateinisch Gaudium oder auch Laetitia genannt, Sie hier begrüßen zu können, zumal ich es für meine Pflicht halte, Ihnen meinen Dank dafür abzustatten, daß — —"

„Halt!" fiel der Bankier ihm in die Rede. „Señor Hammer ist nur unter der Bedingung mitgekommen, daß wir nicht von Dank sprechen. Bitte also, dieses Wort wenigstens jetzt nicht mehr zu erwähnen."

„Aber, wenn ich nicht von Dank sprechen soll, wovon denn sonst?"

„Von allem möglichen, zum Beispiel von Ihren antediluvianischen Tieren."



Die Petroleumgewinnung. Der Gesteinbohrer.

Das hatte Salido scherzhaft gemeint; der kleine, rote Gelehrte ergriff aber sofort die Gelegenheit, von seinem Lieblingsthema zu sprechen, und antwortete hastig, damit ihm ja niemand mit einer Frage zuvorkomme:

„Das ist wahr; das ist allerdings sehr richtig! Señor Hammer, haben Sie schon einmal ein Megatherium oder gar ein Mastodon gesehen?"

„Schon wiederholt," antwortete der Gefragte.

„Wo denn, wo?"

„In den Pampas. Wer ein gutes Auge für dergleichen Fundorte hat, braucht gar nicht lange zu suchen."

(Fortsetzung folgt.)

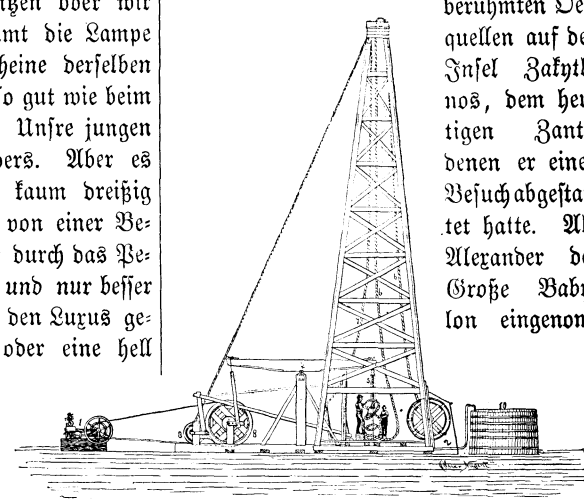
Erdöl und Erdölquellen.

Wird es abends dunkel und wir wollen nicht im Finstern sitzen oder wir haben zu arbeiten, so kommt die Lampe auf den Tisch. Beim Scheine derselben können wir unsre Arbeiten so gut wie beim hellen Tageslicht erledigen. Unsre jungen Leser wissen das nicht anders. Aber es ist gar nicht so lange her, kaum dreißig und einige Jahre, da war von einer Beleuchtung, wie wir sie jetzt durch das Petroleum haben, keine Rede und nur besser situierte Leute konnten sich den Luxus gestatten, sich durch Kerzen oder eine hell brennende, mit Samenöl gespeiste Lampe ein einigermaßen gutes Licht zu verschaffen. Für Arme waren Kerzen aus Walrat, Wachs &c. zu teuer und sie mußten sich darum mit dem Lichte einer unruhig brennenden, nicht selten recht qualmenden Oellampe begnügen. Wer von den jungen Lesern derartige Lichtspender kennen sollte, obwohl dergleichen wohl kaum mehr, auch in der dunkelsten Rumpelkammer, aufzufinden sind, wird mit uns darin übereinstimmen, daß man bei solcher Beleuchtung wohl nicht gut hat zeichnen können, wie es uns jetzt durch das Licht einer Petroleumlampe möglich ist.

Mit welcher Freude darum zu Anfang der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts die Erfindung begrüßt wurde, aus besonders konstruierten Lampen, die man im Laufe der Zeit vielfach verbessert hat, Steinöl oder Petroleum, ein verhältnismäßig billiges Leuchtmaterial zu brennen, kann nur der empfinden, der vorher bei dem düstern Lichte einer andern Lampe gesessen hatte und dabei arbeiten mußte.

Seit dieser Zeit ist vielen das Petroleum erst bekannt geworden. Mancher hielt es vielleicht für eine Entdeckung der Neuzeit. Dem ist aber nicht so. Schon seit Tausenden von Jahren gibt es das Steinöl, Erdöl oder Petroleum und in allen Erdteilen finden sich Quellen vor, aus denen dasselbe zu Tage tritt, und auch früher schon hat man es als Beleuchtungsmaterial benutzt, natürlich aber nicht in solchen Lampen gebrannt, wie wir sie jetzt haben.

Beim Bau der Städte Babylon und Ninive, also vor 4000 Jahren, setzte man dem Mörtel, um ein festeres Bindemittel zu haben, Asphalt zu. Diesen Asphalt holte man von den Oelquellen, die sich am Is, einem Nebenflusse des Euphrats, befanden. Herodot, der 400 Jahre vor Christi Geburt lebte, berichtet von den berühmten Oelquellen auf der Insel Zakythnos, dem heutigen Zante, denen er einen Besuch abgestattet hatte. Als Alexander der Große Babylon eingenommen, erzählte man ihm von den vorhin erwähnten Oelquellen am Is. Er ließ sich dahin führen, um sie in Augenschein zu nehmen. Die fließenden Quellen erregten seine Bewunderung in hohem Maße. Schon damals benutzte man das Erdöl zu Beleuchtungszwecken und die Quellen auf



Petroleumbohrversuch mit Dampfbetrieb.

Zante, die jetzt noch jährlich gegen 100 Zentner Oel liefern, versorgten einen großen Teil Griechenlands mit Oel.

Plinius und Dioskorides erwähnen das Erdöl von Sicilien, welches bei Agrigent, auf dessen Trümmern das heutige Girgenti steht, aus der Erde quoll, das man als „sicilianisches Oel" in Lampen brannte, und Plutarch beschreibt sogar einen brennenden See in der Nähe Ekbatanas, der Hauptstadt des ehemaligen Mederreiches.

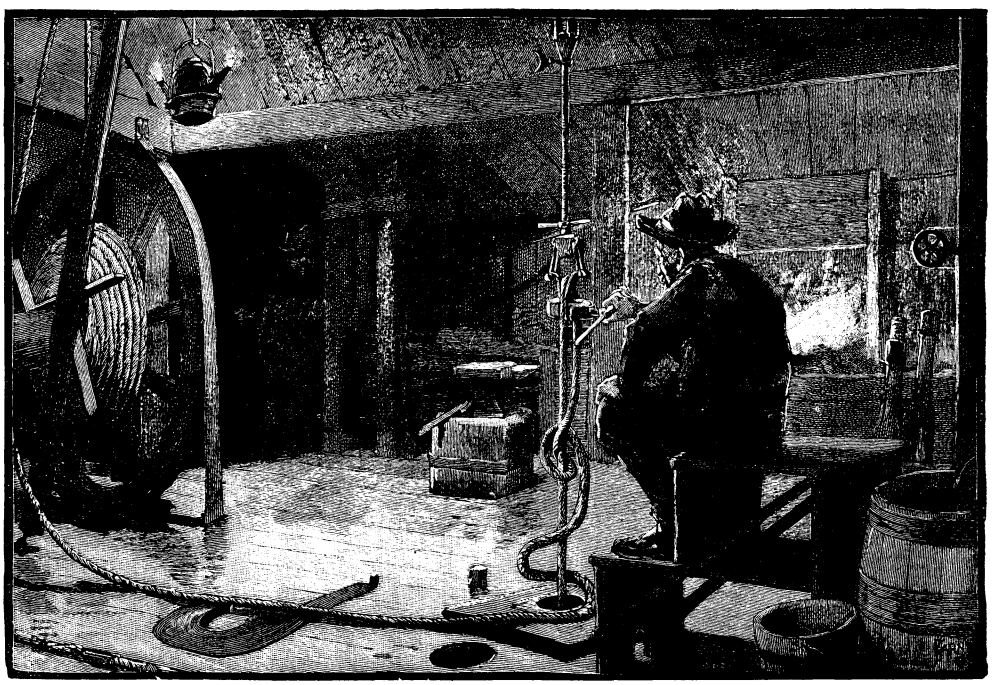
Im vorigen Jahrhundert bei Parma und Modena gefundenes Erdöl benutzte man zur Beleuchtung der Straßen mehrerer italienischer Städte. Den alten Aegyptern war das Steinöl ebenfalls sehr wohl bekannt, denn sie gebrauchten es zum Einbalsamieren ihrer Toten.

Die ältesten und berühmtesten Oelquellen sind die bei der russischen Stadt Baku, in der Nähe des Kaspischen Meeres, bei Tiflis und bei Schiras in Persien, wo das Oel aus einem Felsen fließt.

Aus den Quellen bei Baku gewann man in früheren Zeiten 100 000 Zentner Steinöl. Einige dieser Steinölquellen dunsten brennbare Gase (Kohlenwasserstoffgas) aus, welches, wenn es angezündet wird, in einer Flamme fortbrennt. Eine solche Flamme soll schon seit dem 9. Jahrhundert brennen. Diese „großen und kleinen ewigen Feuer der Parsen" sind für die feueranbetenden Hindus die größten Heiligtümer geworden. Ueber die meisten derselben haben die Hindus Hütten gebaut.

Erdöl findet sich außerdem in Afrika, in Indien bei der Stadt Rangun am Irawaddi, in Spanien, in Frankreich, der Schweiz, England, Rumänien und Oesterreich, und zwar hier in Westgalizien, an den Ausläufern der Karpathen. So wird bei der Stadt Borysław in Galizien schon über 150 Jahre Oel gewonnen. Die Ausbeute dieser Oelbrunnen war so ergiebig, daß sie bis zum Jahre 1866 auf täglich 150 Zentner rohes Petroleum stieg.

In Deutschland kommt Erdöl in Braunschweig und in Bayern bei Tegernsee vor. Dieses wird hier St. Quirinusöl genannt. Neuerdings sind auch auf der Lüneburger Heide Oelquellen gefunden worden, die zu Anfang gute Ausbeute gaben.



Petroleumbohrversuche im gedeckten Raum.

Das eigentliche Land der Petroleumquellen ist Amerika und hauptsächlich Nordamerika. Im Staate Pennsylvanien und Canada kannten die Indianer schon vor der Zeit, ehe die Europäer einwanderten, Oelquellen. Die Senecaindianer gewannen durch gewisse Vorrichtungen Erdöl, das sogen. Seneca- oder Genesseeöl (nach dem Flusse Genessa benannt), welches sie als Heilmittel gegen Verwundungen anwandten, und das auch heute noch unter diesem Namen in allen dortigen Apotheken verkauft wird. Jedenfalls gewannen die Indianer das Oel aus dem Genessa auf dieselbe Weise, wie sie es aus dem Oil Creek, d. h. Oelbach, einem Nebenflusse des Alleghany, gewannen. Die Oberfläche des Oelbaches bedeckte das Oel, welches aus dem felsigen Ufer des Baches gesickert kam, auf weite Strecken als dunkle Flecken. Wollene Decken, welche die Indianer auf das Wasser ausbreiteten, sogen das Oel ein. Aus diesen wurde es alsdann ausgerungen.

In den fünfziger Jahren bildete sich eine Compagnie, welche den Betrieb dieser öligen Rheumatismusmedizin, gegen welches Leiden es hauptsächlich gebraucht wurde, in die Hand nahm und bedeutende Geschäfte damit machte. Das Jahr 1859 war das Jahr, welches den Anlaß zur Ausbeutung der nordamerikanischen Oelquellen gab. Der Colonel Drake machte in diesem Jahre die ersten Versuche durch Bohrungen und eröffnete dadurch einen Markt, der nach wenigen Jahren von Weltbedeutung wurde. Das gewonnene Oel verwandte man, nachdem es einen Reinigungsprozeß durchgemacht hatte, zur Beleuchtung, indem man es in Lampen brannte. Mit großer Freude begrüßte man diese Erfindung, und sehr bald verschaffte sie sich überall Eingang. Vorher gewann man verschiedene Beleuchtungsstoffe durch Destillation der Steinkohlen, der Braunkohlen und des Torfes. Das erste Produkt dieser Destillation, der Teer, machte durch seine mit dem rohen Erdöle täuschende Aehnlichkeit auf die gewerbliche Ausbeutung des Oelreichtums der nordamerikanischen Oeldistrikte aufmerksam.

(Schluß folgt.)

Eine Schülerreise ins Gebirge.

(Fortsetzung.)

27. August.

Heute sollte wieder ein richtiger Gebirgspaß genommen werden: von Tauffers über das Scarljöchl nach Schuls; dort erwarteten uns Wagen, um uns nach Süs zu bringen. Tauffers und Schuls liegen fast ganz gleich hoch, etwas über 1200 m, und die Paßhöhe des Jöchl, die Cruchetta

(das Kreuzchen), erhebt sich 2316 m über den Meeresspiegel, wir hatten also 1100 m hinauf und hinab zu steigen. Wenn auch Bädeker schreibt, „gefahrlos, Führer unnötig", so hatten wir doch einen jungen Burschen als solchen angenommen; der Gaviapaß war uns noch in zu böser Erinnerung, und wir gingen mit einer gewissen Beklemmung dem Thale der Clemgia, welches von Scarl nach Schuls hinabführt, entgegen. Unser liebenswürdiger Postmeister wollte uns das Geleit ein Stück Weges geben, später ließ er sich erbitten, bis zur Cruchetta mitzugehen.

Der Aufstieg überraschte uns auf das angenehmste. Die Bildung des Thales ist einzig in ihrer Art. Ganz allmählich, in gleichförmig bequemer Steigung zieht es sich in die Höhe; auf breitem Wiesengrund, nur mitunter etwas sumpfig, führt es genau nordwestlich aufwärts, und gewährt dem Rückwärtsschauenden den prächtigsten Anblick. Wie in einem eigens dazu bestellten Rahmen bietet sich zwischen den Wangen des Thales der schneeweiße Ortler dar, rechts seitwärts von ihm als kleiner Trabant der Piz Umbrail. Wie sie jetzt so klar in der Sonne dalagen, konnten wir uns lebhaft vorstellen, welchen Genuß uns der Anblick des letzteren aus unmittelbarer Nähe gewährt haben würde, aber wir freuten uns doch, daß wir von hier noch den König der Tiroler Berge begrüßen konnten.

Eine Unter- und eine Oberalm ward passiert; immer ging es in derselben gemütlichen Weise in die Höhe. Nach $2\frac{1}{2}$ Stunden rundeten sich die einschließenden Berge vor uns zu einer Kesselwand zusammen, sie wurden kahler, der Untergrund steinichter und bald befanden wir uns vor einer Steinmauer von kaum 150 m Höhe: dort oben ist schon die Cruchetta! Ueber Steingeröll, durch welches Wasser sickerte, führte uns ein Zickzackpfad in zwanzig Minuten hinauf. Oben steht ein Christuskreuz auf einem Rundell, das sich als Rastplatz von selbst darbietet. Der Postmeister machte uns zunächst auf ein sonderbares Spiel der Natur aufmerksam: ein und dieselbe Quelle spendet von hier oben Wasser nach zwei entgegengesetzten Seiten; auf einem Steine von noch nicht 1 m Breite sieht man das Wasser deutlich links zur Avigna, rechts zur Clemgia abfließen, dort zur Etsch, hier zum Inn, dort nach Tirol, hier nach der Schweiz, das Kreuz bildet zugleich die Landesgrenze. Wir lagerten um das Kreuz herum, teils in Tirol, teils in der Schweiz; der Dienst sorgte für einen guten Imbiß, dessen Wert noch durch besondere Liebesgaben aus den gestrigen Geburtstagsspenden erhöht wurde. Unsre Photographen nahmen ein Bild auf; der junge Führer mußte, damit alle, auch die Photographen, aufs Bild kamen, „knipsen", d. h. die Mechanik des Momentverschlusses spielen lassen. Auf dem äußersten Flügel der Tiroler Seite ward der Herr Postmeister aufgestellt, der es sich gemütlich lächelnd gefallen ließ, mit der Duisburger Schulgesellschaft verewigt zu werden.

Als wir wieder Gepäck aufgenommen hatten, ergriff der Dienstführer β das Wort, um in unsrem Namen Abschied von Tirol zu nehmen, von dessen braven Bewohnern wir einen würdigen Vertreter noch unter uns hätten, und er verband mit dem Danke an das schöne gastliche Land den Gruß des Willkommens an die Schweiz, in deren prächtigen Gefilden wir unsre letzten Marschtage verleben sollten.

In $1\frac{1}{2}$ Stunden hatten wir Scarl, einen unscheinbaren Flecken, erreicht, rasteten ein wenig in einer primitiven Schenke mit dem stolzen Namen „Adler" und traten dann den Weitermarsch nach Schuls an. Das Clemgiathal ist tief eingeschnitten, von schroffen nackten Felsen umrahmt, der Weg ist ungefährlich, er wird sogar von niedrigen Stellwagen befahren, aber uns ward er zur Qual. Man hatte nämlich eben eine Wegebesserung damit angefangen, daß man kleine Steine frisch aufgeschüttet oder von den seitlichen Felsen abgehauen hatte, so daß man die ganze Zeit wie auf frischer Chausseeschüttung ging und noch dazu bergabwärts. Der Wirt in Scarl hatte uns erzählt, daß Excellenz von Goßler zwei Tage vorher von Tarasp aus bei ihm gewesen sei; nun, vielleicht hatte der hohe Herr einen Vorgeschmack von dem steinichten Pfade der Schulreform, den er zu wandern bestimmt war, gewinnen wollen; denn das Vergnügen hört bei solchem Wege auf. Wir räsonnierten weidlich; das dauerte bis wir nach zwei Stunden das Innthal erblickten und in einen hübschen Lärchenwald eintraten, durch den uns ein bequemer Schlängelpfad zur Innbrücke hinabführte.

Schuls gewährt einen reizenden Anblick, doppelt reizend für uns, weil es den müden Wanderern zur Rast bestimmt war. Vor dem Hotel zur Post fanden wir unsre Wagen. Der Dienst genehmigte eine Tasse Kaffee, verteilte sodann die Plätze auf den Wagen, und los ging die Fahrt die prächtige Straße entlang an Tarasp vorbei durch die romantischen Dörfer Ardez und Lavin hindurch bis zum lieblichen Süs am Fuße des Flüela.

Wir waren auf drei Wagen verteilt. Den ersten, einen Einspänner, lenkte der Besitzer des Hotels Rhätia in Süs, Herr Bonorand, selbst; das Pferd ging vorzüglich und ließ bald die andern Wagen weit hinter sich; $1\frac{1}{2}$ Stunden früher als das Gros der Gesellschaft langten seine Insassen in Süs an, wo sie γ, der mit der Post über den Ofener Paß dorthin gelangt war, in gewohnter Munterkeit empfing. Das kleine saubere Hotel machte einen sehr behaglichen Eindruck. Dem entsprach auch die freundliche Zuvorkommenheit des Ehepaares Bonorand, das an diesem Abende den Besuch des als wohlbestallter Pfarrer in Lavin wohnenden Sohnes erhalten hatte. Nicht für die ganze Gesellschaft reichte das Hotel, für drei Nummern war Quartier in der hübschen Villa des Notars von Süs erbeten worden.

Ganz erfroren und sehr entrüstet über die säumigen Kutscher, welche in allen Dörfern „die Röß" hatten trinken lassen, um selber zu trinken, war bei völliger Dunkelheit das Gros eingetroffen. Die einladende Tafel in dem schmucken Speisesaale war bald besetzt, bald waren auch die Schüsseln geleert, und α hoffte, hier einen gemütlichen Abend mit Erzählen des bisher Erlebten veranstalten zu können, aber eine auffallende Müdigkeit hatte sich fast aller bemächtigt; die lange Wagenfahrt in der scharfen Abendluft hatte nach der „Steinstraße" im Scarlthale den Kräften den Rest gegeben; selbst β und δ zogen sich zurück, und bald auch folgten die andern Griechen mit lebhaftem Bedauern, daß die schöne „Situation" nicht benutzt worden war.

α und γ lagen in demselben Zimmer und waren eben im Begriff einzuschlafen, als wohlbekannte Klänge ihr Ohr trafen. Sie horchten auf, nein, es war keine Täuschung, man sang im Hause deutsche Studentenlieder, das konnten nur unsre jugendlichen Genossen sein, und die von uns gebotene Gelegenheit zu einem heiteren Abend hatten sie wegen großer Müdigkeit ausgeschlagen! Das war schnöde. Aergerlich erhob sich α wieder, kleidete sich notdürftig an und ging dem Schalle nach. Oben war alles ruhig, aber unten aus dem Gastzimmer erscholl soeben im vollen Chore: „Auf den Bergen die Bur-

gen, Im Thale die Saale." α trat ein, und da sah er eine sehr gemütliche Tafelrunde, bestehend aus Herrn Bonorand, seinem Sohne, dem Pfarrer, und dem Notar mit seiner Einquartierung, zu der sich auch Alfred zählte, weil er mit Max noch Platten in der Villa des Notars hatte einlegen wollen. Als unsre jungen Leute schon um neun Uhr zum Notar gekommen waren, hatte er sie noch nicht zu Bett gehen lassen wollen, sondern sie in liebenswürdigster Weise aufgefordert, mit ihm noch eine Flasche Veltliner im Hotel Rhätia zu trinken und ihm von unsrer Reise zu erzählen. Solcher Verlockung hatten sie nicht widerstanden, und als sich Bonorand Vater und Sohn zu ihnen gesellten, und der Pfarrer und der Notar, die beide einst in Deutschland studierten, sie baten, deutsche Lieder zu singen, da hatten sie sich nicht lange bitten lassen. So waren sie denn recht behaglich beisammen, alt und jung, Deutsche und Schweizer.

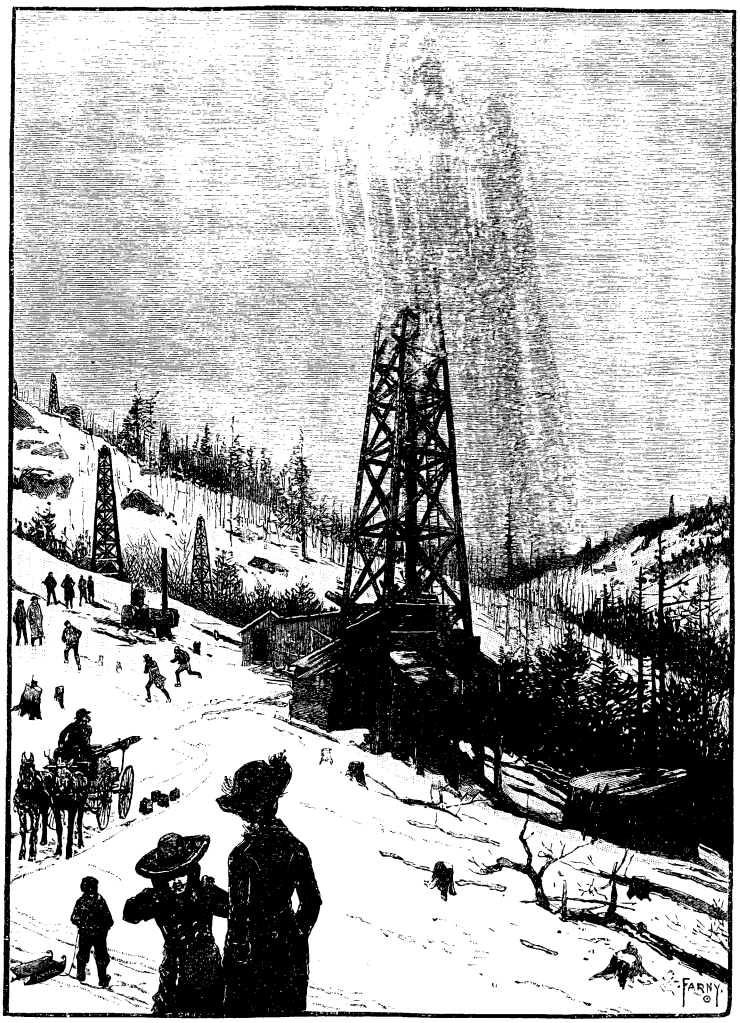
„Quand du veillant Argus la figure effrayante
Dans l'ardeur du plaisir à leurs yeux se présente."

Die Gesichter unsrer jungen Freunde drückten einige Befangenheit aus, aber der Notar ergriff die Gelegenheit zu einer Verteidigungsrede, die selten wohl ein günstigeres Objekt zum Gegenstand hatte. α begnügte sich denn auch damit, um Schluß der Kneiperei in längstens einer Viertelstunde zu bitten, was feierlichst zugesagt und auch gehalten wurde.

Daß man die Inhaber eines so vorzüglichen Quartiers, wie das beim Notar, am nächsten Morgen in „Schlemmersteuer" nahm, versteht sich von selbst.

Donnerstag, der 28. August, war unser dreizehnter und letzter Marschtag, der uns aus dem Engadin über den Fluelapaß nach Davos bringen sollte. Ich glaube, wir waren etwas gesättigt mit Natureindrücken, auch war der Himmel trübe, kurz wir waren gar nicht böse, daß überhaupt nicht viel zu sehen war. Das schlimmste war, daß ε das Kommando hatte und in seiner großen Sehnsucht, nach Hause zu kommen, ein so schnelles Marschtempo einschlug, daß er nicht einmal die für α so notwendigen „Pustpausen" machte. Das beste an dem ganzen Paß war das treffliche Gasthaus, das wir trotz des dichten Nebels nicht verfehlten.

Auf der Höhe liegen zwei Seen, von denen der eine zum Inn, der andre, wegen seines hellen Gletscherwassers der „weiße" genannt, zum Landwasser und zum Rhein abfließt.



Das Ausströmen des Petroleums nach Wegnahme des Bohrers.

Dies war unser letzter Aufstieg. Und obgleich der Abstieg gar keine Schwierigkeiten bot, gelang es dennoch No. 11 und 12 wieder einmal eine Thorheit zu begehen, indem sie, in der Absicht den Weg zu kürzen, an der unrichtigen Stelle abschnitten und nach einer Weile hilflos an dem ziemlich breiten Bache standen, über den sie mit fremder Hilfe übergesetzt werden mußten. Aus dem nachfolgenden Rüffel machten sie sich ziemlich wenig, aber die Strafe von 50 Pfennig für unerlaubtes Entfernen von der Kolonne traf ihre arg zusammengeschmolzene Reisekasse sehr empfindlich.

Die Straße mündet in Davos-Dörfli. Früh am Nachmittag kamen wir an, tranken Kaffee, photographierten auf dem Balkon des Hotels Fluela die ganze Reisegesellschaft und spazierten dann nach Davos-Platz, dem Hauptteil des berühmten Hochthales. Als wir abends nach Dörfli zurückkamen, war es auch mit unsrem herrlichen Reisewetter vorbei, Regen gab es und beim Abendessen zum erstenmal die in der Schweiz unvermeidlichen Engländer.

(Schluß folgt.)

Das Tabakskollegium Friedrich Wilhelms I.

Friedrich Wilhelm, streng gegen seinen Sohn und ebenso streng gegen sich selbst, war in allen seinen Lebensgewohnheiten außerordentlich einfach. Auch den einzigen Aufwand, den er sich gestattete, machte er nicht für sich selbst, sondern als echter Soldat nur für sein Heer, für das „Leibregiment der langen Kerle", die er aus allen Ländern Europas zusammenbringenließ. Wenn daher seine Abendgesellschaften, die er eine lange Reihe von Jahren hindurch fast täglich in Berlin, Potsdam oder Wusterhausen abhielt, eine gewisse Berühmtheit und Wichtigkeit erlangt haben, so trugen dazu nicht leibliche Genüsse bei, sondern die Ursachen waren ganz andrer Art.

Zu dem sogenannten Tabakskollegium fand sich in der Regel eine Gesellschaft von sechs bis acht Personen ein, meist Minister, Stabsoffiziere, Gelehrte, durchreisende Standespersonen, auch einzelne Bürger. Die Unterhaltung bezog sich auf Lektüre von Zeitungen, Bemerkungen über Politik und Kriegsgeschichte, sowie Besprechung von Tagesneuigkeiten. Da

der König hier keine personellen Unterschiede machte und nichts als Erholung suchte, somit jedes Zeremoniell verbannt war, so waren auch Späße und Schwänke, mitunter ziemlich derbe, im Schwung. Herumgereicht wurde ausschließlich Ducksteiner Bier in weißen Krügen. Wer Hunger verspürte, fand im Nebenzimmer etwas Brot, Butter und Käse. Aber ein jeder mußte rauchen, den leichten holländischen Knaster aus kurzen, holländischen, thönernen Pfeifen, und wer es nicht konnte, setzte wenigstens dem König zu Gefallen die Pfeife an den Mund.

Auf dem Bilde, das wir dem berühmten Maler Adolf Menzel verdanken, geht es noch etwas lustiger zu als es gewöhnlich war. Die Zielscheibe des Witzes und Spottes bildet wie immer der Hofnarr und Historiograph zugleich. Eben liest er mit großem Pathos eine Neuigkeit aus der Zeitung vor — da kratzt ihm ein Schalk mit einem gewaltigen Bärenfell an der Perücke, unter der sich eine mächtige Glatze verbirgt. Der gute Mann, der es nicht anders haben will und sich unglücklich fühlt, wenn er nicht veralbert wird, erschrickt heftig, seine Thonpfeife zerbricht .... alles lacht über diesen Schabernack, selbst der „alte Dessauer" (links vom König). Nur einer lacht nicht, obwohl ihm sein Nachbar zur Rechten sichtlich zuredet. Es ist der „alte Fritz", in ganz jugendlichen Jahren, kaum sechzehn. Er raucht nicht, berührt auch kaum seinen Krug.

Selbst errungen.

(Fortsetzung.)

„Nein, das thut sie nicht. Sie weiß wohl, daß ich krank bin und nie ganz gesund und kräftig zu werden hoffen kann, aber sie rechnet wohl darauf, daß ich trotzdem noch viele Jahre in verhältnismäßigem Wohlsein leben werde; daß ihr zuzeiten auch einmal eine Ahnung der Wahrheit kommt, ist wohl möglich, doch glaube ich nicht, daß sie sich's eingestehen würde — vorläufig hofft sie, daß wir zusammen das alte Geschäft weiterführen, daß du mir mit praktischer Erfahrung zur Seite stehen, mir Freund und Ratgeber sein wirst. Der Gedanke, auf diese Weise zugleich für dein und mein Wohlergehen zu sorgen, leitete sie, als sie dich zum Herkommen bewog."

„Aber Walter, warum willst du nicht daran glauben, daß dieser Gedanke sich erfüllen kann? Warum siehst du der Zukunft mit solch traurigen Befürchtungen entgegen? Glaube doch — du wirst noch lange leben — wir werden zusammen schaffen und streben. Um deinetwillen werde ich jetzt gern bei der Sache sein, du wirst mit dem Kopf, ich mit den Händen arbeiten und gemeinschaftlich werden wir die Fabrik zu großem Aufschwung bringen." Das sagte Ernst in einem Ton, dessen Munterkeit keineswegs natürlich war, eine tiefe Traurigkeit stieg in ihm auf.

Walter lächelte zu des Freundes gutmütigem Versuch, ihn zu ermutigen.

„Wenn das möglich wäre!" sagte er still, „wie glücklich könnte ich sein, wenn ich das eine hätte, das mir kein Mensch geben kann, und das nur der, dem es fehlt, voll zu schätzen weiß! Wie oft, wenn ich dich anblicke, denke ich: mit deiner Gesundheit, deiner Kraft begabt, sollte mir jeder Beruf willkommen sein. Ich muß dir's nur sagen," setzte er lächelnd hinzu, „ich habe oft gedacht, du bist nicht dankbar genug für das beste Gut, das wir haben können: für deinen starken Körper und deine eiserne Gesundheit — sonst hätte dich das Fehlschlagen der einen Hoffnung nicht so verstimmt."

Auch Ernst lächelte; er hatte es schon manchmal erfahren, wie leicht man den Maßstab des eigenen Empfindens an andre legt und dadurch zu einer irrigen, oft ungerechten Beurteilung derselben geführt wird; wie man meint, daß das, was man selbst am schmerzlichsten entbehrt, auch von denen besonders hoch geschätzt werden müßte, die sich seit Jahren des ruhigen Besitzes erfreuen, und wie doch andrerseits jeder nur nach seinen eigenen persönlichen Gefühlen und Erfahrungen den Wert der Güter bemißt, die innerhalb oder außerhalb seines Bereiches und seines Wunsches liegen.

Walter unterbrach das Schweigen.

„Ernst," sagte er mit bewegter Stimme, indem er des Freundes Hand mit warmem Druck faßte, „wenn es dir doch gelingen sollte, ein Herz zu der Sache zu fassen, in der du jetzt doch nur erst mit halbem Fuße stehst — wenn du unser Geschäft liebgewinnen und vielleicht doch auch mit der Zeit ein wenig freundlicher über Mama denken würdest — das wäre für mich eine große Freude! Ich habe viel Vertrauen zu dir gewonnen; du stehst mir sehr nahe, und niemand würde ich so gern an meiner Stelle wissen, als dich. Ich möchte dich so gern bitten, mich später zu vertreten in allem, was ja eigentlich mein Amt wäre: in der Leitung der Fabrik, als Chef den vielen hundert Leuten gegenüber, die von ihr abhängen, und vor allem bei Mama und bei Susanne. Ich weiß wohl, es ist ein großes Opfer, das ich von dir erbitte, aber andrerseits denke ich auch, daß wenige diese Stelle so gut wie du ausfüllen würden; du siehst mich ungläubig an — aber ich kann mir nicht helfen: du gehörst hierher, und ich bin überzeugt, du hast jetzt das Schwerste überwunden, und die Freude an der Arbeit wird bald kommen."

Ernst war tief erschüttert und vermochte dem armen Knaben nichts zu erwidern, der so ruhig von einer Zeit sprach, die für ihn keine Zeit mehr sein würde. Still hielt er Walters Hand umschlossen, und dieser verstand wohl das feierliche Versprechen, das darin lag.

* * *

Ein neues Leben begann mit diesem Tage für Ernst. Die Eröffnungen, die Walter ihm gemacht hatte, gaben seiner Lehrzeit für einen aufgenötigten Beruf eine Bedeutung, die ihn fast schon mit demselben aussöhnte. Fortan betrachtete er sich als Walters künftigen Stellvertreter, als der er, so hoffte er, viele Jahre zu dessen Lebzeiten schaffen würde. Ob letzterer seiner Mutter Gefühle und Absichten richtig beurteile, darüber dachte er kaum noch nach; diese Seite der Angelegenheit trat für ihn mehr und mehr in den Hintergrund; auch sein Benehmen gegen die Tante wurde freier und freund-

Das Tabakskollegium Friedrich Wilhelms I.

licher, seit er wußte, daß ihr Sorgen und Hoffen um den Kranken sich begegneten. Um Vetter Walter drehten sich von da ab alle seine Gedanken; es war das erste Mal, daß der Gegenstand seiner zärtlichen Liebe und Rücksicht zugleich die Verkörperung eines sittlichen Ideals für ihn war: neben Walters duldender Ergebung, die weder durch Klagen noch durch egoistische Ansprüche sich je der Beachtung aufdrängte, seiner selbstlosen, liebevollen Sorge für seine Umgebung kam ihm sein eigenes Auflehnen gegen das Schwere, das ihm das Leben brachte, recht unmännlich vor, und er machte sich's zur Pflicht, sich einen eben solchen Gleichmut gegen Unabänderliches anzuerziehen, wie er ihn an seinem Vetter so sehr bewunderte.

Der Tante Aufforderung nachkommend, brachte er einen großen Teil seiner jetzt beschäftigungslosen Zeit in der Familie zu, und da sein ganzes Auftreten frischer, weniger gedrückt als früher war, so kam man ihm auch unbefangen entgegen, und er fand mehr und mehr Freude an dem Verkehr mit den Verwandten.

Ganz eigentümlich fühlte Susanne sich durch des Vetters verändertes Benehmen berührt. Schon durch die Zeit der Entfremdung, dann durch ihre Bitte um Vergebung — ein Schritt, zu dem sie sich noch niemals gegen irgend jemand herbeigelassen hatte — war sie weicher gegen ihn gestimmt und von ihrer Protektorhöhe gänzlich herabgestiegen. Jetzt, da er plötzlich dem Bruder näher getreten schien, auch mit der Mutter ungezwungener zu verkehren begann, bemächtigte sich ihrer eine gewisse Eifersucht. War sie nicht die erste gewesen, die ihm freundlich entgegengekommen war? Hatten sie einander nicht Freundschaft gelobt? Und nun widmete er sich dem Schwächling Walter, mit dem er doch in keiner Weise sympathisieren konnte, der Mutter, die ihn so tyrannisch unter ihren Willen gebeugt hatte, und sie war einsam wie zuvor.

Walter war der erste, der Susannens reizbare, oft traurige Stimmung bemerkte, während Ernst, unbefangen wie früher, nun, da sie sich oft zurückzog, weniger als sonst mit ihr verkehrte. Feinfühlig wie Walter war, erkannte er auch bald den Grund ihrer Verstimmung, und es traf ihn wie ein Vorwurf, daß nicht er der Schwester alles bot, was sie an Liebe und Freundschaft brauchte; zum erstenmal ward er inne, daß sie in dieser Hinsicht darbte, und sobald er das erkannt hatte, war es sein eifrigstes Streben, den richtigen Weg zu finden, um ihr mehr zu sein, als er ihr bisher gewesen, ohne sie jedoch etwas Absichtliches in seinen Bemühungen ahnen zu lassen.

„Susanne," sagte er eines Tages wie beiläufig zu ihr, „Ernst und ich wollen etwas zusammen lesen, was auch dich interessieren würde: Goethes ‚Reise in Italien'; willst du nicht zuhören?"

Susanne warf mit dem an ihr jetzt gewöhnlichen, mißmutigen Gesichtsausdruck den Kopf zurück.

„Ich bin doch wohl zu beschränkt, um an eurer gelehrten Lektüre teilzunehmen," sagte sie unfreundlich.

Walter hatte ein Wort liebevoller Ueberredung auf den Lippen, Ernst aber, ohne das zu bemerken, sagte treuherzig:

„Komm nur, das schadet nichts, was du nicht verstehst, werden wir versuchen, dir zu erklären."

Und Susanne nahm es nicht übel, daß ihr hinsichtlich der „Beschränktheit" nicht widersprochen wurde, sondern packte ihre Näherei zusammen und folgte den beiden in Walters Stube, wo die dem Vorlesen und Besprechen des Gelesenen gewidmeten Stunden eine Quelle unvergänglichen Genusses für die drei jungen Menschenkinder wurden, und Walter hatte mit seiner Aufforderung an Susanne, mehr als er ahnte, zur Erreichung seines Zieles gethan. Das köstliche Buch beschäftigte und übte ihren regen Geist, und bald wurde sie als vollberechtigtes Mitglied des kleinen Kreises betrachtet und zu jedem Meinungsaustausch herangezogen, was sie mit hoher Genugthuung und fast mit Stolz erfüllte. Sie vergaß es Walter nicht, daß er derjenige gewesen, der sie zur Teilnahme aufgefordert hatte, und an Susanne bethätigte sich's wieder, daß wir gut sind, wenn wir glücklich sind — sie war von jetzt an froher und freundlicher als je, und besonders gegen Walter von ungewöhnlicher Sanftmut und Rücksicht.

Eines Abends, als die drei bei ihrer gemeinschaftlichen Unterhaltung saßen, und Walter eben ein wenig vorlesen wollte, wurde er durch einen der jetzt öfter eintretenden heftigen Hustenanfälle unterbrochen. Ernst sah mit besorgtem Blick auf Walters gerötete Wangen und ergriff seine Hand, um mit kundiger Miene den Puls zu untersuchen, ohne auf Walters lächelndes Abwehren zu achten.

„Das Lesen taugt dir nicht," entschied er nach beendigter Untersuchung. „Künftig lese ich allein, oder vielleicht löst Susanne mich dann und wann ab."

Susanne errötete vor Vergnügen, fragte aber doch besorgt, wenn auch etwas ungläubig, ob denn Walter krank sei.

„Das ist doch nichts Neues," erwiderte Ernst, und durch einen Wink von Walter gewarnt, setzte er hinzu: „Walter hat eine schwache Brust, da muß man doch vorsichtig sein, besonders wenn er hustet und, wie jetzt, etwas erkältet ist," und Ernst holte ein Plaid und legte es Walter über die Kniee.

Susanne hatte so oft derlei Handlungen der Fürsorge von ihrer Mutter ausüben sehen, aber sie hatten nie den Eindruck auf sie gemacht, wie diese Dienstleistung des jungen Vetters; sie schämte sich, daß ihrs nicht eingefallen war, für den Bruder zu thun, was er that, und als der Katarrh bei Walter anhielt, fing sie zu desselben unaussprechlicher Rührung und dem Erstaunen ihrer Mutter an, ihm alle jene kleinen Aufmerksamkeiten und Liebesdienste zu erweisen, um die sie sonst so gern die andern verspottet hatte. Aber nun das Eis einmal gebrochen war, gewährte es ihr eine ganz neue niegekannte Genugthuung, keinen andern diese Hilfeleistungen ausführen zu lassen, die Medizinflasche herbeizuholen, wenn die Zeit zum Einnehmen kam, oder ihn warm einzuhüllen, wenn er durch die kalte Hausflur zu gehen hatte.

* * *

Bald nach dem Unfall, der Ernst getroffen, hatte Walter ein längeres Gespräch mit Herrn Siegmund, dem er, soweit er es ohne einen Vertrauensbruch zu begehen, sagte, wie unglücklich Ernst sich fühle. „Ich hatte gehofft," schloß er, „Sie würden sich meines Vetters direkt annehmen, und daß er durch Ihre Vermittelung Liebe und Vertrauen zu dem Geschäft fassen würde."

„Nein, mein Lieber," erwiderte Herr Siegmund, „da haben Sie sich geirrt. Ihr Vetter hat eine tüchtige und kräftige Natur, der arbeitet sich schon selbst durch. Er mußte doch die Sache kennen lernen, wie sie ist, und das konnte er nur mit seinen eigenen zwei gesunden Augen, nicht mit den meinen. Sie sagen mir da nichts Neues — ich habe wohl gewußt, daß er einen schweren Kampf kämpft, aber der mußte durchgefochten werden, dabei konnte ich ihm nicht helfen. Ist die Krisis überstanden, wie es jetzt den Anschein hat,

so soll es an meiner Aufmunterung und Unterstützung nicht fehlen; vorher wäre die bei einem selbständigen Charakter wie Holten gänzlich verfehlt gewesen."

Am nächsten Morgen forderte Herr Siegmund Ernst auf, ihn bei einem Geschäftsgange zu begleiten.

„Ich habe in unsrer Arbeiterkolonie zu thun, kommen Sie mit, Sie sind ja noch nicht dort gewesen."

Gerne folgte Ernst der Einladung.

Es war ein mäßig weiter Weg, den die beiden zu machen hatten. Sie ließen die Hauptstraßen hinter sich und gelangten nach geraumer Zeit in die Vorstadt, von der eine kleine Nebenstraße sich abzweigte, die von etwa fünfzig kleinen saubern Häusern mit Gärtchen davor gebildet wurde. Die Häuser zeigten durch die Einförmigkeit ihres Baues und ihr gleiches Alter verratendes Aeußere, daß sie zusammen gehörten, und alle demselben Zweck dienten. Herr Siegmund erzählte Ernst, daß diese kleine Kolonie die Schöpfung seines Großvaters, des Kommerzienrats, sei, zu dessen Lieblingsideen die gehört hatte, den trostlosen Wohnungszuständen abzuhelfen, unter denen die arme Bevölkerung in so erbarmungswürdiger Weise leidet. Die Leute, welche tags über in den Fabrikräumen eine fast durchgängig verdorbene, den Lungen schädliche Luft eingeatmet haben, kommen dann abends in Häuser, die in den engsten, schmutzigsten Gassen belegen sind, in Stuben, die fast nie gelüftet werden, und in denen die ganze Familie, oft neun bis zehn Personen stark, wohnt, ißt und schläft — denn wer ist im stande, mehr als eine Stube zu mieten? Ihr Großvater," fuhr Herr Siegmund fort, „betrachtete diese Wohnungskalamität als einen der schlimmsten Krebsschäden, unter dem unsre arme Bevölkerung an Geist, Körper und Sittlichkeit leidet, und es war ihm eine große Freude, als diese Straße fertig war und die Häuser bezogen werden konnten. Hier haben die Leute gute, frische Luft und haben solche auch in den Häusern, sofern sie ihre Wohnungen sauber halten. Wir wollen hier eintreten, damit Sie die Einrichtung kennen lernen."

Durch einen kleinen Vorgarten, in dem neben etwas Kartoffeln und Gemüse auch noch einige Blumen Platz gefunden hatten, trat man in die Flur des massiven ziegelgedeckten Häuschens. Diese Flur war das einzige, was die beiden Familien, die jedes der Häuser bewohnten, gemeinschaftlich hatten. Von ihr aus waren rechts und links dieselben Räumlichkeiten: eine ziemlich große, zweifensterige Stube von mäßiger Höhe, daran stoßend nach hinten zwei einfensterige Schlafkämmerchen und eine Küche, aus der wieder eine Thüre auf die Flur führte. Dank den Besuchen, die Herr Siegmund und Frau Hartmann ab und zu den Leuten unerwartet abstatteten, fand sich in den Wohnungen allenthalben Ordnung und Sauberkeit. „Die Leute," sagte Herr Siegmund, „haben hier ein größeres Interesse, die Räume in gutem Zustand und nettem Aussehen zu erhalten, als in den Mietskasernen, wo sie die Wohnungen zudem oft wechseln. Der Kommerzienrat hat nämlich eine Einrichtung getroffen, welche die ordentlichen und sparsamen Leute, die lange genug bei uns bleiben — und andre nehmen wir in unsre Häuser gar nicht — mit der Zeit zu Mitbesitzern derselben macht. Die sehr mäßige Miete für jede Wohnung wird nämlich nur zur Hälfte gezahlt, die andre Hälfte wird in geringen Raten von der zweiwöchentlichen Löhnung zurückbehalten, und als Anzahlung auf das halbe Haus nebst Garten betrachtet. Der Preis desselben ist so gestellt, daß in sechs Jahren der Mieter Besitzer wird, frei wohnt, allerdings nur für die Zeit, die er, oder, im Fall er selbst durch Alter oder Krankheit unfähig dazu wird, einer seiner Söhne der Fabrik angehört. Der Segen, der für die Leute in dieser Einrichtung liegt, ist zu offenbar, aber auch für uns bringt sie manchen Vorteil mit sich. Es will etwas sagen, wenn ein so großer Bruchteil sämtlicher Arbeiter seit Jahren und Jahren der Fabrik angehört, und ein fast ebenso großer sich so hält, daß jeder Anwartschaft auf eine leer werdende Wohnung hat. Wenn übrigens das Geschäft sich weiter so vergrößert, so werden wir allen Ernstes daran denken müssen, eine Anzahl neuer Häuser zu bauen, überlegen Sie sich einmal, ob man wohl noch Verbesserungen anbringen könnte, wenn es dazu kommt."

(Fortsetzung folgt.)

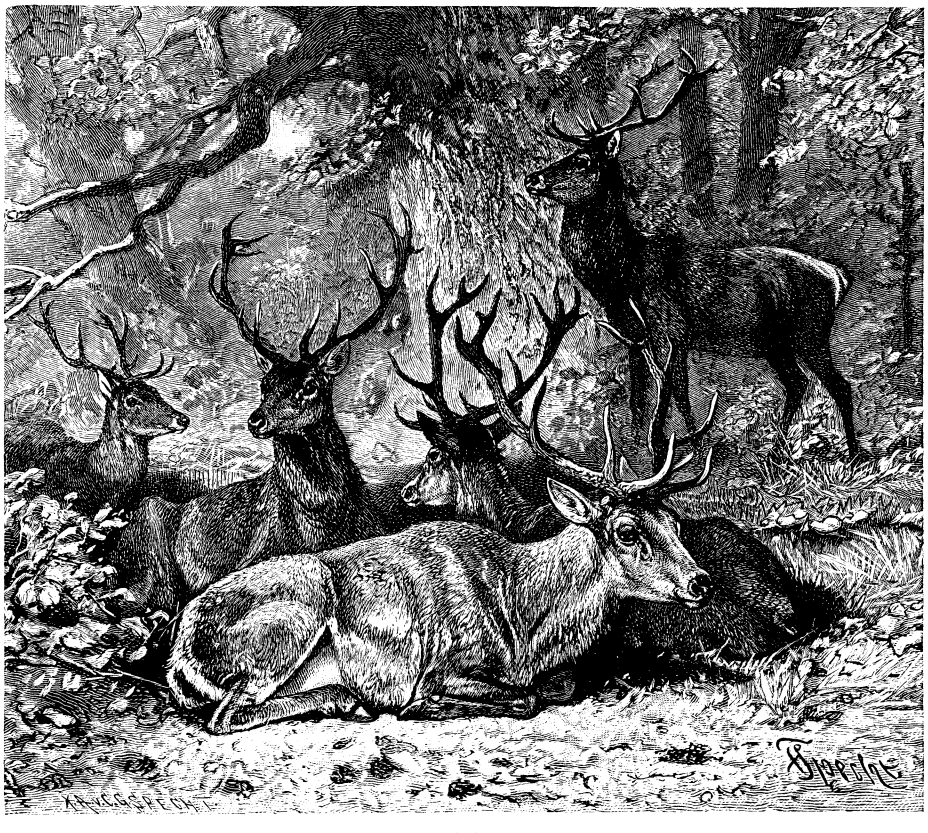
Ein Pirschgang auf Rotwild.

Wenn ihr lieben jungen Freunde nun auch thatsächlich nicht mit mir gehen könnt, so könnet ihr doch in Gedanken mit mir einen Pirschgang auf den edlen Hirsch unternehmen. Vorher muß ich euch aber die Kriegsartikel vorlesen. Paragraph eins: Ein hübscher, heller Anzug, recht blendendweiße Wäsche, wunderschöne rote, gelbe oder weiße Krawatten, Lackstiefelchen, recht fleißiges Hervorziehen des reichlich parfümierten Taschentuches u. s. w., das sind ganz schöne Sachen — auf dem Trottoir einer Stadt — bei einem Pirschgange aber streng verpönt. Laute, gelehrte Abhandlungen und Disputationen z. B. über den Mehr- oder Minderwert der griechischen Dichter, welche Antigone dramatisierten, sind ganz nett auf den Bänken der Obersekunda und Prima, hier im Walde aber entschieden nicht angebracht. Das Wild versteht nichts davon, vernimmt aber vermöge seines wunderbar ausgebildeten Hörvermögens den Disput — und verduftet schleunigst. Alles Schlurren mit den Absätzen über den Boden ist strenge untersagt. Man hebt die Pedale recht hübsch hoch, und sucht möglichst auf weiche Stellen z. B. Moos oder Grasplätze zu treten, damit der Schritt unhörbar wird. Paragraph zwei: Alle hastigen Bewegungen mit den Armen, den Beinen und dem Kopfe sind verboten. So, das wären die Kriegsartikel. Wer dagegen fehlt, wird zwar nicht totgeschossen oder zu so und so viel Jahren Festungsstrafe verurteilt, nein — er wird einfach nicht mehr mitgenommen, weil er sich und andern den Spaß verderben würde. Also — ein möglichst unscheinbarer Anzug, derbes Schuhzeug, keine Feder auf dem Hut, wohl aber ein gutes, ansehnliches Butterbrot in der Tasche — das gehört zu einem Pirschgange. Noch stehen die Sterne am Himmel und flimmern so ruhig über der im Schlaf liegenden Erde, als wenn sie eben frisch geputzt worden wären. Scharf heben sich die umliegenden Bergrücken gegen den hellen Himmel ab. Der Wald liegt schwarz und schweigend. Das Auge muß sich erst an die Dunkelheit gewöhnen. Wir sehen, in den dunkeln Buchenhochwald eintretend, noch nicht einmal die dicken Stämme, die im Bereiche unsres Armes vor uns stehen, und müssen uns rein auf den Tastsinn unsrer Füße verlassen, die uns sagen, daß wir, sobald wir ins weiche Laub treten, neben dem Pfade sind. Hier heißt es die Füße auf-

Auf dem Anstand.

heben, denn wer so daherschlurren wollte, wie auf dem Asphalttrottoir einer Stadt, würde bald seinen Kopf mit dem Rückkreuze seines Vordermannes oder mit einer Buche in Konflikt bringen, denn wir sind hier im Walde steinreich. Sogar aus der Erde steht unser Reichtum manches Mal einen halben Fuß heraus. Den Buchenhochwald verlassend, biegen wir in eine breite, bequeme Schneise durch einen alten Fichtenbestand ein. Hier bietet der Marsch gar keine Unbequemlichkeiten, wenn auch die Dunkelheit groß ist. Eine perspektivisch sich verjüngende schnurgerade helle Linie, in der hie und da ein blinkendes Sternchen steht, zeigt hoch oben in den Wipfeln der Tannen die Direktion der Schneise. Die Tannen stehen wie riesige dunkle Mauern zu beiden Seiten des Weges. Wo dieser Bestand aufhört, liegt ein Schlag, welcher im Vorjahre abgetrieben worden, und auf welchem sehr gern Wild steht. Ich verstehe unter dem Ausdruck „Wild" nur Rot- oder Edelhirsch (cervus elaphus). Die Schneise, auf der wir hier fürbaß schreiten, stößt auf eine Querschneise, welche den kahlen Schlag begrenzt. Wenn wir auch guten Wind haben, d. h. der Wind von dem Schlage nunmehr zu uns herüberweht, so ist es doch noch nicht sicher, daß wir bei Sonnenaufgang den Wind behalten, denn gerade dann schlägt er sehr oft um. Wir biegen also am Ende des Fichtenbestandes von der Schneise ab in einen Pirschpfad, der sich auf dem Rande des Fichtenbestandes, ungefähr zehn Schritte innerhalb desselben, hinzieht. Solche Pirschpfade müssen sorgfältig von hervorstehenden Steinen und Stöcken gereinigt und ausgeharkt, auch die dürren Reiser an den Fichtenstämmen sorgfältig weggehauen sein. Das Stoßen an einen Stein, das Knacken eines dürren Reischens kann einem die Pirsche vollständig verderben. Hier in dem Pirschpfade müssen wir warten, bis wir Büchsenlicht, d. h. so viel Licht haben, daß man deutlich das Korn der Büchse in dem Einschnitte des Visieres (Kimme) sehen kann. Wir werden dann auch den Schlag übersehen können, der übrigens, einige Bodensenkungen abgerechnet, fast eben ist, und nur Stockausschläge von $^1/_2$ m Höhe als Bestand trägt. Hie und da stehen wenige Weißdornbüsche und schnell gewachsene Ausschläge der Bruchweide, die höher sind als $^1/_2$ m. — Wir sind etwas stramm gegangen und freuen uns deshalb der treuen Anhänglichkeit unsrer Ueberzieherknöpfe. Was wären wir jetzt ohne Knöpfe? Arme, frierende Menschen! Wie wir so dastehen und dem Verbleichen der Sterne zusehen, hören wir in größeren oder kleineren Pausen ein Schnurren und Schwirren über uns. Auch tönt wohl ein scharfes „Ziiit" aus der Luft oder ein lautes „Dadadada". Das sind Krammetsvögel. Erstere der sogenannte Weinvogel, Rotdrossel (turdus iliacus), letztere der Schwarzfuß, Schacker, Wacholderdrossel (turdus pilaris), welche in großen Scharen nach wärmeren Landstrichen ziehen. Jetzt rauscht es mit langsamem Flügelschlag brausend über uns. Schon von weitem haben wir den Schrei der Wildgänse gehört. Jetzt folgt ein viel schnellerer Flügelschlag mit metallischem Pfeifen. Das ist ein Zug Wildenten, die mit ihrem schnellen Fluge den großen Gewässern zustreben. Schon weit hören wir ein Durcheinander von Vogelstimmen. Das ist ein Flug Finken. Dahinter kommt gleich eine Schar geschwätziger Dohlen, die ihr „ia, ia!" aus hoher Luft herunterrufen. Zug um Zug wälzt sich über uns weg, und fragen wir uns: „Wo kommen die nur alle her?" Ja, wer das wüßte! Wieviel hundert Kilometer haben die schon in dieser Nacht gemacht, wieviel hundert Kilometer werden die noch machen, bis die Sonne ihre bereifte Nase über den Erdrand streckt, um einmal zu sehen, ob wir auch noch alle da sind. Drüben aus dem Bestande tönt der Ruf des Waldkauzes „hohoho uit uit!" Das ist der Vorbote der Morgendämmerung. Der Wind scheint sich zu heben und bläst frisch von dem Schlage her. Die Wipfel der hohen Fichten neigen sich langsam vor dem Herrn, der nach dem schönen Liede jetzt durch den Wald schreitet. Es kommt Bewegung in die Nebelmassen, die bis jetzt unsrem Blick den Schlag verhüllten. Unmerklich hebt sich der feine Gazeschleier, der selbst die allernächsten Gegenstände einhüllte. Wir können schon dunkle Gegenstände auf 20 Schritte vom weißgereiften Erdboden erkennen. Allmählich färben sich die Bergspitzen rosa, und immer breiter wird der Streifen, der solcher Gestalt angemalt wird. Zuletzt werden auch schon die hohen Fichtenspitzen gefärbt, und wo wir auf den Schlag hinaussehen, zieht der Nebel in langen Schwaden auf zur Höhe. Immer aber sehen wir noch die Gegenstände auf dem Schlage mit verschwimmenden Konturen. Da vor uns stehen unbeweglich drei, vier, fünf große schwarze Klumpen. Wir sehen hinter uns in das Dunkel des Bestandes, um unser Auge zu stärken und dann wieder auf den Schlag. Wahrhaftig, die drei schwarzen Klumpen haben ihre Stellung

verändert. Zwei stehen noch zusammen, aber der dritte steht viel mehr rechts wie eben. Die beiden andern Klumpen sind sogar verschwunden. Das ist äsendes Rotwild. Mit einem scharfen Pirschglase erkenne ich ganz deutlich, daß die beiden unverändert stehengebliebenen Gestalten ein Strauch, die dritte aber ein äsendes Stück Rotwild ist. Jetzt wirft es den Kopf in die Höhe, und erkenne ich an der ganzen Figur, daß es ein Alttier ist. Die zunehmende Helle läßt es nun mit bloßem Auge erkennen. Auch gewahren wir, daß hinter ihm eine tiefere Bodensenkung sich zeigte, in der jedenfalls die beiden andern Stücke verschwunden sind. Nun ist es ein eigentümlicher Umstand, daß beim Rotwild nie ein gehörnter Hirsch das Rudel führt, stets ist es ein Alttier. Demnach muß das weibliche Rotwild doch intelligenter sein, wie das männliche. Es ist in der That so. Ein solches Kopftier ist doppelt und dreifach so vorsichtig und scheu wie die andern. Das ganze Rudel vertraut unbedingt seiner Wachsamkeit und Intelligenz. Sehr selten wird ein Rudel flüchtig, wenn das Kopftier nicht das Signal dazu gegeben. Die großen Lauscher desselben stehen immer auf dem qui vive, und im vollen Aesen wirft es plötzlich den Kopf in die Höhe und streckt den Windfang (Nase) in die Luft. Seinen großen, etwas vorstehenden, glänzenden Lichtern (Augen) entgeht keine Bewegung irgend eines Gegenstandes in seiner Nähe. Ist ihm etwas verdächtig, stampft es mit dem Vorderlauf den Boden, und wie an einer Schnur gezogen, fahren alle Köpfe des Rudels in die Höhe, die Hälse recken sich und nun wird der Wind einer genauen Prüfung unterworfen. Lange steht dann alles regungslos, bis sich das Kopftier beruhigt weiter äst. Scheint ihm aber die Sache sehr bedenklich, so stößt es einen dumpfen Laut aus, ungefähr so, als wenn ein Mensch die Lippen zusammenkneift und den Buchstaben M durch die Nase ausspricht. Dann fängt das Rudel an unruhig durcheinander zu laufen. Flüchtig wird aber kein Stück, bis das Kopftier den ersten Sprung zur Flucht thut. Bleibt das Kopftier auf der Flucht stehen, so thut es auch das Rudel. Das was auf zirka 250 m vor uns steht, ist jedenfalls das Kopftier. Trotz unsrem guten Winde würde uns dasselbe vernehmen, wenn wir einen verdächtigen Ton verursachten, und uns auch in der Dämmerung des Fichtenbestandes eräugen, wenn wir eine hastige Bewegung machten oder vielleicht einen hellen Gegenstand an uns hätten. So ein Tier hat an jedem Haar ein Licht (Auge). Unter den obwaltenden Umständen müssen wir in unsrer Stellung verbleiben und abwarten, wie sich die Sache entwickelt. Selbst wenn auch das Kopftier in der Bodensenkung verschwände, wäre es ein Risiko, das Rudel anzupirschen. Das Anpirschen kann in vorliegendem Falle nur vermittelst Ankriechen auf dem Bauche, die Büchse vor sich her schiebend, geschehen. Gesetzt auch den Fall, ich käme ungesehen an den Rand der Einsenkung, wer birgt dafür, daß ein jagdbarer Hirsch bei dem Rudel ist? Mit dem vorrückenden Tage wird das Rudel zu Holz ziehen und vielleicht den etwa 100 Schritt ober uns, den Pirschpfad schneidenden Wechsel annehmen, wo ich dann bequemer zum Schuß kommen kann. Wir wollen also etwas weiter auf dem Pirschpfade vorrücken, so, daß ich den Wechsel beschießen kann. Langsam und vorsichtig, jede Baumwurzel und jedes dürre Zweiglein vermeidend, schleichen wir voran bis zur geeigneten Stelle. Hier können wir den Schlag wieder überblicken. Das Rudel hat die Bodensenkung verlassen. Vorn äst das Kopftier, was nach seiner Körperdimension eine alte Matrone zu sein scheint. Dann sehen wir noch ein Alttier mit einem Kalbe, welch letzteres schon ziemlich stark ist, und dann stehen noch zwei geringere Stücke, anscheinend Schmaltiere, weiter zurück. Wo ist denn aber der Herr Urian? Er hat doch nicht seinen Stock und Hut genommen und hat das Reisen gewählt? Das wäre sehr fatal. Aha, da ist er ja. Zwischen den weiter zurückstehenden Schmaltieren steht ein ziemlich breiter Stockausschlag, aus dem ein paar weiße Stöcke hervorragen. Paßt einmal auf, ob die sich nicht bewegen! Richtig — sie bewegen sich langsam hin und her. Dort sitzt der gestrenge Herr und hält noch einen Morgennucker, ehe er zu Holze zieht. Wenn die alte Schachtel nur nicht den Einfall bekommt, rasch mit ihrem Pensionat zu Holze zu ziehen, und einen Spaziergang an der Lisiere des Fichtenbestandes zu machen. Thut sie das,

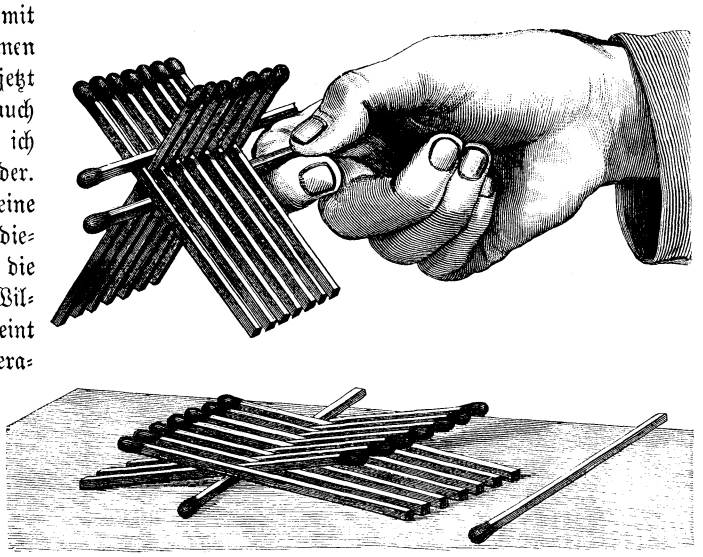


Edelhirsche.

dann ist alles travail pour roi de prusse, wie der Franzose in dem Falle sagen würde. Nur immer Geduld haben, das ist beim Pirschen die Parole. Die Damen kommen uns langsam näher, und siehe da: Er mag die Gesellschaft nicht missen, er erhebt sich. Heiliger Hubertus, was ist das ein Koloß! Er streckt sich, schüttelt sich. Bei der feierlichen Stille und in der klaren Morgenluft hören wir deutlich das Knacken der Gelenke beim Ausstrecken und das dumpfe Geräusch beim Schütteln. Da steht er, stolz erhobenen Hauptes, übergossen von dem roten Strahl der aufgehenden Sonne. Könnt ihr etwas Schöneres, Imposanteres sehen, als dieses Meisterstück der Kraft und Schönheit aus der Hand des Ewigen? Seht diesen feinen Kopf mit dem herrlichen Geweih, diesen schön geschwungenen Hals mit der stattlichen, tiefgrau melierten Mähne, welche der gedrungenen, von Kraft strotzenden Gestalt erst die rechte künstlerische Rundung gibt. Jetzt wendet er den Kopf. Wie blitzt das große, tiefbraune, etwas hervorstehende Auge in die Welt hinaus, als wollte er sagen: Ich habe seit dem Augenblicke meiner Geburt den Kampf mit Not und Gefahr aufnehmen müssen. Ich habe ihn bis jetzt bestanden, ich werde ihn auch ferner bestehen — denn ich bin der König der Wälder. In der That, es ist eine königliche Gestalt. Neben dieser Gestalt kommen uns die Konturen des weiblichen Wildes eckig vor. Der Kopf scheint uns an ihm etwas groß geraten, desgleichen die Lauscher. Auch scheinen uns diese so eselartig vom Kopfe abzustehen. Und nun der Hals erst, so schmal und nach unten gebogen. Dieser verschönt die Gestalt durchaus nicht. — Der Körper allerdings ist glatt und schön, aber die Läufe scheinen uns, sobald das Tier den Kopf zum Aesen nieder nimmt, wie die vier Stempel eines Sägebockes. Das einzig Schöne an dem Tiere sind die großen, tiefbraunen Augen, deren vorwurfsvollem Blick ich immer ausweiche, wenn ich in die Lage komme, ein solches Tier abfangen oder knicken zu müssen. Ich fange lieber den stärksten Keiler ab, der mich mit seinen tückischen, vor Wut grünlich schimmernden Augen betrachtet, als ein Reh oder ein weibliches Stück Rotwild. Es liegt ein eigener Zauber für mich in dem Blicke der tiefblauen Sammetaugen, die mich so schwermütig ansehen, als ahnten sie, daß ihr letzter Augenblick gekommen, und sie sich für ewig schließen müssen. (Schluß folgt.)

Kunststück mit Streichhölzchen.

Mit Streichhölzern kann man, wie der „G. K." schon öfter bewiesen hat, vielerlei Kunststücke ausführen. Bei unsrem heutigen empfiehlt es sich, entweder schwedische zu verwenden (utan svafvel och fosfor) oder abgebrannte gewöhnliche: „daß der Stadt kein Schaden geschieht", und habt ihr solche, dann versucht folgendes: Wir legen ein Streichholz auf den Tisch und quer über dieses eine weitere Anzahl, so wie es in unsrer Figur unten dargestellt ist. Endlich legen wir parallel zum untersten Streichholz ein solches auch oben quer darüber. Erfaßt man nun das unterste (erste) Streichholz, so kann man an diesem alle andern mit in die Höhe heben.



Experiment mit Streichhölzchen.

Rätsel.

Wer Augen hat, der schaffe
Mir flugs draus eine Stadt,
Die einen schönen Hafen
Und regen Handel hat!

Scherzkapselrätsel.

Man trinkt es, sieht man uns darin versteckt,
Doch hat man Pech, wenn e man drin entdeckt.

Auflösung des Handuhrrätsels in Nr. 4.

b	e	t	h	l	e	h	e	m
	a	u	g	u	s	t	a	
		r	ö	m	e	r		
			c	i	s			
				e				
			i	l	l			
		l	a	s	s	o		
	l	i	b	a	n	o	n	
e	u	p	a	t	o	r	i	a

Magische Quadrate.

I.

A	A	A	A
D	E	E	G
G	I	I	M
R	R	R	R

II.

A	A	A	B
B	D	E	E
E	E	N	N
R	R	R	R

III.

A	A	A	A
H	I	I	K
N	N	N	N
O	O	R	R

Die hier eingetragenen Buchstaben sollt ihr so umstellen, daß drei magische Quadrate entstehen, in welchen die in der Reihenfolge sich entsprechenden wage- und senkrechten Reihen das nämliche Wort enthalten. Dabei sind folgende Wörter zu bilden:

I. 1. eine kleine deutsche Residenz, 2. ein orientalischer Fürstentitel, 3 eine russische Stadt, 4. eine ungarische Stadt;

II. 1. ein Vogel, 2. ein Blutgefäß, 3. eine Stadt in der Schweiz, 4. ein Mädchenname;

III. 1. eine Grenze, 2. ein Fluß in Italien, 3. der ehemalige Herrschertitel eines amerikanischen Volkes, 4. ein männlicher Name aus dem Alten Testament.

Verbindet ihr darauf die oberste Reihe des II. Quadrates mit den zwei äußeren, dicker umrahmten Feldern des I. und III. Quadrates, so entsteht der Name einer Befestigung. Verbindet man sie dagegen mit den beiden inneren Feldern, so nennt das neue Wort ein bekanntes Volk.

Auflösung der viersilbigen Scharade in Nr. 5.

„Winkelzüge."

Auflösung des Rätsels in Nr. 5.

„Kreisel, Reise."

Aus Karlchens Rebus- und Rätselmappe.

Auflösung aus Nr. 5.

1. Kaiserdinte, 2. Baedicker (B dick R), 3. Erlangen (R lang N), 4. Halberstadt (halb R Stadt).

Wie seit 50 Jahren die Schnelligkeit des Reisens zur See gestiegen ist,

zeigt folgende Zusammenstellung: Im Jahre 1840 waren 70 Tage nötig, um von England das Kap der guten Hoffnung, 120 um Bombay, und 130 um Sydney zu erreichen. Eine Reise von England nach New York erforderte 40 Tage, nach Jamaika 42 Tage, nach Rio 65 und nach Valparaiso 110 Tage. Heute rechnet die Post von London nur folgende Reisezeit nach diesen Plätzen: nach Kapstadt 21 Tage, Bombay 18, Sydney 43, New York 8, Jamaika 18, Rio 21 und Valparaiso 39 Tage. Die durchschnittliche Zunahme an Schnelligkeit beträgt mehr als das Dreifache. Es gibt kaum einen wichtigen Ort auf der Erde, der nicht in zwei Monaten von London aus erreicht werden könnte.

Unzelmann,

einst ein berühmter Komiker des Berliner Theaters, hatte die Gewohnheit, seinen Rollen hie und da einige Witzworte zuzusetzen. Dies wurde verboten und für jeden Uebertretungsfall eine Geldstrafe festgesetzt. Einst gab man das Schauspiel „Richard Löwenherz". Die Prinzessin kommt in diesem Stück hereingeritten. Das Pferd, welches nun hier auch eine Rolle hat, ward bei dem ungewohnten Anblick des Lichtes und der Umgebung etwas scheu und machte einige Seitensprünge nach dem Orchester hin. Unzelmann, der im Stücke auch mitwirkte, erfaßte es beim Zügel und sagte, indem er drohend den Zeigefinger hob: „Du, weißt du nicht, daß es verboten ist, seiner Rolle etwas zuzusetzen?"

Allgemeines Bravo belohnte dieses Witzwort, und Unzelmann bezahlte gerne seine Strafe.

Das Vermächtnis des Inka.

Von Karl May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers", „Geist der Llano estakata", „Kong-Kheon, das Ehrenwort", „Die Sklavenkarawane", „Der Schatz im Silbersee" u.a.

(Fortsetzung.)

„Wirklich, wirklich? Haben etwa Sie ein solches Auge?"

„Ich will es zwar nicht mit einem Ja behaupten, doch hatte ich zuweilen Gelegenheit, gelehrten Herren als Führer durch die Pampas zu dienen."

„Waren diese Herren mit Ihnen zufrieden?"

„Ihren Versicherungen nach glaube ich nicht, dies verneinen zu müssen."

„So! Aber es gehört doch ein gewisser paläontologischer Blick dazu, einem Orte anzusehen, daß er vorweltliche Pflanzen oder Tiere birgt. Die fossilen Ueberreste vorsündflutlicher Faunen und Floren sind uns in sehr verschiedenen Zuständen überliefert."

„Allerdings," antwortete Hammer lächelnd. „Man spricht von Verkohlung, Auslaugung, Inkrustation, von Petrifizierung und endlich auch von Abformung."

Der Kleine trat einen Schritt zurück, betrachtete den Riesen erstaunt und sagte: „Señor, Sie sprechen da wie ein Professor der Paläontologie! Das ist meine Lieblings wissenschaft. Ich beabsichtige, ein größeres Werk über diejenigen Tiere zu schreiben, welche man bis in die Silurzeit zurückdatieren muß."

„Es hat schon vorher eine ungeheure Menge von Tieren existiert, denn aus dem Silur allein sind uns wohl zehntausend Arten bekannt."

„Zehntau — — —!" Dem Kleinen blieb vor Erstaunen das Wort im Munde stecken, dann fuhr er fort — — — „send Arten! Das wissen Sie? Welche Arten sind das?"

„Cölenteraten, Stachelhäuter, Würmer, Gliedertiere, Mollusken und in den obern Schichten sogar Wirbeltiere, z. B. Haifische. Die Landbewohner aber treten erst

...Lassen Sie Ihren Rummelsburger nur getrost dort, wo er ist. Da befindet er sich jedenfalls besser, als im Gran Chaco, wo es keinen Stralauer Fischzug mit Eisbein und Weißbier gibt..

im Devon auf. Insekten und Reptilien treffen wir in der Steinkohlen- und Diasperiode, im Trias, Jura und in der Kreide."

„Und Säugetiere?" fragte der Gelehrte erwartungsvoll.

„Im obersten Trias findet man schon Beuteltiere, den ersten Vogel im obern Jura; im Tertiär aber spielen sie die leitende Rolle, welche vorher den Reptilien zukam."

„Und der Mensch?"

„Dieser erscheint frühestens in der jungtertiären Zeit."

Da that der Kleine vor Freude einen Luftsprung und rief aus:

„Sollte man so etwas für möglich halten! Und gar hier in Buenos Ayres! Sie sind ja wahrhaftig der reine Professor Giebel, der ein berühmtes Handbuch über die Fauna der Vorwelt geschrieben hat! Setzen Sie sich, setzen Sie sich schnell! Ich muß Ihnen einige sehr wichtige zoopaläontologische Fragen vorlegen. Warum ist der Schwanz bei allen Fischen bis in die Jurazeit hinauf heterocerk wie jetzt noch bei den Rochen und Haien? Warum traten die echten Ammoniten, die im obern Jura und in der untern Kreide zur höchsten Entfaltung gelangen, im alpinen Trias so vereinzelt auf? Findet da eine Epacme statt oder nicht? Aus welchem Grunde rechnen Sie Nautilus und Lingula zu den Dauertypen, und wie wollen Sie auf eine Differenzierung der Tierwelt hinweisen, wenn man Ihnen sagt, daß — — —"

„Valgame Dios — Gott stehe mir bei!" unterbrach ihn da der Bankier, indem er sich die beiden Hände an die Ohren legte, „Señores, ich bitte Sie, zu bedenken, daß Sie sich nicht in der vorsündflutlichen Kreide, sondern hier bei mir befinden, der ich von solchen Dingen leider nicht das mindeste verstehe. Haben Sie die Gnade, dieses Thema, welches ja ganz interessant sein mag, für später aufzusparen. Ich würde Ihnen das sehr, sehr hoch anrechnen."

Der Vater Jaguar erklärte sich lachend einverstanden; dem Kleinen aber war es ganz und gar nicht lieb, daß er abbrechen mußte. Man sprach wohl noch eine Viertelstunde lang von verschiedenem, und dann wollte Hammer aufbrechen. Er sagte erst jetzt, daß seine drei Kameraden auf der Straße auf ihn warteten, da er nicht geahnt habe, daß er sich hier so lange verweilen werde. Der Bankier ließ ihn aber nicht fort, sondern eilte hinaus, um die drei Männer selbst herbeizuholen. Sie kamen; ein Diener brachte Wein, und die Unterhaltung wurde nun viel lebhafter, als sie vorher gewesen war.

Der Vater Jaguar behandelte seine Gefährten mit freundschaftlicher Vertraulichkeit; sie aber wagten nicht, eine solche Vertraulichkeit auch ihrerseits zu zeigen. Man sah und hörte aus allem, was sie sagten und wie sie es sagten, daß sie ihn als hoch über sich stehend anerkannten und einen großen Respekt vor ihm hatten.

Da nicht von Dank gesprochen werden sollte, hatte man es bisher vermieden, das heutige Stiergefecht zu erwähnen, doch war es nicht zu umgehen, daß das Gespräch später dennoch darauf kam. Doktor Morgenstern war es, welcher es zuerst in Erwähnung brachte, um einige kulturhistorische Bemerkungen daran zu knüpfen. Er sprach von den römischen Gladiatoren und nahm dabei Gelegenheit, dem Vater Jaguar das Kompliment zu machen:

„Sie wären jedenfalls ein ausgezeichneter Forumkämpfer gewesen, Señor, und hätten sowohl unter den Retiarii, Velites und Secutores, als auch unter den Galli, Thraces und Hoplomachi Großes geleistet. Es ist wirklich jammerschade, daß Sie nicht schon damals gelebt haben!"

„Warum jammerschade?" fragte Hammer still belustigt.

„Weil Sie dann jedenfalls in Friedländers ‚Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms' und in Marquardts ‚Römische Staatsverwaltung' auf das rühmlichste erwähnt worden wären."

„Ich danke, Señor. Hätte ich damals gelebt, so wäre ich schon über tausend Jahre tot. Lieber ist mir's, daß ich lebe und in den Büchern dieser beiden Herren nicht erwähnt werde."

„Mag sein! Aber der Erwähnung werden Sie auf keinen Fall entgehen. Sie werden in den Werken über die Stiergefechte als einer der größten Toreadores angeführt werden. Wie ist es Ihnen nur möglich gewesen, diesen gräßlichen Bison americanus mit einem einzigen Messerstiche zu erlegen?"

„Das ist nur eine Folge der Uebung. Ich habe schon viele Büffel auf dieselbe Weise getötet."

„Ich denke, es gibt hier in Argentinien keine Bisons. Oder hätte sich die Wissenschaft, die sonst untrüglich ist, einmal geirrt?"

„Sie irrt sich nicht. Ich habe die Büffel, von denen ich sprach, in den Vereinigten Staaten erlegt."

„In den Vereinigten Staaten? Ah, da muß ich Sie sogleich fragen, ob Sie die berühmte Mammutshöhle in Kentucky kennen, und vielleicht gar ein Ohiotier gesehen haben?"

„Davon vielleicht ein andres Mal, lieber Señor, da wir nicht von antediluvianischen Dingen sprechen sollen."

„Also weder von dem Danke, den wir Ihnen schuldig sind, noch von petrefakten Tieren darf man sprechen. Nun frage ich Sie bloß, wovon man da reden soll! Ich als Deutscher bin gewöhnt, zu reden — — —"

„Ein Deutscher sind Sie?" fiel da der Vater Jaguar ein.

„Allerdings, wie Sie schon aus dem Namen Morgenstern ersehen, den Sie vorhin wohl nicht genau vernommen haben. Ich bin Privatgelehrter und studiere die Vorwelt."

„Und ich bin Laie und studiere die Mitwelt. Mein Name Hammer mag Ihnen sagen, daß wir Landsleute sind."

„Wie, auch Sie sind ein Deutscher? Ich stamme aus Jüterbogk. Und Sie, wenn ich fragen darf?"

„Ich wurde im goldenen Mainz geboren."

„Ah, in Mainz, dem von Drusus erbauten Mogontiacum! Castel liegt auf der andern Seite, ulterior, jenseits, wie der Lateiner sagt. Was hat Sie von da nach Nordamerika getrieben?"

„Die Thatenlust."

„Und von da nach Südamerika?"

„Eine Veranlassung, über welche ich lieber schweige, als spreche."

Sein bisher so freundliches Gesicht wurde bei diesen Worten plötzlich tiefernst. Der zartfühlende Bankier ahnte, daß der berühmte Mann an einer wunden Stelle berührt worden sei, und gab dem Gespräch eine andre Richtung, indem er sich in höflichem Tone erkundigte:

„Man hat Sie allenthalben gesucht, Señor. Daraus schließe ich, daß Sie nicht in einem Hotel wohnen, denn Sie sind nicht gefunden worden."

„Wir besitzen Freunde in Buenos Ayres, bei denen wir ungestört wohnen können," lächelte der Deutsche.

„Und werden Sie längere Zeit hier verweilen?"

„Nein. Ich werde in kurzer Zeit nach den Anden gehen."

„In welcher Richtung?"

„Ueber Tucuman wahrscheinlich nach Peru hinüber."

Der Bankier horchte auf und fragte schnell:

„Kommen Sie da vielleicht bis Lima?"

„Möglich."

„Ich habe nämlich einen sehr triftigen Grund zu dieser Erkundigung, Señor. Es ist ein Neffe bei mir zu Besuch, welcher nur auf eine günstige Gelegenheit wartet, um über die Anden nach Lima zu gehen."

„Wie alt?"

„Sechzehn Jahre."

„Dann soll er lieber hier bleiben!"

„Er muß hinüber. Er wäre schon längst fort, wenn ich einen tüchtigen und zuverlässigen Sendador (Wegweiser, Pfadfinder) gefunden hätte, dem ich den Knaben anvertrauen kann. Uebrigens ist er für seine Jahre körperlich und geistig sehr gut entwickelt."

„Aber, Señor, bedenken Sie die Gefahren, welche des Reisenden auf diesem Wege lauern!"

„Ich habe es bedacht. Diese Gefahren werden desto geringer, je zuverlässiger und erfahrener die Reisenden sind. Sie wollen über die Anden. Fast möchte ich eine Frage aussprechen und eine Bitte an dieselbe knüpfen."

Er sah den Vater Jaguar erwartungsvoll an und fügte, als dieser schweigend vor sich niederblickte, hinzu:

„Natürlich würde ich eine solche Gefälligkeit so reichlich honorieren, wie meine Mittel es mir erlauben."

Hammer schüttelte leise den Kopf, indem er antwortete:

„So etwas läßt sich nicht honorieren. Ich bin als Yerbatero (Theesucher) im Gran Chaco, als Gambusino (Goldsucher) in Peru, als Chinchillero (Pelzjäger auf Chinchillas) in den Anden und als Cascarillero (Chinarindensammler) in Brasilien herumgestiegen. Meine Gefährten haben mich überall begleitet. Gefahren fürchten wir nicht, denn wir sind ihnen gewachsen, nämlich solange wir uns unter uns befinden. Die Gegenwart eines andern aber, zumal eines unerwachsenen, also unerfahrenen Begleiters würde uns nicht nur unsrer innern, sondern infolgedessen auch unsrer äußern Sicherheit berauben, so daß wir kaum im stande sein möchten, das Vertrauen, welches man in uns zu setzen hätte, zu rechtfertigen."

„Sie sprechen, wie ein vorsichtiger und ehrenwerter Mann sprechen muß, Señor; aber so unerfahren, wie Sie meinen, ist mein Antonio nicht. Er reitet und schießt ausgezeichnet und ist schon zweimal über die Anden herüber in Bolivia gewesen, die Seereise von Peru hierher gar nicht gerechnet. Er ist kräftig, ausdauernd, unternehmend und anspruchslos, so daß er Entbehrungen und Anstrengungen nicht sehr achtet. Da ist er ja. Sehen Sie ihn sich an, und sprechen Sie mit ihm, Señor! Seine Eltern sind auch Deutsche. Ich denke, dieser letztere Umstand wird geeignet sein, als Fürsprache bei Ihnen zu gelten. Komm her, Antonio! Dieser Señor will nach Peru hinüber. Möchtest du mit ihm gehen?"

„Mit keinem so gern wie mit ihm!" antwortete der Knabe sofort und in freudigem Tone.

Er war wirklich ein ungewöhnlich starker und auch hübscher Junge. Sein von der Sonne bräunlich gefärbtes Gesicht hatte charakteristische Züge, welche auf selbständiges Denken und Handeln schließen ließen. Sein Haar war dunkel, aber das Blau seiner Augen und der ehrliche, offene Blick derselben ließen die germanische Abstammung deutlich erkennen. Er selbst schien dem Vater Jaguar ebenso sehr wie seine Antwort zu gefallen, denn dieser streckte ihm die Hand entgegen, zog ihn näher zu sich heran, strich ihm liebkosend über den Kopf und sagte:

„Also gern würden Sie mitgehen? Aber die Anstrengungen, das lange Reiten?"

„O, das halte ich nicht nur aus, sondern ich habe es sogar sehr gern."

„Und der Weg durch den fürchterlichen Gran Chaco, die Jaguare und die Indianer?"

„Die fürchte ich nicht. Ich weiß mein Gewehr und mein Messer zu führen," antwortete der Knabe, indem seine Augen blitzten und seine Wangen sich röteten.

„So! Also mutig ist man. Was hat man denn sonst gelernt, mein verwegener junger Señor?"

Bei dieser Frage bemächtigte sich des Jünglings eine kleine, sichtbare Verlegenheit; er antwortete aber, sie schnell überwindend:

„Ich weiß gar wohl, Señor, daß die Knaben meines Alters drüben in Deutschland schneller vorwärts schreiten und ihre Ziele leichter erreichen als wir, da sie bessere Schulen und Lehrer haben. Aber ich besuche das Institut für Kunst und Gewerbe, da ich der Nachfolger meines Onkels werden soll; Vater hält mir und dem Bruder einen deutschen Hauslehrer, und später werde ich eine deutsche Universität besuchen. Wollen Sie mich examinieren, so will ich sehr gern antworten."

„Das will mir wohl gefallen, denn so spricht keiner, welcher der Letzte auf der Schulbank ist. Zum Examinator bin ch nicht berufen; aber für den Ritt über die Pampas und die Anden würden Sie wohl gute Lehrer an uns haben. Und ein Deutscher sind Sie? Aber freilich wohl nur der Abstammung nach?"

„Nein, Señor, sondern mit meinem ganzen Herzen. Ich bin nicht drüben geboren, halte aber doch das schöne Deutschland für mein Vaterland. Um ein Deutscher und zwar ein ganzer Deutscher zu sein, braucht man nicht drüben zu wohnen, denn Alldeutschland ist an jedem Orte, da wo die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt."

Er hatte dies aus vollstem Herzen gesagt. Der kleine, rote Privatgelehrte sprang begeistert auf, breitete die Arme aus und rief:

„Ja, wo des Deutschen Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt! Das Lied ist gedichtet von Ernst Moritz Arndt, am 26. Dezember 1769 in Schoritz auf Rügen geboren und am 29. Januar 1860 in Bonn gestorben. Komponiert wurde es von vielen Tonsetzern. Meine Lieblingsmelodie ist diejenige von Heinrich Marschner, für vierstimmigen Männerchor in C dur gesetzt. Ich bin Mitglied des Jüterbogker Gesangvereins ‚Deutsche Lyra' und singe ersten Baß, vom großen As bis zum eingestrichenen e hinauf und habe bei Konzerten die Noten auszugeben, da ich Bücherwart des Vereins bin, Hurra! ‚Was ist des Deutschen Vaterland? Allüberall wird es genannt. O Gott vom Himmel sieh darein: Der ganze Erdkreis wird's noch sein!' So ungefähr wird's wohl lauten, denn auswendig kann ich es nicht, da es keine vorsündflutliche Ausgrabung ist."

Die Begeisterung des Kleinen nahm sich höchst possierlich aus, und doch war sie sehr ernsthaft gemeint. Der Vater Jaguar nickte dem Knaben freundlich zu und sagte:

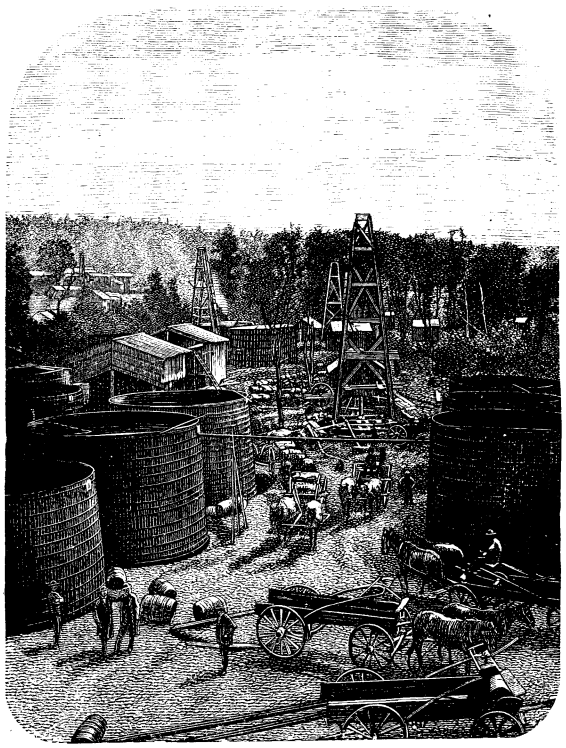
„Recht so, mein lieber Señorito! (Kleiner Herr, Herrchen). Es geht auch älteren Leuten, als Sie sind, das Herz auf, wenn vom heiligen Vaterlande die Rede ist. Sie scheinen ein braver Knabe zu sein, und so will ich es mir überlegen,

ob es möglich sein wird, den Wunsch ihres Oheims zu erfüllen."

„Thun Sie es, Señor, thun Sie es!" bat der Knabe. „Ich werde Ihnen gern gehorchen und mich in alles schicken."

„Ja, thun Sie es!" bat auch der Bankier. „Sie erweisen mir damit einen großen, sehr großen Dienst."

„Es kommt nicht nur auf mich, sondern auch auf meine Gefährten an," antwortete der Vater Jaguar. „Wir werden uns besprechen. Bange dürfen Sie um den Knaben nicht sein, denn von Santa Fé aus, wo der Ritt beginnen würde, sind wir vierundzwanzig Mann, von denen kein einziger sich vor dem Schlimmsten fürchtet. Freilich würde die Reise anders, besonders langsamer, vor sich gehen, als Sie sich denken. Ihren Neffen glücklich hinüberzubringen, das kann für uns nur nebensächlich sein, da wir andre Aufgaben zu lösen haben, die sich nicht aufschieben lassen. Eine Abteilung von uns wird im Gran Chaco bleiben, um dort Thee zu sammeln."



Oelbrunnen bei Pithole.

„Im Gran Chaco?" fragte da der kleine Gelehrte. „Gibt es dort nicht auch Versteinerungen, Señor Hammer?"

„Erst recht! Mehr als anderswo! In der Pampa hat man schon überall gesucht, im Chaco aber nicht, weil sich wegen der dortigen Indianer kein Forscher hingetraute."

„So ist der Boden dort noch jungfräulich in dieser Beziehung?"

„Ja. Ich weiß Orte, an denen man nur nachzugraben braucht, um ausgezeichnete Funde zu machen."

„Hurra! Da lasse ich Pampa Pampa sein, und gehe mit nach dem Gran Chaco! Einen solchen Vorteil, lateinisch Fructus und auch Commodum genannt, darf ich mir unmöglich entgehen lassen!"

„Nicht so rasch, mein Lieber! Von Buenos Ayres bis in den wilden Chaco kommt man nicht so leicht, wie von Jüterbogk nach Berlin. Und dort gibt's auch keine deutschen Männergesangvereine. Sie könnten leicht mit Ihrem schönen ersten Baß den Todesgesang anstimmen müssen."

„Wenn auch! Geben mir die Indianer die Noten dazu, so singe ich ihn vom Blatte, prima vista, wie wir Deutschen sagen, wenn wir etwas gelernt haben. Sie nehmen mich doch hoffentlich mit?"

„Hoffentlich?" brummte der Vater Jaguar, indem er ein bedenkliches Gesicht machte. „Hm! Sie sprechen doch wohl nur im Scherze?"

„Es ist mein völliger Ernst, asseverare oder serio, wie der Lateiner sich ausdrücken würde."

„Bitte, lieber Señor Morgenstern, gehen Sie in sich, und fragen Sie sich, ob Sie der Mann zu einem so gewagten Unternehmen sind!"

„Für ein Mastodon oder ein Glyptodon wage ich alles, selbst mein Leben. Sie werden doch einem Landsmann aus Jüterbogk seine Bitte nicht abschlagen!"

„Vom Abschlagen kann jetzt noch keine Rede sein, da ich Señor Salide noch nicht zugesagt habe. Es ist noch nicht genau bestimmt, wann wir abreisen, und bis dahin kann sich vieles ändern."

Es war ihm ganz und gar nicht übel zu nehmen, daß er auf seinem gefährlichen Ritte nur zuverlässige Leute bei sich haben wollte. Man sah es ihm an, daß ihm der Antrag nicht angenehm war. Darum brachte der Wirt das Gespräch auf ein andres Thema, infolgedessen sich das Gesicht des Vaters Jaguar schnell wieder aufheiterte. Es glaubte, dem kleinen, roten Gelehrten entgangen zu sein, hatte aber wohl noch nicht erfahren, mit welcher Beharrlichkeit solche Herren an einem einmal gefaßten Gedanken festhalten.

Die Gäste blieben bis nach dem eingenommenen Abendmahle. Als sie sich dann verabschiedeten, war der Wirt so zartfühlend, seinen Wunsch nicht zur Sprache zu bringen. Er wußte, daß der Vater Jaguar wiederkommen werde, um seine Anweisung zu präsentieren, und dann konnte über die Angelegenheit ja nochmals gesprochen werden. Doktor Morgenstern aber war weniger skrupulös; er nahm Hammer beim Arme und fragte in bestimmtem Tone:

„Also, Señor, wieviel Pferde soll ich mir kaufen?"

„Pferde? Wozu?"

„Nun, zu unsrer Reise. Ich muß doch Pferde haben und Hacken und Schaufeln und sonstige Werkzeuge."

„Weiter nichts?" fragte der Vater Jaguar in beinahe zornigem Tone.

„Was sonst noch?"

„Einen Eisenbahngüterzug. Oder meinen Sie, wenn Sie den Riesenelefanten ausgegraben haben, laufe er allein nach Jüterbogk, um dort Mitglied Ihrer ‚Deutschen Lyra' zu werden?"

„Mein Himmel! Verstehen Sie es aber, einen anzublitzen und anzudonnern!" rief der Kleine, indem er erschrocken zurückfuhr. „Wir wollen doch in Ruhe und Freundlichkeit verhandeln, Señor. Ich werde Ihnen gar nicht zur Last fallen. Ich bin nicht allein; ich nehme einen Diener mit."

„Ah! Was für einen?"

„Einen guten Germanen. Er heißt Fritz Kiesewetter und ist aus Stralau am Rummelsburger See."

„So! Das soll ein Trost für mich sein? Lassen Sie Ihren Rummelsburger nur getrost dort, wo er ist. Da befindet er sich jedenfalls besser als im Gran Chaco, wo es keinen Stralauer Fischzug mit Eisbein und Weißbier gibt." (Fortsetzung folgt.)

Erdöl- und Erdölquellen.

(Schluß.)

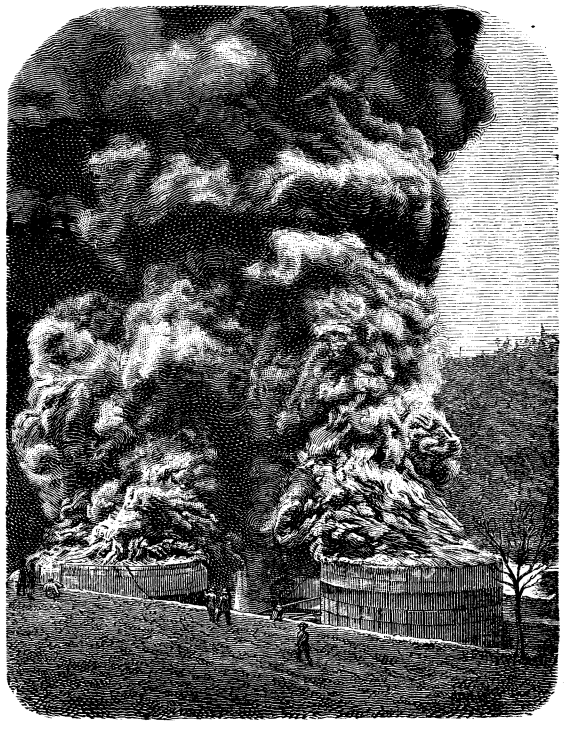
An den Stellen, wo man Oel vermutet, wird gebohrt. Unsre Abbildungen zeigen die Spitze eines solchen Gestein-

bohrers. Natürlich gibt es noch verschiedene andre Arten solcher Bohrer, denn da im Bergbau fortwährend Bohrversuche angestellt werden, so ist es wohl klar, daß nach dieser Seite hin die Neuzeit darin große Fortschritte gemacht hat und ganz bedeutende Erfindungen zu verzeichnen haben wird. Auf die Handhabung der Bohrer selbst und der damit in Verbindung stehenden Hilfsmittel können wir hier nicht näher eingehen. Gewöhnlich werden die Bohrversuche durch Menschenhände mittels Hebelvorrichtungen ꝛc. bewerkstelligt; unter Umständen verwendet man natürlich auch Dampfmaschinen dazu. Unsre zweite Abbildung veranschaulicht uns einen solchen Bohrversuch. Ebenso unser drittes Bild, jedoch mit dem Unterschiede, daß auf ersterem die Bohrversuche im Freien stattfinden, während auf dem andern der den Versuch leitende Mann in einem eigens dazu erbauten Maschinenraum sitzt. Je nach der Art der zu durchdringenden Gesteinsschichten wird die Arbeit bald eine leichte, bald eine schwere, bald von kurzer Dauer, oft auch recht langwierig. Bei Titusville traf man schon in einer Tiefe von 20 m auf Oel und konnte täglich 400 Faß füllen. An andern Stellen dagegen mußte man bis 200 m bohren. Solche Bohrlöcher gaben aber bisweilen bis 1500 Faß Oel täglich. Als Colonel Drake den ersten Brunnen bohrte, wurden 2000 Faß gewonnen. Aus einer Quelle erhielt man sogar 5000 Faß per Tag. Allerdings gehören die hier angeführten Fälle zu den Ausnahmen, denn nicht immer führt der Bohrversuch zu solchen reichen Ausbeuten. Das Oel sammelt sich nämlich, nachdem es die benachbarten Gesteinsschichten durchdrungen hat, in Spalten und Steinklüften an. Trifft nun der Bohrer eine oder mehrere solcher Stellen, so ist der Versuch geglückt und verspricht Gewinn. Mitunter stürzt gleich nach Wegnahme des Bohrers das Oel nach, oft gleich einer Fontäne viele Meter hoch. In der Regel entströmen jedoch der Oeffnung zuerst unter großem Geräusch brennbare Gase, dann folgt Wasser und hierauf das Oel, welches gewöhnlich durch Pumpen aus der Erde gehoben werden muß, wobei die Dampfmaschine in der Regel mit in Thätigkeit tritt.

Gelingt dagegen der Bohrversuch nicht, d. h. wird gebohrt, ohne daß man auf Oelquellen stößt, oder diese bringen so wenig Oel, daß sich die Ausbeutung der Quelle nicht verlohnt, so ist das Geld für die Bohrversuche weggeworfen.

Die Aussicht auf Gewinn von Geld regte den amerikanischen Spekulationsgeist mächtig an. Ein wahres Fieber ergriff nach den ersten gelungenen Versuchen die Amerikaner. Von allen Seiten strömten die Oelspekulanten zusammen, um hier sich Reichtümer zu erwerben. Eine bisher öde Gegend verwandelte sich in kurzer Zeit in eine sehr belebte. Eine Anzahl neuer Orte entstand und Flecken, die vorher klein und unbekannt waren, hoben sich in wenigen Jahren zu ansehnlichen, sogar bedeutenden Städten, so das vorhin genannte Titusville, ferner Oil City, Petrolia, Franklintown u. a. Viele der Städte wurden nachher wieder öde und verlassen, wenn die Quellen ausgebeutet waren, wie z. B. die ganze Gegend um Oil Creek. Nach und nach entstanden eine Menge Verkehrsstraßen, lediglich allein zum Transport des Oels. Eisenbahnen und sogar Kanäle wurden angelegt. Ueberall ragen Bohr- und Pumptürme empor und der aus den Schornsteinen aufsteigende Rauch läßt uns erkennen, daß die Maschinen in voller Thätigkeit sind. Aber wie sollen die Schätze der Erde von hier aus fortgeschafft werden in zivilisierte Ortschaften, um sie dort zu verwerten? Hier aus dieser weg- und steglosen Gegend, wo dichter Wald steht und die Berge ebenso unzugänglich sind, wie der ebene Boden? Da müssen also Verkehrswege neu angelegt werden. Da heißt es Ausschau halten und das Terrain genau rekognoszieren, um zu finden, wo die Straßen, Eisenbahnen ꝛc. am bequemsten, schnellsten und dadurch am billigsten anzulegen sind. Da muß unter Umständen sehr häufig ein hoher Baum erstiegen werden, weil man von diesem die Gegend weit überblicken kann, um danach die Maßregeln für das Unternehmen, wie es am geeignetsten ist, treffen zu können. In kurzer Zeit sind dann durch die geeigneten Leute auch die größten Schwierigkeiten überwunden.

So liegt z. B. von Olcan bis Bayonne eine 200 englische Meilen lange Röhrenleitung, in der das Oel zu den Raffinerien geführt wird. Vor nicht länger denn zehn Jahren befanden sich in Pittsburg 60 Raffinerien zum Reinigen des rohen Petroleums, welche das Jahr über mehr als 576000 Faß Oel lieferten. In Pennsylvanien sind gegenwärtig 20—22000 Oelbrunnen im Gange. Aber auch das Petroleum, oder vielmehr die Besitzer der Oelquellen, Raffinerien ꝛc. haben Feinde und zwar das Feuer. Es entzündet sich nicht selten durch irgend welche Umstände eine Oelquelle und an Löschen ist fast nicht zu denken. Eines unsrer Bilder führt uns eine solche brennende Oelquelle vor. Großartig schön ist der Anblick derselben nachts, wenn die feurige Riesenfontäne deutlicher sichtbar wird und die ganze Umgebung auf weite Entfernung mit geisterhaftem Lichte übergießt, ein Anblick, der nicht nur die Menschen bewundernd stehen und anschauen läßt, sondern auch das scheue Wild aus den Wäldern wie mit magischer Gewalt anzieht, wobei es alle Furcht und Vorsicht vergessen zu haben scheint.



Brand der Imperial-Raffinerie, durch den Blitz verursacht, am 10. September 1875.

Ein noch gefährlicherer Feind aber ist der Blitz. Schlägt bei einem Gewitter ein Blitzstrahl in ein Sammelbassin, welches gewöhnlich 3—4000 Faß Oel enthält, so geht dadurch eine hübsche Summe Geld verloren, denn es gibt bis jetzt noch

kein Mittel, das entzündete Petroleum zu löschen. Man schießt mit Kanonen Löcher in den Behälter, um das Oel auslaufen zu lassen.

Handel und Gewerbe nahmen in der Oelbranche einen ganz bedeutenden Aufschwung. Die Preise für Grund und Boden in den Oeldistrikten wurden selbstverständlich ganz andre. Große Strecken Landes, die niemand gekauft hätte, und die für wenige Mark zu kaufen gewesen wären, wurden jetzt bis zu 30 000 Dollar und mehr pro Morgen bezahlt. Einzelne Bewohner, die zuvor in Dürftigkeit lebten, sammelten sich durch wenige Morgen Grundbesitz in kurzer Zeit ein Vermögen. So erwarb sich ein Dorfarzt binnen zwei Jahren eine Million Dollar. Diese durch das Petroleum reich gewordenen Amerikaner bildeten eine neue Klasse der Bevölkerung, die Oelaristokratie, und die einzelnen nannte man scherzweise Oelprinzen oder Petroleumprinzen. Für den neuen Handelszweig wurde eine eigene Zeitung gegründet, jetzt existieren sogar mehrere derselben.

Elektrische Post.

Es gilt keiner als Prophet im eigenen Lande, sagt ein französisches Sprichwort. Kein Wunder daher, wenn Dr. Werner Siemens mit seinen kleinen elektrischen Postbahnen, obwohl sie unendlich leistungsfähiger sind als die Rohrpost, in der Heimat keinen Anklang fand, und der Gedanke, freilich in etwas abgeänderter Form, von dem Engländer Danschell wieder aufgenommen wurde. Im Westminsteraquarium arbeitet seit einiger Zeit eine kleine elektrische Probebahn zum Transport von Briefen und Paketen, welche als der Vorläufer einer die Hauptpostämter Londons verbindende Anlage anzusehen ist. Die Bahn weicht von der Siemensschen darin ab, daß die beiden Schienen übereinander angeordnet sind, und die beiden doppelflanschigen, an ein Bicycle erinnernden Räder, oben und unten in die Schienen eingreifen. Dazwischen ruht auf einem Rahmen die dynamo-elektrische Maschine und der Behälter für die Postgegenstände. Der Maschine wird der Strom durch die eine Schiene zugeführt. Welche Schnelligkeit der Zug erreichen kann, wird leider nicht gesagt. Vermutlich eine sehr bedeutende.

Eine Schülerreise ins Gebirge.

(Schluß.)

Soll ich dir nun, lieber Leser, diesen fröhlichen Abend schildern, den letzten im Hochgebirge, dir die lustigen Verse sagen, die wir nach der Melodie: „Freuet euch des Lebens" sangen, soll ich dir von den gestifteten Ronden und den sieben Reden berichten, die von 1, 3, 4, 5, α, δ und ε gehalten wurden, von den Aufführungen, in denen α dargestellt wurde, und dem Geschenk, das ihm die jungen Kameraden zur Erinnerung an die Reise mit herzlichen Worten überreichten? Der Grundton, der sich durch alles durchzog, war die Freude über den herrlichen Verlauf der Reise. Aus vollem Herzen konnte der freundliche Dank, der den Griechen gezollt wurde, in der Anerkennung der trefflichen Haltung der jungen Kameraden, namentlich der Abteilungsersten, der treuen Photographen, und nicht zu vergessen des Führers des Hauptbuches, Erwiderung finden.

Solch ein Abend muß erlebt sein, an dem sich die verschiedensten Gefühle mischen, das der Sättigung durch das viele, genossene Schöne, der freudigen Sehnsucht nach Hause, der vollen Befriedigung über das glückliche Gelingen des fleißig erdachten und mutig ausgeführten Planes. All diese Gedanken kreuzten sich harmonisch in unsrer Seele. Doch vor allem herrschte das Bestreben vor, von der gegenseitigen Dankbarkeit und Freundschaft Zeugnis abzulegen und so den letzten Stunden im fremden Lande die rechte Weihe zu geben.

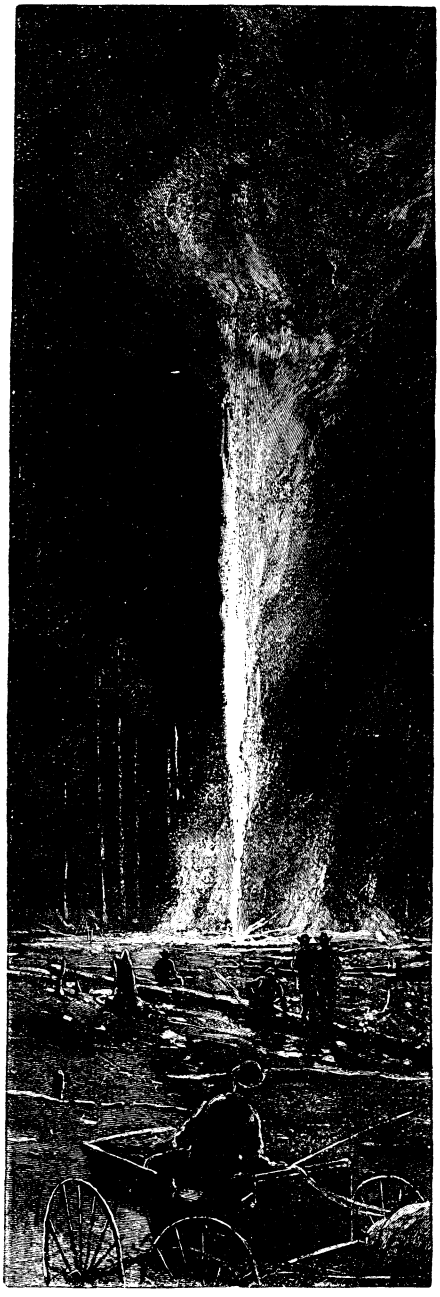
Bei unsrem Scheiden aus dem Schweizerland verhüllte der Sonnengott sein Haupt; der Himmel weinte bittere Thränen, so daß unendliche Ströme auf die Erde herabflossen; und wären wir noch einen Tag geblieben, so hätte die Flut die Eisenbahnbrücke über die Landquart vor unsern Augen weggerissen. Erst als wir wieder auf deutschem Boden waren, hörten wir von den schrecklichen Verwüstungen, welche die Gebirgswasser in den herrlichen Thälern des gottgesegneten Schweizerlandes damals angerichtet haben. Der Regen dauerte den ganzen Tag an und selbst Basel mußten wir mit aufgespanntem Regenschirm durchkreuzen.

Doch endlich nach Hause:
Ade dann Berg und Thal!
Sei dankbar gepriesen,
Du Gott im Himmelssaal.
Und nun ein Hoch! mit dem, was drin und drum
Dem Duisburger realen Gymnasium.

Bei eintretender Dunkelheit wurde Müllheim erreicht. Da standen wir wieder auf deutschem Boden und da waren auch schon unsre Duisburger Freunde und hießen uns herzlich willkommen im Vaterlande. Wie wohl thut solch ein Gruß aus der engeren Heimat an der Grenze des Vaterlandes! Es ist, als sendete uns die Heimat selber ihren Gruß durch ihre Vertreter entgegen. Dies Gefühl hatte hier seine besondere Berechtigung. Denn unser verehrter Herr Brockhoff, der uns mit seinem Julius hier erwartete, war mit zwei andern Duisburger Freunden, Herrn Kommerzienrat A. Böninger und Herrn F. Bischoff — dessen Richard schon so manche Reise mit uns gemacht und auch dieses Mal als bewährter Abteilungsältester sich die besondere Anerkennung aller Griechen erworben hatte — die Veranlassung, daß wir überhaupt in Müllheim Halt machten. Sie hatten uns aufgefordert, in dem benachbarten Badenweiler, wo die ersten seit Wochen weilten, einen Tag auszuruhen und diesen herrlichen Fleck deutscher Erde kennen zu lernen. Vorerst aber forderte uns Herr Br. auf, in die Landauer zu steigen, die sechs an der Zahl am Bahnhof bereit standen. Es konnte nach den Erfahrungen an diesem Tag vermessen erscheinen, im offenen Wagen in die Landschaft hineinzufahren; aber das Wagnis gelang, und die Fahrt wurde dadurch um so schöner. Durch das langgestreckte geschäftige Müllheim ging's aufwärts zwischen reich beladenen Obstbäumen, hindurch nach Oberweiler und weiter zu dem villenreichen Badenweiler. Inzwischen war es völlig dunkel geworden, und mit Mühe konnten wir die Umrisse der nächsten Umgebung erkennen. Jeder suchte sich in dem ihm angewiesenen Quartiere vom Staub der fünfzehnstündigen Fahrt zu säubern, und in kurzer Zeit fanden wir uns in dem von solchen Gästen gewöhnlich nicht aufgesuchten Kurhause wieder zusammen. Hier wurden wir von dem zweiten unsrer liebenswürdigen Wirte, Herrn A. B. begrüßt und lieferten ihm und der vorzüglichen Küche des Kurhauses den besten Beweis dafür, daß uns das Wandern vortrefflich bekommen war. Den Inhalt des Redestromes, der sich bald von allen Seiten ergoß, bildeten naturgemäß Reiseerlebnisse und Reiseeindrücke. Aber auch der Freude, wieder auf heimischem Boden zu sein, wurde Ausdruck gegeben, und unser α hielt bei dieser Gelegenheit eine

begeisterte und begeisternde Rede auf das Vaterland und die Freunde, die uns an der Grenze desselben so herzlich aufgenommen hatten. Der nächste Morgen sollte uns in die Umgebung Badenweilers führen. Der Morgen brach an; es war kühl und der Himmel durch dichte Wolken verhüllt; das war nicht viel versprechend, störte uns aber nicht wesentlich. Natürlich wurde zuerst das berühmte Schwimmbad aufgesucht und hier der gesamte Reisestaub ertränkt. Unter allgemeinem Jubel setzte Herr Br. für die besten Schwimmer und Taucher drei Preise aus; sie bestanden aus je 20 Zigarren. Einen derselben erwarb sich unser kleiner Hans; der raucht aber nicht. Um so mehr wurde seine Gesellschaft jetzt von den älteren Kameraden geschätzt. Daß die andern Preise der unverwüstliche Ludwig erhielt, war nicht überraschend, obgleich er nicht zu unterschätzende Mitbewerber in Nr. 1 dem großen Richard und in Nr. 10 hatte. Von den römischen Bädern sind recht erhebliche Reste vorhanden, so daß wir uns unter Zuhilfenahme von etwas Phantasie ein Bild von dem alten Badeleben machen konnten. Nach dem Kaffee ging's hinein in den herrlichen parkähnlichen Wald. Beim „alten Mann", einem verfallenen Stollen, ist nach einigen Versuchen der richtige Punkt zu einem Gruppenbild gefunden. Zwar scheinen etliche Kameraden etwas gefährlich am Bergeshang zu stehen, aber in Wirklichkeit war es so schlimm damit nicht. Der Himmel hatte über eine so fröhliche Schar offenbar seine Freude, denn die drohenden Wolken verzogen sich und die Sonne beleuchtete bald darauf vor „Haus Baden" die fröhlichste Gesellschaft, die wohl je hier gefrühstückt hat. Unsrem Photographen gelang es, ein prachtvolles Stimmungsbild hiervon aufzunehmen.

Mit unsrem oft geübten Liede: „Die weite Welt bin ich durchzogen," rückten wir um Mittag wieder in Badenweiler ein. Zu dieser Tageszeit hatten wir sonst „nach kurzem Marsch Zitronensäure mit Zuckerwasser angerührt, dazu die Salami, die teure" oder bescheidenen Käse, café nero oder Eier bekommen; davon war heute keine Rede. Ein „Diner" in aller Form wartete unser, und wir thaten trotz der ungewohnten Zeit der Küche wieder alle Ehre an. Noch einmal fand in guten und weniger guten Reden die Freude über den herrlichen Tag und der Dank für die „Stifter" desselben seinen Ausdruck, dann hieß es auch hier: „Gepäck aufnehmen!" „Nummern abzählen!" und in allgewohntem Marschschritt, aber ohne Tornister — der wurde „schlemmerhaft zu Wagen" befördert — setzte sich der Zug in Bewegung. Von unsrem freundlichen Herrn A. B.



Brennende Oelquelle.

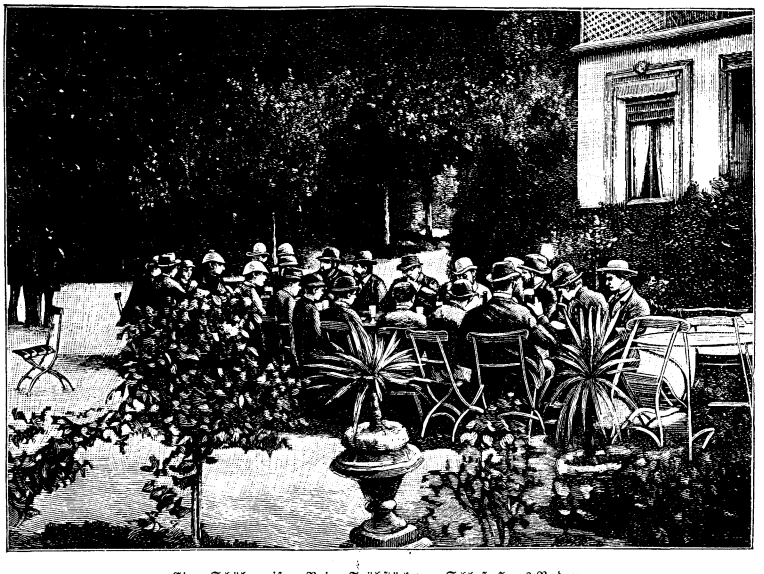
und den Seinen hatten wir uns in Badenweiler verabschiedet, Herr Br. mit seinem Julius zog mit uns zur Bahnstation hinunter. In diesen anderthalb Stunden lernten sie fast unsern ganzen Liederschatz kennen, auch etliche „Weg kürzende" Scherze der Gesellschaft. „Zu Müllheim in der Post" erprobten wir noch eben den berühmten Markgräfler, dann bummelte der Baseler Zug heran; ein kurzer herzlicher Abschied, auch von unserm bedächtigen, hier noch zurückbleibenden Richard, und vorüber war auch dieser ereignisreiche Tag. Die einzelnen Wagenabteilungen aber ließen durch etwas größere Unruhe lange erkennen, wie eindrucksvoll das Erlebte noch nachwirkte.

Wer so glücklich ist, einen Schnellzug benutzen zu dürfen, der mag sich etwa in Müllheim einen Platz aussuchen und denselben, wenn er will, bis Köln behaupten. Wir mit unsrem „Transportschein" hatten diese Vergünstigung nicht. Dagegen fuhren wir desto langsamer und — mit Unterbrechungen. Eben war Mitternacht vorüber, da hielt der Zug wieder einmal und der Ruf: „Bruchsal, alles aussteigen!" erinnerte uns daran, daß die erste zweistündige Pause eingetreten war. Halb oder ganz verschlafen bewegten wir uns von dem trübselig dreinschauenden Bahnhof zu der nahe gelegenen Wirtschaft.

Wer jemals im vollbesetzten Eisenbahnwagen dritter Klasse die Nacht verbracht hat, weiß es zu schätzen, wenn er seine Gliedmaßen auf einige Zeit in bequemere Lage bringen kann, in der die verschiedenen Knochen und Seiten nicht schmerzen. Diese Beobachtung bewirkte, daß wir uns bald mit der unfreiwilligen Unterbrechung ausgesöhnt hatten; und als gegen zwei Uhr die Fahrt wieder aufgenommen worden war, erschien uns die noch übrige Strecke bis Frankfurt gar nicht so lang. Das Gefühl, dem Tag entgegenzufahren, flößte der zagenden Seele unwillkürlich neuen Lebensmut ein. In Frankfurt verließ uns leider unser liebes 7. „Es zog ihn fort mit Allgewalt zur Lahn hellgrünem Strande", nach seiner Vaterstadt Marburg; wir aber fuhren nach zweistündiger Rast nach Rüdesheim weiter.

Hier in der lustigen „Rheinhalle", dicht am Ufer des herrlichen Stromes, vor dem rebenbedeckten Niederwald, hatten wir schon mehrmals nach unsern Reisen in gewisser Wehmut Abschied genommen von den Bergen, und fröhlich heimkehrend unser Rheinland begrüßt. Auch dieses Mal war hier ein Imbiß vorgesehen, sogar eine Bowle wartete unser: eine Stiftung unsres jugendfrohen Justizrates G. aus Duisburg. Andre Duisburger Freunde waren von Wiesbaden herübergekommen, um die fahrenden Schüler zu begrüßen und mit ihnen eine fröhliche Stunde zu verleben. Ich denke, sie sind in dieser Erwartung nicht getäuscht worden. Die liebliche Umgebung

der herzerwärmende Sonnenschein und besonders die Freude, daß die ganze Fahrt so schön und ohne jeden nur nennenswerten Unfall verlaufen war, hatte alle in die glücklichste Stimmung versetzt. Auf solcher vierzehntägigen Wanderung, bei den zahlreichen Gelegenheiten, daß der Mensch auf den Menschen angewiesen ist, daß der einzelne nicht eine halbe Stunde sich von den andern trennen kann, da lernt man sich noch besser kennen als in der Schulstube und knüpft unwillkürlich ein Band, das so leicht nicht wieder zerreißt. Zuerst indessen bewirkt dieses Band, daß die gemeinsamen Festesstunden zu recht festlichen und fröhlichen werden. Das empfanden auch wir hier in Rüdesheim, dem letzten Ruhepunkt vor unsrem heimatlichen Duisburg. Und im Nachhall dieser fröhlichen Stimmung will ich Abschied nehmen von dir, mein lieber junger Leser und Kamerad. Im nächsten Jahr, will's Gott, findest du uns wieder mit dem Ränzel auf dem Rücken hinausziehen und mit fröhlichem Gemüt eine andre Gegend der herrlichen Gotteswelt durchwandern.



Eine Schülerreise. Beim Frühstück vor Schloß Haus-Baden.

Selbst errungen.

(Fortsetzung.)

Mit eingehendem Interesse fragte Ernst nach allen Einzelheiten dieser menschenfreundlichen Einrichtung. Er gewann durch diesen Gang einen ganz neuen Einblick in die Bedeutung des Geschäftes, dem er angehörte. Daß damit soviel zusammenhing, was weit über die Grenzen der täglichen Arbeit, über den Geschäftsgewinn und Verlust hinaus, das Wohl und Wehe vieler Hunderte von Menschen berührte, das war ihm noch gar nicht in den Sinn gekommen, und seine Brust weitete sich bei dem Gedanken, daß es ihm vielleicht einmal gestattet sein sollte, mitzuarbeiten für den schönen Zweck, das Los der armen Fabrikbevölkerung zu bessern. Herr Siegmund war erstaunt über Ernsts verständnisvolle Fragen hinsichtlich der Veranstaltungen seines Großvaters, die er im Interesse der Invaliden, der Kranken, der Witwen und Kinder getroffen hatte. „Ich wollte," sagte er dann, „Sie ließen mich Ihnen in diesen Dingen helfen, soweit ich das vermag; sie interessieren mich sehr, meine freie Zeit steht Ihnen völlig zur Verfügung."

„Ich werde Sie beim Wort nehmen," erwiderte der alte Herr in seiner trockenen Weise. „Da ist viel zu lernen, und es ist schön, wenn Sie sich aus Lust und Liebe zu der Sache darüber belehren."

„Ja," sagte Ernst, „ich wollte, ich könnte mich Ihnen da recht nützlich machen; mich hat schon seit Jahren der Anblick der Armut, wo er sich auch mir geboten, tief ergriffen, obgleich ich selbst ja auch in recht beschränkten Verhältnissen aufgewachsen bin; aber ich habe doch nie unter dem Mangel dessen gelitten, was mir am schwersten zu entbehren scheint: Luft und Licht und gesunde, reinliche Umgebung. Almosen zu geben war ich nicht im stande, sah auch frühe schon ein, daß mit Almosen da nicht zu helfen ist, aber meine Absicht war es, als Arzt, wenn ich so weit sein würde, das Uebel zu bekämpfen, soviel das irgend in meinen Kräften gestanden hätte, mit allen Mitteln: mit Wort und Schrift und mit der That."

„Mein lieber Holten," sagte Herr Siegmund in seiner ruhigen Weise, „aus diesem Grunde darf Ihnen der Berufwechsel nicht leid sein; was Sie als Arzt zu thun beabsichtigten, können Sie auf diese oder jene Weise in jedem andern Stande auch thun. Es bieten sich uns, wo wir auch stehen mögen, Gelegenheiten in Hülle und Fülle, uns mit den Mißständen zu beschäftigen, unter denen unsre arme Bevölkerung leidet. Wenn jeder nach seinen Kräften und auf seine Weise helfen wollte, so wäre vieles besser. Sie werden die Worte kennen: ‚Arme habt ihr allezeit bei euch,' d. h. diejenigen haben sie bei sich, die sie haben wollen; viel Tausende reicher Leute wissen gar nicht, wie Armut aussieht — für die trifft das Wort nicht zu, die haben eben zu keiner Zeit Arme bei sich. Aber Sie — wenn Sie wirklich den aufrichtigen Wunsch fühlen, zu helfen — Sie werden die Armut in jedem Beruf finden, und unter welchen Verhältnissen könnten Sie sich ein besseres Urteil und Verständnis aneignen, über das was Not thut, als wenn Sie Tag für Tag mit armen, ungebildeten, hart arbeitenden Menschen zusammen sind?"

Nachdenklich ging Ernst an Herrn Siegmunds Seite nach Hause; wie hatte sich in kurzer Zeit sein ganzes Streben und Verlangen geändert! Auch heute beschäftigten ihn Zukunftsbilder, wie an dem letzten Arbeitstage, aber es war nicht mehr der endlose, dunkle Gang ohne den ersehnten Lichtschein in der Ferne — er trug zwar noch keine bestimmten Vorstellungen in sich, aber dachte er an die künftigen Jahre, so belebte ihn das Gefühl, daß sie ihm Arbeit bringen würden, der er gewachsen sei, einen Vertrauensposten, dessen er sich würdig zeigen wolle, und er freute sich des reichen Feldes gedeihlicher und segensreicher Thätigkeit, das sich ihm auch im weiteren Kreise darbot.

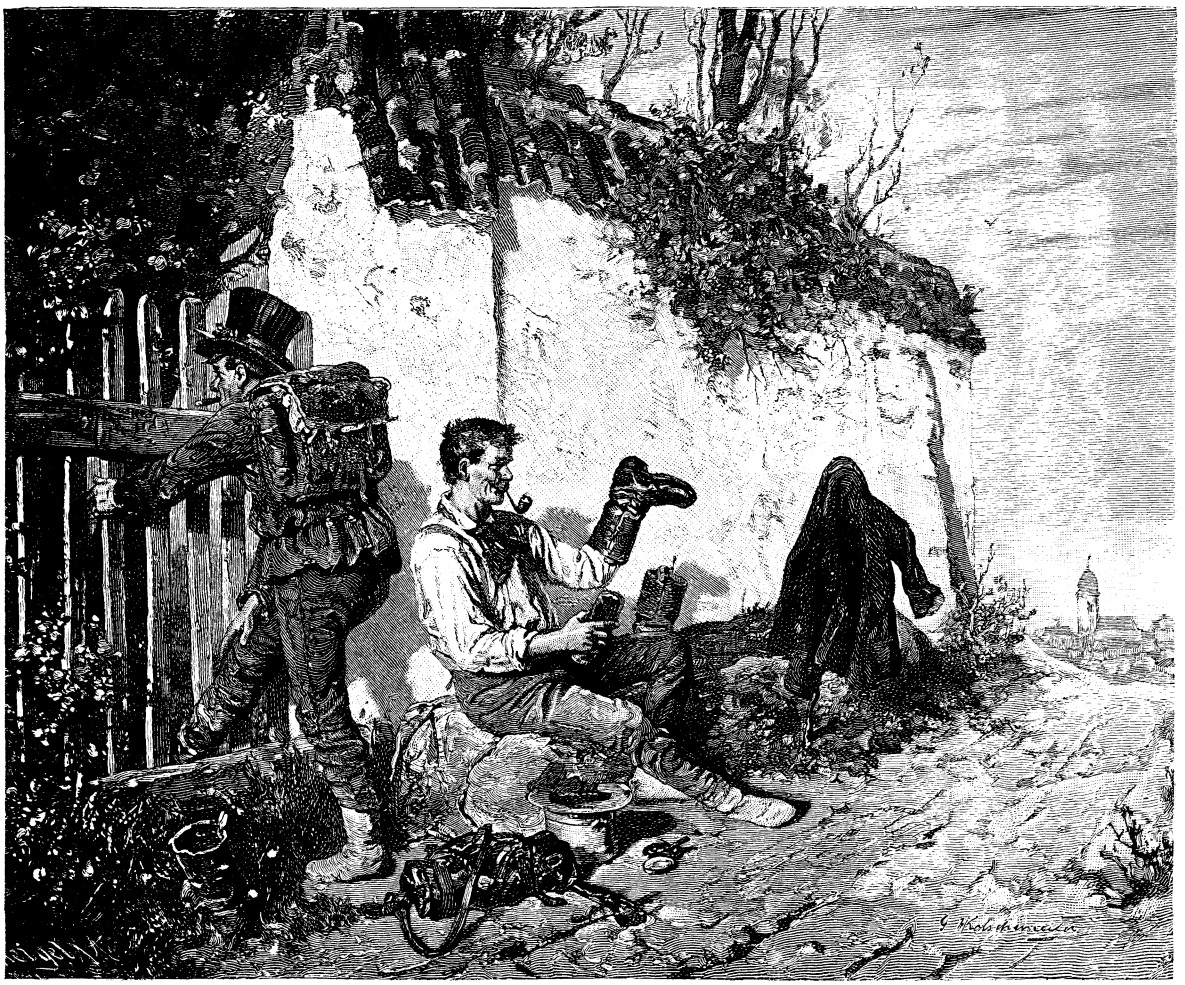
Als nach Verlauf von vierzehn Tagen die verletzte Hand fast schon gut war, forderte Frau Hartmann Ernst auf, seiner Mutter einen Besuch zu machen. Gern benutzte er die freundliche Erlaubnis, und mit Freude und Wehmut eilte er nach fast einjähriger Abwesenheit dem Orte zu, aus dem er mit so schwerem Herzen ge-

schieden war. Aber der Besuch gewährte ihm nicht so viel Vergnügen, als er sich davon versprochen hatte. Der Gedankenkreis seiner Mutter war so enge, drehte sich so ausschließlich um die kleinen Vorkommnisse und Nichtigkeiten des Tages, die ihn jetzt, da er ihnen entrückt war, weniger noch als sonst interessierten. Was ihn früher zu Hause beschäftigte, hatte ihm jetzt keinen Zweck mehr, und seine besten Freunde waren der Ferien wegen nicht in der Stadt. So kam es, daß Ernst, ohne daß er sich's selbst eingestehen mochte, doch ganz zufrieden war, als der Urlaub zu Ende ging und er auf dem Wege „nach Hause" sich befand — zum erstenmal gewährte er der neuen Heimat diese Bezeichnung. Als er dann bald nach seiner Heimkehr die Arbeit wieder aufnahm, hatte Herr Siegmund es so eingerichtet, daß er bei einem andern, weniger rohen Meister beschäftigt wurde; und da Ernst auch hier ein freieres, frischeres Auftreten zeigte, in dem sich sowohl mehr Selbstgefühl, als auch mehr Leutseligkeit bekundete, so begegneten ihm die Leute jetzt nicht nur mit mehr Zuvorkommenheit, sondern auch mit mehr Vertrauen.

Dies gute Einvernehmen wurde noch bedeutend gehoben, als im Laufe des Winters unter den Kindern in der Kolonie eine Keuchhustenepidemie ausbrach und Ernst mit Herrn Siegmunds Einwilligung fast täglich einen Gang durch die Häuser machte, nachsah, ob des Arztes Verordnungen befolgt wurden, und ob es neue Kranke gäbe, denen er dann die ersten Mittel verordnete. Der vielbeschäftigte Arzt, dem die Behandlung dieser Leute oblag, lobte mit warmen Worten Ernsts umsichtige Art, ihn zu unterstützen, und nannte ihn bald nur noch „den Herrn Kollegen".

Diese neue Thätigkeit ihres Vetters erregte Susannens Interesse in hohem Grade. Zuerst wandelte die alte Spottlust sie an, als sie aber bemerkte, mit welchem Eifer Ernst sich der übernommenen Pflicht entledigte, da überkam sie wieder ein Gefühl von Scham, daß sie unthätig blieb, indes er so Tüchtiges leistete und sie bot sich Ernst zur Hilfe an.

„Das ist recht hübsch von dir, daß du mitkommen willst," sagte Ernst, „aber es ist schon besser, du bleibst zu Hause; erstens werde ich ganz gut allein fertig und dann, weißt du, der Keuchhusten ist ansteckend, und es wäre unrecht, wenn du dich ohne Not der Gefahr zu erkranken aussetzen wolltest."



Sonntagstoilette.

„Aber was du thust, kann ich doch auch wagen," wandte Susanne ein, „ich fürchte mich vor Ansteckung gar nicht, und möchte mich doch so gern nützlich machen, es sind doch schließlich unsre Leute."

„Da hast du recht," gab Ernst zu; „aber ganz meine Stelle vertreten kannst du dort nicht, das geht nicht, und es ist ein sehr einfaches, einleuchtendes Rechenexempel, daß sich nie zwei einer Gefahr aussetzen sollen, wenn eines genügt. Aber weißt du, Susanne, du könntest da in

andrer Weise helfen. Es sind viele von den Kindern nicht warm genug bekleidet. Ich habe schon öfter bemerkt, daß welche mit feuchten oder zerrissenen Strümpfen umherlaufen, und die Frauen, wenn ich sie darauf aufmerksam mache, besonders diejenigen, welche viele Kinder haben, klagen, daß sie nicht hinreichend Wollenzeug für die Kleinen hätten, — wie wär's, wenn du da helfen möchtest? Ich kann dir die Familien nennen, in denen der Bedarf am größten ist; daß die Kinder, besonders die genesenden, warm bekleidet sind, ist von größter Wichtigkeit."

Susanne war gleich bereit, auf des Vetters Vorschlag einzugehen. Als sie der Mutter von der Arbeit, die sie vornehmen wollte, sagte, sie um das Material und die Anweisung dazu bat, sah diese sie einen Augenblick in sprachlosem Erstaunen an. Was erlebte sie an ihrer Tochter, die seither jeder Handarbeit gründlich abhold gewesen war und nun die Absicht laut werden ließ, einen ganzen Vorrat von Kinderstrümpfchen und Jäckchen für die Kleinen der Fabrikleute zu stricken, für welche sie noch niemals ein besonderes Interesse an den Tag gelegt hatte! Aber sie hütete sich wohl, durch eine Aeußerung Susannens Absicht zu stören; sie besorgte alles Gewünschte, ging ihr mit Rat und That zur Hand und hatte ihre stille Freude an dem neuen Glück, das jene sich durch ihren Fleiß schuf.

Wie oft saß Frau Hartmann jetzt in tiefem Nachdenken und versuchte sich die Wandlung klar zu machen, welche das letzte Jahr an ihrer Tochter vollzogen hatte, aber es gelang ihr nur zum Teil. Das Bewußtsein, daß die erfreuliche Entfaltung ihres Wesens: die größere Sanftmut und Nachgiebigkeit und die Freude am Schaffen für andre nicht ihrem Einfluß zuzuschreiben sei, erfüllte sie dann wohl mit Wehmut, aber da die Wünschelrute, welcher es vorbehalten gewesen war, diese Schätze ans Tageslicht zu fördern, ihr nicht zu Gebot stand, so war sie es wohl zufrieden, daß eine andre Hand sich gefunden, die es verstanden hatte, den Zauber zu vollziehen.

Susanne war im Laufe des letzten Sommers konfirmiert worden, und Frau Hartmann glaubte, daß der Religionsunterricht, den ein tüchtiger, echt frommer Geistlicher ihr erteilt hatte, die vorteilhafteste Veränderung in Susannens Wesen hervorgebracht habe. In der That war derselbe nicht ohne Einfluß geblieben, aber stärker und tiefergehend als er war derjenige, den Ernst auf sie ausübte. Auf Susannens eigenartigen, nach selbständiger Entwickelung ringenden Charakter hatte das Leben in hergebrachten, wohlhabenden Verhältnissen, das keinerlei Anforderungen an ihre Thatkraft stellte, eine geradezu lähmende Wirkung geübt. Durch Ernst, der fremd, arm, widerwillig in diese Verhältnisse kam, und indem er sich ihnen unterordnete, sich über sie erhob, war ihr ein ganz neues Licht über das Leben im Leben, über Pflicht und Selbstüberwindung aufgegangen und unbewußt strebte sie ihm nach, indem sie ihre kleinen Unarten und Vorurteile allmählich aufgab. Dazu kam, daß der freundliche Verkehr mit ihm und Walter kein Gefühl von Vereinsamung mehr aufkommen ließ; sie fühlte sich befriedigt und glücklich und gab dieser Empfindung jetzt sogar ab und zu durch Zärtlichkeit gegen Mutter und Bruder Ausdruck — etwas so Ungewohntes an ihr, daß jene sich jedesmal Zwang anthun mußten, um ihr Erstaunen nicht laut werden zu lassen.

Ernst hätte inzwischen seine Thätigkeit in der Arbeiterkolonie lange einstellen können, dennoch aber sah er sich noch weiter um die Leute um. Am Weihnachtsabend hatte Susanne unter seiner Führung einen Gang durch die Häuser gemacht und den kleinsten Kindern Geschenke ausgeteilt, was ihr endlosen Jubel der Beschenkten und bewegte Danksagungen der Eltern eintrug.

Walter hatte an dieser Weihnachtsfreude nicht teilnehmen können, weil der böse Katarrh, der sich im Herbst eingestellt, noch immer andauerte und ihm jedes Ausgehen untersagte, auch den Schulbesuch aufzugeben zwang. Das war der einzige Mißton in diesen Wintertagen, die trotz Sturm, Schnee und Dunkelheit jedem in dem kleinen Kreise mehr innere Befriedigung und allen zusammen ein harmonischeres Zusammensein brachten.

* * *

Das Frühjahr kam und war von ungewöhnlich lange andauernden kalten Ostwinden begleitet. Diese Jahreszeit war für Walters Gesundheit stets am gefährlichsten; dieses Mal war sie es um so mehr, da er den ganzen Winter über leidend gewesen und sein Körper schon ungemein geschwächt war. Mit stets freundlichem Gesicht und einem dankbaren Blick oder Händedruck für jede Aufmerksamkeit, lag er nun fast unausgesetzt auf dem Sofa; ab und zu versuchte er, sich mit Lesen zu beschäftigen, aber das Buch entsank immer bald wieder der matten Hand, und die Augen schlossen sich zum Halbschlummer, oftmals von einem jener entsetzlichen Hustenanfälle unterbrochen, nach denen sich dann gänzliche Erschöpfung des armen Gequälten bemächtigte.

Mit leisen Schritten war Susanne den ganzen Tag, Frau Hartmann soviel sie konnte, um ihn beschäftigt. Die Mittags- und Abendstunden aber gehörten Ernst. Sobald die Feierstunde schlug, war er auf dem Heimweg, der Gang nach Hause, das Umziehen wurde in der denkbar kürzesten Zeit bewerkstelligt, und sobald er bei Walter eintrat, wurde ihm ohne weiteres der Platz neben seinem Lager eingeräumt; denn ohne daß dieser ein Wort darüber geäußert hatte, wußten doch alle bald, daß niemand so gut als er es verstand, dem Kranken eine bequeme Lage zu geben, ihm die Kissen zurecht zu rücken und ihn in die Decke zu hüllen; daß niemand ihm so geschickt die Arznei einflößte und mit so sanfter und doch deutlicher Stimme sich ihm verständlich machte, ohne daß er je noch einmal hätte fragen dürfen. Wer hätte der jetzt so schwieligen Hand zugetraut, daß sie sich, wenn der Kranke, wie es jetzt nun allabendlich der Fall war, über Fieberhitze klagte, mit so wohlthuendem weichem Druck auf dessen Stirn legen könne, sie zu kühlen. Walter selbst sprach sehr wenig, des Hustenreizes wegen; da hatte Ernst eine Art von Zeichensprache für ihn erdacht und auch Susanne davon mitgeteilt, mit der sie sich jetzt mühelos verständlich machen konnten.

Und Susanne war eine strebsame Schülerin, die oftmals verborgen vor dem Kranken im Zimmer saß, wenn Ernst bei ihm war, um diesem seine Art und Weise, mit ihm umzugehen, abzulauschen.

Auch Frau Hartmann, trotzdem ihr keine Mühe zu schwer war, wenn sie für den geliebten Sohn etwas thun zu können meinte, empfand, daß sie als Pflegerin erst in zweiter Linie in Betracht kam, und ein Gefühl von Eifersucht wollte sie oft beschleichen. Wenn sie dann aber wieder gewahrte, wie aufmerksam Walter auf jeden Schritt lauschte, sobald der Feierabend nahte, wie er sich umsah, sobald die Thüre geöffnet wurde, und dann froh lächelte, wenn der Erwartete eintrat, dann freute sie sich mit ihrem Liebling, daß ihm das Glück der Freundschaft noch zu teil

geworden und ihm die Leidenszeit etwas erleichterte.

Wochen vergingen und brachten dem Kranken keine Besserung; die mildere Witterung, auf die man im Hartmannschen Hause so schmerzlich wartete, in der Hoffnung, daß sie den Zustand Walters günstig beeinflussen werde, kam nicht.

Endlich — endlich brachte der Mai den ersten warmen Frühlingstag. Es war ein Sonntag, und die Natur schien zur Feier desselben ihren ganzen Festschmuck angelegt zu haben. Blätter und Blüten strömten im Sonnenschein balsamischen Duft aus und die Luft war erfüllt von Vogelgesang und dem Summen emsiger Bienen.

Für unsre Freunde war die letzte Woche eine besonders schwere gewesen und hatte Frau Hartmann, deren Schlafzimmer an Walters stieß, viel unruhige Nächte gebracht. Heute nun wurde sie und Susanne bei dem Kranken, der das Bett nicht mehr verließ, von Ernst abgelöst, und beide hatten sich durch das liebliche Frühlingswetter in den Garten locken lassen. In Susanne erweckte dasselbe eine Fülle freudiger Hoffnung und Zuversicht; sie meinte, nun müsse alles gut werden und Walter in den nächsten Tagen gesund sein. Mit vollen Zügen die würzige Luft einatmend, schritt sie hocherhobenen Hauptes und leuchtenden Auges durch den frisch belaubten Heckengang. Sie war jetzt fast so groß wie ihre Mutter, und hatten die letzten trüben Wochen auch ihre Wangen etwas gebleicht, so sah sie doch jetzt nach dem beschleunigten Gang im Freien blühend aus, wie der Frühling selbst. Sie hatte ein helles Kleid angelegt, weniger weil es ihre Absicht war, sich zu schmücken, als in dem richtigen Gefühl, daß für die Krankenstube ein wenig Licht und frische Farbe eine Wohlthat sei; in der Hand hielt sie einen großen Strauß von Aurikeln, Primeln, Tulpen und Narcissen, den sie Walter bringen wollte. Es war ein Augenblick des Vergessens über sie gekommen, sie fühlte sich in der Frühlingsluft so froh und glücklich. War sie doch jung, und ob sie des Bruders gänzliche Kraftlosigkeit auch mit banger Sorge erfüllte, an unmittelbare Gefahr dachte sie nicht. Diese Krankheit, der noch niemand, weder der Arzt noch einer der andern einen Namen gegeben hatte, konnte doch unmöglich bedenklicher Art sein — und nun, da es endlich warm und sonnig draußen war, würde gewiß der böse Husten endlich bald schwinden, und alles gut werden. Und so hatte sie andern, froheren Gedanken gestattet sie zu beschäftigen, und nach der Sonne aufblickend, breitete sie lächelnd mit erhobenem Arm die Blumen als Schirm vor ihr Gesicht, und leise begann sie zu summen: „O Sonnenschein, o Sonnenschein . . . .“

Da tönte an ihr Ohr ein eigentümlicher Laut, der sie atemlos stillstehen machte. Ein paar Schritte vor ihr erweiterte sich der Heckengang zu einer kleinen Rotunde, die eine schattige Laube bildete; hier war Walters Lieblingsplätzchen, eine bequeme Bank mit einem Tisch davor; sie wurde von ihm immer gern zu stillen Lesestunden aufgesucht. Von dorther kam der Laut, der Susanne so erschreckte, und bei näherem Zusehen erkannte sie, daß dort ihre Mutter saß, das Gesicht in beide Hände gelegt, und was sie vorher gehört, war ihr herzbrechendes Schluchzen. Susanne blieb wie erstarrt stehen und ein Gefühl momentaner Schwäche überkam sie, daß sie die Hand unwillkürlich nach einem Halt ausstreckte; mit zaghaften Schritten ging sie dann in die Laube; sie setzte sich neben ihre Mutter und legte den Arm um ihre Schulter.

„Mama, liebe Mama,“ flüsterte sie, und Thränen traten in ihre Augen, „steht es so schlimm um Walter?“

Auf Frau Hartmann hatte das liebliche Frühlingswetter, das sie hinausgelockt, anders als auf Susanne gewirkt. Angegriffen und elend durch die letzte schwere Zeit, und mehr noch durch die Gemütsbewegung, die sie ihr gebracht, und die sie bis dahin tapfer zu unterdrücken wußte, konnte sie jetzt dem Einfluß des Alleinseins und der Frühlingspracht, die sie um so grausamer ihre Sorge fühlen ließ, nicht widerstehen; sie setzte sich nieder und weinte bitterlich.

Sie wußte wohl, wie es um Walter stand, und daß ein Wunder geschehen müßte, wenn er ihr erhalten werden sollte. Daß er den Keim der tödlichen Krankheit in sich trug, fürchtete sie lange; wie gern hätte sie ihn durch Badereisen, durch einen Aufenthalt im Süden zu erhalten gesucht, aber nachdem ihr bewährter, verständiger Arzt ihr gesagt, daß die Gefahr ihm in jedem Klima drohe, und daß für den mit allen Fasern des Herzens an der Heimat Hängenden ein künstlich gefristetes Leben im Auslande doch nur ein halbes Leben sei, hatte sie diesen Wunsch aufgegeben. Walter weigerte sich entschieden, auf die Dauer vom Hause zu gehen. Daß so bald, mit solcher Schnelle das Gefürchtete eintreten würde, hatte sie nicht gedacht; zum erstenmal heute hatte sie nicht die Kraft, dem Nachdenken zu wehren, und eine namenlose Angst ergriff sie. Großer Gott, sollte sie ihn verlieren, der ihr Liebstes war? Und vor ihrem inneren Auge zog Bild an Bild vorbei — wie sie von jeher in dem Knaben den künftigen Erben der berühmten Firma gesehen und ihn dafür zu erziehen gestrebt hatte; wie er sich dann so ganz anders entwickelte, als sie erwartet und gehofft, und doch so liebenswert und zu jedermanns Freude; wie sie später, als seine Gesundheit mehr und mehr schwankte, den Plan gefaßt, Ernst, den Erben des Namens Holten, zu ihres Sohnes Stütze und Hilfe herbeizuziehen, und wie ihr das endlich gelungen war. „Und seine Mutter weinte um ihren einzigen Sohn, wie ich es jetzt thue,“ sprach sie für sich hin und schluchzte in tiefstem Herzensjammer. Da legte sich Susannens weicher Arm um ihren Nacken und ihr Haupt an ihre Brust, und ihre angstvolle Frage drang an ihr Ohr. Frau Hartmann umschlang die Tochter mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit und sagte ihr, daß es sehr schlecht um Walter stünde — aber daß man die Hoffnung nicht aufgeben und vor allem dem Kranken keine Besorgnis zeigen dürfe, und indem sie Susanne zu trösten und zu beruhigen strebte, kam ihr selbst die Fassung wieder, und mit einem langen, zärtlichen Kusse erhob sie sich und ging ins Haus zurück.

(Schluß folgt.)

Ein Pirschgang auf Rotwild.

(Schluß.)

Unter diesen Betrachtungen ist der Hirsch, hie und da eine Knospe von den Stockausschlägen naschend, näher gezogen und im Bereiche meiner Büchse. Es ist unweidmännisch, ein solch edles Tier mit der Schrotspritze zu behandeln. Dem Edelwild gehört die Kugel. Allerdings so eine Kugel macht ein Loch — sehr, sehr oft aber nur in die Luft. Es gehört viel Uebung dazu, dem König der Wälder gegenüber ruhiges Blut zu behalten, und habe ich oft alte, erfahrene Jäger, die den flüchtigen Fuchs mit der Kugel im Stangenholz streckten, den Hirsch im Stehen fehlen sehen. Bei Neulingen

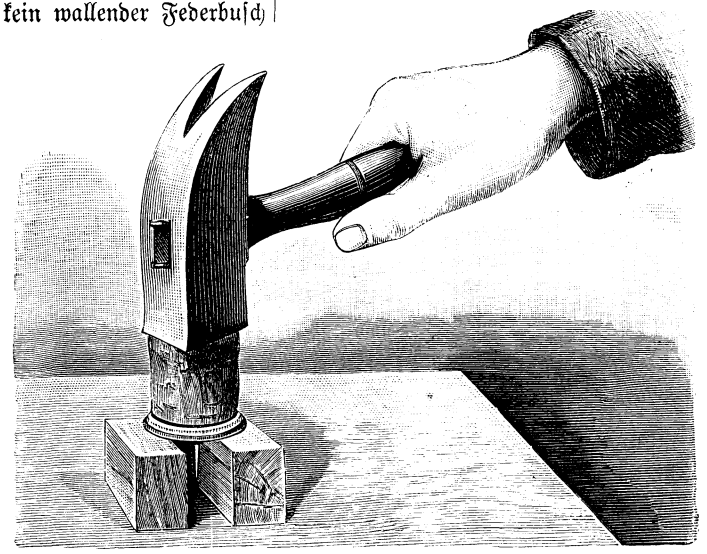
in der Hochwildjagd ist das Regel. Die Spannung, der herrliche Anblick des Tieres, treibt das Blut rascher nach dem Herzen. Mit lautem Schlage hört man dasselbe an die Rippen klopfen. Die Hand zittert schon, wenn sie die Büchse zum Schusse sticht, und wenn diese an die Wange gebracht wird, und das Auge die tödliche Stelle sucht, dann wackelt die Büchse wie ein Lämmerschwanz. Um Visier und Korn legt sich ein Nebel, das Auge unterscheidet nicht mehr scharf. Berührt dann der Finger den Abzug, dann kracht's, und die Kugel sitzt — aber nicht auf dem Wilde. Man nennt diesen Zustand Hirschfieber. Der terminus technicus ist „Tadderich". Ganz merkwürdig ergreift dieses Hirschfieber urplötzlich auch Jäger, die schon manchen braven Hirsch zur Strecke gebracht, und nichts weniger als ganz gewöhnliche Schießer sind. Mich ergreift's diesmal nicht. Der Hirsch steht spitz auf uns zu. Das ist ein riskanter Schuß, deshalb muß ich warten, bis er breit steht. Da drüben am Waldrand schreien jetzt ein paar Eichelhäher, und aus Erfahrung weiß unser Zwölfer, daß immer etwas Außergewöhnliches los ist, wenn diese Krakeeler ihren weitschallenden Schrei ertönen lassen. Er dreht sich und sichert hinüber. Alles ruhig und gemessen, jeder Zoll ein König. Jetzt steht er breit vor mir, und langsam fahre ich am Vorderlaufe herauf und wie ich grau auf dem Korne habe, berühre ich den Abzug. Ihr habt euch vorher auf den Boden gehockt, und unter dem Pulverdampf hersehend, gewahrt ihr den Hirsch in der Stellung, wie ihn nebenstehender Holzschnitt zeigt. Nach dem wenig lauten, aber scharfen Knalle der Büchse habt ihr einen Ton gehört, als wenn man mit einem Stocke auf einen nassen Sack schlüge. Das ist der Kugelschlag und diesen quittiert der Hirsch, indem er sich blitzschnell wie ein bäumendes Pferd zu einem riesigen Sprunge in die Höhe hebt. Mit den Vorderläufen auf den Boden kommend, schlägt er mit den Hinterläufen gleich einem bösen Pferde in die Luft und geht in weiten mächtigen Fluchten ab. Der Laie glaubt, wegen der kolossalen Geschwindigkeit, womit er seine Fluchten macht, der Hirsch sei gefehlt. Der Kenner weiß aber, daß dieses Dahinrasen mit dem Tode im Herzen geschieht. Höchstens 80 bis 100 Schritte rast der durch die edlen Teile geschossene Hirsch dahin, dann werden die Fluchten unsicher, jetzt schwankt er hin und her wie ein Betrunkener, dann versagen die Läufe den Dienst und er schießt kopfüber zur Erde. Noch ein mehrmaliges Anziehen und Ausschnellen der Läufe und er liegt tot da. Heller, schaumiger Schweiß dringt ihm aus dem Windfang und dem Geäse, und eben solcher Schweiß tropft langsam aus der klaffenden Kugelwunde, die wir aber erst sehen, wenn wir die Farbe (Haare) etwas zurückstreichen. Drehen wir aber den Hirsch auf die andre Seite, so sehen wir das runde Loch der Kugel, ohne daß wir die Farbe zurückzustreichen brauchen. Alle Farbe ist wie mit dem Rasiermesser um die Wundränder abrasiert. Das ist der Einschuß, das andre Loch aber ist der Ausschuß. Der Jäger muß das genau kennen, denn wenn zwei zusammen auf ein Stück Wild geschossen, gibt's oft Streitigkeiten; und da kann manchmal nur durch den Ein- und Ausschuß bewiesen werden, wer der Erleger ist. Ihr seht, daß der Hirsch auf den Einschuß gestürzt ist und der Ausschuß nach oben steht. Die Erfahrung lehrt, daß das Wild fast immer auf den Einschuß stürzt, weniger auf den Ausschuß. Ihr seht ferner, daß meine Kugel so in der Mitte zwischen dem mittlern Buchstaben B und A sitzt. Wenn ich den Hirsch aufbreche, werdet ihr sehen, daß gerade dort die edlen Teile, wie Herz, Lunge, Leber des Tieres liegen. Diese von der Kugel durchbohrt, muß den Tod des Hirsches zur Folge haben. Diese edlen Teile werden, außer von der Haut und den Muskeln, noch durch den sich spatenartig erbreiternden dünnen Oberknochen der Vorderläufe vor Verletzungen geschützt. Diesen dünnen Knochen nennt man das Blatt. Jeder Jäger (nicht zu verwechseln mit Schießer) bemüht sich, die Kugel aufs Blatt zu bringen und das Wild möglichst rasch zu töten. Nicht immer gelingt das, denn es gibt eine Legion Zufälle, die auch den besten Jäger manchmal daneben hauen lassen. Da sitzen oft die Kugeln wunderlich auf dem Tiere. Die Wirkungen sind dann ganz verschiedener Art, und diese möchte ich euch nun beschreiben. Fangen wir oben an. Eine Kugel, die eine Stange des Geweihes in der Nähe des Kopfes trifft, wirft ihn nieder. Gewöhnlich schlägt er einen Purzelbaum und liegt einige Augenblicke regungslos. Der Schlag der Kugel ist ein gewaltiger und erschüttert das Gehirn bis zur Bewußtlosigkeit. Gar bald erholt er sich jedoch und setzt zum Erstaunen des Laien, der ihn schon maustot wähnt, seine Flucht, wenn auch schwankend und unsicher, fort. Eine Kugel an der Stelle T^1 ist tödlich, jedoch kann der Hirsch noch sehr weit damit gehen. Ich sah einmal einen Spießer, welcher eine Kugel schwersten Kalibers gerade auf der Stirn hatte. Aus der Wunde quoll das Gehirn wie eine Walnuß dick hervor. Noch unerfahren, glaubte ich, das Stück müsse jeden Augenblick verendet zusammenbrechen und sparte deshalb meine Kugel. Bei der Nachsuche fand sich der verendete Spießer vor, nachdem er noch durch drei Distrikte gegangen. Der Schuß bei T^2 ist nicht tödlich und heilt schnell aus, wenn nicht etwa die Kinnladen so zerschmettert sind, daß das Wild noch Aesung aufnehmen kann. Andernfalls muß es elend verhungern. Nehmen wir nun den Hals auf unsrem Bilde. Zwischen den Punkten H^2 ist eine punktierte Linie. Diese deutet die Lage der Luft- und Speiseröhre an. Eine Kugel, welche auf dieser Linie trifft, durchschneidet die eine oder andre der beiden Röhren oder vielleicht beide. Das ist eine tödliche Wunde. Es geht damit aber der Hirsch nicht sehr weit, besonders wenn die Luftröhre durchlöchert ist. Der Atem geht ihm aus und die Lungen versagen den Dienst. Durch solche Schüsse geht manches Stück Wild verloren, da diese Wunden nur wenig Schweiß geben, der von wenig geübten und gewissenhaften Jägern leicht übersehen wird. Er wird um so leichter übersehen, weil sich, im Falle die Speiseröhre durchschnitten ist, deren grünlicher Inhalt mit dem Schweiße vermischt und diesem eine schmutzigbraune Farbe gibt. Gefährlich ist eine Kugel in der Gegend des Buchstabens H mitten auf dem Halse. Dort liegen die Halsadern, welche das Blut aus dem Herzen zum Gehirn bringen. Trifft eine Kugel eine dieser Adern oder beide, so springt der Schweiß in hohem dunklen Strahl hervor. Das Wild rast pfeilschnell davon, wird mit dem starken Schweißverlust immer langsamer, thut sich, wenn unverfolgt, bald nieder und schläft so langsam in die ewigen Jagdgefilde hinüber. Trifft die Kugel diese Schlagadern nicht, so geht sie durch die Halsmuskeln. Der Schuß schweißt zwar, aber nicht so stark, und heilt bald wieder. Eine Kugel oben bei dem Buchstaben H^1 würde das Tier wie vom Blitz erschlagen niederwerfen. Wäre dazu noch das Rückgrat zerschmettert und das Rückenmark durchschnitten, dann träte sofort der-

Tod ein. Ueberhaupt alle Schüsse, die das Rückgrat treffen, lähmen sofort die Muskelthätigkeit des tierischen Organismus, weil durch die Erschütterung des Rückenmarks, welches mit dem kleinen Gehirn in Verbindung steht, dieses bis zur Bewußtlosigkeit außer Thätigkeit gesetzt wird. Ist das Rückgrat durchschossen, auch ohne daß das Rückenmark durchschnitten ist, kann sich das Tier nicht mehr erheben. Es sind dieses die Punkte, welche mit FH¹FRZR bezeichnet sind. Ein solcher Schuß gibt fast gar keinen Schweiß, und muß ein solchergestalt geschossenes Tier sofort abgefangen werden, d. h. man stößt ihm den Hirschfänger zwei Finger breit hinter dem Blatt zwischen den Rippen durch ins Herz. Nun kommt es vor, daß bei einem Schusse das Tier wie vom Blitz erschlagen zusammenstürzt und regungslos liegen bleibt. Nach kürzerer oder längerer Zeit springt dasselbe ganz munter auf und geht ab, als wenn ihm nichts wäre. Es ist ihm thatsächlich auch nichts, denn die Kugel hat das Rückgrat nur gestreift, und vielleicht nur etwas Haut und Farbe weggerissen. Die durch den Streifschuß entstandene Erschütterung des kleinen Gehirns hat das Wild nur betäubt, weiter nichts. Man sagt, das Tier war gefedert oder gekrellt. Eine Kugel bei dem Buchstaben M wirft das Tier auch augenblicklich nieder und ist tödlich, weil sie gewöhnlich die Nieren trifft. Der Schuß bei dem Buchstaben K ist, wenn er nicht bei R sitzt und das Becken zerschmettert, wenig gefährlich. Er gibt einen dunkeln, schleimigen Schweiß, der unregelmäßig in bis handgroßen Lachen neben und in der Fährte liegt. Selbst wenn auch die Kugel den obern Schenkelknochen zerschmettert, ist es sehr fraglich, ob man des Wildes habhaft wird. Immer aber gibt es eine lange Jagd auf ein Stück Wild mit Keulenschuß. Gewöhnlich heilt der Schuß rasch aus, wenn auch der Lauf steif bleibt. Die Schüsse, welche in der Gegend des Buchstabens W liegen, sind zwar immer tödlich, jedoch geht dadurch manches Stück Wild verloren. Die Linie L L bezeichnet die Lage des Zwerchfelles, welches die edlen Teile Herz, Lunge, Leber von dem Magen und den Eingeweiden trennt. Unter dem Buchstaben W liegen der Magen und die Gedärme. Eine Kugel, welche diese durchbohrt, sitzt „Weidewund". Nach einem solchen Schuß tritt das Tier infolge der großen Schmerzen außerordentlich kurz, d. h. wenn es nicht von Hunden gejagt wird. Sehr bald thut es sich in der nächsten Dickung nieder und ist in einer Nacht verendet. Der Schweiß ist durch den Zutritt des Mageninhaltes schmutzigbraun, und liegt in einzelnen Tropfen neben der Fährte, kann, wenn kein Schnee liegt, leicht übersehen werden.

Zu Tode getroffen.

Bei dem Buchstaben O liegt zwischen Rückgrat und den edlen Teilen eine Stelle, die je nach der Stellung des Tierkörpers den Durchgang einer Kugel gestattet, ohne daß es dem Tiere ans Leben geht. Der Schweiß spritzt dann bei jedem Sprung zu beiden Seiten, ist aber dunkel. Das Tier ist „hohl" geschossen. Alle Schüsse, die die Läufe bei dem Buchstaben L treffen, sind nicht gefährlich, sie heilen wieder aus und bieten dem Auge später die wunderbarsten Verrenkungen und Geschwülste. So schoß ich einen guten Hirsch, welcher am Kniegelenk des rechten Vorderlaufes einen Knollen so dick wie zwei Mannsfäuste, und den Lauf fast wagerecht vor sich trug (natürlich ganz steif). Beim späteren Streifen fand ich zwei Posten im Kniegelenk eingekapselt, welche dem Hirsch vor langer Zeit von irgend einem Wilderer oder Aasjäger aufoktroyiert waren. Die Laufschüsse zeigen wenig Schweiß, aber Knochensplitter. Wie bereits bemerkt, sind die Schüsse zwischen den Buchstaben B und A meistenteils tödlich. Man unterscheidet nun bei den oberen Buchstaben B A Hochblatt, bei den mittleren Buchstaben Gutblatt und den unteren Buchstaben Tiefblatt. Von der Brust des Hirsches seht ihr auf dem Bilde eine punktierte Linie mit den Buchstaben St. Die Stelle mitten auf der Brust nennt man „Stich", weil man auch hier vermittelst eines Stiches mit dem Hirschfänger den Hirsch abfangen kann. Es fordert aber immer mehr Sicherheit und Gewandtheit, als das Abfangen durch den Stich zwei Finger breit hinter dem Blatt. Ebenso erfordert das „Knicken" mit dem Genickfänger Geschicklichkeit, Kraft und Gewandtheit. Mit dem Genickfänger oder Knicker muß der Jäger ganz genau die Fuge zwischen dem Hirnschädel und dem ersten Halswirbel (das Genick) treffen, wodurch er das Rückenmark von dem kleinen Gehirn abtrennt. Hierdurch tritt sofort und schmerzlos der Tod ein. Daß dieses aber so ganz leicht nicht geht, werdet ihr begreifen, denn ein schlechtgeschossener Hirsch, der noch abgefangen werden muß, läßt sich das so ohne weiteres nicht gefallen, sondern zeigt auch manchmal die blankpolierten Ende, welche er auf dem Kopfe hat. Da heißt es die Finger zu halten und etwas Armschmalz gebrauchen, sonst kann leicht der Schneider und der Chirurg etwas zuzunähen kriegen. Ist alles schon

dageweſen! ſagt der ſelige Ben Akiba. Ja, ſo ein armſeliges Alttier muß bei derartigen Gelegenheiten ſubtil angefaßt werden, denn auch dieſes wehrt ſich ſeiner Haut vermittelſt ſeiner Vorderläufe, und wer eins mit ſo einem Vorderlauf verabreicht erhält, der denkt ganz ſicher die erſten 14 Tage noch daran, wenn's nicht noch ſchlimmer kömmt. Bei dieſer Gelegenheit nützt kein wallender Federbuſch auf dem eleganten Jagdhut, auch keine famoſe Ausrüſtung aus dem Modejournal (denn dieſe Sachen könnten dabei ſehr ins Getrampel kommen), da nützt nur Erfahrung, Geſchicklichkeit und perſönlicher Mut, gepaart mit einem kräftigen Körper.



Eine Münze zu durchbohren.

Nun muß ich daran gehen, das Tier auszuweiden, ein Geſchäft, das genaue Sachkenntnis und einen ſicheren Griff erfordert. Wie wir dabei zu Werke gehen, das zu ſchildern, können wir hier übergehen. Iſt das Stück ausgeweidet, müſſen wir es noch auslaufen laſſen, d. h. wir heben es am Kopf und den Vorderläufen in die Höhe, damit der Schweiß aus dem Körper läuft. Wäre es nun Hochſommer, dann würde uns eine Schar Schmeißfliegen umſummen. Innerhalb ein paar Stunden wären die Wundränder mit Maden derſelben bedeckt, wenn wir den Hirſch nicht in das dunkelſte Dickicht ſchafften, und das Innere des Körpers mit friſchem Eichenlaub ausfüllten. Jetzt im Spätherbſt iſt das alles nicht nötig. Wir können den Hirſch ruhig liegen laſſen und uns auf den Heimweg begeben. Der Knecht kann ſich noch einen Arbeiter mit zum Aufladen nehmen und wird ihn hier ſchon finden. Wenn ich nun noch in euren Jahren wäre, würde ich mir einen Bruch, d. h. ein grünes Reis auf den Hut ſtecken, denn das gehört dem glücklichen Erleger eines Stückes Rotwild. Die Zeiten ſind aber längſt dahin und gelüſtet mich mehr nach einer Taſſe warmem Kaffee. Alſo lange Beine gemacht und auf nach Hauſe! Wenn euch nun der Gang gefallen hat, will ich euch noch öfter mitnehmen und auch manches zeigen, wovon ihr jetzt keine Ahnung, oder doch nur eine unvollſtändige Vorſtellung habt. Alſo Weidmannsheil! bis nächſtens.

Einfacher Metallbohrer.

Unſre Numismatiker werden zwar ein ſehr bedenkliches Geſicht machen, wenn wir hier die Anleitung geben, wie man in eine Münze ein Loch bohren kann; aber vielleicht wiſſen uns unſre Phyſiker Dank für Mitteilung des kleinen Handgriffes, und übrigens — eine alte recht abgegriffene Münze findet ſich wohl in jeder Sammlung, zur Not nehmen wir einen modernen Reichspfennig, deren gibt's ja doch wohl genug. Und womit werden wir das Loch in unſern Pfennig bohren? Mit einer Nähnadel! Die bricht doch gewiß ab, höre ich den lieben Leſer ſagen. Bei gewöhnlicher Behandlung: ja, aber wie wir's machen werden, nicht. Wir wählen zu dieſem Zweck einen Kork, der faſt ſo lang als die Nähnadel iſt, und ſtechen letztere der Länge nach durch den Kork, ſo daß die Spitze am einen Ende ganz wenig herausſieht; der am andern Ende herausragende Teil der Nadel wird mit einer Zange abgekniffen. Nun nehmen wir zwei Holzklötzchen aus einem Baukaſten und legen ſie ziemlich dicht nebeneinander. Quer darüber legen wir unſern Pfennig und ſtellen darauf den Kork, die Nadelſpitze nach unten. Nun ſchlagen wir einigemal mit einem Hammer kräftig auf den Kork, und die harte Stahlſpitze der Nadel wird in das weiche Kupfer des Pfennigs eindringen und es ſchließlich durchbohren. Warum die Nadel in dieſem Falle nicht zerbricht, iſt leicht zu erkennen: der Kork erhält die Nadel in aufrecht geradlinigem Stand.

Kapſelrätſel.

Farbige Menſchenkinder ſind's,
Wenn einen Raben ich drin erblick';
König iſt's in der Lüfte Reich,
Bleibt drin vom Raben das a nur zurück.

Logogriph.

Mit n ein Kind der Lüfte,
Mit l des Jägers Beute;
Mit e ein rheiniſches Flüßchen;
Wer's kann, den Sinn mir deute!

Auflöſung des Rätſels in Nr. 6.

„Augen, Genua."

Auflöſung des Scherzkapſelrätſels in Nr. 6.

„P,unſ'ch, P,e'ch."

Auflöſung der magiſchen Quadrate in Nr. 6.

I.

G	E	R	
E	M	I	R
R	I	G	A
A	R	A	D

II.

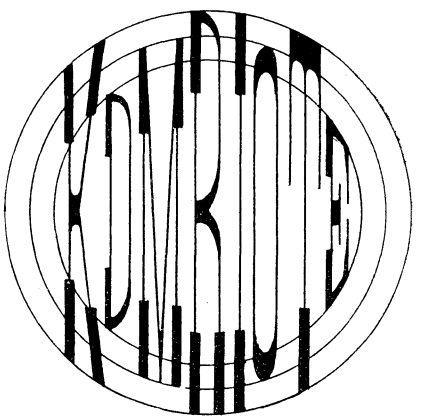
R	A	B	E
A	D	E	R
B	E	R	N
E	R	N	A

III.

R	A	I	N
A	R	N	O
I	N	K	A
N	O	A	H

Durch die verlangten Verbindungen entſtehen die Wörter Graben und Araber.

Buchſtabenkreisrätſel.



In welcher Ordnung müſſen die Buchſtaben in den Kreiſen abgeleſen werden, um den Namen eines griechiſchen Weiſen zu ergeben?

Nicht zugetraut.

Preußens König, Friedrich der Große, suchte auch auf seinen Kriegszügen, sobald er einige freie Stunden gewinnen konnte, Erholung in der Poesie, im Briefschreiben oder Flötenspiel. Sobald den Feldherrn- und königlichen Pflichten Genüge gethan, die Generäle und Adjutanten entlassen, war es ihm am wohlsten, wenn er sich selbst hören konnte. Da nahm er zunächst seine treue Begleiterin, die Flöte, zur Hand und phantasierte, indem er dabei im Zimmer umherging.

In einer solchen Mußestunde ward Friedrich, als er in einem schlesischen Dorfe einquartiert war, von dem Dorfschullehrer belauscht, der sich, um nicht gesehen zu werden, nahe am Fenster hart an die Mauer drückte. Doch der König hatte ihn bemerkt, öffnete noch mehr die Fensterflügel und fragte: „Was will Er?"

Erschrocken darüber, entdeckt zu sein, fand der gute Mann nicht gleich die rechten Worte. „Ew. Königliche Majestät — Dero unterthänigster Knecht — ich bin der Schulmeister dieses Ortes und Liebhaber der edlen Musika — und da konnte ich dem Verlangen nicht widerstehen . . ."

„Nun, so bleib Er noch etwas da!" sagte Friedrich und spielte weiter.

Endlich legte der König die Flöte beiseite und wollte das Fenster schließen. In übereiltem Entzücken konnte der Schullehrer sich nicht enthalten zu sagen: „Nein, Majestät, das hätte ich Ihnen nicht zugetraut!"

Den König erfreute dies ungekünstelte Kompliment mehr, als wenn ein Künstler in überschwenglichen Worten ihm Lob gespendet hätte.

Das Vermächtnis des Inka.

Von **Karl May.**

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers", „Geist der Llano estakata", „Kong-Kheou, das Ehrenwort", „Die Sklavenkarawane", „Der Schatz im Silbersee" u. a.

(Fortsetzung.)

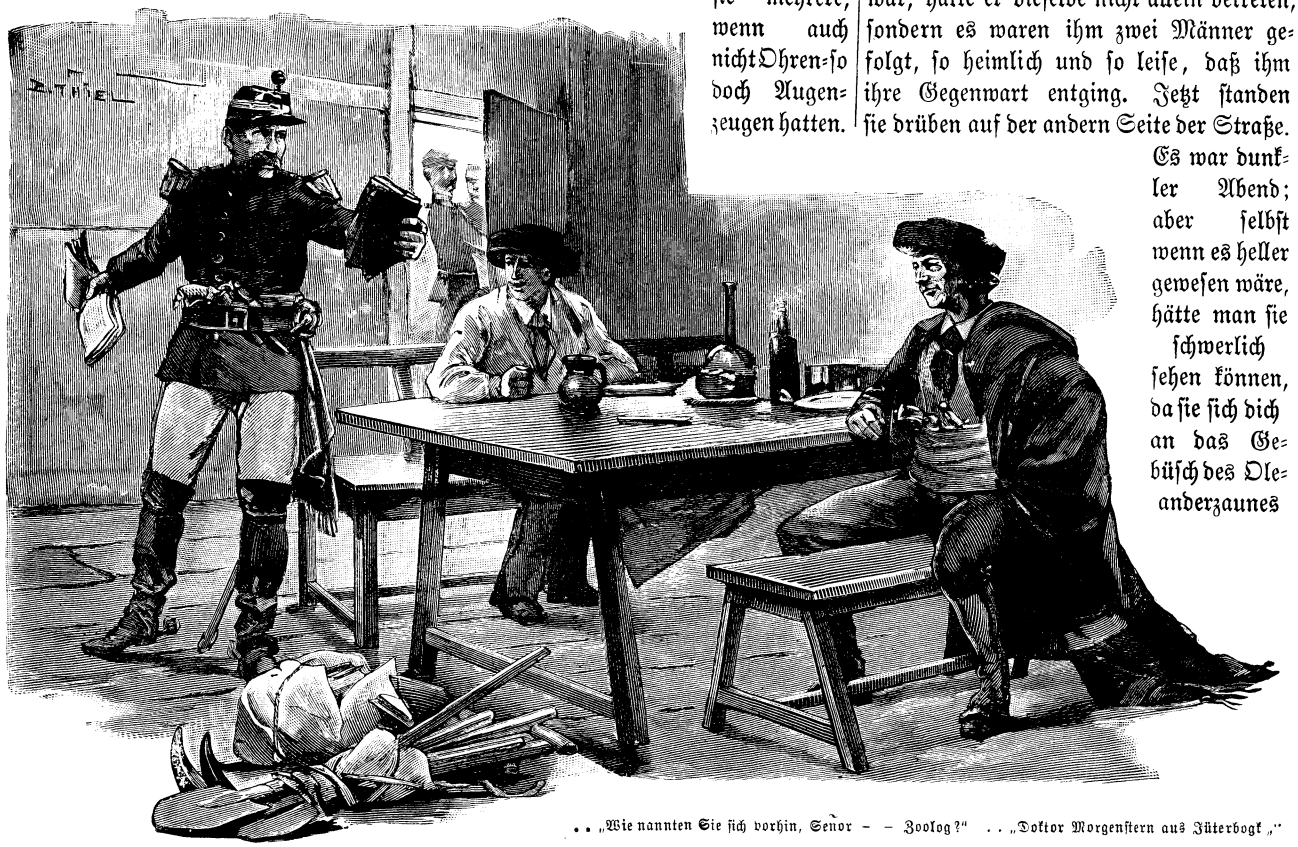
Bei diesen Worten ging Hammer zur Thür hinaus und ließ den Kleinen stehen. Seine Gefährten folgten ihm und der Bankier begleitete sie bis an den Ausgang. Eben als sie im Begriff standen, sich dort zu verabschieden, kam der Kriminalbeamte, welcher den gestrigen Vorfall zu untersuchen hatte, und meldete, daß der Espada Antonio Perillo der Thäter nicht gewesen sein könne, da er im stande sei, seine Unschuld durch ein unanfechtbares Alibi zu beweisen.

Die Herren sprachen noch einige Zeit über diese Angelegenheit. Sie wurden dabei von dem Licht, welches ein Peon hielt, hell beleuchtet und bemerkten nicht, daß sie mehrere, wenn auch nicht Ohren- so doch Augenzeugen hatten.

Halket mir Frieden — doch müßt ihr euch raufen,
Kaltet euch brav und verschmähet zu laufen!
Schonet die Kleider! Doch gibt es noch Schneider;
Wahrt nur die Seelen, dann wird es nicht fehlen,
Kaltet euch sauber! Doch kann es nicht sein,
Waschet euch und haltet das Herz nur rein!

Wilhelm Fischer.

Als der Polizist vorhin in die Straße, in welcher die Quinta stand, eingebogen war, hatte er dieselbe nicht allein betreten, sondern es waren ihm zwei Männer gefolgt, so heimlich und so leise, daß ihm ihre Gegenwart entging. Jetzt standen sie drüben auf der andern Seite der Straße. Es war dunkler Abend; aber selbst wenn es heller gewesen wäre, hätte man sie schwerlich sehen können, da sie sich dicht an das Gebüsch des Oleanderzaunes



. . „Wie nannten Sie sich vorhin, Señor — — Zoolog?" . . „Doktor Morgenstern aus Jüterbogk."

schmiegten. Bei mehr Beleuchtung hätte ein Lauscher bemerken können, daß von diesen beiden Männern der eine älter als der andre war. Der jüngere aber war — Antonio Perillo, der heute leicht verwundete Espada.

„Dachte es mir, daß dieser Vigilant zum Bankier gehen würde," flüsterte er seinem Begleiter zu. „Wir haben also nicht umsonst vor seiner Wohnung gelauert. Möchte wissen, was er zu sagen hat."

„Das weiß ich sehr genau," antwortete der andre ebenso leise. „Er wird ihm sagen, daß du gestern um die betreffende Zeit bei mir gewesen bist."

„Und wenn man es nicht glaubt und die Untersuchung einleitet?"

„So werde ich es schon einzurichten wissen, daß meinen Aussagen Glauben beigemessen wird."

„Nun, ich wünsche, daß es gelinge, vorläufig glaube ich nicht daran. Bist du denn plötzlich fromm geworden, obgleich es auch dir an den werten Kragen gehen kann? Es war eine Dummheit von euch, die Sache in dieser Weise abmachen zu wollen. Der Kleine war gestern doch nicht zum letztenmal auf der Straße, und dann hätte ein stiller Messerstich viel leichter und besser gewirkt als eure unsinnige Schießerei. Ich bin — — Tempestad — Donnerwetter!" unterbrach er sich. „Wer ist denn der Kerl?"

„Welcher?"

„Der Riese, welcher neben dem Bankier steht."

Der Schein des Lichtes war soeben hell auf Hammers Gesicht gefallen.

„Den kennst du nicht?" fragte Antonio Perillo. „Ah, ich vergaß, daß du heute nicht mit beim Stiergefecht warst. Das ist der Vater Jaguar, der Halunke, der uns alle so blamiert hat. El diabolo se le lleve — der Teufel hole ihn!"

„Der — Va — ter — Ja — gu — ar?" fragte der Aeltere, indem er die einzelnen Silben weit auseinander dehnte. „Der also ist der Vater Jaguar! Der!"

„So kennst du ihn?"

„Und ob ich ihn kenne! Also so lange Jahre habe ich mich gesehnt, den Vater Jaguar zu sehen, und der Zufall, oder vielmehr mein gutes Glück hat mir diesen Wunsch stets versagt. Und nun ich ihn sehe, glücklicherweise ohne daß er mich sieht, muß ich erfahren, daß es dieser — dieser — dieser ist! Welch eine Neuigkeit! Welch eine Erfahrung, die ich da mache!"

Er flüsterte diese Worte abgebrochen, lang gedehnt und doch wie abwesend. Antonio Perillo konnte sich dieses Verhalten seines Gefährten nicht erklären; darum fragte er:

„Was ist's denn mit dir? Wie redest du? Wer ist er denn?"

„Wer er ist, das will ich dir sagen; du kennst ja die Geschichte. Dieser Mann wurde bei den nordamerikanischen Indianern Metana Mu*) genannt."

„Dieses Wort verstehe ich nicht."

„Die englisch sprechenden Jäger nannten ihn Lighting-hand*)."

„Auch Englisch verstehe ich nicht."

„So sollst du hören, daß er bei den spanisch redenden Mexikanern El Mano relampagueando,*) hieß."

„Wie? Was? Ist das möglich?" fragte Perillo betroffen. „So ist er also der Bruder jenes — jenes — — den du damals — — —?"

„Ja, ja, jenes — — jenes — — den ich damals — — —! Dieser Lighting-hand befindet sich schon so lange hier unter dem Namen des Vater Jaguar. Er ist also gleich darauf nach Argentinien gekommen. Er hat meine Fährte entdeckt und ist mir gefolgt, um den Tod seines Bruders zu rächen, hat mich aber nie getroffen, ebenso aus Zufall, wie ich ihn auch nie gesehen habe."

„So ist es; ja, so ist es; anders kann es nicht sein. Nimm dich in acht!"

„Das werde ich. Nun ich die große Gefahr kenne, in welcher ich so lange geschwebt habe, ohne es zu ahnen, werde ich ihr in meiner Weise begegnen. Er sucht mich und hat mich nicht gefunden; ich aber habe ihn gefunden, ohne ihn zu suchen. Er wird mir nicht entkommen."

„Du willst ihn — — —?"

„Ja."

„Gerade wie seinen Bruder?"

„Geradeso! Oder meinst du etwa, daß ich ihn leben lassen soll, um ihm in die Hände zu laufen? Uebrigens was thut er hier bei diesem Bankier Salido, bei dem der kleine Rote wohnt, der sich wie ein Gaucho kleidet, ohne einer zu sein?"

„Das ist allerdings ein Umstand, welcher auch mir auffällt."

„Sollten beide befreundet sein? Dieser Zwerg und dieser Riese? Sie müssen beide verschwinden. Willst du mir helfen?"

„Frage nicht erst! Es versteht sich ganz von selbst, daß meine Hand, mein Messer und meine Kugel dir gehören. Wir sind verwandt und haben gleiche Interessen."

„So müssen wir zunächst erfahren, wo dieser Vater Jaguar wohnt. Horch!"

Der Gerichtsbeamte entfernte sich zuerst. Er wiederholte zu Perillos Freude mit lauter Stimme, daß dieser unschuldig sei. Dann ging, nachdem er mit dem Bankier noch einige höfliche Worte gewechselt hatte, auch der Vater Jaguar mit seinen drei Gefährten.

„Jetzt ihm nach!" flüsterte der Kamerad Perillos. „Wir müssen unbedingt erfahren, wo er sich aufhält. Lassen wir ihn also ja nicht aus den Augen!" — —

*) Die blitzende Hand.

Zweites Kapitel.

Die Gigantochelonia.

Es war ungefähr vierzehn Tage später, als ein aus Rozario kommender Dampfer an der Landestelle von Santa Fé anlegte. Die Gehbretter wurden ausgeworfen, und die Passagiere beeilten sich, an das Land zu kommen. Am Ufer gingen mehrere Offiziere auf und ab, denen bei der Leblosigkeit der innern Stadt die Landung der Fremden ein willkommenes Schauspiel bot.

Die letzten beiden an das Land Gehenden waren zwei kleine Gestalten, als Gauchos ganz in Rot gekleidet und zwar so ähnlich, daß man sie in Beziehung auf ihre Anzüge sehr leicht hätte verwechseln können. Sie trugen beide auch genau dieselben Waffen, nämlich jeder ein Gewehr, zwei Revolver, deren Griffe aus dem Gürtel blickten, und ein Messer. Als die Offiziere diese zwei Männer erblickten, schienen sie sehr überrascht zu sein. Einer von ihnen, ein Kapitän, sagte zu den andern:

„Was ist das? Da kommt Coronel (Oberst) Glotino, und zwar verkleidet! Will er unerkannt bleiben, oder machen wir ihm die Honneurs?"

„Warten wir ab, ob er uns beachtet," meinte ein Oberlieutenant.

Die beiden Roten kamen langsam näher und zwar gerade auf die Offiziere zu. Diese schlugen also die Füße sporenklirrend zusammen und erhoben die Hände zum Salut.

„Buenos mañanas — guten Morgen!" dankte der kleine Gelehrte, denn dieser war es, indem er Zeig- und Mittelfinger seiner rechten Hand an die Hutkrempe legte. Sein Begleiter, Fritz Kiesewetter

aus Stralau, that dasselbe. „Schönes Wetter heute, Señores. Nicht?"

„Allerdings, mein Oberst," antwortete der Hauptmann. „Euer Gnaden haben eine gute Fahrt gehabt. Werden der Herr Oberst heute hier bleiben?"

„Vielleicht."

„Befehlen Euer Gnaden die Dienstwohnung?"

„Ich befehle nichts."

„Ich verstehe," nickte der Hauptmann verständnisinnig. „Aber die Wohnung steht trotzdem zur augenblicklichen Verfügung."

„Schön! Ich nehme sie gern an."

„Erlauben der Herr Oberst, Sie zu begleiten?"

„Ich erlaube es gern, bin aber nicht Oberst."

„Zu Befehl! Wir begreifen! Diplomatische Sendung oder vielleicht auch gar private militärische Inspektion. Welchen Charakter dürfen wir Euer Gnaden erteilen?"

„Sie meinen, welchen Namen? Ich bin Zoolog und heiße Doktor Morgenstern aus Jüterbogk."

„Ganz recht! Je fremder und unaussprechlicher die Namen, desto tiefer und undurchdringlicher ist das Inkognito. Und dieser Señor neben Euer Gnaden?"

„Ist Fritz Kiesewetter, mein Diener, aus Stralau am Rummelsburger See."

„Das ist noch unaussprechlicher, also noch undurchdringlicher. Gestatten Euer Gnaden, nach dem Cuartel!"

Die Gruppe setzte sich in Schritt, voran der Gelehrte, zu seiner Linken, respektvoll einen Schritt zurück, der Hauptmann, hinter ihnen Fritz Kiesewetter mit den andern Offizieren zu beiden Seiten.

Das Cuartel von Santa Fé war ein noch aus der alten spanischen Zeit stammendes, mehrstöckiges Gebäude mit Turm. Die Fenster und selbst die Balkone waren mit starken Eisengittern versehen. Vor der Fassade dieses Gebäudes standen einige Kanonen; Soldaten standen oder saßen vor den Thüren, und zahlreiche Arrestanten schauten durch die vergitterten Fenster.

„Sapperlot!" meinte der Gelehrte in deutscher Sprache zu seinem Diener. „Das ist ja ein Gefängnis. Hält man uns etwa für Räuber und Diebe, was der Lateiner einen Expilator und Vulturius nennt?"

„Det jloobe ick nicht," antwortete Fritz. „Nach sonne freundliche und höfliche Empfänglichkeit werden sie uns doch nich insperren! Ick bin vielmehr von diejenigte Ansicht, dat man mit uns die nobelsten Absichten kultiviert. Jehen wir also man rin! Raus werden wir schon wiederkommen, und wenn's jeschmissen anstatt jejangen ist."

Die anwesenden Soldaten salutierten nach Vorschrift, und die Herren traten ein. Die beiden Deutschen wurden über einen Innenhof und eine Treppe nach einigen ganz komfortabel eingerichteten Zimmern geführt, an deren Eingang sich die Offiziere verabschiedeten. Dabei bemerkte der Hauptmann:

„Ein Imbiß wird unverzüglich besorgt und ebenso eine Ordonnanz kommandiert werden. Bin heute Kommandant, da der Herr Major nach Parana mußte. Haben der Herr Oberst — Pardon, wollte sagen der Herr Zoolog einen Befehl?"

„Keinen Befehl, sondern eine Bitte. Lassen Sie doch schnell nachfragen, ob ein Verbatero, der zugleich Sendador ist und schlechthin Vater Jaguar genannt wird, vorgestern oder gestern hier in Santa Fé ankam. Ich muß wissen, wo er logiert."

„Kam er mit dem Schiff, Euer Gnaden?"

„Ja, aus Buenos Ayres."

„Dann hoffe ich binnen einer halben Stunde rapportieren zu können."

Er trat ab, und kurze Zeit später meldete sich ein Unteroffizier zum persönlichen Dienst und servierte zugleich Fleisch, Brot, Früchte und Bordeauxwein, welcher am La Plata viel getrunken wird.

„Dat muß man sagen," meinte Fritz, „dat Militär hat doch immer Lebensart. Ick ärgere mir noch heut, daß ick nicht assentiert worden bin. Bei meine moralische Veranlagung hätte ik mir jewiß bald weit in die Höhe afanziert und könnte heut auch mit dem Schleppsäbel und Portepee rasseln. Freifen wir zu, Herr Doktor, ick werde injießen."

Er füllte die Gläser. Die beiden aßen und tranken, gemütlich nebeneinander sitzend, woraus der Unteroffizier natürlich schloß, daß Fritze Kiesewetter nicht ein Diener, sondern auch ein höherer Offizier sei. Fritze genoß das Gebotene mit heiterem Mute, dem Doktor aber kam die Sache doch nicht ganz geheuer vor; er meinte in bedenklichem Tone:

„Man nannte mich Coronel, also Oberst. Ich bin ein Jünger der friedlichen Wissenschaft und kein argentinischer Partisan. Wie also komme ich zu diesem militärischen Grade?"

„Jedenfalls wie der Pudel zur sauren Jurke, indem er sie für eine Wurst jehalten hat. Machen Sie sich nur keine Jedanken! Mir können sie meinetwejen Jeneral nennen, ick bleibe, wat ick bin und esse mit Vergnüjen, was uns die Ordonnanz aufjetafelt hat."

„Aber, Fritze, scheint es nicht, daß ich mit einem Offizier verwechselt werde?"

„Dat ist die Möglichkeit, aber noch kein Fehler, solange Sie sich nicht selbst mit sich verwechseln."

„Aber dieser Irrtum, lateinisch Error genannt, kann uns sehr leicht in Verlegenheit bringen."

„Zunächst hat er uns zu dieses Jabelfrühstück jebracht, wat ick keinen Irrtum nennen möchte. Man hat sich im Jegenteile in mich jar nicht jeirrt, sondern ick jreife zu, so lange wat zu haben ist."

„Aber die Folgen! Fritze, Fritze, du scheinst ein wenig von der Eigenschaft zu besitzen, welche der Lateiner mit dem Worte Levitas bezeichnet."

„Wie wird dieses Wort ins Deutsche überjesetzt?"

„Leichtsinn."

„Dat kann nicht stimmen, Herr Doktor. Haben die Römer jehungert, wenn sie wat zu essen bekamen?"

„Ich glaube nicht."

„So kann mir auch kein Römer Levitas nennen, wenn ick mir dahin setze, wo ick jespeist werden soll."

Da erschien der Hauptmann und meldete in strammer Haltung:

„Der Vater Jaguar ist gestern nachmittag hier angekommen und heute früh mit dreiundzwanzig Erwachsenen und einem Knaben nach der Laguna Porongos aufgebrochen."

„Zu Pferde?"

„Ja. Zwanzig seiner Begleiter haben einige Tage lang hier auf ihn gewartet."

„Ich muß ihm nach. Können Sie uns Pferde verschaffen?"

„Ganz zu Befehl! Wie viele, Euer Gnaden?"

„Zwei als Reserve, also vier Stück."

„Auf Requisition oder vom Regimente?"

„Vom Regimente nicht, da ich nicht soldatenmäßig zu reiten verstehe."

„Also auf Requisition," meinte der Offizier mit einem feinen Lächeln, da der angebliche Oberst sagte, daß er nicht reiten könne. „Wann befehlen Euer Gnaden, daß die Pferde gesattelt bereitstehen?"

„In einer Stunde.“

Der Hauptmann entfernte sich salutierend. Als kurz darauf die Ordonnanz erschien, um Zigaretten zu bringen und die Speisereste abzuräumen, fragte Morgenstern:

„Könnte ich nicht meine Sachen bekommen, mein Lieber? Da das Schiff erst am Nachmittag von hier abgeht und ich nicht wußte, wo ich bleiben würde, haben wir unser Gepäck einstweilen an Bord gelassen. Es ist ein Bündel, lateinisch Sarcina genannt, in welchem sich Werkzeuge befinden, und ein Paket, mit Leder umwickelt, Fascis geheißen, welches Bücher enthält.“

„Wird sofort geholt, Señor Coronel!“ Mit diesen Worten eilte der Unteroffizier hinaus.

Nach einer Viertelstunde kehrte der Hauptmann zurück und meldete, daß die Pferde bereit ständen.

„Was kosten sie?“ fragte Morgenstern.

„Natürlich nichts, Euer Gnaden,“ lächelte der Offizier.

„Aber ich will sie ja bezahlen!“

„Ein Zoolog braucht nicht zu zahlen.“

„Warum nicht?“

„Es ist die Sitte dieses Landes, Señor.“

„Sonderbar! Dieses Land wurde doch von den Spaniern zivilisiert, welche ihre Sprache und Sitten von den Römern bekamen; ich habe aber nirgends gelesen, daß bei diesen letzteren die Gelehrten resp. Zoologen die Pferde gratis erhielten. Ich werde später eifrig darüber nachschlagen, da es sich dabei um ein kulturhistorisches Moment von bedeutendem Werte handelt. Es scheint, Argentinien ist das einzige Land, welches diesen schönen Gebrauch beibehalten hat. Es ist auch in andrer Beziehung höchst konservativ. Bewahrt es uns doch in seinen Pampas die Zeugen und Beweise eines längst untergegangenen Lebens auf. Ich will nicht vom Mastodon und Megatherium sprechen, aber fragen muß ich Sie doch, Señor, ob auch Sie schon so glücklich gewesen sind, hier einen tertiären Menschen zu sehen?“

„Tertiär?“ antwortete der Hauptmann verlegen. „Wollen Euer Gnaden befehlen, was für eine Person ich mir unter einem tertiären Menschen vorstellen soll?“

„Ich befehle nicht, sondern ich bitte bloß. Man hat schon in den älteren Pliocänschichten Feuerspuren und Steinwerkzeuge gefunden. Später entdeckte man da gar drei menschliche Skelette. Es hat also in den Pampas schon zur mittleren Tertiärzeit Menschen gegeben, welche sonderbarerweise ein durchbohrtes Brustbein und dreizehn Rükkenwirbel anstatt zwölf besaßen. Möglich, daß wir nach Jahrtausenden deren nur noch elf oder zehn oder auch noch weniger besitzen, was mich gar nicht wundern würde.“

Ritterhelm zur Zeit Ludwig XIII.

„Woraus zu schließen ist,“ fiel Fritze sehr ernst in spanischer Sprache ein, „daß der noch spätere Mensch gar keine Knochen haben wird.“

„Möglich,“ nickte der Doktor. „Die Umbildung der Lebewesen nimmt ihren ununterbrochenen Gang; wenn wir uns die kommenden Formen auch nicht vorzustellen vermögen. Nehmen wir, um von einem interessanten Beispiel zu sprechen, den Zahn eines Höhlenbären an. Haben Sie schon einen solchen gesehen, Señor Kapitän?“

„Nein,“ schüttelte der Gefragte, der jetzt allerdings nicht wußte, was er von dem „Oberst“ halten solle.

„Dieser Zahn, nämlich der Backzahn, ist in der Weise — — —“

Er wurde unterbrochen. Es traten mehrere Soldaten herein, welche das Gepäck brachten und auf den Boden niederlegten, um sich dann zu entfernen. Das eine Bündel enthielt, wie man sah, zwei Hacken, zwei Spaten und zwei Schaufeln; das andre war aufgeplatzt, so daß ihm einige Bücher entfielen. Der Hauptmann bückte sich dienstbereit, um sie aufzuheben und auf den Tisch zu legen. Dabei fiel, da sich eins derselben öffnete, sein Blick auf den Titel desselben. Da stand gedruckt „Nuestros predecesores de los Pampas“ — die Vorwelt in den Pampas. Und drüben auf der Innenseite des Einbandes war der Name Dr. Morgenstern, Jüterbogk zu lesen. Schnell öffnete der Offizier das zweite, dritte und vierte Buch; sie waren alle mit demselben Namen gezeichnet. Da fragte er in hastiger Weise:

„Wie nannten Sie sich vorhin, Señor — — Zoolog?“

„Doktor Morgenstern aus Jüterbogk.“

„Ist das etwa Ihr wirklicher Name?“

„Allerdings.“

„Können Sie das beweisen?“

„Sehr leicht.“

„Womit?“

„Mit meinem Paß.“

„Her damit!“

Das klang befehlend, zornig. Der Gelehrte zog seine Brieftasche mit dem Passe hervor und gab den letzteren dem Offizier. Kaum hatte dieser einen Blick hineingeworfen, so rief er aus:

Que yerro y que desvergüenza! Mas aun que semejanza! Sois bribones, sois embusteros — welcher Irrtum und welche Frechheit! Aber auch welche Aehnlichkeit! Ihr seid Schurken, seid Betrüger!“

„Schurken? Und Betrüger? Wir?“ fragte Morgenstern. „Señor, wollen Sie gefälligst uns sagen, wie Sie zu einem Urteile gelangen, welches völlig unbegründet ist, inaniter würde der Lateiner sagen.“

„Lassen Sie mich mit Ihrem Lateiner in Ruhe! Was werfen Sie überhaupt mit dem Latein um sich, da Sie, wie ich aus Ihrem Passe ersehe, ein Deutscher sind! Wie können Sie uns belügen und sich für den Obersten Glotino, den Schwager unsres Generals Mitre ausgeben?“

Ritter Bayard. Schweizer Söldner.

„Habe ich das?“ fuhr Morgenstern nun seinerseits scharf auf. „Wie können Sie es wagen, mich, einen deutschen Unterthan, einen Lügner zu nennen? Haben Sie mich für irgend wen gehalten, so ist das Ihre, aber nicht meine Sache!“

„Schweigen Sie! Wissen Sie, daß ich Sie sofort einsperren kann!“

„Das können Sie; aber sich dann rechtfertigen, das können Sie nicht. Und ein Deutscher läßt sich nicht einsperren, ohne den Betreffenden dann zur Verantwortung ziehen zu lassen!“

„Es sind Ihnen Honneurs erwiesen worden; ich habe Ihnen zu essen und zu trinken gegeben, und meine Soldaten haben sich mit den Gauchos herumgestritten, um Ihnen Pferde zu verschaffen. Und nun stellt es sich heraus, daß Sie ein Gringo (verächtliche Bezeichnung für Ausländer), ein deutscher Bücherwurm sind!“

(Fortsetzung folgt.)

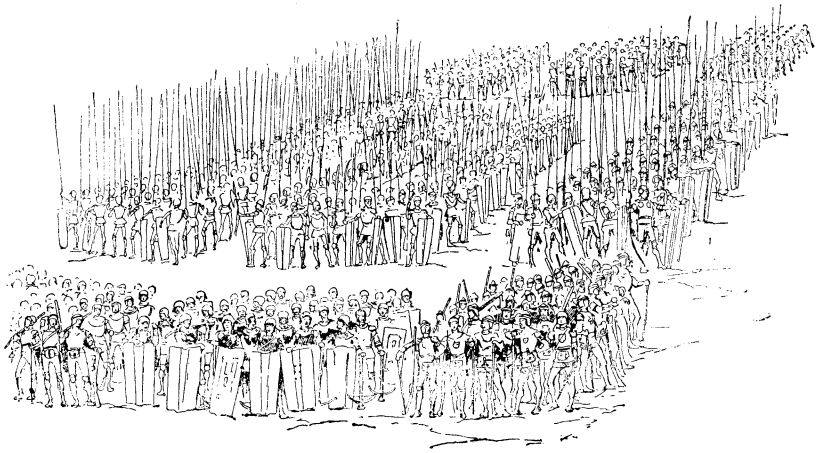
Die Bewaffnung im Mittelalter.

Zu Beginn des Mittelalters war jedermann sein eigener Soldat. Unsre Vorfahren konnten, wie alle nichthörigen Leute dieser Zeit, Schwert und Lanze führen oder die Keule schwingen, jeder nach seinem Stand. Damals herrschte das Faustrecht und Schild und Schwert hingen stets zur Hand, da Gefahren aller Art diese stets herausforderten. Jene finstern Jahrhunderte, die dem Untergange des Weströmischen Kaiserreiches folgten, wurden einzig und allein durch den Blitzstrahl der Waffen erhellt. Das Schiff der Kirche mußte gar stürmische Wogen durchstreichen, ehe es den Barbaren die Zivilisation bringen konnte. So mächtig damals auch Kirche und Staat waren, so riefen sie doch das Schwert zu Hilfe, um den gordischen Knoten zu durchhauen. Wenn wir den Mann des Mittelalters richtig beurteilen wollen, so müssen wir ihn unter Helm und Schild kennen lernen. Wir müssen daher die Gestalter Europas in Bezug auf ihr Aeußeres betrachten; wenn sie auch den Eindruck von Schlächtern hervorriefen, so entstanden doch unter ihren ungefügen Händen Provinzen und Königreiche. Wir begegnen ihnen von den Beherrschern des heiligen Römischen Reiches an bis zu den Strumpfwirkern von Gent. Da ritten Päpste in voller Rüstung einher, Bischöfe, den Helm statt der Mitra auf dem Haupte tragend, hauchten kämpfend ihr Leben aus, und jedermann, welchem Stand er auch immer angehören mochte, war mit dem Lagerleben in innigster Weise vertraut. Im folgenden wollen wir die Entwickelung der Bewaffnung von Karl dem Großen an bis zu jener Zeit, wo die Rüstung allmählich außer Gebrauch kam, behandeln.

Vom 9. bis zum 14. Jahrhundert war der Krieger vorwiegend ein Reiter. Das Fußvolk, die Hauptmacht der Römer, konnte nur dann erfolgreich eingreifen, wenn sie als wohlorganisierte Einheit wirkte. Der ungestüme Angriff der Reiterei überwältigte die indisziplinierten Fußsoldaten des Mittelalters.

In den Rüstungen des 8. Jahrhunderts herrschte noch die Nachahmung des Altertums vor. Da finden wir den aus dünnen Platten zusammengefügten Brustharnisch und den Helm mit Helmkragen; und obwohl das Schwert damals schon größer geworden war, denn die Reiter mußten, um den Gegner treffen zu können, sich langer Klingen bedienen, so erscheinen uns doch die Paladine Karls des Großen, Roland, Ganelon u. s. w., wie sie uns in den berühmten Schachfiguren von St. Denis entgegentreten, nur als plumpe Nachbildungen der Helden von Pharsalus und Philippi.

Als der Enkel des Majordomus des Merowingischen Königsreiches, als Karl der Große und Kaiser des Westens aus Rom zurückkehrte, führte er in Rüstung und Waffen die Ueberlieferung der römischen Weltherrschaft mit sich; so waren



Schlachtordnung im fünfzehnten Jahrhundert

denn auch die Harnische jener eisenbekleideten Krieger denen der Kohorten Trojans nachgebildet. Erst den Normannen, diesen nordischen Seewölfen, die vom 9. bis 11. Jahrhundert die europäischen Küsten beunruhigten und Niederlassungen gründeten, war es vorbehalten, auch bezüglich der Rüstung eigene Wege zu gehen. Vor dieser neuen lebensvollen Kraft des Nordens verschwand die Ueberlieferung des Südens und jene Ritter, die Otto dem Großen und Hugo Kapet zur Schlacht folgten, ließen sich nicht länger durch den römischen Legionär verführen. Das Stierfell, das schon die alten Goten bedeckt hatte, trat wieder an Stelle der römischen Rüstungen, indem es die Gestalt des vergitterten Lederpanzers annahm. Ein solcher Lederpanzer war mit eingelegter Arbeit von Riemen gekreuzt, die mit eisernen Klammern beschlagen waren.

Dann folgten die Ritter des 11. Jahrhunderts, welche durch Eroberungen im Süden und Westen Europas die Herrschaft des Feudalismus wesentlich erweiterten. Wie ihre Vorfahren, trugen auch sie den Lederrock, doch war derselbe mit daran genähten Metallringen bedeckt. Der Schild war aus Holz verfertigt, mit bemaltem Leder überzogen und mit Eisen oder Messing beschlagen; er war mantelförmig und schützte fast den ganzen Krieger. Das Schwert war breit, gerade und hatte einen einfachen Kreuzgriff.

Mit dem Ende des 11. Jahrhunderts zeigten sich, so zügellos die Zeit auch war, die ersten Lichtstrahlen einer vorwärtsstrebenden Zivilisation. Der Mönch im Norden und der Bürger im Süden fingen an, den Ritter etwas Liebe zur Schönheit zu lehren und so entstanden im Norden Abteien, während sich in Italien große Kathedralen erhoben.

Der Kettenpanzer war in seiner rohesten Form ganz früh im Norden gebräuchlich. Ein Manuskript aus dem 11. Jahrhundert erwähnt eines „Panzers, der ganz aus Metall und ohne jedes Gewebe war" und Anna Komnena, die Tochter des griechischen Kaisers Alexius I., berichtet in ihren Memoiren aus dem Anfang des 12. Jahrhunderts, daß der Kettenpanzer in Byzanz unbekannt war und nur von den Rittern des nördlichen Europas getragen wurde. Zur Zeit der Kreuzzüge wurde der Kettenpanzer vervollkommnet und von hervorragenden Helden meist mit kostbaren Edelsteinen geschmückt. In solch beschwerlichen Harnischen fochten die Kreuzfahrer Bohemund, Tankred und die kunstlos ausgerüsteten Ritter, die Anna Komnena am Hofe ihres Vaters gesehen. Der Kettenpanzer schützte vor Hieben und vor Pfeilen, aber ein Schlag auf die Kettenglieder zerbrach entweder die Knochen oder verursachte die empfindlichsten Quetschungen, die oft schwerer zu heilen waren, als wirkliche Wunden. Daher erforderte der Kettenpanzer das Tragen einer wattierten Unterkleidung, deren Gewicht indessen so bedeutend war, daß unter derselben eine Platte von Metall oder Leder auf der Brust getragen wurde, um die Lungen von dem Druck zu befreien. Viele zogen daher die Gitter- und Ringharnische vor, die gleichzeitig mit dem Kettenpanzer in Anwendung waren. Bereits zur Zeit Ludwig des Heiligen waren die französischen Barone noch nicht einig darüber, welches die beste Rüstung sei, und man warf damals die Frage auf, ob jene Ritter, die durch einen Schlag auf das Knie oder den Ellbogen kampfunfähig gemacht wurden, nicht bei einer besseren Schutzvorrichtung den Kampf überstanden haben würden. Wenn eine Stahlhaube die dünne Hirnschale schützte, warum sollten dann nicht Metallhüllen in gleicher Weise die Kniescheibe und den Ellbogen bedecken können, und die Waffenschmiede von Paris und Mailand fertigten bald gerade Platten aus Stahl oder verhärtetem Leder, um den Schultern, Oberarm und Schienbein den nötigen Schutz zu verleihen. Selbstverständlich war die Rüstung hierdurch schwerer und komplizierter geworden. Noch ein halbes Jahrhundert zuvor muß der Zustand der Kreuzfahrer ein erbärmlicher gewesen sein. Ihre Ausrüstung bestand aus einer Tunika, einem wattierten Unterkleid und einem Kettenpanzerhemde, die unter der Sonne Syriens oder Aegyptens eine glühende Hitze ausstrahlten, dazu ein förmlicher Eisentopf auf dem Haupt, so daß es uns wahrhaft wunder nehmen muß, daß die Kreuzfahrer immerhin noch so viel auszurichten vermochten.

Die Rüstungen der Guelfen und Ghibellinen des 13. Jahrhunderts treten uns aus den düstern Gemälden von Dantes „Inferno" entgegen. Betrachten wir die berühmten Streiter aus der Schlacht von Campaldino: Corso Donati, in seinem Sattel sitzend, an der Spitze der Reserve, der, obwohl er mit eigenen Augen den Rückzug der Kameraden sah, unter Todesschmerzen kommandierte, sich nicht ohne Befehl von der Stelle zu rühren, der aber zuletzt seinen eigenen Befehl außer acht ließ und durch einen kühnen Angriff die Entscheidung des Tages herbeiführte. Da sehen wir auch seinen Feind im bischöflichen Helm, den tapferen, kurzsichtigen Bischof von Arezzo und hören ihn seine Umgebung fragen: „Was ist das für eine weiße Mauer vor mir?" Und er erhält zur Antwort: „Die Florentiner Schilde." Mit einem dieser weißen Schilde, das bis an seine linke Schulter hinaufragt, die Lanze abwärts gesenkt und das scharf geschnittene, edle Antlitz unbedeckt (denn die Italiener trugen den schweren Helm weit weniger häufig als die französischen und deutschen Ritter) erblicken wir Dante selbst, wie er mitten in die Front der Feditori eindringt, erst der Furcht seinen Tribut darbringt, dann aber mit um so größerem Entzücken die Wechselfälle der Schlacht verfolgt.

Auf das Schlachtfeld von Campaldino warf die hohe Bedeutung der Infanterie, die diese in späteren Zeiten erlangte, bereits ihre Schatten voraus, nämlich in den schwerbewaffneten Fußsoldaten, die, nach aufsteigendem Rang geordnet, mit langen Lanzen ausgerüstet waren. In Italien schlugen sich damals die Bürgerlichen ebensogut als die Adeligen und in den beständigen Straßenkämpfen inmitten hoher Häuser und hinter Barrikaden erwiesen sich die Pferde eher als hinderlich, während das Fußvolk vollauf Gelegenheit fand, das Fechten zu lernen. In der That war mit der Schlacht von Campaldino der Tag für das Volk angebrochen. Die Ritter des 13. und 14. Jahrhunderts waren der Typus einer Zeit, in welcher der Edelmann nur Kavalier war, und als solcher nur mit seinesgleichen kämpfen wollte. In ihren ungeheuren Helmen, die mit allen nur denkbaren Emblemen (Vögeln, Tieren, Fischen, Schädeln und Guirlanden) geschmückt waren, standen die Ritter an der Schwelle einer neuen Ordnung der Dinge, die den Fußsoldaten und mit ihm das Volk immer mehr zur Geltung brachte. Der Fußsoldat tauchte zuerst in den Ebenen von Flandern und in den Bergen Schottlands auf und die Lehre, die der schottische Freiheitsheld William Wallace, der 1297 die Engländer aufs Haupt schlug, Eduard I. dem Bekenner gab, wurde von dem Enkel des letzteren auf den Schlachtfeldern von Crécy und Poitiers praktisch angewendet. Bei Crécy stiegen die englischen Edelleute

vom Pferde herunter, um die besten Bogenschützen Europas zu unterstützen, die von einer im Waffenspiel und der Jagd erfahrenen Landmiliz überfallen worden waren. Die französischen Edelleute, die der Vorteile des Fußvolkes unkundig waren und es sogar verachteten, wurden hier vom Feinde vernichtet. Bei Poitiers und Azincourt versuchten sie zwar, die ihnen erteilte Lehre nachzuahmen, aber da sie schlechte Schüler waren, wurden sie abermals geschlagen. Das war eine Zeit des Ueberganges, in welcher einige Ritter den ehernen Panzer, andre nur Leder trugen, das natürlich immer mit Metallplatten besetzt war. Leder, durch Sieden mürbe gemacht und mit Eisennägeln beschlagen, wurde im 14. Jahrhundert viel benutzt in Verbindung mit Platten und Ketten und wurde sogar oft noch über der Rüstung getragen. (Forts. folgt.)

Kampf mit einem Flußpferd.

Das Flußpferd, den Kameraden besser unter dem Namen Nilpferd bekannt, ist wohl das ungeschlachteste aller Vierfüßer, denn ein Elefant kann gegen ein solches Ungetüm schön genannt werden. Zwar ist seine Größe nicht so ungeheuerlich, da es nicht über 4 m lang und 1,7 m hoch wird, aber gerade diese unverhältnismäßige Länge, seine kurzbeinige Plumpheit und unförmliche Häßlichkeit machen es abschreckend, während seine bestialische Wildheit es auch dem Menschen furchtbar werden läßt. Besonders greulich ist der unförmliche Kopf mit der nach vorn verbreiternden, stumpf angeschwollenen Schnauze und den vier schräg hervorstehenden Eckzähnen, von denen die unteren bis 80 cm lang werden.

Der Name Nilpferd ist eigentlich wenig passend, da das Tier vorzugsweise in Südafrika, südlich von Abessinien lebt, freilich auch in dem zu dieser Region gehörenden Nil, dessen Nebenflüssen und Seen vorkommt. Tagsüber bringt es meist im Wasser zu, es schwimmt und taucht vorzüglich, nachts aber steigt es gewöhnlich ans Land, um zu äsen, wobei es ungeheure Pflanzenmassen verzehrt, am liebsten in Plantagen, mehr aber noch mit seinen unförmlichen Beinen zerstampft. Dabei greifen sie auch Haustiere und Menschen an, sind daher eine empfindliche Landplage. Aus diesem Grunde und auch um der Zähne und um der Haut willen, die zu Leder verarbeitet wird (bei jungen Tieren ist auch das Fleisch beliebt), veranstaltet man oft Jagden darauf, die aber, wenigstens zu Wasser, mindestens ebenso gefährlich, wenn nicht gefährlicher sind, als die Elefantenjagden. Unsre Abbildung gibt davon einen kleinen Begriff. Einen mit Menschen besetzten Kahn umzuwerfen, indem es darunter schwimmt und dann emportaucht, ist ihm eine Kleinigkeit. Kann es das Boot mit dem Maule packen, so geht es in Stücke. Wehe den Menschen, die ins Wasser fallen! Sie werden einfach zermalmt. Sollte es dem mutigen Eingeborenen mit dem Speer in den Händen gelingen, das Auge des Tieres zu treffen und ihm den Speer ins Gehirn zu bohren, so wäre allerdings sein Ende besiegelt; es ist aber bei den blitzschnellen, wütenden Bewegungen des Ungeheuers mindestens zweifelhaft, ob dies gelingen wird. Mehr Aussicht auf Erfolg hätte der mit der Büchse im zweiten Boot sitzende Pflanzer.

Vorteilhafter ist es, das Nilpferd in Gruben oder starken Schlingen zu fangen, wo man sie dann leicht durch einige Schüsse in den Kopf töten kann. Neuerdings hat man jüngere Tiere mehrfach nach Europa in zoologische Gärten gebracht.

Selbst errungen.

(Schluß.)

Als sie sich ruhig genug fühlte, zeigte sie sich im Krankenzimmer, wo Ernst auf Walters Wunsch die Fenster der Frühlingsluft geöffnet hatte; der Schall der Kirchenglocken tönte feierlich in die Sonntagsstille. Auf einen Wink von Walter überließ Ernst seinen Platz neben dem Bette der Eintretenden und entfernte sich; auch ihm war das Herz heute besonders schwer; er fand den Kranken traurig verändert und hatte des Arztes ernsten Blick wohl verstanden. Er fand, den Garten durchschreitend, Susanne noch weinend in der Laube sitzen, die Blumen lagen verstreut auf dem Tische umher. Still setzte er sich zu ihr und hielt ihre Hand mit brüderlichem Druck in der seinen. Keines von beiden sprach, aber in dieser Stunde verstanden sie einander ohne Worte, sie lernten in diesem Augenblick erkennen, daß sie zu einander gehörten für das ganze Leben.

Drinnen aber, im Krankenzimmer, begann Walter seiner Mutter mit leiser Stimme zu sagen:

„Mama, ich möchte über etwas zu dir sprechen, aber du sollst dich darüber nicht grämen.“

Wortlos schüttelte Frau Hartmann den Kopf; sie getraute sich nicht, zu sprechen, aus Furcht, ihre schwer behauptete Fassung zu verlieren. Mit bewundernswerter Ueberlegung wählte der Kranke seine Worte, um ihrer möglichst wenige sprechen zu müssen, und seine Hand auf die seiner Mutter legend, sagte er langsam:

„Ich bitte dich sehr, daß du später Ernst freistellst, Arzt zu werden; du siehst, wie er dazu geschaffen ist, willst du?“

Frau Hartmann nickte.

„Sorge für ihn, Mama, — auch später — um meinetwillen, willst du?“

Ein abermaliges Kopfnicken war die einzige Antwort, welche die Angeredete zu geben im stande war, dann sich gewaltsam zusammennehmend, brachte sie mühsam die Worte heraus: „Ich habe ihn sehr lieb.“

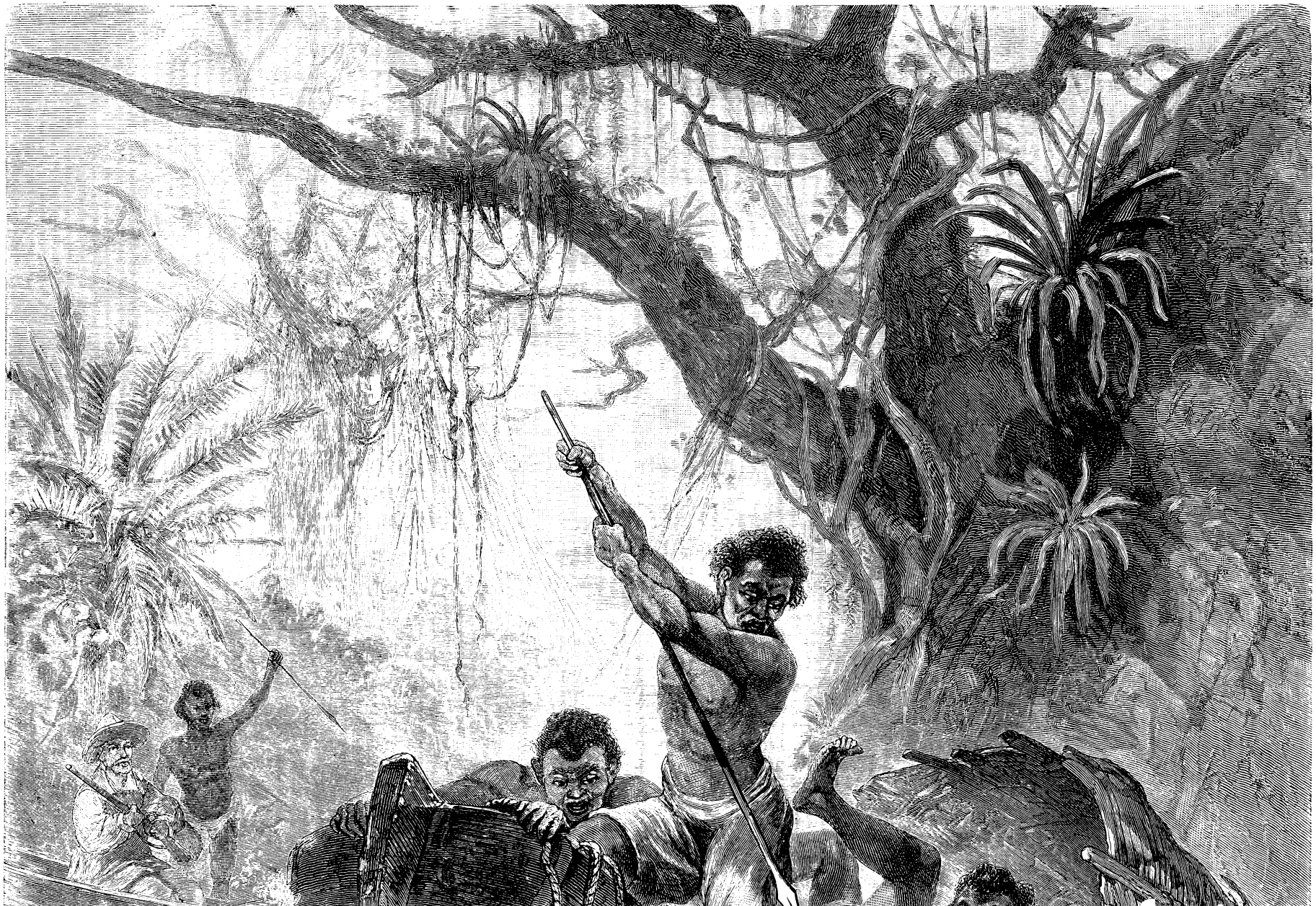
Mit dankbarem Lächeln hörte Walter diese Versicherung und fuhr nach kurzer Pause fort:

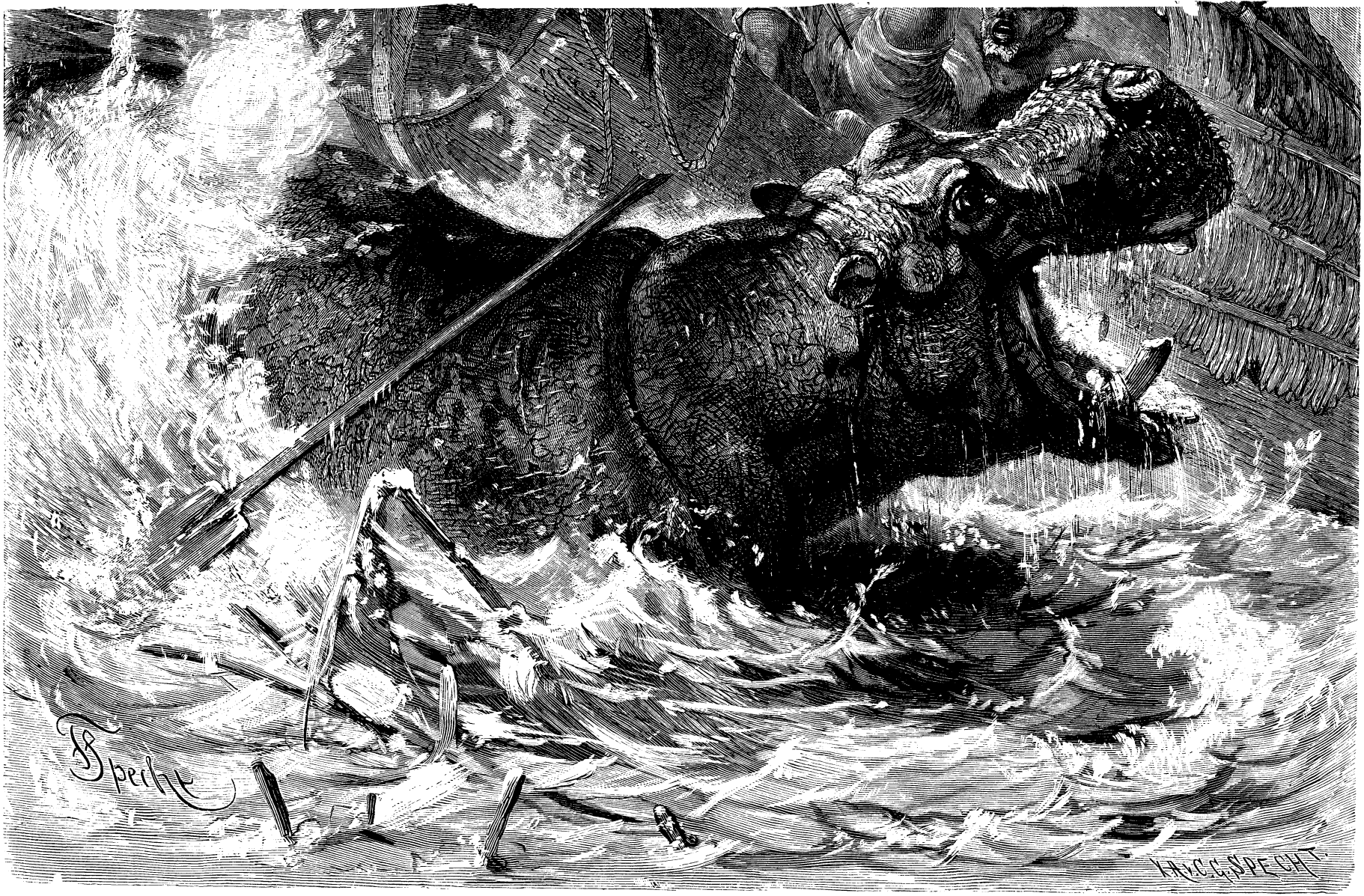
„Laß ihn meine Stelle vertreten, er wird dir ein guter Sohn sein.“

Zwei große Thränen rannen langsam über Frau Hartmanns Wangen; sanft streichelte Walter ihre Hand.

„Gräme dich nicht, Mama,“ sagte er leise, „ich fürchte mich nicht; denke nur, daß ich hingehe, wo schon so viele Menschen hingegangen sind.“ Erschöpft schloß er einen Moment die Augen; „Susanne!“ sagte er bald darauf.

Frau Hartmann ging, sie zu rufen. Sie





Kampf mit einem Flußpferd.

kam und stellte sich so, daß der Kranke ihre geröteten Augen nicht sehen konnte. Er nahm ihre Hand und legte sie in die ihrer Mutter und seine schneeweißen, durchsichtigen Finger darüber. Fassungslos kniete Susanne an seinem Bette nieder und erstickte ihr Schluchzen in seiner Bettdecke; er strich leise mit der Hand über ihr Haar und sie wankte trostlos hinaus.

Er hatte Abschied genommen, nur nicht von Ernst, von dem er wußte, daß er seinen Zustand richtig beurteile. Als letzterer am Abend von ihm gehen wollte, hielt er seine Hand fest: „Wenn es zu Ende geht, sei du bei mir," flüsterte er, nur ihm verständlich. Ernst nickte und ging. Ihm war es, als würde er mit dem Freunde alles verlieren, was ihm das Leben lieb gemacht hatte.

* * *

Und immer sonniger, immer blütenreicher wurde der Frühling; auf duftige, liebliche Tage folgten Nächte voll Mondesglanz und Nachtigallensang, — aber in dem alten Patrizierhause konnte all seine Wonne und Lebensfülle keine Hoffnung mehr erwecken. Weißer als die zarten Schlehenblüten ruhte das abgezehrte Gesicht des Kranken in den Kissen, kaum daß er noch eine Bewegung machte; auch der böse Husten klang matter und matter, und die Erschöpfung, welche stets darauf folgte, glich mehr und mehr der Ruhe des Todes.

Es war jetzt Ernst überlassen, ganz nach eigenem Wunsch und Ermessen die Werkstatt mit der Krankenstube zu vertauschen, und so blieb er nicht nur während des größten Teiles des Tages, sondern auch allnächtlich einige Stunden bei Walter. Frau Hartmann, er und Susanne lösten einander neben der Diakonissin, die in letzter Zeit angenommen worden war, ab, da sie ihn während der Nacht nicht mehr verlassen mochten.

Und die letzte Nacht kam!

Ernst hatte um zwei Uhr Frau Hartmann abgelöst und dann auch die Wärterin zur Ruhe geschickt. Walters hörbare, wenn auch unregelmäßige Atemzüge verrieten, daß er, wie jetzt gewöhnlich, im Halbschlummer lag; so setzte Ernst sich an sein Bett, das Gesicht dem des Kranken zugewandt; das Fenster war der linden Nachtluft geöffnet, der leichte Vorhang herabgelassen. Draußen sang unermüdlich die Nachtigall, des Mondes letztes Viertel schwamm wie ein Nachen dahin am durchsichtigen Firmament, der Duft des jungen, taufeuchten Birkenlaubes erfüllte die Luft; und allmählich wich die Nacht der beginnenden Dämmerung — die Uhr auf dem nahen Kirchturm meldete mit hellem Klang eine Viertelstunde nach der andern; ein kühler Luftzug kündete den nahenden Morgen, und in seinem unsichern Lichte sah Ernst, daß in den Zügen des Kranken eine große Veränderung vorgegangen war: der junge Tag hatte ihn gezeichnet mit dem Stempel, der jedem kenntlich ist, der einmal den geheimnisvollen Uebergang aus dem Leben in den Tod beobachtete. Ernst wußte, was diese Veränderung bedeutete. Mit gefalteten Händen saß er am Bette des Freundes, durchschauert von dem Gefühl, daß hier ein Leben seiner Auflösung entgegengeht und wie ein Flämmchen sich mit leiser und leiser werdendem Flackern dem Erlöschen naht. Und wie der gute Mensch bei allem, was ihn erhebend oder niederdrückend erschüttert, nach einem versöhnenden Gedanken ringt, so zog in diesen Minuten tiefster Ergriffenheit durch seine Seele das heiße Gebet: „Möchte ich mich der Freundschaft dieses Edeln würdig zeigen! — Wie lange ich Zeit habe — wer weiß es? — Aber ob es auch eine noch so kurze Spanne sei, hilf mir, o Gott, daß ich so rein und gut aus der Welt gehe, wie dieser!"

Dann weckte er die Diakonissin und beauftragte sie, Frau Hartmann und Susanne zu rufen.

Kein Schmerzensruf, kein lautes Schluchzen unterbrach die heilige Stille. Diesem Bilde des Friedens gegenüber wurde der Jammer zu andächtiger Wehmut.

Um das Bett des Sterbenden knieten die drei, und leiser wurden die Atemzüge, wie ein Uhrwerk abläuft und endlich stille steht.

Als die ersten Strahlen der Sonne das Fenster berührten, beleuchteten sie ein marmorbleiches Angesicht, und der verklärte Ausdruck stillen Friedens in den Zügen gemahnte an die Worte: „Weinet nicht, ich habe überwunden."

* * *

Einige Wochen waren vergangen, während jeder im Hartmannschen Hause sich nach Kräften bemüht hatte, den andern durch freundliche Rücksicht und herzliches Entgegenkommen das Schwere, das alle getroffen, tragen zu helfen. Frau Hartmann hatte mit angeborener Energie gegen ihren Schmerz angekämpft; zwar trug ihr Aeußeres deutliche Spuren, daß sie viel gelitten, sie war in den letzten Wochen sichtbar gealtert, aber ihr Wesen zeigte die frühere Thätigkeit und Teilnahme für alles, was auf dieselbe Anspruch hatte.

Ganz fassungslos war für lange Zeit Susanne, die sich seit Walters schwerem Erkranken unaufhörlich mit dem Gedanken quälte, dem Verstorbenen nicht genug Liebe gewidmet zu haben, da sie ihm noch Gutes damit hätte thun können.

Herr Siegmund, der zwar wenig sprach, aber desto schärfer beobachtete, verstand ihren stillen Jammer und ging ihr eines Abends nach, als er sie, wie täglich um diese Zeit, dem Kirchhofe zuwandeln sah. Dort fand er sie an Walters Grab knieend, die Arme darauf gelegt und das Gesicht in die Hände begraben, in trostlosem Schluchzen.

Herr Siegmund machte sein Nahen durch lautes Räuspern bemerklich, und als Susanne sich erhob und mit abgewandtem Gesichte stehen blieb, setzte er sich auf die am Grabe stehende Bank und zog sie sanft neben sich nieder.

„Mein Kind," sagte er, „lassen Sie mich, Ihren alten Freund versuchen, Ihnen zu helfen; ich frage nicht, warum Sie so unglücklich sind, ich weiß aus eigener Erfahrung, daß man einem Verstorbenen gegenüber nie genug gethan hat, und immer in Schuld ist — nicht wahr?"

Susannens Thränen flossen reichlich und wortlos nickte sie mit dem Kopfe.

„Nun," fuhr der alte Herr fort, „daraus, daß es jedem so geht, der nicht zu den Selbstgerechten gehört, können Sie entnehmen, daß Ihre Schuld keine ungewöhnlich große ist; und nun sagen Sie mir — haben Sie Ihren Bruder je absichtlich gekränkt?"

„Nicht absichtlich," schluchzte Susanne, „aber gedankenlos."

„Jawohl," sagte Herr Siegmund, „das ist der Fehler der Kindheit! Sie werden uns verziehen, da wir sie begehen ohne das Bewußtsein, etwas Böses zu thun; und nun, liebe Susanne, setzen Sie an Stelle der Reue die Sühne und Buße, die Walter, die Ihnen, die uns allen Freude machen würde. Was Sie dem Verstorbenen an Liebe entzogen zu haben meinen, das lassen Sie jetzt den Ueberlebenden zu Gute kommen; ersetzen Sie Ihrer armen Mutter das verlorene Kind, Ernst den Freund, mir" — und Thränen glänzten in des alten Herrn

Augen, „mir die Altersfreude. Fassen Sie frischen Mut, das Leben gibt uns allen viel Gelegenheit, begangenes Unrecht gut zu machen."

Beruhigt ging Susanne mit dem alten Freunde nach Hause. Sein kräftiger Zuspruch hatte ihr ein Ziel vor Augen gesetzt, dem sie nun von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr erfolgreicher zustrebte.

* * *

Ernst arbeitete inzwischen rüstig in der Fabrik. Auch seine Wangen waren blaß, seine Augen trübe geworden. Mehr als irgend jemand ahnte, vermißte er den Freund. Unwandelbar blieb Walters Bitte ihm im Gedächtnis, einst seine Stelle zu vertreten. Ueber das „wie" dachte er nicht nach; vorläufig galt es, daß er mit eisernem Fleiße lernen, und daß er seiner Tante und Cousine, sowie Herrn Siegmund mit der größten Rücksicht und Selbstlosigkeit begegne.

Sechs Wochen waren seit Walters Tod vergangen und die Hinterbliebenen, Herr Siegmund und Ernst eingeschlossen, kamen eben vom Kirchhof, wo ein schönes, aber einfaches Denkmal die Stätte bezeichnete, an der neben Vater und Großvater Walter Hartmann ruhte. Als man wieder daheim war, forderte Frau Hartmann Ernst auf, ihr in ihr Zimmer zu folgen; dort teilte sie ihm mit, wie Walter den Wunsch ausgesprochen hätte, daß ihm volle Freiheit in der Wahl seines Berufes gelassen werde, und daß sie hiermit den Wunsch des Verstorbenen erfülle. „Du bist unserm lieben Walter ein so guter Freund, ein so treuer Pfleger gewesen," setzte sie bewegt hinzu, „daß ich den innigen Wunsch fühle, zu deinem Lebensglück alles zu thun, was in meiner Macht steht. Ich habe mich überzeugt, daß du alles Vertrauen verdienst, ich habe auch gesehen, daß du dich zum Arzte eignest; wenn du noch den Wunsch hast, dich dem Studium der Medizin zu widmen, so will ich dich mit den Mitteln dazu ausstatten. Hast du auch zwei Jahre verloren, du bist ja noch jung und wirst doch früh genug noch auf die Universität kommen." Mit Anstrengung fuhr Frau Hartmann fort: „Ich habe in schweren Stunden eingesehen, daß ich nicht recht an dir gehandelt habe; was ich dir damit zugefügt, vergib mir — und glaube mir dies: ich habe es in der guten Absicht gethan, für dein Wohlergehen zu sorgen. Der Tod ist ein strenger Lehrmeister und zeigt uns, wie hinfällig all unsre Bestrebungen, all unser Denken und Planen ist."

Ernst ergriff die Hand der Tante und küßte sie bewegt, sagen konnte er nichts; dann verließ er das Zimmer und ging wie ein Träumender hinauf in das seinige. Auf dem Treppenabsatz begegnete ihm Susanne.

„Hast du Nachmittag Zeit, mit mir in die Kolonie zu gehen?" fragte sie, „wir sind schon so lange nicht dort gewesen."

„Ja," sagte er, ohne recht zu wissen, wovon die Rede war. In seiner Stube setzte er sich sinnend nieder. So sollte sein sehnlichster Wunsch denn doch noch in Erfüllung gehen: er sollte die Schule zu Ende durchmachen, die Universität besuchen, Arzt werden. Arzt! — vor seinem innern Auge sah er wieder, wie so oft während Walters Krankheit, den alten Hausarzt an dessen Bette sitzen in tiefem Nachdenken über ein Mittel der Erleichterung — denn Hilfe gab es ja doch nicht und jedesmal hatte er, Ernst, gedacht, wie niederdrückend für den Arzt es sein müsse, überall die Grenzen menschlicher Kunst und menschlichen Wissens fühlen zu müssen, und wie namenlos Schweres doch in dem Beruf des Arztes liege. Dann fiel ihm seine Thätigkeit vom letzten Herbst ein, wie er in der Kolonie mit seinen schwachen Kräften half, manchem Erkranken vorzubeugen; er dachte an seine neuerdings begonnenen Arbeiten im Zeichensaal, bei denen er hübsche Fortschritte machte — an sein Walter gegebenes Versprechen, ihn zu vertreten, an Tante und Susanne — wie ein Mühlrad zog Zusammenhängendes und Zusammenhangloses, Gedachtes, Erlebtes und Zukünftiges an seinem Geiste vorüber, und als er entschlossen zu sein meinte, der Tante Anerbieten anzunehmen und in einigen Wochen — es eilte ja nicht, und es war hier noch so manches zu erledigen, manches, was ihn interessierte, abzuwarten — vielleicht kam ein günstiger Moment, die Heimreise anzutreten — da kam ihm der Gedanke, sich hier von allem und allem loszureißen, was ihm durch schwere Kämpfe, durch Tage äußerster Verzagtheit und doch auch wieder durch treue Freundschaft und herzliches Vertrauen angehörte, gänzlich unausführbar vor. Was er hier errungen, war sein eigenstes Eigentum, das hatte er erkauft mit einem Teil seines Selbst und mit Jahren seines Lebens; das konnte nicht weggeworfen werden, auch nicht um den Preis, seinen früheren Lieblingswunsch erfüllt zu sehen.

Und so ging er festen Schrittes und erhobenen Hauptes zu Frau Hartmann und teilte ihr mit, daß er ihr nach reiflicher Ueberlegung für das freundliche Anerbieten zwar innig danke; aber wenn es ihr recht sei, ihn hier zu behalten, so würde er es doch vorziehen, in dem Beruf zu bleiben, den er in der letzten Zeit wirklich liebgewonnen; hätte er daran noch gezweifelt, so sei er sich nun völlig klar darüber geworden, da ihm die Veranlassung, ihn aufzugeben, nahe getreten sei.

Frau Hartmann hatte aufmerksam zugehört, und zum erstenmal seit langer Zeit ging ein Zug stiller Freude über ihr Gesicht. Nun schloß sie den Jüngling bewegt in ihre Arme.

„Durch deine Erklärung," sagte sie, „gibst du mir mehr, als du weißt, denn wohlthuender noch als die Aussicht, dich, mein lieber Ernst, hier zu behalten, deinen Händen vielleicht einst die ganze Fabrik übergeben zu können, ist mir die Beruhigung, die ich aus deinen Worten schöpfe, daß dir doch zum Guten gereichte, was ich so gut meinte. Daß es so gekommen, ist nicht mein Verdienst, ich nehme es als ein göttliches Geschenk dankbar an. Du aber sollst, so hoffe ich, deinen Entschluß nie bereuen! Deine Zukunft sicher zu stellen, soll meine Sorge sein, und wenn du deine Mutter überreden kannst, hierher zu ziehen, so hoffe ich auch ihre Zustimmung zu erlangen und einen freundlichen verwandtschaftlichen Verkehr zwischen uns allen anzubahnen und zu befestigen."

Aber es zeigte sich, daß Frau Holten es vorzog, in der gewohnten Umgebung zu bleiben, in der Nähe der alten Bekannten, mit denen sie ihre regelmäßigen Kaffee- und Theekränzchen hatte, und die sie aufzugeben sich nicht entschließen konnte. Auf einen Brief ihrer Schwägerin, in dem dieselbe in herzlichen Worten bat, ihr hartes Vorgehen als einen bitter bereuten Irrtum gelten und ihr Nachsicht angedeihen zu lassen, antwortete sie ebenso freundlich-phlegmatisch, wie sie die bedeutende Erhöhung ihres Jahrgeldes aufnahm. Diese völlige Ruhe, die sich jeder Aufregung fernhielt, war der äußerste Lebensgenuß, für den Frau Holten noch empfänglich war, und in der ihr schwacher Körper sich von den Stürmen früherer Jahre erholte.

Für Ernst aber, für Frau Hartmann und Susanne erfüllte sich alles, was Walter auf seinem Sterbebette für sie gewünscht. Als des ersteren Lehrzeit zu Ende war, und er sich auf den Wunsch seiner Tante noch in der Welt ein wenig umgesehen hatte, trat er zuerst unter Herrn Siegmunds Leitung, dann, als dieser sich zur Ruhe setzte, selbständig an die Spitze der Fabrik, die er mit Klugheit und Umsicht leitete. Den Leuten war er ein guter, vorsorglicher Fabrikherr, Frau Hartmann ein vertrauenswürdiger Verwalter ihres Eigentums, und als später ein noch stärkeres Band ihn an sie knüpfte, als er Susanne als seine Gattin heimführte, da wurde er ihr ein liebevoller Sohn.

So war nach manchen Stürmen und Kämpfen doch ein Glück bei unsern Freunden eingekehrt, dessen Beständigkeit, sofern es dem innern Leben angehörte, dadurch verbürgt wurde, daß es selbst errungen war. Elise Maul.

Der junge Theaterdirektor.

III.

Die Bühne.

Jetzt hatte das Theaterfieber das ganze Haus erfaßt. Drüben in der Nähstube der Mädchen wurde fleißig an den Vorhängen und Coulissen gearbeitet. Für den Vorhang, oder wie die Theatersprache sagt, die Kurtine, wurden zwei prächtige Stücke Jute bestimmt. Jedes derselben war 3 m lang und ebensoviele Meter hoch. Der Jutestoff hatte ein lebhaftes persisches Muster, das zu den bunten Ponceaufeldern der Prosceniumswandungen wunderbar stimmte, denn es war in denselben Farbentönen gehalten. Mit befriedigtem Stolze erkannte Hans, daß seine gute Mama dem Theater nicht die versprochenen alten, ausgemusterten Vorhänge, sondern ganz neue spendete. Unten ward eine breite reiche Bordüre angenäht, und der Saum wurde von innen mit Bleistücken beschwert, um stramm liegende Falten zu erzielen.

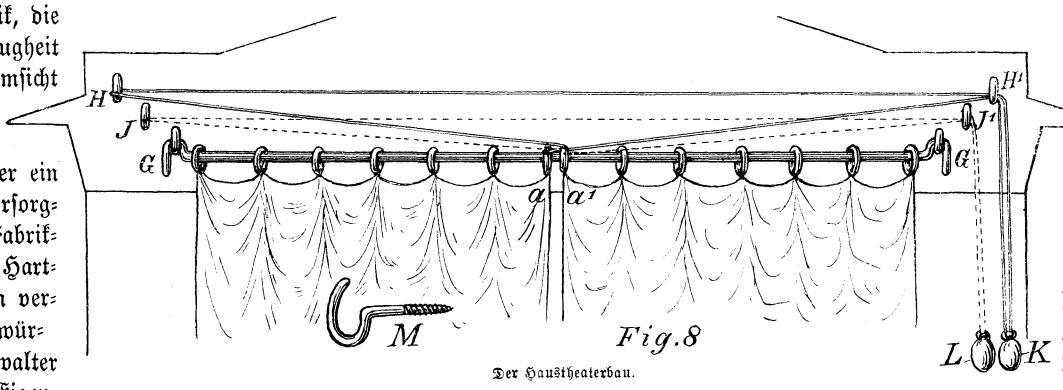


Fig. 8

Der Haustheaterbau.

An der oberen Kante wurden sodann in Abständen von 20 zu 20 cm eiserne Ringe eingenäht, damit der Vorhang an der Eisenstange (Fig. 4 G) leicht zu laufen vermochte. Kaum waren die beiden Teile fertig genäht, so kamen schon Mama, Ella, Anna und die andern Mädchen mit der fertigen Kurtine herüber in unsre „Theaterbaukanzlei", um den fertigen Vorhang zu probieren, und die Schnüre zum Oeffnen und Schließen desselben einzuziehen.

Sobald die beiden Vorhangteile in der Eisenstange G-G Fig. 8 mit ihren Eisenringen eingezogen waren, wurden an der Innenseite des Prosceniumsturzes, rechts und links oder den Ringkloben, in welchen die Eisenstange G G eingehakt wurde, je zwei weitere sehr starke Ringkloben H J, H¹ J¹ eingeschraubt. Dann an den beiden Ringen a, a¹, welche sich an der Innenfalte der Vorhänge begegneten, je eine doppelte Rebschnur eingezogen, in unsrer Figur 8 mit einer vollen und einer punktierten Linie angedeutet.

Die volle Linie bedeutet die Schnüre, welche den Vorhang zuziehen, die punktierte aber jene, die ihn öffnen. Erstere laufen von a¹ nach dem Kloben H, und von a nach dem Kloben H¹, wohin auch die Schnur von a¹ über H geleitet wird, um sich dort mit der von a zu vereinigen. Dort in einen Knoten geknüpft, und mit einem Bleigewichte versehen, harrt sie des Gebrauches bei K.

Das zweite, zum Oeffnen des Vorhanges bestimmte Paar Schnüre läuft folgendermaßen: Die eine von a über J nach J¹, die andre von a¹ nach J¹, wo sie sich mit ersterer vereinigt und bei L in einen Knoten mit Bleigewicht geknüpft wird, wie das erste Paar bei K.

Wenn man nun bei L zieht, werden gleichzeitig beide Vorhänge zurückgezogen und eröffnen den Zuschauern die freie Aussicht auf die Bühne; zieht man hingegen bei K, so wird sich der Vorhang wieder gleichzeitig schließen.

Noch sei bemerkt, daß die Ringkloben H, H¹, J, J¹ nicht geschlossen, sondern hakenartig offen sein müssen, wie bei M gezeigt ist, um beim Abräumen des Theaters die Knoten L und K nicht immer wieder auflösen und neu knüpfen zu müssen.

Nachdem diese ziemlich komplizierte Arbeit nicht ohne Mühe geschehen war, boten die andern zwei Paare Coulissenvorhänge keine allzugroßen Schwierigkeiten mehr.

Diese Vorhänge — vier Stück an der Zahl — waren jeder 2 m breit und deren 3 hoch; auch sie waren unten mit Bleistücken beschwert, und hatten unten wie oben eine reiche, orientalisch gemusterte Bordüre, was ihnen ein vornehmes, reiches Aussehen verlieh. Da diese Coulissenvorhänge im satten Monstregrün prangten, so stachen sie auch besonders vorteilhaft von der purpurnen Kurtine ab, welche zu beiden Seiten der Bühne, die Prosceniumspfeiler bekleidend, die Scene imposant einrahmten.

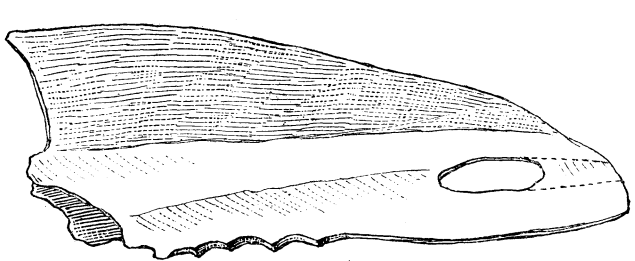


Fig. 1.

Experiment mit einem Gänseknochen.

Fig. 2.

Experiment mit einem Gänseknochen.

Diese zwei Paare Cou-

lissenvorhänge waren am oberen Ende mit einem breiten Saum versehen worden, durch den die Coulissenführungsstange Fig. 6, B-C, B-C hindurchgeschoben wurde, worauf wir diese einfach in ihre Lager, rückwärts am Hintergrundständer und vorne an dem Prosceniumspfeiler, einhakten.

Wieder war unser Theater um einen bedeutenden Schritt seiner Vollendung näher gerückt.

Noch standen wir freudestrahlend um das sich vollendende Theatergebäude herum, als Ella mit der Hast der Ungeduld auf Hans mit den Worten eindrang:

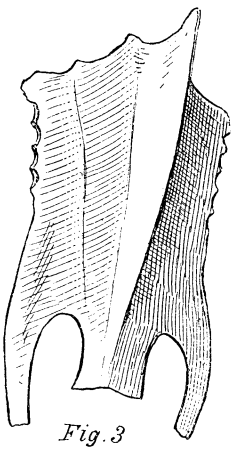


Fig. 3

Experiment mit einem Gänseknochen.

„Da habt ihr nun die Vorhänge; was bedürft ihr jetzt noch?"

Da war guter Rat teuer. Es erging Hans in diesem Augenblicke just ebenso wie dem Goetheschen Zauberlehrling, der die Geister nicht los werden konnte, nachdem er sie gerufen hatte.

„Was nun?"

Doch Hans war keiner von denen, die so geschwind sich in Verlegenheit bringen lassen.

„Macht einstweilen Kostüme!" rief er, um mit Scherzworten seine Verlegenheit zu bemänteln. „Ihr tragt noch alle kurze Kleider, die könnt ihr doch auf der Bühne nicht benutzen, wenn ihr Damen spielen wollt. Also —"

„Ja, aber was für Rollen werden wir erhalten?" riefen die Mädchen wie mit einer Stimme.

„Damen werdet ihr spielen, Fürstinnen, Komtessen, Bankiersfrauen, Stubenmädchen — vielleicht auch Königinnen! Wer kann's wissen!? — Also macht lustig weiter in der Arbeit und schafft wie wir."

Damit waren die Mädchen nun nicht zufrieden; sie wollten bestimmte Mitteilungen haben. Aber diese vermochte Hans selber noch nicht zu geben und so war er in die Klemme geraten. Es erging ihm wirklich wie dem Zauberlehrling; „die Geister, die er rief, die ward er nun nicht los!"

Da kam Hansen ein rettender Gedanke.

„Habt ihr Märchenbücher, in kurzen Gedichten abgefaßt? Ja? Nun gut. Nehmt eines davon, ein bekanntes Märchen, z. B. Rotkäppchen, Aschenbrödel oder dergleichen, verteilet die Rollen, macht euch zu diesen die nötigen Kostüme, wir stellen dann zunächst lebende Bilder. Das Märchen wird bei geschlossenem Vorhang laut vorgelesen; bei der Stelle, welche ihr im lebenden Bilde darstellen wollt, wird der Vorhang geöffnet, und gleich wieder zugezogen, wenn der Vorleser oder die Vorleserin über diese Stelle hinweg sind. Ihr könnt da unschwer bei jedem Märchen zwei, selbst drei verschiedene lebende Bilder stellen. Bis ihr gewählt habt und die Kostüme fertig sind, ist unser Theater vollendet, und dann findet sich bald wieder irgend eine Arbeit für euch."

Dieser Vorschlag fand bei den Mädchen ungeteilten Beifall und nach kurzer Beratung waren sie in ihre Nähstube zurückgeeilt.

Rasch ward nun das Theater in seine einzelnen Teile zerlegt und die Vorhänge wohl verpackt, um sie vor Staub zu schützen. Dann ward wieder das Tischlergeräte hervorgeholt.

Noch sollten ja die Hintergründe vorbereitet werden, ehe an das Malen derselben zu denken war. Diese Dekorationsstücke mußten, der Anlage unsrer Bühne zufolge, eine Höhe von 3 und eine Breite von 3½ m erhalten, welche Maße dem unter Fig. 3 gezeigten „Hintergrundsständer" zu entsprechen hatten. Demgemäß mußten sechs Latten von einem Längenausmaße von je 3,70 m glatt gehobelt werden, welche je 10 cm vom Ende entfernt ein Bohrloch erhielten. Mit diesen zwei Bohrlöchern sollten diese Latten genau in die eisernen Zapfen h h des Ständers Fig. 3 passen. An die Latten wurde nun, ähnlich wie bei Wandkarten, starkes Papier geklebt, das an den Kanten mit Leinenstreifen verstärkt wurde, um gegen das Einreißen geschützt zu sein. Am unteren Ende ward ein 3,50 m langer Rundstab angeleimt, damit diese Papierrolle, wenn sie auf dem Ständer in den Zapfen h h hängen würde, durch den Rundstab gehörig beschwert, eine straff gespannte Fläche von 3,50 m Breite und 3 m Höhe bilde.

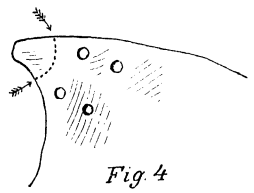


Fig. 4

Experiment mit einem Gänseknochen.

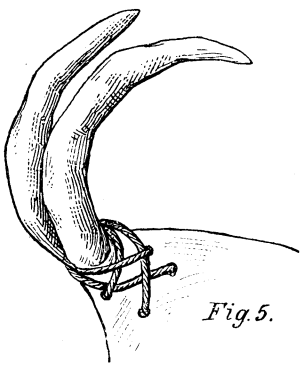


Fig. 5.

Experiment mit einem Gänseknochen.

Sechs solcher Rollen mußten gemacht werden, um die nötigen Hintergründe darauf malen zu können.

Starkes Packpapier gab den Grund. Dieses wurde in der erforderlichen Größe zusammengeklebt, erhielt dann an den Rändern die handbreite Leineneinfassung, um dann mit Leim fest und sicher an die beiden Leisten geklebt zu werden.

Es währte ziemlich lange, bis die sechste Hintergrundsfläche zum Trocknen an der Wand hing.

Aber schon war der Abend hereingebrochen. Der kam uns nicht eben unerwünscht, denn die Nacht hatte uns einen wichtigen Dienst zu leisten; sie mußte uns die Hintergründe trocknen, um morgen auf selbe malen zu können.

Im Dämmerungsdunkel wandelten wir noch flink die Tischlerwerkstätte in ein regelrechtes Maleratelier um.

Die Hobelbank ward schnöde vor die Thüre gesetzt, um wieder im Staube des Schuppens ein unbeachtetes beschauliches Sein zu führen. Kleister- und Leimtöpfe verschwanden, dafür hielten etwa zwei Dutzend Farbentöpfe ihren feierlichen Einzug, nebst Pinseln und sonstigem Malgerät.

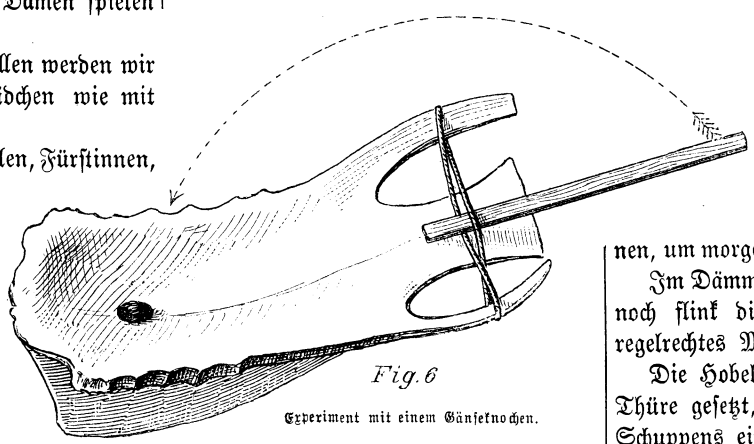


Fig. 6

Experiment mit einem Gänseknochen.

Wir hatten nämlich beschlossen, unsre Dekorationen mit Zimmermalerfarben zu malen. Gerne hätten wir zwar diese auch auf Leinwand gemalt, aber — Papier ist billiger, und sparen mußten wir gar sehr. Zudem ist Papier darum nicht zu verachten, da es bei nur etwas Sorgfalt nicht weniger dauerhaft ist, als Leinwand.

So war denn das Atelier fertig, als wir uns anschickten, hinüber in das Speisezimmer zu gehen, wo unser der gedeckte Tisch bereits harrte.

Als wir aber den Schauplatz unsrer heutigen Thätigkeit verließen, da prangte statt der früheren Tafel eine neue ob dem Eingange, und auf dieser stand zu lesen: „Malersaal".

Diese Ueberraschung hatte uns unser heiterer Wilhelm bereitet, und dadurch viel Anlaß zu Scherz und Neckereien gegeben, namentlich dann, als uns die Schwestern erzählten, daß über der Thüre ihrer Nähstube eine ähnliche Tafel mit den Worten prange: „Theater-Garderobe".

Experiment mit einem Gänseknochen.

Man muß das gute Alte nicht so ganz links liegen lassen und deshalb will ich heute in meinem alten Schurr-Murrkasten herumkramen und etwas hervorsuchen, was euch Spaß machen soll. Da ist nun gleich etwas recht Drolliges — es stammt noch aus meiner Jugend und hat seinen Ursprung in Rußland.

Ihr eßt gewiß gelegentlich mal auch einen Gänsebraten, wenn er aber nun verzehrt ist, was bleibt da wohl zurück? Natürlich — die Knochen. Da ist nun erstens das Brustbein der Gans, jener breite Knochen, der mit einem Kamm versehen ist (Fig. 1), dann ist ferner das Schlüsselbein, ein gebogener Knochen, der vorn am Brustbein sitzt und wie zwei kleine zusammengewachsene Hörner aussieht (Fig. 2). Um diese beiden bittet ihr euer Mütterchen und beginnt nun die Arbeit. Mit dem Taschenmesser putzt ihr die Knochen von Haut und Sehnen rein und schneidet dann die Löcher im hinteren Teile des Brustbeines so aus, wie es Fig. 5 zeigt. Dann schneidet ihr an dem Kamm an der vorderen Ecke ein

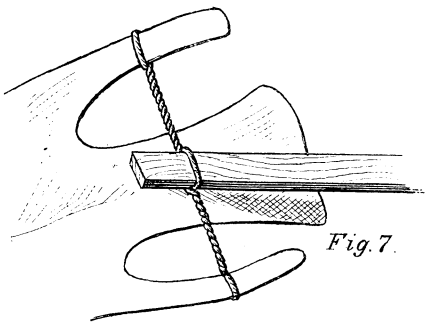


Fig. 7.

Experiment mit einem Gänseknochen.

Stückchen aus und bohrt vorsichtig vier kleine Löcher (Fig. 4). Die Hörner bindet ihr nun mit Bindfaden fest in den Ausschnitt (Fig. 5), nehmet einen dünnen Bindfaden, legt ihn um die beiden Enden der Knochenvorsprünge, knüpft ihn zusammen, schneidet euch ein Stückchen Holz, steckt es durch den Bindfaden (Fig. 6), dreht es nach vorne, wie der Pfeil das andeutet, schiebt den Hebel durch den Bindfaden zurück und dreht es wieder nach vorn, so lange, bis der Bindfaden sich fest zusammengedreht hat und die Unterseite wie Fig. 7 aussieht.

Nun laßt ihr euch von eurem Schuster ein Stück Pech geben, wärmt es etwas an und klebt es innen so an den Brustknochen, daß der Hebel mit seinem Ende gerade auf diese Stelle trifft. In Fig. 6 habe ich diesen Punkt durch einen schwarzen Fleck kenntlich gemacht.

Drückt ihr nun den Hebel leicht an das Pech, daß er schwach klebt, so wird dieses merkwürdige Tier, das wir „Ziegenbock" taufen wollen, einen Augenblick, nachdem es auf den Tisch gestellt wurde, ruhig stehen, mit einemmal aber hören wir einen Knall — der Bock wird in die Luft springen, sich sehr possierlich überschlagen und sich wieder hinstellen, als wäre gar nichts vorgefallen.

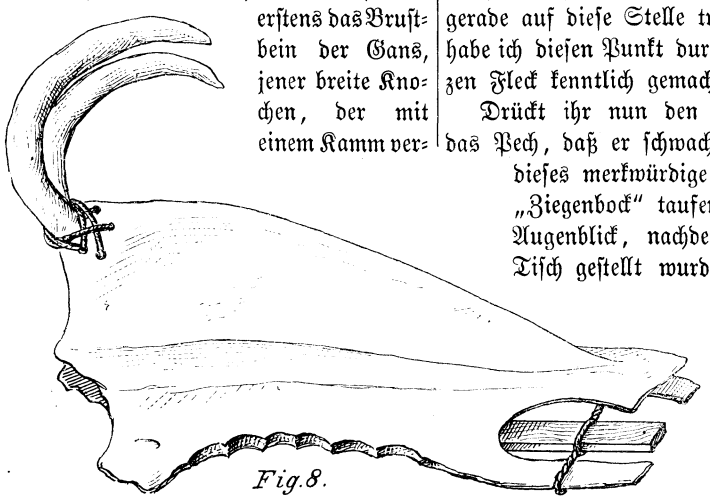


Fig. 8.

Experiment mit einem Gänseknochen.

Von einer besondern Nützlichkeit der Ameisen

erzählt der berühmte Reisende Rohlfs folgendes Erlebnis: „Wir kamen an einigen Arabern vorüber, welche nackt auf der Erde saßen und ihre Kleidungsstücke neben sich ausgebreitet hatten. Ich fragte nach dem Zweck dieser eigentümlichen Sitzung, und man sagte mir, sie hätten ihre Kleidungsstücke absichtlich auf Ameisenhaufen gelegt; die Ameisen suchten aus denselben heraus, was nicht hineingehöre, und kehrten dann zu beiderseitiger Zufriedenheit in ihre Nester zurück."

Rätsel.

Sobald ihr ohne Haupt laßt sein
Den Namen von meinem Töchterlein,
Seht einen Berg ihr, der, o Graus!
Seither nichts Gutes kramte aus!

Rätsel.

Aus nachstehenden vier Liederstrophen ist die Anfangsstrophe eines Gedichtes von Ludwig Uhland zu suchen. Jede der vier Strophen enthält in der Reihenfolge der Zahlen ein Wort der Anfangsstrophen dieses Gedichtes. Wie beginnt dasselbe?

1. Anfangs wollt' ich fast verzagen —
2. Es hatt' mir jüngst geträumet —
3. Noch einen Kuß, lieb' Mütterlein —
4. Frisch auf! Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd.

Rechenaufgabe.

18	91	18	91
18	91	18	91
18	91	18	91
18	91	18	91

Von den 16 zweiziffrigen Zahlen in den Feldern des Quadrates sollen 7 gestrichen werden und zwar so, daß die Summe der übrig bleibenden 9 Zahlen 600 beträgt. Wie oft muß man die Zahl 18, wie oft die Zahl 91 streichen?

Auflösung des Kapselrätsels in Nr. 7.

„A, r a b e' r, A, a' r."

Auflösung des Logogriphs in Nr. 7.

„W i n d, W i l d, W i e d."

Auflösung des Kreisbuchstabenrätsels in Nr. 7.

Die 3 Kreise umschließen 8 Buchstaben, davon sind 2 im innersten Kreis, 2 im nächsten und 4 im äußersten Kreis eingezeichnet. In der Ordnung dieser Kreise, und zwar jedesmals von links nach rechts gelesen, gibt der

1. Kreis: De
2. „ mo
3. „ krit.

Kaiser Paul von Rußland,

welcher von 1796 bis 1801 regierte, war ein großer Freund der Jugend, und besonders widmete er den jungen Zöglingen der Kadettenhäuser warme Fürsorge. Oft besuchte er diese Militärbildungsanstalten unangemeldet, wohnte den Unterrichtsstunden und den Uebungen der jungen Schüler bei, und unterhielt sich bei solchen Gelegenheiten mit den Kadetten in der leutseligsten Weise.

Bei einer solchen Gelegenheit im Petersburger Kadettenhaus fiel ihm ein kleiner Bursche auf, dessen frische, rote Wangen und hellblickende blaue Augen von der körperlichen und geistigen Gesundheit des Knaben Zeugnis ablegten. Der Kaiser winkte ihn zu sich heran, und fragte ihn nach Namen und Herkommen und schließlich auch, was er wohl werden wolle.

„Kaiser möchte ich werden!" antwortete der Kleine und schaute dabei dem Monarchen mit größter Unbefangenheit ins Antlitz.

„Weiter nichts?" versetzte Paul belustigt, „hast du dir aber auch überlegt, daß dies ein sehr schweres Handwerk ist?"

„Ich würde es ganz gewiß auch lernen!" meinte mit zuversichtlichem Tone der Knabe.

„Aber was würdest du denn thun, wenn du Kaiser wärst?"

„Ich würde sofort meinen Vater, welcher als Major in einem traurigen Städtchen an der sibirischen Grenze in Garnison steht, zur Garde nach Petersburg versetzen, damit ich ihn recht oft sehen könnte."

„Nun, das ist freilich ein Grund, der berechtigt ist," sagte der Kaiser ernst werdend, „er zeigt, daß du deinen Vater lieb hast."

Bald darauf erhielt der Major in dem armseligen abgelegenen Neste zu seiner freudigen Ueberraschung die Ernennung als Oberst eines Petersburger Garderegiments.

Das Vermächtnis des Inka.

Von Karl May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers", „Geist der Llano estakata", „Kong-Kheou, das Ehrenwort", „Die Sklavenkarawane", „Der Schatz im Silbersee" u.a.

(Fortsetzung.)

Morgenstern trat kräftiger auf, als von ihm zu erwarten gewesen war. Fritze hatte bis jetzt geschwiegen, nun aber antwortete auch er, und zwar nicht in höflichem Tone:

„Mäßigen Sie sich, Señor, sonst können Sie in Erfahrung bringen, daß ein deutscher Gelehrter, den Sie Gringo und Bücherwurm schimpfen, kein so unbedeutender Mensch ist, wie Sie zu denken scheinen. Es läuft vielleicht mancher hier herum, mit dem zu tauschen uns gar nicht einfallen würde."

„Meinen Sie etwa mich?" fragte der Hauptmann scharf.

„Wen ich meine, brauche ich nicht zu sagen. Wollen Sie meine Worte auf irgendwen beziehen, so habe ich gar nichts dagegen. Ich wundere mich über die Vorwürfe, welche Sie uns machen. Sie haben uns eingeladen, weil Sie uns verkannten; uns aber ist es nicht eingefallen, Sie zu täuschen. Was wir genossen haben, werden wir bezahlen. In Beziehung auf die uns erwiesenen Honneurs sind wir quitt, denn wir haben auch gegrüßt. Und was die Pferde betrifft, so können Sie dieselben ihren rechtmäßigen Eigentümern zurückstellen, denn wir kaufen uns andre. Was kostet das Essen, und was kostet der Wein, dem man es anschmeckt, daß er kein echter Bordeaux ist, sondern aus einer hiesigen Fabrik stammt?"

Er zog den Beutel, um zu bezahlen. Da aber fuhr der Kapitän zornig auf:

„Was? Ich soll von einem Bedienten Geld annehmen? Bist du toll, Kerl!"

Da trat Fritze einen Schritt auf ihn zu und drohte:

„Kerl? Ich ein Kerl? Ich heiße Friedrich Kiesewetter und bin ein Preuße. Verstanden? Und wer mich du nennt, der macht mit mir Bruderschaft und wird von mir auch geduzt."

„Welch ein frecher Patron! Mensch, ich stecke dich unter meine Soldaten und werde dafür sorgen, daß dein Rücken für ein ganzes Jahr die schönste blaue Farbe annimmt!"

„Versuche es! Ich **bin** ein Unterthan

. . . Doktor Parmesan machte dabei so energische Armbewegungen, daß der Deutsche erschrocken ausrief: „Mein Himmel! Ich bin gesund, vollständig gesund! Mir brauchen Sie nichts zu amputieren!" . . .

des Königs von Preußen, dessen Arm gar wohl so weit reicht, dich zu fassen und zu bestrafen, wenn du es wagst, dich an mir zu vergreifen!"

Diese Worte entflammten den Zorn des Offiziers auf das höchste. Er sagte sich zwar, daß er nicht wagen dürfe, seine Drohung auszuführen, wollte aber das Verhalten des Preußen nicht unbestraft lassen; darum eilte er zur Thür, hinter welcher die Ordonnanz stehen mußte, öffnete sie und rief hinaus:

„Herein! Werft mir schnell diesen Menschen hinaus, bis vor das Thor, und greift so fest wie möglich zu! Je mehr blaue Flecke er bekommt, desto besser ist es."

Es standen auch noch diejenigen Soldaten draußen, welche die Pakete gebracht hatten. Sie waren durch die lauten Stimmen, welche sie gehört hatten, zurückgehalten worden und kamen schnell herein, um den Befehl auszuführen. Es war ein Gaudium für sie, einen Fremden hinauszuwerfen, und es kam bei ihnen gar nicht in Betracht, daß sie ihn noch vor wenigen Minuten für einen Offizier gehalten hatten.

Fritze griff nach seinem Gewehre, um sich zu verteidigen, war aber klug genug, diese Absicht wieder aufzugeben. Er warf es am Riemen über den Rücken und sagte:

„Rührt mich nicht an; ich gehe selbst! Kommen Sie, Señor Doktor!"

Indem er diese Worte sprach, hob er das Bündel mit den Werkzeugen auf, hob es auf die Achsel und schritt der Thür zu. Man hätte dem kleinen Kerlchen gar nicht zugetraut, daß es ihm gelingen werde, das schwere Paket mit solcher Leichtigkeit zu bewältigen. Seine drohende Haltung imponierte den Soldaten; sie wichen vor ihm zurück und ließen ihn zur Thür hinaus. Da aber herrschte sie der Kapitän an:

„Nennt ihr das Hinauswerfen, ihr Halunken? Sofort ihm nach, sonst setzt es Arrest!"

Sie gehorchten diesem Befehle; der Hauptmann aber wendete sich an den Gelehrten:

„Sie sehen, Señor, wie weit man kommt, wenn man einem Offizier nicht diejenige Höflichkeit erweist, welche er unbedingt zu fordern hat. Was werden Sie thun, wenn ich Sie einsperren lasse?"

„Mich mit Hilfe des Vertreters meines Monarchen an Ihren Präsidenten wenden," antwortete Morgenstern ruhig. „Dann würden Sie ebenso eingesperrt, um zu erfahren, wie weit man kommt, wenn man einem deutschen Unterthan diejenige Rücksicht versagt, welche er unbedingt zu fordern hat."

„Ich finde, daß Sie sehr hochtrabend sprechen."

„Ich spreche stets so, wie die Umstände es erfordern."

„Dann sollten Sie weniger zuversichtlich sein. Die Lage, in welcher Sie sich gegenwärtig befinden, ist keineswegs eine ehrenvolle."

„Die Ihrige noch weniger. Wer einen Señor, den er einsperren will, vorher Oberst genannt und Euer Gnaden tituliert hat, muß befürchten, schwer blamiert zu werden. Ich hoffe, wir sind miteinander fertig. Die Bücher, welche hier liegen, werde ich durch einen Boten holen lassen. Leben Sie wohl, Señor."

Er wendete sich nach der Thür und ging, ohne daß der Kapitän Miene machte, ihn zurückzuhalten, hinaus. Als er die Treppe hinabstieg, hörte er auf dem Hofe einen Lärm, und als er diesen erreichte, sah er ein dichtes Knäuel von Soldaten, in welchem Fritze steckte. Sie hatten die Fäuste erhoben und wollten ihn schlagen, wagten dies aber nicht, da er den Revolver gezogen hatte und drohte, auf jeden zu schießen, der es wagen würde, sich an ihm zu vergreifen. So räsonnierten sie nur und schoben hinter ihm her, auf welche Weise sie ihn im Trab bis vor das Thor brachten, wo er stolperte und mit seinem Bündel niederfiel. Da packten sie ihn, rissen ihm den Revolver aus der Hand und gaben ihm ihre Fäuste zu fühlen. Er wehrte sich mit Händen und Füßen gegen sie und schlug und stieß wacker um sich, bis Morgenstern kam und einige von ihnen mit dem Kolben seines Gewehres zurückstieß.

„Zurück, ihr Halunken!" gebot er. „Habt ihr vergessen, daß ich Offizier bin! Euer Kapitän ist verrückt geworden, daß er es wagt, euch auf den Begleiter eines Coronel zu hetzen. Lauft schnell zum Medico militar (Militärarzt)! Ich befehle ihm, den Kapitän sofort zu untersuchen und in Behandlung zu nehmen."

Diese List wirkte sofort. Sie zogen sich verblüfft zurück, und einige von ihnen liefen wirklich fort, um nach dem Arzte zu suchen. Fritze sprang auf, teilte schnell noch einige kräftige Rippenstöße aus, nahm dann sein Bündel wieder auf die Achsel und folgte dem Doktor, welcher sich mit ziemlich raschen Schritten entfernte. Er ging wieder nach der Stadt zurück und that dies so eilig, um möglichst schnell aus der Nähe der Soldaten zu kommen. Als Fritze ihn eingeholt hatte, schimpfte er:

„Sonne Rotte Korah ist mich auch noch nicht vorjekommen! Dat will Soldat sind? Schönes Heldentum! Dreißig gejen einen einzigen, der noch dazu den Pack tragen muß! Sie wollten mir verhauen!"

„Haben sie dir wehe gethan?" fragte sein Herr besorgt.

„Dat weiß ick nicht. Ick muß es erst untersuchen. Fühlen thu ick jetzt noch nichts. Hoffentlich kommt dat Zartjefühl nicht noch hinterher. Es ist also doch so jekommen, wie ick sagte: Jehen wir herein, heraus kommen wir allemal wieder; ist es nicht jegangen, so ist es jeschmissen. Und herausjeschmissen haben sie mir, dat kann ick Ihnen schwarz auf weiß bestätigen."

„Gott sei Dank, daß es nicht noch schlimmer geworden ist! Es war wirklich leichtsinnig von uns, in eine solche Gefahr, lateinisch Dimicatio, sich zu begeben. Was thun wir nun? Was schlägst du vor?"

„Wir jehen in ein Hotel."

„Gibt es hier Hotels?"

„Höchst wahrscheinlich; aber sie werden auch danach sind, so was Sie antediluvianisch zu nennen pflegen. Vielleicht jraben wir eins aus."

Sie gingen suchend durch einige Straßen und kamen an ein Haus, über dessen Thür auf einem Schild zu lesen war: „Posada por pasageros, Gasthaus für Fremde." Diese Posada sah freilich gar nicht einladend aus. Das Gebäude bestand aus gestampfter Erde und hatte nur ein Erdgeschoß mit einer breiten, niedrigen Thür und zwei Oeffnungen, in denen keine Fenster waren. Nebenan gab es einen von einer Mauer umgebenen Hof, in welchem man Pferde stampfen und wiehern hörte.

„Da hinein?" fragte der Doktor, indem er ein bedenkliches Gesicht zog.

„Ja," antwortete Fritze.

„Es sieht aber genau wie eine Spelunke aus!"

„Det schadet nichts, wenn wir nur nicht wieder herausjeworfen werden, hier ist alles Spelunke. Also man wieder rin ins Vergnüjen!"

Als sie eingetreten waren, sahen sie, daß das Innere dieses Gasthauses aus nur einem Zimmer bestand. Tische und Stühle gab es nicht, dafür aber mehrere Hängematten und niedrige Schemel. Auf einem derselben saß der Wirt, ein hagerer, schmutziger Mensch, welcher sich erhob und

unter tiefen Verneigungen nach den Wünschen der Señores fragte. Fritze warf sein Bündel auf den Boden, der aus gestampftem Lehm bestand, und antwortete an Stelle seines Herrn:

„Können Sie uns vier Pferde, zwei Reit- und zwei Packsättel verschaffen?"

„Mieten?"

„Nein, kaufen."

„Wohin wollen Sie?"

„Nach dem Gran Chaco, nach Tucuman, vielleicht noch weiter."

„Ich habe sehr feine Pferde zum Verkauf. Bemühen sich Euer Gnaden mit in den Hof!"

Er öffnete eine Seitenthür, welche in den Hof führte. Die beiden folgten ihm hinaus. In einer der Hängematten hatte ein Mann gelegen, den sie gar nicht beachteten. Als dieser von dem Pferdehandel hörte, sprang er aus der Matte und folgte ihnen. Draußen standen zwölf abgetriebene und halb verhungerte Gäule, deren Aussehen ein so verkümmertes war, daß selbst der Doktor, obgleich er nichts von Pferden verstand, kopfschüttelnd meinte:

„Das sollen Pferde sein? Ich würde so ein Tier viel eher für das halten, was der Lateiner Caper oder Hircus nennt."

„Was ist das Señor?" fragte der Wirt.

„Ein Ziegenbock."

„So sind wir fertig. Meine Pferde sind keine Ziegenböcke."

Er wendete sich stolz ab, um in die Stube zurückzukehren. Da stand der Gast, welcher in der Hängematte gelegen hatte. Dieser betrachtete die beiden Kleinen mit neugierigen Augen, während sie ihn mit derselben Neugierde ansahen. Er war ebenso rot gekleidet wie sie und trug aber lange Stiefel, deren Schäfte seine Oberschenkel bedeckten. Sein Gesicht war so bärtig, daß man von demselben nur die Nase und die Augen sah. Sein Haar hing unter dem Hute, welcher auf dem schon beschriebenen Kopftuche saß, lang bis auf den Rücken herab. Dennoch machte er den Eindruck eines Menschen, vor dem man sich nicht zu hüten brauchte. Er verbeugte sich und sagte:

„Señores, ich höre, daß Euer Gnaden nach dem Gran Chaco wollen, und kann Ihnen vielleicht mit meinem Rate dienen. Wo kommen Sie her?"

„Von Buenos Ayres."

„Wohnen Sie dort?

„Nein. Ich bin fremd im Lande."

„Ein Fremder? Wo haben Sie Ihre Heimat?"

„In Deutschland."

„Also ein Deutscher! Und was sind Sie? Nehmen Sie mir meine Fragen nicht übel! Ich habe eine gute Absicht dabei."

„Ich bin ein Privatgelehrter, ein Zoolog, und will nach dem Gran Chaco, um dort vorweltliche Tiere auszugraben."

„Ah! Vielleicht ein Mastodon?"

„Hoffentlich!"

„Oder ein Megatherium?"

„Sie kennen die Namen dieser Tiere?"

„Natürlich! Ich bin ein Kollege von Ihnen."

„Was? Auch ein Gelehrter?" fragte Morgenstern verwundert, denn dieser Mann sah wie ein echter Gaucho, nicht aber wie ein Gelehrter aus.

„Allerdings bin ich einer," antwortete er stolz, indem er sich in die Brust schlug.

„Wohl auch Zoolog?"

„Auch, denn ich habe alles studiert. Eigentlich aber bin ich Cirujano (Chirurg), wenn Euer Gnaden gestatten."

„Also ein Arzt!"

„Ja. Ich erlaube mir, mich Euer Gnaden vorzustellen. Man kennt mich überall, und Sie werden nur deshalb, weil Sie fremd sind, meinen berühmten Namen noch nicht gehört haben. Ich bin nämlich Doktor Parmesan Rui el Iberio de Sargunna y Castelguardiante."

„Danke! Ich heiße Doktor Morgenstern, und der Name meines Dieners ist Kiesewetter."

„Zwei schöne Namen, doch darf ich wohl behaupten, daß der meinige wohlklingender ist und sich auch viel leichter aussprechen läßt. Ich bin einer altkastilianischen Adelsfamilie entsprossen. Was sagen Sie zu einer Amputation des ganzen Beines, und zwar in der Weise, daß man erst die Weichteile abschneidet und dann den Kopf des Oberschenkelknochens sehr einfach aus dem Pfannengelenk des Beckens nimmt?"

„Oberschenkelknochen, Os femoris genannt? Und Becken, Pelvis geheißen? Ich verstehe Sie nicht, Señor. Warum soll denn dem unglücklichen Manne das Bein amputiert werden? Ist er verwundet? Hat er schon den Brand darin?"

„Keineswegs. Das Bein ist kerngesund."

„Aber weshalb soll es ihm da abgeschnitten werden?"

„Weshalb? Cielo! Welche Frage! Der Mann ist ja ganz munter und wohl; es fehlt ihm nichts, gar nichts. Ich denke überhaupt gar nicht an einen bestimmten Menschen, sondern ich setze nur den Fall, verstehen Sie wohl, den Fall, daß ich ein Bein abzunehmen hätte. Würden Sie mir die nötige Geschicklichkeit zutrauen?"

„Ganz gern, ganz gern, Señor. Aber dennoch bin ich herzensfroh, daß Sie nur den Fall setzen. Ich glaubte schon, ich sollte Ihnen helfen und das Bein des Unglücklichen halten."

„Das ist gar nicht notwendig, denn ich bedarf keiner Hilfe. Ich verfahre mit solchem Geschick und solcher Schnelligkeit, daß der Patient gar nichts davon empfindet. Erst dann, wenn er geheilt das Lager verläßt, bemerkt er, daß er nur noch ein Bein hat. Und das thue ich nicht nur beim Beine, sondern bei allen Gliedern. Ich sage Ihnen, Señor, ich fäble alles, alles herunter!"

Er machte dabei so energische Armbewegungen, daß der Doktor erschrocken ausrief:

„Mein Himmel! Ich bin gesund, vollständig gesund! Mir brauchen Sie nichts zu amputieren!"

„Leider, leider! Es ist wirklich jammerschade, daß Sie nicht verwundet sind oder einen hübschen Knochenfraß haben. Sie würden sich königlich über die Kunst freuen, mit welcher ich Ihren Körper von dem betreffenden Gliede befreie. Ich habe meine Werkzeuge stets bei mir. Was meinen Sie wohl zum Beispiel vom Herausägen des Ellenbogengelenkes? Haben Sie diese wunderbare Operation schon einmal gesehen?"

„Nein. Und ich versichere Sie, daß sich meine beiden Ellbogen in vollster Ordnung befinden."

„O, was das betrifft, so würde es gar nichts schaden, wenn sie durch Schüsse zerschmettert werden oder durch eine komplizierte und veraltete Verrenkung unbrauchbar geworden wären. Ich sägte sie Ihnen zu Ihrem eigenen Entzücken heraus, und dann könnten Sie sich Ihrer Arme ganz leidlich wieder bedienen."

„Das will ich nicht bezweifeln, Señor; aber dennoch ist es mir lieber, gar nicht in die Lage zu kommen, sie mir heraussägen lassen zu müssen."

„So sind Sie zwar ein gelehrter Mann, besitzen aber nicht den Mut, der Wissenschaft ein Opfer zu bringen. Und das ist jammerschade, denn ich fäble wirklich alles, alles herunter."

„Ich bewundere Ihre Geschicklichkeit,

Reiterei des fünfzehnten Jahrhunderts.

Señor, habe aber leider keine Zeit, mich weiter über dieses interessante Thema zu verbreiten. Ich suche Pferde für meine Reise, und da ich hier keine passenden gefunden habe, so muß ich jetzt weiter, um — —"

„Machen Sie sich keine Sorge," unterbrach ihn der Chirurg. „Ich stelle mich Ihnen zur Verfügung."

„Sie? Wissen Sie vielleicht, wo vier kräftige und ausdauernde Tiere zu haben sind?"

„Ich weiß es nicht nur, sondern ich stehe selbst auch im Begriff, mir eins zu kaufen."

„Wo ist das?"

„Auf einer kleinen Estancia, welche eine halbe Stunde von der Stadt entfernt liegt."

„Wie kommt man da hinaus? Hier geht kein Mensch so weit zu Fuße."

„Wir borgen uns Pferde von dem Wirte, bei dem wir uns jetzt befinden. Diese kurze Strecke vermögen sie uns zu tragen. Er gibt uns einen Peon mit, welcher sie ihm zurückbringt."

„So lassen Sie uns aufbrechen, Señor!"

„Bitte, das hat keine solche Eile. Wir können den Handel erst morgen früh machen. Ich habe mich erkundigt und da erfahren, daß der Estanciero verreist ist und erst heute abend wiederkommt."

„So muß ich mich nach einer andern Stelle umsehen, denn ich habe keine Zeit zu verlieren."

„Warum? Die vorsündflutlichen Skelette laufen Ihnen doch nicht fort."

„Nein; aber ich will eine Gesellschaft von Männern einholen, welche nach der Laguna Porongos vorausgeritten sind."

Der Chirurg horchte auf und erkundigte sich dann:

„Wer ist das? Meinen Sie etwa den Vater Jaguar mit seinen Leuten?"

„Ja, den meine ich. Kennen Sie ihn vielleicht?"

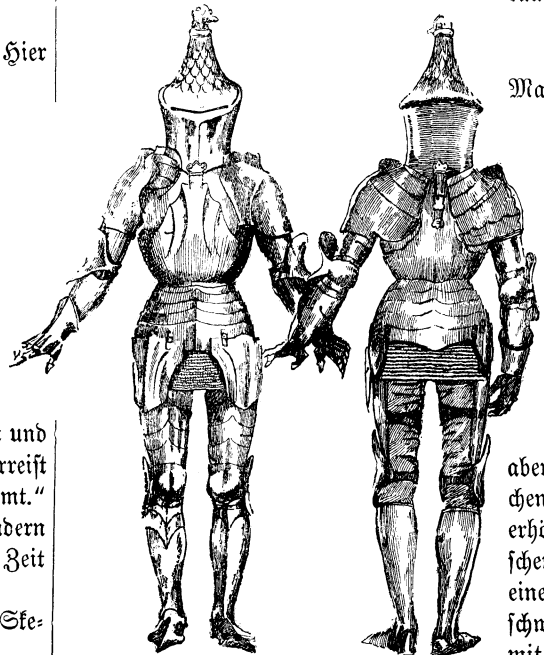
„So genau wie mich selbst. Ich gehöre ja zu ihm. Wir hatten uns hier zu versammeln; ich wurde aber droben in Puerto Antonio unvermutet aufgehalten, so daß ich zu spät kam. Sie sind schon fort. Ich konnte mir freilich hier sofort ein Pferd kaufen, um ihnen nachzureiten; aber in dieser Stadt findet man kein brauchbares Tier. Darum warte ich lieber bis morgen früh, wo ich ein gutes bekomme und nicht Gefahr laufe, es unter mir zusammenbrechen zu sehen."

Doktor Morgenstern hatte ein gelindes Grauen vor diesem Manne gefühlt, der „alles, alles herunterfäbelte"; jetzt aber freute er sich, ihn getroffen zu haben. Darum fragte er:

„Sie glauben, daß Sie den Vater Jaguar nach einholen werden?"

„Natürlich! Ich kenne die Route, welche er einschlägt, ganz genau."

„Das freut mich außerordentlich. Würden Sie uns die Erlaubnis, lateinisch Concessio, erteilen, uns Ihnen anzuschließen?"



Rüstung des Richard Beauchamp, Grafen von Warwick.

„Herzlich gern, Señor, da wir beide Jünger der Wissenschaft, also Kollegen sind und ich mich darauf freue, doch vielleicht eine Gelegenheit zu finden, Ihnen zeigen zu können, daß ich mich selbst vor der schwierigsten Amputation nicht fürchte. Hoffentlich stoßen wir mit feindlichen Indianern zusammen; ich nehme natürlich mit Bestimmtheit an, daß dabei einigen von uns mehrere Glieder zerschmettert werden; dann sollen Sie sehen, wie ich meines Amtes walten werde. Das wird nur so fliegen, denn ich fäble wirklich alles, alles herunter!"

Er fuhr dabei mit beiden Armen und in einer eigenartigen Weise durch die Luft, um anzudeuten, daß die Knochen und Fleischfetzen „nur so fliegen" würden. Dieser Mann schien dem blutigen Teile seines Berufes mit außerordentlicher Leidenschaft anzuhängen. Trotzdem fühlte sich Morgenstern jetzt nicht mehr dadurch zurückgestoßen oder gar, wie vorher, eingeschüchtert. Er begann zu ahnen, daß er es hier mit einer zwar krankhaften, doch ganz ungefährlichen Idee zu thun habe. Darum antwortete er lächelnd:

„So bin ich bereit, mit Ihnen bis morgen zu warten. Aber was thun wir bis dahin? Und wo halten wir uns auf?"

„Wir reiten nach der Estancia, wo man uns gastfreundlich aufnehmen wird. Dort essen, trinken, rauchen und schlafen wir. Das ist mehr Beschäftigung, als wir brauchen, um uns zu langweilen. Sie rauchen doch auch, Señor?"

„Nein."

„Welch ein Wunder! Hier raucht alles, Mann und Weib, Kind und Kegel. Warum Sie nicht?"

„Weil ich eine Nikotinvergiftung befürchte. Hat doch die Wissenschaft nachgewiesen, daß man vom vielen Rauchen den schwarzen Star, Amaurosis genannt, bekommen kann."

„Da müßte man die Zigaretten nicht rauchen, sondern scheffelweise hinunterschlingen. Und selbst da kämen sie doch nur in den Magen, nicht aber in die Augen. Ich könnte ohne das Rauchen nicht existieren. Es regt die Nerven an, erhöht die Lebenskraft, begeistert den Menschen für alles Gute und Schöne und gibt eine so sichere Hand, daß man selbst die schwerste und komplizierteste Amputation mit Leichtigkeit auszuführen vermag. Haben Sie hier in Santa Fé noch viel zu schaffen, oder können wir bald aufbrechen?"

Morgenstern erzählte ihm in kurzen Worten das hier erlebte Abenteuer und sagte ihm, daß er nur noch seiner Bücher bedürfe, um reisefertig zu sein.

„Die werde ich Ihnen sofort holen, Señor," meinte „Doktor" Parmesan.

„Sie? Damit darf ich Sie doch unmöglich belästigen, Señor."

„Warum nicht? Zahlen Sie mir zwei Papierthaler, so thue ich es gern. Uebrigens bin ich den Soldaten und Offizieren bekannt. Man wird keinem andern Ihre Bücher so gewiß übergeben wie mir.

Also dieser Mann mit dem langen und wohlklingenden altkastilianischen Namen, der sich „Doktor" nannte, war bereit, für zwei Papierthaler, also für zweiunddreißig deutsche Pfennige, Gepäckträgerdienste zu leisten! Als er von Morgenstern diesen Betrag erhalten hatte, ging er fort und brachte schon nach kurzer Zeit die Bücher getragen. Dann entfernte er sich abermals, um Papier und Tabak zu Zigaretten einzukaufen. Er nahm zu diesem Zwecke einen Ledersack mit, den er gefüllt zurückbrachte. Er hatte ganz richtig gesagt, daß hier jeder rauche. Man wird in der Pampa selten einen Menschen sehen, der nicht eine selbstgedrehte Zigarette im Munde hat.

Der Wirt war gern bereit, gegen geringe Bezahlung Pferde und einen Peon herzuleihen. Eins dieser Tiere bekam Morgensterns Pakete zu tragen; dann stiegen die Männer auf, um nach der Estancia zu reiten. Als sie langsam durch die erste Gasse kamen, standen einige Kinder da beisammen; sie sahen den Chirurgen und rannten augenblicklich in das nächste Haus, indem sie schrieen:

„El carnicero, el carnicero! Huid, huid, de la contrario os amputa — der Fleischhacker, der Fleischhacker! Flieht, flieht, sonst amputiert er euch!"

Er schien also nicht nur überhaupt, sondern den Kindern sogar als abschreckender Popanz bekannt zu sein. Das ärgerte ihn aber keineswegs, sondern er sagte in stolzem Tone:

„Hören Sie es, Señor? O, man kennt mich und meine Fertigkeiten sehr genau. Mein Ruhm ist über sämtliche La Plata-Staaten verbreitet!"

Der Ritt ging an dem Cuartel vorüber, in welchem Morgenstern vorhin die so kurze Rolle eines Obersten gespielt hatte, dann an dem Kirchhofe und mehreren kleinen Ranchos, bis man endlich das Stadtgebiet hinter sich hatte. Zur Linken sahen die Reiter den seeartig ausgedehnten Rio Salado fließen, und vor ihnen lag ein ausgedehntes, hügelig unebenes Heideland. Auf demselben stand, rechts nach dem See hinüber, welchen der Rio Saladillo hier bildet, die Hacienda, von welcher der „Fleischhacker" gesprochen hatte. Sie war nicht sehr groß, dennoch gab es da nicht unbeträchtliche Herden. Man sah wohl an die tausend Schafe weiden; auf der andern Seite grasten, von einigen Gauchos bewacht, mehrere hundert Stück Rinder, und in den Corrals gab es Pferde genug, eine ganze Schwadron Kavallerie beritten zu machen.

Wer über die Pampa oder den Campo, das Feld, reitet, bekommt dreierlei Ansiedelungen zu sehen. Die erste Art derselben sind die Ranchos (sprich Rantschos), kleine Hütten, welche meist aus gestampfter

Der caroccio.

Erde hergestellt sind und Stroh- oder Schilfdächer haben. Oft stehen sie nicht zu ebener Erde, sondern sind mehrere Fuß tief in den ausgegrabenen Boden eingelassen. Von Möbeln nach unsrem Sinne ist keine Rede. Eine Hängematte gilt als Luxusartikel. Das Mahl wird auf einem Feuerherde bereitet, welcher auch aus Lehm hergestellt ist, denn Steine gibt es in den Pampas nicht. Ein Schornstein ist nicht vorhanden; der Rauch zieht durch die Oeffnungen ab, welche als Thür und Fenster bezeichnet werden, doch ist die Thür nicht verschließbar, und in den Fensteröffnungen gibt es weder Glas noch Rahmen. Höchstens vertritt ein Stück geöltes Papier die Stelle der Scheiben.

In diesen Ranchos wohnen die armen Leute, welche auf den Haciendas und Estancien bedienstet sind — die Gauchos.

Dieses letztere Wort ist der Indianersprache entlehnt; die beiden Buchstaben a u bilden keinen Diphthong, sondern werden getrennt ausgesprochen; man muß also

Ga-utscho sagen. Die Ga-utschos gehören meist der Klasse der Mestizen an; sie betrachten sich zwar als Weiße und sind auf diese Bezeichnung ungemein stolz, stammen aber von Indianerinnen und den früher eingewanderten Spaniern ab. Es gibt verschiedene Ansichten über dieselben; der eine lobt und der andre tadelt sie. Das Richtige ist, daß man sie nach den verschiedenen Gegenden, in denen sie leben, auch verschieden beurteilt.

(Fortsetzung folgt.)

Bewaffnung im Mittelalter.

(Fortsetzung.)

Wo immer von den Rüstungen des Mittelalters die Rede ist, darf der Turnierharnisch nicht übersehen werden. In den früheren Jahrhunderten betrachtete sich der Ritter als den einzig wahren Soldaten und sah alle andern als überflüssige Lakaien und Bauern an, die höchst nutzlos um die Schlachtfelder herumschwärmten. Die Handhabung seines Pferdes und seiner schweren Rüstung erforderten eine ganz besondere Ausbildung, und diese erhielt er auf der Rennbahn und den Turnieren. Dort konnte er vor seiner Dame als streitbarer Held sich zeigen und ehrenvolle Preise gewinnen.

Bis zum 14. Jahrhundert wurden die nämlichen Waffen sowohl beim Turnier wie auf dem Schlachtfeld getragen; später aber kamen für das Turnier besondere Waffen in Anwendung. Mit einem pomphaften Aufzug wurde das Kampfspiel eröffnet; da fand die Schaulust die vollste Befriedigung. Die Ritter trugen zum Turnier Rüstungen, die vorn schwerer waren als rückwärts, und leichte Helme mit vergitterten Visieren, auf denen die großen Turnierhelme mit ihren haltsamen Devisen ruhten. Auf den Turnieren fand man auch die schwersten und vollkommensten Rüstungen für die Pferde; ja in Deutschland wurden zuweilen die Pferde sogar durch Beinschienen geschützt. Ein zweifacher Bretterzaun umgab die Schranken des Turnierplatzes und zwischen der Umzäunung waren mit Stangen ausgerüstete Männer bereit, die abgeworfenen Ritter vom Kampfplatz zu tragen. Auf der einen Seite waren Trübinen errichtet und zwar eine für die Turnierrichter und zwei für die Damen. Ein doppelter Strick lief querüber durch die Schranken und trennte die Parteien, die kampfgerüstet einander gegenüberstanden. Hinter jedem Ritter stand dessen berittener Fahnenträger. Vier Männer zu Pferde standen mit Beilen bereit, die Stricke zu durchschneiden. Sobald die Trompeten schmetterten, fielen die Stricke, die Fahnenträger zogen sich zurück und das Kampfspiel begann. Das Turnier war ein Zweikampf mit der Lanze. Eine niedere Schranke trennte die Ritter und verhinderte den Zusammenstoß der Pferde. Der aus zwei Stücken geschmiedete Helm war an dem Harnisch befestigt und der Ritter mußte, wenn er seinen Gegner sehen wollte, seinen ganzen Körper von den Hüften ab nach vorn biegen. Ein Schild, mit Elfenbeinplatten verziert, hing von der linken Schulter herab. Der hohe Sattel bedeckte fast den unteren Teil des Körpers und der Ritter wurde so zum förmlichen Geschoß, da alles an der Rüstung nur darauf eingerichtet war, seinem Angriff Wucht und Stärke zu verleihen und dem Stoß der Lanze des Gegners Widerstand zu leisten. Beim Angriff stand der Ritter in den Steigbügeln und stützte seinen Körper leicht auf die oberste Rückseite des Sattels. Wurde auf beiden Seiten gut gezielt, so zersplitterten die Lanzen; wenn nicht, so wurden die Pferde niedergeworfen, während die Reiter aus dem Sattel flogen. Zuweilen lagen nach einem solchen Angriff alle vier, Reiter und Pferde, zwischen den Bruchstücken der Lanzen zu Boden. Der Turnierhelm wurde im 15. Jahrhundert gar oft gegen die schwere Turniersturmhaube, deren Kinnstück an den Harnisch festgeschraubt war, eingetauscht. Oft wurde der Helm auch weiter getragen; daher wurde die größte Sorgfalt angewendet, ihn zu befestigen. Aber selbst die peinlichste Sorgfalt erwies sich dem blind waltenden Zufall gegenüber als hinfällig und als am 26. Juli 1559 ein Lanzensplitter des Grafen Gabriel von Montgomery in die enge Visieröffnung des Königs Heinrich II. von Frankreich eindrang, ward hierdurch plötzlich dem Leben des Königs und zugleich dem Turnier in Frankreich ein Ende gesetzt.

In der Zeit von 1400 bis 1450 erlangten die aus Metallplatten hergestellten Rüstungen die größte Vollkommenheit. Die Schlachtfelder von Crécy, Poitiers und Azincourt waren die eigentliche Schule der Waffenschmiede und die Lagergespräche nach jeder Schlacht lieferten gar manchen Fingerzeig, wie dem oder jenem abzuhelfen sei. Die feinsten Rüstungen wurden von 1440 bis 1460 geschmiedet. Das waren förmliche Meisterstücke an Geschmeidigkeit, Leichtigkeit und Eleganz. Die eiserne Hülle wurde nach dem Bau des Körpers modelliert und mußte sich jeder Bewegung des Rumpfes und der Gliedmaßen anbequemen. Auch die stählerne Umhüllung der Beine mußte sich genau dem Träger derselben anpassen. In diesen Beinstücken, die an den Schenkeln und oberhalb des Knies sorgfältig gegliedert wurden, waren die persönlichen Eigentümlichkeiten des Trägers, wie leicht gekrümmte Beine u. s. w., wiedergegeben. In dem biegsamen Brustharnisch erfreute sich der Körper im Vergleich zu den Rüstungen früherer Zeiten einer gewissen Freiheit, unter dem runden Helm konnte der Kopf jede Wendung mit Leichtigkeit ausführen. Die Panzerhandschuhe waren fast so geschmeidig wie Seidenhandschuhe und das Gewicht der ganzen Rüstung, die aus sehr dünnen Platten von gut gehärtetem Stahl zusammengesetzt war, war so gleichmäßig verteilt, daß es nirgends lästig wurde. Diese, nach den Formen des Körpers gegossene und aus glänzendem Stahl zusammengesetzte Rüstung war der „weiße Harnisch", der so oft von den Chronisten erwähnt wird. In Frankreich wurde derselbe ohne jede Verzierung getragen, nur die Italiener schmückten ihn mit Löwenköpfen und antiken Masken. Etwas später führten die Waffenschmiede von Nürnberg, deren Erzeugnisse damals in Frankreich sehr beliebt waren, gewellten Stahl ein; derselbe war stärker, dabei nicht schwerer, und leistete den Lanzenstößen besseren Widerstand als das platte Metall. Manches schöne Exemplar ist von dieser Maximilianrüstung, wie sie damals genannt wurde, bis auf unsre Zeit erhalten geblieben.

Nun war kein weiterer Fortschritt mehr möglich; verhältnismäßige Leichtigkeit, Widerstandsfähigkeit, Bequemlichkeit und Eleganz in der Form waren erreicht worden. Nach dieser Zeit wurde die Form des Helms und Brustharnischs, je nach der augenblicklichen Laune oder der letzten Mode verändert, und der Stahl wurde

vergoldet oder mit Verzierungen ausgestattet; aber die Rüstung selbst ging, nachdem sie die höchste Stufe ihrer Entwickelungsfähigkeit erreicht hatte, einem allmählichen Verfall entgegen.

Um die Mitte des 15. Jahrhunderts hatten die Waffenschmiede ihr Werk zur höchsten Vollkommenheit geführt und das Resultat derselben war in Kürze dieses: während der Ritter danach trachtete, unbesiegbar zu werden, bereitete allmählich die fortschreitende Entwickelung des Jahrhunderts seinen Untergang vor. In den verflossenen Jahrhunderten, auf den Schlachtfeldern von Hastings, Pont-à-Bourines und im Heiligen Lande konnten die in Erz gekleideten Ritter jede von der Taktik geforderte Schwenkung ausführen. Sie stürzten sich in geringer Truppenmasse auf den Feind und umkreisten ihn so lange, bis sie einen schwachen Punkt erspähten, um darauf loszureiten. In solcher Weise leistete die Reiterei der damaligen Zeit ganz vorzügliche Dienste, der rasche Angriff war ja ihre natürliche Bestimmung. War die Ueberrumpelung erfolgt, so ging auch der Vorteil der Ueberlegenheit für die Reiterei verloren. Der Ritter sah allerdings nicht so weit. Er sagte sich: „Bin ich schon so furchtbar im Kettenpanzer, so werde ich in dem besseren Schutze des Harnisches geradezu unbesiegbar sein," und voll Vertrauen auf die vervollkommnete Rüstung, war er bereit, alle, die ihm Widerstand leisteten, niederzureiten. Allein der Waffenschmied befand sich eben unbewußt im Widerspruch mit dem Taktiker.

(Fortsetzung folgt.)

Mythologische Vorstellungen über das Wasser.

Auch beim Wasser drängte sich der lebhaften Phantasie des Menschen der Urzeit die Vorstellung eines beseelten Wesens lebhaft auf. Entgegengesetzt dem Feuer zeigte es sich als wohlwollendes, wohlthätiges Element. Es löschte den brennenden Durst, erquickte wunderbar, kühlte die erhitzten Glieder; andererseits konnte es sich auch furchtbar machen, ja furchtbarer als selbst das Feuer, vor dem es bei Bränden meist noch Rettung gab; wenn aber der Wolkenbruch niederstürzte, wenn der Fluß in brausender Flut sich über die Ufer ergoß, da war oft alles verloren. Vieh und Menschen ertranken, die Behausungen wurden hinweggespült. Merkwürdigerweise tragen denn auch die ältesten mythologischen Vorstellungen über das Wasser einen düstern, unheimlichen Charakter, wie denn dergleichen ja auch heute noch im Volke verbreitet sind. Viele Flüsse, wie z. B. die Saale, die Pleiße, die Instrut, die Elster, die Bode, der Neckar, die Jagst, die Enz, fordern nach dem Volksglauben jährlich ein Opfer, meist an einem ganz bestimmten Tage, so am Johannis-, am Peter- und Pauls-, am Himmelfahrtstage. An solchen Tagen badet man daher auch nicht, ja oft fahren selbst die Schiffer nicht, ganz abergläubische Leute vermeiden es sogar, über eine Brücke zu gehen. Besonders sagenreich sind düstere Seen, wie z. B. der Ugleisee im östlichen Holstein, der gottlose Städte, Schlösser und Dörfer mitsamt ihren Wäldern verschlungen haben soll. Unzweifelhaft gaben die in diesem See befindlichen Pfahlbauten mit ihren zahlreichen Resten von allerlei Geräten Veranlassung zu dieser Vorstellung. Im Mohrunger See soll ein riesiger Krebs angekettet sein; wenn er sich losreißt ist die Stadt verloren. Auf dem Grunde des Bodensees wollen Schiffer einen feurigen (!) Mann haben laufen sehen.

Uralt ist auch die Vorstellung von männlichen und weiblichen Wassergeistern, bei uns in Deutschland, Nix (Nickel, Nickelmann, Wassermann u. s. w.) und Nixe (Wasserjungfer, Wasserfräulein, Wasserfrau, Seejungfer u. s. w.) genannt. Sie haben einen tückischen Charakter, ziehen Fischer und Badende zu sich hinab, erscheinen auch oft bei festlichen Gelegenheiten, auf Kirchweihen, Hochzeiten und Tanzvergnügungen, um sich ihre Opfer auszuersehen und zu sich hinabzulocken. Doch fehlen auch menschenfreundliche Charakterzüge nicht. Klimatische Verhältnisse zeigen sich übrigens von bedeutendem Einfluß auf diese Vorstellungen. Im Süden sind die Gewässer nicht so unheimlich; der meist heitere Himmel und die beständige Wärme, die lebhaftere Färbung der Vegetation an ihren Ufern, läßt sie freundlicher erscheinen, wie im Norden, dessen oft düsterer Wolkenhimmel dem Wasser einen entsprechenden Charakter mitteilte und dessen Kälte schon beim Anblick des nassen Elementes Schauder hervorrief. In Griechenland ist der Okeanos, der erdumgürtende Nährstrom (ursprünglich nicht das Meer), der Vater von 3000 Okeanossöhnen und ebenso vielen Okeaniden, die als Flußgötter das Land durchströmen, um es zu erfrischen und fruchtbar zu machen. In nachhomerischer Zeit erscheinen unter den Nymphen auch Wassernymphen. Ihr Charakter ist, wie jener der Nymphen überhaupt, vorwiegend freundlich und wohlwollend, doch fehlt es auch nicht an entgegengesetzten Zügen. Hylas wird durch eine Wassernymphe entführt, Daphnis von einer solchen geblendet.

Bei den meisten Völkern ist das Wasser gleichsam der Ursprung aller Dinge. Tiefbedeutsam ist es, daß der Ursprung des Wassers, wie derjenige des Feuers, als eine Gabe der Gottheiten gedacht wird. Alles auf der Erde befindliche Wasser stammt daher vom himmlischen ab. Die Betschuanen, denen der Regen der Geber alles Guten ist, beginnen und schließen jede Rede mit der Anrufung des Himmels. Die alten Inder verglichen die Wolken mit milchgebenden Kühen. Was ist daher einfacher und natürlicher, daß dem Wasser nun auch eine Art göttlicher Kraft zugeschrieben, daß ihm göttliche Verehrung gezollt wurde. Dem Wasser bestimmter Quellen (abgesehen von wirklichen mineralischen Heilquellen) wird im Volksglauben Heilkraft gegen die verschiedensten Uebel zugeschrieben. An gewissen Tagen wie besonders am Karfreitag, zu Ostern und zu Johanni soll jedes Wasser Heilkräfte besitzen. Besonders heilsam aber soll das Regenwasser sein. Den Sorben diente eine Quelle zu Orakeln, gleich der zwischen Eichenwurzeln hervorrieselnden Quelle zu Dodona in Epiros den alten Griechen. Ein Trunk aus Apollos Orakelquell gab Weisheit, ein Trunk aus dem kastalischen Quell hatte nach späterer Ueberlieferung dichterische Begeisterung zur Folge. Es gab aber auch Quellen, deren Wasser bethören und stumpfsinnig machen sollte.

Die alten Slawen verehrten förmlich die Flüsse. Die alten Perser vermieden aus Scheu vor dem Wassergeist Unreinigkeiten in die Flüsse zu werfen. Bei den Mongolen ging diese Scheu so weit, daß sie ihre Kleider nicht wuschen und ihre Kochgeschirre nur mit Gras reinigten. Bei den alten Griechen und Römern wurden vor dem Bau einer Brücke erst sühnende Zeremonien vorgenommen. Bei Flußübergängen durch Kriegsheere wurden Opfer veranstaltet (in der Regel Pferde geschlachtet). Manche Völker brachten den Flüssen regelmäßige Opfer. In Aegypten z. B. wurde bis zur Eroberung durch die Araber dem Nil jährlich eine Jungfrau

geopfert. Bei Quellen wurden oft auch Tempel gebaut, die Dome von Paderborn, Münster, Hildesheim, Bremen erheben sich über solchen. Der heiligste Fluß war bei den Alten der die Unterwelt umströmende Styx, weshalb der Schwur beim Styx ein besonders heiliger war. Wenn im Olymp Streit unter den Unsterblichen entstand, ließ Zeus durch die Iris Styxwasser in einer goldenen Kanne heraufholen und wer dann von den Unsterblichen, von diesem Wasser ausgießend, falsch schwor, der fiel in schlimme Betäubung und war ein ganzes Jahr des Atems beraubt. Und wenn er dann erwachte, war er nicht ledig der Buße, sondern mußte noch neun Jahre hindurch ein schweres Elend um das andre, getrennt von den ewigen Göttern, durchmachen. Erst im zehnten Jahre war er wieder frei und rein und gelangte er wieder in die Versammlung der Götter.

Zwei arme Königskinder.

Die Geschichte Englands ist oftmals von Mord und Greuel erfüllt gewesen, welche um den Besitz der Herrschaft im Lande verübt wurden. Der Bürgerkrieg, der im 15. Jahrhundert deswegen wütete, ist namentlich an blutigen und schrecklichen Scenen reich und artete schließlich in einen Vernichtungskampf der beiden Geschlechter königlicher Abkunft von Lancaster und York, oder der roten und der weißen Wappenrose aus.

Als König Eduard IV. aus dem Hause York, der sich schließlich die Krone nach vielen Kämpfen errungen und sie behauptet hatte, am 9. April 1483 in Westminster starb, hinterließ er zwei Söhne, den älteren von 13 Jahren Namens Eduard, der sein Nachfolger sein sollte, und den 7jährigen Richard. Für den noch unmündigen König regierten seine Vormünder mit seiner Mutter. Aber im geheimen erstrebte ihr Onkel, der Herzog von Glocester, nicht nur die Regierung, sondern auch die so viel schon blutbefleckte Krone, und er war ganz der Mann, welcher deshalb vor Tücke und Mord nicht scheute.

Es gab kein so gefährliches Mitglied in der königlichen Familie, die von Eduard III. abstammte, wie diesen Glocester, einen kleinen, schwächlichen, halb verkrüppelten Menschen von tiefer Entartung, finsterer Verschlossenheit und ungemessener, heuchlerisch verhüllter Herrschsucht. Mit List wußte er sich seines Neffen Eduard, des jungen Königs, zu bemächtigen, und indem er vorgab, ihm ein Beschützer gegen seine Feinde sein zu wollen, hielt er ihn bei sich in wohlbehüteter Gefangenschaft. Auch gelang es ihm dann in London, sich durch ergebene Lords und Parlamentsmitglieder zum Protektor des Reiches während der Minderjährigkeit Eduards V. ernennen zu lassen, den er im festen Tower, dem Blutschloß in London, verwahrt hielt. Hierhin lockte er die ihm gefährlichen Vertrauten der Königin und ließ sie von seinen Henkersknechten überfallen und als Verräter ermorden. Auch den jüngsten Sohn Richard brachte er dann in seine Gewalt, indem er ihn der Mutter entriß. Als er ihn zu seinem Bruder in die Wohnung im Tower brachte, freuten sich die beiden Knaben ihres Wiedersehens, und ihren kindlichen Sinn trübte keine Ahnung von der Grausamkeit ihres Oheims, der ihren Tod beschlossen hatte.

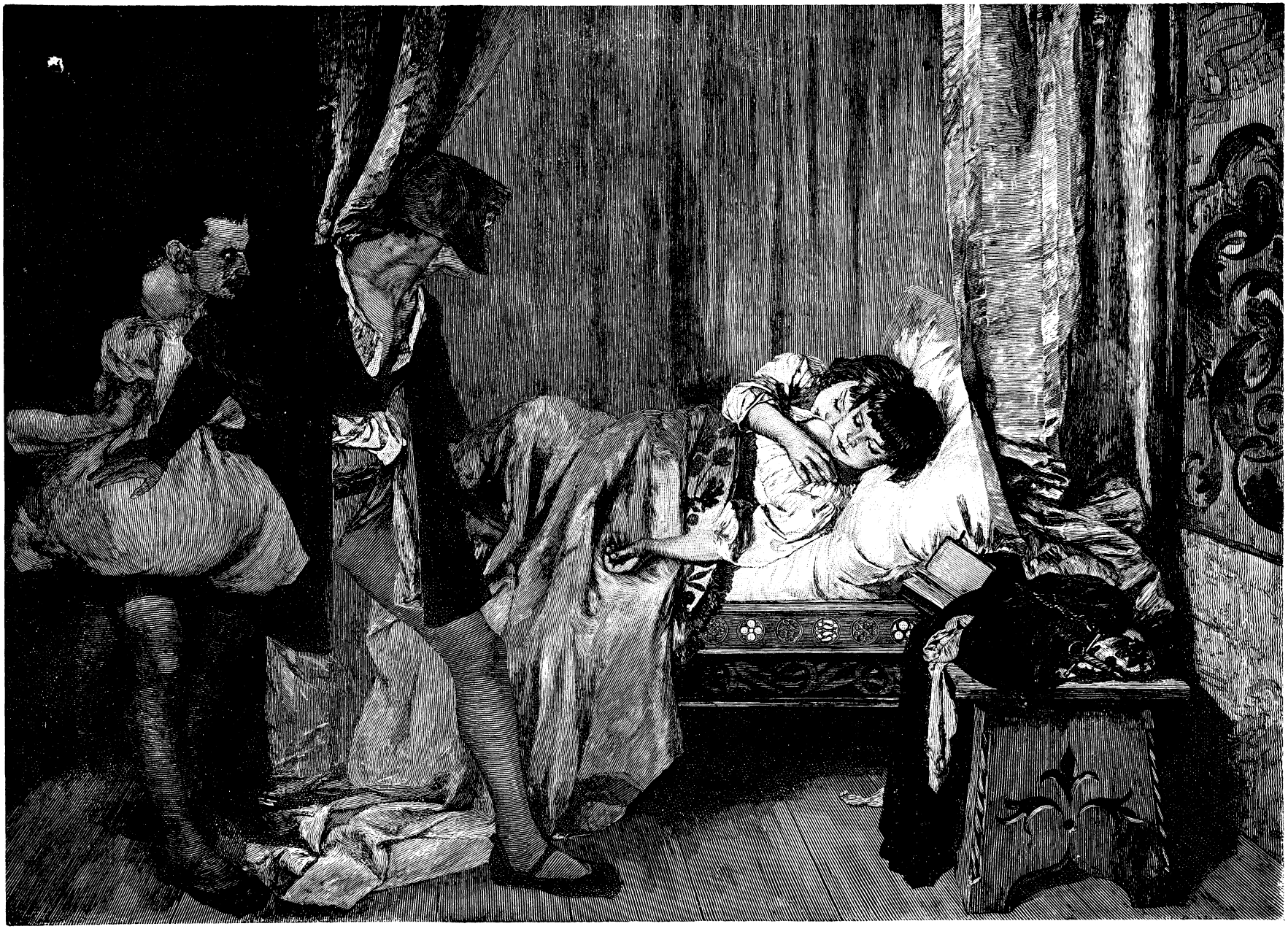
Mit einer Schamlosigkeit ohnegleichen ließ dieser durch seine Geschöpfe sich im Juni 1483 als den rechten Erben der Krone Englands hinstellen und durch gedungene Leute zum König Richard III. ausrufen. Er besaß die Gewalt und niemand wagte ihm zu widersprechen. Heuchlerisch nahm er die Krone an und ließ sich als König in der Westminsterkirche weihen. Gleich darauf verlangte er von dem Befehlshaber des Towers, die beiden Söhne Eduards IV. heimlich umbringen zu lassen.

Sir Robert Brackenburg jedoch, der Kommandant des Towers, wies mit Abscheu eine solche Zumutung zurück. Da schickte der Tyrann einen seiner Getreuen zu ihm, den Stallmeister Tyrrel, mit dem schriftlichen Befehl, diesem auf 24 Stunden die Schlüssel des Tower zu übergeben. Gehorsam mußte es Brackenburg leisten, obwohl er wußte, was dieser Befehl zu bedeuten hatte.

In der Nacht stieg Tyrrel mit seinem Reitknecht Dighton und einem erprobten Mordgesellen Namens Foreſt zum Schlafgemach der Prinzen hinauf und blieb an der Thür stehen, um die geplante Unthat zu überwachen. Arglos schlummerten die Königskinder, Arm in Arm in einem Bett, tief und fest. Sie sollten nicht wieder erwachen. Mit übergeworfenen Bettkissen erstickten sie die Mörder. Die nackten Leichname schleppten sie darauf die Treppe hinunter auf den Hof, wo sie dieselben vergruben und einen Haufen Steine darüber warfen. Die entsetzliche Frevelthat wurde natürlich lange verheimlicht; niemand außer den Mördern wußte, wohin die toten Königskinder gebracht worden waren. Erst über 200 Jahre später fand man bei Vornahme von Bauten am Fundament der Towertreppe die Ueberreste von zwei Knaben und da man in ihnen die der ermordeten Söhne Eduards IV. mit Sicherheit annehmen konnte, wurden sie in der Kathedrale von Westminster, der großen Gruft so vieler Angehöriger der königlichen Geschlechter von England, bestattet.

Erinnerungen eines Tierfreundes.

Meine ersten Erinnerungen knüpfen sich an einen Sperling. Ich kniee als kleiner Bube in unsrer ebenerdigen Wohnstube auf einem Stuhl, dessen Lehne der Fensterbank zugekehrt ist, und blicke, den blonden Krauskopf in die Linke gestützt, gelangweilt auf die Straße hinaus. Hier plätschert der Regen auf die blanken Pflastersteine hernieder und heult der Wind in bald schwellenden, bald abnehmenden Akkorden an den Häusern entlang. Die lärmenden Spiele froher Kinder sind draußen verstummt; die Straße liegt leer und einsam; nur hin und wieder arbeitet sich ein tief herabgezogener, gegen den Wind gestemmter Regenschirm vorüber, unter dem entweder zwei Stiefel mit einem Stückchen Hose oder der Saum eines Frauenkleides sichtbar werden. Ich starre und starre wie in eine fürchterliche Oede. Da wird plötzlich von einer



Die Ermordung der Söhne Eduards IV.

Dachrinne oder sonst woher ein Spatz durch die Gewalt des Windes auf das Pflaster verschlagen. Wie betäubt bleibt er einige Sekunden, regungslos auf den roten Granitsteinen hocken. Meine Augen — ich fühle es — treten dick wie Obertassen aus dem Kopfe hervor, sie verschlingen den Sperling. Wie? wenn er nicht fliegen könnte? Hätte ich damals schon meinen Schiller gekannt, ich würde mit Begeisterung deklamiert haben:

Aus den Wolken muß es fallen,
Aus der Götter Schoß — das Glück!

Der Gegenstand meiner Begeisterung — mir klopfte währenddessen das Herz wie ein Lämmerschwänzchen — sperrte den Schnabel auf, bewegte die regennassen Schwingen, fuchtelte damit ein wenig umher, blieb aber — o Wonne! das heißt: o Wonne für mich! — am Pflaster kleben. Wirklich, er konnte nicht fliegen! Wie ein Blitz war ich vom Stuhle hinunter und zur Stuben- und zur Hausthüre hinaus. Bei dem Geräusch meiner Tritte hopste der Sperling eine kleine Strecke weiter, aber schnell wie der Wind war ich hinterdrein, und dann warf ich mich mit dem Oberkörper über das regennasse ermattete Tier und — im nächsten Augenblicke hatte ich es in der Hand!

Welch ein seliges Gefühl! Weich schmiegte sich das braune Gefieder an meine Finger; das kleine Vogelherz fühlte ich heftig schlagen, und ein Schnabelhieb, den mir der Gefangene versetzte, machte mich lachen. Nun aber drängte es mich, mein Glück den Meinigen zu verkünden. Verschwiegenes Glück ist nur halbes Glück. Flink wie ein Wiesel schoß ich ins Haus, schon in der Flur aus vollem Halse schreiend: „Ein Vogel! Ein Vogel! Ich hab einen lebendigen Vogel gefangen!" Meine älteren Geschwister, welche nach der Stärke meines Geschreies urteilen mochten, daß ich einen Papagei, einen roten Kardinal oder mindestens einen Kanarienvogel erwischt hätte, kamen aus allen Stuben, Winkeln und Ecken, in Stiefeln, Pantoffeln und Holzschuhen herbeigerannt, reckten die Hälse wie schreiende Gänse und fragten: „Wie? Wo? Was? Laß sehen!" Als sie das braune Köpfchen meines Gefangenen erblickten, sprachen sie in langgedehntem Tone, dem man die Enttäuschung nur zu deutlich anmerkte: „Bah, nur ein Spatz?" und lachten mich ob meiner hellen Freude weidlich aus. Aber das stimmte meine Freude keineswegs herab, zumal meine gute Mutter teilnehmend bemerkte: „Ein Spatz ist doch auch ein Vogel und ein Geschöpf Gottes? Wird er nicht in der Bibel ausdrücklich erwähnt? Wir wollen das arme Tierchen trocknen, füttern und ihm dann die Freiheit geben!"

„O, Mama!" warf ich flehend ein, „ich behielte den Vogel so gerne! Weißt du, wir haben auf dem Söller den alten Drahtkäfig stehen, da hinein thäte ich meinen „Hans" so gerne und fütterte ihn!"

„Nun, so magst du das thun, mein Junge!" gewährte Mama; „ich setze voraus, daß du den armen Schelm nicht quälst; auch nehme ich an, daß du der Pflege deines „Singvogels" bald überdrüssig wirst und dem Tierchen die Freiheit gibst."

Wer war glücklicher als ich? In tiefster Seele barg ich zwar den Gedanken, den reizenden Vogel, den Mama so spöttisch einen Singvogel hieß — pah! was lag mir daran, ob er singen konnte oder nicht? Sein „Schilp, Schilp, Schilp" war Musik genug für meine Ohren! — also, ich barg in tiefster Seele den Gedanken, den reizenden Vogel für immer zu behalten bis ans Ende meiner oder seiner Tage, und ihm die Gefangenschaft durch die köstlichsten Leckerbissen zu versüßen. In der einen Hand mein Kleinod haltend, kletterte ich auf den Söller:

Auf dreimal dreißig Stufen stieg
Der Pilgrim zu der steilen Höhe —

holte hier den alten, verstaubten, krumm und schief gebogenen Drahtkäfig von einer ditto verstaubten Kiste herunter, brachte nicht ohne Mühe das verrostete Thürchen des Käfigs auf und ließ meinen „Hans" hineinspazieren. Mit der dem Geschlechte der Spatzen eigenen Dreistigkeit nahm Hans Besitz von seiner luftigen Wohnung, doch zog er das untere Stockwerk dem durch Sitzstäbchen angedeuteten oberen vor. Hinter ihm schloß sich das rostige Thürchen, und im Triumph trug ich mein Besitztum nach unten in die Küche, denn es galt, sogleich eine Hauptfütterung vorzunehmen. Mich nach Nahrung umsehend, hatte ich die Wahl zwischen saurem Schwarzbrot und süßem Korinthenbrot. „Am besten," dachte ich, „vereinigst du beides." Zufällig war niemand in der Küche anwesend, der mich auf das Unzweckmäßige dieser Nahrung aufmerksam gemacht hätte. Ich warf also Brocken jedweden Brotes in den Käfig. Hans schielte zwar mit seinen dicken Augen nach den Bissen hin, sperrte aber nicht den Schnabel danach auf. Fünf Minuten wartete ich geduldig, ob der Vogel fressen würde. „Komm, Hans, sei artig und friß! Sieh nur, kräftiges Schwarzbrot und leckeres Korinthenbrot!" Aber prosit, Hans fraß nicht. Da wurde ich ungeduldig. Das rostige Thürchen schob ich auf und hinein in den Käfig glitt meine kleine Kinderhand, den Vogel von neuem ergreifend und ihn ans Licht zerrend. Nun pfropfte ich dem armen Geschöpfe in der besten Absicht von der Welt dicke Krumen des sauren Schwarzbrotes — da ich solches für kräftiger hielt — in den Schnabel. Hans schluckte und für seine Willfährigkeit belohnte ich ihn mit einer dicken Rosine, die ich aus dem süßen Korinthenbrote herauskribbelte. Nun noch ein Schlückchen Wasser hinterdrein — das spült hinunter! — und Hans konnte es „aushalten". Ja, er hielt es aus — bis zum folgenden Morgen, wo er verendet im Käfig lag! „Das Opfer einer Indigestion", wie Mama sich recht schonend ausdrückte. Mit der Schilderung meiner Trauer will ich den Leser verschonen.

Man erzählt, daß der Löwe, wenn er einmal Menschenblut gekostet, doppelt grausam und blutdürstig werde, und daß er fortan kein Hindernis scheue, um sich den „ganz besonderen Saft" noch einmal zu verschaffen. Wenn es erlaubt ist, Kleines mit Großem zu vergleichen, so möchte ich bemerken, daß meine kleine Person, nachdem sie einmal im Besitze eines Spatzen gewesen, doppelt begierig nach den gefiederten Bewohnern der Lüfte war; ich scheute fortan kein Hindernis, um mich in den Besitz von Staren, Krähen, Elstern u. s. w. zu setzen; ich plünderte meine Sparbüchse, um Straßenjungen Gärtnerburschen, Milchmänner u. s. w. zu bestechen, damit sie mir Vögel mitbrächten. Meine Bemühungen hatten Erfolg, und nachdem der alte Drahtkäfig einen neuen Bewohner in der Gestalt eines flügellahmen Staren erhalten hatte, mußten die leeren Einmachtöpfe meiner Mutter als Gefängnisse für meine jungen Hausrotschwänzchen, Buchfinken, Schwalben, Stieglitze, Drosseln u. dgl. dienen. Besagte Einmachtöpfe entsprachen keineswegs den „sanitären Anforderungen", welche man an Vogelkäfige zu machen berechtigt ist, und da ich in der Fütterung meiner gefiederten Lieblinge Mißgriffe über Mißgriffe beging, so war ein „großes Sterben" (wie die alten Chroniken bei Schilderung der Pest sich ausdrücken) in

meiner Vogelkolonie die Folge. Mein kleines Schwesterchen Ida, welches den an Schwarzbrotsäure verendeten Sperling unter Blumen im Garten begraben und auch noch einem Schwälbchen eine feierliche Bestattung bereitet hatte, wurde es bald überdrüssig, den zahlreichen Opfern meiner Vogelpflege die letzte Ehre zu erweisen, und überließ mir die Sorge — die ich freilich sehr leicht nahm. Größere Sorge bereitete es mir, den Augen meiner Mutter die seltsame Verwendung ihrer Einmachtöpfe zu entziehen; den Sommer über gelang es mir wohl, als aber der Herbst ins Land kam und lieb Mütterlein sich zum Einmachen von Kronsbeeren, Gurken, Perlzwiebeln, Pflaumen und roten Rüben anschickte, stellte sie energische Nachforschungen nach ihren verschleppten Töpfen an und erhielt dieselben nicht ohne schmutzige Spuren ihrer meist verendeten Insassen zurück. Mit einer gehörigen Strafpredigt abgekanzelt, meiner „Käfige" beraubt, mußte ich meiner Liebhaberei für die gefiederten Bewohner der Lüfte vorläufig entsagen, was mir zur Stunde um so leichter wurde, als ich von unsrem Milchmann ein allerliebstes dreibuntes Kätzchen geschenkt bekommen hatte.

Ich erwärmte mich bald so sehr für das zierliche, reinliche, schmeichlerische Wesen meiner Pussy — so taufte ich meine Miez —, daß ich zum begeisterten Lobredner und Verehrer des Katzengeschlechts überhaupt wurde. Meinem Schwesterchen Ida gereichte dieses zur großen Genugthuung und sie sorgte getreulich für die süßeste Milch, den fettesten Rahm, um „Pussiken" damit zu laben. Dieses sollte meiner neuen Liebhaberei indes verhängnisvoll werden.

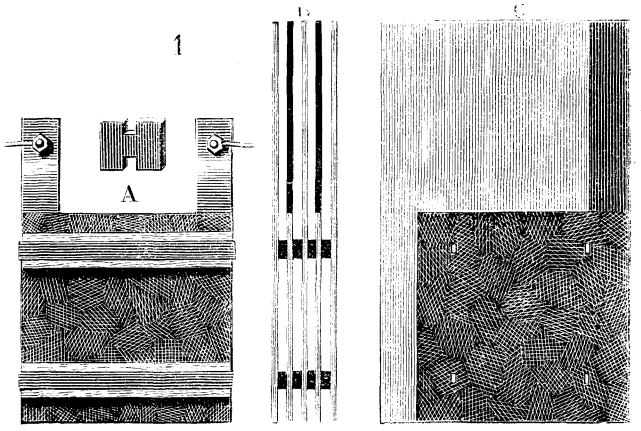
In einer dunklen Spätherbstnacht erhob sich im Hause plötzlich ein schrecklicher Lärm. Alles fuhr, wie wir uns später erzählten, in den Betten auf, spannte die Ohren an und lauschte. Der Lärm mußte in der Küche sein, denn man hörte deutlich das Klirren und Zerbrechen von Porzellan. Es ging ganz toll dort her. Stück auf Stück ging in Trümmer. Dazwischen hörte man eine rätselhafte Stimme: waren es Klagelaute oder sonst was? Sollten Diebe in der Küche sein? Aber nein, die würden solchen Lärm nicht vollführen — sie würden möglichst leise zu Werke gehen. Sollte ein Trunkener oder gar ein Wahnsinniger ins Haus gedrungen sein? Furchtbarer Gedanke! Papa, mein mutiger Papa, der zudem einen alten Kavalleriesäbel neben seinem Bette stehen hatte, war mit meinen drei älteren Brüdern leider verreist; sonst würde er unfehlbar beim ersten Geräusch in die Küche gedrungen sein. Ich war der einzige „Mann" in unsrer Wohnung, d. h. in der unteren Etage des zweistöckigen Hauses; meine Ehre verlangte es, daß ich der Ursache des nächtlichen Skandals zu Leibe ging. Ich will aufrichtig bekennen, daß ich nicht allzugroßen Mut zu diesem Unternehmen fühlte. Aber, wie gesagt, meine Ehre, meine Ehre als Mann, drängte mich gebieterisch. Ich schlüpfte also aus dem Bette heraus und in die Kleider hinein, zündete eine Kerze an, welche ich in die eine Hand nahm, raffte aus meinem Werkzeugkasten eine Laubsäge, welche ich in die andre Hand nahm (kuriose Waffe! aber ich wußte in der Eile nichts andres zu finden), und marschierte in einem etwas sehr erzwungenen Heldenschritte nach der Küche. Als ich die Hand auf die Klinke legte, schmetterte drinnen gerade wieder ein Stück Porzellan in Scherben. Das Herz klopfte mir wie ein Lämmerschwänzchen, aber ich fand dennoch den Mut, die Thür aufzureißen. Und was sah ich — mußte ich sehen? Meine Pussy — welche ihren Kopf in einem Milchguß stecken hatte und diese sonderbare Kopfbedeckung nicht wieder quitt werden konnte! Im Augenblick war mir alles klar: das Tier hatte naschen wollen; es war auf den Tisch gesprungen, wo das Theegeschirr von der letzten Abendmahlzeit stand, und hatte sein Leckermäulchen in den Milchguß gebracht; der Genuß der fetten süßen Milch hatte Pussy veranlaßt, den Kopf immer tiefer in das Gefäß zu stecken und als die Näscherin endlich genug oder den Behälter bis auf den Grund geleert hatte und den Kopf zurückziehen wollte, war letzterer eingezwängt gewesen; nun war das geblendete und geängstigte Tier auf dem Tische herumgesprungen und hatte Tassen und Teller, Kanne und Buttertopf Rumflasche und Zuckertopf auf die Dielen geworfen — wo die Scherben überall herumlagen. Nur der Milchguß, der verräterische Milchguß auf dem Haupte der Frevlerin war heil geblieben! Er war nämlich von Steingut. Und fortwährend noch machte Pussy die verzweifeltsten Sprünge und Kapriolen, um ihre „eiserne Maske" wieder quitt zu werden. Ich mußte darüber lachen — trotz des bangen Bewußtseins, daß meine Pussy es gewesen, welche so gründlich unter dem Porzellan der Mutter aufgeräumt hatte. In diesem Augenblick traten durch eine andre Thür meine Mutter und unsre Magd Anna, erstere mit einem Purreisen, letztere mit einem Schrubbesen bewaffnet, in die Küche. „Die verwünschte Katze — wenn ich es nicht gedacht habe!" schrie Anna in höchster Entrüstung und ließ, ehe ich es hindern konnte, ihren Schrubbesen auf die arme Miez herniedersausen. Der kräftig geführte Schlag zerschmetterte den Milchtopf — und Pussy war frei. Sie machte — ob aus Freude, ob aus Schmerz, ich weiß es nicht! — noch einen gewaltigen Luftsprung gegen das Glasfenster des Küchenschrankes, so daß eine der großen Scheiben klirrend zu Boden fiel. Dann entwischte die Uebelthäterin durch eine der offen gebliebenen Thüren.

Als die Frauen außer den Trümmern der Glasscheibe die Brocken und Scherben ihres Lieblingsporzellans am Boden liegen sahen, huben sie ein lautes Wehklagen an, welches allmählich in kräftige Verwünschungen der geschwänzten Missethäterin überging. Die Verwünschungen gipfelten in dem harten Ausspruch meiner Mutter: „Das abscheuliche Tier soll mir aus dem Hause — gleich morgen früh!"

Sehr kleinlaut zog ich mich mit meiner Laubsäge und Kerze in meine Schlafkammer zurück, und ohne Zweifel thaten die erzürnten Frauen ein Gleiches.

Der neue Tag kam — wer aber nicht kam, war meine Pussy. Ich war ihr im Herzen dankbar dafür. War es Schlauheit von dem Tiere, oder hielt ein Zufall dasselbe fern? Nein, es war Schlauheit! O, Pussy, meine Pussy war so klug, so gewaltig klug! Sie hatte Menschenverstand. Sie wußte, daß sie was verbrochen hatte und wollte erst mal die Gewitterwolken vorüberziehen lassen. Da Pussy nicht im Hause erschien, so konnte die Drohung meiner Mutter: „Sie soll mir aus dem Hause!" auch nicht vollzogen werden. Nachdem das zertrümmerte Porzellan durch neue Einkäufe ersetzt worden war, besänftigte sich die Stimmung der Frauen um ein Bedeutendes, zumal die Einkäufe durch anhaltendes Feilschen sehr vorteilhaft verlaufen waren. Aber noch zögerte Pussy vier bis fünf Tage, auf der Bildfläche zu erscheinen. Wo sie sich während dieser Zeit herumtrieb, mag der Himmel wissen. Ich für meine Person konnte es nicht in Erfahrung bringen, obgleich ich unaufhörlich im Keller, im Holzstall, auf dem Söller: „Pussy! Pussy!

Pussy!" rief. Endlich an einem Sonntagmorgen, wo die Stimmung der Menschenkinder ohnehin eine friedliche zu sein pflegt, erschien Pussy wieder auf dem Schauplatz ihrer nächtlichen Freveltaten, aber so zaghaft, so demütig, so schmeichlerisch, daß sie mit der Begrüßung von seiten Annas: „Sieh da, du alte Hexe, bist du auch wieder hier?" davonkam, während Mutter sich einfach mit der an mich und Anna gerichteten Warnung begnügte: „Sorgt nur dafür, daß das Tier nichts zu naschen findet!" Mein Herz jubelte: Pussy, meine liebe herzige Pussy war wieder in Gnaden aufgenommen! Sie brauchte nicht aus dem Hause, in die liebelose Welt hinein! Leider sollte meine Freude nicht von langer Dauer sein. Und daran war ich unglücklicherweise selber schuld.



Element ohne Glasgefäß. A) Seitenansicht. B) Durchschnitt. C) Zwei Bleiplatten, aus einer Tafel geschnitten.

Nachdem Pussy am Sonntagmorgen wieder in den Verband der Familie aufgenommen war, machte sich am Montagabend in der Küche ein Mäuschen bemerklich. Als gute Katze war Pussy sehr bemüht, des kleinen Nagetieres habhaft zu werden. Sie konnte aber keinen Erfolg erzielen, weil das Mäuschen, wie ich mit meinen großen Löffelohren bald herausgespürt hatte, nicht unten auf den Dielen, sondern oben auf einem Wandbrette sein Unwesen trieb. Auf diesem Wandbrette, das mit einem etwas erhöhten Rande umgeben war, standen mehrere buntbemalte Porzellanteller, schräg an die Wand gelehnt, so daß zwischen dieser und den Tellern eine „hohle Gasse" war. Nun wollte ich meiner Pussy ihr Amt als Mäusevertilgerin erleichtern; ich nahm sie deshalb zwischen beide Hände, hob sie hoch und ließ sie in die hohle Gasse hineinlauschen, wobei ich lockend wisperte: „Pussy, krieg 's Mäuschen! Krieg 's Mäuschen, Pussy!" Kaum aber hatte die aufgeregte Mäusejägerin die Nähe ihrer kleinen Todfeindin gewittert, als sie mit einem Ruck meinen Händen entwischte; wie der Blitz schoß sie durch die hohle Gasse — und wie der Blitz klirrten die zwölf buntbemalten Porzellanteller zur Erde. Selbstverständlich gingen sie in Stücke. Der Blitz hatte eingeschlagen. Aber auch der Donner ließ nicht lange auf sich warten. Mama und Anna besorgten denselben in Form einer fürchterlichen Strafpredigt, die hauptsächlich auf das Haupt der armen Pussy herniederschmetterte. Das arme Geschöpf! Es hatte nur seinem natürlichen Triebe Folge geleistet. Das Unheil hatte eigentlich ich, der kleine Homo sapiens, angerichtet — und ich ging bei der Predigt sozusagen leer aus. Es gibt nun einmal keine Gerechtigkeit in dieser schnöden Welt. Gleichwohl sollte ich aufs empfindlichste getroffen werden, denn es fiel endlich aus dem Munde meiner Mutter wieder das furchtbare Wort: „Die Katze soll mir aus dem Hause, und zwar sofort! Ich behalte sonst kein heiles Stück Porzellan mehr im Hause." Diesmal lautete also der Entscheid auf „sofort"; diesmal stand keine Thür offen, durch welche Pussy hätte entwischen können; diesmal war Anna so zornig, daß sie — trotz meiner flehentlichen Bitten — Pussy sofort beim Nackenfell ergriff, solche in einen Deckelkorb steckte und damit abzog. Wohin sie das unglückliche Tier gebracht, hab' ich niemals erfahren; ich war schon damals geneigt, das Schlimmste anzunehmen; denn eine Katze sucht, wenn man sie auch stundenweit weggebracht hat, doch immer ihr altes Haus wieder auf; wer aber nicht wiederkam — war Pussy!

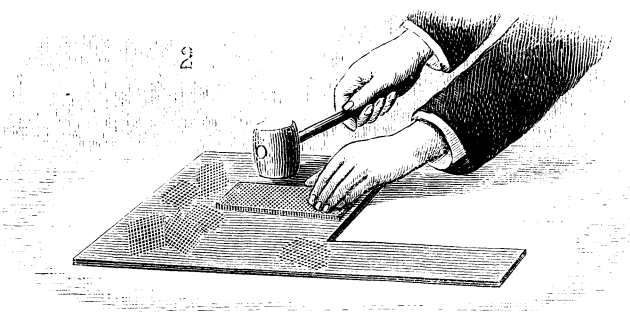
Ich trauerte lange um mein liebes, hübsches, dreibuntes Kätzchen, und da ich in jenem Jahre anfing, meine ersten Verse zu drechseln, so widmete ich Pussy sogar einen poetischen Nachruf, in welchem ich Anna ein „verruchtes Weib" nannte und ihr einen „tückischen Mordstahl" in die Hände gab. Die Schlußverse lauteten:

Wo bleichet dein Gebein,
O teure Pussy mein?

(Fortsetzung folgt.)

Wie man sich einen elektrischen Akkumulator selbst anfertigen kann.

Wir haben wiederholt die Gelegenheit wahrgenommen, unsre lieben Kameraden mit einem alljährlich wenige Wochen vor Weihnachten erscheinenden Jahrbuch bekannt zu machen, das sich das „Neue Universum" betitelt und sich die Aufgabe stellt, der reiferen Jugend die neuesten und interessantesten Erfindungen und Entdeckungen in Wort und Bild in allgemein verständlicher Weise aufzuzählen, geeignet, die jugendlichen Vorstellungen über Beruf und menschliche Schaffenskraft zu klären. Auch der diesjährige Band ist wieder von einer erstaunlichen Reichhaltigkeit an unterhaltenden Erzählungen, Schilderungen von Land und Leuten, Belehrungen über Handel und Wandel, das Verkehrswesen, die Industrie, Technik, über neue Apparate, Maschinen, Bauwerke, über das Militärwesen, die Marine, Aeronautik, Elektrotechnik, Physik, Chemie, Naturgeschichte u. a. m. Den Schluß des Buches bildet eine Abteilung, die sich die „Häusliche Werkstatt" nennt, die in ihren mannigfaltigen Belehrungen und Darstellungen ganz besonders geeignet ist, dem jugendlichen Schaffensdrang Vorschub zu leisten, Liebe und Verständnis für die Anschauung und den Fleiß zu wecken. Wer daher von unsern jungen Lesern bei Gelegenheit der bevorstehenden Festtage durch das Wohlwollen seiner Angehörigen



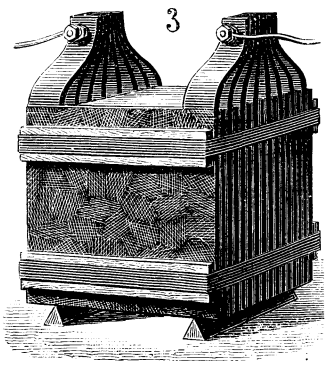
Das Rauhmachen der Bleiplatten.

in der Lage ist, seinen Bücherschrank bereichern zu dürfen, dem sei dieses durch seine Anregung für die Jugend so wertvolle Jahrbuch bestens empfohlen.

Aber auch dem „Guten Kameraden" kommt das Buch wie gerufen, weiß er doch, daß viele seiner lieben Leser schon daran gedacht haben, zu versuchen, sich selbst einen elektrischen Akkumulator herzustellen, und wie das mit verhältnismäßig geringen Mitteln zuwege zu bringen, das ist just in diesem neuesten Universumbande geschildert. Da hat er denn bei der Verlagshandlung darum angehalten, diese Belehrung seinen jungen Lesern mitteilen zu dürfen, gewinnen sie damit doch am besten einen Einblick in das Buch.

Wer im Besitz einer ausreichenden galvanischen Batterie oder gar einer Dynamomaschine ist, also beginnt der Gelehrte des Neuen Universums, dem würde ein Akkumulator wesentliche Dienste zu leisten vermögen, wenn es sich auch nur darum handeln sollte, den Akkumulator in den Stromkreis einzuschalten und dadurch ein Schwanken in der Stromstärke zu verhüten. Da man indessen von einem Akkumulator bekanntlich noch einen weiteren Gebrauch machen kann, indem man zu Zeiten, wo die stromerzeugenden Apparate ruhen könnten, Elektrizität aus diesen in ihm aufspeichert, so gehört er bei größeren galvanischen Versuchen zu den unentbehrlichsten Hilfsmitteln. Wir geben daher im folgenden eine Anleitung, wie man sich in verhältnismäßig einfacher Weise einen solchen Akkumulator, der eine Anzahl Elemente enthält, selbst anfertigen kann.

Das Element besteht aus einzelnen Teilen, deren man am besten 16 herstellt. Jeder Teil wird durch eine Bleiplatte von 17 cm Länge, 15 cm Breite und $2^1/_2$ mm Dicke dargestellt, deren jede mit einem 15 cm langen und 3 cm breiten Fortsatz versehen ist. Man verschaffe sich zu diesem Zweck für jedes Element acht Bleitafeln, die einzelne 30 cm lang, 20 cm breit und $2^1/_2$ mm dick und schneide aus jeder zwei Platten in der Weise, wie es in Fig. 1 C dargestellt ist. Es gilt jetzt, diesen Elementenplatten, die ziemlich glatt sein werden, eine gewisse Rauhigkeit der Oberfläche zu verleihen, bezw. eine solche Rauhigkeit anzubahnen. Um dies zu bewerkstelligen, lege man jede Platte vor sich auf den Tisch, glühe eine gewöhnliche Feile, bis sie ihre Härte etwas verloren hat, lege dann die Feile an den verschiedensten Stellen auf die Bleiplatte und schlage jedesmal mit einem Holzhammer auf die Feile (Fig. 2). Dieses Verfahren wende man auf beiden Seiten der Bleiplatten an. Der Fortsatz wird bei jeder Platte am äußeren Ende durchbohrt. Man bedarf nunmehr eines Glasgefäßes von 23 cm Länge, 15 cm Breite und 20 cm Höhe, in das die Platten gestellt werden



Ein Element ohne Gefäß.

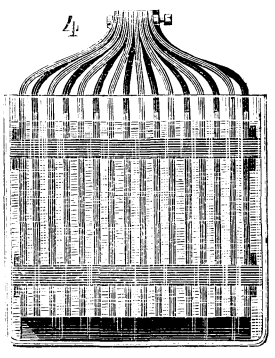
sollen. Ehe letzteres geschieht, müssen sie aber fest miteinander verbunden werden. Zu diesem Zwecke lege man die erste Platte so auf den Tisch, daß ihr Fortsatz sich rechts befindet; nachdem man einige gleichgroße Würfel aus Holz, das mit Paraffin getränkt wurde, zur Isolierung darauf gelegt hat, lege man auf diese eine zweite Platte mit dem Fortsatz auf der linken Seite, dann nach Auflegung einiger Holzwürfel eine dritte Platte, die den Fortsatz wieder rechts hat, u. s. f., bis alle 16 Platten angebracht sind. Danach vereinigt man die Platten fest, indem man um sämtliche 16 Platten einige Gummibänder schlingt, die Fortsätze aber, indem man durch die Durchbohrungen der acht Fortsätze rechts und ebenso links je eine Schraube hindurchsteckt, auf deren Ende dann eine passende Schraubenmutter aufgeschraubt wird. Das Plattensystem gewinnt dann das Aussehen von Fig. 3, bei der nur noch die Fortsätze symmetrisch zusammengebogen sind, damit die Schrauben nicht so lang zu sein brauchen. Fig. 1 A zeigt uns das Element von der Seite, 1 B in einem dazu senkrechten Schnitt. Die beiden Vereinigungspunkte der Fortsätze stellen die Pole der Platten dar, die nun in das Glasgefäß gesetzt werden. Man gießt sodann verdünnte Salpetersäure in das Gefäß (Salpetersäure und Wasser zu gleichen Teilen) und läßt die Platten 24 Stunden in der Säure stehen, wodurch die Oberfläche des Bleies in gewünschter Weise umgewandelt wird. Das Blei wird porös und nimmt an Rauhigkeit zu, dies trägt aber dazu bei, die Herstellung des Akkumulator-Elementes in einer Woche (statt in deren vier bis fünf) zu ermöglichen. Hat die Salpetersäure genügend gewirkt, so gießt man sie weg, und füllt an ihrer Stelle eine Mischung von neun Volumteilen Wasser auf einen Teil Schwefelsäure. Somit ist das Element für die Ladung fertig vorbereitet.

Man stellt nun eine Akkumulator-Batterie aus mehreren derartigen Elementen zusammen und schaltet sie in den äußeren Stromkreis einer Nebenschlußmaschine ein. Nach drei bis vier Stunden wird die Ladung unterbrochen und man verbindet dann die Akkumulatorpole mit einem beliebigen Widerstand (z. B. mit Glühlampen), in den sich der Akkumulator entladet. Nun ladet man von neuem, läßt aber diesmal den Strom umgekehrt laufen. Dann entladet man wieder und ladet zum drittenmal, diesmal wieder im ersten Sinne. Nachdem man das Verfahren drei- bis viermal angewendet hat, ist der Akkumulator zum Gebrauche fertig.

Jedes aus 16 Platten der bezeichneten Art bestehende Element liefert eine elektromotorische Kraft von rund 2 Volts. Soviel Elemente man hat, auf soviel Doppelvolts kann man rechnen. Bei dem Strom zum Laden übersteige man nicht zwei bis drei Ampères auf das Kilogramm der Bleiplatten; dasselbe lasse man beim Entladen gelten.

Auf Stelzen.

Ein weit und breit bekanntes Volksfest ist das sogenannte Stelzenfest, welches alljährlich in der flandrischen Stadt Namur gefeiert und von den Bewohnern der ganzen Umgebung besucht wird. Das Fest hat einen seltsamen geschichtlichen Ursprung. Als Graf Johann über Flandern regierte, kam es in der Stadt Namur zu offener Empörung, weil der Graf zu den ohnehin sehr drückenden Abgaben



Fertiges Element. Seitenansicht.

eine neue Steuer ausgeschrieben hatte. Während der Abwesenheit Johanns drangen die Aufrührer ins Schloß, wo nur die Gemahlin des Grafen anwesend war, und forderten von ihr die Zusage, daß die neue Steuer erlassen werden solle. Da die Gräfin diesem Wunsche nicht zu entsprechen vermochte, warfen die Bürger dieselbe ins Gefängnis und schlossen die Thore, um dem Grafen den Zutritt zur Stadt zu wehren. Letzterer erschien nun mit großer Heeresmacht vor Namur, und begann dasselbe zu belagern. Die Bürger wehrten sich tapfer und nicht die Gewalt der Waffen, wohl aber der Hunger bezwang endlich die Stadt, welche sich genötigt sah, wegen der Uebergabe mit dem Grafen in Unterhandlung zu treten, und um die Bedingungen zu bitten, die derselbe stellen werde.

„Die sollt ihr in Namur erfahren, nicht hier!" war die Antwort des beleidigten Siegers, „vorläufig aber befehle ich, daß bei meinem Einzuge sich niemand auf der Straße sehen läßt, weder zu Fuß, u Roß oder zu Wagen."

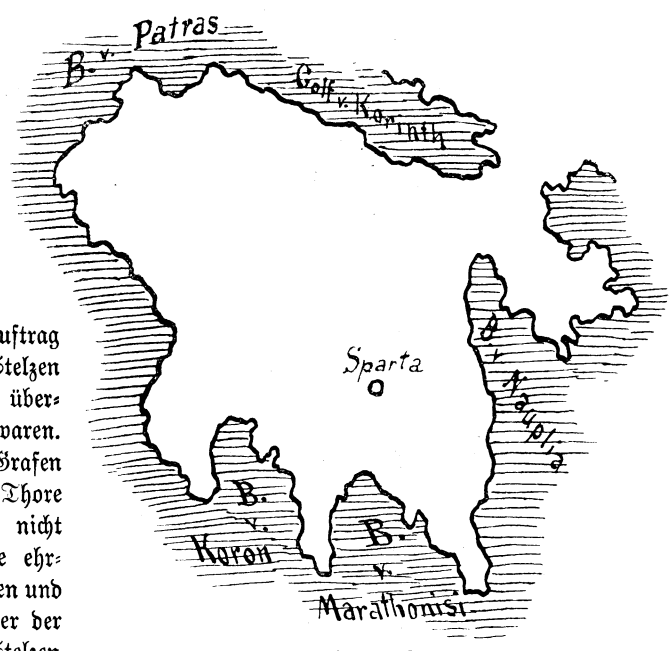
Mit Schrecken vernahmen die versammelten Ratsherren den Bescheid, denn diese Bedingung war ein Zeichen höchster Ungnade und sie wußten jetzt, daß der Graf ein strenges Gericht über die Empörer ergehen lassen werde. Niemand konnte ein Mittel angeben, den erzürnten Gebieter zu besänftigen, die Väter der Stadt waren völlig ratlos.

Da nahm einer der jüngsten das Wort. „Der Graf hat uns zwar verboten, daß wir uns zu Fuß, zu Roß und zu Wagen in den Straßen zeigen sollen," sagte er, „aber von Stelzen hat er nichts gesagt. Nahen wir uns ihm auf Stelzen und bitten um Gnade!"

Dem Vorschlag wurde allgemein zugestimmt und sofort Auftrag gegeben, so viel Stelzen anzufertigen, als überhaupt zu beschaffen waren.

Als sich dem Grafen am andern Tage die Thore öffneten, war er nicht wenig erstaunt, die ehrwürdigen Ratsherren und angesehensten Bürger der Stadt ihm auf Stelzen entgegenkommen zu sehen. Der seltsame Aufzug zwang ihn zum Lachen, sein Zorn wich und ruhig hörte er die Wünsche und Beschwerden der Bürger an. Er fand, daß dieselben berechtigt waren und gewährte Abhilfe; für die offene Empörung aber traf die Stadt nur eine milde Geldstrafe.

Zur Erinnerung an dieses Ereignis wird noch heute das Stelzenfest gefeiert, bei welchem die jungen Burschen auf Stelzen erscheinen und allerhand Kampfspiele aufführen. Volksbelustigungen aller Art finden dabei statt, Schankzelte und Schaubuden werden errichtet und es herrscht das ganze ungezwungene Leben eines echten, wahren Volksfestes.



Skizze aus Karlchens Kartenmappe.

Karlchens Glosse zu obiger Karte.

Ein geistreiches Spiel.

Zwei Engländer saßen auf dem Verdeck eines Rheindampfers und schauten gedankenlos in die Flut. Die Schönheiten der Ufer hatten für sie keinen Reiz, auch die buntbewegte, fröhliche Reisegesellschaft wurde keines Blickes gewürdigt. Gelangweilt streckten sie ihre dünnen Beine weit von sich und von Zeit zu Zeit überkam sie gewaltiges Gähnen. Da hatte der eine der flachshaarigen Söhne Albions eine großartige Idee zu einem neuen, hervorragend geistreichen Zeitvertreib: er holte ein Stückchen Zucker aus der Tasche, brach dasselbe auseinander und reichte die Hälfte dem Gefährten. Beide legten die Stückchen auf ihre Kniee und daneben ein Goldstück; auf wessen Zucker sich die erste Fliege setzte, der hatte das Geld gewonnen. Gewiß eine höchst anregende, die Denkkraft schärfende Unterhaltung.

Logogriphaufgabe.

1. Bahn,	4. Siegel,	7. Cider,
2. Pappe,	5. Mais,	8. Hohn,
3. Minne,	6. Aube,	9. Riese.

Ihr sollt in jedem dieser Wörter irgend einen Buchstaben streichen und dafür einen der Laute **b, e, e, g, n, n, r, r** und **u** einsetzen, so daß ebensoviele neue Wörter entstehen.

Ist alles richtig gefunden, so nennen die gestrichenen Buchstaben einen deutschen Dichter und die dafür eingesetzten seine Vaterstadt.

Scherzrätsel.

7 Zeichen hat's;
Doch bleiben drei,
Nehmt ihr hinweg
Die letzten 3.

Auflösung des Rätsels in Nr. 8.

„Thekla, Hekla."

Auflösung des Rätsels in Nr. 8.

„Ich hatt' einen Kameraden."

Auflösung der Rechenaufgabe in Nr. 8.

Man muß die Zahl 18 fünfmal, die Zahl 91 zweimal streichen: denn $18 \times 3 = 54$,
$91 \times 6 = 546$,
$54 + 546 = 600$.

Leuchtender Brunnen als Tafelschmuck.

Ein solcher ist an Stelle der üblichen Blumenkörbe oder silbernen Tafelaufsätze leicht und billig herzustellen. Der bekannte Elektriker Trouvé ist der Erfinder des neuen Tafelschmuckes. Der leuchtende Brunnen besteht aus einem zierlichen, verschlossenen Brausebecken, welches man vorher mit Wasser füllt. Darüber liegt ein durch eine Röhre damit verbundenes offenes Becken, in dessen Mitte sich eine mit feinen Oeffnungen versehene Glaskugel erhebt. Unter dieser Glaskugel sitzt eine kleine Glühlampe inmitten eines Reflektors, so daß ihre Strahlen nach oben in die Kugel geworfen werden. Durch bunte Schirme, welche sich um eine Achse drehen, kann man dem Licht und damit dem Wasser eine beliebige Färbung verleihen. Am einfachsten ist es, wenn von dem unteren Becken ein Schlauch mit daran angehängter Luftbirne ausgeht, den man unter einer Serviette versteckt und der unter dem Tische vor dem Sitze des Wirtes einmündet. Für gewöhnlich bieten die Becken nur den Anblick eines gewöhnlichen Tafelaufsatzes. Die Ueberraschung liegt darin, daß der Hausherr im geeigneten Augenblick die Birne zusammendrückt. Dadurch bewirkt er das Einschalten eines unter dem Tische angeordneten Elements, welches die Lampe speist, sowie das springbrunnenartige Emporsprudeln des Wassers aus dem unteren Becken durch die Oeffnungen der Glasglocke. Das Wasser wird hierbei von unten beleuchtet und fällt in das obere Becken zurück. Dieses entleert sich dann wieder in das untere, und das Spiel kann von neuem beginnen. Man kann den Brunnen mit der Wasserleitung und die Lampe mit einer Stromleitung verbinden.

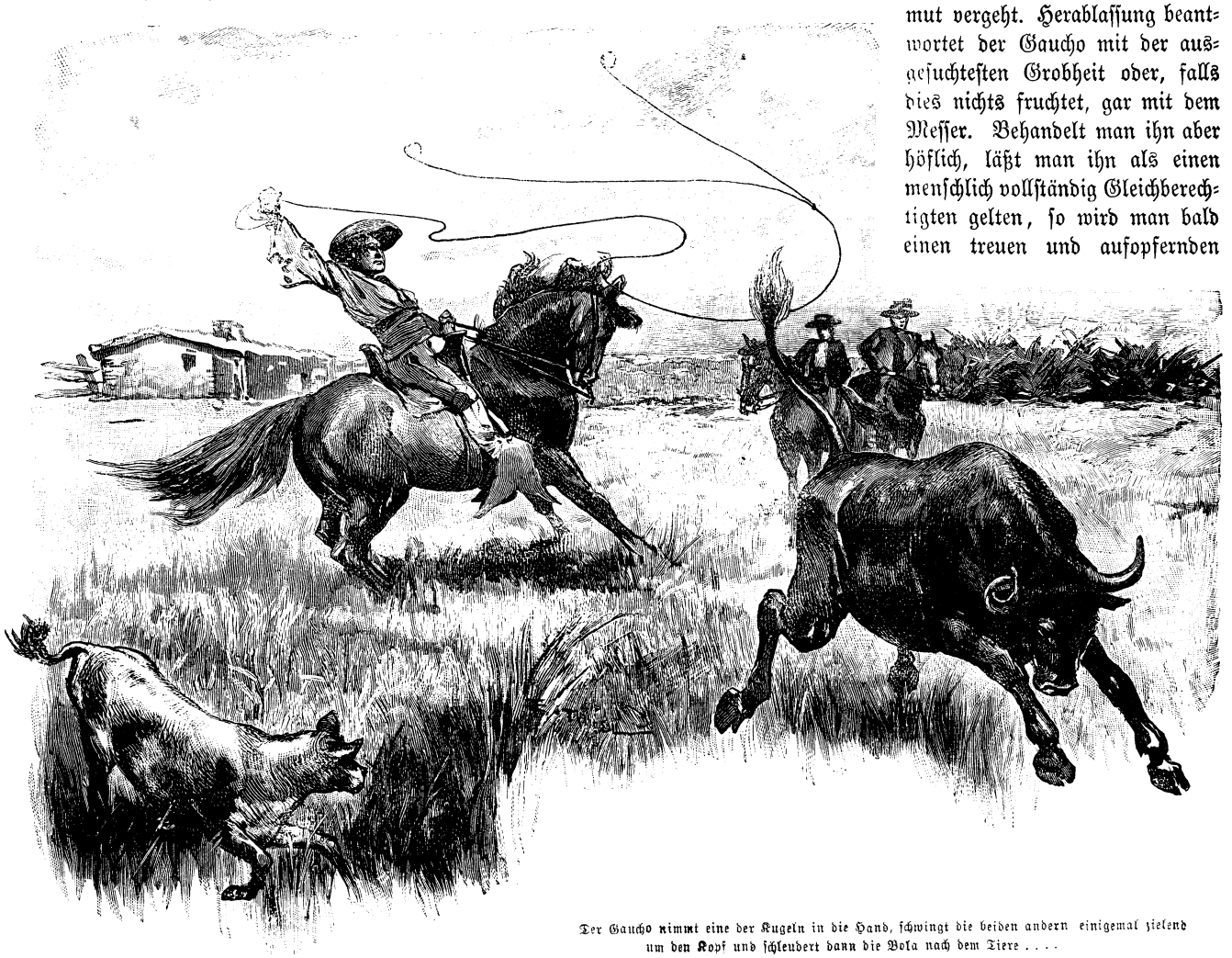
Das Vermächtnis des Inka.

Von Karl May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“, „Kong-Kheou, das Ehrenwort“, „Die Sklavenkarawane“, „Der Schatz im Silbersee“ u. a.

(Fortsetzung.)

Die Gauchos besitzen alle den Stolz des Spaniers und, infolge ihres eigenartigen Lebens, eine ungemeine Freiheitsliebe. Jeder hält sich für einen Caballero und ist sehr höflich gegen andre, um selbst höflich behandelt zu werden. Der ärmste Teufel, ja selbst der Bettler wird „Euer Gnaden“ genannt. Derjenige Fremde, welcher glaubt, er dürfe auf einen Gaucho von oben herabblicken, weil er reicher oder gebildeter als dieser ist, wird bald so zurechtgewiesen werden, daß ihm der Hochmut vergeht. Herablassung beantwortet der Gaucho mit der ausgesuchtesten Grobheit oder, falls dies nichts fruchtet, gar mit dem Messer. Behandelt man ihn aber höflich, läßt man ihn als einen menschlich vollständig Gleichberechtigten gelten, so wird man bald einen treuen und aufopfernden



Der Gaucho nimmt eine der Kugeln in die Hand, schwingt die beiden andern einigemal zielend um den Kopf und schleudert dann die Bola nach dem Tiere ....

Freund an ihm haben. Zu rühmen ist vor allen Dingen seine Ehrlichkeit. So wie er seine Hütte nie verschließt, so wird er selbst auch niemals stehlen. Findet er etwas, so gibt er es, falls die Möglichkeit vorhanden ist, dem Verlustträger ganz gewiß zurück. Ein Gaucho zum Beispiel, welcher so arm war, daß er nicht einmal einen Schemel besaß und das Gerippe eines Pferdekopfes als Stuhl benutzte, fand auf offener Pampa eine Uhr, welche einem ausländischen Reisenden aus der Tasche geglitten war. Er jagte einen Tag lang von einem Nachbar zum andern, um zu erfahren, wem die Uhr wohl gehören könne, und als er von dem Fremden hörte und nun vermuten mußte, daß dieser sie verloren habe, ritt er ihm zwei Tage lang nach, um sie ihm zu bringen. Als ihm der Reisende eine Geldbelohnung geben wollte, warf er sie ihm verächtlich vor die Füße und kehrte, ohne ein Wort zu sagen, um.

Von Jugend auf an das Pferd gewöhnt, sind die Gauchos ebenso kühne wie unermüdliche Reiter. Sie gleichen darin den Westmännern und Indianern Nordamerikas. Eine Strecke von hundert Schritten zu gehen, fällt dem Gaucho gar nicht ein. Sobald er seinen Rancho verläßt, sitzt er zu Pferde. Zweijährige Kinder sprengen auf halbwilden Pferden jubelnd in die Pampa hinein. Auch die Frauen reiten, und zwar nach Männerart, nicht die Beine auf einer Seite des Pferdes. Oftmals sieht man Mann und Weib zusammen auf einem Pferde sitzen, die Frau dann stets verkehrt auf dem Hinterteile des Pferdes, ohne allen Halt, ihren Rücken an denjenigen des Mannes lehnend. Und doch fällt sie selbst im schnellsten Galopp nicht herab.

Eine Untugend, und zwar eine große, besitzt der Gaucho. Er ist nämlich vollständig gefühllos gegen sein Pferd. Er schnallt den Sattel auf den wunden, eiternden Rücken seines Tieres und gräbt demselben mit den großen, scharfen Sporen tiefe Löcher in die Weichen, ohne daran zu denken, welche Schmerzen er dem armen Geschöpf bereitet. Darum fürchten die Pferde ihren Herrn und gebärden sich wie toll, wenn er sie zusammentreibt, um sich für den Ritt eins mit dem Lasso aus der Herde zu fangen. Bricht es unter ihm zusammen, so läßt er es, noch lebend, für die Geier liegen und holt sich ein andres. Bei den ungezählten Herden, die es im Lande gibt, ist ein Pferd so billig, daß man sich zum Tode eines solchen Tieres vollständig gleichgültig verhält. Daher die zahllosen Pferdegerippe, denen man allüberall begegnet. Man kann, ohne zu übertreiben, sagen, daß die weiten, endlosen Pampas mit Pferdeknochen geradezu gedüngt sind.

Das eigenartige Leben, welches der Gaucho führt, der vollständige Mangel aller Schulen und sonstigen Bildungsmittel und der fortwährende Umgang mit halbwilden Tieren, das sind die Ursachen davon, daß der Gaucho zarteren Regungen vollständig unzugänglich ist. Dazu kommen die traurigen politischen Zustände des Landes. Ein Geschichtsschreiber hat gesagt, daß in den La Plata-Staaten es kein Jahr ohne wenigstens eine kleine Empörung gebe, und es ist wahr, daß seit Menschengedenken dort eine Revolution der andern folgte. Das verroht den Menschen. Der Gaucho, dem ruhigen Leben abgeneigt und durch seinen Beruf abgehärtet, ist jederzeit bereit, sich einem Pronunciamiento — das ist der Ausdruck für Revolte — anzuschließen. Je öfters dies geschieht, desto tiefer drückt die Unbotmäßigkeit sich seinem Wesen ein, und die Folge davon ist, daß die Bewohner derjenigen Distrikte, welche sich öfters gegen die öffentliche Gewalt auflehnen, in Beziehung auf gute Eigenschaften weit hinter den andern zurückstehen. Daher die Verschiedenheit, mit welcher die Bewohner der Pampas beurteilt werden.

Die zweite Art der Niederlassung wird Hacienda genannt. Ein Haciendero betreibt Feld- und Viehwirtschaft zugleich, wird also selten große Herden besitzen. Die dritte Art wird Estancia genannt. Der Estanciero gibt sich nicht mit Ackerbau ab; er züchtet nur Vieh, um dasselbe in die Schlachthäuser zu liefern. Es gibt Estancieros, welche mehrere hunderttausend Stück besitzen.

Diese Tiere befinden sich sowohl im Sommer als auch im Winter stets im Freien. Obgleich sie von reitenden Gauchos beaufsichtigt werden, kommt es häufig vor, daß sie über die Grenze laufen und unter die Herden des nächsten, ja des zweiten und dritten Nachbars gelangen. Um dadurch verursachten Verlusten vorzubeugen, brennt jeder Besitzer seinen Tieren einen Stempel ein, welcher bei der Behörde für ihn registriert worden ist. So kennt jeder sein Eigentum und liefert von Zeit zu Zeit den zugelaufenen Bestand den rechtmäßigen Eigentümern zurück. Beim Verkaufe eines Pferdes oder Rindes wird das Zeichen dadurch ungültig gemacht, daß man es nochmals, und zwar verkehrt, auf das vorherige einbrennt, eine schmerzhafte Manipulation, welcher sich die Tiere natürlich mit aller Anstrengung widersetzen.

Eine solche Zeichnung der noch nicht mit einem Stempel versehenen jungen Rinder war eben im Gange, als die Reiter die Estancia erreichten. Eine Anzahl berittener Gauchos war beschäftigt, die Tiere draußen auf dem Campo zusammen und dann in den dazu bestimmten Corral zu treiben. Unter Corral ist hier ein freier Platz zu verstehen, welcher von hohen, stachelichten Kaktushecken umgeben ist.

Die Rinder wissen ganz genau, daß stets etwas Ungewöhnliches bevorsteht, wenn man sie nach dem Corral bringen will, und weigern sich infolgedessen, ihren Hirten zu gehorchen. So auch hier. Sie versuchten, auszubrechen, stets aber waren die kühnen Reiter da, sie mit hochgeschwungenem Lasso oder kreisender Bola daran zu hindern.

Die Bola ist ein Wurfgeschoß, welches aus drei Blei- oder Eisenkugeln besteht. Jede dieser Kugeln hängt an einem starken, unzerreißbaren Riemen; die Enden dieser Riemen sind zusammengebunden. Der Gaucho nimmt eine der Kugeln in die Hand, schwingt die beiden andern einigemal zielend um den Kopf und schleudert dann die Bola nach dem Tiere, welches er fangen will. Er verfährt dabei mit einer solchen Geschicklichkeit, daß die Bola sich um die Hinterbeine des Pferdes oder Rindes schlingt, und dieses zum Falle bringt.

Die Tiere kennen diese Schleuderkugeln sehr genau und fürchten sie ebensosehr, wie sie den Lasso scheuen. So oft sie ausbrechen wollten, trieb die Angst vor diesen Waffen sie wieder zurück. So kamen sie, zu beiden Seiten und hinter sich die schreienden Gauchos, mit donnerndem Gestampfe herangebraust. Am offenen Corral angekommen, stutzten sie; als aber ein alter, erfahrener Bulle, welcher wohl wußte, daß er für sich nichts zu befürchten hatte, hineinrannte, folgten die andern hinter ihm drein, und die Umzäunung wurde sofort geschlossen.

Da sahen die Gauchos die vier Reiter halten. Sie kamen herbeigeritten. Der vorderste rief, als er den Chirurg erblickte, fröhlich lachend:

„Cielo, beim Himmel, das ist el Carnicero, der Fleischhauer! Willkommen, Señor! Wollen Sie bei uns vielleicht

etwas herunterfäbeln? Wir sind alle gesund und munter. Lassen Sie also Ihre Instrumente stecken!"

Dieser Empfang schien den Doktor Parmesan zu verdrießen, denn er antwortete:

„Lassen Sie solche Scherze, wenn Sie mit einem Caballero sprechen! Wie können Sie mich Carnicero nennen! Ich verbitte mir das! Meine Ahnen wohnten auf altkastilianischen Burgen und Schlössern und haben siegreich gegen die Mauren gekämpft, als von Ihren Vorfahren noch keine Rede war. Für Sie bin ich Don Parmesan Rui el Iberio de Sargunna y Castelguardiante. Das merken Sie sich, Euer Gnaden!"

„Schön, Don Parmesan, ich merke es mir. Uebrigens wollte ich Sie keineswegs beleidigen. Sie wissen ja, welche Wertschätzung wir Ihnen widmen, und werden es mir also verzeihen, wenn ich in der Freude über Ihre Ankunft den rechten Ausdruck verfehlte!"

„Das lasse ich mir eher gefallen. Die Reue findet bei mir stets ein versöhnliches Herz. Ich verzeihe Ihnen, zumal ich allerdings weiß, daß Sie meine chirurgische Geschicklichkeit anerkannt haben. Ich mache Sie bei dieser Gelegenheit darauf aufmerksam, daß man bei einer Trepanation der Hirnschale jetzt nicht mehr mit dem zirkelförmigen Trepanum, sondern mit dem Meißel arbeitet. Und was die Heilung des Krebses betrifft, so darf man nicht zu lange bei Umschlägen von Cicuta, rotem Fingerhut und Belladonna verweilen, sondern soll sobald wie möglich zur Exstirpation schreiten. Heraus mit dem Krebs! Man muß das Messer nehmen und schnell — — —"

„Bitte, davon später!" unterbrach ihn der Gaucho. „Sie wissen, Don Parmesan, daß wir uns sehr gern von Ihnen belehren lassen, denn es gibt keinen, der ein solches Messer führt wie Sie; aber Sie haben da Señores bei sich, gegen welche wir unhöflich sein würden, wollten wir vom Krebse weiter sprechen oder ihnen gar Löcher in den Schädel meißeln. Darf ich Euer Gnaden um ihre Namen bitten?"

„Die Señores sind neue Bekannte von mir, welche nach dem Gran Chaco wollen, gelehrte, hochstudierte Leute, infolgedessen ihre Namen so schwer auszusprechen sind, daß es mir unmöglich ist, sie Ihnen zu sagen."

„Ich heiße Morgenstern und mein Begleiter Kiesewetter," erklärte der Privatgelehrte. „Wir sind gekommen, um einige Pferde zu kaufen. Hoffentlich sind welche übrig, was der Lateiner supersum oder nach Umständen auch reliquus nennt."

„Nun, Reliquien sind unsre Pferde nicht; aber der Estanciero wird Ihnen doch gern einige verkaufen. Leider kommt er erst heute abend heim. Sie werden bis dahin unsre Gäste sein und können, wenn Sie sich unterhalten wollen, an der Zeichnung unsrer Rinder teilnehmen."

„Außerordentlich gern! Ich habe so etwas noch nicht gesehen."

„So kommen Sie! Ich werde Sie dem Majordomus vorstellen."

Er ritt ihnen voran nach dem Wohngebäude und rief den Majordomus heraus, welcher die Herren willkommen hieß und in das Zimmer führte. Der Peon aus Santa Fé wurde abgelohnt und kehrte mit den Pferden nach der Stadt zurück.

Der Besitzer der Estancia war gewiß ein wohlhabender Mann, dennoch konnte die Einrichtung seiner Wohnung nicht einmal mit derjenigen eines einfachen deutschen Arbeiters verglichen werden. Die vier Lehmwände waren nackt und leer. Es gab einen alten Tisch, zwei noch ältere Stühle und mehrere niedrige Schemel. Eine Guitarre hing in der Ecke. Das war alles. Der Majordomus lud zum Sitzen ein und begab sich nach der Küche, um den üblichen Mate zu holen, welcher jedem Gaste sofort vorgesetzt wird.

Mate ist Paraguay-Thee; er wird aus den Blättern und Stengeln von Ilex paraguyensis gewonnen und hat die Form eines groben Pulvers. Man thut eine Prise desselben in einen kleinen, ausgehöhlten Flaschenkürbis und gießt kochendes Wasser darauf. Der Thee wird nicht getrunken, sondern mittels einer dünnen, metallenen Röhre, Bombilla genannt, die man in den Mund nimmt, aus dem Kürbis gesogen. Da die Bombilla sehr heiß wird, verbrennen sich Ausländer, welche diese Art des Trinkens nicht gewöhnt sind, gewöhnlich Lippen und Zunge, bis sie gelernt haben, vorsichtig zu sein.

Solchen Mate bekamen die drei Gäste. Der Chirurg sog das Getränk mit Vorsicht in den Mund, Fritze war lange genug im Lande gewesen, um zu wissen, daß er sich in acht zu nehmen habe; der Doktor aber brachte dem Mate sofort den Tribut, welchen in der Regel jeder Ausländer ihm bringt. Die Bombilla war heiß, und er sog zu kräftig, infolgedessen er zu viel des wohl achtzig Grad nach Reaumur haltenden Thees in den Mund bekam. Er verbrannte sich, und da er es für unanständig hielt, den Mate auszuspucken, schluckte er ihn hinab. Natürlich verbrannte er sich auch den Schlund und rief, indem er sein Gesicht schmerzlich verzog:

„O weh, meine Lippen, mein Gaumen, mein Schlund, lateinisch Labia, Palatum und Gluttus genannt! Das ist ja der reine Teufelstrank, ganz geeignet, die Verdammten in der Hölle innerlich zu martern! Ich danke ganz ergebenst für dieses Ilex-Wasser!"

„Dat habe ick bei die ersten Versuche ooch jesagt," meinte Fritze. „Bei zu kräftige Anziehungskraft verfeuerwerkert man sich die Jeschmacksorgane, doch dauert's nicht lange, bis man sich injerichtet und den richtigen Manometerdruck anjewöhnt hat. Trinken Sie man weiter, Herr Doktor!"

„Fällt mir gar nicht ein! Ich glaube, mein Schlund ist eine einzige Brandblase!"

Er war durch kein Zureden zu bewegen, noch einen Zug zu thun. Die beiden andern aber hatten ihre Calabazas (Flaschenkürbisse) bald ausgeleert, und dann wurden sie von dem Majordomus aufgefordert, sich mit nach dem Corral zu begeben, um dem hochinteressanten Zeichnen der Rinder beizuwohnen. Don Parmesan legte seinen roten Ponchos, sein Kopftuch und die Chiripa ab, welche beide von derselben Farbe waren. Von Morgenstern nach dem Grunde befragt, antwortete er:

„Wissen Euer Gnaden noch nicht, daß die rote Farbe diese halbwilden Rinder reizt? Wer rot gekleidet ist, soll sich hüten, einem Toro nahe zu kommen."

„Meinen Sie? Meines Wissens ist es nur vom Puter wissenschaftlich festgestellt, daß er gegen diese schöne Farbe idiosynkrasiert. Aber daß auch das Rind, Bos auf lateinisch, denselben Widerwillen besitzt, ist wohl hie und da geäußert, aber noch von keinem Zoologen mit unumstößlichen Beispielen belegt worden. Da ich nun Zoolog bin und hier eine so vortreffliche Gelegenheit finde, mir hier den Stoff zu einer gelehrten Abhandlung über dieses Thema zu sammeln, so würde es eine Sünde gegen die Wissenschaft sein, wenn ich meine roten Kleidungsstücke ablegen wollte."

„Aber Sie begeben sich in Gefahr, Señor!"

„Der echte Jünger der Wissenschaft darf, wenn es gilt, ein Problem zu lösen, nicht fragen, ob eine Gefahr damit ver-

bunden ist. Ich bleibe also angekleidet, wie ich bin."

„Ick ooch," stimmte Fritze bei. „Da ich der Diener eines Zoologen bin, darf mir selbst der größte Ochse nichts andres als nur ein Gegenstand dieser edlen Wissenschaft sein."

Lanzenmann mit Schild. Armbrustschütze.

Der Majordomus hatte jedenfalls seine eigenen Gedanken, hielt es aber nicht für nötig, auch seinerseits eine Warnung auszusprechen, die doch auch ohne Erfolg gewesen wäre. Man ging hinaus. Der Haupteingang des Corrals war zu, doch gab es neben demselben eine kleine, schmale Oeffnung, durch welche ein Mensch schlüpfen konnte; diese benutzten die drei Gäste, um in den Corral zu kommen. Der Majordomus blieb außerhalb desselben.

Der Rodeo, wie man das Zusammentreiben einer Herde in die Corrals nennt, war im vollsten Gange. Die Masse der Rinder hielt eingeschüchtert im hintern Teile des umzäunten Platzes; das Jungvieh aber, welches gezeichnet werden sollte, jagte, von den Gauchos verfolgt, auf dem freien Raume umher. Jedes Rind, welchem die Marke aufgebrannt werden sollte, mußte eingefangen und so gefesselt werden, daß es keinen Widerstand zu leisten vermochte. Dazu gehörten, wie es hier auf dieser Estancia gehandhabt wurde, fünf Gauchos. Andre waren beschäftigt, ein Feuer zu unterhalten, in welchem die Stempel glühend gemacht wurden.

Der ganze Vorgang ging folgendermaßen vor sich: Das betreffende Rind wurde zunächst von den übrigen geschieden. Während es dann über den Platz rannte, jagte ihm ein Gaucho nach, um ihm den Lasso über den Kopf zu werfen. Die Schlinge zog sich stets mit unfehlbarer Sicherheit um den Hals zusammen, benahm dem Tiere den Atem und riß es nieder. Sofort waren die vier andern Gauchos bei der Hand, um ihre Schlingen um die Beine zu werfen. Die Pferde, auf denen diese fünf Reiter saßen, und an deren Sattelknöpfe die Enden der Lassos befestigt waren, kannten das, was sie zu thun hatten, sehr genau; sie zogen, jedes in der betreffenden Richtung, die Lassos straff an, wodurch die Beine des Rindes scharf ausgestreckt wurden, und in diesem Augenblicke sprang ein sechster Gaucho mit dem glühenden Stempel herbei, um ihn dem Tiere auf den linken Oberschenkel zu drücken. War dies geschehen, so ließ man es frei; es sprang auf, rannte, vor Schmerz und Aufregung brüllend, einige Male hin und her und kehrte dann zur Herde zurück, um sich in derselben zu verstecken.

Diese Prozedur lief nicht immer glatt ab. Zuweilen saß ein Lasso nicht an der gewünschten Stelle fest; das Tier konnte sich also bewegen und sich wehren. Dann war Hilfe oder doppelte Anstrengung notwendig, und das ging nicht ohne Rufen und Schreien, ohne Scenen ab, bei denen es einem Europäer hätte angst und bange werden mögen. Das gequälte Rind sträubte sich brüllend; die andern stimmten ein und stoben schnaubend auseinander, um auf dem Platze umherzujagen, bis sie von den Gauchos mit hochgeschwungenen Lassos und Bales wieder zusammengetrieben wurden. Da kam es vor, daß ein widerspenstiger Ochse sich zur Wehr setzte und der angegriffene Reiter sich nur durch Aufbietung aller seiner Geschicklichkeit zu retten vermochte.

„Dat ist allerdings hochinteressant," sagte Fritze nach einer solchen Scene zu seinem Herrn. „Ick habe doch auch schon zu Pferde jesessen, aber sonne Jelenkigkeit, wie hier erforderlich ist, kann ick nicht aufweisen. Ick bin überzogen, daß dat erste beste Rind mir über den Haufen rennen würde, Ihnen nicht auch, Herr Doktor?"

„Mit mathematischer Gewißheit kann ich diese Frage nicht beantworten," meinte bedachtsam der Doktor. „Ich habe noch keine Erfahrungen darüber, und man soll, wie die Wissenschaft lehrt, nur das behaupten, was man beweisen kann. Uebrigens liegt mir an dem Beweise, daß ich umgerannt wurde, bedeutend weniger als an demjenigen, daß der Wiederkäuer, welchen wir mit dem Worte Rind bezeichnen, wirklich einen so großen Widerwillen gegen die rote Farbe hat, wie vorhin behauptet wurde. Ich hoffe, du wirst mir behilflich sein, einen darauf bezüglichen Versuch anzustellen."

„Sehr jerne, wenn es nämlich ohne zerbrochene Gliedmaßen jeschehen kann."

„Ohne allen Zweifel!"

„So? Denken Sie doch an den Büffel beim Stierjefecht!" (Forts. folgt.)

Bewaffnung im Mittelalter.

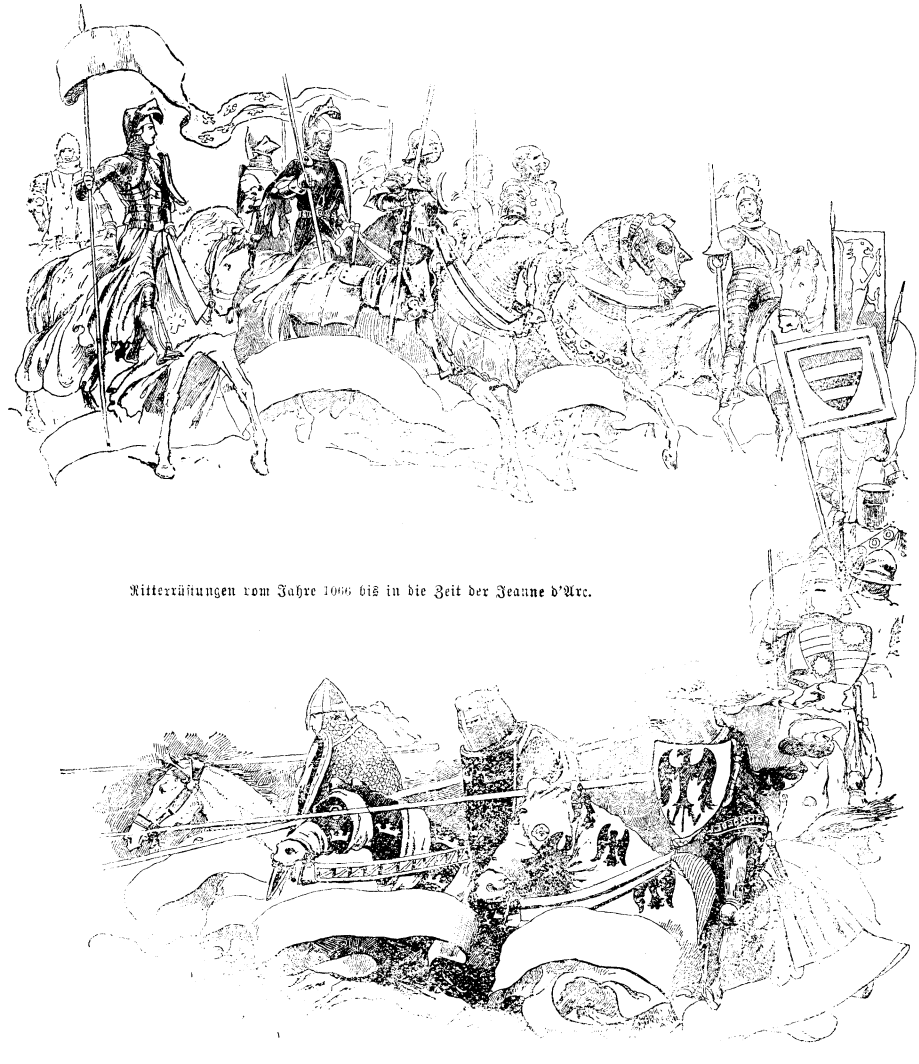
(Fortsetzung.)

Die hauptsächlichsten Eigenschaften des Ritters, Schnelligkeit und Wucht des Angriffes, gingen verloren. Vor den Pfeilen der Bogenschützen stürzten die Pferde nieder und bergab ging es mit den Rittern, die, durch den Fall halb betäubt, zu Hindernissen für die andern, die über sie hinfielen, wurden, um dann wechselseitig von den Dolchen des Pöbels hingerafft zu werden. So war es der Fall bei Crécy; bei Poitiers wurden die tapfern, aber nur langsam lernenden Franzosen von den Pferden abgeworfen, da sie in ihren schweren Rüstungen schlechter denn je daran waren, und die Engländer trugen den Sieg davon. Nach dem unglücklichen Ausgang der Schlacht bei Azincourt stiegen die Franzosen wieder zu Pferde, griffen aber, durch die Erfahrung belehrt, weit

wirkungsvoller in Schwadronen an; oft im halben Quadrat, der Winkel gegen die Front. Aber in der Zeit von 1440 bis 1500 erhielt der Stahl, um den Bleikugeln Widerstand leisten zu können, ein solch ungeheures Gewicht, daß dieses zum Todesstoß für die Rüstung wurde, die dessenungeachtet noch nahezu 200 Jahre im Sterben lag. Der Angriff der Schwadron war fürchterlich und entscheidend, wenn er erfolgreich geführt wurde; aber er hing von gar mancherlei Zufällen ab und erforderte das denkbar günstigste Terrain, so daß der Angriff der schwer bewaffneten Edelleute nur ein äußerstes Hilfsmittel war, und seit dem Ende des 15. Jahrhunderts nur noch selten gewagt wurde.

War diese eherne Masse einmal zum Angriff ausgerückt, so konnte sie nur mühsam Halt machen oder eine Schwenkung ausführen; ein Sumpf brachte sie in Unordnung, eine nicht vorhergesehene Grube konnte sie aufreiben, wie später die eingesunkene Straße bei Waterloo die französischen Küraſſiere begrub, während die leichte Reiterei, die sie in den Flanken oder von hinten attackierte, stets die Oberhand behielt. Die Kanonen trugen selbstverständlich zu dieser Umwälzung wesentlich bei. Um das Jahr 1450 kostete die einfachste komplette Rüstung für Roß und Reiter etwa 8000 Mark nach unsrem Gelde, gewiß eine riesige Summe für die Ausrüstung eines einzigen Soldaten. Zudem konnte ein einziger Schuß dieser ganzen Herrlichkeit ein jähes Ende bereiten und die Ritter, so waghalsig sie auch oft ihr Leben wagten, zögerten doch, ein so wertvolles Besitztum, das sich so schwer ersetzen ließ, aufs Spiel zu setzen. Daher zogen sich die Edelleute nach dem Hintergrund der Schlacht zurück, und im Solde der Fürsten des 15. Jahrhunderts erscheint auf einmal die mit nur geringen Kosten ausgerüstete leichte Reiterei, die thatsächlich gute Dienste verrichtete. Die Ritter zogen aber aus diesen Lektionen keinen Nutzen, sie gingen vielmehr daran, ihre Rüstung schwerer zu machen, um der Wirkung des Pulvers bessern Widerstand zu leisten. Sie trugen zwar im Jahre 1495 noch einen ephemeren Erfolg bei Fornovo di Taro davon, wo Karl VIII. die Italiener besiegte, aber bei Marignano und Ravenna wurden die Ritter von der Schweizer und spanischen Infanterie aufs Haupt geschlagen, und am 24. Februar 1525 bewies die Schlacht von Pavia ihre gänzliche Unbrauchbarkeit. Der Gedanke war ihnen entsetzlich, daß der Rücken eines Ritters, wie des Seigneur de Bayard, der am 20. April 1524 an der Sesia fiel, durch eine geringe Dosis Schießpulver und noch dazu durch den Schuß eines gemeinen Soldaten gebrochen werden konnte. Aber die Umwälzung auf dem Gebiete der Bewaffnung hatte sich eben damals bereits vollzogen. Die Edelleute, die unter Heinrich IV. bei Jory la Bataille am 14. März 1590 zum Angriff vorgingen, trugen noch Stiefel aus Büffelleder, aber unter dessen Nachfolger, Ludwig XIII., war die Rüstung bereits zu einem Hofkostüm entartet.

Wenden wir uns nach dieser im großen Zuge gegebenen Betrachtung der mittelalterlichen Bewaffnung nun zu den Fußsoldaten, die anfänglich nur eine bescheidene Ziffer zur Vergrößerung der Heere des Königs ausmachten, dann aber ein beachtenswerter Faktor und schließlich zu einer Macht wurden. In den früheren Jahrhunderten war der Fußsoldat oft nur ein Sklave, doch ob dienstbar oder frei, immer blieb er der Vasall eines weltlichen oder kirchlichen Oberherrn und mußte sein Schwert ziehen für Burg oder Kloster. „Sein Schwert ziehen" war in diesem Falle eigentlich ein euphemistischer Ausdruck, denn in grauer Vorzeit, dem „eisernen zehnten Jahrhundert", in welchem, wie Stendhal sagt, jedermann zwei Dinge wünschte, nämlich erstens nicht getötet zu werden, und zweitens einen guten Lederrock zu besitzen; damals war der Fußsoldat keineswegs immer so glücklich, ein Schwert zu haben. Von der Bestellung seines Feldes durch irgend einen Oberen abberufen, befestigte er seine Hippe an ein



Ritterrüstungen vom Jahre 1066 bis in die Zeit der Jeanne d'Arc.

lange Stange, schnitt sich einen derben Knüttel, dessen Ende er in der Asche seines Feuers so lange härtete, bis es zu einer Kriegskeule wurde, und zog nun aus, um irgend einen Feind zurückzuschlagen. Er kämpfte Seite an Seite mit jedem handfesten Mann seines Distriktes und führte selbst gegen die Mönche Krieg. So war der Fußsoldat im Anfang des Mittelalters nur ein armer Geselle, der, mit einer Keule oder einem Speer bewaffnet, vor dem Ritter davonlief, so lange der letztere zu Pferde saß, und der, wenn der Reiter einmal zu Boden lag, dessen Kehle mit seinem Ebermesser durchschnitt. Der Fußsoldat tauchte zuerst in Italien auf, wo der Feudalismus nie tiefere Wurzeln schlug, und wo die alte Ueberlieferung von den Legionen, welche die Welt eroberten, noch stark in der Erinnerung lebte. Die Freiheit, deren er sich erfreute, war ein Geschenk der freien Stadt an die Sklaven; und die freie Stadt hatte berechtigten Anspruch auf diesen Namen, denn sie stand nicht, wie die vlämischen und deutschen Städte, unter der unmittelbaren Botmäßigkeit eines Fürsten, sondern schuldete höchstens dem Namen nach eine gewisse Lehenspflicht dem in weiter Ferne weilenden Kaiser, der erst über die Alpen ziehen mußte, um ihre Huldigung mit der Spitze seines Schwertes einzutreiben. Aber selbst dieses leichte Joch wurde auf die Dauer unerträglich, und als im 12. Jahrhundert die Städte des lombardischen Bundes zum Kriege gegen Kaiser Friedrich Barbarossa rüsteten, befreite und bewaffnete jede Stadt die Leibeigenen ihres zugehörigen Gebietes, die nun Seite an Seite mit Edelleuten und Bürgern kämpften und mit ihnen sich in den Ruhm von Legnano teilten. Ein Kaiser nach dem andern rüttelte vergebens an dem eisernen Wall der bürgerlichen Freiheit und die in voller Stahlrüstung streitenden deutschen Ritter, die tapfersten in Europa, fanden in der leicht bewaffneten Miliz der italienischen Städte ebenbürtige Gegner. Selbst als der Kaiser besiegt war, brauchte man Soldaten, einesteils für die endlosen Kriege mit den benachbarten Städten, anderenteils um die Macht der kaiserlichen Vasallen zu zerstören, deren Burgen und Anhänger eine ewige Drohung für die Republiken waren. So ging aus der Freiheit wieder die Freiheit hervor und der Kampf gegen einen mächtigen Despoten erzeugte wieder andre Kämpfe gegen geringere Tyrannen; die Edelleute wurden gezwungen, anstatt Raubrittern, die Kaufleute und Reisende plünderten, friedliche und das Recht schützende Bürger zu werden; ihre Besitzungen wurden nicht, wie in Frankreich, den Zwecken der Jagd dienstbar gemacht, sondern sie wurden in nutzbringende Oliven-, Obst- und Weingärten oder auch in Kornfelder umgewandelt.

Feudalherrschaft und Leibeigenschaft, die schon im 12. Jahrhundert stark bedroht waren, verfielen beständig während des 13. und verschwanden im 14. Jahrhundert gänzlich. Da wurde der Bauer, der früher Leibeigner gewesen, ein gemieteter Arbeiter oder ein Landmann, der keinerlei Abgaben zu leisten hatte, sich mit dem Eigentümer des Pachtgutes in den Gewinn teilte und durch Sparsamkeit und Besonnenheit oft genug selbst zum Landeigentümer wurde. Auf jeden Fall erhielt er hierdurch ein besonderes Interesse für den Boden, den er bebaute und in Kriegszeiten erhielt er, glücklicher als der Städter, für seine mit der Waffe geleisteten Dienste oft eine Summe, die seinen täglichen Einnahmen gleichkam. War der Krieg erklärt und hatte er Spaten und Hacke mit Schild und Lanze vertauscht, so wußte er genau, für was er kämpfte, denn das Vaterland war ihm mehr geworden als ein leeres Wort.

(Fortsetzung folgt.)

Ein aufopferungsvoller Kamerad.

Als Lord Byron, der große englische Dichter, sich noch auf dem Lyceum zu Harrow befand, hatte er mit seinem Mitschüler Robert Peel, dem später so berühmt gewordenen Staatsmann, ein intimes Freundschaftsbündnis geschlossen. Eines Tages forderte ein Schüler der Oberklasse von dem jungen Peel eine Dienstleistung, die dieser hartnäckig verweigerte. Aber der ältere Knabe überwältigte den weit schwächeren Peel und schlug ihn mit der Faust wiederholt auf die Muskel des Oberarmes, was bekanntlich einen empfindlichen Schmerz verursacht. Da trat Byron zornflammenden Antlitzes vor den großen Schüler hin und fragte ihn, wie viel Schläge er seinem Freunde noch zu geben gedenke.

„Weshalb, Kleiner? Was geht das überhaupt dich an?“ versetzte jener.

„Gewiß, geht das mich etwas an,“ erwiderte Byron, „Peel ist mein Freund und ich will ihm die Hälfte der ihm zugedachten Schläge abnehmen.“ Dabei streifte er den Rockärmel auf und hielt ihm den entblößten Arm hin.

Mit Recht bemerkt Thomas Moore, der in seiner Biographie des Lord Byron diesen Vorfall erzählt: „In diesem kleinen Zuge liegt eine wahrhaft erhabene Mischung von Unschuld und Großmut.“

Erinnerungen eines Tierfreundes.

(Fortsetzung.)

Das Gedicht kam meinem Vater zu Gesicht und er lachte, lachte darüber, daß ihm die blanken Thränen über die Wangen liefen. Ich fühlte mich in meinen heiligsten Gefühlen verletzt: lachte mein Vater über meine Verse — meine schönen, elegischen Verse — oder lachte er über meine treue Anhänglichkeit an Pussy? Höchst wahrscheinlich lachte er über beides. Nun liefen auch mir die Thränen über die Wangen — aber Thränen der Scham, des Zornes. „Junge, hör auf zu flennen!“ rief mein guter Vater endlich; „du machst ein Gesicht, wie ein junges Nilpferd, das Zahnweh hat. Wenn dein Herz denn gar so gewaltig an Tieren hängt, so verspreche ich dir ein junges Hündchen. Fuhrmann Eilers in der Taubenstraße hat junge Pudelhunde, wie ich zufällig heute morgen erfuhr, und da magst du dir einen holen. Was das Tierchen kostet, zahle ich.“

Wer war glücklicher wie ich? Keine Musik von Mozart oder Beethoven, von Wagner oder Mendelssohn hat mir später so entzückend in die Ohren geklungen, als damals das Wort vom Vater: „Du magst dir ein junges Hündchen von Eilers holen.“ Und nun gar ein Pudelhündchen! Diese Art, die ich über alles liebte. Sofort stürmte ich nach meiner Schwester Ida, um dieser mein unermeßliches Glück mitzuteilen. Ida freute sich mit mir und alsbald berieten wir, wie das Hündchen heißen solle. Ich schlug sämtliche Helden- und Göttternamen des griechischen Altertums vor: Hektor, Ajax, Achill, Kastor, Pollux u. s. w., welche jedoch Ida verwarf, da sie „zu abgedroschen“ seien; Ida ihrerseits führte die Namen Molly,

Lady, Moppy u. s. w. ins Feld, welche ich indes als „zu weichlich“ zurückwies. Ida bewegte sich als angehende Töchterschülerin damals in den Anfängen der englischen Sprache und mit hochgelehrter Miene nannte sie mir das Wort Fellow, welches Gefährtebegleiter, Freund bedeute. Fellow, ja, dieser Name gefiel mir, und mein Hündchen ward also getauft, bevor ich es noch besaß. Selbstverständlich säumte ich jedoch nicht, das Hündchen zu holen. Es wurde mir ohne Anstand verabfolgt, und „meinen Fellow“ zärtlich in den Armen haltend, verließ ich glückstrahlend das Haus des Fuhrmanns. Das Tier war aber auch gar zu reizend! Sein Fell war voll von schwarzen Löckchen, ein dickes Schnurrbärtchen saß keck unter der Nase, und buschige Augenbrauen wuchsen über den Augen, die wie zwei schwarze Glaskugeln funkelten. Seltsamerweise wollten meine Mutter und unsre Magd Anna meine Begeisterung nicht teilen. Mutter murrte etwas von „Last“ und „Schmutzigmachen“, während Anna etwas von einer „netten Bescherung“ und einem „abscheulichen Vieh“ knurrte. Aber ich hatte an Vater einen starken Rückhalt. Er hieß das Hündchen ein „nettes Kerlchen“ und beschwichtigte die Frauen mit den Worten, mir doch einmal mein Pläsir zu lassen. Auch war Schwester Ida ganz entzückt von dem Tier; sie wurde nicht müde, Fellow zu tätscheln und anzureden: „Was für ein hübsches Hündchen du bist! Wie du uns Haus und Hof bewachen wirst! Fellow, Kerlchen, sei nicht bange, du wirst es gut bei uns haben!“ Bruder Karl nannte Fellow einen „ruppigen Köter“; Bruder Ferdinand meinte, das „Geschöpf“ sei „nicht ohne“; Bruder Oskar behauptete, alles hinge von der Zukunft ab — wie der Hund sich entwickeln würde — und deklamierte dabei aus Goethes Faust:

„Dem Hunde, wenn er gut gezogen,
Wird selbst ein weiser Mann gewogen.“

Dies waren die Stimmungen, welche meinem Fellow entgegengebracht wurden: freundliche, unfreundliche und abwartende.

Sofort machten Ida und ich uns daran, Fellow zu füttern, indem wir ihm eine Untertasse mit Milch vorsetzten. Als Fellow ohne Bedenken sein rotes Zünglein mit der weißen Milch in Berührung brachte, wollte unser Jubel kein Ende nehmen. Fellow blickte auf, leckte sich die von weißen Milchperlen besäte schwarze Schnauze und machte eine Grimasse, als wollte er sagen: „Das laß ich mir gefallen, das hat gut geschmeckt!“

In der nächsten Zeit wurde Fellow bald von mir, bald von Ida stundenlang ins Freie geführt, wobei er kräftig gedieh. Unsre Nachbarkinder lärmten und tollten fast den ganzen Tag mit ihm herum; sie liefen — und Fellow rannte hinterdrein; sie schrieen — und der Hund kläffte und belferte. Durch den Hausgarten und auf die Straße ging die wilde Jagd. Auf der Straße schlossen sich noch mehrere Kinder dem kleinen Rennverein an, was den Eifer des verfolgenden Fellow verdoppelte. Erhaschte der Hund eines der Kinder am Kleide oder an der Hose, so erhob sich ein Zetergeschrei des Gefangenen und ein Jubelgeschrei der Zuschauer. Die Nachbarn schlossen die Fenster vor dem Gekläff und Geschrei. „Ihr macht den Hund ganz bissig!“ tadelte meine Mutter mich und Ida. „Laß die Kinder doch!“ entgegnete mein Vater; „dadurch wird der Hund aufgeweckt und wachsam.“ Jawohl, mein Fellow wurde sehr aufgeweckt: er konnte im Garten keine Krähe, keinen Spatz, keinen Frosch sehen, ohne mit wütendem Gebell darauf loszustürzen; vollends vor einem Stacheligel bellte er sich gründlich heiser. Er wurde auch sehr wachsam: kein Mensch konnte unsre Wohnung betreten, ohne daß Fellow einen Heidenlärm vollführte; namentlich haßte er die Handwerksburschen und alle Leute, die einen Sack auf der Schulter trugen, wie die Lumpensammler und Knochenhändler: solchen gegenüber war das Tier wie außer sich und sein Bellen wurde immer lauter und eifriger bis zum Ueberschnappen der Stimme. „Ein unausstehliches Vieh!“ sagten Mutter und Anna. „Dem wird niemals ein weiser Mann gewogen werden!“ meinte Bruder Oskar. Was aber noch schlimmer wog, auch unser Hausherr — wir wohnten nämlich zur Miete und hatten die Unterwohnung inne, während der Hausherr, Rentier Pfeifer, die obere Etage bewohnte — also auch dieser Hausherr erklärte Fellow für einen „Spektakelmacher“.

„Er ist nur wachsam!“ wagte ich kleinlaut zu erwidern.

An einem der nächsten Tage legte Fellow eine neue Probe seiner Wachsamkeit ab.

Ein Postbote trat ins Haus, um dem Hausherrn einen Brief zu überbringen. Mein Fellow warf sofort den Kopf in den Nacken, empfing den Jünger Stephans mit wütendem Gebell, verfolgte ihn endlich bis an die Treppe, schnappte nach seinen Waden und — empfing einen so derben Fußtritt, daß er zu meinem größten Entsetzen einen regelrechten Salto mortale beschrieb. Fellow zog sich plötzlich verstummend zurück und der Postbote stieg die Treppe hinauf, seinen Brief abzugeben. Als er wieder herunterkam, hatte Fellow sich so weit von seinem Schrecken erholt, daß er seinen Feind mit wütendem Gebelfer verfolgen konnte, wobei er sich indes in angemessener Entfernung von den nägelbeschlagenen, doppelsohligen Rindslederstiefeln hielt. „Die feige Hundeseele!“ bemerkte Anna mit Hohn. „Das kluge Tier!“ behauptete ich.

Der ihm zugefügte Schimpf schien indes einen unauslöschlichen Eindruck auf Fellow gemacht zu haben; denn als das Schicksal den Postboten nach Verlauf von drei Tagen abermals in die Wohnung unsres Hausherrn führte, geriet der Hund in einen förmlichen Wutparoxysmus.

Mit kaltblütiger Ruhe stieg der Postbote die Treppe hinauf und erklärte Herrn Pfeifer, daß diesem Unfug ein Ende gemacht werden müsse, widrigenfalls er keine Briefe mehr hierher zu besorgen brauche.

Die Folge war eine ernstliche Verwarnung von seiten des Hausherrn an unsre Adresse. „Hüten Sie Ihren Kläffer von Hund,“ sagte unter andrem Herr Pfeifer, „widrigenfalls ich auf seiner Entfernung aus meinem Hause bestehen muß.“

„Nächstens besteht Herr Pfeifer auf unsrer Entfernung aus dem Hause,“ meinte Anna, „denn man könnte eher einer Kuh das Seiltanzen beibringen, als dem verwünschten Köter das Maul stopfen.“

Von Stunde ab war Mutter in große Unruhe versetzt. Sie jammerte Vater und mir beständig von einer nahen Kündigung vor und daran wäre allein der garstige Fellow schuld. Wir alle wollten nicht gern aus der hübschen Wohnung ausziehen und ich legte ein feierliches Versprechen ab, meinen Hund aufs strengste zu hüten.

Dies gelang mir denn auch bezüglich des Postboten. Dafür entschädigte sich Fellow aber durch andre Streiche.

Als eines Abends Mutter von einem Spaziergange ins Haus zurückkehrte, sah sie auf der Strohmatte des Korridors den schwarzen Fellow liegen, wie er an einem Gegenstand kaute und zerrte, der sich gleich darauf als eines der Sonntagsstiefelchen von Ida entpuppte. O, diese

Die Berliner Ber

ıfsfeuerwehr.

Sonntagsstiefelchen! Sie waren noch funkelnagelneu, dazu von goldbraunem Glanzleder, mit Goldknöpfen und Gummizügen! „Das ist aber doch zu arg!“ rief Mutter in entrüstetem Tone mir zu, als ich in diesem Augenblick aus dem Wohnzimmer trat, um Mama zu begrüßen. Die sonst so sanfte Frau versetzte Fellow zwei Püffe und entriß ihm das Stiefelchen. Aber ach, wie war dieses zugerichtet! Namentlich der Gummizug hatte alle Spannkraft verloren und lang und schlaff gezerrt hing er herunter. Im Bewußtsein seiner Schuld machte sich Fellow schleunigst aus dem Staube. Nun wandte sich Mama vollends an mich, um ihren Unwillen auszulassen; ich bekam Schimpfe, daß mir die Ohren dröhnten, und mein Fellow, mein hübsches schwarzgelocktes, kluges, friedliches Tierchen, das nur seinem Instinkte gefolgt war (wie ich Mama beteuerte), wurde mit Titeln belegt, wie: garstiger Köter, abscheulicher Hund, Plagegeist des Hauses, Ruin der Familie u. s. w. „Ida hätte ihre Sonntagsstiefelchen auch nicht so herumliegen lassen sollen!“ wagte ich meinen angegriffenen Liebling zu verteidigen. „Was, frech willst du auch noch werden, Junge? Das fehlte noch!“ entgegnete mir die gereizte Mama und sie ließ ihren Regenschirm mit dem „modern dicken Stocke“ auf meinen Rücken herniedersausen, so daß ich es für geraten fand, gleich meinem Freunde Fellow mein Heil in der Flucht zu suchen.

Der dunkle Schleier der Nacht senkte sich auf unser Städtchen hernieder. In den Häusern erloschen die Lichter, eins nach dem andern, und ein Menschenkind nach dem andern sank müde auf sein Lager und in die Arme des Traumgottes, der vom Dichter Tieck als ein alter Mann mit einem Bilderbuche dargestellt wird. Gerade zeigte er meiner Mutter, wie diese uns später erzählte, einen hübschen neuen schwarzen Tüllhut mit einem Veilchenstrauß, als dieses erfreuliche Bild durch ein dumpfes Klopfen gestört wurde. Mutter erwachte und horchte. (Ich richte mich nach ihrer eigenen Erzählung.) Wirklich, da war es wieder! Es schien in einem Nebenzimmer zu sein. Poch, poch, poch! Jetzt eine Pause. Mutter hielt den Atem an. Erneutes Klopfen: Poch, poch, poch! Die geängstigte Mutter weckte den Vater; auch dieser vernahm das Klopfen, konnte sich dasselbe aber nicht erklären. Mit angstverhaltener Stimme flüsterte Mutter endlich: „Ich habe neulich in der Zeitung einen Aufsatz über Spiritismus gelesen; sollte das Pochen nicht von Klopfgeistern herrühren?“

„Unsinn!“ behauptete Vater und drehte sich auf die andre Seite, um weiter zu schlafen.

Mutter folgte seinem Beispiele, konnte aber den Schlaf nicht wieder finden, denn das dumpfe Klopfen blieb die ganze Nacht hindurch vernehmbar.

Als wir am Morgen rund um den Kaffeetisch saßen, erzählte Mutter die Erlebnisse der Nacht, wobei sie bemerkte, daß sie gerade keine große Lust verspüre, in einem Hause wohnen zu bleiben, worin es spuke; wenn jetzt Herr Pfeifer kündigen wolle, so habe sie nicht viel dagegen zu erinnern. Bei diesen Worten schoß mir, ich fühlte es, das Blut ins Gesicht und mein Kopf brannte wie Feuer. „Aha!“ sagte Papa, der das bemerkt haben mußte, „sollte unser hoffnungsvolles Söhnchen Gottfried vielleicht etwas Näheres über den Klopfgeist wissen? Er verrät sich durch seine Farbe.“ Ich konnte nicht anders, ich mußte folgendes bekennen: „Das Klopfen, das Mama Klopfgeistern zuschreibt, rührt von Fellow her. Weißt du, Papa, es juckt ihn in seinem krausen Pelze, und da denkt er: Wen's juckt, der kratze sich. Letzteres thut er nun seit kurzem des Nachts mit Vorliebe, und dabei klopft er mit seinem Hinterbein beständig auf die Dielen des Fußbodens.“

„So, so!“ sagte Papa und brach in ein herzliches Gelächter aus. Mama hingegen blieb ernst, unheimlich ernst, und bemerkte scharf: „Immer der Hund und immer wieder dieser Hund! Es soll mich nur wundern, wie lange der noch ungestraft seinen Unfug treiben darf.“

Ich bangte für meinen Fellow und suchte ihn mehr denn je zu hüten. Bei Tage gelang es mir auch, aber des Nachts, des Nachts! Zwar schlief Fellow gewöhnlich in meiner Stube, aber auch mancher Abend kam, wo der Hund trotz allen Flötens und Lockens nicht erschien. Da fürchtete ich denn oft halbe Nächte, daß er wieder neue Streiche begehe.

In einer Nacht, als Fellow wieder mal nicht in meiner Schlafstube sich eingestellt hatte, hörte Herr Pfeifer, wie am folgenden Tage uns mitgeteilt wurde, auf seiner Treppe ein Geräusch, wie wenn jemand auf Socken oder Gummischuhen hinaufschliche. Er lauschte. Nein, er täuschte sich nicht: Schritt vor Schritt schlich es die Treppe hinauf, höher, immer höher. Jetzt war es oben auf dem Söller — ein Geräusch, wie wenn jemand zwischen den Kisten und Kasten rumorte. Nun hielt Herr Pfeifer es nicht länger aus; er weckte seinen Diener und teilte demselben im Flüstertone seine Vermutung mit, daß sich ein Dieb auf den Söller geschlichen habe. Der Diener griff nach einem alten Säbel, Herr Pfeifer nach einem Revolver. In diesem Moment ließ sich das Gebell Fellows vernehmen.

„Der Hund hat den Dieb gewittert,“ flüsterte Herr Pfeifer, „und er belagert ihn oben.“

„So scheint es,“ meinte der Diener; „aber wollen wir nicht hinaufgehen und den Dieb abfangen?“

Herr Pfeifer gab seine Zustimmung. Man zündete eine Laterne an und schritt mit dieser und den Waffen vorsichtig die Söllertreppe hinauf.

Aber was sollten die beiden mutigen Helden oben finden?

„Nun sehen Sie das abscheuliche Vieh!“ sagte der Diener. „Ich hatte schon seit langem bemerkt, daß der Hund ab und zu nach unsrem Söller streicht, um zwischen den Knochen herumzustöbern, die unsre Köchin oben in einem Korbe verwahrt; um dieses Herumstreichen und Knochenräubern zu verhindern, sagte ich der Hausmagd unten, den Köter zur Nachtzeit anzubinden. Man scheint dieser Aufforderung nachgekommen zu sein, denn Fellow trägt einen Strick um den Hals; aber der Hund hat sich frei zu machen gewußt und ist wieder auf den Söller geschlichen; und als er wieder herunter wollte, da ist der Strick unter die Söllerthür geraten, und weil ein Knoten am Ende des Strickes war, so ist der Köter hängen geblieben. Da hat er zu bellen angefangen.“

„Das abscheuliche Tier jagt einem solchen Schrecken ein — schleicht auf den schwieligen Ballen seiner Pfoten wie auf Gummischuhen durchs Haus!“ meinte Herr Pfeifer. „Und dann immer dieses garstige Gebell! Es verwandelt meine Wohnung in eine richtige Bell-Etage!“

„Wenn Sie nichts dagegen haben, so werde ich diesem Höllenhund sein nächtliches Schleichwesen schon verleiden,“ sagte der Diener und schlug, ohne die Zustimmung seines Herrn abzuwarten, mit der flachen Klinge seines Säbels auf den armen Fellow los. Na, das Geheul! Es weckte uns andern alle im Hause und verkün-

digte uns nichts Gutes. Als Fellow seine Tracht weg hatte, löste der grausame Diener den Strick und jagte den Hund ins untere Stockwerk hinab.

Am folgenden Morgen bekamen wir die ganze Geschichte aus dem Munde des Dieners zu hören. Herr Pfeifer ließ uns sagen, daß er den „Skandal mit dem Köter" gründlich satt habe; danach möchten wir uns gefälligst richten.

Aus dem Umstande, daß er uns diesen Bescheid nicht persönlich, sondern durch seinen Diener übermittelte, sowie aus der Stärke der Ausdrücke konnten wir schließen, daß unsre gegenseitigen Beziehungen den höchsten Grad der Spannung erreicht hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kerbschnitt.

Es sind einige Jahre verflossen, seit wir im „guten Kameraden" eine ausführliche Beschreibung des Kerbschnittes brachten und in geordnetem Lehrgange, fortschreitend vom Leichteren zum Schwereren, eine Reihe von Muster vorführten, die als Vorübungen für die eigentliche Ausführung dieser Art der Holzschnitzerei dienen sollten.

Inzwischen hat aber unser Blatt eine große Zahl neuer Leser gefunden, denen jene Ausführungen fremd sein dürften. Darum halten wir es für angebracht, der Veröffentlichung neuer Kerbschnittarbeiten eine kurze Rekapitulation über die früher besprochenen Vorübungen vorangehen zu lassen.

So mannigfaltig auch auf den ersten Blick die verschiedenen Kerbschnittmotive erscheinen, so sind es in Wirklichkeit doch nur einige wenige Schnitte, die in zahlreichen Variationen und Zusammensetzungen jene Vielartigkeit der Musterung erzeugen. Ist man in der Ausführung jener Grundschnitte sicher und im Gebrauch von Lineal und Zirkel geschickt, also befähigt mathematische Konstruktionen leicht und richtig auszuführen, so wird die Anwendung des Kerbschnitts weiteren nennenswerten Schwierigkeiten nicht begegnen.

Die Anzahl der erforderlichen Werkzeuge ist eine geringe und beschränkt sich auf zwei oder drei, nämlich einen kleinen geschwungenen Gaisfuß von 2 bis 3 mm Breite zur Ausführung der Rinnen und Riefen und ein oder zwei gerade, schräg geschliffene Formstecher, sogenannte Balleisen von 5 und 9 mm Schnittbreite. Man wähle die kleinen Werkzeuge für Dilettanten. Zum eigentlichen Auskerben dient das Balleisen.

Die damit auszuführenden Stiche zerfallen in Kerbstiche und Flachschnitte. Beim Kerbstich, der in senkrechter Richtung von oben nach unten gemacht wird, umspannt die rechte Faust das Heft des Werkzeuges, der Daumen der linken, mit der Kleinfingerseite aufliegenden Hand wird an den Stahl des Werkzeuges angelegt und übernimmt die Führung. Die Schneide muß genau auf der vorgezeichneten Linie aufliegen, dergestalt, daß die Spitze des Eisens vom Schnitzenden abgewendet ist. Ein kräftiger Druck der Rechten versenkt das Eisen in das Holz, wobei die Spitze tiefer eindringen muß, etwa 2 mm, der stumpfe Teil aber gehoben bleibt. Der ausgeführte Schnitt stellt sich, von oben nach der Tiefe schräg verlaufend, in keilförmiger Gestalt dar.

Der Flachschnitt wird, wie schon sein Name andeutet, in ganz flacher Richtung zum Kerbstich hin ausgeführt. Das Eisen wird hierbei, während die linke Hand den Arbeitsgegenstand festhält, mit der rechten Hand allein geführt, so daß dieselbe das Heft ähnlich umspannt, wie beim Bleistiftspitzen das Federmesser. Der Daumen liegt hierbei fest am Eisen an, dicht vor der Schneide, gleichzeitig aber mit der unteren Nagelseite auch auf dem Arbeitsobjekte auf, um auf diese Weise als Stützpunkt zu dienen. Um diesen Daumenstützpunkt wird das Werkzeug, dessen Griff an der Kleinfingerseite hervorragt, durch die vier Finger vorwärts geschoben und gleichzeitig drehend bewegt, so daß die Schneide unter allmählicher Senkung ins Holz bis zum Kerbstich vordringt und einen Span heraushebt.

Als Material für die Vorübungen wählen wir ein sauber behobeltes und unter rechtwinkligen Kanten bestoßenes Brettchen aus Erlen- oder Lindenholz. Erlenholz ist vorzuziehen, weil es nicht so leicht faser; es darf aber nicht stockig, was an blauer oder gelber Färbung zu erkennen ist, oder ästig sein. Die Uebungstafel lege man so vor sich auf den Tisch, daß die Fasern von oben nach unten, also auf das Auge zu verlaufen. Für die Ausführung der geradlinigen Muster versehe man die Tafel mit einem Liniennetz von 1 cm Weite. Zu beiden Seiten lasse man einen bruchartigen Raum frei.

Die erste Reihe der Uebungen gruppiert sich um das Motiv unter Fig. A. Wie ersichtlich bildet das rechtwinkliggleichschenklige Dreieck, das man durch Konstruktion beider Diagonalen in den Quadraten des Liniennetzes erhält, die Grundfigur. An den Schenkeln a b und c d, also an den Katheten, werden zwei Kerbstiche, an der Hypotenuse a c wird ein Flachschnitt zur Ausführung gebracht. Die tiefste Stelle liegt an b.

Durch mannigfache Zusammenstellungen lassen sich 10—12 verschiedene Musterungen erzeugen (siehe den II. Jahrgang Seite 92 u. folg., Erste Reihe der Vorübungen, 1—9).

Selbstverständlich kann auch das spitz- und stumpfwinklige Dreieck Verwendung finden.

Der zweiten Gruppe liegt das von einem Viereck mit einspringendem Winkel umschlossene Motiv unter B zu Grunde. Zur Auskerbung sind 2 Kerb- und 2 Flachschnitte erforderlich. Die ersteren sind an a d und c d anzubringen, so daß die tiefste Stelle an d liegt. Die Flachschnitte werden an den langen Linien b a und b c von b ausgehend angebracht. Sie begegnen sich unter ganz stumpfem Winkel auf der Linie b d, die nach der Ausführung gleichsam eine von b nach d sich senkende Rinne darstellt. Zur Erleichterung der Arbeit führe man vorher auf b d noch einen Hilfs-Kerbstich aus.

Es können unter Verwendung dieses Motivs gegen 10, zum Teil sehr wirksame Muster gebildet werden.

Unter Veränderung der Begrenzungslinien zu Bogen entstehen Muster wie unter Fig. G u. K.

Die dritte Gruppe umfaßt den sogenannten Dreischnitt, zu dessen Herstellung 3 Flachschnitte nötig sind. Ob hierbei das gleichseitige oder ein andres Dreieck gewählt wird, — ob alle drei Begrenzungslinien gerade oder auch nach innen wie nach außen gebogene Linien darstellen, kommt zunächst nicht in Betracht. Von den drei Ecken ausgehend, also von a, b und c werden nach dem Mittelpunkte o Kerbstiche als Hilfsschnitte ausgeführt, wobei nur darauf zu achten ist, daß alle von gleicher Tiefe werden. Erst dann bringt man die drei Flachschnitte zur Ausführung.

So einfach dieses Muster ist, so bietet es doch, soll die Ausführung eine tadellos-saubere sein, nicht zu unterschätzende Schwierigkeiten. Namentlich vermeide man, daß an der Begrenzung der Flachschnitte treppenförmige Absätze entstehen, was dann geschehen wird, wenn der eine Flachschnitt tiefer oder unter einem größeren Neigungswinkel ausgehoben wird, als die andren.

Die vierte Gruppe oder der Vierschnitt Fig. D ist insofern nur eine Erweiterung der vorigen, als hierbei vier Flachschnitte zusammentreten, um eine kassettenähnliche Figur oder eine vertiefte vierseitige Pyramide zu bilden.

Dementsprechend sind hierbei von den Ecken aus nach dem gemeinschaftlichen Mittelpunkte vier Kerbstiche als Hilfsschnitte auszuführen.

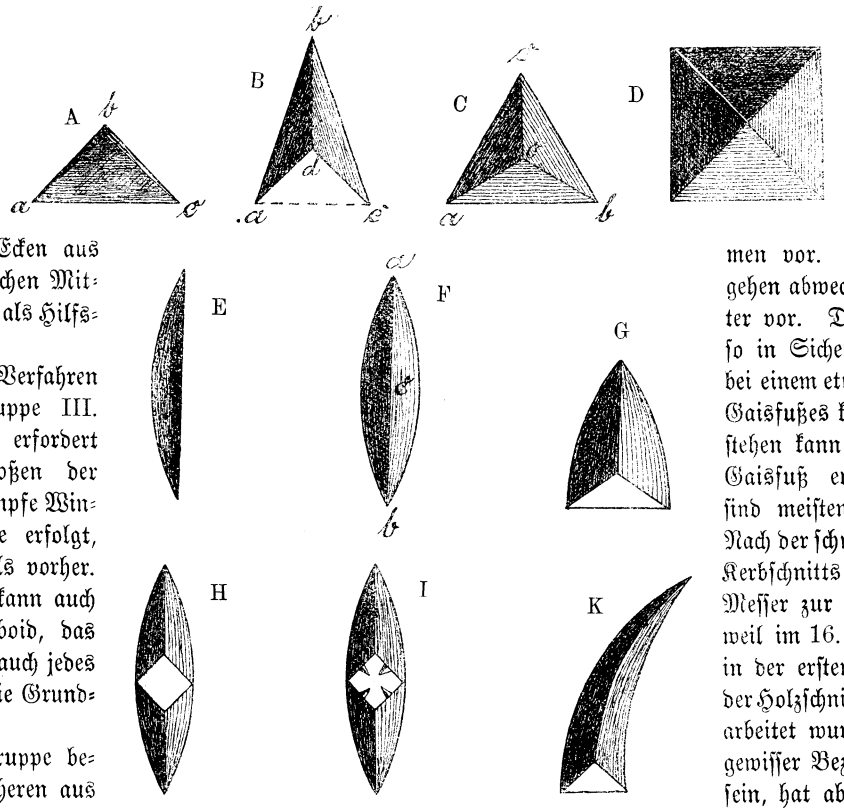
Im übrigen ist das Verfahren dasselbe wie bei Gruppe III. Größere Sorgfalt nur erfordert noch das Zusammenstoßen der Flachschnitte, da der stumpfe Winkel unter dem dasselbe erfolgt, ein noch größerer ist als vorher.

Außer dem Quadrat kann auch die Raute, das Rhomboid, das Rechteck, wie überhaupt auch jedes unregelmäßige Viereck die Grundlage bilden.

Mit der fünften Gruppe beginnen die noch zahlreicheren aus gebogenen Schnitten zusammengesetzten Muster, Fig. F. Wir nennen das zu Grunde liegende Motiv den ovalen oder mandelförmigen Zweischnitt. Die erforderliche Zeichnung setzt sich aus zwei mehr oder weniger flachen Kreisbogen zusammen. An diesen Bogen entlang werden zwei Flachschnitte mit nach der Mitte zunehmender Vertiefung angelegt. Bedingung für eine saubere Ausführung ist die Benutzung eines schmalen, nicht über 5 mm breiten Eisens, dessen Schneide man auf dem Oelsteine durch Abziehen etwas bogenförmig gestalten kann. Peinlich achte man darauf, daß an keiner Stelle der Biegung Absätze entstehen. — Vor Ausführung dieser zwei flachen Bogenschnitte bringe man auf der gemeinschaftlichen Sehne der Kreisabschnitte Fig. F zwei Kerbstiche an und zwar ausgehend von a und b nach dem Punkte c. Hier muß die tiefste Stelle sein.

Als Zwischen-Vorübung kann die Ausführung von Fig. E eingeschoben werden. Selbständige Verwendung jedoch dürfte dieses Motiv sehr selten finden.

Den an und für sich monoton wirkenden mandelförmigen Zweischnitt kann man dadurch beleben, daß man in der Mitte eine quadratische (Fig. H), rauten-, kreis- oder tonnenförmige Figur stehen läßt. Bei Fig. H wird das Quadrat durch vier Kerbstiche, deren tiefste Stellen an den freien Ecken desselben zusammentreffen, umgrenzt.



Verschiedene Formen des Kerbschnitts.

Die Kanten der quadratischen Figur können durch kleine Kerbschnitte Fig. I derartig unterbrochen werden, daß eine stilisierte sternartige Blütenform entsteht. Diese Kerbschnitte lassen sich auch auf den Kanten a b und b c in Fig. A sowie a d und d c in Fig. B anbringen. Bei ihrer Ausführung halte man das Balleisen so, wie den Federhalter beim Schreiben, nur ein klein wenig steiler, fast nach vorn übergeneigt und führe über die Kante von rechts und links unter gleichem Neigungswinkel — letzterer Umstand will genau beachtet sein — zwei leichte Schnitte aus, die sich in einer scharfen Rinne begegnen.

Angedeutet mag hier auch noch werden, daß in größeren Feldern, in Zwickelfüllungen und an sonstigen passenden Stellen kugel-, herz- und blattförmige Verzierungen angebracht werden können, über deren Ausführung wir uns jedoch hier nicht des weiteren verbreiten können.

Die Handhabung des obenerwähnten Gaisfußes erfordert viel Uebung, welche man dadurch erlangt, daß man auf einer Uebungstafel parallele gerade und gebogene Schnitte so lange ausführt, bis die entstehenden Rinnen überall von gleicher Tiefe sind, keine Absätze aufweisen und namentlich mit ihren beiden schräg aufsteigenden Seitenwänden gleichen Neigungswinkel zur Vorderfläche inne halten. Nur die Rechte führt das Werkzeug. Der Daumen gibt den Stützpunkt an, die vier Finger schieben das Eisen am Daumen vor. Eisen und Daumen gehen abwechselnd schrittweise weiter vor. Die linke Hand ist stets so in Sicherheit zu bringen, daß bei einem etwaigen Ausgleiten des Gaisfußes keine Verwundung entstehen kann; gerade die durch den Gaisfuß erzeugten Verletzungen sind meistens bösartiger Natur. Nach der schwedischen Methode des Kerbschnitts genügt ein einziges Messer zur Arbeit, wahrscheinlich weil im 16. und 17. Jahrhundert, in der ersten Blütezeit dieser Art der Holzschnitzerei, einzig damit gearbeitet wurde. Es mag dies in gewisser Beziehung wohl einfacher sein, hat aber unsern Werkzeugen gegenüber auch verschiedene Nachteile. Nicht der geringste darunter ist das schwierigere Scharfhalten des Schnitzers. Das Balleisen ist viel leichter zu schleifen und abzuziehen als jener, besonders wenn man demselben die kunstvolle gekrümmte Form gibt, wie neuerdings beliebt wird.

Wir schließen mit diesen kurzen Ausführungen unsre „Orientierung", indem wir heute für die geübteren unter unsern lieben Kameraden noch das Muster eines Visitenkartentellers bringen. Für die weniger Geübten oder Anfänger können unsre vorstehenden Ausführungen eine planmäßige und schrittweis fortschreitende Anweisung, mit der wir uns übrigens noch wiederholt beschäftigen werden, selbstverständlich nicht ersetzen. Wer sich eingehender darüber unterrichten will, dem empfehlen wir einen der zahlreichen im Druck erschienenen Lehrgänge über diesen Gegenstand. Am umfassendsten behandelt

der in zweiter Auflage in der Lehrmittelanstalt von Oskar Schneider zu Leipzig erschienene „Lehrgang für den Kerbschnitt“ von P. Neumann die Kerbschnitzerei. Eine andre dankenswerte Anweisung bietet „der Kerbschnitt“ von Füllgraf und Wackerow, Polytechnische Buchhandlung von A. Seidel, Mohrenstraße 9.

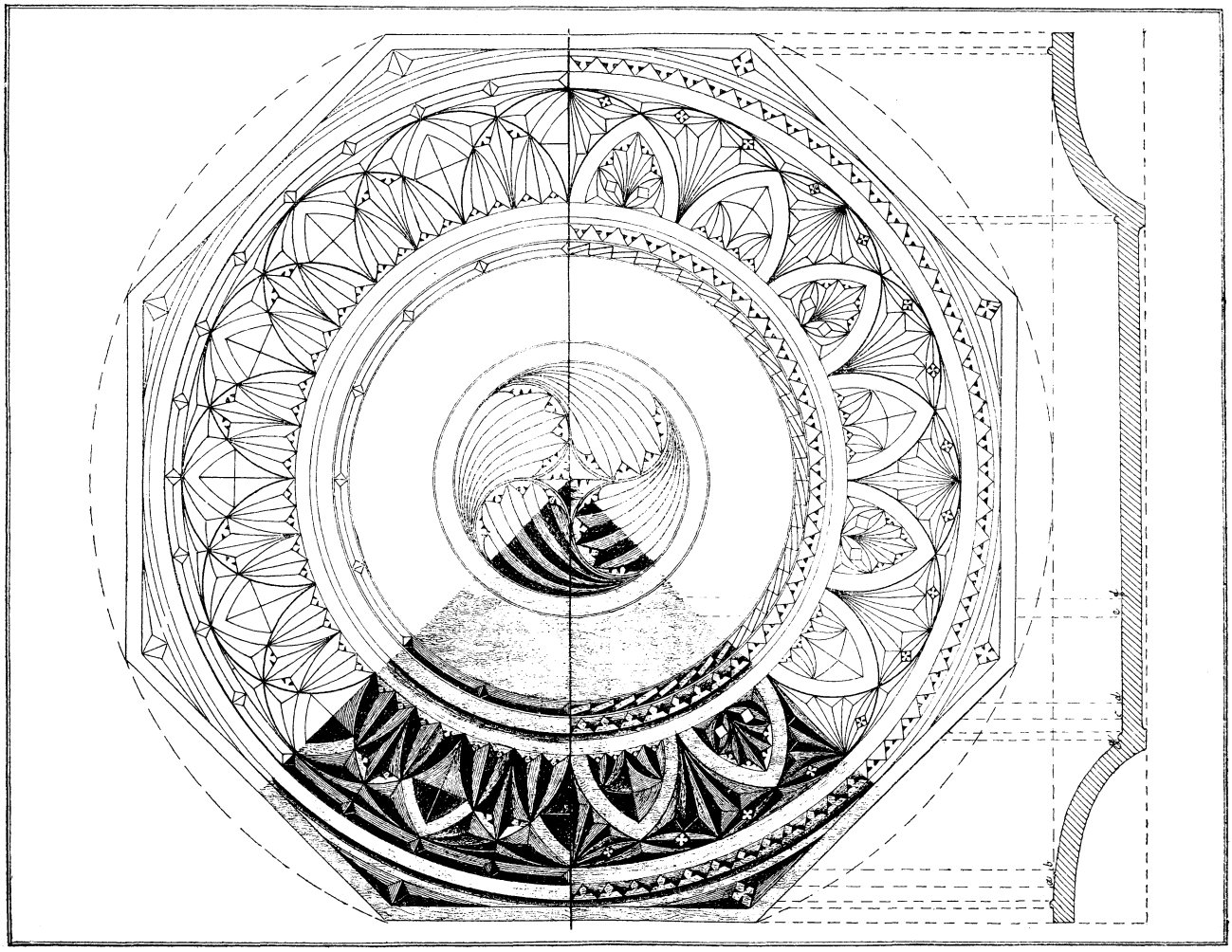
Haben wir bisher den Kerbschnitt nur an solchen Gegenständen zur Anwendung gebracht, die sich in der oberen Fläche hielten, Gegenstände, die ein jeder mit nur einiger Handgeschicklichkeit sich aus behobelten Holzdicken selbst herstellen kann, so wird das Beispiel ganz interessant sein, auch auf Gegenständen mit gekrümmter Fläche den Kerbschnitt zu üben, also auf gedrehten oder gedrechselten Sachen als Dekorationsmittel zu verwenden. Zwar sind die zu überwindenden Schwierigkeiten ein klein wenig größer, aber nicht so groß, daß man davor zurückzuschrecken braucht.

Neuerdings wird das Drechseln ja auch in den Kreis der Dilettantenbeschäftigung hereingezogen, kann sich aber naturgemäß nur auf die Herstellung kleinerer Sachen beschränken. Wir verzichten also darauf, den Visitenkartenteller, den unsre heutige Zeichnung darstellt, selbst zu fertigen, sondern überlassen dies einem sachkundigen Holzdrechsler, der denselben nach dem beigegebenen Querschnitt sehr leicht herstellen wird. Als Material wähle man deutsches Nußbaum- oder Birnbaumholz. In letzterem wird sich der Preis etwas billiger stellen, auf ungefähr 1,25 Mark. Aus Nußbaum sieht allerdings, namentlich wenn dasselbe eine recht schöne Textur aufweist, der Gegenstand viel schöner aus.

Dem Drechsler wurde aufgegeben, an den im Querschnitt mit a bis f bezeichneten Stellen eingeritzte Kreislinien, Rillen oder Riefen, anzubringen, weil dies die Arbeit ungemein erleichtert und an der Drehbank viel leichter und regelmäßiger bewerkstelligt werden kann als aus freier Hand mittels des Gaisfußes. Die kleinen Wulsten auf dem Rande und am Grunde des Tellers dürfen nicht höher als 1—1½ mm sein.

Für die Ausführung der Kerbschnitzerei dürften folgende Winke nicht unangebracht sein: Bei dem Muster im Kreisringe c d liegen die senkrechten Kerbstiche an den Seiten des Rhomboides, die tiefste Stelle im Scheitel des spitzen Winkels, der Flachschnitt, lehnt sich an das Bogenstück des Kreises an.

Die gewölbte Randfläche zwischen b und g hat in Wirklichkeit eine etwas größere Ausdehnung, als hier in der Zeichnung, weil diese nur die Draufsicht darstellt. Man kommt jedoch über die Schwierigkeiten bei Uebertragung des Musters leicht hinweg, wenn man die Kreisbogenlinien noch ein klein wenig nach unten, also nach dem Grunde des Tellers zu verlängert, oder, falls dies etwa durch Ueberkreuzung der Linien auf Hindernisse stieße, die Bogenlinien unmerklich in grade Linien überführt. Ob in dem Kreisringe, der den innersten Stern umgibt, noch eine Verzierung anzubringen ist, möge lediglich dem Geschmack des einzelnen überlassen bleiben.

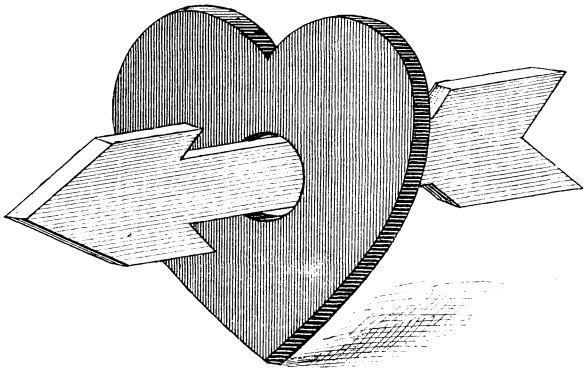


Vorlage für einen Besuchskartenteller, ausgeführt im Kerbschnitt.

Im oberen Muster der Zeichnung sind zwischen den Kreisringen a b und c d Furchenschnitte auszuführen, die dadurch hergestellt werden, daß man am äußeren wie am inneren Kreise lange Flächenschnitte anbringt, die sich in der Mitte des Kreisringes begegnen. In regelmäßigen Zwischenräumen wird die Furche durch Querstäbe unterbrochen.

Wie kam der Pfeil in das Herz?

Wer die Eigenschaften des Lindenholzes nicht kennt, kann diese Frage kaum beantworten. Während nämlich das durchlöcherte Herz aus Nußbaumholz hergestellt wird, ist der Pfeil aus Lindenholz gefertigt. Dieses letztere besitzt die Eigentümlichkeit, daß es sich in ganz bedeutendem Maße zusammenpressen läßt. In diesem an Volumen reduzierten Zustand wird es durch die Oeffnung der Herzform gesteckt, dann aber dem Dampfe ausgesetzt, wodurch der Pfeil wieder seinen ursprünglichen räumlichen Umfang annimmt.



Wie kam der Pfeil in das Herz?

Die Berliner Berufsfeuerwehr

genießt einen großen Ruf, so daß sich in neuerer Zeit viele größere deutsche Städte ihre Einrichtungen haben zum Muster dienen lassen. Unser Zeichner hat in seinem Bilde einen Spritzenwagen in voller Fahrt dargestellt, umrahmt von einer Straßenscene, wie sie in der Reichshauptstadt täglich, ja fast stündlich beobachtet werden kann, sei es, daß die Mannschaften zu einer Uebung ausfahren oder daß sie die Alarmglocke nach einem Brandplatze gerufen hat. Der Anblick der daherstürmenden Gerätewagen, die mächtig ausgreifenden feurigen Pferde, die strammen Gestalten der Bemannung ist ungemein malerisch und interessant; erregend auf den Zuschauer wirkt das fortgesetzte, weithin tönende Geklingel, das die entgegenziehenden Fuhrwerke auffordert, die Bahn freizugeben.

Das Feuerlöschwesen hat zur Beruhigung der Bürgerschaft der größeren Städte in den letzten Jahren an Leistungsfähigkeit ungemein gewonnen, die Technik und die Apparate sind bedeutend vervollkommnet worden. Ein groß Teil Verdienste um diese Sache darf sich die heute einen Weltruf genießende Feuerlöschgerätefabrik von C. D. Magirus in Ulm zu gute halten, die unermüdlich ist, ihren Lösch- und Rettungsgerätschaften die höchstmöglichste Leistungsfähigkeit zu geben. Das in stetem Wachsen befindliche Etablissement umschließt eine Gießerei, Schlosserei, Wagnerei, Dreherei, Klempnerei, Montierungs- und Holzbearbeitungswerkstätte, Lackieranstalt u. a. m., worin jetzt schon über 120 Arbeiter beschäftigt werden.

Der römische Konsul Herodes Atticus

besaß ein Söhnchen, das wohl gleich nach der Geburt auf den Kopf gefallen sein mußte, denn es war ungeheuer beschränkt. Diese Beschränktheit war derart, daß der Junge nicht im stande war, das Alphabet zu erlernen. Das bekümmerte seinen Vater außerordentlich und er dachte lange hin und her, wie dieses Unglück zu beheben wäre. Endlich kam ihm ein glücklicher Einfall, den er auch sogleich zur That machte. Er hielt seinem Söhnchen 25 Mundköche und jeder hatte mitten auf dem Bauche einen großen Buchstaben, nach welchem er benannt und gerufen wurde. Durch das fortwährende Rufen und Ansehen dieser wichtigen und begehrten Personen lernte der junge talentirte Römer so rasch das Alphabet, daß er mit 16 Jahren „schon" buchstabieren konnte.

Zweisilbige Scharade.

Die erste ist nicht zahm, die letzte liebt das Stehlen;
Wo es viel erste gibt, wird kaum das Ganze fehlen.

Magische Quadrate.

I.

A	A	A	A
B	B	M	O
O	R	R	R
R	S	T	T

II.

A	A	A	A
A	B	B	G
L	L	L	R
R	R	U	U

III.

A	A	A	A
A	E	L	L
L	N	S	S
U	U	U	U

Ihr sollt die Buchstaben, welche in den einzelnen Quadraten eingetragen sind, derartig ordnen, daß drei magische Quadrate entstehen, in welchen die in der Reihenfolge sich entsprechenden wage- und senkrechten Reihen das nämliche Wort enthalten. Dabei habt ihr folgende Wörter zu bilden:

I. 1. etwas, was der Mann mit dem Schlüssel gemeinsam hat, 2. ein römischer Gott, 3. ein Mädchenname, 4. eine Gangart;

II. 1. ein Verbrechen, 2. eine Stadt in Indien, 3. ein Gebirge, 4. ein beliebtes Spielzeug;

III. 1. ein männlicher Name aus dem Alten Testament, 2. ein König des Altertums; 3. ein Festraum, 4. ein deutscher Soldat.

Wenn ihr dann schließlich die oberste Reihe des in der Mitte stehenden Quadrates mit den Buchstaben verbindet, welche in den dicker umrahmten Eckfeldern der angrenzenden Quadrate stehen, so nennt euch das so gebildete Wort eine wohlschmeckende Frucht.

Rätsel.

Ohne r mich jeder kennt
Aus dem Alten Testament.
Doch mit r verkünd' ich euch
Einen Teil von Oesterreich.

Homonym.

In mancher Werkstatt auf dem Tisch,
Im Weltenmeer als großer Fisch,
Im Ohre auch, doch tief versteckt,
Wird, was ihr raten sollt, entdeckt.
Laßt ihr nun von des Wortes Zeichen
Am Schluß die beiden Laute weichen,
Was übrig bleibt, verkündet euch,
Dann eine Stadt im Deutschen Reich.

Auflösung des Logogriphs in Nr. 9.

1. Bahn, 2. Pappe, 3. Minne, 4. Siegel, 5. Mais, 6. Aube, 7. Eider, 8. Hohn, 9. Riese (Hans Sachs) = 1. Bann, 2. Puppe, 3. Miene, 4. Riegel, 5. Main, 6. Bube, 7. Eider, 8. Horn, 9. Riege (Nürnberg).

Auflösung des Scherzrätsels in Nr. 9.

„Dreirad."

Amerikanisch.

Zwei Deutsche sitzen mißmutig in einem New Yorker Restaurant und klagen sich gegenseitig ihr Leid über die amerikanischen Zustände. Plötzlich tritt ein feingekleideter Herr ein und wendet sich an einen der Deutschen mit den Worten: „Mein Herr, Sie haben soeben mein Vaterland beleidigt, Sie werden sich mit mir schießen.“ Der Deutsche ist zwar etwas erstaunt, nimmt aber das Duell an. — Duellanten und Sekundanten sind zur Stelle. Der Amerikaner schießt und fehlt. Der Deutsche zielt kaltblütig nach dem Herzen des Amerikaners und trifft genau. Statt aber umzusinken, knöpfte der Amerikaner seinen von Kugeln durchlöcherten Rock auf, und es erscheint ein weißes Schild mit folgender Inschrift in goldenen Lettern: „Die Firma Green u. Co., H.-Street, empfiehlt sich den geehrten Herren Duellanten zur Anfertigung von Brustpanzern.“

Ein neues Wiedererkennungsmittel.

Auf Grund langjähriger Beobachtungen tritt der Engländer Mr. Douglas Galton mit der Behauptung auf, daß die Fingerspitzen des Menschen ein vorzügliches Merkmal zur Wiedererkennung seien, das sich während der ganzen Lebenszeit nicht verändere. Nimmt man, so behauptet Galton, von einer Fingerspitze einer Person zu einer gegebenen Zeit einen Abdruck, und nach Verlauf einer beliebigen Reihe von Jahren einen erneuten Abdruck, so wird man finden, daß die Verzweigungen der Linie, welche die Haut der Fingerspitze aufweisen, in beiden Fällen bis in die kleinsten Details dieselben Eigentümlichkeiten zeigen und auf diese Weise ein unfehlbares Wiedererkennungsmittel darstellen, das vorkommenden Falls auch für die Wiedererkennung von Verbrechern von Wert werden könnte.

Das Vermächtnis des Inka.

Von **Karl May.**

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“, „Kong-Kheon, das Ehrenwort“, „Die Sklavenkarawane“, „Der Schatz im Silbersee“ u. a.

(Fortsetzung.)

Das war ein Bison americanus, während wir es hier mit einfachen argentinischen Rindern zu thun haben. Ich beabsichtige eine Probe zu machen, und zwar eine Doppelprobe. Wir sind beide rot gekleidet; ich nähere mich einem Ochsen, und du bemühst dich, an eine Kuh zu kommen. Auf diese Weise erfahren wir nicht nur, ob das Rind im allgemeinen die betreffende Abneigung besitzt, sondern es wird zugleich auch die besondere und sehr wichtige Frage beantwortet, bei welchem Genus diese Aversion bedeutender ist, ob beim Genus masculinum oder bei dem Genus femininum.“

„Jut, aber wenn ick nun jrad an den bösern Genus jerate!“

„Das steht nicht zu erwarten, da ich den Ochsen auf mich nehmen werde und jede Eigenschaft, also voraussichtlich auch dieser Widerwille, beim männlichen Geschlechte schärfer ausgeprägt ist, als beim weiblichen, welches ja bekanntermaßen stets die schwächere Hälfte bildet. Also, bist du bereit?“

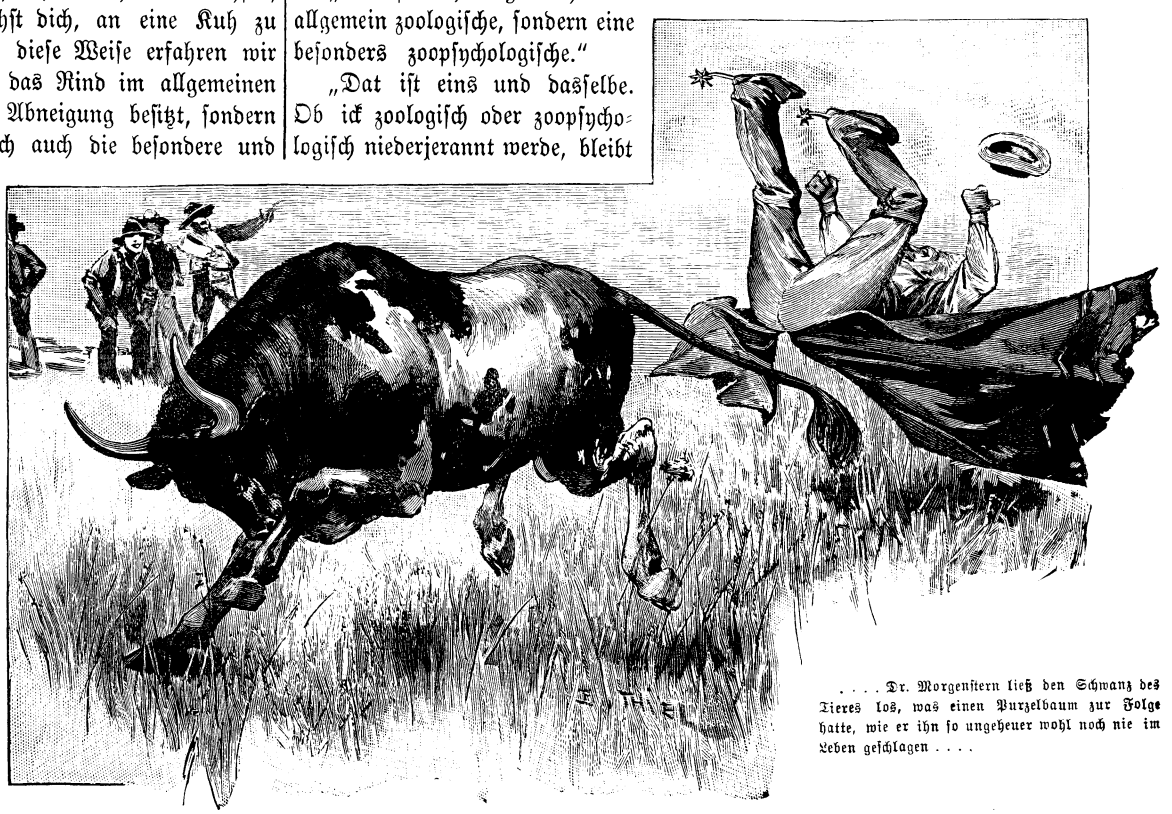
„Ja, ick will mir Ihnen zu Jefallen für diese zoologische Frage interessieren.“

„Es ist nicht eigentlich eine allgemein zoologische, sondern eine besonders zoopsychologische.“

„Dat ist eins und dasselbe. Ob ick zoologisch oder zoopsychologisch niederjerannt werde, bleibt sich gleich. Beides ist gleich unanjenehm, soll aber für Ihnen jewagt werden.“

„So nimm du die Kuh, welche eben jetzt gebrannt wird.“

Er zeigte auf das Tier, welches eben jetzt gefesselt an der Erde lag, um die Marke zu erhalten. Die beiden Deutschen hatten bisher an der Umzäunung und hinter den Gauchos gestanden, welche das Feuer unterhalten mußten, und dies war wohl der Grund, weshalb den Tieren die rote Farbe ihrer Kleidung noch nicht aufgefallen war. Fritze folgte der Auf-



. . . . Dr. Morgenstern ließ den Schwanz des Tieres los, was einen Purzelbaum zur Folge hatte, wie er ihn so ungeheuer wohl noch nie im Leben geschlagen . . . .

forderung seines Herrn und ging schnell nach der Stelle, wo die Kuh soeben von ihren Fesseln befreit wurde. Als die Gauchos dies sahen, riefen sie ihm von mehreren Seiten zu:

„Arredro, arredro! Que demencia, que locura — zurück, zurück! Welch ein Wahnsinn, welch eine Verrücktheit!"

Er ließ sich nicht aufhalten und ging weiter. Eben löste sich der letzte Lasso und zwar vom Halse der Kuh. Sie sprang auf und wendete sich zur Flucht. Da fiel ihr Auge auf den unvorsichtigen Deutschen. Durch die rote Farbe seines Anzuges gereizt, senkte sie den Kopf zum Angriffe; aber die Behandlung, welche sie vor wenigen Augenblicken erfahren hatte, übte doch noch eine einschüchternde Wirkung; das Tier stand einige Augenblicke mit gesenkten Hörnern, warf dann den Kopf empor und rannte davon.

„Welch ein Glück!" ertönte es von den Lippen der Gauchos. „Eilen Sie zurück, eilen Sie, Señor! Bleiben Sie dort am Zaune! Wissen Sie denn nicht, daß die rote Farbe diesen Tieren zuwider ist?"

„Ich wußte es nicht genau und wollte deshalb versuchen, ob es wahr ist," antwortete er, indem er langsam zurückkehrte.

„Versuchen Sie es nicht noch einmal; es könnte Ihnen nicht wieder so glücken, wie das jetzt der Fall war!"

Aus ihren Worten sprach nicht nur die Besorgnis um ihn, sondern auch der Unwille darüber, daß er es ohne ihre Erlaubnis gewagt hatte, sich der Kuh zu nähern, um sie zu reizen. Er wäre von ihnen wohl weiter zurechtgewiesen worden, wenn sie Zeit gehabt hätten, sich länger mit ihm zu beschäftigen. Er aber trat siegesfroh zu Morgenstern und sagte:

„Nun, sind Sie mit mich zufrieden? Die Probe ist, denke ich, jenügend ausjefallen."

„Allerdings," nickte der Doktor. „Die Kuh wollte auf sie losgehen, besann sich aber eines andern. Es ist daraus mit Sicherheit zu schließen, daß ihr die rote Farbe unangenehm war, doch nicht in einem Grade, der sie zum wirklichen Angriffe, lateinisch Aggressio geheißen, veranlaßt hätte. Wir haben es also bei diesem Genus femininum mit einer Abneigung geringen Grades zu thun, und ich werde mir nun ein Masculinum suchen, um einen vergleichenden Beweis erbringen zu können."

Während dieser kurzen Unterhaltung waren einige Gauchos in die Herde eingedrungen, um wieder ein Stück zwischen ihre Lassos zu nehmen. Die Färse, auf welche sie es abgesehen hatten, hielt ganz in der Nähe des alten Bullen, welcher als erster in den Corral gegangen war. Er hatte sich bisher ruhig verhalten; als aber jetzt die Riemen so nahe bei ihm geschwungen wurden, glaubte er, es sei auf ihn abgesehen, brach mit Gewalt aus dem Rebaño (Herde) und galoppierte brüllend über den freien Platz gerade auf das Feuer zu. Die dort befindlichen Gauchos warfen die Arme in die Luft und schrieen ihm entgegen, um ihn dadurch zur Umkehr zu bewegen. Er blieb auch wirklich kurz vor ihnen halten und glotzte sie mit stieren Augen an. Einer riß einen Brand aus dem Feuer und warf ihm denselben an den Kopf; da drehte sich der Stier um, jedenfalls um zurückzukehren, hielt aber schon bei halber Wendung inne und ließ ein zorniges Brummen hören.

Die Ursache dazu hatte ihm Morgenstern gegeben, welcher ihm entgegengetreten war und jetzt kaum vier Schritte entfernt vor ihm stand.

„Lugar, lugar — auf die Seite, auf die Seite!" schrieen die Gauchos.

Der Bulle drang nämlich mit einem ganz plötzlichen Sprunge auf den kleinen Gelehrten ein, und es war für diesen ein Glück, daß er den Warnungsrufen augenblicklich Folge leistete und eine schnelle Wendung nach rechts machte, denn nur dadurch entging er den Hörnern des Tieres, welches an seiner linken Seite vorüberschoß, sich aber rasch umwendete, um ihn wieder anzunehmen.

„Lugar, lugar!" riefen die Gauchos von neuem. Dabei sprengten die Reiter heran, um die Aufmerksamkeit des Angreifers von dem Deutschen ab, und auf sich zu lenken.

Morgenstern wich abermals glücklich aus, doch ging die ihn bedrohende Hornspitze nicht weiter als drei Zoll an ihm vorüber. Erst jetzt blitzte in ihm die Einsicht auf, daß er sich in eine große Gefahr begeben habe, und die Sorge um sein Leben gab ihm einen ebenso plötzlichen wie eigenartigen Gedanken ein. Er konnte sich nur retten, wenn es ihm gelang, den gefährlichen Hörnern auszuweichen; der Ochse hatte die Hörner vorn, und so war also nur hinter ihm Sicherheit zu finden. Dieser Gedanke wurde von dem kleinen Männchen ebenso schnell ausgeführt, wie er gekommen war: Morgenstern sprang hinter dem Ochsen drein. Dieser wendete sich wieder um und sah seinen Gegner nicht mehr stehen, wo er gestanden hatte, bemerkte ihn aber hinter sich. Sich abermals umdrehend, suchte er ihn zu erreichen; aber der Gelehrte war behend und machte die Schwenkung mit, um hinter dem Feinde zu bleiben. Dies wiederholte sich mehrere Male, und zwar so schnell, daß die Gauchos ihre Bolas und Lassos nicht anwenden konnten, ohne den Deutschen zu gefährden. Aber diese Schnelligkeit verschlimmerte seine Lage; er fühlte, daß er derselben nicht gewachsen sei und bald ermüden werde. Gab es denn gar eine Rettung, keinen Halt? Gewiß gab es einen Halt, ganz nahe da vor ihm! Er griff mit beiden Händen zu und hielt sich an dem Schwanz des Ochsens fest. Solange er da hängen blieb, konnten ihn die Hörner nicht erreichen.

Als der Stier sich da ergriffen fühlte, wo ihn noch niemals eine solche Realinjurie getroffen hatte, blieb er zunächst einige Sekunden lang in sprachlosem Erstaunen stehen; dann sprang er mit beiden Hinterbeinen zur Seite, um das Anhängsel abzuschleudern, was ihm aber nicht gelang, da Morgenstern auf Tod und Leben festhielt. Hierdurch an allen seinen Einsichten, Kenntnissen und Erfahrungen erst recht irre geworden, hielt der verblüffte Bulle es für das klügste, die Partie vollständig aufzugeben, selbst wenn der Schwanz dabei verloren gehen sollte. Er ließ ein klägliches Brüllen hören und rannte spornstreichs seiner Herde zu.

Hatten die Gauchos erst gebrüllt, was die Lungen nur hergaben, um das Tier von dem Gelehrten abzuhalten, so lachten sie jetzt ebensosehr über den Anblick, der sich ihnen bot. Der Stier schien vor Entsetzen ganz außer sich zu sein; er machte die tollsten, bockbeinigsten Sprünge, bald nach rechts und bald nach links den Hinterkörper werfend. Man hörte seinem Gebrüll die Angst, welche er empfand, ganz deutlich an. In dieser Weise hatte noch kein Gaucho einen Ochsen brüllen hören. Morgenstern hielt fest. Er konnte nicht so schnell laufen wie sein Vordermann, verlor infolgedessen die Erde unter den Füßen und wurde fortgeschleift, bis seine Kräfte nachließen und er den Schwanz losließ, was einen Purzelbaum zur Folge hatte, wie er ihn so ungeheuer wohl noch nie im Leben geschlagen hatte.

Da erreichte das Gelächter der Gauchos eine Stärke, daß man hätte meinen mögen,

es sei eine ganze Armee in Lachkrampf gefallen, wodurch die Angst des Bullen derart vergrößert wurde, daß er wie ein Pfeil zwischen seinesgleichen hinein- und hindurchfuhr, bis er die hinterste Ecke erreichte, wo er schnaubend stehen blieb und da jedenfalls das stille Gelübde that, niemals wieder mit einem Zoologen aus Jüterbogk anzubinden.

Morgenstern war ganz ohne alle Verletzung davongekommen. Er erhob sich vom Boden, befühlte einige seiner Gliedmaßen und kehrte dann langsam dahin zurück, wo er vorhin gestanden hatte. Die Gauchos kamen, noch immer lachend, herbei, um ihm zu gratulieren. Derjenige aber von ihnen, der die Reisenden bei ihrer Ankunft angeredet und nach dem Wohnhause geführt hatte — er mochte wohl der Oberpeon sein — sagte sehr ernst:

„Sie sind im höchsten Grade unvorsichtig gewesen, Señores, und scheinen selbst jetzt noch nicht zu wissen, daß Sie Ihr Leben auf das Spiel gesetzt haben. Wie kommen Sie, und zwar beide, denn eigentlich dazu, sich in dieser Weise an die Rinder zu wagen?"

„Infolge eines zoopsychologischen Problems," antwortete Morgenstern.

„Diese Worte verstehe ich nicht."

„Ich wollte erfahren, ob die rote Farbe wirklich im stande ist, diese Familie der Wiederkäuer so in Zorn zu bringen."

„Ah! Und deshalb wagten Sie Ihr Leben? Das konnten Sie billiger haben. Hätten Sie uns gefragt, so wären wir gern bereit gewesen, Ihnen alle Auskunft zu erteilen."

„Sind Sie Zoolog?"

„Nein; ich bin Gaucho."

„So hätte Ihre Aussage mir nicht genügen können. Hier gelten nur anerkannte Autoritäten."

„Señor, wenn ich auch nicht zu den Autoritäten zähle, so bin ich doch jedenfalls ein Caballero!" meinte der Mann beleidigt. „Glauben Sie, daß ich Sie belügen würde?"

„Nein. Sie würden mir sagen, was Sie für wahr halten; aber das kann doch kein Grund sein, Ihre Ansicht als eine wissenschaftliche Wahrheit einzuführen. Eine solche Wahrheit kann nur von Fachmännern festgestellt werden."

„Ich bin kein Gelehrter und will nicht annehmen, daß Sie mich beleidigen wollen, denn Sie sind unser Gast. Sie sind jedenfalls Fachmann, und es freut mich, daß Sie nun auf Grund eigener Erfahrung eine Wahrheit, die wir längst kannten, feststellen können. Aber Ihre Unvorsichtigkeit hat auch uns in Gefahr gebracht. Das sehen Sie wohl ein?"

„Wieso Sie in Gefahr?"

„So wissen Sie wohl gar nicht, was eine Estampeda ist?"

„Nein."

„Eine Estampeda ist eine durchbrechende, durchgehende, aufgeregte, fliehende Pferde- oder Rinderherde. Infolge Ihrer Unvorsichtigkeit konnten wir alle sehr leicht unter die Hufe gestampft werden. Hoffentlich geben Sie mir wenigstens in dieser Beziehung recht und haben die Güte, dafür zu sorgen, daß weder Sie selbst noch wir durch Ihre roten Anzüge wieder in Verlegenheit gebracht werden."

Er wendete sich ab, und die andern Gauchos folgten diesem Beispiele. Sie fühlten sich beleidigt, daß ihr Anführer nicht als „Autorität" anerkannt worden war. Die beiden Deutschen verstanden den ihnen gegebenen Wink und entfernten sich durch die Lücke aus dem Corral. Draußen vor der Umzäunung meinte Fritze:

„Dat jing jrad wie im Cuartel von Santa Fé. Nicht?"

„Wieso?"

„Wir sind herausjeworfen worden, hier moralisch und dort auf unmoralische Weise. Ick muß sagen, daß unser Ritt sehr jut anfängt. Wir haben noch nicht mal Pferde und sind gleich am ersten Tage zweimal ex jeliefert worden. Wenn dat in diese Weise fortjeht, so werden wir aus dem Gran Chaco jeworfen, aus Peru jestoßen, aus Amerika jeschmissen und sitzen dann im jroßen Ozean, wat man dat Stille Weltmeer nennt, und warten dort, bis wir durch eine neue Sündflut als vorjeschichtliche Walfische herausjebuddelt werden. Man hat unsre Ambition beschädigt; wir aber besitzen wenigstens den Trost, daß die wissenschaftliche Wahrheit festjestellt worden ist: Der Puter ärjert sich nicht alleine über die rote Farbe."

„Ja," nickte der Doktor. „Ich werde der Akademie der Wissenschaften eine Abhandlung über diesen Gegenstand einsenden. Es ist nun heutigestags unwiderleglich bewiesen, daß die Rinder einen Widerwillen gegen die rote Farbe haben."

„Und zwar beide Jeschlechter."

„Allerdings, aber doch in verschiedenem Grade. Das Masculinum war empfindlicher als das Femininum. Du wurdest nicht angegriffen, während der Stier mich in eine beinahe unkomfortable Lage brachte."

„Aber woher denn diese Aversion gejen diese Farbe, welche jrade meine Lieblingsfarbe ist?"

„Das läßt sich jetzt nicht sagen. Die Thatsache ist festgestellt; den Gründen muß man noch nachspüren. Ob es vielleicht darin liegt, daß die roten Farbenstrahlen im Sonnenspektrum durch das Prisma am schwächsten gebrochen werden? Die roten Strahlen schwingen in einer Sekunde nur fünfhundert Billionenmal."

„Sollte dat dem Bullen auffejallen sind?"

„Von dieser Zahl hat er höchst wahrscheinlich keine Vorstellung. Aber wenn z. B. das Violett in der Sekunde achthundert Billionen Schwingungen macht, so ergibt das einen Unterschied von dreihundert Billionen, welcher so groß ist, daß er selbst auch dem Auge eines Wiederkäuers wohl aufzufallen vermag. Doch bedarf das jedenfalls noch der Aufklärung. Ich habe meinen nächsten Zweck erreicht und dabei zugleich eine Entdeckung gemacht, über welche jeder Menageriebesitzer in Entzücken geraten wird, wenn ich sie veröffentliche."

„So? Welche denn?"

„Wie selbst das wildeste Tier sofort zu bändigen ist. Man hängt sich einfach an den Schwanz desselben. Die Situation ist zwar nicht übermäßig bequem, doch wird das einen Tierbändiger nicht hindern, meinem Beispiele zu folgen; ich bin überzeugt, daß es jeder wenigstens einmal versuchen wird."

„Hm! Dat ist nun sonne Sache! Ick möchte mir zum Beispiel nicht an den Schwanz eines Löwen oder einer Riesenschlange hängen."

„Es kommt auf den Versuch an, und ich bin der Wissenschaft zuliebe jederzeit bereit, ihn zu machen. Das Sprichwort sagt so wahr: Probieren geht über studieren."

„Wat mir betrifft, so möchte ick diese Anjelejenheit doch weit lieber in einem Buch studieren, als mit so 'nem indischen Königstiger."

Sie waren während dieses gelehrten Gespräches langsam weitergegangen und hatten nicht bemerkt, daß der Chirurg ihnen gefolgt war. Jetzt holte er sie ein und sagte:

„Señores, die Gauchos sind sehr er-

Ausrüstung des Regiments Picardie | Trommler der Landsknechte | Artillerie-Offizier 1555 | Heerführer 1590

zürnt auf Sie. Ich warnte, doch Sie achteten meiner Worte nicht und kamen in Gefahr. Leider aber ließ der Bulle sich ins Bockshorn jagen."

„Leider?" fragte Morgenstern verwundert.

„Ja, leider! Denn wenn er nicht so erschrocken wäre, hätte ich Gelegenheit gehabt, Ihnen meine Kunst zu zeigen."

„Wieso?"

„Er hätte Sie entwede aufgespießt oder Ihnen einige Knochen zerbrochen. Wie glücklich hätte es mich gemacht, Euer Gnaden beweisen zu können, daß ich ein Meister in der Behandlung jeder Art von Wunden und Knochenbrüchen bin. Ich ziehe den längsten Splitter heraus, ohne daß die Blutung sich vergrößert. Ich bin in jedem Augenblicke zur subtilsten Operation bereit. Was sagen Sie zum Beispiel zur Exstirpation der Nasenknochen?"

„Der Nasenknochen?" fragte Fritze, indem er unwillkürlich und schnell an seine Nase griff. „Hoffentlich haben Sie es nicht auf mein Gesicht abgesehen. Exstirpieren Sie wen und was und wo und wenn Sie wollen, aber mich lassen Sie in Ruhe! Sie sind ja ein ganz gefährlicher Mensch! Uns, die wir Ihre Freunde sind oder wenigstens werden sollen, wünschen Sie zerstoßene Leiber und zerbrochene Knochen! Ist so etwas erhört? Das ist eine Unhöflichkeit, welche Ihnen nicht zur Ehre gereicht, Señor."

„Was das betrifft, Señor Federico (Friedrich), so haben Sie mir keine Vorwürfe zu machen, denn auch Sie sind unhöflich gewesen, nämlich gegen die Gauchos. Man sagt keinem Caballero, daß er nicht Fachmann sei. Das hat die Caballeros so beleidigt, daß Sie von ihnen kein Entgegenkommen zu erwarten haben. Sie werden das bemerken; doch sprechen wir nicht weiter über diesen Gegenstand; gehen wir lieber nach dem Corral der Pferde, um zu sehen, welche Art von Tieren wir da zu kaufen bekommen werden."

Der Corral war leer. Um die Pferde zu sehen, mußten sie hinaus auf den Camp gehen, wo dieselben weideten. Die Estancia gehörte, wie bereits gesagt, nicht zu den größeren, und dennoch war es erstaunlich, welch eine Menge des Weideviehes es hier gab.

Das Hauptprodukt der La Plata-Staaten ist das Vieh; die Estancieros züchten Pferde, Rinder und Schafe. Das europäische Pferd wurde 1536 durch Mendoza, das Schaf 1550 aus Peru und das Rind 1553 von Brasilien her eingeführt. Nur selten reitet man eine Stunde lang durch das Land, ohne ganze Majados (Herden) dieser Tiere zu erblicken. Man rechnet, daß eine Quadratlegua 20000 Schafe oder 300 Stück Hornvieh, welch letzteres sich in guten Jahren um bis 800 Stück vermehrt, zu ernähren vermöge.

Den Schafen wird, der Wolle wegen, das bessere Weideland überlassen; ihnen widmet man einige Sorgfalt. Um die Pferde und Rinder kümmert man sich weniger. Sie stehen unter der Aufsicht von Gauchos und Hunden, und der Besitzer nimmt nur dann Notiz von ihnen, wenn sie entweder gezeichnet oder verkauft werden sollen. Für eine Stute zahlt man höchstens 16, für ein gutes Reitpferd nicht mehr als 60 Mark. Ein Stück Hornvieh, welches nach dem Suladero verkauft wird, kostet meist weniger als 50 Mark. Saladeros sind große Schlachthäuser, in denen die Rinder in Massen

getötet werden. Das Wort leitet sich von dem spanischen salar, einsalzen, ab. In diesen Etablissements werden die Häute eingesalzen und ungeheuere Talgmengen gewonnen. Einer der berühmtesten Saladeros ist derjenige zu Fray Bentos, wo Liebigscher Fleischextrakt gewonnen wird. Man schlachtet da täglich bis 900 Stück Rinder und zerkleinert die Muskeln mit Maschinen, von denen jede in der Stunde das Fleisch von 200 Ochsen zerschneidet. Das gesamte Fleisch eines Ochsen liefert nur drei Kilogramm Extrakt.

Als die drei Männer sich überzeugt hatten, daß es hier bessere Pferde gab als im Gasthofe zu Santa Fé, kehrten sie nach der Estancia zurück. Dort war man indessen mit dem Zeichnen der Rinder fertig geworden; der Corral wurde geöffnet und die Tiere stürmten, froh der Gefangenschaft entronnen zu sein, in das Freie. Zwei hatte man zurückgehalten, um sie zu schlachten. Die Reisenden näherten sich, um zuzusehen, in welcher Weise dies geschah.

Der Anblick, welcher sich ihnen bot, war ein höchst widerwärtiger. Die Kühe ahnten, was ihnen bevorstand und brüllten vor Angst. Sie wurden, um ihr Blut zu erhitzen, weil nach der Meinung der Gauchos das Fleisch dann besser schmeckt, eine Zeitlang im Corral umhergehetzt und dann ganz in der oben beschriebenen Weise, als ob sie gezeichnet werden sollten, mit Hilfe der Lassos niedergerissen. Nachdem ihnen einfach die Gurgel durchschnitten worden war, warfen sich die rohen Menschen auf die noch lebenden und vor Schmerz sich bäumenden und mit den Beinen um sich arbeitenden Tiere und schnitten ihnen ganze, lange Stücke rauchenden und zuckenden Fleisches mitsamt der Haut aus den Leibern. Das Todesröcheln, welches sich aus den offenen Gurgeln drängte, war, verbunden mit den gierigen Zurufen der Gauchos, für ein zivilisiertes Ohr nicht anzuhören. Morgenstern ging mit Fritz davon. Der Chirurg aber blieb und zog sein Messer, um sich auch eine Portion zu nehmen. Das unmenschliche Schauspiel war ihm etwas Gewohntes.

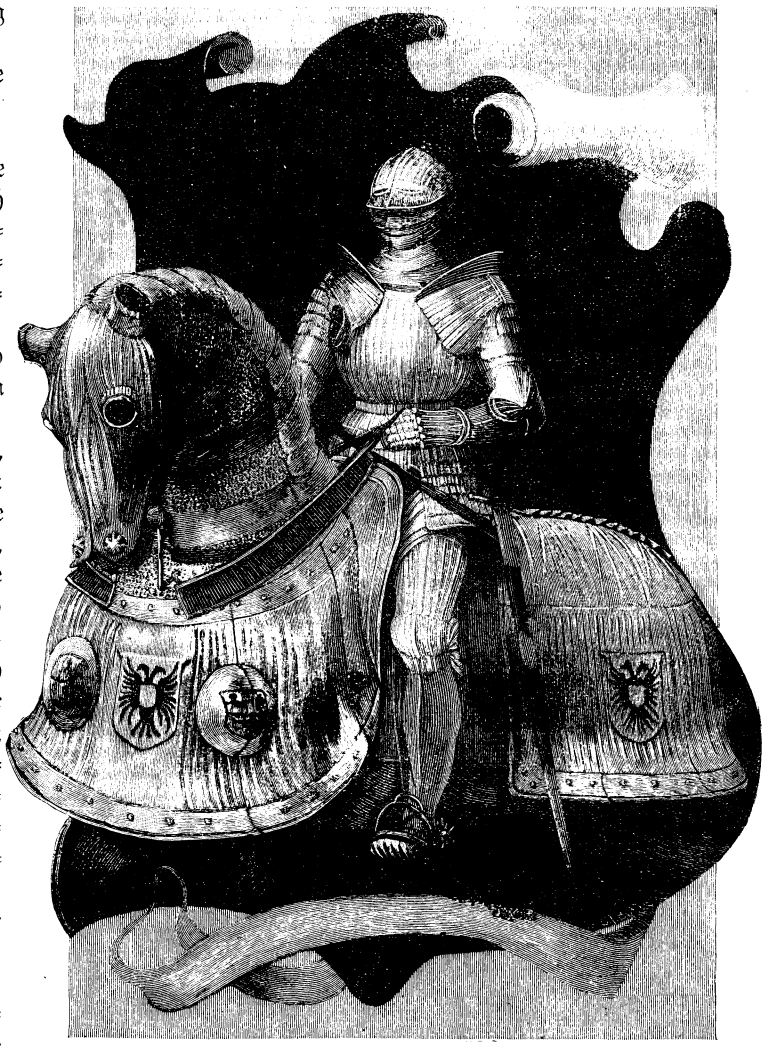
Der Gaucho spießt dieses Fleisch an Hölzer oder gleich an sein Messer und hält es über das Feuer, um die angebratene Seite in den Mund zu stecken, den Bissen unter der Nase abzuschneiden und es dann weiter zu braten. Asado nennt er dieses noch im Blute geröstete Fleisch. Sitzt aber gar noch die Haut (cuero) daran, so bildet der Braten seine allergrößte Delikatesse und wird Asado concuero, Asado mit der Haut genannt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bewaffnung im Mittelalter.

(Fortsetzung.)

Der niedere Offizier war bemüht, die Mitbürger unter dem Banner der Leinwand- oder Strumpfhändler zu vereinigen. Die Adelsfamilien boten ihre Söhne, Brüder und Vettern auf, die Pferde wurden aus den Ställen der großen Paläste geführt und alles zog wohl ausgerüstet in die männermordende Feldschlacht. Dante bewaffnete sich unter den Alighieri; die Schüler Giottos verließen ihre Staffeleien und eilten zu dem Sammelplatze der Malergilde, um unter dem Banner, das sie selbst gefertigt, zu streiten. Die Orgagna und die Gaddi begaben sich nach dem Palast der Signoria, um durch ihre strategischen und taktischen Kenntnisse den Kriegsrat zu fördern. Während dieser ganzen Zeit wurde die Sturmglocke geläutet und die Trompeten der Republik bliesen das Alarmsignal von der Plattform des caroccio, der, einige der tapfersten und edelsten Ritter mit sich führend, langsam durch die Thore der Stadt rollte. War erst das Schlachtfeld erreicht, so eröffneten die feditori (schweren Reiter) den Angriff, der von der zweiten Schlachtreihe unterstützt wurde, während die Reserve aus den Bagagewagen eine Art beweglicher Redoute aufführte, hinter welcher durchbrochene Reihen sich neu organisieren konnten. Es gewährt einen eigenen Reiz, auf eine Armee zurückzublicken, die zu verschiedenen Epochen solche Soldaten wie Dante, Michel Angelo, Brunelleschi und Ferucci anwarb. Oft verlieh ein endloser Zug von Kriegswagen den klassischen Nachkommen der alten Römer noch größeren Nachdruck. So sendeten die Mailänder 300 Wagen auf das Schlachtfeld und es wird behauptet, die Bewohner von Asti hätten deren 1000 gehabt, von denen jeder 10 Mann fassen konnte. So wurde der italienische Bürger, der die Erbschaft der Erfahrungen auf den Schlachtfeldern von Cannä, dem Thrasymenischen See, Pharsalus und Philippi angetreten hatte, bereits zu Beginn des 12. Jahrhunderts ein tüchtiger Fußsoldat, während jenseits



Maximilian-Rüstung.

der Alpen die französischen Ritter voll Uebermut durch die Reihen der Bauern ritten, bis sie im Anfang des 14. Jahrhunderts von letzteren eine Lektion erhielten.

Im Jahre 1302 verweigerten einige Flamänder, die der Weber-, Schneider- und Krämergilde angehörten, die Zahlung übermäßig hoher Abgaben. Ihr Oberherr, der König von Frankreich, Philipp der Schöne, stieß im Gefolge seines Bruders, des Connétable Pierre Flotte und einer Armee von Edelleuten mit den flämischen Rebellen in der Nähe der Stadt Courtrai zusammen. Die Flamänder hatten ihre Heeresabteilungen hinter den Wällen der Stadt einexerziert und — Wunder über Wunder! — ihr Fußvolk ergriff nicht die Flucht. Die flämischen Streitäxte, die im Degengehäng oder an der Schildachselschnur getragen wurden, waren von vernichtender Wirkung. Die Ritter wurden aus den Sätteln gehoben und durch die Gräben wurde die Reiterei in vollständige Verwirrung gebracht.

König Philipp nahm persönlich am Kampfe teil; nachdem er aber seinen Bruder, den Prinzen und den Connétable unter den Streichen der flämischen Bürger fallen gesehen, gab der königliche Führer das Feld auf und hatte allein der klugen Anwendung der Sporen seine Rettung zu verdanken; daher kam es auch, daß diese blutige Schlacht den Beinamen der „Schlacht der goldenen Sporen" erhielt. Kaum hatten die Glockentürme Flanderns diesen Sieg ausgeläutet, da sah man die Speere des Fußvolkes durch die schottischen Nebel blinken, um das Banner des Freiheitshelden Robert Bruce zu Bannockburn zu schützen. Hier wäre beinahe ein andrer gekrönter Feldherr, König Eduard II. von England, in die Gefangenschaft geraten. 32 Jahre später (1346) zeigte die Schlacht, die in der Nähe des kleinen Dorfes Crécy geschlagen wurde, das Fußvolk als eine Macht, die nicht allein ganz Europa in Staunen setzte, sondern überhaupt eine vollständige Umwälzung in der Taktik herbeiführte.

Das englische Beil, die Axt der Schlacht bei Hastings, war durch den Bogen verdrängt worden. Die Nachkommen Robin Hoods schossen an Festtagen nach dem Ziel und übten ihre Treffsicherheit an des Königs Rotwild in den großen Waldanlagen, die Wilhelm der Eroberer auf dem verwüsteten Land der Sachsen entstehen ließ. Von den Wilddieben und Soldaten wurden gar wundersame Geschichten ihres Schützenruhmes erzählt. Jeder Kriegsmann konnte damals von seinem Vater, wie der berühmte Hugh Latimer von dem seinigen, sagen: „Ihm war es eine Lust, mich im Pfeilschießen zu unterrichten. Er lehrte mich, wie ich meinen Körper spannen, wie ich ihn nach dem Bogen richten sollte, im Gegensatze zu andern Nationen, die zur Spannung des Bogens allein die Kraft des Armes anwenden." „Ich hatte mir einen Bogen, meinem Alter und meiner Kraft entsprechend, gekauft. Mit meinen zunehmenden Jahren wurden auch meine Bogen immer größer und größer gemacht, denn wer nicht im Gebrauch des Bogens aufgewachsen ist, wird nie ein guter Schütze werden." Diese Bogenschützen, in ihren Panzern und leichten Helmen und mit ihren langen aus Eichenholz gefertigten Bogen, strömten im Jahre 1346 mit Eduard III. nach Frankreich und bildeten den vornehmlichsten Teil seines Kriegsheeres. Dieses Heer, in welchem der alte sächsische Geist der Unabhängigkeit und das alte dänische Recht der freien Rede das normännische Joch überdauert hatten, erfreute sich seitens seiner Anführer einer guten Behandlung und wurde von diesen ungemein geschätzt. Die in französischem Sold stehenden genuesischen Armbrustschützen fanden, daß ihre Bogensehnen wie durch einen Regenschauer erschlafft waren, als sich der schreckliche Sturm von Pfeilen aus den englischen Reihen, der einem Schneegestöber glich, über sie ergoß. „Tötet mir diese genuesischen Schufte!" rief Philipp VI. seinen Rittern zu, die, ihren Weg durch die fliehenden Hilfstruppen nehmend, gleichfalls von diesem furchtbaren „Schneegestöber" überwältigt wurden, so daß alle ihr Heil in regelloser Flucht suchten, alle, bis auf die beiden Herzöge, 11 Prinzen, 80 Barone, 1200 Ritter und 30000 Soldaten, die als Leichen das Schlachtfeld deckten. Da war der englische Bogenschütze förmlich über Nacht zum Meister der europäischen Kriegskunst geworden und hatte einen Schrecken entfesselt, der nur durch die Begeisterung eines Volkes in Waffen gebannt wurde, das 70 Jahre später von Jeanne d'Arc in die Schlacht geführt wurde. Doch mehr als das hatte der englische Fußsoldat erreicht: er hatte dem Feudalismus, der seit dem Tage von Crécy langsam aber sicher seinem Grabe entgegenging, einen vernichtenden Schlag versetzt. Den Franzosen mußte indessen die ihnen bei Crécy erteilte Lektion wieder und immer wieder in ihr eigenes Blut geschrieben werden, ehe sie die eigentliche Bedeutung derselben da herausbuchstabieren konnten, denn der Konflikt zwischen Fußsoldat und Ritter war gar tief und einschneidend und war weit mehr als zu einer bloßen Frage der Kriegskunst geworden; es war ein Kampf zwischen der alten Ordnung der Dinge und der neuen, ein Kampf des Feudalismus gegen die Demokratie. So schwerfällig diese Ritter auch waren, so nahmen sie doch endlich Lehre an und Froissart erzählt uns, daß der Sieg von Roohebeeke, wo die französischen Edelleute die flämischen Handwerker zu Paaren trieben und die Schmach von Courtrai auslöschten, den Adel vor der Anmaßung der niedern Volksklassen rettete, die, aus der Schwäche des Adels nach den Schlachten von Crécy und Poitiers Nutzen ziehend, die Regierung ergriffen hatten.

Verblendet durch diesen Sieg, mußten die hartköpfigen französischen Edelleute die doch durch die flämischen Lanzenreiter und die sächsischen Bogenschützen hinlängliche Lehren empfangen hatten, bei Nikopolis nochmals in die Schule gehen. Hier drangen sie mit solcher Wut in die türkischen Reihen ein, daß sie den Rest ihres Heeres weit hinter sich ließen. Sie stiegen dann, als sie von den Feinden umringt waren, vom Pferde und kämpften, nachdem sie die ellenlangen Spitzen ihrer Stahlschuhe zum Erstaunen der Türken abgeschnitten hatten, mit altfränkischem Heldenmute; aber trotzdem vermochten sie die Entscheidung nicht aufzuhalten und wurden, noch ehe das Fußvolk sie erreichen konnte, vollständig aufgerieben. Dennoch war die Ueberlieferung so mächtig und die furia francese, wie die Italiener den französischen Ungestüm nannten, so wenig für das Schlachtfeld geeignet, daß 100 Jahre später Karl VIII. bei Fornovo die fliehenden Italiener so hitzig verfolgte, daß er seine eigene Kavallerie weit hinter sich zurückließ. Hätte damals sein Kriegsroß Savoy nicht ebenso tapfer gekämpft wie sein königlicher Reiter, so wäre Karl in Gefangenschaft geraten und die Erfolge eines glänzenden Sieges wären in Frage gestellt worden.

Diese Schlacht entschied über das Schicksal Italiens. Seit den Tagen von Campaldino und Monteaperti war eine wesentliche Umwälzung eingetreten. Mit dem Ablauf des 14. Jahrhunderts hatten die

Bürger, die es einträglicher fanden, Feder und Geldbeutel zu handhaben, als Schwert und Lanze zu schwingen, die Ausübung der Kriegskunst an das berufsmäßige Kriegsvolk abgetreten. Dieses machte einen Handel aus dem Kriege, verkaufte sich dem höchsten Angebot und diente unter den condottieri selbst als Söldner. Das Hauptziel der Kriegführung, um ein solches Söldnerheer zu befriedigen, mußte sein, so viel Gefangene und Beute, als nur irgend möglich war, zu machen. Diese Mietlinge, die zumeist in Gefechten verwendet wurden, in denen kein Mann an einer Brustwunde starb, flohen in wilder Verwirrung vor dem feurigen Angriff der französischen Edelleute und der Kriegsdienst, als edle Kunst betrieben, nahm ein schimpfliches Ende. Aus unsren Abbildungen ersehen wir, wie jener furchtbare Angriff abgeschlagen wurde; es ist eine einfache Schlachtordnung aus der Mitte des 15. Jahrhunderts, da das Feuerrohr und die Armbrust sich noch gleicher Beliebtheit erfreuten. Der Aufmarsch wurde im Angesicht des Feindes in rechtwinkeliger Figur, wie es auf dem Bilde dargestellt ist, vollzogen. Die Büchsenschützen waren, um den Angriff mit ihrem Feuer zu flankieren, an den Winkeln aufgestellt; zwischen ihnen standen die Armbrustschützen; an den Langseiten des rechten Winkels waren die Lanciers aufgestellt, während innerhalb des Rechteckes die Hellebardiere unterstützend eingriffen. Wurde diese Schlachtordnung von Kavallerie angegriffen, so zogen sich die Büchsen- und Bogenschützen, nachdem sie abgefeuert, zwischen den Reihen der Lanciers, um wieder zu laden, zurück und aus der rechtwinkeligen Figur wurde ein Igel. Die Lanciers setzten das linke Bein vorwärts und zogen das Lanzenende gegen den rechten Fuß auf den Boden. Eine solche Aufstellung wurde bataille genannt, worauf auch unser modernes „Bataillon" zurückzuführen ist.

Unsre Abbildungen zeigen uns den Armbrustschützen mit seiner schwer zu handhabenden Waffe. Vor ihm bemerken wir die Tartsche, den großen, hölzernen, mit Leder bedeckten Schild, aufrecht an den Boden befestigt, hinter welchem er, den Fuß im Bogensteigriemen, den schweren Stahl mittels einer Windenvorrichtung spannen konnte. Obwohl er in derselben Zeit, in welcher ein Bogenschütze sechs Pfeilschüsse abgab, nur einen Bolzen absenden konnte, so war er dessenungeachtet in den Schlachten des Mittelalters von hervorragender Bedeutung und wurde hauptsächlich bei Belagerungen und zur Deckung von Schanzwerken verwendet. Hinter ihm steht ein Lancier (siehe Seite 132).

Fußsoldaten trugen in der Regel den Panzer, der leichter und billiger als ein Plattenharnisch war. Derselbe wurde aus kleinen Metallstücken, die auf Leder oder Tuch geheftet waren, zusammengesetzt. In den frühern Jahrhunderten wurde eine Armee eine Vereinigung von Lehensmännern, die auf den Ruf ihres Oberherrn, jeder mit seinen Vasallen, zusammenströmten. Später wurden Söldnerscharen hinzugefügt. Während der Waffenruhen des 100jährigen Krieges plünderten diese Söldner das Land. Zur Unterdrückung dieser Plage wurde das Anwerben von Truppen verboten, es sei denn, daß es auf Befehl des Königs geschehen wäre. Unter Karl VII. und Ludwig XI. wurden reguläre Compagnien aus sogen. Lanzen gebildet; eine Lanze zählte damals sechs Mann, einschließlich des Ritters, seines Pagen, Dieners und zweier Bogenschützen.

Unsre Abbildungen zeigen uns die ebenso einfache als elegante Rüstung des Richard Beauchamp, Grafen von Warwick. Hier haben wir den Harnisch, wie er, abgesehen von geringen Veränderungen, sich während der Kriege der weißen und roten Rosen erhielt, der zu Tewkesbury und Towton zertrümmert wurde, den der Königsmacher in der Schlacht bei Barnet trug und der später von der Ebermähne Richards von Gloucester bedeckt wurde.

Einen ähnlichen Harnisch trugen die spanischen Ritter, die Granada im Jahre 1491 eroberten. Hier wurde er von den letzten Schlägen gezeichnet, die in jener langen Romanze von 3700 Schlachten, in denen christliche Edelleute gegen die Mauren stritten, gefallen waren.

Mit der Rüstung, wie sie uns auf unsrer Abbildung entgegentritt, können wir alle die Streiter der Schlacht von Bosworth (22. August 1485) kleiden, wo der blutgetränkte König Richard III. sieben Richmonds auf dem Schlachtfelde sah, und er selbst schließlich, des Lebens und der Krone beraubt, unter dem historischen Hagedorn lag. Diese Rüstung war eigentlich zu einfach für den prunkliebenden Geschmack der verschwenderischen Fürsten Europas, dennoch folgte sie in den Hauptlinien der Rüstung Karls des Kühnen von Burgund, die am 5. Januar 1477 von den Schweizern bei Nancy erbeutet wurde. Das Wellenförmige, das diese Rüstung besonders stark machte, gelangte erst etwas später als zur Zeit der Schlacht bei Nancy in Anwendung und zwar gegen Ende des 15. Jahrhunderts. Zur Zeit Karls des Kühnen war die Artillerie eine Macht geworden. Die kurzen, dicken Bombarden, die bei Crécy ihr Feuer spieen, hatten sich nun zur Bronzekanone entwickelt, die mit Karl VIII. nach Italien rasselte. Die ersten zur Anwendung gebrachten Stücke waren Mörser und kurze Kanonen. Das waren aus Eisen gearbeitete, auf beiden Enden mit Oeffnungen versehene Hinterlader, die auf alten Kupferstichen für den Mann, der sie abzufeuern hatte, äußerst gefährlich erscheinen. So waren die Kanonen des 14. Jahrhunderts; nach ihnen kamen gußeiserne Geschütze, die Feuerkammern enthielten, welche von hinten einzusehen waren, in Anwendung und zuletzt tauchten die Vorderlader aus Bronze auf.

Die Artillerie entwickelte sich besonders in der letzten Periode des 100jährigen Krieges und griff namentlich dann in das Gefecht ein, wenn sich dieses auf Belagerungen beschränkte. In der Hand der Bürger erfuhr die Kanone unausgesetzt Verbesserungen, bis sie im Jahre 1425 eine Schußweite von mehr als 500 m erreichte. Die plattgedrückten kleinen Mörser und die langen Kanonen, die Karl dem Kühnen von den Schweizern abgenommen wurden und heute noch im Museum von Lausanne aufbewahrt sind, erscheinen plump und ungefüg und doch erscheinen sie als wahre Meisterwerke im Vergleich zu der ersten Handkanone oder dem Feuergewehr. (Forts. folgt.)

Der Lotus.

Der berühmte, vielbesungene Lotus hat eine weite Verbreitung in der Tropenzone; er kommt in Asien, Afrika und Australien vor; seine eigentliche Heimat ist jedoch Indien, und am herrlichsten entwickelt er sich im Nordwesten dieses Landes, in Kaschmir. Hier gedeiht er in staunenswerter Fülle auf allen langsam fließenden Flüssen, Seen und Teichen; wo immer ein kleines Wasser entsteht, da taucht er empor und bedeckt mit seinen großen runden Blättern das klare Element. Dieser Teppich ist oft so dicht, daß in einsamen Gegenden wilde Hühner und Enten munter auf demselben umherwat-

scheln. Solche Plätze bilden zur Blütezeit einen entzückenden Anblick. Wasserlilien von allen Formen und Farben lugen zwischen dem anmutig auf den Wellen sich wiegenden Grün hervor, während die prachtvolle Lotustulpe mit ihren riesigen Blättern und ihrem schwanken Stengel sich wie eine Fürstin über die sie umgebenden Blumen erhebt. Es gibt weiß, rot und blau blühende Lotusarten. Daß der Lotus dem Hindu als eine heilige Pflanze gilt, ist bekannt. Wischnu, der Weltenerhalter, thront auf einer Lotusblüte, dem Sinnbild der Erde. Der Lotus, dessen Kelch aus leuchtend roten Blättern besteht, war der Sage nach ehedem weiß. Kama, der Liebesgott, aber traf mit seinem Blumenpfeil das Herz des furchtbaren Siva, des Gottes der Zerstörung; das Blut aus der Wunde färbte die lichte Lotusblüte für alle Zeit purpurn. Ein großer Teil der indischen Eingeborenen sind Lotophagen, das heißt, sie leben hauptsächlich von Lotusfrüchten. Die Größe derselben wechselt; manche Arten entwickeln ihren Samen nur bis zum Umfange einer Erbse, während der von andern kleinen Kirschen gleicht. Auch die gekochten Stengel sowie die süßlich schmeckenden Wurzeln bieten der indischen Bevölkerung zur heißen Zeit eine willkommene Speise. Die Elefanten laben sich an den grünen Blättern; sie waten ins Wasser hinein und schmausen behaglich, unter dem Laub versteckt, das ihnen so wohlschmeckende Futter. Arme Leute benutzen die Blätter anstatt der Teller und Schüsseln. Aus den Staubfäden dreht man Dochte für Tempel- und Pagodenlampen.

Erinnerungen eines Tierfreundes.

(Fortsetzung.)

So war ich denn ohne ein Tier, dem ich meine Zuneigung und Sorge zuwenden konnte, — ich, der Tierfreund par excellence!

Dieser unerträgliche Zustand dauerte acht Tage; da bot mir ein Mitschüler — ich war damals Quintaner — eine weiße Ratte an, wenn ich ihm dafür mein Erzählungsbuch mit der Indianergeschichte geben wolle. Mit Freuden und mit allen zehn Fingern griff ich zu. Aber wie und wo sollte ich das Tier unterbringen? „Den Käfig kann ich dir nicht überlassen," sagte Fritze Eckenscheid, „da ich ein Eichhörnchen darein thun will." In aller Eile zimmerte ich mir deshalb selber aus einer alten Kiste einen Käfig zusammen, der freilich die Spuren dieser Eile nur zu deutlich an sich trug. Als ich meine neue zoologische Erwerbung mit hochgeschwelltem Herzen meiner Familie vorstellte, war ich nicht wenig überrascht, auf allen Seiten unverblümten Ausdrücken des Abscheues zu begegnen. „Pfui, eine Ratte!" sagte Mama. — „Jawohl, aber eine weiße!" bemerkte ich mit Nachdruck. — „Daß du mir das Beest nicht in die Küche bringst!" kommandierte Anna mit der Stimme eines Dragoners. — „Ein Beest — eine weiße Ratte ein Beest?" fragte ich mit Ueberlegenheit und Mitleid ob solcher Unkenntnis. — „Ich meine gehört zu haben, daß diese Tiere einen empfindlichen Odeur um sich verbreiten," bemerkte Papa. — „Jawohl, die schwarzen, Papa, die schwarzen — aber ganz gewiß nicht die weißen!" beteuerte ich. — „Nein, mit Ratten mag ich nichts zu thun haben!" schmollte Ida. — „Es ist ja eine weiße, ein wunderschönes Tierchen!" wendete ich ein. — „Rattenkönig! Rattenkönig!" neckten mich meine Brüder. — „Ihr beweist durch euern Spott," erwiderte ich, „daß ihr eine weiße Ratte nicht von einer schwarzen zu unterscheiden wißt!" — „Na, poche nur nicht immer auf das Wörtchen ‚weiß,' meinte schließlich die ganze Familie; „Ratte bleibt Ratte, ob weiß oder schwarz, ob grau oder braun!"

Bei dieser offenbaren Abneigung der ganzen Familie gegen meine neue naturhistorische Erwerbung sah ich mich gezwungen, meinen Liebling in einem einsamen Holzkämmerchen unterzubringen, das sich hinter unsrer Küche befand. Hier besuchte ich das Tierchen wiederholt am Tage und steckte ihm die besten Leckerbissen durch die Gitterstangen seines Käfigs zu. Ich hatte die Freude, „Blanca" — wie ich das Tierchen nannte — bald so zahm zu sehen, daß es mir die vorgehaltenen Stückchen Speck aus den Fingern nahm. Ohne Zweifel würde ich in der Folge noch mehr Plaisir an meiner zahmen „Blanca" erlebt haben, wenn — der Käfig nicht allzu deutlich die Spuren der Eile, womit er zurecht gezimmert, an sich getragen hätte.

Eines Abends, als die Familie um den Theetisch versammelt saß, kam Anna plötzlich wie eine Bombe in die Wohnstube geflogen, mit dem Schreckensschrei: „Die Ratte! Die Ratte! Die Ratte ist los — sie ist in der Küche! Ich habe das Zittern in allen Gliedern. O, das fürchterliche Tier — rennt wie wahnsinnig herum und wollte sich auf mich stürzen!"

„Stell' dich doch nicht so an!" erwiderte ich unwillig; „du thust ja, als ob der Löwe von Florenz los sei — es ist doch nur eine Ratte, eine weiße Ratte!"

„Weiß oder schwarz, grün oder blau, meinethalb auch rot mit gelben Punkten," schrie das Frauenzimmer wie eine Megäre, „das soll mir ganz egal sein! Mich bringt niemand wieder in die Küche, solange das Beest dort herumtobt."

Und Anna stemmte beide Arme in die Seiten und sah mich mit einem herausfordernden Blicke an.

„So fangt das Tier doch ein!" wandte sich Mutter ärgerlich an uns Jungens.

„Hurra, die Ratte, die weiße Ratte! Frisch auf zum Kampfe contra Blancam!" schrieen meine Brüder und griffen nach Purreisen, Kohlenschaufel und Teppichbesen.

„Thut meiner Blanca nichts zuleide!" schrie ich in den höchsten Jammerlauten; „laßt mich doch selber das Tierchen wieder einfangen!"

Aber meine Bitte verhallte ungehört. Wie die wilde Jagd stoben Karl, Ferdinand und Oskar in die Küche, ich, noch immer um „Gnade! Gnade!" flehend, hinterdrein.

Der plötzliche Lärm machte Blanca vollends scheu. Wie der Blitz schoß sie unter dem Küchentische hervor, quer durch die Küche, um sich unter den Brotschrank zu retten. Oskar holte mit seinem Teppichbesen aus und — traf einen Korb mit rohen Eiern, der auf einem Stuhle stand, daß er einen Meter weit durch die Luft flog und dann seinen Inhalt in tausend Brocken auf die Erde schüttete. Eine nette Bescherung! Die gehetzte Ratte bog

Rettungsboot im Dienste.

von ihrer ursprünglichen Fluchtlinie ab und wagte einen verzweifelten Sprung, der sie in einen — Wassereimer plumpsen ließ. Karl schlug mit seinem Purreisen zu, so gewaltig, daß die hölzernen Reifen des Eimers sprangen, worauf die zwölf Brettchen des Gefäßes sich sternförmig auseinanderlegten, einem mächtigen Wasserschwalle freie Bahn gebend. Das Wasser vermischte sich mit den Eierdottern — eine nette Suppe! „Schlagt meine arme Blanca nicht tot!" schrie ich unablässig. „Da ist sie! Haut sie!" heulten Karl und Oskar, wie Indianer auf dem Kriegspfade, indem sie auf das arme Wesen deuteten, das dem Wasserbade entronnen, mit zusammengeklebten Haaren und höchst erbärmlich anzuschauen, durch die Küche schoß. Ferdinand holte mit seiner Kohlenschaufel aus und brachte das Instrument so weit nach rückwärts, daß dasselbe in die Glasscheiben des Brotschrankes fuhr. Klirrend fielen die Scherben zu Boden. „Schont Blanca! Habt Erbarmen!" schrie ich verzweifelt. „Du verwünschtes Tier, wir kriegen dich doch!" schrieen die grausamen Verfolger. Kreuz und quer schoß die geängstigte Ratte durch den Raum — überall, wo sie einen Schlupfwinkel zu finden geglaubt, wieder aufgestöbert. Oskar schlug abermals mit seinem Besen los — und diesmal traf er ein Wandbrett, auf welchem Gläser mit Eingemachtem standen, so genau, daß diese sechs Gläser mit Gurken, Perlzwiebeln, Kronsbeeren, roten Rüben, Pflaumen und Hagebutten in einem Zug durch die Luft — und dann auf die Dielen flogen, wo sie in tausend Brocken gingen. „Fruchtsuppe!" lachte Karl und schlug mit seinem Purreisen, als gerade die Ratte wieder vorüberhuschte, mir auf die Zehen, daß ich ein Geheul anstimmte, wie ein geprügelter junger Jagdhund.

„Habt ihr sie? Habt ihr sie?" fragte in diesem Augenblick unser Papa, seinen Kopf durch die Küchenthür steckend.

Um letzteres Manöver vollführen zu können, mußte Papa selbstverständlich vorher die Thür geöffnet haben — und diesen Augenblick benutzte die schlaue Blanca, um schnell wie der Wind durch die Oeffnung zu fahren. Am Ende der Hausflur aber stand die Hausthür offen — Anna hatte sie offen gelassen, indem sie den Leuten auf der Straße verkündigte, daß ein „rasendes Tier" in der Küche sei — und Blanca war gerettet! Freilich sie war dahin auf Nimmerwiedersehen.

Nachdem die Kunde von Blancas Entwischen in die Wohnstube und auf die Straße gelangt war, wagten sich Mutter, Ida und Anna wieder in die Küche. Der Anblick der dort herrschenden Zerstörung machte die Frauen anfangs stumm, vollkommen stumm, dann aber entfesselte er ihre Redegabe in doppeltem, dreifachem, nein zehnfachem Maße. Ich, die Ratte, Bruder Karl, Bruder Ferdinand, Bruder Oskar — wir alle wurden abwechselnd mit den härtesten Vorwürfen überschüttet. Die Ratte freilich hörte nichts mehr davon — sie war am glücklichsten daran; sie trocknete vielleicht in diesem Augenblick ihren nassen Pelz in irgend einem Kellerloch; wir „Bengels" aber vernahmen die Vorwürfe nur zu gut, zumal sie mit erhobenen Stimmen vorgetragen wurden. Aber die Frauen hatten Recht, doppelt, dreifach, nein zehnfach Recht, weshalb wir kein Wort der Widerrede wagten. Und diese stumme Ergebung beschwichtigte endlich den lauten Sturm, der dann in dumpfem Grollen wie ein abziehendes Gewitter noch eine Zeitlang durchs Haus ging. Als am folgenden Tage die älteren Brüder wieder Mut geschöpft hatten, da stellten sie freilich mich als den eigentlichen Urheber des ganzen Malheurs hin, hatte ich doch die Ratte ins Haus gebracht.

Daß es eine weiße gewesen sei, wagte ich diesmal nicht vorzubringen. So kleinlaut war der arme Tierfreund geworden!

Vater aber mußte tief in die Tasche greifen, um der Mutter den Schaden in der Küche zu ersetzen.

Vorläufig wagte ich nicht, ein neues Tier ins Haus zu bringen; ich fühlte es, daß ich erst Gras über meine Rattengeschichte wachsen lassen müsse. Es war eine unangenehme Erfahrung. Als ich mein Leid einmal einem Mitschüler, dem Sohne eines Metzgers, klagte, erzählte mir dieser, daß er jeden Nachmittag nach der Schule den Gaul seines Vaters nach dem Weidegrunde vor der Stadt reite; falls ich Vergnügen daran fände, könne ich auch mal aufsitzen. Wie Musik klang mir dieser Vorschlag. Ich hatte eine Ratte eingebüßt — und konnte mich jetzt aufs hohe Pferd setzen! „Bitte, bitte, nimm mich mit, gleich heute!" bestürmte ich den dicken, runden, rotwangigen Peter Hesselbrink. „Das kann geschehen!" antwortete der gutmütige Peter; „erwarte mich nur am Norderthore — halb fünfe Nachmittags, aber du mußt pünktlich sein!"

Diese Verabredung war an einem Morgen getroffen. Zunächst den ganzen Vormittag dachte ich nur an das bevorstehende Vergnügen, mit einem solchen Eifer, daß ich dreimal in der Schule abbrannte; ich konnte dem Herrn Professor nicht einmal sagen, wovon die Rede gewesen war. Zu Hause beim Mittagessen war ich so zerstreut, daß ich mir Pfeffer in die Milchsuppe that und dann mit einem Löffel Senf meinen Irrtum wieder gut zu machen suchte. Nach dem Essen holte ich meine Naturgeschichte her und versenkte mich in den Abschnitt über das Pferd. „Das Pferd scheint," so hieß es dort, „aus den Steppen Asiens zu stammen; doch weiß man nicht, wann es zuerst in den Dienst des Menschen kam. (Hesselbrinks hatten ihren Gaul vor sieben Jahren in Dienst genommen, wie Peter mir mitgeteilt hatte.) Schon die alten Aegyptier besaßen Pferde. Man nimmt an, daß die zahmen Pferde von den wilden asiatischen Steppenpferden, Tarpans genannt, abstammen. (Hoffentlich hatte Hesselbrinks Gaul alle Spuren seiner wilden Abstammung abgelegt!) Diese Wildpferde sind nicht zu verwechseln mit den verwilderten Pferden, welche von zahmen Pferden abstammend, in den großen Ebenen Asiens und Amerikas frei in großen Herden herumziehen. (Hm! da kann man ja leicht zu einem Pferde kommen! Sollte ich einmal auswandern, dann wüßte ich jetzt, wohin.) Die amerikanischen Wildlinge heißen in den Laplata-Staaten Cimarones. Hingegen sind die freilich ebenfalls das ganze Jahr hindurch im Freien lebenden Mustangs in Paraguay zahme Pferde. Die einzelnen Herden gehören zu einer Meierei. Die Besitzer der südamerikanischen Pferdeherden, Gauchos genannt, fangen die Pferde, welche sie zum Gebrauche ersehen haben, mit dem Lasso ein. (Es wäre nicht dumm, wenn ich mich in dieser Kunst bei Zeiten einübte!) Der Lasso ist eine lange Wurfleine, welche der gut berittene Gaucho mit sich führt. Das untere Ende derselben ist am Sattel des Reiters befestigt, das obere freie endet in einer Schlinge. Ist dem Gaucho nach vielen Reitkünsten (diese wollen jedenfalls geübt sein!) es gelungen, das auserlesene Pferd von seiner Herde zu trennen, so schleudert er blitzschnell dem verfolgten, fortrennenden Pferde die Schlinge aus weiter Entfernung um den Hals, und mit geschicktem, kräftigem Ruck wird der Flüchtling zu Boden geworfen. (Ob Peter

Hesselbrink wohl seinen Gaul zu diesem Experimente hergäbe?) Dann ist es eine Aufgabe des Gaucho (ich wollte mir fortan den Spitznamen ‚Gaucho' in der Klasse beilegen!), das eingefangene Tier sofort zu besteigen und trotz aller Anstrengung desselben, den Reiter abzuwerfen, das wilde, schäumende, wutschnaubende Tier zu bändigen (die Geschichte scheint denn doch nicht so einfach zu sein!). Ermattet und abgehetzt ergibt sich dasselbe endlich in sein Geschick (was jedenfalls das klügste ist!) und lernt dem Sporn und dem Zügel zu gehorchen. — Man unterscheidet die zahmen Pferde zunächst nach ihrer Farbe als Braune, die am gewöhnlichsten sind, als Rappen, Schimmel (wenn ich nicht irrte, war Hesselbrinks Gaul ein Schimmel!), Apfelschimmel, Falbe und Schecken. Unter den zahlreichen Rassen —"

„Willst du denn heute nachmittag nicht zur Schule gehen?" erschallte in meine Lektüre und Betrachtungen hinein die Stimme des Vaters. Sofort raffte ich meine Bücher zusammen, blickte nach der Uhr — es war drei Minuten vor zwei — und „keilte" nach der Schule, wo ich noch gerade vor Erscheinen des Lehrers eine Minute Zeit fand, um feierlich zu proklamieren, daß ich von jetzt an mit dem Spitznamen „Gaucho" genannt sein wollte. „Gaucho! Gaucho!" schallte es in einem dreißigstimmigen Chore durch den Klassenraum, als der Lehrer eintrat. Da er mich als den Mittelpunkt des Lärms erkannte, so nahm er den „Gaucho" zunächst an die Lektion, und der „Gaucho" hatte das Malheur, lichterloh abzubrennen, wofür ihm eine Vier angebohrt wurde. Ich ergab mich in mein Schicksal, mit dem Gedanken, daß ich ja ohnehin die ganze Wissenschaft bald an den Nagel hängen würde, um nach Südamerika auszuwandern und Gaucho zu werden. Sehr langsam flossen mir indes die Nachmittagsstunden von zwei bis vier dahin. Aber endlich war die Schule aus.

Noch vor dem festgesetzten Termin fand ich mich am Norderthor ein, unruhig auf und ab schreitend und so ausschließlich mit meinen Gedanken beschäftigt, daß ich gegen eine dicke Bauernfrau anrannte, welche mich dafür einen Lotterbuben schimpfte. Endlich ertönten die Hufschläge eines Pferdes auf dem Pflaster. Wahrhaftig, es war Peter Hesselbrink auf einem Schimmel! Als Peter mich eingeholt hatte, glitt er flink wie ein Eichhörnchen von seinem erhabenen Sitze herunter, worauf er den Gaucho einlud, nunmehr den Schimmel zu besteigen. „Ich kann aber gar nicht reiten!" äußerte ich, ein wenig in meiner Lust herabgestimmt. „O, das macht nichts!" behauptete Peter; „du setzest dich darauf, und für das weitere sorge ich." — „Ich habe noch nie auf einem Pferde gesessen," bemerkte ich. — „Schadet nichts," versicherte Peter; „der Schimmel ist so fromm, daß ein Wickelkind darauf reiten kann." Obgleich mir nun im Augenblick nicht klar war, wie ein Wickelkind es anstellen müsse, um auf einem Pferde zu reiten, so kletterte ich doch mit Hilfe meines Freundes auf das Tier. Es schien mir sehr hoch, auffallend hoch zu sein, und der Gedanke an das trojanische Pferd schoß mir durch den Kopf. Endlich gelang es mir nach verzweifelten Bemühungen, das Bein überzuschlagen — ich saß! Nicht im Sattel, denn einen solchen hatte der Schimmel nicht. Ich saß auf dem blanken Rückgrat, welchen die Natur dem Tiere gegeben. Aber ich saß doch — hoch auf einem Rosse! Einen Augenblick fühlte ich so etwas von einem Alexander, der auf seinem Bucephal saß — man sieht, ich machte ein schnelles Avancement vom Gaucho bis zum macedonischen Königssohn! — im nächsten Moment ließ Peter mit der Zunge einen Schnalzlaut hören, worauf sich der Schimmel in Trab setzte.

(Fortsetzung folgt.)

Rettungsboot im Dienste.

Einen immerwährenden Krieg führt der deutsche Rettungsmann an den Küsten der Nord- und Ostsee, aber einen Krieg ohne Blutvergießen und ohne Greuel der Verwüstung; einen Krieg, der im Gegenteil Menschenleben, die schon dem sicheren Tode geweiht schienen, dem Dasein zurückgibt, einen Krieg, der keine Verwünschungen im Gefolge hat, sondern heißen Dank. 1772 Menschenleben haben die braven deutschen Rettungsleute in den 25 Jahren, in welchen das Werk an den deutschen Küsten betrieben wird, dem Wellentode entrissen. Wieviel Jammer und Elend ist dadurch verhütet worden und mit welcher Befriedigung muß jeder, der an diesem großen Werke beteiligt war, sei es direkt durch die That oder indirekt durch ein Scherflein, erfüllt sein!

Es bestehen jetzt 111 Rettungsstationen an den deutschen Seeküsten, wovon 45 an der Nordsee und 66 an der Ostsee. 50 Stationen sind mit Booten, 17 mit Raketenapparat und 44 mit Boot und Raketenapparat (Doppelstationen) ausgerüstet. Der Rettungsdienst wird durch Freiwillige versehen, die aber ihre Lohnvergütung bekommen, denn selbst ein freiwilliger Rettungsmann muß essen und trinken, wohnen und sich kleiden. Ebenso erhalten sie bei Krankheit und Verletzung ihre Pflege und ihr Krankengeld, beim Todesfall im Dienst bekommen die Hinterbliebenen ihre Unterstützungen von der Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger ausbezahlt. Dieselbe zählte am Ende des Jahres 1889/90 48979 Mitglieder in 58 Bezirksvereinen und 252 Vertreterschaften. Die Einnahmen beliefen sich auf 252994 Mark, die Ausgaben auf 179776 Mark. Die Gesellschaft hat über 1 000 000 Mark im Vermögen. Im vorigen Jahre sind die Rettungssektionen 33mal in Thätigkeit getreten, wobei 29 Personen gerettet wurden.

Unsre Abbildung gibt eine deutliche Vorstellung von den Schrecken eines Schiffbruches und den Anstrengungen, welche mit dem Versuch der tapfern Rettungsmannschaft, die Besatzung des Fahrzeuges vor dem Untergange zu bewahren, verbunden sind. Wild stürzen die schweren Wogen über dasselbe hin, so daß nur ein Teil davon sichtbar ist; auch in das Boot stürzen die Wellen. Einer der Männer steht im Begriff, den Schiffbrüchigen die an einem mit schwerem Knopf versehenen Eisenstab befestigte Leine zuzuwerfen, welche dazu dienen soll, die Verbindung des Bootes mit dem Wrack zu vermitteln und das Rettungswerk zu erleichtern. Ein Bericht über die Rettung von sechs Menschen von einem bei der Insel Amrum in der Nordsee am 21. August 1890 gestrandeten englischen Schoner mag hier Platz finden.

„Morgens 6 Uhr erhielten wir Meldung, daß sich ein Schiff in W.N.W. vom Leuchtturm in gefahrbringender Nähe des Landes befände. Zunächst wurde die Mannschaft der Südstation alarmiert, da nach der Meldung diese Station dem Schiffsorte am nächsten zu liegen schien. Hier angekommen, fanden wir, daß das Schiff schon gestrandet war. Gleichzeitig bemerkten wir, daß die Nordstation schon in Thätigkeit getreten und daß das Rettungsboot gegen Sturm und hohe See

ankämpfte, um das verunglückte Schiff zu erreichen. Das Schiff arbeitete in der hohen Brandung so schwer, daß wir ein baldiges Zerschellen befürchteten. Schnell eilten wir jetzt zu der Station Kniephaven, um mit dem großen Rettungsboote die Leute der Nordstation zu unterstützen. Letzteren gelang es um 9 Uhr, unter Aufbietung aller Kräfte das gestrandete Schiff zu erreichen und um 10 Uhr trafen auch wir mit dem großen Rettungsboote dort ein. In dem Schiffe stand das Wasser schon 5 Fuß hoch und drängte die Mannschaft, es zu verlassen. Bei dem gewaltigen Seegange war jedoch die Gefahr jetzt zu groß zur Rückfahrt, so daß beschlossen wurde, bis zum Eintritt der Ebbe zu warten. Endlich nachmittags 4 Uhr gelang es, die aus fünf Personen bestehende Mannschaft unter großen Schwierigkeiten zu retten und zu landen. Der Kapitän wollte das Schiff jedoch noch nicht verlassen, da es noch nicht zum Aeußersten gekommen war; er bat daher die Leute der Nordstation, mit dem Rettungsboote bei dem Schiffe zu bleiben. Dies geschah denn auch. Als aber in der Nacht der Sturm wieder an Heftigkeit zunahm, konnte auch der Kapitän nicht länger an Bord verweilen, er wurde in das Boot aufgenommen, das um 4 Uhr morgens, also nach 22stündigem schweren Kampf mit den entfesselten Elementen, ebenfalls glücklich das Ufer erreichte."

Der junge Theaterdirektor.

IV.

Der Malersaal.

Sechs Hintergründe wollten wir malen. Das hört sich sehr bescheiden an, und doch sind es um zwei mehr, als man eigentlich streng genommen braucht. Ein Wald, eine Straße, ein Saal, eine Stube — mehr hat ein kleines Theater nicht nötig, und viele kleine Theater gibt es in der That, welche wirklich nicht über mehr als diese vier Hintergründe verfügen.

Freilich muß dann der Wald auch für einen Garten, eine Tropenlandschaft, selbst für einen Seesturm herhalten; der Saal kann gezwungen werden, sich in eine Kirche, in einen Thronsaal, oder in den Salon einer Weltdame zu verwandeln, um dann wieder als Rittersaal zu dienen. Und was Straße und Stube vermögen in puncto Allverwendbarkeit, das lasse man sich von einem der vielgeprüften kleinen Schauspieler erzählen, die zwischen „Schmieren" und kleinen Provinzbühnen ihr lustiges Kummerleben hingetrieben haben; man wird Wunder hören!

Wir also wollten unser Inventar um eine Bauernstube und einen Rittersaal vermehren. Von den Dekorationen, die uns Papa versprochen, hofften wir, daß sie uns um Prachtstücke bereichern würden, welche unsre Kunst zu erreichen nicht kräftig genug war.

Also frisch ans Work.

Vom „Schreiberschen Kindertheater" hatten wir ja Dekorationen zur Genüge, um durch diese Anregung zu erhalten.

Die sechs Hintergründe wurden nun derart an die Wände verteilt, daß an allen gleichzeitig gemalt werden konnte. Das Abwarten, bis die Farben trocknen, ist für solche, die rasch arbeiten und rasch Erfolge sehen wollen, ein etwas gar zu langweiliges Beginnen.

Zeichenkohle wurde verteilt, ebenso die Vorlagen, und bald standen sechs von uns vor den riesigen Papierbogen, um die Umrisse zu zeichnen. Das ging noch an. Hans war auch da überall dahinter her und besserte und schalt, just so, wie es der Zeichenlehrer in der Stunde that.

„Aber du Patzer! Wirst du diesen Maulwurf gleich auslöschen! — Was, das wäre kein Maulwurf, das soll ein ein Eichenbaum sein? — O, du! — Und was ist denn das? — Aber Camillo! — Wo steckt denn da die Perspektive!? — Da ziehe eine Gerade von diesem Fensterkreuz zu jenem und gucke nach, wo du hingezielt! — Das ist ja himmelschreiend!"

Und so ging's fort. Aber im großen und ganzen waren die Zeichnungen doch als gelungen zu betrachten.

Jetzt wurden die Leimfarben gelöst und gut mit Leimwasser versetzt.

Natürlich wurde zuerst der Himmel tief ultramarinblau angelegt, dann die leichteren Tinten mit Weiß untermischt, endlich der Horizont in eine leuchtende Gelbfarbe von Hellocker umgestimmt und dann die Farbenabstufungen mit dem breiten Pinsel verrieben. Es kann eben bei Leimfarben nicht verwaschen werden, wie bei Wasserfarben.

Der Wald bekam alsdann Wolken mit goldgelben Rändern, der Garten dafür leichtes Gewölk, nur die Straße erhielt einen klaren blauen Himmel.

Große Klexe von allem möglichen Grün, Gelb und Braun deuteten die Farbenabstufungen der Wald- und Gartenbäume, des Waldbodens oder der Blumenbeete an.

Das Zimmer hingegen wurde aus Tapeten zusammengeklebt, die Gemälde an der Wand von aufgeklebten Holzschnitten gebildet, zu welchen Goldpapierleisten die Rahmen bilden mußten.

Auch die Bauernstube kam daran.

Da stand der dicke Kachelofen mit der Ofenbank, und dort die tiefe Mauerblende mit den Blumentöpfen und dem Vogelbauer.

Aber trotzdem sich alles recht schön formte und gestaltete, solange man es von der Nähe aus betrachtete, verschwamm es wie in Nebeln, wenn man zurücktrat und die Fernewirkung des Bildes erproben wollte.

„Weiß's der Kuckuk!" rief Hans ungeduldig. „Ich habe doch schon oft genug den Pinsel geführt, habe manche schöne Wirkung erzielt, und heute will's nicht glücken!"

Und wieder malte er und legte Farbe auf Farbe, aber vergebens, es wollte nicht zustande kommen. Wieder begann ihm der Mut zu sinken; er fühlte es, daß ihm ein Kunstgriff unbekannt sein mußte, den er nicht zu finden wußte.

Da brachte ein Diener eine mächtige Rolle; es waren die von Papa versprochenen Dekorationen. Die kamen wie gerufen, denn aus deren Technik hoffte Hans zu lernen.

Rasch war die Rolle geöffnet.

War das ein vergnüglicher Anblick! Da der prächtige Urwald im Glanze der Tropensonne; da die italienische Villa mit den dunklen Cypressen im Mondschein; da der feenhafte Saal aus der Alhambra und da der freundliche Gebirgssee mit dem vergletscherten Alpengipfel im Hintergrunde, und da das idyllische Dorfbild! Wie herrlich!

Aber was war das? Fast keine Konturen, nur unbestimmte Farbenflächen, sobald man das Bild in der Nähe besah. Keine Detailzeichnung, aber kräftige, breite Schatten, breite Lichter, überall übertrieben, grell und unvermittelt!

Lange stand Hans vor den Bildern. Es waren Tapetenrollen, bestimmt, in breiten Wänden Mittelfelder zu bilden; für Theaterdekorationen waren sie gar nicht gefertigt geworden. Und doch, wie brauchbar, welcher Glanz, welche Wirkung in der Ferne!

Nun wußte Hans, wie und wo es gefehlt hatte!

Befangen von der Technik des Aquarellmalers, welche auf den in nächster Nähe stehenden Beschauer zu wirken bestimm ist, vermochte er sich nicht aus eigener Kraft loszuringen, um von selbst darauf zu kommen, daß der Dekorationsmaler eine ganz andre Technik anwenden müsse, da seine Bilder aus weiter Ferne zu wirken bestimmt sind.

Jetzt aber hatte sein klarer Verstand begriffen, und mit neuem Mute schritt er an seine Malerei.

Bald waren durch helle Farbentöne ganze Breiten von mühsam eingepinselten Details verwischt, daneben lagen breite, tiefe Schatten, daß es ihm fast graute, ja sogar sinnlos erschien, wenn er auf Armeslänge sein Bild betrachtete. Wie er aber zurückschreitend wahrnahm, daß wie durch Zaubergewalt sich plötzlich der Baum aus dem Dickicht hob und sich plastisch gestaltete, da erkannte er, daß er den rechten Weg gefunden und nun nicht mehr am Gelingen zu zweifeln brauche.

Jetzt begriff er auch, warum die Holzschnitte und Bilderrahmen welche auf der Zimmerdekoration die Gemälde darstellen sollten, so gänzlich wirkungslos blieben. Einige Farbenklexe, und von der Entfernung täuschten sie das Auge, als sähe es herrliche Oelgemälde. Hinter den Goldleisten brachte Hans nun kräftige Schlagschatten an; keck trug er die Farben auf und je kecker, je verwegener, desto besser. Erst jetzt fand er, daß sich ferne Baumgruppen in breiten blau-grün-grauen Flächen ohne jede Schattierung am wirksamsten zeigten, näherstehende Bäume etwas kräftiger mit Braun schattiert, und erst die ganz nahen, mit Grün und Gelb in breiten Flächen angemalt, am deutlichsten hervortraten. Erst bei diesen werden dann

Vorgen macht Sorgen!

kräftig und breit in Braun gehaltene Details, die Schattenpartien und ebenso kräftig und breit in Hellgrün (Mittelgrün mit etwas Karmin) die Lichtpartien aufgesetzt, von bedeutender Wirkung sein.

Ebenso in den Rasenpartien und in den Felsgebilden. Immer mehr erkannte Hans das Gesetz der Uebertreibungen in Licht und Schatten und Farbe, und je mehr er es erkannte und erfaßte, desto mehr auch rundeten sich seine Bilder. Dort der Ast, der abgebrochen am Boden zu liegen scheint. Er schimpfte ihn früher selber einen Regenwurm. Jetzt hob er sich ab, daß man ihn greifen mochte.

Wie leicht ist doch alles, wenn man nur das „Wie?" weiß, wenn man nur weiß, wie es gemacht wird! Natürlich muß auch dem Erkennen das Können zu folgen vermögen, doch dieses findet sich bald, wenn ersteres vorhanden ist.

So ward denn von Bild zu Bild gewandert, da gebessert, dort einige Lichter aufgesetzt, da Schatten tiefer gestimmt, dort mit ein paar roten, blauen und weißen Klexen die herrlichsten „Waldblümelein" hervorgezaubert.

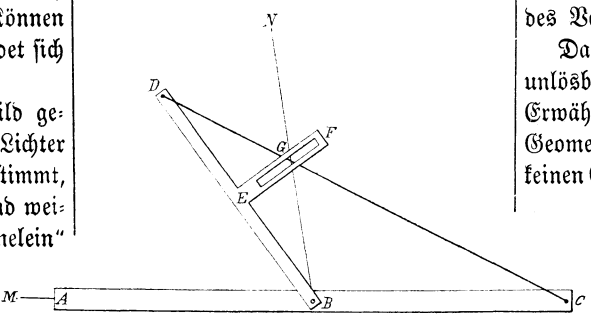
Wohl fühlte er, wenn er seine Gemälde mit denen verglich, welche ihm Papa gesandt hatte, daß er noch immer nicht die fast imponierende Einfachheit in der Technik erreicht hatte, daß sein Strich nicht so wuchtig sicher sei, wie der auf den Tapeten, daß seine Bilder noch manches zu wünschen übrig ließen, indessen es freute ihn dennoch, daß er die Mittel erkannt und anzuwenden erlernt hatte, mit welchen auf den Tapeten jene schönen Wirkungen erzielt worden sind. Endlich war der letzte Pinselstrich gethan.

Aber auch Wilhelm war nicht unthätig geblieben. Während Hans ganz allein den Pinsel führte — denn alle übrigen hatten nach den ersten Versuchen ihre Malerohnmacht erkannt — hatte Wilhelm draußen im Gange, wo die Hobelbank stand, sich die Latten und Rundhölzer zurecht gerichtet und die neuen Dekorationen tadellos aufgespannt, so daß er damit fertig war, als Hans daran ging, seine Pinsel zu reinigen.

Vor dem Tropenwalde aber stand träumend Camillo und seufzte tief auf, denn es fiel ihm schwer aufs Gemüt, daß auf dieser Bühne, vor dieser herrlichen Dekoration nicht einmal rechtschaffen skalpiert werden sollte.

Zur Dreiteilung des Winkels.

Zu den schon im Altertum berühmten unlösbaren Aufgaben gehört außer der Verdoppelung des Würfels (duplicatio cubi oder Delisches Problem), der Quadratur und Rektifikation des Kreises (quadratura, rectificatio circuli) auch die Dreiteilung des Winkels (trisectio anguli). Da letztere in der Praxis nicht selten vorkommt, wird es von Wert sein, ein einfaches, leicht konstruierbares Instrument kennen zu lernen, mit Hilfe dessen man leicht den dritten Teil eines jeden Winkels zeichnen kann. Das Instrument ist eine Erfindung von Gravelius und beruht auf einer in Technikerkreisen bekannten Konstruktion.



Instrument zur Dreiteilung des Winkels.

Um den Mittelpunkt B eines Lineals A C ist ein Lineal C D in seinem Endpunkt C drehbar; dieses Lineal ist nur halb so lang als das erste. In seiner Mitte E ist fest mit ihm verbunden ein zu ihm senkrechter Arm E F, der seiner Länge nach von einem Spalte durchbrochen ist. Die Endpunkte C und D sind durch eine Gummischnur verbunden, die unter dem Spalte hergeht.

Hat man nun einen Winkel M B N, von dem ein Drittel konstruiert werden soll, so legt man den Apparat so auf die Zeichnung, daß das Lineal A C längs des einen Schenkels M B liegt, und zwar der Drehpunkt B auf dem Scheitel des Winkels. Alsdann dreht man B D und beobachtet durch den Spalt von E F den Schenkel B N und die Gummischnur C D. Sobald nun BN und CD sich gerade in dem Spalte schneiden (Schnittpunkt G), ist Winkel D B N ein Drittel des gegebenen Winkels M B N.

Der Nachweis ist einfach. E G ist Mittelsenkrechte zu B D, daher Dreieck B G D gleichschenklig, also Winkel G B D (oder N B D) gleich Winkel G D B (oder C D B). B C ist gleich B D, daher auch Dreieck C B D gleichschenklig, also Winkel C D B gleich Winkel D C B und jeder von beiden als Basiswinkel gleich der Hälfte des Winkels M B D. Also ist Winkel N B D gleich der Hälfte des Winkels M B D oder ein Drittel des gegebenen Winkels.

Gravelius schlägt in der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift auch vor, E F durch einen Spiegel zu ersetzen, der zur Ebene der Zeichnung senkrecht steht und die spiegelnde Fläche nach B C zu hat. Man visiert dann von B nach N und dreht B D solange, bis man C im Spiegel sieht. (Die Gummischnur fällt dabei weg.) Wer mit dem Reflexionsgesetz vertraut ist, erkennt sofort die Richtigkeit des Verfahrens.

Daß unsre Aufgabe dennoch zu den unlösbaren gehört, bedarf wohl kaum der Erwähnung, denn in der konstruierenden Geometrie gibt es nur Zirkel und Lineal, keinen Gummifaden und keinen Spiegel.

Scherzrätsel.

Wenn du mich hast,
Mit Recht, dann freust du dich;
Mich los zu sein,
Mit Recht, beeilst du dich!

Gleichklangrätsel.

Ich kenne zwei Worte, verschiedenen Sinns,
Gleichlautend, verschieden geschrieben:
Gesiegt hat beim ersten der alte Fritz;
Der Küster thut's zweite, ihr Lieben!

Auflösung des Homonyms in Nr. 10.

„Hammer, Hamm."

Auflösung des Rätsels in Nr. 10.

„Kain, Krain."

Auflösung der dreisilbigen Scharade in Nr. 10.

„Wilddieb."

Auflösung der magischen Quadrate in Nr. 10.

I.

B	A	R	T
A	M	O	R
R	O	S	A
T	R	A	B

II.

R	A	U	B
A	G	R	A
U	R	A	L
B	A	L	L

III.

E	S	A	U
S	A	U	L
A	U	L	A
U	L	A	N

Die beste Wahl.

Vier Arbeiter eines in Paris wohnenden Quäkers warteten ihrem Herrn auf, um ihre Glückwünsche darzubringen und die üblichen Neujahrsgeschenke in Empfang zu nehmen. „Wohl, meine Freunde," sagte der Quäker, „hier sind eure Geschenke. Ein jeder wähle, entweder hier — die fünfzehn Franken, oder da — die Bibel." — „Ich kann nicht lesen," sagte der erste und nahm die fünfzehn Franken. „Ich kann zwar lesen," sagte der zweite, „aber ich habe dringende Ausgaben," und nahm die fünfzehn Franken. Auch der dritte traf dieselbe Wahl. Der Quäker kam nun zu dem vierten, einem jungen Burschen von dreizehn oder vierzehn Jahren. Er blickte ihn an mit einer Miene von Güte und Milde. „Mein Sohn, willst du auch diese vier Goldstücke nehmen, die du dir jederzeit durch Arbeit und Fleiß erwerben kannst?" — „Herr, da Ihr sagt, das Buch sei gut, so will ich es nehmen und meiner Mutter daraus vorlesen. „So versetzte der Knabe. Er nahm die Biebel, als er aber öffnete, fand er zwischen den Blättern ein goldenes Vierzigfrankstück. Die andern hingen die Köpfe, aber auch der Quäker meinte, er wäre selbst recht betrübt, daß sie keine bessere Wahl getroffen hätten.

Der kleine Hans

ist in Berlin bei seinem Onkel zu Besuch. Zu Hause haben ihm die Eltern eingeschärft, wenn ihn der Onkel frage, was er sich wünsche, solle er sagen: einen Winterüberzieher. Der Onkel zeigt ihm nun die Sehenswürdigkeiten Unter den Linden, dann gehen sie ins Café Bauer. „Was möchtest du haben, Hänschen?" fragt er den Kleinen. Darauf erfolgt die treuherzige Antwort: „Einen Winterüberzieher!"

Das Vermächtnis des Inka.

Von **Karl May.**

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers", „Geist der Llano estakata", „Kong-Kheon, das Ehrenwort", „Die Sklavenkarawane" „Der Schatz im Silbersee" u. a.

(Fortsetzung.)

Bald brannten die Feuer, an denen die Gauchos und andern Bediensteten saßen, um ihr Lieblingsgericht zu verzehren. Um die beiden Deutschen kümmerten sie sich nicht, ganz so, wie der Chirurg gesagt hatte. Dieser aber leistete ihnen bei ihrem Mahle und bei ihrer Unterhaltung Gesellschaft, obgleich sie ihn nicht etwa mit großer Hochachtung behandelten. Seine Versessenheit auf die Chirurgie hinderte ihn, zu bemerken, daß sie mehr ironisch, als ernsthaft mit ihm verkehrten.

Doktor Morgenstern wäre ganz verlassen gewesen, wenn der Majordomus es nicht für seine Pflicht gehalten hätte, sich seiner anzunehmen. Er widmete ihm einige freie Viertelstunden und sorgte dafür, daß es nicht an Speise und Trank gebrach.

So verging der Tag, und der Abend kam, mit ihm der Estanziero, der sich sofort bereit erklärte, fünf Pferde zu dem landläufigen Preise zu verkaufen. Er war erfreut, Europäer bei sich zu finden, von denen wenigstens der eine so kurze Zeit im Lande weilte, daß er über die jüngsten Ereignisse von drüben zu berichten vermochte. Die Gauchos saßen draußen bei ihren Feuern, aßen immer noch oder wenigstens schon wieder, denn so ein Mensch vermag ungeheuere Mengen Fleisch zu verzehren, und füllten die Pausen mit kräftigen Scherzen, leidenschaftlichen Erzählungen und patriotischen Liedern, welche sie mit ihren Guitarren begleiteten. Es gibt selten einen Gaucho, der nicht eine Guitarre besitzt.

Der Estanziero hatte bei seiner Ankunft

. . . Bald brannten die Feuer, an denen die Gauchos und andern Bediensteten saßen, um ihr Lieblingsgericht zu verzehren. . . .

von ihnen erfahren, was im Corral geschehen war, und schon da den Kopf dazu geschüttelt, daß ein Mensch es wagen könne, mit einem Bullen anzubinden, um sich zu überzeugen, ob derselbe zur roten Farbe gleichgültig sei oder nicht. Nun erkannte er im Laufe der Unterhaltung mehr und mehr, daß Morgenstern ein Original und zugleich ein seelenguter Mensch sei, der nur an sein besonderes Fach denke, von dem gewöhnlichen Leben und dessen Anforderungen wenig oder gar nichts verstehe und überall eher hinpasse, als in die Pampas oder gar in den Gran Chaco, wo der Reisende während des Tages und der Nacht von vielfältigen Gefahren umgeben ist. Darum sagte er endlich, nachdem alle seine teilnehmenden Fragen beantwortet worden waren:

„Aber, liebster Señor, meinen Sie denn wirklich, daß Sie Ihre Zwecke erreichen, ohne in der Wildnis umzukommen? Sie haben keine Ahnung dessen, was Sie im Gran Chaco und in den Cordilleras erwartet."

„Was das betrifft, so weiß ich sehr wohl, woran ich bin," antwortete der Gelehrte. „Ich habe ja das Buch Excursion au Rio Salado et dans le Chaco, par Amédée Jacques gelesen."

„Ich kenne dieses Buch nicht und brauche es nicht zu kennen, denn ich weiß, daß das Lesen eines Buches einen Menschen, selbst den gelehrtesten, noch lange nicht befähigt, die Entbehrungen und Gefahren zu bestehen, welche Ihrer warten. Oder meinen Sie, daß Sie sich auf diesen sogenannten Don Parmesan verlassen können?"

„Warum nicht? Er ist doch ein gelehrter Mann."

„Ein Narr ist er, weiter nichts!"

„Aber doch ein bedeutender Chirurg?"

„Fällt ihm nicht ein. Die Chirurgie ist sein fixer Gedanke. Dieser Señor hat noch keinem Menschen ein Haar oder einen Fingernagel gekürzt, obgleich er einen Sack voll chirurgischer Instrumente im Lande herumschleppt."

„Also nur eine fixe Idee? Sollte man so etwas denken!"

„Warum nicht. Es gibt viele Menschen, welche an einer solchen Monomanie laborieren, ohne, wie es scheint, eine Ahnung davon zu haben, daß sie krank sind. Ich habe da zum Beispiel einen kennen gelernt, der sich mit der fixen Idee herumträgt, nach Knochen von Tieren zu suchen, welche vor Tausenden von Jahren gelebt haben. Hätte Noah geglaubt, daß diese Kreaturen etwas wert seien, so hätte er sie ganz gewiß mit in seine Arche aufgenommen."

„Señor, das ist keine fixe Idee, sondern der Mann ist jedenfalls ein sehr kluger Kopf, ein Zoopaläontolog, gerade wie ich!" rief Morgenstern begeistert. „Lebt der Mann hier?"

„Jetzt, ja."

„Wo denn, wo? Kann ich ihn vielleicht kennen lernen?"

„Kennen lernen? Das ist gar nicht nötig. Sie kennen ihn längst, denn Sie sind es selbst."

„Ich? Ah! Oh!" dehnte der Gelehrte, indem er den Mund weit offen ließ. „Mich meinen Sie, mich? So leide ich nach Ihrer Ansicht also an einer fixen, an einer krankhaften Idee?"

„Allerdings. Nehmen Sie es mir nicht übel, Señor; aber es ist so, es ist wirklich so. Was können Ihnen die vorweltlichen Eidechsen nützen?"

„Was sie mir nützen kann? Oh, eine einzige solche Eidechse, lateinisch Lacerta genannt, kann mich zum berühmten Manne machen."

„Das verstehe ich nicht, will es aber glauben. Doch was hilft Ihnen eine Berühmtheit, welche Sie gar nicht erreichen können, weil Sie unterwegs umkommen werden?"

„Umkommen? Halten Sie denn das für so gewiß und sicher, indubitatus, wie der Lateiner sagen würde?"

„Ja, denn Sie sorgen sich um diese vorweltlichen Geschöpfe, aber nicht um Ihr Wohlergehen. Wie ich vernehme, sind Sie zu einer solchen Reise, wie die ist welche Sie jetzt beabsichtigen, ja gar nicht ausgerüstet."

„O doch! Ich besitze Waffen, Bücher, Hacken und Schaufeln. Und die Pferde, welche mir nötig sind, werden Sie mir verkaufen. Außerdem ist Señor Parmesan bei mir, der den Chaco kennt."

„Ich sage Ihnen, daß er ihn nicht kennt, daß er höchstens einmal bis an die Grenze desselben gekommen ist."

„Aber er gehört doch zur Gesellschaft des Vaters Jaguar!"

„Das glaube ich nicht. Der Vater Jaguar braucht keine Narren."

„Welchen Grund hätte er denn, es zu behaupten, wenn es nicht wahr wäre?"

„Das will ich Ihnen sagen, Señor. Der Mensch schwärmt bei Tage und träumt des Nachts nur von seiner Chirurgie; aus welchem Grunde, das weiß ich nicht; vielleicht sagt er es Ihnen einmal. Er rennt von einem Orte zum andern, um Knochenbrüche und andre Verletzungen zu finden. Sie haben ihm gesagt, daß Sie nach dem Gran Chaco wollen; da ist er denn sofort überzeugt gewesen, daß es Brüche, Stiche, Kugeln und Wunden geben wird, und hat sich Ihnen zur Begleitung angeboten. Der rettet Sie nicht, wenn Sie in Gefahr kommen."

Der Estanziero meinte es aufrichtig gut. Morgenstern blickte still und nachdenklich vor sich nieder. Da sagte Fritze, der bei ihnen saß:

„Señor, machen Sie uns nicht bange! Wir sind Preußen, und ein Preuße kommt überall durch. Ich bin schon oben in Tucuman gewesen und denke, daß wir auch jetzt ganz gut hinaufkommen werden. Unsre Ideen sind nicht fix und krankhaft, sondern sehr gesund; darauf können Sie sich verlassen!"

Er sprach in dieser Weise, um die Besorgnis seines Herrn zu zerstreuen, nicht um den Estanziero zu beleidigen. Dieser aber mochte die zuversichtlichen Worte doch nicht recht am Platze finden, verzichtete darauf, guten Rat zu erteilen, und antwortete:

„Ganz wie Sie denken! Sie tragen nicht meine, sondern Ihre Haut zu Markte; es thut mir also nicht weh, wenn sie Ihnen abgezogen wird. Ich wünsche Ihnen aber alles Gute."

Er stand auf und fragte, ob er ihnen ihre Lagerplätze anweisen dürfe. Man geht in jenen Gegenden gewöhnlich sehr früh schlafen, um zeitig aufzustehen. Die beiden Gäste wurden auf weiche Fellunterlagen gebettet und schliefen bei den Klängen der draußen noch ertönenden Lieder ein.

Als sie erwachten, ging eben die Sonne auf. Die Gauchos waren alle schon munter, obgleich sie sich viel später zur Ruhe niedergelegt hatten. Der Chirurg hatte in einem ihrer kleinen Ranchos geschlafen. Auch der Estanziero war aufgestanden. Ueber dem Herde brodelte in einem Kessel der Puchero, ein Gemisch von Kochfleisch, Maiskolben, Mandioca, Speck, Kohl und Rüben. Dazu gab es Mate zu trinken, von dem der Doktor aber, um sich nicht wieder zu verbrennen, nichts genoß.

Nach dem Essen ging man nach dem Kamp zu den Pferden. Der Estanziero war trotz der von Fritze erhaltenen Zu-

rechtweisung so uneigennützig, vier seiner besten Pferde selbst auszusuchen und sie Morgenstern zum Gesamtpreise von zweihundert Mark nach deutschem Gelde zu überlassen. Gegen den Chirurgen war er nicht so zuvorkommend; er schien ihm nicht hold zu sein. Dieser mußte selbst wählen und auch mehr bezahlen, obgleich seine Wahl keine für ihn günstige zu nennen war. Für das, was genossen worden war, eine Bezahlung anzubieten, wäre eine Beleidigung gewesen. Don Parmesan kaufte sich von einem Gaucho einen alten Sattel. Den beiden Deutschen ließ der Wirt zwei Pack- und zwei Reitsättel ab. Die letzteren waren von derjenigen Art, welche man Recado nennt und aus mehreren zusammenhängenden Teilen bestehen, die man des Nachts auseinanderschlagen und zur Herstellung des Lagers benutzen kann.

Als dies alles geschehen war, brachen die drei Reisenden auf.

„La enhora buena de la vuelta — Glück auf der Reise!" rief ihnen der Estanziero nach. „Nehmen Sie sich vor den Indianern des Gran Chaco in acht, welche mit vergifteten Pfeilen schießen. Die sind weit gefährlicher als Flintenkugeln!"

Diese sehr gut gemeinte Warnung war nicht unbegründet. Die Indianer Südamerikas bedienen sich noch heut kleiner, spitzer Pfeile, welche sie aus langen Blaserohren schießen. Das dazu nötige Gift bereiten sie aus dem Safte des Strychnosbaumes und einer Lianenart, welche sie Maracuri nennen. Zu diesem Safte kommen noch Pfeffer, Zwiebeln, Kockelskörner und andre, uns unbekannte Pflanzenstoffe. Er wird dick eingekocht und behält seine verderbliche Wirkung jahrelang, obgleich er frisch am schnellsten wirkt. Die kleinste Verwundung mit einem dadurch vergifteten Pfeile führt den unabänderlichen und sichern Tod von Mensch und Tier herbei, doch ist das Curare nur dann schädlich, wenn es direkt in das Blut kommt, gerade wie das Schlangengift. Die Indianer erlegen damit alle jagdbaren Tiere und verzehren dieselben, ohne Schaden davon zu haben. Der eigentlich wirksame Stoff dieses Giftes ist das Curarin, ein in der Rinde der genannten Pflanzen enthaltenes Alkaloid, welches dadurch tötet, daß es die Brustmuskeln lähmt und den Blutumlauf ins Stocken bringt. Wie stark es ist, wird dadurch bewiesen, daß ein Jaguar, von einem solchen winzigen Pfeile so leicht in die Haut getroffen, daß er es gar nicht fühlt, schon nach zwei Minuten tot zusammenbricht.

Der Weg führte, wie gestern, zunächst gerade nach Norden, zwischen dem Rio Salado und dem Rio Saladillo hin, hinter denen dichte Waldungen lagen. Nach nicht ganz einer Stunde führte eine hölzerne Brücke über den erstgenannten Fluß und dann erreichten die Reiter die meist von Deutschen bewohnte Kolonie Esperanza. Da sie den Vater Jaguar einholen wollten und also keine Zeit zu verlieren hatten, hielten sie hier gar nicht an, sondern jagten auf der Straße nach Cordova weiter.

Jagten! Ja, ein Jagen war es allerdings zu nennen, denn der Chirurg ritt in der hier zu Lande gebräuchlichen Schnelligkeit voran, und die beiden andern mußten folgen. In Argentinien legt man im Postwagen in der Stunde durchschnittlich zwanzig Kilometer zurück; ein Reiter aber macht wenigstens fünf Kilometer mehr. Wie lange das Pferd aushält, wird nicht gefragt. Dem Chirurgen fiel es auch nicht ein, sich diese Frage vorzulegen. Er bedachte nicht, daß er einer Gegend entgegenritt, in welcher es keine Estanzien gab, wo man Gelegenheit hat, ein abgetriebenes Pferd gegen Nachzahlung mit einem frischen zu vertauschen. Seine Sporen wühlten förmlich im Fleische seines armen Tieres, und wenn die Deutschen ihn baten, doch weniger grausam zu sein, lachte er gefühllos auf und trieb es nur noch ärger. Er war übrigens ein guter und, wie es schien, auch ausdauernder Reiter.

Fritze Kiesewetter saß auch nicht übel zu Pferde. Er hatte hier im Lande Gelegenheit gehabt, sich an den Sattel zu gewöhnen. Leider aber war dies bei dem kleinen Zoologen nicht der Fall. Zwar hatte er keine Angst vor dem Sattel verraten, jetzt aber zog er ein Gesicht, als ob sein Gaul mit ihm durch alle Wolken fliege. Er gab sich alle Mühe, im Gleichgewicht zu bleiben, und das gelang ihm auch recht leidlich, doch zeigten seine fest zusammengekniffenen Lippen, daß es ihm nicht allzu wohl dabei sei. Hätte er auf einem englischen Sattel gesessen, wäre es ihm wohl viel schwerer geworden, sich zu halten. Uebrigens hatte sein Pferd einen weichen, gleichmäßigen Gang, und da man meist in Carriere ritt, wurde derselbe auf das Beste zur Geltung gebracht. Dennoch war der gelehrte Paläontolog nach einem Stundenritte hinter Esperanza schon so ermüdet, daß er sein Pferd anhielt und den beiden andern zurief:

„Halt! Mein Pferd kann nicht weiter. Die Beine thun ihm weh! Es muß Ruhe haben, was der Lateiner Tranquillitas nennt."

„Schön!" meinte Fritze, indem er halten blieb. „Ik bin's sehr zufrieden, wenn wir eine Viertelstunde Ferien machen. Wenn wir in sonne Weise weiterjagen, kommen wir bis gegen Abend drüben in China an, und so weit wollen wir doch jar nicht."

Der Chirurg aber wollte von einem Aufenthalte nichts wissen. Er gab als Grund an:

„Wir müssen heut noch bis Fort Tio kommen, und das sind wohl noch hundert Kilometer. Nur in diesem Falle können wir die Laguna Porongos bis morgen abend erreichen. Ich reite weiter!"

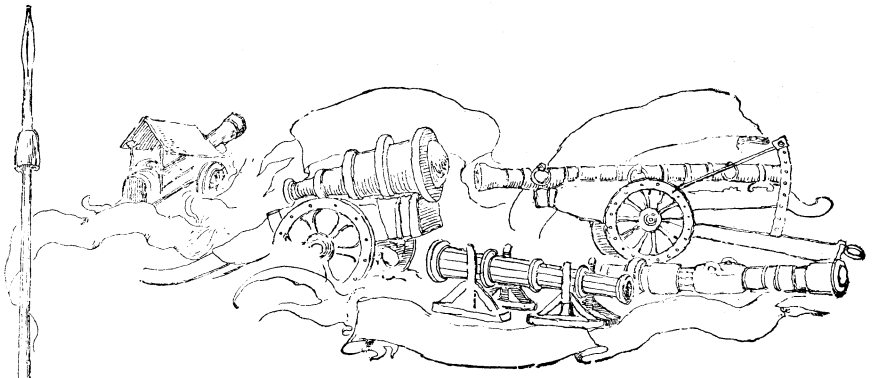
„In Gottes Namen!" antwortete Morgenstern, indem er abstieg und sich ins weiche Camposgras setzte. „Wenn Sie Ihr Pferd zu Tode hetzen wollen, so thun Sie es. Wo nehmen Sie dann ein andres her? Ein Pferd ist auch ein Geschöpf Gottes. Sehen Sie nur, wie Sie es in diesen zwei Stunden zugerichtet haben! Es blutet an beiden Seiten. Sie sind von einer fürchterlichen Grausamkeit, lateinisch Atravitas oder Crudelitas, auch Duritas oder Immanitas, sogar Saevitia genannt."

„Was ich mit meinem Pferde thue, das ist meine Sache, denn ich bin es, der es bezahlt hat, Señor."

„Was das betrifft, so werden wir Ihnen nicht widersprechen," meinte Fritze, „obgleich wir behaupten könnten, daß der Umstand, daß Sie es bezahlten, Ihnen noch nicht das Recht gibt, es zu martern. Wir quälen unsre Pferde nicht, sondern gönnen ihnen und uns die nötige Ruhe. Wir können Sie, wenn Sie partout weiter wollen, nicht halten."

Er setzte sich neben seinen Herrn nieder. Der Chirurg brummte einige unwillige Bemerkungen in den Bart, hielt es aber doch für besser, sich zu fügen anstatt weiter zu reiten. Schon nach einer halben Stunde aber drängte er wieder zum Aufbruche, und die beiden andern thaten nach seinem Willen, nachdem sie vorher den ihrigen durchgesetzt gehabt hatten.

Der weite Campo, durch den sie ritten, war vollständig eben und nur mit Gras bewachsen. Nirgends zeigte sich ein Strauch



Die Geschützformen des Mittelalters.

Rüstung Gaspards von Coligny um das Jahr 1550.

Rüstung aus der Zeit Karls I. von England.

ehrbaren deutschen Postkutsche. Der Unterschied zwischen beiden ist dem Kontraste zwischen einem linden Mailüftchen und einem rasenden Pamperosturm zu vergleichen.

Man spricht oder sprach zwar auch in den La Plataſtaaten von Straßen; aber bei diesem Worte darf man nicht etwa an chaussierte Wege, welche von Baumreihen eingesäumt werden, denken. Landstraßen oder gut und regelmäßig unterhaltene Wege gibt es dort nicht, da das Material zum Bau derselben vollständig mangelt. Holz ist selten, und Stein findet man gar nirgends. Ein jeder reitet oder fährt in der Richtung, welche ihn zum Ziele bringt, ganz gleich, ob dabei einen oder einige Kilometer weit nach rechts oder nach links abgewichen wird.

(Fortsetzung folgt.)

die Post- und Passagierverbindung zwischen Santa Fé und Cordova oblag, ihnen folgte.

Eine solche Diligencereise ist etwas ganz andres als eine Fahrt mit einer

oder gar ein Baum; Wälder und Buschwerk findet man nur da, wo es Wasser gibt. Als sie eine Weile geritten waren, vernahmen sie einen wüsten Lärm hinter sich. Sich nach demselben umdrehend, gewahrten sie, daß die Diligence, welcher

Weihnachtsträume.

Der heilige Abend senkt sich hernieder auf die erwartungsvolle Erde. Schon tönen in den Städten und Dörfern die Feierklänge der Glocken, schon entbrennt hier und dort in den Palästen, Bürgerhäusern und Hütten ein funkelndes Licht. Eine hastende Menge schiebt sich durch die Straßen, um möglichst schnell das trauliche Heim zu gewinnen, oder um noch einen letzten Einkauf zu besorgen. Denn bald sollen sich die Weihnachtsbäume in Tausenden von Wohnungen entzünden.

Während mein gutes Mütterchen im besten Zimmer den Tannenbaum für mich herrichtet, sitze ich allein in der dämmerigen Wohnstube und träume, — träume, behaglich im Sessel geborgen. Meine Blicke schweifen durch die Fensterscheiben über die im Schnee begrabenen Gärten, und von dort hinauf zum graublauen Himmelsgewölbe, an welchem Stern bei Stern entbrennt. Die Wohnungen der Menschen haben ihren lichtgeschmückten Weihnachtsbaum, die einsamen Schneeflächen der Fluren und Felder blicken hinauf zu den flimmernden und strahlenden Himmelslichtern, die heute als Weihnachtslichter von den Engeln selber angezündet werden, — auf daß sich erfülle die Weissagung des Palmisten: „Es freue sich der Himmel und es frohlocke die Erde; es freue sich die Flur und alles, was darauf ist; es sollen denn jauchzen alle Bäume der Wälder vor dem Angesichte des Herrn, weil er kommt!“ Hier und dort treten die Himmelslichter zu Gruppen und Bildern zusammen; dann sind sie wieder gleich einer regellosen goldenen Saat über den weiten Himmelsplan verstreut. Jetzt fesselt ein besonders großer und heller Stern mit seinem zauberischen Glanze meinen Blick; er erinnert mich an jenen wunderbaren Stern, welcher einst in der heiligen Christnacht den drei Magiern aus dem Morgenlande erschien und sie nach der Krippe des Welterlösers geleitete. Du liebliche Erzählung der heiligen Schrift, was für geheimnisvolle, träumerisch süße, hochpoetische Bilder zauberst du vor meinen geistigen Augen herauf!

Durch die Nacht drei Wandrer ziehn,
Um die Stirnen Purpurbinden,
Tiefgebräunt von heißen Winden
Und der langen Reise Mühn.
Durch der Palmen säuselnd Grün
Folgt der Diener Schar von weiten;
Von der Dromedaren Seiten
Goldene Kleinode glühn;
Wie sie klirrend vorwärts schreiten,
Süße Wohlgerüche fliehn.

Annette von Droste-Hülshoff.

Auf die Erfüllung einer alten Prophezeiung vertrauend, daß ein Stern aus Jakob hervorgehen werde, sind die frommen Fürsten auf der ganzen Pilgerfahrt in andächtigster Gemütsstimmung; mit seliger Rührung blicken sie immer und immer wieder zu dem leuchtenden Himmelsboten, dem Wunderstern, empor und unterhalten sich mit heiligen Gesprächen und Lobgesängen. Sie durchziehen weite Strecken, sandige Wüsten ohne Weg und Steg; gleich dem Sturmwinde fliegen die Kamele und Dromedare dahin und hinter ihnen wirbelt der Wüstensand in dichten Wolken empor. Kommen sie durch eine Stadt oder ein Dorf, so schauen die Leute mit Verwunderung und Staunen nach den seltsamen Pilgern, die von verschiedener Gesichtsfarbe und Kleidertracht sind. Als endlich am zwölften Tage vor den Augen der Reisenden die hohen Türme und Kuppeln Jerusalems aus den nackten und wilden Berggipfeln Judas emporsteigen, siehe, da verbirgt sich der Stern in den himmlischen Räumen. Die Reisenden erschrecken und beschließen, in Jerusalem nach dem neugeborenen König Israels, welchen sie anbeten wollen, zu fragen.

Ihre Frage setzt den König Herodes in Schrecken; er beschließt, dem Kindlein nachzustellen. Die drei königlichen Weisen verlassen Jerusalem und ziehen weiter. Und siehe, der Stern, den sie im Morgenlande gesehen haben, erscheint zu ihrer Freude wieder vor ihren Blicken, geht vor ihnen her und steht über dem Stalle zu Bethlehem still, wo das Kindlein ist. Und sie gehen in den Stall hinein und finden das Kind mit Maria, seiner Mutter, und sie fallen nieder und beten es an; und sie thuen ihre Schätze auf und opfern ihre Gaben: Gold, Weihrauch und Myrrhen.

O ihr frohen heilgen Drei!
In der Finsternis geboren,
Hat euch kaum ein Strahl erkoren,
Und ihr folgt so fromm und treu!
Und du meine Seele, frei
Schwebend in der Gnade Wogen,
Mit Gewalt aus Licht gezogen,
Suchst die Finsternis aufs neu!
O wie hast du dich betragen,
Thränen blieben dir und Reu!

Anette von Droste-Hülshoff.

Von dem strahlenden Himmelsgewölbe und dem großen hellen Weihnachtsstern herab gleitet mein Blick wieder zur Erde, die in die starren Bande von Eis und Schnee geschlagen ist. Die heiße, tropische Wüstenlandschaft, von Kamelen durchwandert, von einem Wunderstern erhellt, von Palmen umwogt, verschwindet mit einem Schlage, und indem meine leiblichen Augen auf der weißen Schneefläche vor meinen Fenstern haften, ersteht vor meinen geistigen Blicken ein hochnordisches Bild, eine Polarlandschaft, als Gegensatz des Tropenbildes. Auf dunkelblaugrüner Salzflut schwimmen weiße Eisberge von phantastischen Gestalten; weiterhin türmen sich blaugrüne Eisschollen über einander und dehnen sich bleiche Eisfelder. Schon seit Monaten herrscht dort oben Nacht, die lange Polarnacht; aber sie ist nicht völlig dunkel, denn blaue und rote Nordlichter gucken gleich einem mächtigen Strahlenkranze am Horizonte auf, mit geheimnisvollem Knistern, und verbreiten eine zauberische Dämmerung. Zwischen den Eisschollen ankert dunkelschwarz, ein winziges Ding in der unermeßlichen Oede, ein abgetakeltes Schiff. Ein feuriges Pünktchen, das aus dem Innern leuchtet, verkündet, daß Leben in dem schwarzen Rumpfe steckt. Ja wohl, pelzverhüllte Männer, deutsche Nordpolfahrer, sitzen in der geheizten Kajüte um einen Tisch, und auf dem Tisch flammt ein Weihnachtsbaum, — allerdings ein sonderbarer Weihnachtsbaum! Der Zimmermann des Schiffes hat nämlich ein tannenbaumähnliches Gerüst aus Ruten verfertigt, und hierauf hat der Arzt des Schiffes, nebenbei ein eifriger

Edelmann in Halbrüstung um das Jahr 1572. Arkebusier aus dem Jahre 1580

Botaniker, dieses Gerüst mit den immergrünen Zweiglein der Kronsbeerpflanze umwunden, die er mit unendlicher Mühe unter dem Schnee hervorgekratzt hatte. Ein Wachsstock in Stücke geschnitten gab die Kerzlein ab. Aus rauhen Schifferkehlen tönt ein frommes Weihnachtslied, eine Erinnerung aus der Jugendzeit, — und während unter buschigen Brauen her die ernsten Männeraugen in die Flämmchen der Wachsstockendchen starren, taucht vor den Augen des Geistes ein liebliches Bild aus der Jugendzeit empor: der strahlende, mit goldenen Nüssen und rotbäckigen Aepfeln geschmückte Weihnachtsbaum des Elternhauses. In der besten Stube war es, vor vielen Jahren; da prangte die herrliche Tanne auf dem mit Geschenken reich beladenen Tische; da lächelten die guten Eltern gerührt auf die Kindlein hernieder, die jubelnd ihre Hände nach den köstlichen Gaben ausstreckten; da tönte vom Klavier herüber eine liebliche Melodie, da — — —

Ein greller Pfiff schreckt mich plötzlich aus meinem Lehnsessel auf. Vom Nordpol her ist in einer halben Sekunde mein Geist nach der heimatlichen Flur zurückgekehrt. Ich weiß, was jener grelle Pfiff zu bedeuten hat: der Eisenbahnzug, der nicht weit von meinen Fenstern vorübergeht, ist in den vom Sturmwind aufgetürmten Schneemassen stecken geblieben. Die Beamten sagten es schon heute Mittag, daß es so kommen würde. Ich sehe Leute mit Laternen sich um den festsitzenden Zug bewegen. Dunkle Gestalten steigen aus und eilen durch den kalten Abend dem Städtchen zu. Nicht allen ist dieses Städtchen auch die Heimat; ach, manchen ist es ein gänzlich fremder Ort, dessen Namen sie soeben zum ersten Mal in ihrem Leben vernommen haben. Und in diesem fremden Orte müssen sie den heiligen Abend und wahrscheinlich auch das Weihnachtsfest verbringen, — allein, einsam, von der ungastlichen Luft eines Gasthauses angeödet. Ihren Weihnachtsbaum sehen sie nur im Traum, wenn ihnen anders ein guter Engel einen süßen Traum beschert.

Dreifach und vierfach glücklich sind alle jene, denen es vergönnt ist, ihren heiligen Abend und ihr Weihnachtsfest in der trauten Heimat, im lieben Elternhause zu verleben. Nirgends leuchtet doch der Weihnachtsbaum so schön als dort!

Bewaffnung im Mittelalter.

(Fortsetzung.)

Diese letzteren waren noch zu einer Zeit roh in der Ausführung, als die Formung des Stahls bereits in höchster Blüte stand. Es ist leicht zu begreifen, warum. Den großen Kanonen wurde als Nachfolger der Kriegsmaschinen des Mittelalters von der Ritterschaft, wenn sie auch mißbilligt wurden, eine gewisse Berechtigung eingeräumt; aber der Ritter haßte die Handkanone und die Bleikugel, die, von irgend einem Arbeiter gegossen und von einem gemeinen Soldaten abgefeuert, in das Wappen auf dem Harnisch des Edelmannes einschlug, als wäre es eine Weste von gröbstem Wollenstoff gewesen. Ebenso widersetzten sich natürlich auch die Armbrustmacher der Einführung des Feuergewehres und die Hauptleute wollten von einer Waffe nichts wissen, die ihre ganze Kriegskunst in Frage stellte.

Daher kam es, daß das Feuergewehr, das im Verlaufe von hundert Jahren einen völligen Umschwung in der Kriegführung anbahnen sollte, bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts nur von den ungeübtesten Arbeitern gefertigt und nur in den Händen der gewöhnlichsten Soldaten gefunden wurde. In der ersten Zeit wurden diese neuen Feuerwaffen ohne Stock angefertigt; dann trat der Schaft dazu, der unter dem Arm gehalten wurde; zuletzt wurde ein Schulterende angefügt, bis das Feuerrohr, das Luntenschloß, das Radschloß und die Muskete einander abwechselten.

Je mehr das Feuerrohr an Verbreitung gewann, desto mehr traten die blanken Waffen zu Gunsten des ersteren zurück. Noch einmal und zwar im Jahre 1495 fand bei Fornovo die schwere Lanze, die als Waffe bereits in den Hintergrund getreten war, erfolgreiche Anwendung und trat darauf wieder in einige ihrer alten Vorrechte ein; zwischen jenem Datum aber und dem Jahre 1525 zeigte sich die persönliche Tapferkeit der Lanzenspalter zum letztenmal. Karl VIII. stritt als Einzelner zwischen seinen Feinden zu Fornovo; Franz I. führte die Lanze bei Marignano zum Sieg, Bayard zeichnete sich bei Ravenna aus; aber die Schlacht bei Pavia brachte dem ritterlichen König Franz I. die Ueberzeugung bei, daß die wahre Kraft einer Armee nur auf der Infanterie beruht, und daß die Kavallerie nur als Unterstützung der letzteren eingreifen darf.

Zuletzt verschwand der Bogen; das Feuerrohr aber hatte sich bei den Spaniern ganz vorzüglich bewährt und nach der für Franz I. so unglücklichen Schlacht bei Pavia waren die Waffenschmiede außer stande, die Aufträge auf die neuen Feuerwaffen auszuführen, die von allen Seiten bei ihnen einliefen. In den Reihen der Franzosen war damals jeder zehnte Mann ein Hellebardier, während auf zwei Büchsenschützen je drei Lanciers kamen.

Zur Zeit Ludwigs XII. (unsre Abbildung Seite 103 stellt uns neben dem Schweizer Söldner den Ritter Bayard dar) wurden die Rüstungen, um den Bleikugeln Widerstand zu leisten, schwerer gemacht; die Schulterstücke wurden mit passegardes versehen, Brust und Rücken aber nach vielen Versuchen durch einfache Metallplatten geschützt; der Schwertgriff, bisher ein einfaches Kreuz, erhielt als Schutz eine schmale Handdecke, und die Sturmhaube, der Armet, ward mit einem Visier versehen, das aus verschiedenen Teilen zusammengesetzt war; vom Harnisch fiel über die Beinschienen (tassettes) ein Ueberwurf. In solcher Ausrüstung sehen wir eine Prozession wohlbekannter Helden an unsrem geistigen Auge vorüberziehen: Gaston de Foix, nach dem berühmten Grabdenkmal in Mailand, Giovanni de Medici, der Führer der schwarzen Banden, wie ihn Titian gemalt, der junge Karl V., wie er seine weithin gefürchtete spanische Infanterie befehligt; ferner die Helden aus der letzten Belagerung von Florenz mit Ferrucci an ihrer Spitze; Heinrich VIII. und seine die Mönche verfolgenden Soldaten; Henry Howard Graf von Surrey, der Sonettendichter, der am 21. Januar 1547 wegen Hochverrat hingerichtet wurde; Bayard, der nach dem Sieg von Marignano seinem König Franz I. den Ritterschlag gab, Cesare Borgia, wie er seine verurteilten Gäste zu Sinigaglia bewillkommnet; aber auch Fernando Cortez und Christoph Columbus trugen diese Rüstung und, wie die Historie meldet, fiel der Connetable von Bourbon in einer eben solchen Rüstung bei der Erstürmung Roms, von einer Kanonenkugel getroffen, die Benvenuto Cellini abgefeuert hatte.

Abbildung Seite 103 stellt uns einen jener Schweizer dar, die von Karl dem Kühnen in so übereilter Weise unterjocht wurden. Sie stürzten sich mit ihren ungeheuren Schwertern und ihren Morgen-

sternen auf ihn nieder, indem sie ihm bei Granson seinen Ruhm, bei Murten die Bagage und bei Nancy das Leben raubten. Jeder Fürst warb um die Schweizer und man konnte sie in allen Heeren finden. Sie sind die Landsknechte, die wir noch heute auf Dürers und Schongauers Kupferstichen bewundern, grotesk und fürchterlich, schmutzig und prunkvoll, mit ihren Narben und Federbüschen, mit geschmückten Bannern und großen Pauken, mit Bärten und Federbüschen, die, einander ähnlich, bis herab auf ihre Westen fielen, im zweifarbigen Gewand, ein Bein in gestreiften Beinkleidern, das andre vielleicht in vollen, hängenden Falten, so treten sie uns, wie bis auf die Zähne bewaffnete Harlekins, bald eine Marter, bald eine Geißelung beaufsichtigend, auf den Holzschnitten des 16. Jahrhunderts, oder als Bergwache aus den alten Initialen entgegen. Die Radierer von Nürnberg und Augsburg liebten die Landsknechte, während sie den italienischen Künstlern als Zerstörer erschienen, da sie bei der Plünderung Roms die Zügellosigkeit des Söldners mit dem Haß des Lutheraners vereinten.

Von den einheimischen Banden der französischen Armee wurden jene aus der Picardie (Abbildung Seite 144) zuerst als ein Regiment organisiert. Diese Picarden trugen das burgonet, gegliederte Schulterstücke, lange Beinschienen und eine stark gewölbte Brustplatte.

Um das Jahr 1548 wurde die gewöhnliche Stahlrüstung trotz des heftigen Widerspruches des Connetable Anne de Montmorency durch damaszierten oder vergoldeten Stahl verdrängt; dieser ließ sich leichter blank erhalten und befriedigte den prunkliebenden Geschmack jener Zeit. Der Artillerieoffizier aus dem Jahre 1555 (Abbildung Seite 144) trägt einen Harnisch aus dunkelgefärbtem Stahl mit einem, Fischschuppen darstellenden Silbermuster. Das 14. und 15. Jahrhundert sind durch den verschwenderischen Prunk, der in Degengehängen und Staatsgeschirren zur Schau getragen wurde, bemerkenswert. Der Graf von Foix schenkte der Kathedrale von Bayonne die Decken seines Pferdes, damit die Kleider des Bildes „Unserer lieben Frau“ daraus angefertigt würden, und wurde infolge dieser Spende als königlicher Schenkgeber gepriesen. Die Ritter des 12. und 13. Jahrhunderts liebten die in den Helm und Gürtel eingesetzten kostbaren Steine. Das 16. Jahrhundert schmückte den Stahl selbst aus, indem es auf denselben ganze Szenen aus der Bibel oder den griechischen Mythen zur Darstellung brachte und die Helme in Form von Delphinen, Löwenköpfen und grinsenden Larven bildete. Die Schmieden in Mailand und Nürnberg waren berühmt; die italienischen Helme und Sturmhauben und die deutschen Brustharnische hatten europäischen Ruf. Manche Museen besitzen prachtvolle Muster, die nach Anordnung fürstlicher Patrone von Cellini, Goujon, Negroli, dem Mailänder Gamber und den berühmtesten Schmieden jener Zeit hergestellt wurden. Bis zum 16. Jahrhundert entwickelte sich die Rüstung den auf dem Schlachtfeld gewonnenen Erfahrungen gemäß. Nach Ablauf des 16. Jahrhunderts wurde sie phantastisch und bedeutungslos, eher ein Galakleid als ein Harnisch; die namhaftesten Heerführer widersetzten sich dem Gebrauch derselben, aber die Edelleute betrachteten sie als ein Zeichen ihres Ranges. Seit sie aber als Kugelfang dienen mußte, wurde sie so enorm schwer, daß Lanour gegen Ende des 16. Jahrhunderts darüber klagte, daß die vornehmen Männer schon im dreißigsten Jahre durch das Gewicht ihrer Rüstungen mißgestaltet würden.

Abgesehen von den Kolossalrüstungen Heinrichs VIII., Antons von Burgund und einiger anderer, ist durchschnittlich der Umfang des modernen Wamses größer als jener der Soldaten des Mittelalters und der Renaissance. So dürfen wir wenigstens aus den in den Museen Europas aufbewahrten Rüstungen schließen, die mit geringen Ausnahmen klein und schmal sind, namentlich Bein- und Lendenstücke.

Während des ganzen Mittelalters war die Rüstung international. Bei den verschiedenen Nationen zeigte sich mehr Gleichförmigkeit als Unterschiedlichkeit in der Rüstung. Immerhin waren die vorhandenen Unterschiede auffallend genug, um auch hier erwähnt zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Das Weihnachtsgeschenk.

Am heiligen Abend saßen in einem engen Stübchen Mutter und Sohn am Tisch, auf dem eine Porzellanlampe brannte. Damit der helle Schein den angegriffenen Augen der Mutter nicht weh thue, hatte Heinz, ihr neunjähriger Sohn, als Weihnachtsgabe für die Mutter einen grünen Lampenschirm gekauft, der an Stelle des Zeitungsblattes treten sollte, das bis jetzt das blendende Licht dämpfen mußte. Das Geld dazu hatte er sich nach und nach von „Mutti“ erbettelt; wie hart die Witwe auch arbeitete, sie hatte es ihm gern gegeben, da sie den Zweck erriet. Sparte sie doch selbst schon seit Monaten, um ihrem Liebling eine Freude bereiten zu können, um ihm ein Buch zu kaufen, das er sich brennend wünschte.

Wenn ihre Augen nur nicht so sehr schmerzten! Wie lange würde es dauern, daß sie die feinen Stiche am Weißzeug sehen konnte? Sie seufzte laut; der Gedanke war zu traurig.

Heinz blickte vom Buch auf; der Eifer hatte seine Wangen glühend rot gefärbt. Als er die Mutter traurig sah, stand er auf und ging zu ihr.

„Weine nicht, Mutti,“ sagte er, „du weißt, du darfst nicht weinen.“

Er küßte die zarten, blassen Wangen.

„Nicht weinen, Heini? Kind, Kind, — wenn ich denke, was kommen soll! Was soll aus dir werden, wenn — ich nicht mehr arbeiten kann?!“

„Dann bin ich schon groß,“ tröstete er, „dann brauchst du dich nicht zu sorgen, ich arbeite für uns beide.“

Die Mutter lächelte trüb. „Lies weiter,“ sagte sie, „ist es hübsch?“

Heinz versicherte es strahlend; plötzlich hielt er inne: „Mutti, kostet so ein schönes Buch nicht viel Geld?“

„Das schadet nichts,“ suchte die blasse Frau ihn von dem Gedanken abzubringen, „dafür gefällt es dir doch auch.“

Heinz schien noch nicht ganz beruhigt; er schüttelte den Kopf; doch sehr bald schon war er wieder in die Erzählung vertieft und vergaß alles, die Umgebung und seine arme, fleißige Mutter. Hätte er gewußt, daß sie oft um des Buches willen sorgenvoll gerechnet, oft bis tief in die Nacht hinein aufgeblieben war, es hätte ihm sicherlich nicht halb so viel Freude gemacht.

Tiefe Stille herrschte in dem kleinen Zimmer. Die Frau nähte rastlos; sie mußte die Decke bis zum nächsten Morgen beenden, war sie doch für den Weihnachtsabend bestellt worden. Immer hatte sie gehofft, die Arbeit noch vorher abliefern zu können, in dieser Hoffnung hatte sie das teure Buch gekauft, — da litt sie plötzlich an starken Augenschmerzen und die Arbeit wurde gehemmt.

Nun stickte sie mit verdoppeltem Eifer,

da sie ihr Geld ausgegeben hatte und schon heute, am heiligen Abend, Heinz nichts andres zum Abendessen geben konnte, als ein Stück trockenes Brot — sie durfte nicht daran denken, sonst stiegen ihr Thränen in die Augen und — sie konnte nicht weiterarbeiten.

Es wurde immer später. Die Essenszeit war lange vorüber, und Heinz hätte schon längst nach dem Abendbrot gefragt, wenn ihn die Geschichte nicht so sehr gefesselt hätte.

„Heini," sagte endlich die Mutter, „du mußt zu Bett gehen." Sie konnte den erstaunten Blick des Sohnes nicht aushalten und wandte sich ab. „Ich habe nur ein Stück Brot für dich. Morgen sollst du alles haben, Heini, morgen, wenn ich Geld bekomme."

Jetzt wußte er den Grund ihrer Thränen. Er hatte Hunger, doch er faßte sich schnell. Als er sein kleines Stück zur Hälfte gegessen, bemerkte er, daß die Mutter nicht mit ihm aß. Ohne etwas zu sagen, reichte er ihr die übrige Hälfte. Doch sie weigerte sich; sie habe keinen Hunger, sagte sie, und nötigte Heinz das Stückchen wieder auf. In wenig Augenblicken hatte er es verzehrt, gab der Mutter einen herzlichen Gutenachtkuß und dankte ihr zum hundertstenmal für das Geschenk. Als er zu Bett gegangen war, galten seine letzten Gedanken dem schönen Buch, das er zur Hälfte gelesen hatte. Mit einem Lächeln auf den Lippen schlief er ein, und so fand ihn die Mutter, als auch sie spät, nach beendeter Arbeit, todmüde ihr Lager aufsuchte.

* * *

Am andern Morgen konnte sie kaum die passende Zeit erwarten, um ihre Arbeit zu der Herrschaft zu bringen, die sie bestellt hatte. Glückselig zählte sie Heinz auf, was alles sie von dem Gelde kaufen und ihm mitbringen wolle.

Die Erwartung beflügelte ihren müden Schritt. Bald klingelte sie an einem feinen Hause und stieg mühsam zum ersten Stock hinauf. Ein Mädchen öffnete und ließ sie geraume Zeit auf der Flur warten. Die Arbeit hatte sie mitgenommen.

Endlich kam sie zurück, doch — sie brachte die Stickerei wieder! „Gnädige Frau läßt sagen," beschied sie schnell und obenhin die Arme, „sie hätte jetzt keine Verwendung mehr dafür. Sie glaubte, Sie würden es noch vor dem Fest fertig machen. Uebrigens möchten Sie doch nächste Woche wiederkommen, vielleicht, daß dann etwas für Sie zu thun wäre."

Der Unglücklichen zerriß die Antwort das Herz. Sie eilte zur Thür.

* * *

Unterdessen erwartete Heinz die Mutter sehnsüchtig. Seit gestern Mittag hatte er nichts Ordentliches gegessen, denn das Stückchen Brot war kaum zu rechnen. Er versuchte zu lesen; doch er konnte es nicht, da er fortwährend an die Rückkehr der Mutter denken mußte.

Da öffnete sich die Thür; die Mutter trat müde, atemlos ein. Sie hatte nirgends ihre Arbeit verkaufen können, da die Geschäfte bereits geschlossen waren.

Heinz verbarg seine Enttäuschung, so gut es ging. Als die Mutter sich ein wenig erholt hatte, eilte sie von neuem hinaus in den Schnee und die Kälte, um die Stickerei in den Häusern anzubieten.

Heinz blieb trostlos zurück. Während er ruhelos im Zimmer umherging, fiel sein Auge auf das Buch. Da kam ihm der Gedanke, daß die Mutter, um ihn zu erfreuen, ihr Geld weggegeben habe. Es war sicher teuer gewesen! Wieviel mochte es wohl gekostet haben? Wie, wenn es noch Wert hatte, wenn er es verkaufen und so die Mutter von der Sorge befreien könnte?!

Der alte Buchhändler an der Ecke würde es sicher wieder zurücknehmen; es sah noch ganz neu aus. Aber — das schöne Buch wollte er wieder fortgeben das er sich immer gewünscht, jetzt fortgeben, nachdem er es halb gelesen hatte? Er hielt inne und ging die Erzählung durch. Doch nicht lange zögerte er; schnell zog er den Mantel an und barg das Buch sorgfältig unter ihm.

* * *

Als er heimkehrte, war die Mutter schon im Zimmer. Sie hatte nichts erlangt. Verwundert fragte sie, wo Heinz gewesen war.

Freudestrahlend trat er vor sie hin. „Mutter," sagte er, „jetzt brauchst du dich nicht mehr zu grämen, ich habe genug Geld für die ganze Woche." Er zeigte zwei blitzende Thaler.

„Heini, woher hast du das Geld?"

Heinz lachte glücklich. „Nein, Mutti, das sag ich nicht, das sag ich nicht."

„Antworte, woher hast du es?" Plötzlich fiel ihr das Buch ein. Sie sah ihn an, er nickte.

„Du hast das Buch verkauft?!" Sie zog ihn an sich und schluchzte: „Mein guter, guter Junge!"

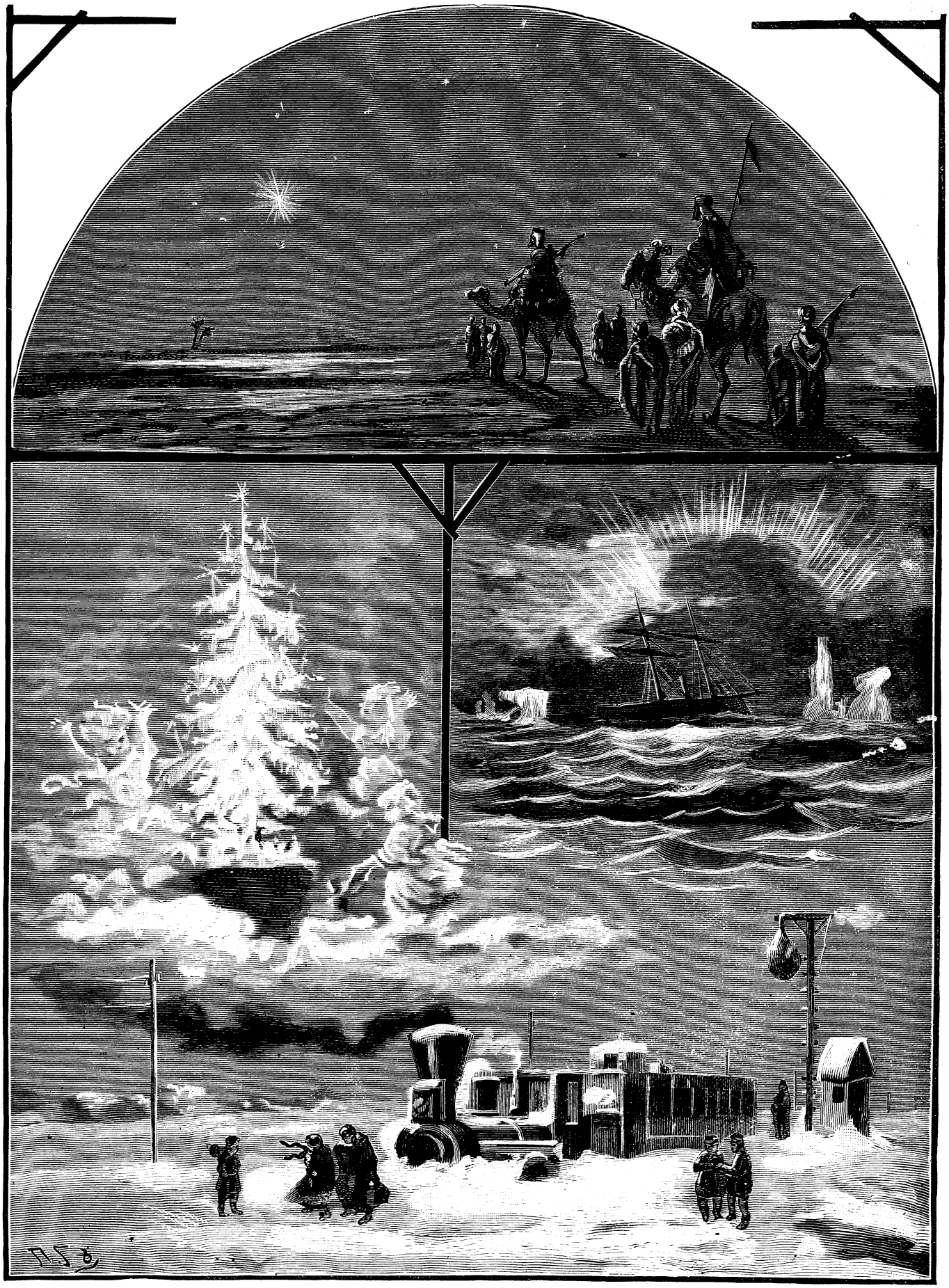
Erinnerungen eines Tierfreundes.

(Fortsetzung.)

Ei, das Reiten war doch schwieriger, als ich mir's gedacht hatte! Wie ein schaukelndes lavierendes Schiff auf empörten Meereswogen, so flog ich hin und her, von der Linken zur Rechten. Peter, der hinter dem Gaule her rannte, spornte diesen mit dem Rufe „Hüh!" und „Hott!" zu immer flotterem Ausreißen an. „He, da reitet der Gottfried, der Gaucho!" schrieen ein paar Mitschüler, die mir entgegen kamen. Sofort schlossen sie sich Peter an, um auch ihrerseits durch: „Hüh!" und „Hott!" dem Gaule eine flottere Gangart beizubringen. Dieses gelang ihnen so gut, daß ich nach der Mähne des trabenden Tieres greifen mußte, um mich festzuhalten — die Zügel gewährten mir nicht hinreichenden Halt. Mit dem Gesichte fast auf dem Nacken des Schimmels liegend, flog ich die Landstraße hinauf:

Daß Kies und Funken stoben,
Und Roß und Reiter schnoben.

„Hört auf! Hört auf!" schrie ich meinen Mitschülern zu, die noch immer, wenn auch in größerer Entfernung, hinter dem Schimmel her lärmten und sich über meine Reitkunst krank lachen wollten. „Hüh, hott! Hoppla hopp! Hoppla hopp, hopp, hopp!" schrie Peter. „Hüh, hott! Hoppla hopp! Hoppla hopp, hopp, hopp!" wiederholten die andern Mitschüler. Da verfiel der Schimmel in einen gestreckten Galopp. Bäume, Häuser, Menschen flogen an mir vorüber — oder flog ich an ihnen vorüber? Die Sache war mir nicht mehr ganz klar. Die Menschen sprangen vor dem wilden Jäger entsetzt zur Seite. Da sah ich zu meinem Schrecken unsern



Christnacht.

Herrn Gymnasialdirektor nebst zweien der Herren Oberlehrer kommen, die zusammen spazieren gingen. Sie blickten mich höchst verwundert durch ihre Brillengläser an. Ich zog die Mütze — und flog, den Kopf voraus, in ein dickes Brombeergestrüpp, wo ich die Beine gen Himmel streckte. Der Schimmel raste weiter, seinem bekannten Weidegrunde zu. Den verunglückten Gaucho fanden seine Mitschüler und befreiten ihn aus seiner unglücklichen Lage. Gesicht und Hände wären mir tüchtig von den Dornen der Brombeerranken zerkratzt, die Kleider waren an mehreren Stellen zerrissen, im übrigen hatte ich glücklicherweise keinen Schaden genommen. Letzteres war Peter und den andern Hetzern denn doch sehr lieb, und nun fanden sie, die anfangs über meinen Sturz sehr bestürzt gewesen waren, den Mut wieder, mich weidlich auszulachen. Ich konnte es nicht hindern, obgleich ich mich über die Schändlichkeit ihres Betragens höchst ausführlich verbreitete. Sie versicherten, es sei ein „famoser Ulk" gewesen und ob ich nicht noch einmal eine Vorstellung als Gaucho geben wolle. „Nie wieder!" stieß ich wütend hervor; „ich werde auch nie wieder ein Pferd besteigen; Peter mag seinen tollen Schimmel selbst zur Weide reiten!"

Mit steifen, schmerzenden Gliedern, mit zerkratzten Händen und Wangen, mit zerrissenen Kleidern schlich ich mich auf Nebenwegen zur Stadt zurück und nach Hause, woselbst ich meinen Eltern und Geschwistern die Schlechtigkeit meiner Mitschüler in den schwärzesten Farben ausmalte. Dies rettete mich freilich nicht vor dem Vorwurf: „Was hattest du auch auf einem Metzgergaul zu reiten?"

Dieselbe Frage richtete am folgenden Tage mein Ordinarius an mich, worauf ich stumm blieb — während die ganze Klasse brüllte: „Er will ein Gaucho werden!"

Na, den Spitznamen hatte ich richtig weg — und hab' ihn bis zum Abiturientenexamen behalten. —

Acht Tage mochten nach meinem unglücklichen Ritt verflossen sein — und ich hatte noch keinem neuen Tiere meine Zuneigung zugewandt, als sich mir wieder der Versucher in der Gestalt eines Mitschülers, mit Namen Jodocus Knüppelmeyer, näherte.

„Du, Gottfried," sagte er, indem er mir einen freundschaftlichen Rippenstoß mit seinem rechten Ellbogen versetzte, „ich habe eine Lachtaube zu vertauschen; wenn du mir dein Taschenmesser, deinen Kompaß und sechs dicke Aepfel dafür gibst, so kannst du sie haben!"

„Eine Lachtaube?" fragte ich und machte Augen so groß wie ein Teller. „Oh, die hätt' ich schrecklich gern, aber ich weiß nicht, ob ich nach der unglücklichen Rattengeschichte wieder ein Tier ins Haus bringen darf."

„Wie? Eine Lachtaube, da werden sie doch nichts dagegen haben, denn eine Lachtaube ist ein ganz friedliches Geschöpf!"

„Ich hab' auch keinen Käfig dafür."

„Na, den will ich dir leihen, wenn du mir noch deine Cravattennadel, weißt du, die mit dem Tigerauge, gibst."

„Also mein Taschenmesser, meinen Kompaß, die Cravattennadel und ein halb Dutzend dicke Aepfel willst du haben. Hör', Jodocus, das ist eigentlich etwas viel! Und die Aepfel — die andern Sachen gehören wohl mir, da ich sie von meinem eigenen Taschengelde gekauft habe, und ich darf sie deshalb auch wohl verschenken; aber die Aepfel, Jodocus, die müßte ich unsrer Magd Anna, — na, daß ich es gerade heraussage — wegstibitzen — — und das will ich nicht."

„Oh, sie gibt sie dir auch wohl so, wenn du sie darum bittest."

„Na, die und sich bitten lassen! Und seit der Rattengeschichte ist mir Anna erst recht nicht grün."

„Nun gut, dann wollen wir es so machen, Gottfried: du brauchst mir die Aepfel nicht auf einmal zu geben; wenn du mal einen oder zwei hast, so kannst du deine Schuld abtragen — bis die Zahl voll ist."

„Ja, darauf will ich wohl eingehen. Wann kann ich die Lachtaube haben? Das heißt, ich will doch erst lieber zu Hause fragen, ob ich das Tierchen mitbringen darf."

„Ich wette, daß sie nichts dagegen haben!" behauptete Jodocus Knüppelmeyer; „im Gegenteil, sie werden das reizende Tierchen gerne haben wollen."

Und sie hatten wirklich nichts dagegen! Als ich während des Abendessens zögernd und stammelnd der versammelten Familie und ihrem Oberhaupte mitteilte, daß ich für mein altes Federmesser, für den „rappeligen" Kompaß und die „dumme" Cravattennadel eine „reizende" Lachtaube bekommen könnte, und als ich hierauf fragend den lieben, guten Papa anblickte, da lachte er und sagte: „Na, wenn die Mutter nichts dagegen hat, so will ich auch nichts dagegen haben." Und Mutter bemerkte: „Eine Lachtaube? Wenn nun einmal absolut ein Tier im Hause sein muß, so meine ich, eine Lachtaube wäre noch am friedlichsten; das heißt, ich will sie hier nicht frei in der Stube herumfliegen haben, daß sie mir die Vasen von den Consolen stößt —"

„O nein, Mama," erwiderte ich eifrig, „ich bekomme einen Käfig dazu geliehen und ich will das Tierchen aufs beste hüten."

„Ich möchte wetten," stieß Bruder Ferdinand mit seiner groben Stimme hervor, „daß auch diese Lachtaube ein Unheil anrichten wird. Alle Tiere, die Gottfried noch ins Haus gebracht hat, haben nichts wie Unheil angestiftet."

Ich schleuderte dem Bruder einen grimmigen Blick zu und sagte: „Du scheinst, obwohl du ein Oberprimaner bist, noch blutwenig von der Naturgeschichte der Lachtaube zu kennen, sonst würdest du wissen, daß dieser Vogel der friedlichste der Welt ist."

„Spare dir deine naturwissenschaftlichen Belehrungen!" erwiderte die grobe Stimme. „Ich weiß ebenso gut wie du, daß die Lachtaube ein harmloses Wesen ist, — ja, ich weiß auch, daß sie ein semmelbräunliches, falbes Gefieder hat, nebst einem schmalen schwarzen Halsringe; ferner, daß sie aus Afrika stammt, item, daß ihre Stimme beinahe wie das Lachen eines Menschen lautet — aber ich weiß auch, Musjö Gottfried" (hier wurde die grobe Stimme ganz unverschämt laut und polternd), „daß du ein höchst unglücklicher junger Tierbändiger bist! Ich erinnere dich an den Metzgergaul, an die weiße Ratte, an den schwarzen Köter, an das Beest von Katze —"

„Stille, stille!" kommandierte Papa und zog seine Stirne leicht in Falten. „Ich will nicht, daß ihr euch zankt! Es ist wahr, daß Gottfried mit seinen Tieren schon manches Unheil angestiftet hat; aber du, Ferdinand, hast du mit deinen chemischen Experimenten nicht schon häufig unsre Wohnung auf eine ganz unleidliche Weise durchstänkert? Die alte Geschichte von Splitter und Balken."

Der Besitzer der groben Stimme war zum Schweigen gebracht — und doch sollte er mit seinen Befürchtungen Recht bekommen!

Die Lachtaube war kaum zwei Tage

in den Verband der Familie aufgenommen — worüber sie sehr lachte —, als eine auswärtige Tante sich bei uns zum Besuch anmeldete. Tante Rieka war erstens schon in hohen Jahren, weshalb die Eltern uns einschärften, ihr die dem Alter gebührende Ehrfurcht im vollsten Maße zu Teil werden zu lassen; Tante Rieka war zweitens von der Natur etwas stiefmütterlich behandelt: sie hatte — nun, wie soll ich mich ausdrücken? — einigermaßen hohe Schultern, womit einigermaßen eine Verbildung des Rückengrats verbunden war, weshalb die Eltern uns dringend empfahlen, kein Wort von körperlichen Gebrechen anderer verlauten zu lassen, da Tantchen hierdurch an ihr eigenes Mißgeschick erinnert werden könnte; und drittens war Tante Rieka sehr reich, unsere nächste Verwandte — — weshalb — na, kurzum, wir sollten es in keinem Punkte an einem äußerst rücksichtsvollen Betragen fehlen lassen. Es hätte kaum der Ermahnungen der Eltern in dieser Beziehung bedurft; wir waren, Gott sei Dank, so wohl erzogen, daß wir wußten, was wir unserer Tante Rieka schuldig waren — die Gefahr kam von einer ganz anderen Seite!

Tante Rieka hatte, ermüdet von der angestrengten Reise, auf dem Sofa der besten Stube Platz genommen. Mit glatt gekämmten, regelrecht gescheitelten Haaren saßen wir Kinder zur Rechten und zur Linken auf Stühlen um den Tisch herum, welcher eine mächtige Kanne mit erquickendem Mokka, dem Tantchen mit Leidenschaft zugethan war, nebst Zubehör trug; Papa und Mama saßen der Tante gegenüber und gaben der guten Dame auf alle Fragen ausführlichen Bescheid. Solche Fragen waren: Ob wir in den letzten Jahren auch recht artig gewesen seien? Was wir Jungens werden wollten? Ob wir wohl jeder einen oldfuchs Taschengeld gebrauchen könnten? (Wir Jungens schrieen aus vollem Halse ‚Ja!', aber Papa versicherte, daß viel Geld den Jungens durchaus nicht gut thue.) Ob Ida der Mama auch schon in der Küche zur Hand gehe? u. s. w.

In diese friedliche Unterhaltung hinein ertönte plötzlich die Stimme der Lachtaube: „kukrruh, kukrruh!"

„Was ist das?" fragte Tante aufhorchend, mit seltsam veränderter Stimme.

„Eine Lachtaube, Tante!" beeilte sich Papa zu antworten; „eine Lachtaube, die sich unser Gottfried, der Tierliebhaber, beigelegt hat; sie befindet sich in der Nebenstube."

„Kukrruuh! Kukrruuh!" tönte die Stimme wieder herüber.

„So, eine Lachtaube?" erwiderte Tante Rieka scharf. „Ja, ich höre, daß sie lacht, diese Taube — daß sie höchst wahrscheinlich andere Leute auslacht!"

„Kukrruuh! Kukrruuh!" tönte es weiter.

„Doch nicht, liebe Tante," entgegnete Papa mit der sanftesten Stimme von der Welt. „Vom Auslachen kann hier keine Rede sein, allen Lachtauben ohne Unterschied ist diese Stimme eigentümlich; sie ist ihnen vom Schöpfer selbst gegeben; man kann dieselbe sogar höchst freundlich deuten; sie ruft nämlich: Kumm, Fru! Kumm Fru! d. i. Komm, Frau! was also eine Begrüßung unserer lieben Tante Rieka wäre."

„Kukrruuh! Kukrruuh!" tönte es abermals aus der Nebenstube.

„Und ich," erwiderte Tante, indem sie die gelbseidenen Bänder ihrer Haube fester band, „und ich höre einen ganz anderen Gruß heraus: Buckl herut! Buckl herut! Will man hier auf ein körperliches Gebrechen anspielen, so thut man es; ich aber —"

„Um des Himmels willen, liebe Tante!" riefen Papa uud Mama wie aus einem Munde, „mach dir doch nicht derartige Gedanken!"

„Man hat Fälle," fuhr Tantchen unbeirrt fort, „daß ungezogene Knaben ihre Tiere zu allerlei bösen Redensarten abrichteten —"

„Nein, Tante, das ist mir im Traume nicht eingefallen," heulte ich. „Die Stimme, die du hörst, ist die natürliche Stimme einer Lachtaube."

„Man hat Fälle," fuhr Tante fort, ohne die Schärfe ihrer Stimme zu mildern, „wo Leute ein Vergnügen daran fanden, ihren Mitmenschen einen Schabernack zu spielen — und wenn das in diesem Hause geschieht, so will ich das Haus lieber verlassen."

„Nein, nein, Tante, das sollst du nicht, das darfst du nicht!" beteuerten die Eltern. „Damit dir die mißliebige Stimme der Lachtaube nicht länger in die Ohren klinge," setzte Vater hinzu, „soll das Tier sofort aus dem Hause. Ich muß gestehen, daß mir dieses fortgesetzte Lachen auch schon recht langweilig geworden ist. Gottfried, bringe den Stein des Anstoßes sofort zu seinem früheren Besitzer zurück!"

Wie ein Donnerschlag traf mich dieser Bescheid. Aber was sollte ich dagegen machen? Stumm ergab ich mich in mein Schicksal. Ich stand vom Kaffeetische auf und trug meine Lachtaube — nicht länger die meine! — zu Jodocus Knüppelmeyer zurück. Dieser machte große Augen und kratzte sich verdrießlich den rothaarigen Kopf. Messer, Kompaß und Cravattennadel, sagte er, wolle er mir wiedergeben, aber die drei Aepfel, die er auf Anschlag bekommen, hätte er schon aufgegessen!

Um den Preis der Lachtaube war der Friede mit Tante Rieka wiederhergestellt. Sie verweilte alle vierzehn Tage in unserer Familie, sah mich bisweilen mit dem sieghaften Blicke einer Viktoria an und versicherte uns beim Abschiede, sie habe uns alle recht in ihr Herz geschlossen.

„Gottfrieds Lachtaube," meinte eine gewisse grobe Stimme, nachdem die Tante abgereist war, „hätte uns auf ein Haar um die Gunst der guten Tante gebracht?" Dabei klimperte der Besitzer der groben Stimme höchst unverschämt mit ein paar Goldstücken, die ihm Tantchen ‚vorläufig' für sein gutes Abiturientenzeugnis geschenkt hatte.

Ich schwieg, duldete, und — weinte in der Einsamkeit meiner verlorenen Lachtaube eine Thräne nach.

(Fortsetzung folgt.)

Die Einwirkung des Sonnen- und Mondlichtes auf schneidende Werkzeuge

ist so wenig bekannt, daß einige Worte darüber des allgemeinen Interesses wert sind. Alle schneidenden Werkzeuge, als: Messer, Bohrer, Sensen, Sicheln, nehmen bläuliche Farben an, wenn sie der Einwirkung der Sonnenstrahlen längere Zeit ausgesetzt sind und dadurch erhitzt werden. Die Schärfe oder Schneide geht dabei auf immer verloren, und das Werkzeug ist ganz unbrauchbar, wenn es nicht neu gestählt wird. Man muß sich daher hüten, dergleichen neue, von der Sonne schon verdorbene Werkzeuge von Krämern und Herumträgern zu kaufen, welche diese Waren auf Märkten u. s. w. oft ganze Tage der Sonne aussetzen. Man schreibt dann gewöhnlich, aber ungerechter Weise die Unbrauchbarkeit eines solchen Werkzeuges dem schlechten Material oder der nach-

lässigen Arbeit des Fabrikanten zu. So hat man selbst eine ähnliche schädliche Einwirkung des Mondlichtes auf das Blatt der sogenannten Bauch- und Mondsäge bemerkt. Eine dünne ausgearbeitete Zugsäge wird durch das Mondlicht in einer Nacht schief gezogen.

Der junge Theaterdirektor.

V.

Der Theatermaschinist.

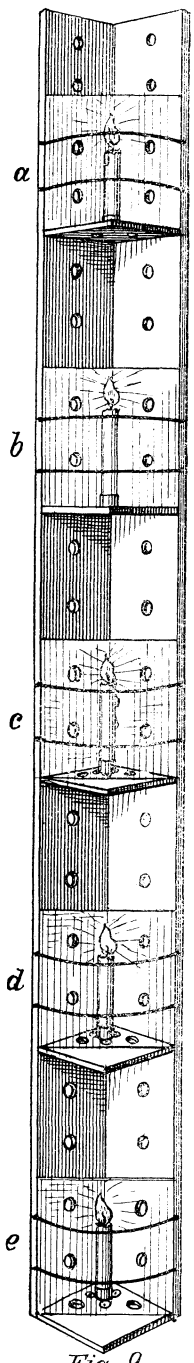


Fig. 9
Der Haustheaterbau.

Hugh wha hugh! Das Theater ist fertig!" rief am nächsten morgen Camillo freudig aus, denn er hatte es schon satt bekommen, immer im Zimmer zwischen „Leimhäferln" und „Farbentöpfen" Eiertänze aufzuführen, und dafür angerempelt zu werden, wenn er das „Grünhäferl" umwarf, oder den Papiersack mit dem „Chromgelb" just über dem „Ultramarinhäferl" zerreißen ließ. Er sehnte sich schon danach, wieder einmal vom Reck zu fallen und sich die Nase blutig zu schlagen.

Er war nämlich einer von denen, welche man die „Ganzgescheiten" nennt, und welche vom lieben Himmel eigens dazu erschaffen zu sein scheinen, um guten Nebenmenschen durch Erregung von Galle und Verdruß so lästig und unbequem als nur möglich zu fallen.

Draußen hatte es wirklich aufgehört zu regnen, obwohl der Himmel noch immer sein mürrisches Grau nicht abgestreift hatte, und die Fußspuren der Eidechsen und Kröten noch nicht weniger tief wurden, als sie es vor etwa einer Woche geworden waren. Nur der Laubfrosch hüpfte nun spazieren, und verließ kühnlich das rote Regenschirmdach des Fliegenschwammes.

Da gedachte auch unser guter Camillo abenteuernd auszufahren und den Kriegspfad zu beschreiten. Er hatte irgend etwas vor, aber er verstand die Kunst schlecht, welche darin besteht, einen witzreichen Streich zu spielen, und dabei die Rolle des Lachers zu übernehmen. Wenn er witzig sein wollte, dann richtete er nicht nur Schaden an, und verstand es vortrefflich sich selbst in die dickste Tinte zu reiten, andern aber die Rolle der Lacher zu überlassen; er war eben einer von den — „Ganzgescheiten".

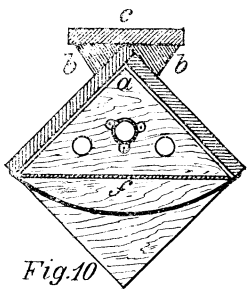


Fig. 10
Der Haustheaterbau.

„Hugh, wha hugh!" rief er nochmals und stürzte ins Freie.

Aber nicht lange war er mit seinem Kriegsgeheul entflohen, als ein ähnliches Geheul von uns ihm nachfolgte. Es war uns nämlich aufgefallen, daß er, der Langschläfer, heute der erste aus den Federn und aus dem Hause sein sollte, ohne ganz besondere Ursache. Und diese sollten wir denn auch sehr bald zu unsrem Schrecken kennen lernen.

Jeder von uns fand in jedem Stiefel eine andre von den Farben eingepulvert, welche wir zu Zwecken der Dekorationsmalerei gekauft hatten.

Rasch hatten wir die Beschuhung wieder abgezogen, und da fand sich's, daß jeder unsrer Strümpfe anders gefärbt war; keiner aber konnte sich dessen rühmen, über zwei gleichgefärbte zu verfügen. War der linke grün, so strahlte der rechte Fuß im schönsten Karmin, und war bei einem andern der rechte Fuß der eines Schwarzfußindianers, so hatte der linke sicher die Farbe eines Entenfußes.

Das war zu viel! So schnell als möglich wechselten wir Schuhe und Strümpfe, und eilten dem Bösewicht nach, denn daß Camillo uns diesen Streich gespielt, dies hatte uns sein Kriegsgeheul „Hugh wha hugh!" deutlich genug verraten.

Dank der Eindrucksfähigkeit des nassen Bodens war die Fährte der feindlichen Rothaut unschwer zu lesen und zu verfolgen.

Richtig erwischten wir ihn auch in der Nähe des Sees, wo er eben beschäftigt war, einen kleinen flachen Nachen zu besteigen.

„Hugh wha hugh!" tönte nochmals sein Kampfruf, dann ergriff er den Enterhaken, um vom Ufer zu stoßen. Aber er glitschte aus, ein Schrei, ein Plump, und der gute Camillo strampelte im Wasser. Nun schrie er jammervoll um Hilfe, obwohl er schwimmen konnte. Diese gewiß nicht indianergemäße Haltung machte uns hellauflachen. Dann nahmen wir den Enterhaken und zogen den zappelnden, schreienden Rothäuter ans Ufer. Dort aber nahm Hans eine der großen Gießkannen, welche da herumstanden, goß deren Inhalt dem gedemütigten Indianer über den Kopf und sagte voll Salbung: „Und so taufe ich dich denn in aller Meerfeien Namen ‚dummer August', so sei fürderhin dein Name."

Dann kehrten wir lachend heim, und erzählten, was vorgefallen, und daß nun Camillo in Zukunft nicht mehr Camillo, sondern der „dumme August" heiße.

Das gab nun ein allgemeines Gelächter. Nur Papa blieb ernst. Nicht nur, daß er dem „dummen August" einen tüchtigen Rüffel erteilte, diktierte er ihm noch überdies eine sehr empfindliche Strafe. Durch solche dumme Späße, wie das Eingießen der Farben in das Schuhwerk, können Krankheiten, ja der Tod eines Menschen durch Blutvergiftung herbeigeführt werden und das verdiene eine empfindliche Strafe.

Der Spitzname „dummer August" aber blieb ihm für alle künftigen Zeiten.

„Also euer Theater ist schon fertig?" so frug Papa, als das Zwischenspiel mit dem dummen August zu Ende war.

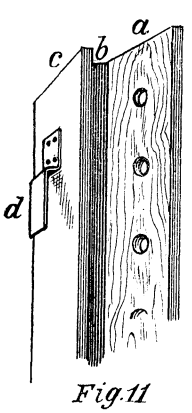


Fig. 11
Der Theaterbau.

„Nein Papa," war unsere Antwort. „Das Theater ist noch nicht fertig, aber nicht lange wird es mehr dauern, so wird es vollendet sein."

Nachdem das Frühstück eingenommen war, gingen wir wieder hinüber in unsere Werkstätte. Galt es doch heute die Maschinen zu

bauen, mittels welcher die Vorgänge auf und hinter der Scene eingeleitet und begleitet werden.

Das war wieder eine interessante Beschäftigung.

Das Maschinenwesen der Theater bezweckt, alle nur möglichen Sinnestäuschungen zu erzielen, um durch diese die eben sich abspielende Scene zu unterstützen. Der Theatermaschinist ist darum ein wahrhaftiger Donnergott. Er kommandiert die sämtlichen Naturgewalten; Regen und Donner, Feuer und Wasser, Sturm- und Wogendrang gehorchen ihm, als wäre er der Geist, der ob den Wassern schwebt.

Und thatsächlich, das ist er auch. Er wirkt auf das Auge, wie auf das Ohr des Zuschauers und mittelbar durch diese, auf dessen gesamte Sinnenwelt. Durch den fast magisch wirkenden Apparat begleitet er die Vorgänge auf der Bühne mit einer Reihe von Täuschungen, durch welche er im Publikum das Wahrscheinlichkeitsgefühl wachruft, oft so stark, daß dieses in die Welt der Täuschung versinkt, und wähnt, die Scene selbst mitzuerleben.

Und wie einfach sind nicht seine ‚Maschinen', die, nebenbei bemerkt, alles andere sind, nur keine Maschinen.

Das Erste, was er ins Auge zu fassen hat, ist der Unterschied zwischen Tag und Nacht, also die Beleuchtung der Bühne.

Diese wird durch sechs bis zehn Lampen besorgt, welche zu beiden Seiten der Bühne an den Prosceniumspfeilern gleichmäßig in eigenen Lampenkasten verteilt werden.

Unser Hans nahm also vier 3,20 m lange und 20 cm breite Bretter und kantete je zwei im rechten Winkel rinnenartig zusammen, wie Figur 9 und 10 es zeigt. Sodann legte er an der Stoßfuge a (Fig. 10) zwei dreikantig gehobelte Latten, an welche das Rückbrett c sicher befestigt wurde. An dieses Rückbrett in Fig. 10 und 11 wurden nun drei flache Eisenhaken d angeschraubt, welche in entsprechende Eisentaschen oder Ringe an der Innenseite der Prosceniumspfeiler fest und sicher eingehakt werden können. Die Innenseite dieser Laternenkasten wurde mit starker grauer Pappe überzogen, um die Feuersgefahr zu verhindern, denn graue (nicht Holzstoff-) Pappe ist unverbrennbar und überdies ein schlechter Wärmeleiter.

In der Rinne (Fig. 12), welche zwischen dem Laternenkasten A und dem Prosceniumspfeiler B entsteht, liegt der Vorhang C vollkommen feuersicher. Ebenso ist der Coulissenvorhang D vollständig gesichert. Wie nun diese beiden Rinnen für die Lampenkästen fertig waren, so schnitt Hans zehn quadratische Brettchen im Ausmaße von 20 cm im Gevierte zu, welche alle gleichfalls zu beiden Seiten je eine graue Papplage erhielten.

Im innern Winkel ward nun eine aus Blech gezogene Kerzendülle (Fig. 13) angenagelt und zu beiden Seiten davon ein starkes Luftloch in den Boden gebohrt. Nachdem dies geschehen, wurden diese Brettchen an die betreffende Stelle eingeleimt und durch je vier Schrauben sicher befestigt. Dann wurden starke Drähte bogenförmig (wie Fig. 9 und 10 zeigt) an den Kanten der Längsbretter festgenagelt und Glasplatten (Fig. 9, a, b, c, d, e und Fig. 10, E) beim Glaser bestellt, welche eingeschoben die Lampen vollkommen sicher schlossen.

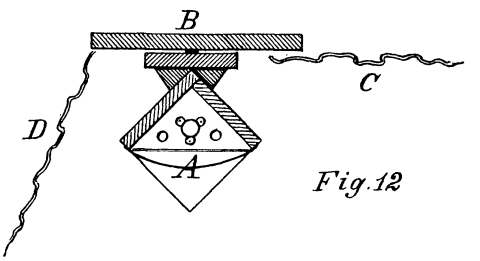


Fig. 12

Der Haustheaterbau.

Noch sei bemerkt, daß hier immer von Lampen gesprochen wird, obwohl nur Stearinkerzen in Verwendung kamen; aber der terminus technicus soll gewahrt bleiben.

Nun wurde die Innenseite der Lampenkästen mit weißer Leimfarbe stark bestrichen, um eine reflektierende Wirkung zu erzielen. — Das erste und wichtigste Beleuchtungsobjekt war fertig.

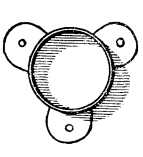
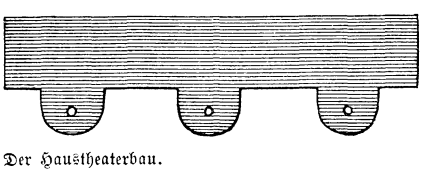


Fig. 13



Der Haustheaterbau.

Tag und Nacht hatte nun der Theatermaschinist in seiner Hand, ja sogar die Dämmerung, durch allmähliches Vorschieben oder Entzünden der Lampen, nur war das Licht farblos.

Sonnenauf- und Untergang, Mondschein, Feuerglut soll doch durch entsprechendes Licht dargestellt werden.

Auch dafür wußte Hans Rat.

„Merkt euch, Jungens," sagte er, „wenn wir nicht farbiges Glas bekommen können, müssen wir uns mit Gelatinplatten (Hausenblasen) begnügen. Diese werden in der Größe der Glastafeln geschnitten und in Papprahmen gefaßt, um die nötige Fähigkeit zu erlangen. Aber es sind deren vierzig nötig! Ich werde Papa bitten, uns solche vom Glaser bestellen zu lassen."

„Vierzig?" riefen wir alle wie aus einem Munde.

„Jawohl, vierzig!" entgegnete er. „Rechnet von jeder Farbe zehn Tafeln für die zehn Lampen. Vier Farben haben wir nötig, also 4×10 =40."

„Vier Farben? Welche denn? Es sind vier Farben sogar zu wenig."

„Vier Farben genügen vollkommen," gab Hans zurück, „nämlich: Karmin, Hochrot, Gelb und Blau. Aus diesen können wir alle andern zusamenstellen. Karmin gibt Sonnenaufgang und Untergang. Hochrot, auch Hochrot mit Karmin, ist eine Steigerung für denselben Effekt."

„Wieso, Hochrot mit Karmin?"

„Einfach durch das Einstellen von zwei Glasplatten zu gleicher Zeit. — Also weiter. Gelb ist Gewitterstimmung, kann aber auch bei Sonnenaufgang benutzt werden; das ‚Wie?' sollt ihr schon sehen. Gelb mit Hochrot, abwechselnd mit Karmin, gibt den Lichteffekt einer Feuersbrunst. Blaues Licht ist Mondschein, der auch durch grünes Licht im gegebenen Falle sehr wirksam angedeutet werden kann. Grünes Licht aber erhält man durch das Einschieben von gelben und blauen Glasplatten vor den Lampen. Auch violettes Licht läßt sich erzielen durch das Mischen von Karmin und Blaulicht.

„Das blaue Licht ist kalt, es ist das Mondlicht des Winters; das grüne Licht aber hat einen wärmeren Ton und eignet sich mehr für den italienischen Nachthimmel. Der Zuschauer merkt es nicht, daß Grün statt Blau auf ihn wirkt, denn der Hintergrund wirft das farbige Licht nicht rein zurück; aber die Wirkung der Farbe empfindet das Gefühl, wodurch die beabsichtigte Gemütsstimmung im Publikum erzeugt wird.

„Das violette Licht ist wieder ganz

eigenartig; es eignet sich sehr gut zu Scenen, die unheimlich wirken sollen, namentlich dann, wenn es mit Blau- und Grünlicht wechselt.

„Laßt uns nur machen," schloß er, „und wartet auf die Beleuchtungsprobe."

„Wann soll die stattfinden?"

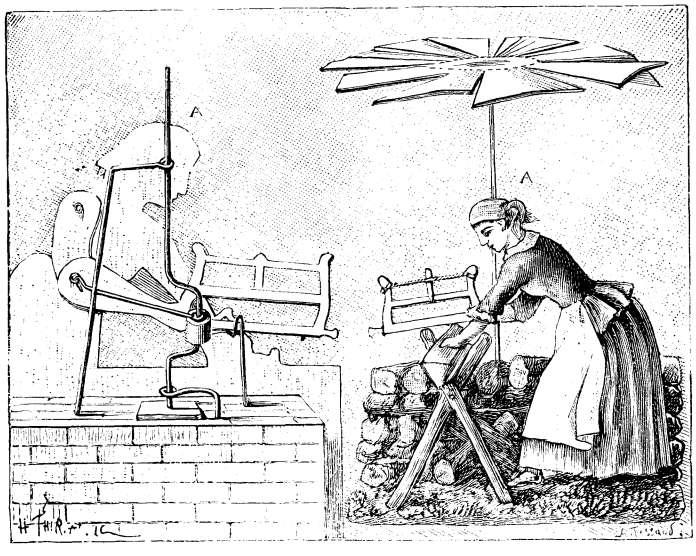
„Wir haben doch unsern Schwestern versprochen, lebende Bilder zu stellen. Diese geben uns Gelegenheit genug zur wirksamsten Beleuchtungsprobe."

Das sahen denn auch alle ein, wie sie es gar wohl begriffen, daß farbige Glasplatten den allerdings billigeren, aber unverläßlichen Gelatinrahmen vorzuziehen wären. Aber die Kosten, die Kosten!

(Fortsetzung folgt.)

Automatisches Spielzeug.

Unsere lieben Leser erkennen ohne Zweifel auf den ersten Blick, daß unsere arbeitende Holzsägerin nichts weiter als eine einfache, aber sinnreiche Ausgestaltung der sogenannten Ofenschlange ist. Diese letztere wird bekanntlich spirallinig aus einer Spielkarte geschnitten, die also hergestellte Scheibe gewöhnlich auf die Spitze einer Stricknadel gesetzt, die Nadel mittels eines angefügten Fußes auf den Ofen gestellt, allwo sich das Rädchen, von der aufsteigenden Wärme getrieben, munter um seine Achse dreht.



Automatisches Spielzeug.

Die Gelehrten des Neuen Universums, das die lieben Leser durch unsere Empfehlung als lehrreiches und interessantes Buch bereits kennen lernten, haben nunmehr mit der Ofenschlange den auf unserm Bilde links ersichtlichen Mechanismus in Verbindung gebracht, der bei einiger Geschicklichkeit an der Hand einer kurzen Erklärung leicht selbst hergestellt werden kann. Ein passendes Bild ist bald gefunden oder auch gezeichnet. Der großen Haltbarkeit wegen wird das Bild alsdann, so lautet ihr Bericht, auf eine steife, jedoch nicht zu dicke Pappe geklebt, hierauf mit der Schere ausgeschnitten und der Arm, welcher durch den Mechanismus in Bewegung zu setzen ist, mit dünnem Draht derart am Körper angefügt, daß hierdurch die Bewegung nicht gehindert wird. Das Ganze ist schließlich auf ein Fußklötzchen zu leimen.

Zur Achse A wird eine Stricknadel oder, wenn deren Länge nicht ausreicht, Eisendraht genommen, in Handhöhe der Figur ins Knie gebogen und dieses durch ein Drahtstängelchen mit dem Ellbogengelenk verbunden. Damit die Oese des letztern in richtiger Führung bleibt, wird schon vor dem Biegen über die Achse eine große Glasperle geschoben und dann durch das Knie festgehalten. Das Lufträdchen erhält beiläufig 10 cm Durchmesser und wird aus steifem Kartonpapier, oder noch besser, aus dünnem Weiß- oder Messingblech geschnitten. Die Flügeleinschnitte müssen vom Durchmesser ungefähr 1—2 cm abstehen und nach einer Seite hin schräge gerichtet werden, worauf dann das Rädchen am oberen Ende der Achse zu befestigen ist, so daß es im Zentrum und mit der Achse rechtwinklig steht.

Die auf unserm Bilde rechts und links noch weiter ersichtlichen Drahtstäbchen dienen als Stützen der Achse A, das unter der Säge befindliche und mit einer Einbiegung versehene aber leitet die Führung der Säge. Die Achse muß vollkommen senkrecht stehen, darf in der Umdrehung durch nichts behindert und am Fußklötzchen eingelassen, aber nicht befestigt sein. Zur Verringerung der Reibung ist ein Glas- oder Blechstückchen unterzulegen. Die Selbstanfertigung eines solchen Spielzeuges ist an den langen Winterabenden ein ergötzlicher Zeitvertreib, soll freilich erst dann unternommen werden, wenn die Schulaufgaben alle gemacht sind.

Die Geschichte von dem toten Krokodil.

Ein bekannter Menageriebesitzer zeigte einmal an, daß er eine außerordentliche schöne Sammlung großer Krokodile habe. Unglücklicherweise wurde das größte derselben krank und verendete. Um keine Enttäuschung zu bereiten, stopfte der Besitzer das Tier aus, so daß es zu schlafen schien und stellte es mit aus. Während er die übrigen Krokodile mit dem Stocke zeigte, um sie aus ihrer Trägheit aufzurütteln, wies er auf das tote Tier hin und rief: „Meine Herrschaften! Wenn dieser große Bursche aufwacht, so würden sie was erleben! Wenn er mit dem Schwanze um sich schlägt, zerbricht er den Käfig! Aber was fragen wir nach der Gefahr? Sie sollen selbst sehen, ich werde ihn jetzt wecken!"

„Nein! Nein!" rief die entsetzte Zuschauermenge, und die Ehre der Menagerie war gerettet.

Arithmogriph.

10	8	**6**	9	1
10	**9**	6	**4**	3
11	2	3	10	**6**
13	**3**	14	**12**	3
10	7	**5**	3	12

Werden die Zahlen in den Feldern des Quadrats durch die richtigen Buchstaben ersetzt, so nennt die oberste wagerechte Reihe einen Vogel, die zweite eine Stadt in Hannover, die dritte eine Stadt im Königreich Sachsen, die vierte eine Waffe, die fünfte wieder eine Waffe.

Sind dann die richtigen fünf Wörter gefunden, so ergeben die Buchstaben an den durch stärkeren Druck hervorgehobenen Stellen, welche ein auf der Spitze stehendes Quadrat bilden, einen männlichen Vornamen.

Logogriph.

Mit u: die Wahrheit bringt's zu Fall,
Es ist nur eitler Schein!
Mit o: in jedem Pferdestall
Wird's leicht zu finden sein!

Auflösung des Scherzrätsels in Nr. 11.

„Guten Appetit."

Auflösung des Gleichklangrätsels in Nr. 11.

„Leuthen, Läuten."

Friedrich der Große und der französische Soldat.

Friedrich der Große pflegte, wenn er einen neuen Soldaten in seiner Garde erblickte, an den Neueingetretenen jedesmal drei Fragen zu richten: „Wie alt seid ihr?“ „wie lange seid ihr schon in meinem Dienst?“ und „seid ihr mit eurem Sold und eurer Beköstigung zufrieden?“

Nun geschah es, daß sich ein junger Franzose für den preußischen Kriegsdienst hatte anwerben lassen, der mit der deutschen Sprache gänzlich unbetraut war. Man gab ihm daher die Antworten, die er dem König zu geben hatte, auswendig zu lernen. Als zwei oder drei Tage hierauf der König den neuen Soldaten in Reih und Glied bemerkte, trat er an ihn heran, um die gewöhnlichen Fragen zu thun. Seine Majestät geriet jedoch zufällig darauf, mit der zweiten Frage zu beginnen, und sagte: „Wie lang seid ihr schon in meinem Dienst?“ „Zwanzig Jahr,“ antwortete der Soldat. Den König überraschte des Soldaten Jugend, die deutlich anzeigte, daß er noch nicht zwanzig Jahre die Muskete getragen. Er rief also betroffen: „Wie alt seid ihr?“ „Ein Jahr, Euer Majestät,“ war die Erwiderung, Friedrich, noch mehr erstaunt, rief: „Entweder ihr oder ich bin meiner Sinne beraubt.“ „Beide, Majestät!“ „Das ist das erstemal, daß ich als Verrückter behandelt werde,“ versetzte der König. Als er abermals den Franzosen anredete, um das Geheimnis zu durchdringen, sagte ihm der Soldat auf französisch, daß er kein Wort deutsch verstünde. Als der König diese Erklärung hörte, lachte er herzlich über das sonderbare Mißverständnis.

Denkspruch.

Thu, was jeder loben müßte,
Wenn die ganze Welt es wüßte;
Thu' es, daß es niemand weiß,
Und gedoppelt ist der Preis.

Das Vermächtnis des Inka.

Von Karl May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“, „Kong-Kheou, das Ehrenwort“, „Die Sklavenkarawane“, „Der Schatz im Silbersee“ u. a.

(Fortsetzung.)

Das, was man Straße nennt, besteht aus einer mehr oder weniger breiten Reihe von Spuren und Geleisen, welche in beliebiger Art und Weise über die Pampas führen. Bald hat man einem Bodeneinschnitte zu folgen, bald einen Sumpftümpel zu umgehen oder einen jener kleinen aber steiluferigen Flüsse zu durchqueren, welche hie und da vorkommen, um ohne alle Verbindung mit einem größeren Strome oder Flusse in der Pampa nach und nach zu verlaufen.

Genau so mangelhaft wie diese Straßen sind auch die Stationen, an denen die Pferde gewechselt werden, meist armselige Ranchos, in welchen der Reisende nicht eine Spur von jenen Bequemlichkeiten findet, auf welche bei uns jeder Passagier Anspruch machen zu müssen glaubt.

Und die Postwagen erst! Diese Fahrzeuge scheinen aus einer Zeit zu stammen, in welcher der Mensch mit dem Höhlenbären auf du und du verkehrte. Sie sind so roh gearbeitet und von so unbehilflicher Form, daß ihr Anblick einem zivilisierten Reisenden, der gezwungen ist, sich ihrer zu bedienen, Grauen einflößt. Das Innere derselben faßt gewöhnlich acht Menschen, während nach unsern Begriffen

. . . . „Anhalten, anhalten!“ schrie der Peon. „Bei San Jago, Mayoral, wir müssen halten!“ . . .

nur vier Platz hätten. Und dazu müssen diese acht all ihr Reisegepäck bei sich haben. Draußen, hinter dem Kutscher oder Mayoral, gibt es noch zwei Plätze. Das Verdeck wird mit Poststücken und andern Dingen so hoch beladen, daß man glaubt, die Diligence könne unmöglich im Gleichgewichte bleiben und müsse schon bei den ersten Schritten der Pferde umstürzen. Und doch kommt es vor, daß überzählige Reisende noch da oben auf diesem Turmbaue Platz nehmen.

Zu dieser Kutsche gehören acht Pferde. Vier sind vor den Wagen nebeneinander gespannt, vor ihnen zwei und vor diesem eins, auf welchem der Vorreiter sitzt. Auf dem achten „Rößli" sitzt ein Peon, welcher nebenher reitet und die Aufgabe hat, die Pferde anzutreiben und etwa herab- oder herausfallende Gegenstände aufzulesen.

Die Geschirre sind im höchsten Grade primitiv. Jedes Zugpferd bekommt einen Ledergurt um den Leib geschnallt, an welchem ein Lasso befestigt ist, mit dem es an dem Wagen hangt.

Der Mayoral hat einen spitzen Stock, mit dem er die hintern Pferde anstachelt und eine lange Peitsche, mit welcher er die vordern Tiere erreichen kann. Auch der Vorreiter und der Peon sind im Besitze von je einer Peitsche, so daß also an Mitteln, den Pferden „gütlich" zuzureden, kein Mangel ist. Oft sitzt auf einem der beiden Mittelpferde noch ein Gaucho, welcher natürlich auch mit einer Peitsche versehen ist.

Diese vier Bediensteten der Diligence haben, mit unsern Postillonen verglichen, das Aussehen von Räubern, denen man sein Eigentum und Leben für keinen Augenblick anvertrauen möchte, sind aber brave und ehrliche Leute, die ihr Fach verstehen und ihren Verpflichtungen in einer Weise nachkommen, daß einem Hören und Sehen vergehen möchte.

Nehmen wir an, die Kutsche ist beladen und die Passagiere sind eingestiegen. Sie haben sich nach Möglichkeit zurechtgesetzt und sind überzeugt, daß die Fahrt nun beginnen werde. Sie beginnt auch, denn der Mayoral stößt ein tigerartiges Gebrüll aus und stößt den hintern Pferden die Spitze seines Stockes in die offenen Wunden, welche von früher zurückgeblieben sind, und handhabt zu gleicher Zeit die Peitsche, als ob er die vordern Pferde erschlagen wolle. Der Mittelreiter, der Vorreiter und der Peon brüllen ebenso und hauen mit ihren Peitschen auf die Tiere ein. Diese springen an; der schwerfällige Wagen thut einen Ruck nach vorn, neigt sich nach rechts, nach links und wird dann von den gepeitschten Pferden vorwärts gerissen. Die Passagiere stoßen bei dem gewaltigen Rucke die Köpfe zusammen und verlieren ihre Hüte; ihr Gepäck rollt ihnen auf den Schoß oder zwischen die Beine; sie strecken die Arme aus, um sich gegenseitig aneinander festzuhalten; der eine erfaßt den andern beim Barte und dieser ihn an der Uhrkette.

„Was wollen Sie mit meinem Barte, Señor?" fragt dieser.

„Und was haben Sie mit meiner Kette?" fragt jener.

„Es geschah ohne Absicht. Entschuldigen Euer Gnaden!"

„Bitte ebenso um Verzeihung, Señor. Ich hatte wirklich keine Absicht auf Ihren Bart."

Die Diligence fliegt aus der Station hinaus. Da thut es hinten einen Krach.

„Anhalten, anhalten!" schreit der Peon. „Bei San Jago, Mayoral, wir müssen halten!"

Dieser zügelt die Pferde und brüllt:

„Was geht mich dein San Jago an! Ich habe zu fahren, nicht aber zu beten. Was störst du mich?"

„Es ist eine Kiste heruntergefallen. Da hinten liegt sie."

„So hole sie und wirf sie wieder hinauf!"

„Sie scheint zerbrochen zu sein."

„Kann ich dafür? Warum nimmt man kein stärkeres Holz zu diesen Kisten. Was ist denn drin?"

„Werde nachsehen."

Er steigt ab und bringt die Kiste herbei. Der Deckel ist losgesprungen. Auf demselben ist die Adresse eines Professors an der Universität von Cordova zu lesen. Die Kiste enthält Flaschen, von denen einige zerbrochen sind. Eine rote Flüssigkeit tropft heraus und duftet angenehm in die Nase des Peons.

„Bei meiner Seligkeit, es ist Rotwein!" ruft er aus. „Vier Flaschen sind zerbrochen, glücklicherweise nur oben an den Hälsen."

„Nimm sie heraus! Jedem von uns eine. Man wird dieses Labsal doch nicht zur Erde laufen lassen."

Die leeren Flaschen wurden ausgetrunken, worauf man die Kiste mit einem Riemen zuschnürt und oben auf dem Verdeck anbindet. Dann geht die Fahrt weiter, wobei die Passagiere wieder aneinander geraten.

„Entschuldigen Euer Gnaden! Das ist mein Bein!" sagt einer derselben, der an seinem Beine gezerrt wird.

„O Verzeihung, Señor! Ich hielt es für das meinige, welches ich zwischen diesen Paketen hervorziehen wollte. Wo haben Sie Ihren Hut?"

„Auf Ihrem Kopfe. Euer Gnaden haben ihn soeben aufgesetzt. Der Ihrige ist aus dem Fenster gefallen."

„Himmel! Zum Fenster hinaus? So ist er verloren. Woher bekomme ich einen andern! Schreckliche Geschichte, so eine Fahrt mit der Diligence!"

Glücklicherweise ist der Hut nicht verloren. Der Peon hat ihn fliegen sehen, ist umgekehrt, hat ihn, ohne abzusteigen, aufgehoben und bringt ihn jetzt zurück. Indem er ihn zum offenen Fenster hereinwirft, ruft er:

„Hüte festhalten oder anbinden, Señores! Wir haben fast dreißig Kilometer in der Stunde zurückzulegen und können auf Ihre Hüte keine Rücksicht nehmen."

Dann reitet er wieder vor, um die Zugpferde mit Gebrüll und Peitschenhieben anzutreiben. Gelangt man zufälligerweise an einen ausgetrockneten Bach oder kleiner. Fluß, so geht es in Carriere hüben hinab, hindurch und drüben wieder hinauf. Der Peon aber springt vom Pferde, um im Bette des Flusses nach Rollkieseln, den einzigen Steinen, welche es in den Pampas gibt, zu suchen. Er füllt seine Taschen damit und sprengt der Diligence nach, um, wenn die Hiebe nicht genug fruchten, die Pferde dadurch anzutreiben, daß er sie mit Kieseln bombardiert.

Dieser Peon ist ein Meister im Reiten, wird aber von dem Vorreiter womöglich noch übertroffen. Dem letzteren liegt es ob, die Richtung anzugeben. Er hat das Gelände zu überschauen, um mit sicherem Blicke die zu vermeidenden Stellen zu entdecken. Dazu gehört, da man stets in Carriere fährt, eine große Uebung. Oft muß er, um eine gefährliche Stelle zu umgehen, eine ganz plötzliche Wendung machen. Dann schreit er wie verrückt; der Mayoral brüllt und haut und sticht auf die Pferde ein, und der Mittelreiter und der nebenher jagende Peon heulen ebenso laut. Die Passagiere, denen himmelangst wird, lassen ihre Stimmen auch hören. Das Gefährt wird in die betreffende Richtung gerissen, um dann gleich wieder auf die andre Seite gezerrt zu werden, was sich besonders dadurch so gefährlich ausnimmt, daß der Vorreiter

jede Abweichung von der geraden Linie übertreiben muß. Will er, daß der Wagen in einem Winkel von zehn Grad abweiche, so reitet er selbst in einem Winkel von dreißig Grad nach der betreffenden Seite. Kommt dann eine ebenso große und ebenso rasche Biegung nach der andern Seite vor, so hat er sein Pferd auf einer Strecke von nur wenigen Metern in einem Winkel von sechzig Graden hin und her gerissen, wobei dem angstvoll zuschauenden Passagiere sich die Haare auf dem Kopfe sträuben möchten.

Man legt, wie bereits erwähnt, auf diese Weise wohl fünfundzwanzig Kilometer in der Stunde zurück, doch nur mit frischen Pferden, welche durch das unsinnige Jagen bald so ermatten, daß dieses Resultat nach und nach ein geringeres wird.

Nähert man sich einer Station, auf welcher Pferdewechsel stattfindet, so jagt der Peon voraus, um die Leute dort zu benachrichtigen. Die Diligencegesellschaften haben nämlich mit denjenigen Estancieros, Hacienderos und Rancheros, deren Besitzungen in der Nähe des Weges liegen, Kontrakte abgeschlossen. Sobald der Peon kommt, werden die Pferde in den Corral getrieben, um da gefangen zu werden. Man hält sie fest und legt ihnen den Gurt an. Die Tiere wissen, welche Anstrengungen und Mißhandlungen ihnen bevorstehen, und wehren sich aus Leibeskräften. Das führt dann wieder zu Scenen, von denen der gebildete Mann sich mit Unwillen abwendet. Die gebrauchten Pferde werden frei gelassen und rennen, vor Freude wiehernd, davon; die frischen werden, indem sie sich bäumen und schnaubend um sich schlagen, an den Wagen gehängt, und dann geht die tolle Fahrt von neuem an.

In den Jahreszeiten des fetten Grauswuchses sind die Pferde besser genährt und vermögen solche Anstrengungen leidlich auszuhalten. Ist aber die Weide mangelhaft, oder liegen die Pampas gar dürr, so sind die armen Tiere ausgehungert und vermögen den schweren Wagen kaum zu schleppen. Sollen sie dann noch in rasender Carriere laufen, so können sie es nicht aushalten und brechen schließlich mitten im Rennen zusammen. Das thut aber nichts. Man hat Reservepferde mitgenommen. Man schnallt den Gurt einem derselben um und läßt das gestürzte Pferd einfach liegen. Es lebt noch, ist aber so abgehetzt und ermattet, daß es nicht aufstehen kann. Seine Flanken schlagen; seine Extremitäten zucken krampfhaft; seine Augen sind mit Blut unterlaufen, und die Zunge hängt ihm weit aus dem geöffneten Maule. Die Geier, welche in Menge auf den Pampas vorhanden sind, und denen niemand etwas thut, weil sie die Gesundheitspolizei bilden, nähern sich und reißen dem armen Tiere das Fleisch fetzenweise vom Leibe. Nach wenigen Stunden ist von dem Pferde nur das vollständig fleischlose Gerippe noch vorhanden. Daher kommt es, daß man fast bei jedem Schritte gebleichten Knochen begegnet. Das Leben eines Pferdes hat eben für den Gaucho keinen Wert. Und wollte man ihn auf die moralische Seite dieser Behandlung eines Geschöpfes Gottes aufmerksam machen, so würde er erstaunt auflachen, weil er nicht das mindeste Verständnis dafür besitzt.

Eine solche Diligence kam jetzt hinter den drei Reitern her. Sie fuhr schneller, als diese ritten und hatte sie also sehr bald eingeholt. Im Vorüberjagen rief der Peon fragend:

„Wohin, Señores?"

„Nach Fort Tio, Euer Gnaden," antwortete der Chirurg.

„Wir kommen dort vorüber. Soll ich für Euer Gnaden Quartier bestellen?"

„Ja, ich bitte Sie darum, Señor!"

Die wilde Jagd ging weiter und war sehr bald am Horizonte verschwunden.

„Ist so etwas erhört?" meinte Fritze kopfschüttelnd. „Bei uns zu Hause würde diesen Leuten sehr bald dat Handwerk jelegt werden. Und da soll man sie noch mit Euer Gnaden titulieren! Wat sagen Sie zu sonne Tierquälerei, Herr Doktor?"

„Gar nichts, als daß man diese Menschen einmal so behandeln sollte, wie sie ihre Pferde behandeln. Dann würden sie vielleicht zur Einsicht kommen, was der Lateiner Intelligentia oder auch Perspicientia nennt."

Morgenstern hatte die Ruhepause nur wegen sich selbst, nicht aber seines Pferdes wegen gehalten. Dieses war noch gar nicht ermüdet gewesen, und so ging es jetzt im fröhlichen Galopp weiter. Er freilich machte kein sehr fröhliches Gesicht dazu, denn das Reiten strengte ihn an. Er gab sich alle Mühe, dies nicht merken zu lassen, doch mußte am Nachmittage noch ein längerer Halt gemacht werden, und so war es beinahe Abend geworden, als sie das Fort vor sich liegen sahen. Es war ihnen leicht gewesen, den Weg zu demselben zu finden. Das Geleise der Diligence war ein zuverlässiger Führer gewesen.

Unter einem Fort an der argentinischen Indianergrenze darf man sich nicht das denken, was man hier bei uns unter einem Fort versteht. Fort Tio bestand aus einer von dichten, stachelichten Kaktushecken eingefriedigten Fläche, welche von einem Graben umgeben war. Auf dieser Fläche standen einige Ranchos, in denen jetzt wohl zwanzig Soldaten lagen, deren Kommandeur ein Lieutenant war. Der Eingang stand weit offen. Als die drei Männer hineinritten, kam ihnen dieser Lieutenant entgegen.

„Willkommen!" rief er ihnen zu. „Wir freuen uns, Señores, Sie bei uns zu — — —"

Er hielt inne. Sein Auge war auf den Chirurgen gefallen. Da lachte er fröhlich auf und fuhr fort:

„El Carniciero! Ah, sehen wir uns einmal wieder? Welche Operationen haben Sie ausgeführt, seit wir uns in Rosario zum letztenmal sahen?"

Dies war in einem einigermaßen spöttischen Tone gesprochen. „Don" Parmesan fühlte sich beleidigt und antwortete spitz:

„Ich liebe es, daß sich für meine Operationen nur diejenigen Leute interessieren, welche ich operiert habe oder operieren soll. Soll ich Ihnen oder einem Ihrer Untergebenen ein Bein oder einen Arm abnehmen?"

„Nein, Señor, wir sind glücklicherweise alle sehr gesund und wohl."

„So lassen Sie uns nicht von solchen Sachen sprechen, obgleich ich Sie wohl fragen könnte, was Sie zum Beispiel zu einer Entfernung der untern Kinnlade sagen. Würde der Patient auch ohne dieselbe leben können?"

„Das vermag ich nicht zu sagen. Ich weiß nur, daß ich ohne die meinige nicht leben möchte. Was für Señores darf ich neben Ihnen begrüßen?"

„Zwei deutsche Gelehrte, von denen der eine der Diener des andern ist. Ihre Namen mögen sie selbst sagen; meine Zunge ist nicht im stande, sie auszusprechen. Ich will lieber einem Elefanten alle beide Zähne ziehen, als mich an diesen beiden Namen vergreifen, welche mit Mor — Mor — und Kief — Kief — anfangen und sodann mit Silben enden, welche mir höchst unbegreiflich sind."

Morgenstern nannte seinen und Fritzens Namen und wurde mit diesem nach dem Rancho geführt, welchen der Lieutenant bewohnte. Der letztere hatte schon einige

Male nach ihnen ausgeschaut, da der Peon sein Versprechen wirklich gehalten und sie angemeldet hatte.

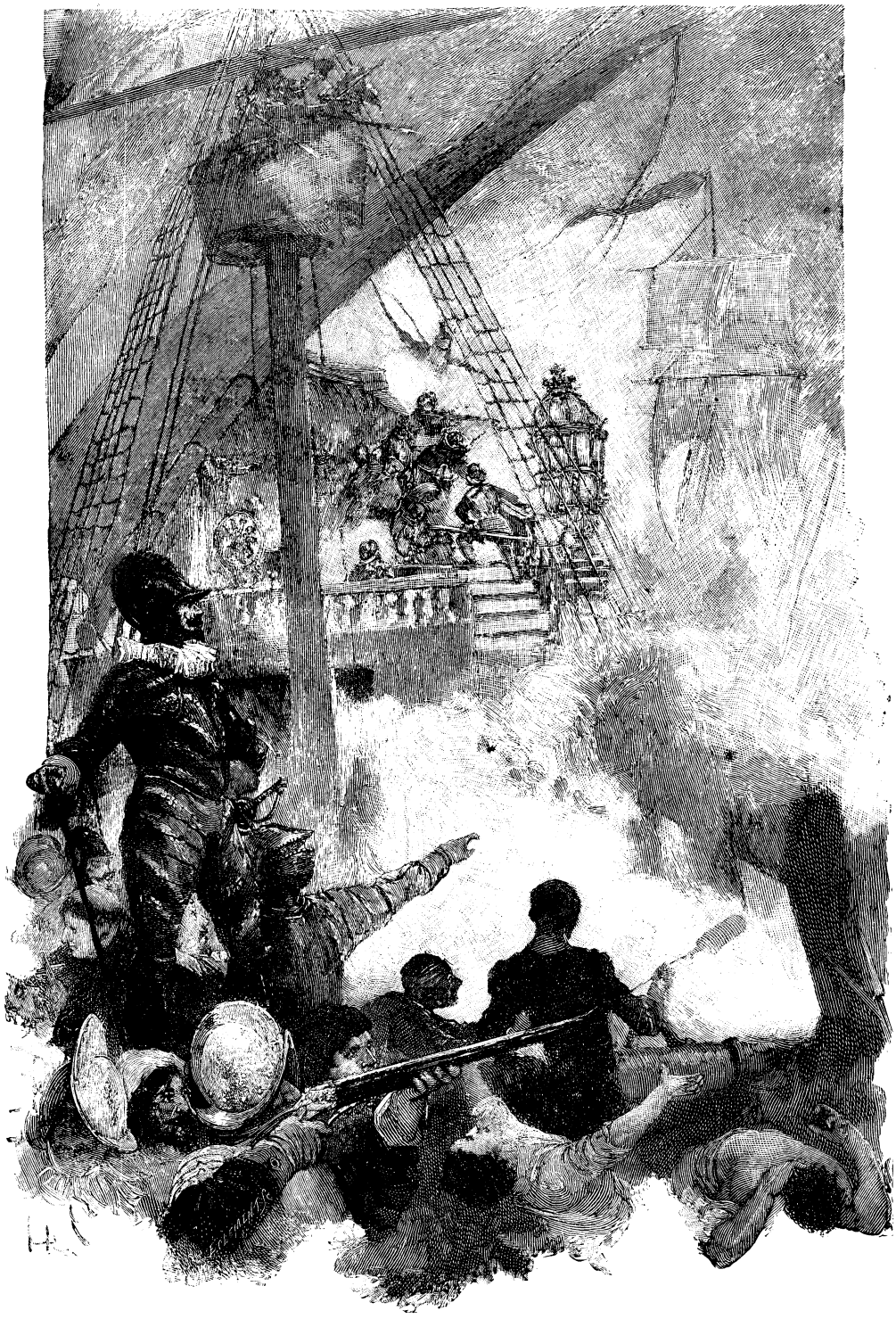
Die Soldaten besaßen Pferde und Rinder, welche sie am Tage im Freien weiden ließen und abends in das Innere des Forts trieben. Die Rinder gehörten mit zur Verproviantierung des Ortes. Fleisch gab es also genug. Es wurde den Gästen so viel vorgelegt, daß diese es gar nicht zu bewältigen vermochten.

Im Laufe der Unterhaltung bemerkte der Offizier gar bald, wes Geistes Kinder er vor sich hatte. Ein Mensch, der in die Pampas oder gar in den Gran Chaco ritt, um Knochen auszugraben, mußte seiner Ansicht nach wenn nicht ganz, so doch wenigstens halb wahnsinnig sein. Er sah ein, daß gegen diese Idee nichts zu machen sei; aber in Beziehung auf die Ausführung derselben wollte er denn doch einige Bemerkungen machen, welche er für notwendig hielt. Er sah, in welch unvollkommener Weise diese drei Männer ihre Vorbereitungen zu einer so beschwerlichen und gefährlichen Reise getroffen hatten, und fragte deshalb in wirklich neugierigem Tone Morgenstern:

„Sie verweilen jedenfalls einige Zeit hier, um Gefährten oder Diener zu erwarten, welche noch zu Ihnen stoßen werden, Señor?"

„Nein. Ich habe nur einen Gefährten; das ist Señor Parmesan, und auch nur einen Diener; das ist Fritze Kiesewetter, den Sie hier vor sich sehen."

Parmesan hielt sich nämlich nicht beim Lieutenant, sondern bei dessen Soldaten auf.



Spanische Rüstung. Zeit der Armada.

„Wie?" meinte der Offizier verwundert. „So kommt niemand, der Ihnen diejenigen Gegenstände nachbringt, die Ihnen im Gran Chaco unentbehrlich sind?"

„Niemand. Was ich brauche, das habe ich bereits."

„Sie irren, Señor. Wovon wollen Sie dann leben? Haben Sie Mehl?"

„Nein."

„Dürrfleisch, Fett und Speck?"

„Nein."

„Kaffee und Thee? Kakao und Tabak?"

„Nein."

„Pulver, Zündhölzer und alle diejenigen Kleinigkeiten, welche ein gebildeter Mann nicht entbehren kann? Kleider, Schuhzeug, Scheren und andres Handwerkszeug?"

„Meine Kleider habe ich an. Pulver habe ich einen ganzen Lederbeutel voll."

„Das ist nicht genug. Und das andre alles fehlt Ihnen auch. Was wollen Sie

trinken und essen? Haben Sie Geschirr zum Kochen?"

„Das brauche ich nicht, da ich nicht kochen werde. Trinken werde ich Wasser, und essen werde ich Fleisch."

„Aber das finden Sie nicht überall."

„O doch. Wasser gibt's an allen Orten, und Fleisch werde ich mir schießen."

„Sind Sie ein guter Schütze?"

„Fritze schießt ausgezeichnet."

(Fortsetzung folgt.)

Bewaffnung im Mittelalter.

(Schluß.)

Im allgemeinen kamen die schwersten Rüstungen aus dem Norden und nahmen stufenweise ihren Weg nach Süden. Die mittelalterliche Rüstung scheint mehr für die Verteidigung als für den Angriff bestimmt gewesen zu sein. Die Griechen, die dem Herixes so heldenmütigen Widerstand leisteten, trugen leichte Rüstungen, deren Gewicht beinahe unbedeutend im Vergleich mit jenen der Ritter des Mittelalters war. Es ist augenscheinlich, daß Epaminondas mit seinem offenen Helm und leichten Brustharnisch weit eher den Eindruck eines Helden macht, als Richard Löwenherz mit seinem unförmlichen Topfhelm und plumpen Kettenpanzer, oder Warwick in seiner Rüstung aus Metallplatten, maskiert und über und über bedeckt wie ein Rhinozeros. Aber dafür waren Gründe vorhanden. Der Grieche und der Römer war ein Infanterist und abgesehen von der Mitte des 15. Jahrhunderts war auch der mittelalterliche Fußsoldat nicht schwerer ausgerüstet als der römische Legionär. Vor allen Dingen widersetzten sich die Römer, nachdem ihr Wettkampf mit Karthago zu Ende geführt, einem vollkommenen System der Disziplin bei undisziplinierten Völkern und hielten sie, nachdem sie dieselben unterjocht, vielmehr durch diese Mäßigung in Ordnung. Die Rüstung der Römer war verhältnismäßig vorzüglicher als jene ihrer Feinde. Als Cäsars Legionen in eichten Helmen und Brustharnischen auf die Gallier des Vercingetorix eindrangen, fanden sie die Helme derselben leichter als die ihrigen und oft trugen die Gallier überhaupt keinen Brustharnisch. Aehnlich war dies bei den Pikten, Briten und Germanen. Der Römer war stets der besser bewaffnete Gegner und seine Ausrüstung befähigte ihn ganz besonders, in den geschlossenen Reihen der Legion zu kämpfen, wo die überragenden großen viereckigen Schilde eine Mauer oder einen Schildwall bildeten. Andererseits war das mittelalterliche Europa ein beständiges Schlachtfeld aller Nationen, die in Kenntnissen, Wohlstand und ebenso auch in der Art des Angriffs einander ziemlich gleich kamen.

Englische und französische Rüstungen ähnelten stets einander und im 14. Jahrhundert unterschieden sie sich so gut wie gar nicht. Auf den ersteren waren die Winkel der Ellbogen- und Knieschützer, Helm und Panzerhandschuhe vorragender als auf den französischen Rüstungen; aber die Deutschen vergrößerten diese Spitzen und Vorsprünge noch mehr und behielten den spitzauslaufenden salade (Helm) bei, während der plattere armet (Sturmhaube) auf beiden Seiten des Kanals sich besonderer Beliebtheit erfreute. Die schwersten Rüstungen kamen aus Deutschland. Aber so sorgfältig auch die deutschen Ritter ihren Körper durch die Rüstung schützten, so kannten sie doch im Gefecht keine Schonung für denselben, denn die deutschen Ritter erfreuten sich weit und breit des Rufes der Tapferkeit und Furchtlosigkeit. Mangelhaft war die weniger Schutz gewährende Rüstung bei den Italienern. Bei diesen war der Helm stets klein und zierlich; selten bedeckten sie das Gesicht und schienen auch kein Bedürfnis zu fühlen, ihren Nacken, wie dies bei den anderen Völkern der Fall war, zu schützen.

Abbildung Seite 158 stellt eine Rüstung aus dem Jahre 1550 dar. Hier sehen wir den Harnisch, wie er in den Jahren 1550—1559 von Heinrich II. in Frankreich und in der letzten Zeit Karls V. getragen wurde. Zu dieser Zeit befand sich die Rüstung bereits im Niedergang; denn vom Jahre 1550 ab richtete sich der Stil des Harnischs nach dem Kamisol, wie es gerade höfische Mode vorschrieb, und so finden wir die Harnische aus der Zeit Heinrichs III. in Form des ventre à la polichinelle geschmiedet und ersehen daraus, daß sich damals der Amboß des

Musketiere zur Zeit Ludwigs XIII.

Soldaten unter Cromwell.
Artillerie-Offizier.

Waffenschmiedes in der höchst unwürdigen Nachbarschaft der Nadel des Schneiders befand. Die Halbrüstung aus dem Jahre 1572 (Abbildung Seite 159) ist ausnahmsweise noch elegant und gefällig. Dieser Edelmann aus der Zeit Karls IX. von Frankreich und der Königin Elisabeth von England trägt damaszierte Sturmhaube und Küraß, während das Schwert bereits leichter geworden ist, aber dafür eine außerordentliche Länge aufweist, und so mehr den Eindruck einer Stoß- als einer Hiebwaffe hervorruft. Der Träger dieser Rüstung mochte de la Mole sein oder der Patron aller Großsprecher Hannibal de Coconnas, wie sie Königin Margot am Paradetag aus dem Louvre reiten sah, lange bevor ganz Paris zu ihrer berühmten Hochzeit rannte. Solche Rüstung trugen auch die Männer, die Coligny herauszerrten und niedermachten.

Zu jener Zeit, da die Mailänder Schmieden mit solchen Sturmhauben und Harnischen angefüllt waren, stand die langsam aufblühende englische Renaissance in voller Blüte. Der englische Edelmann sprach zu Hause Euphemismen mit Lilly, studierte mit Sidney und Spenser die Poetik, trug kostbare Perlen in seinen Ohren, ein ganzes Rittergut auf dem Rücken und belustigte sich oft tagelang am Hahnenkampf oder im Globe-Theater. Zog er aber ins Feld, so wurde er der Schrecken seiner Feinde, versengte den Bart des spanischen Königs und kämpfte wie ein Held der mittelalterlichen Romanze.

Die Ritterschaft lag im Sterben, aber sie verschied, wie ein wahrer Ritter, im Harnisch. Von Ariost verspottet, von Rabelais in den Kot getreten, schien die Ritterschaft in England, wo Spenser soeben ihren Schwanengesang geschrieben, und in Spanien noch lebensfähig. Die kastilianische Ehre war ein phantastisches Ideal, ein Gemisch von Etikette und Spitzfindigkeit, während die englische Ehre um diese Zeit darin gipfelte, die Dons in Tapferkeit und Höflichkeit zu übertreffen. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts waren die Augen von ganz Europa auf diese beiden Rivalen gerichtet, deren Kampf auf Leben und Tod sich auf einer neuen Szene, dem Verdeck des Kriegsschiffes, abspielte. Das mächtige englische Schiff, dessen Verdecke durch Pfahlwerke und Verschläge, die es in eine Anzahl getrennter Forts teilten, geschützt waren, hatte zum Kapitän irgend einen derben Bürgerlichen oder einen neugebackenen Ritter. Das Schiffsvolk, von Kindheit an im Gebrauch der Waffen auferzogen, war mit den Offizieren befreundet und wurde von diesen sogar oft um Rat befragt. Und ein solches Schiff wurde der großen spanischen Gallione entgegengesetzt.

Obwohl plump und schwerfällig für das Seegefecht erweckte die Gallione einen höchst pittoresken Eindruck mit ihren Kapellen und Kanzeln, ihren Gemälden und Heiligenbildern, ihren abrichtenden und übenden Soldaten, ihren vlämischen Kanonieren und ihren armen Matrosen, die von den übrigen wie Sklaven behandelt wurden, die sich Tag und Nacht unter schweren Anstrengungen abmühen mußten, ohne daß ihnen gestattet gewesen wäre, zu schlafen oder auf den Verdecken Schutz zu suchen. Kameradschaft zwischen dem mit Arbeit überladenen Schiffsvolk und den Offizieren war hier ein Ding der Unmöglichkeit. Immer war ein Ueberfluß an kampfbereitem, geharnischtem Kriegsvolk an Bord, mochte nun die Gallione ostwärts gegen die Ungläubigen oder westwärts nach Neuspanien segeln. Ebenso beladen mit streitbarer Mannschaft waren jene zweihundert königlichen Galeeren, welche am 7. Oktober 1571 die türkische Flotte bei Lepanto vernichteten und Europa vor einer Invasion der Mosleminen bewahrten. Vor Beginn des Kampfes konnten diese Soldaten von den Verdecken auf ihren jugendlichen Befehlshaber, Don Juan d'Austria, herniederschauen und beobachten, wie er in seiner leichten Galeere von Schiff zu Schiff segelte und die Streiter, indem er ihnen Unsterblichkeit verhieß, an ihre Pflicht ermahnte. Einer von ihnen, ein armer spanischer Hidalgo, hat die ihm versprochene Unsterblichkeit auch errungen, aber nicht allein durch seine Heldenthaten bei Lepanto; es war dies Cervantes, der Verfasser des Don Quixote, der bei Lepanto drei Schüsse erhielt, von denen ihm einer den linken Arm für Lebenszeit lähmte. Wenn wir auf die durchlöcherten Fahnen, Trophäen aus der großen Seeschlacht blicken, welche die Kirche der Ritter vom heiligen Stephan in Pisa ausschmücken, müssen wir zuerst vor allen anderen an jene Soldaten denken. Don Juan, von welchem der Papst, indem er Freudenthränen vergoß, sagte: „Da war ein Mann von Gott gesandt und sein Name war Juan", und die tapferen Kapitäne Doria, Colonna und Veniero leben zwar nur noch in der Erinnerung, aber der Name des Cervantes ist zum geflügelten Wort geworden. So furchtbar die Gallionen auch den Türken waren, so waren sie doch der List und Tüchtigkeit der Engländer nicht gewachsen. Der englische Seemann bewies sich in diesen Seegefechten, einer erdrückenden Uebermacht gegenüber, mehr als einmal den Rittern Karls des Großen ebenbürtig. Wahrheitsgemäße Berichte ihrer Abenteuer lesen sich wie eine Romanze der Tapferkeit.

Don Diego Garria hielt eine Brücke gegen eine Armee, aber Sir George Carys Schiff, „der Zufriedene", kämpfte sechzehn Stunden lang allein mit vier riesengroßen Kriegsschiffen und zwei Galeeren, obwohl es nur mit dreizehn Mann für den Dienst ausgerüstet war. Zwei türkische Seeräuberschiffe mit drei kleineren Gefährten legten eine ganze Flotte spanischer Galeeren lahm, die ausgesendet war, sie aufzufangen. Die Chroniken erzählen uns, daß Earl Waltheof, der Sohn Siward Beorns, das Thor von York gegen die französische Armee gehalten, aber Sir Richard Grenville, der allein gegen eine spanische Flotte von 53 Galeeren kämpfte, schlug den Feind fünfzehnmal zurück, versenkte vier Galeeren und wollte seine Fahne nicht einziehen, ehe nicht sein Pulver ausgegangen, die Masten und das Takelwerk zerschossen, seine Matrosen getötet und er selbst im Sterben läge. Das berühmteste Beispiel englischer Tapferkeit aber war die Vernichtung und Zerstreuung jener großen Armada, die zu voreilig die Unüberwindliche genannt wurde, und die der schottische Pirat Fleming von Kap Lizard aus am 19. Juli 1588 in einem großen Halbmond, der von Horn zu Horn sieben Meilen umfaßte, auf sich zusegeln sah. Nie zuvor hatte man zur See ein solches Schauspiel gesehen als jenes Rückzugsgefecht, das eine Woche lang flammend durch den Kanal zog, sich bald den englischen Klippen näherte, wo eine bewaffnete Bevölkerung in die Schlacht einzugreifen versuchte, bald an die holländische Küste, wo protestantische Holländer sich Panthern gleich an den Rand der Schiffe hingen.

Hatte die Armada endlich die Häfen verlassen, um sich mit dem Admiralsschiff zu vereinigen, so trat ihr jeder Engländer entgegen, der ein Schiff auszurüsten vermochte und ein Schwert zur Verteidigung desselben besaß. Da kamen Northumberland, Oxford, die Cecils und Blounts und mit ihnen die heldenmütigen katho-

lischen Edelleute Englands, die, uneingedenk der erlittenen Verfolgungen, nur die Rettung des Vaterlandes ins Auge faßten, so daß Elisabeth, welche früher die Papisten hatte hängen lassen, ihre Flotte und Hoffnungen dem Katholiken Charles Howard von Effingham als Großadmiral anvertrauen konnte.

Unter Franz I. von Frankreich waren bereits der morion, bourgonet und cabasset als Helme für die Büchsenschützen und Lanciers allgemein in Gebrauch. Der protestantische Büchsenschütze auf Abbildung Seite 173 trägt Weiß, um die Reinheit seines Gewissens hierdurch anzudeuten. Unter Heinrich IV. erfreuten sich Rüstungen von dunkelbraun gefärbtem Stahl großer Beliebtheit; die Schulterstücke an denselben waren von auffallender Größe; die tassettes (Schenkelschienen) dehnten sich bis zu den Kniestücken und den Stiefeln aus Büffelleder aus. Die vollständige Rüstung war bereits bei den Edelleuten, die am 14. März 1590 unter Heinrich IV. bei Ivry la Bataille siegten außer Gebrauch. Sie kam unter dem Sohne Heinrichs IV. noch mehr in Abnahme und den Anhängern Cromwells, den Puritanern von Naseby und Marston Moor (Abbildung Seite 173) verblieb nur der Hummerschwanzhelm, die Brust- und Rückenplatten, oder für das Fußvolk die Sturmhaube und das Halsstück. Trotzdem blieb die Rüstung, wie sie uns diese Abbildungen zeigen, während der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Anwendung und wurde nicht allein von höheren Offizieren, sondern auch von gewissen, besonders ausgerüsteten Korps getragen. Es war die Rüstung Tillys und Wallensteins aus dem 30jährigen Kriege, Karls I. von England und so manches Edelmannes, der vor van Dyck gesessen. Der auf den Tod verwundete englische Reiteroberst John Hampden mag eine solche Rüstung getragen haben, als er am 18. Juni 1643 im Gefecht bei Chalgrovefield auf dem Rücken seines Pferdes in Ohnmacht fiel und hinwegritt, um zu sterben. Cromwell selbst wird gewöhnlich in einer leichteren Rüstung dargestellt; aber Gustav Adolf, der Löwe des Nordens, trug sie, und wir sahen den Küraß und dessen Armstücke über den Scharlachroben der roten Eminenz während der Belagerung von La Rochelle. Die Unteroffiziere und Gemeinen der europäischen Heere hatten ihre Rüstung mehr und mehr erleichtert. An den Reitern, welche am 3. September 1650 in der Schlacht bei Dunbar niedergemacht wurden, fand man nicht mehr Eisen als bei jenen, die bei Waterloo fielen, oder an denen, die heute unter den Linden einherstolzieren. Ludwig XIII. hing indessen noch immer an der Rüstung.

Alte Kupferstiche zeigen uns die Musketiere Athos und d'Artagnan wie auf Abbildung Seite 173, Artilleristen eilten damals noch in Helm und Küraß (Abbildung Seite 173) in die Laufgräben und Edelleute ließen sich in voller Rüstung porträtieren. Erst um die Mitte des 17. Jahrhunderts hatte die Rüstung ausgelebt. Und doch hat sie einen Nachfolger gefunden. Haben wir nicht in den letzten 30 Jahren auf anderem Gebiete die Experimente dreier Jahrhunderte wiederholt? In den früheren Zeiten schloß sich der einzelne in eine Hülse ein, die er verdichtete und verstärkte, um den Wurfgeschossen Widerstand leisten zu können, bis er schließlich dazu verurteilt wurde, unbeweglich zu bleiben, oder seine Rüstung wegzuwerfen. Heute schließen wir statt eines einzelnen eine ganze Mannschaft in eine schwimmende eiserne Hülse. Fast jedes Jahr bringt uns ein schwereres Geschütz und einen widerstandsfähigeren Panzer. Wieder ist es der Ritter, den ein einzelner Schuß niederwirft mit all seinem Reichtum an Rüstung. Sollen wir vielleicht auch unsere großen Panzerschiffe verwerfen, wie der Ritter erst die Beinschienen und solerets, welche die Beweglichkeit des Fußes hinderten, dann ein Stück Eisen nach dem andern aufgab, bis wir vielleicht der 140. Modekanone gegenüber auf nichts anderes als die Schnelligkeit unserer Füße angewiesen wären? Wenn dem so wäre, so würden wir nur das Beispiel des Mittelalters wiederholen. Die Ritter von Crecy und Azincourt werden uns dann nicht nur als unterhaltende historische Figuren, sondern als Lehrer gelten und der schwache Widerhall der zersplitterten Lanzen der Kreuzfahrer wird in jeder Beziehung belehrend auf uns einwirken.

Erinnerungen eines Tierfreundes.

(Fortsetzung und Schluß.)

So war es denn vom Schicksal beschlossen, daß ich mich an keinem Tiere lang erfreuen sollte; hatte ich kaum ein zweibeiniges oder vierbeiniges Wesen lieb gewonnen, so trat irgend eine fatale Geschichte ein, die das Wesen von mir trennte; ja, selbst der grimme Tod hatte kein Bedenken getragen, seine Knochenhand nach meinen Lieblingen auszustrecken; ich erinnere den teilnehmenden Leser an den unglücklichen „Fellow", der in der Blüte seiner Jahre unter den Rädern eines Frachtwagens enden mußte. Da ich in diesen Tagen eine Erzählung las, deren Titel lautete: „Weder Glück noch Stern", so beschloß ich, diese Worte zur Devise meines Daseins zu machen; und da ich fast zur selben Zeit in der Schule etwas von Stoikern vernahm, so war ich sofort gewillt, mir eine stoische Gesinnung anzueignen. Drei Tage lang schritt ich auch mit einem höchst ernsthaften, regungslosen, ja starren Gesichte im Haus und auf der Straße umher, saß ich mit dito Mienen auf der Schulbank — als ein kleines, neues Begegnis plötzlich meine ganze Resignation über den Haufen warf.

Ich hatte mir die Stiefelabsätze schief gelaufen (Papa scherzte, das käme von der Kugelgestalt der Erde) und wurde, um Abhilfe dafür zu suchen, von Mama zu unserm Schuster, dem Meister Brahmeier, geschickt. Ich war lange nicht dort gewesen, indem unsre Magd Anna in den letzten Monaten die Vermittlerin zwischen meinen defekten Stiefeln und der Kunstfertigkeit des Meisters gespielt hatte; diesmal ging ich selbst. Wie war ich überrascht, als mir beim Eintritt in die kleine, nach Pech, Leder und Kochdünsten duftende Stube aus heller Vogelkehle eine muntere Melodie entgegentönte.

Meine Augen suchten sofort den gefiederten Sänger und sie entdeckten ihn in der Gestalt eines hübschen, rotbrüstigen Blutfinken oder Gimpels, welcher in einem länglich viereckigen, oben bedeckten, grünen Käfig saß. Letzterer aber

hing an dem Mauerpfeiler zwischen den beiden Fenstern.

„Ach, Meister Brahmeier," rief ich voller Entzückung aus, „was haben Sie da für einen reizenden Vogel!"

„Gefällt er Ihnen, junger Herr?" meinte der Schuster. „Ja wohl, mein Hänschen macht seine Sache gut. Ich habe mich aber auch redlich plagen müssen, ihn so weit abzurichten."

„Wie? So haben Sie selbst den Vogel gelehrt, das Liedchen zu flöten?"

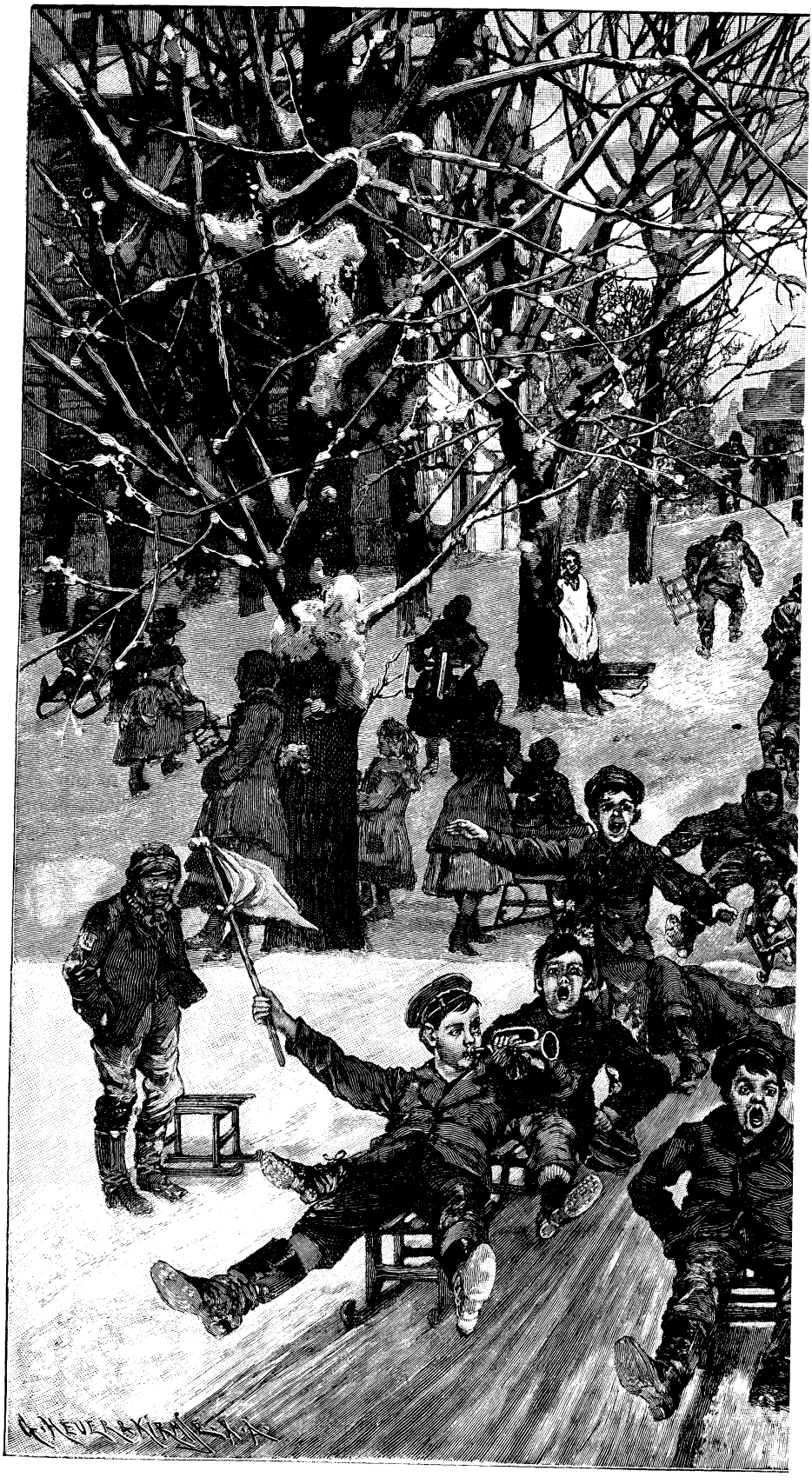
„Kein andrer als ich. Sie müssen nämlich wissen, junger Herr, daß ich aus der Gegend von Fulda bin: da beschäftigen sich die sogenannten kleinen Leute viel mit der Dressur von Gimpeln. Man hat einen Handelsgegenstand aus den abgerichteten Vögeln gemacht, und von Fulda aus gehen die Tierchen nach vielen Städten Deutschlands, Hollands, Englands und selbst Frankreichs. Man kann die Gimpel dressieren, auf das Geklingel einer kleinen Schelle herbeizufliegen und sich selbst das Futter zu holen; man kann sie ferner dressieren, sich auf den Finger ihres Herrn zu setzen und von den Lippen des Herrn ein Tröpfchen Wasser zu nehmen —"

„O, das muß ja ganz entzückend sein!" rief ich voll Begeisterung aus.

„Am angenehmsten," fuhr Meister Brahmeier fort, „ist es jedoch, die jungen Gimpel zu lehren, Lieder und kurze Melodien nachzupfeifen. Kein andrer Singvogel kommt den Gimpeln in der Reinheit, Rundung und Fülle des flötenden Tones gleich, wobei aber zu bemerken ist, daß dabei viel auf den Vortrag des Lehrenden ankommt. Die Vögel mit einer kleinen Drehorgel zu unterrichten, ist nicht ratsam, denn deren Ton ist viel zu grell für ihre zarten Organe; auch sind die besagten Leierkasten oft schlecht gestimmt, und da die jungen Gimpel den gehörten Ton genau nachpfeifen, so kommt alsdann nichts Liebliches zu Tage. Besser geht das Abrichten mit einer Flöte oder einem Flageolett; am besten aber ist das gewöhnliche Flöten mit dem Munde, zumal wenn man den hohen Ton der Lockstimme der Alten, das bekannte ‚diü' trifft —"

„Diü, diü, diü," konnte ich nicht umhin zu flöten.

„So ziemlich treffen Sie es schon, junger Herr!" meinte Meister Brahmeier schalkhaft lächelnd. „Diesen Ton ‚diü' fassen die jungen Gimpel am leichtesten auf" (ich hätte mich durch diese



Ob's jagt und sauft,
Der rechte Junge für

b's kracht und bricht,
ıt' sich nicht.

Aeußerung beleidigt fühlen können, wenn ich nicht von der vollkommenen Harmlosigkeit des Meisters überzeugt gewesen wäre) „und tragen ihn auch viel reiner und angenehmer vor. Bei der Wahl einer Melodie geht man am sichersten, wenn man nur eine einzige lehrt, denn nicht immer faßt der Vogel zweie auf, sondern wirft die Sätze durcheinander, so daß man kaum noch erkennen kann, was es sein soll. Die Dauer der Lehrzeit ist oft ziemlich lang: vom ersten Tage an, wo man die Jungen aus dem Neste holte, bis nach etwa acht Monaten muß man sie fleißig üben; man muß ihnen immer aus der gleichen Tonart vorpfeifen —"

„Diü, diü, diü!" versuchte ich noch einmal zu pfeifen.

„Und immer ist dasselbe Tempo beizubehalten; auch während der Mauserzeit, wo die Vögel einige Zeit verstummen, muß man beständig mit dem Unterrichte fortfahren. Die Zeit, welche man zum Vorpfeifen wählt, ist beliebig; jedoch gleich nachdem sie gefressen haben, sind die Gimpel stets am aufmerksamsten; zuweilen weckt man sie des nachts und pfeift ihnen das betreffende Stückchen vor; aber auch früh in der Morgendämmerung, wenn sie noch ruhig sind, kann der Unterricht mit Erfolg beginnen. Je mehr man sie übt, desto fester und sicherer lernen sie. Man muß sie an einem Platze erziehen, wo sie keine andre Musik, kein Hahnengeschrei kein Spatzengezwitscher, kein Thürenknarren und dergleichen hören, denn all dieses fassen sie ebenso leicht auf und sind dann im stande, ein Kikeriki oder sonst etwas Unpassendes in das netteste Liedchen einzuflechten, was selbstverständlich den ganzen Text verdirbt. Gut abgerichtete Gimpel werden sehr teuer bezahlt und finden auch immer ihre Liebhaber, die sie nach Maßgabe ihrer Fähigkeiten mit 10 bis 100 Mark bezahlen."

Wenn ich bis dahin im stillen gehofft hatte, den herrlichen Sänger des „Alles neu — macht der Mai" vom Meister Brahmeier für ein bescheidenes Stück Geld erwerben zu können, so machte das Nennen einer Summe von 10 bis 100 Mark meinen Hoffnungen ein jähes Ende. „Wie, Meister," stammelte ich, „10 bis 100 Mark für einen einzigen Vogel?"

„Ja wohl," erwiderte der Schuster kaltblütig, „10 bis 100 Mark. Wenn Sie mich nicht verraten wollen, so will ich

Ihnen gestehen, daß ich vorhin die Unwahrheit sagte, als ich versicherte, ich selber hätte meinen Gimpel abgerichtet; ich verstehe mich zwar recht gut darauf, weil ich es in meiner Fuldaischen Heimat von Jugend auf geübt habe; diesen Gimpel aber" (hier dämpfte Meister Brahmeier seine Stimme bis zum Flüstertone) „habe ich mit baren 25 Mark bezahlt. Meine Frau darf es nicht wissen, es gäbe einen Mordspektakel. Aber jeder Mensch hat nun einmal sein Steckenpferd; das meine sind die Gimpel. Wenn ich den ganzen Tag so auf meinem Schusterstühlchen sitze, fleißig über meine Arbeit gebeugt, so gießt mir der Gesang meines Vögelchens himmlischen Trost und Frieden ins Herz. Mein Hänschen hat, wie gesagt, 25 Mark gekostet — ich gäb' es aber für 50 nicht wieder fort."

„Spes et fortuna valete!" sprach ich zu mir selbst, als ich von 50 Mark hörte. „Ich hätte schrecklich gern," sagte ich dann laut zu Meister Brahmeier, „auch so einen Gimpel, aber wenn er 10, 25, 50, 100 Mark kostet, so kann ich nicht daran denken. Das sind für mich unerschwingliche Summen."

Die Ergebung, welche in meiner Stimme lag, mochte den Meister rühren. „Es ist auch nicht nötig," sagte er, „daß Sie sich einen schon abgerichteten Gimpel kaufen; erstehen Sie ein junges Tier und bringen Sie selbst ihm ein Liedchen bei! Das ‚diü' verstehen Sie ja schon ganz famos zu flöten — wie ein alter Gimpel! Ich meine, das Dressieren müßte Ihnen Spaß machen — und ihr Studenten habt ja Zeit genug zu solchen Geschichten."

„Ja wohl — aber woher einen jungen Gimpel kriegen?"

„O, da kann ich Ihnen unter die Arme greifen," erwiderte Meister Brahmeier. „Ein Kollege von mir hat neulich in der Heide und zwar in einem Wachholderbusch ein Blutfinkennest gefunden mit fünf lebendigen Jungen. Er füttert dieselben mit geriebenem Milchbrot und hartgesottenen Eiern auf, wobei sie recht gut gedeihen. Ich bin überzeugt, daß Ihnen Meister Barfuß für eine Mark gern ein junges Männchen überläßt."

„O, die eine Mark würde ich mit Vergnügen berappen."

„Nun, dann will ich selbst zum Kollegen Barfuß gehen und den Handel perfekt machen. Wenn Sie morgen bei mir vorsprechen wollen, so werden Sie den jungen Vogel hier antreffen."

„Erst morgen?"

„Wenn Ihnen die Zeit bis dahin zu lang fällt, so kann es auch heute abend nach sieben sein."

„Schön, schön! Heute abend nach sieben! Hier ist die Mark."

Ich zahlte die Mark — zu meiner Beschämung in lauter Zwei- und Fünfpfennigstücken — dem guten Meister auf seinen Schustertisch und verließ mit freudig verklärter Miene, unendliche Wonne im Herzen, die kleine Bude.

Auf allerlei Umwegen brachte ich meinen Angehörigen das Ereignis des Tages bei.

„Wir werden also," bemerkte eine gewisse grobe Stimme, „fortan das ergötzliche Schauspiel erleben, unsern Gottfried als Lehrer eines Gimpels zu sehen."

„Der Gimpel ist," erwiderte ich mit gereizter Stimme, „ein stiller, harmloser, friedliebender Vogel; es gibt aber Menschen, welche —"

Mein Papa, welcher ahnen mochte, worauf dieser Satz hinauslief, fiel beschwichtigend ein: „Na, na, keine Streitigkeiten! Ich will Frieden und Verträglichkeit in unserm Kreise haben."

Fünf Minuten nach sieben Uhr abends war ich im Besitze meines Vogels. Mein Gesicht glänzte, „als wäre es mit Butter eingerieben" — wie der Inhaber der groben Stimme sich auszudrücken beliebte. Der alte verstaubte Drahtkäfig, in dem schon so viele meiner Vögel das Zeitliche gesegnet hatten, wurde wieder einmal vom Söller geholt und zum Aufenthalte des jungen Gimpels hergerichtet. Für Futter und Wasser wurde aufs beste gesorgt. Dann ließ ich meinen Vogel durch das Fallgitter des Thürchens in die luftige Behausung hineinspazieren. Hänschen fügte sich allem mit erfreulicher Bereitwilligkeit. Ich wälzte meinen Liedervorrat im Kopfe herum und beschloß nach reiflichem Ueberlegen, das muntere Liedchen: „Frisch auf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!" zum Thema meines Unterrichts zu machen. Meister Brahmeier hatte gesagt, man könne den Vogel auch in der Nacht wecken, um ihm das Stückchen vorzupfeifen. O, wie gern hätte ich schon in der Nacht meinen Unterricht begonnen, aber ich fürchtete die Vorwürfe der Familie von wegen der Ruhestörung. So beschloß ich denn, am Tage jeden freien Augenblick zum Unterrichte zu benutzen. Ich hing den Käfig auf meiner Schlafstube zwischen die Fenstergardinen und stellte ein altes ausrangiertes Tischlein davor; denn ich wollte, um dem Käfig während des Unterrichts recht nahe zu sein, auf diesen Tisch steigen, dort niederhocken und direkt in das Drahtgitter der Vogelbehausung hineinpfeifen. Die Ungeduld, den Unterricht zu beginnen, ließ mich kaum in der Nacht den Schlummer finden; ich träumte, daß mein Gimpel nach einmaligem Vorpfeifen die Melodie: „Frisch auf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!" ganz wundervoll nachflöten konnte; dann bekam mein Gimpel plötzlich das Aussehen eines Hahnes mit rotem Kamm und grünem Schweif, und während er eine Polka im Käfig tanzte, flötete er: „Gaudeamus igitur, juvenes dum sumus!" Er schloß diesen Gesang mit einem lauten Kikeriki, was alle Zuhörer zum Lachen brachte; der Hahn kratzte sich mit einer Pfote hinter dem Ohr und verwandelte sich darauf in den Schuster Brahmeier, der auf einer Drehorgel das Lied vortrug: „Freut euch des Lebens!" Dabei wuchsen dem guten Schuster Federn und Flügel, und als ein Fischreiher erhob er sich in die Lüfte. Aber o weh, dieser Fischreiher trug in seinem langen Schnabel den alten Drahtkäfig mit meinem jungen Gimpel! Ich wollte dem Räuber nachspringen, fiel auf die Nase — und wachte auf. Die Morgendämmerung schimmerte durch die Gardinen. O Freude, mein Gimpel war noch da! Der ganze Traum war ein Unsinn gewesen. Flugs sprang ich aus dem Bette und legte die notwendigsten Kleidungsstücke an; dann stieg ich auf das Tischlein, kniete nieder und brachte die gespitzten Lippen in die unmittelbare Nähe des Drahtgitters und begann zu pfeifen.

Hier wurde mein Pfeifen durch ein unvorhergesehenes Ereignis plötzlich unterbrochen. Das alte abgedankte Tischlein unter mir, das, wie ich nicht beachtet hatte, ganz von Holzwürmern wie ein Sieb durchlöchert war, krachte plötzlich zusammen. Ich fühlte die Katastrophe einen Moment vorher und griff, um einen Halt zu gewinnen, nach dem einzigen in meiner Nähe befindlichen Gegenstand: dem Vogelkäfig. Kaum hatte ich denselben gefaßt, als sich der Tisch in seine verschiedenen Bestandteile auflöste. Ich flog — zunächst vornüber, zugleich aber flog mein Vogelkorb gegen die Fensterscheiben, worauf diese in Scherben auf die Straße flogen; hierauf flog ich weiter, — mit der Nase

auf die Fensterbank, fühlte einen kolossalen Schmerz in meinem Gesicht, spürte einen warmen Blutstrom und lag mit zerschundenen Knieen und Händen auf den harten Zimmerdielen zwischen den Brocken des alten, treulosen Tisches. Der Lärm, welchen mein Sturz verursacht hatte, machte die ganze Familie lebendig. Da ich vor Schmerzen vorläufig nicht fähig war, mich zu erheben, so erblickte mich die ganze Familie in der tiefsten Erniedrigung. Man erriet sofort den Zusammenhang. Was mich vor allem fatal berührte, war eine gewisse grobe Stimme, welche sich nicht enthalten konnte zu rufen: „Ha, ha, ha! Der Gimpel und sein Lehrer! Man weiß nur nicht, welcher von beiden der größte Gimpel ist!" Und doch sollte noch etwas Härteres an mein Ohr schlagen. „Das arme Vögelchen ist tot!" bemerkte mein Vater, indem er den Käfig von den Dielen aufhob; „Gottfried, Gottfried, wieviel Piepmätze hast du schon auf dem Gewissen!" — „Jetzt ist keine Zeit," meinte Mama sehr vernünftig, „dem Jungen das vorzuhalten; seht ihr denn nicht, daß er sich allein nicht erheben kann und wie er aus der Nase blutet?" Man trug mich auf das Bett, das ich zehn Minuten vorher mit so froher Hoffnung verlassen hatte, und ließ mir die nötige Pflege angedeihen. Nach einer Viertelstunde hatte ich mich zwar — den Schmerz an den geschundenen Knieen und Händen abgerechnet — so ziemlich wieder erholt, aber der innere Jammer über den Tod des Vogels und über meine zerstörten Hoffnungen ließ mich fürs erste nicht wieder froh werden.

„Der Tisch, der Tisch, dieser verwünschte Tisch! Wenn der nicht gewesen wäre," meinte ich zu Meister Brahmeier, „so konnte mein Hans jetzt ebenso gut flöten wie der Eurige."

„Ein Märtyrer seiner Sache, junger Herr," erwiderte Meister Brahmeier mit Ernst und Hoheit, „ein Märtyrer seiner Sache, ja das wird unsereins, der die Tiere so lieb hat, nicht selten!" Dabei vertraute er mir mit flüsternder Stimme an, daß seine Frau die Geschichte mit den 25 Mark, die er für seinen Gimpel bezahlte, erfahren hätte, und daß es eine fürchterliche Gardinenpredigt abgesetzt habe. „Ja, wenn Sie es nicht weiter erzählen wollen, junger Herr, gehauen hat sie mich auch!" Dabei faßte sich Meister Brahmeier nach der linken Schulter, als ob ihn die Stelle noch schmerze.

Nach den vielen unangenehmen Erfahrungen, die ich mit meinen Tieren gemacht hatte, ließ ich diesmal eine lange Sedisvakanz eintreten, ich glaube, ein ganzes Jahr war ich ohne Tier. Dann bekamen wir in der Schule Unterricht in der Insektenkunde, und ich warf mich mit Begeisterung auf das Sammeln von Schmetterlingen, womit naturgemäß die Aufzucht von Raupen verbunden war. Aber die Raupen — es waren darunter 24 fingerlange, langhaarige Bärenraupen — brachen in einer Nacht aus ihrem Zwinger aus und krochen im ganzen Hause herum, wobei sie in die Milchtöpfe, zwischen den Salat (der mit zweien ihres Geschlechtes auf dem Tische erschien), in die Betten, in den Backtrog, zwischen das Mehl u. s. w. gerieten. Dadurch bekam ich diesen Zweig der Schmetterlingszucht gründlich satt.

Im nächsten Jahre ward ich der Besitzer eines jungen Hasen. Unsre Milchfrau brachte ihn mir in einem Korbe. „Lampe" bekam an einem roten Bändchen ein silbernes Glöckchen um den Hals und wurde mit den zartesten Kohlblättern, mit Klee und andern Leckerbissen zu einem großen Hasen herangefüttert. Er wurde so zahm, daß er mir aus der Hand fraß. Selbstverständlich prahlte ich mit diesem Wunder meinen Mitschülern gegenüber. Rudolf Pieper, Florentin Bartels und Johann Käsmacher baten mich dringend, ihnen doch einmal den zahmen Lampe zu zeigen. Ich führte sie in den Pferdestall hinter unserm Hause, wo Lampe seinen Aufenthalt hatte. „Mach' doch die Thür zu!" bemerkte Johann Käsmacher, als ich die Pforte offen ließ. „O, das ist nicht nötig," erwiderte ich im stolzen Vertrauen auf die Erfolge meiner Dressur. Lampe kam auf meinen Ruf herangesprungen und gar lustig tönte das Glöckchen an seinem Halse; er nahm mir ein Kohlblatt aus der Hand und schielte dabei nach der offenen Thür. Plötzlich mußte in dem Tiere der Wildnis der Trieb nach Freiheit übermächtig werden: Lampe schoß wie ein Blitz zur Thüre hinaus — weiter durch die Nachbargärten ins freie Feld — und ich blickte ihm mit langem Halse und mit Thränen in den Augen nach. Das Triumvirat Pieper, Bartels, Käsmacher meinte spöttisch: „O, der kommt wohl wieder, — der ist ja so zahm, daß man die Thüren nicht hinter ihm zu schließen braucht!" Lampe kam nicht wieder; wohl aber stand einige Tage später im Stadtanzeiger, daß vom Jäger Rabener in der Feldmark ein Hase geschossen sei, der seltsamerweise an einem roten Bändchen ein silbernes Glöckchen um den Hals gehabt habe. Das Glöckchen bekam ich wieder — ich holte es mir einfach von dem grausamen Schützen; von meinem Lampe selbst aber sah ich nichts wieder, als die abgenagten Knochen. Er hätte famos geschmeckt und wäre ein kolossal dicker Bengel gewesen, meinte der Jäger, wobei er sich den struppigen roten Schnurrbart strich.

Diese Hasengeschichte gab mir den Rest. Ich entsagte mit einem heroischen Entschlusse meiner Liebhaberei für Tiere und wandte mich der Botanik, dieser scientia amabilis, zu. In der Anlage eines Herbariums suchte und fand ich Trost und hinreichende Beschäftigung in meinen Mußestunden. Mißerfolge hatte ich keine zu verzeichnen, wohl aber den Erfolg, daß ich in unsrer Gegend die seltene Lobelia Dortmanna fand, die bisher selbst dem Professor der Botanik entgangen war. Nur einmal rächte sich die vernachlässigte Tierwelt dadurch, daß mir Mäuse mein Herbarium anknabberten, worauf ich mit Gift und Fallen ganz unbarmherzig wütete — und mit Erfolg: zehn Leichen bedeckten das Schlachtfeld! Noch heute bin ich mit ganzer Seele ein Freund der Botanik, dieser friedlichsten aller Wissenschaften.

Ein braver Sohn.

Zur Zeit des Siebenjährigen Krieges diente im Zietenschen Husarenregiment ein Rittmeister Namens Kurzhagen, welcher als Sohn blutarmer Tagelöhnersleute in Kriegsdienste getreten war und durch Tapferkeit und tadelloses Verhalten sich bis zu dieser Charge emporgeschwungen hatte. Nach dem Frieden von Hubertusburg kehrte er zum Besuch seiner Eltern in seine Heimat zurück und als er die alten Leute in ihrer schlichten Bauerntracht gewahrte, sprang er rasch vom Pferde und schloß im Beisein der Bewohner des kleinen Ortes Vater und Mutter in seine Arme. Er ruhte nicht eher, als bis die Eltern mit ihm nach seiner Garnison zogen, wo sie ihre alten Tage sorgenlos und in Gemeinschaft mit ihm verleben sollten.

Bald darauf ward der Rittmeister nach Potsdam versetzt, wo sich damals

unter den Augen Friedrichs des Großen ein glänzendes militärisches Leben entwickelte. Auch Kurzhagen hatte vielfach Gelegenheit, an demselben teilzunehmen, er wurde zu Festlichkeiten eingeladen und sah selbst zuweilen Gäste aus Offizierskreisen bei sich. Niemals aber fehlten bei solchen Gelegenheiten seine armen alten Eltern an seiner Tafel; er schämte sich ihrer nicht, im Gegenteil erhielten sie stets die Ehrenplätze. Die spöttischen Bemerkungen seiner Kameraden kümmerten ihn nicht; „wenn sie mich nicht gepflegt und erzogen hätten" — sagte er — „wäre ich jetzt nicht Rittmeister und trüge des Königs Rock!"

Der alte General Zieten erfuhr diese Aeußerung und die kindlich rührende Art, mit welcher der Rittmeister seine Eltern behandelte. Er berichtete dem Könige, der den alten Haudegen nicht wie einen Untergebenen, sondern wie einen väterlichen Freund ansah, davon, und Friedrich beschloß, den Offizier zu prüfen, ob er auch ihm gegenüber seine Schlichtheit und Kindesliebe bewahren werde. Kurzhagen erhielt infolgedessen eines Tages eine Einladung zur königlichen Tafel, wo er außer dem König die ganze Generalität versammelt fand. Gegen das Ende des Diners rief plötzlich Friedrich über die Tafel dem Offizier, welcher ziemlich entfernt war, zu: „Höre Er, Rittmeister, in welcher Gegend liegen denn eigentlich die Güter Seiner Familie, aus welchem Geschlecht stammt Er?"

Ohne die geringste Verlegenheit zu zeigen, erhob sich der Gefragte.

„Majestät," versetzte er in ehrerbietigem aber festem Tone, „ich besitze keine angestammten Güter, mein Vater ist ein armer Tagelöhner, und ich trat als Gemeiner in Ew. Majestät Regiment Zietenhusaren. Auf dem Schlachtfelde von Kesselsdorf erhielt ich meine Ernennung zum Offizier."

„Er ist ein braver Mensch, daß Er Seine armen Eltern nicht verleugnet," sagte der König mit freundlichem Kopfnicken. „Er ist von heute an Major und soll auch eine persönliche Zulage erhalten, damit Er Vater und Mutter anständig erhalten kann. Meiner Wohlgeneigtheit kann er auch in Zukunft versichert sein."

Die hochherzige Gesinnung des großen Monarchen wurde sehr bald in Offizierskreisen bekannt und keiner wagte es mehr, den Rittmeister wegen seiner Kindesliebe zu verspotten.

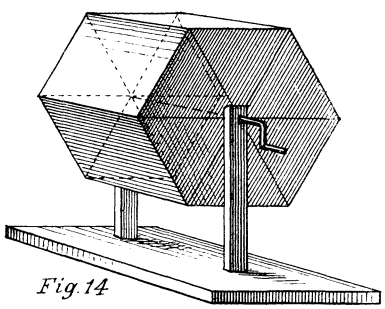


Fig. 14

Regenmaschine.

Der junge Theaterdirektor.

V.

Der Theatermaschinist.

(Fortsetzung.)

Hans hoffte auf seinen Papa, und daß es nur gleich gesagt sei, nicht ohne Grund. Die Bitte hatte genügt und schon am nächsten Tag war der umsichtige Theaterdirektor Hans im Besitze von vierzig schönen Glastafeln in den erbetenen Farben.

Nun hatten wir die Beleuchtungseffekte in vollem Umfange. Aber wenn ein Gewitter im Heranzug, dann pfeift und heult der Sturm, Blitze zucken und der Donner rollt. Dann prasselt der Regen hernieder und die Fenster klirren; die Windfahnen kreischen und brausend und sausend tobt der Sturm durch den Wald. Bäume knarren, Aeste krachen und zersplittern, und dumpf schlägt der vom Blitz getroffene Waldriese in den Grund.

Dazu gehören Maschinen.

Also zuerst die „Windmaschine".

Diese besteht aus einem gewöhnlichen Lineal, das an eine starke Repschnur, am besten an einen Lederriemen, gehängt wird. Diese Schlinge windet sich der „Windmacher" um das Handgelenk, hält sie dann fest in der Faust, worauf er das Lineal mit kräftigem Schwung kreisförmig durch die Luft sausen läßt.

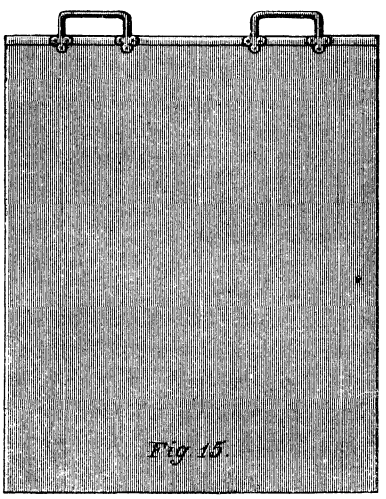


Fig. 15

Donnerblech.

Natürlich heißt's dabei achthaben, daß es niemand allzu nahe kommt; auch sollen Spiegel und Fensterscheiben davor bewahrt bleiben. Der „dumme August" wäre zum „Windmacher" schwerlich geeignet.

Wie nun das Lineal geschwungen wird, stärker, schwächer, ruckweise, in längeren oder kürzeren Absätzen, so erscheint auch das eigentümlich gezogene Heulen des Sturmes sehr gut nachgeahmt. Einige Uebung wird hier die schönsten Effekte erzielen. Diese „Sturmmaschine" kann noch dadurch unterstützt werden, daß auf einem mit Seidenpapier überzogenen Frisierkamm geblasen wird. Diese zwei einfachen Apparate vermögen den furchtbarsten Orkan in seiner Lautwirkung auf das Täuschendste nachzuahmen.

Nun zur „Regenmaschine". Dieselbe kann auf zweierlei Arten erzeugt werden. Entweder man verfertigt eine Trommel aus Pappe in Gestalt eines sechsseitigen Prismas, das innen in sechs dreieckige Fächer zerfällt, welche aus gewöhnlichem Schreibpapier hergestellt werden. In jedes dieser Fächer gibt man eine Hand voll Erbsen und klebt das Ganze gut zu. Dann hängt man die Trommel, ähnlich wie eine Kaffeetrommel in eine Welle mit Kurbel (Fig. 14), und die Regenmaschine ist fertig. Je nachdem man rasch oder langsam, regelmäßig oder unregelmäßig dreht, wird das Geräusch täuschend wiedergegeben, das der Regen in seinen verschiedenen Stadien verursacht.

Dies mit der „Windmaschine" vereinigt, gibt das schönste Naturkonzert. Noch sind jedoch nicht alle Stimmen vertreten, doch werdet ihr auch diese sofort kennen lernen.

Ist euch aber die Mühe so groß, eine solche „Regenmaschine" zu bauen, so nehmt eine alte Kindertrommel, welcher das eine Trommelfell geplatzt ist und füllt in diese eine Hand voll Erbsen. Wenn ihr diese dann hin und her schwenkt, so könnt ihr sehr schön das Geräusch des Regens nachahmen, nur wird es weniger kräftig zur Geltung kommen.

Es ist übrigens selbstverständlich, daß ihr alle diese Handgriffe erst lernen müßt, denn auch sie wollen geübt sein.

Das Klirren der Fensterscheiben ist sehr leicht imitiert, wenn ihr einen alten Bilderrahmen nehmt, den Kupferstich und den rückwärtigen Holzdeckel entfernt und den Rahmen mit der lose in demselben haftenden Glastafel vorsichtig und leise mit dem Ballen der Hand schlägt oder zuweilen schüttelt.

Das Blätterrauschen, auch das Brausen von Wellen oder Wasserfällen erzeugt täuschend eine steife Kleiderbürste, mit welcher ringförmig ein mehrfach gelegtes Zeitungsblatt gebürstet wird.

Mit einem Holzzapfen, der stramm in einem Bohrloche sitzt (am besten ein Faßzapfen), kann ohrenzerreißend das Gekreische einer rostigen Wetterfahne wiedergegeben werden.

Wenn ihr schließlich euch die in jedem Spielwarengeschäft erhältlichen „Tierstimmen" für wenige Pfennige kauft, so könnt ihr die Natursymphonie überdies noch mit Froschgequake, Eulenschrei, Adlerruf, Hirschgeröhre und andern Naturlauten auf das Anmutiglichste vermehren.

Was nun den Kontrabaß des Gesamtkonzertes, den Donner, anbelangt, so müßt ihr allerdings euch um eine „Donnermaschine" bewerben.

Dieselbe besteht aus einem Blech, welches so groß ist, daß ihr es mit beiden Armen zu schütteln vermögt, ohne damit den Boden zu berühren. Es muß schwarzes Eisenblech (kein verzinntes) sein; am besten freilich wäre Stahlblech.

Je mehr ihr das Blech schüttelt, desto heftiger donnert es. Auch das Donnern geht nicht so leicht; auch das will gelernt und geübt sein.

Wollt ihr aber einmal eine große Kirchenglocke läuten lassen, so hängt an den beiden Handhaben mittelst Bindfaden die „Donnermaschine" freischwebend auf, und schlagt sie langsam mit einem Holzschlägel, der dicht mit Lappen umwickelt ist. Das klingt wie entferntes tiefes Glockengeläute. Feierlich, freudig, schaurich oder traurig, je nachdem die Scene, die das Glockengeläute begleitet, auf den Zuschauer wirkt.

Noch eine Maschine ist wünschenswert.

Denkt daran, wie wolltet ihr den Effekt erzielen, der im „Käthchen von Heilbronn" im vierten Akte gefordert wird. Die Burg brennt. Das Käthchen steht auf der Brücke und eilt in die brennende Burg, welche im selben Augenblick zusammenstürzt.

Eine zusammenstürzende Burg, selbst ein einfallendes Bauernhaus macht doch einen Höllenspektakel; nicht wahr?

„Wie denkt ihr wohl dies täuschend nachzuahmen? Ihr schweigt!"

Hans lächelte überlegen.

„Kommt mit, wir wollen eine ‚Hauseinsturzmaschine' bauen."

„Wo willst du hin, Hans?" so fragten wir erstaunt, denn er schickte sich an, unser Atelier zu verlassen.

„Kommt nur mit in den Schuppen," rief er vergnügt und nahm sich Hammer und Nägel mit. „Diese Maschine bauen wir dort und lassen sie auch dort gleich stehen, bis wir ihrer bedürfen."

Doch dagegen protestierten wir, denn wir wollten alle Maschinerien in unserm Atelier bewahren. Hans hatte nichts dagegen und versprach die Maschine nach deren Vollendung herüberzuschaffen.

Im Schuppen suchte Hans lange, bis er eine Kiste fand, die ihm zu passen schien. Diese war gut einen und einen halben Meter hoch und etwa vierzig Centimeter breit und tief.

„So, jetzt bringt Ziegeltrümmer, Feldsteine, auch größere Kiesel und werft sie in die Kiste."

„Soll sie damit gefüllt werden?"

„Warum nicht gar! Nur der Boden derselben soll damit bedeckt sein."

Wir schleppten die geforderten Steine herbei, dann schlug Hans die Kiste fest und sicher zu. Er hob sie vorsichtig, stellte sie senkrecht auf und legte sie dann wieder nieder.

„So," rief er, „die ‚Hauseinsturzmaschine' ist fertig. Hebt sie einmal an dem schweren Ende in die Höhe und stellt sie so rasch als möglich senkrecht."

Gesagt, gethan. War das ein Gepolter, daß uns Hören und Sehen verging, und der Gärtner erschreckt hereingestürzt kam, denn er meinte, eine Mauer sei eingestürzt.

„Nun?" fragte lachend Hans, „thut diese Maschine ihre Schuldigkeit oder nicht? Wenn ihr sie noch immer drüben wünscht, so steht der Erfüllung eures Wunsches natürlich kein Hindernis im Wege."

Aber lachend dankten wir und waren der Meinung, daß uns diese kostbare „Maschine" auch hier niemand forttragen würde.

Als wir wieder in unserm Atelier waren, sagte Hans lachend: „Soviel ich glaube, sind wir mit unsern Maschinen, soweit selbe das Gebiet der Akustik berühren, fertig; nun müssen wir wieder zur Optik zurückkehren. Dazu gehören in erster Reihe die ‚Blitzmaschine', welche mit der ‚Donnermaschine' gemeinsam zu wirken hat."

Die Blitzmaschine! Diese imponierte uns wieder gewaltig.

Aber beinahe enttäuscht staunten wir (Fig. 16) die wohlbekannte Spritze an, welche zum Einspritzen mit Insektenpulver verwendet wird. Ein kleiner Gummiball mit einer trompetenähnlichen Blechröhre, in welche ein Holzröhrchen gesteckt wird. Durch Quetschen des Gummiballes wird das in diesem befindliche Pulver strahlartig durch das Röhrchen getrieben. Wir schwiegen verblüfft. Das soll die Blitzmaschine sein?

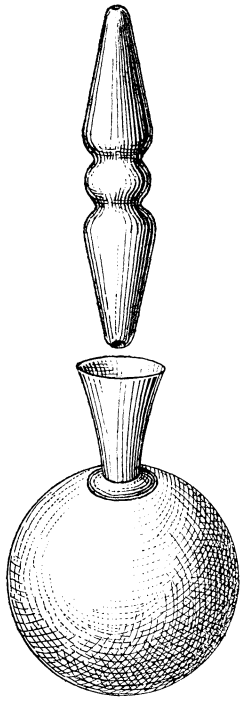


Fig. 16

Blitzmaschine.

„Kommt nur in einen finsteren Raum und seht selbst, ihr Zweifler!" rief mit koischem Aerger Hans und schritt uns voraus in den Vorraum des Kellers, wo es finster genug war. Dort entzündete Hans ein mit gebrachtes Weingeistlämpchen und trieb durch dieses mittelst der Gummispritze den Strahl des Pulvers. (Schluß folgt.)

Der gefesselte Künstler.

Eine Hexerei.

Man nimmt hierzu ein dickes seidenes oder wollenes schwarzes Band in der Breite von 3—4 cm und 75—80 cm lang, von ca. 4 mm Dicke; ein hanfener Strick leistet dieselben Dienste.

Dieses Band faßt man in der Mitte und legt das eine Ende über das Handgelenk des linken Armes und ersucht jemand, es darum zu knoten. Nachdem die betreffende Person das Ende einmal verschürzt hat, bittet man fest anzuziehen, wobei man selbst das haltende Ende fest

anzieht. Dadurch wird der Knoten umzogen, d. h. das umgeschürzte Ende schlingt sich dadurch um letzteres, so daß sich der Knoten leicht auf dem Bande hin und her schieben läßt. Für die Zuschauer ist dieses nicht bemerkbar, vielmehr erscheint der Knoten sehr fest gebunden.

Nun hält man beide Hände auf den Rücken und bittet, das andre Ende gleichfalls um das Gelenk des rechten Armes zu binden. Hierbei faßt man den rechten Rockärmel an, als wolle man ihn zur Seite halten, damit die betreffende Person besser binden kann.

Karlchens Zeichenstudien über die Landkarte von Posen.

Hierdurch werden beide Hände mehr voneinander entfernt gebunden und man behält Raum zum Aufziehen der Schlinge.

Andrerseits hat man hierdurch Gelegenheit, das Band stramm zu ziehen, während die Person bindet. Nachdem man das Publikum sich von der Solidität der Knoten hat überzeugen lassen, kann man durch Aufschieben des einen oder andern Knotens bald die rechte, bald die linke Hand frei, bald beide wieder gefesselt zeigen, indem man die Knoten zuschiebt und kann jederzeit die Knoten untersuchen lassen. Ebenso kann man hinter einer spanischen Wand sich ein Glas Wein einschenken, oder einem Herrn, dem die Augen verbunden sind, den Rock ausziehen und dann die Wand wegnehmen lassen. Oder man setzt sich auf einen Stuhl, macht eine Hand frei, zieht das Band durch die Stuhllehne und schlauft die Hand wieder fest und ist so plötzlich an den Stuhl gebunden.

Für den Fall, daß eine anwesende Person Aehnliches kennt und die Knoten falsch bindet, hat man in der hintern Rocktasche eine Schere und ein gleiches, schon richtig präpariertes Band. Man schneidet das Band in diesem Falle hinter dem Rücken ab, steckt es ein und zieht das präparierte Band über.

Magische Silbenquadrate.

Die Silben, welche in den Feldern der einzelnen Vierecke stehen, sollen so geordnet werden, daß in jedem derselben drei dreisilbige Wörter entstehen, welche sowohl von links nach rechts, als auch von oben nach unten gelesen werden können.

I.

ER	ER	LA
LA	LI	MAR
SA	SA	TES

II.

A	A	LI
LI	ON	PA
RI	RI	THA

III.

BE	FER	FER
GEN	RA	RA
RA	SEE	SEE

IV.

EN	GA	NE
NE	O	O
TRO	ZI	ZI

Die Wörter sind:

I. 1. eine Stadt im Königreich Italien, 2. ein deutsches Herrschergeschlecht, 3. ein aus der Odysseussage bekannter männlicher Name; II. 1. eine Muse, 2. eine Insel im Mittelmeer, 3. ein Sänger des Altertums; III. 1. eine Sehenswürdigkeit in der Schweiz, 2. eine Stadt in Italien, 3. ein Vogel; IV. 1. ein Hohenstaufe, 2. eine Frucht, 3. ein Landsee.

Karlchens Zeichenstudien über die Landkarte von Posen.

Auflösung des Logogriph in Nr. 12.

„Trug, Trog."

Auflösung des Arithmogriph in Nr. 12.

S	p	**a**	t	z
S	**t**	a	**d**	e
R	i	e	s	**a**
K	**e**	u	**l**	e
S	ä	**b**	e	l

Vom Nutzen der Photographie.

Der unlängst von einer Reise durch die Pamirgebiete zurückgekehrte englische Forschungsreisende St. George Littledale führte kürzlich in einem Vortrag vor der Geographischen Gesellschaft in London an einem treffenden Beispiel aus, wie notwendig es sei, bei einer Reiseausrüstung nicht den photographischen Apparat zu vergessen. In der Nähe des berühmten Baraghire-Passes sandte Mr. Littledale sein Gefolge zum größten Teil weg nach dem russischen Gebiet zurück, erfuhr jedoch bald darauf, daß sein chinesischer Führer, der ihn gleichfalls verlassen wollte, beabsichtige, eine Bande Kirgisen zu sammeln und die zurückkehrende Karawane zu überfallen und zu plündern. Der englische Reisende ließ den Führer sofort in sein Zelt kommen, teilte ihm mit, daß er ihn photographiert habe, und endigte mit der Erklärung, daß, wenn der Karawane nur der geringste Unfall widerfahre, er das Bild dem französischen Gouverneur von Kaschgar senden und ihn ersuchen werde, das Original des Porträts kreuzigen und aufschlitzen zu lassen. Die schreckliche Drohung brachte die gewünschte Wirkung hervor. Der angehende Räuber führte sein Vorhaben nicht aus.

Nach dem Tode Murats

fand König Ferdinand von Neapel im Budget eine überaus hohe Summe für die Bibliothek angesetzt. Sofort fragte er seinen ersten Minister: „Was bedeutet das? Wieviel Bücher haben Sie bereits?“ — „Gegen 150 000, Sire!“ lautete die Antwort. — „Sind sie alle schon gelesen?“ — „Nein, Sire!“ — Und darauf folgte der weise Befehl: „Dann kaufen Sie keine mehr, bis man sie sämtlich gelesen hat.“

Das Vermächtnis des Inka.

Von **Karl May.**

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“, „Kong-Kheon, das Ehrenwort“, „Die Sklavenkarawane“, „Der Schatz im Silbersee“ u. a.

(Fortsetzung.)

So will ich Ihnen sagen, daß es Wasser nicht überall gibt. Jenseit des Rio Salado kommen Sie in Montes impenetrabiles sin agua, in die undurchdringlichen und wasserlosen Waldungen. Da können Sie wochenlang dürsten, ohne einen Schluck Wasser zu finden. Und Fleisch? Wenn Sie kein guter Jäger sind, müssen Sie verhungern.“

„Schwerlich! Ich habe gelesen, daß Hunderte von Trappern und Fallenstellern in Nordamerika von dem Fleische wilder Tiere leben. Hunger, was der Lateiner Fames nennt, werden wir nicht leiden.“

„Südamerika ist nicht Nordamerika. Dann die Indianer!“

„Die werden mir nichts thun, weil ich ihnen nichts thue.“

„Sie irren. Wir müssen ihnen zu bestimmten Zeiten einen Tribut — wir nennen es freilich Geschenk — an Pferden, Rindern und Schafen geben, damit sie unsre Herden nicht lichten und uns unsre Tiere nicht stehlen. Dennoch kommen sie häufig über die Grenze, und treiben uns das Vieh zu Hunderten von Stücken weg. Dabei nehmen sie auch

. . . . „Während sich die Pferde im Grase gütlich thaten, gruben Morgenstern und der Chirurg den Hügel auf, und Fritze stand mit dem angelegten Gewehre bereit, sofort zu schießen“ . . . .

Menschen gefangen und schaffen sie nach dem Chaco, um sie nur gegen Geld freizugeben. Sie kommen dann ganz offen in unsre Städte und zu unsern Behörden, um das Lösegeld zu fordern."

„So gebt es ihnen nicht, sondern bestraft sie!"

„Das geht nicht, Señor. Würden wir einen solchen Boten von ihnen züchtigen, so wären die weißen Gefangenen, um welche es sich handelt, verloren. Wie nun, wenn Sie auch von ihnen festgenommen werden?"

„Mich bekommen sie nicht. Ich bin außerordentlich schlau und vorsichtig, was der Lateiner astutus und catus oder prudens nennt."

„Mag sein. Ich will das nicht untersuchen. Aber Ihre Kleidung! Wie lange wird sie bleiben, wie sie ist? In der Wildnis geht sie bald in Stücke."

„Ich nehme sie in acht."

„Und die Stiefel. Sie haben ja Gauchostiefel ohne Sohlen an. Meinen Sie, daß Ihre Füße über die Dornen und Stacheln des Gran Chaco auch kommen werden?"

„Ich reite ja!"

„Ihr Pferd kann krepieren!"

„So haben wir Reservepferde. O, ich habe an alles gedacht. Uebrigens sind wir nicht ganz allein auf uns angewiesen. Wir werden Freunde finden."

„Wer ist das?"

„Die Truppe des Vaters Jaguar."

„Ah! Kennen Sie diesen?"

„Ja. Wir haben uns in Buenos Ayres getroffen. Er ist uns vorangeritten, und wir werden ihn einholen."

„Wenn das der Fall ist, so werden Sie sich allerdings in sehr guten Händen befinden. Er war hier; er wollte nach der Laguna Porongos, um dort zwei Tage zu bleiben."

„Dann treffen wir ihn gewiß, denn wenn wir morgen zeitig aufbrechen, kommen wir gegen Abend bei der Laguna an."

„Weiß er denn, daß Sie vorweltliche Tiere ausgraben wollen?"

„Ja. Er hat mir versichert, daß im Chaco welche zu finden sind."

„Und hat Sie aufgefordert, dorthin ihm nachzukommen?" fragte der Offizier ungläubig.

„Das nicht. Ich bat ihn, mich mitzunehmen; er aber verweigerte es mir."

„Das konnte ich mir denken. Er hat andres zu thun, als mit Ihnen nach alten Knochen zu suchen. Und so sind Sie ihm also heimlich gefolgt, ohne daß er es weiß?"

„Ja, heimlich, was der Lateiner clanculum oder clandestinus, auch furtinus und latito nennt."

„Ich befürchte, Sie sind des Lateinischen sicherer, als einer freundlichen Aufnahme von seiten dieses berühmten Mannes. Kehren Sie um! Graben Sie auf der Pampa nach alten Resten! Das ist nicht so gefährlich, wie eine Reise durch den Chaco, wo hinter jedem Baume ein Jaguar oder Indianer lauern kann!"

„Daß ich mich vor den Indianern nicht fürchte, habe ich Ihnen bereits gesagt, und sollte mir ein Jaguar begegnen, so würde ich mich nur darüber freuen."

„Freuen? Warum? Eine solche Begegnung kommt nicht jedermann erfreulich vor."

„Aber mir als Geopsychologen würde es außerordentlich lieb sein, einmal einem solchen Tiere zu begegnen. Ich möchte nämlich gern ein schönes Experiment mit demselben probieren. Ich habe ein sehr probates Mittel entdeckt, jedes wilde Tier, also auch jeden Jaguar, sofort in die Flucht zu schlagen."

„Ein solches Mittel gibt es nicht."

„O doch, Señor."

„Dann möchte ich es kennen lernen!"

„Nun, es ist zwar noch Geheimnis, aber da Sie uns so freundlich aufgenommen haben, will ich es Ihnen mitteilen. Werden Sie von einem wilden Tiere angefallen, so hängen Sie sich an den Schwanz desselben, bei den Lateinern Cauda genannt. Selbst die blutdürstigste Bestie wird auf der Stelle die Flucht ergreifen."

Der Lieutenant öffnete den Mund, brachte aber keine Silbe hervor, sondern sah dem Sprecher wortlos in das Gesicht.

„Sie staunen?" fragte dieser lächelnd. „Nicht wahr, das hatten Sie nicht erwartet?"

„Nein, wahrhaftig nicht?" antwortete der Offizier, indem er in ein lautes Gelächter ausbrach.

„Lachen Sie nicht, es ist wahr."

„Einen Jaguar beim Schwanz fassen! Welch ein Gedanke!"

„Ein sehr pfiffiger, ein sehr schlauer Gedanke! Und doch so einfach, daß man bei demselben an das Ei des Kolumbus erinnert wird. Wenn ich ein Tier hinten habe, kann es mich doch nicht vorn beißen."

„Aber der Jaguar wird sich blitzschnell herumdrehen und Sie zerfleischen!"

„Fällt ihm ganz und gar nicht ein. Er wird vor Angst brüllen und schleunigst ausreißen. Ich weiß es sehr genau."

„Das ist ein geradezu wahnsinniger Gedanke! Unterlassen Sie es um Gottes willen, diesen Versuch zu machen! Er würde Ihnen das Leben kosten."

„Nein, nein! Ich bin meiner Sache sicher und weiß, daß so eine Bestie viel ungefährlicher ist, als mancher Mensch, zum Beispiel dieser Hauptmann in Santa Fe, welcher uns einsperren oder unters Militär stecken lassen wollte."

Der Lieutenant horchte auf und fragte: „Ein Kapitän in Santa Fé? Wann war das?"

„Gestern."

„Zu dieser Zeit gibt es dort nur einen Kapitän, nämlich den Kapitän Pellejo. Der hat Sie einsperren lassen wollen?"

„Allerdings."

„Weshalb?"

„Eines Mißverständnisses wegen, an welchem wir nicht die mindeste Schuld gehabt haben. Soll ich es Ihnen vielleicht erzählen?"

„Ich bitte Sie sehr darum!" antwortete der Gefragte, indem sein Gesicht den Ausdruck großer Spannung annahm.

Der unvorsichtige Gelehrte, welcher das unangenehme Abenteuer gar nicht hätte erwähnen sollen, erzählte dasselbe. Im Laufe seines Berichtes nahm das Gesicht des Offiziers einen immer ernsteren Ausdruck an, und als derselbe zu Ende war, sagte er in einem viel weniger freundlichen Tone als bisher:

„Das thut mir leid, Señor. Kapitän Pellejo ist mein nächster Vorgesetzter, und ich muß Ihnen sagen, daß er sich heut in Fort Uchales befindet und morgen hierher kommen wird. Glücklicherweise werden Sie uns bei seinem Eintreffen schon verlassen haben. Er hat, wie ich genau weiß, heute mit dem Frühesten eine Reise angetreten, um die Befestigungen, welche längs der Indianergrenze liegen, zu inspizieren. Hüten Sie sich, ihm zu begegnen!"

„Haben Sie keine Sorge um mich! Ich fürchte ihn nicht."

„Ob Sie Veranlassung haben, ihn zu scheuen oder nicht, muß mir gleichgültig sein. Ich bin ihm als sein Untergebener für alles, was ich thue, verantwortlich, und wenn er erfährt, daß ich Sie hier aufgenommen habe, wird mich sein Zorn treffen. Es fällt mir natürlich nicht ein, Ihnen das Obdach zu verweigern, aber

in einem und demselben Raume darf ich nicht mit Ihnen wohnen. Sie sollten hier bei mir schlafen; nun aber bin ich gezwungen, Ihnen einen andern Rancho anzuweisen."

Er stand auf und ging hinaus. Nach kurzer Zeit kam an seiner Stelle der Chirurg und meldete, daß er den Señores ihre Schlafplätze anzuweisen habe.

„Kommt der Lieutenant denn nicht wieder?" fragte Morgenstern.

„Nicht eher wohl, als bis Sie sich entfernt haben, Señor. Er war plötzlich ganz anders geworden und schien zornig auf Sie zu sein. Haben Sie sich mit ihm gezankt?"

„Nein; aber meine Erzählung, Commemoratio oder Oratio genannt, schien ihm nicht zu gefallen. Legen wir uns schlafen, um morgen mit dem Frühesten aufzubrechen!"

Der Chirurg führte sie nach einem andern Rancho, welchen der Bewohner verlassen hatte, um ihnen Platz zu machen. Kein Mensch bekümmerte sich um sie. Ein Talglicht, in einen kleinen Kürbis gesteckt, erleuchtete die aus aufeinander gelegten Rasenstücken gebildete Hütte. Dürres Gras war das Lager, doch schliefen die drei während der ganzen Nacht so gut, als ob sie auf Daunen lägen. Beim Morgengrauen waren sie schon wach. Die Soldaten schliefen noch. Sie fingen ihre Pferde ein, sattelten sie, öffneten den während der Nacht verschlossen gewesenen Eingang und ritten davon, ohne die Besatzung des Forts zu wecken, um von ihr Abschied zu nehmen.

Fritze kannte die Richtung genau, in welcher die Laguna Porongos von Fort Tio liegt, und der Chirurg war auch schon dort gewesen. Darum stand nicht zu befürchten, daß man sich verirren werde.

Das Reiten kam dem kleinen Gelehrten heute viel leichter vor als gestern. Er hielt es aus bis Mittag; dann aber mußte man ausruhen, nicht nur der Menschen, sondern auch der Pferde wegen, welche man grasen ließ. Wasser gab es nicht; aber das Gras war so frisch und grün, daß die Pferde nicht zu trinken brauchten.

Nun hatten die Herren Hunger bekommen, und es stellte sich heraus, daß die Warnungen des Lieutenants gestern Abend doch nicht aus der Luft gegriffen waren. Man hatte während des ganzen Vormittages außer einigen Geiern kein Tier, am allerwenigsten aber ein jagd- und eßbares gesehen. Glücklicherweise besaß der Chirurg ein großes Stück Fleisch, welches er gestern klugerweise von einem der Soldaten eingehandelt hatte. Er war so rücksichtsvoll, dasselbe in drei gleich große Teile zu zerschneiden und zwei davon seinen Reisegenossen abzulassen, allerdings nur gegen bare Bezahlung, ein Umstand, welcher ihnen sagte, was für einen Kameraden sie an ihm haben würden.

Man brannte von vertrocknetem Grase ein Feuerchen an, um das Fleisch zu braten. Es reichte gerade aus, um die Männer zu sättigen. Nachdem man dann wieder aufgebrochen war, hielt man die Augen ungemein offen, um aufzupassen, ob sich nicht ein Wild sehen lasse. Fritze und der Chirurg hielten ihre Gewehre schußbereit. Die Sorge um die Nahrung hatte begonnen, und man wollte sich heute doch nicht hungrig schlafen legen.

Der Nachmittag verging, und es wollte Abend werden, ohne daß man eine Jagdbeute erlangt hatte. Der Hunger stellte sich wieder ein. Da rief plötzlich der Chirurg erfreut aus:

„Ich hab's, ich hab's gesehen! Wir werden zu essen bekommen."

„Was denn? Was haben Sie gesehen?" fragte der Gelehrte.

„Ein Vizcacha, ein Pampaskaninchen. Wir graben es aus."

„Wo?"

„Da drüben links. Es kam aus seinem Bau, verschwand aber sogleich wieder, als es uns erblickte."

Das Vizcacha ist größer als unser wildes Kaninchen und demselben zwar ähnlich, weshalb es eben Pampaskaninchen genannt wird, gehört aber nicht zu den Hasen, sondern zu den Wallmäusen. Man ißt es nur in dem Falle, daß man hungert und nichts andres hat. Der Bau dieses Tieres ist ein flach gewölbter, in der Mitte geöffneter Hügel, welcher sich stets nur in lehmiger Gegend befindet. Es wohnen meist mehrere Familien bei einander, weshalb der Bau außer dem Haupteingange noch mehrere Schlupflöcher hat.

So war es auch hier. Es gab vier Löcher, welche sorgfältig verstopft wurden. Während die Pferde sich im Grase gütlich thaten, gruben Morgenstern und der Chirurg den Hügel auf, und Fritze stand mit angelegtem Gewehre bereit, sofort zu schießen, falls eins der Vizcachas sich durch ein verschlossenes Loch die Flucht erzwingen wolle. Das war grundfalsch. Ein erfahrener Jäger hätte es ganz anders angefangen. Dennoch aber hatte es Erfolg. Kaum waren fünf Minuten vergangen und die Spaten waren einige Fuß tief in den Boden eingedrungen, so schoß Fritz nicht nur ein-, sondern zweimal hintereinander und stieß dann einen Freudenruf aus. Die beiden andern blickten von ihrer Arbeit auf und sahen, daß er zwei Vizcachas erschossen hatte. Das war genug. Die Spaten wurden den Packpferden wieder aufgeladen, die Kaninchen, welche sehr groß und fett waren, dazu, und dann ritt man weiter.

Bald wurde das Gras saftiger und der Boden weicher als bisher. Im Norden zeigten sich einzelne Bäume, ein sicheres Zeichen, daß man sich an der Laguna Porongos befand. Dieser Name bedeutet soviel wie See oder Sumpf der wilden Zitronenbäume, und solche Bäume waren es, welche man jetzt vor sich hatte. Die Sonne stieg eben hinter dem Horizonte hinab, als die drei Reiter das Wasser der Laguna vor sich glänzen sahen.

Sie waren zuletzt einer Fährte von so zahlreichen Reitern gefolgt, daß sie annehmen mußten, die Spur der Truppe des Vaters Jaguar vor sich zu haben. Gern wären sie weiter geritten; aber es wurde schnell dunkel, und so hielten sie es für geraten, anzuhalten und Lager zu machen.

Sie stiegen also ab und entsattelten ihre Pferde. Sie banden ihnen mit den Lassos die Vorderbeine in der Weise zusammen, daß die Tiere zwar weiden aber nur kleine Schritte machen konnten, um sich nicht weit zu entfernen. Die Pampaspferde leben in Herden und bleiben stets beisammen; daher stand nicht zu befürchten, daß man sie früh nach verschiedenen Richtungen zu suchen habe.

Dann wurde dürres Holz zum Feuer gesammelt. Die wilden Zitronenbäume lieferten genug davon. Als die Flamme lustig flackerte, wurden die beiden Vizcachas abgezogen und ausgeschlachtet. Sie gaben genug Fleisch für heute abend und für morgen früh. Wasser war freilich nicht vorhanden, da das salzhaltige der Laguna nicht zu genießen war.

Nach dem Essen wickelten die drei sich in ihre Ponchos und legten sich am Feuer zum Schlafen nieder. Man hatte heute wieder über hundert Kilometer zurückgelegt, und war also so ermüdet, daß keiner trotz der scharfen Luft, welche während der Nacht wehte, erwachte.

Am Morgen fand es sich daß die

Pferde ganz in der Nähe geblieben waren. Der Rest des Fleisches wurde gebraten und verzehrt; dann brach man wieder auf.

Die Reiter befanden sich auf der östlichen Seite der Laguna, in welche von Osten her der Rio Dulce fließt. Dieser Name wurde dem Flusse gegeben, weil er ein wohlschmeckendes, süßes Wasser führt. Nachdem er aber durch die Salzwüste geflossen ist, hat er so viel Salz angenommen, daß sein Wasser im untern Teile seines Laufes ungenießbar geworden ist.

Die gestrige Spur führte an der Lagune hin und dann ein Stück von derselben ab. Dort hatte man Halt und jedenfalls auch Lager gemacht, denn der Boden war zerstampft; es gab mehrere ausgekohlte Feuerstätten und das Gras war in einem weiten Umkreise von den weidenden Pferden niedergetreten. Aber wann man hier ausgeruht hatte, das zu erraten oder gar zu bestimmen, dazu waren die drei nicht erfahren genug. Wald- oder Prairieläufer war keiner von ihnen.

Von dieser Stelle aus führte die Fährte in nordöstlicher Richtung weiter. Der Chirurg blieb halten und sagte in bedenklichem Tone:

„Señores, meinen Sie wirklich, daß diese Spuren von den Leuten des Vaters Jaguar herrühren?"

„Ja," antwortete Fritze Kiesewetter. „Er hat vierundzwanzig Mann bei sich, und ungefähr so viele sind es gewesen, welche hier geritten sind."

„Das ist wahr; aber der Vater Jaguar will nach dem Gran Chaco, welcher von hier aus im Norden und Nordwesten liegt, und diese Spur zeigt nach Nordosten."

„So wird er wohl einen triftigen Grund gehabt haben, von der geraden Richtung abzuweichen. So etwas kann oft und manchmal vorkommen."

„Hm! Euer Gnaden schlagen also vor, daß wir dieser Fährte folgen?"

„Ja. Ich denke nicht, daß ich mich irre. Der Vater Jaguar ist sicherlich nach dieser Laguna geritten. Wir haben die einzige Spur vor uns, welche es hier gibt, folglich ist sie die seinige. O, ich verstehe mich darauf, denn ich habe früher einmal eine Indianergeschichte gelesen, in welcher sehr viel von Stapfen, Spuren und Fährten die Rede war."

Sie ritten also auch nach Nordost. Der Weg führte über einen ebenen Kamp, auf welchem nichts als Himmel und Gras zu sehen war. Die Spuren waren ganz deutlich zu sehen. Gegen Mittag fanden sie eine klare Quelle, an welcher der Trupp, den sie für denjenigen des Vaters Jaguar hielten, gelagert hatte. Sie stiegen auch ab, um endlich einmal sich satt zu trinken und dann auch ihre Pferde Wasser nehmen und ruhen zu lassen. Nach einer guten Stunde wurde wieder aufgebrochen.

Doktor Morgenstern hatte einen kleinen, aber guten Kompaß an seiner Uhrkette hängen. Diesen zu Rate ziehend, sah er, daß die Fährte eine immer mehr östliche Richtung nahm. Sie lief nicht mehr nach Nordost, sondern schon nach Ostnordost. Das fiel dem Chirurgen noch mehr auf. Er schüttelte den Kopf und sagte:

„Wenn wir in dieser Weise weiterreiten, kommen wir im ganzen Leben nicht nach dem Chaco. Wenn ich mich nicht irre, so reiten wir auf diejenige Gegend des Rio Salado los, in welcher Paso de las Cañas oder gar Paso Quebracho liegt. Sollten wir den Vater Jaguar wirklich vor uns haben? Ich habe große Lust, umzukehren oder mich nach links zu wenden."

„Und ich reite dorthin, wo die Spur hinzeigt," antwortete Morgenstern. „Wo Spuren sind, da findet man Menschen; und wo Menschen sind, da gibt es etwas zu essen."

Dieses Argument machte einen guten Eindruck auf Don Parmesan, denn er meinte, indem er zustimmend mit dem Kopfe nickte:

„Das ist freilich wahr. Wir werden heute vielleicht hungern müssen, denn es hat sich noch kein einziges Tier sehen lassen, diese Geier ausgenommen, die überall sind und leider nicht verzehrt werden können. Reiten wir also der Fährte nach!"

Wieder ging es weiter. Der Hunger stellte sich ein, denn das Reiten und die Luft erzeugen Appetit. Es war um die Mitte des Nachmittages, da zeigte der Chirurg mit der Hand geradeaus und sagte in leisem Tone, als ob er befürchte, gehört zu werden:

„Un avestruz, un avestruz, — ein Strauß, ein Strauß!"

Die beiden andern blickten in die angegebene Richtung und sahen wirklich einen Strauß, welcher, allerdings eine bedeutende Strecke entfernt, den Boden eifrig mit dem Schnabel bearbeitete und die Reiter nicht bemerkte, da er ihnen den Rücken zukehrte.

„Das gibt Fleisch, das gibt Fleisch!" fuhr Don Parmesan fort. „Wir werden unsern Hunger stillen."

„Aber erst dann, wenn wir den Vogel haben," meinte Fritze. „Ich habe gehört, daß der Strauß sehr schwer zu jagen ist."

„Da hat man Euer Gnaden allerdings recht berichtet. Er wird uns entgehen."

Da legte der Doktor den Finger auf die Nase und sagte in gewichtigem Tone

„Señores, ich hab's, ich hab's! Die Wissenschaft ist's, welche dem Menschen in jeder Verlegenheit zu Hilfe kommt. Ich bin ein Jünger der Wissenschaft, speciell der Zoologie, zu welcher ja auch der Strauß gehört, und werde Ihnen ein Mittel sagen, wie wir ihn fangen können."

„Nun? Sagen Sie es schnell!" forderte Parmesan ihn begierig auf.

„Die Wissenschaft lehrt, daß der Strauß den Kopf in die Erde steckt."

„Davon habe ich auch gehört."

„Auch? Nun, so kennen Sie mein Mittel."

„Wieso?"

„Veranlassen Sie ihn, den Kopf in die Erde zu stecken, so sieht er uns nicht, und wir können über ihn kommen wie David über die Philister."

„Señor, wollen Sie sich über mich lustig machen?"

„Fällt mir nicht ein! Ich spreche im vollen Ernste."

„So reiten Sie doch hin, und bitten Sie ihn, den Kopf zu verstecken!"

„Das würde voraussichtlicherweise den entgegengesetzten Erfolg haben."

„Das denke ich auch. Wie soll man ihn veranlassen, den Kopf zu verbergen?"

„Das ist Ihre Sache, Señor. Ich habe Ihnen mein Mittel gesagt. Wenn Sie kein Mittel kennen, es auszuführen, so ist das nicht meine Sache, obgleich ich es tief beklage, da wir nun doch noch Hunger leiden werden."

Er hatte wirklich im vollsten Ernste gesprochen. Parmesan wollte eine noch derbere Antwort geben, aber Fritze kam ihm zuvor:

„Streiten Sie sich nicht, Señores! Ich glaube, einen guten Gedanken zu haben. Glauben Sie, Señor Parmesan, daß — — —"

„Don Parmesan, bitte!" unterbrach ihn der andre stolz.

„Gut! Also, Don Parmesan, glauben Sie, daß der Strauß vor einem Pferde flieht?"

„Nein. Es kommt im Gegenteile vor,

daß man grasende Strauße mitten unter weidenden Pferde- oder Rinderherden findet."

„Gut! Ich steige ab und lege mich mit meiner Flinte hier in das Gras. Sie reiten von hier aus in einem weiten Bogen nach rechts und links, über den Strauß hinaus und versuchen, ihn mir zuzutreiben. Ist das Glück uns günstig, so ist es möglich, daß ich den Vogel vielleicht doch erlege."

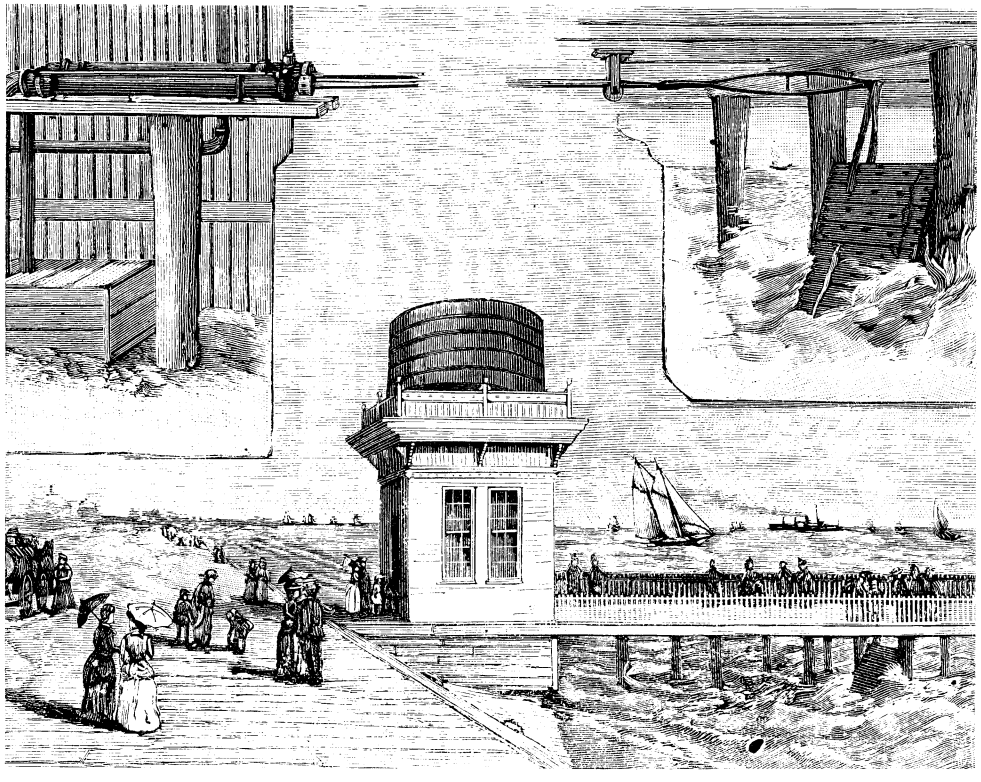
Dieser Vorschlag fand Anklang und wurde sofort ausgeführt. Morgenstern ritt rechts und Parmesan linksab, in einem Bogen in den Campo hinaus, um dann den Vogel zu veranlassen, seine Flucht auf Fritze zuzunehmen. Der amerikanische Strauß oder Nandu wird mit der Bola, welche man ihm um die Beine wirft, gefangen. Zu schießen ist er nicht leicht, weil der Jäger, um schießen zu können, sein Pferd anhalten muß und der schnelle Vogel, bis das Pferd ruhig steht, gewöhnlich schon außer Schußweite gekommen ist. Wenn der Vorschlag des pfiffigen Preußen zum Ziele führte, war es jedenfalls nur dem Zufalle zuzuschreiben.

Um keine Zeit zu verlieren und dem Vogel den Weg möglichst bald abzuschneiden, trieben die beiden Reiter ihre Tiere zur größten Eile an. Der Nandu schien für nichts außer seiner Beschäftigung Augen zu haben. Er hackte mit dem Schnabel und scharrte mit den kräftigen, dreizehigen Füßen den Boden und drehte sich dabei jetzt immerwährend um seine eigene Achse, ohne auf die beiden Reiter draußen oder das hier ruhig weidende ledige Pferde achtzugeben.

„Ick jlaube jar, er will Eier lejen und baut sich sein Nest dazu!" brummte der im Grase liegende Fritze vergnügt vor sich hin. „Wenn ick dat jewiß jewußt hätte, so hätte ick ihm Zeit jelassen, um sonne Dutzender viere Eier von sich zu jeben. Wat für eine Omelette wäre dat jewesen!"

Jetzt waren die Reiter hinter dem Nandu angelangt und wendeten ihm ihre Pferde zu. Er war so beschäftigt, daß er sie erst bemerkte, als sie höchstens noch zweihundert Ellen von ihm entfernt waren. Da machte er einen weiten Satz und rannte fort, gerade vor ihnen her und auf die Stelle zu, an welcher Fritze lag. Nun sah er das Pferd, stutzte, setzte aber dann seine Flucht in der einmal eingeschlagenen Richtung fort. Das Pferd schien ihm nicht gefährlich zu sein. (Forts. folgt.)

Horizontal liegende Pumpen. Der Wasserturm. Die von den Wellen in Bewegung gesetzte Bretterwand.



Die Pumpstation zu Ocean Grove. Nutzbarmachung der Kraft der Meereswogen.

Die Kraft der Meereswogen.

Seit Jahrzehnten sind unsre Techniker bemüht, die Naturkräfte zu ergründen und in den Dienst der Menschheit zu stellen mit mehr oder weniger glücklichem Erfolge. Wieder aber kennen wir eine große Zahl mechanisch thätiger Naturkräfte, von denen wir theoretisch wissen, daß sie uns bei richtiger technischer Ausnützung eminente Kraftsummen zuführen könnten, aber wir sind bis heute, sei es, daß die technischen Hilfsmittel oder die Finanzkräfte nicht zureichen, über das Projekt nicht hinausgekommen. Unter diese Probleme, die noch der Lösung harren, zählt auch die Kraft der Meereswoge, die Kraft der Flutwelle, sie für mechanische Dienstleistung nutzbar zu machen. Bis jetzt ist uns erst eine maschinelle Anlage bekannt, die sich mit dieser Materie beschäftigt, und so primitiv sie ist, so entbehrt sie doch keineswegs des originellen Gedankens. Diese Anlage befinde sich zu Ocean Grove, ungefähr 20 Meilen südlich von New York, und dient den Zwecken einer Pumpstation. Wenn dieselbe also, wie gesagt, durchaus kein Wunderding ist, so gebührt dem Erfinder doch zum mindesten die Anerkennung, dem Problem der Nutzbarmachung der Meereswoge zum erstenmal näher getreten zu sein und die Anerkennung, daß sein Pumpwerk während mehrerer Monate des Jahres regelrecht arbeitet und der Gemeinde ganz nützliche Dienste leistet. Es erfüllt die Aufgabe, eine Quantität Meerwasser in einen Wasserturm zu heben, das von dort aus nach allen Straßen geleitet und zum Besprengen derselben verwendet wird. Ein Urteil über die sanitären und sonstigen Wirkungen dieses Besprengungsmaterials kann bei dem erst kurzen Bestehen dieser Wasserversorgung noch nicht als feststehend betrachtet werden; die einen sind der Meinung, das Salz verursache auf der Straße eine angenehme und zuträgliche Feuchtigkeit,

keit, wieder andre wollen darin Nachteile für die Fußbekleidung, die Hufeisen, den Beschlag der Wagenräder u. a. m. erblicken. Alle anerkennen jedoch die Vorteile, die ein reicher Wasservorrat an sich schon bietet, und wäre es nur, um die Gossen zu bewässern, um Staub und Unrat wegzuspülen und für Feuerlöschzwecke stets ein großes Quantum bereit zu haben.

Die Konstruktion der bei dem Pumpwerke hauptsächlich in Anwendung kommenden Vorrichtungen ist auf unserm Bilde leicht zu erkennen. Zwischen den Pfählen der Landungsbrücke hat der Erbauer eine Reihe starker Holzwände (unser Holzschnitt zeigt nur eine derselben) anbringen lassen, die in ihrem oberen Teile in eine horizontal liegende Achse eingehängt und daher beweglich sind. Diese Bretterwände haben ein Größenverhältnis, daß sie bei Ebbe noch immer 0,50 m, zur Flutzeit aber 2,10 m ins Wasser reichen. Jede derselben ist fast 2 m breit und hat einen über den oberen Rand hinausragenden Hebel, der wiederum mit dem Stock einer horizontal liegenden Pumpe vergliedert ist. Es leuchtet ein, daß die Wellen die also konstruierte Bretterwand hin und her schwingen, diese den Pumpstock in Bewegung setzt, der seinerseits das Wasser in das Pumpwerk drückt, das die Wassersäule auf das 12 m hohe liegende Becken befördert. Man sieht, der Mechanismus ist sehr einfach und leistet dabei doch ganz schätzenswerte Dienste.

Vom Esel.

I.

Es ist wohl ebenso bedauerlich wie verwunderlich, daß unser grauer Freund, den doch jeder wenigstens von Ansehen schon lange kennt, sich noch keinen allgemeinen Platz neben unseren übrigen Haustieren erobern konnte. Diese Thatsache findet nur darin ihre Begründung, daß man sich nicht die Mühe gegeben, ihn überall richtig zu behandeln. Paßt er doch in alle Verhältnisse, füllt seinen Platz allemal bestens aus und nicht umsonst haben ihn Geschichte, Sage und Religion in ihren Rahmen so willig aufgenommen. In meiner engeren Heimat habe ich den Esel tagtäglich in allerlei Verwendungen vor mir gehabt.

Der größte Grundbesitzer des Ortes, welcher stets 20 bis 25 Pferde an der Krippe hielt, hatte dennoch seinen Reitesel, auf dem er seine Feldarbeiter überwachte, nie bestieg er ein Pferd. Das Tier hatte in der Zwischenzeit in Haus und Hof freien Paß, keinen eigenen Stall, fraß selbstverständlich von dem überall zugängigen Futter und war wohl infolge der Neckereien von unbefugten Seiten ungemein störrig gegen andere, nicht aber gegen den Herrn. Dieser, eine starke, schwere Person, dessen Füße den Boden zu berühren schienen, wenn er im Sattel saß, wurde trotzdem mit ersichtlicher Leichtigkeit in einem ständigen Trabe ohne jedwede Widerspenstigkeit getragen. Ein anderer Landwirt, dessen Kinder einen halbstündigen Weg zur Schule hatten, hielt sich eigens einen Grauen, der bei schlechtem Wetter das Geschwisterpaar höchst pünktlich an der Schulhausthür ablieferte und allemal ledig wieder ruhig nach Hause ging, was er auch regelmäßig that, wenn er eine Stunde weit zur Erreichung einer dort vorüberfahrenden Post benutzt wurde. Eine hoch auf dem Berge thronende herrschaftliche Domäne ließ ihren gesamten Wasserbedarf durch eine Anzahl ungezäumter Esel aus dem Thale heraufschaffen, die den nur für sie hergerichteten Weg und ihre Pflicht genau kannten und niemals einen Aufseher nötig machten.

Jene Kirche, welche ich während meiner Gymnasialjahre vorzugsweise zu besuchen gehalten war, dankte einem Esel ihren Standort, dessen Schädel heute noch aufbewahrt und allen Gläubigen gezeigt wird. Ein frommer Schäfer fand nämlich damals einen Schatz, viel zu schwer, als daß er ihn hätte selber tragen können. Er gelobte deshalb, dort wo sein damit beladener Esel zuerst ausruhen würde, ein Gotteshaus zu bauen. Das Tier blieb zufällig mitten auf einer Brücke über einem großen Teiche stehen, aber der Schäfer nahm sein Gelübde wörtlich. Die Kirche ist lediglich auf heute noch gesunden Balken über dem längst verschwundenen Wasser erbaut. — Ein anderer mit Salz schwer beladener Esel warf sich beim Passieren eines Flusses in das Wasser. Erleichtert stand er auf. Das nächste Mal hatte er aber statt Salz Schwämme zu tragen und als er seine List wieder versuchen wollte, kam er dabei um, weil die vollgesogenen Schwämme schwer und schwerer wurden, statt wie Salz zu zerfließen.

Schon zu Abrahams Zeiten verwendete Aegypten schöne und rüstige Esel zu allerhand Arbeiten. Dennoch mußten am Feste der Sonne die Priester schwören, keinem Futter zu reichen, und alljährlich wurde einer mit allen Zeichen heftigen Abscheues von einem Felsen gestürzt, weil man ihn wegen seiner rötlichen Farbe für ein Sinnbild des glühenden Samum der Wüste hielt. Sie verabscheuten ihn so, daß sie nicht einmal eine Trompete führen wollten, weil sie ja wie Eselsgeschrei klänge. Heutzutage findet der Reisende in Kairo auf den öffentlichen Plätzen und Straßen stets völlig gesattelte Esel zum Vermieten, sie vertreten da unsere Fiaker. Der Vermieter läuft hinter seinem Tiere her, treibt es an und ruft den Fußgängern zu, sie sollen ausweichen. Bei den Römern diente der Esel als Lastträger und Mühlentreiber.

In Sardinien hat fast jede Familie einen Esel, der mit verbundenen Augen eine kleine Mühle bewegt, vermittelst welcher der Mehlbedarf gemahlen wird. Das Fleisch der Eselkeulen vermischt man mit anderem Fleische und bereitet daraus die feinsten Cervelatwürste. Das südliche Klima Griechenlands, Italiens Frankreichs und Spaniens eignet sich für den Esel vortrefflich. Dort läßt man ihm aber auch die entsprechende Pflege angedeihen, gibt ihm bessere Nahrung, putzt und striegelt ihn wie das Pferd, wodurch er ein so nettes und glattes Aussehen erhält, daß selbst die reichsten Leute ihn als Reittier benutzen.

Diesseits der Alpen verlieren die Esel durch das kältere Klima und die schlechte Pflege ihre Vorzüge und damit die Achtung. Bei allen nördlichen Völkern sind sie, doch aber gewiß nicht ohne hervorragendes Verschulden der Menschen, Sinnbilder der Trägheit, Faulheit, Stumpfheit und Dummheit geworden. Die Verbreitung nach Norden muß überhaupt sehr langsam stattgefunden haben. In Deutschland stammen beispielsweise die ersten Nachrichten, daß diese Tiere hie und da gehalten wurden, aus dem 13. Jahrhundert der Hohenstaufenzeit.

Des Esels Stimme ist bekanntlich ein widerliches Schreien, allemal sehr beleidigend für unser Ohr. Das ist nicht zu bestreiten. Hunger und Begierde entlocken ihm diesen Schrei, den die Eselin noch

weit schärfer und durchdringender zu Tage fördert. Letztere hat für ihr Junges stets mehr Liebe als das Pferd, verteidigt es mit Mut und scheut keine Gefahr, sich mit ihm wieder zu vereinigen, wenn man es von ihr trennt.

Schlaf bedarf der Esel noch viel weniger als das Pferd, aber im Schlafe träumt er lebhaft, schlägt heftig mit den Füßen um sich, wird dadurch, wenn er auf etwas Hartes stößt, auf der Stelle lahm und bedarf daher immer einer geräumigen Schlafstätte. Er liebt trockene und salzige Kräuter, ist genügsam, frißt mancherlei Disteln, jedoch weit lieber Klee und Hafer. Soll der Esel gut gedeihen, muß er, wenn ihm nicht hinreichend Grünfutter, als: Gras und Klee, geboten werden kann, außer einem guten Futterstroh durchaus noch etwas Heu und Hafer oder andere Getreidekörner erhalten, außerdem gehörig geputzt und wenn nötig auch beschlagen werden. Zur Tränke verlangt er nur sehr reines, helles Wasser, liebt die Reinlichkeit und scheut Nässe und Schmutz. Vom Ungeziefer hat er unter allen Haartieren am wenigsten zu leiden, weil er mit einer sehr trockenen und harten Haut bedacht ist. Diese Härte mag denn wohl auch Ursache sein, daß er gegen Peitschen- und Rutenhiebe scheinbar so unempfindlich bleibt.

(Schluß folgt.)

Orang-Utang und Tigerschlange.

Wir dürfen voraussetzen, daß unsern lieben Lesern die Naturgeschichte des größten menschenähnlichen Affen wohl geläufig ist und daß sie durch den Vortrag des Naturgeschichtsprofessors auch die Bekanntschaft der nicht giftigen Tigerschlange (Python molurus oder tigris) gemacht haben. Der Maler, dem wir das prächtige Bild Seite 190 und 191 verdanken hat nicht ohne Absicht die Gegenüberstellung dieser Tiere gewählt. Die Tigerschlange ist die einzige Feindin, die dem Orang-Utang unter Umständen gefährlich werden kann, denn der letztere ist dem kleinen Raubzeug seiner Heimat an Körperkraft und Behendigkeit durchaus überlegen und selbst der Tiger, der ihm allerdings nachstellt, hat das Nachsehen, sobald der Affe zu seiner Kletterkunst die Zuflucht nimmt, denn auf die Bäume kann ihm jener nicht folgen. Offen wagt das mächtige Kriechtier die beiden Affen nicht anzugreifen, denn die Arme derselben sind stark genug, ihr mit eiserner Umschlingung das Rückgrat zu brechen. Sie bleibt in abwartender Stellung, aber auch das Affenpaar beschränkt sich in aller Vorsicht, der Schlange keine Blöße zu geben, auf die Defensive, bis sie der Situation endlich überdrüssig werden und sich mit kecken Sprüngen davon machen.

Mein erster Tag im wilden Westen.

Amerika! — Land der Energie, der Arbeit, der fieberhaften Spekulation und des rastlosen Fleißes, freust du dich deines neuen Bürgers? — Ich glaube kaum! Noch habe ich nichts gethan, mich deiner würdig zu zeigen. Noch klimpern die blanken Golddollar in meiner Tasche, noch kann ich mich in ungetrübtem Genusse deiner Schönheiten erfreuen, meine neue Heimat! — kann im süßen Nichtsthun deine balsamischen Düfte atmen, die Rosen und Magnolien in meine Fenster senden, herrliches Arkansas! — noch brauche ich mich nicht von den sengenden Strahlen deiner Sonne ausdörren zu lassen! Warum soll ich nicht genießen, so lange mir die Sonne lächelt und das rote Kalifornia-Gold? Mit nächstem geht es in den Urwald, da schießt mich vielleicht einer deiner Söhne tot, großes, herrliches Land meiner Sehnsucht! — und die Freude hat ein Ende. Ergo — erfreue ich mich meines Daseins so lange ich vermag. Ich habe recht — quod erat demonstrandum!“ —

Dieses Selbstgespräch hielt ich am Mittag eines schönen Maitages des Jahres 187—, während ich in Little-Rock, im Boarding-Haus des Herrn Ehmann auf dem Sofa lag und den Rauch einer Havannazigarre wohlgefällig in die Luft blies. Meine beiden Freunde und Reisegefährten waren in der Stadt, um trotz der entsetzlichen Mittagshitze mit deutscher Unverdrossenheit Einkäufe für unsern beabsichtigten Zug in die Urwälder zu machen, vor allem die für ein solches Unternehmen unentbehrlichen Pferde zu erhandeln. Ich wußte nach den Erkundigungen, die ich schon in den ersten Tagen meines Aufenthaltes eingezogen, daß Little-Rock dazu nicht der geeignete Ort war. Da aber meine Freunde hartnäckig darauf bestanden, schon von der Hauptstadt von Arkansas aus in die „Backwoods“ aufzubrechen, anstatt lieber noch ein Stückchen die Eisenbahn zu benutzen, so ließ ich sie ihren eigenen Weg gehen und erwartete mit philosophischem Gleichmut das Resultat ihrer Bemühungen.

Mein Ideengang war gerade zu dem vorher erwähnten befriedigenden Abschluß gelangt, als meine beiden Gefährten mit braunroten, schweißüberströmten Gesichtern ins Zimmer wankten.

„Oswald,“ rief der ältere, indem er sich erschöpft auf sein Bett warf, „es geht alles schief. Mit dem besten Willen sind keine Pferde oder Maultiere für einen zivilen Preis aufzutreiben!“

„Ganz unmöglich!“ schrie der andre, „wir haben die ganze Stadt vergebens durchstreift. Gib mir eine Zigarre, Fritz, oder ich falle um!“ Dabei schleuderte er seinen Rock von sich, warf sich ächzend auf das zweite Bett und versuchte sich liegend einen Glimmstengel anzubrennen.

„Alles umsonst! Alles! rein zum verzweifeln!“ stöhnte der ältere nochmals, und — „zum verzweifeln!“ wiederholten beide mit Emphase wie aus demselben Munde. Dann trat eine Erschöpfungspause ein.

Ich ließ meine Freunde erst ein wenig verschnaufen, ehe ich es für zweckmäßig fand, auf diese leidenschaftlichen Ausbrüche des Unwillens etwas zu erwidern. Ich hatte es ja vorher gewußt, aber meine Vorschläge waren nicht acceptiert worden, jetzt kannte ich kein Erbarmen. Ich war Sieger — ich hatte also Zeit.

„Well,“ lächelte ich nach einigen Minuten mit der ganzen Ueberlegenheit eines großen Geistes. „Ihr wolltet **mir nicht** glauben, jetzt habt ihr euch **selbst** überzeugt. Wir werden nun also doch **unsern** Reiseplan etwas ändern müssen.“

„Jedenfalls! Jedenfalls!“ riefen beide, und ich fuhr fort.

„Hört meinen Vorschlag, Krieger! Soviel man mir gesagt, sind in Texas Pferde sehr billig. Außerdem beginnt ja auch der eigentliche Jagdgrund für edle Trapper erst in Texas, am Red-River, an der

Orang-Utang und Tigerschlange.

Grenze des Indianergebietes, wo wir Hoffnung haben, nicht nur den Spuren des Hirsches und Büffels, sondern auch den Fährten rothäutiger Feinde folgen zu können. Laßt uns also mit der Bahn bis zur texanischen Grenze fahren, uns dort equipieren und dann längs des Red-River in die Wildnisse eindringen! Ich habe gesprochen!"

„Und uns von dem roten Gesindel den Hals abschneiden lassen!" rief der ältere ärgerlich.

„Pah — tapferer Krieger, Jäger der Wildnis! Fürchtest du das Kriegsbeil der Pawnees und Sioux!" rief ich verächtlich. „Ermannt euch und folgt mir auf den Kriegspfad — ich will euer Häuptling sein!"

„Ich mache mit!" sagte der jüngere meiner Freunde, „obgleich ich mir einen andern Häuptling gewünscht hätte!"

„Scherz beiseite — nehmt ihr meinen Vorschlag an?"

„Einverstanden!" riefen beide und der Kriegsrat war geschlossen.

Ich bin hier dem Leser noch eine kleine Aufklärung schuldig über die Persönlichkeiten meiner Gefährten. Es waren zwei deutsche Förster, Vater und Sohn, mit denen mich schon langjährige Bekanntschaft verknüpfte. Wir hatten die Seereise gemeinschaftlich gemacht, waren bisher zusammengeblieben und hatten uns das Wort gegeben, uns nicht zu trennen, sondern vereint den Gefahren der Wildnis zu trotzen. Täglich fielen kleine Scharmützel zwischen uns vor über die Art und Weise, Richtung ꝛc. unsrer nächsten Operationen, wie es unter drei freien Waldleuten mit der Berechtigung zu absoluter Selbstbestimmung gar nicht anders sein kann. Schließlich aber versöhnten wir uns doch immer wieder. Meine beiden Freunde waren der englischen Sprache nicht mächtig, so daß ich also nicht nur Häuptling und Krieger, sondern auch noch Dolmetscher war, was bei unsern Beratungen mein Stimmengewicht bedeutend vermehrte. Doch genug über unser unbedeutendes Kleeblatt, welches ich leider im Laufe meiner Reisebeschreibung noch zu oft erwähnen muß.

Am Morgen nach den letzterzählten Ereignissen standen wir ausgerüstet, wie es Jägern geziemt, die Wolldecke auf den Rücken geschnallt, die Tasche mit Schießbedarf umgehängt, die Büchsen auf der Schulter, auf dem Bahnhof von Little-Rock, nicht wenig angestarrt von den Amerikanern, die nicht begreifen konnten, wie Leute, die doch augenscheinlich im stande waren, ein Geschäft in der Stadt zu treiben, aus reinem Vergnügen in den Wald laufen wollten. Das Notwendigste an Kleidung und Wäsche führten wir in einer kleinen Kiste mit uns. Herangerasselt kam der Zug aus den Wäldern des Nordens, über die Arkansasbrücke. Wir stiegen ein — die Lokomotive zog an. „Ade, schönes Little-Rock — west is the star!" und hinunter ging's nach Süden, der texanischen Grenze, den ersehnten Jagdgründen zu.

Gegen Mittag langten wir in Texarkana, einem Städtchen mitten im Urwald, genau auf der Grenzscheide zwischen Arkansas und Texas gelegen, an, wo wir ausstiegen.

Texarkana ist ein kleines Oertchen, nach amerikanischer Begriffen eine Stadt, die im Fluge entstanden, einst eine vielversprechende Zukunft zu haben schien, aber eben so schnell, wie sie emporgeschossen, wieder zur Unbedeutendheit herabgesunken war. Als noch die Bahn, die von St. Louis ausgehend, die Staaten Missouri und Arkansas durchschneidet, in Texarkana endigte, der Auswanderer also darauf angewiesen war, daselbst einige Tage zu verweilen, Proviant, Wagen und Pferde einzukaufen, ehe er weiter vordringen konnte, da wuchsen täglich neue Häuser, Kaufläden und Schanklokale aus dem Boden. Reges Leben und Treiben herrschte in den Gassen, und Herumlungerer aller Art, Taschendiebe und Spieler, die es sich zur Aufgabe gemacht, den armen Auswanderer von dem Ueberrest aller Luxusgegenstände, die man ja im Urwald doch nicht verwenden kann, zu befreien, fanden ein reiches Feld für ihre Thätigkeit. Seit jedoch der Bahnstrang weitergeführt worden bis zum Süden von Texas, war der Ort zur obskuren Station, ohne jede Bedeutung, herabgesunken. Der größte Teil der Einwohner und Geschäftsleute brach seine Häuser ab, oder „muhwte", wie der deutsch-amerikanische Ausdruck lautet, nach einem günstigeren Platze. Die wenigen Zurückgebliebenen fristen ihr Leben so gut es gehen will. Der Boden ist sandig, zum Ackerbau wenig geeignet, an der Ostseite wird die Stadt von einem großen Sumpfe begrenzt, so daß also für den ehrlichen Farmer dort nichts zu holen ist. So leben denn die Einwohner von den paar Fremden, die das tückische Schicksal dorthin verschlägt, vom Spiel, von — der Himmel weiß was — nur nicht von der Arbeit. Schon in Little-Rock hatte man mich vor diesem gesegneten Städtchen gewarnt. Man riet uns, die Augen offen, den Geldbeutel fest und den Revolver stets fertig zu halten, welchen Rat ich äußerst beherzigenswert zu finden während der wenigen Stunden meines Aufenthaltes reichliche Gelegenheit hatte.

Wir stiegen aus den erstickend heißen Bahnwagen, ließen unsre Kiste mit Habseligkeiten vorläufig noch auf dem Bahnhof stehen und wendeten uns nach der Stadt, die jetzt noch aus drei Reihen Häuser besteht, deren erste in einer Entfernung von etwa zweihundert Schritten mit dem Eisenbahnstrang parallel läuft. Das Städtchen unterscheidet sich in nichts von allen übrigen Urwaldsstädten, ausgenommen eine gewisse Verwahrlosung, die sich überall bemerkbar machte. Jedermann steht auf dem Sprunge, bei der nächsten sich darbietenden Gelegenheit ebenfalls zu „muhwen", und infolgedessen hat natürlich niemand Lust, noch das geringste zur Verschönerung des gegenwärtigen Aufenthaltsortes zu thun. In den Straßen stehen noch die Baumstümpfe, für die der Amerikaner überhaupt eine zärtliche Vorliebe zu haben scheint, da er sich stets ängstlich hütet, sie zu vernichten, von Pflasterung, ja nicht einmal von einem Holztrottoir, findet sich auch nur die geringste Spur, dagegen tritt der ahnungslose Fremde alle Augenblicke in einen glühenden Aschenhaufen, der mitten in der Straße liegt. Die Leute haben nämlich die äußerst praktische Angewohnheit, den Kehricht auf die Straße zu werfen und ihn dort, um der Fäulnis vorzubeugen, anzuzünden. Solch ein Haufen glühender Asche ist nun aber, da er keine Rauchwolken ausstößt, sondern langsam glimmt, bei dem grellen Sonnenlicht total unsichtbar und von dem grauen Sandboden nicht zu unterscheiden. Nur der Eingeweihte ist demnach im stande, seine Stiefeln zu retten, der Fremde dagegen hat die seinigen, zum besten der dortigen Schuhhändler, unfehlbar versengt, ehe er so glücklich ist, ein Wirtshaus zu erreichen. Dieser ökonomische Grund, nicht etwa ein sanitärer, wird meiner Meinung nach auch bei Einführung dieser vorzüglichen Sitte bestimmend gewesen sein, da ich aus Erfahrung die Nichtachtung kenne, mit welcher der Amerikaner des Westens seine Gesundheit behandelt.

Wir durchwanderten die Straßen, ab und zu mit einem entrüsteten Aufschrei über einen kleinen Meiler setzend, jedoch

nicht, ohne uns vorher die Stiefelsohlen verbrannt zu haben, während wir emsig nach einem Boarding-House suchten, dessen Aeußeres einen einigermaßen einladenden Eindruck machte. Es waren alles Holzhütten von einem gewissen eingeräucherten, schmierig-unwohnlichen Charakter, die uns durchaus keinen Mut machten, einzutreten. Endlich entschlossen wir uns, teilweise aus Rücksicht auf unser Schuhwerk, teilweise des Sonnenbrandes wegen, der uns gebieterisch unter Dach trieb, uns unsrem guten Sterne zu überlassen und das Nächste zu wählen, auf das wir stoßen würden. Wir hatten die ganze Stadt durchstreift, so daß wir uns wieder dem Bahnhof gegenüber befanden. Zur rechten Hand entdeckte ich, umherspähend, ein großes Schild mit der lockenden Aufschrift: „Deutsches Gasthaus zum Wilhelm Tell!"

Alle Bedenken energisch zurückdrängend, wie es Jägern geziemt, gingen wir entschlossen darauf zu und standen im nächsten Moment unter der Veranda des „Wilhelm Tell". Der schöne Name machte eine schwache Hoffnung in uns rege, vielleicht dort einen biederen Schweizer Wirt und Schweizer Gastfreundschaft zu finden.

Der biedere Wirt präsentierte sich uns in Gestalt eines äußerst verdächtig aussehenden hageren Individuums, das uns ohne ein Wort der Begrüßung eintreten ließ, während seine durchdringenden Blicke sofort unsern Wert zu taxieren schienen, d. h. von seinem Standpunkte aus. Die Besichtigung schien ihn zu befriedigen, denn er brachte uns auf unsre Aufforderung mit einem höflich sein sollenden Lächeln ein paar Gläser Limonade auf die Veranda heraus, worauf er uns sogar der Ehre würdigte, sich in ein Gespräch mit uns einzulassen.

Der Mann war schon lange im Westen, einer der ersten Ansiedler im Orte. Er klagte über den Rückgang der Geschäfte und suchte dabei herauszubekommen, was uns eigentlich hergeführt hatte.

Ich hielt es für vorteilhaft, ihn glauben zu lassen, daß wir uns in der Nähe anzusiedeln beabsichtigten. Meine Antworten wurden denn auch in diesem Sinne gegeben, während ich meinerseits mich nach den umwohnenden Farmern, den Preis der Lebensmittel und Pferde erkundigte. Als wir uns beiderseits genügend ausgeholt hatten und der Gute sah, daß mir nichts mehr zu erpressen war, verließ er mich mit einem spöttischen Lächeln, als wollte er sagen: „Grünhörner, die gerade gut genug sind, ihre Federn hier zu lassen!"

Ich hatte es mir unterdessen bequem gemacht, mich auf meine Wolldecke gesetzt und war, die Büchse zwischen den Knieen haltend, gerade im Begriff, mir eine Pfeife zu stopfen, als ein junger Mensch, oder genauer ausgedrückt, Strolch, mit sonnenverbranntem Gesichte, den zerknitterten Strohhut im Nacken, die Stummelpfeife im Munde und die Hände in den Taschen einer schäbigen Hose, auf deren rechter Seite sich deutlich die Umrisse eines Revolvers abzeichneten, die Veranda erstieg und uns anredete.

„Guten Tag, Fremder!" sagte er in jenem gleichgültig nachlässigen Tone, der in Amerika in der Mode ist, „eben erst angekommen, wie?"

Ich bejahte.

„Habt da eine verdammt feine Büchse," fuhr er fort, indem er zugleich ungeniert nach meinem Doppelgewehr griff.

Glücklicherweise hatte ich schon gelernt, mit solchen Leuten umzugehen, außerdem fiel mir der alte deutsche Spruch ein: „Es gibt ein Jäger von Verstand nie seine Büchse aus der Hand!" Ich riß daher ohne weitere Umstände das Gewehr zurück.

„Hand davon, Sir!" rief ich, „kümmert Euch um Eure eigenen Sachen!"

Der Strolch starrte mich einen Augenblick verwundert an.

„Hollah!" schrie er dann, „so müßt Ihr mir nicht kommen. Werde Euch zeigen, wie man mit einem alten Texasmann umgeht!" Ich sah, wie seine Hand mit jener ominösen Rückwärtsbewegung nach der Revolvertasche fuhr.

In der nächsten Sekunde hatte ich ihm den Lauf der gespannten Büchse auf die Brust gerichtet. Zugleich sprangen meine Freunde, die aus unsern Gebärden errieten, was vorging, zu meinem Beistand herbei.

„Keep away, Sir — zurück!" sagte ich ruhig und bestimmt, „laßt die Hand von der Pistole, oder ich gebe Feuer!"

Wie weit die Sache noch gegangen wäre, weiß ich nicht. Glücklicherweise trat der Wirt, aufmerksam gemacht durch den lauten und heftigen Ton unsrer Stimmen, herzu. Er rief dem Amerikaner ein paar hastige Worte zu, die mir unverständlich blieben, die aber eine beruhigende Wirkung auf meinen Gegner ausübten — oder waren es vielleicht die drohenden Büchsenrohre? — genug, er ließ die Hand vom Revolver.

„Never mind, etranger," sagte er, mit noch halb finsterer, halb begütigender Miene auf mich zutretend, „war keine Beleidigung beabsichtigt."

„Von meiner Seite auch nicht," erwiderte ich, die Büchse sinken lassend.

„All right, then," fuhr er fort und lachte, „so legt Euer verdammtes Schießeisen fort, 's ist von keinem Nutzen hier — — und sagt, habt Ihr vielleicht ein Stück von dem Tabak da übrig, nur so viel, um meinen Stummel zu füllen?"

(Fortsetzung folgt.)

Der junge Theaterdirektor.

V.

Der Theatermaschinist.

(Schluß.)

Blitzartig leuchtete ein heller Lichtschein auf und verschwand sofort wieder. Wir waren beruhigt und erfreut.

„Was aber hast du denn in die Spritze gefüllt?" fragten wir neugierig.

„Lykopodiumsamen oder Hexenmehl," gab er ruhig zur Antwort. „Es ist vollkommen gefahrlos, nur zu oft und in zu großen Mengen angewandt, riecht es etwas unangenehm."

„Bläst man stark durch die Spritze," fuhr er fort, „so entsteht ein blitzartiger gerader Strahl; wenn man aber langsam und unregelmäßig die Spritze handhabt, so entstehen Flammen, welche bei darzustellenden Feuersbrünsten, Hexenkesseln oder den Erdflammen bei Geistererscheinungen immer große Wirkung thun."

Wir waren mit unsern „Maschinen" nun wirklich zu Ende und mit Befriedigung konnten wir sagen, daß auch unser Theaterbau fertig gestellt war.

Der Leib war geschaffen, jetzt galt es, diesem Leibe eine Seele zu geben, daß er auch unter den Lebenden zu wandeln vermöge.

Aber fast eine Woche war verstrichen, ohne daß wir in den Garten gekommen wären.

Da wir nun heute fertig geworden waren, so holten wir uns unser Vesperbrot und eilten hinaus in das Gartenhaus, um dort zu beraten, was wir nun weiter zu thun hätten.

„Glaubt es ja nicht," hub dort Hans an, „daß wir schon alle Apparate haben, deren wir bedürfen. Noch viele fehlen, viele werden wir erst dann anfertigen, vielleicht erfinden müssen, wenn uns ein gewähltes Theaterstück vorliegt."

„Einige will ich euch noch schildern, ohne daß ich Verlangen trage, mich und euch mit deren Anfertigung zu plagen."

Unter diese Apparate gehört zum Beispiel die „wilde Jagd", wie sie im Freischütz vorkommt, oder die Erscheinung eines Gespenstes.

Die wilde Jagd wird auf zweierlei Art gemacht. Man schneidet aus dünnem weißen Papier das gespenstige Getier aus und klebt es auf spinnwebgrauen Musselin, den man, von einer Schnur geleitet, rasch über die Bühne zieht. Die andre Art ist die, daß man das wilde Getriebe in eine lange, schwarze Papierrolle schablonenartig schneidet und vor stark reflektierenden Lampen vorbeizieht. Diese Lampen müßten auf unserm Theater oben an der Innenseite des Prosceniumssturzes angebracht werden. Die ausgeschnittenen Tiergestalten erscheinen dann auf dem Hintergrunde wie leuchtende Schatten und machen sich sehr gespenstig. Ja, noch eine dritte Art gäbe es, diesen Geisterzug darzustellen. Wenn man einen langen Spiegel anrußt und die Gestalten, ähnlich wie bei der sogenannten Rauchmalerei, herauswischt, so kann durch den Reflex ebenfalls der Eindruck solcher leuchtender Schatten erzielt werden.

Diese drei Methoden, welche für einen ganzen Geisterzug Anwendung finden, genügen natürlich noch leichter für einen einzelnen Geist, der übrigens auch mit der Laterna magica sehr schön hergestellt werden kann.

Ferner gibt es rollende Totenköpfe, welche sich für Zauberdarstellungen und ähnliche Erfordernisse wunderbar eignen. Dieselben werden am besten aus sogenannten Ostereiern hergestellt. Nämlich aus Bonbonschachteln in Eierform. Von außen mit lichtem Hellocker angestrichen, dann die Zähne angeklebt und mit Tusche die Details eingemalt, erscheinen sie in der Entfernung und bei matter Beleuchtung wie echte Totenschädel. Wenn man nun in den hohlen Raum einen Frosch oder sonst ein Tier steckt, so wird der Totenkopf fortwährend rollen und sogar pfeifen. Natürlich müssen Luftlöcher gestochen sein und der Kopf an einem Zwirnfaden unsichtbar hängen, damit er nicht zu weit fortkollern kann und stets im Bannkreise des Beschwörers verbleibt.

Auch farbige Flammen auf der Bühne selbst sind hier und da erwünscht, doch ist deren Erzeugung nicht immer gefahrlos und darum besser, das gewöhnliche weiße Licht durch farbige Gläser zu färben.

Noch waren wir im Gartenhaus. Die Dämmerung warf ihre grauen Schleier über die Landschaft, die unter dem Banne einer Gewitterstimmung lag. Im fernen Westen aber zog ein schmaler, goldig leuchtender Streifen quer über den Horizont, alles ringsum vergoldend. Einige dunkle Tannen standen davor und schienen ihre weit ausladendes Geäste in der Goldglut zu baden.

„Da habt ihr einen Beleuchtungseffekt den sucht auf der Bühne nachzuahmen wenn ihr bei der Natur selber in die Lehre geht, dann werdet ihr euch leicht mit den Regeln des Theatermaschinisten zurecht finden."

Solches sagte Hans und wollte mit uns in das Haus zurückkehren. Doch da kam Mama mit den Schwestern und kündigte uns an, daß heute das Nachtmahl im Gartenhaus eingenommen werden solle.

„Nun, wie steht es mit unsern lebenden Bildern?" frug Ella und Anna fügte hinzu: „Mit den Kostümen sind wir schon fertig."

„Und da habt ihr uns gar nichts davon gesagt?!" warf Wilhelm ein. „Darum geschieht euch recht, wenn ihr's auch erst jetzt erfahrt, daß auch wir mit unserm Theater fertig sind."

Das gab Freude und Jubel Mama wurde bestürmt, sämtliche Bekannten — da morgen just Sonntag sei — zur Eröffnung des Theaters einzuladen.

„Aber woher sollen wir Stücke nehmen?" rief beinahe entsetzt Hans. „Eine Eröffnungsvorstellung ohne Prolog, ohne Theaterstück — unmöglich!"

Aber Ella und Anna baten und drängten so sehr, daß Hans nachgeben mußte und für morgen die Eröffnungsvorstellung zusagte. Er wußte ja, daß er mit seiner Bühne und deren Apparate nur Ehre gewinnen könne. Zudem waren ja gerade die lebenden Bilder die beste Art, seinen Apparat und die Beleuchtung zu erproben, um etwaige Mängel zu verbessern und Fehlendes zu ergänzen.

Auch erfaßte ihn plötzlich eine Idee. Er lächelte überlegen und sagte: „Gut, wenn ihr's durchaus haben wollt, so steht euch die Bühne zur Verfügung; aber unter einer Bedingung!"

„Und die wäre?" fragte rasch Ella.

„Ich muß das größte Bettlaken erhalten, das aufzutreiben ist, ohne gefragt zu werden, welchen Zwecken es dienen soll."

„Da wende dich an unsre Mama," gab schnippig Ella zurück.

„Das weißt du nur zu gut, Ella, daß ich unsrer lieben Mama keine Bedingungen stellen kann. Die Bedingung stellte ich dir, erfülle sie auch."

Hans bestand auf seiner Forderung und Ella verschaffte ihm das gewünschte Bettlaken.

Nun ging es ans Fragen, was er denn eigentlich wolle, doch er blieb stumm und lächelte nur, welches Lächeln er höchstens mit einem flüchtigen Neckwort unterbrach.

Das Nachtmahl war eingenommen, das erste, das seit langer Zeit im Gartenhause wieder serviert worden war.

Der dumme August aber saß weinend in einer Ecke. Er hatte die ihm vom Papa diktierte Strafaufgabe nicht gemacht und mußte hungrig zu Bette gehen, denn Papa hatte ihm gesagt, er könne die Strafaufgabe machen, wann es ihm beliebe, selbst erst in drei Wochen, aber bevor sie nicht abgeliefert sei, bekäme er kein Nachtmahl. Und er kannte Papa gar wohl; der vergaß auf solche Diktate nicht.

Am ersten Ferienmorgen.

Ha — ha — a!" — Laut gähnend fährt der Oberprimaner Reinhold Bartels aus tiefem Schlafe empor. Er reckt und streckt die kräftigen Arme, welche im Traume gerade einen naseweisen Quartaner, der den Herrn Oberprimaner mit seinem Spitznamen „Pilli" anzurufen wagte, durchgebläu haben.

Reinhold Bartels bietet in diesem Moment des Erwachens, aufrichtig gestanden, gerade keinen anmutigen Anblick dar. Verworrene Haare, schläfrige Augen, weit aufgerissener Mund, das alles ist nicht lieblich. Aber welcher Mensch überhaupt böte im Augenblick des Erwachens einen gefälligen Anblick dar? Der Künst-

ler, dessen humoristisch-satirischer Stift uns ein Konterfei des erwachenden Primaners gegeben, sieht im Augenblick des Erwachens womöglich noch unvorteilhafter aus, als sein „Süjet".

Hell flutet bereits die Sonne durch das Fenster der Schlafkammer auf Reinholds Kopf und Kissen und blütenweißes

Am ersten Ferienmorgen.

Oberbett. Der erste Gedanke, welcher durch den Kopf des Jünglings schießt, ist dieser: „O weh, zu lange geschlafen, vielleicht verschlafen! Du kommst zu spät in die Klasse, Reinhold, und kriegst einen Rüffel vom Herrn Professor!" Aber an diesen unangenehmen Gedanken reiht sich sofort ein angenehmer, ein höchst angenehmer, ein beglückender, ja ein beseligender: „Wir haben Ferien, und heute ist der erste Ferienmorgen!"

Es ist nicht zu leugnen: manche kleinere und größere Leiden trüben das Dasein des studierenden Jünglings. Da kann man z. B. am Wintermorgen nicht in die nassen Stiefel kommen, wo es doch schon die höchste Zeit zur Schule ist; oder man hat sich nicht auf den Horaz präpariert und muß nun gerade diesmal vom Professor aufgerufen werden; oder man hat es ganz vergessen, den deutschen Aufsatz zu machen, den die übrigen Mitschüler bereits alle mitgebracht haben; oder man muß in der Mathematikkomposition einen weißen Bogen abgeben, weil man die Lösung nicht finden kann; oder man brennt in der Geschichte lichterloh ab, wo gerade ein Geheimrat aus Berlin die Klasse besucht; oder man bekommt Schularrest, wo gerade zu Hause eine leckere Mahlzeit auf dem Tische steht; oder — doch wir wollen die Reihen der kleineren und größeren Schulleiden nicht fortsetzen, sondern nur noch einmal die Versicherung geben, daß diese Leiden recht bittere Tropfen in den Lebensbecher des studierenden Jünglings zu mischen vermögen. Zum Entgelt dafür ist aber auch dem studierenden Jüngling eine Glückseligkeit beschieden, die Hunderte von größeren und kleineren Wonnen in sich schließt, eine Glückseligkeit, die noch kein Dichter ganz besungen, kein Prosaiker voll beschrieben hat und das ist die Glückseligkeit, am ersten Ferienmorgen zu erwachen, — in der Heimat, der süßen Heimat und im trauten Elternhause zu erwachen!

Letzteres thut unser Oberprimaner Reinhold Bartels. Gestern abend, in später Stunde, hat ihn der Postwagen auf dem Marktplatz von Klein-Schinkenburg abgesetzt. Zwölf offene Arme hatten sich beim Scheine einer Petroleumlaterne (Klein-Schinkenburg hat noch kein Gas, geschweige denn elektrische Beleuchtung) zu seinem Empfang entgegengestreckt: sie gehörten dem Vater, der Mutter und vier Geschwistern an. Reinhold hatte ein gutes Zeugnis mitgebracht; er sagte es den Eltern schon auf dem kurzen Wege, der vom Marktplatz zur Wohnung führt. Zu Hause angekommen, las der glückliche Vater schmunzelnd das Zeugnis, während die sorgsame Mutter die Lieblingsspeise ihres Sohnes auf den Tisch setzte. Reinhold hatte tüchtig eingehauen. Dann hatte man noch eine Zeitlang munter geplaudert, und endlich war man kurz vor Mitternacht zu Bett gegangen.

Nach mehreren Stunden eines erquickenden Schlafes folgte Reinholds Erwachen . . . An den beseligenden Gedanken: „Wir haben Ferien und heute ist der erste Ferienmorgen" schließt sich sofort eine ganze Reihe höchst angenehmer Vorstellungen. Um letztere mit Behagen genießen zu können, schmiegt Reinhold sich noch einmal in die Kissen, aber mit offenen Augen. „Heute morgen wirst du zunächst im Familienzimmer behaglich Kaffee schlürfen," denkt der Glückliche; „Mutter hat sicher einen Butterkuchen gebacken, den ich so gern esse. Wir haben heute Freitag, dann haben wir sonst um neun Uhr Mathematikstunde; um elf Uhr mache ich meinem lieben Herrn Pfarrer einen Besuch; sein Johannisbeerwein ist wirklich nicht zu verachten. Heute mittag kocht Mutter sicher was Gutes. Am Nachmittag macht die Familie einen Ausflug nach der Lohmühle; wir werden

Schlittschuh laufen, und ist kein Eis, ja dann werden wir Forellen fangen. Morgen — höchst wahrscheinlich wird der Apotheker mich auf die Jagd mitnehmen. Uebermorgen Besuch auf dem Rittergute Diepenbrock. Ob der Freiherr noch so nette Gesellschaften gibt, wie im vorigen Jahre? Ich könnte mit dem Doktor eine Ausfahrt machen; ferner wird mich der Schulze Farwick einladen — ja, ja, es findet die Hochzeit seines Sohnes und Erben statt. Am Donnerstag kommen Hans Richter, Arthur Schwering und Felix Müller aus Rheinstadt in die Ferien nach Klein-Schinkenburg, das gibt einen Heidenulk; am Freitag rückt die ganze Gesellschaft dem Förster Hüsing auf die Bude und läßt sich zur Jagd einladen; am Samstag wieder etwas andres — und so weiter in infinitum! O, es ist was Köstliches, so ein erster Ferienmorgen! Gaudeamus igitur!

Mit diesem Rufe springt Reinhold aus dem Bette und wirft sich in die Kleider, um das herrliche Ferienleben sofort zu beginnen. Möchten sich, weil er ein so gutes Zeugnis erobert hat, alle seine Hoffnungen erfüllen! Das wünschen wir ihm von ganzem Herzen.

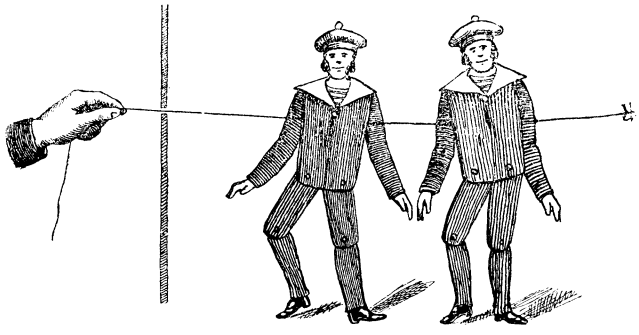
Die tanzenden Matrosen.

Apparat: Man verschaffe sich eine oder mehrere Pappfiguren, wie solche fast bei jedem Buchbinder als Kinderspielzeug zum Ziehen an einem Fädchen zu haben sind. Das Fädchen zum Ziehen entferne man.

Präparation: Man leitet einen dünnen, aber starken Faden quer über einen Tisch, und einen zweiten vielleicht über den Fußboden, indem man dieselben einen Fuß höher als Tischplatte oder Fußboden an der einen Wand befestigt und das andre Ende in das Versteck des Gehilfen leitet. Die Faden liegen schlaff auf der Tischplatte oder dem Fußboden.

Produktion: Man zeigt zunächst die Pappfiguren als vollständig unvorbereitet umher. Indem man dieselben eine nach der andern zurücknimmt, biegt man unbemerkt die Arme derselben etwas nach hinten und wirft die Figur geschickt über den Faden, der unterdessen vom Gehilfen schlaff angezogen ist. Durch vollständiges Anziehen des Fadens beginnen die Figuren sofort zu tanzen.

Hat man auch über dem Boden einen Faden gespannt, dann macht es großen Effekt, wenn man an den Figuren die Ohren mit einem 1 cm langen Schnitt vom Kopfe trennt und die Ohren beim



Die tanzenden Matrosen.

Zurücktragen unbemerkt zurückbiegt. Man wirft dann die Figuren auf den Boden über den Faden, durch dessen Anziehen sie sich dann selbst aufrichten. Der Faden wird vom Gehilfen nach dem Takt der Musik gezogen. Mit dem Zauberstabe kann man jederzeit über und unter der Figur durch die Luft fahren, um zu zeigen, daß sie weder von oben noch von unten angehängt ist. Auf Kommando kann man die Puppen sich legen und wieder aufstehen lassen.

Der berühmte Zeichner Gustav Doré

befand sich einst in Verona mit seinem Freunde Dalloz, der photographische Aufnahmen in einigen der malerischen Straßen zu machen beabsichtigte. Natürlich sammelte sich um Dalloz eine große Menge von Neugierigen und Müßiggängern, welche Doré vergebens fernzuhalten suchte. Je mehr er schrie und gestikulierte, desto ärger wurde das Gedränge. Endlich hatte er einen glücklichen Einfall. Er zog seinen Rock aus, warf ihn aufs Pflaster, nahm dann seine Mütze in die Hand und fing an mit kläglichem Gesichtsausdruck bei der Menge zu sammeln. Die Wirkung war wunderbar: in kürzester Zeit hatten die Zuschauer sich verlaufen, und Dalloz erzielte ungestört seine photographische Aufnahme.

Zahlenrätsel.

(Acht Buchstaben.)

Majestätisch ragt zum Himmelsdome
1, 5, 7, 8 und 2 empor;
Reich geschwellt von würzigem Arome
Wächst in ihm ein seltner Blumenflor.
Aber oft auch kann es Grau'n und Schrecken
In der Brust des Wanderers erwecken.
Hoch am Himmel strahlt in hellem Lichte
7, 5, 1, 2 mit 8 und 3.
Als Verfasser herrlicher Gedichte
Preist man 7, 5, 1, 3, 8, 2;
Deutschlands Volk, dem einst sein Lied erklungen,
Hat mit Lorbeer ihm das Haupt umschlungen.
Dort wo 7, 6 die Au durchgleitet,
In dem Land des hellen Sonnenscheins,
Wird als Lieblingsspeise zubereitet
7, 6, 5, 8, 2, 3 und 1;
Werden 3 und 1 hinweggenommen,
Wird ein ganzes Volk zum Vorschein kommen.
In dem Wunderland der heißen Zone,
Wo im Urwald, den man schwer durchdringt,
Um die Stämme bis zur Blätterkrone
5, 4, 1, 2, 8 die Zweige schlingt,
Töten wilde Männer mit der Lanze
1 bis 8, das schlankgebaute Ganze.

Auflösung der magischen Silbenquadrate in Nr. 13.

I.

MAR	SA	LA
SA	LI	ER
LA	ER	TES

II.

THA	LI	A
LI	PA	RI
A	RI	ON

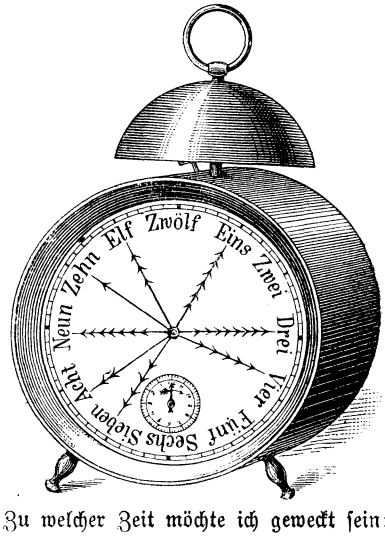
III.

GEN	FER	SEE
FER	RA	RA
SEE	RA	BE

IV.

EN	ZI	O
ZI	TRO	NE
O	NE	GA

Weckuhr-Problem.



Zu welcher Zeit möchte ich geweckt sein=

Ein Andenken an Friedrich den Großen.

In den spätern Regierungsjahren Friedrich des Großen benutzte ein Kaufmann, welcher in Geschäften nach Berlin gereist war, die Nähe von Sanssouci, den König zu sehen. Er hatte sich in den dortigen Schloßgarten begeben, wo er den König bei dessen gewöhnlichem Spaziergange zu beobachten hoffte und wandte sich an einen Mann, der mit dem Verschneiden eines Weinstockes beschäftigt war, mit der Frage, in welcher Stunde wohl der König in dem Garten zu lustwandeln pflege und ob er ihn hier erwarten dürfe. Sofort erfolgte die Antwort: „Da braucht Er nicht lange zu warten, ich bin der König!“ — Der bestürzte Kaufmann verliert die Fassung nicht, sondern erklärt in ehrerbietiger Weise den Zweck seines Weges nach Sanssouci. War es nun das Treuherzige in Blick und Sprache das dem König an dem Kaufmann gefiel, genug — er ließ sich mit ihm in eine längere Unterredung ein, welche im Garten damit endigte, daß der König den Fremdling zur Tafel befahl. Dieser suchte zwar sich zu entschuldigen, der König aber beseitigte sein Bedenken und setzte dann bei Tafel die lehrreiche Unterhaltung mit dem in Welt- und Menschenverkehr erfahrenen Gaste heiter fort und entließ ihn endlich mit einem Ausdruck und Zeichen von Wohlwollen, welche den Spender wie den Empfänger ehrten. Er händigte ihm nämlich beim Abschied sein — Gartenmesser mit der Bemerkung ein: Als König sollte er ihm eigentlich einen Orden geben; er habe aber in ihm einen Mann gefunden, der ihn verstehe, wenn er auf dieses einfache Andenken größeren Wert lege. — Das Messer wird noch heute in der Familie des Kaufmanns bewahrt.

Das Vermächtnis des Inka.

Von **Karl May.**

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“, „Kong Kheon, das Ehrenwort“, „Die Sklavenkarawane“, „Der Schatz im Silbersee“ u. a.

(Fortsetzung.)

Fritze fühlte, daß ihm das Herz vor Freude höher schlug. Er stemmte den linken Ellbogen fest auf die Erde, um einen guten Halt für sein Gewehr zu haben, legte an und zielte. Als der Vogel noch ungefähr sechzig Sprünge entfernt war, drückte er ab. Der Schuß krachte; der Nandu that einen Sprung kerzengerade in die Höhe, taumelte dann einige Male hin und her und fiel darauf nieder.

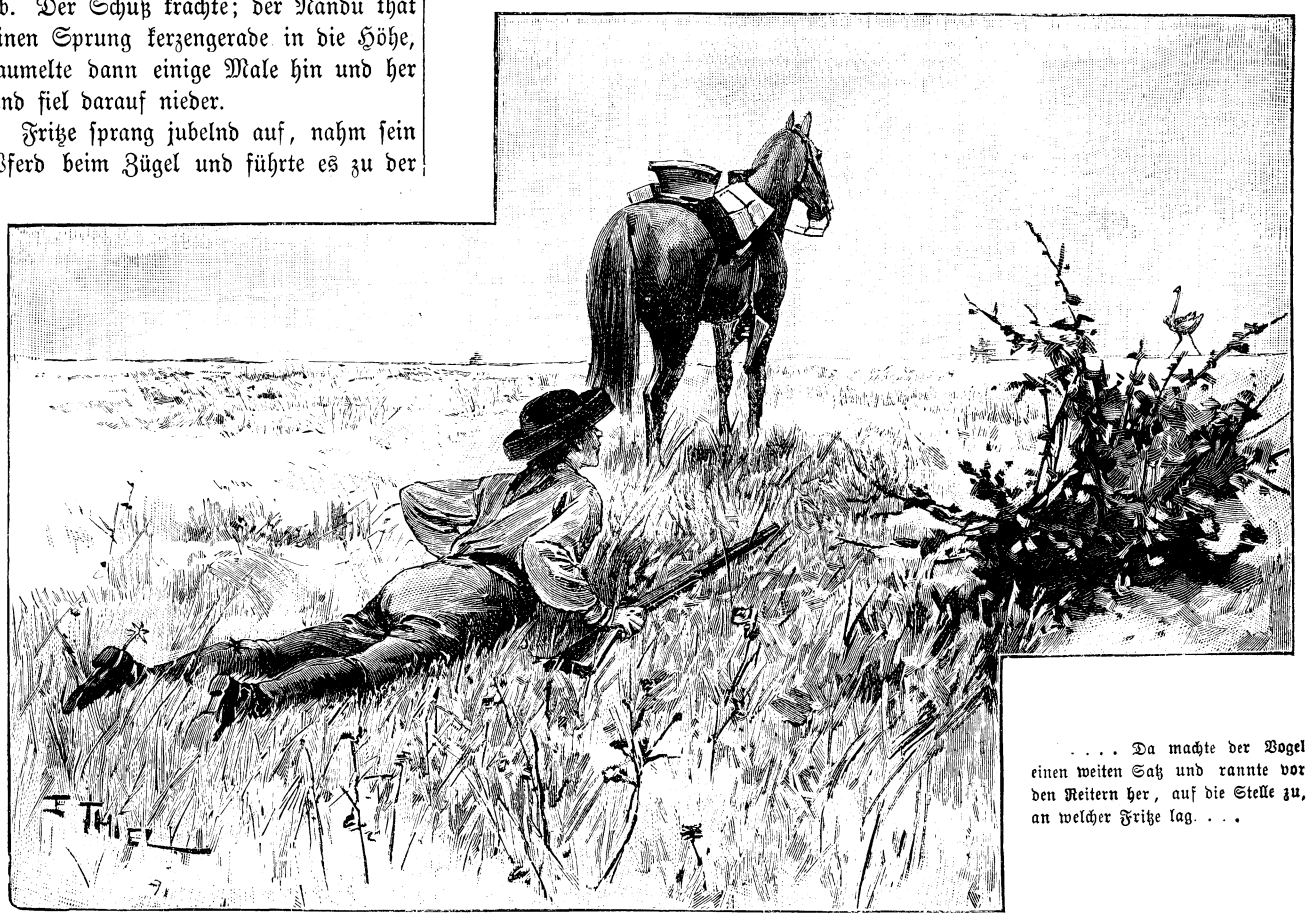
Fritze sprang jubelnd auf, nahm sein Pferd beim Zügel und führte es zu der Stelle hin, an welcher er mit den beiden andern zu gleicher Zeit anlangte.

„Es ist gelungen, vortrefflich gelungen!“ rief Don Parmesan, indem er vom Pferde sprang und zu dem Vogel trat, um sich bei demselben niederzubücken.

Fragst Du, was wir am schmerzlichsten vermissen,
So sag' ich Dir: „Ein rein und gut Gewissen.“

Eberhard Graf Zeppelin.

Aber der Nandu war noch nicht ganz tot. Er nahm seine letzte Kraft zusammen und versetzte dem Chirurgen einen so kräftigen Schnabelhieb, daß er ihm den



. . . . Da machte der Vogel einen weiten Satz und rannte vor den Reitern her, auf die Stelle zu, an welcher Fritze lag. . . .

Poncho zerriß und ein Stück Fleisch aus dem Oberarme hackte.

„O Himmel, o Hölle!“ schrie der Verwundete, indem er auf und weit zurück sprang. „Dieser Teufel lebt ja noch! Er hat mir eine Wunde beigefügt, an welcher ich höchst wahrscheinlich sterben werde!“

„Sie sind selbst schuld, Señor,“ antwortete Fritze. „Man nähert sich einem so kräftigen Tiere nicht eher, als bis man genau weiß, daß es tot ist.“

Er hielt dem Nandu den zweiten, noch nicht abgeschossenen Lauf nahe an den Kopf und jagte ihm die Ladung in denselben. Dann wendete er sich zu dem Chirurgen, um zu sehen, ob dieser leicht oder schwer verwundet sei. Der Biß war nicht gefährlich. Der Muskel blutete zwar heftig, doch fehlte nicht mehr als ein walnußgroßes Stückchen Fleisch, welches der Vogel noch im Schnabel hatte. Fritze nahm es heraus, hielt es dem „Don“ hin und sagte:

„Hier haben Sie, was Ihnen fehlt, Señor. Euer Gnaden sind ein so berühmter und geschickter Chirurg, daß es Ihnen nicht schwer werden kann, dieses Stück Rindfleisch wieder anwachsen zu lassen.“

„Rindfleisch?“ fuhr der Angeredete auf, emsig beschäftigt, die Blutung zu stillen. „Ich hoffe, daß Sie dieses Wort zurücknehmen, sonst müßte ich mich mit Euer Gnaden auf Leben und Tod schießen.“

„Gut, ich nehme es zurück und bitte um Entschuldigung. Wird das Stück wieder anwachsen?“

„Es wäre mir eine Leichtigkeit, es einzusetzen, so daß es haften bleibt; aber dazu bedarf ich meiner beiden Hände, und ich habe nur die eine. Wollen Sie mir helfen?“

„Gern.“

„So drücken Sie das Stückchen Fleisch fest in die Wunde, aber so, wie es vorher im Muskel gelegen hat, und schlingen Sie mir dann meine Schärpe so fest wie möglich um den Arm!“

Morgenstern half auch mit, und so war die kleine Wunde sehr bald verbunden. Nun hatte man Zeit, den Vogel zu betrachten. Es war eine Henne, wohl anderthalb Meter lang und gegen sechzig Pfund schwer. Sie wurde auf das eine Packpferd geladen, und dann stiegen die glücklichen Jäger wieder auf, um den unterbrochenen Ritt fortzusetzen. Als sie an der Stelle, wo der Nandu zuerst gesehen worden war, vorüberkamen, sahen sie, daß er wirklich im Begriff gestanden hatte, den Boden rund und schüsselförmig auszuhöhlen, jedenfalls um Eier zu legen, gar nicht weit entfernt von einer so sichtbaren Menschenfährte, kein gutes Zeugnis für die Intelligenz der straußartigen Vögel!

Nach einem kurzen Ritte wurden die drei Reiter von der Spur wieder mehr nordöstlich, und bald darauf gerade nördlich geführt.

„Nun, sind Euer Gnaden jetzt zufrieden?“ fragte Fritze den Chirurgen. „Wir befinden uns nun in der Richtung, welche gerade nach dem Chaco führt.“

„Hier ist's schlimmer als vorher,“ antwortete der Gefragte mißmutig, da sein Arm ihn schmerzte. „Auf diese Weise kommen wir nach dem Monte de los palos Negros, und von dieser Waldung habe ich gehört, daß sie fast undurchdringlich ist. Hätten wir uns vorher mehr links gehalten, so würden wir bis zum Rio Salado und noch darüber hinaus stets freies, offenes Land haben.“

„Sind Sie denn wirklich schon über denselben hinausgekommen?“

„Zweifeln Sie etwa daran?“

Diese Frage sollte unwillig und zurechtweisend klingen, hatte aber einen so unsichern Ton, daß man meinen sollte, er hätte lieber mit einem aufrichtigen Nein geantwortet.

Bald darauf gab es einen Anblick, welcher ganz geeignet war, die drei hungrigen Reiter zu elektrisieren. Sie sahen vor sich, doch rechts von der eingeschlagenen Richtung, ein Rudel der kleinen Pampashirsche sich äsen. Ohne daß einer den andern dazu aufgefordert hätte, nahmen sie ihre Pferde nach rechts herüber und jagten auf das Wild zu, ohne sich zu sagen, daß es ganz unmöglich sei, eins der windesschnellen Tiere zum Schusse zu bekommen.

Der Hirsch sah die Gefahr und eilte mit seinem Gefolge fort, nicht allzu rasch, da er wohl wußte, daß ein Pferd ihn nicht erreichen könne. Eine Zeitlang ließ er die gleiche Entfernung zwischen sich und den Verfolgern liegen; aber als diese ihre Pferde zur schnellsten Carriere antrieben, griff auch er weiter aus, und seine Familie folgte ihm mit graziöser Leichtigkeit, die Jäger immer weiter und weiter hinter sich zurücklassend.

Dennoch setzten diese die Verfolgung fort, bis ein dunkler Streifen Waldes am Horizont auftauchte, dem der Hirsch zujagte. Bald darauf verschwand das Rudel zwischen den Bäumen. Die Reiter hielten in einiger Entfernung von dem Walde an. Am Rande desselben glänzte ein Wasser.

„Der Braten ist uns entgangen,“ seufzte Don Parmesan. „Ein Hirschrücken ist etwas Besseres als ein Stück zähes Straußenfleisch. Haben die Señores schon einmal welches gegessen?“

„Ich nicht,“ antwortete der Doktor. „Wie schmeckt es?“

„Wie Stiefelsohle. Man kann es nicht beißen und muß es ganz verschlingen. Nur der Hunger treibt es hinein.“

„Bringt man es denn nicht weich, indem man es in Butter, lateinisch Butyrum, schmort?“

„Das habe ich noch nicht versucht, Señor. Jedenfalls wäre es um die Butter schade. Aber haben wir denn etwa welche?“

„Nein. Wir müssen den Vogel also in seinem eigenen Fette braten.“

„Fett? Straußenfett? Meinen Sie wirklich, daß ein Strauß auch nur eine Spur von Fett hat?“

„Ja, das meine ich. Die Wissenschaft beweist, daß in jedem tierischen Körper Fett, Adeps genannt, vorhanden ist. Da nun der Strauß einen solchen Körper besitzt, so bezweifle ich es nicht, daß wir bei einiger Aufmerksamkeit wenigstens eine bemerkbare Spur dessen finden, was ich soeben mit Adeps bezeichnet habe.“

„Und wenn Sie den schweren Vogel in dieser „Spur“ von Fett braten, wird er dennoch trocken bleiben wie die Rückenlehne eines Strohsessels. Lassen wir das! Wir haben andres zu bedenken. Was thun wir jetzt? Wir sind von unsrer Fährte abgekommen. Suchen wir sie wieder auf?“

„Dazu ist's zu spät,“ antwortete Fritze. „Es wird gleich Abend sein. Hier haben wir Gras für die Pferde und dort am Waldesrande Wasser für Mensch und Tier. Es wird wohl geraten sein, hier zu bleiben und die Fährte morgen früh wieder aufzusuchen.“

Der gute, kleine Mann bedachte nicht, daß das niedergetretene Gras sich während der Nacht aufrichten und die Spur dann am Morgen nicht mehr zu sehen sein werde.

Sie ritten vollends bis zum Walde hin, wo sie von den Pferden stiegen und diese von dem Sattel- und Zaumzeuge befreiten. Der Wald war sehr dicht. Er bestand hier an dieser Stelle aus Quebrachos, hohem Kaktus, Mistol, Chañars, Vinals und andern Leguminosen. Zwischen

den ersten Bäumen drang ein Quell aus dem Boden und floß vielleicht zehn Ellen weit in eine Vertiefung, wo er einen kleinen, hellen Weiher bildete. An diesem lagerten sich die Reisenden. Holz zu einem Feuer war genug vorhanden. Bald loderte es hoch auf und nun machten sich die drei an die Zubereitung des heutigen Bratens. Es wäre unmöglich gewesen, den Strauß zu rupfen wie einen kleinern Vogel. Man zog ihm das Fell mitsamt den Federn ab wie einem behaarten Tiere. Dann wurde er aufgebrochen. Der Magen enthielt Pflanzenüberreste, Sand, Steine, einen hörnenen Messergriff und einen eisernen Reitsporen mit thalergroßem Rade. Der Strauß verschlingt eben alles, was ihm in die Augen sticht. Das Fleisch sah gar nicht übel aus und ließ sich auch ganz leidlich schneiden. Bei der weitern Zerlegung stellte es sich heraus, daß der Vogel allerdings nötig gehabt hatte, ein Nest zu formen; es waren Eier vorhanden, eins immer kleiner als das andre, von der Größe einer Erbse bis zu derjenigen einer Männerfaust. Die größeren wurden in heiße Asche gelegt, um zu rösten und schmeckten dann gar nicht übel. Dann versuchte man, das Brustfleisch, als das zarteste, wie Asado vom Rind zu behandeln. Als Fritze das erste Stück in den Mund nahm und es zwischen den Zähnen probiert hatte, spuckte er es wieder heraus und sagte zu seinem Herrn:

„Pfui! Dat ist wirklich die reine Stiebelsohle, ohne Kraft und Jeschmack und nicht zu kauen. Versuchen Sie's doch mal!"

Dem Gelehrten ging es nicht anders. Das Fleisch war so zähe, daß man es trotz allen Hungers nicht genießen konnte.

„Klopfen wir es!" meinte Fritze.

Er legte ein Stück auf den Boden und bearbeitete es mit dem Gewehrkolben, um es mürbe zu machen. Es fühlte sich jetzt weicher an, wurde aber im Feuer härter als das vorige Stück.

„Dat ist auch sonne falsche Berechnung in die Natur!" räsonnierte er. „Rebhühner und Krammetsvögel, welche so delikat sind, wachsen klein, und diejenigen Vögel, welche die jewünschte Jröße besitzen, sind nicht zu jenießen. Mir dauert mein Pulver, welches ick verschossen habe. Hätte ick die harte Natur dieses Straußes jekannt, so hätte ick mich seinen Tod nicht auf mein Jewissen jeladen. Wat essen wir nun?"

Die Antwort folgte ganz unvermutet und auf der Stelle. Es raschelte hinter dem Sprecher. Er drehte sich um und sah ein langes, eidechsenartiges Tier am Stamme des nächsten Baumes.

„Still!" flüsterte er. „Rührt euch nicht. Wenn es glückt, gibt es doch noch einen Braten."

Er hatte sein Gewehr wieder geladen. Es enthielt einen Schrot- und einen Kugelschuß. Er nahm es, hinter sich greifend, in die Hand und zog es langsam nach vorn und an sich. Das Feuer war für das Tier eine ungewöhnliche Erscheinung. Es saß am Stamme des Baumes, langgestreckt wie eine Schlange, sich mit den Füßen festhaltend, und starrte mit hellen Augen in die Flamme. Da riß Fritz sein Gewehr mit einem plötzlichen Rucke in den Anschlag empor, zielte kurz und drückte ab. Der Schuß krachte; das Tier war weg.

„Was war's? Was gab's?" fragte Morgenstern, welcher ebenso wie der Chirurg mit dem Rücken gegen den Baum gesessen hatte.

„Einen Iguan," antwortete Fritz.

„Iguan?" rief Don Parmesan, indem er aufsprang. „Einen Iguan! Das ist ja die größte Delikatesse, welche es auf Erden gibt! Haben Sie ihn getroffen, Señor? Ich hoffe, ja?"

„Weiß es nicht. Wollen sehen."

Er stand auf, um nach dem Baume zu gehen.

„Nehmen Sie sich in acht!" warnte der Chirurg. „Die Iguans sind fürchterlich bissig. Wenn er noch nicht tot ist, dürfen Sie ihn ja nicht anfassen."

Als Fritz zum Baume kam, ließ er einen Ruf der Freude hören. Das Tier war doch getroffen worden. Es lag unten auf dem Boden und bewegte sich nicht. Dennoch war der Deutsche so vorsichtig, es nicht eher anzugreifen, als bis er ihm einige kräftige Kolbenhiebe auf den Kopf gegeben hatte. Don Parmesan kam dann auch herbei, um den Iguan nach dem Feuer bringen zu helfen.

Der Iguan, auch Leguan genannt, ist eine große südamerikanische Baumeidechse mit einem breiten Kopfe, an den Rändern gezähnelten Zähnen, großem Stachelkamme auf dem Rücken und einem sehr langen Schwanze. Die Beine sind ungemein kräftig und haben sehr lange Zehen; unter der Kehle hängt ein häutiger Sack. Die Iguana schwimmen ausgezeichnet und klettern ungemein behend auf Bäumen und nähren sich von Vogeleiern, Insekten, jungen Baumsprossen und saftigen Blättern und Blüten. Sie sind bei Gegenwehr mutig und außerordentlich bissig. Der gemeine Leguan wird anderthalb Meter lang, wovon allerdings ein Meter allein auf den Schwanz zu rechnen ist. Man stellt ihm sehr eifrig nach, da er ein besonders wohlschmeckendes, zartes und leicht verdauliches Fleisch besitzt.

Das Tier hat ein höchst häßliches Aussehen, darum rief Morgenstern, als er es erblickte, aus:

„Ja, das ist ein Iguan; ich sehe es. Aber wollen Sie dieses Viehzeug wirklich essen?"

„Natürlich!" antwortete Don Parmesan. „Es gibt nichts Feineres als Iguanfleisch, gleich in der Haut, in den Schuppen gebraten. Wissen Sie das noch nicht?"

„Welch eine Frage! Sie an mich, einen Zoologen zu richten! Die Wissenschaft lehrt, daß der Iguan Fleisch besitzt, und die Erfahrung fügt hinzu, daß es gegessen wird. Mir aber kommen Sie ja nicht mit einem solchen Braten! Ich will doch lieber mit den Chinesen geschmorte Regenwürmer, Trepang und Holothurien verzehren als meine Zähne an einer solchen Echse versuchen."

„Euer Gnaden lassen es sicher nicht liegen. Ich werde mir sofort ein Stück abschneiden."

Er zog das Messer, um zu thun, was er gesagt hatte. Da aber hielt ihm Fritze die Hand abwehrend entgegen und sagte:

„Halt, Señor! Wer hat den Iguan geschossen?"

„Sie natürlich."

„Ich; das ist sehr richtig, und also ist er mein Eigentum. Wer ein Stück haben will, muß es mir abkaufen."

„Abkaufen? Wie kommen Euer Gnaden zu dieser lächerlichen Ansicht?"

„Ganz so, wie Euer Gnaden auf den Gedanken kamen, sich Ihr Rindfleisch von uns bezahlen zu lassen."

„Aber das hatte ich doch auch bezahlen müssen!"

„Ob bezahlt oder geschossen, das ist gleich. Sie kamen durch das Bezahlen zu Ihrem Eigentum und ich durch das Schießen zu dem meinigen. Sie ließen sich Ihr Eigentum bezahlen; warum soll ich das meinige verschenken, zumal mein Iguan weit delikater ist als Ihr Rindfleisch. Bei mir kostet das Pfund Iguan heute Abend fünfzig Papierthaler."

„Aber Señor, Sie scherzen!"

„Es ist mein Ernst. Wer unter Kame-

raben verkauft, darf nicht erwarten, daß man freigebiger ist als er."

Er schnitt sich ein tüchtiges Stück herab, spießte es an einen zugespitzten Zweig und hielt es an das Feuer. Sofort war ein äußerst feiner und zarter Bratenduft zu bemerken.

„Hm! Nicht übel!" meinte Morgenstern. „Wenn diese Echse so schmeckt, wie sie riecht, so könnte man wirklich beinahe und einigermaßen Appetit bekommen."

Fritz antwortete nicht und briet weiter. Er hatte schon Iguan gegessen und wußte, was geschehen würde. Als sein Stück gar war, erfüllte es den ganzen Umkreis des Weihers mit seinem Dufte. Nun schnitt er es in Stücke und begann zu essen. Das schlaue, schadenfrohe Kerlchen machte dabei ein äußerst wonnevolles Gesicht. Da konnte sich Don Parmesan nicht länger halten. Er fragte:

„Señor, wollen Euer Gnaden wirklich kein Stück verschenken?"

„Nein."

„Auch kein kleines Stückchen?"

„Nein."

„Ganz dünn und nur so groß wie das Innere meiner Hand?"

„Nein."

„Was kostet ein Stück, an welchem man sich satt essen kann?"

„Sie sind ein starker Esser, also hundert Papierthaler."

„Que ca-restia! Und was fordern Sie für ein Stück, aus welchem man etwa zehn Bissen schneiden kann?"

„Sie machen sehr große Bissen. Zehn Bissen werden ein Pfund sein, also fünfzig Papierthaler.

„Cuanto costa eso — wie teuer ist das! Bedenken Sie doch, daß ich ein armer Verwundeter bin!"

„Auch das bedenke ich. Ein Verwundeter soll Diät halten und einige Tage gar nicht essen."

„Das ist vollständig unmöglich, wenn man gebratenen Iguan riecht. Señor, denken Euer Gnaden an das Vorbild so vieler frommer und erleuchteter Männer! Ich will Ihnen Ihr Geld zurückgeben."

Er zog den Beutel aus der Tasche.

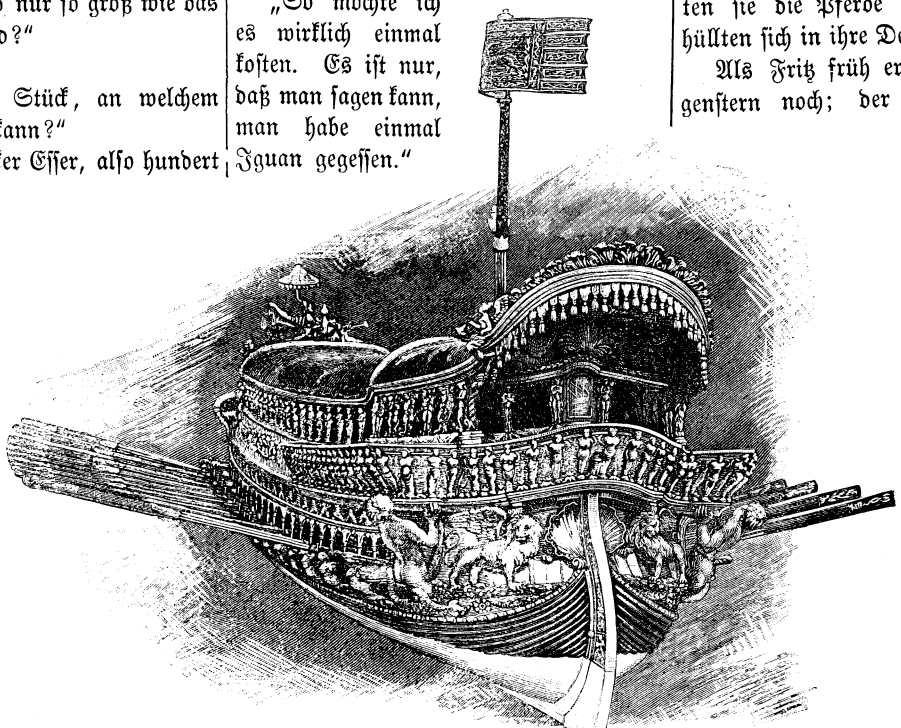
„Lassen Sie!" wehrte Fritze ab. „Ich nehme nichts zurück. Sie werden jetzt aber einsehen, wie falsch es ist, sich von Kameraden, mit denen man Sorgen, Entbehrungen, Gefahren und vielleicht gar den Tod zu teilen hat, ein Stückchen Fleisch bezahlen zu lassen. Zu dieser Einsicht wollte ich Sie oft und manchmal bringen. Es versteht sich ganz von selbst, daß ich es nicht machen werde wie Sie. Was einer von uns hat, gehört auch den andern. Der Iguan ist unser gemeinschaftliches Eigentum. Schneiden Sie sich also so viel herab, wie Sie essen wollen!"

Das ließ Don Parmesan sich nicht zweimal sagen. Er rückte schnell herbei, steckte den Beutel wieder ein und nahm Fleisch von der Stelle, von welcher er wußte, daß es da am besten sei. Auch Fritz nahm sich noch ein Stück. Der Gelehrte sah ihnen noch eine kleine Weile zu, dann fragte er:

„Fritz, schmeckt es denn wirklich gar so ausgezeichnet?"

„Hochfein, sage ick Ihnen!"

„So möchte ich es wirklich einmal kosten. Es ist nur, daß man sagen kann, man habe einmal Iguan gegessen."



Bucentaur, die Staatsbarke von Venedig.

„Dat müssen Sie allerdings sagen können. Wat soll man in Jüterbogk von Sie denken, wenn Sie in Südamerika jewesen sind und von keiner Eidechse jekostet haben! Soll ick Sie einen kleinen Happen zurecht machen?"

„Ja, thue es!"

Fritz spießte einen Bissen an, ließ ihn braten und reichte ihm denselben dann hin. Morgenstern kostete erst zaghaft, kaute dann bedächtig und die Augenbrauen emporziehend, schluckte ihn hinab, rückte heran, zog das Messer, schnitt sich ein derbes Stück ab und sagte:

„Wer hätte das gedacht! So eine Eidechse verdient es eigentlich, in eine viel höhere Tierklasse versetzt zu werden. Es gibt weder einen Fisch noch einen Vogel oder ein Säugetier, dessen Fleisch von einer solchen Zartheit ist. Ich werde das in meinem spätern Werke ganz besonders hervorheben und mit fetter Schrift drucken lassen, daß die Iguana ganz außerordentlich wohlschmeckend, lateinisch sapidus, sind."

So schmausten die drei noch eine ganze Weile. Sie hatten heute beides gekostet, das härteste und das weichste und zarteste Fleisch, Strauß und Iguan, und als sie endlich aufhörten, war noch der ganze Strauß, vom Iguan aber nur der Schwanz übrig, den sie sich für morgen früh aufheben wollten. Dann fesselten sie die Pferde so wie gestern und hüllten sich in ihre Decken, um zu schlafen.

Als Fritz früh erwachte, schlief Morgenstern noch; der „Don" aber hatte schon ein Feuer angezündet und machte sich mit dem Iguanschwanze zu schaffen.

„Halt!" meinte der kleine Deutsche. „Lassen Sie mich teilen, Señor! Wir haben gleiche Rechte."

Durch diese Worte wurde der Privatgelehrte aufgeweckt, und er zögerte nicht, seinen Anteil von dem Eidechsenschwanze sofort in das Feuer zu halten. Nun sahen sie, daß es in dem Weiher auch Fische gab, Fische, und zwar wie viele und wie große! Aber wie dieselben fangen? Man hatte weder Netze noch Angelzeug.

„Ick weiß, wat wir machen," sagte Fritz. „Wir jagen sie mit unsern Ponchos aus dem Wasser. Wollen Sie mich helfen, Herr Doktor?"

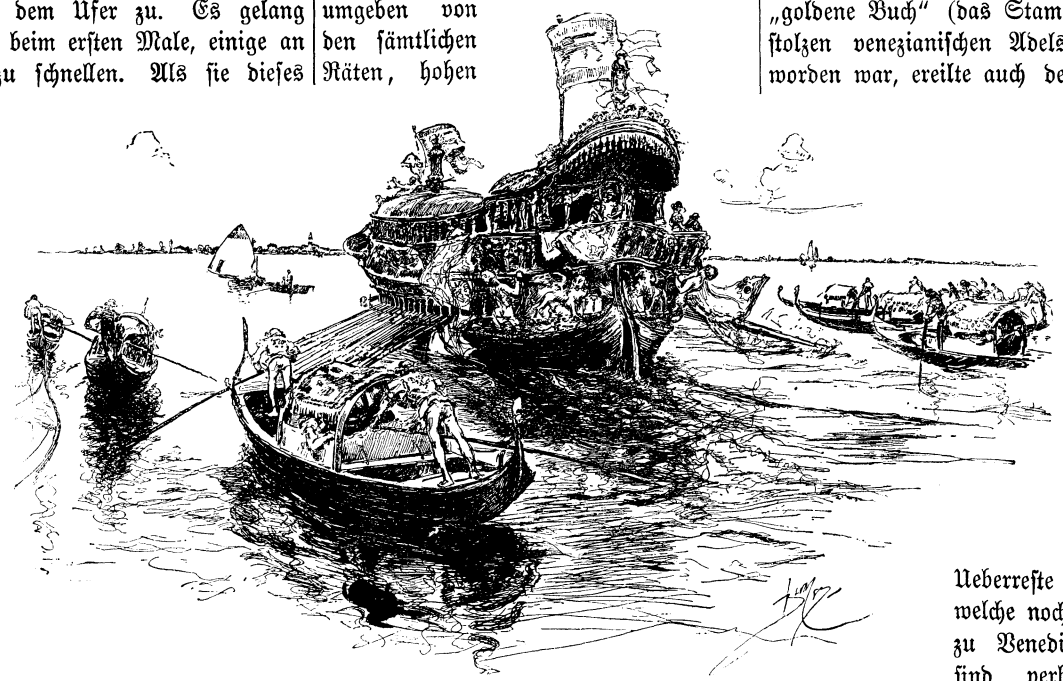
Der Gefragte erklärte sich sofort be-

reit dazu. Sie stiegen in das Wasser und nahmen einen Poncho in die Hand. Der eine hielt denselben an dem einen, und der andre an dem andern Ende. Der Weiher war nicht tief. Sie tauchten die Decke bis auf den Boden nieder und trieben, indem sie vorwärts schritten, die Fische nach dem Ufer zu. Es gelang ihnen gleich beim ersten Male, einige an das Land zu schnellen. Als sie dieses Experiment wiederholt hatten, besaßen sie so viel Fleisch, daß sie für zwei Tage auszureichen vermochten.

Während sie dann beschäftigt waren, die Fische erst auszunehmen und in grüne Blätter zu wickeln, fiel das Auge Morgensterns auf eine gar nicht weit von dem Weiher entfernte Stelle des Grases, wo dieses äußerst klein und spärlich wuchs; auch hatte es eine gelbe anstatt eine grüne Farbe. Zog schon dieser Umstand das Auge auf sich, so war es noch viel auffälliger, daß diese Stelle genau zirkelrund war, und daß es an der Peripherie dieses Kreises einen Punkt gab, wo Sand lag und gar nichts wuchs, kein einziger Halm. Auch diese kleine, sandige Stelle in dem Lehmboden mußte auffallen. (Forts. folgt.)

Der Bucentaur.

Unsre lieben jungen Kameraden haben ohne Zweifel schon von der eigentümlichen Feierlichkeit gehört, welche alljährlich am Himmelfahrtstage in der alten Republik Venedig gefeiert wurde, wo sich der regierende Doge symbolisch mit dem Meere vermählte, indem er aus den Lagunen hinaus in das offene Meer fuhr und dort einen Ring versenkte. Dieser Gebrauch war uralt und ist unleugbar heidnischen Ursprungs, vom christlichen Mittelalter aber ob dessen Vorliebe für Allegorie und Symbolik angenommen worden und hat bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts bestanden. Alljährlich am Himmelfahrtstage wurde eine eigens hierzu erbaute Prachtgaleere, Bucintoro (der Bucentaur genannt) festlich aufgetakelt und reich geschmückt, an die Anländе der Piazetta gebracht. Der Doge, welcher umgeben von den sämtlichen Räten, hohen



Die Hochzeitsfahrt der Königin Katharina auf der Staatsbarke.

Staatsbeamten und den ersten Nobilit von Venedig, in der St. Markuskirche ein Hochamt gehört hatte, begab sich in feierlichem Zuge über den weltbekannten Markusplatz und die Piazetta an Bord des Bucintoro und fuhr nun aus den Lagunen hinaus, gefolgt von einer Menge von Galeeren und Gondeln, legte im offenen Meere bei und beging hier die nach einem strengen Programm abzuhaltende Feier seiner Vermählung mit dem Meere, an deren Schluß er seinen Dogenring vom Finger nahm und unter dem Donner der Kanonen und dem Jubel der Zuschauer ins Meer warf. Der Bucintoro war ein prächtiges Ruderschiff aus den kostbarsten Hölzern, reich geschnitzt und vergoldet und sogar mit Goldblech und goldenen Nägeln beschlagen; sein Name entstand aus bucino d'oro, kleine goldene Galeere, denn buzo (von dem neulateinischen Worte buccus) hieß ja Galeere. Die Feier der Vermählung des Dogen mit dem Meere wird erstmals im Jahre 1289 erwähnt und bestand bis in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, und der Bucintoro, das Staatsschiff, welches nur bei dieser feierlichen Gelegenheit oder sonst bei außerordentlichen Festen zu Ehren fürstlicher Besucher gezeigt ward, wurde von Zeit zu Zeit erneuert. Der letzte Bucintoro war von 1722—29 erbaut worden und galt für einen Inbegriff von Pracht. Als auf Napoleons I. Betrieb Venedig erobert und als Republick aufgehoben und das „goldene Buch" (das Stammregister des stolzen venezianischen Adels) verbrannt worden war, ereilte auch den Bucintoro sein Verhängnis: am 8. Januar 1798 ward er von den Franzosen geplündert, dann wegen des Goldschmuckes in Trümmer geschlagen und bis auf wenige Ueberreste vom Mast, welche noch im Arsenal zu Venedig zu sehen sind, verbrannt; sein Modell aber kam später nach Wien. Sic transit gloria mundi!

Altrömische Kaufläden.

Bei den Römern zur Kaiserzeit herrschte viel Reichtum und Luxus. Freilich, es gab neben den Reichen auch Arme: außer solchen, welche sich für ihren Hausstand eine Anzahl Sklaven halten konnten, andere Bürger, die sich, um des Lebens Notdurft mehr plagen mußten, als die meist gut verpflegten Sklaven. Eine große Zahl der Bürger betrieb, wenn nicht ein Amt, so doch ein mehr oder minder einträgliches Geschäft. In der großen Stadt Rom wurde ein schwunghafter Handel mit allen möglichen Dingen bis übers Meer und von da her unterhalten. Verkäufer aller Rassen und Hautfarben hielten Buden und Läden auf den Foren (den Marktplätzen) und in den Hauptstraßen, wo sie durch Sklaven oder Sklavinnen die Herrlichkeiten jeder Provinz feilbieten ließen, in Lebensmitteln, Delikatessen, Luxus- oder Modesachen. Wie in unsern großen Städten musterten da die Spaziergänger die zur Schau gestellten Waren, oder traten die Käufer und Käu-

ferinnen in die Läden, um ihren Bedarf einzuhandeln, selbst, oder für die gewöhnlichen Hausbedürfnisse durch ihre Sklaven.

Die Einrichtung der Läden wird euch, liebe Kameraden, ob ihr nun einmal Kaufleute werdet oder nicht, interessieren, weil sie doch vielfach anders war, als bei uns und in unsrer Zeit, wenigstens was größere und feinere Geschäfte betrifft. Entweder gab es nur ein einziges Ladenokal oder außerdem noch einen Raum hinter demselben. Schaufenster in unserm Sinne, hinter großen Spiegelscheiben, waren nicht vorhanden; doch sorgten die römischen Krämer und Kaufleute ebenfalls dafür, ihre Waren möglichst lockend auszulegen und den Vorübergehenden bemerkbar zu machen. Deshalb waren die Läden nach der Straßenfront, bei Eckhäusern nach beiden Straßenzügen, fast ganz offen, etwa wie heute noch in vielen Städten, zumal des Südens, die Kaufgewölbe. Die römischen hatten meist einen gemauerten Ladentisch oder eine sogenannte Thonbank, die gebrochen im rechten Winkel zu sein pflegte. Die gemauerten Ladentische waren mit einer Stein- oder Marmorplatte, auch wohl mit Steinmosaik bedeckt, und bei den Garküchen und Fruchtgeschäften mit verschiedenen Gefäßen, eingelassenen Amphoren von Thon, Pfannen und dergleichen versehen; also öfter auch als Herd benutzt. Mit Schöpfkellen entnahm man von dem Inhalt dieser Töpfe oder Pfannen. Andererseits gab es an den Wänden hinter dem Ladentisch häufig in Treppenform gemauerte Gestelle für Gefäße und Aufbewahrung trockener Waren.

So bildeten diese weitoffenen Läden mit ihren Eingangspfeilern, welche der Zier angehängter Lockwaren nicht entbehrten mit ihren mancherlei Artikeln und ihrem tiefschattigen Innern den Hauptreiz der sonst kahlen Häuser und öden, fensterlosen römischen Straßen; denn Fenster, Wohngemächer, Familienleben, alle Häuslichkeit waren, entlegen davon, nach hinten hinaus in das Atrium, den innern Hof des römischen Hauses, verlegt. Ladenthüren unsrer Art gab es nicht; vielmehr pflegten solche auf Schwellen, laufende Holzplatten mit Verschluß, zu sein und daher seitwärts zu- oder aufgeschoben zu werden. Die Pfeiler rechts und links neben der Thür wurden, wie erwähnt, dazu benutzt, um die Art des Verkaufsgeschäfts erkennbar zu machen, deshalb auch mit Aushängeschildern versehen und mit Ladenzeichen aus Thon, auch mit angemalten, die charakteristisch waren. Ein Milchhändler z. B. hatte wohl eine Ziege in Terrakotta-Relief angebracht, ein Bäcker ein solches von einem Maultier, das eine Mühle treibt; ein Weinhändler zwei Männer aus Stein, die eine Amphora (Henkelvase) an einem Stock auf den Schultern trugen, während ein andrer sich dazu verstieg, einen gemeißelten Bacchus zu zeigen, der eine Traube ausdrückt. An den Thüren der Weinschänken fand man oftmals angemalte Schach- oder Damenspielbretter, was bedeuten sollte, daß man in diesen Lokalen beim Genuß des erquickenden Getränks auch sein Spielchen um die Zeche machen konnte. Andere wieder hatten Schilder mit gemalten Persönlichkeiten des Standes, die hier als die Stammgäste angesehen wurden oder hier eine Art von Herberge besaßen, wie Gladiatoren, Schiffer und Fischer; dann wieder Schilder mit gemalten Tieren, wie Elefanten, Schlangen, Vögel, ganz wie bei uns: Wirtschaft zum Löwen, zum goldnen Rössel, zum grünen Affen. Gar häufig waren an den Pfeilern die symbolischen Schlangen als abergläubische Zeichen zur Abwehr von Unheil, auch wohl noch das Bild eines besondern Schutzgeistes, des genius Loci.

Darauf könnt ihr euch nun gewiß unsre Illustration auf S. 209 von einem altrömischen Kaufladen des einzelnen gut erklären. Offenbar werden hier Früchte und Tiere des Meeres verhandelt, welche in frischer Sendung vom Hafen angelangt sind. Ebenso Geflügel, von dem ein paar stattliche Exemplare an der Laubguirlande oben an der Hinterwand des Ladens aufgehängt sind. Daneben die üblichen Hausgöttersymbole: links eine Abundatia, Göttin des Ueberflusses, rechts eine fressende Schlange, unter beiden die Graffiti, die Inschriften des Namens vom Kaufmann und der Bezeichnung des Geschäfts. Während einer der Ladensklaven die Früchte prüft und aus dem Korbe hebt, schätzt ein andrer auf der geaichten Schnellwage den Wert und das Maß der gedämpften Schleckerei ab, die er in der Pfanne neben sich hergestellt hat und aus der er mit dem Löffel eine Portion herausgenommen. Einen Confiseur würden wir es auf gut deutsch nennen. Der brave Römer davor handelt von dem süßen Gebäck, oder vielleicht ist's ein gesottener Tintenfisch, wie sie ja noch heute in solchen offenen Garküchen, Trattorien, Italiens zubereitet und womöglich gleich aus der Hand verspeist werden. Der kleine Weltbürger, des kaufenden Römers wohlgenährter Sohn, bekommt auch sein Teil ab, wenn nicht überhaupt der ganze Handel bloß seines Leckermäulchens wegen geschlossen wird, für zwei oder drei Sesterzen, gleich dreißig oder vierzig Pfennige deutscher Reichswährung. Die edle Römerin mit ihrem Töchterchen, das den Korb trägt, wartet inzwischen, bis die Reihe an sie kommt, einen Fisch oder einen Vogel zum Mittagessen zu kaufen. Der soll dem Papa schmecken, wenn er von seinem Amt im Gemeinderat nach Hause gekehrt ist und im kühlen Speisegemach, nach der Galerie des Atriums hinaus, der Toga sich entledigt und von der Hitze in den Straßen sich verschnauft, durch ein Bad sich außerdem wohl noch besondern Appetit verschafft hat. Die alten Römer aßen gern etwas gutes, wie sie überhaupt, wenn sie das nötige Kleingeld besaßen, Verstand und Geschmack genug dafür aufboten, sich das Leben so angenehm wie möglich zu machen. Dafür boten die Kaufläden Auswahl in ihren Waren in Menge.

Auf der Wachtstube.

Ein erheiterndes Bild, das uns der Maler Seite 204 und 205 vorstellt. Unzweifelhaft haben die drei braven Kürassiere ihrer Pflicht bereits vollauf Genüge gethan und der Nachtdienst, er war recht anstrengend, die Witterung schlecht, es wetterte, daß man keinen Hund vor die Hausthür jagen mochte. Erst mit Tagesanbruch hatte der Himmel ein Einsehen und zeigte eine freundlichere Miene. Bald wird die Ablösung mit klingendem Spiel vor dem Wachtlokal aufziehen und dann geht es mit ausgiebigem Tempo heimwärts, wo schon die dampfende Erbssuppe, ein hübsch durchwachsenes Stück Rindfleisch und eine reichliche Anzahl Pellkartoffeln ihrer warten, dem braven Wachtsoldaten, wie sie zu sagen pflegen, „wieder auf den Damm zu helfen".

Denkspruch.

Vielen teile deine Freuden,
Allen Munterkeit und Scherz;
Wenig Edlen deine Leiden,
Auserwählten nur dein Herz!

Vom Esel.

II.

Die Mißachtung des Esels, wie man sie im Volke noch überall, auch bei uns, antrifft, ist nicht nur unbillig, sondern das ganze, auf roher Gewalt beruhende, Abrichtungs-, Erziehungs- und Behandlungssystem geradezu unsinnig, zweckwidrig und schädlich für Mensch und Tier. Der Mensch verliert dabei an Nutzbarkeit, das Tier die ursprünglich guten und in der Jugend so hervorstechenden Eigenschaften. Denn unser Esel hat doch sicherlich ein gutes Maß von Intelligenz und Geisteskraft. Er lernt Ziehen und im Tragen übertrifft ihn im Verhältnis zu seiner Größe kein Tier, trägt er doch 2—300 k ohne große Anstrengung in steilen unebenen Gebirgsgegenden. In leichteren Bodenarten lernt er auch das Eggen und Pflügen. Sein sanfter Tritt und die Leichtigkeit, mit welcher er steigt, machen ihn für Tretvorrichtungen besonders geeignet. Wasserpumpen, Kartoffelreibmaschinen, Strohschneidmaschinen könnten wohl leicht und mit Vorteil durch den Esel in Bewegung gesetzt werden.

Man gibt sogar Wettrennen mit ihnen, wie z. B. am 6. November 1777 der französische Hof zu Fontainebleau. Zwanzig Graue hielten den Lauf, der Besitzer des Siegers empfing als Preis eine goldene Distel und eine Summe von 300 Mark nach jetzigem Gelde. Wer hätte in dem modernen Zirkus noch keinen Esel bewundert? Er springt da gut, selbst durch Reife und ist ganz unerschrocken. Er paßt auf seines Herrn Auge und Wort und versteht sehr wohl die Rede. Er lernt tanzen, Kanonen lösen, Thüren öffnen, wobei er sein Maul wie eine Hand gebraucht, Treppen auf und ab steigen, und — wie ein Pferd — im Zirkus aus den Zuschauern die schönste oder älteste Person, die Zeit an einer vorgehaltenen Taschenuhr, die Zahl der Augen auf einer Karte oder einem Würfel durch Schläge mit dem Fuße auf den Boden angeben und auf jede Frage seines Herrn mit Kopfschütteln und Kopfnicken als „nein" und „ja" antworten. Der Esel lernt nur langsamer als Hund und Pferd alle diese Künste.

Auch Orts- und Wegsinn ist in ihm sehr ausgeprägt. Man kann sich ihm auf gefährlichen Gebirgspfaden zwischen Klippen und Steinen getrost anvertrauen, so daß erfahrene Reisende sogar an den gefährlichsten Stellen ihren Tieren den Zügel über den Hals legen und sich ihnen ganz überlassen. Ueber steile Berge und über spiegelglatte Eisflächen geht er ohne Hufeisen im langsamen, aber sicheren Schritt. Gehen mehrere befrachtet nebeneinander, so hüten sie sich sorgfältig, einander die Last abzustoßen. Wo der Esel einmal hängen blieb, strauchelte oder auf sonst eine Weise fiel, da fällt er gewiß nicht zum zweitenmal. Kommt er wieder an die gefährliche Stelle, so erinnert er sich seines Unfalles und biegt sorgfältig aus. In den größten Städten, wo er gewohnt ist, an einem bestimmten Hause Halt zu machen, verfehlt er niemals sein Ziel, er merkt sich das Haus genau, selbst wenn es mit den Nachbarhäusern die größte Aehnlichkeit besitzt. Einen, wenn auch nur einmal zurückgelegten Weg findet er unfehlbar wieder, ja, mancher hat schon seinen Wohnort auf Wegen wieder erreicht, die er nie in seinem Leben betreten und gesehen.

Wenn der Esel überfrachtet ist, beugt er den Kopf und senkt die Ohren. Quält man ihn gar zu sehr, sperrt er das Maul auf; verdeckt man ihm das für den sicheren Gang unentbehrliche Auge, bleibt er stehen, ohne sich im geringsten zu rühren, wie es überhaupt eine gute Eigenschaft der Tiere ist, daß man sie nicht anzubinden braucht, wenn man absteigt, sie bleiben ruhig einen ganzen Tag stehen.

Unser Esel ist aber nicht bloß klug und anstellig, sondern auch gehorsam; er hört auf das Wort oder den Pfiff seines Führers auf der Stelle. Er besitzt ebensoviel Geduld, Demut und Gelassenheit als das Pferd Stolz, Feuer und Ungestüm äußert. Er ist genügsam, sowohl was Menge als Art des Futters anbetrifft, ihm schmecken auch die härtesten und unangenehmsten Pflanzen, welche das stolze Pferd und andere Tiere verachten und für ihn stehen laßen. Sein Sinnbild ist die unscheinbare stachlige Distel. Er ist einerseits anhänglich, bewillkommt schon von weitem durch freudige Bewegung seinen guten Herrn und erkennt ihn sicher aus der Menge heraus, ist andererseits auch wieder listig genug, um unsern Beifall zu erhalten. Eine Milchfrau zu St. Mauz in Frankreich hatte ein Eselin, auf der sie jeden Tag Milch zu Markt brachte, wobei sie das Tier unvernünftigerweise grausam und hart behandelte, besonders schlug sie es mit einem Knotenstocke. Eine Zeitlang ließ sich die Eselin diese Behandlung gefallen, nachher aber paßte sie die Gelegenheit ab, den Stock in dem Mist zu verstecken. Andere Instrumente, mit denen sie gegeißelt wurde, trug sie schnell 150 Schritte weit auf die Straße, damit sie zerbrochen werden und verloren gehen sollten.

Das Leben eines Esels zeichnet sich durch wenig Krankheitsfälle aus. Sein Organismas ist zäh und fest. Er bringt sein Leben auf 25 bis 30 Jahre, die Eselin auf 40. Aus seiner Haut fertigt man das unverwüstliche Pergament, starke Lederarten und Trommelfelle.

Schließlich sei noch bemerkt, daß die Esel auch ein feines Gefühl für die Witterung besitzen. Wälzen sie sich, machen sie lustige Sprünge, so solles gut es Wetter geben, gehen sie aber seitwärts, spitzen sie die Ohren und lassen sie fleißig ihre Stimme hören, so folgt bald Regen.

Mein erster Tag im wilden Westen.

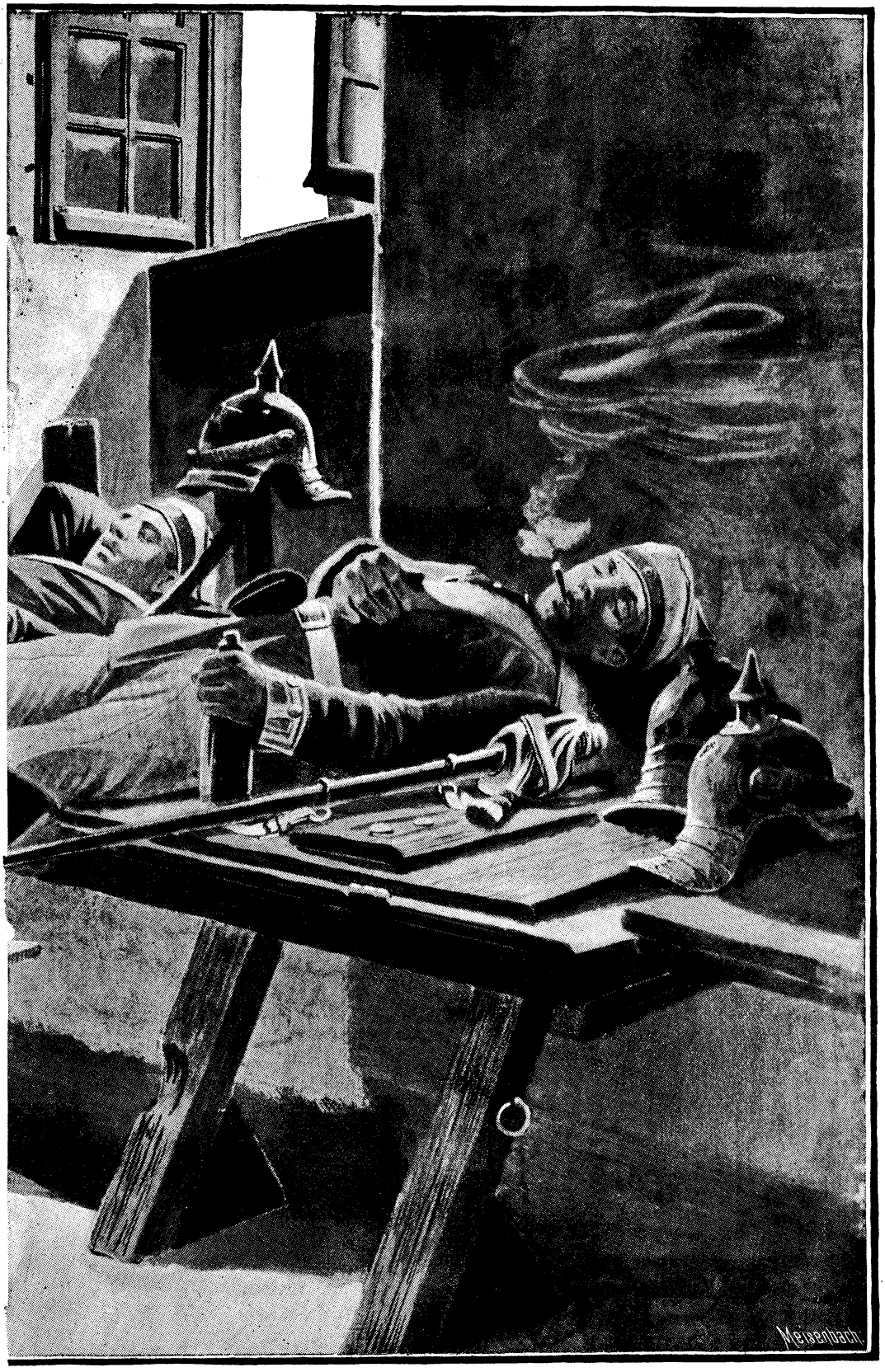
(Fortsetzung.)

Ich gab ihm das Verlangte und der Friede war geschlossen. Merkwürdig, wie der Amerikaner des Westens in mancher Hinsicht dem roten Ureinwohner, den er doch so grimmig haßt, gleicht. Bei allem Stolz, der ihn abhält, selbst unter den dürftigsten Umständen, ja angesichts des Hungertodes, zu betteln, hält er es für keine Schande, einen wildfremden Menschen um ein Stück Tabak zu bitten. In der That ist in Amerika nichts gewöhnlicher, als sich von Leuten der Arbeiterklasse um ein Stück Tabak angesprochen zu hören, vorausgesetzt, daß man, wie auf Reisen, sich mit ihnen in einer Lage befindet.

Während wir einen kleinen Imbiß, den uns der Wirt vorgelegt, zu uns nahmen, setzte sich mein neuer Freund mit untergeschlagenen Beinen auf den Boden der Veranda nieder, um uns durch Er-

Auf der W

Garde-Kürassie



a ch t ſt u b e.
-Regiment.

zählung seiner Fahrten und Abenteuer zu unterhalten. Er hatte, wie er sagte, die ganze Union durchwandert, war in Kalifornien und Nevada, in Minnesota und Louisiana gewesen und hatte alles mögliche getrieben. Von seiner gegenwärtigen Beschäftigung sprach er nicht — wahrscheinlich, weil sich nichts darüber sagen ließ. Der schäbige, abgerissene Bursche erzählte übrigens interessant und mit einem solchen Anflug von Humor, daß ich die Ueberzeugung gewann, mich in ihm getäuscht zu haben. Er war entschieden lange nicht so schlimm, als er aussah.

Es befand sich damals eine Bahn im Bau, welche etwas unterhalb Texarkanas vom Hauptstrang abzweigend, den Red-River aufwärts bis nach Fort Sherman geführt werden sollte. Einige hundert Arbeiter waren mit der Aufschüttung des Dammes beschäftigt. Sie bildeten, glaube ich, den Hauptnahrungszweig der biederen Einwohner von Texarkana. Wir waren gerade im Begriff, eine kleine Exkursion nach den umliegenden Farmen zu machen, die sich, da im Osten die Stadt durch Sumpf begrenzt wird, also nur der Weg nach Westen frei ist, auf drei zu Fuß erreichbare beliefen, als einige dreißig jener Eisenbahnarbeiter beim „Wilhelm Tell" ankamen, um Mittagbrot zu essen. Eine mehr strolchartig und verwildert aussehende Gesellschaft hatte ich nie zuvor zu Gesicht bekommen. In Deutschland würde beim Einrücken derselben die ganze Polizeimannschaft der Stadt alarmiert worden sein, was in Texarkana schon aus dem einfachen Grunde nicht möglich war, weil keine Polizei daselbst existiert. Mir kam ein gelindes Gruseln an bei dem Gedanken, in dieser Kneipe mit diesen Leuten zusammen übernachten zu sollen. Ich war aber noch zu jung in Amerika, noch zu sehr gewöhnt, den Mann nach dem Rock zu beurteilen, den er trägt. Ich wußte noch nicht, daß unter jenen Leuten Männer sind, die einst bessere Tage gesehen, Männer, die die Not der Zeiten gezwungen, hart um ihr Leben zu arbeiten, und denen, wenn sie auch durch ihre Lebensweise ein wenig wild und roh geworden, doch ein so braves Herz unterm zerfetzten Wollenhemd schlägt, als irgend einem hochwohlgeborenen Philister Deutschlands unterm altmodischen Frack. In Amerika, wo die tolle Laune des Schicksals dem Menschen ärger mitspielt, als in irgend einem andern Lande, ist es das Unvernünftigste, was man thun kann, den Mann nach dem äußeren Schein zu beurteilen. Doch es war mir damals zu verzeihen — ich war ja ein „greenhorn" (ein grüner, d. h. unerfahrener Bursche). Meine beiden Freunde fühlten gerade wie ich — wir drückten uns alle drei so schnell wie möglich zum Tempel hinaus und schlugen uns rechts in die Büsche, der nächsten Farm zu. Man hatte uns in Little-Rock gesagt, wir würden treffliche Texas-Ponies für zwanzig Dollar das Stück bekommen, mit denen man zwar kein Kirchturmrennen wagen, aber Tiere, die den ganzen Tag unermüdlich zu traben vermögen, in Hitze und Sturm, sich vom Grase nähren, das Wald und Prairie bieten, und absolut keiner Pflege bedürfen. In der schönen Hoffnung, bald in den Besitz eines so wünschenswerten Objektes zu kommen, achtete ich die Schweißtropfen nicht, die mir bei unsrer Wanderung die Sonne auspreßte. Nach einer Stunde etwa erreichten wir die uns bezeichnete Farm.

Der Besitzer lag unter einem großen Baume auf dem Rücken, seinen Mittagsschlaf haltend. Ich weiß aus eigener Erfahrung, wie süß ein solcher Mittagsschlaf ist und in wie hohem Grade er, wenn richtig angewendet, die Entfaltung der edlen und moralischen Eigenschaften im Menschen begünstigt, wie grausam es infolgedessen aber auch ist, daraus aufgeschreckt zu werden. Trotz alledem konnte ich dem Armen nicht helfen, denn jeder ist sich schließlich selbst der Nächste, und so rief ich ihn an.

„He — was gibt's?" rief der Amerikaner, öffnete schläfrig die Augen und richtete den Kopf ein wenig empor. Beim Anblick dreier mit Büchsen bewaffneter Gestalten öffnete sich seine Pupille zu einer erstaunlichen Größe — mit ungewissen Blicken starrte er von dem einen zum andern.

„Geschäfte, Sir," erwiderte ich, „man sagte uns, Ihr hättet Pferde zu verkaufen."

„Pferde? — hm —" murmelte er beruhigter, „muß 'mal nachdenken. Und Ihr wollt welche kaufen?"

Abermals ein mißtrauischer Blick und ein gewisser Nachdruck im Ton auf das Wort „kaufen". Dann rutschte er ein wenig mit dem Rücken am Baumstamme hinauf, so daß er in eine halb sitzende Stellung kam, und griff nach dem Pfeifenstummel, der ihm während des Schlafes entfallen war.

Ich setzte ihm nun in längerer Rede unsre Absicht auseinander, während er gelassen, ohne sich aus seiner bequemen Lage zu rühren, zuhörte. Nur die Pfeife fing er bedächtig wieder anzuglimmen an. Als ich geendet, blies er ein paar starke Rauchwolken in die Luft, starrte in die Höhe und schien in Nachdenken versunken.

Da mir dieses Benehmen anfing, langweilig zu werden, so nahm ich ihm gegenüber in indianischer Weise auf der Erde Platz, entschlossen, nicht von der Stelle zu weichen, bis ich Antwort erhalten.

„Nun, wie ist es — habt Ihr Pferde oder nicht?" fragte ich endlich ungeduldig.

„Pferde? — Wer hätte mehr Pferde als ich, Fremder! Habe die meisten Pferde in der ganzen Gegend"

„Ich meine — zu verkaufen!"

„Zu verkaufen? — Hm. Da sind so etwa siebenzig Pferde und Ponies — aber draußen im Wald — sehr schöne Tiere, sage ich Euch — aber habe jetzt keine Zeit, sie einzufangen. Zu viel auf den Feldern zu thun diese Zeit, Fremder!"

Der Mann sah mir gar nicht aus, als strengte er sich übermäßig an, aber ich that, als glaubte ich's ihm und schwieg.

„Dann die Maultiere," fuhr er fort, „wollt Ihr vielleicht Maultiere, Fremder?"

„Wenn Ihr sie billig laßt — ja!"

„Hm — die Maultiere! Habe einige zwanzig Stück — werden aber alle auf den Feldern gebraucht."

„Dann sind sie also nicht zu verkaufen?"

„Zu verkaufen? — Mehr als Ihr bezahlen könnt, Fremder! Wer hätte welche zu verkaufen, wenn nicht ich!" sagte der Farmer verächtlich, um dann wieder eine entsetzlich lange Pause mit Rauchen auszufüllen.

Mir fing nun doch an, die Geduld auszugehen bei dieser Art von Geschäftsgang.

„Habt Ihr also Tiere für uns oder nicht?" sagte ich ärgerlich, „ich habe keine Zeit, mich unnütz aufzuhalten."

Der Amerikaner lächelte mitleidig und sah mich mit einem Blick an, als wollte er sagen: „Pah — Zeit! Was heißt Zeit! Du siehst mir schon danach aus, als ob du keine Zeit hättest" — geruhte dann aber doch, auf meine Frage zu antworten.

„Also drei Pferde oder Maultiere wollt Ihr haben, junger Mann?"

„Ja!"

„Hm — wüßte Euch da ein brillantes Tier — kein besseres in ganz Texas, um

in die Backwoods zu gehen — seht!" Damit deutete er mit der Spitze seines Thonstummels in der Richtung der Felder auf ein hochbeiniges, entsetzlich mageres Maultier, das nur noch aus Haut und Knochen zu bestehen schien und trotz der Mittagshitze gierig das dürre Gras abfraß.

Unsre Blicke hefteten sich erstaunt auf den elenden Klepper, den der Farmer wahrscheinlich nicht mehr gebrauchen konnte und ihn los zu werden wünschte, weil seine Tage gezählt waren. Ich wunderte mich nur darüber, daß dieses Unikum von Magerkeit überhaupt noch einen Schatten warf.

„Das gefällt mir nicht, es ist zu hoch!" sagte ich, „zeigt mir welche von Euren andern Tieren!"

„Andern Tieren? — Das ist das einzige, welches ich zu verkaufen habe, Sir," sagte der Farmer ruhig. „Ist eines meiner besten — ein vortrefflicher Traber, werdet mir's noch später danken, daß ich's Euch verkauft."

„Also ein andres Maultier oder Pferd wollt Ihr nicht verkaufen?"

„Nein — hab's Euch ja gesagt, Mann! Trenne mich schon ungern von dem."

Eine hastige Beratung fand zwischen mir und meinen Freunden statt. Sollten wir uns von dem geriebenen Amerikaner anleimen lassen oder unverrichteter Sache weiter gehen? Das Tier war aber am Ende doch zu gebrauchen? Vielleicht war es infolge übermäßiger Anstrengung etwas herunter und konnte sich bei besserer Pflege schnell erholen. Jedenfalls hofften wir es für einen Spottpreis zu bekommen, und hatten wir nur erst ein Lasttier, um unsre Effekten fortzuschaffen, so konnten wir ja leichter von einer Farm zur andern gelangen, wo sich schon nach und nach brauchbare Reitpferde für uns finden würden.

„Gut," sagte ich, nachdem wir zu dieser Ansicht gekommen, „und was verlangt Ihr für das Maultier? — Stellt den äußersten Preis — wir sind nicht im stande viel zu zahlen."

Der Amerikaner qualmte erst wieder einige Minuten, ehe er sich zum antworten entschloß.

„Nun," antwortete er dann, „ich denke achtzig Dollar wäre gerade der Preis für ein solches Tier, wie das da!"

„Achtzig Dollar?" rief ich, erstarrt über diese Unverfrorenheit, „man hat mir gesagt, ich würde für zwanzig Dollars einen guten Texaspony bekommen. Zwanzig Dollars will ich auch allenfalls für das Maultier zahlen."

Der Amerikaner lächelte geringschätzig über dieses Angebot.

„Da kauft nur Eure Tiere wo anders, Mann! Tiefer im Land drin — hier an der Bahn halten wir andre Preise!" Dabei drehte er sich halb zur Seite, als wünschte er die Verhandlungen abzubrechen.

„Gut," sagte ich, „so zeigt uns wenigstens den Weg zur nächsten Farm."

Der Amerikaner deutete mit der Pfeife über seine Schulter auf einen Weg, der sich von den Feldern aus in den Wald hineinzog.

„Da — eine halbe Stunde gerade aus — aber ich sage Euch, werdet da auch nicht finden, was Ihr sucht. Guten Tag!"

Er hatte sich während dieser Worte wieder bequem zurechtgelegt und schien sofort einzuschlafen. Wir verließen den fleißigen Ackerbauer mit siebenzig Pferden und zwanzig Maultieren, um seinen Nachbar aufzusuchen, mit dem sich vielleicht eher reden ließ. Unsre Erwartungen wurden jedoch auch dort getäuscht, ebenso bei Nummer drei, so daß wir spät am Nachmittag unverrichteter Sache, dagegen äußerst erschöpft, im „Wilhelm Tell" wieder anlangten.

Ehe ich zur Erzählung der folgenden Begebenheiten schreite, muß ich die Lokalität ein wenig näher beschreiben, was das Verständnis wesentlich erleichtern wird. Wie schon erwähnt, besteht Texarkana aus drei parallel nebeneinanderliegenden Straßen oder besser gesagt, Häuserreihen, woraus erhellt, daß jedes Gebäude nach zwei Straßen hinausgeht. Wie alle übrigen, hatte auch unser Wirtshaus zwei Ausgänge. Der vordere ging nach der Bahn zu, der hintere führte in die zweite Straße.

Betrat man das Haus durch den vorderen Eingang, so gelangte man über die Veranda durch eine große, stets geöffnete Thür in ein längliches Gemach, den sogenannten Speisesaal, der sein Licht einzig und allein durch jene Thüre und zwei kleine, rechts und links davon angebrachte Fensterchen erhielt. Vom Speisesaal gelangte man direkt in die Küche und von dort aus in die zweite Straße. Auf der einen Seite des halbdunklen Saales befanden sich noch zwei kleine Zimmerchen — die Privatwohnung und die Vorratskammer des Wirtes.

Eine halbe Stande etwa mochten wir von unserm Ausflug zurück sein, als die Glocke das Zeichen zum Beginn des Abendessens gab. Auf einer langen Holztafel ohne Tischtuch standen Teller für einige dreißig Personen bereit, nur langsam begannen sich die Gäste, eben jene vorher erwähnten Eisenbahnarbeiter, einzufinden. Ich muß offen gestehen, mir war es unheimlich in der Gesellschaft und der Umgebung — meinen Freunden erging es nicht besser. Der Wirt hatte uns sein Privatzimmer zur Aufbewahrung unsrer Büchsen und Taschen zur Verfügung gestellt — aber eine Art von Ahnung hielt mich ab, von seinem Anerbieten Gebrauch zu machen. Ich fühlte mich nicht sicher, ohne mein treues Rohr im Auge zu haben. Wir lehnten daher unsre Gewehre in die hintere Ecke des Saales, legten die Taschen und gerollten Decken davor und nahmen auf den Stühlen zunächst Platz, dergestalt, daß wir unsre Waffen mit dem Rücken deckten. Ich dachte nicht an Lebensgefahr, aber ich war nie in so verdächtiger Gesellschaft gewesen, und so ist es ganz natürlich, daß ein gewisses Gefühl der Unsicherheit mich antrieb, die erwähnten Vorsichtsmaßregeln zu gebrauchen. Außerdem wollte ich mir nicht gern mein Eigentum stehlen lassen. Es liegt eine zu große Versuchung für einen Amerikaner des Westens im Anblick einer schönen Büchse, die vielleicht für das „Fortnehmen" zu haben ist, und ich hielt ja meine Tischgenossen insgesamt für Strolche und Wegelagerer oder solche, die es werden wollten. —

Binnen einer Viertelstunde war die Tafelrunde vollzählig. Die Eisenbahnarbeiter hatten sich in kleinen Trupps nach und nach eingefunden. Die Pfeifen wurden ausgeklopft, in die Rocktasche gesteckt und das Essen begann.

Mir zur Seite saß ein kleiner, breitschulteriger Mann mit dickem, rotem Gesicht, den ich daher für einen Engländer oder Irländer hielt. Ich hatte kaum den ersten Bissen genossen, als er mich schon, nachdem er verschiedene musternde Blicke auf mich geworfen, anredete.

„Wollt nach Westen, Gentlemen, nicht wahr?" fragte er mit einem Blick auf uns alle drei.

„Ja," sagte ich lakonisch, ohne von meinem Teller aufzusehen.

Ich kannte bereits aus Erfahrung die unausstehliche Neugier der Amerikaner, die diejenige deutscher Kleinstädter bei weitem übertrifft, so daß ich, des ewigen Ausgefragtwerdens müde, den festen Ent-

schluß gefaßt hatte, mir fortan so wenig als möglich entlocken zu lassen.

„Schon lange im Lande?“ fuhr mein Nachbar in seinen Auspumpungsversuchen, wie man das in Amerika nennt, fort.

„Nein!“

„Gerade was ich dachte,“ grinste er, „habt so'n verdammt altländisches Aussehen, wie ich, als ich vor sechs Jahren herkam. Indeed, Sir — ich bin auch von drüben — aus Old-England, man sieht mir's aber nicht mehr an, nicht wahr?“

Ich antwortete nicht, sondern aß mit verdoppelter Energie.

„Werdet's draußen im Westen verdammt komisch finden, ganz anders, als Ihr's Euch vorstellt, Fremder!“ lachte mein Nachbar, der sich durch mein Schweigen durchaus nicht irritieren ließ, „ganz andres Leben dort, als Ihr's gewohnt zu sein scheint. Well — schadet nichts — wenn Ihr zurückkommt, habt Ihr andre Hände und ein andres Gesicht als heute, verlaßt Euch auf mich!“

„Stop deinen verdammten Unsinn, Bill,“ rief ein andrer der Arbeiter, der mir gegenüber saß, ein hagerer Amerikaner.

(Fortsetzung folgt.)

Der junge Theaterdirektor.

VI.

Lebende Bilder.

Der große Tag war angebrochen. Schon am frühesten Morgen hatten wir das Klavierzimmer mit Beschlag belegt und darin die Bühne aufgerichtet. Alles paßte und klappte ganz vortrefflich, wir hatten keinen Vermessungs-, keine Rechenfehler zu bereuen. Vormittags fand noch die letzte Gesamtprobe statt, und hochklopfenden Herzens erwarteten wir unser erstes Publikum.

Das Zimmer war verdüstert worden, denn bei Tageslicht konnte doch nicht gespielt werden; da aber Gäste erwartet wurden, welche noch abends nach der Stadt zurückkehren wollten, mußte schon zeitig des Nachmittags begonnen werden.

Besonders Hans drängte, denn er wollte ebenfalls zeitig mit der Vorstellung schließen — so sagte er wenigstens.

Die Gäste kamen, und waren endlich mit aller Mühe von dem gewöhnlichen Klatsch glücklich abgelenkt und in den Theatersaal bugsiert worden.

Der sah feierlich genug aus.

Der große Luster brannte, mit sechzehn Kerzen besteckt, unmittelbar vor der Kurtine; an dem Spiegeltroumeau brannten ebenfalls die Girandols und verliehen dem Raume etwas vornehm Feierliches. Dazu die farbenreiche Kurtine mit den geschmackvoll abgestimmten Wendungen des Prosceniums, aus welchem Farbenmeer sich wie ein einfacher Marmorbau das Proscenium selber abhob, alles dieses erzielte eine Wirkung, welche wir kaum geahnt, geschweige gehofft hatten.

Geräuschvoll nahmen die Gäste ihre Plätze ein, geräuschvoll besprachen sie den günstigen Eindruck, den unser ganzes Arrangement machte. Das war schon das Keimen des Erfolges, und Hans war auch sehr zufrieden damit.

Jetzt erscholl die Glocke.

Da tönte in vollen schönen Akkorden Karl Maria Webers Ouvertüre zu Oberon hinter der Bühnenwandung hervor.

Auch das war ein kluger Einfall unsers Hans; er hatte das Klavier links neben die Bühne gestellt, um als Regisseur die ganze Vorstellung leiten zu können. Auch wußte er, daß Rich. Wagner für das unsichtbare Orchester eingetreten war. Und heute bewährte sich dies auch auf unsrer Bühne. Wie Märchenflüstern schmeichelte sich die ewigschöne Tondichtung aus den geheimnisbergenden Vorhängen hervor.

Ellas Gouvernante spielte aber auch zu reizend. Endlich war die Ouvertüre ausgeklungen.

Ein zweites Glockenzeichen. Noch rührte sich der Vorhang nicht.

Da, — wieder hinter dem Vorhang — ertönte eine schöne, volle Frauenstimme; sie las:

„Wie Veilchen hold, wie Roš' im Tau,
Mit Blumen hold ist Aeuglein blau.
So lang in weißen Windelein
Das schöne Königskindelein.“

Das war das Märchen vom Dornröschen. Als aber die Stelle kam, die da lautet:

„Und so wie Abendrot verglüht,
Sank auf des Kindes Augenlid
Der Schlaf, die Händchen sanken,
Leis schwanden die Gedanken.“

da tönte ein leiser Glockenschlag, und geräuschlos schob sich die Kurtine auseinander.

Das war ein herrliches Bild.

Ein weiter gotischer Fensterbogen bot den Blick auf ein schönes Waldthal. Sonnenuntergangsgold lag über dem Saal, in dem Dornröschen vor der Spindel schlafend im Lehnstuhle saß. Die Kammerfrau hockte auf einem niederen Schemel im tiefsten Schlafe.

Die Vorleserin aber fuhr fort:

„Es hob und senkt das schwache Haupt,
Fast wie ein Bäumchen zart belaubt
Umweht von Maiendüften,
Sich wiegt in lauen Lüften“ — —

Rauschender Beifall wurde laut. Langsam schloß sich der Vorhang. Endlich las die Vorleserin weiter, nachdem eine geraume Weile der Applaus gewährt hatte, ohne daß sich der Vorhang wieder geöffnet hätte.

Doch als die Stelle kam:

„Wild um das Schloß da wuchert's grün,
Dazwischen rote Röslein glüh'n;
Sie schmücken trotz der Trauer
Den Säulengang, die Mauer“ — —

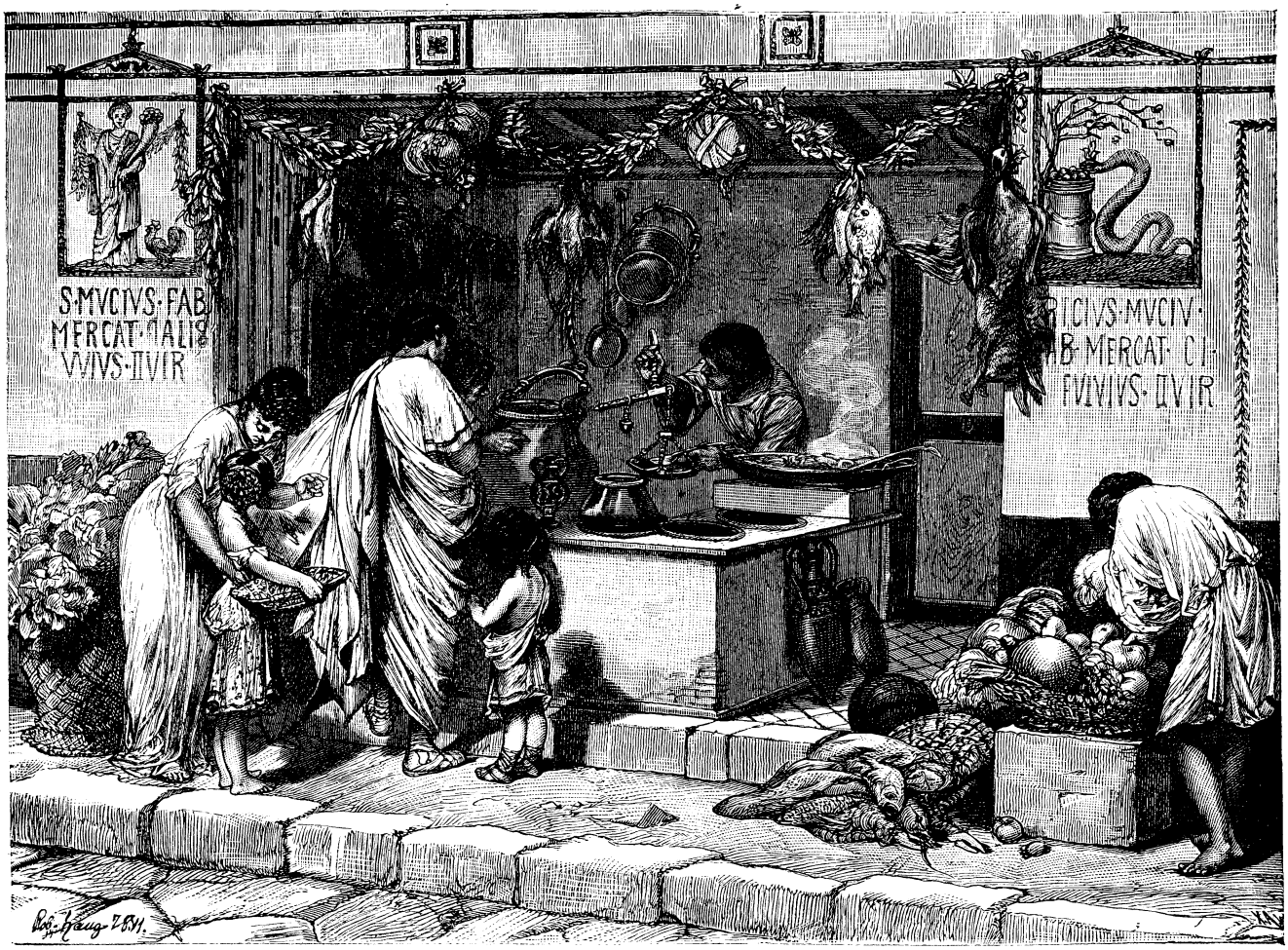
da öffnete sich wieder die Kurtine; doch welch verändertes Bild! Es war Nacht. Der volle Mond stand am Himmel und lugte durch dasselbe gotische Fenster auf dieselbe Gruppe hernieder. Aber Rosenranken umwanden alles, Dornröschen und Rocken, die Pfeiler des Bogens, die schlafende Zofe — alles. — Sanftes Blaulicht, das sich mählich in ein weiches Violett auflöste, spielte um das schlafende Königskind.

Lauter Beifall begleitete den sich schließenden Vorhang. Die Zuschauer waren gefesselt, der Erfolg war durchschlagend.

Als aber die Vorleserin die Stelle las:

„Da bogen Dickicht und Gezweig
Sich wie ein Ehrenbogen gleich,
Ihm war's mit Gott gelungen,
Der Zauber war bezwungen — —“

da bot sich das dritte Bild. Der Vorhang schwebte zurück, im zarten Rosenlicht saß halb aufgerichtet Dornröschen im Lehnstuhl und sah verwundert auf den Märchenprinzen, der ihr knieend drei goldene Himmelsschlüsselchen überreichte. Die ebenfalls erwachte Zofe gähnte gewaltig und rieb sich den hundertjährigen Schlaf aus den Augen.



Altrömischer Kaufladen.

Kaum konnte das Märchen zu Ende gelesen werden; als aber die Schlußstrophe mit

„Der König gab zum Lohne
Dem Prinzen Kind und Krone,"

gelesen war, da wollte der Beifall kein Ende nehmen, und der Vorhang mußte sich wieder heben.

Da aber standen Prinz und Dornröschen innig umschlungen vor dem Bogenfenster, während die Zofe mit Zeichen des Erstaunens auf die beiden deutete, als wollte sie die Zuschauer auf etwas ganz unerhörtes aufmerksam machen.

Da gab's erst recht Beifallsrufe und Beifallsklatschen; kaum konnte durch beharrliches Geschlossenbleiben der Kurtine und erneute Klänge des Klaviers die Ruhe wiederhergestellt werden.

Wieder tönte das Klavier; Schumanns reizendes Klavierstück „An unheimlicher Stelle" erfreute jetzt das Auditorium. Dann las wieder die Vorleserin:

„Rotkäppchen war so niedlich
Und spielt im Dorfe lieblich — —"

Da hob sich sofort der Vorhang und zeigte eine Dorfansicht, wo Rotkäppchen mit mehreren ganz kleinen Mädchen eine anmutige Gruppe bildete.

Der Verlauf des Märchens ist bekannt. Das nächste Bild zeigte Rotkäppchen im Walde mit dem Wolf. Der aber war kein echter Wolf, sondern der große Hofhund des Gärtners, der wenig Verständnis für lebende Bilder zeigte, denn er wedelte fortwährend mit dem Schweife. Dieses Bild mußte rasch gespielt werden. Besonders erheiternd wirkte der Umstand, daß plötzlich der „Pseudo-Wolf" einen Jammerlaut ausstieß. Vermutlich hatte er sein Spielhonorar für das gestörte lebende Bild in Gestalt eines Rippenstoßes empfangen.

Das zweite Bild stellte die Szene vor, wo der Wolf im Bette liegt. Es ging ganz gut, aber plötzlich hob sich die Decke, und der als Frau angekleidete Pseudo-Wolf sprang hervor, und verschwand hinter den Kulissen. Unter schallendem Gelächter schloß sich beschämt der Vorhang.

Einem unverbürgten Gerücht zufolge soll sich der Wolf dadurch bewogen gefunden haben, das Bett zu verlassen, daß ihm der „dumme August" hinter den Kulissen ein Extra-Spielhonorar in Gestalt eines Würstchens gezeigt hatte.

Das letzte Rotkäppchenbild mußte daher ohne Wolf gespielt werden. Es war nur Großmutter, Jäger und Rotkäppchen da; der tote Wolf war daher jedenfalls schon fortgeschafft worden. Die Bauernstube im Strahle der untergehenden Sonne war so reizend gestellt, daß die Beifallsspenden vollständig mit dem früheren Mißgeschick versöhnten.

Abermals brauste es in gewaltigen Akkorden hinter dem Vorhange hervor; es war eine Phantasie aus Schuberts „Des Mädchens Klage". Dann las die Frauenstimme:

„Aschenbrödel fiel in Not,
Weinte um der Mutter Tod,
Saß in Aschen grau.
Mit den Töchtern herrscht im Haus,
Schwelgt vergnügt bei fettem Schmaus,
Jetzt die neue Frau — —

Wieder hob sich der Vorhang. Da saß in der Küche Aschenbrödel, über die

Schüssel gebeugt, sich die Thränen aus den Augen wischend, während zwei Tauben ihr auf dem Schoße saßen, augenscheinlich bestrebt, die Linsen aus der Asche zu suchen.

Wieder schloß sich der Vorhang, und die Vorleserin kam zu der Stelle:

„Ei, wie prangt sie, jung und hold
Ganz in Seiden, Sammet, Gold,
Herrlich anzusehn!“

Wieder hob sich der Vorhang. Da war der Feenpalast gestellt. Aschenbrödel im reichsten Schmuck legte ihre Hand in die des Königssohnes, während rückwärts weniger reich gekleidete Frauen Zeichen des Neides gaben. Das war ein glänzendes Bild. Während es stand, ging die Beleuchtung in ein zartes Rosalicht über, das sich am Fußboden in leuchtendes Violett verlor, als sich der Vorhang endlich wieder schloß.

Unter andauerndem Jubel wurde das Märchen zu Ende gelesen, bis zur Stelle, die da lautet:

„Jetzt im schönen Brautgewand,
Seht sie an des Prinzen Hand,
Fromm zur Kirche gehn.“

Da öffnete sich der Vorhang zum letzten Male, es zeigte die Scene des Hochzeitszuges, im Hintergrunde die Kirche. Rosenrotes Licht umspielte die Gruppe, und von Ferne her zitterten ernst und feierlich die Hochzeitsglocken, während das Klavier die ersten Sätze des Mendelssohnschen Hochzeitsmarsches intonierte. Da wollte der Jubel kein Ende finden, das Bild mußte auf einstimmiges Verlangen dreimal gezeigt werden.

Als aber noch immer der Applaus kein Ende nehmen wollte, hob sich nochmals die Kurtine, aber ein verändertes Bild bot sich nun dem animierten Zuschauerpublikum dar.

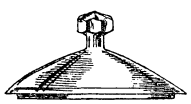
Derselbe Hintergrund, aber Mondbeleuchtung. Kein Prinz und keine Prinzessin war mehr zu sehen, dafür aber stand der Pseudowolf auf seinen Hinterbeinen, eine Hellebarde in den Vorderpfoten haltend, einen zerknitterten Hut auf dem Kopf, ein Tuthorn über der Achsel und die Laterne vor sich.

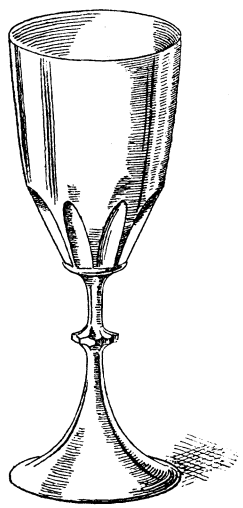
Unter allgemeiner Fröhlichkeit schloß sich zum letzten Mal der Vorhang.

Mama aber geleitete ihre Gäste hinüber in das Speisezimmer, wo Kaffee und Thee samt Zubehör serviert war.

Den Rauch einer Zigarre in ein geschlossenes Glas zu blasen.

Man bedient sich am besten zu diesem Experiment eines Glaspokals mit Deckel ungefähr in nebenstehender Form. Gieße auf den Boden des Pokals einige Tropfen vom schärfsten, gereinigten Salmiakgeist, oben in den Deckel einige Tropfen Salzsäure, wie Du beides in Apotheken oder Droguerien bekommst, doch habe acht mit solchen Dingen, denn sie können bei unvorsichtiger Behandlung Unglück anstiften.





Glaspokal, zum Experimente: Rauch in ein geschlossenes Gefäß zu blasen.

So vorbereitet stelle beides auf den Tisch, aber nicht zu nahe zusammen, da sonst der Rauch zu früh losgeht. Willst Du nun das Kunststück vorführen, so sage, daß man im stande sei, den Rauch einer Zigarre in einen mit Deckel verschlossenen Pokal zu blasen. Zu diesem Zwecke zeige zunächst den Pokal, sodann den Deckel von seinem Standpunkte aus als leer vor, indem du ihn entventuell umdrehst, bedeckst sodann den Pokal mit dem Deckel und bittest Deinen Papa oder Onkel, Du selbst darfst ja noch nicht rauchen, den Rauch von weitem auf den Pokal zu zu blasen, der sich sodann sofort mit Rauch füllen würde. — War beides, wie angegeben, schon etwas länger vor der Vorstellung präpariert, so thust du gut, zuerst einen schwachen Zug Rauch in den Pokal blasen zu lassen. Du kannst jedoch auch den Pokal, sobald Du ihn geschlossen hast, mit einem Tuche überdecken und sodann denselben, das Tuch abnehmend, mit Rauch angefüllt vorzeigen. Das Zauberkunststückchen, beziehungsweise die Täuschung, die selbstverständlich auf die Wirkung der genannten Chemikalien zurück zu führen ist, wirkt auf die Zuschauer geradezu verblüffend.

Geographisches Zahlenrätsel.

1	13	6	20	**8**	7	8	4
2	6	3	**7**	18	**3**	2	6
3	3	**3**	22	7	3	**18**	14
4	**4**	6	5	5	4	11	**2**
5	8	17	2	21	17	**10**	3
6	**16**	16	18	14	**18**	16	7
3	14	**18**	7	**6**	19	7	11
21	9	15	**6**	18	12	13	7

Ihr solltet die hier eingetragenen Zahlen durch die entsprechenden Buchstaben (hier gelten auch ch und ck als ein Buchstabe) ersetzen, so daß in den senkrechten Reihen, von oben nach unten gelesen, lauter Städtenamen entstehen. Diese sind:

1. eine Stadt am Bodensee, 2. eine Stadt im Harz, 3. eine Stadt im Erzgebirge, 4 die Hauptstadt einer englischen Besitzung in Ostasien, 5. eine Stadt in Hessen-Nassau, 6. eine österreichische Stadt in den Alpen, 7. eine Stadt in Bayern, 8. eine Stadt in der europäischen Türkei.

Habt ihr alles gefunden, so erscheint an den Stellen, an welchen die fettgedruckten Zahlen stehen, der Name eines Berges in der Schweiz.

Kapselrätsel.

Wenn ihr in ein Gewand den rauhen Wind noch schiebt,
Vor dessen Wehn im Herbst das welke Laub zerstiebt,
Und der mit Sturmgebraus die weißen Segel bläht,
Wird eine Stadt daraus, mit Universität.

Tritt dann in diese Stadt ein Donauneben-fluß,
An welchem man vorher ein n entfernen muß,
So wird ein Strauch daraus, an dem zur Sommerzeit
Im Garten vor dem Haus sich Knosp' an Knospe reiht.

Logogriph.

Mit i kann jeder Mensch es sein,
Wenn's gilt, dem Feinde zu verzeihn,
Mit o gehört's im deutschen Land
Als hoher Herr zum Fürstenstand.

Auflösung des Zahlenrätsels in Nr. 14.

1—8 = Antilope (demnach 1, 5, 7, 8, 2 = Alpen; 7, 5, 1, 2, 8, 3 = Planet; 7, 5, 1, 3, 8, 2 = Platen; 7, 6 = Po; 7, 6, 5, 8, 2, 3, 1 = Polenta; 7, 6, 5, 8, 2 = Polen: 5, 4, 1, 2, 8 = Liane.)

Auflösung des Weckuhrproblem in Nr. 14.

„Halb vier.“

(Die 8 Zeiger der Uhr, auf bestimmte Buchstaben der 12 Stundenzahlen hinweisend, ergeben durch die daran angebrachten 1, 2, 3, 4 ꝛc. Häkchen die Lösung.)

Abwehr von Neugierigen.

Benjamin Franklin, der berühmte nordamerikanische Staatsmann und Schriftsteller, vor allem auch bekannt als Erfinder des Blitzableiters, betrieb in früher Jugend das Geschäft eines Buchdruckers. Einst hatte er Veranlassung, von Philadelphia nach Boston zu reisen. Unterwegs kehrte er in einem Wirtshause ein, dessen Wirt, wie alle seine Landsleute, unverschämt neugierig war. Franklin hatte sich kaum zum Abendessen niedergelassen, als ihn auch schon sein Wirt mit allerlei Fragen zu belästigen begann. Er kannte wohl die Neigung der Leute dieses Schlags und sah ein, daß, wenn er eine Frage beantwortete, damit nur den Weg zu zwanzig andern bahnte. Er beschloß daher, den Wirt auf einmal zum Einhalt zu zwingen und sprach das Verlangen aus, sein Weib, seine Kinder, seine Dienstboten, kurz seinen ganzen Haushalt zu sehen. Als die Leute zusammen berufen waren, begann Franklin mit schalkhafter Feierlichkeit: „Meine guten Freunde, ich habe nach euch gesandt, um euch hier einen Bericht von mir selbst zu geben. Mein Name ist Benjamin Franklin. Ich bin Buchdrucker, neunzehn Jahre alt, wohne in Philadelphia und bin im Begriff, nach Boston zu reisen. Nach euch allen habe ich gesandt, damit ihr mich jetzt jeder einzeln befragen könnt, wenn ihr über mich noch mehr Einzelheiten zu erfahren wünscht. Ich will euch gern Auskunft geben, aber wenn ich eurem Wunsche nachgekommen bin, dann gestattet ihr mir wohl, daß ich mein Abendbrot in Frieden verzehre?“

Das Vermächtnis des Inka.

Von **Karl May.**

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“, „Kong-Kheon, das Ehrenwort“, „Die Sklavenkarawane“, „Der Schatz im Silbersee“ u. a.

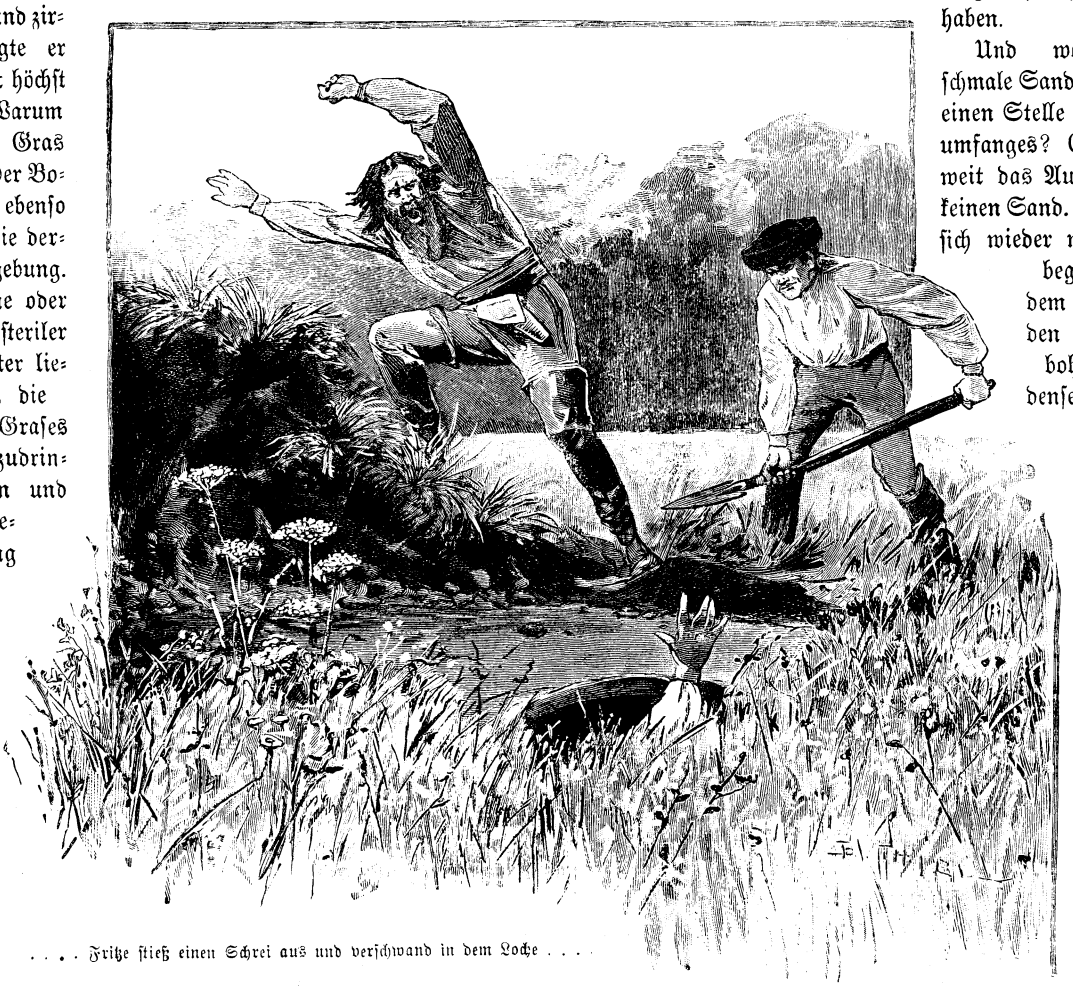
(Fortsetzung.)

Morgenstern stand von seinem Platz auf und näherte sich diesem eigentümlichen Kreise, um denselben genauer in Augenschein zu nehmen. Da sah er zunächst, daß derselbe konvex wie eine umgestürzte Schale war.

„Konvex und zirkelrund,“ sagte er sich. „Das ist höchst sonderbar. Warum gedeiht das Gras hier nicht? Der Boden besteht ebenso aus Lehm, wie derjenige der Umgebung. Sollten Steine oder ein andrer steriler Grund darunter liegen, so daß die Wurzeln des Grases nicht tief einzudringen vermögen und also nicht genug Nahrung erlangen können?“

Um das zu untersuchen, zog er sein Messer und stach dasselbe in die Erde. Die Klinge drang höchstens fünf Zoll tief ein und traf dann auf einen harten Gegenstand. Er probierte an andern Stellen und zwar mit genau demselben Erfolge. Der eigentümliche Kreis hatte eine sehr harte Unterlage, auf welcher eine überall fünf Zoll hohe Lehmschicht lag, welche dem Grase nicht genug Nahrung gewährte, so daß dieses nur spärlich stand, nicht hoch wurde und eine krankhafte, gelbe Farbe besaß. Diese Regelmäßigkeiten mußten eine Ursache und zwar eine ganz eigenartige und ungewöhnliche Ursache haben.

Und woher der schmale Sandfleck an der einen Stelle des Kreisumfanges? Es gab, so weit das Auge reichte, keinen Sand. Er bückte sich wieder nieder und begann, mit dem Messer in den Sand zu bohren und denselben aufzuwerfen. Die beiden andern hatten ihm verwundert über sein sonderbares Gebaren zugeschaut. Jetzt kam Fritze herbei und fragte: „Wat jibt es hier, Herr Doktor?



. . . . Fritze stieß einen Schrei aus und verschwand in dem Loche . . . .

Wat haben Sie mit dat Messer? Wollen Sie unsre jute Mutter Erde totstechen?"

Wenn er mit dem Doktor allein und nicht auch mit dem Chirurgen redete, bediente er sich stets der deutschen Sprache.

„Mach keine dummen Witze!" antwortete Morgenstern. „Es handelt sich hier um eine ernste und vielleicht hochwichtige Angelegenheit. Hast du vielleicht einmal von sogenannten Hexenringen gehört?"

„Sehr oft. Dat sind kreisrunde Stellen auf Wiesen, auf denen in der Walpurgisnacht die Hexen hippelschottisch jetanzt haben."

„Unsinn! Diese Kreise verdanken ihre Entstehung verschiedenen Arten von Hutpilzen, deren Mycelium sich zentrifugal vermehrt. Vertilgt man diese Pilze, so hören auch die Ringe auf."

„Ick verstehe! Hier haben Sie auch so 'nen Hexenring jefunden."

„Ja; aber er ist ganz eigentümlicher Art. Während die bekannten Hexenringe von einem üppig grünenden Kreise umschlossen werden, ist dies hier nicht der Fall. Auch wächst hier Gras, während dort das Innere der Ringe vollständig kahl liegt. Das fällt mir auf. Und nun woher dieser Sand? Es ist sonst nirgends welcher zu sehen."

„Den haben die Hexen herjetragen."

„Rede keinen Blödsinn! An Hexen glaubst du doch ja selber nicht."

„Nein. Seit man ihnen verbrannt hat, jibt es keine mehr. Aber diese Stelle kommt mich auch sehr sonderbar vor. Sollte hier ein Schatz verjraben liejen? Dat wäre mich lieber, als wenn wir ein urweltliches Riesenjeschöpf herausbuddelten."

„Vorweltliches Riesengeschöpf!" rief Morgenstern aus, indem er den Sprecher mit freudiger Ueberraschung anblickte. „Fritze, vielleicht hast du das Richtige getroffen!"

„Mit dem Jeschöpf oder mit dem Schatz?"

„Mit beiden, denn wenn ich hier ein Mastodon oder so etwas finde, so ist das ein Schatz für mich, und du würdest auch nicht leer ausgehen."

„Dat läßt sich hören, sagte der Taube, als er eine Ohrfeige bekam. Aber im Ernste jesprochen, hier mitten in der Urwildnis so 'ne Stelle, dat muß doch einen Jrund haben. Und, nur man Jeduld, ick denke, wir finden diesen Jrund, wenn wir nr erst mal da den Sand fortschaffen."

„Ganz dasselbe dachte auch ich. Hole die Spaten, die Hacken und die Schaufeln! Wir müssen schleunigst nachgraben."

Fritze folgte dieser Aufforderung. Als die beiden den Sand aufzugraben begannen, kam Don Parmesan herbei und drang zum Aufbruche, da man heute doch den Vater Jaguar einholen müsse. Morgenstern gab ihm eine Erklärung der Gründe, welche ihn veranlaßten, noch hier zu bleiben, doch wollte der Chirurg nichts davon hören. Er machte aber sofort ein andres, viel freundlicheres Gesicht, als der Doktor ihm sagte:

„Wenn wir ein Megatherium hier finden oder ein ähnliches Riesentier und Sie helfen mit, so schenke ich Ihnen tausend Papierthaler."

Da fragte er rasch:

„Sind Sie denn so reich, Señor?"

„Ich bin wohlhabend und kann es geben."

„So helfe ich mit, und wenn es eine ganze Woche dauert!"

Er ergriff sofort einen Spaten und begann mitzuarbeiten, denn tausend Papierholer, so viel wie hundertsechzig deutsche Reichsmark, waren für ihn eine sehr wünschenswerte Summe.

Während er mit Fritze in der sandigen Stelle in den Boden eindrang, nahm Morgenstern eine Schaufel, um einen Punkt der harten Unterlage von der darauf liegenden dünnen Lehmschicht und dem in derselben wachsenden Grase zu befreien. Er kratzte diese Schicht ab und schob sie zur Seite; da kam eine undurchdringliche, glatte und schildpattähnliche Masse zum Vorschein, welche, als er darauf schlug, einen dumpfen, hohlen Ton erzeugte. Da that er vor Freude einen Luftsprung trotz des geschicktesten Harlekins und rief jauchzend aus:

„Heureka, heureka! Ich hab's, ich hab's gefunden! Diese glasharte und panzerartige Masse! Ich hab's, ich hab's!"

„Wat haben Sie denn?" fragte Fritze, indem er von seiner Arbeit aufsah.

„Das Tier, das Riesentier. Es ist ein Glyptodon, ganz gewiß ein Glyptodon!"

„Wer soll dat Wort verstehen! Wie würde man es in Stralau oder Jüterbogk titulieren?"

„Riesenarmadill, oder noch deutscher, Riesenpanzertier!"

„Also ein Tier mit riesige Armatur! Wird es sich jegen unsre Annäherung wehren?"

„Was fällt dir ein! Es ist ja tot; es ist ein vorsündflutliches Geschöpf!"

„Also in der Sündflut umjekommen und schmählich ertrunken? Da kann mich dat arme Beest wirklich leid thun. Ist es jroß?"

„Wie ein Tapir oder Nashorn, anderthalb Meter lang."

„Also nicht auf den Arm oder in die hohle Hand zu nehmen. Na, dat schadet nichts; wir holen ihm dennoch heraus!"

„Natürlich muß es heraus! Aber nehmt euch in acht, daß ihr es nicht beschädigt! Jede, auch die kleinste Beschädigung, lateinisch Laesio genannt, vermindert den Wert dieses kostbaren Fundes!"

„Jut! Werden ihm so sanft wie möglich zu Leibe jehen, wat mich aber von wejen seine Riesenarmatur jar nicht als so notwendig erscheint."

Er grub mit dem Chirurgen weiter. Auch der Doktor arbeitete mit dem größten Eifer, mit der Schaufel die obere Lehmkruste von dem Panzer des vorweltlichen Tieres abzukratzen. Seine Augen strahlten; seine Wangen glühten, und seine Hände zitterten; er befand sich wie im Fieber. Dabei hielt er seinen beiden Gefährten einen Vortrag über die Urzeiten und die Wesen, welche in denselben existierten. Fritze und Don Parmesan warfen den Sand nach rechts und links heraus und drangen immer tiefer ein. Da gab der Sand plötzlich nach; Fritze stieß einen Schrei aus und verschwand in der Erde. Sein Gefährte sprang schnell aus dem Loche, sonst wäre er ihm nachgestürzt.

„Um des Himmels willen, was ist geschehen!" rief Morgenstern. „Hoffentlich kein Unglück, lateinisch Infortunium geheißen!"

„Er ist verschwunden, vollständig verschwunden," antwortete Parmesan. „Die Erde wich unter ihm, und da war er fort."

Der Doktor trat vorsichtig an das Loch und rief hinab:

„Fritze, lieber Fritze, lebst du noch?"

„Ja, ick lebe und bin verjnügt in meine Seele," erklang es von unten herauf.

„Wie ist das gekommen, und wohin bist du geraten?"

„Ick habe mit die Balance dat neunzehnte Jahrhundert verloren und bin herunter ins Diluvium jerutscht."

„Bist du verletzt?"

„Nein. Dat Panzervieh verhält sich

sehr jebildet. Es ist janz still und hat mir nicht beschädigt."

„So komm schnell herauf! Es könnten gefährliche Gase vorhanden sein."

„Im Jejenteil! Es ist hier vor der Sündflutszeit janz mollig. Kommen Sie herunter! Ick habe jrad noch zwei schöne Sitzplätze zu vermieten, zwei Plätze in der Urwelt. Immer rrrrunter, meine Herren!"

Dieses lustige Gebaren des kleinen Dieners verscheuchte alle Besorgnisse des Doktors. Es konnte da unten doch wohl keine Gefahr vorhanden sein. Und da seine Wißbegierde so groß war, daß er sie kaum beherrschen konnte, folgte er der Aufforderung Fritzes und stieg vorsichtig in das Loch. Dieses führte zunächst gegen vier Fuß senkrecht hinab und ging dann in einem stumpfen Winkel schief nach innen weiter. Der Diener war also nicht senkrecht hinuntergestürzt, sondern in geneigter Richtung vorwärts gerutscht. Jetzt rief er von innen heraus:

„Da sind Sie ja! Ick sehe Ihre Beine. Sie befinden sich jrad vor dem Bauch des Riesentieres. Setzen Sie sich nieder, so ziehe ich Ihnen an die Füße herein zu mich."

„Ist's etwa gefährlich?" erkundigte sich der vorsichtige Gelehrte.

„Keineswegs. Die Passage ist so bequem wie möglich. Warten Sie, ick werde Ihnen unterstützen."

In diesem Augenblicke fühlte Morgenstern sich bei den Füßen ergriffen und fortgezogen; er kam in ein sanftes Gleiten und saß dann zu seinem Erstaunen neben Fritzen in einer kleinen niedrigen Höhle, welche infolge des Loches, durch welches er soeben gekommen war, so viel Helligkeit besaß, daß man sich darin umsehen konnte. Sie war länglichrund, ungefähr zwei Ellen hoch und so groß, daß drei Personen bequem nebeneinander sitzen konnten. Die Decke war gewölbt, nicht sehr, sondern ungefähr wie das Innere eines Tellers, und von dunkelmelierter, matt glänzender Farbe. Der Boden der Höhle war eben und von dem hereingebrochenen Sande teilweise bedeckt. An den unbedeckten Stellen sah man, daß er aus hartem Lehm bestand.

Als Fritze seinen Herrn neben sich hatte, lachte er auf und sagte in fröhlichem Tone:

„Da sitzen Sie neben mich, jrade wie rau Lanziette, jeborene Huhn! So kann man aus die Ober- in die Unterwelt und aus die Jejenwart in die Verjangenheit jeraten. Wat sagen Sie zu diese schöne Mammuthöhle?"

„Von einem Mammut ist hier keine Rede. Wir befinden uns höchst wahrscheinlich im Leibe eines Glyptodon, also desjenigen Tieres, welches ich vorhin Riesenarmadill nannte."

„Haben diese Tiere Leiber aus Lehm jehabt?"

„Natürlich nein. Du kannst dir doch denken, daß der Leib mitsamt den Knochen nach und nach verwest ist und daß nur der unzerstörbare Panzer übrig geblieben ist. Im Innern desselben sitzen wir jetzt."

„Also mitten in der Armatur?"

„Ja. Man hat diesen Panzer auch wohl, aber irrtümlicherweise, für die Bedeckung des Megatherium gehalten, weil auch Knochen dieses letzteren Tieres in der Nähe solcher Fundorte angetroffen wurden. Das Glyptodon ist aber für den Kenner unmöglich mit dem Megatherium zu verwechseln, lateinisch permuto, obgleich es ebenso wie dieses einen runden, abgestutzten Kopf und am Jochbeine einen absteigenden Fortsatz hatte. Der Panzer, welcher das Tier vom Halse bis zum Schwanze umschloß und nur am Bauche offen war, bildete keine Ringe, sondern bestand aus einzelnen, sechseckigen Knochenstücken, welche eine einzige starke und zusammenhängende Decke bildeten. Der Schwanz steckte in einer besondern Panzerröhre, die wir jedenfalls auch finden werden. Wir müssen den Panzer zunächst freilegen; wenn sich dann ergibt, welches der hintere und welches der vordere Teil desselben ist, läßt sich leicht sagen, wo die Schwanzröhre liegt."

Er betastete und beklopfte die Decke der Höhle und fand seine Vermutung, daß dieselbe der Panzer eines fossilen Riesentieres sei, vollkommen bestätigt. Fritze aber schüttelte den Kopf und sagte:

„Wenn dat janze Tier im Panzer jesteckt hat, so daß nur der Bauch unbedeckt war, so muß derselbe doch eine unten offene Höhlung bilden; die Seiten sind auch bepanzert jewesen, hier haben wir nur oben Panzer und an den beiden Seiten Lehm."

„Der ist durch den Druck eingedrungen. Wenn wir ihn entfernen, werden die Seiten des Panzers zum Vorschein kommen. Ick werde dir den Chirurgen herabschicken. Ihr beide schafft diesen Lehm hinaus, während ich von oben graben werde, um das Glyptodon von außen bloßzulegen. So arbeiten wir uns in die Hände und werden jedenfalls noch vor der Abenddämmerung, lateinisch Crepusculum genannt, fertig sein."

Er stieg aus der Höhle empor und schickte Don Parmesan mit Hacke und Schaufel hinab. Während die beiden nun unten fleißig arbeiteten, drang er selbst oben mit der Hacke in die Erde ein, um die Erde rund um den Panzer aufzugraben und denselben bloßzulegen.

Er strengte sich so an, daß ihm der Schweiß über das Gesicht lief. Er war ganz begeistert für seine Arbeit. Er dachte an den Ruhm, den es ihm bringen würde, wenn es ihm gelänge, ein fossiles Riesenarmadill in seiner heimatlichen Wohnung aufzustellen. Denn daß es sich hier um ein Glyptodon handelte, davon war er vollständig überzeugt, bis er gegen Mittag die Entdeckung machte, daß der Panzer nicht eine Röhre, sondern eine Schale bilde, welche wie eine plattgewölbte Decke auf der unter ihr befindlichen Höhle lag; sie wurde von den Lehmwänden der letzteren getragen. Fritze und Don Parmesan drangen mit ihren Werkzeugen durch diese Wände, und da der Gelehrte ihnen von außen mit seiner Hacke entgegenkam, dauerte es gar nicht lange, so war die eine Seite der Panzerdecke, welche einer umgestürzten Schale glich, freigelegt, und Fritze kam mit dem Chirurgen herausgekrochen.

„Sehen Sie, daß Sie sich jeirrt haben," sagte der erstere zu Morgenstern. „Es ist kein Jürteltier, denn die Seiten dieses Jeschöpfes sind oft und manchmal unbepanzert jewesen; es hat nur oben auf dem Rücken einen Schild jehabt."

Der Gelehrte war einigermaßen enttäuscht. Er blickte nachdenklich vor sich nieder. Dann aber erhellte sich sein Gesicht plötzlich wieder; er stieß einen Jubelruf aus und antwortete dann:

„Fritze, du machst mir das Herz wieder leicht. Schon glaubte ich, daß unsre Arbeit eine vergebliche gewesen sei. Deine Worte aber überzeugen mich vom Gegenteile. Du hast das Richtige getroffen. Es hat oben auf dem Rücken einen Schild gehabt, Schild, Schild, ein runder Schild, lateinisch Clypeus genannt. Kannst du mir ein Tier, ein berühmtes Tier nennen, dessen Namen mit Schild— beginnt?"

„Ja."

„Nun?"

„Ein Schildbürjer."

„Unsinn! Ich meine natürlich die Schildkröte, lateinisch Testudo geheißen. Dieses Tier ist kein Armadill, sondern eine Schildkröte, und zwar eine Riesenschildkröte von ganz außerordentlichen Dimensionen gewesen. Hast du einmal von einer fossilen Riesenschildkröte gehört oder gar eine solche gesehen?"

„Nein."

„Ich auch nicht. Hier nun finde ich in solches Tier. Welch ein Glück, welch eine Wonne! Welch ein Ruhm wartet meiner, wenn die Kunde durch die gelehrten Kreise aller Länder geht, daß ich eine fossile Riesenschildkröte ausgegraben habe!"

„Wenn es wirklich eine ist!"

„Jedenfalls. Ich werde es gleich untersuchen."

Er holte in seinem Hute Wasser herbei und wusch mit Hilfe eines Graswisches eine Stelle des Panzers rein.

„Siehst du," rief er dann aus, „daß ich recht habe. Diese Masse ist nichts andres als Horn, starkes, dickes Horn. Diese konvexe Platte ist nicht der Panzer eines Gürteltieres, sondern das Rückenschild einer Riesenschildkröte, lateinisch Chelonia Midas genannt."

„Soll mir aufrichtig freuen, wenn nicht etwa wieder ein Irrtum vorliegt, so daß dat einstige Fürteltier und jetzige Schildkröte nachher der Abwechslung wejen für einen vorweltlichen Laubfrosch jehalten wird."

„Laubfrosch, Hyla genannt! Du bist nicht bei Sinnen! Ich bin bereit, es mit einem Eide zu belegen, daß wir es mit den Ueberresten einer Riesenschildkröte zu thun haben."

„Aber haben die Schildkröten nicht zwei Schilde?"

„Ja, einen Rücken- und einen Bauchschild."

„Dieses Tier hat aber doch nur eins jehabt!"

„Wer behauptet das?"

„Sollte sie dat andre verloren oder in der Lotterie verspielt haben?"

„Keinen dummen Witz, Fritze! Der Brustschild muß auch da sein. Das Fleisch, welches zwischen beiden gelegen hat, ist verwest. Dadurch entstand die Höhle, welche wir hier vor uns sehen. Der Boden derselben wird jedenfalls von dem Bauchschilde gebildet. Wir werden es sofort finden, wenn wir den Lehm, welcher eingedrungen ist, wegräumen."

„Dat leuchtet mich eher ein. Und wissen Sie, als wir da drin hockten, habe ich jehört, daß der Boden hohl klang."

„Hohl? Wirklich? Siehst du, Fritze, daß ich ganz richtig vermute! Du hast auf dem Bauchschilde gestanden, und das klingt hohl, cavus auf lateinisch. Wir werden ihn ausgraben."

„Aber nicht jetzt, sondern nach dem Essen. Es ist Mittag jeworden, und wir müssen etwas jenießen. Wir haben ja Fische, welche wir uns backen oder braten können."

Die beiden andern stimmten ein, der kleine Gelehrte freilich nur ungern. Er war so entzückt über seinen Fund, daß er keinen Hunger fühlte und von dieser Arbeitspause abgesehen hätte. Es fiel ihm auch gar nicht ein, sich an der Zubereitung der Fische zu beteiligen; er scharrte und kratzte vielmehr an der Schildkrötenschale herum, klopfte sie an, um zu hören, was für einen Ton sie hatte, prüfte, ob der Boden unter ihr wirklich hohl klang, was allerdings der Fall war, und kam erst dann zu den beiden andern, als die Fische zum Essen fertig waren. Während sie tüchtig zulangten, nahm er sich nur ein kleines Stück, sprang, als er dieses gegessen hatte, wieder auf und sagte:

„Ich kann nicht essen; es läßt mir keine Ruhe, bis ich auch den Bauchschild gefunden habe. Der Magen, Ventriculus oder Stomachus geheißen, ist mir wie zugeschnürt. Ich kann nicht schlingen."

„Dat ist nicht jesund," bemerkte Fritze. „Der Mensch muß essen können. Wenn ick mir über was freue, esse ick doppelt. Wenn Ihr Magen so zujeschnürt bleibt, werden Sie durch diese Schildkröte Ihr schönes, junges Leben verlieren. Man darf nicht so aufjeregt sein."

„Ist's denn ein Wunder? Ein solcher Fund ist gradezu großartig und steht ganz einzig da. Man freut sich, daß man sich kaum zu lassen weiß, und hat doch schwere Sorge, lateinisch Cura genannt, dabei."

„Dat bejreife ick nicht. Mir hat noch keine Kröte Sorje jemacht. Um wat sorjen Sie sich denn?"

„Um Verschiedenes. Vor allen Dingen um den Namen, den ich ihr geben muß."

„Den hat sie ja schon. Sie wird ja Schildkröte jenannt. Oder ist dat nicht ihr rechtmäßiger Name?"

„Es ist der deutsche Name. Ich muß ihr aber doch auch einen wissenschaftlichen, einen lateinischen Namen geben!"

„Und dat macht Ihnen Sorje? Wie ist dat möglich? Sie verstehen ja Lateinisch."

„Allerdings; aber es ist doch schwierig, den passenden Ausdruck zu finden."

„So werde ick Ihnen helfen. Dieser wissenschaftliche Name soll sofort jefunden werden. Wie heißt Schildkröte auf lateinisch?"

„Testudo. Aber es gibt Arten, welche wissenschaftlich mit Cistudo, Emys, Chelydra, Trionychida, Sphargis und Chelonia bezeichnet werden. Chelonia Midas zum Beispiel ist die Riesenschildkröte."

„So haben Sie ja den jesuchten Namen. Eine Riesenschildkröte ist's ja, die wir jefunden haben."

„Richtig! Aber ich darf sie doch nicht so nennen, da mit Chelonia Midas die jetzt noch lebenden gemeint sind; unsre aber ist eine vorsündflutliche und viel, viel größer als die heute noch existierenden."

„Dat ist wahr. Sie ist ein wahrer Goliath, ein richtiger Gigant, und — —"

„Halt, halt!" unterbrach ihn der Gelehrte. „Ich hab's, ich hab's! Du hast es eben gesagt. Du bist ein ganz tüchtiger Kerl, Fritze, Gigant! Das gibt eine ganz ausgezeichnete Zusammensetzung. Denke an Gigantomachie, an Gigantologie oder an Gigantosteologie! Gigant und Chelonia, das läßt sich ganz ausgezeichnet verbinden und gibt einen Namen, der gar nicht vortrefflicher gewählt werden könnte. Ich werde dieses riesige Tier Gigantochelonia nennen. Ja, Gigantochelonia, welch ein prachtvoller Name! Vielleicht fügt man später, um mich als den Entdecker zu feiern, noch meinen Namen bei, was ich der gebotenen Bescheidenheit wegen heute nicht thun will. Ja, ja, der Name ist fertig. Diese fossile Riesenschildkröte wird Gigantochelonia genannt. Ich werde diesen Namen sofort notieren und dazu den wichtigen Tag, an welchem ich diesen unvergleichlichen Fund gemacht habe."

Er zog sein Notizbuch hervor und trug den Namen ein. Fritze aber meinte kopfschüttelnd:

„Diese jelehrten Herren sind doch sonderbare Individuummers! Objleich der schönste deutsche Name vorhanden ist, muß doch ein lateinischer jesucht werden. Dieses Tier ist jedenfalls zu Noahs Zeit ins Diluvium jeraten; darum würde ick sie einfach Riesen-Noah-Kröte nennen. Dat würde für jedermann sofort verständlich

sein. Schade nur, daß dat Fleisch nicht mehr vorhanden ist! Wieviel Turtlesuppen könnte man da machen!"

„Ja, bedenkt man, wie weit die beiden Schilder voneinander liegen, so kann man sich einen Begriff davon machen, wie stark und dick das Tier gewesen ist. Es muß eine wahre Unmasse von Fleisch, lateinisch Caro genannt, gehabt haben. Aber ihr seid nun endlich fertig mit essen. Beeilt euch nun! Wir müssen den Bauchschild ausgraben. Ihr hackt also den Boden auf, während ich fortfahren werde, die obere Schale los zu machen."

Fritze stieg mit Don Parmesan wieder in die Höhle, um der Anweisung seines Herrn nachzukommen, während dieser oben die begonnene Arbeit fortsetzte. Er war mit einem solchen Eifer bei derselben, daß er für nichts andres Auge hatte und also auch nicht bemerkte, daß er der Gegenstand einer Beobachtung war, welche für ihn und seine Genossen leicht schlimme Folgen haben konnte.

Im Osten von der Stelle, an welcher die drei mit so großem Fleiße beschäftigt waren, erschien nämlich ein Trupp von vielleicht fünfzig Reitern, deren Ziel allem Anscheine nach das Wasser war, in dessen Nähe sich der Fundort der berühmten Gigantochelonia befand. Und zugleich erschienen im Süden fünf andre Reiter, welche aber noch so entfernt waren, daß man sie nur als kleine, bewegliche Punkte zu erkennen vermochte.

Der erstere Trupp befand sich in größerer Nähe. Er bestand aus Indianern, bei denen sich zwei Weiße befanden. Die Roten waren mit Pfeil und Bogen, langen Lanzen und Blasrohren bewaffnet; ein einziger von ihnen, welcher ihr Anführer zu sein schien, hatte eine Flinte. Die beiden Weißen waren wie Gauchos gekleidet und in rot und blau gestreifte Ponchos gehüllt. Als Waffen führten sie Messer, Revolver und Doppelflinten bei sich. Der eine von ihnen war Antonio Perillo, der Stierkämpfer aus Buenos Ayres, der andre aber der ältere Mann, welcher mit Perillo am Abende nach dem Stierkampfe an der Quinta des Bankiers den Vater Jaguar beobachtet hatte.

Sie kamen im Trabe längs des Waldrandes dahergeritten. Nahe genug herangekommen, erblickten sie den kleinen Gelehrten, welcher, ihnen den Rücken zukehrend, ganz in seine Arbeit vertieft war. Die beiden Weißen ritten mit dem Häuptlinge an der Spitze. Der ältere von ihnen hob die Hand, um das Zeichen zum Halten zu geben, parierte sein Pferd und sagte, sich an den Häuptling wendend:

„Was ist das! Wir sind nicht allein! Dort am Wasser ist ein Mann! Siehst du ihn? Er hackt die Erde auf."

Der Rote blickte in die angedeutete Richtung und antwortete in zwar gebrochenem aber doch geläufigem Spanisch:

„Holá, ein Weißer bei unsrer Quelle, bei unserm Escondite (Versteck)! Er hat es entdeckt und grabt es auf. Vaya! Auf, und hin zu ihm!"

Er wollte sein Pferd antreiben; der Weiße aber ergriff seinen Arm und sagte:

„Halt, nicht so eilig! Laß uns ihn vorher beobachten. Er kann uns nicht entgehen. Er ist ja allein, ein einzelner."

„Ob er allein ist oder ob sich viele bei ihm befinden, das ist mir gleich. Ihr nennt mich el Brazo valiente (der „tapfere Arm"); ich bin der Kriegshäuptling der Abipones und fürchte mich vor keinem Feinde."

„Ich weiß es. Meine Worte enthielten keine Zweifel über deine Tapferkeit. Wer mag dieser Mensch sein, welcher Werkzeuge zum Graben bei sich führt, und durch welchen Verrat hat er Euer Almacen de polvora (Pulvermagazin) entdeckt. Er ist übrigens nicht allein hier; er hat Gesellschaft bei sich, denn ich zähle fünf Pferde, welche dort am Wasser weiden."

„Quedo — still!" rief da Anton Perillo. „Er ist von kleiner Gestalt und ganz rot gekleidet. Sollte es möglich sein? Wenn mich meine Augen nicht trügen, so machen wir einen höchst wichtigen Fang. Es ist der Oberst, der sich in Buenos Ayres für einen deutschen Gelehrten ausgab!"

(Fortsetzung folgt.)

Auch ein Seefahrer.

Auch ein Seefahrer.

Vielleicht hast Du in dem Schaufenster einer Delikatessenhandlung schon mal eine Schildkröte gesehen. Schildkrötensuppe ist bekanntlich ein beliebtes Gericht auf vornehmen Tafeln. Gewöhnlich ist es die Griechische Schildkröte, welche zu Speisezwecken verwendet wird. Dieselbe wird bis 30 cm lang. Die Platten ihres gewölbten Rückenschildes sind gelblich, schwarzbraun gefleckt und im Umkreise gefurcht. Diese Schildkröte ist die gewöhnlichste Art in Südeuropa. Sie lebt auf dem Lande und zwar in schattigen Gebüschen, wo sie sich von Würmern und Kräutern nährt. Sie wird gefangen, gemästet und lebend versandt.

Bedeutend größer als die Griechische Schildkröte und als alle Landschildkröten überhaupt sind die Seeschildkröten, welche sich in wärmeren Meeren aufhalten und den Strand zum Ablegen der Eier besuchen. Besonders durch Größe und Schwere ausgezeichnet ist die Riesenschildkröte: sie wird bis 2 m lang und wiegt bis 450 kg. Der Rückenschild ist flach, die Füße sind mit verbundenen Zehen zu flachen Rudern umgestaltet. Die hinteren Beine sind länger als die vorderen. Die Riesenschildkröte lebt in allen tropischen Meeren. Auch ihr Fleisch wird zu der ebenso nahrhaften, als wohlschmeckenden Schildkrötensuppe verwendet; nicht minder sind die Eier eßbar.

Der Reisende, welcher sich auf dem Seewege nach Kalifornien begibt, muß den Stillen Ocean kreuzen: in diesem Meere lebt eine große Menge von Seeschildkröten — wie mein Onkel Wilhelm aus eigener Anschauung noch kürzlich bestätigte. Eines Tages stand Onkel Wilhelm auf dem Deck des Dampfers City of Tokio und blickte auf das wundervoll blaue Meer hinaus. Da gewahrte er plötzlich eine mächtige Schildkröte, die regungslos auf dem Wasser trieb. Im nächsten Augenblick fuhr das Schiff darüber hin, ihren Rückenpanzer unsanft streifend. Daß die Schläferin plötzlich erwachte, bedarf wohl keiner besonderen Versicherung. Sie zeigte Spuren von Schrecken — wie ein böser Junge, der beim Stehlen von Kuchen ertappt wird. Sie überschlug sich einigemale und bewegte ihre Ruderfüße in wirklich komischer Weise. Ein Blick, den sie meinem Onkel zuwarf, schien zu sagen: „Kocht mich nur gleich zu Suppe — dann habt ihr bösen Menschen euren Willen!“ Während Onkel Wilhelm dieses Schauspiel noch betrachtete, kam schon ein andres, nicht minder komisches in Sicht. Eine kleine Strecke von der ersten Schildkröte entfernt, zeigte sich eine zweite, die ruhig schlief. Auf ihrem Rücken stand auf einem Beine ein Kranich. Er stand so still, als wäre er gleichfalls eingeschlafen. Auf seinem lebenden Schiffe war er Kapitän und Koch und Matrose in einer Person. Dabei sah er höchst zufrieden aus. Was meinst du, lieber Kamerad? Wenn du auch auf einem Beine stehend auf einer Schildkröte in See gehen könntest, wäre das nicht wundervoll? Wenn du dann an einer öden Insel Schiffbruch littest, wie ein Robinson Crusoë, so könntest du gleich dein Schiff verspeisen. Nur eins wäre mißlich: wenn nämlich dein Schiff auf hohem Meere plötzlich untersänke und du könntest dann nicht fliegen wie ein Kranich. O weh, wie würde es dir dann ergehen!

Ich denke, du ziehst es vor, an einer schön gedeckten Tafel zu sitzen und Schildkrötensuppe zu essen, statt eine solche Seefahrt zu machen.

Eine Unterhaltung bei Tisch.

Rudolf! Wie oft muß man dir noch sagen, daß du nicht gar so hastig und gierig essen sollst, das sieht geradezu widerlich aus, und das Schmatzen, das du seit einiger Zeit so virtuos von dir gibst, hörst du, das ist entsetzlich anzuhören, diese Unart wirst du auch lassen! Und du Edu, warum bist du so ängstlich, — was soll das Schlenkern mit den Beinen? — warum greifst du nicht zu, ganz nach Appetit? Deine Mama hat dir gewiß schon oft gesagt, daß man sich beim Essen nicht nötigen lassen solle, warum und wozu also diese Schüchternheit und Geziertheit? Thue ganz wie zu Hause. Ihr wollet immer schon als wohlerzogene junge Herren gelten und behandelt sein und doch sind der Ungeschicklichkeiten und Ungeschliffenheiten in eurer äußeren Erscheinung, im Sitzen, Gehen und Stehen kein Ende. Und namentlich beim Essen — Rudolf, was soll jetzt wieder das Geklapper mit Messer und Gabel, wirst du dir das nicht endlich abgewöhnen? — Ja, bei Tische da kommen trotz allen meinen Predigten immer wieder die alten Unarten zum Vorschein, die einem wohlerzogenen Tischnachbar den Appetit benehmen können. Da wird die Suppe geblasen, das Brötchen wird in den Kaffee gebrockt, der Löffel in der leeren Tasse stehen gelassen, daß sie mit dem nächsten ungeschickten Griff sicher umgeworfen wird, das Brot wird mit einem kräftigen Ruck abgebissen, während dem Kauen gesprochen, Gabel und Messer werden senkrecht gehalten, daß sie beim Schnitt ja recht schrill ausgleiten und der ganzen Tischgesellschaft eine Gänsehaut verursachen. O, es ist fürchterlich mit euch! Ihr müsset bedenken, daß es gewisse Anstandsregeln gibt, die jeder, der als gebildeter junger Mann gelten will, beobachten muß, soll er nicht zum Gegenteil gerechnet und als solcher bei gewissen Gelegenheiten übergangen oder gar nicht beachtet werden. ‚Wer sich nicht bürsten läßt, wird ausgeklopft,‘ heißt es da in sehr schnellfertiger Weise und die Unannehmlichkeiten und Enttäuschungen, die ihm daraus früher oder später erwachsen können, die mag er sich dann selbst zuschreiben, hat er doch vorgezogen, lieber ein ungehobeltes Stückchen Holz zu bleiben, als ästhetischen Schliff und Politur anzunehmen. Also nehmet euch ein wenig zusammen, Jungens, es ist wahrlich gar nicht schwer! Wenn ihr nur einige Wochen hindurch mehr auf euch achthaben wollet, es werden euch die wenigen anstandsgesetzlichen Formen in Fleisch und Bein übergehen und man wird euch dann zu eurer freudigen Genugthuung überall als wohlgesittete Jünglinge bezeichnen und als solche behandeln. Sieh, Edu, daß du jetzt die Ellbogen so erwartend auf den Tisch legst, das soll wieder nicht sein; deine Haltung sei eine ungezwungene; vermeide es, mit dem aufgelegten Brot zu spielen, und du, Arthur, wenn man dir den Speiseteller reicht, so suche nicht lange nach dem Stückchen, das dir das beste zu sein scheint. Man bedient sich beim Herausnehmen auch niemals des eigenen Eßzeuges, sondern stets des Löffels oder der Gabel, die dem betreffenden Gerichte beiliegt. Mit dem Essen der Suppe sollet ihr nie früher beginnen, als bis die ganze Tischgesellschaft damit versorgt ist, nur wenn ihr später einmal an ganz großen Tafelrunden sitzen werdet, hättet ihr damit zu beginnen, sobald euch vorgelegt ist. Länger zu essen als die übrige Gesellschaft wäre unschicklich, namentlich für euch junge Herren; dann werdet ihr es unter allen Umständen zu vermeiden haben, den Löffel oder die Gabel wegzulegen, um dann gleich recht auffällig in den Zähnen herumzustochern. Das ist ganz abscheulich, kann man nicht anders, hält man sich bei diesem Geschäft wenigstens die Hand vor den Mund. Es ist ferner Pflicht, nach rechts und links recht artig und aufmerksam zu sein und keine Gelegenheit zu einer gefälligen Handreichung zu versäumen, das steht namentlich der Jugend sehr wohl an. Daß man das Messer in der rechten Hand führt und die Gabel in der linken, das ist euch bekannt. Man schneidet also mit der Rechten, und

mit der Linken, also mit der Gabel, führt man die Speisebrocken zum Munde. Auch das halbflüssige Gemüse und dergleichen wird unter Hilfeleistung des Messers auf die Gabel geschaufelt und so zum Mund erhoben, man kann das recht einfach, graziös und elegant machen. Eine Ausnahme von dieser Regel tritt beim Genuß von Kuchen ein, hier bedient man sich des Messers, wenn nicht, wie in neuerer Zeit vielfach Dessertgabeln vorliegen. Sind Messerböcke vorhanden, legt man nach dem Gange Messer und Gabel auf denselben ab, andernfalls läßt man sie auf dem Teller liegen, da sie gewechselt werden sollen — legt sie aber nicht auf das Tischtuch, sieh nur Rudolf, was du wieder für einen Fleck gemacht hast, so groß, wie ein Scheunenthor. Ein gleiches geschieht mit dem Löffel nach dem Verzehr der Suppe, man balanciert ihn nicht mit dem Zeigefinger über des Nachbars Beinkleider in der Luft herum, mein lieber Arthur, versucht auch sonst keine equilibristischen Kunststücke, wie die Clowns im Cirkus, sondern läßt ihn hübsch fein auf dem Teller liegen. Und da wir gerade beim Suppeessen sind, auch darüber ein Wort, denn hier wird sehr viel gegen die Schicklichkeit gesündigt. Die Suppe wird nach Möglichkeit geräuschlos genossen und nicht, wie so vielfach geschieht, recht geräuschvoll geschlürft. Das gilt auch für Kaffee, Thee u. a., kurzum für alle Flüssigkeiten, die mit dem Löffel genommen werden. Den Suppenteller schief zu halten, um den Inhalt bis aufs letzte Tröpfchen krampfhaft auszulöffeln, ist gleichfalls recht unschicklich, willst du noch mehr davon, kannst du dir ja noch ein zweites Mal geben lassen. Und dann den Löffel, den hält man nicht mit der ganzen Faust, wie einen Tomahawk, sondern läßt ihn auf Zeige- und Mittelfinger ruhen, den Daumen auf die obere Fläche des Stieles gelegt. Und dann die Finger, das brauche ich doch nicht erst zu sagen, daß man die keinesfalls auf dem Teller herumspazieren läßt, man darf oder soll mit ihnen die Speisen nur in ganz bestimmten Fällen zum Munde führen, das wäre also zunächst das Brot, auch das Butterbrot, dann trockener Kuchen, Früchte, Spargeln, ferner Krebse oder sonstige Schaltiere, die gebrochen werden müssen oder an denen gesaugt wird. Das Brot soll immer auf den Teller gelegt werden, niemals auf das Tischtuch; Weißbrötchen werden stets gebrochen und Stückchen für Stückchen zum Mund geführt, Brot wird also, wie ich gesagt habe, niemals abgebissen; das gleiche gilt für die Schnitte, die man einem Brotlaibe mit dem Messer zuvor entnommen hat — und Brotkügelchen machen oder aus Langeweile gar kleine Brotmännchen kneten, na, das soll ich nur mal bei einem von euch sehen. Für den Fall Fische auf den Tisch kommen, merkt euch, daß sie mit der Gabel in der rechten Hand genossen werden, niemals mit dem Messer. Die Linke hält ein Stückchen Brot und hilft beim Zerlegen und Auffassen der abgetrennten Bissen nach. Diese letzteren werden nach Möglichkeit so abgetrennt, daß die Gräten am Knochengerüste bleiben, hat man aber, was bei kleineren Fischen unvermeidlich ist, welche in den Mund bekommen, werden sie, soweit möglich, mit der Gabel entfernt und auf den Teller gelegt. Fleischspeisen werden nicht auf einmal in kleine Stücke zerschnitten, sondern mit dem Essen bissenweise abgetrennt. Knochen und Fettteile läßt man auf dem Teller liegen, garniert damit aber nicht den Rand desselben, das ist unschicklich. Ebenso unpassend wäre es, sich ein Häuflein Brotbrocken vorzuschneiden, um damit die Bratensauce aufzutunken. Gibt es Geflügel, so meidet man die Knochenteile abzunagen, das gilt namentlich für dich, mein lieber Arthur — ja sieh nur mal deine Serviette an, wie die wieder aussieht, das kommt davon — es ist nur ein Glück, daß du noch keinen Schnurrbart unter der Nase sitzen hast, sonst wär's noch schlimmer. Also beim Geflügel werden die Fleischteile immer mit Messer und Gabel abgetrennt und mit der letzteren zum Munde geführt. Das wenige, das dabei noch an den Knochen sitzen bleibt, darauf wird's wohl nicht ankommen. Gibt es zum Schluß frische Früchte, deren Genuß, nebenbei bemerkt, eurer Gesundheit sehr dienlich ist, bedient man sich, um sie zu schälen, des Fruchtmessers oder eines jedenfalls reinen Messers und verzehrt sie mit Hilfe der Finger. Die Kerne und Steine gibt man nicht direkt vom Mund auf den Teller, sondern bei frischem Obst mit der Hand, bei gekochten Früchten soll der Löffel mithelfen. Nußobst öffnet man mit dem Nußknacker, niemals mit den Zähnen, denn das ist erstens unschicklich und zum andern geht das auf Kosten des Gebisses, was ihr im späteren Alter sehr bereuen würdet. Entnimmt man der Fruchtschale ein Fruchtstück, soll kein anderes als das gewählte berührt werden. Ueberhaupt soll man die Finger niemals in den Aufsätzen herumirren lassen, was auch für die Salz- und Pfefferfäßchen und den Zuckerbehälter gilt; man bedient sich stets der Salz- oder Gewürzlöffelchen oder der Zuckerzange. Wasser- und Weingläser werden stets am Fuße, nie am oberen Rande ergriffen. Die Kaffeetasse erfaßt man am Henkel und ist das Getränke etwas heiß, wartet man ein wenig; jedenfalls unterläßt man, wie du das, mein lieber Rudolf, eine Zeitlang getrieben hast, zur schnelleren Abkühlung wahre Sturmwellen aufzublasen und — schlürft nicht, hörst du? laß dir das gesagt sein! Nun, wollen wir morgen mittag sehen, ob ihr jungen Herren von meinem Vortrag endlich etwas gemerkt habt.

Vorläufer des deutschen Postmuseums in Berlin.

Eine Art Vorläufer des Museums bildeten die seitens der deutschen Reichspostverwaltung veranstalteten Ausstellungen auf der Ausstellung in Moskau im Jahre 1872, sowie auf der Weltausstellung in Wien im Jahre 1873; die meisten der auf der letzteren ausgestellten Gegenstände wurden später dem Postmuseum einverleibt und bildeten gewissermaßen den Grundstock desselben.

Auf der Wiener Weltausstellung führte die deutsche Reichspost den deutschen Postdienst in allen seinen Phasen vor. In Plänen waren Dienstgebäude dargestellt, und zwar zuerst das Generalpostamtsgebäude in Berlin, welches damals noch im Bau begriffen war. Von der Hauptfassade desselben war nach Zeichnungen des Baurats Schwadlow ein vom Bildhauer A. Jungermann in Berlin gefertigtes Modell ausgestellt.

Als zweiter Rang deutscher Postgebäude war das zu Halle a. d. S. abgebildet. Den Charakter der dritten Stufe eines Postamtes verdeutlichte der Plan des Postgebäudes in München-Gladbach. Bezüglich des Postdienstes selbst lieferten die ausgestellten Bücher, Formulare, Karten u. s. w. eine treffliche Darlegung. Sodann waren vorhanden die Dienstvorschriften (Instruktionen) für die verschiedenen Beamtenklassen, die Gesetze und Reglements für die deutsche Post, die Portotaxe für In- und Ausland, die diversen Postkarten, Postanweisungs-, Postauftragsformulare — alles in vollkom-

menster Uebersichtlichkeit. Die vorzüglichen Kartenwerke und Ortsverzeichnisse, das Speditionsmaterial und die Kursbücher fanden die höchste Anerkennung der Sachverständigen. Eine andere Serie von Ausstellungsgegenständen zeigte das Postfuhrwesen in seiner wirklichen Gestalt, wenn auch in verjüngtem Maßstabe. In dieser Reihe von Postwagen, Karren, Eisenbahn- und Eisenbahnpostwagen war nicht das geringste Stück in der Einrichtung vergessen. Unter anderen waren auch Modelle von Postwagen aus der ersten und zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ausgestellt. Einen augenscheinlicheren Beweis von dem Fortschritte der neueren Technik des Wagenbaues, als er auf jener Ausstellung durch eine Vergleichung dieser Modelle mit den Modellen der jetzt gebräuchlichen Wagen geboten war und gegenwärtig im Reichspostmuseum geboten ist, kann es kaum geben. Die Modelle der Postfahrzeuge der neueren Zeit ließen, was Vollständigkeit anbelangt, ebenfalls nichts zu wünschen übrig; es waren die Modelle sämtlicher Gattungen von Postwagen in vollständiger Ausstattung und Ausrüstung vorhanden, nebst denen der Karriol-, Fastage-, Extrapost-, Pakethandwagen und dergleichen mehr. An einem der Eisenbahnpostwagen war die Vorrichtung zum Auffangen von Briefbeuteln auf Stationen, auf welchen die Züge nicht anhalten, angebracht. Daran schloß sich eine Serie von Gerätschaften für den posttechnischen Gebrauch, gleichsam eine Probesammlung zu den Dienstvorschriften. Eine ausgestopfte Postillonsgestalt präsentierte sich in Dienstuniform, eine andere in Gala. Letztere Figur war mit dem Ehrenposthorn, der Ehrenpeitsche und dem dreifachen goldenen Tressenstreifen geschmückt, wie sie für zurückgelegte fünfzehnjährige Dienstzeit erteilt werden. Ein Album enthielt sämtliche übrigen Dienstuniformen der deutschen Post. Als ein Unikum war das aufgestellte Briefmarkenalbum zu betrachten. Dasselbe enthielt die Briefmarken aller Staaten der Welt und aller Zeiten und bildet gegenwärtig eines der Hauptstücke im Reichspostmuseum. Den besten Beleg für die vortreffliche Organisation der deutschen Post gab auf der Wiener Weltausstellung das einfache Material ihrer Feldpost, mit welchem sie einen umfassenden Dienst durchgeführt und Unübertreffliches geleistet hat. Aus jener vorzüglichen Repräsentation der deutschen Reichspost auf der Wiener Weltausstellung ist das im Jahre 1875 in den Räumen des Generalpostamts errichtete Postmuseum hervorgegangen mit seinen großen Sehenswürdigkeiten, die sich bis auf den heutigen Tag fort und fort vermehrten. Die Sammlung veranschaulicht in der belehrendsten Weise die Geschichte des Verkehrs bis zu seiner riesenhaften Entfaltung in unseren Tagen und wird ein bleibendes Denkmal ihres Begründers, des genialen Leiters der deutschen Reichspost, bilden.

Mein erster Tag im wilden Westen.

(Schluß.)

Langweile den Gentleman nicht," rief ein zweiter Arbeiter, „du siehst ja, er hat's eilig mit dem Essen. Reich mir lieber auch einmal das Fleisch herüber!"

„Langweilen — ich?" entgegnete Bill entrüstet, „ich bin überzeugt, daß die Fremden nicht gelangweilt sind, wenn ein alter Texasmann, wie ich, ihnen gute Ratschläge gibt."

„Durchaus nicht," bemerkte ich, ängstlich besorgt, um ja keine Meinungsverschiedenheiten, die vielleicht zu einem Streit führen konnte, aufkommen zu lassen.

„All right — gerade was ich dachte!" rief Bill. „Ihr gefallt mir, Fremder — holla, Wirt, Whisky! — Ich trinke mit diesem Gentleman." Dabei zeigte er auf mich.

Ich wußte, ich durfte die rohe Einladung nicht ausschlagen, wollte ich nicht beleidigen, wo man keine Beleidigung gegen mich beabsichtigte. Man muß mit den Wölfen heulen — so ergab ich mich denn in das Unvermeidliche.

Nachdem der Engländer einen tüchtigen Zug des scharfen Getränkes genommen und es mir dann dargereicht, begann er wieder.

„Well, Sir — Ihr seid der Mann, der für Amerika taugt und mit dem sich reden läßt. 's wird Euch schon gefallen draußen, nach und nach. Nur nicht zimperlich thun, sondern fest zugreifen, das ist die Hauptsache. Thut erst noch einen Schluck und dann will ich Euch erzählen, wie ich hier hinauskam. Eine recht komische Geschichte — ich versichere Euch!"

„Störe doch den Fremden nicht beim Essen mit deinem albernen Gewäsch, Bill!" fiel hier der Schwarze von gegenüber wieder ein. „Ich sage Euch," wendete er sich an mich, „wenn Ihr ihn so gehen laßt, kommt Ihr vor morgen früh zu keinem guten Bissen."

„Du würdest besser thun, dich um deine eigenen Angelegenheiten zu kümmern, anstatt mich zu stören, wenn der Fremde meine Geschichte hören will," rief Bill erbost, „oder willst du mich beleidigen?"

„Keine Spur, Bill," erwiderte der Amerikaner launig, „wollte nur dem Gentleman auch einen guten Rat geben. Never mind that, old fellow!"

„Guter Rat? Das ist was andres — gerade wie ich, to be sure," sagte Bill befriedigt. „Und nun paßt auf, Fremder — ganz putzige Geschichte, die von mir. Oder langweilt's Euch?"

„Durchaus nicht," lächelte ich, „Ihre Erzählung ist gewiß sehr interessant." Die Sache fing an, mir Spaß zu machen. Ich sah, daß mein Nachbar ein durchaus harmloser Kauz war, den zurückzustoßen unrecht gewesen wäre. Mein Mißtrauen begann einem Gefühle verhältnismäßiger Sicherheit zu weichen, da ich sah, daß man keinerlei Attentat auf uns beabsichtigte. Außer den beiden erwähnten Personen nahm niemand von der Tischgesellschaft, die in gruppenweiser Unterhaltung begriffen war, auch nur die geringste Notiz von uns.

„Ihr seid mein Mann," rief Bill vergnügt, mich dabei auf die Schulter schlagend. „Wirt, noch ein Glas Whisky — so — und nun laßt Euch erzählen!"

Meine Freunde saßen still bei ihrem Abendessen, da sie ja kein Wort verstanden. Nur von Zeit zu Zeit warfen sie einen ungewissen Blick über die Tafel auf die schwatzenden und lachenden Gestalten und dann auf mich, um sich zu überzeugen, ob ich nicht auf dem Punkte stand, in eine tödliche Rauferei verwickelt zu werden. Mein aufgeregter Nachbar flößte ihnen augenscheinlich keine geringe Besorgnis ein. Ich muß herzlich lachen, wenn ich jetzt an jenen Tag zurückdenke. Wir müssen in unsrer übertriebenen Aengstlichkeit zu drollige Figuren gespielt haben.

„So, Fremder, nun hört meine Geschichte," wiederholte mein Nachbar, „sie ist lehrreich und kostet keinen Cent. — Es sind so sechs Jahre zurück — ich war

Friedrichs II. Tafelrunde in Sanssouci.

gerade ans Land gekommen, in Baltimore, und war ein regelrechtes Grünhorn — gerade wie Ihr, Fremder. — Never mind that, Sir," unterbrach er sich, mir sein Whiskyglas hinschiebend. „Das ist keine Beleidigung für Euch — ich bin überzeugt, Ihr seid in einem Jahr a regular — ein so tüchtiger Backwoodsman, wie je einer in seinen eigenen Schuhen stand. Also ich war ein Grünhorn und —"

„Horch!" rief der Amerikaner von gegenüber, „horch, Bill! Draußen gibt's was — ich glaube, sie raufen!"

Durch das Geräusch im Saale hindurch hörte man deutlich erregte Männerstimmen von der Straße her.

„Laß sie raufen, wie sie wollen, was geht das mich an?" rief Bill ärgerlich. „Ich will nicht immer gestört sein — goddam!"

„Also, Fremder — wo war ich doch gleich — richtig, in Baltimore. Ich war so etwa acht Tage im Lande und fing an, mich nach Arbeit umzusehen. Hatte keine Idee, daß ich nach Westen hinauskommen würde, denn Ihr müßt wissen, ich hatte keine Lust, mir die Finger abzuarbeiten und mich obendrein von den Rothäuten skalpieren zu lassen — hahaha, wahrhaftig! das dachte ich damals — skalpieren! nonsense! — Also ich bummelte in Baltimore herum, als —"

Krach! Krach! ging es draußen und eine verirrte Revolverkugel pfiff haarscharf über unsre Köpfe dahin und schlug klatschend in die Hinterwand des Hauses, während ein Wutschrei aus mehreren Kehlen bewies, daß der eine der Schüsse sein Ziel erreicht hatte.

Die Scene, die jetzt folgte, läßt sich nur schwer beschreiben. In einer Sekunde war alles durcheinander und voll Erregung, die Arbeiter sprangen auf und drängten unter Ausrufen des Unwillens, der Neugier, des Zornes nach der vorderen Thür. Mein Nachbar, der nun doch nicht zur Beendigung seiner interessanten Erzählung kam, warf mit einem kräftigen Fluche seinen Stuhl hinter sich und war im nächsten Augenblicke auf der Straße. Der Wirt war mit einem mächtigen, affenartigen Satze hinter dem Schenktisch, aus der Schublade desselben seinen Revolver reißend, bereit, wenn nötig, sein Eigentum zu schützen.

Der Tumult nahm immer größere Dimensionen an. Ein Teil der Arbeiter, der die Straße erreicht hatte, schien Partei zu nehmen und sich an der Rauferei zu beteiligen, die dadurch in ein Gefecht auszuarten drohte.

Krach! tönte abermals der scharfe Knall einer Drehpistole, dem ein Wutgeschrei aus einem Dutzend Kehlen folgte. Auch unter den im Saal Zurückgebliebenen sah ich Pistolenläufe blinken und das Messer schlich sich sacht aus der Scheide.

„Gentlemen," schrie der Wirt durch den wüsten Lärm, seinen schweren Revolver in der Hand, „Gentlemen, wer fechten will — hinaus auf die Straße! Wer in meinem Hause ein Messer oder so ein verdammtes Schießeisen zieht, dem jage ich eine Kugel durch den Kopf!"

Alles dieses ereignete sich selbstverständlich fast gleichzeitig im Laufe weniger Sekunden, weit schneller, als irgend jemand im stande ist, es zu erzählen. Ich war einen Augenblick konsterniert über die plötzlich hereinbrechende Gefahr, faßte mich aber sofort und war mit schnellem Sprung bei meiner Büchse.

„Hinaus!" schrie ich meinen Freunden zu, „schnell!" während ich zugleich Gewehr, Decke und Tasche ergriff.

Nach der Straße zu war ein Entkommen unmöglich, wir hätten den Kampfplatz passieren müssen, und ich hatte durchaus keine Lust, mich von einer aufs Geratewohl herumfliegenden Kugel für eine mir gänzlich fremde Sache anschießen zu lassen. Also nach der Küche — der einzige Ausweg! Wir kamen noch gerade zur rechten Zeit. Die Frau des Wirtes war eben im Begriff, sich in ihrem Territorium zu verrammeln, als ich mit kräftigem Ruck die Thüre aufstieß. Die würdige Matrone fuhr mit einem Schrei zurück und flüchtete hinter den Herd — ich warf ihr, ohne mich aufzuhalten, einen Dollarschein für unser Abendbrot auf den Küchentisch und gewann, gefolgt von meinen Freunden, die Ausgangsthüre auf die zweite Straße, in der es völlig ruhig war. Niemand schien sich zu bekümmern um das, was da nebenan vorging. Wir waren indessen zu sehr alarmiert, um uns jetzt schon dem Gefühl der Sicherheit hinzugeben. In gutem deutschen Turnerdauerlauf durcheilten wir die dritte Straße und erreichten in kürzester Zeit den Waldrand.

Hier hielten wir einen Augenblick an, uns von der Anstrengung des raschen Laufes zu erholen. Mir wurde ordentlich wohl ums Herz, als ich, den düsteren Wohnungen der Menschen entronnen, die Wölbungen der hohen Urwaldbäume über mir erblickte. Die hehre Waldesruhe, ungestört von dem Streit der Menschensöhne, übte einen unendlich beruhigenden Einfluß auf mich aus. Ich ließ mich ins hohe Gras niedergleiten und lauschte, an einen Baumstamm gelehnt, nach der Stadt hinüber, von wo noch verworrenes Geräusch zu uns her drang, wie das Murmeln eines entfernten Wasserfalles. Aber kein Schuß fiel mehr — das Gefecht war vorüber. Die feindlichen Parteien waren jetzt wohl beschäftigt, sich unter Mitnahme ihrer Verwundeten, vielleicht Toten, vom Kampfplatz zurückzuziehen.

Mein Gedankengang wurde plötzlich durch einen Ausruf des älteren meiner Freunde unterbrochen.

„Alle Wetter!" rief er, „ich habe meine Tasche in der Spelunke gelassen — was nun?"

„Es wird nichts übrig bleiben, als sie zu holen," entgegnete ich.

„Den Kuckuck auch! Und sich totschießen zu lassen," knurrte der Alte, „lieber laß ich die Tasche im Stich!"

„Dummes Zeug," sagte ich lächelnd, indem ich mich erhob und die Büchse über die Schulter warf, „auf uns war's ja gar nicht abgesehen, wir haben uns im ersten Schreck einer unnötigen Besorgnis hingegeben. Außerdem ist jetzt alles vorbei. Laßt mich allein gehen — ich hole die Tasche!"

Der jüngere meiner Freunde bestand darauf, mich zu begleiten. Indessen gelang es mir, ihm seine gänzliche Nutzlosigkeit bei diesem Gange klar zu machen.

„Erwartet mich hier," sagte ich, „in einer halben Stunde spätestens bin ich zurück, dann wollen wir weiter sehen," und während sich schon Dämmerung über die Stadt zu lagern begann, wendete ich mich meinem Bestimmungsorte zu.

In den Straßen war alles still, nur hie und da sah ich ein paar Männer in halblautem Gespräch bei einander stehen.

Das Wirtshaus zum „Wilhelm Tell" war vollständig verlassen, wie es schien. Ich betrat die Veranda, ohne auf eine lebende Seele zu stoßen. Auch der Speisesaal war leer und in der Ecke lag die gesuchte Tasche noch auf demselben Fleck, wo man sie hingelegt hatte. Ich nahm sie auf und war im Begriff, mich zu entfernen, als ein Geräusch im Nebenzimmer mich veranlaßte, stehen zu bleiben. Ich hörte den Ton gedämpfter Männerstimmen, und — täuschte mich nicht mein Ohr — so klang es dazwischen wie das schwere Röcheln eines Leidenden.

Von einem unwiderstehlichen Gefühl der Neugier und, ich will nicht ungerecht gegen mich selbst sein, der Teilnahme getrieben, näherte ich mich dem Zimmer, dessen Thüre nur angelehnt war. Als ich meine Hand sachte auf den Drücker legte, wurde sie von innen geöffnet und mein unermüdlicher Bekannter „Bill" erschien auf der Schwelle.

„Ah, Ihr seid's, Fremder," flüsterte er, „tretet näher, aber macht kein Geräusch." Dabei deutete er mit der Hand in eine Ecke des Raumes, wo ich, der tiefen Dämmerung wegen, zuerst nichts bemerken konnte. Als ich aber näher trat, bot sich meinen Augen eine ergreifende Scene dar.

Auf dem Bette des Wirtes lag ein junger Mann, schwer röchelnd, die Augen geschlossen und die rechte Hand krampfhaft auf die entblößte Brust gepreßt, in der Gegend des Herzens, wo der tödliche Schuß eingedrungen. Zu seiner Seite saß, die Linke des Sterbenden in beiden Händen haltend, das sonnverbrannte Gesicht mit den eisernen Zügen starr auf das Antlitz des Daliegenden geheftet, ein zweiter. Die grauen Haare hingen ihm in die Stirne herab, während er unbeweglich den Atemzügen des Verwundeten lauschte. Der Wirt mit einer dritten Person stand am Fußende des Lagers.

Ich blickte Bill fragend an.

„Hat einen bösen Schuß weg — der arme Teufel," sagte er leise, „wird wohl nicht davon kommen."

„Und der andre?"

„Sein Vater," flüsterte Bill und machte eine Bewegung gegen den alten Mann, „aber still, der Kranke regt sich!"

Der junge Mann, der bisher unbeweglich dagelegen hatte, öffnete plötzlich die Augen, mit wildem, wirrem Blick seine Umgebung musternd, dann machte er eine Bewegung, als wolle er sich erheben.

„Ruhig, ruhig, mein Junge!" sagte der Alte mit seiner rauhen, im verhaltenen Schmerz vibrierenden Stimme, „ruhig, der Doktor wird gleich da sein!"

„Der Doktor?" stieß der Verwundete kaum vernehmbar hervor, „was soll mir der — er kann mir doch nicht helfen! Da — da sitzt das Blei — er hat zu gut getroffen — ich fühle — es ist aus mit mir —" und er preßte die Hand fester auf die Wunde.

„Sag' das nicht, Harry," beruhigte ihn der Alte, halt' dich ruhig, mein Kind, wenn erst der Doktor die Kugel herausgezogen hat, wird dir besser sein, du mußt ja leben — darfst ja deinen alten Vater nicht verlassen!"

Der junge Mann lächelte schmerzlich.

„Laß gut sein, Vater," sagte er leise, „einmal muß es ja doch sein. Wir schulden alle dem Schicksal ein Leben — und das ist nicht wert, darüber zu klagen. Aber nicht ungerächt will ich sterben," fuhr er fort, indem seine Stimme lauter und schärfer wurde, „versprich mir, Vater —"

„Alles, alles, mein lieber Sohn," sagte der Alte in Tönen, die mich fast zu Thränen rührten.

„Der Rodgers — er hat mich betrogen — und als ich ihn zur Rede stellte — auf mich geschossen, wie auf einen Hund, ehe ich's mich versah — aber es soll ihm vergolten werden!" Der Sterbende machte eine krampfhafte Bewegung, während die erlöschenden Augen noch einmal in wildem Zorn aufloderten.

Jetzt wurde mir alles klar.

„Versprich mir, Vater," fuhr er fort, „mich an ihm zu rächen — versprich es mir — ich werde ruhiger sterben, wenn ich weiß, daß ihm sein Schurkenstreich keine Früchte trägt."

„Ich verspreche es dir bei dem Andenken deiner Mutter!" Des Alten Stimme klang hart wie brechendes Metall, als er die einfachen Worte sagte. Mir schlich es wie ein leiser Schauder den Rücken herauf.

Der Mann, der bisher schweigend neben dem Wirt gestanden hatte, trat herzu.

„Auch ich verspreche es dir, Harry!" sagte er, die Hand des Sterbenden ergreifend, „bei unsrer Freundschaft — der Mörder soll nicht entkommen, solange ich noch einen Atemzug in mir habe!"

Der junge Mann blickte den Freund dankbar lächelnd an.

„Dank dir, mein braver Junge — ich wußte ja, du würdest mich nicht verlassen — hätte es nicht gedacht — als wir zusammen hier nach Westen hinaus gingen — daß ich so bald abfahren würde —" und er machte abermals einen schwachen Versuch, zu lächeln.

„Schone dich, sprich nicht so viel," suchte ihn der Alte zu besänftigen, aber die erlöschende Lebensflamme flackerte noch einmal grell empor.

„O, wenn mir noch Kraft geblieben wäre," rief er, während er sich mit gewaltsamer Anstrengung halb aufrichtete, „ich hätte eure Hilfe nicht gebraucht. Der Elende, der mich betrogen — er wäre mir nicht entkommen — doch — er war zu schnell — verwünschte Kugel! — Er hat sicher getroffen —"

Die letzteren Worte endeten in dumpfem Röcheln und der junge Mann sank zurück. Die Hand, die er bisher auf die Wunde gepreßt hielt, löste sich, ein Blutstrom entquoll der verletzten Brust — es war vorüber.

Mit einem wilden, unnatürlichen Schrei warf sich der Vater über den Körper des Sohnes.

„Er ist tot — tot — mein Harry! Fluch dem feigen Mörder!" schrie er gellend, dann sank er am Lager seines Kindes zusammen.

Ich ertrug es nicht länger, das Herz wollte mir brechen vor dem Jammer, den meine Augen sahen. Ich eilte hinaus — hinaus in die ruhige, klare Abendluft, in den Wald.

Ich war bis ins Innerste erschüttert. In wehmütig ernste Betrachtungen versunken, lenkte ich meine Schritte dem stillen, hohen Walde zu, in dessen Schatten ich Ruhe zu finden hoffte vor den Leidenschaften, dem Haß der Menschen! —

So endete mein erster Tag im wilden Westen.

Friedrichs II. Tafelrunde in Sanssouci.

Wie die Ritter von König Artus' Tafelrunde, dicht gedrängt und zahlreich, haben sie sich um den großen Preußenkönig geschart, die Ritter des Geistes, herbeigeeilt auf des Königs Ruf, zum Teil aus weiter Ferne. Auch sie, die erleuchteten Männer des 18. Jahrhunderts singen und sagen in dem alten, an Erinnerung so reichen Bardenhaine, in Sanssouci, wie zu Zeiten der liederreichen Bretonen, nur in anderer Weise. Der König ist in lebhaftester Unterhaltung begriffen, wichtige staatsrechtliche, strategische und allgemeine Fragen werden erörtert. Alle Hörer lauschen seinen Worten, er selbst ist ganz Ohr und auf der Höhe der Zeit eilt er über die Zeit hinweg allen Zeitgenossen voraus. Sein Auge flammt wie immer.

Wenn dann die Gesellschaft entlassen war, ließ er noch einmal die Eindrücke und Erlebnisse des Tages vor seinem Geiste vorüberziehen. Da erging er sich in den stillen, traulichen Gängen des weiten Schloßparks. Manchmal verfinsterte sich wohl auch Friedrichs Stirn, bisweilen

wurde er auch mißgelaunt und mürrisch, und wollte lieber keinen Menschen um sich sehen. Zumeist aber war er sehr freundlich gestimmt. Oder, was meint ihr lieben Leser, war es nicht wohlwollend und mild, als er einst, noch wenige Monate vor seinem Tode, seinen fünfzehnjährigen Großneffen, den nachmaligen König Wilhelm III. in jenem Park zu sich heranrief, ihn nötigte, sich auf die Bank zu setzen, Lafontaines Fabeln aus der Tasche zog und ihn eine derselben zu übersetzen aufforderte? Und was geschah, als der junge Prinz die Fabel mit großer Fertigkeit übersetzte, und als er ein Lob erhielt, dem König offen bekannte, daß sie sein Informator mit ihm eingeübt hätte? Es erheiterte sich des Königs ernstes Angesicht, er streichelte dem Prinzen sanft die Wange und meinte: „So ist's recht, lieber Fritz, nur immer ehrlich und aufrichtig sein! Wolle nur scheinen, was du bist; sei stets mehr, als du scheinst." Noch als 53jähriger Mann fügte Friedrich Wilhelm III. dieser Bemerkung hinzu: „Diese Ermahnung hat auf mich einen unauslöschlichen Eindruck gemacht, und Verstellung und Lüge sind mir von Kindesbeinen an zuwider gewesen und geblieben."

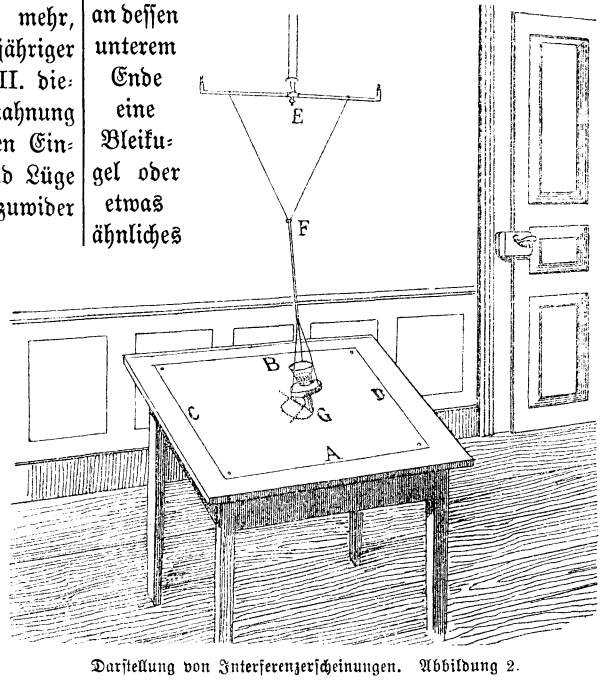
Darstellung von Interferenzerscheinungen.

Wird ein Punkt von einer Wellenbewegung ergriffen, so schwingt er in einer gewissen Richtung und befolgt dabei ein Bewegungsgesetz, das sich sehr einfach und anschaulich verdeutlichen läßt: die Bewegung ist die gleiche wie die eines Pendelpunktes, natürlich abgesehen davon, daß letzterer in einem Kreisbogen (statt in gerader Linie) sich bewegt. Kreuzen sich zwei Wellenbewegungen in einem Punkte, so muß dieser eine Bewegung einschlagen, die von beiden Wellen herrührt. Das Zusammenwirken zweier Wellen heißt Interferenz. Ihre experimentelle Darstellung ist infolge der Uebereinstimmung von Wellenbewegung und Pendelbewegung durch einfache Mittel möglich, und da die entstehenden Schwingungsbahnen nicht nur physikalisch wichtig sind, sondern auch durch ihre symmetrische Gestaltung das Auge erfreuen, so soll hier eine Anleitung gegeben werden, wie sie jeder sich selbst leicht herstellen kann. Dabei setzen wir durchgängig voraus, daß die beiden Wellen- oder Pendelbewegungen gleiche Schwingungsweiten haben und ihre Schwingungsrichtungen rechtwinkelig zu einander stehen. Dagegen sollen hinsichtlich der Dauer der Schwingungen verschiedene Voraussetzungen gemacht und danach mehrere Fälle unterschieden werden.

Darstellung von Interferenzerscheinungen. Abbildung 1.

1. Gleiche Schwingungsdauer.

Die Darstellung dieses Falles ist besonders einfach; man bedarf dazu eines gewöhnlichen Pendels, bestehend aus einem Faden, an dessen unterem Ende eine Bleikugel oder etwas ähnliches befestigt ist, während das obere an einem Haken in der Decke des Zimmers, an einem Gasarm oder sonstwo angeknüpft wird. Schwingt dieses Pendel in einfacher Weise, so stellt die Bewegung der Bleikugel zugleich die Bewegung eines Punktes, der von einer Welle getroffen wurde, dar. Es gilt nun, ihn von einer zweiten Welle treffen zu lassen, dadurch daß man der Kugel während ihrer Schwingungen einen einmaligen Stoß rechtwinklig zu ihrer bisherigen Bahn erteilt. Dieser Stoß muß ebenso stark sein wie der erste, der das Pendel in Schwingungen versetzte. Von großer Bedeutung ist es nun, wann man diesen zweiten Stoß ausübt. Es sind drei Hauptfälle zu unterscheiden: man stößt gegen das Pendel, wenn es sich in einer seiner äußersten Stellungen (Umkehrpunkt) oder in der mittelsten Stellung (Ruhepunkt) oder zwischen diesen befindet. Man bekommt danach drei hauptsächliche verschiedene Schwingungsbahnen: eine zu den Hauptrichtungen schräge gerade (Fig. 1, a, e und i) oder einen Kreis (Fig. 1, c und g) oder eine Ellipse (Fig. 1, b, d, f und h). Die Figuren 1, a bis i stellen der Reihe nach die Schwingungsbahnen dar, die man erhält, wenn man die schwingende Pendelkugel, anfangend von dem Moment, wo sie gerade im Ruhepunkt ist, bei jedem folgenden Versuch etwas später seitlich stößt, bis man schließlich wieder am Ruhepunkt angekommen ist.



Darstellung von Interferenzerscheinungen. Abbildung 2.

2. Verschiedene große Schwingungsdauer.

Die Schwingungsdauer eines Pendels hängt lediglich von seiner Länge ab. Hierbei versteht man unter Länge den Abstand des Pendelpunktes (d. i. der Bleikugel) vom Aufhängungspunkt. Sollen die Schwingungsdauern in den beiden zu einander senkrechten Richtungen verschieden sein, so muß also das Pendel während der Schwingung in den zwei Richtungen verschiedene Längen, also, da der Pendelpunkt (die Bleikugel) unveränderlich ist, zwei verschiedene Aufhängungen haben. Diese scheinbar unerfüllbare Forderung befriedigt vollkommen das Backburnsche Doppelpendel, das wir uns selbst leicht herstellen können. Eine kreisförmige Scheibe aus Blei, Messing oder aus sonst einem schweren Metall habe im Mittelpunkt eine Oeffnung so groß, daß durch sie das Rohr eines (gläsernen) Trichters gesteckt werden kann. An drei gleichweit von einander entfernten Punkten am Rande der Metallscheibe befestige man je einen Faden; die drei Fäden vereinigen sich über dem Trichter. Die beiden Enden einer etwa 2 m langen Schnur binde man (Fig. 2) an einem Gasarm an und verknüpfe ihre nach unten

herabhängende Mitte mit dem Vereinigungspunkt jener Fäden, nachdem man vorher einen möglichst engen Ring F über die doppelt liegende Schnur geschoben hat. Damit ist das Doppelpendel fertig, und wir brauchen nun nur noch unter dem Pendel einen Tisch aufzustellen, auf dem ein Bogen Papier ausgebreitet ist. Das untere Ende des Trichters soll in der Ruhelage des Pendels etwa $^1/_2$ cm über dem Papier schweben. Lassen wir jetzt das Pendel in der Richtung AB schwingen, so ist E sein Aufhängungspunkt, EG seine Länge; schwingt es aber in der Richtung CD, so bleibt der über dem Ringe F befindliche Teil der Schnur in Ruhe, F ist der Aufhängungspunkt, FG die Pendellänge. Somit ist das Problem gelöst, ein Pendel zu konstruieren, das in zwei verschiedenen Schwingungsrichtungen zwei verschiedene Pendellängen und folglich auch zwei verschiedene Schwingungsdauern hat: es schwingt stets in der Richtung CD schneller als in der Richtung AB.

Wichtig ist nun noch, daß man das Verhältnis der Schwingungsdauern nicht nur durch Verschieben des Ringes F verändern, sondern auch vorschriftsmäßig herstellen kann. Durch Verschieben von F wird die Länge von FG beträchtlich verändert, die von EG nur wenig. Nun ist das Verhältnis der Schwingungsdauern t_1 und t_2 gleich dem der Quadratwurzeln aus den Längen l_1 und l_2, also $t_1 : t_2 = \sqrt{l_1} : \sqrt{l_2}$. Ist also für das Verhältnis $t_1 : t_2$ ein Zahlenverhältnis vorgeschrieben (z. B. 3 : 2), so muß das Verhältnis $l_1 : l_2$ gleich dem Verhältnis der Quadrate dieser Zahlen (also 9 : 4) sein, und da die eine Länge l_1 = EG für alle Stellungen von F ziemlich die gleiche ist, so läßt sich l_2 = FG und demnach die Lage von F bestimmen. In unserm Beispiel müßte F so angebracht werden, daß FG = $\frac{4}{9}$ EG wird. Bekommt dann die Metallscheibe, während das Pendel in der Richtung AB schwingt, seitlich (in der Richtung CD) einen Stoß, so beschreibt G über dem Papier die Interferenzfigur. Diese Schwingungsbahn ist aber häufig so kompliziert, daß man sie mit dem Auge nicht gut verfolgen kann. Es erscheint daher wünschenswert, sie zu fixieren. Dies ist sehr leicht zu erreichen.

Mit dem rechten Zeigefinger halte man die untere Trichteröffnung zu und fülle mit der linken Hand trockenen, feinen Streusand aus einer Flasche in den Trichter. Alsdann führe man mit der rechten Hand das Pendel in der Richtung AB, gebe ihm an irgend einer Stelle einen seitlichen Stoß und lasse gleichzeitig das Pendel los, so daß von da an der Trichter Sand zu streuen beginnt. Durch Uebung muß man zu ermitteln suchen, wieviel Sand nötig ist, damit der Trichter auch gerade dann leer ist, wenn er die Interferenzfigur einmal beschrieben hat. Hatte man weniger Sand eingefüllt, so wird die Figur nicht fertig; hatte man aber mehr eingefüllt, so wird das Bild undeutlich. Der Grund für letzteres ist leicht zu erkennen: Wegen mannigfacher Widerstände nehmen die Schwingungsweiten fortwährend ab, die Linien der bei der zweiten Schwingungsperiode beschriebenen Figur fallen daher nicht genau mit denen der ersten zusammen, sondern liegen etwas enger, daher werden die Sandwälle nicht erhöht, sondern verbreitert. Noch ist zu bemerken, daß man vor Einfüllen des Sandes zu prüfen hat, ob die Schwingungsdauern durch die vorschriftsmäßige Herstellung der Pendellängen das richtige Verhältnis erhalten haben. Man verfolge mit der Uhr einige Schwingungen in der Richtung AB und einige in der Richtung CD und sehe zu, ob (in unserem Beispiel) 2 große Schwingungen genau soviel Zeit erfordern, wie 3 kleine. Gewöhnlich ist durch geringfügiges Verschieben des Ringes F noch eine kleine Korrektur anzubringen. Wir wenden uns nun zu bestimmten Aufgaben.

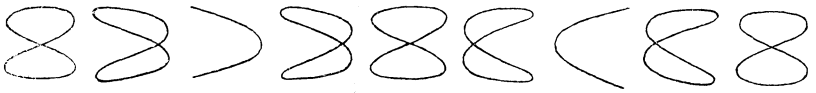


Abbildung 3.

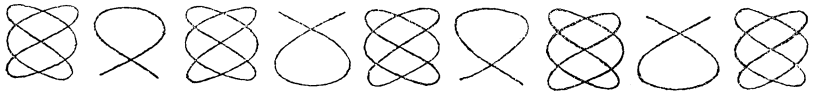


Abbildung 4.

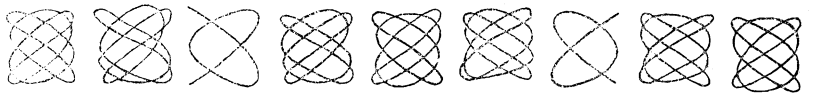


Abbildung 5.

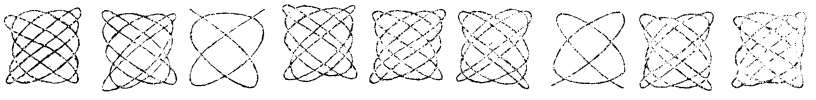


Abbildung 6.
Darstellung von Interferenzerscheinungen.

I. $t_1 : t_2 = 2 : 1$, demnach $l_1 : l_2 = 4 : 1$, FG = $\frac{1}{4}$ EG. EG ist vielleicht 84 cm lang, also ist F zu verschieben, bis es 21 cm über G ist, und dann sind die Schwingungen in der geschilderten Weise mit der Sekundenuhr zu prüfen. Die Sandfigur liefert eine symmetrische oder unsymmetrische 8, im äußersten Fall einen parabelähnlichen Bogen. Dies hängt von der Stelle ab, an welcher man dem zwischen A und B schwingenden Pendel den seitlichen Stoß erteilt. Wenn man in einer Reihe von Experimenten den Moment des seitlichen Stoßes, anfangend vom Augenblick des Ruhepunktes, fortwährend etwas später wählt, so erhält man die in Fig. 3 dargestellte Reihe von Interferenzfiguren. — Wer die Ziffer 8 mit Aufmerksamkeit schreibt, wird übrigens bemerken, daß die Feder sich zweimal in vertikaler Richtung bewegt, während sie viermal horizontal geführt wird, daß also in der That eine Schwingung in jenem Sinne so lange dauert wie zwei in diesem.

II. $t_1 : t_2 = 3 : 2$, demnach $l_1 : l_2 = 9 : 4$, FG = $\frac{4}{9}$ EG. Die entsprechende Reihe der Interferenzfiguren ist die in Fig. 4 dargestellte.

III. $t_1 : t_2 = 4 : 3$, demnach $l_1 : l_2$

$= 16 : 9$, FG $= \frac{9}{16}$ EG. Die Schwingungsbahnen erkennt man aus Fig. 5.

IV. $t_1 : t_2 = 5 : 4$, demnach $l_1 : l_2 = 25 : 16$, FG $= \frac{16}{25}$ EG.

Fig. 6 gibt die vielfach verschlungenen Bahnen des Trichters an; die Hauptfigur ist erst fertig, nachdem das Pendel den Weg von A nach B und zurück viermal zurückgelegt hat.

Nach jedem Experiment muß man den Sand von dem Papier wegkehren. Er wird gesammelt, am Schlusse sorgfältig durchgesiebt und wieder in die Sandflasche geschüttet. Mit einiger Uebung gelangt man bald dahin, daß die Sandfiguren meist vollkommen gelingen. In einem solchen Falle möchte wohl mancher der lieben Kameraden die Figur wohl gern dauernd fixieren. Auch dies läßt sich leicht erreichen.

Man lasse den Sand einer besonders gut gelungenen Figur auf dem Papier liegen, fülle in einen Zerstäubungsapparat eine schwach gefärbte Flüssigkeit (farbige Tinte in Wasser) und zerstäube diese über die Figur, ohne daß der Sand zu naß wird. Ist die Flüssigkeit nach einiger Zeit getrocknet, so entferne man den Sand, und man hat nun die Figur weiß auf farbigem Grunde.

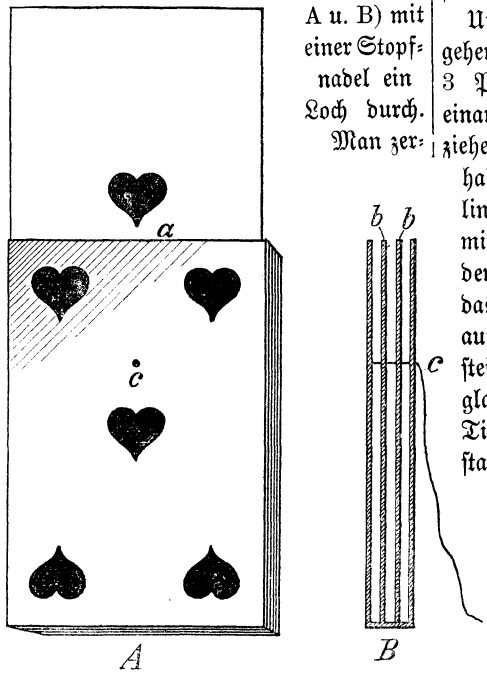
Zum Schlusse sei noch bemerkt, daß diese Kurven zuerst 1857 konstruiert wurden und Lissajousche Figuren heißen. Sie lassen sich noch auf mancherlei andre Arten subjektiv und objektiv darstellen, doch ist diese die am leichtesten ausführbare Methode und liefert die besten Resultate.

Die längste Brücke der Welt

wird in unsren Tagen die Provinz Ostpreußen erhalten. Zu ihrer Erbauung wird nicht Eisen oder Stahl, sondern nur Holz verwendet werden, und zwar deshalb, weil sie nicht schwer sein darf, aber doch fähig sein muß, große Lasten zu tragen. Es soll nämlich im großen Moorbruche, ein Forst zwischen Wehlau und Labiau, vom Königsberger Pionier-Bataillon eine über sieben Kilometer lange Moorbrücke aus gefällten Bäumen errichtet werden. Dieser Brückenbau ist eine Uebungsarbeit für die Pioniere, wird aber auch gleichzeitig zur Erleichterung des Verkehrs dienen, da das Bauwerk stehen bleibt.

Kartensteiger im Glase.

Der Zauberkünstler verfertige sich oder lasse sich vom Buchbinder ein Schächtelchen aus dünnem Pappdeckel verfertigen, das im Innern die Größe einer gewöhnlichen Spielkarte, die Dicke eines ganzen Spieles hat und an einer Seite (a der Fig. A) offen ist. In dem Schächtelchen müssen noch zwei Zwischenwände (b der Fig. B) befestigt werden. Ist dieses soweit fertig, dann sticht man in der senkrechten Mittellinie $^2/_3$ vom Boden des Schächtelchens (c der Fig. A u. B) mit einer Stopfnadel ein Loch durch. Man zertrenne alsdann mit einem scharfen Messer eine Spielkarte, die stets aus Vorder- und Rückblatt zusammengesetzt ist, wieder in ihre beiden Teile und klebe die karierte Rückseite auf die eine Seite des Schächtelchens. Hierauf zieht man von der entgegengesetzten Seite mit einer Nadel einen 2—3 m langen Zwirnfaden durch das Loch und leimt ein 3—4 cm langes Ende auf der noch unbeklebten Seite fest und überklebt diese mit der Vorderseite der zerteilten Karte. Den auf der Rückseite heraushängenden Faden wickelt man, wenn der Apparat fertig, um denselben, zur leichteren Aufbewahrung. Die schmalen Seiten- und die Bodenfläche beklebt man mit weißem Papier und markiert durch gezogene Tusche-Längsstriche die einzelnen Kartenblätter.



Kartensteiger im Glase.

Zur Präparation des Kunststückes bedarf es des Folgenden: Man verschafft sich zunächst ein Spiel Karten, das nur aus 3 Farben besteht, also je 12 Karten von einer Farbe (zu haben bei W. Bethge, Magdeburg), und steckt von jeder Farbe eine Karte in den Kartensteiger, von vorne anfangend. Steckt man die 2. Karte ein, so muß man die 1. und bei der 3. Karte die beiden ersten festhalten, sonst kommen diese in die Höhe. Den Faden zieht man nach dem Versteck des Gehilfen, oder bindet ihn an einem Nägelchen an, das man in den Tisch geschlagen hat. So präpariert legt man den Kartensteiger abseits auf den Tisch und verdeckt denselben durch einige vorgestellte Apparate.

Und nun soll die Produktion vor sich gehen. Man läßt zu diesem Zwecke von 3 Personen aus den fächerartig auseinander gebreiteten Karten je eine Karte ziehen und soll dabei das Spiel so hinhalten, daß einmal eine von den 12 linken und schließlich eine von den 12 mittleren gezogen werden muß. Nachdem die Karten besehen und wieder in das Spiel gesteckt sind, legt man dieses auf den Tisch in die Nähe des Kartensteigers, gibt sodann das leere Wasserglas zur Untersuchung, kehrt damit zum Tisch zurück und steckt nun den Steiger statt des Spieles in das Glas. Der Gehilfe kann nun durch Ziehen des Fadens die einzelnen Karten auf Kommando rasch oder langsam erscheinen lassen. Hat man keinen Gehilfen und den Faden infolge dessen angebunden, dann braucht man bloß das Glas zu heben oder vorwärts zu tragen, um durch Anspannen des Fadens den Apparat arbeiten zu lassen.

Silbenrätsel.

(Zweisilbig.)

In der Griechen Alphabet
Ihr mich eingereihet seht;
Doch wird Silbe eins zur zweiten
Schaff' ich nur Verdrießlichkeiten;
Mich empfängt manch fauler Wicht,
Doch der fleiß'ge Schüler nicht.

Rätsel.

Was in des Menschen Antlitz
Mit n sich zeichnet ein,
Wiegt sich mit r gar fröhlich
Im warmen Sonnenschein.

Auflösung des Kapselrätsels in Nr. 15.

„Rock — Rostock — Rosenstock."

Auflösung des Logogriphs in Nr. 15.

„Großherzig — Großherzog."

Der Pariser Witzbold Romieu

wurde eines Tages von einem Regenschauer überrascht und suchte Zuflucht in einem Thorweg der Oper. Kein Wagen war zu sehen, Romieu hatte keinen Schirm und um 6 Uhr sollte er im Café de Paris sein. Was thun? Plötzlich sah er einen Herrn mit großem Regenschirm vorbeigehen. Romieu sprang hinaus, hing sich an den Arm des Fremden und begann unmittelbar darauf zu schwatzen: „Ich bin entzückt, Sie endlich einmal zu sehen — seit drei Wochen warte ich darauf. Ich wollte mit Ihnen über Klementine reden . . .“ und so plauderte er in einem Zuge fort, ohne dem Fremden Zeit zu einer Antwort zu lassen, bis er den Unbekannten an die Thür des Café de Paris geschleppt hatte. Hier ließ er ihn los und blickte ihn mit gut gespieltem Erstaunen an. Nun erschöpfte er sich in Entschuldigungen, bat den Fremden, nichts von dem, was er ihm anvertraut, zu verraten, und schlüpfte dann in das Kaffeehaus, wo er seinen Freunden den gelungenen Streich zu deren großer Heiterkeit erzählte. Plötzlich unterbrach ihn einer von ihnen mit den Worten: „Ihre Krawatte ist in Unordnung! Romieu griff mit der Hand an seinen Hals und erbleichte. Seine Krawattennadel mit einem kostbaren Saphir war fort. Bei weiterer Untersuchung stellte sich heraus, daß auch seine Börse und seine Uhr fehlte. Der Mann mit dem Regenschirm war ein Taschendieb gewesen.

Merk dirs.

Aus der Art und Weise, wie sich ein Mensch gegen die Tiere benimmt, erkennt man unschwer die Stufe der Gesittung, auf welcher er steht.

Das Vermächtnis des Inka.

Von Karl May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“, „Kong Akeou, das Ehrenwort“, „Die Sklavenkarawane“, „Der Schatz im Silbersee“ u.a.

(Fortsetzung.)

Demonio! Ist's wahr?“ fragte der ältere von Perillos Begleitern.

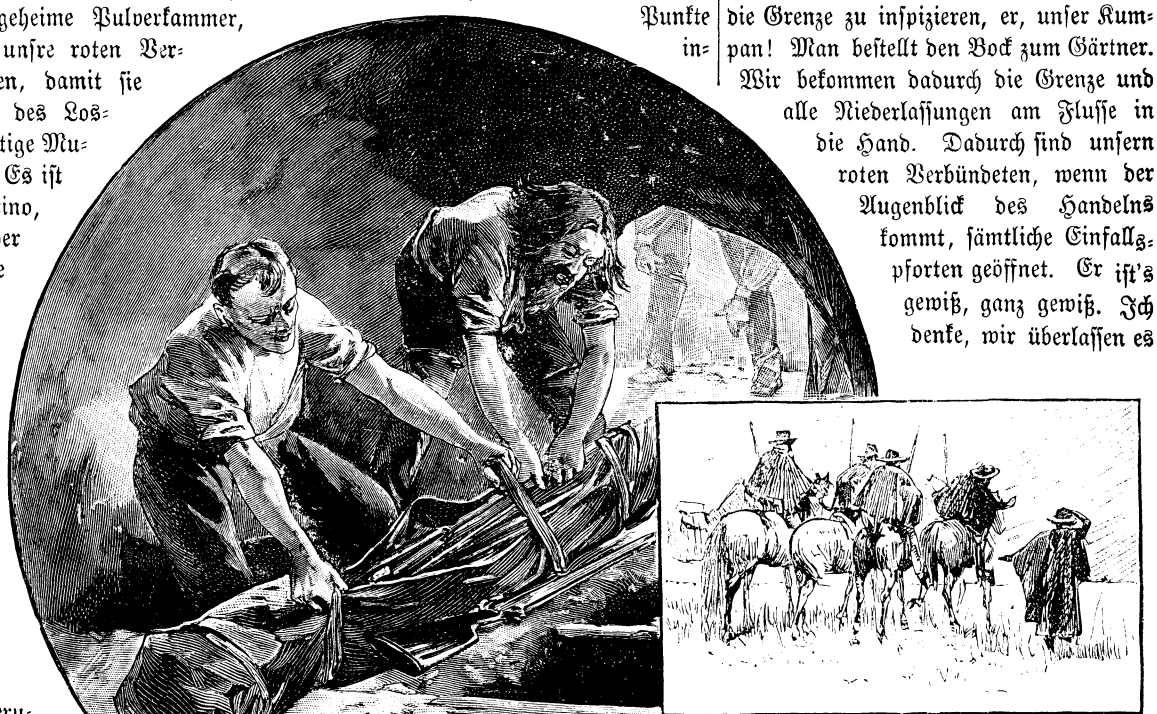
„Ich möchte es beschwören. Jetzt haben wir den Beweis, daß ich mich nicht irrte, daß es sich nicht um eine Aehnlichkeit, sondern um die vollste Identität handelt. Wie käme ein harmloser deutscher Bücherwurm an die geheime Pulverkammer, welche wir für unsre roten Verbündeten anlegten, damit sie im Augenblicke des Losschlagens die nötige Munition besitzen? Es ist der Oberst Glotino, dieser Schurke, der sich über alle unsere Wege schleicht. In Buenos Ayres traf ihn unsre Kugel nicht; hier aber soll sie ihn nicht fehlen!“

Er zog den Revolver drohend aus dem Gürtel.

„Still!“ beruhigte ihn sein älterer Gefährte. „Keine Uebereilung! Wir dürfen ihn nicht töten; er muß uns sagen, was er in dieser Gegend will und wie er zur Kenntnis unsres Versteckes gelangt ist. Schießen wir ihn nieder, so sind wir ihn los, ja; aber behalten wir ihn lebend in unsern Händen, so haben wir in ihm einen Geisel, welcher uns vom größten Vorteile werden kann. Und wer kommt da drüben? Sind das nicht Reiter?“

Er deutete nach Süden, wo die fünf Punkte inzwischen größer und deutlicher geworden waren. Die Blicke der andern richteten sich dorthin. Antonio Perillo antwortete:

„Das kann kein andrer als der Hauptmann Pellejo sein, mit dem wir hier zusammentreffen wollen. Unsre List ist also gelungen. Er hat den Auftrag erhalten, die Grenze zu inspizieren, er, unser Kumpan! Man bestellt den Bock zum Gärtner. Wir bekommen dadurch die Grenze und alle Niederlassungen am Flusse in die Hand. Dadurch sind unsern roten Verbündeten, wenn der Augenblick des Handelns kommt, sämtliche Einfallspforten geöffnet. Er ist's gewiß, ganz gewiß. Ich denke, wir überlassen es



. . . . Als sie das Packet oben hatten, zerschnitt Fritze die Riemen, mit denen es zusammengebunden war, es enthielt — Gewehre, wohlerhaltene Gewehre. . . .

nicht ihm, den Kerl dort zu fangen, sondern thun das selbst, noch ehe er herangekommen ist. Seht, der Halunke steigt hinab ins Magazin! Das ist der beste Augenblick. Wir umzingeln die Stelle. Vorwärts! Einige setzen sich augenblicklich in den Besitz der Pferde; dann gibt es kein Entrinnen für den Schurken."

Der Trupp setzte sich in rasche Bewegung gegen das Pulvermagazin, welches Doktor Morgenstern für den Einbettungsort eines vorweltlichen Tieres gehalten.

Fritze hatte mit dem Chirurgen den Lehm, welcher den Boden der Höhle bildete, aufgegraben. Jeder Hieb oder Stoß, den die beiden thaten, war von einem dumpfen Tone begleitet, ein Beweis, daß es unter diesem Boden einen zweiten hohlen Raum gab. Als sie ungefähr einen Fuß tief gekommen waren, stießen sie zu ihrem Erstaunen auf starke Hölzer, aus abgeschnittenen Aesten gebildet, welche nebeneinander gelegt waren und die Träger des Lehmbodens bildeten. Sie zogen mehrere derselben heraus, und so entstand eine große Oeffnung, durch welche sie hinabblicken konnten. Sie sahen da unter sich eine weit größere Höhle als die obere gewesen war. Da standen oder lagen viele kleine, sorgfältig in geharztes Leder gehüllte Fässer und längliche, ebenso gegen die Feuchtigkeit geschützte Pakete. Fritze kniete nieder, um eins der letzteren herauszulangen; es war schwer, so daß der Chirurg ihm helfen mußte. Als sie es oben hatten, zerschnitt Fritze die Riemen, mit denen es zusammengebunden war; es enthielt — Gewehre, sehr wohlerhaltene Gewehre.

„Welche Ueberraschung!" rief er aus. „Das sind ja Flinten! So steht zu erwarten, daß die Fässer Pulver und Blei enthalten!" Und in deutscher Sprache fortfahrend, rief er dem draußen hastig arbeitenden Privatgelehrten zu:

„Herr Doktor, kommen Sie doch mal herein! Wir haben etwas sehr Kurioses gefunden."

„Etwas Kurioses?" fragte der Angerufene. „Der Bauchschild einer Gigantochelonia ist etwas sehr Wichtiges, sehr Interessantes, aber doch nichts Kurioses. Habt Ihr ihn?"

„Den Schild leider nicht, sondern eine ganz andre Art von Armatur. Haben Sie doch die Gewogenheit, verehrter Herr Doktor, uns mit Ihren gütigen Besuche zu beglücken!"

Morgenstern legte die Hacke weg und folgte der Aufforderung. Das war der Augenblick, in welchem Antonio Perillo sagte: „Seht, der Halunke steigt hinab ins Magazin!"

„Schauen Sie her!" meinte Fritze. „Es hat vor der Sündflut auch schon Pulver und Flinten gegeben. Diese Entdeckung geht doch wohl noch über Ihre Gigantochelonia. Haben Sie schon mal mit einem Herrn gesprochen, der Flinten im Diluvium gefunden hat?"

Der kleine Gelehrte machte ein ganz unbeschreibliches Gesicht. Sein Mund stand offen; seine Augen öffneten sich, so weit es möglich war, und seine Brauen stiegen hoch empor.

„Flinten? Flinten?" stotterte er. „Ja wahrhaftig, Flinten! Das ist freilich ein Fall, welcher mir noch nicht vorgekommen ist, der sich aber jedenfalls erklären lassen muß. Es ist gewiß, daß es weder im Silurium oder gar vorher, noch in der nächstfolgenden Zeit Schießgewehre gegeben hat. Wenn diese Waffen sich hier unter dem Rückenschilde meiner Gigantochelonia vorfinden, so sind sie von menschlichen Individuen, welche höchst wahrscheinlich der geschichtlichen Zeit angehören, hergebracht worden. Diese Menschen haben keine zoopaläontologischen Kenntnisse gehabt, sonst hätten sie erkennen müssen, daß sie ihre nachsündflutlichen Waffen an einen vorsündflutlichen Ort brachten, dessen Bedeutung für die Verhältnisse urweltlicher —"

Er kam nicht weiter. Nahendes, starkes Pferdegetrappel brachte ihn aus der Urwelt in die Gegenwart zurück. Laute Stimmen ertönten, und als er den Kopf aus dem Loche steckte, um zu sehen, was draußen vorgehe, sah er, daß mehrere Indianer die Pferde ergriffen und andre die Waffen, welche er und seine beiden Begleiter abgelegt hatten, an sich nahmen. Zwei Weiße hielten ihm ihre Revolver entgegen, und einer von ihnen rief ihm in gebieterischem Tone zu:

„Kommen Sie mit Ihren Genossen heraus, Señor! Wir haben ein Wörtchen mit Ihnen zu reden. Aber versuchen Sie nicht etwa, sich zu wehren; das würde Ihren augenblicklichen Tod nach sich ziehen."

„Antonio Perillo!" rief der Gelehrte aus, der den Sprechenden erkannte.

„Ja, ich bin es. Gehorchen Sie, und kommen Sie schnell, sonst zwingen Sie uns, Gewalt anzuwenden."

„Der Gewalt bedarf es nicht. Ich habe ein gutes Gewissen und kann mich vor jedem Menschen sehen lassen."

Er kam herausgestiegen und seine beiden Gefährten folgten ihm. Als Perillo den Chirurgen erblickte, rief er erstaunt aus:

„Der Carnicero! Señor, was thun Sie denn hier in dieser Gesellschaft?"

„Ich führe die Herren nach dem Gran Chaco," antwortete der Gefragte.

„Zu welchem Zwecke?"

„Um Tiere auszugraben."

„Tiere? Ausgraben? Was denn für welche?"

„Vorsündflutliche Urtiere."

„Das lassen Sie sich weiß machen? Señor Parmesan, ich habe Sie bisher als einen Menschen gekannt, der zwar seine Schrullen hat, sonst aber ungefährlich ist und ganz besonders sich niemals mit Politik befaßt. Heut aber lerne ich anders von Ihnen denken!"

„Politik? Was geht mich diese an! Ich bin Chirurg und habe vollständig genug an meiner Wissenschaft. Sie wissen ja, es ist mir keine Operation und kein Schnitt zu schwierig; ich fäble alles herunter."

„Diesmal aber scheinen Sie unter Säbel nicht Ihr Operiermesser, sondern einen wirklichen Degen zu verstehen. Sie wissen doch, daß Ihre Begleiter politisch höchst verdächtige, ja sogar gefährliche Menschen sind?"

„Gefährliche Menschen? Davon habe ich keine Ahnung; das ist nicht wahr. Diese Señores sind gelehrte Leute aus Deutschland; sie wollen Riesentiere ausgraben; mit der Politik aber haben sie nichts zu thun."

„Wenn das wirklich Ihre Ueberzeugung ist, so sind Sie von ihnen getäuscht worden. Wir aber wissen besser, woran wir mit ihnen sind. Sie haben eine Rolle übernommen, welche ihnen leicht das Leben kosten kann. Glücklicherweise für uns ist sie jetzt ausgespielt, da wir diese so ehrenwerten Señores hier bei dem Diebstahle ertappt haben."

„Diebstahl?" fuhr da Fritze auf. „Wir sind keine Diebe, wohl aber können wir Sie eines Verbrechens zeihen, welches noch schlimmer als Diebstahl ist."

„So?" lachte Perillo höhnisch auf. „Welches Verbrechen meinen Sie denn?"

„Den Mord. Sie haben in Buenos Ayres meinen Herrn zu erschießen versucht!"

„So? Es dürfte Ihnen schwer werden, dies zu beweisen; wohl aber werden wir Ihnen den Beweis führen, daß Sie sich in Dinge eingelassen haben, durch welche Ihr Kopf in die größte Gefahr gebracht wird. Ich erkläre Ihnen beiden, daß Sie unsre Gefangenen sind."

„Dazu haben Sie kein Recht. Oder gehören Sie etwa oft und manchmal zur Polizei?"

„Das geht Sie nichts an! Uebrigens gehört Ihre Angelegenheit nicht vor das Zivil- sondern vor das Kriegsgericht. Man wird Sie standrechtlich erschießen. Hier kommt der Offizier, welcher Sie ins Verhör nehmen wird."

Er deutete auf die fünf Reiter, welche jetzt von Süden her am Platze angekommen waren, vier Kavalleristen, angeführt von dem Hauptmann, welcher Morgenstern und Fritze in Santa Fé erst bewirtet und dann fortgewiesen hatte. Dieser sprang vom Pferde, nickte den Indianern zu, reichte dem Stierkämpfer wie einem alten Freunde die Hand und gab sie dann auch dem Begleiter dieses letzteren, indem er sich sehr höflich verbeugte und in beinahe ehrerbietigem Tone sagte:

„Viel Ehre für mich, Señor Benito, den berühmtesten Gambusino (Goldsucher) des Landes wiederzusehen! Sie bemerken, daß ich Wort gehalten und mich zur rechten Zeit eingestellt habe. Aber welche Menschen finde ich bei Ihnen? Da ist ja der famose Deutsche, den ich wegen seiner großen Aehnlichkeit für den Obersten Glotino hielt und dann —"

„Hielt? Nur hielt?" unterbrach ihn der Angeredete, welcher bis jetzt noch nicht gesprochen hatte. „Lassen Sie sich durch die Verkleidung nicht irre machen! Er ist es wirklich. Wo haben Sie ihn gesehen?"

Kapitän Pellejo erzählte kurz die Begegnung in Santa Fé, worauf der als Gambusino bezeichnete achselzuckend meinte: „Da haben Sie ja den Beweis, daß wir es mit dem richtigen Glotino zu thun haben. In Buenos Ayres logierte er bei dem Bankier Salido, welcher als Anhänger des Generales Mitre bekannt ist; in Santa Fé geht er nach dem Cuartel, um die Besatzung desselben zu kontrolieren, und dann reitet er direkt hierher, um unser Magazin auszunehmen. Er wird uns zu sagen haben, wer ihm die Lage desselben verraten hat."

„Mir hat niemand etwas verraten," bemerkte da der kleine, rote Gelehrte. „Ich heiße Morgenstern und bin aus Deutschland. Wir wollen nach dem Gran Chaco, um vorweltliche Tiere auszugraben, und hier, wo wir Lager machten, entdeckte ich zufällig, lateinisch fortuito, die obere Schale einer vorsündflutlichen Riesenschildkröte, welcher ich den Namen Gigantochelonia gegeben habe."

„Die Schale einer Schildkröte? Wo ist sie denn?"

„Hier doch," antwortete der Kleine, indem er auf den vermeintlichen Panzer zeigte. „Sie werden doch zugeben, daß wir es hier mit dem Rückenschilde einer Riesenschildkröte zu thun haben!"

„Herr, halten Sie uns nicht für verrückt!" fuhr der Gambusino auf. „Sie wissen sehr genau, in welcher Weise man derartige heimliche Magazine anlegt und daß man die Waffen und das Pulver dadurch vor der Feuchtigkeit schützt, daß man dem Verstecke eine mit Harz durchdrängte Lehmdecke gibt. Halten Sie uns etwa für so dumm, zu glauben, daß Sie eine solche Decke für den Panzer einer Schildkröte angesehen haben?"

„Aber, Señor, das ist ja wirklich der Fall! Die Annahme, daß dies eine durchharzte Lehmdecke sei, beruht auf einem gewaltigen Irrtume. Ich bin Kenner und gebe Ihnen die Versicherung, daß wir es mit den Ueberresten einer ganz einzig dastehenden zoopaläontologischen Existenz zu thun haben. Darauf können Sie sich verlassen, lateinisch durch fidus ausgedrückt."

„Verstellen Sie sich doch nicht auf eine so lächerliche Weise! Wir werden Ihnen ein Latein vorsagen, welches Sie wohl schwerlich nachsprechen können. — Señor Capitan, bemächtigen Sie sich dieser beiden sogenannten Deutschen! Der Carnicero ist ungefährlich; ihn wollen wir laufen lassen, da er, wenn wir ihn bei uns behielten, uns nur hinderlich sein würde. Er mag sein Pferd und seine Waffen nehmen und reiten, wohin es ihm beliebt."

Nichts konnte dem Chirurgen lieber sein als diese Entscheidung. Er sattelte schnell sein Pferd, nahm seine Flinte und stieg auf, um davonzureiten. Aber wohin? Als er der Truppe aus den Augen war, hielt er an, um zu überlegen.

„Eine tolle Geschichte!" brummte er in den Bart. „Dieser deutsche Knochensucher soll der Oberst Glotino sein. Fällt ihm gar nicht ein! Er hat das Waffenversteck wirklich für das Lager eines uralten Tieres gehalten. Diese Kerls, welche uns überraschten, wollen sich mit den Indianern verbinden, um sich gegen die Regierung zu empören. Sie sind Halunken. Sie sprachen davon, den Deutschen töten zu wollen. Er ist ein guter Mensch, und ich möchte ihn retten. Aber wie?"

Er dachte nach, fuhr dann plötzlich aus seinem Sinnen auf und meinte zu sich selbst:

„Ich hab's! Ich brauche ja nur dem Vater Jaguar nachzueilen und ihm zu erzählen, was geschehen ist. Seine Spur wird nicht mehr zu sehen sein, aber ich weiß ja die Richtung, die er eingeschlagen hat. Also schnell vorwärts!"

Er jagte mit seinem Pferde von dannen.

Drittes Kapitel.

El Hijo del Inka.

Ungefähr zwanzig Kilometer im Norden von der Stelle, an welcher sich das soeben Erzählte ereignete, liegt jenseits des Rio Salado die Laguna Tostado. Der schon erwähnte Monte impenetrabile, d. i. undurchdringliche Wald, schickt seine Ausläufer bis an das Ufer der Lagune. Er dehnt sich längs des Rio Salado in nordwestlicher Richtung aus und ist nur da zu durchqueren, wo durch irgend welche Einflüsse oder Zufälle eine natürliche Oeffnung entstanden ist. Diese Oeffnungen bilden die Ausfallspforten, durch welche die Indianer des Chaco ihre Raubzüge in das bewohnte Land unternehmen.

Am Nachmittage desselben Tages schritten zwei Personen langsam und wie suchend an dem Rande des Waldes hin. Die eine, welche voranschritt, war ein sehr alter Mann, dessen Gesicht so viele Falten und Fältchen hatte, daß man sie nicht zu zählen vermochte. Er schien nur aus Haut und Knochen zu bestehen, doch waren seine Bewegungen so kräftig und sicher, daß man ihn für viel jünger hätte halten mögen, als er wirklich war. Seine Kleidung bestand aus einer langen Hose von weichgegerbtem Leder und einem kurzen Hemde aus demselben Stoffe. Das letztere wurde über den Hüften von einem schmalen Gürtel zusammengehalten, in welchem ein Messer steckte. Die Füße staken in niedrigen, sandalenartigen Schuhen, denen man es ansah, daß er sie wohl selbst gefertigt hatte. Ein über der Schulter hängender Riemen trug ein großes Pulverhorn, einen ledernen Bleibeutel und eine eiserne Kugelform. Den Kopf trug der Alte unbedeckt oder viel

mehr nur bedeckt von dem dichten, langen, wie Silber glänzenden Haare, welches wie eine Mähne hinten bis zum Gürtel herniederhing. Von einem Barte aber war keine Spur zu sehen. Auf dem Rücken trug er eine Art Jagdtasche, welche aus dem Felle eines Silberlöwen gefertigt war, und in der Hand ein starkes, einläufiges Gewehr.

Der Napoleon des Montblanc im Jahre 1841.

Die andere Person war ganz genau so gekleidet und bewaffnet wie dieser Mann, trug eine ganz gleiche Tasche auf dem Rücken und das Haar auch lang bis auf den Gürtel hinab, war ihm aber in andrer Beziehung um so mehr unähnlich. Dieser andre war nämlich ein Jüngling, welcher kaum achtzehn Jahre zählen mochte, nicht lang, aber stark und untersetzt gebaut und von einer auffallenden Gewandtheit in seinen Bewegungen. Sein Haar besaß die tiefste Schwärze; sein Gesicht war jugendlich frisch und vom Gehen jetzt leicht gerötet. Man mußte ihn ebenso wie den Alten für einen Indianer halten, und doch hätte man aus einigen Anzeichen schließen mögen, daß er kein solcher sei. Seine dunkeln Augen standen nicht schief gegen einander; die Backenknochen traten nicht hervor; die Lippen waren fein, und die kleine Nase hatte keineswegs die aufgeworfene Gestalt, welche den Nasen der Indianer Südamerikas eigen ist; sie besaß vielmehr eine edle Form, sie war schmal und leicht gekrümmt. Sein Gesicht war zwar jetzt von der Sonne verbrannt, hatte aber jedenfalls ursprünglich eine viel hellere als die gewöhnliche Indianerfarbe.

Beide schritten zwischen dem Wasser der Lagune und dem Waldesrande hin, um den letzteren mit scharfen Augen zu mustern. Da erhob der Jüngling die Hand, deutete vor sich hin und sagte im Kaltschakidialekte der Ketschuasprache:

„Schau, Anciano, dort scheint der Baum zu stehen. Ich weiß genau, daß es ein Ombu von dieser Größe war."

Aus dem Umstande, daß der junge Mann sich dieser Sprache bediente, war mit Sicherheit zu schließen, daß seine Heimat nicht hier in dieser Gegend zu suchen sei. Der Ombu (Phytolacca dioeca) ist ein mächtiger Baum, dessen Blätter mit denjenigen des Maulbeerbaums große Aehnlichkeit haben. Das merkwürdigste an ihm ist sein Stamm, ein dicker Holzkörper vom Umfange einer mächtigen Eiche, der sich nach unten schnell ausdehnt und in gewaltige Wurzeläste teilt, die in Windungen eine Strecke über der Erde fortlaufen und erst dann in den Boden eindringen. Auf diese Wurzeln setzt man sich, wenn man den Schatten benutzen will, welchen die weit ausgebreitete Krone spendet. Aber dieser kolossale Stamm hat ein so lockeres Holz, daß es, wenn man hineinstößt, wie Zunder bricht. Darum ist der Ombu zu nichts zu gebrauchen, denn sein Holz ist nicht einmal zum Verbrennen tauglich. Man pflanzt ihn nur an, um einen Schattenspender zu haben.

„Du kannst recht haben, o Herr," antwortete der Alte in derselben Sprache. „Der Ombu, unter welchem wir unsre Sachen vergruben, ehe wir die Gegenden der Spanier besuchten, hatte ganz dieselbe Gestalt wie dieser. Laß uns nachsehen!"

Der Alte nannte den Jungen „Herr", bei Indianern ein ganz und gar unmöglicher Brauch. Diese beiden Personen schienen in einem ganz eigentümlichen Verhältnisse zu einander zu stehen. Sie schritten auf den Ombu zu, blieben unter demselben halten und legten ihre Taschen und Gewehre ab. Dann untersuchte der Alte den Boden. Auf eine Stelle deutend, an welcher das Gras im Wachsen zurückgeblieben war, sagte er:

„Du hast richtig vermutet, Herr. Wir sind an Ort und Stelle. Weil wir damals den Rasen hier aufgruben, hat dem Grase die Ernährung gefehlt. Ich werde suchen. Hoffentlich hat niemand diesen Ort entdeckt."

Er kniete nieder und zog das Messer, um die Erde aufzugraben. Der Jüngling wollte dasselbe thun; der Alte aber bat:

„Laß es mich allein thun, o Herr! Du bist zum Herrschen geschaffen, nicht aber zu dieser Arbeit eines Untergebenen."

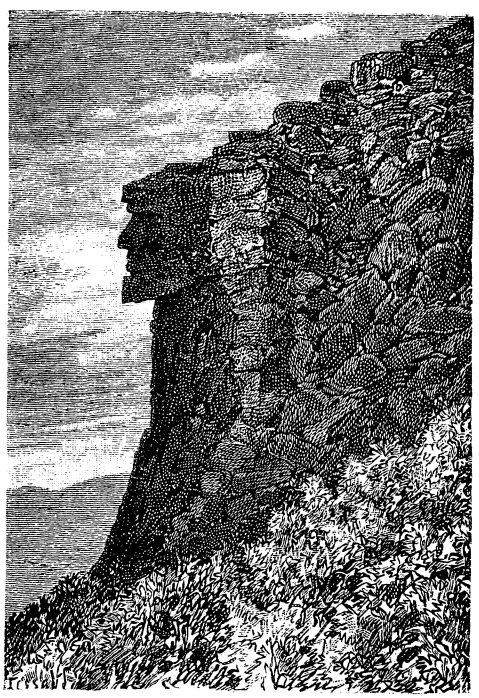
„Und dennoch helfe ich dir, lieber Anciano. Du weißt ja, ich thue es gern, denn du bist alt, und ich bin jung."

Aber Anciano schob ihn mit dem Arme sanft zurück und antwortete:

„Alt? Ich bin noch nicht alt. Ich zähle erst ein einziges über hundert Jahre; meine Vorfahren aber sind viel, viel älter geworden." (Fortsetzung folgt.)

Merkwürdige Felsbildungen.

Die Natur ist nicht nur Malerin, die Berge, Wald und Feld zu gewissen Jahreszeiten mit einer Fülle leuchtender Farbenpracht übergießt, sie hat sich auch als Bildhauerin bewährt, indem sie nicht nur unserm Festlande die kühnsten Konturen verlieh, sondern in launischem Spiele sich sogar auch den menschlichen und thierischen Körper mit Erfolg zum Modell nahm. Unsre von Aberglauben erfüllten Voreltern hatten für diese seltsamen Erscheinungen eine besondere Vorliebe und legten den eigentümlichen Formen der Gebirge, bis zum Kiesel herunter, und den Feuersteinen, besondere Bedeutungen bei; der Volksmund brachte sie in Zusammenhang mit Sagen und



Der „Alte Bergmann" in der Nähe des Washington-Berges in den Vereinigten Staaten von Amerika.

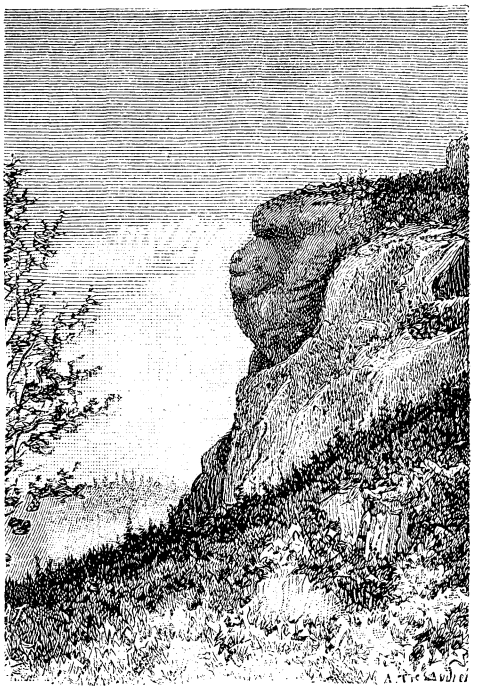
Mythen, in bösem wie gutem Sinne. Wir aufgeklärten Kinder der Neuzeit aber, die wir wissen, daß die Ursachen dieser Gestaltungen zufällige und mechanische sind, zumeist durch die Grab- und Bohrarbeit des Wassers zuwege gebracht, wir nennen und nehmen sie als leicht erklärbare „Naturspiele" hin.

Aus der großen Zahl dieser Naturerscheinungen, denn fast jedes Land zählt deren mehrere, stellen wir unsren lieben Kameraden heute einige im Bilde vor. Ueber eine merkwürdige Formation dieser Art berichten die Blätter des zweiten Viertels unsers Jahrhunderts. In den savoyischen Alpen bemerkte man von dem Orte Morlex aus, auf der Rückseite des Monte Salère, in den Konturen des Montblanc bei Sonnenuntergang das Profil Napoleons I., wozu der Gipfel des Bergriesen auch noch den charakteristischen Hut hinzugab, das Bild mit solcher Schärfe ausgeprägt, daß jedermann, der darauf zum erstenmal unvermutet aufmerksam gemacht wurde, ausrief: „Das ist der Kaiser!" Die Zeit hat die Physiognomie jener schneebedeckten Höhen geändert und so existiert diese Silhouette heute nicht mehr.

Eine sehr scharf gezeichnete Felsbildung können wir im Doubsthal auf der schweizerischen Uferseite kennen lernen, die den Namen „Der Affe von Goumois" führt. Wie unser naturgetreuer Holzschnitt darthut, trägt dieser Felsenhang wirklich sehr deutlich das Profil eines Affenkopfes, dessen Plastik sich noch erhöht, wenn sich zu gewisser Tageszeit in die Partie, welche die Augenhöhle darstellt, tiefe Schatten lagern.

Auch Amerika ist mit solchen Naturschöpfungen reich bedacht, wovon wir heute nur den in der Nähe des Washingtonberges befindlichen „alten Bergmann" nennen, ein jäh abfallendes 12 m hohes Felseneckstück, das aus drei übereinander sich lagernden Granitschichten besteht. Das scharf gezeichnete Profil befindet sich im Südosten des Berges. Eine der genannten Schichten bildet die Stirne, die andere formt Nase und Oberlippe, die unterste endlich bildet die Unterlippe und das eckige Kinn.

Ein stutziges behäbiges Männlein ist der Mönchstein, ein phantastisches Felsenbild, das aufzusuchen den Gästen des neuen Pilatushotels vorbehalten ist.



Der Affe von Goumois.

Wie findet sich der Mensch auf dem Meere zurecht?

Große Heiterkeit auf allen Bänken! — „Das weiß doch jedes Kind: Mit dem Kompaß!" — Ganz recht, meine jungen Freunde, mit dem Kompaß — und dem Log, nicht zu vergessen! Aber die Magnetnadel, die angeblich „immer" hübsch „genau" nach Norden zeigt, ist in Gegenwart von Eisen ein recht unsicheres Ding, dem man nicht alles glauben darf. Infolge der Einwirkung, welche dies auf allen Schiffen stark vertretene Metall — man denke nur an die eisernen Beschläge, Nägel, Schrauben, Ketten und Anker der Segelschiffe, von den Maschinen, Kesseln und Schornsteinen der Dampfer und gewaltigen „Schuppen" der Panzerschiffe nicht zu reden! — auf die Magnetnadel ausübt, wird dieselbe von ihrer genauen Richtung stets um ein weniges abgelenkt. Auf Seewegen, deren Krümmungen eine oftmalige Aenderung des Kurses bedingen, bezw. bei häufigem, durch Meeresströmungen, starken Wind oder Wellenschlag herbeigeführtem „Abtreiben" des Schiffes von seiner jeweiligen Wegrichtung wachsen die aus jener Ablenkung der Nadel und den während des Abtreibens vorgenommenen Schätzungen herrührenden Fehler oft derart an, daß der Schiffer nicht mit genügender Sicherheit oder überhaupt gar nicht mehr zu beurteilen vermag, wo er sich mit seinem Fahrzeuge befindet, eine Situation, die in der Nähe der Küste bei Unwetter leicht zum Schiffbruch führen kann.

Der Mönchstein in der Schweiz.

Das Maß der Ablenkung der Magnetnadel zu bestimmen und bei den zahlreichen Observationen, welche eine Seereise notwendig macht, zu berücksichtigen, ist äußerst schwierig und zeitraubend und daher auf See so gut wie unmöglich. Auch das Log, die notwendige Ergänzung des Kompasses, eine zur Ermittelung der von dem Fahrzeug zurückgelegten Weglänge dienende Vorrichtung, leidet an mancherlei Unvollkommenheiten. An einigermaßen hellen Tagen und Nächten verzichtet daher der Seemann gern auf den ausschließlichen Gebrauch dieser beiden „Wegweiser", denn seine Kenntnis von „Sonne, Mond und Sterne" leitet ihn weit sicherer über das wogende Meer; auch gibt sie ihm ein Mittel an die Hand, die bei bedecktem Himmel durch jene unvollkommenen Instrumente u. s. w. in den „Ortsbestimmungen" entstandenen Fehler ihrem vollen Umfang nach zu erkennen und so den bisweilen trotz Kompaß und Log verlorenen Weg wiederzufinden.

Mit am frühesten von allen Völkern der Erde haben wohl die „Mikronesier" oder West-Polynesier die Sternkunde als Führer auf offener See benutzt. Die heute fast in Vergessenheit geratene Schrift: „Lettre du Père J. A. Cantova" läßt darüber kaum einen Zweifel. Jean Antoine Cantova, ein berühmter französischer Missionar und Entdeckungsreisender, welcher sich im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts

auf Guajan, der größten und schönsten der unter spanischer „Schutzherrschaft" stehenden Marianeninseln, aufhielt, lernte daselbst eines Tages verschiedene „Halbwilde", von den Karolineninseln Ulea und Lamureck stammende Schiffer kennen, welche nach Guajan (sprich: guachan) verschlagen worden waren. Mit Erstaunen vernahm er von diesen wohlbegabten, zutraulichen und in mancher Beziehung recht gesitteten Menschen, daß die Eingeborenen Uleas und anderer „mikronesischer" Inseln, nicht allein alle Hauptsterne und deren (scheinbare) Bewegung kannten, sondern sich dieser Kenntnis auch zur Orientierung auf ihren oft recht weiten Seereisen bedienten. Welch großen Wert das Schiffervolk von Ulea und Lamureck auf diese (nach unseren Begriffen natürlich „sehr bescheidenen") Kenntnisse legte, erhellt daraus, daß dieselben nebst anderen Zweigen mikronesischen Wissens auf diesen Inseln gelehrt wurden.

Cantova sagt darüber u. a.: „Der Lehrer hat eine Sphäre (Kugel), auf welcher die Hauptgestirne aufgezeichnet sind;" außerdem spricht er von einer zwölfteiligen „Boussole"*), die zur Darstellung der verschiedenen Windrichtungen diente. Unser großer Dichter Chamisso, welcher vor etwa 70 Jahren als Naturforscher der „Romanzoffischen Entdeckungsexpedition auf der russischen Brigg ‚Rurik', Kapitän Otto von Kotzebue", Land und Leute in der Südsee kennen lernte und von seinem, nach Chamissos eigenen zahlreichen Schilderungen, mit vielen Vorzügen des Geistes und Herzens ausgestatteten Freunde Kadu, einem von Ulea stammenden Adoptivbürger der heute zum deutschen Schutzgebiete gehörigen Inselgruppe Radack (siehe „Marschallinseln!"), mancherlei bis dahin unbekannte Aufschlüsse über die Karolineninseln empfing, sagt (im zweiten Teile seiner „Reise um die Welt"): „Ihrer Schiffahrt diente zur Leiterin die Kenntnis des gestirnten Himmels, den sie in verschiedene Konstellationen (Sternbilder) einteilen, deren jede ihren besonderen Namen hat. Sie scheinen auf jeder Fahrt den Auf- oder Niedergang eines anderen Gestirnes zu beobachten."

Daß die „astronomische Methode", nach welcher unsere europäischen Seefahrer die Ortsbestimmungen auf dem Meere vornehmen, der jener armen Insulaner weit überlegen ist, haben sich meine jungen Leser schon gedacht. Dieselbe hier des näheren auseinanderzusetzen, ist leider nicht thunlich, zumal wir mit einer Anzahl Holzschnitten bildliche Darstellung eines „Oktanten" oder „Sextanten" (sogenannten „Spiegelinstrumentes") geben müßten. Dieselbe sei indes kurz angedeutet. Der Seemann „mißt" die „Stern-" oder „Sonnenhöhe", die „Mondlänge" u. s. w. und bestimmt hiernach und nach der mittels des Chronometers leicht festzustellenden Observationszeit unter Zuhilfenahme sorgfältig berechneter (astronomischer) Tabellen, der sogenannten „nautischen Ephemeriden", den „Ort" — d. h. die ungefähre Stelle innerhalb zweier Längen- und Breitengrade — an welchem sich sein Fahrzeug in dem gegebenen Augenblicke befindet. Die Ortsbestimmungen nach dieser Methode vollziehen sich — genügende Uebung und Sicherheit in der Benutzung der wenigen dazu notwendigen Hilfsmittel vorausgesetzt! — verhältnismäßig sehr rasch und zeichnen sich überdies vor denen mittels Kompaß, Log (und mühsamerer Berechnung) erlangten „gewöhnlichen" Ortsbestimmungen durch weit größere Genauigkeit aus.

*) „Boussole" bedeutet im Französischen bekanntlich Kompaß. Aus diesem Grund ist diese Stelle aus Cantovas „Brief" vielfach mißverstanden worden. Den „Kompaß" lernten die Mikronesier erst durch die Europäer kennen.

Das Gericht des Kaisers.

Unweit des etwa siebzig Werst südöstlich von Woronesch gelegenen Städtchens Bobrow lebte in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts der Edelmann Peter Stephanowitsch Olschin auf seinem nicht eben sehr großen väterlichen Gute. Der alte Herr hatte zur Zeit der Kaiserin Katharina bei der Garde gedient, es hier aber ungeachtet seines sonst tadellosen Benehmens nur bis zum Leutnant gebracht, weil er das Unglück gehabt hatte, sich durch eine mehr der Wahrheit als der Klugheit entsprechende Aeußerung den Zorn des zu jener Zeit allmächtigen kaiserlichen Günstlings Potemkin zuzuziehen.

Der hoffnungsreiche junge Offizier hatte damals nur mit schwerem Herzen die glänzende Uniform der Garden mit dem schlichten Rocke des Landwirts vertauscht, und wenn er auch selbst mit der Zeit seinen neuen Beruf hatte lieb gewinnen lernen, so stand es doch längst bei ihm fest, seinen Sohn Iwan, sobald dieser das zum Eintritt in den Militärdienst erforderliche Alter haben werde, seinem alten Regimente zuzuführen.

Der junge, nunmehr achtzehnjährige Iwan Petrowitsch war von seinem Vater zwar nicht zu den Wissenschaften, in denen dieser selbst sich ebensowenig als der alte Dorfpope auszeichnete, wohl aber zu allen Tugenden des Soldaten und des Edelmanns erzogen worden und die Lehren des Vaters waren bei dem auch von Natur edel angelegten Sohne auf einen fruchtbaren Boden gefallen. So ließ er denselben denn, als der Tag des Abschieds herangekommen war, mit seinem väterlichen Segen und, neben den sonstigen Reisemitteln mit einem trefflichen Pferde ausgestattet, voll Vertrauen in die Ferne ziehen.

Eine größere Freude als mit dem Geschenke dieses Pferdes hätte Peter Stephanowitsch seinem Sohne nicht wohl machen können. Es war ein noch junges Steppenroß von edelster Rasse, welches Peter Stephanowitsch selbst großgezogen hatte und ein Gegenstand seines gerechten Stolzes, da sich so leicht kein anderes Pferd an Klugheit, Schnelligkeit und Ausdauer mit ihm messen konnte, und Iwan erkannte in dem Geschenk seines Vaters mit inniger Rührung einen Beweis von dessen Liebe; denn er wußte, wie sehr sein Herz an dem Tiere hing.

Es war bereits tief im Spätherbst, als Iwan sein väterliches Gut verließ, um seine Reise nach Petersburg anzutreten, zu der man in jener Zeit, in welcher gute Landstraßen noch nirgends zu finden waren, etwa zwanzig Tage gebrauchte. Als Iwan am Morgen des vierten Tages seine Reise fortsetzen wollte, war über Nacht der Winter in das Land gezogen und es schneite mehrere Tage lang ohne Aufhören, so daß bald an ein Weiterkommen mit einem Räderfuhrwerke nicht mehr zu denken war. Statt für die Fortsetzung der Reise ein Hindernis zu sein, diente dieses jedoch mehr dazu, dieselbe zu erleichtern, denn der tiefe Schnee glich alle Unebenheiten des Weges aus, und nachdem Iwan seinen Wagen gegen einen leichten Schlitten umgetauscht hatte, ging die Fahrt nur um so schneller von statten.

Dieselbe bot Iwan wiederholt Gelegenheit, die Kraft und Schnelligkeit seines Pferdes schätzen zu lernen, denn ohne dieses würde er wohl kaum den Wölfen

entgangen sein, welche ihn mehrmals während seiner Reise verfolgten.

Ungefährdet langte er an seinem Ziele an und ward wenige Tage später in das Regiment eingereiht. Auch bei den Kameraden fanden die Tugenden seines Pferdes lebhafte Anerkennung und es wurden ihm wiederholt hohe Summen für das herrliche Tier geboten. Iwan wies indessen alle ihm gemachten Gebote mit der Bemerkung zurück, daß ihm das Pferd als ein Geschenk seines Vaters nicht feil sei.

Der harte russische Winter, den Iwan noch niemals in solcher Strenge erlebt hatte, war vergangen, der laue Frühlingswind hatte den Eispanzer der Newa gesprengt, und unter denen, welche jetzt täglich von dem warmen Sonnenscheine gelockt aus den Thoren Petersburgs zogen, um fern von der Stadt den erwachenden Frühling zu genießen, war auch Iwan sehr häufig anzutreffen.

So kutschierte er abermals eines Tages nach beendetem Dienste mit seinem leichten Fuhrwerke dem Thore zu, und da sein Pferd seit zwei Tagen müßig im Stalle gestanden hatte, bedurfte es keines Antreibens, um das edle, feurige Tier alsbald in einen schnellen Trab zu bringen.

Als Iwan über den Isaaksplatz fuhr und einen Blick zur Seite warf, gewahrte er in einiger Entfernung das Gespann des Kaisers, welches gerade auf ihn zu kam; zugleich erkannte er auch diesen selbst in dem Wagen.

Kaiser Paul wurde wegen seiner oft wunderlichen Launen mehr gefürchtet als geliebt. Man wußte bei seinem aus Schwäche, Wohlwollen und oft geradezu grausamer Strenge gemischten Charakter niemals, was man von ihm zu erwarten habe, und jeder, der nicht durch sein Amt gezwungen war, mit ihm zu verkehren, ging ihm deshalb lieber aus dem Wege.

Auch Iwan lenkte deshalb sein Kabriolett nach der blauen Brücke, bemerkte aber schon sehr bald zu seinem Erstaunen, daß der Kaiser ihm auch hierhin folge, obgleich doch die anfängliche Richtung seiner Fahrt eine andere gewesen war. Iwan schlug deshalb jetzt den Weg zur Maski-Perspektive ein, ohne jedoch dadurch seinen Verfolger los werden zu können.

Wenn er auch bis jetzt die Uebereinstimmung des von dem Gespann des Kaisers genommenen Weges mit dem seinigen mehr für einen Zufall gehalten hatte, so konnte er sich doch nun nicht mehr länger der Ueberzeugung verschließen, daß der Kaiser ihn einzuholen beabsichtige. Offenbar mußte er durch irgend etwas dessen Aufmerksamkeit erregt haben, obgleich er vergebens darüber nachdachte, was dieses wohl sein könne.

Nach allem, was er bisher durch seine Kameraden von dem Kaiser gehört hatte, erschien ihm ein Zusammentreffen mit demselben nichts weniger als angenehm, und um ihm zu entgehen, ließ er seinem Pferde den Zügel noch lockerer, so daß das leichte Fuhrwerk wie ein Pfeil durch die Straßen dahinflog.

Auf den Befehl des Kaisers hatte jetzt auch dessen Kutscher die Pferde in die schnellste Gangart gesetzt und bald war die kaiserliche Droschke nur noch etwa dreißig Schritte weit hinter Iwans Wagen zurück. Da hob dieser zum erstenmal die Peitsche und gab seinem Pferde einen Hieb. Hei — wie da das mutige Steppenroß bei solch ungewohnter Berührung ausgriff. Roß und Wagen schienen kaum noch den Boden zu berühren und erschreckt stob alles von beiden Seiten vor dem wie rasend dahinstürmenden Tiere aus dem Wege. Einer solchen Schnelligkeit gegenüber mußte der Kaiser schon nach wenigen Minuten die Wettfahrt als aussichtslos aufgeben, und bald war das leichte Gefährt den zornigen Blicken des Zaren in der Ferne entschwunden. Dieser gebot seinem Kutscher, sogleich umzukehren, und als man wieder im Schlosse angelangt war, befahl der Kaiser, sogleich Generalmarsch zu schlagen und alle Offiziere, welche auf dem Sammelplatze fehlen würden, zu verhaften und ihm am nächsten Morgen vorzuführen.

Es ergab sich, daß im ganzen siebenundzwanzig Offiziere fehlten. Dieselben hatten sich zur Zeit des Alarms außerhalb der Stadt aufgehalten und wurden bei ihrer Rückkehr sogleich in Arrest gesetzt.

Als der Kaiser am andern Morgen im Parolesaale des Winterpalastes erschien, standen die siebenundzwanzig Uebelthäter in einer Reihe aufmarschiert; Iwan mitten zwischen ihnen. Der finstere Blick, mit welchem der Kaiser an der Reihe hinabschritt, ließ nichts Gutes erwarten. Er betrachtete einen nach dem andern mit der größten Aufmerksamkeit; dennoch mußte er den von ihm Gesuchten nicht zu finden vermocht haben, und seine üble Laune wurde dadurch keineswegs verbessert. Nach Beendigung seiner Untersuchung trat er vor die Front: „Es ist einer unter euch," sprach er mit zornbebender Stimme, „der gestern meinen gerechten Unwillen erregt hat. Ich habe verboten, auf den Straßen rascher als in langsamem Trabe zu fahren; dennoch hat einer es gewagt, wie ein Besessener durch die Stadt zu jagen; zuletzt offenbar in der Absicht, mir zu entkommen; denn er ist mir von Straße zu Straße ausgewichen und hat dann die Flucht zum Thore hinaus genommen. Als ich darauf die Regimenter sich versammeln lasse, um zu sehen, wer der Ungehorsame gewesen ist, fehlen siebenundzwanzig Offiziere, welche ihrem Vergnügen nachgehen, statt für den Fall der Not auf ihrem Posten zu sein. Im Interesse des Dienstes muß hier ein abschreckendes Exempel statuiert werden, damit solcher Unfug nicht weiter einreißt. Zur Strafe wie andrerseits zur Warnung werde ich die Ausreißer von gestern bis auf weiteres nach Sibirien schicken, wo sie Zeit haben werden, über ihre Pflichten als Offiziere nachzudenken. Die Gefangenen werden sofort an ihren Bestimmungsort abgehen. Die zu ihrem Transport erforderlichen Fuhrwerke halten bereits vor dem Schlosse."

Ein starrer Schrecken bemächtigte sich der Verurteilten, von denen im ersten Augenblick keiner ein Wort zu erwidern wagte. Auch die übrigen im Saale versammelten Offiziere waren aufs äußerste bestürzt; doch wenn ihnen auch das Urteil des Zaren überaus grausam und ungerecht erschien, so wagte doch auch, da man den Zorn des Gewaltigen fürchtete, keiner von ihnen ein Wort zu äußern.

Aus der Reihe der Verurteilten trat da, als alles schwieg, ein noch bartloser junger Gardeoffizier hervor. Sein Gesicht war bleich vor Erregung und seine Stimme verriet ein leichtes Zittern, als er jetzt vor dem zornigen Selbstherrscher aller Reußen stand. „Ew. Majestät Ungnade treffe allein mich," sprach er, „meine Kameraden sind schuldlos; denn es ist bis jetzt keinem Offizier verboten gewesen, nach beendetem Dienste seine Zeit außer halb der Stadt zuzubringen."

Während der Kaiser den jungen Offizier mit seinen funkelnden Blicken von Kopf bis zu Füßen maß, hätte man eine Stecknadel im Saale fallen hören können. Niemand wagte sich zu rühren.

„Wer bist du?" fragte der Kaiser nach einer kleinen Weile.

„Ich heiße Iwan Petrowitsch Olschin."

„Woher hast du das Pferd, mit welchem du fuhrst?" fragte der Kaiser weiter,

indem sein Blick jetzt mit einem gewissen Interesse auf dem hübschen Gesichte Iwans ruhte.

„Von meinem Vater; er hat das Pferd selbst großgezogen."

„Dein Vater muß ein braver und kluger Mann sein," sprach der Kaiser lächelnd, „und scheint seine Pferde nicht minder gut zu erziehen als seine Söhne. Du hast meinen Zorn auf dich nehmen wollen, um deine Kameraden zu retten; deinetwegen soll ihnen verziehen sein; dein Pferd aber werde ich dir abkaufen, denn ich habe lange kein schöneres und besseres gesehen; was willst du dafür haben?"

„Ich habe mir gelobt, dieses Pferd niemals für Geld zu verkaufen; es hat mir heute jedoch die Gnade meines Kaisers gerettet, für diesen Preis gehört es Ew. Majestät."

„Ich danke dir, Major Olschin," sprach der Kaiser, indem er dem überraschten Iwan die Hand reichte. „Von einem Leutnant kann ich keine Geschenke annehmen," setzte er lächelnd hinzu.

Der Verlust seines wackern Pferdes wurde dem jungen Major durch die trefflichen Pferde erträglich gemacht, welche ihm der Kaiser am andern Tage mit einer Equipage übersandte.

Wasserpartie wider Willen.

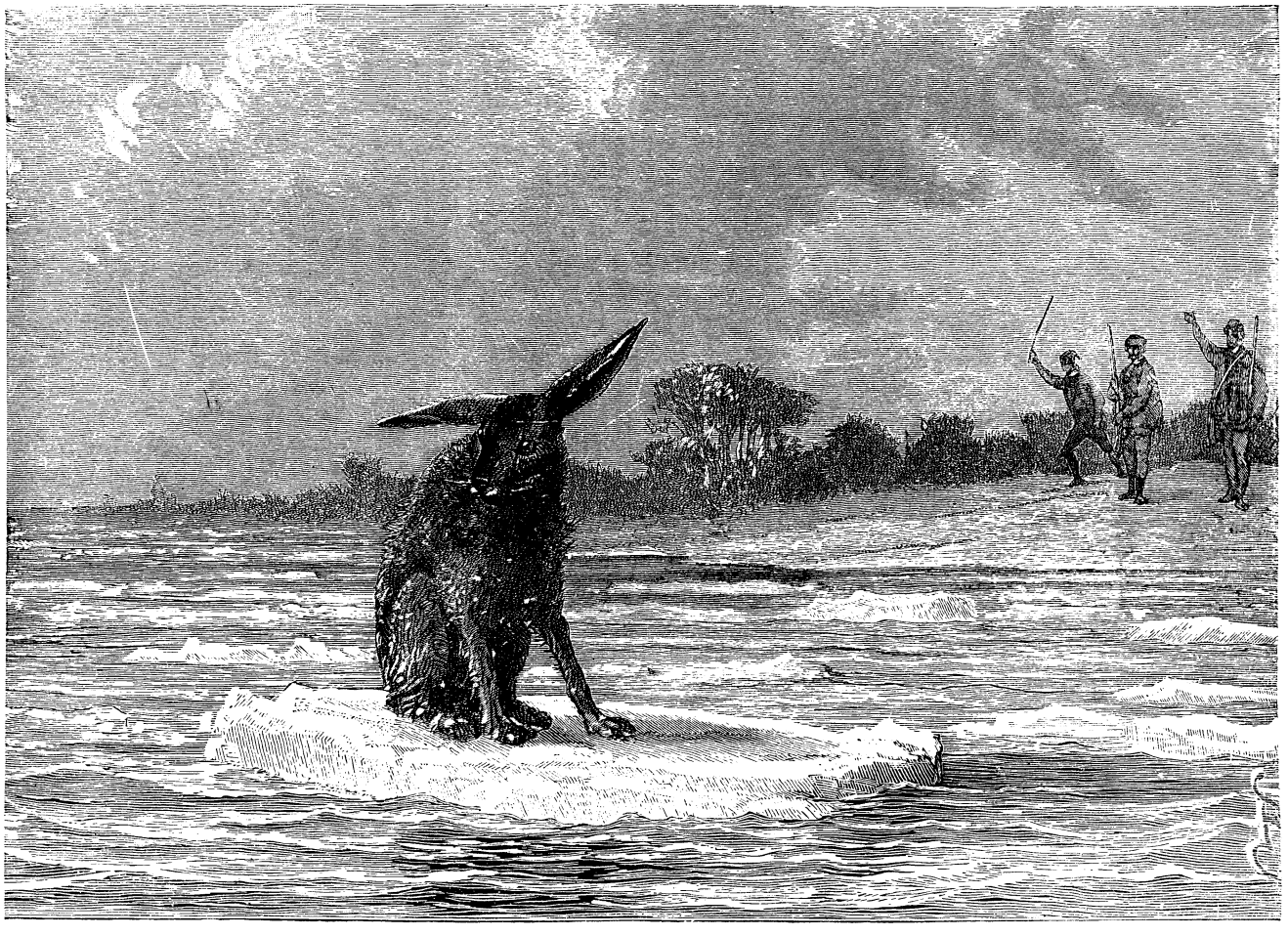
Seht euch, liebe Kameraden, nun doch einmal den Helden unsres Bildes auf Seite 233 an. „Ein trauriger Held," werdet ihr sagen und ihn auslachen, den armen Freund Lampe. Ja, da bewährt sich wieder das alte Sprichwort: Wer den Schaden hat, braucht um den Spott nicht zu sorgen. Unserm Lampe ist ganz und gar nicht wohl zu Mute und er sieht gottsjämmerlich in sein Unglück. Er hat eine Wasserpartie ganz gegen seinen Willen gemacht und begreift jetzt, daß die Geschichte damit enden wird, als gefangenes Wild ohnmächtig von den Jägern abgeschossen, als toter Bursche fortgeschleppt, dann seines Felles mit grausamer Schinderei beraubt, von einer Köchin mit Speck gespickt und über hellem Feuer gebraten und schließlich von Mann und Weib und Kindern mit großem Appetit vergnügt verspeist zu werden.

Das sind doch gewiß schlechte Aussichten für ihn, so schlechte, daß man Mitleid mit dem armen Burschen haben könnte. Denkt euch nur in seine Lage! Frei ist er geboren, ein freier Hase, dem von Natur und also von Rechts wegen das Feld und der Wald gehören, um sich da seine Nahrung zu suchen. Keinem lebenden Wesen, nicht einem Wurm thut er etwas zuleide, sondern ist froh, wenn ihm nicht sein freies Leben durch böse Hunde und jagdlustige Menschen gestört wird. Was jede Kreatur braucht, um zu leben, muß sie doch haben. Der Hase ernährt sich also, wie er kann, von Kräutern, Wurzeln, Getreidekörnern, Gras, Kohl, Laub, und im Notfall im Winter selbst von Baumrinde. Das thun andre Tiere auch. Böses ist dies nicht, in seinen Augen schon gar nicht; denn er ist geboren, um Hunger zu haben und selbst zu sorgen, daß er sich satt fresse. Vater und Mutter, kaum daß er drei Wochen alt ist, kümmern sich nicht mehr um ihn. Er muß laufen und springen, um sich sein Futter zu verschaffen, und das ist also so redlich verdient, daß er mit gutem Gewissen nachher in einem Gebüsch oder in einer Ackerfurche sich zur Verdauung behaglich lagern, oder im Mondschein der Nacht mit seinen Schwestern und Brüdern lustig spielen und hüpfen darf.

Dieses freie Leben wäre ja wunderschön, wenn nur die Menschen und die Hunde nicht sein würden. Sie sind ihm aber geschworene Feinde, und ein paar Monate im Jahre ausgenommen, ist er keine Stunde vor ihnen sicher. So war es immer, dies hat er schon von Vater und Mutter Hase gehört, die in steter Lebensgefahr seine zarte Kindheit im Nest bewachten. Ein Hund ist immer bereit, ihn aufzuschnüffeln, anzubellen und aufzujagen, so daß er über Stock und Stein, ja selbst ins Wasser sich zu retten trachten muß, wenn er auch gar kein Freund von diesem nassen Element ist. Aber was thut jegliches Geschöpf nicht in der Not und Verzweiflung? Was also auch nicht ein Hase? Kann er nun auch glücklich dem Hunde entfliehen, so schießt ihn doch aus der Ferne der Jäger mit seiner Büchse nieder. Er begreift es nicht, wie dies möglich ist — weit ab steht der böse Mensch von ihm, puff, da knallt's, und er, der Hase, liegt da, schnappt noch einmal und ist dann mausetot. Da er dergleichen bei seinen Leidensgenossen oft gesehen und erlebt, so hat er natürlich eine höllische Angst vor dem Knallen, und hört er es, so beguckt er sich flugs, ob er nicht Schaden gelitten habe, ob er überhaupt noch lebe. Und diese ewige Angst, Horcherei und Versteckerei, wozu er bei Tag und Nacht verurteilt ist, die ihm sein Leben vergällen, verdankt er lediglich seinem nützlichen weichen Balg und seinem sehr appetitlichen, als Braten so überaus leckeren Fleisch — lecker, wenn er nämlich nicht durch einen glücklichen Zufall ein sehr alter Hase geworden ist. Auch dann aber stellen die Hunde und Jäger ihm noch nach, man schießt ihn ab, er wird gebraten und aufgegessen. Er hat eben keine Ruhe eher, als bis sein letztes Stündlein geschlagen.

Da war nun unser Held auf dem Bilde vor Frost und Schnee im dicksten Waldgebüsch, als die gefürchteten Hunde ihn aufkläfften und er über Hals und Kopf laufen mußte, wohin ihn seine vier Füße trugen. Sehr schlecht war diese Rennerei. Es taute und der Schnee war schon wässerig, der Boden oft so sumpfig, daß Freund Lampe kaum wieder sich hinauszuarbeiten vermochte. Und immer die Hunde hinter ihm her. Er floh blindlings und kam so auf das Eis des Flusses. Er merkte gar nicht, daß es eben krachte und brach und sich in Schollen auflöste, welche der Strom dahintrieb, bis sie von ihm verschluckt und zu Wasser gemacht wurden. Auf einma sah der arme Lampe lauter strömendes Wasser und sich auf einer Scholle mitten darauf, hinschwimmend wie zum Vergnügen, und drüben am Ufer die Jäger, die ihn auslachten, ihm Neckereien und schlechte Witze zuriefen und sich bereit hielten, ihm eine Schrotladung auf den Pelz zu brennen, das heißt den Garaus zu machen.

Was thun? dachte er. Wie ist da noch Rettung möglich? Trost- und hilflos blickte er um sich. Viel Verstand hat ihm der liebe Schöpfer zu seinem eigenen Besten nicht gegeben; aber er erkennt doch die Gräßlichkeit seiner Lage und findet die Zukunft aussichtslos. Ringsum Wasserfluten und treibende Schollen, drüben die boshaft lauernden Jäger. Die Haare steigen ihm und die langen Löffel zu Berge. Gebrochen in seinem Lebensmut hockt er da und macht sich philosophisch



Freund Lampe auf Reisen wider Willen.

auf das Schrecklichste gefaßt. Stürzt er sich von seinem kalten Sitz in den Fluß, so geht er elendiglich unter; bleibt er ergebungsvoll hocken, so ist sein Schicksal noch trauriger. Jeden Augenblick kann ihn des Jägers Schuß treffen, für den er regungslos ein lockendes Ziel bildet, oder die Eisscholle schmilzt zusammen und er muß in die Tiefe versinken. Ihm graut und heiß und kalt streicht es ihm über den Rücken. Abwendet er seine Augen von der erbarmungslosen Jägergesellschaft, die sich zur Mordthat fertig macht. Fahre denn hin, du schnöde Welt, du trauriger Wald, du ödes Feld! Bald, sehr bald wird wieder ein Hase weniger unter den Lebenden sein, in seinem Blut auf einer Eisscholle verröcheln, in der Tasche des Jägers zur Stadt der Menschen getragen werden, auf den offenen Markt kommen, hingestreckt zu rücksichtsloser Besichtigung, um Geld wird er verkauft, sein edles Fell und sein rotes Fleisch, unter einer Köchin Hand zur Menschenmahlzeit hergerichtet, der Rücken in delikatester Weise gespickt, in Butter und Speck gebraten, duftig auf eine Schüssel gelegt — um dann, steif und knusprig, bis auf die Knochen verspeist zu werden. O jammerwürdiges Hasenlos!

Eine Nordpolfahrt.

Als jüngst der erste Schnee fiel, da gab es just auch ein paar freie Tage. Diese beiden Thatsachen hatte eine Anzahl Kameraden zusammengeführt, zur „Beratung", wie sie sagten, und zur Ausführung entsprechender Thaten. Der eine schlug dies, der andere das vor; Max, Hans und Paul hätten gerne Schneemänner und einen ganzen Tiergarten gebaut, Fritz und Hermann dagegen wollten sich lieber Lorbeeren in Schneeballen-Kämpfen pflücken, doch diese Vorschläge fanden bei der Mehrzahl keinen Beifall: keine Wiederholung des schon oft dagewesenen wollten sie haben, etwas ganz neues sollte es sein, denn — „Abwechslung muß sind," riefen sie mit überwiegender Majorität.

„Wißt ihr was?" sagte auf einmal des Professors Sohn Anton, der als Primus seiner Klasse bei seinen Kameraden in großem Ansehen stand und daselbst zum „Sprecher" erkoren worden war. „Ihr alle habt doch schon, gleich mir, ein Buch gelesen, das die Erlebnisse der letzten Nordpolfahrer und das Leben unter den Eskimos schildert?"

Alles schrie: „Ja, ja, jawohl!" — am ärgsten natürlich diejenigen, die in ihrem Leben noch kein derartiges Buch gelesen hatten, denn dieser Mangel an Belesenheit durfte ja unter keinen Umständen zugestanden werden und zudem „Nordpolfahrer" und „Leben unter Eskimos", das versprach viel und war jedenfalls etwas ganz Neues.

„Hurra, hurra!“ schrieen darum alle durcheinander, „wir fahren an den Nordpol — wir gehen zu den Eskimos, — hurra, hurra!“

Geschmeichelt durch diesen Beifall lächelte der belesene Professorssohn. „So höret denn, was wir für Vorbereitungen dafür zu treffen haben,“ rief er, „denn wir gehen ohne Zweifel großen Anstrengungen, Entbehrungen und Gefahren entgegen!“

Die Knaben stutzten. „Gefahren“ — daraus machten sie sich nichts, die hatten sie erst an dem gestrigen Schlachttage gehabt und glücklich überstanden, aber „Anstrengungen“ und gar „Entbehrungen“, das war nicht recht nach ihrem Geschmack. Doch sie trösteten sich mit dem Gedanken, daß es wohl nicht gar so arg sein würde, und „wenn es uns zu viel wird,“ dachten sie im stillen, „thun wir nicht mehr mit und — gehen heim!“

Anton aber fuhr jetzt im Sprechen fort: „Wir müssen uns vor allem mit warmen Kleidungsstücken, wo möglich mit Pelzen versehen, denn in ‚König Wilhelmsland‘, wohin wir gehen wollen, und gar am Pol herrscht eine Kälte von 60 Grad Celsius. Außerdem muß sich jeder mit Jagdgeräte und Waffen versehen, denn wir haben wahrscheinlich Kämpfe mit Eisbären zu bestehen!“

„Hurra, hurra!“ schrieen die Knaben, denn eine derartige Jagd war jedenfalls ein Hauptvergnügen, — „hurra, hoch!“

Anton aber gebot mit erhobener Hand Stille. „Wer einen Schlitten hat, möge ihn herbeiholen, denn solche sind die einzigen Transportmittel im Lande der Eskimos. Freilich sollten wir zur Bespannung unserer Schlitten, auch Renntiere und Hunde haben, da wir aber solche Zugtiere nicht auftreiben können, so müssen eben einige von uns als Renntiere und Hunde dienen!“

„Ich will ein Renntier sein, — ich ein Hund, — auch ich, — auch ich!“ riefen da einzelne der Knaben. „Ich habe ein ganz neues Schellengeläute, — ich habe von meinem kleinen Bruder Zugstränge — und ich ein Leitseil und eine Peitsche!“

„Gut, gut!“ rief Anton. „Ihr könnt euch nachher melden, — jetzt schweigt still, wir haben noch mehr zu besprechen! Da wir uns Schneehütten, wie die der Eskimos bauen müssen, so brauchen wir auch Spaten und Schaufeln. Wer hat solche?“

„Ich, — ich!“ rief es wieder aus der Mitte der Knaben.

„Gut,“ erwiderte Anton, „bringt sie her, auch einige Aexte und Beile. Ferner haben wir Lebensmittel und etwas Holz notwendig, denn wenn unsere Hütten fertig sind, wollen wir unser Mittagessen darin kochen, Fleisch, Würste und Kartoffeln sieden, erwirkt euch also zu Hause die Erlaubnis hierzu!“

Eine neue Beifallssalve unterbrach den Redner. „Hurra, — das wird famos, — das wird fein, — das wird herrlich!“ schrieen die Knaben rundum. „Laßt uns gleich heimeilen, die Sachen zu holen und die Einwilligung unserer Eltern zu erbitten!“

„Wartet noch!“ rief Anton. „Auch einige Flaschen Thran brauchen wir!“

Die Knaben sahen sich verdutzt an. „Thran?“ fragten einige mißtrauisch. „Wozu?“

„Nun zum Trinken: die Eskimos trinken, weil sie bei der dort herrschenden furchtbaren Kälte weder Wasser noch irgend ein anderes Getränk haben, den Thran, wie die Bauern bei uns das Bier. Darum bleibt auch uns nichts anderes übrig!“

Mit unverhehltem Widerwillen schüttelten die Knaben die Köpfe. „Brr!“ riefen sie mit merklich nachlassender Begeisterung für das Leben bei den Eskimos. „Thran ist ja nur gut zum Stiefelschmieren, — aber zum Trinken — brr! — nein, lieber trinken wir gar nichts!“

„Na, so laßt es bleiben!“ sagte Anton achselzuckend. „Aber einige eiserne Kochgeschirre mit Henkeln brauchen wir unbedingt und dann — haben wir ja noch gar keinen Führer für die Expedition erwählt.“

„Nun, der bist natürlich du, Anton,“ riefen die Knaben einstimmig. „Du verstehst das am besten, — du hast ja das Buch gelesen — —“

„Wohlan, ich nehme die Wahl an,“ sprach Anton stolz, „und ernenne Fritz und Hermann, die sich gestern schon als tüchtige militärische Führer bewährten, zu Offizieren der Nordpol-Expedition, — aber halt: wo wollen wir denn annehmen, daß der Nordpol liegt?“

„Draußen vor der Stadt auf dem Roßbühl,“ schlugen einige vor, — „auf der Schafweide oben auf dem Eichelberg,“ meinten andere, aber die Stimmenmehrheit war dagegen, sich so weit von der Stadt zu entfernen, da der Transport der Requisiten, der Lebensmittel und sonstigen Bedürfnisse nach den beiden hochgelegenen Punkten zu anstrengend für die Renntiere und Hunde gewesen wäre. Man kam deshalb überein, den Nordpol unmittelbar vor die Stadt, auf die „Fuchsäcker“ zu verlegen, wo man noch vollständig unberührten Schnee zum Bau der Hütten und aus dem ganz in der Nähe vorüberfließenden Bache Wasser zum Kochen vorfand.

Dabei blieb's und Anton entließ die Knaben nach Hause mit der Weisung, in längstens einer halben Stunde mit den zur Ausrüstung der Expedition notwendigen Dingen auf dem „Wilhelmsplatz“ sich wieder einzufinden, denn von hier aus sollte dann die Reise nach dem „König Wilhelms-Land“ und dem Nordpol angetreten werden.

Nach Ablauf der festgesetzten Zeit bot nun der geräumige Platz ein höchst interessantes, eigentümliches Bild. Phantastisch in wollene Decken gehüllte, mit Pelzmützen bekleidete Gestalten und mehr als 30 Schlitten von verschiedener Form und Größe, mit den von dem Führer der Expedition für nötig erachteten Dingen bepackt und schon mit je vier „Renntieren und Hunden“ bespannt, fanden sich ein. Anton aber, in einen alten Pelzrock seines Vaters gehüllt, — den er natürlich so trug, daß der Pelz nach außen lag — traf mit den beiden ähnlich gekleideten Offizieren der Expedition ebenfalls ein und hielt alsbald eine Inspektion der vorhandenen Gegenstände ab. Hierauf ordnete er den Zug der Art, daß er sämtliche Lebensmittel, Fleisch- und Wurstwaren, Brot, Käse, Aepfel u. s. w. nebst dem Holz und sonstigen Kochutensilien auf zehn Schlitten verpacken, die übrigen aber zum Transport der Teilnehmer der Expedition freimachen und je zur Hälfte an die „Tete“ und „Queue“, die „Proviantschlitten“ aber in die Mitte rücken ließ. Dann endlich ließ er die Schlitten besteigen, nahm selbst auf dem ersten derselben Platz und gab das lang ersehnte Kommando zur Abfahrt, worauf die Schlitten, einer hinter dem andern, in langer Reihe zum Städtchen hinaus über die Brücke sausten und hier — an der Grenze von „König Wilhelms-Land“ anlangten.

Querfeldein, nach dem von Anton mitgebrachten Kompaß, ging es jetzt in scharf nördlicher Richtung nach dem Pol zu, natürlich in sehr gemäßigtem Tempo,

denn der Schnee lag auf dem noch „ganz unerforschten Gebiete“ fast zwei Fuß tief, so daß die armen „Hunde und Renntiere“ kaum im stande waren, die tief einsinkenden Schlitten weiterzubringen. Kein ermunternder Zuruf, selbst die Peitsche wollte nicht mehr helfen, und die gesamte Mannschaft der Expedition mußte daher absitzen und sich selbst an die Schlitten spannen oder diese dadurch erleichtern, daß sie einen Teil der darauf gehäuften Last auf ihre Schultern nahmen. Mit unsäglicher Mühe bis über die Knie im Schnee watend, drangen die Nordpolfahrer vorwärts gegen einen einzelnstehenden Nußbaum, denn dort war den Berechnungen Antons zufolge der Pol. Aber nicht ohne ein aufregendes Vorkommnis erlebt zu haben, sollte die zwischenliegende Strecke zurückgelegt werden, denn plötzlich ließ Anton den Zug halten. Sein scharfes Auge hatte einen über die Schneefläche huschenden Gegenstand von grauweißer Farbe entdeckt. Was konnte dies anders sein, als — ein Eisbär? Schleunigst entschloß sich der Führer der Expedition daher zu einer allgemeinen Jagd auf das Ungetüm. Einige „Hunde“ wurden ausgespannt und auf den Bären gehetzt, während die gesamte Mannschaft zu Flinte oder Speer griff und in einer ausgedehnten Schützenlinie gegen den Punkt vorrückte, wo Meister Petz mit hocherhobenem Kopf die ihm sich nahenden unheimlichen Gestalten anstarrte. Er schien Unrat zu wittern und wollte entfliehen, doch schon war er von den Jägern umzingelt, so daß ihm kein Ausweg mehr blieb. Geängstet duckt er sich nieder und legt den Kopf mit den glühenden Augen auf die Vorderpratzen, offenbar zum Angriff sprungbereit, — als plötzlich einer der Jäger zwei Finger in den Mund steckt und einen schrillen Pfiff ertönen läßt. Und der Bär richtet sich auf, wedelt mit dem Schweif und — schießt auf den „pfiffigen“ Jäger los. Der aber erwartet ihn stehenden Fußes, faßt ihn am Ohr und — fängt ihn lebendig: es war Karo, seines Vaters weißer Pudel, der ein kleines Morgenspaziergängchen gemacht hatte.

Jubelnd empfingen die Knaben das gelehrige Tier: jetzt hatten sie doch einen wirklichen Hund. Schleunigst ward er an einen Schlitten gespannt und weiter ging es dem Pol zu, der endlich auch ohne weiteren Unfall glücklich erreicht wurde.

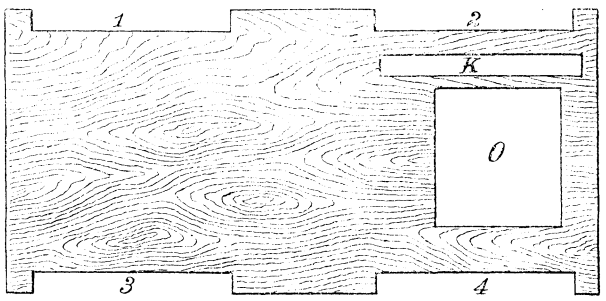


Fig. 1 (⅓ nat. Gr.)

Detail zur elektrischen Eisenbahn.

Nach kurzer Rast ging man nun an den Bau der Schneehütte. Der belesene Anton schilderte genau die Art und Weise, wie der Eskimo solche Hütten zu bauen pflegt, und wünschte daher, daß auch die jetzt zu erbauenden nach diesem Muster aufgeführt würden, nämlich als ein spiralförmig aus übereinandergesetzten Schneetafeln gebautes Kuppelgewölbe, das im Innern jeglicher Stütze entbehren kann. Eifrig machten sich die Knaben ans Werk, Schneetafeln von ganz gleicher Größe und Gestalt wurden mittels der Spaten ausgestochen und auf einem von Schnee befreiten Platze in kreisrunder Form, allmählich nach oben sich verjüngend, aufeinander gesetzt. Doch je höher sie mit dem Bau kamen, desto mehr Vorsicht mußte angewendet werden, denn das Anfügen des Baumaterials an die sich wölbende Wandung wurde immer schwieriger und endlich, aller Vorsicht ungeachtet, stürzte ein großer Teil der aufgeführten Wand ein und überdeckte den Baumeister mitsamt seinen Gesellen. Unter dem Hohngelächter der verschont gebliebenen Kameraden richteten die von der Schneelast zu Boden gedrückten pustend sich wieder auf und machten einen zweiten Bauversuch, — aber auch dieser mißlang. Da blieb denn weiter nichts übrig, als die Häuser auf den Vorschlag des Sohnes eines Zimmerwerkmeisters „auf gut deutsche Manier“ mit geradstehenden soliden Wänden und flacher Bedachung aufzuführen. Mächtige Schneeklötze wurden gerollt, im Viereck aneinander gefügt, die vier Fuß hohen Wände mit Hopfenstangen von einem benachbarten Ackerfeld dicht überdeckt und eine Schneedecke darüber gebreitet. Das ganze Haus war völlig geschlossen, nur eine zwei Fuß hohe und ebenso breite Eingangsspalte an der südlichen Wand wurde freigelassen und ebenso in der Decke, unmittelbar über der Stelle, wo man den Herd anzubringen gedachte, ein Loch als Schornstein eingeschnitten. Solcher Häuser wurden im Laufe von zwei Stunden drei erbaut und jetzt — ging's ans Kochen.

Der Herd war natürlich sehr einfacher Konstruktion. Ueber zwei paarweis gekreuzte, zusammengebundene und in den Boden geschlagene Pfähle wurde ein dritter Stab gelegt, an welchen die Siedetöpfe mit ihren Henkeln aufgehängt wurden. Darunter wurde dann ein tüchtiges Feuer gemacht, das bald eine behagliche Wärme im Innern der drei Schneehäuser verbreitete und gleichzeitig das in reinem Bachwasser in den Töpfen siedende Fleisch nebst Würsten gar und genießbar machte. Da wurde denn — es war mittlerweile Mittagszeit geworden — das Fleisch in Portionen geschnitten und ebenso wollte man die Kraftbrühe verteilen, aber — o weh! — man hatte weder Teller noch Löffel. Nur einige kleinere Kochgeschirre, drei Häfen und ein Trinkbecher waren vorhanden. In diese Gefäße schüttete man darum die Brühe, um sie abwechselnd zu trinken, aber — der Erste, der diesen Versuch machte, verzog das Gesicht, denn das Süpplein war arg dünn und geschmacklos: man hatte vergessen, Salz und sonstiges Gewürz mitzunehmen. Auch das Fleisch selbst war „charakterlos“ und wollte keinem munden. Doch zum Glück hatte man ja noch die Würste, — aber freilich nur in bescheidener Anzahl. Als man sie zählte, kam immer auf drei Mann eine Wurst. Da gab es denn etwas enttäuschte und lange Gesichter ringsum, doch Anton hielt eine Ansprache an seine Genossen und versicherte ihnen, daß derartige Entbehrungen,

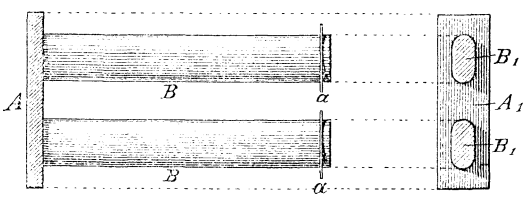


Fig. 2 (⅓ nat. Gr.)

Detail zur elektrischen Eisenbahn.

— die er ja vorausgesagt habe — zum Leben am Nordpol gehörten. „Die Eskimos," so schloß er, „haben oft tagelang gar nichts und sind doch zufrieden und — satt, weil sie Thran trinken, der außerordentlich nahrhaft ist; ihr hättet eben auf meinen Vorschlag eingehen und ebenfalls Thran mitnehmen sollen!"

Aber die Mehrzahl der Knaben widersprachen ihrem belesenen Führer und behaupteten, sie wüßten noch etwas weit besseres: heimzugehen und sich an den gedeckten Mittagstisch zu setzen. Dagegen remonstrierte nun Anton energisch, — doch es half ihm nichts, der gemachte Vorschlag war allzu verführerisch. Immer lauter und allgemeiner wurde das Verlangen, „den Pol zu verlassen" und die Rückfahrt in „zivilisierte Regionen" anzutreten, daß sich Anton endlich fügen mußte. Mit Mühe erreichte er es noch, daß die Schneehütten abgedeckt und die Hopfenstangen auf den Acker zurückgetragen wurden, von dem sie geholt worden waren. Unmittelbar nachher aber ging's heim, zu Vater und Mutter und — zum Mittagessen.

Daß es den Knaben trefflich schmeckte, braucht wohl nicht erst versichert zu werden. Sie hieben ein, wie die Dreschер, „denn" — sprachen sie stolz — „wenn man vom Nordpol kommt und solche Anstrengungen und Entbehrungen gehabt hat, wie wir: da hat man Hunger!"

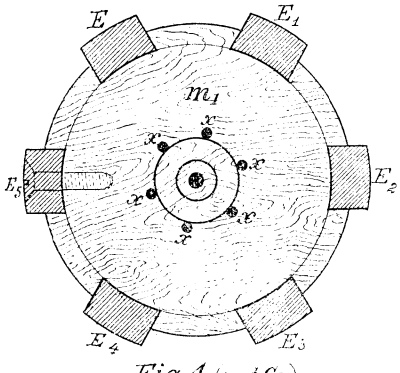


Fig. 4 (nat. Gr.)

Detail zur elektrischen Eisenbahn.

Die Herstellung einer elektrischen Eisenbahn.

Mitgeteilt von Kamerad H. K. in B.

Diese kleine Maschine, welche jeder der jungen Kameraden nach der folgenden Beschreibung herstellen kann, wird ein Spielzeug nicht nur für Jung, sondern auch für Alt sein. Die Unkosten dabei sind nur sehr gering. Wir wollen sogleich mit dem Bau beginnen und genau nach der Beschreibung die einzelnen Teile herstellen und zusammenfügen. Die Zeichnungen sind fast alle 1/3 natürlicher

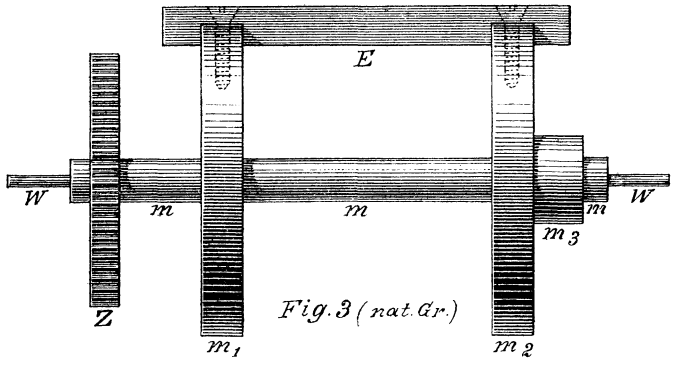


Fig. 3 (nat. Gr.)

Detail zur elektrischen Eisenbahn.

Größe. Zuerst also das Brettchen, worauf die Maschinerie ruht. Dasselbe hat die Form der Figur 1. Am geeignetsten dazu ist Eichenholz. In die vier Ausschnitte 1, 2, 3, 4 kommen später die Räder zu stehen. Jetzt muß der Schlosser zu Hilfe genommen werden. Man lasse sich bei demselben folgende Kleinigkeiten anfertigen, und zwar zuerst den Kern für den Magneten. Derselbe hat die Form von Figur 2, und muß möglichst weich durchgeglüht werden. An dem länglichen Eisen A, A1 sind zwei abgerundete Eisenstäbe B, B1 angenietet oder geschraubt. An den beiden Enden von B ist noch je ein etwas hervorstehendes Blech a, a, angelötet, damit der nachher aufgewickelte Draht nicht hinabgleiten kann. Figur 2 stellt den Magneten in 1/3 natürlicher Größe dar.

Jetzt wollen wir die sogenannte Trommel bauen, die von dem Magneten in rotierende Bewegung versetzt wird. Hierbei ist allerdings ein wenig Sorgfalt erforderlich. Figur 3 gibt die Trommel, des leichteren Verständnisses halber in natürlicher Größe.

Aus recht hartem Holz muß folgende, genau in den angegebenen Größen passende Trommel gefertigt werden. An die Welle m, m, m, sind zwei Scheiben m1, m2 und ein Absatz m3 angedreht. Die Welle W wird durch m, m gebohrt und darin befestigt. Letztere muß aus einem dünnen Eisenstab gedreht sein. Auf die beiden Scheiben m1 und m2 werden seitlich zwei runde Kupferbleche aufgenagelt, die sowohl untereinander, als auch mit der eisernen Welle W in leitender Verbindung stehen, indem etwas dünner Draht von W aus über m, m1, m2 wieder zu W läuft.

Auf die Teller m1 und m2 werden ringsherum in gleichem Abstande sechs vierkantige Eisenstangen geschraubt, siehe Figur 3, E und Figur 4, E E1, wobei die beiden Scheiben m1 und m2 mit entsprechend großen Einschnitten versehen werden. Alsdann schlage man sechs Drahtstifte, siehe Figur 4, x, x, x, u. s. f. um den Vorsprung m1 in die Scheibe m2 ein. Diesen Nägeln schneide man nachher mit der Zange die Köpfe ab und sehe, daß sie genau in der auf Figur 4 angegebenen Richtung stehen. Jetzt gehe man zum Uhrmacher und suche sich dort unter den gewiß reichlich vorhandenen alten Zahnrädern zwei recht leicht kämmende aus, von denen das eine etwa den Durchmesser von Z, siehe Figur 3, hat. Dasselbe wird auf der Welle m befestigt. Ist diese Trommel so weit vollendet, verfertigt man alsdann noch die Lager dazu. Dieselben haben die Form Figur 5 und müssen aus Metall gefertigt sein, da sie nachher den Strom leiten.

Durch das Loch W kommt die eiserne Welle W. Ferner sind in dem Lager L noch zwei Schraubenlöcher, s, und eine kleine Oeffnung zum Oelen, o.

Hierauf kaufe man sich etwas Neusilberblech und schneide eine Feder nach Figur 6 aus. In F befinden sich erstens zwei Schraubenlöcher n, und eine etwas ovale Oeffnung m.

Alle Teile, die wir bis jetzt verfertigt haben, legen wir in ein Kästchen, damit uns bei dem Zusammensetzen nichts fehle.

Jetzt müssen wir noch einmal den Drechsler zu Hilfe nehmen, damit er die vier Räder dreht, wie sie Figur 7 angibt.

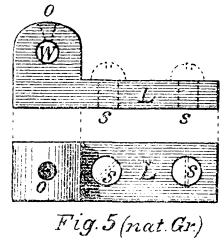


Fig. 5 (nat. Gr.)

Detail zur elektrischen Eisenbahn.

Das Rad läuft auf r und der Ab-

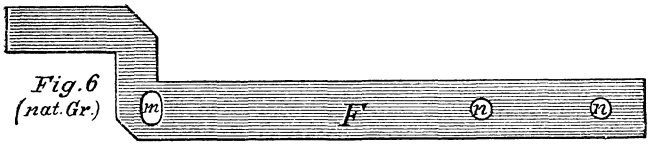


Fig. 6 (nat. Gr.)

Detail zur elektrischen Eisenbahn.

satz g dient dazu, daß R nicht von den Schienen gleitet. Durch R kommt ferner genau in der Mitte ein Loch P, durch welches ein Bolzen, wie Figur 8, gesteckt wird. In jedem größeren Eisengeschäft sind dieselben in der angegebenen Größe käuflich. Hierzu wollen wir uns jetzt noch die Lager verfertigen, und zwar sind vier Stück notwendig, da der Strom, der durch die Schienen in die Maschine zu laufen hat, nicht von dem einen Rade zum anderen gehe. Man kaufe sich also etwas starkes Messingblech und biege dasselbe nach Figur 9. In dem Lager befinden sich zwei Schraubenlöcher b, b und zwei Oeffnungen P, durch welche die Welle P geht. Damit nun das Holzrad R mit dem Lager L in leitender Verbindung steht, schneide man sich einen schmalen Streifen aus dünnstem Kupferblech und befestige denselben um den Rand r des Rades R. Ein Draht führt alsdann von diesem Streifen zu der Welle P, so daß der Strom von den Schienen durch die Räder in die Lager führen kann. Sind diese verschiedenen Teile nun alle fertig gestellt, so kaufe man sich einige Meter gut umsponnenen Kupferdraht von reichlich 1 mm Stärke. Diesen wickle man in vier Schichten um die beiden Magnetkerne B B (siehe Figur 2), so daß die vier Enden frei herausstehen. Jetzt beginne man mit der Zusammenstellung der ganzen Maschine. Figur 10 zeigt dieselbe fertiggestellt, und zwar von oben gesehen, Figur 11 den

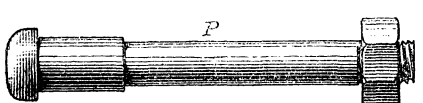


Fig. 8 (nat. Gr.)

Detail zur elektrischen Eisenbahn.

Anblick von unten. Den großen Magnet lege man lang auf das Grundbrett und schraube ihn mittels zweier Querleisten a, a, fest. Alsdann nehme man die fertige Trommel mit dem Zahnrade Z, und lege sie quer über den Einschnitt des Brettes. In Figur 1 also über O. Auf die Seiten der Welle W schiebe man die beiden kleinen Lager von Figur 5 und befestige sie mit je zwei Schräubchen (siehe Figur 10, L), so, daß die ganze Trommel leicht drehbar ist. Das Zahnrad Z, welches auf der Welle W befestigt ist, kommt in den Einschnitt K (Fig. 1.) Die Feder F von Figur 6 wird alsdann mit zwei Schräubchen n, n, angeschraubt, (Figur 10), während der vordere Teil von F etwas in die Höhe gebogen ist, so daß er stets an die um den Vorsprung m_3 befestigten Nägel anfedert. Durch das ovale Loch m wird auch ein kleines Schräubchen befestigt, welches aber nur dazu dient, F in der richtigen Stärke an m_3 federn zu lassen. Ist dies alles vollendet, so drehen wir die ganze Maschine um und befestigen die vier Lager von Figur 9, L, L, L, L, wie Figur 11 es zeigt. Die Räder R mit den Wellen P (Figur 8), laufen in den Lagern L. Auf der Welle des einen Rades ist noch ein zweites Zahnrad Z_2 befestigt, welches etwa noch einmal so groß als Z_1 sein und mit diesem leicht kämmen muß. Hiermit ist nun die Maschine selber fertig. Es ist nur noch die Stromleitung an der Maschine herzustellen. Dieselbe ist folgende:

Der äußere Draht von B_1 ist mit dem inneren Ende von B_2 und umgekehrt, der innere Draht von B_1 mit dem äußeren Ende von B_2 leitend zu verbinden. So entstehen zwei Enden, I und II. Das Ende II geht durch das Grundbrett hindurch zu dem unteren Lager L, mit dem es in leitender Verbindung steht. I ist mit der Feder F in Verbindung. Die unteren Lager LL werden je zwei mit einem Kupferdraht d_1 d_2 verbunden. Der Strom nun, welcher von einer Batterie durch die Schienen geleitet wird, schlägt folgenden Weg ein: aus der linken Schiene in R, durch P, L, d_1, L, P. Dieses Lager ist nun wiederum mit dem darüber liegenden Lager L durch einen Draht verbunden. Von L also zu L durch die Welle W in die sechs, um m_3 befestigten Nägel, da letztere mit einem dünnen Draht mit W in Leitung versetzt worden waren. Von hier kann nun der Strom nur dann weiter in die Feder, wenn dieselbe einen der Nägel berührt. Angenommen die Verbindung ist hergestellt, so geht der Strom durch F I, B_1 B_2, II P, R wieder zurück in die andere Schiene. Hierbei werden aber B_1 und B_2 magnetisch und ziehen einen der Eisenstäbe E an, wodurch die Trommel in eine kleine Bewegung versetzt wird. Sobald aber die Magnete anziehen, dreht sich auch einer der Nägel von der Feder weg, wobei der Strom unterbrochen ist und die Trommel nicht mehr von dem Magneten festgehalten wird. Durch die einmal eingeleitete rotierende Bewegung wird aber der Strom sofort wieder geschlossen, geöffnet u. s. w., wodurch die Trommel in eine sehr schnell drehende Bewegung versetzt, durch die Uebertragung der Zahnräder die ganze Maschine fortbewegt wird. Natürlich geht diese Bahn nur auf Schienen, und diese letzteren stellt man sich am besten auf folgende Weise her. Entweder kauft man sich vierkantige Messingstäbe und befestigt dieselben auf Holzleisten, oder man läßt sich lange Holzlatten schneiden und in der Mitte einen Einschnitt der Länge nach hineinsägen, wohinein ein Eisenband versenkt und darunter als guter Leiter ein Kupferdraht k (Figur 12) gezogen, durch welchen letzteren der Strom einer Batterie geleitet wird.

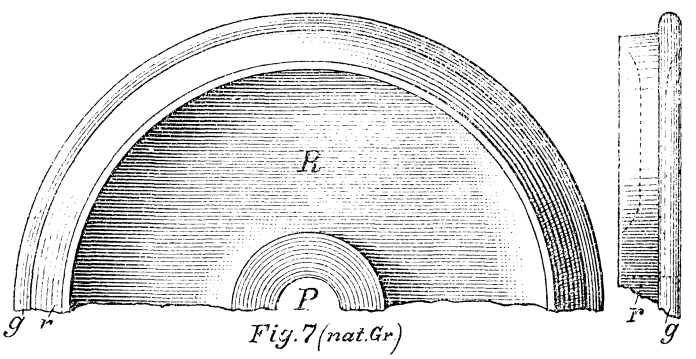


Fig. 7 (nat. Gr.)

Detail zur elektrischen Eisenbahn.

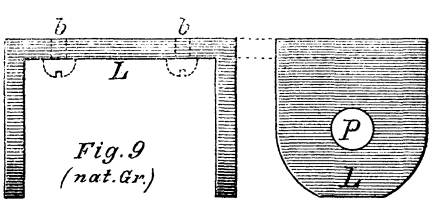


Fig. 9 (nat. Gr.)

Detail zur elektrischen Eisenbahn.

Transparente herzustellen.

Es naht der Geburtstag der Eltern, oder es steht dem Hause irgend eine besondere Festlichkeit bevor. Da zerbricht man sich den Kopf, wie der Tag würdig zu feiern sei, und welcher Vorbereitungen man dazu bedürfe. Der eine macht diesen Vorschlag, der andre jenen, und jeder wünscht den seinigen zur Ausführung gebracht zu sehen. Auch die Kinder sind lebhaft bei den Angelegenheiten interessiert und möchten sich gar zu gern daran beteiligen. Den Mädchen fällt naturgemäß das Geschäft des Kränzebindens zu, und sie haben vollauf Arbeit, wenn sie die nötige Anzahl Kränze, Bouquets und Guirlanden fertigstellen wollen. Was aber sollen die Knaben beginnen, die doch auch ihren Anteil an der Arbeit haben wollen? Vergeblich besinnen sie sich und wollen die Sache schon ruhen lassen, als plötzlich Karl ein lautes „Hurra" erschallen läßt und voller Freude erklärt, er habe eine gute Idee. Diese gute Idee ist auch wirklich vortrefflich, denn sie besteht in der Anfertigung eines großen Transparentes, das in weithin leuchtenden Buchstaben „Heil und Segen" tragen soll. Jeder freut sich dieses Gedankens, aber leider weiß niemand recht mit der Ausführung fertig zu werden, so daß schon das Bedauern laut wird, man könne ihn doch nicht verwirklichen. Karl und seine Brüder haben aber nicht umsonst zeichnen gelernt, stolz erklären sie, die Anfertigung des Transparentes übernehmen zu wollen und begeben sich freudig und eilfertig ans Werk. Zuerst zeichnen sie ein Netz auf ein Stück Papier derselben Größe, wie das ganze Transparent werden soll. Die Linien tragen sie aber nur sehr leicht auf, um sie später mit dem Gummi wieder entfernen zu können. Nun zeichnen sie die Umrisse der einzelnen Buchstaben der ausgewählten Worte in das Netz. Nachdem nehmen sie schwarze Honigfarbe, die bei dem Buchbinder gekauft wurde, und überziehen damit sämtliche Linien mit einer Reißfeder. Wenn die Buchstaben trocken geworden sind, wischen sie alle überflüssigen Striche vorsichtig fort, die etwa noch sichtbar waren. Darauf schneiden sie mit einem scharfen Messer die Buchstaben aus und ordnen dieselben zu Worten auf dünnes, buntes Papier, welches zuvor mit Oel getränkt wurde, damit das Licht besser durchdringen kann. „Heil und Segen" prangt abends in dem Transparente, und dieses ist gewiß eine Hauptüberraschung für alle Anwesenden, die den Knaben eine solche Geschicklichkeit und Schnelligkeit bei der Ausführung gar nicht zugetraut hätten.

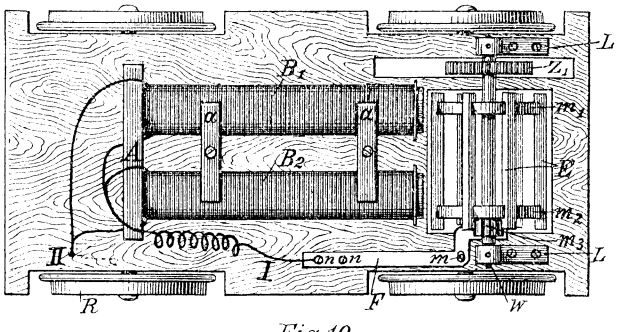


Fig. 10

Detail zur elektrischen Eisenbahn.

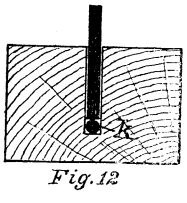


Fig. 12

Detail zur elektrischen Eisenbahn.

Wie du mir, so ich dir.

Der General Renzel, der den Posten eines Garnisonpfarrers in Potsdam zu vergeben hatte, liebte allerhand spaßige Reden. Als ein Kandidat Namens Harnisch sich bei ihm meldete, sagte er: „Die Stelle kann er nicht kriegen, mein lieber Küraß, die ist schon so gut wie vergeben." — „Na," entgegnete der Kandidat Harnisch, „dann thut es nichts, General Tornister, dann muß ich mich anderweitig umsehen." — „Er ist ja ein Schwerenotskerl," sagte Renzel, „so einen brauche ich aber bei meinen Soldaten, de das Maul, auf dem rechten Flecke hat. Er soll die Stelle haben." — So wurde Harnisch Divisionsprediger, und General Renzel hat es nie zu bereuen gehabt.

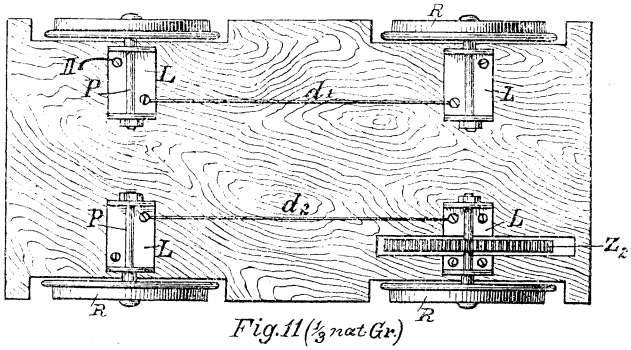


Fig. 11 (⅓ nat. Gr.)

Detail zur elektrischen Eisenbahn.

Homonym.

In früher Zeit war's ein Gewicht,
Der Schiffer wendet's fleißig an,
Der Töpfer kann's entbehren nicht,
Es braucht es auch der Zimmermann;
Der Hafner und der Gürtler auch
Es halten ferner im Gebrauch.

Zahlenrätsel.

18	16	1	3	**18**	16	7	7	13
11	14	8	**2**	4	**13**	3	1	3
11	14	**2**	8	16	14	**8**	6	4
19	**1**	3	16	9	13	2	**2**	16
5	8	13	3	14	19	16	13	**8**
11	**15**	14	7	9	5	8	**14**	15
3	13	**12**	13	3	20	**12**	8	5
10	12	19	**14**	3	**13**	10	13	3
10	2	13	16	**3**	17	13	2	9

Die hier eingetragenen Zahlen sollen derartig durch Buchstaben ersetzt werden, daß in den wagerechten Reihen folgende Wörter entstehen:

1. ein durch eine Schlacht des Jahres 1870 bekannter Ort in Elsaß-Lothringen, 2. ein berühmter Bau im alten Athen, 3. ein aus dem Alten Testament bekannter Titel, 4. ein italienischer Opernkomponist, 5. ein Soldat, 6. ein deutscher Fürstentitel, 7. ein Kanton der Schweiz, 8. ein nordafrikanisches Volk, 9 ein preußischer General aus dem letzten Kriege gegen Frankreich.

Ist alles gefunden, so nennen die durch fetten Druck bezeichneten Stellen den besten Trost in allen Lagen des Lebens.

Auflösung des Silbenrätsels in Nr. 16.

Delta, Tadel.

Auflösung des Rätsels in Nr. 16.

Falten, Falter.

Unbegründete Furcht.

Der König der Maori, der Eingeborenen von Neuseeland, besuchte im Sommer 1884 London, zog sich aber in dem rauhen, ungewohnten Klima eine heftige Halsentzündung zu. Nach vielem Zureden entschloß er sich endlich, einen Arzt kommen zu lassen und zwar sandte man ihm den als Spezialisten für Halskrankheiten bekannten Dr. Coppers. Während letzterer im Zimmer des Königs weilte, um diesen zu untersuchen, befanden sich die Herren seines Gefolges in einem Nebengemach, jeden Augenblick der Befehle ihres Gebieters gewärtig.

Plötzlich vernahmen sie die Stimme seiner dunklen Majestät, die zornig und erregt klang, und gleich darauf stürzte der Arzt aus dem Zimmer und eilte davon. Die vornehmsten Würdenträger aus dem Gefolge des Königs traten besorgt zu diesem ins Zimmer hinein und fanden Seine Majestät in höchster Entrüstung auf und ab gehend.

„Niemand wage es, mir wieder einen solchen frechen englischen Arzt ins Haus zu schicken!“ wetterte der braune Monarch, „dieser Unverschämte verlangte von mir, ich solle den Mund öffnen, damit er hineinschauen und wahrscheinlich meine innersten Gedanken erfahren könne!“

Alle Versuche, den König zu belehren, blieben fruchtlos.

Der beliebteste Gegenstand der Unterhaltung in Persien

ist der Gesundheitszustand. Das Vergnügen, über das Wetter zu sprechen, ist den Persern versagt, da es elf Monate des Jahres daselbst unveränderlich schönes Wetter ist. Doch der Perser, wessen Standes er auch sei, wird nie müde, über seine wirklichen oder eingebildeten Körperleiden sich zu unterhalten.

Das Vermächtnis des Inka.

Von **Karl May.**

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“, „Kong-Kheou, das Ehrenwort“, „Die Sklavenkarawane“, „Der Schatz im Silbersee“ u. a.

(Fortsetzung.)

Während der Alte emsig grub, fuhr er fort:

„Ja weit über hundert Jahre! Mein Vater zählte hundertzehn, mein Großvater hundertelf und dessen Vater gar hundertzwanzig. Und dessen Vorgänger war es, der deinen Urahnen aus der Hand der Spanier rettete, als sie den großen Inka Atahualpa ermordeten und seine ganze Familie ausrotten wollten. Haukaropora hieß dieser dein göttlicher Vorfahre, und denselben Namen hast du auch erhalten. Er war der jüngste Sohn von Atahualpa und in der Ferne geboren, so daß Pizarro, der Mörder, nichts von seinem Dasein wußte. Unser großes Reich wurde zerstört, mit dem Schwerte und dem Feuer, durch List, Betrug und Verrat. Man meint, die Inkas seien ausgestorben, aber du lebst, der letzte der Sonnensöhne, und es wird die Zeit kommen, in welcher du die Spanier bestrafen und dein Reich zurückerobern wirst.“

. . . „Wie? Du glaubst nicht, daß du ein Inka, ein Sohn der Sonne bist?“ fragte der Alte erstaunt. . . . .

Haukaropora hatte sich in das Gras gestreckt und, den Kopf in die Hand gestützt, den Worten des Alten zugehört. Sein Gesicht hatte einen tief wehmütigen, ja melancholischen Ausdruck angenommen. Er seufzte auf und sagte, als Anciano jetzt schwieg:

„Das hast du mir schon so oft gesagt, aber ich glaube es nicht. Ich glaube dir alles alles, nur dieses nicht.“

„Wie? Du glaubst nicht, daß du ein Inka, ein Sohn der Sonne bist?“ fragte der Alte erstaunt.

„Das glaube ich, denn du hast es mir bewiesen, und ich

> Trägheit, Naschlust, Trotz und Toben,
> Alles, darf ich's gleich nicht loben,
> Bin ich zu verzeihn bereit,
> Kann ich unter all den Flecken
> Nur ein tapfer Herz entdecken,
> Leuchtend in Wahrhaftigkeit.
>
> Wilhelm Fischer.

selbst fühle in mir etwas ganz Unbeschreibliches, was mir sagt, daß ich nicht so bin wie andre. Aber, daß das Reich meiner Ahnen wieder erstehen könne, das glaube ich nicht."

Da richtete sich der Alte aus seiner gebückten Haltung auf und antwortete in feierlichem Tone:

„Du sollst und mußt es aber glauben, denn es gibt eine Gerechtigkeit, welche jede Sünde, jede Missethat bestraft und dem Unschuldigen das wiedergibt, was ihm genommen wurde. Du wirst das Reich deiner Väter wieder aufrichten; ich sage es dir, und mein Wort ist immer wie ein Schwur. Kein Mensch ahnt, wer du bist, denn wir haben es geheim gehalten. Nur wenn wir allein sind, bedienen wir uns der Sprache unsrer Ahnen und ich nenne dich Herr. Wenn aber andre bei uns sind, bin ich ein armer Indianer, und du bist mein Enkelsohn. Es wird aber die Stunde schlagen, in welcher dieses Geheimnis gelüftet wird."

„Aber ohne Erfolg, mein Vater! Ich hatte Lust, die Länder und Städte der Spanier kennen zu lernen, und du hast mich aus meiner Einsamkeit genommen und nach Osten geführt. Ich habe diese Städte, diese Pampas und ihre Bewohner gesehen, und nun wir zurückkehren, weiß ich, daß unsre Hoffnungen sich nie erfüllen werden."

„Nie? Warum?"

„Weil sie zu mächtig und listig sind und wir keine Mittel besitzen, den Kampf mit ihnen siegreich aufzunehmen und auszuhalten."

„Mächtig und listig!" lachte der Alte rauh auf. „Sie bethätigen ihre Macht, indem sie sich unter einander zerfleischen. Und ihre List ist nichts als Heimtücke, welche den eigenen Herrn vernichtet. Steht nicht das Land in immerwährender Empörung? Warte noch eine kleine Weile, dann wird man sich nach dem Erlöser sehnen, und der wirst du sein, o Herr."

„Woher soll ich Soldaten nehmen, um zu siegen?"

„Alle roten Männer werden mit dir sein!"

„Und woher das Geld, welches ein Heerführer haben muß? Die Völker der Roten sind alle arm."

„Aber du bist reich, reich wie kein andrer!"

„Ich? Reich?" fragte der Jüngling in ungläubigem Tone.

„Ja reich, unendlich reich," antwortete der Alte. Und indem er mit der flachen Hand auf seine Silberlöwentasche schlug, fuhr er fort:

„Hier steckt es, das Vermächtnis des Inka, dessen rechtmäßiger und einziger Erbe du bist. Seit dem Tode deines Vaters habe ich es bei mir herumgetragen, und zu seiner Zeit wird es von mir geöffnet werden. Doch schau, o Herr, die Grube ist geöffnet, und unsre Waffen kommen zum Vorschein."

Er hatte die Erde ausgeworfen und nahm die Gegenstände, welche das Loch enthielt, heraus. Es waren zwei lederne Köcher, mit Pfeilen gefüllt, zwei lange Lanzen und zwei Bogen, von denen der eine ganz aus durchsichtigem Horn bestand und von fremder, eigenartiger Arbeit war. Zuletzt brachte er noch einen Streitkolben heraus, welcher eine schwarze Farbe hatte und aus gefirnißtem Eisen zu sein schien. Jeder erhielt einen Speer, einen Köcher und einen Bogen; der des jungen Inka war derjenige von Horn, welcher eine Länge von beinahe drei Ellen hatte. Dazu bekam er den Streitkolben, den er sich an den Gürtel hing, und zwar an der linken Seite, an der Stelle, an welcher man den Säbel zu tragen pflegt. Die Art und Weise, wie er dabei mit dem Kolben hantierte, ließ vermuten, daß derselbe von bedeutendem Gewichte sei.

Der Alte hatte sich erhoben, nickte dem Jünglinge ernst zu und sagte:

„Dieser Bogen und der Humantschuay sind die einzigen Gegenstände, welche von den Söhnen der Sonne auf dich übergegangen sind. Halte sie lieb und wert, o Herr! Du glaubtest vorhin, du seist arm; darum will ich dir etwas sagen, was ich dir bisher verschwiegen habe. Im Heere der Sonnensöhne trug jeder Obere, auch der Inka, außer den andern Waffen auch einen schweren, zackigen Streitkolben, Humantschuay genannt. Die gewöhnlichen Kämpfer hatten Streitäxte aus Bronze; der Streitkolben der Heerführer war aus Silber, derjenige des Inka aber aus purem, reinem Golde. Dieser Humantschuay, der hier an deiner Seite hängt, war die Waffe eines Inka; er besteht aus gediegenem Golde."

„Aus Gold?" fragte der Jüngling erstaunt, indem er den Kolben aufnahm und betrachtete. „Er ist ja schwarz wie Eisen!"

„Weil er einen dünnen Ueberzug aus Lack besitzt. Eine goldflimmernde Waffe darfst du jetzt nicht sehen lassen. Später aber wird sie in deiner starken Hand deinen Kriegern voranleuchten. Sie ist bei der Flucht deines Ahnen gerettet worden. Wenn du bedenkst, wie schwer sie ist, wirst du erkennen, welchen Wert du in den Händen hast. Und ich bin überzeugt, daß noch ganz andre Reichtümer für dich verborgen liegen."

„Mag er von Gold sein," meinte der Jüngling kopfschüttelnd, „dieser Streitkolben; er wird jetzt keinem Feinde mehr gefährlich. Man hat ganz andre Waffen als damals. Was sind tausend Streitkolben gegen fünfzig Flinten oder eine einzige Kanone! Seit du drüben in Montevideo diese beiden Flinten gekauft hast, weiß ich, wie schwach unsre bisherigen Waffen waren."

„Das glaube nicht! Der Klang des Pulvers verrät dich deinem Feinde; der Pfeil aber ist verschwiegen. Du tötest mit ihm viele Feinde, bevor man erkennt, wo du dich befindest. Jetzt aber komm, o Herr, damit wir bis zum Abend ein Wasser erreichen, an welchem wir unsern Durst zu stillen vermögen!"

Sie hatten, ehe sie vor Monaten die Wildnis verließen, ihre Waffen außer den Messern hier vergraben und befanden sich nun wieder im Besitze derselben. Da sie es nicht für nötig fanden, das Loch wieder zuzufüllen, ließen sie es offen und nahmen ihre vorhin unterbrochene Wanderung wieder auf. Pferde besaßen sie nicht; sie kehrten zu Fuße in ihre ferne Heimat zurück.

Die Lagune verlassend, marschierten sie am Waldesrande hin. Sie hatten viel zu tragen, was aber auf die Schnelligkeit ihrer Schritte von gar keinem Einflusse war. Der über hundert Jahre alte Greis schritt rüstig wie ein junger, dreißigjähriger Mann neben seinem Begleiter her. Er war von diesem Anciano genannt worden, ein spanisches Wort, welches der Alte, der Hochbetagte, der Greis bedeutet. Es ist übrigens bekannt, daß man bei den Indianern der Cordilleren oft Personen findet, welche über hundert Jahre zählen.

Da, wo die beiden jetzt gingen, entfernte sich der Wald vom Flusse, so daß zwischen beiden ein ziemlich breiter Campo blieb, in dessen niedrigem Grase leicht zu gehen war. Sie suchten sich eine der erwähnten natürlichen Oeffnungen im Walde, um eine andre Richtung einzuschlagen. Nach ungefähr einer Stunde gelangten sie an eine solche, welche gerade

nordwärts durch den Wald zu führen schien. Sie war schmal, höchstens vierzig Schritte breit. Sie folgten ihr.

Noch aber waren sie nicht weit vorwärts gekommen, als der Inka, welcher doch schärfere Augen als der Alte hatte, diesen plötzlich am Arme faßte und ihn schnell seitwärts unter die Bäume zog.

„Was ist's? Was gibt's?" fragte Anciano. „Hast du etwas gesehen? Vielleicht ein Tier, welches wir schießen können, um frisches Fleisch zu erhalten?"

„Nicht nur ein Tier, sondern viele habe ich gesehen," antwortete der Gefragte.

„Wo?"

„Gerade vor uns in der Lichtung."

„Welcher Art?"

„Pferde, und auch Menschen waren dabei."

„Pferde und Menschen? Wer könnte das sein? Was wollen die hier? Wie viele waren es?"

„Das kann ich nicht sagen, da ich sie nur einen Augenblick lang sah und dann mich hier verstecken mußte."

„Das hast du klug gemacht, o Herr. Wir befinden uns hier im Gebiete der Abipones, welche unsre Todfeinde sind; da können wir nicht vorsichtig genug sein. Was thaten sie? Ritten sie vor uns her oder auf uns zu?"

„Sie ritten nicht, sondern sie lagerten."

„Dann werde ich mich hinschleichen, um sie zu beobachten."

„Laß mich das thun, lieber Anciano! Es ist zu gefährlich, und du bist so alt."

„Ich bin nicht zu alt, du aber bist zu jung dazu. Und wie könnte ich dich, Herr, einer solchen Gefahr überantworten!"

„So gehen wir beide!"

„Nein. Einer genügt; aber zwei sind zu viel."

Sie stritten sich noch eine kurze Zeit, da jeder die Gefahr auf sich nehmen wollte; aber der Alte setzte in aller Liebe seinen Willen durch und entfernte sich, nachdem er dem Jünglinge angedeutet hatte, den Ort auf keinen Fall zu verlassen. Es dauerte wohl eine halbe Stunde, bevor er zurückkehrte; dann kam er geschlichen und meldete:

„Es sind wirklich Abipones. Ich zählte fünfzig Pferde und ebensoviele Leute."

„Woher mögen diese Menschen die Pferde haben?"

„Gestohlen natürlich."

„Wie waren sie bewaffnet?"

„Mit Lanzen, Bogen, Pfeilen und Blasrohren."

„So haben sie Giftpfeile bei sich und man muß sich in acht nehmen. Was thun wir? Können wir vorüber?"

„Nein. Die Oeffnung des Waldes ist zu schmal."

„So schleichen wir unter den Bäumen an ihnen vorbei."

„Auch das geht nicht. Der Wald ist undurchdringlich. Die Schlingpflanzen bilden eine dichte Masse, durch welche man nicht gelangen kann. Schon jetzt war es mir unmöglich, wenigstens am Saume hin mich soweit anzuschleichen, daß ich die Leute sehen und genau zählen konnte."

„So kommen wir also gar nicht weiter vorwärts?"

„Nein. Wir müssen zurück und uns eine andre Oeffnung des Waldes suchen. Komm, o Herr!"

Sie gingen zurück, bis sie den Campo wieder erreichten, und schritten dann wieder in der vorigen Richtung am Walde hin. Dieser machte nach einiger Zeit einen Bogen nach Norden, den sie dadurch abschnitten, daß sie die dadurch entstehende halbkreisförmige Prairie geradeswegs überschritten. Die erste Hälfte des Nachmittages war vergangen, und die Sonne neigte sich stark dem westlichen Horizonte entgegen.

Indem sie über diese offene Prairie marschierten, erblickten sie plötzlich links von sich, also im Süden und dem Flusse zu, einen einzelnen Reiter, welcher in gestrecktem Galopp näher kam. Und zu gleicher Zeit bemerkten sie vor sich im Grase eine dunkle Linie, eine breite Spur, die nach Nordwest führte, und welcher dieser Reiter zu folgen schien. Sie blieben überlegend stehen.

„Was thun wir?" fragte der Inka. „Weichen wir ihm aus?"

„Das ist unmöglich," meinte der Alte. „Er ist schneller als wir und würde uns einholen. Uebrigens brauchen wir uns vor einem einzelnen Mann doch nicht zu fürchten."

„Auch nicht, wenn er zu den Abipones gehört?"

„Auch dann nicht; denn ehe er sie herbeiholen könnte, wären wir schon weit fort. Uebrigens glaube ich zu sehen, daß er ein Weißer ist."

Der Reiter hatte natürlich auch sie gesehen und kam auf sie zu. Bei ihnen angekommen, hielt er sein Pferd an, grüßte und fragte in spanischer Sprache:

„Darf ich erfahren, Señores, woher Sie kommen?"

„Wir kommen vom Parana her," antwortete Anciano höflich in derselben Sprache.

„Und wohin wollen Sie?"

„Durch den Gran Chaco hinauf in die Berge."

„Wer sind Sie?"

„Wir sind Indianer, die zu keiner Partei gehören und mit den Weißen in Frieden leben."

„Das freut mich. Ich bin Doktor Parmesan Rui el Iberia de Sargunna y Castelguardianta."

„Ein sehr langer und wohl auch sehr vornehmer Name, Señor, nicht?"

„Ja. Ich stamme aus Altkastilien, wo meine Ahnen auf Burgen und Schlössern wohnten. Aber da Sie durch den Chaco und nach den Bergen wollen, so fällt mir ein — — gehören Sie etwa zur Gesellschaft des Vaters Jaguar?"

„Des Vaters Jaguar? Ist dieser berühmte Mann denn hier?"

„Allerdings. Ich suche ihn. Ich glaube, die Fährte, die Sie da vor sich sehen, ist die seinige. Also Sie gehören nicht zu ihm?"

„Nein; aber wir würden uns sehr freuen, wenn wir ihn treffen könnten; denn er würde uns gewiß erlauben, uns ihm anzuschließen. Also Sie meinen, daß dies seine Spur ist?"

„Ja. Wir hatten seine Fährte schon einmal, ritten aber nicht auf derselben fort, weil wir bei einem vorweltlichen Tiere halten blieben. Dann als ich die Fährte brauchte, war sie verschwunden. Nachher aber erreichte ich eine Stelle, wo der Vater Jaguar Halt gemacht haben muß, und von da aus ist die Spur wieder zu sehen."

„So bitten wir, derselben mit Ihnen folgen zu können!"

„Gern, wenn Sie nicht zu langsam gehen. Ich habe nämlich Eile."

„Wir gehen schnell."

„So kommen Sie!"

Er ritt in ziemlich schnellem Schritte weiter, und sie waren so gute Läufer, daß es ihnen nicht schwer wurde, sich an seiner Seite zu halten. Dabei meinte er, sie noch genauer, als bisher betrachtend:

„Sie kennen meinen Namen und meine edle Abstammung, Señores. Darf ich nun auch wissen, wie ich Sie zu nennen habe?"

„Ich heiße Anciano, und der Name

meines Enkelsohnes ist Haukaropora. Wem dieser Name zu lang ist, der pflegt gewöhnlich nur Hauka zu sagen."

„Das werde auch ich thun, denn es findet da eine Amputation der letzten drei Silben statt, und ich liebe solche Operationen. Ich bin nämlich Chirurg. Was sagen Sie zu einer operativen Entfernung der Kniescheibe? Wird der Patient dann noch gehen können?"

„Wohl schwerlich, Señor."

„Schwerlich? Sehr leicht sogar, Señor Anciano. Man muß es nur richtig zu machen verstehen. Ein Schnitt zur rechten Zeit und in der richtigen Weise. Mir würde er sicher gelingen. Es wäre zwar eigentlich kein Schnitt, sondern eine Arbeit mit der Knochensäge; aber das schadet nichts, denn ich säble bekanntlich alles herunter!"

Der Alte strich sich das lange Haar aus der Stirn und sah den Sprecher mit einer gewissen Befangenheit an, da er nicht wußte, was er von dessen Worten denken und auf dieselben antworten solle. Der Chirurg bemerkte das und fragte:

„Sie glauben es vielleicht nicht? O, ich habe Operationen ausgeführt, bei denen es eine wahre Wonne war, die Knochensäge arbeiten zu hören! Was halten Sie vom Klumpfuße? Ist er durch eine Operation zu heilen?"

„Das kann ich leider nicht sagen, Señor."

„Nicht Señor, sondern Don! Ein solcher Edelmann, wie ich bin, wird Don genannt. Sagen Sie also einfach Don Parmesan. Wie es scheint, kennen Euer Gnaden den Vater Jaguar?"

„Ja; ich habe ihn nicht nur schon gesehen, sondern auch mit ihm gesprochen."

„Das ist mir lieb! Ich lerne also in Ihnen einen Bekannten von ihm kennen. Glauben Sie, daß er bereit sein wird, zwei deutsche Señores zu retten?"

„Deutsche? Was ist das?"

„Leute aus Deutschland."

„Das kenne ich nicht."

„Da scheint es mit Ihren geographischen Kenntnissen schlecht zu stehen, Señor Anciano. Deutschland ist ein Land, welches jenseits des Meeres liegt, westlich von Spanien, nördlich von Rußland, südlich von England und östlich von Italien. Da haben Sie seine Grenzen. Die Leute dort sind des Teufels darauf, Riesentiere auszugraben. Bei einem solchen Geschäft sind wir von den Abipones erwischt worden."

„Von den Abipones? Wo war das?"

„Jenseits des Rio Salado, aber diesseits der Laguna Porongas."

„Auch dort waren Abipones? Seltsam! Wie viele?"

„Vielleicht fünfzig."

„Grad so viele, wie auch wir gesehen haben."

„Wo?"

„Da hinter uns im Walde."

„Das ist kein gutes Zeichen. Sollten diese Kerls etwa einen Einfall planen? Ich wünsche sehr, den Vater Jaguar zu finden, damit der lateinische Deutsche und sein Diener baldigst gerettet werden."

Er erzählte den beiden in seiner Weise das erlebte Abenteuer. Dabei gelangten sie wieder in den Wald und wurden von der Fährte, welcher sie folgten, am Saume desselben hingeführt, bis er eine kleine Bucht bildete, vor welcher sie überrascht halten blieben, denn auf derselben grasten wohl über zwanzig Pferde, und ebensoviele Männer lagen in den verschiedensten Gruppierungen umher. Sie waren wohlbewaffnet und alle, ohne Ausnahme, ganz und gar in Leder gekleidet. Als sie die Ankömmlinge erblickten, sprangen sie auf, und einer, welcher von riesiger Gestalt war und einen dichten, grauen Bart trug, kam auf sie zu.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schlacht bei Altenesch

am 27. Mai 1234.

Auf einer Wanderung, die ich vor wenigen Jahren in schöner Ferienzeit durch die unterhalb Bremen an der Weser gelegenen Marschen Oldenburgs unternahm, traf ich kurz vor dem Dorfe Altenesch auf einen kleinen einsamen Hügel dicht am Deich, der den Namen „Stedingsehre" trägt. Im Kreise junger Eichen erhebt sich dort auf einem Sockel von Graufteinen ein einfacher gußeiserner Obelisk, dessen auf die vier Seiten verteilte Inschrift verkündet, wie am 27. Mai 1234 das tapfere Volk der Stedinger im Kampfe für Glauben und Freiheit unter Führung Volkes von Bardenfleth, Thammos von Huntorp und Detmers von Dieke dem mächtigen Feinde erlag und wie am Jahrestage der Schlacht 1834 das Denkmal von späten Nachkommen geweihet sei. Als ich die Aufschrift gelesen, ließ ich mich auf dem stillen Platze nieder und suchte in meinem Gedächtnis nach einer Erinnerung an den Vorgang, der hier stattgefunden. Welchen Verdruß aber empfand ich, als ich einsehen mußte, daß ich auf historischem Boden stand, ohne eine Ahnung von dem Ereignis zu haben, das noch nach sechs Jahrhunderten die schlichten Einwohner dieser Landschaft zu ergreifen vermochte. Ich beschloß, meiner Unkenntnis sofort ein Ende zu machen und schritt rüstig auf dem Deiche weiter, bis ich vor dem Wirtshaus in Altenesch stand. Ich traf es ganz vorzüglich. Kein Gast saß in der ziemlich dürftig eingerichteten Stube. Am Fenster lehnte die hohe, nur wenig gebeugte Gestalt eines etwa 75 bis 80 Jahre zählenden Greises, dessen Blick wie gebannt an dem wundervoll sich färbenden Abendhimmel hing. Aus seinem Munde erfuhr ich alsbald, daß er nicht der Wirt selbst, sondern der Vater der Wirtin sei, ein alter, von der Last seines Amtes seit Jahren befreiter Lehrer. Das war mein Mann. — Wenn er mir vorher auf meine Fragen nur karge Antwort gegeben hatte, wie ganz anders zeigte sich der Greis, als ich nach einigem Zaudern ihm meine Erlebnisse vom Nachmittag mitteilte und ihn bat, mir aus dem Schatze seines Wissens zu geben, was mir not thäte. Er konnte sich daraufhin ordentlich ereifern, der Alte.

„Ja, von den Kämpfen des Schweizer Bauernvolkes wird Aufhebens genug gemacht; nicht allein die Schlachten von Sempach, Granson und Murten lernt unsre Jugend samt den Zahlen im Geschichtsunterricht kennen, auch die sagenhaften Helden Arnold von Winkelried und Tell werden ihr vorgeführt. Von dem aber, was unsre Vorfahren hier im nordwestlichen Tiefland geleistet, kündet kein Lehrbuch, weiß keiner etwas, wenn nicht vielleicht eine moderne Dichtung oder ein Kunstwerk, das den Stedingerkampf zum Gegenstand hat, zur Beschäftigung mit dieser Geschichte veranlaßt hat." Und nun erst begann er sich auf die Schilderung jener Vorgänge einzulassen.

„Nicht die Landstriche allein, die Sie heute durchwandert haben und morgen

diesseits der Hunte betreten werden, sondern auch das Land nördlich dieses Flusses etwa bis zur Stadt Brake und die ganze Marsch auf dem rechten Weserufer bis zur Mündung des Luneflusses ward einst von einem Volke bewohnt, das aus den gleichen Elementen zusammengesetzt war. Westerstade und Osterstade hieß das Land, Stadinger die Bewohner dieser Gestade. Das Gebiet, von den damals zahlreichen Mündungsarmen der Weser allenthalben durchzogen, wies viel sumpfigen, hie und da auch moorigen Boden auf und schien zum Anbau nicht gerade einzuladen. Aber im zwölften Jahrhundert, als eine mächtige Bewegung das deutsche Landvolk erfaßte und besonders in westfälischen, sächsischen und friesischen Gauen zu Wanderungen antrieb, da wurden diese Gebiete aus Sumpf und Flußbett, Röhricht und Moor durch Fleiß und Ausdauer vieler zu wohnbaren Stätten umgeschaffen, Deiche und Entwässerungsgräben wurden mit großer Sorgfalt angelegt, und bald sah der Erzbischof von Bremen, der seine früher auf die Einöden an der Weser erworbenen Rechte 1158 ausdrücklich hatte beurkunden lassen, daß der Bauern rüstiges Schaffen ihm zu einem blühenden Besitze verholfen hatte. Allerdings waren die Eingewanderten zunächst nur zu Frucht- und Zuchtzins verpflichtet, und regierten und richteten, da sie ja keine Verfassung vorgefunden hatten, einander selbst. Neben diesen ganz freien Bauern gab es bald auch solche, die auf fremdem Besitz saßen und nicht so viel Vergünstigungen hatten als jene. Die Kirche hatte ihnen das Land geliehen. Mit dem Anfang des 13. Jahrhunderts tauchen auch erzbischöfliche Edelleute auf, die größere Ansiedlungen geleitet hatten und zwar die Kirche als Lehnsherren anerkannten, aber entschlossen waren, jeden Eingriff in ihre Rechte entschieden zurückzuweisen. Die Nähe der erzbischöflichen Residenz Bremen, der Grafen von Oldenburg und die Unklarheit des rechtlichen Verhältnisses zwischen den Stedingern und ihrem Herrn mußte bald Anlaß zu Reibereien geben, um so mehr, als zur Zeit der Blüte dieser Landschaft im ganzen sonstigen Deutschland die Bauern dem Adel erlegen waren. Der erste Versuch, sie in ihrer Freiheit zu beschränken, ward mit Zerstörung der innerhalb ihrer Marken errichteten Festen und Erschlagung der Bedroher beantwortet. Am Ende des 12. Jahrhunderts und in den ersten Jahrzehnten des 13. tritt uns ein selbstbewußtes, mannhaftes Geschlecht entgegen, dessen Hilfe gar gewaltig ins Gewicht fällt in all den Kriegen, die das nördliche Deutschland damals sah. Außerhalb ihres Gebietes nach Osten und Süden hin tragen sie ihre Waffen zu Gunsten ihres von den Welfen erhobenen Erzbischofs Waldemar, der ihnen für ihren treuen Beistand Freiheit von jeder Leistung an Zinsen und Steuern gewährte. Dieser scheinbare Gewinn, der ihren Stolz ganz wesentlich gesteigert hatte, sollte ihr Unglück werden. Gerhard der Zweite sah die Sache ganz anders an und fühlte sich kräftig genug, der Kirche gegenüber diesen Bauern Geltung zu verschaffen. Da sein Vorgänger nicht ausdrücklich auf jede Leistung der Stedinger verzichtet hatte, forderte er jetzt mit Strenge den Zehnten ein. Die Boten aber, die er ausgesandt, kamen mit Hohn überschüttet und mit blutigen Köpfen zurück. Dieser Schimpf heischte Sühnung. Der Bruder des Erzbischofs selbst stellte sich an die Spitze des Heeres, das am Weihnachtsabend des Jahres 1229 auf die Bauern stieß und nach kurzem, aber heißem Kampfe völlig zersprengt wurde. Der Erzbischof, dessen Schmerz über die Niederlage noch durch den Tod seines Bruders gesteigert wurde, sah ein, daß er des Bauernvolkes Kraft unterschätzt habe und es größerer Mittel zur Unterwerfung desselben bedürfe. Wer damals den Ansprüchen der Kirche auf irgend eine Leistung entgegentrat, galt zu jenen Zeiten als Ketzer. Es kam noch der Ruf des Irrglaubens dazu, in welchem die Stedinger stehen sollten. Es hieß, sie glaubten noch an gute und böse Geister, die Haus und Hof bevölkerten, von weisen Frauen ließen sie für die Aussaat und das Austreiben des Viehes günstige Zeichen erforschen. Seit dem Zerwürfnis hatte es auch nicht an Vergehen gegen die Kirche gefehlt, und so wurden die Stedinger als Ketzer erklärt

Marschkirche auf dem Stedinger Schlachtfeld.

und beschlossen, sie zu züchtigen. Da nur der Papst die Erlaubnis zu einem Kreuzzug geben konnte, suchte der energische Gerhard wiederholt darum nach, und erreichte es dennoch erst nach langen und anstrengenden Bemühungen, daß die Eröffnung des sogenannten Religionskrieges gegen die Stedinger Heiden im Jahre 1232 die urkundliche Genehmigung des Papstes fand.

„Zunächst galt der erste Zug des aus Junkern und Herren Westfalens, Engerns, Bremens u. s. w. zusammengesetzten Heeres den Stedingern rechts von der Weser. Die Rauchsäulen, die bald drüben aufstiegen und die Reste der vernichteten Bevölkerung zeigten unsern Vorvordern den Untergang ihrer Brüder an und mahnten zu doppelter Vorsicht und an entschlossenen Widerstand. Die Kunde von den großen Rüstungen des Erzbischofs hatte inzwischen auch die hiesigen Stedinger zu Gegenmaßregeln veranlaßt. Das Land lag ja ungleich günstiger als Osterstade, im Osten durch die Weser und den Deich, im Westen durch unzugängliche Moore geschützt, hatte es nur eine gefährliche Stelle, deren Befestigung den freiheitsliebenden Bauern am Herzen liegen mußte. Man vertiefte das Flußbett der Lintow und führte einen mächtigen Erdwall dahinter auf und im Hemmelskamper Walde bei Hasbergen erschwerten Verhacke, Gruben und Schanzen das Vordringen der Bischöflichen. Von diesen Befestigungen aus glückte es ihnen, noch ehe es zum Entscheidungskampf kam, eine erst kürzlich errichtete Feste der Feinde von Grund aus zu zerstören. Das Jahr, in dem Gerhard gehofft hatte, sein Werk zu vollenden, ging zur Neige; da versuchte er einen letzten Schlag. Er wollte Not und Tod über die Bauern bringen durch Oeffnung der Deiche; Hochwasser und Flut sollten die Lande der Stedinger überschwemmen; wenn die Bauern auch nicht zu bezwingen waren, so sollten sie doch in ihren Dörfern auf den Deichen einen schreckensvollen Winter durchleben, um so mürbe zu werden. So hatten die Bremischen beschlossen; allein von scharfen Augen wurde ihr Thun und Handeln überwacht. Die Schiffe der Bremer fuhren heran, mußten aber unverrichteter Sache heimkehren, denn die Bauern schützten ihre Deiche. So hatten sie noch einmal kurze Frist zur Ruhe und zur Rüstung für den bevorstehenden Kampf. Trotz aller Bemühungen des Erzbischofs schien es zwar eine kurze Zeit, als ob noch in letzter Stunde der Kreuzzug gegen die Feinde der Kirche auf dem Reichstag zu Frankfurt, der sich gegen die Greuel der Verketzerungen aussprach, Verzögerung finden sollte, um so mehr, als auch von Rom ein Schreiben des Papstes eintraf, das zum Vergleich mahnte. Aber die Dinge waren schon zu weit vorgerückt. Im April 1234 strömten mit dem Kreuze gezeichnet von allen Seiten die Scharen in Bremen zusammen. Da sah man die Grafen Heinrich von Oldenburg, Ludwig von Ravensberg, Otto III. von Geldern, Florentin von Holland, dessen Streiter zu Schiff die Weser heraufgekommen waren, ohne von den Stedingern aufgehalten zu werden. Auf demselben Wege war auch Herzog Heinrich von Brabant herangeeilt, Adolf von Berg, Wilhelm von Jülich, Dietrich von Cleve blieben mit ihren beutelustigen Kriegern nicht zurück.

„Am 25. Mai wurde das Fest des heiligen Urban mit besonderem Pompe gefeiert und am 27., am Sonnabend vor Himmelfahrt, rückte man gegen die Stedinger vor. Nach Ueberschreitung der Weser zogen die Scharen, gefolgt von der Klerisei mit ihren Fahnen und hochragenden Kreuzen, nordwärts. Da die Brücke, durch welche der Zugang in das Stedingerland vermittelt wurde, stark befestigt war, so versuchte man weiter abwärts auf den mitgebrachten Schiffen das Flüßchen Ochtum zu überschreiten. Es gelang, aber gewonnen war damit noch nichts, denn auf dem ebenen Feld hier vor Dorf Altenesch, da standen die Bauern von ganz Weststedingen dicht geschart und wohl geordnet. Angesichts des über 10000 Kreuzfahrer zählenden Heeres nicht zu verzagen, das muß den 2000 wackeren Männern als Heldenthat angerechnet werden, wenn sie sich auch in Auflehnung gegen die Kirche befanden. Die Bauern wußten, daß es der letzte Kampf sein werde, den sie für ihre Freiheit ausfechten mußten. Sieg oder Tod, nichts anders galt es. Trotzdem richtete Volke von Bardenfleth, ihr angesehenster Führer, begeisternde Worte an die kleine Schar, die nicht nur an Zahl, auch in der Art der Bewaffnung dem Gegner nachstand, denn bloß ein Lederschild schützte den Körper, während für den Angriff ein kurzes Schwert und der lange Knotenspieß bestimmt waren. Der Feind aber war von oben bis unten in Stahl gehüllt.

„Der Herzog von Brabant hatte die Truppen der Kreuzträger geordnet und Florentin von Holland den Auftrag erteilt, den ersten Angriff auszuführen. Wie der Kampf beginnen sollte, erhob die Klerisei, die sich in der Ferne auf dem Deiche aufgestellt, den Gesang eines alten Liedes, das schon manche Schar zum blutigen Waffengange begeistert hatte: „Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfangen —“ Wie ein Zauberlied, das die Schwerter der Ketzer stumpfte und ihre Sehnen schwächte, erscholl dieser Gesang und belebte den Mut der Scharen. Dem stürmischen Vorstoß des Grafen von Holland wichen sie nicht. Immer mehr der letzteren beteiligten sich nun am Kampfe, immer wilder ward das Streiten, lauter der Gesang der Klerisei und das Schlachtgeschrei der Stedinger. Graf Heinrich von Oldenburg, der hoch zu Roß in das Getümmel sprengte, ward aus dem Sattel gehoben und erschlagen; schon war mancher Edler in den Staub gestreckt; wie die Löwen kämpften die Bauern. Da fiel aber auf ihrer Seite Thammo von Huntorp, bald folgte ihm Detmer vom Dieke und in heißem Ringen unterlag der starke Volke von Bardenfleth. Die Scharen der Kreuzritter waren zu zahlreich, immer weiter breiteten sie sich aus, den Rest der Bauern zu umzingeln: da brachte Dietrich von Cleve mit frischer Mannschaft die Entscheidung. Die Bauern wichen, da ihre Besten auf dem Schlachtfeld lagen von Lanzen durchbohrt, von Rossen zerstampft. Auch Frauen, die wohl mitgefochten hatten, waren unter den Toten. Nur wenige entkamen zu den Friesen, was geflohen war, fiel zumeist unter den Streichen der nachsetzenden Feinde. Mord und Brand durchraste nun das unglückliche Land, die Bauernrepublik an der Unterweser war vernichtet, die streitbare Kirche, die damals das Schwert so furchtbar zu führen wußte, hatte gesiegt. Aber mit welchen Opfern war das Werk vollbracht! Des Erzbischofs eigener Bruder sowie die Oldenburger Grafen waren erschlagen, der Verlust an gemeinem Kriegsvolk war so groß, daß man nicht daran denken konnte, die Leichen der Streiter Gottes von den Körpern der Ketzer zu sondern. Trotzdem war der Gewinn, den Gerhard der Sieg bei Altenesch eintrug, groß genug, um eine Gedächtnisfeier zu rechtfertigen, die auf seine Veranlassung lange Jahre hindurch am Sonnabend vor Himmelfahrt in der Peterskirche zu Bremen

abgehalten wurde. Während von jener Feier seit Jahrhunderten keine Spur mehr übrig ist, erinnert uns hier das einfache Ehrenmal, das wir am sechshundertjährigen Gedenktag der Schlacht draußen am Deich errichteten, immer wieder an jene Zeiten und an die Heldenthaten unsrer Väter. Und wenn Sie nun" — so schloß der würdige Alte seine mit glühendem Auge vorgetragene Schilderung — „durch meine Worte sich zu eingehenderer Beschäftigung mit diesen Ereignissen hingezogen fühlen, so will ich Ihnen gern behilflich sein. Erzählen Sie, bitte, unsrer Jugend von den Stedingern und öffnen Sie ihren Sinn für die vaterländische Geschichte, welche der großen Beispiele des Opfermutes und deutscher Mannhaftigkeit so leuchtende aufweist."

Fürst und Geisterseher.

Der Landgraf Ludwig IX. von Hessen-Darmstadt besaß neben manchen Sonderbarkeiten seines Wesens einen festen und geraden Sinn. Sein Lieblingsaufenthalt war Pirmasens, wo, da gerade im deutschen Reiche in jener Periode des vorigen Jahrhunderts die Geisterseherei ihr Unwesen trieb, sich auch am Hofe des Landgrafen viele Anhänger dieser Albernheit fanden. Dem Fürsten war diese Mummerei des Wahnwitzes in der Seele zuwider. Er wollte nichts davon hören, hielt es aber geraten, sich nicht öffentlich gegen den Unsinn zu erklären, sondern ließ geraume Zeit die Starrgläubigen in seiner Umgebung in Ungewißheit über seine Ansicht, bis er endlich ganz unerwartet sich auf ihre Seite zu neigen schien, indem er versicherte, er habe in mehreren Nächten eine Erscheinung in der Gegend des Schlosses wahrgenommen, welche er anfangs für Täuschung gehalten, dann aber, nach genauer Untersuchung, als übernatürlich anzuerkennen genötigt sei. Diese Versicherung gab selbstverständlich große Freude und Triumph im Lager der Anhänger der Geisterseherei, um so mehr, als man des Landgrafen kriegerischen Sinn und seine Furchtlosigkeit kannte. Seine Hofleute zweifelten nicht länger und vernahmen mit Furcht und Schrecken seine Aufforderung, die Nacht bei ihm zuzubringen, damit er sie überzeugen könne. Mitternacht kam näher und näher und immer verzagter wurden die Hofleute. Der Landgraf hatte sich in sein Kabinett zurückgezogen. Plötzlich öffnete sich die Thür und Ludwig erschien. In seinem ganzen Wesen, besonders aber im Tone seiner Stimme drückte sich eine ihm sonst so fremde Beklommenheit aus. „Kommen Sie, kommen Sie, meine Herren!" sagte er zaghaft. „Jetzt ist es wieder sichtbar!" Die Anwesenden mußten ihm folgen; einen nach dem anderen zog er an das geöffnete Fenster. „Sehen Sie es? Sehen Sie's, wie es dort herschwankt, wie fürchterlich es dort aufblickt? Wie es bald groß, bald klein erscheint? — Nun ist es verschwunden — dort, dort, an der Ecke kommt es wieder." — „O, es ist schrecklich!" — rief der eine. — „Es nähert sich uns!" schrie zurückschaudernd der andere und so mehrere, bis endlich der Landgraf einen Major, der bei dem ganzen Auftritte kein Wort gesagt hatte, am Arme ergriff und mit den Worten ans Fenster zog: „Sehen Sie es? Sehen Sie's, Major?"

„Nein, Eure Durchlaucht, auf Ehre, ich sehe nicht das Mindeste!" antwortete der ehrliche Kriegsmann.

„Und ich, Major, auf Ehre, ich sehe auch nichts!" erwiderte ernst der Fürst, indem er sich wieder in sein Kabinett zurückzog und seine Höflinge in einer Stimmung zurückließ, deren Eindruck dauernd genug war, um dem Aberglauben der Geisterseherei an seinem Hofe für immer einen Damm entgegenzusetzen.

Vom Wunderland Arizona.

In Nordamerika liegt ein Land, Arizona geheißen, das noch bis vor wenigen Jahren zu den unbekanntesten Teilen der Welt gehörte. Das Land ist mit wilden, felsigen Gebirgen erfüllt, die bis zu 3700 Meter ansteigen; keine schiffbaren Flüsse öffneten den Weg ins Innere, dessen Schrecken noch dadurch erhöht waren, daß es von den grausamsten aller Indianerstämme, den Apachen, unsicher gemacht wurde. Seit 1884 haben nun die Amerikaner zwei Eisenbahnen durch das Land gelegt, welche dasselbe in der Richtung von Osten nach Westen durchschneiden. Auch sind die Apachen in mehreren blutigen Kriegen zur Unterwerfung gebracht worden. Von allen Seiten bringt man seitdem in das Gebiet ein, das durch einen großen Reichtum von edlen Metallen, seltenen Mineralien und geologischen Merkwürdigkeiten einladet und neben andern anziehenden Geheimnissen zahlreiche Spuren einer untergegangenen Kultur birgt, darunter auch die Reste vieler Höhlen- und Klippenstädte. Eine dieser Wohnstätten, nahe dem Gipfel eines vulkanischen Hügels, ist besonders merkwürdig. Sie zählt 65 Wohnungen, die sämtlich unter einem gemeinsamen, von der unterhöhlten Oberfläche des Hügels gebildeten Dache liegen und in genau übereinstimmender Weise ausgeführt sind. Jede derselben hat einen schachtförmigen Zugang, sie haben aber im Innern keine Verbindungen untereinander. In passenden Entfernungen längs den Seiten des Schachtes dienen eingehauene Löcher als Treppe. In einen der Schächte hinabsteigend, befanden sich die Untersucher an der Seite eines länglich runden Raumes mit gewölbter Decke, etwa 20 Fuß im kleinsten Durchmesser groß. Dieser Hauptraum war durch niedrige Thüren mit vier kleineren Abteilungen verbunden. Der im Hauptraum angebrachte Feuerherd bildete eine Aushöhlung von 18 Zoll Tiefe und 15 Zoll Breite, der Kamin war längs des Schachtes bis zur Oberfläche geführt. Rund um die Mündung des Schachtes umschloß eine Steinmauer eine Art von Hof. Eine Menge Schutt wurde in diesen alten Wohnungen gefunden, dessen Untersuchung zur Entdeckung vieler merkwürdiger Dinge führte, welche auf die Gebräuche des erloschenen Geschlechtes hinweisen. Steinhämmer und Steinäxte, Topfgeschirr mit sehr mannigfachen Verzierungen, ferner Ahlen und Nadeln von Knochen, Reibesteine zum Mahlen des Getreides, deren stark abgeschliffene Oberflächen langen Gebrauch verrieten, Schmucksachen von Muscheln und Stein, endlich auch Holzgerätschaften, deren Zweck aber nicht zu erraten war, befanden sich dabei. Unter den an einer andern Stelle aufgefundenen Gegenständen befand sich auch eine hölzerne Drehspindel, ähnlich denen, die im benachbarten Mexiko noch in Gebrauch sind. Die Oberfläche des Holzes, aus dem die Spindel hergestellt war, war anscheinend verkohlt und dann zu der erforderlichen Größe und Form durch Reiben auf Sandstein abgeschliffen worden. Ein Schaft von Rohr, dem Bambus ähnlich, aber von einer jetzt in dieser Gegend unbekannten Gattung, saß noch in der Spindel fest. Daneben wurden Maiskörner, Walnüsse, Elenticrknochen,

Knochen der Antilopen, des Wolfes und Teile eines Kleidungsstückes gefunden, dessen Stoff dem ähnlich war, womit die ägyptischen Mumien umwickelt sind. Dagegen gab es weder Waffen, noch Verteidigungswerke, weder Tempel noch Götzenbilder, weder Hieroglyphen noch Bildnisse. Auch wurde nichts entdeckt, was auf den Gebrauch oder das Vorhandensein von Metallwerkzeugen hätte schließen lassen.

Das neueste Wunder Arizonas ist ein ganzer versteinerter Wald. Er befindet sich im nordöstlichen Teile dieses Territoriums, in einer Gegend, wo vor undenklichen Zeiten heiße kieselsäurehaltige Quellen in Thätigkeit gewesen, seitdem aber versiegt sind. Der versteinerte Wald liegt unter einer Sandschicht begraben, die wahrscheinlich durch die Heißwasserüberschwemmung mitgeführt worden ist. Die Baumstämme sind in ihrem Gefüge mit Jahresringen, Saftadern, zum Teil auch mit der Rinde, größtenteils vorzüglich erhalten, zum Teil von riesiger Größe, zumeist über 150 Fuß hoch und bis 10 Fuß dick. Den größten Wert verleihen diesem Fund die außerordentliche Härte und mannigfaltige Färbung des Materials. Es gibt fast keine künstliche oder natürliche Farbe, welche nicht in dem versteinerten Holz wiederzufinden wäre. Sowohl die Farbennuancen des amerikanischen Onyx, des sibirischen Jaspis, des pyrenäischen Marmors, des chinesischen Jadeït, des russischen Malachits, als auch der schimmernde Glanz der Amethysten und Topase finden sich in dem versteinerten Urwald wieder. Man hat bereits begonnen, aus diesem kostbaren Material allerlei Luxus- und Schmuckgegenstände, wie Tischplatten, Schreibzeuge, Briefbeschwerer, Griffe für Stöcke und Schirme, Broschen, Halsketten, Haarnadeln herzustellen, und es wäre nicht unmöglich, daß sich Proben davon demnächst schon bei uns in Europa sehen lassen werden.

Die Tiere sind ihre eigenen Aerzte.

Tiere können in Krankheitsfällen nicht zu ihrem Leibarzt schicken; dafür befähigt die Natur sie durch den eigenen „Instinkt", Mittel aufzusuchen und sie zu finden, die ihnen in den meisten Fällen Heilung bringen. Haben die Tiere Fieber, so fasten sie, suchen an kühlen Orten die Ruhe und das Dunkel auf, trinken Wasser und gehen so weit, sich aus Instinkt ins Wasser zu werfen, da sie fühlen, ein kühles Bad werde ihnen wohlthun. So fabelhaft es klingt, verbinden die Ameisen die Wunden ihrer Blessirten, indem sie dieselben mit einer transparenten Flüssigkeit bedecken, die sie in ihrem Munde führen. — Der blessierte Schimpanse unterdrückt das Bluten der Wunde dadurch, daß er eine seiner Hände fest auf dieselbe drückt, oder er verbindet sie mit Blättern oder einem Stück Rasen. Man beobachtete einen Hund, der, als er von einer Viper in die Schnauze gestochen wurde, eiligst zu einem fließenden Wasser lief und den Kopf ununterbrochen in die Flut tauchte und sich dadurch heilte. Ein Jagdhund, der von einem Wagen überfahren worden war, legte sich, als er kriechend den Fluß erreicht hatte, in denselben hinein und blieb, nur ab und zu herauskommend, trotzdem es Winterzeit war, drei Wochen darin liegen. Aus Mitleid brachten ihm die Leute, die es sahen, täglich etwas zu fressen. Er genas bei dieser Kur. — Ein Dachshund hatte eine schwere Verletzung am Auge erhalten; er legte sich in einen dunklen, kühlen Winkel, somit das Licht und die Wärme meidend, während es sonst seine Gewohnheit war, so dicht als möglich am Ofen zu liegen. Das Auge heilte er durch Ruhe und große Mäßigkeit; die Behandlung bestand darin, daß er während zweier Tage und zweier Nächte fortwährend die untere Seite seiner rechten Pfote beleckte und die nasse Stelle auf das kranke Auge legte; sobald die Pfote trocken war, wiederholte er dies. Die verwundeten Katzen heilen sich gleichfalls durch fortwährendes Befeuchten der kranken Stelle. Eine verwundete Katze blieb tagelang am Ufer eines kleinen Flüßchens liegen, bis sie genesen war, und eine andre, drei Monate alt, legte sich 48 Stunden, schwer verletzt, wie sie war, unter einen Springbrunnen und verließ den Platz nicht eher, als sie sich gesund fühlte.

Yumbi.

Zu unseren Hausgenossen zählt seit einiger Zeit ein junger Grisli oder Graubär, wie er in der Naturgeschichte bezeichnet zu werden pflegt. Er führt den Namen Yumbi und ist, obwohl schon etwa sechs Monate alt, noch immer ein drolliger ergötzlicher Bursche, an dem vor allen ich und mein Bruder Harri, nicht minder aber auch die andern Familienglieder und das Gesinde viele Freude haben, nur meine Frau Mutter hat ihm ihre Zuneigung von jeher versagt, da er bisweilen Streiche ausführt, die mit der Mühewaltung und Ordnungsliebe einer sorgsamen Hausfrau wenig im Einklang stehen. Eines Tages war es sogar so weit gekommen, daß meine Mutter unerbittlich darauf bestand, Yumbi müsse aus dem Hause entfernt werden. Wir hatten schon auf frühere Klagen wiederholt versucht, unsern Liebling auf den Hof zu gewöhnen und ihn zu dem Zwecke an die Kette gelegt, indessen der junge Thunichtgut ließ sich das nicht gefallen, sondern begann dann stets und vornehmlich zur nächtigen Zeit dermaßen zu winseln und zu rumoren, daß wir immer wieder davon abstanden. So blieben ihm alle unsere Räumlichkeiten preisgegeben und er machte von der Freiheit, die ihm gegönnt war, den ausgiebigsten Gebrauch. Bald tummelte er sich in seiner kindischen Tölpelhaftigkeit in den Ställen und Scheunen umher, bald übte er seine Kletterkünste an den Bäumen des Gartens oder an der Umfriedung, von der unser Anwesen rings umzogen war, oft genug drang er, trotz aller Vorsichtsmaßregeln, in das Wohnhaus ein, wo ihm Küche und Speisekammer ein Hauptanziehungspunkt zu sein schienen.

Eines Morgens hatte unsre Mutter eine Hirschkeule zurechtgelegt, die für das Mittagsbrot über Feuer gebracht werden sollte, zum Unglück geriet Yumbi zur selben Stunde in die Küche, unbekannt mit den Hausgesetzen und den Regeln des Anstandes, bemächtigte er sich ohne Skrupel der leckeren Keule und begann sie mit vielem Appetit aufzuschmausen. Damit war das Maß seiner

Heldentod der Stedinger.

Sünden voll und er sollte, wie schon gesagt, das Haus sofort verlassen.

Harri und ich fügten uns ohne Widerrede diesem Machtspruche, freilich nur ungern, und rieten hin und her, wo wir ihm eine neue Unterkunft verschaffen könnten, denn das Tier, das uns schon so viele Kurzweil bereitet hatte, zu töten, dazu konnten wir uns nicht entschließen. Es wollte sich nicht sogleich eine Gelegenheit finden, da entschied unser Vater, daß er von Tipp, seinem schwarzen Diener, in den Wald getragen werden solle, der junge Bär sei jetzt schon alt genug, seinen Fraß selbständig aufzusuchen. Gesagt, gethan! Tipp suchte sich unter den Getreidesäcken ein passendes Exemplar hervor, steckte den Yumbi dahinein, nahm seine Büchse auf die eine Schulter und den Sack auf die andre, und machte sich auf den Weg. Er hatte vom Vater den Auftrag, das junge Tier mindestens drei Meilen (engl.) weit von der Farm auszusetzen. Nicht ohne Bewegung sahen wir Tipp mit seiner Bürde dem Walde zuwandern und konnten noch auf weite Entfernung beobachten, daß sein Gang zeitweilig recht schwankend wurde, weil Yumbi in seinem Gefängnisse ab und zu ganz mächtig zu strampeln begann.

Als Tipp nach mehreren Stunden zurückkehrte, ward er nicht müde, zu unsrer Rührung zu erzählen, daß sich Yumbi, als er ihn endlich freigegeben hatte, durchaus nicht von ihm trennen wollte, daß das junge Tier, trotzdem er es stets energisch zurückscheuchte, immer gleich wieder hart hinter ihm her war und erst zurückblieb, als er ihm eine tüchtige Tracht Prügel verabreichte.

Wir legten uns an jenem Abend etwas später als gewöhnlich zur Ruhe, denn das Ereignis des Tages hatte bei allen Familiengliedern eine größere oder geringere Erregung und nach dem Abendessen einen lebhaften Meinungsaustausch hervorgerufen, in welchem Harri und ich natürlicherweise für Yumbi Partei ergriffen und uns bereit erklärten, ihn augenblicklich wider zurück zu holen, ein Unternehmen, das Vater kurzweg verbot.

Wir lagen an jenem Abend kaum zu Bett, als unsre Hunde mächtig anschlugen, um alsbald wieder völlig ruhig zu sein. Kurz darauf hörten wir die Knechte, die heute in den Ställen die Nachtwache hatten, über den Hof schreiten und mit Vater einige Worte wechseln, dann ward's wieder stille und so blieben wir wohlgemut unter unsern Decken. Plötzlich hörten wir eine Fensterscheibe klirren, und noch eine, die Hunde schlugen wieder an, wie der Blitz fuhren Harri und ich aus den Betten, ergriffen unsre Büchsen und stürmten, notdürftig bekleidet, nach dem allgemeinen Wohnzimmer und von da in einen kleinen Vorraum, wo wir bereits den Vater vorfanden, im Begriffe, auf ein Wesen einzudringen, das an dem Gitter eines der kleinen Fenster, die zu beiden Seiten der Hausthüre angebracht waren, heftig rüttelte . . . niemand anders als unser Yumbi, der mit seinen ungeschickten nackten Branten energisch Einlaß begehrte. Was blieb da anders zu thun übrig, Vater selbst öffnete lachend den Hauseingang, Yumbi ließ sich nicht lange bitten, trottete gemächlich über die Schwelle und suchte dann in einem kleinen Nebenraum das gewohnte Lager auf. Da hatten wir ihn also wieder, seine losen Streiche konnten von neuem beginnen. . .

Ehe ich aber darüber weiteres berichte, will ich den lieben Kameraden, weil ich glaube, daß es sie interessieren wird, erzählen, wie wir überhaupt in seinen Besitz kamen.

Es war an einem der letzten Märztage nach einem ausnahmsweisen strengen Winter. Ein linder Südost zog über Land, allenthalben begann es zu tauen. Unser Vater, der als früherer aktiver Unionsoffizier jetzt noch oftmals von den Regierungsbehörden in Kansas mit militärischen und politischen Missionen betraut wurde, war aus irgend welcher Veranlassung nach dem benachbarten Fort hinübergeritten und sollte erst in einigen Tagen zurückkehren. Ermuntert durch die plötzlich umgeschlagene Witterung hatten Harri und ich unser Fischgerät hervorgeholt, in der Absicht, im Laufe des Tages im nahen Flusse einige Angeln zu legen, ein Unternehmen, das stets den lebhaftesten Beifall unsrer Mutter fand, denn wir brachten mit Eintritt der wärmeren Witterung allwöchentlich mindestens einmal reiche Beute nach Hause. Wir oblagen eifrig unsrer Beschäftigung, als plötzlich Tipp herbeigestürzt kam.

„Massa Tom — Massa Harri — ich haben eine feine Braten!" so rief er und schwang in seiner Rechten triumphierend einen Schneehasen.

„Wahrhaftig! Wo hast du denn diesen Burschen erwischt?" riefen wir beide, wie aus einem Munde.

„Ich sein gewesen drüben an die Fluß, haben geschnitten Stock kleine für die Missis, was sie gebrauch — was weiß ich wozu sie gebrauch — sein gekommen diese Braten aus die Schnee, habe ich geworfen die schwere Stock auf die Braten, sein gewesen ganz betrunken die flinke Kerl, hab ich sie gefang' und geschlagen hinter die Kopf, sein sie geworden kaput."

„Das hast du brav gemacht, Tipp!" erwiderte ich, indem ich meine Hand über das weiche Fell des noch warmen Tieres gleiten ließ. „Was wirst du denn mit dem Beest anfangen?"

„Ich werde sie braten an die Feuer, werde sie eß, ganz allein eß, werde sie machen dazu feine Sauce, werde ich sein wieder einmal eine Prinz!"

„Wohl bekomm's!" lachten wir beide. Wir waren es von Tipp gewohnt, gelegentlich zu hören, er sei in seinem Heimatlande, drüben über dem großen Wasser ein Prinz, der Sohn eines Königs gewesen. Wenn er diese Versicherung jeweilig hören ließ, nahm sein schwarzes Gesicht stets einen sehr ernsten Ausdruck an, er warf sich dabei in die Brust, das Weiße seiner Augen schien zu blitzen, die ganze kräftige, muskulöse Gestalt um einige Zoll zu wachsen; nichtsdestoweniger entbehrte seine Erscheinung in solchen Augenblicken nicht einer gewissen Komik, die uns immer ein Lächeln abnötigte, das er uns aber nicht weiter übelnahm.

Die eingetretene warme Witterung versprach anhaltend zu werden, das ließ ein Anschwellen des Flusses und damit einen günstigen Fischfang erwarten, und so entschlossen wir uns, an einer Einbuchtung, die uns für diesen Fall als besonders erträglich bekannt war, heute noch ein Loch aufzuhauen, einige Angeln und eine Reuse zu legen. Als wir uns auf den Weg machten, schlug Harri vor, unsre Büchsen und Schneeschuhe mitzunehmen, vielleicht daß auch uns ein Stück Wild vor den Lauf käme. Niemand war schneller dabei als ich.

Kurze Zeit darauf strebten wir mühsam durch den schon recht weich gewordenen Schnee dem Flusse zu, froh, unsre indianischen Schneeschuhe mitgenommen zu haben, denn ohne dieselben wären wir heute nur unter den größten Anstrengungen von der Stelle gekommen. Am Flusse, dort wo wir aufzuhauen gedachten, wartete unser eine herbe Enttäuschung: das Eis hatte sich bereits geschoben und gerade unsre Bucht lag vollgetrieben mit

mächtigen Eisblöcken. Wir sahen die Unmöglichkeit, frei Wasser zu machen, ein, und entschlossen uns eine Strecke flußaufwärts zu wandern, wo uns noch ein zweites, für unser Beginnen mehr geeignetes, ein sogenanntes Neben- oder Altwasser bekannt war.

Der Lauf des Flusses bildete in dieser Richtung eine Schlinge. Gingen wir entlang des Ufers, hätten wir mindestens drei englische Meilen zurücklegen müssen, nahmen wir jedoch den Weg quer über die allerdings ziemlich dicht mit Buschwerk bedeckte Thalsohle, konnten wir in etwa einer halben Stunde dahin gelangen. Wir entschieden uns für das letztere, schlugen uns also in die Büsche, stapften möglichst geräuschlos vorwärts, den Blick aufmerksam auf die Schneefläche und die nächste Umgebung gerichtet, in der Hoffnung, irgend ein Wild aufzuscheuchen.

Wir waren fast schon am Ziele, als wir eine weite Lichtung betraten und beide wie auf Kommando anhielten. Was war das? Unsre Richtung kreuzte eine ziemlich frische Fährte. Im ersten Augenblick durchfuhr uns ein freudiger Schreck, dann aber sahen wir uns fragend ins Auge und traten rasch aus der Lichtung. Daß das die Fußeindrücke eines starken Bären waren, hatten wir auf den ersten Blick erkannt. Wir fragten uns nur, war das ein Baribal oder war es ein Graubär, ein Grisli? Und was thun? Sollten wir umkehren, oder der Spur des Wildes folgen? Einer las aus des andern Auge, daß uns beide ganz dieselben Gedanken beschäftigten.

„Die Nässe hat ihn wahrscheinlich aus dem Lager getrieben," hub Harri an. „Ich glaube, es ist ein Grauer, er war zweifellos drüben am Altwasser nach Fischen aus."

„Weit kann er nicht sein, die Spur führt zu Holze; wir thun jedenfalls gut, nach unsern Büchsen zu sehen."

Wir führten doppelläufige Gewehre, in dem einen Lauf schweres Schrot, im andern die Kugel. Wir entnahmen die Schrotladung und führten auch in den andern Lauf eine Kugelpatrone ein. Im übrigen konnten wir uns auf unsre Büchsen wohl verlassen.

„Was ist deine Meinung, sollen wir uns nähern?" fragte ich.

„Ich hätte nicht übel Lust, Tom," entgegnete Harri, „doch was wird der Vater dazu sagen?"

Meines Bruders Bedenken war nur zu berechtigt, der Vater würde uns in diesem Augenblick ein unerbittliches „Kehrt" zugerufen haben. Ich überlegte. Uns zu nähern, das war um diese Jahreszeit ohne allen Zweifel ein gewagtes Unternehmen, ich wußte das aus Vaters Erzählungen, der ein gewaltiger Nimrod und Bärenjäger war. Erhebt sich nämlich der Bär aus dem Winterlager, so ist seine erste Sorge naturgemäß darauf gerichtet, seinen durch die langen Fastenzeit heruntergekommenen Körper durch ausgiebigen Fraß zu kräftigen und da zur Zeit keine Pflanzennahrung vorhanden war, kam es Meister Betz gewiß gar nicht darauf an, auch einmal einen fünfzehnjährigen Jungen mit Haut und Haar aufzutafeln. Selbst ein Baribal, der dem Menschen, sobald er ihn wittert, sonst stets ausweicht, konnte uns um diese Jahreszeit recht unangenehm werden, um so mehr aber ein Grauer, der entschieden der stärkste und rauflustigste seiner Gattung ist, wiewohl sein Mut und seine Neigung anzugreifen, von den Leuten, die sich berufen halten, Bärenjagden zu beschreiben, entschieden übertrieben wird.

„Nun, Tom, sollen wir's wagen?" fragte Harri wieder.

„Ich möchte nicht gegen des Vaters wahrscheinliches Gebot handeln," entgegnete ich, „andrerseits finde ich, es wäre schimpflich, wegen einer Fährte schnurstracks nach Hause zu laufen. Weißt du was? Es ist noch früh am Tage aber heute noch die Angeln zu legen, dazu habe ich angesichts dieser Bärenfährte, die just vom Flusse drüben auszugehen scheint, weder Lust, noch die Ruhe; ich schlage vor, wir nähern uns in der vorsichtigsten Weise, um das Lager einigermaßen festzustellen, eilen dann nach Hause, dem Vater, der inzwischen vielleicht schon zurückgekehrt ist, davon zu berichten. Man wird uns dafür dankbar sein, denn wer weiß, ob Master Betz, gesegneten Appetites, wie er zweifelsohne dermalen ist, nicht schon heute nacht Vaters Ställen einen Besuch abstattet."

Gesagt, gethan! Harri hatte sein Angelzeug und das mitgenommene Eisbeil bereits in die starken Aeste eines Strauches gehangen, ich that ein gleiches, wir zogen noch das Riemwerk unserer Schneeschuhe etwas fester und nahmen dann die Spur auf.

In der vorsichtigsten Weise, möglichst durch das Buschwerk gedeckt, umschritten wir die Lichtung, schlichen, jedes Geräuch sorgsam vermeidend, von Busch zu Busch quer über die ganze Breite der Thalsohle, wo die Spur dann geradeswegs die ziemlich steile und zerrissene Berglehne emporführte. Das Holz war hier anfangs ziemlich licht, schloß sich aber immer mehr zusammen; wir befanden uns bald unverkennbar in einer großen zusammenhängenden Waldung, die wir an dieser Stelle, weil abgelegen und schwer zugänglich, jedoch noch nie betreten hatten. Mühsam stiegen wir bergan. Zum Glücke war auch hier der Schnee schon weich, so daß uns die Schneeschuhe eher nutzten als hinderten. Nach etwa halbstündigem Klettern betraten wir ein Plateau, das im Vordergrund mit hohem Holz besetzt war. Je weiter wir von da ab vordrangen, um so dichter wurde das letztere, mehr und mehr unterwachsen von Kleinholz, das im Sommer reich an Beeren und sonstigen Waldfrüchten sein mochte. Bald konnten wir in dem hier herrschenden Halbdunkel nur noch dann mühsam vorwärts kommen, wenn wir der Wildfährte unmittelbar folgten. Harri war voraus, ich dicht hinter ihm. Plötzlich hielt mein Bruder an. Er ließ sich in die Kniee nieder, wodurch ich freien Auslug gewann. Unmittelbar vor uns lag eine lichte Stelle, überquert von einigen durch Blitzschlag oder Altersschwäche niedergegangenen Baumriesen, die mit ihren grotesken, zum Teil schneebedeckten Formen ein seltsames fast unheimliches Bild darboten. Inmitten derselben, etwa 70 Schritte vor uns, stand ein einzelner mächtiger Baumstrunk, der sein Wurzelwerk gleich dem Bilde einer Riesenspinne von sich streckte. Zwei dunkle, gähnende Löcher, die uns gleich einem paar Riesenaugen aus dem gespenstigen Wurzelgebilde entgegenstarrten, bestätigten zur Genüge, daß dieser Stamm unterhöhlt sei. Dort wo die Wildfährte aus dem Dickicht trat, verdoppelte und verdreifachte sich dieselbe, sie führte kreuz und quer, weiterhin zeigte die Schneedecke Spuren, als ob sich ein schwerer Gegenstand in ihr umhergewälzt habe. In der Nähe der Riesenspinne zeigten sich hier und dort kleine Schneewälle, zum Teil zertreten und zerstampft, daneben größere und kleinere schneefreie Stellen. Es war kein Zweifel, wir befanden uns unmittelbar vor dem Winterlager des Bären, dort hatte er nach Moos gegraben, dessen sein Magen zu gewissen Zeiten bedarf . . . eine Beklemmung,

die mir fast den Atem benahm, bemächtigte sich meiner und ich stieß meinen Bruder an, ihn an die Umkehr zu mahnen. Statt aller Antwort langte Harri vom Jagdeifer getrieben nach dem nächsten dürren Aste und knickte ihn, ehe ich es verhindern konnte, mit schnellem Griffe entzwei. Jäh unterbrach das krachende Geräusch des brechenden Geästes die grabesgleiche Stille. Tödlich erschrocken starrte ich einen Augenblick wie gelähmt vor mich hin, dann erfaßte ich Harri am Arme, um ihn, augenblicklicher Eingebung folgend, mit Gewalt zurückzuziehen, doch ebenso schnell kehrte meine Besinnung zurück, was konnte es nützen, wenn wir jetzt davonliefen .... war das Wild anwesend, mußte es das Geräusch vernommen haben, dann war aber auch kein Zweifel, daß uns der Bär sofort annehmen würde. (Forts. folgt.)

Zur Erzählung „Yumbi": Harri und Tom in unangenehme Gesellschaft geraten.

Elektrische Ausströmung aus Spitzen.

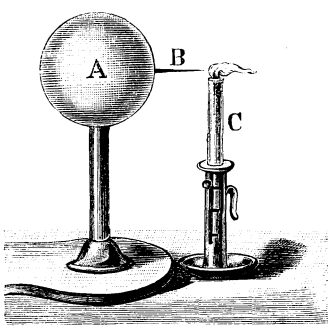
(Für Kameraden, die eine Elektrisiermaschine besitzen).

Aus der gegenseitigen Abstoßung gleichnamiger Elektrizitäten folgt, daß bei einem elektrisierten Körper die Ladung sich nur an der Oberfläche befinden kann, da die einzelnen Elektrizitätsmoleküle sich sämtlich fliehen und daher so weit als möglich nach außen zu gelangen streben. Daher kann man statt eines massiven metallischen Konduktors einen hohlen, also schließlich auch einen aus Holz oder Pappe gefertigten, dessen Oberfläche mit Stanniol, Silberpapier oder etwas ähnlichem überzogen ist, zu den Experimenten verwenden. Die nächste Frage ist nun die, wie sich die Elektrizität auf der Oberfläche eines elektrischen Körpers verteilt. Offenbar hängt diese Anordnung von der geometrischen Gestalt der Oberfläche, von der mehr oder weniger gleichmäßigen Krümmung ab. Von den durch höhere Mathematik gefundenen Resultaten über den Zusammenhang der elektrischen „Dichtigkeit" und der Stärke der Krümmung mag hier nur angeführt werden, daß bei einer vollkommenen Gleichmäßigkeit der Krümmung, wie sie die Kugeloberfläche darbietet, auch die Elektrizität eine überall gleich dicke Schicht bildet, daß aber bei ungleicher Krümmung einer Oberfläche die Elektrizität auf den am stärksten gekrümmten Stellen am dichtesten sitzt. Besonders viel Elektrizität befindet sich demnach an solchen Stellen einer Oberfläche, an denen etwa die Flächenrichtung sich plötzlich ändert, also an Kanten; und da, wo mehrere Kanten zusammentreffen (in einer Ecke), ist die Dicke der elektrischen Schicht weitaus am größten, um so größer, je spitzer die Ecke ist, ja unendlich groß, wenn eine vollkommene (kegelförmige) Spitze vorhanden ist. Nun stehen uns ja freilich keine derartig vollkommenen Spitzen zur Verfügung, auch die beste Nadelspitze erweist sich unter dem Mikroskop als ziemlich stumpf, so daß wir keine unendlich große Dichtigkeit der elektrischen Schicht erwarten können; aber je spitzer die Nadel ist, um so größer wird die Dicke der Schicht sein, und da andrerseits auch die Isolationskraft der umgebenden Luft keine unendlich große, sondern nur eine beschränkte ist, so läßt sich leicht eine derartig feine Spitze herstellen, daß die in ihr sich ansammelnde Elektrizität die Isolation der Luft überwindet und in sie ausströmt. Dieses Ausströmen besteht, genau genommen, darin, daß zunächst die unmittelbar der Spitze benachbarten Luftteilchen elektrisch werden, infolgedessen eine Abstoßung dieser Teilchen von der gleichnamig elektrischen Spitze stattfindet, es treten andre an ihre Stelle, werden ebenfalls abgestoßen u. s. f. Der dadurch entstehende sogenannte elektrische Wind läßt sich leicht dadurch nachweisen, daß man die Flamme einer brennenden Kerze durch ihn fortwehen läßt. Bringt man nämlich (Fig. 1) an dem Konduktor A einer Elektrisiermaschine eine Nadel B an und stellt die brennende Kerze C so vor dem Konduktor auf, daß die Flamme sich unmittelbar vor der Spitze der Nadel befindet, so wird beim Drehen der Maschinenscheibe die Kerzenflamme fort-

geweht, und der Konduktor zeigt sich auch nach wiederholtem Drehen unelektrisch. Auf dieser Thatsache beruht auch die drehende Bewegung des elektrischen Flugrades. Stellt man den Versuch unter Weglassung der Kerze im Dunkeln an, so kann man die „Glimmentladung" an einem schwachen Aufleuchten der Nadelspitze erkennen.

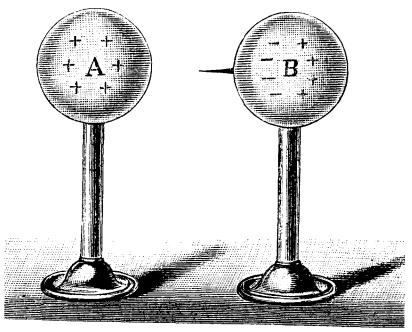
Will man also Elektrizität in einem Konduktor ansammeln, so wird man sorgfältig darauf zu achten haben, daß sich an seiner Oberfläche keine Spitzen befinden. Das gilt aber nicht nur für die Selbstanfertigung von Konduktoren aus Holz, Pappe und Stanniol u. s. w., sondern auch — so eigentümlich dies klingen mag — für die Verwendung fertig gelieferter, z. B. kugelförmiger Metallkonduktoren. Stehen diese einige Zeit unbenutzt, so bedecken sie sich mit Staub, und jedes Staubteilchen bildet dann eine Spitze, die den Erfolg beeinträchtigt. Es ergibt sich hieraus die Regel, daß man alle derartige Apparate vor dem jedesmaligen Gebrauch abzustäuben hat. Dies geschieht am besten dadurch, daß man sie mit einem mäßig feuchten Tuch abwischt uud danach mit einem staubfreien trockenen Tuch abreibt.

Aber nicht nur aus einem elektrischen (mit nur einer Elektrizität versehenen) Körper kann Elektrizität durch Spitzen ausströmen, sondern man beobachtet diese Erscheinung auch bei unelektrischen (d. i. mit beiden Elektrizitäten versehenen) Körpern. Besitzt ein Körper nur eine Elektrizität und strömt diese aus, so ist er dann natürlich unelektrisch; hat aber ein Konduktor beide Elektrizitäten und strömt die eine aus, so bleibt die andre zurück, und der vorher unelektrische Körper ist nun elektrisch geworden. Diese Erscheinung läßt sich durch folgendes Experiment vorführen: Einem elektrischen Konduktor A (Fig. 2) nähere man einen unelektrischen Körper B, der auf seiner A zugewandten Seite eine Spitze trägt. Ist nun A z. B. positiv elektrisch, während B beide Elektrizitäten enthält, so strömt infolge der elektrischen Anziehung die negative Elektrizität von B aus der Spitze heraus auf A über. Daher ist nun A unelektrisch, dagegen B positiv elektrisch: beide haben ihre Rollen vertauscht. Wer den Vorgang nicht genauer verfolgt, wie er hier geschildert wurde, sondern lediglich die Thatsache beachtet, daß das mit Spitze versehene unelektrische B durch seine Annäherung an das positiv elektrische A dieses unelektrisch macht, selbst aber positiv elektrisch wird, der wird natürlich zu der kürzeren, aber falschen Vorstellung kommen, die Spitze des B habe die positive Elektrizität des A aus diesem herausgesaugt, und so kam es, daß man bei dem Vorgang von einer Saugwirkung der Spitzen sprach, ja diese falsche Bezeichnung ist (entsprechend der ebenfalls falschen Ausdrucksweise: Bewegung der Sonne, Strahlen des Lichtes u. ä.) noch heute üblich. Da hinsichtlich des praktischen Resultates zwischen der eigentlichen und der etwas kürzeren (wenn auch nicht richtigen) Anschauung kein Unterschied besteht, so kann man letztere als zulässig bezeichnen, vorausgesetzt, daß man jederzeit imstande ist, sich der richtigen Anschauung des eigentlichen Vorganges bewußt zu werden. Von diesem Standpunkt aus kann also auch hier von der Saugwirkung der Spitzen gesprochen werden.



Elektrische Ausströmung aus Spitzen. Figur 1.

Diese Spitzenwirkung ist besonders bei der Elektrisiermaschine, dem Blitzableiter und einigen andern Apparaten von Bedeutung. Bei der Elektrisiermaschine wird durch Reiben der Glasscheibe (oder des Glascylinders) mit dem Reibzeug positive Elektrizität auf dem Glas erzeugt und durch die Spitzenkämme des Messingkonduktors aus diesem herausgesaugt, so daß sie sich nun in dem Konduktor befindet und aus diesem entnommen werden kann. Indem die Glasscheibe bei jeder Umdrehung neue Elektrizität bringt, wird die Spanuung in dem Konduktor bis zum Maximum gesteigert; dagegen könnte auf der Scheibe nicht mehr angesammelt werden, als bei einmaliger Umdrehung entsteht, weil jede einmal geriebene Stelle der Scheibe nach einer Umdrehung wieder mit dem negativ elektrischen Reibzeug in Berührung kommt und daher zunächst unelektrisch und dann erst wieder elektrisch wird. Eine Steigerung der Spannung wäre daher nicht möglich. Zudem würde die Entnahme der Elektrizität (etwa mit dem Finger) dadurch erschwert, daß man die Scheibe, da sie sich dreht, nicht gut berühren könnte.

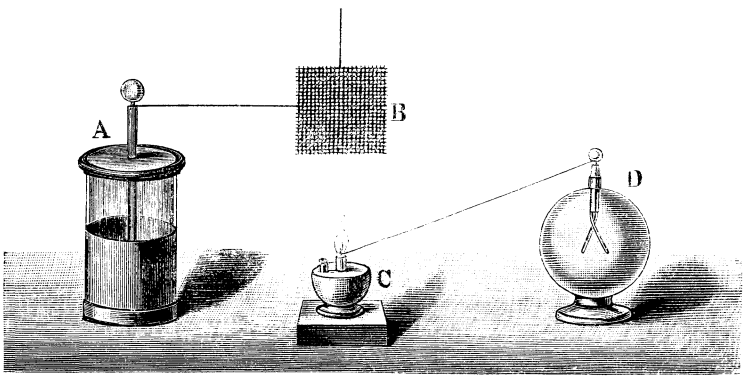


Elektrische Ausströmung aus Spitzen. Figur 2.

Die landläufige Anschauung über die Aufgabe des Blitzableiters ist die, daß dieser den Blitz anziehen und in die Erde „ableiten" soll; daher hat er ja auch den Namen. Das heißt aber die Bedeutung des Blitzableiters gewaltig unterschätzen; nur verhältnismäßig selten hat der Blitzableiter diese Aufgabe zu erfüllen, seine Hauptaufgabe ist eine andre: er soll aus den elektrischen Gewitterwolken, die über ihm herziehen, die Elektrizität heraussaugen. Da diese Saugwirkung nur bei Spitzen vorhanden ist, so muß er in eine oder mehrere Spitzen endigen, und damit diese durch die Atmosphärilien nicht zerstört werden und sich abstumpfen, müssen sie aus dem widerstandsfähigen Silber verfertigt oder doch wenigstens einer Versilberung (oder Vergoldung) unterworfen werden. Daß außerdem der Blitzableiter bis in das feuchte Erdreich hinein ununterbrochen sein muß, ist einleuchtend und bekannt. Die eigentliche Aufgabe des Blitzableiters ist also Verhütung des Blitzes; nur selten, wie gesagt, ist die Elektrizität einer Wolke so gewaltig, daß der Blitzableiter sie nicht im Augenblick herauszusaugen vermag und so erst zum wirklichen Ableiter wird; für gewöhnlich verdiente er eigentlich den Namen Blitzverhüter.

Feiner als alle künstlich herzustellenden metallischen Spitzen sind die Spitzen von Rauchsäulen und Flammen. Sie sind daher vornehmlich dazu geeignet, einem elektrischen Körper, den man zu diesem

Zwecke nur ganz kurze Zeit über sie zu halten braucht, seine Elektrizität zu entziehen. Wollen wir eine elektrisierte Glas- oder Siegellackstange unelektrisch machen, so führen wir sie demnach einmal über eine Spiritusflamme hin. Ein Experiment ist besonders geeignet, die Spitzenwirkung einer Spiritusflamme erkennen zu lassen. Den inneren Beleg einer Leydener Flasche A (Fig. 3) verbinde man durch einen Draht oder eine Kette mit einem Stück Drahtnetz B, das an einem Seidenfaden aufgehängt ist. Etwa 50 cm unter B steht auf isolierender Unterlage eine Spirituslampe C, deren Brenner mit Goldblattelektroskop D leitend verbunden ist. Man lade nun A an der Elektrisiermaschine; sowie man dann den Docht von C entzündet, divergieren die Goldblättchen von D. Berührt man den Knopf von D mit dem Finger, so gehen die Goldblättchen zusammen, divergieren aber sofort wieder, sobald man den Finger entfernt. Der Grund ist offenbar der, daß die Flammenspitze von C jederzeit so viel Elektrizität aus dem mit A verbundenen B heraussaugte, wie in D Raum findet. Verbindet man nun A mit C und B mit D, so zeigt sich wiederum die Divergenz der Goldblättchen, der Grund ist aber diesmal ein anderer: die Flammenspitze von C läßt die von A kommende Elektrizität auf B ausströmen, von wo sie nach D gelangt.



Elektrische Ausströmung aus Spitzen. Figur 3.

Die im vorstehenden gegebenen Erläuterungen werden im Vereine mit den beschriebenen Experimenten jedenfalls zu weiteren Ueberlegungen und Versuchen Anlaß geben, und das soll auch ihr Zweck sein; ausdrücklich sei aber dabei nochmals darauf aufmerksam gemacht, daß Spitzen in Wirklichkeit keine Saugkraft besitzen und daß man gut thut, bei jedem dahin gehörigen Experimente sich den wahren Sachverhalt klar zu machen.

Ein Kunststück.

Nimm von einem ungefähr 6 qcm großen weißen Leinenflecken die 4 Ecken mit Daumen und Zeigefinger zusammen und unterbinde sie mit weißem Faden. Diesen Leinenflecken verbirgst Du im rechten Aermel mit einem 15 cm langen weißen Faden, am vorderen Ende desselben befestigt, so daß die Ecken nach unten hängen. Willst Du das Kunststück, nämlich ein Taschentuch zu zerschneiden und dies später unversehrt wieder vorzuzeigen, nun vor sich gehen lassen, erbittest Du ein weißes Taschentuch, nimmst dasselbe mit einem Zipfel in die rechte Hand, und, indem Du es etwas ausschüttelst, rutscht der Leinenflecken aus dem Aermel und kommt hinter das in Falten herabhängende Taschentuch zu hängen. Nun erfasse mit der linken Hand von vorne das Taschentuch, etwas von schräg unten zugreifend, und nimm den herabhängenden Leinenflecken mit. Ein kurzer Riß trennt ihn vom Aermel. Nun hebst Du die linke Hand, so daß das Taschentuch mit seinen Enden über dieselbe herabhängt und greifst gleichzeitig mit der rechten Hand zu, so zwar, daß Du den Leinenflecken zwischen Daumen und Zeigefinger und das Taschentuch, dessen Zipfel Du herunterhängen läßt, in der rechten hohlen Hand hältst. Sodann lasse von einem der Zuschauer von dem zwischen Daumen und Zeigefinger hervorragenden Zipfel mit einer Schere ein Stück abschneiden und nun zeigst Du das scheinbar zerschnittene Taschentuch vor.

Um dasselbe wieder ganz zu machen, nähere das abgeschnittene Ende dem anderen Ende und reibe beides etwas gegeneinander, hierbei den Leinenflecken und abgeschnittenen Zipfel mit aller Vorsicht und Geschicklichkeit in die linke Hand gleiten lassend. Alsdann kannst Du das Taschentuch, natürlich unter stürmischem Applaus, wieder ganz zeigen und mit Dank zurückgeben.

Kleines Zeug.

Einen Obersten, welcher nach seiner Rückkehr von Paris in das Tabakskollegium eingeladen ward, wo es bekanntlich ganz ungezwungen hergirg, fragte König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, wie er die königliche französische Familie gefunden habe. „Ach," erwiderte der Offizier, „Ew. Majestät halten zu Gnaden, es ist lauter kleines Zeug für's dritte Glied, keiner mißt über fünf Fuß!"

Logogriph.

Es liegt ein Ort im Schweizerland,
An dem ein kleines Heer
Mit stärkrem Feind den Kampf bestand
In tapfrer Gegenwehr.
Tauscht ihr den ersten Laut mit B,
So dehnt's an manchem Haus,
Geschmückt mit Blumen, rot und blau,
Voll Wohlgeruch sich aus.

Auflösung des Homonyms in Nr. 17.

„Lot."

Auflösung des geographischen Zahlenrätsels in Nr. 15.

K	M	A	V	**F**	I	F	S
o	a	n	**i**	r	**n**	o	a
n	n	**n**	c	i	n	**r**	l
s	**s**	a	t	t	s	ch	**o**
t	f	b	o	z	b	**h**	n
a	**e**	e	r	l	**r**	e	i
n	l	**r**	i	**a**	u	i	ch
z	d	g	**a**	r	ck	m	**i**

Auflösung des Zahlenrätsels in Nr. 17.

V	i	o	n	**v**	i	l	l	e
P	a	r	**t**	h	**e**	n	o	n
P	a	**t**	r	i	a	**r**	c	h
D	**o**	n	i	z	e	t	**t**	i
G	r	e	n	a	d	i	e	**r**
P	**f**	a	l	z	g	r	**a**	f
N	e	**u**	e	n	b	**u**	r	g
S	u	d	**a**	n	**e**	s	e	n
S	t	e	i	**n**	m	e	t	z

Schlagfertig.

Als Schiller von 1773—1780 die Karlsschule besuchte, welche Herzog Karl Eugen von Württemberg gegründet hatte, war es Sitte, daß die Schüler am Sonntag die Weste mit drei Knöpfen zumachten, um das Jabot frei heraussstehen zu lassen, in der Woche jedoch mußten sie vier Knöpfe an der Weste schließen. Die Putzsüchtigen unter den jungen Leuten knöpften aber auch an den Schultagen nur drei zu und freuten sich an den weitausgelegten Busenstreifen.

Einst wurde Schillers Nebenmann von dem vorgesetzten Offizier darüber zurecht gewiesen, doch schnell entschlossen entschuldigte sich dieser mit der Ausrede, der Knopf sei „zufällig aufgesprungen" und der Offizier ließ es gelten.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Schiller hatte gearbeitet und kam unbekümmert um die militärische Regel mit geschlossener Weste zur Parade. Der Hauptmann machte ein finsteres Gesicht. „Schiller" schnauzt er ihn an.

„Herr Hauptmann?" —

„Was ist heute für ein Tag?" —

„Hm, Sonntag." —

„Mit wieviel Knöpf' ist das Gilet am Sonntag geschlossen?" —

„Hm, mit drei." —

„Wieviel hat er zu?" —

„Ich? Eins, zwei, drei, vier."

„Wie kommt das?"

„Ah — s'ischt mir einer zug'sprunge!"

Die Putzsucht laß den Modegecken,
Du aber kleide Dich ohn' Zieren,
Man muß sich nach der Decke strecken,
An Modentand kein Geld verlieren.
Rein sein und sauber alle Zeit
Ist besser als das ten'rste Kleid!

Carl Cassau.

. . . . Sie drückten ihm die Hände, und Anciano antwortete: „Davon später, Sennor. Es gibt Notwendigeres zu besprechen. Sie sollen zwei gefangene Männer retten." . . . .

Das Vermächtnis des Inka.

Von Karl May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers", „Geist der Llano estakata", „Kong-Kheon, das Ehrenwort", „Die Sklavenkarawane", „Der Schatz im Silbersee" u. a.

(Fortsetzung.)

Das ist der Vater Jaguar," flüsterte Anciano dem Chirurgen zu.

Der Genannte bildete heute eine ganz andre Figur als in Buenos Ayres. Dort hatte er einen feinen Anzug nach französischem Schnitte getragen und auch schon so einen jeden mit seiner gewaltigen Figur imponiert. Hier aber in dem Lederanzuge und in den langen Stiefeln sah er noch ganz anders aus. Es war, als ob diese Gestalt gar nicht ohne dieses Habit gesehen werden dürfe. Er nahm zunächst keine Notiz von dem Chirurgen, sondern wendete sich an dessen Begleiter und rief sichtlich erfreut, indem er ihnen die Hände entgegenstreckte:

„Anciano und Hauka! Hier unten im Chaco! Was hat denn euch bewogen, von euern Bergen herabzusteigen, und welcher Zufall führt euch grade heut an diesen Ort?"

Sie drückten ihm die Hände, und Anciano antwortete:

„Davon später, Señor. Es gibt Notwendigeres zu besprechen. Sie sollen zwei gefangene Männer retten."

„Wie? Zwei Gefangene retten? Das klingt ja sehr nach Abenteuer! Wer sind diese Leute?"

„Don Parmesan wird es Ihnen sagen."

Der Vater Jaguar wendete sich jetzt dem Genannten zu. Seine Augenwinkel zogen sich ein wenig mißmutig zusammen, als er zu ihm sagte:

„Don Parmesan? Diesen Namen habe ich schon gehört, und ich denke, Sie auch schon gesehen zu haben. Werden Sie nicht zuweilen El Carnicero genannt?"

„Allerdings," antwortete der Gefragte; „aber ich dulde es nicht, daß man mir

diesen Namen gibt. Ich bin der Doktor Parmesan Rui el Iberio de Sargunna y Cast — — — —"

„Schon gut!" unterbrach ihn der Vater Jaguar. „Sie wollen mir sagen, wer die Männer sind, welche meiner Hilfe bedürfen?"

„Es sind zwei deutsche Señores."

„Deutsche? Ist's möglich?"

„Ja. Sie wollten Ihnen nach, um im Chaco alte Tiere auszugraben."

„Alte Tiere? Meinen Sie etwa vorweltliche?" fragte der Riese, indem er die Brauen in mißmutiger Erwartung höher zog.

„Ja, vorweltliche; das stimmt. Es war eine Gigantochelonia."

„Diesen Namen habe ich noch nicht gehört; mein Latein sagt mir aber, daß es sich wahrscheinlich um eine Riesenschildkröte handelt."

„Richtig, Señor! Bei der Schale der Kröte war es, wo wir erwischt wurden."

„Wie hießen diese Deutschen?"

„Der Kukuk kann sich solche Namen merken! Einer war Doktor und der andre sein Diener."

„Doktor Morgenstern?"

„Ja, ja, so klang es."

„Und Fritze Kiesewetter?"

„Ganz recht, ganz recht! Kiese — — war's, Kiese — —!"

„Welche Menschen! Ich glaube, die sind mir von Buenos Ayres bis hierher nachgelaufen!"

„Das nicht; aber per Dampfer nachgefahren und dann von Santa Fé aus nachgeritten. Dieser Doktor Mor — Mor — oder wie er heißt, ist ein ganz lieber Señor, hat aber seine Schrullen. Er will nur von seinen Tierknochen hören und ist auf nichts andres zu bringen. Mit der Chirurgie zum Beispiel darf man ihm gar nicht kommen, und das ist doch das interessanteste Feld, welches es nur geben kann. Was sagen Sie wohl zu einer Operation des Zungenkrebses in Komplikation mit Nasenpolypen. Das müßte doch ein — — —"

„Lassen wir den Krebs und die Polypen!" fiel ihm der Vater Jaguar in die Rede. „Erzählen Sie mir in Kürze, was geschehen ist!"

Der Chirurg gehorchte dieser Aufforderung. Während er sprach, traten die Gefährten des Vater Jaguar herzu, um ihm zuzuhören. Es waren lauter kräftige Gestalten, denen man es ansah, daß sie schon manches erlebt hatten und wohl vor keiner Anstrengung und keiner Gefahr zurückschreckten. Die drei, welche mit ihm in Buenos Ayres gewesen waren, befanden sich auch dabei. Auch sie machten jetzt einen ganz andern Eindruck als damals, wo sie im Gesellschaftsanzuge steckten. Als Don Parmesan seinen Bericht beendet hatte, trat zunächst tiefe Stille ein. Keiner wollte reden, bevor der Anführer das Wort ergriffen hatte. Dieser sah eine kleine Weile nachdenklich vor sich nieder und fragte dann, sich direkt an einen seiner Gefährten wendend:

„Was meinst du dazu, Geronimo? Hast du dir die Sache schon zurechtgelegt?"

Dieser Geronimo war ein nicht zu hoher, aber sehr breitschulteriger Mann mit dichtem schwarzem Vollbarte und einer bedeutenden Habichtsnase. Er hätte für das Urbild eines Räuberhauptmanns genommen werden können, war aber ein sehr ehrlicher Kerl und der Liebling des Vater Jaguar, dessen Lehren und Unterweisungen er sich am meisten zu nutze gemacht hatte. Er zuckte leicht die Achsel und antwortete:

„Zunächst kommt es wohl darauf an, ob du denkst, daß wir diese unvorsichtigen Leute stecken lassen sollen oder nicht."

„Sie müssen heraus aus der Falle, in welche sie geraten sind. Sie sind Landsleute von mir. Ich habe diesem Doktor Morgenstern wohl fünfzigmal gesagt, daß ich ihn nicht mitnehmen kann, und konnte unmöglich ahnen, daß er mir dennoch folgen werde. Eine kleine Strafe könnte ihm nichts schaden; aber befreien muß ich ihn, sonst kann ihm seine Aehnlichkeit mit dem Obersten, den ich noch nie gesehen, verhängnisvoll werden."

„So fragt es sich, ob sich die Abipones noch dort befinden. Wäre dies der Fall, so ritten wir einfach hin."

„Sie sind wohl nicht mehr dort," fiel da der alte Anciano ein. „Die Señores müssen mir verzeihen, wenn ich mir diese Bemerkung erlaube. Ich habe Gründe dazu."

Er erzählte von den Abipones, welche er gesehen hatte, und beschrieb die Stelle, wo er an sie geschlichen war.

„Befanden sich Weiße bei ihnen?" fragte der Vater Jaguar.

„Nein."

„Dennoch möchte ich überzeugt sein, daß die beiden Indianertrupps zusammengehören. Es handelt sich sehr wahrscheinlich um ein Pronunciamento. Die Abipones sollen aufgewiegelt werden. Man hat Verstecke angelegt, um sie genügend bewaffnen zu können. Die Schutzdecke eines solchen Magazins hat der Doktor für das Rückenschild seiner wunderbaren Gigantochelonia gehalten. Selbst wenn man sich überzeugt, daß er nicht der Oberst ist, hat er so viel gesehen und erfahren, daß man sich leicht veranlaßt sehen kann, ihn schweigsam zu machen. Hier zu Lande gilt ein Menschenleben nichts, und das eines Ausländers noch weniger als dasjenige eines Inländers. Und also Antonio Perillo war dabei? Dieser Stierkämpfer und notorische Schurke ist also auch mit in die Revolte verwickelt. Ich habe ein Wort mit ihm zu reden. Der Hauptmann Pellejo ist ein Verräter. Und der dritte? Wer war er? Wie wurde er genannt?"

„Wie er heißt, das weiß ich nicht, denn sein Name blieb verschwiegen," antwortete der Chirurg.

„Beschreiben Sie ihn mir."

„Er war von langer und starker Gestalt, wenn auch nicht so sehr wie Sie, Señor Jaguar."

„Alt oder jung?"

„Aelter als die andern."

„Welche Rolle schien er zu spielen? Diejenige eines Untergebenen?"

„Nein, ganz und gar nicht. Er schien vielmehr der Vornehmste von allen zu sein. Er sprach so, als ob er es sei, der zu befehlen habe."

„Was er ist, ein Offizier, ein Estanziero, ein Gaucho, das konnten Sie wohl nicht erraten?"

„Nein. Er sah ganz wie einer aus, der sich stets im Freien bewegt, wie ein Yerbatero, ein Cascarillero oder ein Gambuf — — —"

Er hielt inne und besann sich wie einer, dem etwas Wichtiges einfällt.

„Nun, was ist's? Warum schweigen Sie? Wollten Sie Gambusino sagen?"

„Ja, ja, Gambusino. Da fällt mir doch noch ein, daß er von dem Kapitän der größte Gambusino genannt wurde."

„Das ist schon etwas. Also ein Namen wurde aber nicht genannt?"

„Nein. Und wurde er genannt, so habe ich nicht darauf geachtet."

„Der größte Gambusino!" fiel da Geronimo ein. „Sollte es etwa gar Benito Pajaro sein, der sich ja den größten Gambusino nennen läßt?"

„Möglich," antwortete der Vater Jaguar. „Ich bin diesem Manne sonderbarerweise noch nicht begegnet, habe aber

gehört, daß er von langer und starker Gestalt ist. Nun, jedenfalls werden wir erfahren, mit wem wir es zu thun haben, denn ich bin sehr entschlossen, diesen Señores einen Strich durch ihre Rechnung zu machen. Sie wollen sich gegen Mitre empören, einen General, den ich achte und sehr wertschätze. Schon deshalb möchte ich ein Wort mit ihnen reden. Dazu kommt, daß sie sich an meinen Landsleuten vergriffen haben. Ich hoffe, ihr seid mit von der Partie und werdet mich nicht im Stiche lassen!"

„Nein, nein; das versteht sich ganz von selbst!" rief es im Kreise.

„So will ich euch sagen, wie ich mir die Sache denke. Die beiden Trupps gehören zusammen. Die Indianer, welche die Deutschen gefangen genommen haben, werden den andern Trupp aufsuchen, und zwar höchst wahrscheinlich noch heut. Sie werden alle da lagern, wo dieser unser Señor Anciano die Roten beobachtet hat, und die Gefangenen befinden sich natürlich bei ihnen. Wir reiten jetzt hin und kommen dort an, wenn es Abend geworden ist. Die Waldesöffnung wird trotz der Dunkelheit zu finden sein, und dann werden uns die Lagerfeuer als Führer dienen. Was wir thun werden, um die Gefangenen zu befreien, weiß ich jetzt noch nicht; aber wenn ich mich an sie geschlichen und sie beobachtet habe, wird sich leicht ergeben, in welcher Weise wir zu handeln haben. Also auf, zu den Pferden! Die Sonne berührt schon den Horizont, und in einer Viertelstunde ist es dunkel."

Die Männer sattelten ihre Pferde. Anciano und Hauka waren zu Fuße gekommen; sie mußten also hinter zwei andern Reitern aufsteigen. Anton, der Neffe des Bankiers, hatte sofort eine Zuneigung zu dem jungen, hübschen Inka gewonnen; er kam zu ihm und sagte in der höflichen spanischen Weise:

„Señor, Sie werden gezwungen sein, zu zweien zu reiten. Darf ich Ihnen einen Sitz bei mir anbieten?"

Ueber das ernste Gesicht des Inka, auf welchem gewöhnlich der den südlichen Indianern eigentümliche wehmütige Zug zu beobachten war, glitt ein freundliches, dankbares Lächeln, und er antwortete:

„Ich werde Ihnen beschwerlich fallen, Señor, nehme aber Ihr Anerbieten an. Vielleicht ist es mir möglich, Ihnen einen andern Dienst zu erweisen. Ich heiße Hauka; wie darf ich Sie nennen?"

„Mein Name ist Antonio. Sie werden mir nicht lästig fallen; ich freue mich im Gegenteile darauf, mit Ihnen reiten zu dürfen. Sie werden wohl besser zu Pferde sitzen als ich; darum bitte ich Sie, mir den Sattel zu überlassen."

Er stieg auf, und Hauka sprang hinter ihm flink auf das Pferd. Anciano leistete einem der andern Reiter Gesellschaft. Dann ging der Ritt an dem Rande des Waldes hin, ganz denselben Weg zurück, den die beiden gekommen waren. Die Sonne senkte sich hinter dem Horizonte hinab, und der kurzen Dämmerung folgte der Abend.

Der alte Anciano ritt mit seinem Sattelgefährten neben dem Vater Jaguar voran. Ihnen folgten Anton Engelhardt und der junge Inka mit Geronimo, dem Lieblinge des Vater Jaguar. Man bemühte sich, alles Geräusch zu vermeiden, und da der Boden weich und grasig war, so drang der Hufschlag nicht weit, und es war nur hie oder da das Schnauben eines Pferdes zu vernehmen. So ging es weiter und weiter, bis Anciano halten blieb und den Inka in spanischer Sprache, so daß die andern es verstehen konnten, mit unterdrückter Stimme fragte:

„Ich denke, wir müssen den Einschnitt sofort erreichen. Was meinst du, mein Sohn?"

„Eben wollte ich dich auf dasselbe aufmerksam machen, mein Vater," antwortete der Gefragte. „Ich sehe trotz des Dunkels hier links einen hohen Laureliabaum, welcher mir auffiel, als wir aus dem Einschnitte kamen. Er ist nicht weit von dem letzteren entfernt."

„So werden wir absteigen und die Pferde etwas zurückschaffen müssen. Ihr Schnauben könnte uns verraten, denn wir wissen nicht, ob die zweite Truppe, bei welcher sich die Gefangenen befinden, schon da ist oder erst noch ankommen wird."

Diese Worte zeigten, daß der alte Indianer ein sehr um- und vorsichtiger Mann war, und da der Vater Jaguar keine Einwendung machte, so ritten die Männer eine kleine Strecke zurück und stiegen dann ab, um ihre Pferde an die den Waldesrand bildenden Bäume und Sträucher zu binden. Während dies geschah, hörte man die zwar leise, aber doch allen vernehmliche Stimme des Indianerknaben:

„Still, Señores! Ich höre etwas."

Keiner bewegte sich. Der Inka lag auf der Erde, das Ohr fest auf dieselbe gelegt.

„Es kommen Reiter," meldete er. „Sorgen Sie dafür, daß unsre Pferde nicht schnauben!"

Jeder trat zu seinem Tiere, um demselben die Nüstern mit der Hand zu bedecken. Ja, es kamen Reiter. Zunächst hörte man den im Grase dumpf klingenden Hufschlag ihrer Pferde; sodann vernahm man auch die Stimmen derer von ihnen, welche miteinander sprachen. Sie kamen von rechts, vom Flusse her und ritten dem Walde entgegen.

„Wirst du uns auch richtig führen, Brazo valiente?" hörte man jemand fragen. „Es ist kein Vergnügen, des Nachts eine schmale Lücke des Waldes zu suchen."

„Das war Antonio Perillo," flüsterte der Vater Jaguar seinem Geronimo zu. „Ich kenne seine Stimme."

„Ich kenne jeden Pferdeschritt in dieser Gegend," antwortete ein zweiter in gebrochenem, aber deutlichem Spanisch. „Wir sind genau in der Richtung. Eine hohe Laurelia steht da, wo der Wald sich trennt. Wir müssen sie sofort sehen."

Jetzt waren die Reiter so nahe, daß sie, obgleich es ziemlich finster war, den Wald erkennen konnten.

„Da ist das Holz," rief die zweite Stimme, „und da ist die Laurelia. Sie sehen, daß ich die Richtung gerade wie eine Schnur genommen habe. Einige Schritte nach rechts, und wir werden auf den Einschnitt treffen."

Sie lenkten nach der angedeuteten Richtung und waren dann nicht mehr zu sehen und zu hören.

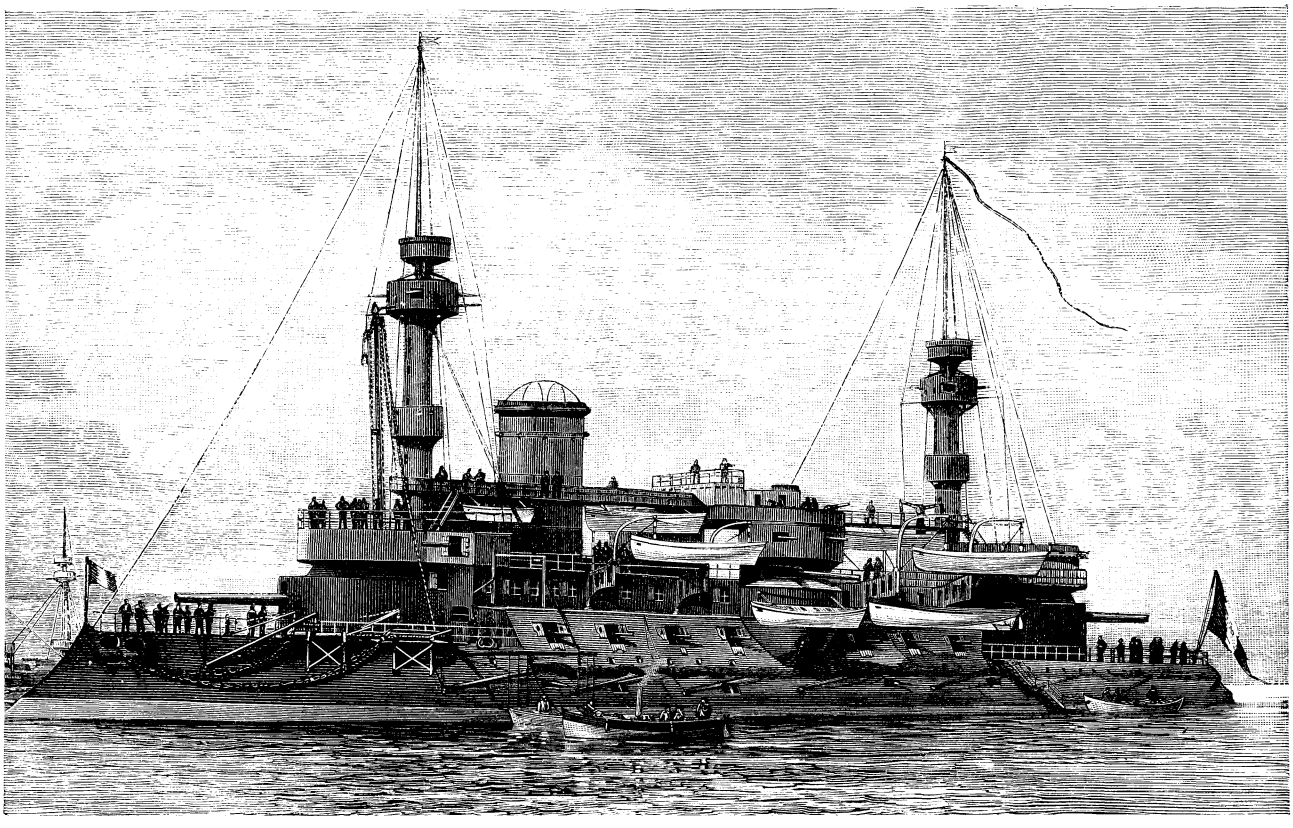
„Wie gut, daß wir nicht dort bei der Laurelia halten geblieben sind!" sagte Geronimo. „Sie hätten uns ertappt. Was thun wir jetzt?"

„Warten!" antwortete der Vater Jaguar. „Wir können nicht eher handeln, als bis der eine Trupp zu dem andern gestoßen ist und sie sich alle gelagert haben. Kannteſt du die zweite Stimme, welche wir hörten?"

„Es war mir freilich so, als ob ich sie schon einmal vernommen hätte, aber ich weiß nicht, wo und von wem."

„So will ich es dir sagen. Der, welcher Antonio Perillo antwortete und den Weg so genau kannte, war El Brazo valiente, der ‚tapfere Arm', der Häuptling der Abipones."

„Caramba! Das ist wahr; jetzt besinne ich mich. Es war der ‚tapfere Arm'. Wir haben doch schon einige Male mit ihm gesprochen. Also er ist es, der die



Das französische Panzerschiff „Le Hoche".

Deutschen gefangen genommen hat! Er gibt sie nicht freiwillig heraus."

„Nein. Früher waren wir mit ihm befreundet; da hätte er sie mir zuliebe losgelassen; jetzt aber wird es ihm nicht einfallen, dies zu thun."

„So zwingen wir ihn!"

„Zunächst nicht zwingen, keine Gewalt anwenden. Wozu Blut vergießen, wenn uns die List viel leichter, viel sicherer und ohne alle Verluste zum Ziele zu führen vermag."

„Ah! Also wieder eins deiner Kunststücke?" lachte Geronimo fröhlich auf.

„Ja. Du thust doch mit?"

„Natürlich! Frage doch nicht erst! Du weißt ja, wie gern ich dabei bin. Du meinst also, daß wir sie herausholen werden?"

„Wir werden wenigstens den Versuch machen. Es kommt ganz auf die Oertlichkeit an und auf die Art und Weise, wie sie lagern."

„Und wenn es uns gelingt? Was dann?"

„Dann reiten wir ruhig weiter."

„So! Denkst du nicht an das Pronunciamento, an die Revolution, welche sie planen?"

„Die geht uns eigentlich nichts an."

„O doch! Wir sind gute und treue Unterthanen unsres Präsidenten. Wollen wir ruhig zusehen, daß er abgesetzt, vielleicht gar getötet wird?"

„Dazu kann es nicht kommen. Ich weiß zwar nicht, wer an der Spitze dieser Meuterer steht, keinesfalls aber ist es ein Bursche, der es mit Mitre aufzunehmen vermag."

„Möglich, sogar sehr wahrscheinlich; aber selbst den Fall gesetzt, daß die Empörung niedergedrückt wird, so steht es doch fest, daß sie vielen, vielen Menschen das Leben und das Eigentum kosten wird. Haben wir das dann nicht auf unsrem Gewissen?"

„Hm!" brummte der Vater Jaguar, welcher ganz der Meinung seines Gefährten war, diesen aber ein wenig warm werden lassen wollte. „Sollen wir, um andre zu retten, uns selbst in Gefahr begeben?"

„Natürlich! Das versteht sich ganz von selbst! Das ist unsre Pflicht und Schuldigkeit! Ich begreife dich nicht. Du fürchtest dich doch sonst vor keinem Menschen, und jetzt sprichst du von Gefahr! Als ob von einer großen, schrecklichen Gefahr die Rede sein könnte, wenn man sich zwischen diese Abipones schleicht, um ihnen in aller Stille zwei Gefangene abzunehmen. Und selbst wenn du recht hättest, verdienen diese Burschen eine Züchtigung dafür, daß sie sich ohne alles Recht an deinen Landsleuten vergriffen haben. Oder nicht?"

„Das gebe ich zu."

„Also dürfen wir uns nicht so heimlich davonschleichen, sondern wir müssen ihnen eine scharfe Lehre geben."

„Das kann doch nur dadurch geschehen, daß wir unsre Waffen brauchen?"

„Ja. Wir schießen einige von ihnen nieder."

„Nein. Das thue ich nicht. Wenn es nicht unbedingt notwendig ist, töte ich keinen Menschen."

„Das ist wieder eine jener Ansichten und Meinungen, welche du aus dem Norden mitgebracht hast. Es thut dir leid um die dortigen roten Völker, welche so elendiglich umkommen müssen. In Beziehung auf sie magst du recht haben, denn es ist wirklich schade um die tapfern, kühnen Männer, von denen du uns erzählt hast. Aber unsre südlichen Indianer besitzen diese Tugenden nicht; sie sind feig, mutlos und niederträchtig. Sie brechen aus ihren Wäldern hervor, um nächtlicherweise zu stehlen und die Schläfer zu ermorden. Finden sie aber Gegenwehr, oder werden sie gar selbst angegriffen, so rennen sie davon wie geprügelte Hunde. Leute,

welche mit vergifteten Pfeilen schießen, kann man weder achten noch bemitleiden. Es juckt mich wirklich in den Händen, ihnen zu zeigen, was es heißt, sich mit dem Vater Jaguar und seinen Männern zu verfeinden."

„Laß es jucken! Heute wollen wir froh sein, wenn es uns gelingt, die beiden unschuldigen Menschen frei zu machen. Ist das geschehen, so wollen wir sehen, was weiter zu thun sein wird."

„Wie viele Leute nimmst du mit?"

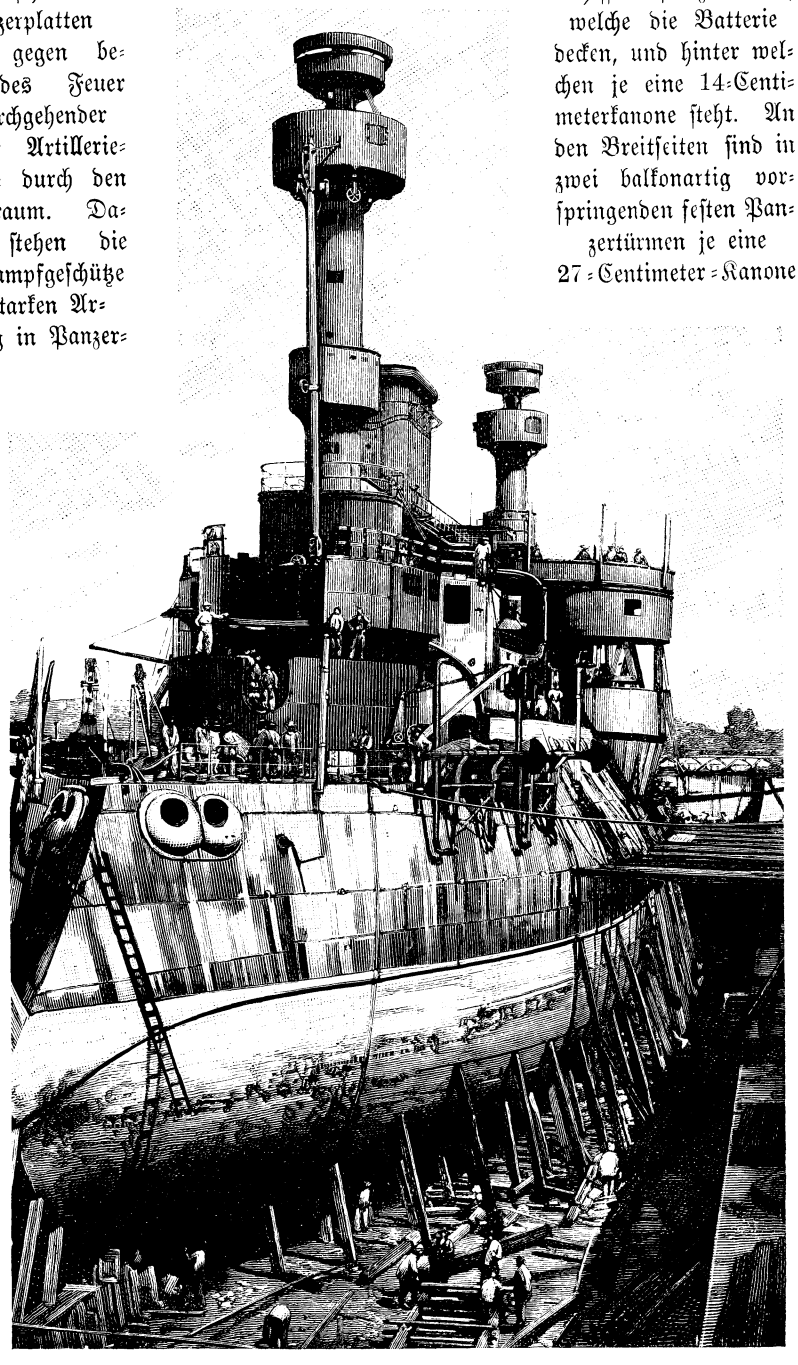
„Zunächst nur dich. Die andern bleiben hier. Je weniger wir sind, desto schwerer werden wir bemerkt."

Obgleich diese Unterhaltung so laut geführt worden war, daß alle diese letzte Bestimmung zu hören vermochten, fiel es doch keinem ein, sich gegen dieselbe aufzulehnen. Die Gesellschaft hatte zwar kein eigentliches Oberhaupt, und ein jeder besaß dasselbe Recht wie der andre, aber die Persönlichkeit des deutschen Riesen, der nicht nur körperlich, sondern auch geistig alle überragte, brachte dennoch den Eindruck vor, daß jeder ihn schweigend als den Führer, welchem man Gehorsam schuldete, anerkannte. (Forts. folgt.)

Neue Schiffskolosse.

Die größte Seemacht ist bekanntlich England, die Schiffszahl, über die es verfügt, wird selbst von den zwei nächst starken Marinen zusammengenommen nicht erreicht. Um dieses numerische Uebergewicht einigermaßen im Schach zu halten, haben sich in dem modernen Wettkampfe der Nationen, sich die möglichste Wehrfähigkeit eigen zu machen, namentlich Frankreich und Italien entschlossen, bestrebt zu sein, ihren Neubauten die größtmöglichste Gefechtskraft zu sichern. Von diesem Gedanken ausgehend, sind in Frankreich in dem letzten Jahrzehnt vier schwere Panzerschiffe von gewaltigen Dimensionen erbaut worden, darunter das bereits im Jahre 1889 völlig ausgerüstet gewesene Panzerschiff „Le Hoche", von dem wir unsern lieben Kameraden zu unsern Bildern auch eine kurze textliche Schilderung geben wollen.

Das Kriegsfahrzeug hat eine Länge von 102,04, eine Breite von 19,76 und einen Tiefgang von 8,3 m. Das Gewicht des ausgerüsteten Schiffes (Deplacement) beträgt 10 581 Tonnen. Es hat einen um das ganze Schiff herumlaufenden Gürtelpanzer aus Stahl-Eisen (Compound)-Platten, der am Bug eine Dicke von 40 cm hat, welche bis zur Längenmitte des Schiffes auf 45 cm steigt und von da nach dem Heck bis zu 35 cm abnimmt. In der Höhe der Oberkante des Panzergürtels liegt durch das ganze Schiff ein 8 cm dickes Panzerdeck, unter welchem die Maschine, Kessel, die Munitionskammern, Vorratsräume u. s. w. gegen Steilfeuer aus Geschützen Schutz finden. Die oberhalb des Panzergürtels liegende Batterie hat keinen Panzerschutz. Aber ein Längs- und 16 Querschotte aus Panzerplatten schützen gegen bestreichendes Feuer hindurchgehender schwerer Artilleriegeschosse durch den Schiffsraum. Dagegen stehen die Hauptkampfgeschütze der starken Armierung in Panzertürmen. Je eine 34-Centimeter-Kanone von 7,7 m Rohrlänge steht im Vorder- und Hinterschiff in einem Panzerdrehturm. Unsre Abbildung des auf Stapel liegenden Schiffes zeigt den Bugturm, in dessen Geschützscharte ein Arbeiter steht. Diese Geschütze schießen eine Panzergranate von 420 und eine Zündergranate von 350 kg Gewicht mit einer Pulverladung von 153 bezw. 138 kg, welche den Geschossen eine Anfangsgeschwindigkeit von 550 m erteilt. Von beiden Panzertürmen gehen schräg nach den Bordwänden des Schiffes Panzerwände, welche die Batterie decken, und hinter welchen je eine 14-Centimeterkanone steht. An den Breitseiten sind in zwei balkonartig vorspringenden festen Panzertürmen je eine 27-Centimeter-Kanone



Das Panzerschiff „Le Hoche" während des Baues.

auf drehbarem Geschützstand. Ueber beiden Türmen erhebt sich ein Schutzschirm aus Stahlblech, welcher mit Schnellfeuerkanonen armiert ist. In unsrer Abbildung sind dieselben sichtbar, ebenso sind auch die sieben 14-Centimeterkanonen in der Backbordbatterie zu erkennen. Zu denselben kommt noch je eine 14 Centimeterkanone, welche in der Längsrichtung des Schiffes nach vorn und achter jeder Bordseite feuert. In der Batterie stehen mithin achtzehn 14-Centimeter-Kanonen. Außerdem gehören zur Armierung noch acht 4,7-Centimeter-Schnellfeuer- und zwölf Revolverkanonen, die teils über den Panzertürmen, teils in den Gefechtsmasten aufgestellt sind. Das gewaltige Schiff erhält durch zwei zweicylindrige Compoundmaschinen, welche zusammen 12000 Pferdekräfte aufbringen können und zwei Schrauben in Bewegung setzen, eine Fahrgeschwindigkeit von 17 Knoten. Die Baukosten des Hoche sollen 12 Millionen Mark betragen haben.

Ein junger Held.

Es war im April des Jahres 1809. In einem Bauernhause des Dorfes Hirschstätten im Marchfelde waren Vater, Mutter und Sohn in ernster Stimmung.

Der Vater, ein hoher Mann von vierzig Jahren, stand gerüstet im vollen Kriegerschmucke. Den Tschako auf dem Haupte, das treue Schwert an der Linken, das blanke Feuergewehr im Arme, so gewaffnet stand er da vor seinem beinahe 16jährigen Sohne und vor seinem geliebten Weibe.

Während der Sohn Joseph ihn mit leuchtenden Blicken betrachtete, schaute mit Thränen im Auge sein Weib in das bärtige Antlitz des scheidenden Mannes.

„Ihr, meine Lieben," begann der Krieger jetzt, „schütze euch Gott. Mich leidet es nicht mehr im stillen Hause und am friedlichen Herde. Mein Vaterland, mein Kaiser ruft! Unter seine Adler versammelt er seine Getreuen. Abschütteln will Oesterreich das eiserne Joch des übermütigen Frankenherrschers, und Gott wird mit uns sein. Je größer die Gefahr, desto größer der Mut des ächten Mannes. Und die Gefahr ist größer denn je. — Das alte deutsche Kaiserreich ist von Napoleon zertrümmert; seinen Brüdern und Marschällen gibt er die Kronen deutscher und fremder Länder; deutsche Brüder müssen in seinen Heeren gegen uns kämpfen, und auch der russische Kaiser Alexander hat zu Erfurt mit dem Erzfeinde sich verbündet.

„Aber noch gibt es ein Oesterreich und ein österreichisches Kaiserhaus. Er, der Kaiser, ruft seine Getreuen und an der Spitze des Heeres stehen die edlen Prinzen, um Gut und Blut dem heiligen Werk der Freiheit zu weihen; und wer in dieser Zeit der Schmach und Erniedrigung noch ein Herz hat für Freiheit und Vaterland, der reißt sich los von Weib und Kind, der zieht hinaus mit blanker Waffe und tränkt mit seinem Blute die deutsche Erde, damit aus solcher Saat die Freiheit emporkeime, unsern Söhnen und Enkeln zum Segen.

„So lebe wohl, du mein Weib, ein Wiedersehen gibt es, hier oder dort. — So lebe wohl, du mein Sohn, sei die Stütze deiner Mutter; baue an meiner Stelle das Feld. Und wenn ich gefallen bin im blutigen Streite, so tritt ein an meiner Statt und kämpfe, wie dein Vater, für Freiheit und Recht."

Heilige Stille wehte durch das niedere Zimmer; die Mutter hing an des scheidenden Vaters Hals; Joseph kniete vor ihm und segnend legte der Landwehrmann seine Hand auf das Haupt seines Sohnes. Wohl rollte eine Thräne der Wehmut und des Schmerzes in den Bart des Kriegers; aber mit Gewalt riß er sich los von den Seinen und schritt hinaus zum Thor.

Draußen aber wallten auf allen Wegen und Stegen, aus Hütten und Palästen gleichgesinnte Männer ihm entgegen, und vereint zogen die Mutigen hin in das Hauptquartier des Erzherzogs Karl.

„Mutter, Mutter, laß mich mitziehen mit dem Vater! Bin ich auch noch ein Knabe an Jahren — in meinen Armen ist Kraft, und Mut ist in meinem Herzen. Auch Knaben können fechten und sterben für Freiheit, Kaiser und Vaterland, so bat und flehte der würdige Sohn des Landwehrmannes.

„Bleibe, mein Sohn, und ehre den Willen des Vaters. Ist er gefallen, dann ziehe du hin, so hat er geboten," entgegnete darauf mit Schmerz, aber auch mit Stolz das liebe Mutterherz.

Willig beugte der Sohn sich unter der Mutter Befehl und schaffte am Tage in Feld und Wiese.

Aber am Abend, wenn des Tages Arbeit ruhte, da lauschte sein Ohr begierig jeder Nachricht vom Kriegsschauplatze, und heller glühte sein Auge, als er vernahm, daß die mutigen Oesterreicher und unter ihnen sein Vater bis Bayern vorgedrungen seien.

Und dann, wenn er spät ins Haus zurückkehrte, wo noch das Mütterchen beim Lämpchen am Rocken saß, wenn sie dann vereint des Vaters gedachten, der jetzt vielleicht auf kalter Erde schlummerte, oder wohl gar verwundet ohne Pflege und Hilfe auf fremdem Boden seufzte, da falteten sich die Hände der Frommen, und ein Gebet, inbrünstig aus tiefstem Herzensgrunde, stieg empor zum Sternenhimmel — ein Gebet für den Vater, für den Kaiser, für das Vaterland.

Mehrere Tage gingen hin, und keine bestimmte Nachricht drang in das Dorf. Da kehrte eines Abends spät Joseph blaß und verstört in das Haus zurück. Er hatte gar traurige Kunde zu bringen.

Besorgt schaute das treue Mutterauge in des Knaben bleiche Züge, und erst auf mehrmaliges Fragen begann er mit gepreßter Stimme zu erzählen:

„Der verhaßte Franzosenkaiser hat unsere tapferen Truppen zum Rückzuge gezwungen und in seinem Stolze verkündet: Ehe ein Monat vergeht, will ich in Wien sein. — Bei Pfaffenhofen, Tann und Abensberg, bei Landshut, Eckmühl und Regensburg, haben unsere Soldaten brav und rühmlich gestritten, aber der furchtbaren Macht der fränkischen Reitermassen konnten sie nicht standhalten. Wie ein Sturmwind, daß die Erde erbebt, sind diese schrecklichen Reihen mit Erz verhüllt, dicht geschlossen, herangebraust und haben die Unsern zersprengt und niedergemäht. O, Mutter, Mutter! Laß mich hinziehen, daß ich sehe, wie meinem Vater es ergeht, daß ich an seiner Seite kämpfe. Endlich muß Gott seinem Oesterreich doch helfen!"

„Joseph, mein Sohn! Ehrst du durch solchen Ungestüm deinen Vater? Ist er gefallen, dann ziehe du und kämpfe für ihn. Wer aber Vater und Mutter nicht gehorchen kann, der ist es nicht wert, für das Vaterland zu streiten." Und wieder,

wenn auch mit schwerem Herzen, gehorchte der treue Sohn und eifriger schaffte er in Garten, Wiese und Feld. Aber seine Gedanken flogen oft weit hinweg, weit hin zum Vater in Kampf und Gefahr.

Schon seit einem Monat war der Landwehrmann fortgezogen und noch immer hatten die Seinen keine Nachricht von ihm.

War er gesund und wohlbehalten? Deckten Wunden seinen Leib, oder ruhte er schon mit Tausenden zerschossener Brüder in der kühlen Erde? — Sie wußten es nicht.

Zu Anfang April war er fortgezogen, und jetzt schmückte schon der Mai Wiese, Baum und Strauch mit frischer Farbenpracht.

Da klopfte es eines Morgens mit mattem Schlage an der Thür.

Mutter und Sohn stürzten ans Fenster, wie von böser Ahnung getrieben.

Ein Krieger stand draußen, das Haupt halb verhüllt, den rechten Arm in der Binde.

„Vater, Vater!“ schrieen beide und öffneten mit zitternder Hand das Thor. Doch aus der Verhüllung heraus antwortete eine fremde Stimme. Ein fremder Mund sprach: „Weib, nicht dein Gatte — Sohn, nicht dein Vater ist es, der verstümmelt vom Schlachtfelde sich schleppte. Ihn sah ich stürzen nach wackerem Kämpfen. Unter den Schwertstreichen der fränkischen Eisenreiter sank er zusammen. Gebt mir einen Trunk Wasser und einen Bissen Brot, daß ich mich erquicke und zur Heimat noch schleppe. Sind die Wunden geheilt, dann geht's wieder zur Schlacht. Sieg oder Tod! Ich kämpfe mit der Linken!“

„Tot bist du, Mann meines Herzens?“ seufzte die gebeugte Frau und unter Thränen reichte sie dem Verwundeten das Verlangte, und immer und immer wieder mußte er erzählen, wie der treue Gatte gekämpft, wie er gefallen war — und wenn der Krieger wiederholte: „Weib, dein Mann fiel als ein Held!“ — Dann zog durch allen Schmerz um den Toten eine selige stolze Freude, die nur ein edles Herz kennt, und leise sprach ihr Mund nach: „Weib, dein Mann fiel als Held!“

Der Sohn aber war hinausgestürzt vor das Haus, da draußen im Garten, unter Gottes freiem Himmel kniete er, seine Hand hob sich gefaltet empor zu dem Gott der deutschen geknechteten Erde. Aus dem Knaben war ein Jüngling geworden in dieser ernsten Stunde und er betete: „Herr, sei mächtig in mir Schwachen! Gieße Kraft in meinen Arm! Laß mich kämpfen für mein Vaterland und rächen das Blut meines Vaters!“

Die Mutter aber war leise hinzugetreten mit dem verwundeten Krieger. Beide legten ihre Hand auf das Haupt des Glühenden und mit fester Stimme sprach die edle Frau: „Ja, ziehe hin, mein Sohn; dein Vater ruft. Kämpfe wie er, und,“ fuhr sie fort mit leisem Erbeben, „ist es Gottes Wille, daß auch du fällst, so stirb als Held wie er!“

Die Sonne trat aus den Wolken hervor und beleuchtete mit mildem Frühlingsstrahle die drei, und es wurde ihnen ums Herz, als wollte das freundliche Licht ihnen sagen: „Aus Nacht zum Licht! Hoffet und vertrauet! Gott führt alles herrlich hinaus!“

Bald nahm der Sohn Abschied von dem Stübchen, in dem seine Wiege stand, von dem Hause, in dem er den Morgenschein seiner Jugend verlebt, von dem Mutterherzen, das nun einsam und allein zurückbleiben und trauern sollte.

Aber das Vaterland rief und der tote Vater und er ging. — Bald hatte er die Armee gefunden und war eingekleidet als Husar.

Wohl lächelten die alten, bärtigen Krieger über den jungen Soldaten, aber wenn kühn sein Auge sie anblitzte, da gaben sie's zu: „'s Bürschlein hat's Herz auf dem rechten Flecke.“

Napoleon war in Wien eingezogen.

Das ganze Heer brannte vor Verlangen nach einer Schlacht und auch Joseph wünschte sehnsüchtig den Augenblick herbei, wo er gegen den Feind anstürmen und beweisen sollte, daß er kein Knabe mehr sei.

Von seinem Vater hatte er nichts Gewisses erfahren können.

Die Armee setzte sich in Bewegung und nahm ihren Marsch seiner Heimat zu, in das Marchfeld.

Die Tapferen jubelten, es ging einer großen Schlacht entgegen.

Das französische Heer stand bei Aspern, Eßlingen und Engersdorf. Gegenüber im Felde entfalteten sich die österreichischen Truppen bei Bisamberg, Grasdorf und Wagram.

Es war am 21. Mai. Die Sonne des heiligen Pfingstsonntags ging auf, und über dem österreichischen Heere rauschte es geheimnisvoll, als schwebe der Geist der Pfingsten hernieder und weihe die Krieger zum großen Kampfe. In fünf dunkeln Kolonnen brachen sie gegen den bei weitem stärkeren Erzfeind auf. Die zweite Kolonne führt Erzherzog Karl, der Feldherr, selbst ins Feuer. Die Schlacht beginnt. — Die Kanonen donnern auf beiden Seiten und undurchdringlicher Dampf hüllt alles ein. Grelle Blitze in langen Linien von Aspern her zerreißen auf Augenblicke die Wolken, und furchtbar mäht die weit stärkere feindliche Artillerie ganze Reihen des tapferen Fußvolks nieder. — Das Centrum ist wie überdeckt von des Feindes Kugelsaat. Ein entscheidender Augenblick ist gekommen. — Der Feind stürmt vorwärts und schleudert seine Hauptmacht der bedrohten Mitte zu. Hat er das Centrum durchbrochen, dann wird es ihm leicht, die zwei zerrissenen Flügel zu zermalmen; dann ist die Schlacht verloren, dann ist das Blut vieler Tausende nutzlos vergossen und dem Feinde ein neuer Lorbeer gewunden.

Immer neue Massen wälzen sich gegen das Centrum, immer neue Blitze schleudern ihre Donner gegen dasselbe. Da können die braven Oesterreicher den unermeßlichen Druck des Feindes nicht mehr aushalten — schon wenden sie das Geschütz — schon brechen Napoleons schwarze Eisenreiter aus einem Versteck hervor — sie, mit ihren Helmen, ihren langen Schwertern, ihrem schauerlichen Gerassel, das Entsetzen aller Gegner.

Da sprengt auf bluttriefendem Renner Oesterreichs Held, der Erzherzog Karl, an die gefährdete Stelle: „Halt!“ donnert er mit Löwenstimme den Fliehenden zu.

Seine Braven hören; sie stehen wie ein Mann, wie eine Mauer.

Stolz machen sie kehrt gegen die gepanzerten Reiterscharen. Diese sprengen heran in dem Hochgefühle ihrer noch nie besiegten Macht. — „Feuer!“ kommandiert Karl. — Die Salve erdröhnt. — Tausende wälzen sich in ihrem Blute. — Hoch bäumen sich die Pferde und reißen die noch Lebenden zur Flucht. — Wenige entkommen. — Napoleons Stolz, seine Eisenreiter, sind vernichtet. — Das Centrum ist gerettet.

Doch, die Schlacht ist noch nicht gewonnen. — Aspern, Aspern muß dem Feinde entrissen werden.

Karl winkt seinem ersten Adjutanten herbei und gibt ihm den Befehl, neue Truppen herbeizuführen, um Aspern zu nehmen.

Der Adjutant jagt davon. Er und sein Roß wissen es: bringen sie Hilfe zu rechter Zeit, dann ist der Sieg erfochten; dann ist der Zauber von Napoleons Fahnen gerissen, dann wird das Vaterland endlich frei. Kommt er zu spät, dann ist vielleicht alles verloren.

Schon ist die Ordonnanz die Hälfte des Weges, wie ein Pfeil vom Bogen, über die Ebene gewettert, da donnert französische Artillerie von der Seite her und einige Reiter sprengen gegen ihn an.

Doch Mut gefaßt! Josephs Husarenregiment ist in der Nähe. Es stürzt sich auf den Feind und Josephs, des Knaben, Schwert leuchtet hoch vor allen. — Die Ordonnanz ist umzingelt. Die Feinde hauen auf sie ein. — Da erkennt Joseph mit seinem Falkenblicke die Gefahr des Offiziers. Er sprengt herbei zu seiner Hilfe. — Einer fällt von der Kugel seines Pistols; einem zweiten durchbohrt sein Schwert das Herz; einem dritten schlägt er die Waffe aus der Hand, welche gerade gegen die Brust der schon verwundeten Ordonnanz gerichtet war.

Da trifft eine Kugel das Roß des Offiziers. Beide stürzen nieder und der Arme liegt unter dem vor Schmerz und Wut sich bäumenden Tiere.

„Rette mich! Der Erzherzog wird dir's lohnen!" ruft er seinem Schutzengel zu.

Joseph, wie ein Blitz vom Pferde, zieht behutsam den Gestürzten unter dem noch zuckenden Pferde hervor.

„Ein Pferd! Ein Pferd! Mich sendet Karl mit wichtiger Botschaft!" ruft der Gerettete.

Joseph will nach dem Zügel seines Rosses greifen, um ihm dasselbe anzubieten.

Verwundet bäumt es sich einige Schritte von ihm. — Er fängt es — wirft sich darauf und bringt eilends ein herrenloses, starkes Tier herbei und hilft der Ordonnanz in den Sattel.

„Auf Wiedersehen!" ruft dieselbe dem edlen Retter zu und ist im Pulverdampf verschwunden. Sie richtet ungefährdet den Befehl aus und bringt zu rechter Zeit Hilfe zum Sturm gegen Aspern. Auch Josephs Regiment wird zu gleichem Zwecke beordert. Wo die Gefahr am größten, da ist er; mit jedem neuen Feinde, den sein Schwert fällt, wächst sein Mut. Der Jüngling ist ein Mann, ein Held geworden, und ein Säbelhieb über die Wange hat ihm die Bluttaufe gegeben.

Elfmal am 21. Mai wird Aspern gestürmt, erobert, verloren und wieder erobert, bis es in den Händen der Oesterreicher verbleibt.

Am 22. Mai ist die Schlacht gewonnen und Napoleon nach 15 Jahren des Ruhmes zum erstenmal besiegt.

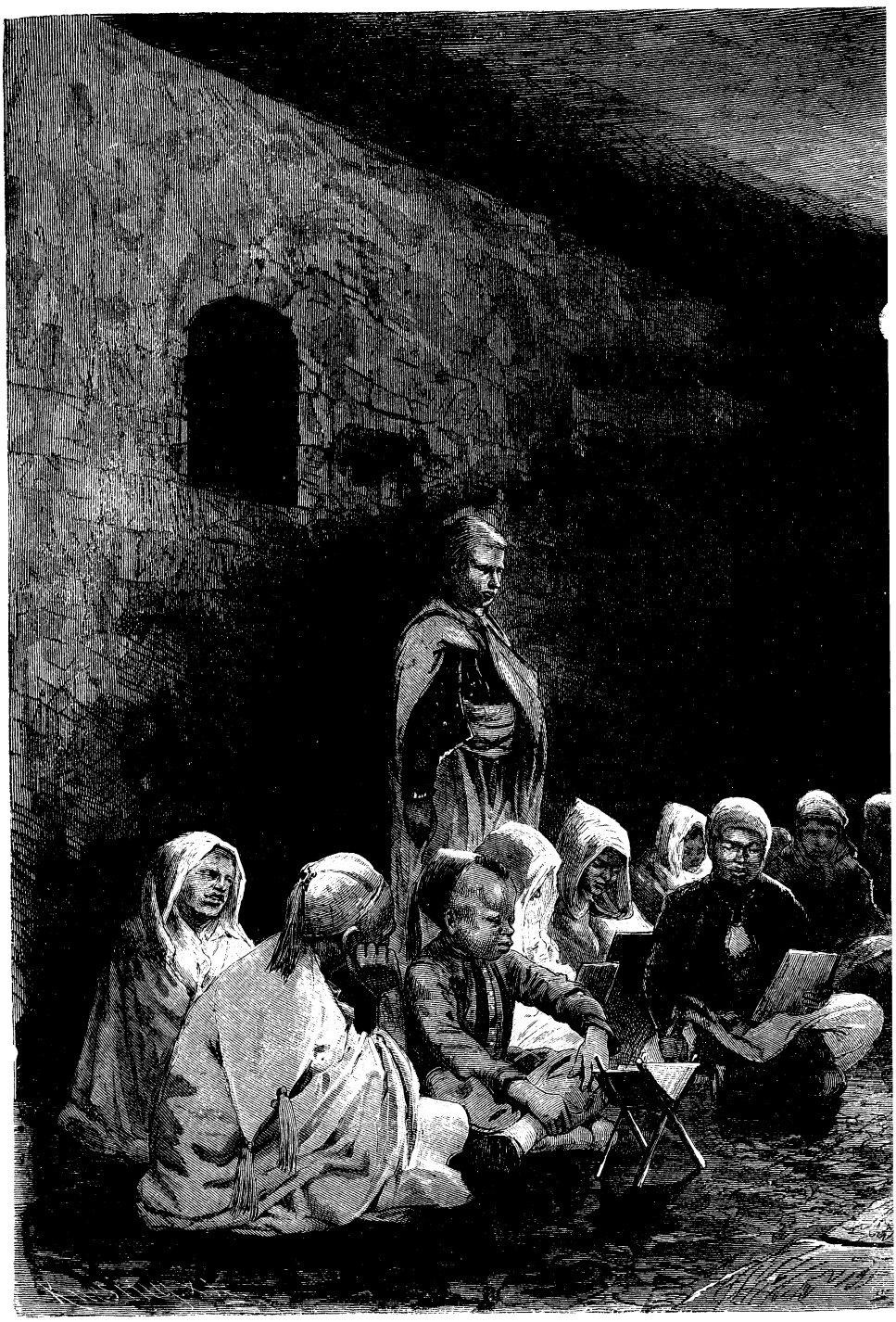
Es ist nach der Schlacht.

Der Erzherzog reitet wie ein leuchtender Engel an den Gliedern seiner übrig gebliebenen Getreuen dahin und wo er sich zeigt, da erzittert die Luft von dem Hurra- und Vivatgeschrei seiner Braven.

Dicht hinter ihm reitet die gerettete Ordonnanz. Der Zug hält vor dem zusammengeschmolzenen Husarenregimente.

Josephs Herz erbebt. Die Ordonnanz reitet suchend an den Gliedern auf und ab. Jetzt hält sie vor ihm.

„Folge mir, Kamerad! Ganz un-



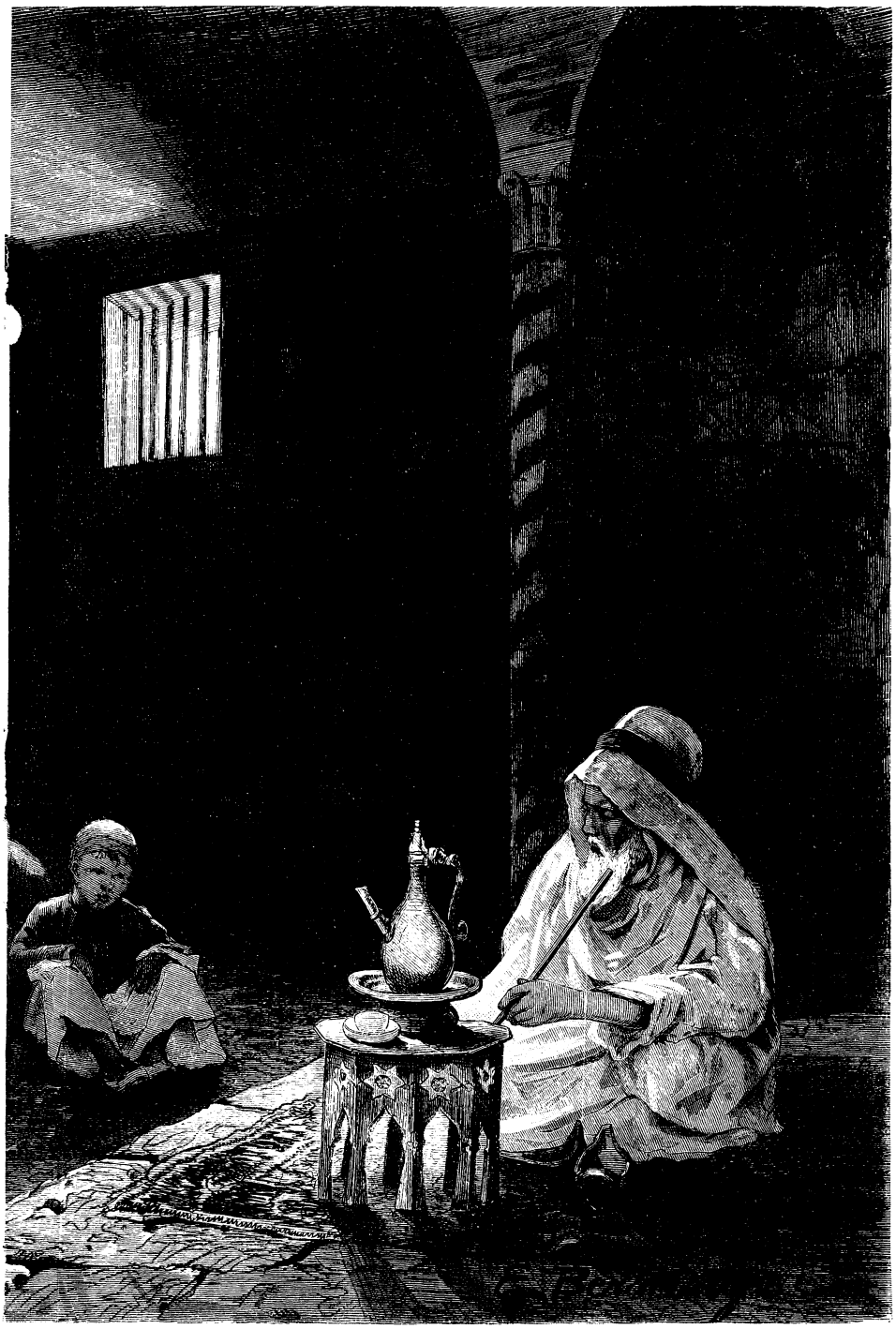
Eine Schu

kenntlich hat die Narbe dich nicht gemacht!"

Willenlos folgte Joseph. Vor dem Erzherzog halten sie.

„Mein Sohn!" spricht dieser mild, „mehr als du selbst ahnst, hast du zum Siege beigetragen. Zweimal hast du meine Ordonnanz gerettet und durch sie Hilfe mir verschafft. In dir ehre ich dein ganzes braves Regiment. Ich ernenne dich zum Offizier und dieser Orden schmücke deine Brust!"

Vor Josephs Augen flimmerte es. Das war der Seligkeit zu viel für sein Herz. — Er wankte vom Pferde.



e in Tunis.

Aber starke Arme fingen ihn auf und eine Stimme riß ihn aus seiner Ohnmacht in die Wirklichkeit zurück, eine Stimme, die er nicht mehr zu hören gehofft.

„Mein Sohn! Mein Sohn! Du liegst am Herzen deines Vaters!" klang es wie Engelsstimme entgegen.

Und sein Vater war es. — Verwundet und gefangen, hatte er es doch möglich gemacht, zu entfliehen. Heute war er wieder beim Heere eingetroffen; heute hatte er den Sieg mit erkämpfen helfen und jetzt lag sein Kind — sein Sohn — ein ordengeschmückter Offizier in seinen Armen.

„Wie wird die Mutter sich über uns freuen!" war das erste Wort des treuen Sohnes.

Wohl dem Vaterlande, das in der Zeit der Not solche Väter, solche Söhne in den Reihen seiner Krieger und solche Mütter daheim im Hause hat!

Yumbi.

(Fortsetzung und Schluß.)

Der nächste Augenblick mußte die Entscheidung bringen, vielleicht den Kampf auf Leben und Tod. Ich hielt den Atem an, mein Herz pochte gewaltig gegen die Rippen, umsonst zwang ich mich zur Ruhe. Da regte es sich in einem der dunklen Löcher der Riesenspinne, ich glaubte ein grünlich funkelndes Lichterpaar wahrgenommen zu haben, da wälzte sich ein Wesen heraus an das Tageslicht — ein kleines Bärlein trottete aus der Höhlung und kam winselnd auf uns zugetrollt. Etwa 20 Schritte vor uns hielt es an, windete mit seiner Stumpfnase nach allen Seiten und begann dann wieder ganz erbärmlich zu winseln, da sprang Harri blitzgeschwind auf und hinaus auf die Freiung, packte die mächtig erschrockene kleine Bestie am Genick, und drängte, da ich bereits kehrt gemacht hatte, mit seiner winselnden Kleinen stürmisch hinter mir her. Wie wir das schon früher erwähnte Plateau erreichten, ist mir zu beschreiben unmöglich, ich glaube, niemals wieder habe ich eine solch beschwerliche, mit Hindernissen dicht besäte Waldesstrecke so schnell zurückgelegt.

Atemlos hielten wir an, zugleich begannen wir uns aber auch bewußt zu werden, daß wir eine Dummheit begangen hatten, denn war die Bärenmutter hinter uns her, so konnte uns alles Laufen nicht retten. Erscheint die Gangweise dieses Wildes im gewöhnlichen Trott, weil es dabei die Beine auf der nämlichen Seite des Körpers gleichzeitig setzt, auch schaukelnd und bummelhaft,

in der beschleunigten Gangart fällt es in einen ausgiebigen Galopp, womit es den Menschen spielend einholt; es klettert bergauf und bergab mit einer Gewandtheit, die man ihm kaum zutrauen sollte. Wir hatten uns durch unsern Lauf bis zur Erschöpfung geschwächt, wir wären jetzt, in dieser Verfassung, eines ruhigen, energischen Widerstandes kaum fähig gewesen. Mit der größten Spannung, die dem Menschen in solch kritischen Lagen stets verliehen zu sein scheint, lauschten wir umher ... ringsum blieb es still.

„Harri, Kopf hoch!" hastete ich meinem Bruder zu, „wir sind immer noch nicht außer aller Gefahr!"

Harri, fast atemlos, nickte. Er hatte, um seine Hände frei zu bekommen, den jungen Bären zwischen seine Beine gezwängt und suchte seine Büchse von dem Schnee zu reinigen, der sich während unsres Laufes reichlich an sie angeballt hatte. Dann entnahm er seiner Jagdtasche die breite Lederleine, die wir stets mit uns führten, wand eine kunstgerechte Schlinge und legte diese seiner Beute um den Hals. Den widerstrebenden Kleinen hinter uns herziehend, nahmen wir unsern Rückzug wieder auf.

Yumbi an den Milchtöpfen.

Da die Lehne des Berges reich war an unwegsamen Felsbildungen, schlugen wir rasch entschlossen die Richtung ein, die wir herwärts innegehalten hatten, wir folgten also unsrer eigenen Spur. War das Plateau erst überschritten, dann ging es auf unsern Schneeschuhen durch das lichtere Holz vollends rasch zu Thal. Die kleine Bestie mußte die Rutschpartie wohl oder übel mitmachen.

Wir hatten die Lichtung fast schon überquert, als wir vor uns das Geräusch brechenden Geästes vernahmen. Wie von einer unsichtbaren Macht festgebannt, hielten wir an und duckten uns unwillkürlich nieder. Wieder bemächtigte sich meiner eine begreifliche Erregung, ich hob eine Hand voll Schnee auf und rieb mir die pochenden Schläfen; mein Auge suchte jetzt noch umsonst nach dem, das sich nahte. Wieder knackte ein Zweig und noch einer, ich hob meine Büchse und legte sie an die glühende Wange. Da tauchte ein zottiges Wesen über den Rand des Plateaus empor, wie ich auf den ersten Blick erkannte, ein Grisli. Die starke graubraune Bärengestalt hielt hart am Rande, windete und äugte über die Lichtung. Das Wild hatte das Plateau genau dort betreten, wo unsre Spur einbrach, es konnte uns somit nicht mehr zweifelhaft sein, daß es unsrer Fährte gefolgt war; die Bestie mußte also vom Hunger getrieben sein, denn sonst wäre sie uns bei unsrer Witterung sicherlich aus dem Wege gegangen. Mit dieser Erkenntnis kehrte meine Fassung und Ruhe wieder. Ich überlegte, ob ich ihr jetzt schon, auf die Entfernung von etwa 50 Schritt eine Kugel zusenden solle, entschied mich aber, noch zu warten, denn der Graue bot uns nur die schmale Stirnseite dar. Er äugte noch immer. Während nämlich sein Gehör und sein Geruchsvermögen ganz vorzüglich entwickelt sind, ist sein Gesicht ziemlich schlecht. Jetzt hatte uns der zottige Geselle erblickt, er stutzte. Mein Bruder rief mir Mut zu und die Aufforderung, ich solle mich, wenn möglich, rechts halten, er wolle ein Gleiches nach links thun. Die Absicht war gut, der eine oder andre von uns hätte das Wild dann eher auf der Breitseite fassen können, doch unsre Lage war bereits so kritisch, daß uns zu solchen Manövern keine Zeit mehr blieb. Harri versuchte es dennoch, er erhob sich und schwenkte, ohne den lauernden Grauen aus dem Auge zu lassen, einige Schritte seitab. Der Bär hatte diese Bewegung mißtrauisch verfolgt, ich wollte Harris Absicht unterstützen, zielte und drückte ab ... Der Knall verhallte, ein heftiges Gebrumm ließ sich vernehmen, der Pulverdampf verzog sich, der Graue hatte es jetzt auf mich abgesehen und kam behende auf mich zu. Er war nur noch etwa 30 Schritte von mir entfernt; ich war noch dabei, eine neue Kugelpatrone in den Lauf einzuführen, da krachte die Büchse Harris, die Kugel saß, der Grisli wankte, er wendete den Kopf nach der Richtung, aus der ihm das Blei zugesandt worden war, in diesem Augenblick mochte die Bärenmutter ihr Junges, das unmittelbar neben Harri stand, eräugt haben, sie erhob ein wildes Gebrumm und stürzte sich wutentbrannt auf meinen Bruder. Er empfing sie mit seinem zweiten Schuß, doch ohne Erfolg. Harri hielt mutig stand, blitzgeschwind drehte er seine Doppelbüchse um, den Lauf in der Hand, den Kolben zum Schlage erhoben, erwartete er stehenden Fußes den Angriff des Feindes. Ich hatte mich inzwischen unwillkürlich einige Schritte genähert, doch auch die Bärin stand bereits dicht vor Harri, erhob sich auf die Hinterfüße, ihn mit den mächtigen Armen zu erwürgen. Schon hoben sich die Vorderbranten zum Schlage, die fürchterlichen Fänge (Zahnreihen) öffneten sich, im nächsten Augenblick mußte die tödliche Umarmung erfolgen, ich zielte und drückte ab, meine Kugel drang der Bärin zwischen Licht und Lose (Auge und Ohr) in den Schädel, ihre Branten streckten sich in ohnmächtiger Wut, das Tier brach zusammen, Harri sank ohnmächtig und nicht unbedeutend an der rechten Schulter verletzt in meine Arme.

— — — — — — — — — —

Seit jenen aufregenden Stunden sind viele Wochen vergangen, Harri ist von seinen Wunden genesen, der recht derbe Nasenstüber, der uns seitens des Vaters zu teil wurde, ist heute zwar ebenfalls verschmerzt, doch haben wir die Lektion sehr wohl im Gedächtnis behalten, das Fell des Bären bildet jetzt die Hauptzierde unsres an Jagdtrophäen reichen gemeinsamen Schlafgemachs, von den Klauen ließen wir uns nach Indianerart

zwei Halsbänder anfertigen, die wir gelegentlich mit vielem Stolze tragen, und Yumbi, der drollige Kauz, der, wie die lieben Kameraden längst erraten haben, kein andrer ist, als jenes erbeutete junge Bärlein, er hat seit seiner Rückkehr aus dem Walde schon wieder manchen losen Streich ausgeführt.

Eines Morgens sollte er gewohntermaßen diejenigen Exerzitien absolvieren, die wir ihm seit einiger Zeit alltäglich auferlegten. Wir hatten nämlich durch ein deutsches Journal, das mein Vater gelegentlich zugeschickt erhält, erfahren, daß man in Europa Meister Petz zu allerlei Kunststücken abrichtet und uns entschlossen, zu erproben, ob nicht auch in unserm jungen Grisli einige Geschicklichkeit zu entdecken und großzuziehen sei. Harri zimmerte sich zu diesem Zwecke eigens ein rundes Holzgestell, das er oben und unten mit Kalbfell überspannte; in den Unterrichtsstunden rührte er die so konstruierte Trommel, während mir die eigentliche Erziehung oblag, deren Resultate bis jetzt allerdings noch viel zu wünschen übrig lassen, obwohl meine Bemühungen und die Haselgerte, die gelegentlich auch ein Wörtchen mitzusprechen hat, schon ganz hübsche Talente an den Tag förderten. Yumbi sollte zuerst auf den Hinterbeinen einher marschieren können, und das geht, dank einer gewissen Naturanlage, schon ganz leidlich. Alsdann erhält er einen Stock zwischen die Vorderbranten oder auf den Nacken gelegt, um so nach dem Bumbum der Trommel einen Tanz auszuführen. Bei dieser Nummer unsres Erziehungsprogramms stoßen unsre Belehrungen immer noch auf hartnäckige Widerspenstigkeiten, die selbst dem sonst recht wohlthätigen Einfluß der Haselgerte Trotz bieten. Heute wollten wir Yumbi recht eindringliche Vorstellungen machen, von seinem Widerstande endlich abzulassen; die Unterrichtsstunde sollte demnächst beginnen, Harri stimmte bereits drunten im Hofe seine Trommel, ich ging Yumbi herbei zu holen, da erhob sich im Hause lebhaftes Schelten, mehrere Frauenstimmen eiferten heftig durcheinander, dazwischen klang der sonore Baß Tipps: „Du sein eine ganz schlechte Kerl, mache du, daß du aus die Haus kommen, du Dieb, du erbärmliche, ich dir verklopfen deine dicke Fell, du nichtsnutzige Sohn von die Mutter, die fast hat gefreß unsre Harri und unsre Tom, du miserabele Bär, du . . .“ und heraus aus dem Hause trottete in der größten Gemütsruhe ganz gemächlich Yumbi, weiß wie ein Polarbär, hinter ihm her der zornige Tipp, in der einen Hand einen Stiefelknecht, in der andern einen hochgeschwungenen Kehrbesen. Anfangs glaubte ich, Yumbi wäre von irgend einer mildthätigen oder boshaften Hand recht tüchtig eingeseift worden, in der Absicht, seinen Pelz einer Generalreinigung zu unterziehen, Harri war der Meinung, er sei in einen Mehlsack gefallen, indessen erfuhren wir bald, daß die Sache ganz anders zusammenhing. Der Schlingel war wieder einmal in die Speisekammer geraten und hatte da entdeckt, daß auf einem ziemlich hoch angebrachten Bretterverschlag eine Anzahl Schüsseln stand, die reichlich mit dicker Milch gefüllt waren. Sein diebisches Verlangen ruhte nicht eher, als bis er ein unter dem Topfbrette stehendes Fäßchen erklettert und endlich mit seinen ungeschickten Tatzen eine der Milchschüsseln ergriffen hatte, die aber boshaft genug war, überzukippen und das unbestimmte Grau seines Pelzrockes in prangend Weiß zu wandeln. Eine ausgiebige Tracht Prügel, die ihm Tipp noch am Orte der That verabreichte, bildete den Schlußeffekt.

Hatte Yumbi schon von dem Tage an, da er von Tipp in den Wald getragen wurde, gegen den Schwarzen eine unverkennbare Abneigung an den Tag gelegt, so hatte sich diese in jüngerer Zeit wesentlich gesteigert, sei es infolge der unsanften Zurechtweisungen, die er von jenem oftmals erfahren mußte, sei es nun, daß ihm allein schon das Aeußere des Niggers wenig sympathisch war. Yumbi kam überhaupt allgemach in das Alter, da ein junger Bär nur noch durch Prügel im Zaum gehalten werden kann; er wird, sieben oder acht Monate alt, ungeschlacht, es beginnt, wenn man so sagen darf, seine Bengelzeit, die kindische Freundlichkeit, Umgänglichkeit, sein ergötzliches Treiben wandelt sich in Roheit und Bissigkeit, er wird freßgierig.

War unser Thunichtgut gegen uns Weiße immer noch recht freundlich und umgänglich, Tipp mochte er, wie gesagt, nicht leiden. Einmal war es, daß er dem Neger aber auch unfreiwillig einen argen Possen anthat.

Wir lagen eines Morgens noch in den Betten, als sich in einem kleinen Nebengebäude, das sich unmittelbar an die Hinterfront unsres Wohnhauses anschloß, ein ungewöhnliches Gepolter hören ließ. Zugleich vernahmen wir Tipps Stimme, die ganz mörderlich schimpfte und wetterte. „Was ist's, Tipp?“ rief ich aufspringend und das Fenster öffnend, ihm zu; seine Schlafstube lag unserm Zimmer fast genau gegenüber.

„O Massa Tom, kommen zu mir, schnell kommen zu mir, ich sein ganz zerstech, an die Kopf, an die Hals, an die Hand, an die ganze Leib sein ich zerstech von die kleine Vogel, was sein voll die ganze Stube und die Bett, o Massa Tom, schnell helfen die arme Tipp! . . .“ Er unterbrach seine Klage und schlug mit einem Bettlaken wie wahnsinnig in seiner Stube umher, daß alle Augenblicke ein

Yumbi über den Schleckereien des Kellers.

Gegenstand ins Kollern kam. Was mochte da vorgehen? Die Sache entbehrte neben dem unverkennbaren Ernste auch der Komik nicht, lächelnd fuhren wir, Harri und ich, in die Kleider und in Kürze waren wir drüben. Kaum hatten wir den Raum betreten, als aber auch wir den nächstbesten beweglichen Gegenstand zu erhaschen suchten und mit ihm fuchtelnd umeinander schlugen, denn das Zimmer war besetzt mit einem Schwarm gereizter Wespen, die sogleich über uns einherfielen.

„Massa Tom, Massa Harri! fest, schlag sie tot, die kleine, kleine Vogel, au, au, au! mich haben eine gestech, schlag sie tot, schlag sie tot, die Teufelsvieh, . . ." wir schlugen nach Leibeskräften um uns, doch ich sah bald die Unmöglichkeit ein, der stechlustigen Eindringlinge Herr zu werden und forderte Harri und Tipp auf, das Feld zu räumen, was wir denn auch schleunigst thaten; es war überhaupt unverständlich, warum Tipp nicht schon längst Fersengeld gegeben hatte.

Als wir uns in Sicherheit befanden, sahen wir, daß Tipp bereits jämmerlich zerstochen war, es juckte und schmerzte ihn an allen entblößten Gliedern, dabei schimpfte er mit der ganzen Kraft seiner Lunge, daß man ihm einen Schabernack angethan hätte und versicherte, daß es dem Betreffenden den Kopf kosten solle.

„Wenn ich erwisch, wer hat gestrichen die Honig in meine Bett, o Massa Tom, der sein eine verlorene Mann!"

„Wie, Honig hat man dir in das Bett gestrichen?"

„O Massa Harri, ich haben geschlafen sehr süß bei die offene Fenster, haben geträumt von die schöne Land, wo ich sein gewesen eine Prinz, sein gekommen der Tag und die kleine Teufelvieh durch die Fenster, haben gegess' von die Honig und haben stechen die arme Tipp, o, o, wenn ich erwisch die schlechte Kerl . . .!"

Und der Missethäter ward bald gefunden, es war kein andrer als Yumbi, der Schlingel. Als wir uns bald darauf, mit Bienenmasken versehen, in das Zimmer eindrangen, die ungebetenen Gäste auszuräuchern, ergab es sich, daß nicht nur das Bett, sondern auch ein gut Teil des Fußbodens zwar nicht mit Honig beschmiert war, wohl aber mit Zuckersirup, ja selbst auf der Treppe fand sich reichlich davon vor und hatte bereits ein ganzes Heer von Ameisen herbeigelockt. Tipp war des Nachts, müde und ohne Licht anzuzünden, zu Bette gegangen und hatte so von der ganzen Bescherung nichts bemerkt. Die Sirupspur, die sich von der Treppe geradeswegs über den Hof zog, ließ sich bis in das kellerartige Gewölbe

Yumbi auf verbotenen Wegen.

unter dem Hause verfolgen; hier fanden wir eine förmliche Sirupüberschwemmung vor und an einem der Fässer in der That den Spunden von böswilliger Hand aufgedreht und das Faß vollständig ausgelaufen. Bei näherem Zusehen mußte sich der Verdacht auf Yumbi lenken, denn wir stießen auf unverkennbare Abdrücke seiner Branten; er ward gesucht und es ergab sich, daß der Bösewicht nicht nur genascht hatte, sondern, seinem Pelze nach zu urteilen, sich buchstäblich im Sirup umher gewälzt haben mußte. Gesättigt mochte ihm die klebrige Substanz lästig geworden sein, vielleicht wurde er bei seinem Austritte aus dem Keller von Wespen überfallen, genug, er beschloß, seinen Pelz zu reinigen und wußte für sein Beginnen keinen geeignetern Gegenstand, als das Bett Tipps, dessen Zimmerthüre jedenfalls offen gestanden hatte.

Daß dieser neuerliche Streich wenig geeignet war, die Freundschaft der beiden zu befestigen, brauche ich wohl nicht zu versichern. Tipp war über die Entdeckung, daß Yumbi der Urheber seines Mißgeschickes gewesen sei, dermaßen verblüfft, daß er ganz darauf vergaß, ihm die obligate Prügeltracht zu verabreichen; er beschränkte sich darauf, dem Kleinen eine derbe Strafpredigt zu halten, die in der Androhung gipfelte, daß er ihm sogleich einen regelrechten Zwinger erbauen werde . . . „dann sein du ganz allein und kannst nicht heraus aus die tiefe Loch," sagte er zu ihm, „o ich machen gleich morgen diese tiefe Loch, wo nicht mehr kannst streich die Honig in die Bett von die arme Tipp, du schlechte Kerl . . .!"

Der junge Theaterdirektor.

VII.

Schattentheater.

Das Theater konnte nicht besser eingeführt worden sein, als durch die lebenden Bilder. Diese hatten nicht nur den Mädchen Gelegenheit geboten, sich vorteilhaft im Lichte der Theaterlampen zu zeigen, sondern auch ihre Kunst in der Theaterschneiderei zur Geltung zu bringen.

Auch wir hatten große Triumphe als Theatermaschinisten gefeiert, und das war vorläufig genug.

Im Zusammenspiel auf der Bühne in irgend einem Stücke hofften wir noch mehr glänzen zu können.

Heute aber wollten auch wir etwas zeigen, und zwar uns selbst, wenn auch nur in stummen Rollen. Darum arbeiteten wir im Schweiße unsres Angesichtes an unsrer Bühne; ehe unser Publikum den Theatersaal wieder betreten würde, mußten wir fertig sein.

Vorerst löschten wir alle Theaterlampen aus, entfernten Hintergrund und Kulissenvorhänge, so daß von der Bühne nichts stehen blieb als das Prosceniun.

Sodann nahmen wir eine Petroleumgartenlampe mit dem stärksten Brenner, stellten diese etwa sechs Schritte hinter der Kurtine in die Mitte der Bühne, und verstärkten das Licht dieser Lampe noch durch den blankgeputzten messingenen Kesseldeckel aus der Küche.

Nun befeuchteten wir das große Bettlaken und spannten es fest und faltenlos stramm hinter der Kurtine auf, so, daß wenn diese aufgezogen wurde, nichts

zu sehen war, als eine transparent beleuchtete große weiße Fläche.

Nachdem dies gelungen war, verlöschten wir die Kerzen oben am Lüster und ließen nur vorläufig jene auf den Girandols brennen.

Bald versammelten sich wieder unsre Zuschauer auf ihren Plätzen vor dem Proscenium. Kaum waren von diesen die Plätze eingenommen, so wurden auch die Lichter auf den Girandols verlöscht, und völlige Dunkelheit erfüllte den Raum.

Auf das Glockenzeichen fiel das Klavier mit einem flotten Straußschen Walzer ein, nach dessen Vorspiel sofort der Vorhang sich öffnete und die Produktionen unter fortwährender Musikbegleitung begannen.

Allerdings sahen unsre Gäste jetzt noch nichts als die leuchtende Weißfläche in der dunklen Umrahmung des Prosceniums. Auch ließen wir sie eine oder zwei Minuten in diesem interessanten Anblicke ungestört schwelgen, denn dies ist gut; es fördert die Neugierde und macht dankbar. Denn wenn endlich etwas kommt, ist das bis dahin gelangweilte Publikum so froh, endlich etwas zu sehen, daß es dadurch schon empfänglicher und weniger kritisch gestimmt wird. Aber wie gesagt, des „Wartens Qualen" dürfen nicht länger als zwei, zum höchsten drei Minuten währen, denn sonst wird das süße Publikum ungeduldig, es beginnt zu zischen, zu rumoren, und dann — gute Nacht. Dann ist es nurmehr sehr schwer, dasselbe wieder in eine süße Laune hinüberzulullen.

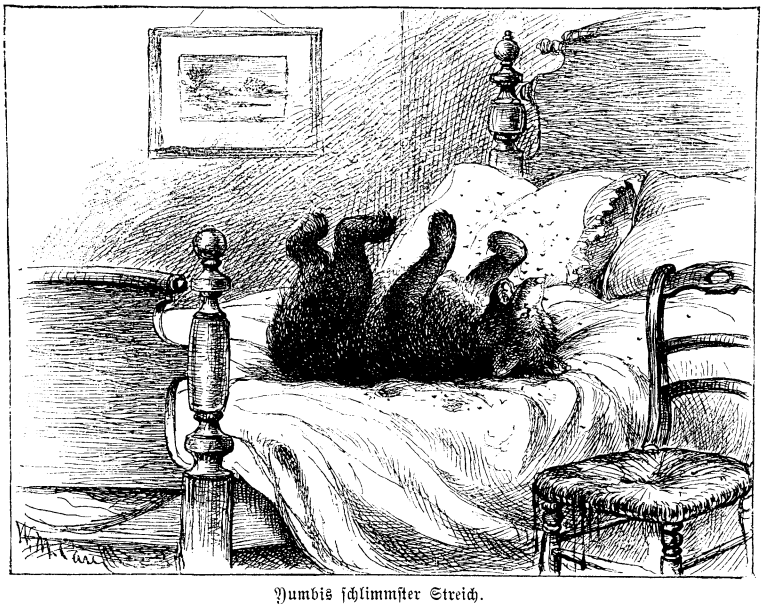
Der Walzer wiegte ununterbrochen unsre Zuschauer in sanften Empfindungen, als ein plötzliches „Ah" deren Erstaunen und Zufriedenheit verdolmetschte.

Auf der transparenten Weißfläche erschien als Schattenbild mit Hellebarde, Horn, Laterne und Hund der Nachtwächter. Aber was für ein Kauz war das! Einen Kopf so groß und dick wie der des Kladderadatsch und eine Nase von unglaublicher Form und Länge. Auch der Hund hatte ein ungewöhnliches Ansehen; er hatte Hörner wie ein Ochse und Flügel wie ein Pegasus. Der Nachtwächter blieb stehen und tutete die zwölfte Stunde. Da kamen zwei Studenten mit Schlägern und Systemen, den Bummler am Kopf, augenscheinlich etwas „vergeistigt", denn der Nachtwächter ermahnte sie sichtbarlich zur Ruhe.

Aber die Burschen fielen über den Nachtwächter her und rissen ihm die Nase aus. Darüber ergrimmt, überfiel mit der Hellebarde der Wächter der Nacht den einen und schlug ihm den Kopf ab, während er dem andern einen Arm ausriß. Der Kopflose fuchtelte nun mit seinem Schläger so lange in der Luft herum, bis er dem Hund die Hörner und Flügel abgeschlagen hatte.

Da erscheint eine Hexe gebückt am Stab mit langer Nase. Sie zieht ihre Kreise, da läuft der Hund mit dem Kopf des Studenten davon, während dieser den Hundekopf mit den Hörnern erhält. Der Armlose bekommt an der Achsel die Nase, der Nachtwächter hingegen statt der Nase den ausgerissenen Arm des Studenten angeheilt, und obendrein auf dem Rücken die Flügel seines Hundes. Alle fliehen entsetzt vor der Hexe.

Sie nimmt nun einen Stallbesen, setzt sich rittlings darauf und fliegt davon.



Yumbis schlimmster Streich.

Die Zuschauer waren durch diesen ungewöhnlichen und unerklärbaren Abgang der Hexe in nicht geringes Staunen versetzt, und belobten laut die trefflich eingerichtete „Theatermaschinerie", und zerbrachen sich die Köpfe darüber, wie solche Flugapparate nur konstruiert sein mögen.

Und wie einfach war die Sache doch! Die Köpfe waren aus Pappe, und zwar flach scheibenartig geschnitten; die ausgerissene Hand ebenfalls eine Papphand; und der Flug durch die Luft? — Ein Sprung über die am Boden stehende Lampe! Das war der Flugapparat, der solches Erstaunen erregte.

Jetzt kamen die ersten drei wieder gelaufen; vorne in voller Flucht der Nachtwächter. Mit Hilfe seiner Flügel flog er der Hexe nach, der eine Student erwischte ihn am Rockschoß und wurde mit in die Lüfte entführt, desgleichen der andre, der den ersten ebenfalls irgendwo erfaßte und ebenfalls in die Luft mitgezogen wurde.

Nachdem die Bühne wieder eine Minute leer gestanden hatte, kam ein Zahnarzt herein. Er stellte einen Tisch hin, und belegte diesen mit ungeheuren Zangen und ähnlichem ärztlichen Geräte in maßloser Uebertreibung.

Zeichen von Ungeduld und Reiben der Magengegend bezeugten, wie sehr ihm Hilfesuchende Not thäten. Dann brachte er einen Sessel, mit dem er zu sprechen schien, als wolle er dem sein Leid vertrauen.

Da kam eine Jammergestalt, es war eine Frau mit allen Zeichen des Zahnwehs, herein. Erfreut bewillkommte sie der Arzt und nötigte sie, auf den Stuhl sich zu setzen. Dann band er die Frau fest und öffnete ihr den Mund, der sich wie ein Haifischrachen ins Unendliche öffnete. Jetzt krempelte er sich die Aermel auf und fuhr mit einer furchtbaren Zange der Frau in den Rachen, in dem seine Arme bis an die Ellenbogen verschwanden. Endlich hatte er den Zahn gefaßt, den er nun mit den komischten Gesten herausbrach. — Der Zahn war aber auch danach; er war größer als ein Schusterdreifuß.

Natürlich wand und krümmte sich während der Operation die Patientin, auch wurde sie sehr heiter, als die Sache vorüber war. Der Arzt band sie nun vom Stuhle los, händigte ihr galant den

Zahn ein und hielt die Hand hin, um sein Honorar in Empfang zu nehmen. Die Dame aber gab ihm vornehm den Zahn zum Andenken und that, als wolle sie gehen. Da ward der Jünger Aeskulaps aber böse; mit der Zange stürzte er auf sie zu, faßte sie damit an der Nase, welche er so lange in der Zange eingeklemmt hielt, bis sie seine Zeichen, daß er Geld haben wolle, verstand und bezahlte. Jetzt ließ er sie aus und begleitete sie bis zur Thüre unter vielen Bücklingen.

Tanzend und mit Zeichen der Heiterkeit kehrte der Zahnarzt zum Tische zurück. Auf seinen Wink wurde der Tisch abgeräumt und darauf eine gewaltige Schüssel mit Klößen oder dergleichen gestellt, welche er alle der Reihe nach mit sichtbarem Heißhunger verschlang, bis die Schüssel völlig geleert erschien.

Der Doktor lehnte sich vergnüg im Sessel zurück und streichelte seinen Bauch, der um ein beträchtliches dicker geworden war. Da klopfte es. Er sprang auf, um zu sehen, wer käme. Da kamen der Nachtwächter, die beiden Studenten und der Hund. Jeder wollte der erste sein, der operiert würde. Mit einem großen Messer schnitt der Doktor dem Nachtwächter die Flügel vom Rücken, und setzte sie dem Hunde wieder an. Dann enthauptete er den Studenten und den Hund und setzte beiden wieder die Köpfe zurecht. Endlich schnitt er dem zweiten Studenten des Nachtwächters Nase von der Achsel, doch schien diesem der Schmerz zu groß, denn plötzlich fuhr er mit der Hand, die ihm doch erst eingesetzt werden sollte, weil sie noch der Nachtwächter statt der Nase trug, hervor, und versetzte dem Wunderdoktor eine ausgiebige Ohrfeige. Dieser fiel vor Schreck zu Boden, und lief dann auf allen vieren aus dem Zimmer. (Forts. folgt.)

Die gehorsame Münze.

Mit einem kegelförmigen Trinkglas, dessen oberer Rand etwa 4½—5 cm Durchmesser hat, einem silbernen Fünfmarkstück und einem Fünfzigpfennigstück kannst du deinen Freunden ein überraschendes Kunststück vorführen. Du legst die kleinere Münze auf den Boden des Glases und die größere als eine Art Deckel darüber und machst dich anheischig, das kleine Geldstück aus dem Glas herauszuholen, ohne das Glas und das große Silberstück zu berühren, es gehorche einfach deinem Befehle. Wenn dann deine Kameraden nach einigem Ueberlegen deine Zauberkraft bezweifeln, so brauchst du nur von oben stark gegen den Rand des Fünfmarkstückes zu blasen. Infolgedessen dreht sich dieses um einen rechten Winkel, übt mit der nach unten klappenden Hälfte einen Druck auf die Luft unter dem Fünfzigpfennigstück aus, die hierdurch und besonders durch dein Blasen verdichtet wird und daher das kleinere Silberstück im Bogen herausschleudert. Danach klappt der Deckel wieder zu. Das Ei des Kolumbus!

Die gehorsame Münze.

Eine Schule in Tunis.

Wer da vielleicht von unsern lieben Kameraden der Meinung ist, daß man in den halbkultivierten Ländern des sogenannten schwarzen Erdtheils, also drüben jenseits des Mittelländischen Meeres, nicht in die Schule zu gehen brauche, der befindet sich, wie unser nach der Natur aufgenommenes Bild darthut, in einem großen Irrtum. Der Reisende, dem wir diese Skizze verdanken, bemerkt dazu in kurzer, aber charakteristischer Weise: Die Knabenschulen sind gewöhnlich in der Ecke einer Moschee eingenistet. Für Bequemlichkeit, für gute Haltung des Körpers sorgt dort niemand. In einem öden Raume hocken die Jungen auf dem Estrich und der Lehrer zwischen ihnen. Er leitet die Lautierübungen, spricht laut vor, und die Bengels plärren gewissenhaft nach. Wer's nicht richtig macht, dem winkt der alte Muselman mit dem Stecken. Man kritzelt auch die arabischen Schriftzeichen auf den großen Tafeln nach, die an die Lehmwand gehängt werden. Alles sitzt oder kauert vielmehr bunt durcheinander, scheint im allgemeinen aber emsig bei der Sache zu sein. Auch die Schulen liegen, höchstens durch ein offenes Vorgemach getrennt, frei in den Gassen, und man kann sehen und hören, was dort getrieben wird. Die Jungen blicken wohl neugierig umher, kichern und plaudern, genau so wie überall in der Welt, aber der Stecken des Schulmeisters stellt Ordnung und Aufmerksamkeit wieder her. Sobald das Zeichen zum Schlusse gegeben wird, wickelt der Knäuel am Boden sich auseinander, die Knaben schlagen den Burnus um die Schulter und wandern so gemessen heim wie die Alten.

Silbenrätsel.

Ofen, Wolfram, Kreuzburg, Oder, Eder, Polen, Marburg, Hamlet.

Aendert man von jedem Wort richtig eine Silbe, so daß die neuen Silben (der Reihe nach) den Titel eines Schillerschen Gedichtes ergeben, so entstehen 8 neue Wörter, welche in anderer Reihenfolge bedeuten:

Zwei preußische Flüsse, eine preußische Provinz, Stadt in der Rheinprovinz, deutsche Seestadt, männlicher Vorname, Tischlerwerkzeug, ein menschliches Lebensbedürfnis.

Logogriph.

Nach schwerem Marschtag ists mit r
Soldaten hochwillkommen,
Dieweil mit f Enthaltsamkeit
Es auferlegt den Frommen! —

Rechenaufgabe.

Zähler und Nenner eines echten Bruches sind einziffrige Zahlen. Addiere sowohl zum Zähler als auch zum Nenner die Zahl 3, so ist der neuentstandene Bruch doppelt so groß als der erste.

Welche beiden Brüche sind gemeint?

Aufgabe.

Welches Sprichwort läßt sich aus folgenden 3 Worten bilden:

Neid — Jade — Messe.

Auflösung des Logogriphs in Nr. 18.

„Morgarten — Vorgarten."

Die Sprachen der Völker.

Die verbreitetste unter den lebenden Sprachen ist die englische, die in allen fünf Weltteilen gesprochen wird, wenn auch, wie in Amerika, mit vielfachen Abweichungen und Vermischungen mit Wörtern aus andern Sprachen. Wie der Engländer Thomerell berechnet hat, besteht die englische Sprache aus 43,560 Wörtern, während die französische nur 28,000, die deutsche dagegen 80,000 Wörter aufzuweisen hat. Sie besitzt daher den bei weitem größten Wortreichtum und hieraus erklärt sich zum Teil mit der Umstand, daß die deutsche Sprache viel schwerer zu erlernen ist, als die französische und die mit dieser verwandte italienische und spanische Sprache. Auch die slavischen Sprachen, die freilich in noch weit mehr einzelne Stämme zerfallen, als die germanischen, kommen in Bezug auf die Anzahl der Vokabeln dem Deutschen nicht gleich, denn man rechnet etwa 40,000 Worte auf diese Sprache. Nach Romans Berechnung enthält das alte Testament 5642 verschiedene Wörter, während der Wortreichtum, der Luther bei seiner Bibelübersetzung und seinen sonstigen Schriften zur Verfügung stand, etwa das doppelte betrug. In der gewöhnlichen Umgangssprache bedarf der gebildete Engländer 3 bis 4000 Worte, der Franzose ungefähr ebensoviel, während der sprachgewandte Deutsche kaum weniger als 9—10 000 haben muß, wenn er sich einigermaßen gewählt auszudrücken wünscht.

Das Vermächtnis des Inka.

Von Karl May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“, „Kong Kheon, das Ehrenwort“, „Die Sklavenkarawane“, „Der Schatz im Silbersee“ u.a.

(Fortsetzung.)

Also seine Leute erklärten sich durch ihr Schweigen mit seinen Worten einverstanden; aber ein andrer sprach dagegen, nämlich der alte Anciano. Er sagte:

„Señor, warum wollen Sie allein gehen? Nehmen Sie mich und meinen Enkelsohn mit! Sie kennen uns und wissen, daß wir Ihnen keinen Schaden bereiten werden.“

Der Vater Jaguar schwieg eine Weile überlegend; dann antwortete er:

„Ja, ich kenne Euch. Ihr versteht es, das wilde Lama zu beschleichen und den Kondor fast auf seinem Neste zu fangen. Zwar habe ich noch nicht gesehen, ob Ihr es auch vermögt, Euch einem Menschen unbemerkt zu nähern, aber es ist Nacht, und diese Abipones sind nicht so scharfsinnig wie die Sioux oder Apachen und Komantschen Nordamerikas. Sodann wißt ja gerade ihr beide, wo diese Menschen

. . . . Die Anschleicher hatten sich auf die Erde gelegt und krochen auf Händen und Füßen näher . . . .

lagern. Also wollen wir euch mitnehmen. Macht euch fertig!"

„Sollen wir unsre Flinten oder die Lanzen und Pfeile mitnehmen?"

„Nur die Messer. Schießen werden wir nicht, und zur Abwehr werden, falls uns einer anfällt, die Messer genügen."

Die beiden Indianer legten ihre Waffen und auch die Silberlöwentaschen ab, um sich leichter und freier bewegen zu können.

„Und euer langes Haar?" meinte der Vater Jaguar. „Wir werden zwischen und unter Sträuchern, Dornen und Schlingpflanzen hinkriechen müssen. Da bleibt ihr hängen."

„Wir wissen schon, was wir thun müssen, um nicht hängen zu bleiben."

Er nahm sein langes, graues Haar halb rechts und halb links nach vorn und band es unter dem Kinn in einen Knoten zusammen. Der Inka that mit dem seinigen ebenso, und dann brachen sie auf.

Anciano ging voran. An der Laurelia angekommen, wendete er sich nach links, wo der Einschnitt den Wald teilte. Indem sie leise durch das Dunkel schritten, flüsterte der Inka dem Vater Jaguar zu:

„Señor, Sie denken, daß es Ihnen gelingen wird, diese Männer zu befreien?"

„Ja, wenn nicht jetzt durch List, dann später mit Gewalt."

„Dann müssen wir uns auch noch etwas andres holen."

„Was?"

„Pferde."

„Dachte es, daß du das bringen würdest, du kleiner, listiger Held. Wir brauchen vier Pferde."

„Ja. Für Ihre beiden Landsleute, für Anciano und für mich."

„Ich hatte es mir natürlich auch schon vorgenommen, denn wenn wir nicht genug Pferde haben, sind wir in allem, was wir thun, gehindert."

„So holen Sie mit Geronimo die Menschen, und ich nehme mit Anciano die Tiere!"

„Nicht so schnell! Jetzt läßt sich eine solche Einteilung noch nicht treffen. Wir müssen uns nach den Verhältnissen richten, welche wir vorfinden."

Die beiden Weißen verstanden es, mit vollständig unhörbaren Schritten zu gehen, und was die zwei Indianer betraf, so hätte man, wenn das nicht ein sprachlicher Fehler gewesen wäre, sagen mögen, daß ihre Schritte noch unhörbarer seien.

Als sie eine Weile hintereinander hergegangen waren, tauchte Lichtschein vor ihnen auf. Sie mußten nun noch vorsichtiger als bisher sein und hielten sich so dicht am Rande des Einschnittes, daß sie im Schatten der Bäume unsichtbar blieben.

Es wurde bereits erwähnt, daß dieser Einschnitt eine nur geringe Breite besaß; aber da, woher der Lichtschein kam, buchtete er sich nach rechts aus und bildete eine Art kleiner Waldwiese, welche von sehr dicht stehenden Bäumen und Sträuchern umgeben war. Am Eingange zu dieser Wiese und im Hintergrunde rechts weideten die Pferde. Vorn links lagerten die Menschen an einigen Feuern, denn es war kühl geworden. Der Unterschied zwischen der Tages- und Nachttemperatur beträgt in jenen Gegenden oft bis fünfzehn, ja sogar zuweilen achtzehn Grad nach Réaumur.

Die vier Anschleicher hatten sich auf die Erde gelegt und krochen auf Händen und Füßen näher, jetzt nicht mehr Anciano, sondern der Vater Jaguar voran. Ihre von Sonne, Wind und Wetter dunkel gegerbte Kleidung stach nicht im mindesten von ihrer Umgebung ab; nur das lange, graue Haar des Alten hätte, wenn man in Nordamerika und auf einer Streife gegen die dortigen Indianer oder weißen Jäger gewesen wäre, zum Verräter werden können; aber die Leute, mit denen man es hier zu thun hatte, besaßen nicht so scharfe Augen.

Jetzt hatte man die Einbuchtung erreicht. Das nächst grasende Pferd stand kaum sechs Schritte von dem Vater Jaguar entfernt. Es mußte die Fremden sehen oder wenigstens riechen; es wedelte mit dem Schwanze und warf die Ohren hin und her, gab aber kein hörbares Zeichen der Unruhe, des Verdachtes oder gar der Warnung von sich.

„Dumme Geschöpfe!" flüsterte der Deutsche Geronimo zu. „Ein Komantschenpferd würde so laut schnauben und so auffällig zurückweichen, daß wir sicher entdeckt wären. Dennoch aber müßten diese Kerle es sehen, daß es den Schwanz und die Ohren in einer Weise bewegt, die auf etwas Ungewöhnliches schließen läßt. Wir werden leichtes Spiel haben."

„Denke es auch," antwortete der andre. „Siehst du, wie es steht?"

„Freilich! Die Feuer brennen ja so hell, daß man an jedem einen Ochsen braten könnte."

Es war allerdings so hell, daß die kleine Lichtung wie am Tage vor den acht scharf ausschauenden Augen lag.

Die Abipones mochten gegen hundert Mann zählen. Sie waren teils mit Blasrohren, Lanzen, Bogen und Pfeilen, teils auch mit Gewehren bewaffnet. Diese letzteren stammten jedenfalls aus dem Versteck, in welchem Doktor Morgenstern seine berühmte Gigantochelonia gesucht hatte. Es gab sechs Feuer. An dem einen lagerten die Weißen und ein Indianer, an den anderen fünf die übrigen Roten. Die ersteren saßen so, daß man die Gesichter des Indianers, Antonio Perillos, des Hauptmanns Pellejo und zweier Soldaten sehen konnte. Die andern zwei Soldaten kehrten den Lauschern die Rücken zu, und der Gambusino saß nicht, sondern er hatte sich niedergelegt und den Hut tief in das Gesicht gezogen, um nicht von dem Scheine der Feuer geblendet zu werden. Diejenigen, welche zu dem schon vorher hier lagernden Trupp gehörten, mochten schon gegessen haben; die Neuangekommenen aber waren noch damit beschäftigt, das mitgebrachte harte Dürrfleisch mühsam mit den Zähnen zu verkleinern. Dabei unterhielten sie sich so laut, daß man jedes Wort hätte verstehen können, wenn nicht zu viele auf einmal gesprochen hätten.

Zufälligerweise war das Feuer, an welchem die Weißen lagerten, dasjenige, welches dem Rande der Lichtung am nächsten lag, und das hatte seinen guten Grund. An diesem Rande nämlich standen zwei halbstarke Bäume nebeneinander, und an diese hatte man Doktor Morgenstern und seinen Diener mit Hilfe zweier Lassos gebunden, so daß sie zwar aufrecht standen, aber weder Arme noch Beine bewegen konnten.

Als der Vater Jaguar diese Situation überblickt hatte, gab er seinen drei Gefährten mit der Hand ein Zeichen, sich noch tiefer ins Gezweig zu drücken, drehte sich zu ihnen um, damit sie ihn leichter verstehen könnten, und sagte:

„Es wird gehen, und zwar viel leichter, als ich dachte. Ich will nicht sagen, daß diese Menschen dümmer sind als dumm, denn sie haben keine Ahnung davon, daß wir hier sind. Sie halten es wohl überhaupt für unmöglich, daß ein menschliches Wesen sich hier in ihrer Nähe befinden könne. Es würden zwei von uns genügen, die Gefangenen zu befreien, dennoch ist es gut, daß Anciano mit Hauka sich uns angeschlossen hat. Habt ihr Feuerzeug?

„Ja, dasjenige, welches bei uns gebräuchlich ist."

„Das genügt nicht; es würde zu viel Zeit erfordern."

Er zog eine kleine Schachtel Zündhölzer aus seiner Tasche und fuhr fort:

„Hier ist etwas Besseres, um Feuer zu machen — — —"

„Feuer?" unterbrach ihn Geronimo erstaunt. „Soll Feuer angebrannt werden?"

„Ja", nickte der Vater Jaguar.

„Wozu? Das begreife ich nicht. Brennen diese sechs Feuer etwa nicht hell genug? Willst du ein siebentes anzünden, damit wir entdeckt werden?"

„Damit die Leute dort erschrecken, das ist meine Absicht. Du hast alles abgelegt, Anciano, zu meiner Freude aber sehe ich, daß du das Pulverhorn noch bei dir hast. Ist es leer?"

„Nein, Señor, sondern es ist bis an die Spitze gefüllt."

„Das ist gut. Höre, was ich dir sagen werde! Ihr kehrt um und geht, wenn ihr aus dem Bereiche des Feuerscheines gelangt seid, auf die andre Seite des Waldeinschnittes und schleicht euch dann wieder nach der Lichtung hin. Dort angekommen, kriechst du, Anciano, immer am Rande derselben hin. Siehst du das abgestorbene, hohe, vorjährige Gras? Es ist so dürr, daß es wie Papier brennen wird. Bist du weit genug in dasselbe vorgedrungen, so ziehst Du dich wieder zurück und schüttest, aber höchst sorgfältig, damit die Flamme keine Unterbrechung findet und schnell weiterläuft, einen dünnen aber zusammenhängenden Streifen Pulver in dieses Gras. Ist das Pulverhorn leer, so nimmst du ein Zündholz und brennst das Gras an, worauf Du schnell zu Hauka eilst. Dieser hat indessen vier Sättel zusammengetragen, was ihm sehr leicht sein wird, da sie da drüben alle, und zwar ohne Aufsicht, liegen. Wenn du Feuer machst, mußt du deinen Rücken den Feinden zukehren, damit — — —"

„Weiß schon, Señor," unterbrach ihn der Alte. „Ich werde keinen Fehler begehen. Wenn das kleine Flämmchen die Pulverschnur erreicht, werde ich schon so weit fort sein, daß sie mich nicht sehen können und also gar nicht wissen, woher das Feuer kommt, welches plötzlich viele Schritte lang hoch emporlodern wird. Sie werden hinzueilen, um es auszulöschen. Ich begreife Ihren Plan, Señor."

„Ja. Während du das Pulver schüttest, während Hauka die Sattel holt, wird Geronimo sich um die Pferde bekümmern. Er ist ein schlauer, gewandter, aber auch vorsichtiger Patron, und ich bin überzeugt, daß im geeigneten Augenblicke vier Pferde bereitstehen werden. Indessen schleiche ich mich zu den Bäumen hin. Sobald dein Pulver Feuer fängt und das alte Gras in Brand setzt, wird man, wie du richtig sagst, hinzueilen, um es auszulöschen. Diesen Augenblick der allgemeinen Verwirrung benutze ich, die zwei Gefangenen loszuschneiden. Wir kommen hierhergesprungen; jeder nimmt einen Sattel und ein Pferd und — — —"

„Und zwei nehmen die Pakete, welche da drüben liegen," fiel ihm der junge Inka in die Rede.

„Welche Pakete? Wozu?" fragte der Vater Jaguar.

„Als der Mann, den Ihr den Carnicero nennt, von der Gefangennahme seiner Gefährten erzählte, sagte er auch, daß der gelehrte kleine Mann seine Bücher und andern Sachen in zwei Paketen bei sich habe. Dort liegen nun zwei Pakete, von denen ich vermute, daß sie die seinigen sind, denn es giebt weiter kein Gepäck. Wenn wir ihn befreien, soll er auch sein Eigentum erhalten."

„Wenn wir Zeit dazu haben, dann meinetwegen ja, obgleich ich es nicht für bequem halte, Bücher und ähnliche Dinge im Gran Chaco herumzuschleppen."

„Wir finden sicher Zeit, Señor. Ich kann mir vorstellen, welche Aufregung entstehen wird, wenn der Platz zu brennen beginnt."

„Gut! Es weiß also ein jeder, welche Aufgabe er zu lösen hat. Gehen wir jetzt an das Werk."

Er drehte sich wieder um und kroch am Rande der Lichtung weiter. Es war das keine leichte Arbeit, da er dem bereits erwähnten Feuer so nahe kam, daß er, um nicht von dem Scheine desselben beleuchtet zu werden, in das Gebüsch eindringen mußte, und dies war so dicht, daß er nur höchst langsam vorwärts kam.

Endlich hatte er sein Ziel erreicht. Er lag hinter den beiden Bäumen, vor denen der Doktor mit seinem Fritze angebunden standen, und konnte hören, was von dem Feuer gesprochen wurde. Was er vernahm, bezog sich auf das heutige Ereignis.

„Es war doch eigentlich ein Fehler, daß wir den Carnicero laufen ließen," sagte Kapitän Pellejo. „Er wird später alles erzählen."

„Was schadet das?" antwortete Antonio Perillo. „Erstens fragt es sich, ob man ihm glaubt, und wenn dies der Fall sein sollte, so mache ich mir gar nichts daraus, wenn man mir nachrühmt, daß ich diesen Colonel Glohio unschädlich gemacht habe."

„Wenn unser Vorhaben gelingt, ja, gelingt es aber nicht, so wird das, was Sie jetzt einen Ruhm nennen, eine Schande für uns werden."

„Es muß gelingen, denken Sie, daß unser roter Freund hier, der sich den Ehrennamen Brazo Valiente erworben hat, uns mehrere tausend Abiponeskrieger verspricht."

„Ich habe sie versprochen und werde sie bringen," erklärte da der Häuptling, „wenn auch Sie die Bedingungen erfüllen, welche ich Ihnen gestellt habe."

„Wir erfüllen sie."

„Sie zeigen mir alle Waffenverstecke, welche Sie angelegt haben, und schenken uns alles, was darinnen liegt?"

„Ja."

„Und Sie unterstützen mich jetzt gegen unsre Todfeinde, die Cambas, indem Sie Ihre Soldaten von der Grenze holen und an dem Lagos *) mit uns zusammentreffen?"

„Gewiß! Ich habe ja einige meiner Leute schon bis hinauf nach Fort Brancho geschickt, um alle verfügbaren Kräfte zusammen zu rufen."

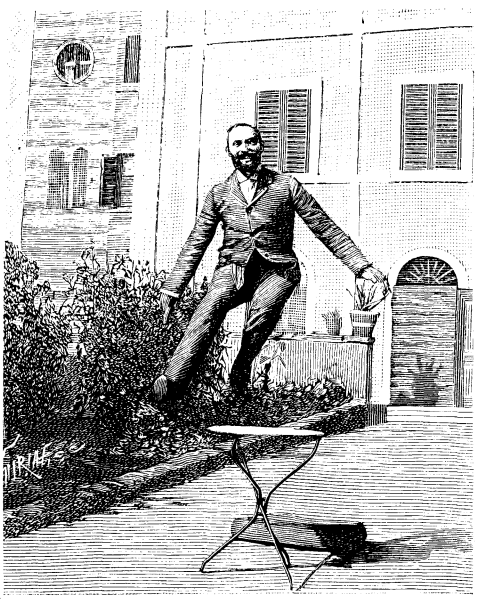
„Dann schlagen wir los, die Cambas sind die Freunde des weißen Regenten; sie wissen, daß wir seine Feinde sind, und thun uns immerwährend Schaden. Sind sie gezüchtigt, und haben wir ihnen alles abgenommen, so sind wir reich, alle andern Stämme werden zu uns eilen, und dann habe ich so viele Krieger beisammen, daß der weiße Regent vor mir erbeben wird."

Das Gespräch stockte für kurze Zeit.

Was der Vater Jaguar da hörte, war für jeden wichtig, für ihn aber, den großen und erfahrenen Kenner aller Verhältnisse des Landes, waren diese Worte von doppelter Wichtigkeit. Gern hätte er noch mehr gehört; aber er hatte keine Zeit, länger zu lauschen, zumal er nicht wußte, wie lange die jetzige Pause dauern werde. Gern hätte er auch das

*) See.

Gesicht des Mannes gesehen, der da lang ausgestreckt am Feuer lag. Allem Vermuten nach war er der berühmte Goldsucher, den man kurzweg nur den Gambusino nannte. Alle Welt kannte ihn, alle Welt hatte ihn gesehen; nur er allein war ihm noch nicht begegnet. Aber er konnte nicht warten, bis dieser Mann sich aufrichtete oder doch wenigstens einmal den Hut vom Gesichte nahm. In jedem Augenblicke konnte drüben auf der anderen Seite Ancianos Feuergarbe aufleuchten, und dann war es leicht möglich, daß die beiden Gefangenen Dummheiten machten, oder wenigstens sich falsch verhielten, wenn sie nicht vorher von dem, was sie zu thun hatten, unterrichtet waren. Darum schob der Vater Jaguar sich jetzt so nahe wie möglich an die beiden Bäume hin, richtete sich an dem Strauche, welcher hinter denselben stand und ihm Deckung gab, empor und sagte in gedämpftem Tone und zwar in deutscher Sprache:



Augenblicksphotographie.

„Herr Doktor, bewegen Sie sich nicht! Es ist ein Retter hinter Ihnen."

Der Angeredete war nicht geübt, in einer solchen Lage bewegungslos zu bleiben; er zuckte zusammen und wendete den Kopf halb zur Seite. Auch Fritze machte eine kleine Bewegung, doch nicht so weit, wie seine Fesseln ihm wohl zugelassen hätten. Er besaß mehr Selbstbeherrschung als sein Herr.

„Still, keinen Laut! Stehen Sie gerade und starr, und wenden Sie nicht den Kopf!" fuhr der Vater Jaguar fort. „Sie haben mir nichts zu antworten als ‚ja' oder ‚nein'. Zucken Sie leise die rechte Achsel, so heißt das ‚ja'; zucken Sie die linke, so heißt es ‚nein'. Ich bin Karl Hammer, der Vater Jaguar, den Sie beim Bankier Salido in Buenos Ayres kennen gelernt haben. Verstehen Sie, was ich sage?"

Beide zuckten die rechte Achsel.

„Sind Sie so fest angebunden, daß die Riemen Ihnen Schmerzen verursachen?"

Zucken links, also ‚nein'.

„So ist Ihr Blutumlauf also nicht gestört, und Sie werden sich leicht und rasch bewegen können, falls ich Sie losschneide?"

Rechts gezuckt bedeutete ‚ja'.

„Das ist gut. Ich habe bereits das Messer in der Hand. Ein Gefährte von mir wird drüben am Saume der Lichtung ein Pulverfeuer aufleuchten lassen, welches das hohe, dichte und trockene Gras sofort in hohen Brand versetzt. Die Leute hier werden erschrocken hineilen, um das Feuer auszulöschen, und für einige Augenblicke wird man sich nicht um Sie kümmern. Verstehen Sie mich auch jetzt?" fragte er, da am Feuer wieder laut gesprochen wurde.

Augenblicksphotographie.

Beide zuckten die rechte Achsel zum Zeichen der Bejahung.

„In der so entstehenden Verwirrung schneide ich Sie los und nehme Sie bei der Hand. Wir springen hier am Rande rechts hin bis dahin, wo Sie jetzt vier Pferde nebeneinander stehen sehen, welche, wie ich zu meiner Genugthuung bemerke, ein andrer Gefährte von mir unbemerkt zusammengelockt hat. Unweit davon sehen Sie vier Sättel liegen, von denen jeder einen nimmt und — —"

Er konnte nicht aussprechen, denn er sah da drüben, wohin er den alten Anciano geschickt hatte, ein kleines, kleines Flämmchen blitzen; dieses Flämmchen fraß sich einige Fuß weiter, bis es das Pulver erreichte; ein lauter Fffffffffähnlicher Laut wurde hörbar, und in demselben Augenblicke stieg eine wohl zehn Ellen lange Feuerwand kerzengerade in die Höhe.

Zunächst gab es einen Augenblick lautlosen Schreckens. Dann sprangen alle Roten und Weißen schreiend auf, der Häuptling war der einzige, der ruhig blieb.

„Schlagt es mit den Ponches aus!" rief er laut.

Jeder beeilte sich, dieser Weisung augenblicklich nachzukommen, aber der erwartete Erfolg war nicht so leicht zu erreichen, denn hoch über das junge, grüne Gras stand das alte verdorrte; es brannte wie Papier, und wenn man an einer Stelle die Flamme nieder hatte, stieg sie im nächsten Augenblicke wieder empor. Die Pferde wurden unruhig und schnaubten ängstlich; kein Mensch achtete auf sie. Kein Mensch achtete auch auf die Gefangenen.

Sobald der erste Schreckensruf erschollen war, war der Vater Jaguar aufgesprungen, hatte die beiden Gefangenen losgeschnitten und sie, einen rechts und einen links an die Hand nehmend, in eiligstem Laufe mit sich fortgezogen, dahin, wo die vier Pferde standen. Dort tauchte Geronimo hinter den Tieren auf und rief ihnen zu:

„Hab's Ihnen leicht gemacht, die Pferde zusammengebunden; nehme sie alle mit. Bringen Sie die Sättel nach!"

Er sprang auf eins der Tiere und jagte mit ihnen davon. Der starke Vater Jaguar nahm zwei Sättel mit dem dazu gehörigen Riemenzeug vom Boden auf.

„Meine Bücher, meine Bücher!" rief der Doktor, das Paket an sich reißend.

„Und die Hacken und Schaufeln!" fügte Fritze hinzu, indem er das andre Paket sich über die Achsel warf.

„Hacken? Schaufeln?“ fragte der Vater Jaguar. „Weg damit! Warum uns mit ihnen schleppen!“

„Nein,“ antwortete der Doktor; „sie müssen mit. Ich brauche sie!“

Anziano nahm einen Sattel und der junge Inka auch einen. Als dies der Vater Jaguar sah, meinte er:

„Nun gut, so haben wir also vier; mehr sind nicht nötig. Nun fort, scharf hinter mir her!“

Er warf einen Blick auf das Lager zurück. Dort kämpfte man noch tapfer mit dem Feuer, und niemand sah, was indessen auf der andren Seite vorgegangen war. Die Fliehenden eilten fort. Noch waren sie nicht allzu weit gekommen, da klang ihnen eine mächtige Baßstimme vom Lager aus nach:

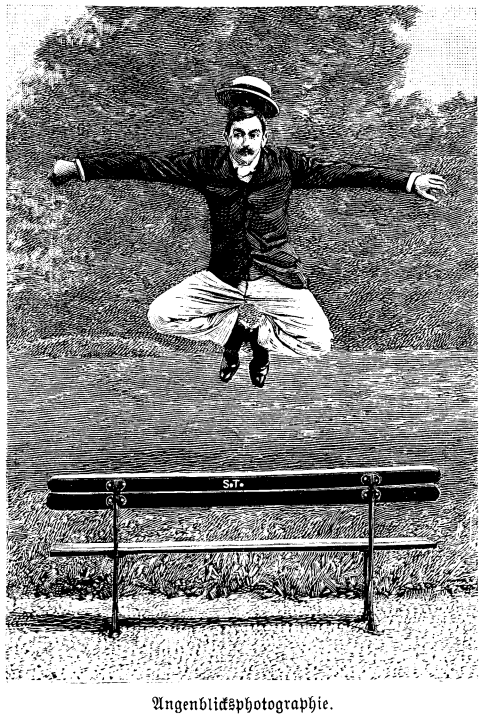
„Tormenta! Wo sind die Gefangenen? Sie sind fort!“

(Fortsetzung folgt.)

Augenblicksphotographie.

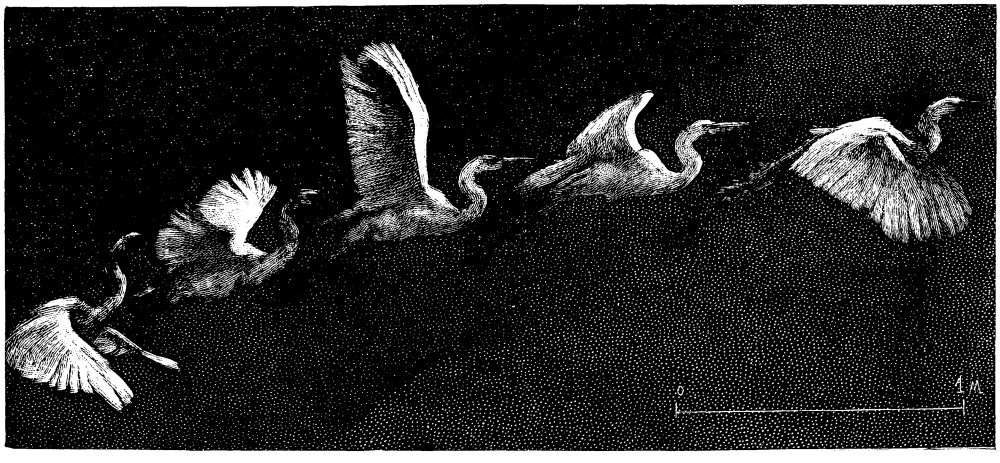
Bei dem unlängst stattgehabten Wettbewerb unserer Amateurphotographen hat sich zur Genüge gezeigt, daß unsere lieben Leser der praktischen Ausübung dieser Kunst ein außerordentlich reges Interesse entgegen bringen und daß ihre Leistungen ganz achtungswerte Erfolge aufzuweisen haben. Wir werden dieser Beschäftigung, die neben der Unterhaltung, die sie bietet, für das Auge von großer erzieherischer Wirkung ist, nach wie vor unsere Aufmerksamkeit schenken. Heute sind wir in der Lage, unsere lieben Leser mit einigen Momentaufnahmen bekannt zu machen, geeignet, ein neues Gesichtsfeld zu eröffnen und Anregung zu neuen originellen Aufnahmen zu geben.

Unsere ersten drei Bilder sind in vollem Lichte aufgenommen, in dem Augenblick, als die agierenden Persönlichkeiten über Tische und Bänke hinwegsetzen, außer allem Zweifel vortreffliche Springkünstler.



Augenblicksphotographie.

Das erste Bild läßt den Springer in einer unserem Auge mehr gewohnten Haltung erscheinen, als es beim zweiten der Fall ist, offenbar, weil der Kraftaufwand, der zum Sprunge über zwei aufeinander stehende Tische nötig, eine ungleich größere Anspannung der Muskulatur erfordert. Schön und klar im Lichte wie in der Form ist unser drittes Bild, das einen jungen Mann darstellt, der über eine Gartenbank setzt. Der Moment der Aufnahme fällt hier mit dem Augenblick zusammen, da die Person den höchsten Punkt erreicht hat und in der Phase der am wenigsten schnellen Fortbewegung sich befindet. Unser viertes Bild stellt einen Fischreiher dar, im Fluge querüber, 10 Bilder in der Sekunde. Die einzelnen Figuren zeigen ganz absonderliche Haltungen, welche das menschliche Auge zu erfassen nicht befähigt ist; erst durch die Resultate der photographischen Augenblicksaufnahmen sind wir mit diesen merkwürdigen, in allen ihren Phasen nichts weniger als schönen Formen der Flugmechanik bekannt geworden.



Augenblicksphotographie. Fischreiher. Flug querüber; 10 Bilder in der Sekunde.

Unser Haussperling in Nordamerika.

Unser Haussperling, der zu Anfang der fünfziger Jahre in den Staaten von Nordamerika eingeführt wurde, und zwar teils von öffentlichen Instituten, welche von diesem Vogel große Erfolge in Bekämpfung von schädlichen Insekten erwarteten, teils von Eingewanderten, die auch in der neuen Heimat den gewohnten Gassenvogel um sich sehen und hören wollten — dieser Sperling ist jetzt zu einer so allgemeinen Landplage geworden, daß sie nicht länger zu ertragen ist. Nicht allein, daß der mit so viel Liebe und Aufmerksamkeit bisher gepflegte und verhätschelte Galgenstrick gar nichts thut, um den überhand nehmenden schädlichen Raupen und anderem Ungeziefer zu wehren und zu steuern, hat er sogar alle die einheimischen Vögel, welche als Insektenfresser sich große Verdienste um die Landwirtschaft erworben haben, vollständig verdrängt und so deren Wirksamkeit im Interesse der Bewohner gänzlich brach gelegt. Die Sperlinge haben in

kurzer Zeit alle Groß- und Kleinstädte überschwemmt und alle Häuser, alle Parkanlagen, alle Zier- und Fruchtbäume in Beschlag genommen und mit ihren lotterigen Nestern und ihrem Unrat erfüllt, daß man sich kaum noch ihrer erwehren kann. So ist man denn endlich notgedrungen daran gegangen, dem Sperling den Krieg zu erklären; man beginnt, die Gesetze, die zu seinen Gunsten erlassen worden sind, wieder aufzuheben; man beschäftigt sich mit allen möglichen Mitteln, ihn zu fangen und samt seinen Nestern und Bruten zu vernichten. Man überbietet sich in Herrichtung von Fallen aller Art, um den schlauen, und mit der wachsenden Verfolgung nur immer noch schlauer und vorsichtiger werdenden Gesellen, zu überlisten. Man wendet alle möglichen Gifte an, um ihm den Garaus zu machen; es bilden sich allerwärts Gesellschaften und Vereine, welche die Spatzenjagd als vorzüglichen Sport betreiben — und man giebt sich der Hoffnung hin, daß, wenn erst der gebratene Spatz Mode geworden und zum amerikanischen Leibgerichte erklärt worden ist, daß sich dann so viele Tausende mit der lohnenden Jagd auf die Sperlinge befassen werden, daß man endlich hoffen kann, den überlästigen Gast, wenn auch nicht ganz los zu werden, so doch in erträglichen Schranken zu halten.

Igel und Kreuzotter.

Wohl jeder von euch, liebe Kameraden, kennt die beiden Tiere, welche uns unser Künstler so naturgetreu im Bilde vorführt, aus eigener Anschauung. Wohl jeder von euch hat auch schon von dem im Volke umgehenden Märchen gehört, daß der Igel gegen den Biß der Kreuzotter (Pelias berus L.), welche neben der nur im südlichsten Deutschland vorkommenden Aspisviper (Vipera aspis L.) die verbreitetste Giftschlange unseres Vaterlandes ist, gefeit sei. Dies ist eben nichts als ein Märchen, wie jeder von euch aus der Naturgeschichte beider Tiere weiß. Herm. Lachmann teilt hierüber ausführliches in seinem Buche: „Die Reptilien und Amphibien Deutschlands in Wort und Bild“ mit. Ist nun auch der Igel (Erinaceus europaeus L.) nicht „giftfest“, der Kreuzotter gegenüber, so ist er doch ein tapferer Kämpe, welcher seiner Feindin, deren Gefährlichkeit ein älterer Igel wohl kennt, mutig zu Leibe geht. Er weiß, daß er verloren ist, wenn es der Schlange gelingt, ihm einen Biß an einer unbewehrten Körperstelle beizubringen; deshalb sucht er vor allem den Kopf der Schlange zu vernichten; häufig wendet er auch folgende Kriegslist an, welche der Igelweisheit alle Ehre macht: er ergreift die Kreuzotter beim Schwanze und rollt sich zusammen. Wütend fährt die Schlange herum, sich ihrer Haut zu wehren. Natürlich trifft sie nur den Panzer des stachlichten Gesellen und verletzt sich selbst; hierdurch immer wütender werdend, erteilt sie Schlag auf Schlag, zu ihrem eigenen Verderben, denn nach kurzer Zeit hat sie sich so übel zugerichtet, daß sie nicht mehr wüten kann. Der Igel läßt nun den Schwanz der Otter los, zermalmt ihr vollends den Kopf und verzehrt in größter Gemütsruhe den Körper seiner Feindin. Den Kopf läßt er liegen. Bisweilen jedoch fährt er mutig auf die Otter los, ihr ohne diese Kriegslist den Kopf zermalmend. Selten wird ein älterer Igel von einer Kreuzotter tödlich verwundet, dies passiert nur meist jungen, unerfahrenen Tieren. Als einen der größten Feinde unserer Giftschlangen sollten wir daher den stachlichten Burschen schonen und schützen, wo nur irgend möglich.

Kaufmannslehrling vor dreißig Jahren.

Punktum! — Streusand drauf! — sagte mein seliger Vater; da hatte er einen Vertrag unterschrieben, kraft dessen er sich verpflichtete, mich, seinen eheleiblichen Sohn Jakob, am ersten September 1857 der Handelsfirma „Schwarzenholz u. Compagnie, Material- und Farbwaren-Geschäft en gros, Kommission, Spedition und Inkasso,“ in der gewerbreichen Handelsstadt Gladstein auf vier Jahre in die Lehre zu geben. Der Lehrherr verpflichtete sich, mich alles zu lehren, was ein Jünger Merkurs zu seinem Fortkommen bedarf; mein Papa dagegen übernahm die Verpflichtung ein Lehrgeld von vierhundert Gulden*) zu bezahlen und für jeden von dem Lehrling, sei es durch Leichtsinn oder sonst welchen Veranlassungen verursachten Schaden ohne Widerrede aufzukommen. Kost und Wohnung zu reichen, hatte der Lehrherr abgelehnt, junge Leute, welche diese Vergünstigung noch genossen, gab es nur noch wenige. Mein Vater hatte also für meine leiblichen Bedürfnisse aufzukommen und der Lehrherr empfahl ihm zu diesem Zweck eine Beamtenwitwe, welche bereit war, mich für zweihundertundzwanzig Gulden*) jährlich zu verköstigen und zu logieren. „Streusand drauf!“ hatte mein Vater gesagt, und der war auch nötig, denn er schrieb eine ungemein kräftige Handschrift, die nicht so leicht trocknete, weder auf dem Papier, wenn er mit kühnem Schnörkel seinen Namen verewigte, noch auf meinem Rücken, wenn das spanische Rohr mich von meinen Ansichten zu den seinigen bekehren mußte. Ob ich Kaufmann werden wollte, ob ich Lust und Geschick zu diesem Berufe hatte, danach wurde nicht gefragt; die Herren Eltern hatten nach reiflicher Erwägung so beschlossen, wenn ich widersprach, würde mich der Vater — auf spanische Art natürlich — schon eines Bessern belehren.

Und Mühe gegeben hatte sich mein Herr Papa, um eine gute Lehre — wie man zu sagen pflegt — für mich ausfindig zu machen. Das war damals noch nicht so leicht wie jetzt, wo Lehrstellen schon mit Anfangsgehältern ausgeschrieben werden. Damals mußte man den Lehrling schon mehrere Jahre vorher vormerken lassen, wenn er in einem guten Hause unterkommen sollte und so hatte es auch bei mir seine liebe Not, bis endlich der Lehrvertrag fertig war.

Das für mich einzig Angenehme in dieser Zeit war, daß ich recht oft Eisenbahn fahren durfte, um den verschiedenen Herren Prinzipalen vorgestellt zu werden; die Rückfahrt dagegen war meistens nicht so gemütlich wie die Hinfahrt, denn der Vater war ärgerlich, weil's wieder nichts

*) = 680 Mark nach jetzigem Geld.

*) = etwa 375 Mark.

war. Beim einen sollte ich noch vier Jahre warten, beim andern wurde man übers Lehrgeld nicht einig, wieder einem andern paßte meine allerdings nichts weniger als schöne Schulhandschrift nicht. „Will dir was sagen, liebs Kind, liebs Kind," sprach er zu mir, „du mußt zuerst schreiben lernen, schreiben lernen, wenn du ein Kaufmann werden willst, Kaufmann werden willst, mit der Schrift wirst du dein Lebtag kein Kaufmann, kein Kaufmann, kein Kaufmann." Na, mein Vater ward darüber stets recht wild und verordnete mir sofort Extraschönschreibstunden, welche ich in dem Institute, in dem ich schon seit meinem neunten Jahre meine Kindheit zubrachte, besonders genießen durfte, während meine Kameraden sich im Spiel vergnügten. Doch jetzt war die Tinte unter dem Lehrvertrag trocken und meine Eltern der Lehrstellesorgen ledig.

Das Pfarrhaus und die Reise nach Gladstein.

Ostern! Wie hatte ich mich auf das Fest gefreut, an welchem ich das erste Mal zu Gottes Tisch gehen und dann dem Schulstaube — so wie ich meinte — für immer Valet sagen durfte. Nur wer, wie ich, seine ganze Jugend in der strengen Disziplin eines Instituts, fern vom Elternhaus zugebracht hat, kann mit mir fühlen, wie es einem zu Mute ist, wenn man den Uniformsrock mit dem Konfirmationsanzug vertauscht, im Bewußtsein, nun frei und ledig der Bande und des gleichmäßigen Einerleis in die Welt hinauszutreten.

Mein zukünftiger Herr Prinzipal hatte meinen Vater darauf aufmerksam gemacht, daß ich, wegen der Apothekerdroguen doch auch etwas Latein können sollte und wenn ich im Institut auch auf die neueren Sprachen tüchtig eingepaukt wurde, so daß ich später sogar den Geschäftsdolmetscher machen konnte, so hatte ich vom Latein doch nicht die leiseste Ahnung. — Nun, es war ja noch ein halbes Jahr Zeit bis zum Antritt der Lehre und so entschloß man sich im Familienrat, mich so lange zu einem Onkel, welcher Landpfarrer in einem Neste nahe bei Gladstein war, unterzubringen, damit mir dort die Geheimnisse des mensa und der vielen Wörter auf ein is noch eingetrichtert würden.

Das war eine glückliche Zeit! Mein Onkel war nicht nur ein guter, von seiner Gemeinde verehrter Pfarrer, sondern auch ein tüchtiger Pädagoge, der es bald heraus hatte, daß meine Erziehung im Institut eine sehr einseitige war und daß ich zum Eintritt ins praktische Leben erst vorbereitet werden mußte. Nie werde ich die Spaziergänge in Gottes freier Natur vergessen, auf welchen ich spielend mehr lernte, als in vielen, sehr vielen Unterrichtsstunden im Institut; und wenn wir morgens über Königs Warenlexikon des Droguisten saßen, fühlte sich mein Onkel mit mir gleichzeitig im Magazin der Firma Schwarzenholz u. Compagnie und in der ganzen Welt.

Da führte er mich hinaus nach Ostindien in das Heimatland der Gewürze und Droguen; nach Afrika, wo die Harze, die schon Tausende und aber Tausende von Jahren in der Erde lagern, gegraben werden; da zeigte er mir, wie Pflanzen- und Tierwelt sich vereinigen, um dem Menschen diejenigen Genüsse darzubieten, welche dem Leben erst die rechte Würze geben.

Hier in dem gemütlichen Pfarrhause fühlte ich auch zum erstenmal die Wohlthat eines schönen Familienlebens, welches ich von früher Kindheit an hatte entbehren müssen, und während mich mein Onkel durch seine anregende Lehre für meinen künftigen Beruf zu begeistern wußte, nahm sich meine Tante mit mütterlicher Liebe meiner an, indem sie für meine leiblichen Bedürfnisse sorgte.

Doch der Tag des Eintritts in die Lehre rückte heran, jetzt von mir freudig erwartet; durfte ich ja doch Kaufmann werden, Kaufmann, von dem mein Onkel sagte, daß es ein weltumfassender Beruf sei. Hatte er mich doch im Geiste in die großen Handelsstädte nach London und Hamburg geführt und mir gezeigt, wie der Kaufmann es ist, der die vielen Erzeugnisse aller Weltteile erschließt und den einzelnen Menschen zugänglich macht. Wie er von jeher, in der einen Hand das Schwert, in der andern das Hauptbuch, mutig hinauszog über Land und Meere, um Kultur und Zivilisation in die wildesten und unwirtlichsten Länder zu tragen und sie uns dienstbar zu machen. Ein solcher Kaufmann wollte ich werden.

„Geh hinunter zum Gemeinderat Zimmermann," sagte eines Tages mein Onkel „und frag ihn, ob ich am nächsten Mittwoch seine zwei Pferde zu einer Reise nach Gladstein haben könnte, die Chaise geb' ich dazu." — Jetzt wußte ich, was die Glocke geschlagen hatte und richtig, alle Vorbereitungen zur Reise wurden gemacht. Die gute Pfarrfrau hielt mit ihrer Tochter, dem Julchen, noch eine große Wäsche; der Dorfschneider und -Schuster wurden ins Pfarrhaus genommen, um Kleider und Stiefel auszubessern, damit ich ja recht sauber und proper einrückte. Der Christian schob die alte, wackelige Pfarrchaise aus der Remise und mühte sich vergebens ab, ihr vermittelst Seife und Bürste ein jugendliches Aussehen zu geben; kurz es war ein Leben und Treiben im Pfarrhofe, als gelte es eine Reise nach Sibirien.

Am Dienstag bereitete mir die Pfarrerin noch meine Leibspeise, einen dünngewalten Flammkuchen aus Brotteig, mit Rahm bestrichen und Kümmel bestreut, und nachdem der gute Onkel noch einen kräftigen Abendsegen gesprochen und Gottes Beistand zu meinem Eintritt in den neuen Beruf erbeten hatte, legte ich mich mit dem Bewußtsein zur Ruhe, ein gutes und nützliches halbes Jahr im Pfarrhause verbracht zu haben.

Fahr mir net über mein Aeckerle, Fahr mir net über mein' Wies'.

Ein prächtiger Morgen war's am 1. September 1857, als wir uns um vier Uhr anschickten, die Reise nach Gladstein anzutreten.

Der Christian hatte meinen Koffer auf das Rückbrett des altehrwürdigen Fuhrwerks geschnallt und die zwei kräftigen gemeinderätlichen Ackerpferde, Grauschimmel waren's, eingespannt und knallte nun ungeduldig mit der Peitsche, während ich mich von den Mägden verabschiedete. Jetzt endlich ging es ans Einpacken unsrer werten Persönlichkeiten, denn mit großem Gefolge zog ich in Gladstein ein, so groß und gewichtig, daß es die zwei Gäule oft kaum mehr zu ziehen vermochten. Der Herr Pfarrer nahm mit seiner Eheliebsten den Rücksitz ein, gegenüber saß das Julchen, ein echtes Pfarrtöchterlein von fünfzehn Jahren, daneben Luis und Karl, seine Söhne, in der Mitte der Ami, ein alter Spitzer, der auch mit durfte; ich aber hatte es mir nicht nehmen lassen, auf dem Kutscherbock neben dem Christian Platz zu nehmen, der nun mit einem kräftigen „Hü! Schimmel!" die Pferde antrieb und fort ging's auf holprigem Wege, der neuen Heimat zu.

Wie gesagt, es war ein prächtiger Morgen. Für des Leibes Notdurft hatte die Proviantkammer der Pfarrerin in

Igel im Kampfe mit der Kreuzotter.

überreichlicher Weise gesorgt, der Herr Pfarrer machte aus dem Wagen heraus seine köstlichen Witze, wegen deren er berühmt war; er war in vorzüglicher Laune, und da diese bekanntlich ansteckend ist, so fuhren wir bald alle in der fröhlichsten Stimmung in den Morgen hinein.

Es war aber auch eine wundervolle Gegend. Zuerst durch waldige Berge und nette, reinliche Dörfer, von den Bauern überall freundlich und ehrerbietig gegrüßt, und als wir erst in die Ebene hinaus und an den Fluß kamen, auf welchem die Handelsschiffe verkehrten vom Meere an bis an meinen Bestimmungsort, und wir in Elsheim anhielten, weil der Christian füttern mußte, ging mir das Herz auf, denn Schiffe hatte ich noch keine gesehen und das Schiff ist doch eines der Hauptsinnbilder des Wesens der Kaufmannschaft. Ich fühlte mich schon als Supercargador an Bord auf einer Reise in die weite, weite Welt, und als nun gar ein Dampfschiff vorüberfuhr und seine gewaltigen Räder den Fluß peitschten, da kannte mein Entzücken keine Grenzen mehr. — Doch die Pferde waren gefüttert und wir auch, und somit konnte die Reise wieder weitergehen.

„Siehst du den Turm dort?“ sagte der Christian, als wir wieder um eine Ecke des Weges gefahren waren, — „das ist der Münsterturm von Gladstein, in einer halben Stunde fahren wir über die Brücke, dann sind wir dort.“

Jetzt setzte ich mich aber in Positur, stäubte die Kleider ab, denn ich wollte sauber in die Handelsstadt einfahren, und daß wir derselben nahe waren, das merkte man schon am Getreibe auf der Landstraße. Da begegneten uns große, schwerbepackte Frachtwägen, von sechs starken Pferden gezogen, deren blankes, messingbeschlagenes Geschirr lustig zusammenklang, während der behäbige Fuhrmann mit der unvermeidlichen Tabakspfeife — Ulmer Kloben genannt — im Munde langsam neben her trottete. Im Flusse zeigten sich Schiffe, gezogen von einer Anzahl im Gänsemarsch daherlaufenden Gäulen, auf welche die Schiffsreiter unbarmherzig einhieben. Von der andern Seite hörte man den schrillen Pfiff der Lokomotive; ein langer Güterzug mit vielen Wagen Langholz fuhr dem Bahnhofe zu, kurz, es war ein Leben und Treiben, welches weit abstach von der stillen Ruhe unsres Pfarrdorfes. Als wir nun aber gar an der großen Holzbrücke hielten und Christian sich abmühte, die Brückenkreuzer aus seinem bockledernen Geldbeutel herauszuklauben, da meinte ich, die vielen Leute, welche die Brücke überschritten — es war eine uralte hölzerne Brücke mit einem Dach darüber — müßten sich erdrücken, und ängstlich schrie ich auf vor jedem Frachtwagen, der uns entgegenfuhr, weil ich glaubte, daß wir nicht ausweichen, sondern stecken bleiben könnten.

Fort aber ging's in die holperigen ausgefahrenen Straßen hinein, dem Marktplatze zu; das war ein Leben und Treiben, denn es war Mittwoch und gerade ein Markttag. Jetzt knallte der Christian wie besessen mit der Peitsche, wir hielten auf dem Marktplatz vor einem großen schönen Hause mit einem mächtigen goldenen Adler im Schilde; ein kleiner dicker Wirt mit urkomischen großen Vatermördern, die ihm bis an die Augen reichten, erschien zur Begrüßung meines Onkels, — ich war in meiner künftigen Heimat angelangt.

„Und in Poseidons Fichtenhain
Tritt er mit frommem Schauder ein.“

„Wie fährt der Posthalter Speckle in zum Thor hinaus? immer noch einmal zurück, nur zurück!“ ertönte das Kommandowort unsres Wirtes, als wir den Hausflur betraten und uns anschickten, den Weg in mein künftiges Heim anzutreten.

Da stand er in seiner ganzen Gespreiztheit, der Herr Posthalter und Hotelier; blau vor Zorn im ganzen Gesicht, das nun noch mehr abstach gegen die hohen bis an die Augen reichenden, steif gestärkten Vatermörder, und kommandierte seinen Stallknecht, welcher mit einem Wagen voll Mist das Thor passieren wollte, es aber dem gestrengen Herrn und Meister nicht elegant genug machen konnte. Immer noch einmal zurück mußte der Mistwagen, bis endlich die Ausfahrt den Beifall des Herrn gefunden hatte.

„Nur nicht so hitzig, Herr Posthalter! wohin geht man in's Comptoir der Herren Schwarzenholz u. Compagnie?“ fragte mein Onkel.

„Ah! Ah! Ergebenster! Hochwürden Herr Pfarrer,“ — schnaufte Herr Speckle in, unser Wirt, — „sie parieren nicht, die Kerle, nächstens muß ich selbst den Mistwagen führen, — werd' Ihnen gleich einen Buben rufen, der Sie hinführt, kommen doch zum Mittagessen? ja! ganz Ergebenster.“

Ein schriller Pfiff und der Laufbube des Hotels, unser Cicerone, stand uns zur Seite, die Wanderung konnte beginnen.

Je näher am Ziel, desto bänger wurde mir's ums Herz, als wir so die Straße hinauf wandelten und nicht geringes Aufsehen in der damals noch ziemlich kleinbürgerlichen Stadt erregten. Es war aber auch ein zu köstliches Bild, wie wir so als kleine Karawane in mitten der Straße dahergingen. Hinter dem Laufbuben der behäbige Landpfarrer mit dem undefinierbaren Cylinderhut auf dem ehrwürdigen Haupte, mich, seinen Schützling an der Hand führend, dann die kugelrunde Frau Pfarrerin mit den Kindern und als Nachhut der Ami.

„Riechst du nichts, es brinzelt schon,“ sagte in dem bekannten Liede Napoleon zu seinem Schwager Murat, als sie gen Moskau rückten, und „riechst du es, jetzt sind wir nicht mehr weit, man riecht schon die Droguen“ — sagte mein Onkel, als wir in ein enges Seitengäßchen einbogen und gleich darauf vor dem Hofthor eines großen Geschäftshauses standen, welches uns der Laufbube als der Firma Schwarzenholz u. Compagnie gehörig, bezeichnete.

„Unsern Eingang segne Gott“ sprach salbungsvoll mein Onkel, als wir die Schwelle überschritten und bald im vollsten Geschäftsbetrieb standen. Durch einen großen Hausflur, in welchem Kisten, Fässer und Ballen bunt durcheinander lagen, wurden wir von einem stämmigen Hausknecht, welcher, einen schweren Ballen auf der Schulter, eben aus dem Magazin kam, eine kurze Treppe hinauf ins Comptoir gewiesen und gleich darauf stand ich, in Ehrfurcht erschauernd, vor meinem künftigen Lehrherrn.

„Ha, Ha, Ha, Ha! Hochwürden Herr Pfarrer! da brüngen Sü ühn ja, den Jacques! nun das ist schön, — söhe mür ümmal ün düe Augen, — ja scheunt eun ganz aufgöwöckter Bursche zu seün, soll nur tüchtig lörnen, hat Gölögenheüt beü uns eün ganzer Kaufmann zu wörden. Ha, ha, ha, ha! spazzacamino; ah, Frau Gemahlin, freut müch Frau Pfarrer, freut müch, meünen Röspökt, daß Sü auch düe Reüse mütgemacht haben! spazzacamino! Ha, ha, ha, ha!“ so lautete die Anrede meines Herrn Prinzipals, der, wenn er mit fremden Leuten hochdeutsch sprach, sich stets der eben angedeuteten Ausdrucksweise zu bedienen pflegte.

Herr Schwarzenholz war ein stattlicher Mann in mittleren Jahren, mit starker Adlernase und großen, durchdringenden, klugen Augen, die mir sogleich gehörigen Respekt einflößten.

„Meün Associö Hörr Hürt" wurde der Teilhaber der Firma, ein früherer Apotheker und sehr behäbiger Herr, welcher das fünfte Rad am Wagen zu sein schien, vorgestellt und dann ging's in die Privatwohnung, woselbst uns Frau Schwarzenholz zu nochmaligem Frühstück bei selbstgebautem Weine nötigte und mein Onkel als gewissenhafter Mann die Hälfte des Lehrgeldes mit zweihundert Gulden, es waren lauter funkelnagelneue Stücke, die er sich extra zu dem Zweck hatte aus der Münze kommen lassen, auf den Tisch zählte.

(Fortsetzung folgt.)

Der junge Theaterdirektor.

VII.

Schattentheater.

Jetzt waren alle geheilt bis auf den Nachtwächter, der noch immer statt seiner Nase Arm und Hand des einen Studenten im Gesichte trug.

Verzweifelnd, händeringend lief er herum. Dann zog er sein Taschentuch hervor, das so groß war, daß er oftmals ziehen mußte, bis es ganz aus der Tasche heraus war, und weinte und wischte sich die Thränen. Darauf aber kam völlige Raserei über ihn. Wieder durchmaß er mit großen Schritten die Bühne, mit Armen und Beinen und seiner unglücklichen Nase gestikulierend. Immer rasender, immer heftiger wurde er, endlich kniete er nieder und hob zu einem gar fürchterlichen Gelübde die Rechte. Da donnerte es. Dann ward die bisherige Weißfläche plötzlich gelb*), dann dunkelfeuerrot, endlich beinahe finster von unbestimmter Färbung. Da fuhr der Nachtwächter erschreckt zusammen und suchte zu fliehen; er bebte am ganzen Körper.

Wieder donnerte es, wieder glühte im Feuerrot die Bildfläche, da kam von oben herab die Hexe auf dem Besen geritten.

Das Besenroß schien aber nicht gefügig zu sein, denn die Hexe konnte es kaum zum Stillestehen zwingen. Endlich stieg sie ab und näherte sich dem Zitternden. Der bat und schwur, doch sie zeigte sich unerbittlich. Endlich schien sie eine Bedingung zu stellen, vor welcher er jedoch zurückzubeben schien, aber trotzdem die Hände bittend rang. Sie blieb fest bei ihren Bedingungen.

Endlich überwand er sein Grauen und umarmte und küßte die Hexe.

Ein fürchterlicher Donner brach los; es verfinsterte sich wieder; einmal schien es, als wäre die Bildfläche violett, dann wieder grünbraun, dann dunkelfeuerfarb, und wieder grünviolett —*), doch das wechselte fortwährend bei entsetzlichem Donner.

Endlich verstummte der Donner, es wurde heller, ein freundliches Rosenrot erhellte die Bildfläche, und der Nachtwächter war in eine schlanke ritterliche Jünglingsgestalt, die Hexe aber in ein junges holdes Mädchen verwandelt.

Das Besenroß aber flog allein durch die Luft davon.

Jetzt kamen alle vorherigen Personen, um zur Hochzeit ihre Glückwünsche zu bieten.

Mit einem fröhlichen Marsch, der vom Klavier her ertönte, setzte sich der Hochzeitszug in Bewegung unter dem Geläute der Hochzeitsglocken.

Reicher Beifall rauschte durch den Raum, aber die Bühne blieb leer, die Musik jedoch spielte Schuberts unvergleichliches Quartett: „Der Gondolier" (Es tanzen Mond und Sterne 2c.).

Plötzlich ward die bisher rosenrote Bildfläche violett, dann dunkelblau, und unten sah man deutlich in scharfer Linie das Meer abgegrenzt. Jetzt hub sich über dem Meeresspiegel der volle Mond empor, die Wellen glitzerten und flimmerten, es war entzückend.

Als der Mond höher und höher stieg, wurde er immer kleiner, und blieb endlich oben ruhig stehen.

Da kam die Stelle, wo die Bässe die zwölf Glockenschläge der Mitternacht imitieren. Diese Glockenschläge schnarchten deutlich wie von einem alten Kirchturm hernieder.

Als aber der Absatz erklang, der im Liede den Worten entspricht:

„Es schlummern friedlich alle
Und nur der Schiffer wacht . ."

da glitt ruhig eine Gondel über die Blauflut, in der das neuvermählte Paar saß: er zu ihren Füßen die Mandoline spielend, während hinten am Deck der Gondolier das Ruder führte.

Noch oft mußte die Gondel ihre Fahrt thun, und wenn auch Schuberts Genius die Beifallsstürme niederzwang, so erwiesen diese endlich doch ihre Expansivkraft; mit unwiderstehlicher Gewalt brachen sie los, so daß die so einschmeichelnde, so süße Melodie plötzlich verstummen mußte.

Mit einem Ruck war Mond und Meer und Nachthimmel verschwunden, und wieder strahlte im transparenten Weißlichte die leere Bildfläche vor den beifallsklatschenden Zuschauern.

Jetzt kam Hans im Schattenbilde vor die Zuschauer und verbeugte sich. Im selben Momente erstrahlte die Bildfläche wieder in der Farbe der Rose, wir alle umringten unsern Direktor, und während vom Klaviere her ein Tusch ertönte und feierliches Glockengeläute einfiel, bekrönte Ella mit einem Lorbeerkranze unsern verdienstvollen Direktor.

War diese Gruppe und deren Huldigung von den Zuschauern auch nur als Schattenbild wahrnehmbar, so machte sie doch die Wirkung, die sie verdiente. Dies bezeugten die Beifallsrufe von der für uns ungesehenen Schar der Zuschauer.

Langsam schob sich die Kurtine zusammen. Draußen wurden die Lichter entzündet, während Mama ihre Gäste bat, ihr zum Souper zu folgen.

Natürlich fehlten wir dabei nicht.

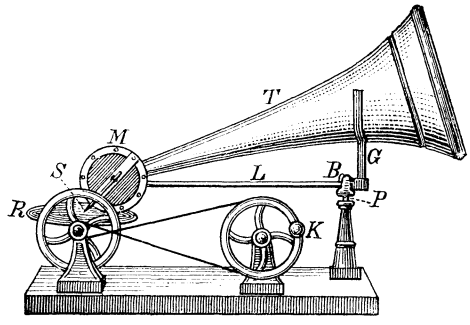
Wir junges Volk sonderten uns aber, sobald es anging, von der Tischgesellschaft ab, und nun ging's ans Fragen, denn einige kleine Vettern und Mühmchen waren unter den Gästen, welche gar sehr die Neugier kitzelte; sie hätten so gerne über Wie und Was, über dieses und jenes näheres erfahren.

*) Zuerst stellte Hans die gelbe Platte vor die Lampe; dann vor diese die hochrote, dann vor beide die blaue. Später nahm er die blaue wieder weg.

*) Gelb, Hochrot; — Gelb, Hochrot, Carmin; — vorige drei Farben mit blau; — voriges ohne Gelb; ist sofort im steten Wechsel. Bei stärkerer Verfinsterung stelle man noch eine oder zwei Blautafeln mehr hinzu.

Was war natürlicher, als daß wir sofort wieder in den Theatersaal zurückkehrten, um unsren Gästen die Heimlichkeiten unsres Theaters zu erklären.

Da standen wir in dem Heiligthum. Mit der den Uneingeweihten so eigentümlichen Scheu, thaten denn auch unsre kleinen Gäste in ihrem Leben den ersten Schritt hinter die Kulissen.



Das Grammophon.

Am wißbegierigsten war Cousin Hugo. Er machte sich viel um Hans zu schaffen und suchte von ihm alles das zu erfahren, was ihm unerklärlich war.

„Sage mir, Hans," so begann er; „wie machtest du es bei dem lebenden Bilde von Dornröschen? Bei einer und derselben Dekoration Tag- und Nachtbeleuchtung? Das ist ja ein Wunder?" und dabei sah sich Hugo im Kreise um, als wolle er etwas erspähen, um daran aufs neue Fragen zu knüpfen.

„Was habe ich euch gesagt? und was wolltet ihr nicht glauben?" frohlockte Hans zu uns gewendet, indem er den Dekorationsständer zurechtschob, um die Frage Hugos durch Demonstrationen zu unterstützen. Dann fuhr er fort: „Sieh mal her, Hugo, was ist dies?" Damit entrollte er die Gartendekoration und legte über diese den Rittersaal. In dem war das Fenster ausgeschnitten worden, und so sah es aus, als blickte man durch das große Fenster auf die Landschaft, der man es nicht ansah, daß es ein Garten sei, da der untere Teil des Bildes durch die Balustrade des Fensters verdeckt war.

„Ah, jetzt begreif' ich's!" rief Hugo. „Du hast also den Garten auch als Nachthintergrund?"

„O nein!" rief Hans lachend, „das ist ja eben der Sieg meiner Meinung gegen die der andern. Schau nur her. Was ist das?"

„Nun, eine italienische Nachtlandschaft mit Pinien und Cypressen."

„Gut, und jetzt?" dabei rollte Hans wieder den Rittersaal darüber.

„Ja, ja, ich seh's und ich staune, daß ich's nicht gemerkt, daß ein so ganz andrer Hintergrund aufgerollt wurde!" rief Hugo mit aufrichtiger Bewunderung.

„Und niemand hat's gemerkt!" rief freudig Hans. „Niemand, sag' ich euch! O, man kann so wunderbar täuschen von der Bühne herab! So unvergleichlich wunderbar!"

„Und jetzt seh' ich erst" sagte Cousin Alfred, „wie du den Mond gemacht hast. Der ist ausgeschnitten und mit Seidenpapier eingeklebt. Gewiß hast du ihn dann von hinten beleuchtet. Nicht wahr?"

Hans bejahte diese Frage.

„Aber den Rittersaal hast du dir doch verdorben," sagte bedauernd Hugo.

„O nein!" entgegnete Hans. „Wenn ich ihn brauche, dann wird das herausgeschnittene Stück ganz einfach wieder eingeklebt. Das sieht niemand! Uebrigens das könnt ihr alle euch merken," fuhr Hans fort, „das wäre ein sehr schlechter Theaterdirektor, der sich nicht im Momente zu helfen wüßte. Da gibt es oft noch viel schwierigere Fragen zu lösen. Der Theaterdirektor ist wie ein Feldherr, er muß immer darauf gefaßt sein, Unvorhergesehenem mit Geistesgegenwart zu begegnen, er darf nie den Kopf verlieren. Das merkt euch auch fürs Leben. Es ist jedem gut, der solche Eigenart sich angewöhnt; im Leben kann man sie brauchen, auch wenn man nicht Theaterdirektor ist."

So wurde viel herumgefragt und beantwortet, gezeigt und bestaunt, doch davon bedarf es keiner Worte, da wir dies alles selber entstehen sahen.

Aber eines schien Hugo geradezu wie Zauberei.

„Sage mir noch eines, Hans," begann er nach längerer Pause. „Wie machtest du das Meer im Schattenspiel? den Mond und die Wellen? Das war zu reizend!"

„Sieh mal her," sagte Hans, „statt jeder Antwort will ich es dir zeigen, sonst glaubst du, ich sage nicht die Wahrheit, weil es lächerlich einfach ist."

Noch war das Bettlaken nicht abgenommen worden, nur die Gartenlampe stand nicht mehr am Boden. Diese stellte nun Hans an ihren früheren Platz, den Reflektor dahinter, und nun lehnte er eine der blauen Glasplatten vor die Lampe, dann eine zweite; diese zweite aber auf Stützen, so daß eine horizontale Abteilung auf der Bildfläche entstand; unten lichter, oben dunkler. Nun entzündete Hans eine zweite Petroleumlampe, welche durch einen viereckigen Kasten (Zigarrenkistchen) verfinstert war. Der vordere Teil des Kastens war nach Entfernung der Holzwand durch einen schwarzgefärbten Karton ersetzt worden, in welchen schablonenartig die Wellenlinien und Mondreflexe geschnitten waren. Diese warfen nun grelle Lichter auf den lichteren blauen Teil der Bildfläche und erzielten so die Täuschung des Wellenglanzes. Ueber den Wellenschnitten waren die Sterne in den Karton gestochen, welche ebenso in jenem Bildteile als Sterne wirkten.

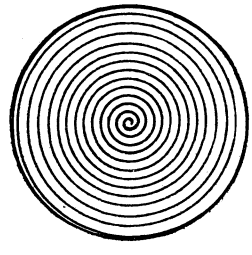
Ein dem feststehenden Karton ähnlich geschnittener wurde von diesen hin und her geschoben, wodurch die Wellen beweglich erschienen.

Hugo traute seinen Augen kaum. Er eilte hinaus in den Zuschauerraum und sah, daß die Wirkung dieselbe war.

„Ja aber der Mond?"

„Warte nur!" lachte Hans.

Er entzündete die Laterna magica und richtete deren Scheibe auf die Bildfläche, nachdem er sie durch ein vorgehaltenes Stück Karton bis auf einen kleinen Segmentteil verdeckt hatte. Mit diesem winzigen Lichtpunkt, der dem Auditorium völlig entgangen war, suchte er nun die Horizontallinie, welche Meer und Luft schied. Als er diese gefunden hatte, hob er langsam die Laterne, immer darauf achtend, daß der Schnitt der leuchtenden Scheibe, mit der Luftlinie sich decke. So hatte er den Effekt des aus dem Meer aufsteigenden Mondes erzielt. Jetzt hob er den Mond immer höher, bis er ihn dort hatte, wo er ihn wünschte. Da stellte er dann die Laterna magica ruhig nieder, und ließ sie allein den Mond weiter spielen. Hugo's Staunen wuchs immer mehr.


Das Grammophon.

[illegible]nd Donner, Glockengeläute und [illegible]ag?" fragte er.

[illegible] rief lachend Hans und don-

nerte, daß sich Hugo die Ohren zuhielt. Dann hing er an Fäden die Donnermaschine auf und schlug mit einem in Lappen gehüllten Holzschlägel an das Blech.

„Sind das nicht Glockentöne, würdig einer Kaiserkrönung?"

„Wahrhaftig! Aber der Uhrschlag?!"

Nun nahm Hans einen metallenen Klöppel (es kann auch ein großer Schlüssel sein) und schlug kräftig an die Donnermaschine. Unwillkürlich drehte Hugo sich dem Fenster zu, denn er vermeinte eine Turmuhr schlagen zu hören.

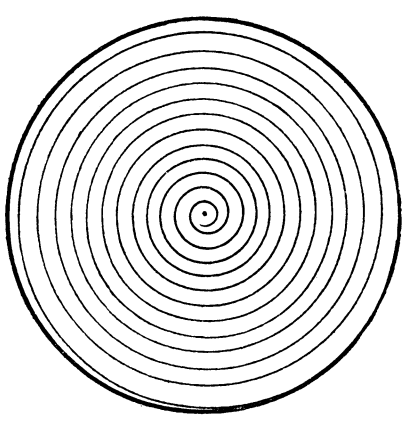
„Nun?" fragte Hans mit dem Gefühle des Ueberlegenen.

Und Hugo antwortete: „Ich sehe es jetzt; der Theaterdirektor ist ein Allmächtiger! Es gebührt ihm der Titel, den ich immer für nur einen Scherztitel gehalten, nämlich: Deus ex machina!"

Das Grammophon.

Viel besprochen und kritisiert wurde seiner Zeit die überraschende Erfindung Edinsons, der sogenannte Phonograph, ein Apparat, der alle möglichen Schallwellen aufschreibt und das Geschriebene wieder hörbar zu machen vermag, und die allgemeine Anerkennung stieg noch, als der Erfinder durch Anbringen von mancherlei Verbesserungen, deren auch wir in einem längeren Aufsatz gedachten, den Apparat wesentlich vervollkommnete. Besonders die Anwendung von Wachswalzen an Stelle der Stanniolblätter erhöhte die Wirkung ganz beträchtlich, und auch sonstige Veränderungen haben das Instrument zu einem viel brauchbareren, freilich aber auch komplizierter und erheblich teurer gemacht. Da ist dem Phonographen nun neuerdings ein bedeutender Konkurrent erwachsen in der vor wenigen Jahren gemachten Erfindung eines Deutschen mit Namen Emil Berliner in Washington. Die neue Erfindung verfolgt den gleichen Zweck, wie der Phonograph, beruht in der Hauptsache auf den gleichen Grundsätzen, ist aber trotz größter Leistungsfähigkeit viel einfacher und daher auch viel billiger als dieser. Der Erfinder hat dem Apparat den Namen Grammophon gegeben, was ungefähr dasselbe bedeutet wie die Bezeichnung Phonograph, nämlich Schallschreiber, freilich nur die erste Hälfte des Instrumentes ausgedrückt.

Wir bemerken an dem Grammophon (Fig. 1), wie an dem Phonographen, eine schwingende Membran M und einen schreibenden Stift S, merkwürdiger Weise steht aber S nicht wie beim Phonographen senkrecht auf M, sondern ist quer (parallel) mit M verbunden, folglich kann auch nicht der Schreibstift die gewöhnlichen transversalen Schwingungen der Membran übertragen, sondern muß von seitlichen Schwingungen in Bewegung gesetzt werden. Beim Phonographen schreibt der schwingende Stift die Bewegungen auf die Mantelfläche eines mit Stanniol oder Wachs überzogenen Cylinders, und zwar in einer den Cylindermantel vielmal umkreisenden Spirale. Zu dem Zweck muß da der Cylinder während der Drehung sich dementsprechend allmählich verschieben, was dadurch erreicht wird, daß die Cylinderaxe (zur Hälfte) als Schraube und das eine Axenlager als Schraubemutter ausgebildet ist. Viel einfacher ist nun die Einrichtung beim Grammophon. Berliner verwendet kreisförmige Schallplatten (Durchmesser etwa 12 cm) aus Hartgummi oder Metall, in deren jede eine vom Rande bis zur Mitte in vielen Windungen verlaufende Spirale eingegraben ist (Fig. 2). Diese Vertiefung wird mit einer aus Wachs und einigen Fettarten gebildeten Komposition etwas ausgefüllt,



Das Grammophon.

und nun wird die Schallplatte auf der Rotationsscheibe R (Fig. 1) festgeschraubt. Besonders sinnreich ist nun die Führung des Stiftes S in der Spirale. Das Schallgefäß, dessen Boden die Membran M bildet, ist fest verbunden mit der Leitstange L. Diese liegt mit ihrem anderen Ende in dem Bügel B und läßt sich einerseits in diesem beliebig hin und her schieben, andererseits mit diesem um den Punkt P drehen. Man setzt nun die Spitze des Stiftes in den am Rande der Schallplatte befindlichen Anfang der Spirale und drückt mit der linken Hand leicht auf das Schallgefäß. Das einfach cylindrische Schallgefäß ist in unserer Fig. 1 nicht zu sehen, da es hinter der Membran M liegt, also von ihr verdeckt wird. Es würde demnach hier von der Rückseite aus in den Apparat zu sprechen sein. Faßt man dann mit der rechten Hand die Kurbel K und setzt mit Hülfe der gekreuzten Schnur durch Drehen die auf der Rotationsscheibe R liegende Schallplatte in rotierende Bewegung, so bleibt die Spitze des Stiftes von selbst in der Spirale, und der Stift selbst, mitsamt dem Schallgefäß und der Leitstange, wird allmählich vom Rande nach der Mitte der Schallplatte hin gezogen. Wird nun während des Drehens in das Schallgefäß gesprochen, gesungen, musiziert u. s. w., so wirken die Schallwellen auf die äußerst empfindliche Membran M derartig, daß sie alle diese Bewegungen der Luft mitmacht und ihre seitlichen Schwingungen auf den Stift S, der an ihr aufgeschraubt ist, überträgt. Der erzitternde Stift S schreibt infolgedessen Vertiefungen verschiedenster Art in die noch weiche Wachskomposition, die sämmtlich den Schallwellen entsprechen. Danach läßt sich nun die Wachskomposition in dem Maße härten, daß die entstandenen Eindrücke unvergänglich und unveränderlich werden, so daß bei einem nochmaligen und öfter wiederholten Darübergleiten des Stiftes keine neuen Vertiefungen entstehen, auch die bereits vorhandenen keine Aenderung erfahren. Setzt man nun den Stift von neuem in den Spiralanfang am Rande der Platte, drückt wieder sanft auf ihn und wiederholt die Drehung der Transmissionsräder, so gleitet der Stift in der Spirale über alle vorher entstandenen Unebenheiten, schwingt also wie vorher, mit ihm auch die Membran, und so entsteht durch Rückwirkung auf die Luft der frühere Schall deutlich hörbar. Hierbei wird der Schall bedeutend verstärkt durch einen (am engeren Ende umgebogenen) Schalltrichter T, der von einer Gabel G getragen wird. Das Experiment läßt sich beliebig oft wiederholen, ohne daß die Platte abgenutzt würde, und man braucht für die Wiederholung nicht wie beim Phonographen durch zeitraubendes Rückwärtsdrehen den Apparat wieder in die Anfangsstellung zu bringen, sondern man hebt nur den Stift aus dem Ende der Spirale

heraus und setzt ihn wieder in den Anfang hinein, was in einer Sekunde geschehen kann.

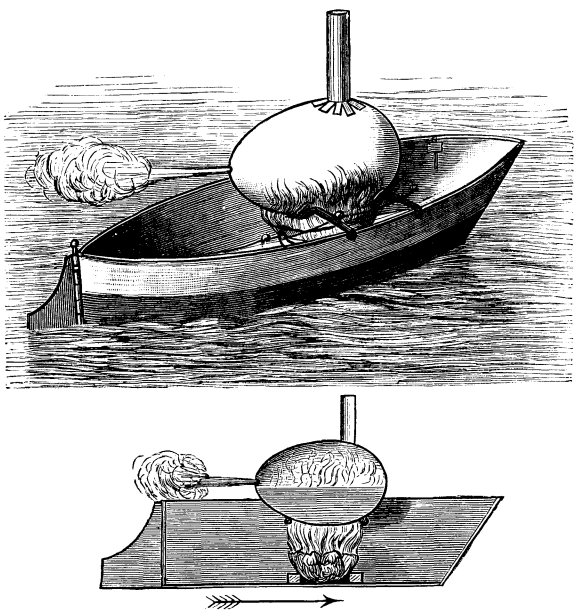
Der ganze Apparat ohne Schallplatten kostet 45 Mark, zu welchem Preis ihn z. B. Hugo Hennig, Berlin SW., 12, und F. W. Thiele, Berlin SW., Dessauer Straße 17, liefern. Schallplatten mit bereits aufgenommenen Schallvertiefungen kosten das Stück 1,30 Mark. Je nachdem eine Platte auf die Rotationsscheibe aufgesetzt ist, hört man dann aus der originellen Sprechmaschine heraus den Anfang der „Glocke“ oder der „Bürgschaft“, den Hohenfriedberger Marsch, vorgetragen von Militärmusik, vorneweg ein imposanter Trommelwirbel, den Dessauer Marsch, danach „Mutter, der Mann mit dem Koks ist da“, alles für Blechmusik, dann aber den Bierwalzer, von Klavier gespielt, das Rheinlied, von einer prachtvollen Tenorstimme gesungen, ein Hoch auf den Prinzregenten Luitpold von Bayern, zum Schluß allerhand nachgeahmte Tierstimmen, dazwischen Lachen, Jubeln und endlich ein kräftiges Bravo. Die Vorzüge des Apparates, bestehend in Deutlichkeit des Schalles, Einfachheit des Baues, leichter Handhabung und Unverwüstlichkeit der Schallplatten, treten hierbei klar hervor.

Noch sei bemerkt, daß man an Stelle des Trichters auch Hörschläuche an das Schallgefäß ansetzen kann, die man unmittelbar in die Ohren führt, doch bedarf es dieser Schläuche durchaus nicht, da mit Hilfe des Schalltrichters das ganze Experiment 100 bis 200 Personen in einem großen Saal auf einmal gut hörbar gemacht werden kann. In Wahrheit eine höchst konstruktiv-einfache Erfindung, die alle Anerkennung verdient.

Eier-Dampfschiff.

Daß man aus zwei Eiern ein Dampfschiff erbauen kann, das richtig fährt, das hättet ihr, liebe Kameraden, wohl nicht für möglich gehalten? Da müßten, wird uns vielleicht der eine oder andere Leser zurufen, die Dampfschiffe ja bald billig werden, oder die Eier würden teuer! Nun, so schlimm ist's nicht, immmerhin aber werdet ihr Staunen erregen bei allen Uneingeweihten, wenn ihr unserer Anleitung folgt.

Zunächst verfertigt euch aus steifem Karton ein einfaches Schiffchen, dessen Kanten natürlich nicht mit gewöhnlichem Leim, sondern mit Lack oder sonst einem für Wasser undurchlässigen Bindemittel zusammengeklebt werden müssen. Am Rande könnt ihr Stecknadeln einstechen und durch deren Verbindung mittelst eines Zwirnfadens den Bord herstellen. An der Rückseite bringen wir das um eine Stecknadel drehbare Steuer an, binden es aber durch einen nach dem Bord gehenden Faden in schräger Stellung fest. Auch sonst läßt sich euer Schiffchen vielleicht noch ganz hübsch aufputzen. Nun legen wir zwei an beiden Enden hakenförmig gebogene Drähte, deren jeder so lang als das Schiff breit ist, in der Mitte quer über die Schiffsränder. Unter diesen stellen wir im Schiff eine ringförmig ausgehöhlte Korkscheibe auf und setzen auf diese eine halbe Eierschale, in die wir etwas Watte legen. Auf den Drähten hat eine ganze Eierschale Platz zu finden. Diese wird in folgender Weise präpariert. In ein rohes Hühnerei macht man am spitzen Ende ein nicht allzukleines Loch, aus dem man den Inhalt heraussaugt; man darf aber dabei nicht ununterbrochen saugen, sondern muß zwischendurch Luft eindringen lassen. In die leere Schale, auf die man oben ein Papierröhrchen als Schornstein aufleimen kann, füllt man nun soviel Wasser ein, daß dieses nicht ausfließt, wenn das Ei, die Oeffnung nach hinten, auf die Drähte gelegt wird. Jetzt setzen wir unser Dampfschiff in ein möglichst großes mit Wasser gefülltes Gefäß, gießen Spiritus auf die Watte und entzünden diesen. Bald wird das Wasser im Ei zum Sieden kommen und der sich entwickelnde Dampf nach allen Seiten auf die Schale drücken. Die seitlichen Druckkräfte heben sich gegenseitig auf, aber der Druck nach vorn wird nicht durch den Druck nach hinten aufgehoben, da an letzterer Stelle der Dampf durch die Oeffnung ausströmt und demnach keinen Druck ausüben kann. Daher bewegt sich das Schiff vorwärts, doch wird durch das schräggestellte Steuer die Bewegung kreisförmig, d. h. das Dampfschiff schwimmt, wenn das Steuer schräg nach innen steht, längs dem Ufer unseres Ozeans im Kreise herum. Eine Explosion ist nur zu befürchten, wenn wir die Oeffnung für das Ausströmen des Dampfes gar zu klein machen. Natürlich darf sie auch nicht übermäßig groß sein, das richtige Maß wird schon jeder selbst finden. Also, frisch probiert!



Eierdampfschiff.

Scharade.

Eine Stadt in Posen,
Eine Stadt in Sachsen,
Laßt zur Stadt in Schlesien
Schnell zusammenwachsen.

Rätsel.

Der kleine Kurt wollte mittels seiner Druckerpresse einen Glückwunsch zum Feste herstellen. In seiner kurzen Abwesenheit aus dem Zimmer aber hatte ein schalkhafter Gespiele die bereits ausgesuchten und eingestellten Lettern versetzt und Kurt las, als er zu drucken anfing:

„SERAPH ORT JUNI“

Was hatte er drucken wollen?

Auflösung des Silbenrätsels in Nr. 16.

Der Gang nach dem Eisenhammer.
Oder Wolfgang Kreuznach Odem Eider
Posen Hamburg Hammer.

Auflösung des Logogriphs in Nr. 19.

„Rasttag — Fasttag.“

Auflösung der Rechenaufgabe in Nr. 19.

Die beiden Brüche 1/3 und 4/6

Lösung der Aufgabe in Nr. 19.

Jedem das Seine.

Edelmut.

Vor einiger Zeit wurde im Hause des Lord Gypsow in London im Hofraum das Bettzeug gelüftet. Da plötzlich schlüpfte beim Thore eine schlanke, junge Frau herein, ergriff zwei mit Eiderdunen gefüllte seidene Federbetten und rannte damit hinaus. Im Hofe waren nicht weniger als zwölf Diener versammelt, doch die Frechheit, mit welcher der Diebstahl ausgeführt wurde, verblüffte alle derart, daß sie die Verfolgung vergaßen. Erst auf die Anzeige bei der Polizei erfuhr man, daß das kostbare Bettzeug verpfändet worden. Die Diebin wurde in der 27jährigen Crago vor Gericht gestellt. Die Angeklagte gesteht ihr Vergehen unter bittern Thränen ein, erzählt aber, daß, wenn sie die Sachen nicht gestohlen hätte, ihre Kinder verhungert wären. Eine Anzahl Personen aus der Nachbarschaft gaben Frau Crago das beste Zeugnis. Der Richter sagte bedauernd, es falle ihm schwer, mit einer Verurteilung vorgehen zu müssen. Unter Schluchzen erwidert Frau Crago: „Für mich wäre die kleinste Verurteilung das größte Unglück! Ich bin die Witwe eines Soldaten, der in Afrika gefallen ist, und wenn mir eine Strafe zugesprochen würde, verliere ich meine kleine Pension.“ In diesem Augenblick meldet sich der als Zeuge erschienene Lord Gypsow zum Worte; er sagte dem Richter: „Eure Lordschaft, die Geschichte beruht vom Anbeginn auf einem Mißverständnis; ich habe die zwei Federbetten der Angeklagten geschenkt, und sie, um meinen Dienern die Mühe zu ersparen, holte sich die Gabe selbst. Für diese Dienstleistung hat sie bei mir ein Guthaben von 30 Pfd. St., die ich sofort erlege.“ Die arme Frau ist keines Wortes mächtig; in Thränen aufgelöst sinkt sie zu Boden, der Richter aber wendet sich an den Zeugen und sagt zu ihm: „Eure Lordschaft haben ein gutes Werk gethan, möge es Ihnen Gott vergelten.“

Das Vermächtnis des Inka.

Von Karl May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano Estakata“, „Kong-Kheou, das Ehrenwort“, „Die Sklavenkarawane“, „Der Schatz im Silbersee“ u. a.

(Fortsetzung.)

Beim Klange dieser Stimme blieb der Vater Jaguar wie gebannt stehen und lauschte. Die andern hielten infolge dessen auch im Laufe inne.

„Sie sind entflohen!“ ertönte dieselbe Stimme nach einigen Sekunden. „Man hat sie befreit, man hat sie losgeschnitten; ich sehe es hier an den Lassos.“

„Welch eine Stimme!“ sagte der Vater Jaguar. „Die muß ich kennen; das ist ja — —“

Was er weiter sagen wollte, blieb unausgesprochen, denn vom Lager her erklang es wieder:

„Das Feuer ist ausgelöscht. Auf, zu den Waffen! Da links hinaus können sie nicht sein; da brannte ja die Flamme. In den Wald hinein konnten sie auch nicht, denn er ist zu dicht; also sind sie nach rechts fort. Ihnen nach! Zwanzig bleiben bei den Pferden. Die andern kommen mit!“

Zurückblickend, gewahrte man ein wirres Durcheinander von Personen, in welchem die einzelne nicht zu unterscheiden war.

„Fort, fort!“ mahnte Geronimo. „Warum bleibst du stehen, Carlos?“

Der Sprecher hatte unterwegs halten bleiben müssen, weil eins der zusammengekoppelten Pferde ihm nicht gehorchen wollte.

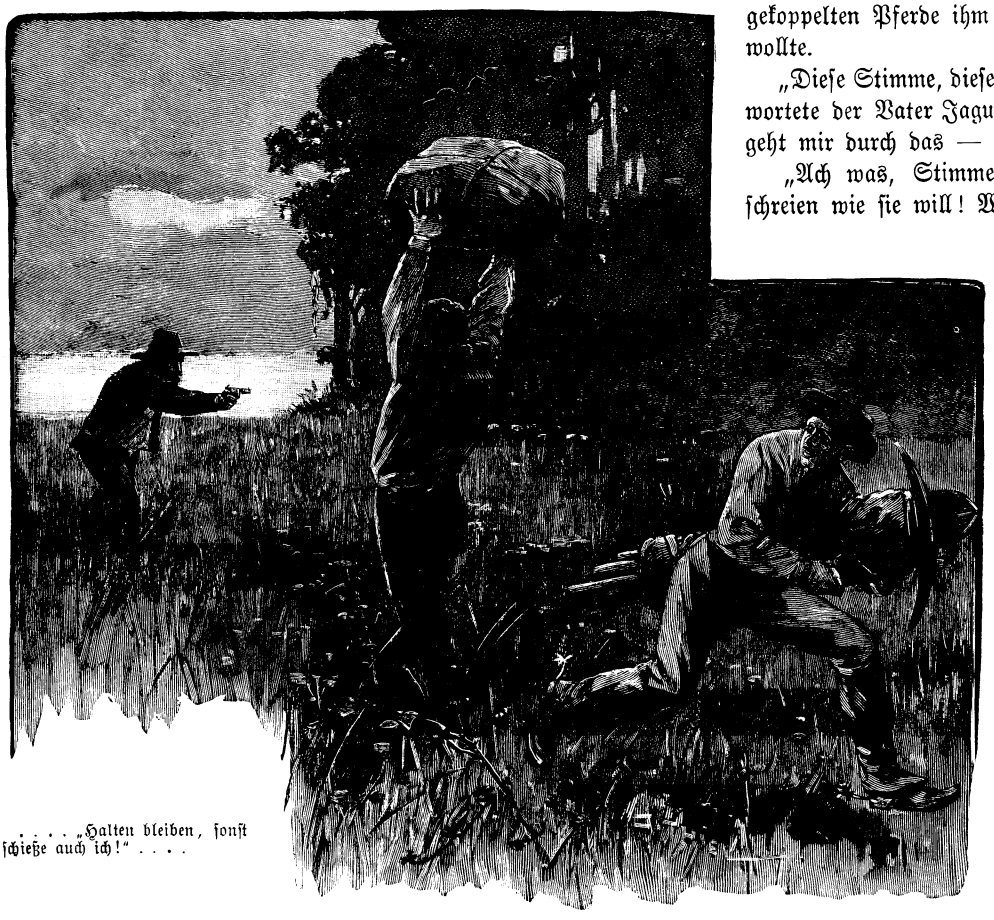
„Diese Stimme, diese Stimme!“ antwortete der Vater Jaguar. „Ihr Klang geht mir durch das — — —“

„Ach was, Stimme! Laß sie doch schreien wie sie will! Wir müssen fort, sonst holen sie uns ein.“

„Aber ich muß ihn sehen, muß —“

Der sonst so bedachtsame Mann wollte die beiden Sättel weglegen, aber Geronimo herrschte ihn, wohl zum erstenmal, seit er ihn kannte, in strengem Tone an:

„Was fällt dir ein! Bist du toll! Willst du dein Leben



. . . . „Halten bleiben, sonst schieße auch ich!“ . . . .

wagen, so thue es; aber das unsrige bringe nicht in Gefahr. Auf mich kannst du nicht rechnen!"

Er trieb seine Pferde von neuem an, und jetzt gehorchte das widerspenstige; er galoppierte weiter.

„Er hat recht!" meinte der Vater Jaguar in einem Tone, wie einer, der aus einem tiefen Sinnen erwacht. „Ich täusche mich wohl; aber ich werde diese Sache nicht ununtersucht lassen. Eilen wir weiter!"

Er schoß jetzt förmlich in so langen Schritten davon, daß die andern die größte Mühe hatten, ihn nicht aus den Augen zu verlieren, zumal ihnen jetzt, nachdem sie die Feuer gesehen, die Dunkelheit viel tiefer als vorher vorkam. Der kleine Gelehrte hatte den schwersten Pack, die Bücher, erwischt. Er keuchte unter ihrer Last atemlos dahin, bis er die Bürde niederwarf und ausrief:

„Fritze, ich kann nicht mehr. Es wird mir zu schwer. Wollen tauschen; gib mir die Werkzeuge!"

„Jut," antwortete dieser. „Hier haben Sie die Schlüssel zu die Vorwelt, und ik nehme mich die jedruckte Jelehrsamkeit. Aber sputen Sie Ihnen, denn da hinten kommen sie schon anjepfiffen."

Sie eilten weiter, so schnell sie mit ihren Lasten vermochten, aber doch nicht schnell genug, denn als sie den Ausgang des Waldeinschnittes erreichten, waren die vordersten der Verfolger schon nahe hinter ihnen. Ein Schuß krachte und noch einer, glücklicherweise aber ohne zu treffen.

Die beiden hatten noch gesehen, daß Anciano und der Inka sich rechts gewendet hatten; sie folgten also dieser Richtung auch. Aber ganz nahe hinter ihnen kam einer gesprungen, der sie in tiefem Baßtone anrief: „Halten bleiben, ihr Halunken, sonst schieße auch ich!"

„Der Gambusino!" schrie der Doktor auf. „Ich bin verloren!"

„Nein, noch nicht!" antwortete Fritze. „Laufen Sie fort; ik werde Ihnen retten, indem ik ihm ein Hindernis in die hohle Gasse werfe, durch welche er kommen muß."

Bei diesen Worten blieb er stehen, ließ seinen Herrn vorüber und warf, als die hohe, breite Gestalt des Gambusino aus dem Dunkel tauchte, diesem das Bücherpaket entgegen und rannte dann weiter. Der Gambusino strauchelte über den Pack und stürzte hin; er raffte sich zwar rasch wieder auf und wollte weiter; da aber hörte er eine gebieterische Stimme vor sich:

„Halt! hier steht der Vater Jaguar mit seinen Leuten. Wer ohne meinen Willen naht, bekommt die Kugel." Das veranlaßte ihn, den Schritt anzuhalten. Wollte man ihn mit dem Namen des berühmten Mannes täuschen? Er duckte sich nieder und kroch mehrere Schritte vorwärts. Da sah er allerdings eine ganze Schar von Männern vor sich halten. Wenn man an einem Gegenstande empor nach dem Himmel sieht, so kann man diesen Gegenstand, obgleich er ganz im Finstern steht, selbst in dunkler Nacht erkennen. Auf diese Weise sah der Gambusino, daß diese Männer ganz in Leder gekleidet waren und breitrandige Hüte aufhatten, was in den Pampas und den angrenzenden Gegenden eine Seltenheit ist. Daran erkannte er, wen er vor sich hatte.

„Alle Wetter, ich irre mich nicht," sagte er sich. „Man will mich keineswegs täuschen. Es ist wirklich dieser verwünschte Vater Jaguar, den ich lieber in der Hölle als hier wissen möchte. Wenn ich weiter gehe, läßt er Feuer geben; das ist gewiß. Ich muß zurück; aber er soll mir den Streich, den er mir heut spielte, entgelten. Es ist der erste, soll aber auch der letzte sein."

Er kroch wieder retour, erhob sich dann vom Boden und kehrte um die Waldecke zurück, als eben die vordersten seiner Leute, denen er in seinem Verfolgungseifer vorangerannt war, ihm nachkamen.

„Zurück!" gebot er ihnen. Es ist nichts zu machen."

„Nichts?" fragte Pellejo, der sich bei ihnen befand. „Warum?"

„Sie sind fort und für uns verloren, wenigstens für heut."

„Wieso?"

„Wißt Ihr, welcher Halunke sie losgeschnitten hat?"

„Nun?"

„Der Vater Jaguar."

„Unmöglich! Das muß ein Irrtum sein."

„Nein. Ich habe seine Leute gesehen und auch seine Stimme gehört. Kommt rasch zurück! Wir müssen uns beraten, dabei aber alle Vorkehrungen treffen, daß wir nicht überrascht werden, denn dieser Mensch ist im stande, uns heut noch zu überfallen."

„Schwerlich!"

„Sie glauben es nicht? Warum nicht?"

„Er hat nur die Gefangenen befreien wollen. Hätte er es auf einen Ueberfall abgesehen, so würde er ihn ja vorhin ausgeführt haben."

„Mag sein; aber ich traue ihm nicht."

„Ich kenne ihn nicht so, wie Sie ihn kennen, sondern etwas näher und genauer. Und er — na, er kennt mich auch ein wenig — — von früher her. Ich weiß sogar, daß er meine Stimme kennt Wenn er mich an dieser erkannt hat, so ist es gewiß und zehnfach, hundertfach gewiß, daß er sich an meine Fersen heftet."

„Haben Sie eine Rechnung miteinander?"

„Ja, und keine gewöhnliche. Kommen Sie also! Ich weiß, daß wir keine Zeit zu verlieren haben."

Sie und die Soldaten und Indianer, welche bei ihnen stehen geblieben waren, gingen schleunigst nach dem Lager zurück, wo der Gambusino den Befehl gab, schnell zu satteln und dann die Feuer auszulöschen, da man aufbrechen müsse.

„Fort sollen wir?" fragte Antonio Perillo. „Ist das notwendig?"

„Ja, wir müssen fort, mindestens so weit, daß dieser Vater Jaguar uns wenigstens während der Nacht nicht finden kann."

„Er wird es nicht wagen, sich an uns zu machen!"

„Pah! Ich sage Ihnen, daß er es zwar nicht wagen, aber doch thun wird, denn für ihn ist so etwas kein Wagnis."

Da nahm der Häuptling, ihm beipflichtend, das Wort:

„Wenn der Jaguar es ist, der die Gefangenen befreit hat, so müssen wir fort. Ich kenne ihn. Und nur dieser Jaguar konnte es fertig bringen, diese beiden weißen Männer fortzuholen. Ich durchschaue es. Er hat noch mehr Leute bei sich gehabt und von ihnen das Feuer mit Pulver anbrennen lassen. Während wir es auslöschten und nicht auf die Gefangenen achteten, hat er sie weggenommen. Er weiß, daß ich ihm den Tod geschworen habe. Wir müssen fort, da wir uns hier nicht verteidigen können. An einem besseren Ort werden wir anhalten, um uns zu beraten."

Hierauf ließ sich nun nichts mehr sagen. Man sattelte die Pferde und bemerkte nun erst, daß vier derselben samt dem Lederzeuge und den beiden

Paketen des Gefangenen fehlten. Glücklicherweise gab es einige Reservepferde, so daß man nicht doppelt zu reiten brauchte. Als die Feuer ausgelöscht worden waren, setzte sich der Zug in Bewegung, indem nach Indianerart ein Reiter immer hinter dem andern ritt.

Der Weg führte immer tiefer in den Einschnitt hinein, welcher nach und nach immer breiter wurde. Hätte derselbe eine Sackgasse gebildet, so wäre es um diese Schar geschehen gewesen, da sie dem Vater Jaguar hätte in die Hände fallen müssen. Aber der Häuptling „Tapfrer Arm" kannte die Gegend zu genau, als daß er sich hätte irren können. Nach Verlauf von zwei Stunden wich der Wald zu beiden Seiten zurück, und man kam auf einen weiten, offenen Kamp, in welchen man eine Viertelstunde hineinritt, um dann zu einer kurzen Beratung anzuhalten. Die Reiter stiegen von den Pferden und bildeten einen Kreis, in welchem die Weißen mit dem Häuptlinge Platz nahmen.

„Selbst wenn der Jaguar uns bis an das Ende des Waldes gefolgt wäre," sagte der letztere, „hier würde er uns nicht finden. Es ist dunkel, und er kann nicht sehen, nach welcher Richtung wir uns gewendet haben. Die Señores mögen beraten, was geschehen soll."

„Eine Beratung nach Eurer langen und langsamen Weise werden wir nicht halten," antwortete ihm der Gambusino. „Wir werden kurz sein und dann gleich wieder aufbrechen, um einen möglichst weiten Weg zwischen ihn und uns zu legen."

„So denken Sie wirklich, daß dieser gefährliche Mann uns folgen wird?"

„Auf jeden Fall, wenn er mich nämlich an der Stimme erkannt hat."

„Er hat Sie erkannt."

„Woher willst du das wissen?"

„Er braucht Sie gar nicht an der Stimme erkannt zu haben, denn er hat sie gesehen."

„Nein."

„Er hat Sie gesehen! Denken Sie, daß der Jaguar für sich das Leichteste wählt und seine Leute das Schwere und Gefährliche ausführen läßt?"

„Nein. Wie ich ihn kenne, ist es umgekehrt. Er wird gerade das Allerschwierigste auf sich nehmen."

„Und was war heute das Schwerste?"

„Das Losschneiden der Gefangenen, weil er sich da trotz der hellen Feuer in unsre Nähe wagen mußte."

„So war also er es, der dies vollbracht hat. Er ist nahe bei uns gewesen, hat uns alle gesehen und auch gehört, was wir gesprochen haben."

„Demonio! Das ist allerdings wahrscheinlich. Er hat uns gesehen, denn jedenfalls befand er sich hinter den beiden Bäumen. Das heißt, er hat Euch erblickt, nicht aber mich, wenigstens nicht genau, denn wie ich mich besinne, hatte ich mein Gesicht mit meinem breiten Hute bedeckt."

„Kennt er nicht Ihre Gestalt, Señor?"

„Ja; aber solche Gestalten gibt es viele, und ich bin viel anders gekleidet als damals, wo wir uns sahen. Um mich wirklich zu erkennen, mußte er mein Gesicht sehen oder meine Stimme hören."

„Und meinen Sie, daß dieses letztere geschehen ist?"

„Ja, denn ich habe leider nur allzu laut geschrieen. Hätte ich gewußt, daß dieser Mensch sich in der Nähe befand, so hätte ich freilich geschwiegen. Ich bin überzeugt, daß er mir folgen wird."

„Und wenn er nicht Ihnen folgt, so folgt er mir."

„Warum habt Ihr Euch mit ihm verfeindet?"

„Wir waren bei den Cambas eingefallen, als er sich bei ihnen befand. Er kam zu uns, um Frieden anzubieten; aber wir wollten die Beute, welche wir gemacht hatten, nicht herausgeben. Ja, wir wollten noch mehr Beute machen, und so kam es, daß wir ihn fortschickten. Er ging im Zorne und einer von uns blies ihm einen Giftpfeil nach, der aber in seinem Rocke stecken blieb, denn seine Lederkleidung ist so stark, daß kein Pfeil hindurchdringt. Dann töteten wir zwei Häuptlinge der Cambas und viele ihrer Untergebenen. Wir töteten alle Alten, alle Männer, Kinder und Knaben und nahmen nur die Frauen und Töchter mit uns. Da stellte er sich an die Spitze der andern Cambasstämme und fiel über uns her."

„Wer siegte?"

„Er, denn er ist unüberwindlich, wenn er einmal zur Waffe greift. Sein Zorn hat vielen, sehr vielen von uns das Leben gekostet, und die Cambas haben nicht nur das wiederbekommen, was wir ihnen abgenommen hatten, sondern noch mehr dazu. So sind wir Todfeinde geworden. Darum sollt ihr uns Flinten und Pulver geben, damit wir uns rächen können, denn die Krieger der Abipones sind voller Begierde, die Cambas zu züchtigen. Wenn ihr das thut, werdet ihr treue Verbündete an uns gewinnen."

„Ihr werdet bekommen, was wir euch versprochen haben. Wir befinden uns ja auf dem Wege nach unsern heimlichen Magazinen. Wenn es so steht zwischen euch und ihm, bin ich allerdings überzeugt, daß er schnell hinter uns her sein wird."

„Und wäre dies der Fall, so würde er mich verfolgen," fiel Antonio Perillo ein. „Ihr wißt ja, was in Buenos Ayres geschehen ist. Er hat nicht nur mich, sondern auch die andern Espadas blamiert. Wenn ich ihn in die Hand bekomme, so hat er auf keine Nachsicht zu rechnen, zumal es bekannt ist, daß er ein Anfänger von Mitre ist."

Da meinte Kapitän Pellejo: „Ich habe von diesem Manne schon viel gehört, aber nie etwas mit ihm zu thun gehabt. Mir läuft er nicht nach. Soviel ich aber von Ihnen, Señores, vernehme, bin ich freilich überzeugt, daß er Lust haben wird, auf unsrer Spur zu bleiben. Ich denke aber, daß dies nichts Leichtes sein wird."

„Warum?" fragte der Gambusino.

„Spuren vergehen."

„So! Hm! Sie scheinen keinen großen Begriff von der Kunst des Fährtenlesens zu haben. Ich will Ihnen sagen, und zwar im vollsten Ernste, daß dieser Vater Jaguar eines Tages eine Fährte verloren hatte und sie nicht wiederzufinden vermochte. Da blickte er in die Wolken und wußte sofort, woran er war."

„So waren diejenigen, welche er suchte, wohl in die Wolken geritten?" lachte der Hauptmann.

„Pah! Sie verstehen das nicht," antwortete der Gambusino in verächtlichem Tone. „Wissen Sie nicht, daß der Gang der Wolken die Windrichtung andeutet?"

„Das weiß ich wohl."

„So denken Sie sich das übrige dazu! Ich habe weder Zeit noch Lust, Ihnen alte Abenteuer zu erzählen, denn ich bin der Ueberzeugung, daß wir bald sehr neue erleben werden. Ich wollte Ihnen nur sagen, Señor, daß ein Mann wie der Vater Jaguar jede Fährte findet, welche er sucht, und sie dann gewiß nicht wieder verliert, außer er hat es mit einem ebenso erfahrenen Gegner, zum Beispiele mit mir, zu thun. Ich bin im stande das zu thun, was keiner von Ihnen vermag, nämlich diesen Mann irre zu führen oder ihm wenigstens ein Schnippchen zu schlagen."

„Wir werden durch die Sandwüste, durch Wälder, über Sümpfe und Flüsse reiten. Uns da überall zu folgen, ohne uns doch einmal zu verlieren, dazu gehört doch mehr, als ein Mensch vermag."

Dazu gehört nichts weiter als Schlauheit und Erfahrung; und diese beide besitzt der Jaguar in hohem Grade. Aber wir brauchen uns ja darüber, ob er unsere Spuren finden wird, gar nicht zu streiten. Er braucht uns gar nicht nachzuspüren, denn er weiß genau, wohin wir wollen."

„Unmöglich! Wer sollte es ihm gesagt haben? Unter den Leitern unsres Planes gibt es keinen Verräter, und die tiefer Gestellten wissen nichts."

„Haben Sie vorhin nicht gehört, daß er uns jedenfalls belauscht hat?"

„Ja. Aber was hat er gehört?"

„Ich habe darüber nachgedacht, und es ist mir eingefallen, worüber die Señores kurz vor dem Ausbruche des Feuers gesprochen haben. Ich selbst aber habe geschwiegen und mich an diesem verräterischen Gespräche nicht beteiligt."

„Nun, worüber sprachen wir? Ich entsinne mich nicht, ein Wort gesprochen zu haben, welches an uns zum Verräter hätte werden können."

„O doch! Sie sprachen von unsern Waffenverstecken."

„Aber nicht davon, wo dieselben liegen!"

„Sodann sprachen Sie davon, daß Sie Boten an die Grenzorte gesandt hätten, um Ihre Soldaten nach dem Lago zu beordern."

„Habe ich den Namen dieses Lago genannt?"

„Nein."

„Nun, es gibt sehr viele Lagos; er mag sich denjenigen, den ich meinte, heraussuchen!"

„Er sucht nicht nach ihm, sondern er kennt ihn in diesem Augenblicke vielleicht schon sehr genau."

„Wieso?"

„Sie vergessen ganz, daß unsre Gefangenen jetzt bei ihm sind. Wir waren ihrer leider so sicher, daß wir in ihrer Gegenwart mehr als genug von Dingen gesprochen haben, welche nicht für fremde Ohren, am allerwenigsten aber für das Ohr eines solchen Feindes sind."

„Kennen sie den Namen des Lago?"

„Sehr genau, Sie selbst haben ihnen damit gedroht, daß sie in dem Wasser dieses Sees ersäuft werden sollen."

„Teufel! Das ist freilich unangenehm! Aber wer konnte wissen, daß sie uns schon nach kurzer Zeit wieder entkommen würden! Nun wird er wohl schleunigst nach diesem Lago de los Carandayes reiten."

„Das würde er allerdings, wenn ich nicht wäre. Ich werde ihn irre führen. Wir sind von Süden her über den Fluß gekommen, um nach dem Norden oder Nordwest zu gehen. Wir werden aber wieder umkehren, um über den Fluß zurückzugehen."

„Welcher Einfall, welcher Umweg!"

„Kein Umweg. Wenn wir jetzt gleich aufbrechen und uns einen andern Einschnitt suchen, durch welchen wir den Wald wieder hinter uns legen können, so sind wir am Morgen am Flusse, reiten hindurch und eine Strecke in das Land hinein. Das wird ein Parforceritt bis heute abend. Da ruhen wir nur zwei oder drei Stunden aus und kehren auf einem andern Wege wieder nach hier zurück."

„Wieder ein Tagesritt, also zwei Tage Verlust!"

„Was bedeutet dieser Verlust, wenn wir dadurch den Vater Jaguar von uns abschütteln!"

„Wird uns das gelingen?"

„Unbedingt. Ich garantiere."

„Und ich möchte es bezweifeln."

„Weil Sie es nicht verstehen. Der Jaguar wird erst am Morgen seine Verfolgung aufnehmen; da sind wir aber schon am Flusse, den er, da er langsam reiten muß, weil er seine ganze Aufmerksamkeit auf die Fährte zu richten hat, erst am Abende erreicht. Am zweiten Abende würde er an die Stelle kommen, an welcher wir wieder umkehren wollen; aber er wird sie gar nicht finden, da die Spur inzwischen verweht oder sonst unkenntlich geworden ist."

„Glauben Sie?"

„Ja. Der Vater Jaguar wird dann überzeugt sein, daß wir über den Fluß zurück sind, und zwar aus Angst vor ihm, und vor Stolz darüber wird er sich so aufblähen, daß ihm der Verstand zerplatzt und er alles glaubt, was wir ihm weisgemacht haben."

„Das wäre allerdings höchst vorteilhaft für uns. Ich wollte es sehr gern gut heißen, wenn ich wüßte, daß es auch gelingen wird."

„Es gelingt."

(Fortsetzung folgt.)

Gebirgshunde.

Die Gebirgsländer sind, wie im Altertum so noch heute, die Stätte, wo die größten und stärksten unter den Hunden gezüchtet werden. Das charakteristische Merkmal aller dieser Rassen besteht in einer langen und dichten Behaarung. Der größte aller Gebirgshunde ist nach den Berichten der Reisenden die Dogge von Thibet. Der Naturforscher Leuffon versichert, eine solche gesehen zu haben, welche sitzend fünf Fuß hoch war. Diejenige, welche der Prinz von Wales von seiner Reise in Indien mit heimbrachte, war größer, stärker und untersetzter, als ein großer Mastiff, wie man in England den Abkömmling der mächtigen Molossischen Hunde des Altertums nennt; doch unterschied sich der Hund des Prinzen von einem Mastiff durch seine längere, ein wenig rauhe Behaarung, die auf den oberen Partien des Körpers schwarz, an den unteren fuchsigrot war; Schenkel und Schwanz zeigten ein sehr langes und seidenartiges Haar.

Was die oben erwähnten Molossischen Hunde der Alten betrifft, so entstammten dieselben der gebirgigen Landschaft Epirus in Griechenland. Die Römer bezogen sie von dort, um sie bei den Tierhetzen im Zirkus zu verwenden. Diese Hunde kämpften sogar mit Löwen.

Die Molossischen Hunde sind auch die Stammeltern unserer deutschen Doggen. Letztere haben indes eine kurze Behaarung. Dieselbe ist höchst wahrscheinlich dem Einflusse der Ebene zuzuschreiben.

Frankreich besitzt einen sehr schönen Gebirgshund, nämlich den Hund der Pyrenäen, welcher 80 bis 85 Centimeter Höhe bis zur Schulter mißt und ein sehr dickes weißes Fell hat, das auf den oberen Partien des Körpers blaßrot oder auch wolfsgrau gefleckt ist. Dieser Hund ist sehr kräftig und befähigt, mit Erfolg sowohl das Haus und den Hof als die Herden des Gebirgsbewohners gegen Bären und Wölfe zu verteidigen.

Der erste Typus eines Gebirgshundes

ist der Bernhardiner oder der St-Bernhardshund. Er ist von derselben Statur wie der Hund der Pyrenäen und unterscheidet sich von diesem hauptsächlich durch seine Färbung. Der Bernhardiner ist nämlich an den unteren Partien des Körpers weiß, während ein großer Mantel von einem mehr oder weniger lebhaften Gelbrot (Orangerot) den Rücken und das Kreuz bedeckt; der Kopf und die Ohren sind von derselben Farbe, wozu noch Schwarz an den Rändern kommt. Die Schnauze dagegen ist weiß, und ein schmaler Streifen derselben Farbe steigt die Stirn hinauf und geht bis zum Nacken; der Halskragen ist ebenfalls ganz weiß. Es gibt zwei Arten des St. Bernhardshundes, die eine mit langem, die andere mit kürzerem, jedoch sehr dickem Haar. Wir fügen unsern Erörterungen das Porträt Canos bei, eines großen Bernhardiners. Ein kleiner Knabe sitzt wie ein Reiter auf diesem mächtigen Tiere.

Obgleich das berühmte Kloster auf dem St. Bernhard die Stätte ist, wo die Rasse der Bernhardinerhunde sich entwickelt hat, so existiert sie daselbst nicht mehr in reinem Zustande; die schönen Typen muß man anderswo suchen, nämlich bei den speziellen Züchtern der Schweiz und Englands. Der berühmte Bernhardiner Plinnlimon, welcher vor drei oder vier Jahren für 25 000 Franks in den Besitz eines Amerikaners überging und damals selbst die politischen Blätter beschäftigte, wurde in England geboren und aufgezogen. Es scheint, daß man aus der Geschichte der St. Bernhardshunde auch die bekannten Rettungen streichen muß, welche jene Tiere, wie man erzählt, täglich an verunglückten Wanderern vollziehen sollten; diese Rettungen sind nur eine Legende. Es hat allerdings einen Bernhardiner mit Namen Barry gegeben, welcher noch heute ausgestopft im Museum zu Bern zu sehen ist und der wahre Wunder von Rettungen vollbracht hat; aber dieser Hund war eine Ausnahme, und sein Ruhm ist mit Unrecht auf alle Angehörigen des Geschlechtes übergegangen. Die Hunde vom St. Bernhard sind einfache Schutz- oder Wächterhunde, welche die Mönche zu ihrer eigenen Sicherheit unterhalten und die durchaus nicht allein auf die Suche nach Wanderern gehen, die im Schnee verunglücken.

Der Bernhardiner Cano.

Ueber den Salzgehalt der Luft und seinen spektroskopischen Nachweis.

Unser sog. Kochsalz, eine Verbindung von gleichen Teilen Natrium und Chlor, ist ein in großen Mengen auf unserer Erde vertretener Körper; er findet sich nicht nur in der festen Erdrinde als Steinsalz, sondern auch gelöst in Salzquellen, Salzseen und vor allen im Meere, auch zuweilen ausgewittert aus dem Boden. Besonders aus dem salzreichen Meerwasser (es enthält durchschnittlich 3% Kochsalz) gelangen bei der Verdunstung ziemliche Mengen Salz in die Luft, zwar nicht so, daß, wie man früher annahm, die Seeluft bemerkenswert salzhaltig und *deshalb* besonders gesund sei, vielmehr entführen die Winde die feinen Salzstäubchen weit weg und verteilen sie ziemlich gleichmäßig in der ganzen Atmosphäre. Daher ist, auch im Binnenlande, überall Salz in der Luft vorhanden, und seine Anwesenheit macht sich für den aufmerksamen Beobachter auch bemerklich. Es soll im folgenden gezeigt werden, wie man dies erkennen kann und wie man dadurch feststellen kann, ob jemand die Bücher, die er besitzt, auch fleißig studiert, oder ob sie nur, in schönem Einbande mit Goldtitel, zum Schmucke seines Zimmers dienen. Freilich werden wir auch sehen, daß jemand, der von diesen Absichten weiß, uns zu hintergehen imstande ist.

Es ist bekannt, daß uns durch ein Glasprisma schmale weiße Gegenstände farbig erscheinen; mancher unserer jungen Freunde wird auch wissen, daß der Grund dieser Erscheinung in der Zerlegung des weißen Lichtes liegt, welches demnach kein einfaches, sondern ein aus mehreren Arten (Farben) zusammengesetztes ist. Wir unterscheiden sieben Grundfarben: rot, orange, gelb, grün, blau, indigo (d. i. dunkelblau), violett. *Einfaches Licht* würde also z. B. gelbes Licht sein, und man hat herausgefunden, daß glühendes Natrium auch solches Licht entsendet. Will man dies experimentell nachweisen, so löse man Kochsalz (welches, wie oben erwähnt, Natrium enthält) in Spiritus auf, fülle mit der Lösung eine Spirituslampe und zünde sie abends in einem sonst unerleuchteten Zimmer an. Wiederholt man jetzt obige Beobachtung mit dem Glasprisma, so sieht man statt des vielfarbigen Bildes ein einfarbiges (gelbes). Besser wird freilich der Versuch gelingen, wenn wir statt eines einfachen Prismas

ein sog. Spektroskop verwenden, zumal etwa eins „mit gerader Durchsicht." Das einfache Prisma bietet nämlich einmal den Nachteil, daß mancherlei seitliches Licht uns stört, was beim Spektroskop durch Rohrfassungen vermieden ist. Dann aber ist es für den Anfänger nicht immer leicht, die richtige Haltung des Prismas herauszubekommen, da ja jeder durch das Prisma gehende Lichtstrahl keinen geradlinigen, sondern einen gebrochenen Weg nimmt. Dies ist durch eine sinnreiche Vorrichtung bei jenen Spektroskopen mit gerader Durchsicht wieder beseitigt, aber durch Probieren läßt sich bald die nötige Stellung des Prismas finden, so daß wir dieses Spektroskopes nicht bedürfen. Allerdings würden wir empfehlen, jenen ersten Nachteil zu beseitigen, indem wir die beiden (dreieckigen) Grundflächen und eine (viereckige) Seitenfläche mit dunklem Papier bekleben, so daß nur zwei (viereckige) Glasflächen sichtbar bleiben, die sich in der sog. brechenden Kante schneiden. Nun fassen wir noch das Prisma in eine innen geschwärzte Röhre so, daß es an deren einem Ende mit einer Glasfläche heraustritt, während die zweite blanke Fläche dem Innern der Röhre zugewandt ist, und haben so ein ausreichendes Spektroskop für unsere Versuche. Mit diesem können wir nun auch den Hauptversuch unserer Betrachtungen, den wir zu Beginn andeuteten, bequem anstellen. Wir geben dem Spektroskop zunächst eine feste Stellung, etwa indem wir es auf einige übereinander geschichtete Bücher legen, und untersuchen, was für benachbarte helle Gegenstände wir durch Rohr und Prisma sehen. Durch Drehung des Rohres können wir nötigenfalls erreichen, daß ein besonders geeigneter heller Gegenstand (etwa ein weißer Papierstreifen) in die Mitte unseres Gesichtsfeldes gelangt. Ist dies erreicht, so stellen wir vor diesen eine brennende (gewöhnliche) Spirituslampe und überzeugen uns, ob ihre Flamme, deren blaßblaues Licht allerdings nur durch den dahinter stehenden hellen Gegenstand sichtbar wird, in die Mitte des Gesichtsfeldes fällt. (Sie muß nötigenfalls gehoben oder gesenkt werden, muß aber schließlich auch einen festen Stand haben.) Jetzt endlich stellen wir zwischen Lampe und Prisma, näher dem letzteren, einen sog. Spalt auf, den wir einfach mit dem Federmesser 2 bis 3 mm breit auf einer geschwärzten Papptafel hervorrufen. Bei richtiger Einstellung muß das Auge alle sieben Farben von rot bis violett nun sehen; wir achten besonders auf den gelben Teil des Farbenbandes (sog. Spektrum.) Stellt sich nun jemand mit einem Buche, in dem viel gelesen worden ist, ganz nahe an die Spiritusflamme und klappt das geöffnete Buch schnell zu, so sehen wir in diesem Augenblicke den gelben Teil des Spektrums in auffälliger Weise hellglänzend aufleuchten. Die Erscheinung bleibt aber aus, wenn wir ein gebundenes Buch wählen, welches, seit es vom Buchbinder gekommen ist, fest zugeklappt immer im Schranke gestanden hat.

Die Erklärung ist nicht schwer. Wir wissen ja nun erstens, daß unsere Atmosphäre mit vielen Salzstäubchen gefüllt ist, und zweitens, daß brennendes Salz gelbes Licht entsendet. Liest man in einem Buche, so ist dieses aufgeschlagen; es lagern sich auf den Blättern, die offen daliegen, Salzstäubchen und bleiben in großer Menge in dem Buche. Wird es nun heftig zugeklappt, so fliegen die Stäubchen heraus und in unserem Falle in die Spiritusflamme, in der sie verbrennen. Daher das glänzende Aufleuchten des Gelb im Spektrum. Hat das Buch aber nie offen aufgeschlagen gelegen, so ist, wie man leicht einsieht, die Erscheinung unmöglich.

Nun wird jeder leicht einsehen, wie man den Zweck der Untersuchung, nämlich festzustellen, ob jemand fleißig in seinen Büchern liest oder nicht, vereiteln kann. Es wird offenbar zur Ansammlung der Salzstäubchen nur das Offenliegenlassen, nicht auch das — Studieren des Buches erfordert. Wer also seine Bücher aufgeschlagen auf den Arbeitstisch legt, auch zuweilen die Blätter umwendet, dazwischen aber schläft oder ins Blaue guckt, der besteht unsere spektroskopische Prüfung auch. Ja, vollkommen ist eben nichts, so auch nicht diese Untersuchung der Bücher auf ihren Salzgehalt, wenn sie bezweckt Unfleißige zu entlarven.

Alte, deutsche Gasthausnamen.

Wie noch jetzt viele Dorfgasthäuser in England das Wappen der Adelsherrschaft, zu welcher sie gehören, als Aushängeschild führen, so sind auch die Bezeichnungen der ältesten deutschen Gasthöfe heraldischen Ursprungs. Man nahm das Tier oder Symbol aus dem Wappen des adeligen Herrn oder Beschützer als Erkennungszeichen auf, und so entstanden die Schilder: zum Löwen, Adler, Roß, Wolf, Bären, zum Kreuz, zur Lilie, Rose, Sonne, zum Stern u. s. w. Diesem Entstehen entsprechen auch die ältesten Farben dieser Erkennungszeichen, indem man zuerst nur golden, weiß (silbern), rot, blau und schwarz, in späterer Zeit grau, braun und grün antrifft. Nicht genug, den Namen des Tieres oder Symbols in schlechter Schrift auf ein kleines, einfaches Schild malen zu lassen, wurde meistens der Gegenstand selbst plastisch, freistehend oder in Relief an der Wand anliegend, oberhalb des Eingangsthores angebracht, vergoldet oder mit der entsprechenden Farbe überstrichen. Man malte wohl auch diesen Gegenstand auf die Wand selbst oder ließ ihn, in Blech ausgeschnitten, auf Blech oder Holz gemalt, an gestützter Eisenstange auf die Straße hinausragen. Orte, welche sich ihr altertümliches Gepräge in der Bauart erhalten haben oder noch jetzt weitab von den großen Verkehrswegen liegen, haben auch ihre alten Gasthausnamen ziemlich unverändert erhalten, während in größeren Städten, Handels- und Verkehrsplätzen die Gasthofsnamen alle Umwandlungen durchgemacht haben.

Nächst den Wappensymbolen kommen in früherer Zeit auch Engel, wie: zum weißen, goldenen, blauen Engel, Erzengel Michael u. s. w. und Heilige vor, wie: zu den heiligen drei Königen, zum heiligen Joseph u. s. w., oder man wählte besondere ritterliche und herrschaftliche Gegenstände, wie: zu den drei Schwertern, zur Krone, zum Ring, zum Helm, zum Eisenhut u. s. w. Bis in das 17. Jahrhundert kehrte der adelige Ritter mit seinen reitenden oder in schwerfälligen Karossen fahrenden Damen in denselben Herbergen oder Gasthäusern ein, wo auch geringere Leute verkehrten.

Als zu Anfang des vorigen Jahrhunderts mit der Nachahmung französischer Sitten und französischen Wesens in Deutschland auch die Sprache der Franzosen immer mehr zu uns gelangte, als sich damit das Gefühl der Exklusiven der vornehmen Welt bemächtigte, und sie besondere, elegante, nach französischem Geschmack eingerichtete Gasthäuser verlangte, kam auch der Name Hôtel in Deutschland auf. Die ersten Hôtels trugen fast durchgehend den Namen eines Landes: Hôtel

de France, Hôtel de Prusse, Hôtel de Bavière u. s. w. Wo diese Hôtels heute noch als alte Gebäude bestehen, verraten sie die Zeit ihrer Entstehung in den Rokokoschnörkeln und Reliefverzierungen der äußeren Ansicht, wenn sie auch im Innern modernisiert sind. Mit der Erhebung Deutschlands, während und gleich nach dem Befreiungskriege, machte sich auch das Deutschtum in den Gasthausnamen wieder geltend. Man übersetzte das Wort und etablierte nun Gasthöfe: zum deutschen Hause, zum englischen Hofe, zum Frankfurter Hofe u. s. w., während die geschichtlichen Ereignisse selbst sich in Namen, wie: „zum Fürsten Blücher", „zu den drei Alliierten", „zur Insel Elba" u. a. abspiegelten. Häufig treten auch zu und nach dieser Zeit die Namen von Fürsten: zum römischen Kaiser, zum König von Preußen, zum Großherzog von Mecklenburg, zum Kaiser von Rußland u. s. w. auf, oder man wählte einfach Städtenamen, wie: zur Stadt Wien, Stadt Moskau, Stadt Berlin, Stadt Rom, Stadt Leipzig u. s. w. Der Name Hôtel blieb zwar bestehen, wo er aus früheren Zeiten einmal vorhanden war, wurde aber lange nicht erneuert, bis ihn um die fünfziger und sechziger Jahre der starke Reiseverkehr wieder zur Aufnahme und Geltung brachte. Anstatt der Ländernamen wurden es jetzt aber die Namen renommierter Wirte und Besitzer, welche mit dem Worte Hôtel verbunden werden, wie Mühlings-, Domhardts-, Engelhardts-Hôtel, Hôtel Bauer u. s. w.

Man erhob auch wohl Gasthöfe mit längst vorhandenen Bezeichnungen zum Range eines Hôtels und es entstanden dadurch sonderbare Benennungen, wie z. B. Hôtel zur Stadt Berlin, Hôtel zum braunen Hirschen, Hôtel zum roten Krebs u. s. w.

Außer diesen kurz angedeuteten historischen Verhältnissen verdanken viele Gasthausnamen ihre Entstehung der Umgegend, nahe gelegenen Punkten, schönen Fern- und Aussichten, wie: Rheinhôtel, zur sächsischen Schweiz, zum Elsterthal, zur schönen Aussicht, zur grünen Wiese, Belvedere, Bellevue u. s. w., andere, meist ältere, dem Anstrich, der Form oder dem Ursprung des Hauses, wie: zum roten Hause, zum roten Turm, zum weißen Hause, zum hohen Haus, zum Freihof, zum Herrenhaus. Selbst der Volkswitz hat solche Namen geschaffen, die später von den Wirten aufgenommen wurden, wie: blaue Schürze, Kuhstall, zum grünen Esel, zur kalten Henne, zur roten Pfütze, Gifthütte, zum schwarzen Walfisch u. s. w. und damit selbst das Wortspiel nicht fehle, haben wir einen Gasthof „zum grünen Wolf in Wolfsgrün".

Außer den heraldischen Tieren haben sich später noch allerhand Tiere eingefunden, unter denen Hirsch und Lamm am meisten vorkommen. Wir finden da noch: zum Einhorn, zum Elefanten, zum Löwen, Fuchs, Ochsen, Krebs, Hecht u. a. m.

Unter den Zahlen ist „drei" die beliebteste, wir haben sie in den drei Kronen, drei Türmen, drei Schwertern, drei Mohren u. s. w. Auch gibt es noch eine große Zahl absonderliche Bezeichnungen, deren Entstehung eine sehr verschiedene ist, wie: zum Mondschein, Weidenbusch, halbe Allee, einsame Pappel u. a. m.

Kaufmannslehrling vor dreißig Jahren.

(Fortsetzung.)

Nun wörde üch Süe zu Frau Sökrötör Börgmann führen, mit wölcher üch Kost und Logü für den lüeben Jacques ausgömacht habe," sprach nach Erledigung des geschäftlichen und vollständiger Aufzehrung des frühstücklichen Teils unsres Besuches mein Lehrherr; und so wandelten wir wieder unter der Führung des Herrn Schwarzenholz, der seinen Comptoirrock mit einem dunkelblauen Reitfrack mit goldenen Knöpfen vertauscht hatte, die Straße hinab, um meine künftige Wohnstätte zu besichtigen und einzurichten, welch letztere Arbeit sich die gute Tante und das Julchen nicht hätten nehmen lassen.

Das Zimmer war eine einfache, aber saubere Kammer, hinten in den Hof hinaus gelegen; ich hatte es mit noch einem Lehrling zu teilen, genau wie in der Nebenkammer auch. Jede Stube enthielt zwei Betten, die man selbst mitbringen mußte, einen gemeinsamen Tisch, der auch als Waschtisch diente, zwei Schränke und zwei Stühle; vor dem Fenster waren Blumenbretter mit wohlgepflegten Blumen, denn die Kammern lagen nach der Sommerseite, und so machte das Ganze, trotz aller Einfachheit, doch einen überaus heimlichen Eindruck. Die Frau Sekretär war eine gutmütige alte Dame, welche sich nach dem Tode ihres Mannes mit ihren zwei Töchtern, die das kanonische Alter bereits überschritten hatten, von ihren Kostherren ernährte.

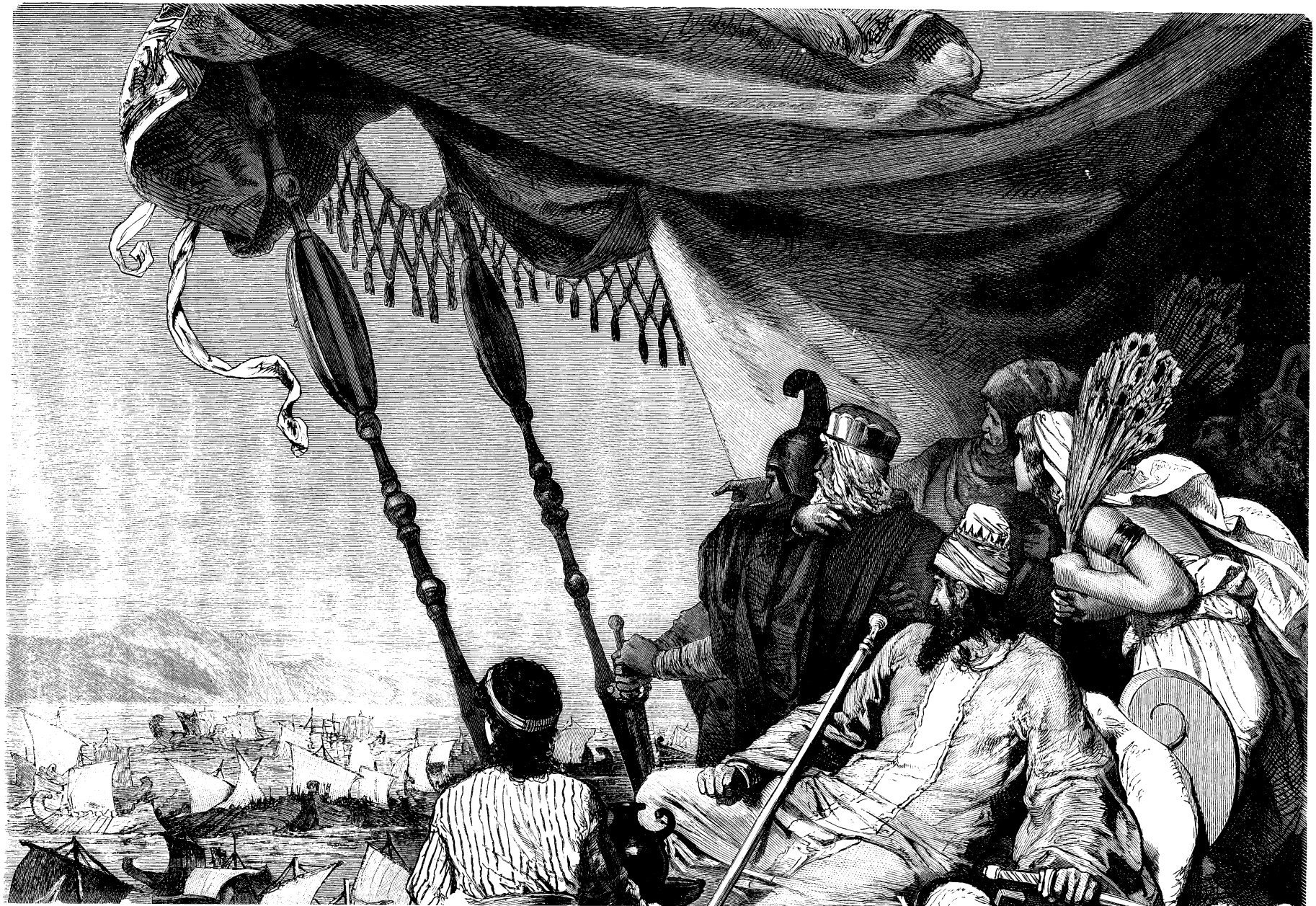
„Nun, morgen früh kannst du von deünen heutigen Strapazen noch ausschlafen, rüchte düch züerst beü Frau Sökrötör eün und komme um acht Uhr üns Geschöft, auch üch muß müch jötzt von Uehnen vörabschüeden, Hochwürden Hörr Pfarrer, dönn ös üst heute Markttag, wo ös vül zu thun gübt."

Nach dem Mittagessen im goldenen Adler mußte ich mich auch zum Abschied von den Meinigen, denn so konnte ich die guten Pfarrersleute wohl nennen, rüsten und heiße Thränen rollten mir die Wangen herab, als ich nun allein auf dem Marktplatz stand und die alte Chaise davonrollte; ich kam mir jetzt doch recht verlassen vor.

Wie Stüble mich in das Geschäft einführte und wie wir Brüderschaft tranken.

„Das ist also unser neuer Löhrling Jacques," so stellte mich mein Prinzipal dem Personal bei meinem Eintritt ins Comptoir vor und übersetzte meinen ehrlichen deutschen Namen Jakob sogleich ins Französische, was ihm feiner lautend dünkte. „Stüble! komm' eünmal beü!" So, dör Jacques ist also jötzt dör Jüngste, nun zeügst du ühm deüne feüthörügen Oblügenheüten und leütest ühn gut an, du kommst dann üns Magazün. Heute führst du ühn durch die Göschäftslokalitäten, du weüst ja! und dann kannst du ühn auf dön Ausgängen mitnöhmen, damüt ör die Wöge fünden lörnt!"

Somit war ich denn meinem Vorgänger Julius Stüble zur weiteren Belehrung übergeben, um in die Geheimnisse des Handelsbetriebes eingeweiht zu werden. — Stüble war ein prächtiger Bursche, ein kleiner, dicker Bummer, mit Augen die den Schalk verrieten und doch wieder



Xerxes während der Niederlage seiner Flotte in der Seeschlacht bei Salamis.

so treuherzig blicken konnten. Zuerst machte er einen Rundgang durchs Geschäft mit mir, um mich auch dem Personal, welches ziemlich beträchtlich war, vorzustellen.

Wenn ich die jetzigen eleganten Comptoire mit den gewichsten Parkettböden und allem ausgerüstet, was Komfort heißt, betrachte, und zurückdenke an die dunkle Schreibstube, welche bei uns mit dem stolzen Namen Comptoir beehrt wurde, muß ich mir sagen, daß doch vieles besser geworden ist.

Da saßen oder standen sie, an einem großen Doppelpult, die Herren Prinzipale, einander gegenüber; neben ihnen der Herr Buchhalter, Milz hieß er, ein echter pedantischer Mann, der nur in seinen Zahlen lebte und einzig für sie Sinn hatte; er war der einzige Commis des Comptoirs. Ihm gegenüber der älteste Lehrling als Korrespondent; ich bewunderte seine geläufige Handschrift, die sich besonders dadurch auszeichnete, daß er die langen Buchstaben, wie es damals Chic war, unverhältnismäßig lang und unten eckig schrieb. Sofort stand mein Entschluß fest, mir auch eine solche Handschrift anzugewöhnen. Dann kam an einem Seitenpult der Fakturist und in einem Käfig, der so dunkel war, daß man am hellen Tage Licht darin brennen mußte, der Kassier, welcher die kleine Kasse führte. Es war dieses auch einer der älteren Lehrlinge, der sich nicht wenig auf seinen Posten einbildete und es gern hatte, wenn man ihn Herr Kassier titulierte. Im ganzen genommen war er aber ein aufgeblasener, unleidlicher Mensch, welcher sich die Bahnhofkassiere der damaligen Zeit zum Muster genommen und gemeint hatte, zu einem richtigen Kassier gehöre auch eine richtige Portion Grobheit. Der Spediteur besorgte die Geschäfte im Zollamt und am Hafen; dort war er fast den ganzen Tag und ließ sich nur wenig im Comptoir blicken.

Mein Pult, welches mir jetzt von Stüble eingeräumt wurde, stand neben der Comptoirthüre, denn ich hatte auch die wichtige Funktion, die Hausthüre zu öffnen, wenn geläutet wurde, und den Schoßhund der Frau Prinzipalin, „Zankerle" hieß die vierbeinige Bestie, hinaus und herein zu lassen, so oft es ihm zu kratzen und damit seinen Willen kundzuthun beliebte.

Auf dem Pult lag das Briefkopierbuch, welches so dick war, daß ich kaum hinaufreichen konnte. Kopiermaschinen kannte man damals noch nicht, die Briefe mußten alle abgeschrieben werden und da pressierte es oft so, daß man kaum die Finger mehr rühren konnte. Aber viel Gutes hatte das Briefabschreiben doch; der Lehrling lernte den Briefstil und wußte, was im Geschäft vorgeht; wenn die Sache auch mühsam war, so wurde die Arbeit durch den Nutzen reichlich aufgewogen, besonders zu einer Zeit, wo nicht alles, wie jetzt, durch Eilbrief und Telegramm erledigt wurde. Man war mit dem Briefschreiben sparsamer, denn das Porto war unverhältnismäßig hoch; ein Brief auf die Entfernung von 60 Kilom. kostete 6, von 160 Kilom. 9 und von 260 Kilom. gar 18 Kreuzer, also 18, 27 und 54 Pfennige. Die Briefe auf einen und denselben Platz wurden deshalb der Ersparnis wegen auch der Kundschaft beigeschlossen und wieviel tausendmal habe ich unten an den Brief den Vermerk schreiben müssen: „Inlage empfohlen Ihrer Güte."

„Jetzt kommen wir ins Magazin!" sagte Stüble, und stellte mich dem Magazinier Herrn Kril, als neuen Lehrling vor. Da stand er; ganz so wie ich ihn mir gedacht hatte. Die schottische Mütze kühn auf's linke Ohr gedrückt, angethan mit einer aus Packtuch selbst gefertigten Schürze von zweifelhafter Farbe, in der Hand den großen Zeichenpinsel, mit welchem er gerade auf einem Ballen radic valerianae, zu deutsch „Katzenwurzel" genannt, das Hauszeichen daraufmalte. „Sühst du, Jacques", sagte Herr Schwarzenholz, der eben hinzutrat, „sühst du, düeses Zeüchen bedeuted die Wöltkugel, wüe süe von eünem Pfeül durchjagt würd, das heüßt so rasch, wüe eün Pfeül muß dör Kaufman düe Wölt durcheülen."

Ehrfurchtsvoll hörte ich der Belehrung des Prinzipals zu und folgte nun meinem Führer in die verschiedenen Magazinsräume, die sich außer dem Hauptmagazin im Geschäftshause selbst, noch in einem großen hohen Gebäude über dem Hof, bis in das fünfte Stockwerk verteilten und durch ein Krahnenloch mit einem starken eisernen Krahnen, zum Auf- und Abwinden der Colli, unter einander verbunden waren.

Das war ein Leben und Treiben!

Hier waren einige Lehrlinge und Knechte damit beschäftigt, einen großen Wagen voll Farberde abzuladen, welche in großen Blöcken, wie eine Mauer, in den unteren Magazinsräumen aufgebaut wurden. Dort ward ein großes schweres Faß Oel mit dem Krahnen in den Keller gelassen. Hier marschierten drei Lehrlinge hintereinander die enge Treppe hinauf, jeder einen Reisballen auf der Schulter; denen wurde es warm, denn hundert solcher Ballen mußten hinaufgeschafft werden. Dort stand ein großes Faß; „da schauen Sie einmal hinein," sagte Stüble und wie erstaunte ich, als ich d'rinnen einen Lehrling sitzen sah, welcher in einzelne Papierdüten Feuersteine zählte, ein Artikel, der übrigens auf dem Aussterbeetat stand, wie mich Stüble belehrte.

Jetzt kamen wir an die Materialkammer, wo es wie in einer Apotheke roch. Da standen sie in Kisten, Matten, Seronen und Fässern, die Droguen, die ich aus Königs Warenlexikon dem Namen nach kannte; alle waren mit lateinischen Etiquetten versehen.

Doch immer höher hinauf führte mich mein Cicerone, — da auf einmal konnte ich nicht mehr atmen, denn ein beißender Rauch setzte sich mir auf die Lunge, so daß ich vor lauter Husten gar nicht mehr fragen konnte, was das bedeute. „Daran werden Sie sich schon noch gewöhnen müssen," sagte Stüble, „das ist Schwefelsäure, denn da oben fabrizieren wir Stiefelwichse; und richtig, da standen sie, zwei schwarze Kerle, die Wichsbuben und drehten einen großen eisernen Kessel, aus welchem die penetranten Dämpfe aufstiegen. — Nur weiter, da halte es aus, wer kann, aber ich nicht, noch höher hinauf bis zum Krahnen, an welchem eben wieder zwei Lehrlinge im Schweiße ihres Angesichts sich abquälten, eine schwere Last in die Höhe zu winden.

„Ja, tüchtig d'ranlangen müssen wir alle," meinte Stüble, „der Alte schenkt uns nichts und abends sind wir so müde, daß wir oft übers Dütenkleben einschlafen, Sie werden's schon noch empfinden und streng ist der Alte, nicht muckſen darf man."

Das hatte ich nun heraus: der Herr Prinzipal wurde vom Personal kurzweg mit dem Ehrentitel „der Alte" bezeichnet, streng war er und arbeiten mußte man gründlich.

Am Sonntag nachmittag forderte mich Stüble auf, einen Spaziergang mit ihm über die Berge zu machen, auf welchem man eine prächtige Aussicht über die Stadt genoß. Es war drückend heiß und als wir durch die Weinberge hindurch in ein reinliches Dorf kamen, kehrten wir im goldenen Engel ein. Dort in dem

schattigen Garten saß man prächtig; der dicke Wirt mit seinem gesunden Gesicht brachte jedem einen Schoppen Roten, bei welchem uns bald das Herz aufging.

„Jacques, Sie gefallen mir," sprach plötzlich Stüble, „wir wollen Brüderschaft trinken," und er lehrte mich, wie man mit ineinandergeschränkten Armen das halbe Glas austrank bis auf den Grund, sich dann die Hände schüttelte unter dem Rufe „Schmollis, Herr Bruder" und sich dann regelrecht abschmatzte.

„Jetzt noch einen Schoppen, Herr Engelwirt, der Schmollis muß eingeweiht werden," sagte Stüble, und auch dieser Schoppen floß die Gurgel hinab und wir wurden immer heiterer. Doch als wir dann aufstanden, wurde mirs recht schwer, der Wein hatte seine Schuldigkeit gethan, denn im Institut sowohl, wie im Pfarrhause, war es nur bei festlichen Gelegenheiten, daß ich ein Gläschen Wein zu trinken bekam und jetzt hatte ich zwei Schoppen im Leibe. Stüble, der die edle Gottesgabe schon besser vertragen konnte, hatte Mühe, mich nach Hause zu führen und die Frau Sekretär machte große Augen, als sie mich etwas angeheitert die Treppe hinaufstolpern sah, was mit ihren Begriffen von einem soliden Zimmerherrn nichts weniger als im Einklang stand; sie nahm sich vor, mir am nächsten Tag eine tüchtige Moralpredigt zu halten.

Die feierliche Einschreibung als Lehrling. — Die Proviantkammer und warum der alte Herr Papa nicht mehr inspektionierte.

Als ich in das Geschäft der Firma Schwarzenholz und Compagnie eintrat, lebte man noch nicht im Zeitalter der Gewerbefreiheit. Wie das Geschäftsjournal vor seiner Benützung vom Bezirksamt resp. Amtsgericht in seiner Seitenzahl revidiert, mit einer Schnur im Einbande durchzogen, diese mit dem Amtssiegel und mit der Bestätigung der Blattseitenzahl von der betreffenden Gerichtsbarkeit versehen sein mußte, so bildeten auch die Kaufleute unter sich eine Gilde, an deren Spitze der Handlungsvorstand gesetzt war.

Jeder Lehrling mußte bei der Gilde als Handlungslehrling eingeschrieben werden und bekam nach vollendeter Lehrzeit erst dann seinen Lehrbrief ausgehändigt, wenn er vor dem Handlungsvorstand ein ziemlich schwieriges Examen über seine Kenntnisse bestanden hatte.

„Morgen zuehe deine Sonntagskleider an, ös üst Handlungsvorstandssitzung, da würde üch düch als Lehrlüng einschreiben lassen!" sagte der Alte, wie ich ihn fortan mit dem Geschäftsausdruck nennen will, und richtig, wir wandelten zusammen in feierlicher Stimmung durch die Straßen. Der Alte hatte sich herausgeputzt, den bekannten dunkelblauen Frack mit den goldenen Knöpfen angelegt und die Angströhre auf die beginnende Glatze gestülpt; so zogen wir selbander in die alte Post ein, wo sich das Lokal der Handlungsgilde befand.

Da saßen sie, die ehrenfesten Mitglieder des Handlungsvorstandes, in feierlicher Sitzung. Den Vorsitz führte der bis jetzt einzige Bankier der guten Stadt Gladstein, Herr Kommerzienrat Richard, und beglückwünschte mich dazu, daß ich in einem so ausgedehnten und soliden Hause, wie die Firma Schwarzenholz und Compagnie (der Alte, der sich sehr geschmeichelt fühlte, machte bei dieser Rede ein Dankeskompliment nach dem andern) meine Lehre erstehen dürfe, wobei er mich ermahnte, durch Fleiß, Redlichkeit und anständiges Betragen dieser Firma Ehre zu machen. Durch feierlichen Handschlag mußte ich dieses in die Hand des Vorstandes geloben und in dem großen Lehrlingsbuche, in welchem auch eine Abschrift des Lehrvertrages eingetragen war, bestätigen.

Damals waren es eben noch andere Zeiten, da mußte alles seine gehörige Förmlichkeit haben.

Jetzt erst war ich wirklicher Handlungslehrling und wie der Rekrut erst den richtigen Begriff seiner militärischen Stellung bekommt, wenn er aus der Kirche vom Fahneneid zurückgekehrt ist, so wurde auch ich jetzt, nachdem ich amtlich eingeschrieben war, mit meiner Stellung im Geschäft von Seiten des Alten bekannt gemacht.

„Also Jacques, jötzt büst du Lehrlüng," — sagte er — „und als solcher hast du düch ün Allem meünen Anordnungen zu fügen! spazzacamino!

„Als Jüngster hast du pünktlich, du verstöhst müch wohl, pünktlich! um söchs Uhr morgens die Kontorschlüssel beü mür zu holen und das Kontor zu öffnen. Dann würst du mit eünem der Wüchsbuben das Kontor ausköhren — nun, was schaust du müch so verwundert an? — ja, du würst das Kontor ausköhren; ich könnte düeses Geschäft zwar auch durch eünen Hausknöcht besörgen lassen, aber ich lasse ös durch düch köhren, damit, wönn du spöter sölbst eünmal eünen Hausknöcht hast, du sagen kannst, „so, du fauler Bursche, so nimmt man den Besen!"

Und recht hat er gehabt, der Alte, ich bin ihm heute noch dafür dankbar, ein Kaufmann muß alles lernen, wenn er später einmal befehlen und disponieren will.

„Hüerauf würst du die Pulte abstäuben und abwüschen, so wie Stüble ös dir gezeügt hat, wobeü aber alles ja wüeder so gelögt wörden muß, wüe ös lag, als du ös abgeräumt hast, denn:

jödes Düng an seünen Ort
örspart viel Zeit und böses Wort!

Ja, mörke dür nur düesen Spruch fürs ganze Löben, wönn du ühn befolgst, wörden dür vüele Wüderwörtigkeüten örspart bleuben; spazzacamino! Aber alles muß für göhen, weül üch sölbst und das Göschöftspörsonal Punkt ½7 Uhr üns Kontor kommen, dönn wüe sagt der Englönder? „Time is money", nun, du kannst ja önglisch und weüßt, was ös zu bedeuten hat: Zeit üst Göld! ja, ja; Zeüt üst Göld! ha, ha, ha, ha!" dabei rieb er sich vor Vergnügen die Nase, daß sie ganz rot wurde und fuhr in seiner Instruktion fort:

„Nun, hast du düe Bücher zu regüstrüren, das üst eün söhr wüchtigös Geschöft! da mußt du tüchtig aufpaßen und keun falsches Folio üns Regüster schreüben; und dann hälst du düch ümmer zu meüner Verfügung, das heißt, du warteſt an meünem Pulte, was üch dür auftragen wörde. Wenn üch „Büst" rufe, mußt du dastöhn wüe ein Ordonanzsoldat! ha, ha, ha, ha!"

„Um zwölf Uhr göhst du zu Tüsche, aber pünktlich ein vüertel vor ein Uhr mußt du wüeder zum Kontoröffnen da seün. Zum Nachtössen kannst du dann um süeben Uhr göhen, von acht büs zöhn Uhr wörden Düten geklebt und dann schlüßest du das Kontor und brüngst dü Schlüssel meüner Frau.

„Sonntag vormittag würd das Kontor örst um sieben Uhr geöffnet, damüt du eüne tüchtige Gönöralwäsche müt dür vornöhmen kannst; alle vierzöhn Tage göhst du um halb zöhn Uhr zur Kürche, kommst aber sogleüch nach Schluß dersölben wüeder aufs Kontor. Sonntag Nachmüttag hast du öbenfalls alle zwei Wochen das Hüten, mit eünem anderen Löhrling, büs abends söchs Uhr; während düeser

Zeut wördet ühr düe Göschäftsbücher linieren. Als Taschengöld bekommst du von deünem Vater jöden Sonntag zwölf Kreuzer durch mück ausbözahlt, göhe damüt sparsam um und schreübe deüne Ausgaben sorgsam auf, damit du mür Röchenschaft über die nützliche Vörwöndung düeses Göldes göben kannst.

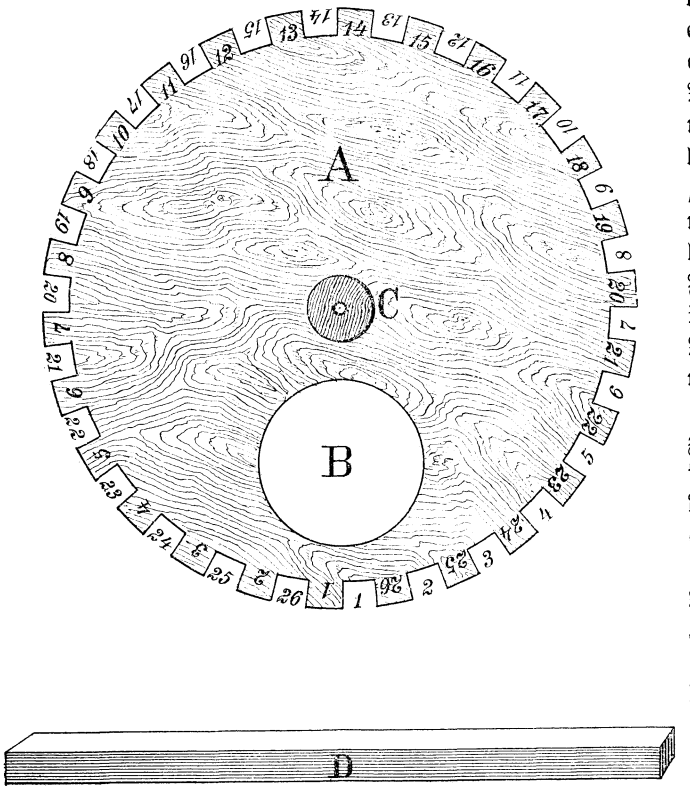
„Stüble würd düch nun üns Göschäft eünführen; ha, ha, ha, ha! spazzacamino," lachte nun der Alte, indem er in die Hände patschte und sich mit beiden Händen die Nase rieb; immer ein Zeichen, daß er bei guter Laune war.

Jetzt stand ich also mitten drinnen in der Kaufmannspraxis. Aber wo waren sie geblieben, die Ideale, die ich mir so schön ausgemalt hatte? Was war ich eigentlich jetzt? Nichts anderes als ein Laufbursche, — nein, noch weniger als der, denn unsere jungen Wichsbuben sogar verdienten für ihre Arbeit schon Geld und waren von sieben Uhr an und des Sonntags ihre eigenen Herren, während ich für mich keinen Augenblick frei hatte; vom Fortbilden in den fremden Sprachen (ich war im Französischen und Englischen sehr gut beschlagen) war keine Rede mehr. Den ganzen langen Tag war ich auf den Beinen; hatten die Prinzipale keinen besondern Auftrag für mich, so mußte ich den Ausgeher für die Kommis und älteren Lehrlinge machen. „Jacques, hole mir ein Groschenbrot!" kommandierte es von der einen Seite; „bringe mir drei Knackwürste!" rief's von der anderen. — „A'n Krug Bier kannst mer holen a!" befahl Herr Fingerl, der zweite Magazinier, ein Bayer, der immer Durst hatte, „loaß di aber net derwischen." — Ja, da lag's eben drinn. Dem Alten war nichts so verhaßt, als wenn während der Geschäftszeit gegessen oder gar getrunken wurde und wehe dem, den er erwischte, wenn er Speisen oder Getränke einzuschmuggeln versuchte; da kam es ihm in der Hitze auf ein paar wenig gelinde Backenstreiche mehr oder weniger gar nicht an.

Andererseits hatten meine vorgesetzten Auftraggeber Hunger und Fingerl noch obendrein Durst; weigerte ich mich zu gehen, so setzte es von dieser Seite aus harte Worte und deshalb war es mein eifriges Sinnen und Trachten, ein Mittel zu finden, um den Proviant beizuschaffen, ohne dem Alten in die Hände zu fallen.

Der Zufall kam mir zu Hilfe. Im Nebenmagazin war eine Kammer, in welcher die Salbentöpfe aufbewahrt wurden und dem jüngsten Lehrling lag es ob, jeden Tag den nötigen Vorrat der Größe nach im Hauptmagazin zu ergänzen. Ein langweiliges, mühsames Geschäft, bei welchem man sich im Winter die Finger tüchtig erfror.

(Fortsetzung folgt.)



Herstellung einer Käfigtrommel. Abbildung 1.

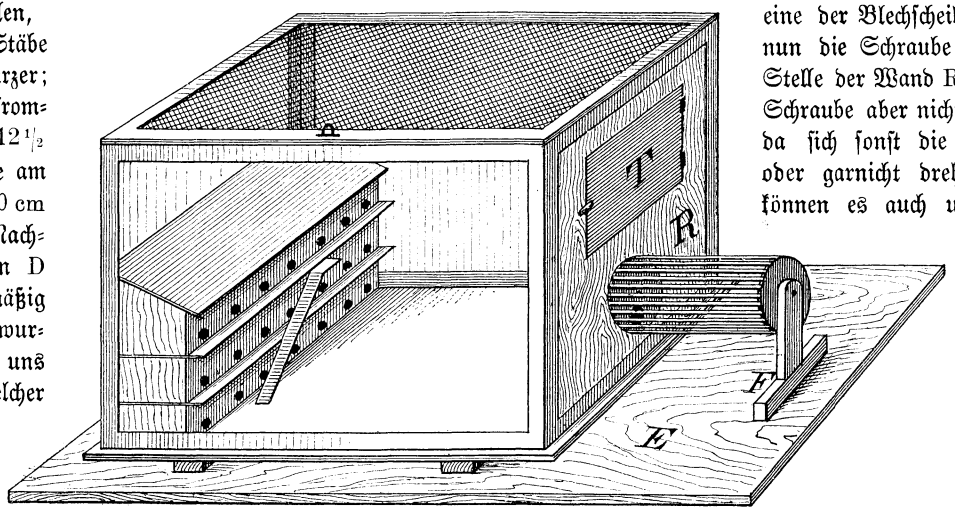
Anleitung zur Selbstanfertigung einer Trommel für Mäuse-, Ratten- und Eichhörnchenkäfige.

Wie wir uns einen praktischen Käfig für zahme Mäuse (weiße Brand-, Haselmäuse 2c.) herstellen, darüber hat der „G. K." bereits eine ausführliche Anleitung gegeben. Viele von euch, liebe Leser, haben nun wohl schon an Eichhörnchenkäfigen eine Gittertrommel angebracht gesehen, in welche die Tierchen durch ein seitlich befindliches Loch hineinschlüpfen, um dann durch laufende Bewegungen die Trommel in Rotation zu bringen. Dabei ist nun wohl in manchem Besitzer zahmer Mäuse der Wunsch rege geworden, an seinem Mäusezwinger eine ähnliche Trommel anzubringen, welche von den Mäusen in derselben Weise wie von den Eichhörnchen benutzt wird, er wußte eben nur nicht, wie er dies fertig bringen sollte. Nun, die Sache ist leichter zu machen, als es den Anschein hat und euer stets hilfbereiter „G. K." gibt euch hier die nötige Anleitung zur Selbstherstellung solcher Trommeln. Für Ratten- und Eichhörnchenkäfige werden diese in gleicher Weise, nur entsprechend größer und stärker angefertigt.

Um uns nun für Mäusezwinger eine Trommel herzustellen, schneiden wir uns mit der Laubsäge 2 runde Brettchen A (Abb. 1) von etwa 10 cm Durchmesser. Zu diesen Brettchen können wir dasselbe Holz verwenden, welches zu gewöhnlichen Laubsägearbeiten benutzt wird, jedoch werden wir die Brettchen nicht dünner als $^1/_2$ cm nehmen. Der Mittelpunkt der Brettchen wird vorläufig markiert, um später dort eine Schraube hindurchziehen zu können. Auf die Mitte der Brettchen leimen oder schrauben wir zwei runde Brettstückchen C (Abb. 1) von derselben Stärke, wie die Brettchen A. Diese dienen dazu, die Mitte zu verdicken, um der fertigen Rolle mehr Halt zu geben, ihr einen ruhigen Gang zu sichern und das seitliche Hin- und Herschleudern zu verhindern. Nun schneiden wir in einem der Brettchen A ein rundes Loch B (Abb. 1) mit $2^1/_2$ bis $3^1/_3$ cm Durchmesser, also so groß, daß die Mäuse bequem hindurchschlüpfen können. Dieses Loch B ist etwa 1 cm von dem Rande des Brettchens A entfernt anzubringen. Nachdem diese Vorarbeiten beendet sind, heften wir beide Brettchen A mittels drei dünnen Drahtstiften zusammen, so daß sie genau aufeinander passen und machen uns nun die genaue Einteilung zu den Zacken am Rande der Brettchen, welche wir darauf recht sorgfältig mit der Laubsäge aus-

schneiden. Die Zacken sind cirka ½ cm stark, ebenso die Zwischenräume zwischen den Zacken ½ cm weit, es würden demnach cirka 25 bis 27 Zacken am Rande der Brettchen entstehen, welche 24 bis 26 Zwischenräume lassen. Ob der Zahl braucht ihr durchaus nicht ängstlich zu sein, da es auf ein oder zwei Zacken mehr oder weniger nicht ankommt. Beim Ausschneiden der letzteren werden wir darauf besonders achten, daß die Laubsäge immer hübsch gerade geht, damit die Ausschnitte im rechten Winkel zur Fläche der Brettchen stehen: mit Ruhe und vor allem mit Geduld läßt sich dies sehr wohl erreichen. Nachdem die Zacken ausgeschnitten sind, machen wir die Brettchen wieder recht vorsichtig, damit sie nicht platzen, auseinander. Vordem markieren wir uns aber eine Zacke an jedem Brettchen, damit wir sie stets sofort wieder genau so zusammenlegen können, wie sie beim Ausschneiden der Zacken gelegen haben, sonst würden die Stäbe D (Abb. 1) nicht richtig zu liegen kommen.

Aus einem ½ cm starken Brettchen schneiden wir uns nun soviel Stäbe D (Abb. 1), als wir Ausschnitte in den Brettchen haben. Entsprechend der Länge, welche wir der Trommel geben wollen, machen wir die Stäbe länger oder kürzer; eine Länge der Trommel von cirka 12½ bis 15 cm dürfte am besten sein, auch 10 cm genügen schon. Nachdem die Stäbchen D alle hübsch gleichmäßig gerade geschnitten wurden, stellen wir uns den Bock her, welcher dem einen Ende der Trommel als Stütze dient, F (Abb. 2). Hierzu verwenden wir zwei Leisten, etwa 2½ cm breit, 1 cm dick. In der als Bodenbalken dienenden Leiste stemmen wir ein länglich-viereckiges Loch, in welches wir den Strebepfeiler einpassen und verleimen. Das obere Ende des Pfeilers runden wir ab und bohren in der Mitte am oberen Ende ein kleines Loch, etwa so groß, daß eine 2 bis 3 mm starke Schraube sich bequem darin drehen kann. Die Höhe des Bockes F richtet sich darnach, wie hoch wir die Trommel an der Außenwand R (Abb. 2) des Behälters anbringen wollen. Am besten ist es, die Trommel so hoch anzubringen, daß sich das Einschlupfloch B (Abb. 1) etwa 2 bis 3 cm über dem Boden im Innern des Behälters befindet. Bringen wir die Rolle höher an, so müssen wir Sorge tragen, daß die Mäuse bequem zum Einschlupfloch gelangen können. Die Wand R (Abb. 2) des Behälters sei am besten eine Holzwand, in derselben befindet sich oberhalb der Trommel die Klappthür T. Würden wir zum Oberteil der Wand T gleichfalls Glas verwenden, so würde dieser Teil des Käfigs zu hell sein und die Mäuse das Einschlupfloch nicht gut finden. Ist die Wand T aber aus undurchsichtigem Material hergestellt, so fällt das Licht durch das Einschlupfloch in den Behälter und die Mäuse finden das Schlupfloch daher leicht, gelangen also unwillkürlich, dem Freiheitsdrange folgend, in die Trommel. Haben wir nun die passende Höhe, in welcher die Trommel anzubringen ist, ausfindig gemacht, und die Stütze F entsprechend zugeschnitten, so stellen wir letztere dicht an die Seitenwand R, genau in die Mitte, und bohren nun auch in die Seitenwand R ein kleines Loch, so daß eine 2 bis 3 mm starke Schraube darin festsitzt. Nun halten wir das Brettchen A, welches mit dem Einschlupfloch B versehen ist, gleichfalls an die Wand R, indem wir durch dessen Mittelpunkt hindurch in das kleine Schraubenloch der Wand R einen Nagel stecken, drehen das Einschlupfloch nach unten in die tiefste Stellung und markieren uns das Einschlupfloch auf der Wand R, um es dann genau auszuschneiden. Nachdem dies geschehen, machen wir uns zwei kleine Blechscheiben von der Größe eines 10-Pfennigstückes, in deren Mitte wir ein kleines Loch anbringen, durch welches die 2 bis 3 mm starken Schrauben bequem hindurchgehen. Je eine dieser Scheiben wird zwischen Wand R und Brettchen A und Pfeiler und Brettchen A angebracht; diese Scheiben bezwecken, daß sich die Trommel leichter dreht und nicht klemmt, weshalb die Scheiben hübsch glatt und gerade sein müssen. Nachdem wir nun alle einzelnen Teile fertiggestellt haben, geht es an das Zusammensetzen. Vorerst passen wir die Brettchen A nochmals zusammen und markieren uns drei oder vier Ausschnitte, welche sich gegenüber stehen, und befestigen in zwei sich gegenüberstehenden Ausschnitten vorerst zwei Leisten (D) mittels Leim und kleiner Nägel (Cigarrenkistennägel). Nun nehmen wir eine cirka 3 mm starke, etwa 2 cm lange Holzschrauben und stecken diese in die Mitte durch das Brettchen A mit dem Schlupfloch B. Die Schraube muß sich in dem Mittelloch des Brettchens leicht drehen, sich bequem hin und herschieben lassen. Außerhalb der Trommel schieben wir nun auf das hervorragende Ende der Schraube eine der Blechscheiben und befestigen nun die Schraube an der richtigen Stelle der Wand R. Wir dürfen die Schraube aber nicht zu fest anziehen, da sich sonst die Trommel schwer oder garnicht drehen würde. Wir können es auch umgekehrt machen und die Schraube vom Behälter aus durch die Wand R hindurch in das Brettchen A schrauben. Sollte die Schraube entweder im Innern des Behälters oder umgekehrt in der Trommel etwas hervorstehen, so müssen wir dort ein Klötzchen mit festschrauben, damit sich die Mäuse an dem hervorstehenden Ende der Schraube nicht verletzen. Nachdem die Trommel nur an der Wand R befestigt ist, verfahren wir in gleicher Weise beim Anbringen der Stütze F, wo wir die Schraube ebenfalls von innen oder von außen einziehen können, niemals dürfen die Schrauben aber zu fest angezogen werden. Nachdem nun die Stütze F am



Herstellung einer Käfigtrommel. Abbildung 2.

Bodenbrett E an der richtigen Stelle befestigt ist, setzen wir die Stäbe D der Reihe nach ein und unsere Trommel, ein prächtiges Ausstattungsstück unsres Mäusezwingers, ist fertig. Um es zu erreichen, daß das Einschlupfloch in der Ruhe stets in seiner tiefsten Stellung steht, korrespondierend mit dem Loch in der Wand R, müssen wir diese Stelle der Trommel etwas beschweren, was wir leicht durch Anbringung einiger Bleistücke an einem der entsprechenden Stäbe erreichen können. Wenn ihr nun noch euren Mäusekäfig mit einem dreistöckigen Schlafhäuschen (Abb. 2) ausstattet, und den Zugang zu der oberen Etage durch eine kleine Treppe oder Leiter ermöglicht, so habt ihr einen Mäusepalast, wie er besser wohl nicht gedacht werden kann.

Die Belagerung.

Ein Spiel im Freien.

Zu diesem Spiele wird ein ebener Raum gewählt. Die Spieler sind mit Stöcken versehen, wie sie sich zum Ballschlagen eignen. In die Mitte des Spielraums wird ein Loch gemacht und um dieses ein kleiner Wall aus Erde aufgehäuft. Dies ist die Festung, welche mit Papierfähnchen besteckt wird. In einem weiteren Kreis um die Festung werden so viele kleinere Löcher gemacht, als Kameraden die Festung verteidigen sollen. Die kleinen Löcher sind die Außenwerke oder Schanzen. Vor einem jeden kleinen Loch steht ein Verteidiger und hält seinen Stock mit einer Hand in dasselbe; zieht er jedoch den Stock zurück, so ist er tot, die Schanze gilt als erobert und ihr Verteidiger wird gefangen abgeführt. In Ballwurfweite von den Verteidigern stehen zwei oder drei Knaben mit Stöcken und Bällen versehen; dies sind die Stürmer der Festung. Auf ein gegebenes Zeichen beginnt der Kampf. Die Stürmer werfen, rollen, schlagen ihre Bälle und suchen diese in die Festung selbst oder in eine Schanze zu bringen. Die Besatzung der Schanzen sucht die Ballgeschosse mit den freien Händen und den Füßen zurückzuschleudern. Gelingt es einem Stürmer, seinen Ball in eins der Schanzenlöcher zu bringen, so ist die Schanze gestürmt und ihr Verteidiger wird unter Hurrarufen als Gefangener abgeführt. Gelingt es einem Stürmer in der Zeit, in welcher der Verteidiger den Ball abwehrt, seinen Stock in dessen Schanzenloch zu stecken, so ist die Schanze auch erobert und ihr Verteidiger gefangen. Die eroberten Schanzen bleiben unbesetzt. Der Kampf wird fortgesetzt, bis alle Schanzen erobert und deren Verteidiger Gefangene sind. Gelingt es aber einem Stürmer, seinen Ball in die Festung selbst zu bringen, so müssen alle Verteidiger das Gewehr strecken und werden unter Hurrarufen als Gefangene abgeführt. Rollt während des Spieles ein Ball innerhalb des Schanzenraumes, und bleibt er außerhalb eines Schanzenloches liegen, oder fliegt er gar über alle Schanzen hinaus, so muß ihn sein Eigentümer wieder zu gewinnen suchen. Wird er dabei von einem Verteidiger gepackt oder mit dessen Stocke berührt (der einzige Fall, in dem ein Verteidiger seinen Stock aus dem Schanzenloch nehmen darf), so ist er Gefangener der Besatzung. Ist die Besatzung oder sind die Verteidiger alle gefangen, so werden neue Besatzungsmannschaften und Verteidiger durch Auszählen bestimmt und das Spiel beginnt von neuem.

Xerxes bei Salamis.

Unsere jungen Freunde kennen den Eroberungszug des Perserkönigs Xerxes in den Jahren 481 und 480 v. Chr., dem, wie es anfänglich schien, das Griechenvolk und seine Kultur zum Opfer fallen sollte, denn nichts vermochte dem Siegeslauf der Morgenländer Einhalt zu thun. Schon begannen die Griechen die Städte zu verlassen und dieselben den Barbaren preiszugeben. Da war es Themistokles, der unter den widerstrebendsten Umständen, durch seine unbeugsamen, heldenmütigen Aufforderungen die Kräfte zu einem letzten verzweifelten Hauptschlag sammelte. Am 20. September 480 kam es bei Salamis zu der berühmten entscheidenden Seeschlacht, in welcher, ehe der Tag zu Ende ging, über 200 persische Schiffe in den Grund gebohrt wurden. Xerxes war seines Erfolges schon so gewiß, daß er auf einem Bergvorsprunge der salaminischen Bucht einen Thronsitz errichten ließ, um von hier den Verlauf der Schlacht zu verfolgen und durch seine Gegenwart die persische Seemacht zur größten Tapferkeit zu ermuntern. Umsonst, sein Kriegsglück ward und blieb gebrochen.

Mozart.

Wie leicht Mozart componirte, dürfte allgemein bekannt sein, ebenso daß er sich Tage lang mit neuen musikalischen Gedanken trug, ehe er sie wohlverarbeitet niederschrieb. So konnten ihn auch die zerstreuendsten Gesellschaften nicht abhalten, sich geistig mit Musik zu beschäftigen. Es soll, wie man sich versichert, unter anderem auch die Arie des stummen Papageno beim Billardspiel entstanden sein.

Rätsel.

Es ist ein Reich von vier Provinzen,
Ein jedes Reich hat seine Prinzen,
Es geht alles auf Hauen und Stechen,
Kein Fremder hat darein zu sprechen.
Da pflegt die Frau den Mann zu schlagen,
Es geht alles auf Glück und Wagen.
Das Glück aber hat wenige reich gemacht,
Vielen jedoch schon Verderben gebracht.

Scharade.

Die Erste rief ein großer Mann
Einst voll Entzücken aus,
Die Letzte findet man gewiß
Selbst in des Armen Haus.
Im ganzen lebt' ein Ritter kühn,
Des Namen weit genannt,
Als Freund von Barden, Denkern,
Im Deutschen Reich bekannt.

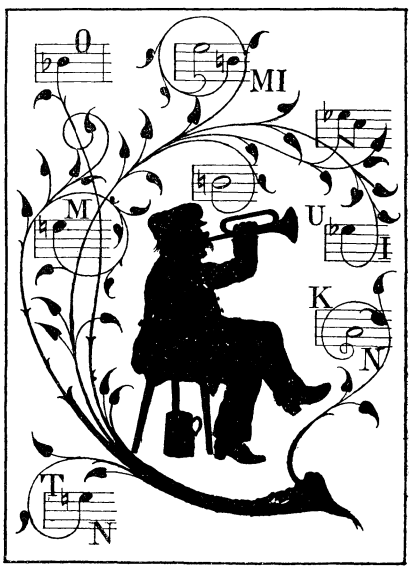
Auflösung der Scharade in Nr. 20.

Kreuzburg.

Auflösung des Scherzrätsels in Nr. 20.

PROSIT NEUJAHR.

Notenrätsel.



Leitern aus Weinreben.

In dem Kriege des Spartakus war es im Jahre 71 v. Chr. dem Prätor M. Licinius Crassus gelungen, die Gladiatoren auf dem Vesuv einzuschließen. Auf einem sehr schmalen und beschwerlichen Fußwege wären die Fechter vielleicht noch entkommen, wenn ihn die Römer nicht ebenfalls besetzten. Nun schien für die Gladiatoren alle Hoffnung verloren zu sein. Auf allen Seiten ringsherum standen nichts als steile und unzugängliche Felsen, auf welchen eine Menge wilder Weinstöcke wuchs. Von diesen hieben die Gladiatoren die stärksten Reben ab, machten sich haltbare, von dem Gipfel der Felsen bis in die Ebene hinabreichende Leitern daraus und entflohen auf diese Weise.

Das Känguruh

ist in Gefahr, in seiner Heimat ausgerottet zu werden. Das Fell ist so wertvoll, daß große Mengen junger Känguruhs getötet werden, und Sachkenner sind der Meinung, daß, wenn dem Vernichtungswerke nicht Einhalt gethan wird, die Australier bald das letzte der interessanten Tiere gesehen haben werden. R. G. Salomon, einer der größten Gerber Amerikas, wohin die Felle hauptsächlich gesendet werden, hat vorgeschlagen, eine Strafe für das Töten eines Känguruhs auszusetzen, dessen Fell weniger wiegt als 10—12 Pfund. Man macht in der That in Australien und Tasmanien ernste Anstrengungen, die Forderung durchzusetzen und außerdem für die Tiere eine Schonzeit vom 1. Januar bis zum 1. Mai zu erlangen.

Das Vermächtnis des Inka.

Von **Karl May.**

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“, „Kong Kheon, das Ehrenwort“, „Die Sklavenkarawane“, „Der Schatz im Silbersee“ u. a.

(Fortsetzung.)

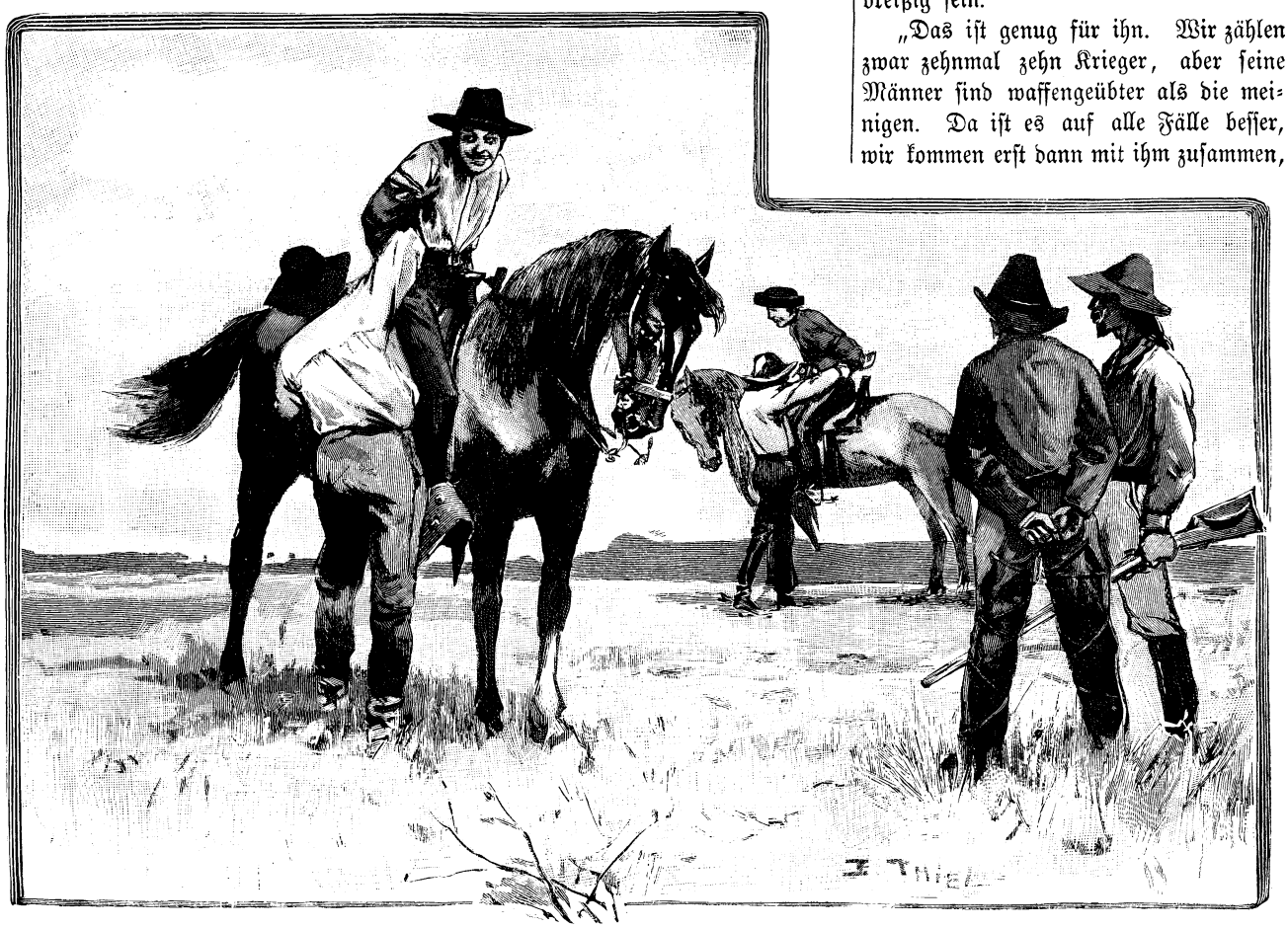
„So könnten wir doch nach Fort Tio gehen, um uns frisch zu verproviantieren!“

„Ja, das können wir. Ich bin einverstanden.“

„Antonio Perillo hatte nichts dagegen einzuwenden, und der Häuptling erklärte: „Der Plan des Gambusino ist sehr scharfsinnig erdacht. Wir werden den Jaguar irre leiten und seinen Tatzen entgehen. Wie viele Männer hat er denn eigentlich bei sich?“

„Genau kann ich das nicht sagen. Soviel ich in der Dunkelheit zu erkennen vermochte, werden es zwischen zwanzig und dreißig sein.“

„Das ist genug für ihn. Wir zählen zwar zehnmal zehn Krieger, aber seine Männer sind waffengeübter als die meinigen. Da ist es auf alle Fälle besser, wir kommen erst dann mit ihm zusammen,



. . . . Dann band man uns auf die Pferde und ritt mit uns davon . . . .

wenn noch andre Horden der Abipones zu uns gestoßen sind. Lassen Sie uns also aufbrechen, damit wir ihn baldigst irre leiten. Ich weiß weiter oben einen andern Durchbruch im Walde, der uns nach dem Flusse führen wird."

Man saß wieder auf und ritt von dannen, in einem spitzen Winkel mit der zuletzt eingehaltenen Richtung dem Walde entgegen. Den armen Pferden dieser Menschen stand eine ungeheure Anstrengung bevor.

Der Mann, von welchem bei ihnen die Rede gewesen war, der Vater Jaguar, machte sich in diesem Augenblicke keineswegs so viele Sorgen um sie, wie sie geglaubt hatten, denn er — — schlief so gemütlich und ruhig, als ob er sich in einem Bette zu Buenos Ayres oder Montevideo befunden hätte.

Als der Gambusino sich zurückgezogen hatte, schritt der Vater Jaguar auf den Einschnitt zu und horchte. Er hörte ihn von weitem mit den andern sprechen, konnte aber die Worte nicht verstehen. Dann bemerkte sein scharfes Ohr, daß sie sich entfernten. Hierauf rief er drei zuverlässige Leute herbei und schickte sie hundert Schritte in den Einschnitt hinein, wo sie sich postieren sollten, einer am rechten, einer am linken Waldesrande und der dritte in der Mitte des Weges. Sie sollten scharf aufpassen und bei der geringsten gegen sie gerichteten Bewegung der Feinde ihre Gewehre abschießen.

„Er glaubte, damit alles gethan zu haben, was die Klugheit und Vorsicht für geboten hielt. Es fiel ihm gar nicht ein, die Feinde anzugreifen, wenigstens heute, und noch viel weniger dachte er daran, allen seinen Leuten den Schlaf zu rauben, den sie so notwendig brauchten, um für den morgenden, vielleicht anstrengenden Tag frisch und gestärkt zu erwachen.

Darauf kehrte er zu der Stelle zurück, an welcher sie sich befanden, und setzte sich in ihre Mitte, um nun erst Doktor Morgenstern und seinen Fritze vorzunehmen. Er that das in spanischer Sprache, damit seine Gefährten das Gesprochene verstehen könnten.

„Señor, ich weiß nicht, was ich von Ihnen denken soll," sagte er. „Ich bin gern höflich, besonders gegen einen Herrn von Ihrer Bildung und Ihren Kenntnissen, dennoch aber kann ich Ihnen nicht verhehlen, daß Sie weit besser gethan hätten, in Buenos Ayres zu bleiben."

„Was sollte ich dort, Señor?" fragte der kleine Rote.

„Alles, was Sie wollten und konnten."

„Nein. Ich konnte nicht alles, was ich wollte. Ich wollte ein Glyphodon, ein Megatherium oder ein Mastodon haben. Sind solche Tiere in Buenos Ayres auszugraben?"

„Vielleicht, wenn man genau nachforscht."

„Aber die Regierung würde das Nachgraben mitten in der Hauptstadt nicht erlauben."

„So konnten Sie in die Pampas gehen."

„Das habe ich auch gethan."

„Nein. Oder meinen Sie, daß wir uns hier auf einer Pampa befinden?"

„Ja, auf einer Pampa zwischen Fluß und Wald, Fluvius und Silva, wie der Lateiner sagt."

„Aber wie kommt es, daß Sie dieselbe Richtung genommen haben, welche auch ich einschlug?"

„Ich wollte Sie treffen."

„Aber ich hatte Ihnen gesagt, daß ich Sie nicht gebrauchen kann!"

„Señor, es ist jeder Mensch zu gebrauchen!"

„Ja, aber im Gran Chaco nicht. Sie bringen nicht nur mich in Verlegenheit, sondern sind auch selbst in eine große Gefahr geraten."

„Meinen Sie? Die Señores, welche uns gefangen nahmen, befanden sich in einem Irrtum, den sie jedenfalls sehr bald eingesehen hätten."

„Glauben Sie das ja nicht! Ihr Leben schwebte in Gefahr."

„Mein Leben, lateinisch Vita genannt? Das glaube ich kaum."

„Weil Sie ein lieber, guter, harmloser Silberkarpfen sind, welcher keine Ahnung davon hat, was für Hechte es im Teiche gibt. Sie passen überall mehr und besser hin als in den Gran Chaco."

„Und ich bin vom Gegenteile überzeugt, da Sie selbst mir angedeutet haben, daß hier die Reste vorweltlicher Tiere zu finden sind."

„Ich bin auch jetzt noch überzeugt, daß dies der Fall ist; aber wenn Sie diese längst zu ihren Vätern versammelten Kreaturen in den Pulverkammern unsrer Parteiführer suchen, so können sie sehr leicht einmal ein wenig in die Luft gesprengt werden. Wie Sie gefangen genommen worden sind, das habe ich von dem bravon Don Parmesan gehört, dem Sie Ihre Rettung zu verdanken haben. Ich bitte Sie, mir zu erzählen, was sich dann weiter ereignet hat.

„Ereignet? Gar nicht viel, Señor Hammer. Man schüttete das Loch, in welchem meine Gigantochelonia gesteckt hatte, wieder zu, nachdem man den Inhalt herausgenommen hatte, um ihn zu verteilen. Dann band man uns auf die Pferde und ritt mit uns davon. Ich gab herzliche gute Worte, man möge doch das Rückenschild der Gigantochelonia mitnehmen, was mir aber rundweg abgeschlagen wurde. Ich glaube sogar, wenn ich mich recht besinne, auf einigen Gesichtern eine Art von Veränderung bemerkt zu haben, welche den Menschenkenner beinahe zu der leisen Ueberzeugung bringen könnte, daß es sich dabei um den Anflug einer Spur jenes Muskelspiels gehandelt habe, welches einzutreten pflegt, wenn der Mensch eine heimliche Veranlassung findet, seinen Zügen die heitere Erlaubnis eines sanften, kindlichen Lächelns zu erteilen."

„Das verstehe ich kaum. Wollen Sie damit sagen, daß Sie ausgelacht worden sind?"

„Ausgelacht?" fuhr der Kleine erstaunt auf. „Ich deutete ein leises Lächeln an, und Sie sprechen da gleich von einer vollendeten Auslachung, lateinisch Irrisio genannt? Señor, das könnte mich kränken, wenn ich nicht bei Ihnen so gute paläontologische Kenntnisse entdeckt hätte, daß ich überzeugt bin, Sie halten es für effektiv unmöglich, daß der Entdecker einer Gigantochelonia ausgelacht werden kann."

„Sie glauben also noch immer, daß es sich um eine Schildkröte gehandelt hat?"

„Ich bin überzeugt davon, und zwar war es eine von wirklich riesigen Dimensionen. Was aber das fernere Erlebnis betrifft, so ritten wir durch den Wald, und mittels einer seichten Furt über den Fluß wieder in den Wald, wo wir bei andern Indianern anhielten. Ich und mein Fritze erhielten jeder ein Stück Fleisch, welches wir essen durften. Dann band man uns an die Bäume, bis Sie kamen und uns heimholten. Das ist alles, was ich erzählen kann, eine höchst einfache und prosaische Geschichte."

„Das nennen Sie einfach und prosaisch?" lachte der Vater Jaguar nun wider Willen auf.

„Natürlich! Es war keine Spur von

Poesie dabei. Ich wollte dem Gespräche wiederholt eine anheimelndere Wendung geben und begann von dem Diluvium, von dem Höhlenbären, vom Mammut und andern sympathischen Themata zu sprechen, fand aber kein Ohr dafür."

„Das glaube ich!"

„Es fiel sogar, wenn ich mich nicht geirrt habe, einmal eine Bemerkung, welche, wenn auch in entfernter Weise, darauf schließen ließ, daß es hier zu Lande eine Redeweise gibt, welche den Anflug einer Aehnlichkeit mit einem deutschen Worte hat, bei welchem das Verbum halten statt in Beziehung zu dem Hauptworte Os in Verbindung mit dem Substantive Rictus gebracht wird."

„Das heißt, man hat Sie gebeten, nicht nur den Mund, sondern sogar das Maul zu halten?"

„Nun, gebeten eigentlich nicht. Es wurde das vielmehr in einer Weise gesagt, welche auf etwas mehr Schärfe und Energie schließen ließ. Doch will ich gerne dem Betreffenden zu Ehren konstatieren, daß er vielleicht nicht ganz im Stande ist, zwischen Os und Rictus so genau zu unterscheiden, wie es in Hinsicht auf die zarteren Umgangsformen wohl als wünschenswert hätte erscheinen mögen."

„Ich weiß genug, Señor, brechen wir davon ab! Lieb wäre es mir, wenn nun auch Sie genug wüßten."

„Wovon?"

„Von dem, was ich so gern wissen möchte. Was haben diese Leute miteinander gesprochen?"

„Nichts von Bedeutung."

„Gar nichts?"

„Ja gar nichts, was nur einigermaßen Veranlassung hätte geben können, daß man hingehorcht hätte. Ich habe darum auch nicht darauf geachtet. Sie sprachen von Revolution, von Kavallerie und Kanonen, von Ausfällen und Ueberfällen der Indianer, lauter Sachen, die unsereinen doch nicht im mindesten interessieren können. Es ist nicht das kleinste, auch nicht das allerkleinste, auch nicht das allerkleinste geologische oder geognostische Wort gefallen."

„Revolution, Artillerie, Kavallerie, Aus- und Ueberfälle? Und das nennen Sie bedeutungslos? Señor, das alles ist von ungeheurer Wichtigkeit gewesen!"

„Für Sie vielleicht, nicht aber für mich. Ich habe mir kein Wort gemerkt. Uebrigens steckte mir noch das Rückenschild meiner Gigantochelonia im Kopfe."

„Dann gratuliere ich Ihnen zu diesem Kopfe, den Sie getrost Gigantocaputus nennen können."

„Danke verbindlichst, Señor. Wenn Sie etwas Eingehenderes über die Gespräche dieser Leute hören wollen, so will ich Sie an meinen Fritze adressieren. Er ist Laie und hat also für diese Kleinigkeiten mehr Aufmerksamkeit gehabt, als ich ihnen zu widmen vermochte. Fritze hatte bis jetzt kein Wort gesagt, jetzt aber meldete er sich schnell, und zwar in deutscher Sprache:

„Dat ist wahr, Herr Hammer; ik habe ausjezeichnet aufjepaßt und kann Sie mit allens dienen, wat Sie wissen wollen. Aber thun Sie mich den Jefallen, sich mit meine Muttersprache zu bedienen. Wenn ik gezwungen bin, mit einem Deutschen spanisch zu diskurrieren, so fällt mich allemal die Butter vom Brode, und es jiebt mich einen Messerstich ins treue deutsche Herz."

„Wenn Sie es wünschen, ganz gern," lächelte der Vater Jaguar. „Wir können den Andern dann ja spanisch sagen, was wir deutsch gesprochen haben."

„Natürlich! Und ik werde mich erlauben, Ihnen dabei oft und manchmal behülflich zu sein. Also, wat wollen Sie wissen, und wobei soll ik anfangen zu bejinnen?"

„Vor allen Dingen möchte ich wissen, ob Sie erfahren haben, was diese wenigen Weißen bei den Indianern wollen."

„Damit kann ik erjebenst aufwarten. Es kam mich nämlich der Jedanke, daß die Freundschaft zwischen Rot und Weiß doch ihren juten Jrund haben müsse und daß dieser Jrund mehr wert sein könne, als der janze Deckel von unsre Gigantochelonia. Darum hielt ik die Augen offen und die Ohren noch offener. Ik stamme nämlich aus Stralau am Rummelsburjer See, und in diese Jejend pflegt man pfiffig zu sind. Die Kerls glaubten, daß wir ihnen nicht mehr schaden konnten, und redeten, nur um uns zu ärjern, janz offen über ihre Jeheimnisse. Sie jehen in den Chaco, um die Abixones jejen die Rejierung aufzuwiejeln und sie zu einem Einfall zu bewejen. Der Häuptling aber, der alte Brazo valiente, ist ein Schlaukopf und hat also seine Bedingungen jestellt. Er will vorher die Cambas überfallen, die Sie, Herr Hammer, jejen ihn kommandiert haben, und dabei sollen ihm die Weißen helfen. Er verlangt Waffen und Soldaten."

„Ach! Hat man ihm beides zugesagt?"

„Versteht sich! Die Soldaten trommelt der Kapitän Pellejo zusammen. Er täuscht dat Vertrauen seiner Vorgesetzten. Sie haben ihn an die Jrenze jeschickt, um die längs derselben angelegten Jarnisonen zu inspizieren; es fällt ihm aber jar nicht ein, hinzujehen, sondern er hat vertraute Boten hinjeschickt, welche den Befehl überbringen, daß diese Militärs sich nach dem Chaco zu bewejen haben, um an einem bestimmten Tage an einem bestimmten Orte dort zusammenzutreffen. Diese Leute sollen den Abixones jejen die Cambas helfen."

„Welch ein Plan! Auf diese Weise werden also dem Häuptlinge die Soldaten geliefert. Wie aber wollen sie ihn in den Besitz der versprochenen Waffen setzen?"

„Halten Sie dat für schwer? O, nichts leichter als diese Schwungfeder! Die Sache ist ja schon von langer Hand her vorbereitet. Man hat schon längst zu diesem Zwecke heimliche Magazine anjelegt und mit Waffen und Munition volljestopft. Unsere Schildkrötenhöhle ist so ein Magazin jewesen. Die werden nun jeöffnet. Auf diese Weise werden die Abixones bewaffnet und jejen die Cambas jeführt. Haben sie sich an diesen jerächt, so werden sie dann, mehrere tausend Mann stark, über die Jrenze kommen und dat Pronunciamento jemütvoll unterstützen."

„Dieser Plan entstammt doch nicht etwa Ihrer Phantasie?"

„Nein. Meine Phantasie ist nie so planvoll jewesen. Meine Mitteilungen sind auf dem Boden der Wirklichkeit jewachsen."

„So muß ich freilich sagen, daß dieser Plan entsetzlich ist. Tausende von Roten hereinzubringen, um Mord und Brand loszulassen, damit einige wenige aus dem Blute ihrer Mitbürger Reichtümer und Aemter fischen! Wer steht an der Spitze dieses grausigen Unternehmens?"

„Dat ist mich unbewußt. Ik habe weder die Spitze jesehen noch denjenigen, der an ihr steht. Aber der Oberste von die jetzige und hiesige Jesellschaft, dat ist der Jambusino, wie mich der Augenschein bewiesen hat. Er ist der Admiral von dat janze Jeschwader, dem die anderen alle jehorchen müssen."

„Haben Sie etwas Näheres über ihn

gehört, über seinen Namen, seine Heimat, seinen eigentlichen Stand, sein früheres Leben?"

„Dat sind viele Fragen in eine einzije zusammencoquiliert. Ik werde sehen, ob es mich jelingt, ihnen auseinander zu addieren. Heißen thut er Benito Pajaro, wat zu deutsch bekanntlich Benedictus Vogel heißt. Seine Heimat ist mich rätselhaft; wo sich sein eijentlicher Stand befindet, weiß ik nicht; vielleicht ist er ein Strich- oder Zugvogel, und daß er auch schon vor heut und jestern, also früher jelebt hat, darauf kann man jetrost zehn Pfund Jift nehmen, wenn nämlich dieses Jift nicht jiftig ist. Dat ist allens wat meine Allwissenheit zu leisten vermag."

„Wurde von mir gesprochen?"

„Und ob! Der Vater Jaguar war allemal dat zweite Wort."

„Gutes natürlich nicht?"

„Nein, man hat es auf Ihnen abjesehen. Jeraten Sie in die Hände dieser Hallunken, so jeht es Ihnen schlecht. Nehmen Sie Ihnen also sehr in Acht!"

Die drastische Ausdrucksweise des Stralauers war nicht etwa eine Folge davon, daß er die Angelegenheit leichtsinnig nahm; o nein, er sprach sehr ernst; er erkannte die vorhandene Gefahr, aber es war nun einmal seine Weise so. Hammer sah eine Weile schweigend vor sich nieder und erkundigte sich dann weiter.

„Konnten Sie vielleicht in Erfahrung bringen, an welchem Orte sich die Soldaten zusammenfinden sollen?"

„Ja. Es war ein See, Lago de los Carandayes, also Palmensee jeheißen."

„Wo liegt er?"

„Dat wurde nicht jesagt."

„Auch ich kenne ihn nicht, will mich aber erkundigen."

Er fragte seine Gefährten, auch den alten Anciano, den jungen Inka und sogar den Chirurgen; aber keiner hatte von diesem See gehört, und noch viel weniger wußte einer die Lage desselben anzugeben.

„Sollte er im Innern des Chaco, vielleicht in der Wüste liegen?" meinte Hammer nachdenklich.

„Ja, ja, dort wird die traute Heimat seiner Lieben sein," antwortete Fritze schnell.

„So hat man also doch davon gesprochen?"

„Nein, aber es fällt mich etwas anderes ein. Als nämlich von die Jewehre und die Magazine die Rede war, wurde davon jesprochen, daß sie alle nach einander in die Wüste hineinjelegt worden sind, und nach dem letzten Magazin kommt man an den Palmensee."

„Welch eine Unvorsichtigkeit von diesen Leuten, in Ihrer Gegenwart über diese Dinge zu sprechen! Und wie herrlich wäre es, wenn Sie Näheres über diese heimlichen Magazine wüßten!"

„Nur jetrost weiter! Vielleicht fragen Sie noch wat aus mich heraus. Die Namen von diese Magazine habe ik alle jehört."

„So? Wie heißen sie?"

„Da muß ik mir erst mal besinnen. Es waren lauter Quellen, vier Stück, und daran hing allemal ein Tier, an der vierten aber ein Zwilling. Welche Thiere dat jewesen sind — — da, ik habs jefunden! Die erste war die Fuente de los pescados*), die zweite die Fuente de los sangui-juelas**), die dritte die Fuente de los crocodilos***) und die vierte die Fuente gemela †).

*) Fischquelle.
**) Blutegelquelle.
***) Krokodilquelle.
†) Zwillingsquelle.

Da sprang der Vater Jaguar freudig überrascht vom Boden auf und rief aus:

„Prächtig, prächtig! Diese Namen kenne ich ja alle, und ich bin an jedem dieser Orte gewesen. Fritze, ihr gutes Gedächtnis hat uns da einen ganz unbezahlbaren Dienst erwiesen!"

(Fortsetzung folgt.)

Neue Straßenreinigungsmaschine.

Die aus ästhetischen und gesundheitspolizeilichen Rücksichten gebotene Reinigung der städtischen Straßen hat auch Anlaß zur Konstruktion sogenannter Kehrmaschinen gegeben, die beim Fahren mittels rotierender Bürstenwalzen die Straßen gründlich und rasch abfegen.

Unser Bild zeigt eine derartige Maschine, die auch noch mit einem Wasserwagen zum Bewässern und Abspülen der Straßen versehen ist, so daß der sonst bei trockenem Wetter durch das Abkehren hervorgerufene Staub vermieden und aller Schmutz durch Wegschrammen rasch beseitigt wird.

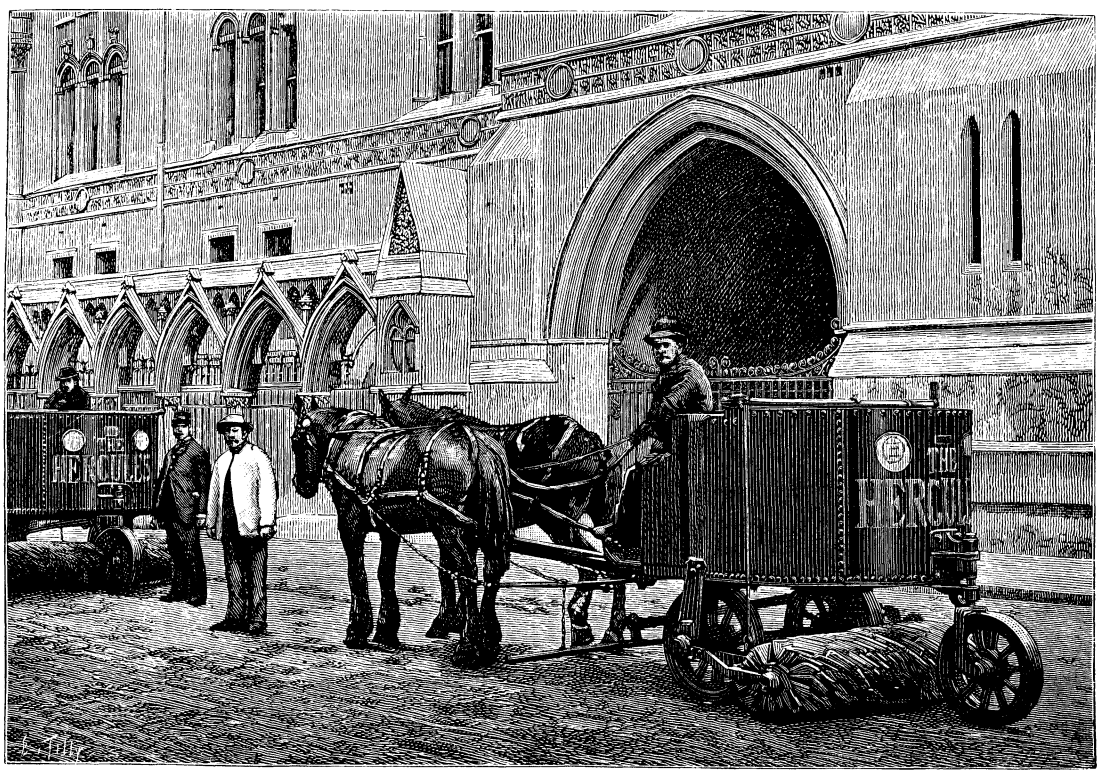
Alexander von Humboldt.

Alexander, Freiherr von Humboldt wurde am 14. September 1769 zu Berlin geboren, erhielt jedoch seine Jugendbildung mit seinem zwei Jahre älteren Bruder Wilhelm auf dem väterlichen Gute Tegel an der Havel, unweit der Residenz. Der erste Lehrer der beiden Knaben war Campe, der Verfasser des Robinson Crusoe. Einen wohlthätigen Einfluß auf die Richtung der Knaben übte neben Campe auch der mit dem Hause in freundschaftlichem Verkehr stehende Arzt Heim aus. Er war namentlich ein guter Kenner der Natur, besaß allerlei Sammlungen und kannte die besten Reisebeschreibungen. Die Sonntagsnachmittage widmete er fast regelmäßig den Knaben. Nach Campes Austritt wurde Kunth, der Vater des berühmten Botanikers, ihr Informator. Er lebte mit den Knaben in Berlin, um sie hier von hervorragenden Lehrern unterrichten zu lassen. 1787 begaben sich die beiden Brüder mit ihrem Erzieher auf die Universität zu Frankfurt a. O. Alexander widmete sich den Cameralwissenschaften, trieb aber nebenbei auch Botanik und Archäologie; indes führte ihn schon der folgende Sommer nach Berlin zurück, wo er sich vorzugsweise mit der Technologie und dem Fabrikwesen praktisch bekannt machte. 1789 finden wir ihn in Göttingen. Im nächsten Jahre machte Humboldt mit G. Forster jene berühmt gewordene Reise an den Niederrhein und nach England, deren Frucht er in einer kleinen Schrift über die niederrheinischen Basalte, Forster in seinen „Ansichten" niederlegte. Der Anblick der See und der gewaltigen englischen Reederei, sowie gewiß mehr noch die Mitteilungen und Reiseerinnerungen der Begleiter des großen Cook, Bomks, Solander und Forster selbst machten in Alexander eine schon früh gehegte Sehnsucht nach fernen Ländern gewaltig rege.

Nach dem Tode seiner Mutter faßte Humboldt den Entschluß zu einer großen wissenschaftlichen Reise nach den Tropenländern. Im Jahre 1797 verbrachte er zunächst drei Monate in inniger Verbin-

dung mit Goethe und Schiller in Jena und trat dann über Dresden, Prag und Wien eine Reise nach Italien an, besonders in der Absicht, dort noch thätige Vulkane kennen zu lernen. — Nach dem Mißlingen verschiedener andrer Reisepläne ging Humboldt 1798 mit seinem geistesverwandten Freunde, Aimé Bonpland, einem französischen Botaniker, nach Spanien. Durch Vermittelung des sächsischen Gesandten gelang es, daß Humboldt die Erlaubnis erhielt, alle spanischen Besitzungen Amerikas bereisen und unbehindert, ja unterstützt von den Behörden, mit seinen Instrumenten Beobachtungen anstellen und Sammlungen aller Art anlegen zu dürfen.

Mitte Mai verließ er mit Bouplan Madrid, ging durch das nordwestliche Spanien nach Coruña, schiffte sich am 5. Juni 1799 ein und landete am 19. Juni auf Teneriffa. Die Reisenden erstiegen den Pik und stellten mannigfache Beobachtungen an. Am 16. Juli betraten sie Amerikas Boden bei Cumana. 18 Monate brachten sie auf einer Forschungsreise durch die Provinzen des jetzigen Freistaates Venezuela zu, gelangten im Februar 1800 nach Carakas und verließen bei Puerto-Caballo von neuem die Seeküste, um nach Süden gewendet, über die merkwürdigen Grassteppen von Calabozo den Fluß Apure und durch diesen den Orinoko zu erreichen. Auf Indianerkähnen drangen sie über die Kataraktе bis zum südlichsten Grenzposten



Neue Straßenreinigungsmaschine zum Bewässern und Kehren.

der Spanier am Rio Negro, gelangten dann durch den Cassiquiare wiederum in den Orinoko, fuhren denselben bis Angostura hinab und erreichten Cumana, am Ende einer Reise, die 375 geogr. Meilen lang, nur durch unbewohnte Wildnisse geführt, die erste auf astronomische Bestimmungen gegründete Kenntnis von der so lange bestrittenen Gabelteilung des Orinoko geliefert hatte. Die Reisenden schifften sich nach Havana ein, lebten dort einige Monate, fuhren dann 54 Tage lang den Magdalenenstrom hinauf bis Honda, um von da aus das Plateau von Bogotá zu erreichen. Von Bogotá aus machten sie Streifzüge nach den merkwürdigsten Punkten der Umgegend. Im September 1801 ging trotz der Regenzeit die Reise nach Süden fort, bis sie nach vier Monaten in Quito ankamen. Andre fünf Monate vergingen den Reisenden unter den umfassendsten Untersuchungen in dem schönen Hochthale von Quito und in der Kette von schneebedeckten Vulkanen, die dasselbe umschließen. Von hier aus genossen sie zum erstenmal von einer Höhe von 3000 m herab den langersehnten Anblick der Südsee. Sie gelangten dann an die Küste und reisten durch die wasserarme Sandwüste von Niederperu bis Lima. Ende 1802 schifften sie sich ein und erreichten die Hauptstadt Mexikos. Nachdem sie hier ihre Sammlungen geordnet, noch mancherlei Höhenmessungen vorgenommen, Havana und Philadelphia besucht hatten, verließ Humboldt den Kontinent am 9. Juli und landete am 3. August 1804 in Bordeaux, reich an Naturalienssammlungen, noch reicher aber an Beobachtungen aus dem großen Gebiete der Naturwissenschaften, der Geographie, Statistik und Ethnographie.

Humboldt wählte Paris zu seinem Aufenthaltsort, da ihm dort zahlreiche wissenschaftliche Hilfsmittel zu Gebote standen und hervorragende, ihm bereits befreundete Naturforscher lebten. Nachdem er sich eingerichtet, begann er die Bearbeitung seines großen Reisewerkes und zwar mit Rücksicht auf seine Verhältnisse in französischer Sprache.*) Der

*) Voyage de Alex. de Humboldt et A. Bonpland aux régions équinoctiales du Nouveau Continent etc. Paris 1810—1832. Deutsch unter dem Titel: „Reise in die Aequinoktial-Gegenden des neuen Kontinents in den Jahren 1799—1804. Verfaßt von A. v. H. und A. B., Stuttgart u. Tübingen. (Cotta's Ausgabe der gesammelten Werke).

Reisebericht ist nicht das Wesentlichste darin; das Werk enthält vielmehr eine große Reihe von gelehrten Abhandlungen und Monographien über Gegenstände, die bis dahin nur mangelhaft oder garnicht bearbeitet waren. Die gelehrtesten Naturforscher unterstützten ihn dabei durch Untersuchungen und Uebernahme einzelner Arbeiten. Das ganze Werk umfaßt 29 Bände in Folio, 12 Bände in Quart und 20 Bände in Oktav, sowie 1425, zum Teil farbige Kupfertafeln. Die „Ansichten der Natur" erschienen 1808 in deutscher Sprache. Die Wirkung dieses kleinen Buches war eine außerordentliche. Eine so malerische, plastische Darstellung war noch nicht versucht worden.

Von Paris aus besuchte Humboldt noch mehrmals Italien und England. 1827 siedelte er nach Berlin über. Längst schon ging Humboldt mit dem Plane um, eine Reise in das Innere Asiens zu unternehmen; 1829 wurde derselbe zum Teil verwirklicht. Kaiser Nikolaus forderte ihn zu einer Reise nach dem nördlichen Asien auf, stattete die Expedition auf das großartigste aus und stellte Humboldt das Ziel und die Art der Reise völlig frei. Während der Zeit von 9 Monaten wurden die Gold- und Platinalagerstätten des Ural, die Steppen im Norden des kaspischen Meeres, die Gebirgsketten des Altai bis zur Westgrenze Chinas in allen Richtungen durchforscht. Die Ergebnisse seiner Forschungen legte er später in dem großen Werke „Centralasien" nieder.

Erst im Greisenalter führte er den seit einem halben Jahrhundert gehegten Plan aus, die Resultate der Forschungen, denen sein ganzes Leben gewidmet war, in einem größeren Werke in deutscher Sprache zu veröffentlichen, in dem Kosmos. (Cottas Ausgabe der gesammelten Werke.) Es ist eine physische Weltbeschreibung, in der die Gesamterscheinungen in ihrem Zusammenhange dargestellt sind. Keine Nation der Welt hat solch ein Werk aufzuweisen; aber alle gebildeten Völker haben es sich durch Uebersetzung angeeignet. Humboldt hat allen seinen Werken damit die Krone aufgesetzt. Am 3. Mai 1859 starb der verdienstliche Forscher im 90. Jahre seines reichen und vielbewegten Lebens.

Humboldt gehört zu den bedeutendsten und einflußreichsten Persönlichkeiten seines Jahrhunderts. Seine äußere Erscheinung war sehr einnehmend, seine Sprache gewandt, reich und edel, sein Forschertrieb so außerordentlich, daß er seinem Wesen, wenigstens anfangs, etwas Hastiges verlieh, sein Gedächtnis war bis an sein Ende so scharf und treu, daß ihm sein ganzes Wissen stets gegenwärtig zu sein schien, sein Verstand war durchdringend, daher er denn in allem, was er dachte, sprach oder schrieb, durch und durch klar war. Diese Eigenschaften erklären das umfassende Wissen dieses seltenen Mannes. Mit vollem Recht sagt daher Goethe: „Wohin man rührt, er ist überall zu Hause und überschüttet uns mit geistigen Schätzen. Er gleicht einem Brunnen mit vielen Röhren, wo man nur Gefäße unterzuhalten braucht, und wo es uns immer erquicklich und unerschöpflich entgegenströmt. Humboldt hat sich das hohe Verdienst erworben, die Naturwissenschaften mit dem Gesamtleben und mit der Kultur der Menschheit zu verknüpfen; nebst Ritter ist er der Schöpfer der vergleichenden Erdkunde geworden.

Dieser „Aristoteles der neuen Zeit," wie ihn H. Masius nennt, hat für die Erdkunde insbesondere Mittel- und Südamerika und die Welt der zentralasiatischen Riesengebirge gleichsam neu erobert, und so kann und darf man ihn wohl ohne Uebertreibung den „Kolumbus des neunzehnten Jahrhunderts" nennen, und ihn im Gebiete der wissenschaftlichen Erdkunde mit dem welterobernden Alexander dem Großen vergleichen. Er ist uns größtenteils Führer auf unserer Wanderung durch die Wälder und Steppen, über die Gebirge und Hochebenen und durch die Thäler und Niederungen der neuen Welt, die er in seinen Reiseberichten mit unerreichter Meisterschaft geschildert hat. Sehr schön stellt einer seiner begeistertsten Schüler, L. Vogel, Humboldts Verdienste zusammen, wenn er sagt: „Sein Feuereifer für die Wissenschaft hat die dunkeln, wie mit Ketten verschlossenen Urwälder gelichtet, Wege gebahnt durch das „Grasmeer" der öden Ebenen, die höchsten und steilsten Höhen, die noch nie vorher eines Menschen Fuß betreten, am Arme der Freundschaft erklommen, und die Tiefen der Erde, dem betäubenden Geschrei ihrer gespensterartigen, durch seine Fackel aufgeschreckten Bewohner zum Trotz, ergründet, starre Felsen erkundet und erstiegen, und reißende Ströme beschifft; — sein Scharfblick hat die reichen Schätze der Berge erspäht, hat Tausende von neuen Pflanzen aufgefunden, zahlreiche und interessante neue Tierorganismen entdeckt und dadurch eben so viele Quellen der Freude, der Belehrung und des Segens eröffnet nach allen Seiten hin; — sein alles durchdringender Geist hat die Verhältnisse des gegebenen Raumes zu dem ihn erfüllenden Leben erforscht und es versucht, die ewigen Bande zu bestimmen, durch welche die Erscheinungen des Lebens mit den Phänomen der toten Natur verknüpft sind; während er mit gleicher Aufmerksamkeit den Sprachen roher Völker lauschte, um in Lauten und Worten neue Spuren für die Urgeschichte der Menschheit zu entdecken und die alte, unvordenkliche Verbindung des Ostens und Westens nachzuweisen."

Die drei vereinigten Königreiche

England, Schottland und Irland haben ein jedes für sich besondere National-Embleme und -Wappenzeichen, die sich sämtlich auf historische Vorgänge zurückführen lassen. England führt die Rose, Irland das Kleeblatt und Schottland die Distel als Attribut, und besonders interessant ist es, wie gerade die letztere unscheinbare Pflanze zu dieser Ehre gekommen ist. Die historische Ueberlieferung berichtet darüber folgendes:

Im neunten Jahrhundert kamen die Dänen in ganzen Scharen nach Schottland, um hier zu rauben und zu plündern. Sie waren mit ihren kleinen Booten an der Küste gelandet und zogen nun ins Innere, um die Schotten, die sich sammelten, zu überfallen. Die Dänen suchten letztere in ihrem Lager auf und beschlossen, die Dunkelheit abzuwarten, wo jene bereits zur Ruhe gegangen sein würden. Um sich möglichst unbemerkt nähern zu können, entledigten sich die Dänen ihrer Fußbekleidung, so daß sie jedes Geräusch vermieden. Schon waren sie den nichts ahnenden Schotten so nahe gekommen, daß sie deren Lagerstätte unterscheiden konnten, als plötzlich ein gellender Aufschrei durch die Nacht dahinhallte, der die schottische Wache von dem Nahen des Feindes in Kenntnis setzte. Sofort wurde das Lager alarmiert; die Schotten stürzten sich auf die Dänen und brachten diesen eine vollständige Niederlage bei. Einer Distel hatten die Sieger die rechtzeitige Warnung zu verdanken, denn ein Däne war mit dem bloßen Fuße auf eine solche getreten und hatte den Schmer-

zensschrei ausgestoßen, ohne welchen die Ueberfallenen im Schlafe niedergemetzelt worden wären.

Seit dieser Zeit steht diese sonst so verachtete Pflanze in hohem Ansehen in Schottland und ist zum nationalen Abzeichen geworden.

Der Kaffeebaum.

Bei dem ununterbrochen fortgesetzten Bestreben, die Macht des Deutschen Reichs auch über tropische und subtropische Länder auszudehnen, dürfte der Kaffeebaum mehr und mehr an Interesse gewinnen, nachdem der Same desselben schon seit Jahrhunderten dem Menschen lieb und theuer gewesen ist. Bereitet man doch aus ihm, (Coffea arabica L.) den in allen Familien, von den ersten Gesellschaftskreisen bis herab zum armen Mütterchen in der Kellerstube, so sehr beliebten Trank, der stets aufheiternd wirkt, der den Müden stärkt, den Schläfrigen wach hält, und den Menschen bei leichten Unpäßlichkeiten (Kopfweh, Verdauungsbeschwerden, Trägheit der Hautausdünstung u. s. w.) augenblicklich Hilfe leistet — wenn er mäßig genossen wird; denn allzustarker Kaffee ruft allerlei Nervenübel hervor und kann selbst Betäubung und Schlagfluß verursachen.

Die Heimat des Kaffeebaums wird gewöhnlich in den Distrikt Kaffa im südlichen Abessinien verlegt, obwohl er wildwachsend (oder verwildert?) auch an den Ufern des Viktoria Nyanza und in mehreren Gegenden im Herzen Afrikas und selbst in Angola an der Westküste desselben Kontinents gefunden worden ist. Jedenfalls wurde der Baum von Abessinien nach Arabien gebracht, um, wie H. Semler in seinem ausgezeichneten Buch „Die tropische Agrikultur" sagt, von da seine Wanderung um die Erde anzutreten.

An die Spitze aller Kaffeesorten pflegt man überall die arabische zu stellen, welche nach ihrem Verschiffungshafen einfach Mokka genannt wird. In neuerer Zeit sind allerdings viele Zweifler aufgetaucht, die gelegentlich in eine hitzige Fehde mit den Altgläubigen geraten, vielleicht mit Recht, denn wer kann mit gutem Gewissen behaupten, daß er jemals echten Mokka getrunken, „Mokka prima Qualität." Behauptet man doch, daß der größte Teil des „Mokka," der auf die europäischen und nordamerikanischen Städte gebracht wird, aus Brasilien stammt, wo man die kleinen, in der Spitze der Krone gewachsenen Bohnen aussondert, um sie unter dem falschen Namen zu verschiffen. Uebrigens ist es historisch bewiesen, daß Brasilien mehrmals Samen von Arabien bezogen hat, aber ohne mehr dadurch zu erzielen, als daß die erste Ernte eine noch erkenntliche Aehnlichkeit mit dem Mokkakaffee hatte, während die späteren Ernten alle Eigenschaften des brasilianischen Kaffees annahmen. Andre Länder haben denselben Versuch mit gleich schlechtem Erfolge unternommen. Die Einführungen von Samen aus Arabien sind demnach zwecklos, da die Eigenschaften der Früchte allein von Klima, Boden und Pflege abhängig sind.

Es ist unbestreitbar, daß Abessinien die eigentliche Heimat, richtiger vielleicht: das Fundland des Kaffeebaums ist, und daß Arabien ihn von dort einführte. Ebenso sicher ist es, daß die Araber zuerst den Baum systematisch kultivierten und seine Früchte in den Welthandel brachten. Von Arabien kam der Baum nach Java, von wo einige Pflanzen, vielleicht auch nur Samen, nach Europa gesandt wurden, wo man sie in Gewächshäusern züchtete, um Nachkömmlinge an das tropische Amerika abgeben zu können. So kam es, daß die Welt den Kaffee, dieses vielbegehrte Reizmittel, von Arabien erhielt.

Die Kaffeeproduktion Arabiens besitzt für den Welthandel schon lange keine Bedeutung mehr, denn sie ist nur ein Tropfen im Meer; sie ist im letzten Vierteljahrhundert entschieden zurückgegangen, die Pflanzungen, welche allein in Betracht kommen könnten, liegen an der Westküste „des glücklichen Arabien" in den Distrikten Aden und Mokka, auf größtenteils terrassierten Hügeln. Das außerordentlich heiße und trockene Klima und der sandige Boden dieser Gegend machen Beschattung und Bewässerung unumgänglich notwendig und sind wahrscheinlich die Ursache der Kleinheit und des scharfen Geschmacks der hier gezogenen Bohnen.

Die Frucht des Kaffeebaums, der bis sechs Meter hoch werden kann und große dunkelgrünglänzende Blätter besitzt, ist eine Beere, unsrer Kirsche vergleichbar, doch mit dem Unterschiede, daß der Stein der Kaffeebeere sich in zwei Teile spaltet, während er in der Kirsche unteilbar ist, und man benützt noch heute in Arabien, dem zweiten Vaterlande unsres lieben Bau-

Kaffeestrauch (Coffea arabica).

mes, diese fleischige Hülle, indem man sie ablöst, trocknet, braun röstet und zu Pulver stampft, das man in kochendes Wasser schüttet und dadurch den Sultanskaffee (Sakke und Sala bei den Türken, Kischu bei den Arabern, Cavé bei den Aegyptern) erhält. Aber man trinkt auch in Arabien den Kaffee erst seit dem Ende des 15. Jahrhunderts. Man erzählt sich dort, daß der Prior eines arabischen oder persischen Klosters durch seine Hirten

erfahren habe, die Ziegen hätten nach dem Genuß von Kaffeebeeren die ganze Nacht komische Bocksprünge gemacht, und darnach soll er, um seine Mönche oder Derwische für die nächtlichen Andachtsübungen wach zu erhalten, den Kaffee bereitet und ihnen zum Trinken gegeben haben — mit überraschend gutem Erfolg!

Trotzdem hatte der Kaffee im Anfang seiner Laufbahn schwere Kämpfe gegen religiöse Lehren der Mohemmedaner, gegen ärztliche Quacksalbereien, gegen Vorurteile und Luxusverfolgungen der für das Wohl ihrer Unterthanen besorgten Regierungen durchzumachen. Und dennoch entstand 1554 das erste Kaffeehaus in Konstantinopel; 1596 wurden Früchte an Charles de l'Ecluse (Clisius), den Professor der Botanik in Leydte, geschickt. 1615 wurde ein Kaffeehaus in Venedig, 1657 das erste in Paris und 1696 eins in Nürnberg errichtet. Die Dorfschulzen in Norddeutschland mußten die Kaffeekessel wegnehmen, wo sie solche fanden, und den Krämern auf dem Lande war der Verkauf von Kaffeebohnen bei Strafe des Verlustes der Konzession verboten. Aber das Kaffeetrinken wurde trotz alledem allgemein; es ist ein allgemeines Bedürfnis geworden, denn der Verbrauch sämtlicher Bewohner der Erde ist, nach Schätzung des Professors Van den Berg, einer Autorität in diesem Zweig der Statistik, jährlich 489 070 000 Kilo, wobei China und Japan nicht mitgerechnet sind.

Der Kaffeebaum mit seinen glänzenden dunkelgrünen Blättern und schönen weißen, wohlriechenden Blüten ist auch eine herrliche Zierde des Zimmergartens, dessen trockne Luft er besser verträgt, als manche andre Pflanze. Man kann ihn auch leicht selbst aus Samen ziehen, nur nicht aus den Kaffeebohnen des Handels, die bereits von der blaßbräunlichen Oberhaut befreit sind und ihre Keimkraft verloren haben, sondern aus Samen, den man selbst geerntet oder in einer zuverlässigen Samenhandlung gekauft hat, die ihn direkt aus dem Lande bezieht, wo er viel angebaut wird. Man legt zum Zweck der Erziehung von Kaffeebäumen die Samenkörner einzeln in kleine Töpfe mit Haideerde, wo sie unter einer Glasglocke oder einem Trinkglase, einer Glasscheibe o. dergl. im warmen Zimmer oder im Gewächshause oder, ohne solche Bedeckung, im warmen Mistbeet leicht keimen. Die Pflanze geht ziemlich rasch in die Höhe und man muß ihr am Ende des zweiten Triebes, im Frühjahr ihres dritten Lebensjahres, die Spitze ausbrechen, damit sie Seitentriebe und mit diesen eine schöne Krone bilde, wo auch die Blüten, nach ihnen die Früchte erscheinen werden. Die Pflanze wird jährlich versetzt, wenn nötig in einen größern Topf, wobei man ihr kräftigere Erde und mehr Dung als der Samenpflanze gibt, zuerst eine Mischung von Haide- und Lauberde, zuletzt Haide- und lehmige Rasenerde, immer mit ein wenig gepulvertem Kuhdung, Ruß und grober Koksasche. Beim Verpflanzen legt man, wie überhaupt für alle Topfgewächse, auf den Boden des Topfes eine Schicht Topfscherben zur Erleichterung des Wasserabzugs, mischt auch Ziegel- und Kalksteinstücke unter die Erde, um sie locker und gleichmäßig feucht zu erhalten. Während des Wachstums wird viel, zuweilen mit Dungwasser gegossen, niemals aber eher, als bis die Ballenoberfläche trocken geworden.

Schließlich noch die Mitteilung, daß Kaffee in folgenden Ländern gebaut wird, also auch in den deutschen Kolonien gebaut werden kann: Brasilien, Java und Sumatra, Ceylon, Ostindien, Central-Amerika und Mexiko, Venezuela, Peru, Bolivia, Guiana, Haiti und San Domingo, Kuba und Portoriko, Westindien überhaupt, Arabien, Abessinien, Madagaskar, Mauritus, Reunion, Mozambique und einige Strecken der Westküste Afrikas, Natal, Nordafrika, Manila, Celebes, Australien und sämtlichen Inseln des Stillen Ozeans; ungefähr in der Reihenfolge des Ertages genannt, wird in Brasilien der meiste, im Stillen Ozean der wenigste Kaffee geerntet. Die Kaffeepflanzungen nehmen zusammen eine Fläche von ungefähr 1 736 500 Hektar ein.

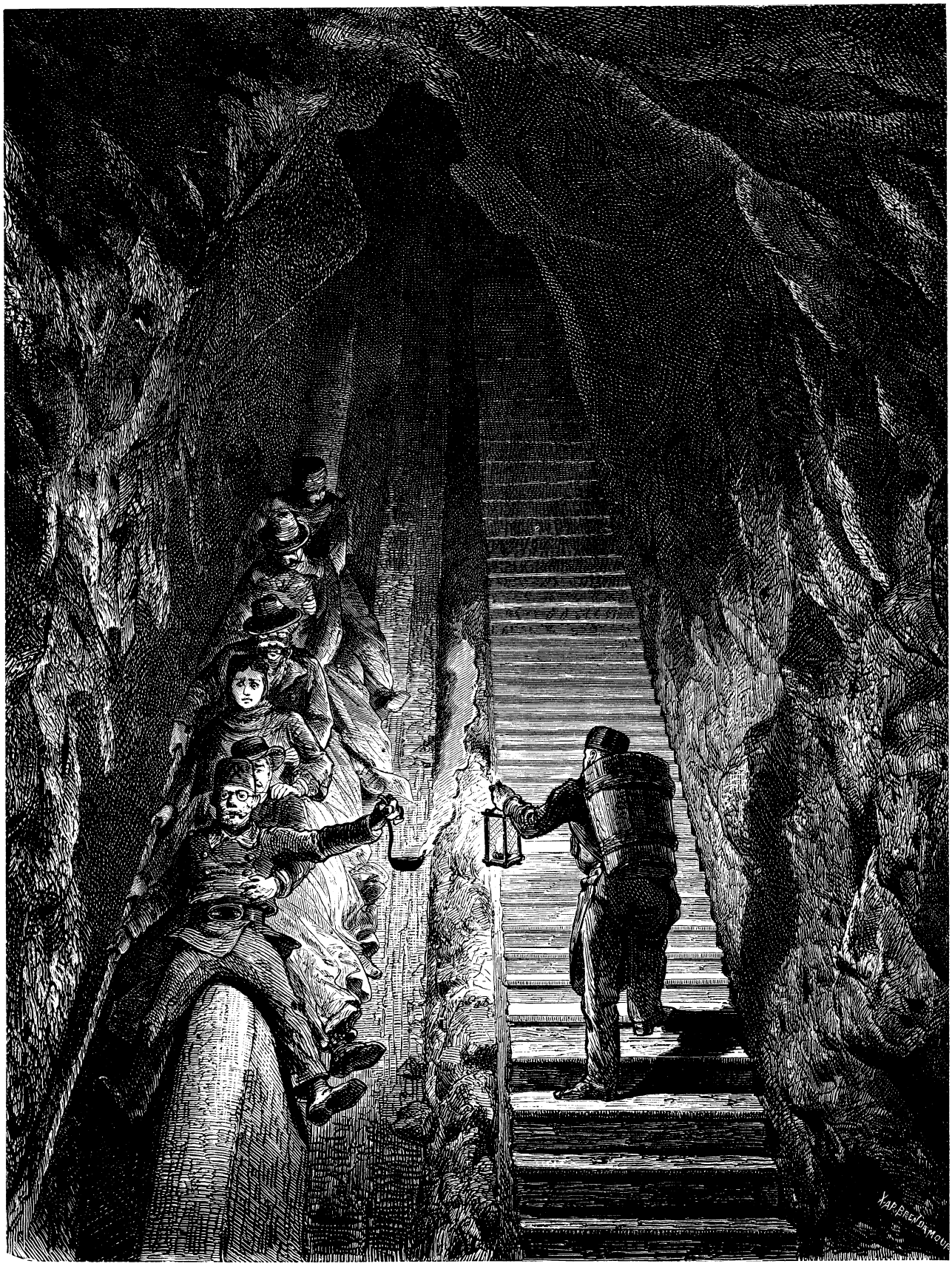
Kaufmannslehrling vor dreißig Jahren.

(Fortsetzung.)

Hinten hinaus ging ein Fenster, mit der Aussicht auf das kaum zwei Meter weit entfernte Küchenfenster des Nachbarhauses, und da knüpfte ich denn, als ich mit meinem Kummer gerade wieder einmal beim Salbentopffüllen war, mit der am Fenster stehenden Küchenfee ein Gespräch an, wodurch ich erfuhr, daß das Haus einem Metzger namens Kegel gehöre, welcher zugleich eine Wirtschaft hatte. — Jetzt kam mir ein rettender Gedanke. Am nächsten Sonntag steckte ich meine zwölf Kreuzer in die Tasche und ging zu Kegel, um mit ihm einen Lieferungsvertrag abzuschließen, auf welchen der spekulative Wirt auch sofort einging. Statt mich fernerhin unter Prügelgefahr aus dem Hause zu stehlen, ging ich ganz ruhig in die Salbentopfkammer, klopfte mit dem Besenstiel an's gegenüber liegende Küchenfenster und die Wirtin hängte mir nun den verlangten Proviant an den Besenstiel, den ich herüberzog und die erhaltenen Schätze in einer Kiste unterbrachte, aus welcher dann meine Auftraggeber einer nach dem andern dieselben verzehrten.

Einmal wären wir jedoch beinahe um unsre Proviantkammer gekommen und das ging so zu:

Beim Alten wohnte sein Vater. Ich sehe ihn noch mit seinen kleinen Schritten, immer den Mittelpunkt der Straße streng einhaltend, dahertrippeln, den alten Herrn, mit seinen gelben Nankinghosen, weißer Weste und Halsbinde, einem langen grünen Rock mit hohem Kragen, einem grauen langharigen Kastorhut auf dem weißen Haupte, die Arme nach beiden Seiten, wie zur Balance, wagrecht ausgestreckt, in der einen Hand ein dickes echtes spanisches Rohr mit silbernem Knopf und ledernem Riemen. Er war in seinen jüngeren Jahren einmal ein großer Handelsherr in einer Seestadt gewesen und lebte nun mit seiner Frau bei seinem Sohne, den er insofern in seinem Geschäfte unterstützte, als er das Personal überwachte, welche Funktion er mit großer Gewissenhaftigkeit ausführte, d. h. überall herumspionierte, wo man ihn nicht vermutete und wenn er etwas bemerkte, was man sonst gerne vertuscht hätte, dieses dann pflichtgetreu seinem Sohne meldete, bei dem dann das



Rutschbahn im Hallstädter Salzbergwerk.

Donnerwetter los ging. Wir mochten ihn deshalb auch nicht gut leiden, den Herrn Papa, wie er sich gerne nennen hörte, und suchten ihm einen Schabernack zu spielen, wo es nur anging.

Schon längst war es ihm verdächtig vorgekommen, daß um eine bestimmte Zeit, immer einer nach dem andern der Herren Kommis oder Lehrlinge in der Salbentopfkammer verschwand, da mußte er doch einmal nachsehen, was es da oben gab. Wenn nur die ungemein schlechte Stiege nicht gewesen wäre, eng und ausgetreten, hie und da auch einmal ein Treppenabsatz fehlend. Aber die Neugierde und die Hoffnung, dem Herrn Sohn von einer ganz neuen schrecklichen Frevelthat berichten zu können, war größer als die Angst und so kletterte er denn eines schönen Tages die Stiege hinan, während ich gerade mit Fingerl und einem älteren Lehrling in der Proviantkammer, wie wir sie nun getauft hatten, bei warmen Knackwürsten und einem Tropfen Bier saßen.

Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten
Und das Unglück schreitet schnell,

sagte Schiller. Davon hatte er keine Ahnung, der alte Herr Papa, daß oben an der Hühnersteige von Treppe zwei aufeinanderfolgende Sprossen fehlten, die uns zwar gar nicht, ihn aber ganz gewaltig genierten. Vorwärts konnte er nicht mehr und rückwärts erst recht nicht. „Haiducken sa sa sa sa!" wetterte er und rief kläglich um Hilfe. — Im Nu waren Würste, Brot und Bier in der Kiste und wir selbst emsig mit Topfaussuchen beschäftigt, wodurch wir ihn in seiner Angst leider noch mehr schmachten und rufen ließen. Endlich ging ich hinaus, um zu sehen, was es gäbe, und war natürlich überrascht, als mir die Situation klar wurde. „Ja, wie kommen denn Sie hierher, Herr Papa?" fragte ich und konnte mich eines Lächelns nicht erwehren; aber er wollte nicht antworten. „Haiducken sa sa sa sa! so hilf mir doch hinab, es schwindelt mir." „Ja, hinab kann ich Ihnen nicht helfen," sagte ich, „die Stiege ist zu eng, ich kann nicht an Ihnen vorbei, aber ich will den Herrn Fingerl rufen, mit dem ich gerade Salbentöpfe aussuche, dann ziehen wir Sie vollends herauf und lassen Sie am Krahnen hinunter." — Gesagt, gethan, wir faßten den alten Herrn an beiden Händen, ein kräftiger Ruck und er war oben. Nun stellte ich mich mit dem wie Espenlaub zitternden Mann auf das Krahnenbrett und Fingerl ließ uns hinunter, von Zeit zu Zeit, ob absichtlich oder zufällig, mit einem plötzlichen Ruck anhaltend, daß es uns durch alle Glieder fuhr. Die Proviantkammer war gerettet.

Bei der Frau Sekretär. — Ich associere mich mit einer Cigarettenfabrik und fabriziere Champagner. — Die Neujahrsnacht.

Bei der Frau Sekretär waren wir unserer vier junge Leuten, von denen, wie schon erzählt, je zwei in einem Stübchen untergebracht waren. Mein Stubengenosse, ein junger Mann, der schon einige Jahre in einem Speditionsgeschäft lernte, hieß Mayer. Er spielte unter uns gerne den Senior, und da er morgens erst um sieben Uhr und abends gar nicht mehr in's Geschäft mußte, wurde er von mir und den beiden Zimmernachbarn, die in einem großen Kaffeegeschäft, gerade auch nicht auf Rosen gebettet waren, daß beneidet, besonders weil er auch schon die Tanzstunde besuchte.

Bei Tisch, wo es sonst ziemlich einförmig herging, führte er das große Wort und erzählte von seinen Tanzstundsdamen, was die Frau Sekretär in Rücksicht auf die jüngeren Kostherren gar nicht leiden mochte; denn sie war eine sehr fromme Dame, welche streng über die Moral der ihr anvertrauten jungen Leute wachte. Vor und nach Tisch sprach die jüngste der beiden Töchter, eine Jungfrau, die übrigens nicht mehr ganz jung war, das Tischgebet, während dessen wir hinter unsern Stühlen standen. Das Essen war gut und reichlich, wobei freilich die Mehlspeisen stets überwogen. Ich war bei den drei Damen besonders gut angeschrieben, denn da mein Vater Konditor war, versäumte es meine Mutter niemals, meinem Wäschekistchen außer der obligaten großen Wurst für mich, auch einige Düten Süßigkeiten für die Frau Sekretär und ihre lieben Töchter beizupacken, so daß diese sich bald auf die Ankunft meiner Wäschekiste gerade so freuten wie ich.

Mit den Zimmernachbarn kam ich gut aus, den Stubengenossen Mayer bekam ich nur bei Tisch zu sehen, denn wenn ich morgens fortging, schlief er noch und wenn er aus der Tanzstunde nachts heimkam, schlief ich schon und spürte seine Anwesenheit im Zimmer nur dadurch, daß mein Licht (er kaufte sich nie ein solches, da er ja abends nicht zu Hause blieb) heruntergebrannt war.

Doch jetzt war es Winter, was sollte man da des Sonntag nachmittags anfangen. „Ich mach' euch einen Vorschlag!" sagte an einem recht trüben Sonntag mein Zimmernachbar Bauer, „wißt ihr was? wir gründen ein Geschäft und zwar eine Cigarettenfabrik; jeder von uns legt ein Kapital von drei Gulden ein, wir kaufen dafür Tabak und eine Cigarettenmaschine und da wir ja Freunde genug haben, so werden wir uns bald eine Kundschaft erwerben."

Dieser Vorschlag fand unter uns drei Jünglingen ungeteilten Beifall und der Gesellschaftsvertrag, nach dem in Rothschild's Taschenbuch für Kaufleute enthaltenen Schema, wurde sogleich aufgesetzt und unterzeichnet; die in der Waschkiste angekommenen Mutterpfennige flossen diesesmal in die Gesellschaftskassa der Firma „Bauer und Compagnie", Cigarettenfabrik in Gladstein, denn Bauer wollte als Gründer seinen Namen in der Firma haben. Mit der Einrichtung des Geschäftes wurde sofort begonnen, die Maschinen (Stopfbüchsen) sowie die Hülsen und der Tabak gekauft und die Cirkulare von der Firmagründung, welche der Teilhaber Franz, der die schönste Handschrift hatte, schreiben mußte, an die Kundschaft versandt und diese Kundschaft war eine ziemlich bedeutende, sie umfaßte etwa zwanzig Orte. Die Geschäftsbücher, streng nach den Regeln der doppelten italienischen Buchhaltung, wurden auch am selben Tage noch angelegt und nun ging es an die Fabrikation, um ja die Kunden prompt bedienen zu können. Es war ein schreckliches Kraut, welches zur Verwendung kam, sehr schrecklich, aber die Cigaretten rauchten und kalkulierten sich billig und das war denn schließlich doch die Hauptsache. Da, gegen Ende der Woche, liefen die ersten Aufträge ein, die sofort im Bestellungsbuch notiert wurden; kein Großkaufmann konnte sich mehr über die Gewinnung eines neuen Kunden freuen, wie wir über die eingelaufenen Aufträge.

Jetzt ging's aber am nächsten Sonntag an ein Effektuieren. Da wurde fein und elegant verpackt und mit den selbstgefertigten Schablonen gezeichnet; da wurde fakturiert, korrespondiert und gebucht, daß es eine Freude war. Neue Offerte

mit Referenzen derjenigen, welche Ware erhalten hatten, gingen hinaus, neue Aufträge liefen ein und unsre Fabrik en miniature prosperierte derart, daß wir nach Verfluß eines Monates schon auf Grund des vorgenommenen Bücherabschlusses einen Reingewinn von achtundvierzig Kreuzern jedem Teilhaber ausbezahlen konnten, als erstes selbstverdientes Geld. Aber unser Geschäft hatte für uns noch den weiteren Vorteil, wir übten uns im selbständigen Korrespondieren und Buchhalten.

Da erschien im Feuilleton des Wochenblattes ein Rezept zur Selbstherstellung von Champagnerwein, vermittelst doppelkohlensaurem Natron, Weinsteinsäure, Zucker und Wein. Das war ein Fall für mich, das wollte ich probieren; wenn es sich bewährte, gab es einen neuen Fabrikationsartikel für unsre Gesellschaftsfirma; die nötigen Ingredienzien bekamen wir ja billig in unserm Geschäft, da konnte es nicht fehlen. Der Magazinier, an den ich mich des Einkaufes wegen wandte, sagte zu meiner Freude: „Die paar Körner, die du da brauchst, hast du gar nicht zu bezahlen, dort in der vierten Reihe das vierte Faß ist Nat. bicarb. und in der fünften Reihe das zweite Faß ist Acid. tart., da kannst du dir ohne Skrupel die Kleinigkeiten nehmen."

Ich machte von der Erlaubnis Gebrauch, auf dem Heimweg kaufte ich eine Flasche Weißwein, versetzte sie mit Zucker und meinen Chemikalien, verschnürte und versiegelte die Flasche und legte sie in den Keller, woselbst sie nach der Vorschrift vier Wochen unberührt liegen bleiben sollte.

Endlich war der heiß ersehnte Sonntag gekommen, an welchem die Champagnerprobe vorgenommen werden sollte. Wir hatten uns Champagnergläser geborgt und in Erwartung der kommenden Dinge saßen wir drei Associés beisammen. „Jetzt nur die Gläser bereit halten," sagte ich, „Achtung! ich schneide die Verschnürung durch, paßt auf, wie es knallt." Damit durchschnitt ich die Schnüre, was aber nicht knallte, war unser Champagner; ja, ich mußte den fest eingetriebenen Kork sogar mit dem Korkzieher entfernen, und als er endlich mühsam aus der Flasche war, da knallte es wieder nicht. Allgemeine große Enttäuschung malte sich auf unsern Gesichtern, und wir suchten unsern Trost darin, daß wir den Wein austranken, und er schmeckte gar nicht übel. Als wir aber später im Bett lagen, jammerte zuerst der Franz, „er hätte heftige Leibschmerzen," dann kam Bauer und schließlich ich selbst an die Reihe; uns allen war zu Mute, als wenn unser letztes Stündlein geschlagen hätte und die Firma Bauer und Compagnie wegen plötzlichen Absterbens sämtlicher Teilhaber liquidieren müßte. Doch was verträgt nicht alles ein junger Lehrlingsmagen? Am andern Morgen schlichen wir, wenn auch etwas blaß und katzenjämmerlich aussehend, ins Geschäft, und als ich die Fässer revidierte, aus welchen ich die Ingredienzien genommen hatte, stellte es sich heraus, daß ich statt Acidum tartaricum (Weinsteinsäure) Tartarus vitriolatus erwischt und uns beinahe alle vergiftet hatte. Von der Champagnerfabrikation wollte die Firma Bauer und Compagnie in der Folge nichts mehr wissen.

Weihnachten und Neujahr rückten heran. Am heiligen Abend versammelte sich das ganze Geschäftspersonal vom Buchhalter an bis zum Wichsbuben im Kontor, um dann der Rangordnung nach in die geheiligten Räume der Privatwohnung emporzusteigen und das Weihnachtsgeschenk in Empfang zu nehmen. Schon seit ein paar Wochen hatte der Kassierer den Auftrag erhalten, alle einlaufenden Kronenthaler zurückzuhalten, denn aus Kronenthalern und Backwerk pflegte die Firma die Weihnachtsgeschenke bestehen zu lassen. Im ersten Lehrjahr erhielt man einen, im zweiten zwei u. s. f. Kronenthaler, das sich beim Buchhalter auf zehn Kronenthaler steigerte, eine Summe, die damals als sehr splendid galt.

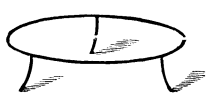
Von zu Hause war eine Kiste eingetroffen mit Geschenken für mich und die Frau Sekretär; ferner befand sich darin eine große Gänseleberpastete, von der ich alle Tage ein Stückchen naschen sollte, und zwei Flaschen Punschessenz, welche mein Vater vorzüglich zu brauen verstand. Als ich diese Herrlichkeiten auspackte, war auch mein Entschluß sogleich gefaßt; für den Neujahrsabend erging eine Einladung an meine beiden Associés, sowie an meinen Stubengenossen Mayer und an Freund Stüble zu einem solennen Punsch nebst Gänseleberpastete. Ob sie alle kamen? Keine Frage; die Einladung wurde allerseits dankbar angenommen und meinerseits konnten nun also die Vorbereitungen für das Fest beginnen. Die beiden Betten wurden vor die zwei zusammengestellten Tische geschoben, sie mußten die Sofas ersetzen, da unsre Stühle nicht ausreichten: in Ermangelung einer Punschbowle mußte ein sorgsam gespültes Waschbecken herhalten und statt der Teller benutzten wir sauberes weißes Schreibpapier. Geschmeckt hat es uns, wie es keinem König besser schmecken kann, und als der Uhrenzeiger auf Viertel vor zwölf Uhr stand, waren wir bei derjenigen Stimmung angelangt, in der junge Leute zu allerlei losen Streichen aufgelegt zu sein pflegen. Die Sitzung wurde geschlossen und wir zogen auf den Marktplatz, wo alter Sitte gemäß eine große Menschenmenge wartete, bis der Hammer der Uhr den ersten Schlag that, zur Begrüßung des neuen Jahres. Da, als die beiden Böcke an der großen Rathausuhr mit ihren Hörnern aufeinanderstießen und der Engel die Sanduhr umdrehte, als vom Münsterturm die feierlichen Klänge des Chorals: „Ach wiederum ein Jahr verschwunden", über die Stadt hinüberertönten, da waren gewiß wir diejenigen, welche am ärgsten schrieen: „Prosit Neujahr!"

Ein neuer Lehrling tritt ein.
Ich komme ins Magazin, lerne
Hosen schneidern und das schöne
Lied pfeifen: Freund, ich bin zu-
frieden, geh es, wie es will.

„Ha, ha, ha, ha! spazzacamino! das ist ein Spaß!" lachte der Alte stillvergnügt, indem er mir einen Jüngling als den soeben eingetretenen neuen Lehrling Karl vorstellte. Seine Mutter, eine Färbersgattin aus dem Oberland, hatte soeben die bekannten vierhundert Gulden bezahlt, und nun wurde ihr Karl meiner Fürsorge übergeben, damit ich ihn in die Geheimnisse des Berufes eines jüngsten Lehrlings einweihe, während die gute Frau Färbermeister in Thränen aufgelöst daneben stand und mich ein über das andre Mal ermahnte, ja recht gute Freundschaft mit ihrem lieben Karl zu halten.

Nun, der gute Junge war bald in seine Obliegenheiten eingeführt und ich avancierte nun ins Magazin. Da hieß es nun sich neu equipieren; doch das war bald geschehen, zwei grobe, blaue Blusen wurden gekauft, das Uebrige aber nach der Anleitung des Magazinpersonals selbst verfertigt. Aus Packtuch und starkem Kordelbindfaden als Träger wurde eine Latzschürze hergestellt und aus einem Salzsack ein paar Ueberhosen. Dies ging also zu — der Salzsack wurde in der Mitte bis zu zwei Drittel seiner Länge

aufgeschnitten und unten geöffnet, die beiden Teile wurden mit dünnem Bindfaden zugenäht, oben herum eingeschlagen und mit Bindfaden ein Saum genäht, in welchen vermittelst der Packnadel eine dicke Kordel als Zug eingeführt wurde, und die Hose war fertig. Anspruch auf eleganten Schnitt konnte sie zwar keinen erheben, dafür war sie aber praktisch und billig. Die Kopfbedeckung wurde sehr künstlich aus einer viereckigen, an den Ecken eingeschlagenen Papiertüte hergestellt. — So ausgerüstet konnte ich nun den bei den Magazinarbeiten unvermeidlichen Verunreinigungen trotzen und das war gut; denn jetzt wurde im Magazin, Hof und Keller hantiert, daß es nur so seine Art hatte; weder die Prinzipale, noch die Magaziniers ließen uns Lehrlingen irgend ein schmutziges oder anstrengendes Geschäft. Und doch bin ich dem Alten heute noch dankbar dafür, daß er uns so hart mitgenommen hat, denn dadurch erhielten wir eine große Erfahrung, die uns später von bestem Nutzen war. Ebenso verhielt es sich mit den andern Dingen. Ich lernte bei dieser Arbeit zugleich mit Pferden umgehen, sie füttern, ein- und ausspannen, und oft habe ich später des Alten dankbar gedacht, wenn ich als Handlungsreisender mit meinem Einspänner vor einem Wirtshause hielt und alles bis aufs kleinste selbst zu besorgen im stande war. Damals fuhren die Herren Reisenden noch nicht so elegant mit Zweispänner und Livreekutscher, wie heutzutage; wie froh war ich, daß ich gelernt hatte, meinen Gaul selbst ein- und auszuspannen und zu versorgen. Da hieß es angreifen. Hier werden schwere Fässer und Kisten auf- und abgeladen, dort liegt ein großes Faß Spiritus, welches mit einer Pumpe in Korbflaschen überfüllt wird; und nun erst die vielen ätzenden und rauchenden Säuren, deren Umfüllung den Atem raubt und die, wenn das Gefäß überläuft, Hände und Kleider verbrennen. Die Hände, ja die Hände, die nehmen bald eine ganz merkwürdige Form an im Magazin, besonders im Winter, da schwellen dieselben zur Handschuhnummer zwölf auf und man sieht ihnen von ferne an, daß im Geschäft keine Zeit vorhanden ist, sie in den Schoß zu legen.

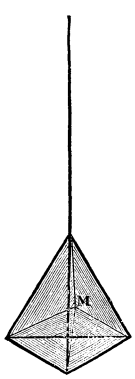


Seifenblasen-Kunststück. Abbildung 1.

Aber schön ist es deswegen doch im Magazin. So mitten unter Tausenden von Waren aus allen Weltteilen, und darunter manches, was es zu naschen gab, z. B. Rosinen, Feigen, Datteln und wie die Südfrüchte alle heißen. Doch dafür hatte der Alte gesorgt, daß wir uns den Magen daran nicht verdarben, besonders bezüglich der Rosinen, die in damaliger Zeit noch mit den Stielen verpackt wurden, von welchen sie für viele Kunden befreit (elemieren nannte man das) werden mußten, bei welcher Gelegenheit freilich manche Rosine in den Mund statt in die Tüte ihren Weg fand. Da erschien plötzlich ein Ukas des Alten, welcher lautete: „Beim Elemieren der Rosinen muß gepfiffen werden.“ Der Alte, der doch sonst so fromm war, hatte sich diesmal nicht an den Bibelspruch vom Ochsen, der da drischt, gehalten; da standen wir nun um das Rosinenfaß herum und pfiffen mit Todesverachtung das schöne Lied: „Freund, ich bin zufrieden, geh es, wie es will.“ Wenn je einer ein wenig Atem schöpfen oder gar naschen wollte, so rief gleich der alte Papa, der bei solchen Gelegenheiten immer im Magazin herumschnuffelte: „Heiduckensasasasa! wollt ihr sofort pfeifen?“

Gerade so war's beim Abfüllen der Weine, und da hatten wir einen jüngeren Commis, Franz hieß die Canaille, welcher nicht im stande war, einen Malagawein abzufüllen oder stehen zu sehen, ohne einen tüchtigen Zug davon zu nehmen.

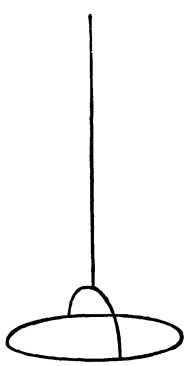
Den Burschen konnten wir alle nicht leiden, weil er ein heuchlerischer Wohldiener war, der jede Kleinigkeit dem Alten hinterbrachte, um seinen Eifer zu zeigen. Eines schönen Tages ging er uns in die Falle; das gesamte Magazinpersonal hatte schon lang einen Komplott gegen ihn geschmiedet, und jene Geschichte ging nun so zu. Es wurde ein Faß Malagawein auf Flaschen gezogen, über welch letztere wir ein besonderes Skontro führten, damit die „Mäuse“ nicht daran kommen, wie der Alte boshaft sagte. Franz war anderweitig beschäftigt, was ihn bitterlich ärgerte, aber eben darauf war unser schwarzer Plan gebaut. An einen Platz, wo Franz es sehen mußte, stellte der Magazinier, wie wenn es vergessen worden wäre, ein beinahe gefülltes Glas Malagawein, welches er mit einem tüchtigen Purgiermittel versetzt hatte. Wir hatten richtig kalkuliert, kannten wir doch unsern Pappenheimer. Kaum glaubte Franz sich unbemerkt, so ergriff er das Trinkglas und stürzte es auf einen Zug hinunter. Die Wirkung blieb natürlich nicht aus, und sie soll ihm, so ging die Märe, übel bekommen sein. Franz ging zum Alten, um sich in seiner dummen Dreistigkeit zu beschweren; als dieser aber den Zusammenhang erfuhr, meinte er, „es wöre doch wohl bösser, wönn Hörr Franz süch nach eüner andern Stölle umsöhen würde“ — und somit wurden wir den schlimmen Kameraden los.



Seifenblasen-Kunststück. Abbildung 3.

Wie ich Spediteur wurde und dann Comptoirstudien trieb.

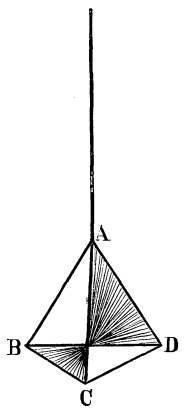
Fast zwei Jahre sind vergangen, in welchen ich mich im Magazin in der Warenkunde ausgebildet hatte, wobei ich mich noch in der Fabrikation von verschiedenen Parfümerien und von Stiefelwichse üben durfte, bis ich endlich zum Spediteur vorrückte, um später ins Comptoir versetzt zu werden, dort die Buchführung zu studieren, zu fakturiern, kalkulieren und korrespondieren.



Seifenblasen-Kunststück. Abbildung 2.

Ein vielbeneideter Posten war es, der des Spediteurs, denn man war dem Alten den größten Teil des Tages aus dem Gesichtskreise; das Hauptquartier war im Zollamt, am Hafen und auf dem Bretterplatz und eine nette Gesellschaft war dort beisammen. Lauter junge Leute von etwa achtzehn Jahren, aus den verschiedensten Handlungshäusern; alle sich in der Vollkraft der Jugend fühlend, denen es auf ein paar harmlose Streiche mehr oder weniger nicht ankam, besonders, da wir mit den meisten Herren Zollbeamten auf freundlichstem Fuße standen, hauptsächlich aber mit dem Herrn Hauptzollverwalter selbst. Zwischen diesem alten Herrn und den Spediteuren, seinen Polacken, wie er uns nannte, hatte sich ein ganz patriarchalisches Verhält-

nis ausgebildet, denn er war ein Original, der Herr Hauptzollverwalter Viereck. In seiner Jugend war er reitender Jäger gewesen und hatte als solcher den russischen Feldzug mitgemacht; das größte Vergnügen war es ihm, wenn er uns an Tagen, an denen gerade kein Schiff zum Ausladen da war und er deshalb Zeit hatte, seine Kriegserlebnisse erzählen konnte. Da saßen wir, wenn es also gerade nichts zu thun gab, im Bureau um den alten, gemütlichen Herrn herum; auf seinem Schreibtisch hockte, wie gewöhnlich, behaglich schnurrend seine alte, graue Katze und vor ihm lag ein Buch, in welchem die verschiedenen Uniformen aus der Zeit der napoleonischen Kriege abgebildet waren, und nun erzählte er uns seine Erlebnisse, wie er an der Beresina von Kosaken gefangen genommen, seiner Kleider beraubt und bei strenger Kälte auf sein Pferd gesetzt, wieder frei gelassen wurde, und dergleichen Geschichten mehr. (Fortsetzung folgt.)

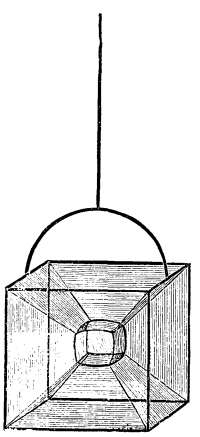


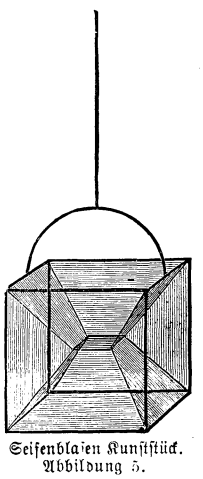
Seifenblasen-Kunststück. Abbildung 4.

Seifenblasen-Kunststücke.

Auf dem Gebiete der Seifenblasen hat wohl jeder unsrer Kameraden schon einmal seine Künste versucht; doch wird er es immer nur dazu gebracht haben, kugelförmige Gebilde zu blasen, und wenn sie am schönsten waren, so zerplatzten sie. Dem letzteren beugen wir etwas vor, wenn wir nicht beliebiges Seifenwasser verwenden, sondern es uns besonders herstellen. Ein einfaches Rezept hierfür ist folgendes: Man löse weiße Marseilleseife in lauwarmem Wasser, filtriere das Seifenwasser durch ein Tuch und gieße etwa die gleiche Menge Glycerin (oder etwas mehr) zu. Die Mischung schüttele man kräftig, fülle sie in eine Schale und lasse sie stehen, bis sich eine Haut auf ihr bildet. Letztere entferne man und hebe dann die Flüssigkeit in einer verkorkten Flasche auf. Noch besser ist die Terquemsche Seifenlösung, deren Zubereitung allerdings umständlicher ist. Man nehme dieselbe Baumölnatronseife wie oben (auch medizinische oder Venetianer Seife genannt). Diese wird geschabt und getrocknet, alsdann in Alkohol von 15° Wärme gelegt, damit dieser sich mit dem ölsauren Natron sättige. Je mehr Seife man in den Alkohol legt, desto besser wird die Wirkung. Zu der Lösung gießt man das Vierfache an verdünntem reinen Glycerin, erhitzt dann *vorsichtig* die Mischung in einer flachen Schale bis zum Sieden und läßt sie sieden, bis man annehmen kann, daß aller Alkohol verdampft ist; den Verlust ersetzt man endlich durch Wasser. Auch diese Flüssigkeit ist sehr haltbar.

Mit der Terquemschen Seifenlösung kann man besonders große Seifenblasen herstellen, die nicht so leicht zerplatzen. Bläst man mit einer Thonpfeife eine recht große Blase und hält das Mundstück der Pfeife vor die Flamme einer kleinen Kerze, so zieht sich die Blase zusammen, kehrt in den Pfeifenkopf zurück und bläst das Licht durch die zurückströmende Luft aus. Besonders schöne Erscheinungen bieten die Plateauschen Gleichgewichtsfiguren, von denen die Kugel nur einen besonderen Fall bildet. Die meisten bildet man so, daß sie zwischen zwei festen Körpern hangen; sie ziehen sich immer auf die kleinsten möglichen Flächen, sogenannte Minimalflächen, zusammen. Zu ihrer Herstellung lötet man sich am besten Drahtgestelle aus Eisendraht zusammen, deren Gestalt meist die von bekannten geometrischen oder krystallographischen Modellen ist. Zunächst bilde man aus Draht einen auf drei Füßen stehenden Ring von etwa 7 cm Durchmesser (Fig. 1) und befeuchte ihn mit der Seifenlösung. Auf ihn kann man dann eine große Seifenblase setzen. Nun verfertige man einen mit einem Stiel versehenen zweiten Ring von demselben Durchmesser (Fig. 2) und befeuchte ihn gleichfalls. Senkt man diesen von oben auf die Seifenblase bis zur Berührung, die sofort an ihm haften wird, und zieht man jetzt den oberen Ring in die Höhe, so zieht sich die Seifenblase in die Länge und nimmt die Form eines Fasses an. Taucht man den zweiten Ring in die Flüssigkeit, so entsteht eine ebene Seifenhaut, falls man *nur* den Ring in die Flüssigkeit brachte. Kam aber auch der halbkreisförmige Stielansatz mit ihr in Berührung, so bildet sich eine gewölbte Flüssigkeitshaut nach Art eines Uhrglases, und darüber, senkrecht zu dieser, eine sichelförmige. Durchsticht man letztere mit einem Draht, so zerplatzt sie, und das Uhrglas geht wieder in die Kreisebene über. Taucht man aber den Ring *schräg* ein, so daß nur die Hälfte des Kreises und der Halbkreis in die Flüssigkeit gelangen, so entsteht eine sogenannte Sattelfläche. Man kann sie auch dadurch hervorrufen, daß man die Hälfte des vorhin entstandenen Uhrglases durchsticht. Bilden sechs Drähte die Kanten eines regelmäßigen Tetraëders, so hat man ein neues Plateausches Drahtgestell. Man tauche es vollständig in die Seifenlösung, nach dem Herausziehen bemerkt man als Flüssigkeitshäutchen die sechs Ebenen, die je eine Kante mit dem Schwerpunkte des Tetraëders verbinden (Fig. 3). Durchsticht man die von zwei gegenüberstehenden Kanten A D und B C (Fig. 4) ausgedehnten Häutchen, so zieht sich die übrigbleibende Flüssigkeit ebenfalls zu einer Sattelfläche, einem hyperbolischen Paraboloïd zusammen. Man kann diese Fläche an demselben Drahtmodell auch ohne Seifenblasen darstellen durch Fäden. Zu diesem Zwecke muß man von A ausgehend und allmählich nach B fortschreitend Fäden spannen, den ersten (von A) nach C und dann immer weiter nach D zu, so daß der letzte von B nach D geht.

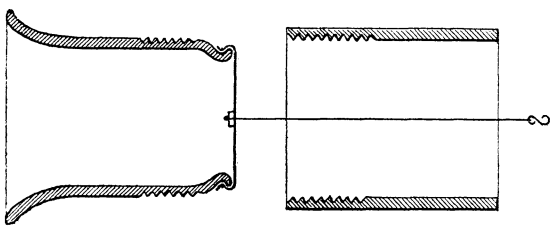

Seifenblasen-Kunststück. Abbildung 6.


Seifenblasen-Kunststück. Abbildung 5.

Ein weiteres Drahtgestell ist das, welches die Kanten eines Würfels darstellt. Taucht man dieses in die Seifenlösung, so zeigt sich nach dem Herausziehen ein in der Mitte schwebendes Quadrat, das an jeder Ecke von drei Flächen gehalten wird (Fig. 5), was zusammen dreizehn Flüssigkeitshäutchen ergibt, acht Trapeze, vier Dreiecke und ein Quadrat. Taucht man aber die untere Würfelfläche nochmals in die Seifenlösung, so tritt an die Stelle

des Quadrates ein kleiner Würfel mit krummen Flächen (Fig. 6). Man hat demnach dann achtzehn Seifenhäutchen, von den Würfelkanten ausgehend zwölf Trapeze und im Innern sechs krumme Flächen.

Noch andre Drahtgestelle kann man sich herstellen, Oktaëder, das regelmäßig



Detailansicht zum Weinholdschen Fadentelephon.

sechsseitige Prisma u. a.; sie alle liefern eigenartige entsprechende Gleichgewichtsfiguren. Wir überlassen es unsern Kameraden, eigene Forschungen auf diesem Gebiete weiter anzustellen. Zweck dieses Aufsatzes soll nur sein, zu diesen hübschen Versuchen anzuregen und die nötigste Anleitung zu geben.

Weinholdsches Fadentelephon.

Versteht man unter einem Telephon einen Apparat, der durch Vermittelung galvanischer Ströme Gesprochenes überträgt, dann ist freilich das hier zu besprechende Instrument kein Telephon. Bezeichnen wir aber mit diesem Namen nur das, was es bedeutet, nämlich Fernsprecher, so verdient es diesen Namen unbedingt, da es den Schall in vorzüglicher Weise weithin leitet.

Man lasse sich vom Drechsler zwei Mundstücke, deren Aussehen unsre Figur im Durchschnitt zeigt, nebst den aufschraubbaren Cylindern drehen. Die Mundstücke müssen an einem Ende außen eine ringsherumlaufende Nut haben, in die sich ein Bindfaden einlegen läßt. Ein Stück angefeuchteter Rindsblase von hinreichender Größe lege man an diesem Ende über die Oeffnung des Mundstückes und binde sie mit Hilfe eines in die Nut einzulegenden Bindfadens fest. Ist die Blase getrocknet, so leime man auf ihrer Mitte innen ein kleines Stück Hartgummi auf, das vorher mit einer feinen Durchbohrung versehen wurde. Durch diese steche man mit einer dünnen Nadel hindurch, so daß auch die Blase ein feines Loch bekommt, und ziehe durch beide einen Faden, der innen verknotet wird und außen einen Haken trägt. Darnach wird endlich der (zum Erfassen und Befestigen dienende) Cylinder aufgeschraubt. Hat man die etwa 200 Meter entfernten Fenster von zwei sich gegenüberstehenden Häusern zur Verfügung, so stelle man in dieser Entfernung zwei Fadentelephone auf und befestige sie in geeigneter Weise. Alsdann binde man das eine Ende eines 200 Meter langen Stranges Heftzwirn an dem Haken des einen Telephones an und führe den Zwirnfaden bis zu dem andern Telephon, an dessen Haken man das andre Ende des möglichst straff gespannten Fadens anknüpft. Spricht dann jemand in das Telephon, so hört man beim Anlegen des Ohres an das andre deutlich das Gesprochene; Pfeifen mit dem Mund oder einer Pfeife wird besonders gut wahrgenommen.

Auf zweierlei ist besonders zu achten: daß man das Gesprochene nicht direkt hört, und daß der Faden nirgends anliegt. Deshalb wähle man die Stationen möglichst weit entfernt, und führe, wenn dem nichts entgegensteht, den Faden nicht durch das offne Fenster oder die offne Thüre, sondern durch eine Oeffnung im Rahmen des (geschlossenen) Fensters oder durch das Schlüsselloch einer Thüre. Hierbei ist aber dann der zweite Punkt, daß der Faden durchaus frei schwebe, besonders zu beachten. Will man anrufen, so braucht man nur mit einem Bleistift an das auf die Blase geleimte Stückchen Hartgummi zu klopfen; das Geräusch wird im ganzen Zimmer der andern Station gehört. Je lauter man sprechen darf, um so weniger nahe braucht der Hörende am Apparate zu stehen. Windiges Wetter beeinträchtigt das Hören etwas durch die entstehenden Transversalbewegungen des Fadens. Im übrigen arbeitet das Fadentelephon so gut wie die besten Schallröhren, die fälschlich sogenannten Sprachrohre.

Rutschbahn im Hallstädter Salzbergwerk.

Wer das im österreichischen Salzkammergut gelegene Hallstadt besucht und die Schächte des dortigen Salzbergwerks besichtigen will, dem ist Gelegenheit gegeben, eine prächtige Rutschpartie mitzumachen, die von den Besuchern denn auch fast ausnahmslos ausgeführt wird und ihnen immer viel Vergnügen bereitet. Hat man nämlich die obern Schächte passiert, ihre Einrichtung und die Vorgänge in Augenschein genommen und will nun auch nach den tiefern Teilen des Werkes gelangen, ist man vor die Wahl gestellt, entweder etwa 200 Stufen abwärts zu steigen, oder auf einer geneigten, bockartig geformten Fläche blitzschnell bergab zu rutschen. Schon vor dem Eintritt ins Bergwerk ist man von dem Obersteiger mit Bergkleidern versehen worden und diese schützen denn auch vor allzuheftiger Reibung der Sitzteile; die rechte Hand, die ein Einführungsseil zu erfassen hat, wird mit einem groben Filzhandschuh bekleidet und dadurch vor Schaden ebenfalls hinlänglich behütet. Soll die Fahrt stattfinden, setzt sich der führende Bergmann auf die glatte Fläche, an ihn reihen sich die Besucher dicht an und auf ein gegebenes Kommando geht es dann sausend bergab in die dunkle Tiefe.

Logogryph.

Nehmt einem Wilden Fuß und K
Und gebt ihm einen andern Kopf,
So werdet ihr daraus entstehn
Gar einen tüchtigen Feldherrn sehn.

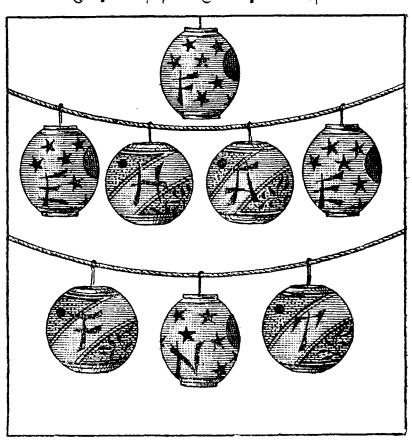
Auflösung des Rätsels in Nr. 21.

„Das Kartenspiel."

Auflösung der Scharade in Nr. 21.

„Landstuhl."
(Die Burg von Sickingen.)

Japanisches Lampenrätsel.



Ordne die Buchstaben der Laternen so, daß sich ein dreisilbiges Wort bildet. Es ist dabei auf die Zeichnung der Laternen zu achten

Verkannte Säugetiere.

Gerade die Tiere, welche sich im Dienste der Pflanzenwelt nützlich erweisen und deshalb unsern Schutz genießen sollten, werden aus Unkenntnis, Vorurteil, auch wohl eines kleinen Schadens wegen, den sie anrichten, von den Menschen verfolgt. Es sind dies 1. die Fledermaus. Deutschland liegt an der Grenze ihres Verbreitungsgebietes und hat deshalb nur kleine Exemplare. In der heißen Zone wird sie sehr groß und in der kalten kommt sie gar nicht vor. Sie lebt nur von Insekten, z. B. Fliegen, Abend- und Nachtschmetterlingen, Käfern, die sie kurz vor und nach Sonnenuntergang erhascht. (Ihrer häßlichen Gestalt wegen bildeten schon die Alten die bösen Geister mit der Flughaut der Fledermäuse ab.) 2. Der Maulwurf. In Wiesen und Feldern sollte man demselben nicht nachstellen, weil er sehr großen Nutzen bringt durch Vertilgung der Regenwürmer, Engerlinge, Schnecken, Mäuse u. s. w. In Gärten, wo er zuweilen Schaden anrichtet halte man ihn von solchen Stellen fern, wo wertvolle Blumen und Kräuter stehen. Zu diesem Zwecke mache man einen Graben, in welchen Dornen und Glasscherben geschüttet werden. Diese Mauer vermag der Wühler nicht zu durchbrechen. 3. Der Igel, der sein harmloses, ernstes, stilles Leben am liebsten durch Mäuse fristet und deshalb gern in Ställe und Scheunen schleicht. Außerdem frißt er aber auch Insekten, Würmer, Frösche, Eidechsen u. s. w. 4. Die Spitzmaus (nicht mit der Hausmaus zu verwechseln) ist ein überaus mutiges und gefräßiges nächtliches Raubtier. Sie lebt hauptsächlich von Gewürm und Insekten.

Das Vermächtnis des Inka.

Von Karl May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers", „Geist der Llano estakata", „Kong-Kheou, das Ehrenwort", „Die Sklavenkarawane", „Der Schatz im Silbersee" u. a.

(Fortsetzung).

> Die Belesenheit ist eine wohlanständige Zierde für Alt und Jung und in guter Gesellschaft das sine qua non.
>
> Wannenmacher.

„Wirklich? Nun, wenn Sie's nicht an mein Jedächtnis zahlen können, so dann doch lieber an mir selbst! Mein Jedächtnis und ik, wir stehen so jut miteinander, daß ik allens, wat ihm zukommt, inkassieren kann. Ik hab's selbst nicht jewußt, daß ik diese Namen noch im Kopfe hatte. Soll mir freuen, wenn Sie Jeschmack an dieselben finden!"

„Sie selbst kennen eine von diesen Quellen. Sie haben da, wo Sie nach der Schildkröte gruben, viel Fische gefangen. Sie waren an der Fuenta de los pescados, an der Fischquelle. Die zweite liegt jenseits des Waldes in der Nähe des Lago honda; das Bassin, in welches sie fließt, ist voller Blutegel; daher ihr Name. Die dritte fließt am Ende der undurchdringlichen Waldung in eine Sumpflagune, welche voller Krokodile ist, und die vierte besteht aus zwei Einzelquellen, welche sich bald nach ihrem Austritte vereinigen, daher der Name Zwillingsquelle. Jede dieser Quellen ist von der andern anderthalb Pferdetagereisen entfernt, und sie liegen in einer schnurgeraden Linie. Wenn man diese Linie nach Nordwest verlängert, muß man unbedingt an den Palmensee kommen, den wir nicht kennen und an welchem die Soldaten zusammentreffen sollen. Wie schlau, die Verstecke an diesen Quellen anzulegen! Man kann von einer zur andern durch die Wüste gelangen, ohne daß die Reit- und Transporttiere übermäßig dursten müssen. Fritze, ich danke Ihnen! Nun ist mein Plan fertig. Wir reiten diesen Roten nach den Quellen voraus und nehmen die Nester aus, ehe sie hinkommen. Und dann geht es nach dem Palmensee, um die Solda-

573

. . . . Man folgte im gestreckten Galopp den noch sichtbaren Spuren der Abizones . . . .

ten festzunehmen. Dieser Ort scheint sehr gut gewählt zu sein, da dort oben die zahlreichsten und wohlhabendsten Stämme der Cambas wohnen. Der Gambusino würde also mit seinen Abixones und den weißen Soldaten eine Beute machen, wie sie noch nicht vorgekommen sein dürfte. Aber wir werden ihnen das Handwerk legen!"

„Ja, dat werden wir," stimmte Fritze fröhlich ein. „Wollen Sie zujeben, Herr Hammer, dat so eine Gigantochelonia auch ihre scharmanten Seiten hat? Ohne dieses Riesentier wären Sie nicht hinter dat Jeheimnis jekrochen. Sie wollten uns nicht mitnehmen; nun aber hoffe ik von Ihrer dankbaren Zärtlichkeit, daß Sie uns zwei Sitzplätze an Ihrem Herzen jönnen und uns da, wat Sie ‚dort oben' nennen, eine Stelle in der Mutter Erde zeijen, wo wir eine bessere Schildkröte finden, als diejenige war, deren Incognito in einer für uns so jrausamen Weise jelüftet worden ist!"

„Ja, Sie sollen mit, und wenn Sie nichts im Diluvium entdecken, so soll die Schuld nicht an mir liegen. Ich schaffe Ihnen den größten Riesenfrosch zur Stelle, den es zu Noahs Zeit gegeben hat, und der nur deshalb von Noah nicht gerettet werden konnte, weil die Arche, selbst wenn sie gar kein Tier aufgenommen hätte, für ihn allein zu klein gewesen wäre."

„Dat läßt sich hören. Meine Hochachtung wächst nun auch so riesenjroß vor Ihnen, wie dieser Frosch jewachsen ist. Bauen Sie sich eine Arche dafür!"

„Und ich," versprach der begeisterte Morgenstern, „werde nun auf das Sorgfältigste auf alle Gespräche achten, welche sich auf Revolution und Totschlag beziehen, denn ich sehe ein, daß man dadurch zu großen paläontologischen Errungenschaften gelangen kann."

„Gut, lieber Landsmann! Nun aber rate ich Ihnen an, sich schlafen zu legen, denn Sie sind weidlich maltraitiert worden und bedürfen der Erholung. Morgen früh wird mit Tagesgrauen aufgestanden, und dann erwartet uns wohl ein Ritt, der für Sie anstrengend sein dürfte. Zur guten Nacht aber will ich Ihnen noch das offene Geständnis machen, daß ich mich freue, Ihre Werkzeuge gerettet zu haben. Wir können sie jetzt sehr gut gebrauchen, da wir die Magazine aufzugraben haben."

Dieses Geständnis machte den Gelehrten so stolz, daß er seinem Diener freudig zuflüsterte:

„Hast du es gehört, Fritze, sie brauchen mich und meine Sachen; hast du es auch wirklich gehört? Ein Zoopaläontologe ist zu aller Zeit und an jedem Orte eine vielgesuchte Persönlichkeit. Du wirst immer mehr einsehen, daß kein Mensch ohne die Wissenschaft, lateinisch Scienta genannt, zu existieren vermag."

Er schlief so befriedigt ein, wie seit langen Zeiten nicht. Auch die andern gaben sich der tiefsten Ruhe hin, und nur von Stunde zu Stunde wu den drei geweckt, um die schon erwähnten Wächter abzulösen.

Kaum graute der Morgen, so riefen die letzten Posten ihre Gefährten wach, denn man mußte den Umstand mit in Betracht ziehen, daß der Gambusin mit seinen Indianern noch in der Lichtung stecken und diese Stunde zu einem Ueberfalle für geeignet halten könne. Man nahm sich vorläufig noch nicht Zeit zu einem Imbisse, sondern der Vater Jaguar gab den Befehl, zu Pferde zu steigen und gegen die Lichtung vorzurücken. Er war zwar vollständig überzeugt, daß dieselbe während der Nacht geräumt worden sei, hielt aber doch die Vorsichtsmaßregel für angezeigt, einige Mann zu Fuß als Aufklärer vorausgehen zu lassen.

Diese schritten, immer gute Deckung suchend, dem gestrigen Lagerplatze der Indianer zu. Als sie denselben leer fanden, gaben sie ihren Kameraden ein Zeichen, herbeizukommen. Darauf setzten sich auch diese Eclaireurs zu Pferde, und dann ging es in gestrecktem Galopp in dem Einschnitte weiter fort, bis der Wald ein Ende hatte.

Hier sah man die Spuren der Indianer, welche hinaus in den Camp führten. Sie lieferten den Beweis, daß die Feinde den Wald schon gestern abend verlassen hatten. Ob diese die jetzige Richtung eingehalten hatten oder ob dieselbe nur eine Finte sei, das wußte man jetzt noch nicht; jedenfalls aber war es angezeigt, sich auf einen Ritt durch die dürre Wüste gefaßt zu machen. Man brauchte also Wasser. Glücklicherweise kannte der Vater Jaguar gar nicht weit von hier eine Stelle, wo am Waldesrande ein Wässerchen erschien, um schon einige Schritte davon wieder in den Boden einzudringen. Wer in der Wildnis lebt, der merkt sich solche Orte nur zu gut und vergißt gewiß nie einen derselben. Man trank sich satt, ließ auch die Pferde zur Genüge trinken und machte sich dann mit der Ueberzeugung auf den Weg, anderthalb Tagesreisen weit keinen Tropfen wieder zu sehen zu bekommen.

Man folgte natürlich den noch sichtbaren Spuren der Abixones und gelangte in kurzer Zeit an die Stelle, wo der Trupp gelagert hatte. Der Vater Jaguar ließ da anhalten, um die Stelle zu untersuchen. Auch Geronimo betrachtete das niedergelagerte Gras sehr genau und gab dann sein Urteil ab

„Hier haben sie bis zum Anbruche des Tages gelegen. Sie sind also vor noch nicht gar langer Zeit erst fort, aber sonderbarerweise wieder nach dem Walde zurück. Welchen Grund können sie dazu gehabt haben?"

„Es gibt zwei Gründe, welche man sich denken kann," antwortete der Vater Jaguar. „Nämlich entweder ist ihre Rückkehr nur eine einfache List, welche den Zweck hat, uns irre zu führen und von ihrer Spur abzubringen, oder sie ist eine taktische Maßregel, welcher die Absicht zu Grunde liegt, die gestrige Schlappe auszuwetzen."

„Inwiefern eine solche Maßregel?"

„Sie nehmen vielleicht an, daß wir uns noch da befinden, wo wir gestern abend gewesen sind, und wollen uns dadurch, daß sie den Wald an einer andern Stelle durchqueren, in den Rücken kommen, um uns plötzlich zu überfallen."

„Das ist allerdings leicht denkbar. Sie wollen sich empören, und wenn sie noch wie vorher bei der Dummheit beharren, deinen Landsmann für den Obersten Glotino zu halten, so müssen wir freilich annehmen, daß sie alles thun werden, ihn entweder wieder in ihre Hände zu bekommen, oder auf sonst eine Art und Weise unschädlich zu machen. Es ist darum leicht möglich, daß sie einen Ueberfall planen. Meinst du, daß sie uns nachreiten werden, wenn sie bemerken, daß wir unsern Lagerplatz schon verlassen haben?"

„Vielleicht thun sie es, vielleicht auch nicht."

„Sie mögen kommen! Sie sind uns nur dann gefährlich, wenn es ihnen gelingt, uns plötzlich zu überfallen, sonst aber sind wir ihnen überlegen. Es würde mich freuen, wenn sie sich an uns wagen sollten. Unsre Kugeln würden tüchtig unter ihnen aufräumen."

„Was das betrifft, so bin ich über-

zeugt, daß sie uns nicht offen angreifen werden. Wir müssen zwar mit der Möglichkeit rechnen, daß sie uns jetzt suchen; ich halte es aber für wahrscheinlicher, daß sie zurückgekehrt sind, um uns von ihrer Fährte abzubringen und uns zu der Ansicht zu verleiten, daß sie es aufgegeben haben, nach dem Palmensee zu gehen."

„Sollten sie wirklich auf diesen klugen Gedanken geraten sein?"

„Klu sagst du? Ich nenne es keine Klugheit, mich für so dumm zu halten, daß ich mich von solchen Leuten täuschen lasse. Sie wissen, daß der Doktor und sein Diener alles gehört haben, was gesprochen worden ist; sie können es sich denken, daß diese beiden es uns mitgeteilt haben und daß ich also den Palmensee als das Ziel ihres Rittes kenne. Es erfordert gar keine große List, einzusehen, daß ich den See aufsuchen werde, und wenn sie glauben, daß sie mich durch irgend eine Finte davon abbringen können, so sind sie nicht klug, sondern dumm."

„Du meinst also, daß wir jetzt weiter reiten und die Richtung, welche sie von hier eingeschlagen haben, gar nicht berücksichtigen?"

„Berücksichtigen muß und werde ich sie, aber nicht in der Weise, wie sie es wahrscheinlich erwarten. Ich muß erfahren, was sie vorhaben, und werde also dieser Fährte so weit nachreiten, bis ich weiß, woran ich bin. Du begleitest mich, die übrigen mögen hier bleiben, um auf uns zu warten."

Er forderte eine Leute auf, vorsichtig zu sein und acht auf den Weg zu geben, in den sie jetzt gekommen waren, da es möglich sei, daß die Gegner die Absicht hegten, ihnen auf demselben zu folgen. Dann ritt er mit Geronimo davon, indem beide in gestrecktem Galopp den Hufstapfen folgten, welche die Pferde der Abixones im Grase zurückgelassen hatten.

Die beiden Reiter erreichten den Wald und die durch denselben führende Blöße, durch welche die Gegner ihnen vorangeritten waren, und jagten über dieselbe hin, bis sie den jenseitigen Ausgang des Waldes erreichten. Da lag der offene Campo wieder vor ihnen, und man sah deutlich, daß die Spuren quer über denselben nach dem Flusse führten. Der Vater Jaguar parierte sein Pferd und sagte:

„Es ist so, wie ich dachte. Hätten sie uns verfolgen wollen, so wären sie hier links eingebogen, um am Rande des Waldes hin die Gegend zu erreichen, in welcher sie uns vermuten mußten. Daß sie das nicht gethan haben, sondern nach dem Flusse gegangen sind, läßt mich mit Sicherheit darauf schließen, daß sie die alberne Absicht hegen, uns irre zu leiten."

„Auch ich bin jetzt dieser Ansicht, welche freilich kein großes Kompliment für uns ist. Wenn diese Kerls glauben, daß es so leicht ist, uns zu täuschen, so können sie keine große Meinung von uns haben. Uns irre leiten! Wie wäre das möglich, da wir ihre Spur doch stets vor Augen haben würden!"

„Nicht stets. Gerade weil wir dieser Fährte eine immerwährende Aufmerksamkeit widmen müssen, könnten wir nicht so schnell reiten, wie diese Leute jedenfalls geritten sind. Wir müßten am Abende anhalten, da wir in der Nacht die Spur nicht sehen können. Falls sie dann des Abends weiter ritten, würden sie einen solchen Vorsprung vor uns bekommen, daß am nächsten Tage die Fährte wohl schwerlich noch zu erkennen sein würde. Es ist nicht schwer, diese ihre Absicht zu durchschauen. Wir lassen uns freilich nicht täuschen. Wir wissen, daß sie nach dem Palmensee wollen, und wenden uns also stracks dieser Richtung zu. Kehren wir also jetzt um!"

Sie ritten zurück, und als sie bei den Ihrigen anlangten, wurde nach dem Lago de los Carandayes aufgebrochen. Das erste Ziel, die erste Station dorthin war, wie bereits erwähnt, die Fuente de las sanguijuelas, die Blutegelquelle, welche in nordwestlicher Richtung lag und mit anderthalbem Tagesritt erreicht werden konnte.

Der Boden war durchweg eben und zunächst mit dem bekannten Camposgrase bewachsen. Je weiter man sich aber von dem Flusse entfernte, desto spärlicher wurde dieses Grün, und endlich hörte es ganz auf; der Boden wurde sandig und glich später einer Wüste, in welcher keine Spur von organischem Leben vorhanden zu sein schien. Der Sand besaß angenehmerweise eine so geringe Tiefe, daß er die Schnelligkeit des Rittes nicht beeinträchtigte.

Der Vater Jaguar hatte zunächst die Besorgnis, daß Doktor Morgenstern, der kein guter Reiter sein konnte, Veranlassung zu Verzögerungen geben werde, doch erwies diese Befürchtung sich nicht als stichhaltig. Der kleine rote Gelehrte nahm sich zusammen; er saß zwar keineswegs schön zu Pferde, hielt sich aber doch ganz leidlich und begann erst gegen Abend über Müdigkeit zu klagen. Als dann zum Nachtlager mitten in der Wüste angehalten wurde, zeigte es sich, wie wacker er sich gehalten und alle Widerwärtigkeiten still und standhaft ertragen hatte. Er war nämlich so steif, daß man ihn aus dem Sattel heben mußte; er wurde, da er nicht stehen konnte, in den Sand gelegt."

Der Vater Jaguar freute sich über diesen Heroismus des kleinen Mannes und sagte in freundlichem Tone zu ihm:

„Warum haben Sie mir nicht gesagt, daß Sie sich so angegriffen fühlen? Wir hätten doch etwas langsamer reiten können."

„Danke, Herr Hammer!" antwortete der Kleine. „Ich habe eingesehen, daß es sich je schneller desto glatter reitet, und da ich mir einmal vorgenommen habe, Ihnen nicht beschwerlich zu fallen, so sollen Sie keine Klage von mir hören. Uebrigens haben Sie versprochen, mir zu einem Riesentiere zu verhelfen, und je eher wir dahin kommen, wo es zu finden ist, um so besser ist es. Meine Beine sind zwar steif und haben alles Gefühl verloren, aber ich denke, daß schnell eine Besserung, lateinisch Emendatio genannt, eintreten wird."

Diese Hoffnung ging bald in Erfüllung, so daß Morgenstern die Dienste, welche der Chirurg ihm anbot, zurückweisen konnte.

Leider gab es für die Pferde keine Weide; sie mußten sogar auf das Wasser verzichten. Die Reiter verzehrten jeder ein Stück Dürrfleisch und legten sich dann schlafen, da mit dem ersten Morgengrauen aufgebrochen werden sollte. Um diese Zeit ging es weiter, gerade wie gestern immer über Sand, bis gegen Mittag am Horizonte ein dunkler Streifen auftauchte. Der Vater Jaguar verkündete, indem er auf denselben deutete:

„Dort ist die Blutegelquelle. Der Name hat zwar keinen guten Klang, doch darf man nicht nach demselben auf die Beschaffenheit des Ortes schließen. Es gibt reines Trinkwasser mehr als genug, auch grüne Bäume und Sträucher, und wie ihr seht, reiten wir schon über Gras, welches bei jedem weiteren Schritte dichter steht und saftiger wird."

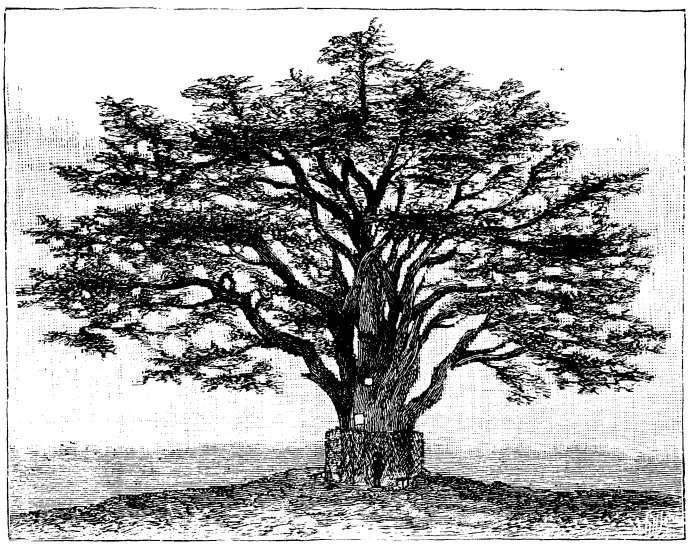
Er hatte recht. Der Gran Chaco

war früher als eine sterile, unfruchtbare Gegend verrufen, und es gibt allerdings bedeutende Strecken, welche der Sandwüste Afrikas gleichen; aber wo Wasser vorhanden ist, entwickelt sich eine reiche, ja üppige Vegetation. Die Flüsse treten im November aus und setzen große Flächen unter Wasser, bei ihrem Rücktritt so viel Feuchtigkeit hinterlassend, daß sich der Pflanzenwuchs entwickeln und bis weit in die trockene Jahreszeit hinein erhalten kann. An den Ufern dieser Flüsse giebt es Wälder, welche den Urwäldern Brasiliens gleichen, und selbst in der Wüste findet man zahlreiche stehende Gewässer, welche so viele Pflanzen ernähren, daß dadurch auch die Tierwelt angezogen wird.

Ein solches Gewässer war auch die Fuente de las sanguijuelas. Es gab da mitten in der Sandwüste eine Lehmoase, deren Durchmesser mehrere tausend Schritte betrug. Inmitten dieser Oase lag ein kleiner Süßwassersee, welcher durch eine ziemlich reich fließende Quelle gespeist wurde. Da diese am Rande der Oase entsprang, hatte sie bis zum See eine Strecke zurückzulegen, auf der sie einen Graben bildete, welcher sehr wenig Gefälle hatte. Dieser Graben war halb angefüllt von verwesenden Pflanzenresten, welche einen moorartigen Boden bildeten, in dem zahllose Blutegel ihre Entwickelung gefunden hatten. Daher war diese Quelle die Blutegelquelle genannt worden. Uebrigens hielten sich diese Tiere nur in dem Graben und nicht in der Quelle selbst auf, infolgedessen das Wasser derselben sich trinken ließ. Auch in dem See, welcher nicht sehr tief war, gab es keine Egel, desto mehr aber Fische, welche den in dieser Gegend schweifenden Roten oder Weißen ein willkommenes Mahl bieten konnten.

Um den See und an den beiden Ufern des Grabens hin zogen sich breite Ränder von Bäumen und Sträuchern, meist Chanjars und Algaroten, in deren Laub eine muntere Vogelwelt ihr Wesen trieb. Und so weit der Einfluß der durchsickernden und verdunstenden Feuchtigkeit reichte, hatte sich auch außerhalb der Oase im Sande ein Graswuchs entwickelt, welcher zwar je weiter entfernt, um so spärlicher wurde, aber in der Nähe der Bäume ein saftiges Grün bildete, welches den Pferden der Truppe mehr als reichlich Nahrung bot.

Hier hielten die Reiter an. Sie tranken sich zunächst selbst erst satt und führten dann auch ihre Pferde zu der Quelle, um ihnen die seit gestern früh entbehrte Labung zu bieten. „Don Parmesan“ hatte ebenso wie die andern dürsten müssen, aber noch entzückter als über das ersehnte Wasser war er über die Blutegel, welche er in dem Graben sah.



Die Ceder zu Montigny-Lencoux in Frankreich.

„Welch ein Fund!“ rief er aus, indem er sich an Doktor Morgenstern wendete. „Hier könnte man tausend fieberkranken Menschen in einer halben Stunde tausend Liter Blut abzapfen. Freuen Sie sich nicht auch über diese prächtigen, allerliebsten Geschöpfe?“

„Wenn es lauter Mammuths oder Mastodons wären, würde ich mich freuen,“ antwortete der Gefragte; „aber ein Blutegel, lateinisch Hirudo genannt, kann mich nicht in Wonne versetzen.“

„Weil Sie mehr vor als nach der Sündflut leben, Señor. Denken Sie sich irgend einen entzündeten Zustand. Welches Glück, wenn man da Blutegel bei der Hand hat. Jede Geschwulst wird dadurch gehoben, daß man einige Dutzend dieser nützlichen Geschöpfe an dieselbe legt. Ich setze den Fall, Ihre Zunge oder Ihr Zahnfleisch wäre geschwollen, so würde ich Ihnen mit Vergnügen zwanzig oder dreißig Blutegel in den Mund stecken.“

„Danke sehr, Señor — — —“

„Don, Don Parmesan, nicht Señor!“ unterbrach ihn der andre in strafendem Tone.

„Schön! Verzeihen Sie, Don Parmesan! Ich danke für das Vergnügen, einen Egel in den Mund zu nehmen! Und nun gar zwanzig! Nein, niemals!“

„Nicht? Nun, so wünsche ich von ganzem Herzen, Ihre Zunge läge Ihnen so dick wie ein Ochsenfrosch im Munde! Dann würden Sie mit Vergnügen die Egel nehmen.“

„Ich muß bemerken, daß dies kein sehr humaner Wunsch ist, Don Parmesan. Einem Freunde wünscht man keinen Ochsenfrosch in den Mund. Uebrigens ist es noch gar nicht erwiesen, ob dies auch die wirklichen medizinischen Blutegel sind.“

„Sie sind es. Ich werde es Ihnen gleich beweisen.“

Er brach einen Zweig ab und schlug mit demselben auf das Wasser, um einige der gleich herbeischwimmenden Blutegel mit seinem Hute herauszufischen. Als er einen derselben in die Hand nahm, formte sich derselbe sofort in Kugelgestalt.

„Sehen Sie, daß er echt ist!“ rief er aus. „Sobald sich der Egel zu einer Kugel zusammenballt, ist er brauchbar. Ich werde Ihnen das noch weiter beweisen. Bitte, stecken Sie einmal die Zunge heraus! Ich will Ihnen diese Egel an dieselbe setzen, und Sie werden sehen, daß sie sofort anbeißen.“

„Warum gerade die Zunge, Don Parmesan?“

„Weil sie der blutreichste Teil Ihres Körpers ist, den Sie augenblicklich zur Verfügung haben.“

„So ersuche ich Sie ergebenst, dieses Experiment an Ihrer eigenen Zunge, lateinisch Lingua genannt, vorzunehmen. Sie befinden sich doch ebenso wie ich in dem Besitze eines solchen Gliedes.“

Er wich vor dem Chirurgen zurück. Dieser bemerkte kopfschüttelnd dazu:

„Ich kann nicht begreifen, wie ein Naturforscher, ein Zoolog, eine solche Scheu vor diesen reinlichen Tierchen haben kann. Ich werde diese schöne Gelegenheit benutzen, mir einen Vorrat derselben zu fangen und aufzubewahren. Ich habe glücklicherweise gesehen, daß einer von

unsern Leuten einige leere Weinflaschen bei sich hat. Er wollte sie hier mit Wasser füllen; aber ich hoffe, daß er sie mir um des guten Zweckes willen ablassen wird."

Er sprach mit dem betreffenden Manne, welcher ihm seine Bitte gewährte. Dann zog er seine Stiefel aus, setzte sich an den Rand des Grabens und stellte die nackten Füße in das Wasser. Sie bedeckten sich sehr schnell mit Blutegeln, welche er ablas und in die Flaschen that.

Während er sich auf diese Weise beschäftigte, schritt der Vater Jaguar die ganze Oase ab, um das Terrain derselben sehr sorgfältig zu untersuchen. Andere halfen ihm dabei. Da, wo der Strauchin den Graswuchs überging, fiel ihm eine Stelle auf, welche nur spärlich mit Grün überwachsen war. Als er mit dem Fuße auf dieselbe stampfte, klang sie hohl.

„Ich wette, hier ist das Versteck, welches ich suche!" sagte er.

„Ik bin derselbigen Meinung," antwortete Fritze, welcher daneben stand, in deutscher Sprache.

„Warum?"

„Weil diese Stelle jrad so aussieht wie diejenige, an welcher wir oft und manchmal die Gigantochelonia ausjraben wollten. Dat Jras war dort auch so dünn."

„So graben wir nach. Holen Sie die Werkzeuge, Kiesewetter!"

Fritze brachte dieselben herbei und wollte sich sogleich bereitwillig an die Arbeit machen; aber Hammer wehrte ab, indem er sagte:

„Halt! Nicht in dieser Weise! Wir wollen uns erstens nicht zu viel Arbeit machen und müssen zweitens dieselbe so vornehmen, daß diejenigen, welche hinter uns kommen, nicht mit Sicherheit sagen können, daß wir das Nest ausgeleert haben. So, wie Sie es an der Fischquelle gemacht haben, dürfen wir es also nicht machen. Sie haben dort doch wohl die ganze Decke rund umgraben?"

„Allerdings."

„Und dabei die Erde tief aufgewühlt?"

„Natürlich! Wir haben jedacht, wir hätten ein Riesentier herauszupuddeln. Da mußte dat Loch so jroß wie möglich sind."

„Dies werden wir nicht thun. Nicht wahr, es gab in dem Lehmboden eine sandige Stelle?"

„Ja. Dat war der verschüttete Eingang zu dat Jeheimnis."

„So brauchen wir doch nur den Eingang zu öffnen, um hinabzukommen. Und dies werden wir so vorsichtig thun, daß später niemand bemerken wird, daß man das Versteck geöffnet hat."

„Aber dann, wenn sie die Jeschichte herausnehmen wollen, werden ihnen die Augen auffjehen!"

„Um so geheimnisvoller wird ihnen die Sache vorkommen, da äußerlich kein Anzeichen vorhanden gewesen ist, daß man das Nest geöffnet hat. Gehen wir ans Werk!" (Fortsetzung folgt.)

Dem Frühling zu!

Wann die Tage beginnen zu langen, dann kommt allmählich der Winter gegangen. Es ist nicht zu leugnen, daß sich diese volkstümliche Wetterregel gar häufig als wahr erweist: um Neujahr oder Dreikönige, wo sich die Wintersonnenwende bereits in der Zunahme des Tageslichtes bemerkbar macht, stellen sich auch die kältesten Tage mit beißendem Frost, mit schneidenden Nordostwinden oder mit wirbelnden Schneeflocken ein. Aber mag der Winter noch so grimmig seine Gewalt uns fühlen lassen, wir haben zu dieser Frist den süßen Trost: „Es kann nicht lange mehr währen — es geht dem Frühling zu!" Und sobald nur im Februar ein milderer Tag uns leuchtet, wo wärmende Sonnenstrahlen oder erweichender Regen, wo laue Winde oder tauende Schneemassen uns umgeben, spüren wir mit wonnigem Behagen die ersten Lebenszeichen der erwachenden Natur nach, in denen unsere Hoffnung: „Es geht dem Frühling zu!" ihre Bestätigung findet.

Der Taxus zu Haye-de-Boutot in Frankreich.

Eine kleine Waldschlucht ist's, die wir mit Vorliebe an milderen Februartagen besuchen; sie erinnert so recht an die Verse unsrer natursinnigen Annette von Droste-Hülshoff:

„Da weiß ich schön zum Malen,
Noch eine kleine Schlucht,
Wo all' die Sonnenstrahlen,
Sich fangen in der Luft."

Die gefangenen Sonnenstrahlen haben in unsrer kleinen Waldschlucht bereits die Eiskruste des Bächleins in der Mitte aufgetaut, während an den Ufern noch die blanken Krystalle wunderliche Figuren bilden; in der Mitte des munter rieselnden Bächleins nun grünt im Schutze einer kleinen Knüppelbrücke kraus und üppig, unbekümmert um seine winterliche Naturumgebung und gläubig vertrauend dem ersten Sonnenstrahl, ein Häuflein Brunnenkresse, — das erste Frühlingsgrün, und was für ein entzückendes Frühlingsgrün! Ein Balsam für unser Auge, ein Hoffnungsstrahl für unser Herz. Wir müssen einige Zweiglein dem eiskalten Wasser entringen, um das liebe, holde, tröstliche Grün ganz nah, ganz nah zu haben — und wie wir uns nach einigen andern Pflänzchen nun umsehen, aus denen sich etwa ein Sträußlein winden ließe, seht, da leuchten uns an den Zweigen eines Haselnußstrauches wahrhaftig schon die zartgelben Kätzchen entgegen! Zu zweien oder dreien vereinigt, hängen sie langgestreckt herab. Indem wir den Strauch berühren, um einige dieser niedlichen Kätzchen zu brechen, stiebt eine Wolke goldgelben Staubes aus den be-

gehrten Blüten. O, dieser liebe Haselnußstrauch! Er gibt uns die ersten Blüten des Jahres, er spendet uns an heißen Sommertagen mit seinen breiten Blättern so kühlen Schatten, wenn wir im thymianduftigen Grase ruhen; er gibt uns im Herbst die schönen goldbraunen Nüsse; wir lieben ihn ob seiner hübschen purpurnen Sternchen, die zu gleicher Zeit mit den Kätzchen hier und da aus den runden Knospen brechen. Diese Sternchen sind die weiblichen Blüten, während die Kätzchen die männlichen sind. Saftgrüne Brunnenkresse, schwefelgelbe Haselkätzchen und purpurrote Haselsternchen bilden die Grundlage unsres Sträußchens; nun fügen wir noch einige grüne Farnkräuter (Engelssüß) hinzu, die auf ihrer Rückseite mit braunen Fruchthäufchen besetzt sind, und einige dunkle Epheublätter, und fertig ist ein allerliebstes Waldsträußchen, das uns daheim ein Stückchen Natur ins Zimmer zaubern soll. Blauer Himmel und goldner Sonnenstrahl geben unsrem Strauß gleichsam die Weihe — und aus Blättern und Blüten spricht es: „Dem Frühling zu!"

Frühling läßt sein blaues Band,
Wieder flattern durch die Lüfte,
Süße, wohlbekannte Düfte
Streifen ahnungsvoll das Land.
Veilchen träumen schon,
Wollen balde kommen, kommen.
Horch, von fern ein leiser Harfenton!
Frühling, ja du bist's!
Dich hab' ich vernommen!

Wenn wir uns in unsrer sonnigen Waldschlucht ganz still verhalten, können wir noch einige andre Spuren des erwachenden Naturlebens belauschen. Horch, was schwirrt dort durch die kahlen Buchenwipfel? Hohl- und Ringeltauben sind es, die bereits von ihrem winterlichen Wanderzuge heimgekehrt sind. Und hoch über uns im blauen Aether können wir die langen, schrägen Linien oder die hinten offenen Dreiecke der Wildenten und Wildgänse beobachten, welche auf ihrer Heimreise nach dem Norden begriffen sind.

Auch die Lerche ist bereits aus dem Süden heimgekehrt. Indem wir unsre sonnige Waldschlucht verlassen und einen schmalen Pfad zwischen Aeckern dahinschreiten, tönt das helle „Tirili, Tirili" der kleinen, unermüdlichen Sängerin an unser Ohr — und in unser Herz, dort fröhliche Hoffnungen, selige Ahnungen erweckend. Hier im freien Felde treffen wir auch die Krähen, Haubenlerchen und Goldammern wieder, die zur Winterzeit in unsre Straßen kamen, dort nach einem Bröselein zu spähen; das Tauwetter hat all' ihre Not geendet, und ihr munteres Gebaren scheint zu sprechen: „Dem Frühling zu!" Auch die junge Roggensaat, die mit zartem Grün über die Felder dahinwallt, spricht zu uns das tröstliche Wort: „Dem Frühling zu!"

Tage mit neuem Schneegestöber und Frost, mit neuem Sturm und Graus suchen allerdings die Herrschaft des Winters von neuem aufzurichten. Es gelingt, wenigstens scheinbar. Wir fügen uns dem grimmen Tyrannen mit dem Scepter von Eis, wir erkennen seine Herrschaft als de facto bestehend an, aber in unsres Herzens stiller Tiefe lebt doch die Hoffnung auf Erlösung, und auf unsern Lippen schwebt das Trostwort des Dichters:

Blast nur, ihr Stürme,
Blast mit Macht,
Uns soll darob nicht bangen;
Auf leisen Sohlen über Nacht
Kommt doch der Lenz gegangen!

Wieder gehen wir an einem milderen Tage den holden Zeichen nach, in denen das Nahen einer besseren Zeit sich kündet. In unserm Hausgärtchen hat sich ein thalergroßer goldgelber Blumenstern im Strahl der Mittagssonne entfaltet: der „Winterstern," Eranthis hiemalis, ein Verwandter der Nießwurz oder weißen Weihnachtsrose. Seine gelbe Blüte und die ganze Gestalt des Gewächses erinnern jedoch mehr an die Hahnenfuß-Anemone. Ursprünglich ist der Winterstern in Südtirol heimisch; wegen seines frühzeitigen Blühens — im Februar — wurde er jedoch vielerorten in die Gärten herübergenommen. Bei Jena (Klosewitz) ist er im Rauthale ehedem angepflanzt worden und gedeiht daselbst im Buschwald ganz herrlich, während unweit davon an grasigen Hügeln die Pulsatille ihre purpurnen, in zarten Silberflaum gehüllten und mit goldnen Staubgefäßen gefüllten Glocken erschließt.

„Dem Frühling zu!" spricht der goldne Winterstern in unserm Hausgärtchen. „Dem Frühling zu!" sagt auch die munter pickende, unermüdlich mit dem langen Schwanze wippende, schwarzweiße Bachstelze, die unserm Gärtchen einen Besuch abstattet und in den Steigen zierlich dahintrippelt. Und da ist wahrhaftig auch der drollige Star von den Kirchtürmen Sevillas zu uns zurückgekehrt! Wie behaglich er sich auf dem Dach der Scheune sonnt! Ein violetter und grüner Metallschimmer überfliegt sein schwarzes, weiß oder braun gesprenkeltes Gefieder. Wie lustig er mit dem Schnabel klappert und mit den Flügeln schlägt! Wie er pfeift, schleift und zwitschert! Wie er das Köpfchen dreht und wendet! Wie er äugelt, ob noch der alte Blumentopf unter den Pfannen hängt, in welchem er im vorigen Jahre sein Nest aufschlug! Auch ein einzelnes Rotkehlchen läßt sich in unserm Gärtchen blicken, und obgleich das liebe Vöglein keine einzige genießbare Beere mehr an den Zweigen des Holunderstrauches findet, so scheint doch der helle Blick seiner großen dunkelbraunen Aeuglein zu sagen: „Eh, was thut's! Gehen wir doch dem Frühling zu!"

Ein Jägersmann, der mit uns befreundet ist, erzählt uns über den Gartenzaun hinweg, daß er neulich abend bereits die erste Waldschnepfe begrüßt habe. Leider, schalten wir in Gedanken ein, wurde dieser Gruß dem edlen Wandervogel wahrscheinlich „mit dem Schießgewehr" dargebracht. Derselbe Jägersmann berichtet uns, daß Wasserschwätzer und Rabe, Elster, Raben- und Nebelkrähe, Uhu, Waldohreule und Waldkauz bereits mit dem Nestbau beschäftigt wären und daß sich mehrere Drosseln ebenfalls dazu rüsteten.

Ein Gang ins freie Feld verrät dem aufmerksamen Beobachter, daß auch hier die Frühlingszeichen sich mehren. Auf feuchtem Thonboden entfaltet der Huflattich seine hellgelben Straßenblüten, und so eilig hat er's mit dem Blühen, daß er die grünen Blätter gar nicht erst abwartet: die Blüte bricht vor dem Erscheinen der hufähnlichen Blätter aus der Erde. Das Frühlings-Hungerblümchen läßt über seiner kleinen grünen Blätterrosette, die dicht auf dem Boden liegt, ein feines Stielchen mit winzigen weißen Kreuzblümchen aufsteigen; in Gesellschaft von himmelblauen Ehrenpreisarten und rosenrotem Reiherschnabel schmückt es mit einem feinkolorierten, zierlichen Blütenteppich den sonnigen Brachacker. Auch die Vogelmiere erschließt auf feuchter Ackererde über dem krausen Gewirr ihrer frischgrünen, zierlich geschnittenen, eirunden Blättlein winzige weiße Blumensternchen, die an eine zierliche Halskrause erinnern. Die Erle am Bächlein hängt dunkelrote Kätzchen aus, die, vom Son-

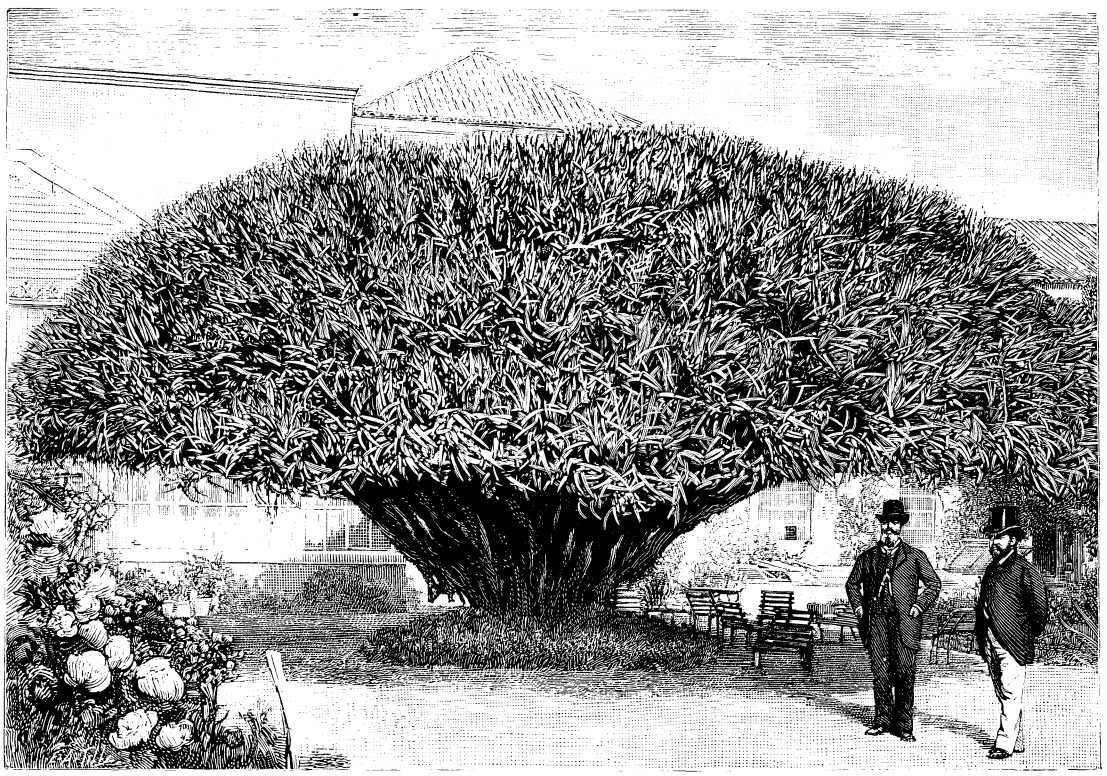
nenstrahl verklärt, im herrlichsten Granatrot aufzuleuchten vermögen. In dem Bächlein selbst schlängeln sich rotbäuchige Salamander zur Oberfläche des Wassers empor, ebenso regen sich die Frösche in ihrem Winterbette von Schlamm. Hinter einem dichtverschränkten Schlehdornstrauche entdecken wir im Schutze eines Grasbulten bereits ein paar junge Häschen: sie mögen unbehelligt von uns sich an den zarten Spitzen des jung aufsprießenden Grases erlaben! Am Fuße der alten Linde, welche an heißen Sommertagen den Feldarbeitern Schatten und Kühlung gewährt, kribbelt und krabbelt es von kleinen, schwarz und rot gezeichneten Schnabelkerfen, welche der Kindermund mit dem freundlichen Namen „Soldätchen" begrüßt. Und jetzt umgaukelt uns gar ein braun, rot und schwarz gescheckter Schmetterling, der sogenannte Kleine Fuchs; in erstarrtem Zustande hat derselbe im Schutze einer hohlen Weide den Winter verbracht; jetzt haben ihn die warmen Sonnenstrahlen zu neuem Leben erweckt, — ach, zu einem nur kurzen Leben, denn schon der nächste eisige Hauch wird ihn ertöten, der nächste Schneeschauer ihn begraben. Sieh, da ist auch ein lebhaft gelber Citronfalter, und bald darauf umschwirrt uns ein braunrotes, mit vier buntschillernden Augenflecken geschmücktes Pfauenauge. Die beiden Falter haben ebenfalls in irgend einem Schlupfwinkel die kalte Winterzeit verschlafen, oder sie haben vorzeitig die Riegel ihrer überwinterten Puppen gesprengt. „Sichere Frühlingsboten," wie so mancher schwungvolle Zeitungsbericht sie nennt, sind diese ersten Schmetterlinge nun zwar nicht; ihr Erscheinen ist ja nur ein zufälliges, von irgend einem warmen Sonnenstrahle abhängiges, und regelmäßig fallen die zarten Geschöpfe dem Verderben anheim; aber sie rufen doch im Menschenherzen die Hoffnung wach: „Dem Frühling zu!"

Die wirksamste Kräftigung aber erfährt diese frohe Hoffnung durch das Erscheinen des Schneeglöckchens. Die deutsche Sinnigkeit hat dieses Blümchen, das „so hold und schön und rein" aus der lange verwinterten Erde bricht, von alters her als ein ersehntes Frühlingszeichen begrüßt und geehrt. Zwar ist die Blüte noch in das kalte Weiß des Schnees gekleidet, aber auf dem innern Blumenkrönchen prangen schon grüne Flecke, gleichsam eine Vorbedeutung der Farbe, die demnächst alle Felder, Wiesen und Wälder bekleiden wird. Die wie ein silbernes Glöckchen gestaltete, an einem feinen grünen Stengel wie an einem Seilchen hängende, abwärts geneigte Blume erhielt von den Dichtern die Aufgabe zugeteilt, die im Erdenschoße schlummernden Blümlein und Tiere mit seinem Geläute zu wecken, weil der Frühling im Anzuge sei.

Von weitem hör' ich zarten Ton
Wie Silberglöckchen läuten;
Es wird gewiß, ich merk' es schon,
Das Frühlingsfest bedeuten.

Da fährt empor und spitzt und reckt
Das junge Gras die Ohren,
Und strebt, von dürrem Laub bedeckt,
Sich an das Licht zu bohren.

Wenn wir das herzige Schneeglöckchen auf den Grasplätzen und Beeten unsrer Gärten, oder wild in den Wäldern und auf den Wiesen des Rheingebietes und schlesischen Landes begrüßen, dann umspielt uns eine liebliche Vorstellung von duftigen Veilchen und Schlüsselblumen, von Beeten voll Krokus, Hyacinthen und Tulpen; wir hören die ersten Bienen summen im Sonnenschein, sehen die Vöglein Halme und Federn zum Nestbau tragen, sehen die Wipfel der Obstbäume sich in weiße Blütenschleier hüllen und dazwischen ein hellrotes Pfirsichbäumchen sich sonnen im Frühlingsglanze. Von diesen lieblichen Bildern umgaukelt, pflücken wir uns ein Sträußchen der Schneeglöckchen, tragen es heim, stellen es zärtlich im Glase ans Fenster und wenden ihm jeden einfallenden Sonnenstrahl zu. Mag sich dann der Himmel auch wieder verdüstern und wirbelnde Schneeflocken herniedersenden, wir schauen fast mitleidig auf die Versuche des Winters,



Der Drachenbaum im Königl. Garten von Ajuda zu Lissabon.

seine Herrschaft wieder aufzurichten; wissen wir doch, daß diese Versuche ohnmächtige sind. Der Bote des siegenden Lenzes, das Schneeglöckchen, ist ja schon da, und fort und fort tönet das Läuten seines Silberglöckchens:

„Dem Frühling zu!"

Merkwürdige Bäume.

Aus der gerade nicht geringen Zahl der Baumriesen und Baumgreise, die „langlebigen Göttern gleich unter den schnell vergehenden Geschlechtern der Pflanzen" dastehen, wollen wir heute einmal einige einer näheren Betrachtung unterziehen.

Das Dorf Montigny-Lencoux, im Departement der Seine und Marne, kann sich rühmen, die schönste der Cedern zu besitzen, die es in Frankreich gibt. Auf einer Reise, welche der berühmte Botaniker Jussieu durch England machte, kaufte er von dem englischen Arzte Collinson zwei junge Cedernpflanzen, welche dieser vom Libanon mitgebracht hatte. Die eine derselben wurde — es war im Jahre 1734 — dem Jardin des Plantes von Paris übergeben, während Jussieu die andre einem Herrn von Trudaine anvertraute, der damals Direktor der Brücken und Landstraßen, des Handels und der königlichen Anpflanzungen war. Herr von Trudaine beauftragte seinen ersten Gärtner Aubé, die Ceder in dem am meisten malerischen Teil des Parkes, der zu seinem Schloß gehörte, anzupflanzen. Die Ceder von Montigny und die von Paris sind also genau von demselben Alter; indem sich aber die erstgenannte ohne Zweifel auf einem günstigeren Boden befand, dabei den Schutz hochstämmiger Wälder gegen die Stürme und sonstigen Unbilden des Winters genoß, erreichte sie, die anfangs nur einige Centimeter Höhe besaß, bald gewaltige Größenverhältnisse, welche diejenigen ihrer Zwillingsschwester zu Paris um vieles überboten. Heute erreicht die Ceder vom Jardin des Plantes in ihren gesamten Größenverhältnissen kaum die Maße des kleinsten der Hauptäste der Ceder von Montigny. Die Gestalt dieser letzteren ist zugleich malerisch und elegant; der Hauptstamm ist noch unversehrt und erhebt sich mit imponierender Majestät gen Himmel, indem er zugleich seine ungeheuren und dichten Aeste in horizontalen Stufen ausbreitet; dieser Hauptstamm erreicht heute eine Höhe von 32 m über dem Erdboden. Im Jahre 1822 wurde das Schloß von Montigny nebst zugehörigen Liegenschaften dem Grafen Stacpoole verkauft; nachdem der Sohn desselben gestorben, teilten sich die Erben das Besitztum, mit Ausnahme des Schlosses und der Wälder, welche im Jahre 1851 einer Gesellschaft von Spekulanten zu Valenciennes anheimfielen; die Bäume der hochstämmigen Wälder wurden niedergeschlagen, ebenso die Gehölze. Die Ceder stand im Begriff, dasselbe Schicksal zu erleiden; da regten einige hervorragende Persönlichkeiten des Departements eine Subskription an, zu dem Zwecke, die Ceder nebst einem Stücke des umgebenden Erdreichs anzukaufen. Die eingelaufene Summe reichte indes nicht aus; der Gemeinderat autorisierte den Bürgermeister von Montigny, den fehlenden Betrag durch eine Anleihe aufzubringen; durch dieses Verfahren wurde die Ceder glücklicherweise vor der Axt des Holzfällers gerettet: sie blieb das Eigentum von Montigny-Lencoux. Leider war seitdem der herrliche Baum, von allen Seiten der schützenden Umgebung beraubt, dem Ungestüm aller Winde preisgegeben; er trägt denn auch die Spuren der entfesselten Elemente, die sich gegen ihn losließen. Nach dem Sturm vom 27. Februar 1860 brach einer der schönsten Aeste ab; derselbe hatte einen Umfang von 2,50 m. Auf die Bitte des Präfekten des Departements Seine und Marne wurde der Ast nach Melun geschickt und lieferte den Hauptbestandteil zu den Möbeln, welche die Präfektur des Departements schmücken. Während des strengen Winters von 1878 auf 1879 hat die Ceder von neuem bedeutend gelitten, indem die Spitzen mehrerer Aeste unter dem Gewichte des Rauhreifs, der auf ihnen lastete, brachen. Der Baum wurde seitdem in sich gefestigt; aber man kam bald zu der Erkenntnis, daß das angewandte Mittel nur den Untergang des Baumes beschleunigen würde: die Bänder von galvanisiertem Eisen, die dazu dienen sollten, die Aeste zu halten, hinderten nämlich bedeutend den Umlauf der Säfte. Im Jahre 1888 erhielt ein freigebiger Bewohner der Gemeinde, Herr Buisson, vom Gemeinderate die Erlaubnis, die zur Erhaltung des Baumes notwendigen Arbeiten auszuführen. Seitdem kann der Riesenbaum mittels Bänder, die sehr geschickt angebracht sind, noch lange Jahre gegen die Witterung kämpfen und den Stürmen trotzen, ohne darunter zu leiden, außerdem ist der Stamm, um jeder Beschädigung von seiten der Besucher vorzubeugen, mit einem Gitter umgeben, an dessen oberer Kante sich eine gußeiserne Tafel mit einer Inschrift befindet.

(Fortsetzung folgt.)

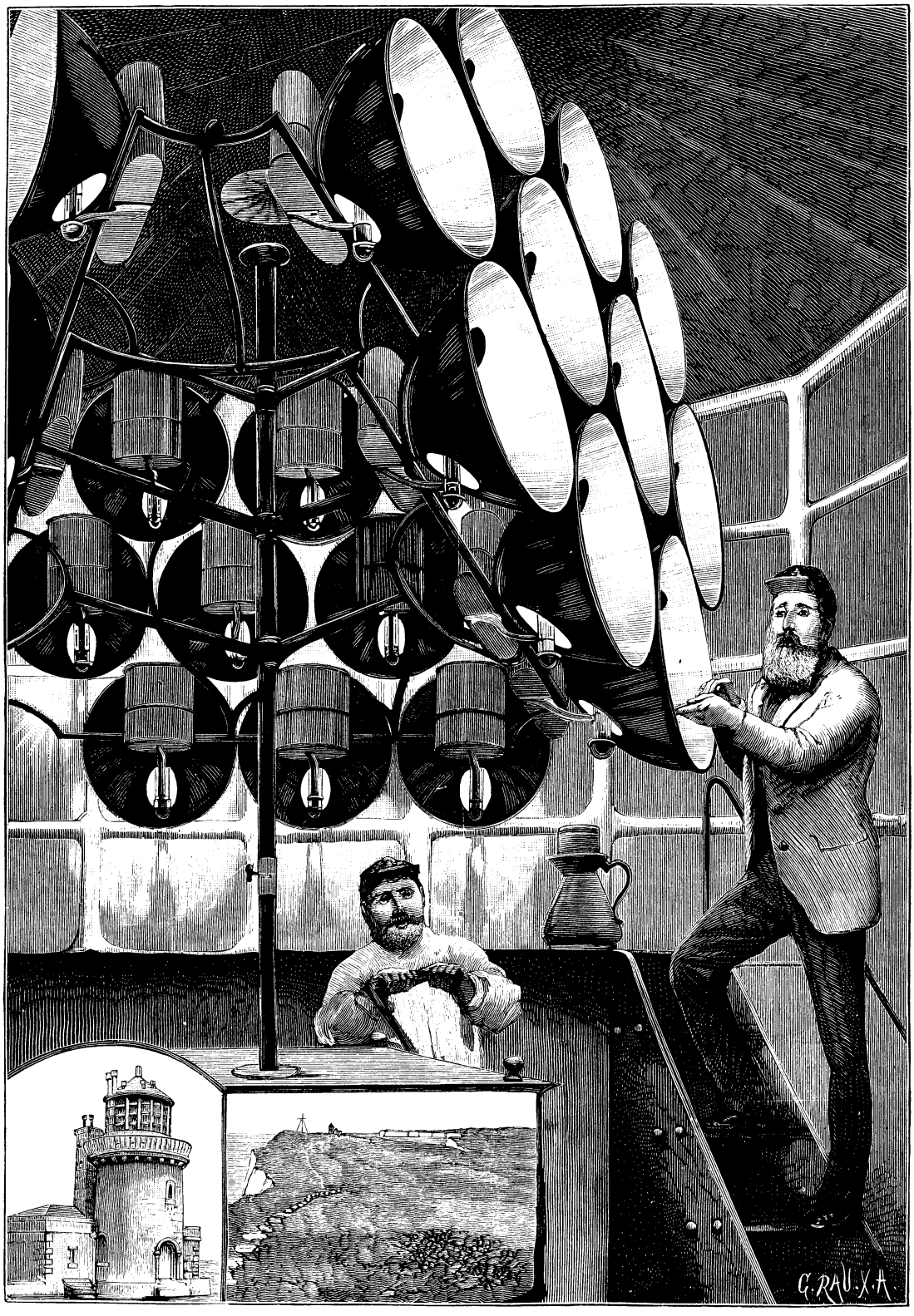
Kaufmannslehrling vor dreißig Jahren.

(Fortsetzung.)

Einen gab es aber unter den Zollbeamten, der mich nicht leiden mochte, der Herr Hauptzollamtskontroleur Kölble, und das hatte seinen Grund in folgendem Vorfall.

Es war ein heißer Julitag, als eine größere Partie Spiritus für uns eintraf, die sofort verzollt werden mußte, weil die Fässer wegen Feuergefahr nicht im Zollhof liegen blieben durften. Die Fässer lagen nur wenige Fuß von der Hafenmauer entfernt in der Sonne und als ich ans Oeffnen der Spundlöcher ging, stand der Kontroleur, ein großer, dicker Mann, faul hinter mir und schaute zu, wie ich mich abquälte, die eingequollenen Spunden zu öffnen, was dadurch geschieht, daß man mit einem Küferhammer rechts und links vom Spunden kräftig auf das Faß schlägt.

In der Hitze dehnt sich nun bekanntlich der Spiritus aus; auf einmal erfolgt eine heftige Detonation, der Spunden fliegt in die Höhe, und ein ganzer Strahl Weingeist hinterdrein, mir und dem Kontrolleur ins Gesicht und in die Augen. Ich springe unwillkürlich ein paar Schritte zurück, stoße an den dicken Kontrolleur, und dieser fällt, so lang und dick er war, rücklings über die Hafenmauer ins Wasser, aus welchem ihn dann die Schiffer herausfischten. Von da an schikanierte mich der Mann, wo er nur konnte, dermaßen, daß ich endlich froh war, als wieder ein neuer Lehrling eintrat und ich ins Comptoir versetzt wurde.



Der Leuchtturm von Beachy Head.

Um diese Zeit war es, daß mich der Alte zum erstenmal mitnahm zum Kundschaftstanzen. Es war nämlich die Zeit der Kirchweihen und da war es Sitte, daß die Herren Prinzipale mit einem Teil des Personals die umliegenden Ortschaften besuchten, um den Krämern, unsern Warenabnehmern, welche zumeist auch Gastwirte waren, die Ehre ihres Besuches zu teil werden zu lassen und möglichst viel Geld bei denselben zu verzehren.

Das war nun für diejenigen, die mitgenommen wurden, eine sehr angenehme Sache, denn der Alte war bei diesen Gelegenheiten nobel, das mußte man ihm lassen. Da wurde flott angefahren, sogleich eine gebratene Gans bestellt und Kuchen die Menge, und Wein durften wir trinken, so viel wir wollten, ja es war ihm ordentlich darum zu thun, daß recht viel draufging und die Zeche möglichst groß wurde. Da saß er vergnügt am Honoratiorentisch beim Herrn Bürgermeister oder Pfarrer und sprudelte vor Humor und Galanterie gegen die anwesenden Dorfschönheiten. Wir dagegen wurden zum Tanze kommandiert und uns dabei eingeschärft, ja die Töchter der Kunden tüchtig abzutanzen. Solche Kirchweihausflüge, die ich in der Folge immer mitmachte, gefielen uns ungemein.

Wie ich schon sagte, war ich jetzt ins Comptoir versetzt. Daselbst muß Ruhe herrschen, sonst kann man nicht arbeiten; unterbrochen wurde dieselbe nur dann, wenn einer der zwei Platzagenten, welche damals noch die Geschäfte mit Holland und England vermittelten, ihre Offerten und Berichte vorlegten, oder der vereidigte Wechselsensal seine Rimessen anbot oder wenn irgend ein Kunde aus der Umgegend kam, um seine Warenbestellung zu machen, und dann regelmäßig mit einem Glas Wein regaliert wurde.

Dann ruhten die Federn, um entweder dem Agentenbericht, oder dem Alten zuzuhören, wie er den Kunden sich vornahm, denn das war ein Genuß, ihm zuzuhören, da er ein ebenso guter Einkäufer wie Verkäufer war, und er hatte es gern, wenn man seinen Worten lauschte.

Besonders mit den Kundenfrauen hatte es der Alte los. „Ha, ha, ha, ha! das üst aber eün Spaß, daß Süe uns auch wüeder eünmal düe Oehre schönken, Frau Schmölz, wüe göht ös döm Hörrn Gemahl? löbt denn auch düe Frau Mama noch? bütte tausendmal von mür zu grüßen, war eüne scharmante Göschäftsfrau, spazzacamino! muß jötzt aber schon föhr beü Jahren seün. Darf üch mür düe Oehre göben, müt eünem Glöschen Malagaweün aufzuwarten? Karl, göh eünmal hünauf zu meüner Frau, üch lasse um eünen Töller Konfekt bütten für Frau Schmölz. Neün, Süe dürfen ös uns nicht abschlagen, würden ös örnstlich übel nöhmen, spazzacamino! ha, ha, ha, ha! Nun, und düe lüeben Künder wachsen tüchtig heran? das ist schön! ach ja, düe Paula, ja, ja düe Paula, muß ühr doch ötwas mütschücken, haben heute örst früsche Datteln bekommen, ganz neue Frucht; Jacques, notüere doch gleüch ein halb Pfund Datteln als Göschönk von mür für düe lüebe Paula, und nun, wörteste Frau Schmölz, müt was können wür heute dienen? Haben örst eünen wunderschönen Reis bekommen, öchten Javatafelreis, söhen Süe nur düeses Korn! blöndend weüß! nücht wahr, Frau Schmölz! Jacques, notüere gleüch eünen halben Zöntner Javatafelreis prüma Qualitöt, hast du ös, prüma Qualitöt, für Hörrn Schmölz." So ging es nun fort, bis die Frau Schmälz tüchtig eingeseift war und sich unter herzlichstem Dank für die gütige Aufwartung verabschiedet hatte. „Ja, liebe Frau Schmölz, das Konföft müssen Süe noch eünstöcken auf düe Heümreüse, meüne Frau würde sich örnstlich beleüdigt fühlen, wönn dör Töller nur halb gelöört wäre, ös üst eügenes Göböck. Also kommen Süe gut nach Hause! und schönken Süe uns bald wüeder das Vergnügen!"

„Ha, ha, ha, ha! das üst ein Spaß!" lachte der Alte und rieb sich vergnügt die Hände und die Nase, ein Zeichen, daß er mit der Einseifung der guten Frau Schmölz zufrieden war.

„Ja, wör schleücht füch denn da noch üns Comptoir? ös üst jötzt halb zweü Uhr. Leopold, weüßt du noch nücht, daß die Comptoirstunde punkt eün Uhr begünnt? Was? Süe haben füch düe Haare stutzen lassen, sagen Süe? Lassen Süe füch düe Ohren stutzen, ja düe Ohren lassen Süe füch stutzen, Hörr Leopold! und jetzt machst du, daß du so rasch wüe möglich an deüne Arbeüt kommst, was soll auch das seün, spazzacamino!" Der so abgekanzelte älteste Lehrling, bei dem er jeden Augenblick das Du und Sie der Anrede verwechselte, sputete sich, an sein Pult zu kommen und emsig seine Arbeit aufzunehmen.

„Ha, ha, ha, ha! üst das eün Spaß! lües mür doch eünmal düesen Brüef vor, damüt üch sölbst ös höre, ob es so dumme Leute gübt!" damit reichte mir der Herr Prinzipal einen soeben eingelaufenen Brief herüber, den ich nun zum Gaudium des Comptoirpersonals laut vorlesen mußte; er lautete:

„Geehrter Herr Schwarzenholz!

„Hiermit ersuche ich Sie mir durch den Boten Boger 1/4 Zentner große Zibeben zu senden, billigst berechnet, ich pressiere sehr darauf.

Achtungsvoll
Johann Schmidt.

PS. Soeben sagt mir mein Ladenmädchen, daß die Schublade noch voll ist, ich bitte deshalb den obigen Auftrag vorerst zu unterlassen.

Der Obige."

„Also würklich! Ha, ha, ha, ha! güb mir nur den Brüef wüeder hör, ös glaubt mür's nüemand, wönn üch ös erzähle, daß ös noch so dumme Leute gübt.

„Aber was üst dönn das, Jacques, was hast du mür dönn da fürr einen Brüef zur Unterschrüft vorgelögt? Du würst doch nücht glauben, daß üch unter eünen solchen Unsünn unsre Firma sötze? du könntest düch ja würklich müt dem Hörrn Schmidt assoeiieren. Ich wüll dür eünmal ötwas sagen: züehe deünen Rock an und göhe hinunter zum Hörrn Dökan Koch, sage ühm eüne Empföhlung von mür, und er möchte am nächsten Sonntag ün der Kürche für düch beten lassen, ja ün der Kürche muß man für düch beten, wönn du eünen solchen Unsünn schreübst. — Karl, güb mür eünmal düe Defektenlüste hör! heute würd wohl meün alter Freund Diefenbach von Gottfried Mayer und Söhne kommen, dem müssen wür eüne kleüne Bestöllung göben, wenn's auch nur aus purer Freundschaft ist.

„Aha! Da kommt ör ja schon, der alte Schwöde! gerade haben wür von Ihnen gesprochen, nun, das ist schön, wohnen doch wüeder üm Adler, beü meünem Vötter Spöcklein, wörde heute abend hinkommen. Doch nun zum Göschäft! Was haben Süe Gutes anzubüeten? Pfeffer, neün, haben örst eünen föhr großen Posten, ja föhr großen Posten ün London gekauft; spazzacamino! könnten Ihnen sölbst Offerte machen.

„Havannahonig! ja — sünd zwar das lötzte Mal nücht ganz zufrüden gewösen, neün, sind mancherlei Klagen gekommen, nicht wahr, Herr Mülz? Nun, wüe notüeren Süe

heute bei fünfzig Faß prüma, aber nur prüma Ware? — Aber wo dönken Süe hün, so kann üch ja jöden Tag in Hamburg kaufen, doch aus alter Freundschaft wollen wür, wönn Süe eünen halben Thaler nachlassen, eün Pöstchen nöhmen. Nun ja, habe ös ja gewußt. Jacques, notüere eünmal üm Böstöülbuch: Wür kaufen von Hörren Gottfried Mayer und Söhne durch Hörrn Diefenbach zwanzig Faß neuen prüma Havannahonig zu x½ Thaler." Der alte Herr Diefenbach mochte nun sagen, was er wollte, diesen Preis habe er nur bei Abnahme von fünfzig Faß gestellt, es half alles nichts mehr. „Nein, nur zwanzig Faß vorörst, wür waren, wüe gesagt, das lötzte Mal nicht zufrieden, müssen zuörst söhen, wüe düe Ware gefällt."

Ja, der Alte ging eben immer nach dem Spruche: Handelschaft duldet keine Freundschaft.

Heute kam auch der Reisende von der Fuhrwerkstour zurück, und wenn das der Fall war, da konnte man sich darauf gefaßt machen, daß auf dem Comptoir wieder einmal etwas los sei. Punkt fünf Uhr, wie gewöhnlich, er war darin sehr pünktlich, der Herr Albert, wie man ihn allgemein mit dem Vornamen nannte, knallte es vor dem Hofthor und herein fuhr er, übergab das Pferd dem Hausknecht und schwankte die Comptoirtreppe hinauf. Dort stellte er den Geldsack an der Kasse nieder, gab den schon auf der letzten Station geschriebenen Schlußreisebericht ab und marschierte, einen guten Abend in den Bart brummend, weiter, um überall zu melden, daß er wieder da sei. — Albert war ein gar seltsamer Kauz und obendrein ein dichterisch angelegtes Gemüt. Wenn er im Comptoir arbeiten mußte, das Schuldbuch vor sich liegend, aus diesem seinen Reiseauszug machte, konnte man nicht immer ruhig arbeiten, denn über jeden Kunden machte er einen Vers und zwar so treffend, daß alles lachen mußte, nur Herr Mülz, der Buchhalter, der blieb dabei sehr ernst. Dieser ärgerte sich darüber sogar sehr, denn fast nach jeder solchen dichterischen Auslassung passierte es dem Herrn Albert, daß ihm ein großer Tintenfleck aus seiner Kielfeder ins Buch spritzte. Das genierte den guten Mann aber nicht im geringsten, kaltblütig wischte er den Fleck mit der Hand aus, daß sich ein großer Tintenstreif übers Papier zog und der Buchhalter sich nicht anders zu helfen wußte, als die Seiten, auf welchen sich solche Flecken befanden, zur gelegentlichen Ausradierung in ein besonderes Heft zu schreiben, welches er bezeichnenderweise das Albertsche „Sauskontro" nannte.

Auch wenn Albert bei seiner Anwesenheit im Comptoir Briefe an die Kunden zu schreiben hatte, so geschah dieses mitunter unwillkürlich in Versen. Einmal schrieb er folgenden Brief an einen Besteller:

„Feuersteine führen wir keine,
Denn der Nutzen ist gar zu kleine.
Doch sonst zu Diensten gern bereit,
Zeichnen mit Ergebenheit
Und achtungsvoll begrüßen Sie
Schwarzenholz und Compagnie."

Lange aushalten konnte Albert, der Reiseonkel, es aber zu Hause nicht, besonders weil er mit dem Alten am besten auskam, wenn sie recht weit voneinander weg waren. — Auf der Reise war es ihm am wohlsten: wenn er in ein Städtchen einzog, setzte er sein Posthorn an den Mund und blies eine lustige Weise, ja einmal sogar spannte er einem Bauern seine Kuh aus und an seine Reise-Chaise ein und fuhr so unter Posthornschall in das Städtchen ein, zum größten Gaudium aller Spießbürger. Nun, jetzt ist Herr Albert längst zu seinen Vätern heimgegangen, möge ihm die Erde leicht sein.

(Schluß folgt).

Der schwerste Mann Englands

ist Herr Thomas Lumley. Er wiegt nicht weniger als 201 Kilogramm (402 Pfund), mißt etwas über 2 Meter, und seine Schenkel haben einen Umfang von 1⅛ Meter. Herr Lumley kann in ein gewöhnliches Eisenbahncoupé nicht einsteigen; da er aber das Reisen liebt und sehr reich ist, hat er sich einen Packwagen gemietet, der an die Züge angehängt wird. Sein eigener Sessel ist im Packwagen angebracht, und so kann Lumley seiner Reiselust genügen.

Der junge Theaterdirektor.

VIII.

Der Regisseur.

Mit diesem ersten schönen Erfolg war unser Theater nicht nur dauernd und schön begründet, sondern auch uns hatte sich sowohl Plan wie Gesichtskreis erweitert.

War auch „Direktor Hans" anfänglich gegen die Pflege des Dramas, und wie er noch heute zugab, aus wohlerwogenen Gründen, so wollte er doch erkannt haben, daß wir es wohl wagen durften, wenigstens den Versuch zu machen, höhere Ziele zu erstreben.

„Aus der Begeisterung sprüht der Dichtkunst Funke, ich stimme an der Freude Hochgesang!"

So hatte „Direktor Hans" gejubelt, als wir wieder in der „Theaterkanzlei" versammelt saßen.

Es muß nämlich gesagt werden, daß die Tafel vor unserm Zimmer abermals gewechselt wurde; nun aber nach einstimmigem Beschlusse in der jetzigen Fassung unabänderlich für ewige Zeiten verbleiben sollte. Ihr Inhalt bildete die wenig anspruchslose Inschrift:

Theater-Direktions-Kanzlei
des Walhalla-Theaters.

Aber auch das Innere der „Theater-Kanzlei" hatte eine dementsprechende Wandlung erfahren. Wohl standen längs den Wänden unsre Dekorationen, Maschinen, das Proscenium und alles sonstige Inventar, gut verpackt in schönster Ordnung, aber dies war auch das einzige, was allenfalls nicht hereingepaßt hätte.

Die Arbeitstische waren in der Mitte der Stube zu einem Tisch zusammengeschoben worden, über den eine grüne Decke gebreitet war. Rundum standen Stühle. Am obern Ende ein Lehnstuhl für den Herrn Direktor, und vor diesem stand ein Schreibzeug, überdies lagen viele Bücher, Hefte und anderes Kanzleigeräte auf dem Tische herum.

Als Papa den also würdig herausstaffierten Raum zum erstenmale sah, da hatte er herzlich gelacht und gemeint, er sähe aus wie die Ratsstube zu Schildburghausen. Aber das hatte uns nicht gekränkt; wußten wir doch, daß sich unser guter Papa selber herzlich freute, als wir jüngst so außergewöhnlichen Beifall errungen hatten.

Also saßen wir auch heute wieder in

der „Ratsstube von Schildburghausen“ zu hohem Rate versammelt.

Es handelte sich um nichts Geringeres, als um die Wahl des ersten Stückes für den Eröffnungsabend.

„Walhalla“ hatten wir unsre Bühne getauft, und dieser Name sollte auch bei der Wahl des ersten Stückes berücksichtigt werden.

Alle Dramen, welche mit der deutschen Göttermythe in irgend welchen Zusammenhang zu bringen waren, lagen auf dem „grünen Tisch“ und wurden eifrig studiert.

Am besten hätte uns wohl die Hebbelsche Trilogie gefallen, wenn sie eben keine Trilogie gewesen wäre. Noch andre wurden erwogen, aber aus verschiedenen Gründen „zurückgelegt“.

So war denn nach schwerer Wahl zur Eröffnungsvorstellung Robert Waldemüllers „Brunhild“ gewählt.

Zwar hatten wir auch an diesem Stücke viel auszusetzen, denn nur eine Bearbeitung der Nibelungensage entsprach unserm Ideale vollständig, diese eine aber war leider noch nicht dramatisiert, und diese ist das Wilhem Jordansche Epos „Der Nibelungen Not“. Also blieben wir bei Waldemüllers Brunhild.

Jetzt galt es, die Rollen auszuschreiben, wie es beim Theater Brauch ist.

Das ist ein langweilig Thun.

„Damit ihr wißt,“ begann Direktor Hans, „wie Rollen ausgeschrieben werden, habe ich euch hier eine Probe davon gearbeitet. Aber nötig ist es nicht, wenn das Stück in billiger Ausgabe zu haben ist; denn dann kann man leicht die erforderlichen Exemplare kaufen. Unser Stück hat dreizehn Rollen. Zwölf Exemplare genügen. Eins kostet 20 Pfennige, macht also Mark 2.40. Da wäre das Rollenausschreiben eitel Zeit- und Geldverschwendung.

„Aber es gibt Theaterstücke, von denen ein Exemplar mehrere Mark kostet, da ist dann das Rollenausschreiben notwendig.

„So eine ausgeschriebene Rolle hat also oben zuerst den Titel des Stückes und die Personsbestimmung der Rolle zu enthalten. Dann Akt und Scene des Auftrittes, mit dem ‚Stichwort‘.

„Dieses ‚Stichwort‘ muß der Rolleninhaber genau im Gedächtnisse behalten, wie auch die spielende Person, weil sie unmittelbar darauf in Aktion tritt. Das ‚Stichwort‘ ist eben das letzte Wort, das irgend eine handelnde Person spricht, und zwar unmittelbar vor dem Eingreifen in die Handlung des betreffenden Rolleninhabers.

„Hier als Beispiel eine Stelle aus der Rolle des Siegfried:

— — — — — — — — — — —

Ute: — — — — glaubt!

Siegfried: Nicht glaubt? Und wie das? Hab mein Wort ich je gezögert, mit dem Schwerte zu beweisen? Wer zeiht mich eines Lugs?! Daß er sich stelle! Nicht glaubt? (sich mühsam bezwingend) Vergib! Das Wort, es ist mir neu!“

Günther: — — — — —

Ute: — — — — — geblieben.

Siegfried: Ich fühl's!

Ute: — — — — — Alle!

Siegfried: O, daß ich widersprechen könnte!

Ute! — — — — — Urteil.

Siegfried: Ich verstumme! Mein Kopf ist wirr.

— — — — — — — — — — u. s. w.

„Diese Art des Rollenausschreibens,“ fuhr Direktor Hans fort, „hat den Zweck, Zeit, Mühe und Geld zu sparen. Auch der Schauspieler lernt leichter, weil seine Stellen übersichtlich geordnet sind.

„Bei den gedruckten Textbüchern müssen hingegen die Stichworte rot unterstrichen werden, ebenfalls der Name des Rollenträgers. Nun schreiten wir zur Leseprobe.“

Direktor Hans verlas nun die Namen der Personen des Stückes, und händigte jedem von uns das für ihn präparierte Textbuch ein. Er selber las laut die das Scenarium betreffenden Stellen, um die Situation allen Mitwirkenden klar zu machen.

„Das ist ja unmöglich,“ rief Wilhelm niedergeschlagen; „wie können wir auf unsrer Bühne diesen Anforderungen entsprechen!? Eine Burghalle! gut, die läßt sich herstellen. Aber das übrige! Links im Hintergrunde die Thüre zur Schatzkammer. Rechts im Mittelgrunde eine kurze Treppe — — — —“

„Beruhige dich, guter Wilhelm,“ sagte lächelnd Direktor Hans, „alles wird gemacht werden, wie es das Stück erfordert; und wenn das eine oder andre durch ein einfacheres Verfahren, als der Dichter es wünscht, hergestellt oder angedeutet werden sollte, nun, dann ist's auch kein Unglück. Ich führe die Sache durch, sei dessen versichert.“

Wilhelm war beruhigt und die Leseprobe begann.

Die Leseprobe ist die erste Probe, in welcher das angenommene Stück, nachdem es allen Mitspielenden war vorgelesen worden, zum erstenmale von diesen selbst gelesen wird. Dies geschieht, damit jeder die auf ihn entfallenden Worte selber liest.

Der Regisseur, der in unserm Falle der Theaterdirektor selber war, folgte der Vorlesung mit größter Aufmerksamkeit und verbesserte sofort etwa entdeckte Betonungs- und Sprachfehler.

Dies ist von größter Wichtigkeit. Oft versteht der Schauspieler den Dichter nicht, indem er den zu sprechenden Worten durch eine falsche Betonung einen ganz andern Sinn verleiht, der mit dem Charakter der Rolle nicht vereinbar ist. Da wird es Pflicht des Regisseurs, belehrend einzutreten, ja oft sogar mit der ganzen Wucht seiner Autorität, seiner für richtig anerkannten Auffassung zum Sieg zu verhelfen.

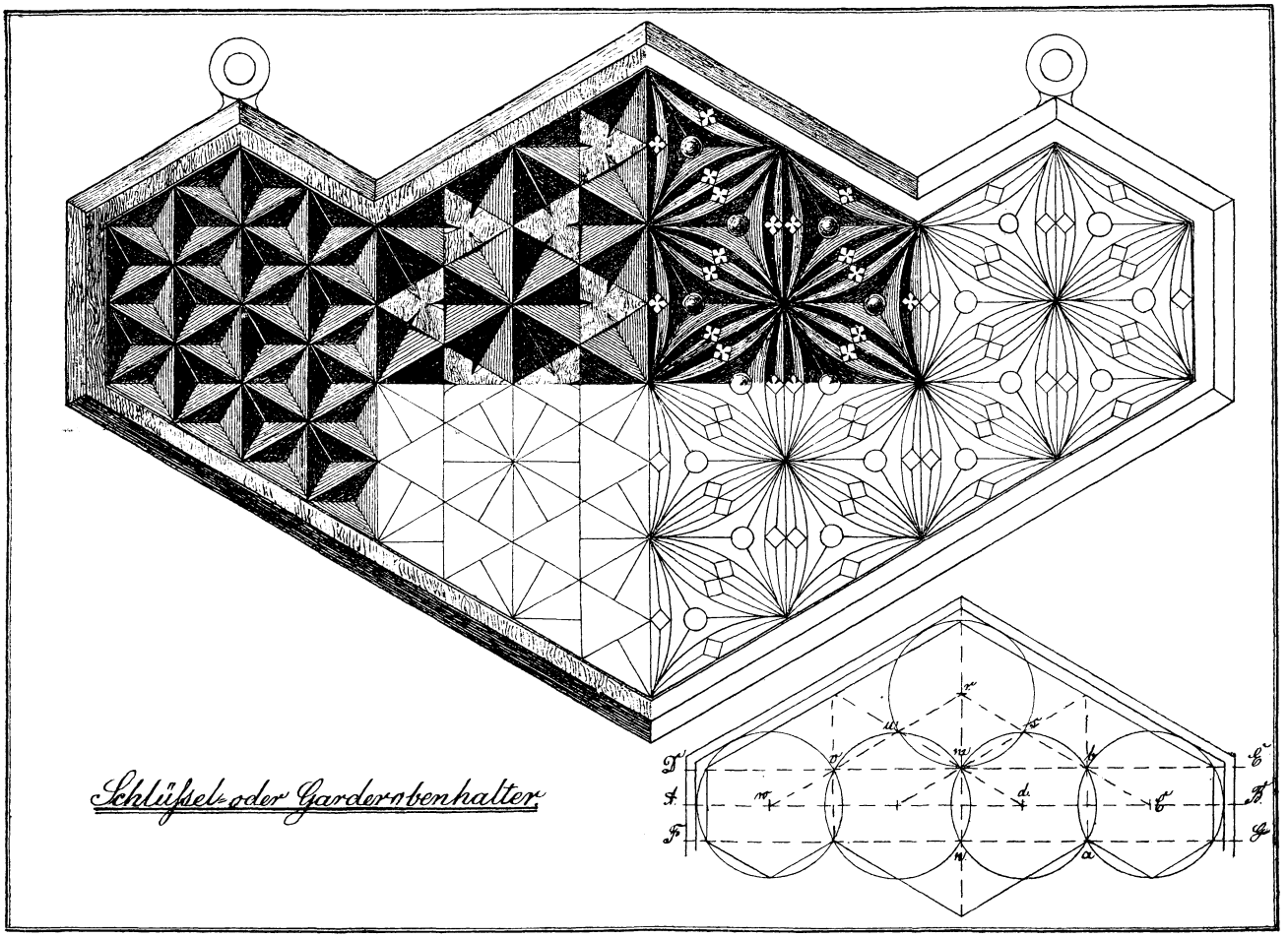
Das Rechte zu treffen, ist nicht so einfach und leicht, ja, oft knüpfen sich an einzelne, scheinbar unbedeutende Stellen lange Debatten und Erörterungen darüber, wie sich der Dichter den oder jenen Charakter gedacht haben mochte, und wie in logischer Entwickelung gerade diese Worte gesprochen werden sollen. Ob laut und polternd, ob zornig rasend, oder mit gedämpfter Stimme unter Zähneknirschen.

Manche Stelle wird dann in verschiedenen Modulationen wieder und wieder und immer wieder gelesen. Kann man gar nicht einig werden, dann wird der Dichter selbst oder ein gewiegter Litteraturkenner um Meinung und Rat gebeten.

Natürlich bleibt es dann bei der einen Leseprobe nicht; eine zweite, dritte findet statt. Und das ist kein Zeitverlust, denn das Gedächtnis des Schauspielers wird dadurch geschärft, wodurch sich das „Auswendiglernen“ (das Memorieren) der Rolle wesentlich erleichtert.

Sind nun alle Schauspieler (und selbstverständlich auch die Schauspielerinnen, die da immer mitgezählt erscheinen) mit dem Wesen und den Eigenarten ihrer Rollen vollkommen vertraut, so geht es einesteils an das Studieren, andernteils hat der Direktor und Regisseur mit dem Dekorateur und Maschinisten gleichfalls alle Hände voll zu thun, um das Stück zu inscenieren.

Vor allem wird eine Liste von allen



Schlüssel- oder Garderobenhalter.

Utensilien angelegt, welche das Stück erfordert, daß im letzten Momente nicht etwa der Dolch fehlt, mit dem der oder jener niedergestochen werden soll, und der betreffende Schauspieler nicht etwa in der letzten Not der Verzweiflung der Dame den Fächer entreißen muß, um mit diesem den Mord auszuführen. (Forts. folgt.)

Ein Geschenk für Mama.

Schlüssel- oder Garderobenhalter.

Wir bringen wieder einmal den in Kerbschnitzarbeiten schon mehr vorgeschrittenen Kameraden eine Vorlage, deren Ausführung geeignet ist, Mama eine Freude zu bereiten. Zur Herstellung des Halters verwenden wir Ahorn- oder Lindenholz von mindestens 1 cm Stärke. Da die beigegebene Zeichnung nicht der wirklichen Größe des Gegenstandes entspricht, sondern nur etwa $^1/_2$ derselben beträgt, so kann von einem Durch- oder Abpausen keine Rede sein. Ueberhaupt sollte man sich dieses Hilfsmittels nur in den allergrößten Notfällen bedienen, oder wo es darauf ankommt, Zeit zu ersparen, im übrigen aber sich gewöhnen, soviel als möglich selbständig zu arbeiten. Wir geben darum eine genaue Anweisung zur Herstellung der Konstruktion des Gegenstandes.

Zuerst wird die Hilfslinie AB gezogen und dann mit einer Zirkelöffnung von 44 mm um den Punkt C ein Kreis geschlagen. Zu der Mittellinie AB sind zwei Parallelen DE und FG unter einem Abstande von je 22 mm zu ziehen, so daß der Gesamtbestand derselben 44 mm oder genau soviel wie der Radius des Kreises beträgt. Wo die Peripherie des um C geschlagenen Kreises die Parallelen DE und FG schneidet, also in a und b, setze man den Zirkel wieder ein und schlage unter Beibehaltung der ursprünglichen Weite, also von 44 mm, einen Bogen auf AB. Die Kreuzungsstelle d ist der Mittelpunkt des zweiten Kreises, der sich mit dem ersten nun in a und b kreuzen muß. Dies Verfahren setzt man fort, bis im ganzen 4 Kreise konstruiert sind. Durch die Schneidepunkte des 2. und 3. Kreises, also durch m n, lege man eine gerade Linie, bestimme von m aus den Punkt r und schlage um diesen den letzten Kreis. Nach Herstellung dieser 5 Kreise läßt sich auf Grund der beigegebenen Hilfszeichnung der Umriß ganz leicht finden.

Die erste oder innerste Umrandung soll die Begrenzung der Schnitzerei bilden. Es sind nun noch rings herum um dieselbe zwei Parallelen unter einem Abstande von 5 und 10 mm zu ziehen. Zwischen der innern und der mittlern Linie soll ein glatter Rand, der die ornamentierte Fläche einschließt, frei bleiben. Zwischen der mittlern und äußern ist eine schräge Fase anzubringen. Das Decoupieren kann mit der Schweif- oder Laubsäge erfolgen. Von den 10 Begrenzungskanten können sechs und zwar die beiden längsten, sowie je zwei angrenzende kurze mit dem Putzhobel glatt gehobelt werden. Die übrigen vier, welche die einspringenden Winkel bilden helfen, lassen sich nur mit der Holzfeile und einem geraden Stechbeitel glätten.

Nachdem so der Gegenstand an sich, bis auf die schräge Fase, welche am Schluß angelegt werden mag, hergestellt ist, wird die Zeichnung für die Schnitzerei, welche sich in allen Teilen der Fläche dem

gleichseitigen Dreieck und regelmäßigen Sechseck anpaßt, ausgeführt.

Die Vorlage bietet drei verschiedene Musterungen. Bei der ersten derselben, von links aus gezählt, ist die ganze Fläche in lauter gleichseitige Dreiecke, die durch je 3 Flachschnitte ausgekerbt werden sollen, aufgelöst. Man achte bei der Arbeit auf zweierlei, erstens darauf, daß die Spitzen der 6 stets zusammentreffenden Dreiecke auch thatsächlich in ein und demselben Punkte sich vereinigen, und zweitens, daß die dachfensterartigen Kanten, in denen die Dreiecksseiten liegen, nirgends von der geraden abweichen, also daß jede Dreiecksseite die genaue Fortsetzung einer ebensolchen im angrenzenden Dreieck bildet.

Bei dem zweiten Muster sind immer 4 Dreiecke zu einer Gruppe vereinigt, deren Grundgestalt wieder das gleichseitige Dreieck ist. Das mittelste dieser Dreiecke bleibt als Fläche stehen und wird nur in der Mitte jeder Seite mit einem kleinen Kerb versehen. Die umgebenden drei werden durch 2 senkrechte Kerb- und 2 schräge Flachschnitte ausgehoben. Die beiden Kerbstiche vereinigen sich zu einer einzigen Linie an der Seite des innern Dreiecks entlang, aber nicht von gleicher Tiefe. Ausgehend von den Spitzen des Mitteldreiecks senken sich diese Schnitte bis zur tiefsten Stelle an der Einkerbung, wo sie ineinander übergehen. Um die Begrenzung der Mitteldreiecke recht scharfkantig zu erhalten, muß bei Ausführung des Kerbstichs das Eisen ein klein wenig nach außen gehalten werden, um den ganzen Seitendruck auf die Partie des Holzes zu übertragen, welche ausgehoben wird.

Muster Nro. 3 verlangt die sorgfältige Anwendung eines Zirkels. Sämtliche Kreise und Kreisbogen sind mit dem Gaisfuß zu markieren. In den sogenannten Zirkelfüllungen, so wollen wir die von je 3 Bogen oder Sextanten begrenzten Flächen nennen, sollen kugelförmige Erhebungen stehen bleiben. Dazu ist die Anwendung eines entsprechend gerundeten Hohleisens erforderlich. Mit demselben sticht man zunächst auf der kreisförmigen Begrenzung ein, so daß, wenn das angrenzende Holz weggenommen ist, sich ein kleiner Cylinder zeigt. Letzterer wird alsdann mit demselben Eisen zur Halbkugel abgerundet.

Wir brauchen wohl kaum noch hinzuzufügen, daß nur immer eins der beschriebenen Muster auf demselben Gegenstande Verwendung finden darf.

Nach dem Beizen und Wachsen erübrigt sich nur noch die Anbringung zweier geschlagenen Messingösen und das Befestigen von etwa 8 Häkchen, an welche die Schlüssel gehängt werden können. Solche mit Gewinden versehenen Schraubenhaken, von Messing oder auch vernickelt, sind in jeder Eisenhandlung käuflich. Diese Schraubenhaken werden in den Punkten n, w, v, u, r, s, b und e, also in den Kreismittelpunkten respektive Durchschnittspunkten der Peripherien eingesetzt. Die Vorsicht gebietet, besonders bei der Verwendung von hartem Holze, zunächst mit einem Spitzbohrer vorzubohren, und die Gewinde einzuölen oder einzufetten, damit beim Einsetzen der Haken die Schrauben nicht abbrechen.

Soll der Gegenstand als Garderobenhalter dienen, so muß er entsprechend größer in stärkerem Holze ausgeführt und auch mit größeren, gerade vorspringenden Haken versehen werden.

Die Leuchtapparate der Leuchttürme

sind, namentlich dort, wo sich an den Küsten mehrere solche Bauwerke befinden, um dem Schiffer die Unterscheidung und damit seine Orientierung zu erleichtern, meist verschieden konstruiert. Man unterscheidet in der Hauptsache feste Feuer mit unveränderlicher Lichtquelle, ferner Drehfeuer, bei denen in bestimmten Zeitabschnitten starkes und schwaches Licht wechselt, sodann solche, bei welchen das Licht zeitweise völlig verdunkelt wird, um dann plötzlich wieder in voller Kraft zu leuchten. Unser Bild Seite 317 zeigt uns den ziemlich komplizierten Leuchtapparat von Beachy Head, an der Küste von Sussex, der ein ziemlich starkes Drehfeuerlicht über die Wasserfläche wirft. Auf einem eisernen Rahmen, der durch eine senkrecht stehende eiserne Achse gedreht werden kann, sind innerhalb einer Anzahl Hohlspiegel je eine Lampe angebracht. Hinter jeder derselben befindet sich ein Reservoir, welche das zur Speisung nötige Oel enthält. Die Hohlspiegel sind innen mit Silberplatten ausgelegt, die stets völlig blank sein müssen; der eine der Leuchtturmwärter scheint eben dabei zu sein, an einem der Hohlspiegel eine Reinigung vorzunehmen, während der andre damit beschäftigt ist, das Uhrwerk aufzuziehen, welches die senkrechte Spindel und damit die Lampen innerhalb zwei Minuten eine Umdrehung vollziehen läßt, wodurch jedem Punkt des Horizonts eine dem ganzen Arrangement entsprechende ungleich zugemessene Lichtstärke zugeworfen wird. Die beiden kleinen Skizzen links unten zeigen eine volle Ansicht des Leuchtturms und die felsige Uferstelle, auf der sich das Bauwerk erhebt.

Kapselrätsel.

Willst du erblicken es als Fluß,
Ich unbedingt dabei sein muß;
Doch wenn ich fehle in dem Wort,
Nennt's dir am Rheinstrom einen Ort.

Auflösung des Logogriphs in Nr. 22.

Kannibale — Hannibal.

Auflösung des Japanischen Lampenrätsels in Nr. 22.

Aus der Zeichnung ist zu ersehen, daß es zweierlei Arten von Laternen sind. Die erste Gattung ist mit schwarzen Sternchen besetzt und ist oval, die zweite Gattung ist kugelrund und trägt einen Querstreifen. Die Buchstaben der ersten Gattung von oben der Reihe nach bis unten abgelesen geben die Silbe:

Feen-

die andern Laternen die Silbe:

haft!

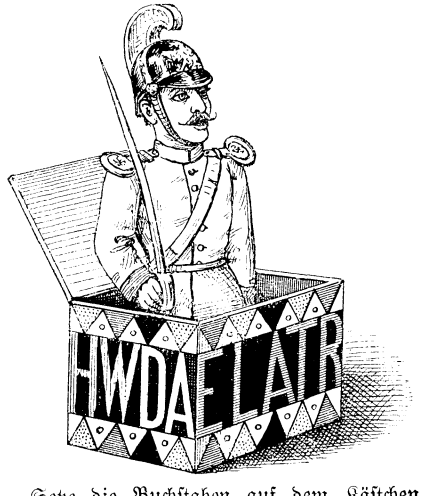
Auflösung des Notenrätsels in Nr. 21.

Wenn die einzelnen Noten und deren Buchstaben zeilenweise (über die ganze Bildbreite) von oben nach unten abgelesen werden, so erhält man die Worte:

„Boehmische Musikanten."

(Note) B, o (Note E und H) m i Note ES = S, und C, und H und E, m u (Note es = S) i k, Note A, n t, Note E, n).

Bilderrätsel.



Setze die Buchstaben auf dem Kästchen nach den bei ihnen stehenden farbigen Dreiecken so zusammen, daß drei Worte entstehen. Du wirst erfahren, was dieser Krieger ausruft.

Indianisch.

Der Präsident der Vereinigten Staaten gab ein großes Fest. Auch mehrere von ihren Stammesgenossen abgesandte Indianerhäuptlinge waren geladen. Bei dem glänzenden Festmahle sitzen die Rothäute in steifer Ruhe da, als setze sie nichts in Verwunderung — sie sprechen wenig, essen viel. Ein junger Häuptling hatte gesehen, daß die weißen Brüder sich Senf, den er übrigens nicht kannte, genommen hatten. Weil die Weißen sich so wenig davon nahmen, hielt er denselben für einen seltenen und feinen Leckerbissen. Neugierig nimmt er auch davon, aber viel, und steckt die ganze Portion in den Mund. Der Sohn der Wildnis spürt ein heftiges Brennen auf der Zunge, aber ohne eine Miene zu verziehen, schluckt er alles herunter — nur kann er nicht hindern, daß Thräne auf Thräne über seine rote Wange rollt. Ein alter Häuptling, der in seiner Nähe saß und ihn beobachtet hatte, fragte ihn, warum er denn weine. „Ich weine," sagte der junge Krieger, „weil ich gerade daran denke, daß mein armer Vater in den Wogen des Huronsees vor einem Jahre ertrunken ist." Der alte Häuptling erwiderte nichts und nahm nun seinerseits Senf in derselben Weise und mit derselben Wirkung wie sein Nachbar. „Alter Vater, warum weinst du denn?" fragt ihn nun mit lauerndem Blicke der junge Häuptling. „Ich weine darüber," versetzte ruhig der Alte, „daß du nicht vor einem Jahre mit deinem Vater zusammen im Huronsee ertrunken bist."

Das Vermächtnis des Inka.

Von Karl May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers", „Geist der Llano estakata", „Kong-Kheou, das Ehrenwort", „Die Sklavenkarawane", „Der Schatz im Silbersee" u. a.

(Fortsetzung.)

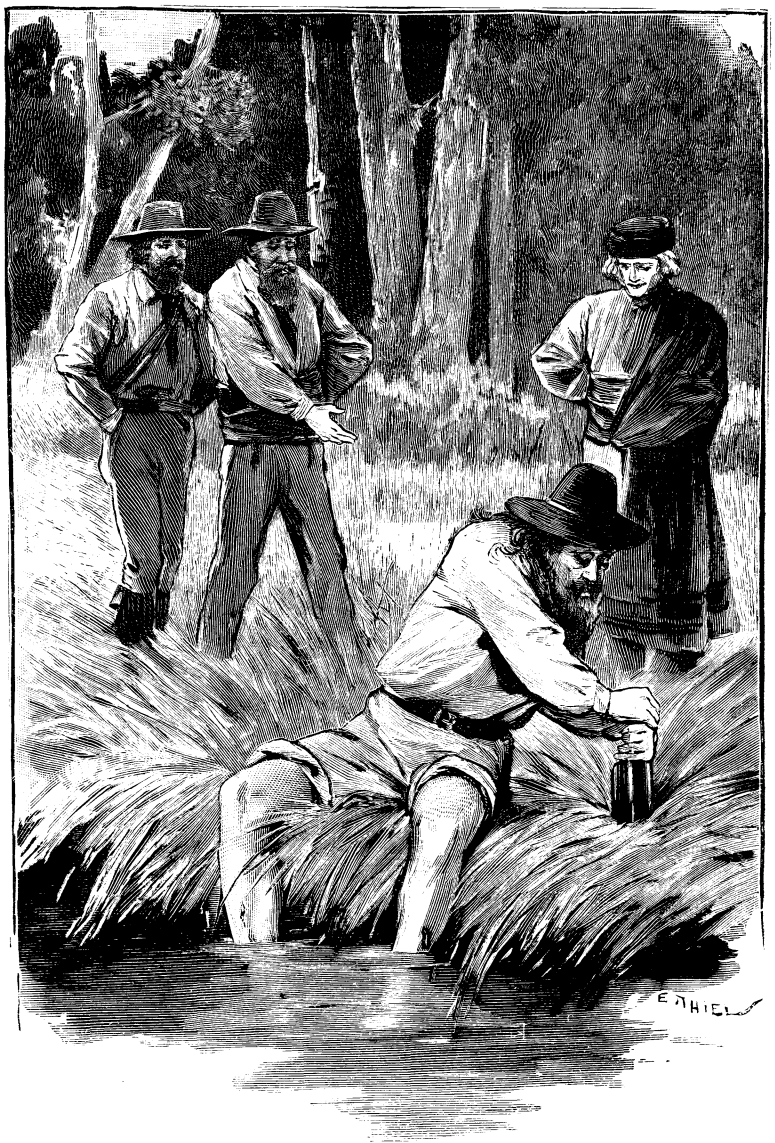
Vater Jaguar bückte sich, um den Boden zu untersuchen, und fand bald die sandige Stelle, welche noch weniger Gras trug als die Umgebung derselben. Sie wurde sehr sorgfältig, zunächst mit dem Spaten umstochen und ausgehoben. Dann grub man in die Tiefe. Der Vater Jaguar ließ eine Anzahl Ponchos ausbreiten, auf welche das Erdreich geworfen wurde, damit nichts davon im Grase liegen bleibe und dann zum Verräter werden könne.

Als man einige Fuß tief gekommen war, brach der Boden des Loches ein, und der Sand fiel, ganz wie dort an der Fischquelle, nach innen. Das Loch wurde so erweitert, daß Hammer hinabsteigen konnte. Als er unten anlangte, befand er sich in einer kleinen Höhle, welche ganz genau derselben glich, bei deren Oeffnen Don Parmesan, Doktor Morgenstern und Fritze so unangenehm überrascht worden waren. Jetzt galt es, den Boden derselben aufzuheben. Als dies geschehen war, erfuhr man, was dieses Versteck enthielt. Da gab es kleine Pulverfässer, welche, um die Erdfeuchtigkeit abzuhalten, in Leder eingenäht waren, Gewehre, Messer und eine Anzahl andrer eiserner Waffen und Werkzeuge.

Diese Gegenstände wurden an das Tageslicht gebracht. Man zählte hundert Gewehre und doppelt so viele Messer. Auch Speer- und Pfeilspitzen waren vorhanden.

„Das alles ist für die Abipones bestimmt, wird aber den Cambas, unsern Freunden, zu gute kommen," meinte der Vater Jaguar erfreut. „Schütten wir das Loch wieder zu!"

Die Erde wurde von den Ponchos so in die Oeffnung geschüttet, daß kein Krümchen daneben fiel, und festgestampft. Dann legte man den ausgestochenen Rasen darauf und begoß ihn mit Wasser, damit die beschädigten Halme nicht absterben möchten. Als dies geschehen war, konnte man überzeugt sein, daß kein später auf diese Stelle fallendes Auge erraten könne, daß hier schon nach-



. . . . Don Parmesan zog seine Stiefel aus, setzte sich an den Rand des Grabens und stellte die nackten Füße in das Wasser. Sie bedeckten sich sehr schnell mit Blutegeln, welche er ablas und in die Flaschen that. . . . .

gegraben wurde. Während diese Arbeit beendet worden war, hatten einige andre im See gefischt und reiche Beute gemacht. Der Vater Jaguar hatte seine Expedition mit allem versehen, was zu einem solchen Ritte und zu einem Aufenthalte in der Wildnis nötig war; es waren also auch Angeln und Netze vorhanden, welche sich jetzt vollständig bewährten. Die Pampas sind bei weitem nicht so wildreich wie die Prairien Nordamerikas, aber überall liegen Lagunen und kleine Seen zerstreut, welche, falls sie nicht Salzseen sind, meistens Fische enthalten. Darum wird sich der Kenner stets mit allem versehen, was zum Fange der Fische nötig ist.

Zur Zubereitung derselben wurden Feuer angebrannt, aber nicht auf der Oase, sondern draußen vor derselben auf dem nackten Sande. Dort konnten die Spuren derselben leicht verwischt werden, während sie im Grase verkohlte Stellen zurückgelassen hätten. Dann begann ein Backen und Braten, daß der appetitliche Duft die ganze Oase erfüllte. Man mußte für Vorrat sorgen, denn man durfte nicht hoffen, morgen auf ein jagdbares Tier zu treffen, und an der Krokodilsquelle, bis zu welcher man wieder anderthalb Tage zu reiten hatte, war auch kein Fang zu erwarten.

Die Pferde thaten sich während des ganzen Nachmittags am Grase gütlich, und ihre Herren aßen sich mehr als satt. Dennoch zeigte es sich, da der Fischzug so reich ausgefallen war, daß man einen Vorrat von wohl fünf Mahlzeiten besaß. Die Zubereitung der Fische war eine höchst einfache. Sie wurden einzeln mit trockenem Schilfe umwickelt und dieses angezündet; war dieses verbrannt, so war der Fisch so schön durchbraten, daß das Fleisch sich leicht von den Gräten löste. Man möchte dabei an den berühmten deutschen Studentenhering denken, dessen Rezept ebenso einfach lautet: Man wickele einen Hering, wie er aus dem Fasse kommt, in Papier und stecke ihn in das Ofenfeuer. Sobald das Papier verbrannt ist, schnell heraus damit; probatum est — — est, est, est! Natürlich aber muß man ihn hernach ausnehmen.

So wurde es Abend, und man saß noch einige Zeit an den Feuern beisammen, um sich zu unterhalten. Die Deutschen hatten sich zusammen gefunden, um sich ihrer Muttersprache bedienen zu können, was ihnen die Argentinier gar nicht übel nahmen. Unter diesen letzteren zeichnete sich ein junger, lebhafter Mensch durch seine Sprachfertigkeit und die Witze aus, welche er unaufhörlich zum Besten gab. So oft er den Mund öffnete, brachte er etwas vor, worüber die andern lachen mußten. Er war der Witzbold der Gesellschaft und wurde darum nicht bei seinem eigentlichen Namen gerufen, sondern El Picaro, der Schalk, genannt.

Später legte man sich zur Ruhe. Obgleich man nicht zu befürchten brauchte, überrascht zu werden, wurden einige Wachen ausgestellt. Hammer unterließ niemals, dies zu thun. Die Pferde brauchten nicht beaufsichtigt oder gar angebunden zu werden, da man sicher sein konnte, daß sie nicht über die Oase hinaus und auf den dürren Sand gehen würden, welcher ihnen kein Futter bot.

Am Morgen waren sie ausgeruht und von der guten Weide so gekräftigt, daß man für den Weiterritt das Beste von ihnen erwarten konnte. Es wurde zunächst ein kurzes Mahl gehalten. Den Fleischvorrat wickelte man sorgfältig in Decken. Die Beute, welche dem Verstecke entnommen worden war, ließ Hammer so verteilen, daß kein Pferd zu viel zu tragen hatte. Nachdem darauf alle Spuren auf das Sorgfältigste vertilgt worden waren, brach man auf.

Der heutige Ritt ging in derselben Richtung wie der vorherige nach Nordwesten. Es gab wieder Sandwüste, und zwar den ganzen Tag. Einige Male kam man an kleinen Lagunen vorüber, welche Salzwasser enthielten. An den Ufern standen einige kümmerliche Salzpflanzen. Man hielt sich also bei ihnen gar nicht auf. Zur Mittagszeit wurde eine Stunde gerastet und am Abende mitten in der Wüste Lager gemacht, natürlich ohne Feuer, da kein Material zu einem solchen vorhanden war. Gegen Morgen, als es noch dunkel war, brach man schon wieder auf.

Interessant war es, den Chirurgen zu beobachten, welche Aufmerksamkeit er seinen Blutegeln widmete. Daß er sie überhaupt mitgenommen hatte, dafür gab es keinen bestimmten Grund. Es waren eben offizinelle Tiere, und da er sich für einen berühmten Arzt hielt, wollte er seinen Gefährten mit ihnen imponieren. Er durfte die Flaschen, in denen sie sich befanden, nicht luftdicht verschließen, da sie sonst erstickt wären. Darum hatte er die Ecken seines Kopftuches abgerissen und diese Fetzen um die Flaschenhälse gebunden. Er war ferner der Ansicht, daß seine Schützlinge vor jeder größeren Erschütterung zu bewahren seien, und hatte infolgedessen die Flaschen in seinen Gürtel gesteckt, aus welchem sie wegen ihrer glatten Oberfläche immer unten herausrutschen wollten. Darum war er unausgesetzt damit beschäftigt, sie immer und immer wieder in die Höhe zu schieben; er hatte die Hände nie zu etwas andrem frei, und da sein Pferd nicht das beste war und er es an der Zügelführung mangeln lassen mußte, wurde er tüchtig zusammengerüttelt und war, als man die Krokodilquelle erreichte, so ermüdet, daß er sogleich aus dem Sattel sprang, die Flaschen in das Gras stellte und sich daneben niederlegte.

Diese Quelle trug ihren Namen mit vollem Rechte. Mitten in der Sandwüste lag eine große Lagune, deren Wasser außerordentlich trüb und schlammig war. Sie wurde von einem breiten Schilfrande umsäumt, welcher seinerseits wieder von Tamarinden, Breas und baumartigen Kakteen umgeben war. Dieser Gürtel wurde an verschiedenen Stellen durch grasige Lichtungen unterbrochen, welche den Pferden willkommenes Futter boten. Auf einer dieser Lichtungen drang die Quelle aus dem Boden, um ihr Wasser in nicht allzugroßer Entfernung in die Lagune zu senden, wo es sofort seine Helligkeit verlor und trüber wurde.

Dieser letztere Umstand hatte seinen Grund darin, daß das Wasser der Lagune nie still stand, sondern unausgesetzt bewegt wurde, und zwar von Krokodilen, welche Jagd auf ihres- oder andersgleichen hielten und dabei den Schlamm fortwährend aufwühlten. Es war geradezu erstaunlich, zu sehen, in welcher Menge diese häßlichen Tiere hier vorhanden waren. Als Doktor Morgenstern sie erblickte, rief er erschrocken aus:

„Ist so etwas möglich! Das ist ja entsetzlich! Da sieht man ja dreißig, vierzig, sechzig auf einmal, welche übereinander wegstürzen! Was sagst du dazu, Fritze?“

„Wat ik sage? Jar nichts. Da bleibt mich jradezu der Mund offenstehen, und ik werde ihm wohl erst dann wieder zumachen, wenn mich eins hineinjefahren ist. Die sollte man im Rummelsburger See haben! Wat für ein Stralauer Fischzug müßte dat werden! Ik möchte nur wissen, wovon sie ihren Appetit befriedigen.“

„Wenn Sie aufpassen, werden Sie es baldigst sehen," bemerkte der Vater Jaguar. „Wir haben uns dem Rio Salado wieder genähert und befinden uns in einer Gegend, welche von seiner jährlichen Ueberschwemmung erreicht wird. Das ist die beste Zeit für diese Bestien, welche dann vollauf Fraß finden. Ist die Ueberschwemmung vorüber, so tritt Fastenzeit für sie ein. Zunächst fressen sie Fische und andres Getier, welches aus dem Flusse in die Lagune gelangt ist. Hat das aufgehört, so treibt sie der Hunger, sich untereinander zu bekriegen. Die großen fressen die kleinen."

„Und wenn keine kleinen mehr vorhanden sind, wat thun dann die jroßen?"

„Dann wissen sie sich nicht anders zu helfen, als daß — — — Da," unterbrach er sich, „werden Sie es gleich sehen. Passen Sie auf!"

Gar nicht weit von ihnen waren in der Nähe des Ufers zwei mächtige Krokodile in Kampf geraten. Sie warfen sich gegen- und aufeinander, daß Schlamm und Wasser hoch aufspritzten. Nach kurzem Ringen hatten sie sich gegenseitig an den scharf bewehrten Kinnladen gepackt und so ineinander verbissen, daß sie nicht auseinander zu können schienen. Da schoß ein drittes heran und riß dem einen ein Bein aus dem Leibe, worauf es mit seinem Raube im Wasser verschwand. Das verletzte Untier ließ einen ganz eigenartigen, nicht zu beschreibenden Schmerzenston hören, welcher eigentlich kein Schrei genannt werden konnte, worauf sogleich mehrere andre herbeigeschossen kamen, aber nicht etwa, um ihm zu helfen, sondern um sich seiner zu bemächtigen. Es wurde förmlich in Stücke zerrissen, wobei ihm seine Rückenschilder nicht den mindesten Schutz gewährten.

„Da sehen Sie, wovon sie leben," sagte Hammer. „Hat eins von ihnen, und wenn es das größte und stärkste wäre, einmal eine Verwundung erhalten, so ist es verloren; es wird von den andern aufgefressen. Und dabei sind diese Tiere von einer Feigheit, welche ihresgleichen sucht. Ich will es Ihnen beweisen."

Er nahm sein Gewehr vom Rücken und drückte ab. Als der Schuß ertönte, verschwanden sämtliche Krokodile wie mit einem Schlage; die Wasser kräuselten noch einige Augenblicke und standen dann so ruhig, als ob in ihnen niemals irgend ein Leben geherrscht habe. Von den Ufern aber erhoben sich schreiend einige Stelzvögel, welche trotz der Krokodile im Schlamm nach Beute gesucht hatten, und aus den Zweigen der Bäume flog kreischend eine Schar von Papageien auf.

Fritze riß sein Gewehr an die Wange und wollte auf die letzteren schießen, Hammer aber schob es ihm weg und fragte:

„Was wollen Sie? Etwa Ihr Pulver unnütz verschwenden?"

„Unnütz? Fällt mich jar nicht ein! Ik wollte mich bloß zu unserm Fisch einen Jeflügelbraten schießen."

„Lassen Sie das! Wenn Sie keine Krokodilzähne haben, rate ich Ihnen nicht dazu. Der Papagei wird ungeheuer alt, und selbst in jungen Jahren ist sein Fleisch so zähe, daß es nicht genossen werden kann."

„Etwa wie der schöne Vogel Strauß, von dem wir uns auch so 'nen Braten leisten wollten, wie ik Sie erzählt habe?"

„Ja. Wir müssen uns mit unsern Fischen begnügen. Später, wenn wir wieder in Wälder und zu den mir befreundeten Cambas kommen, werden wir besser leben."

Die Pferde wurden abgesattelt, getränkt und auf die Weide gelassen. Die Reiter nahmen ihr Mittagsmahl ein und dann wiederholte sich genau das, was sich an der Blutegelquelle zugetragen hatte: Das Waffenversteck wurde gesucht, gefunden, ausgeleert und wieder zugemacht. Während dieser Arbeit war es Abend geworden, und man brannte einige Feuer an. El Picaro, der Schalk, machte wieder seine Witze, und die Deutschen saßen erzählend bei einander.

Der alte Anciano hatte sich diesen letzteren mit dem jungen Inka zugesellt, obgleich beide kein Wort deutsch verstanden. Der Alte hielt es der Abstammung seines Pfleglings wegen für angemessen, bei den vornehmeren Señores zu sitzen. Der Chirurg schien von ganz demselben Stolze beseelt zu sein, denn er gesellte sich auch zu ihnen, obgleich er nur dann, wenn sie spanisch redeten, ein Wort zur Unterhaltung beitragen konnte.

Später wurden die Wachen ausgestellt, und man legte sich zur Ruhe. Die ersteren hatten, da es kühl geworden war, die Aufgabe, die Feuer von Zeit zu Zeit zu schüren.

Ehe Don Parmesan sich zur Ruhe in seinen Poncho hüllte, sah er noch einmal nach seinen Blutegeln, denen er seit Mittag zweimal frisches Wasser gegeben hatte. Er stellte die Flaschen sorgsam zwischen sich und Fritze, welcher neben ihm lag, und wendete sich dann auf die Seite, um einzuschlafen.

Die Nacht verging ohne Störung, ohne daß etwas Ungewöhnliches geschah, außer man wollte das, was einer der Wachtposten gegen Morgen that, ungewöhnlich nennen. Dieser Posten war El Picaro, der Schalk. Eben hatte er wieder einmal die Feuer geschürt, da ging er nicht, wie vorher, wieder fort, sondern er schlich sich auf den Fußspitzen nach der Stelle hin, an welcher der Chirurg so tief schlief, daß man seinen Atemzügen den Ausdruck ‚schnorchen' hätte geben mögen. Er betrachtete jede einzelne Person genau, lauschte eine Weile und griff, als niemand sich regte, nach den Blutegelflaschen; es waren ihrer drei. Er öffnete sie, indem er den Baumwollenverschluß losband, und versuchte sodann, die Decke, in welche Don Parmesan sich gewickelt hatte, unten auseinanderzuschlagen. Es gelang. Der Chirurg trug, wie schon früher erwähnt, lange Stiefel, deren Schäfte er heute nicht ganz emporgezogen hatte; sie reichten ihm nur bis an die Kniee und bildeten dort trichterähnliche Oeffnungen, in welche El Picaro den Inhalt zweier Flaschen schüttete; dann schlug er die Decke wieder zusammen. Mit der dritten Flasche kroch er zu Fritze Kiesewetter hin. Auch dieser hatte sich in seinen Poncho gewickelt, den El Picaro an einer Stelle auseinanderzog, um dort die Flasche zu entleeren. Hierauf band er die drei Flaschen wieder zu, genau so, wie sie vorher verschlossen gewesen waren, und stellte sie an ihren Platz zurück. Dann kroch er leise davon, schlangengleich, wie ein Indianer. Erst als er aus dem Kreise, welchen der Schein der Feuer bildete, gekommen war, erhob er sich und ging nun weiter bis dorthin, wo er den andern Wachtposten wußte.

„Nun, ist's gelungen?" fragte dieser.

„Ja, vollständig," kicherte der lustige Bursche.

„Prächtig!" lachte auch der andere. „Was wird er sagen, wenn er merkt, daß er die Sanguijuelas auf dem Leibe anstatt in den Flaschen hat!"

„Es giebt einen Hauptspaß, zumal ich die Flaschen wieder zugebunden habe. Dann kann er es sich nicht erklären, wie sie herausgekommen sind."

„Hat er sie alle?"

„Alle nicht, obgleich ich die Flaschen leer gemacht habe. Es war keine leichte Arbeit, diese klebrigen Dinger, nachdem ich das Wasser abgegossen hatte, herauszuschütten. Ein andrer hat auch welche."

„Ein andrer? Wer?"

„Federico mit dem unaussprechlichen deutschen Namen, der Diener des Gelehrten."

„Dieser? Das hättest du nicht thun sollen. Er ist ein guter, ein braver Bursche."

„Nicht nur ein guter und braver, sondern auch ein lustiger Bursche. Ich beabsichtigte es eigentlich nicht; aber als ich ihn so schön nebenan liegen sah, da zuckte es mir so lange in den Fingern, bis er auch sein Teil erhielt. Wenn er später erfährt, wer es gewesen ist, wird er es mir nicht übel nehmen."

„Wie lange währt es, daß die Würmer angekrochen sind?"

„Wer kann das sagen! Ich bin kein Arzt und habe noch keinen Blutegel beobachtet. Vielleicht eine Stunde. Dann ist es Tag, und es wird so hell, daß wir die Bescherung sehen können."

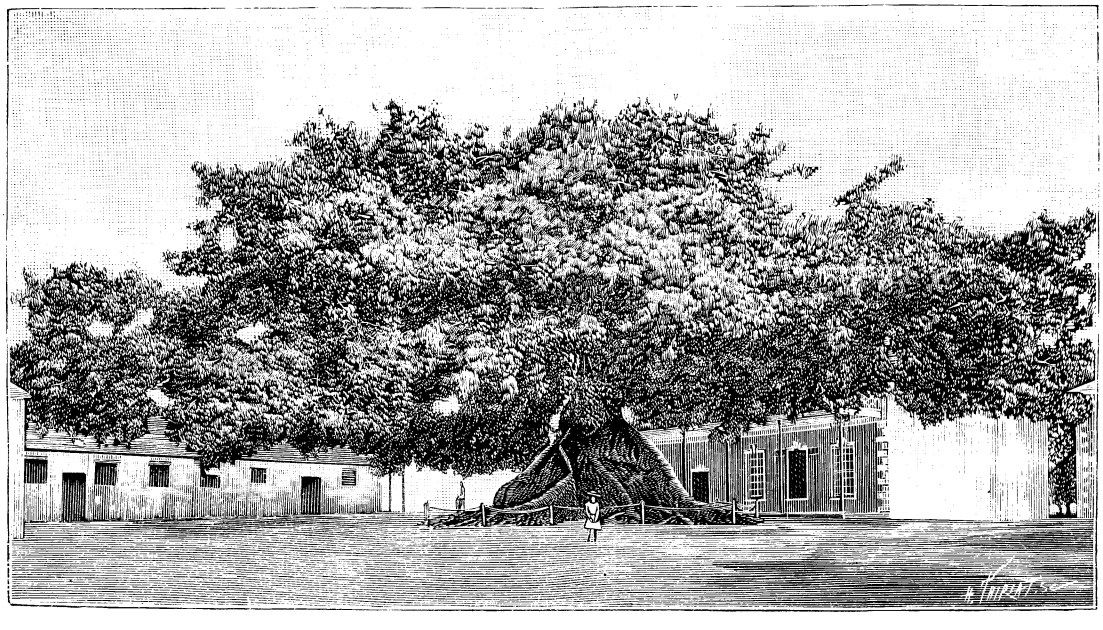
„Aber wir sollen doch noch vor Tage wecken!"

„Das thun wir eben nicht. Ich will mich lieber vom Jaguar ein wenig schelten lassen als auf so ein Vergnügen verzichten."

Die Zeit verging, und der Tag begann zu grauen. Sie weckten noch nicht, sondern begaben sich in die Nähe der Schläfer, um, hinter zwei Bäumen versteckt, die beiden Opfer ihres Scherzes zu beobachten. Es wurde so hell, daß sie dieselben genau sehen konnten.

Es handelte sich ihrer Ansicht nach nur um einen Spaß, und keiner von ihnen war, was man mit dem Worte schadenfroh bezeichnet. Dennoch mußten sie über das, was sie sahen, lachen, natürlich nicht laut, sondern in sich hinein. Die Blutegel hatten den Weg durch die Kleider gefunden und sich festgesaugt. Die von ihnen Ueberfallenen fühlten zwar den Angriff, der gegen verschiedene ihrer Körperteile gerichtet war, waren aber vom Schlafe noch so fest umfangen, daß sie nicht erwachten. Sie drehten sich von rechts nach links, von links nach rechts; sie griffen mit den Händen nach ihren Armen und Beinen; sie kratzten sich an allen Ecken und Enden und murmelten dabei leise Worte, welche man nicht verstehen konnte. Ihre Unruhe wuchs von Minute zu Minute, so daß El Picaro nun zu seinem Kameraden sagte:

„Wir dürfen nicht länger warten und müssen wecken, sonst erwachen sie von selbst."



Baumwollenbaum zu Nassau, der Hauptstadt der Bahamainseln.

Die beiden flüsterten und lachten noch eine Weile über diesen Gegenstand und gingen dann auseinander. Sie hatten die letzte Wache übernommen und waren also diejenigen, welche zu wecken hatten.

Sie riefen die Schläfer wach, und diese sprangen auf. Als der Vater Jaguar sah, daß es schon heller Tag war, wollte er ihnen Vorwürfe machen, wurde aber von einem lauten Ausrufe des kleinen Gelehrten unterbrochen, welcher, seinen Diener erstaunt anblickend, diesen fragte:

„Fritze, was hast du da im Gesicht? Ich denke, wir befinden uns an der Quelle der Krokodile und nicht an derjenigen der Blutegel!"

„Freilich ist dat richtig," antwortete der Gefragte. „Sie werden doch wissen, wo wir heut alljejenwärtig sind! Wir haben dat Vergnüjen, uns bei die Krokodils zu befinden."

„Aber es ist doch kein Krokodil, sondern ein Blutegel, welcher dir da an der Wange, lateinisch Gena, hängt. Und über der Nase hast du dir einen zweiten zerdrückt!"

„Fällt mich nicht im Traume ein! Ik quetsche mich weder einen Blutejel, noch ein Krokodil auf die Nase fest."

„Und doch hast du es gethan. Greif nur an die rechte Wange! Da hängt einer, und was für einer! Er hat sich vollständig dick gesaugt."

Fritze wollte dieser Aufforderung folgen und erhob die Hand. Da fiel sein Blick auf dieselbe; er ließ sie wieder sinken, starrte sie erstaunt an und rief sodann aus:

„Wat ist denn dat? Da hängt ein fremdes Jeschöpf, welches jar nicht zu mich jehört, an meine Hand! Ist dat ein Polyp oder eine jebackene Rettichsbirne?"

Er betrachtete den Egel, welcher allerdings in Birnenform von seiner Handoberfläche herniederhing. Er schüttelte die Hand, aber das Tier hing fest.

„Ein Blutegel ist's," erklärte Morgenstern. „Und der im Gesicht ist noch viel größer unddicker."

Fritze fuhr sich in das Gesicht, fühlte das Tier, faßte es fest, riß es los und warf es von sich. Natürlich begann die Stelle sofort zu bluten.

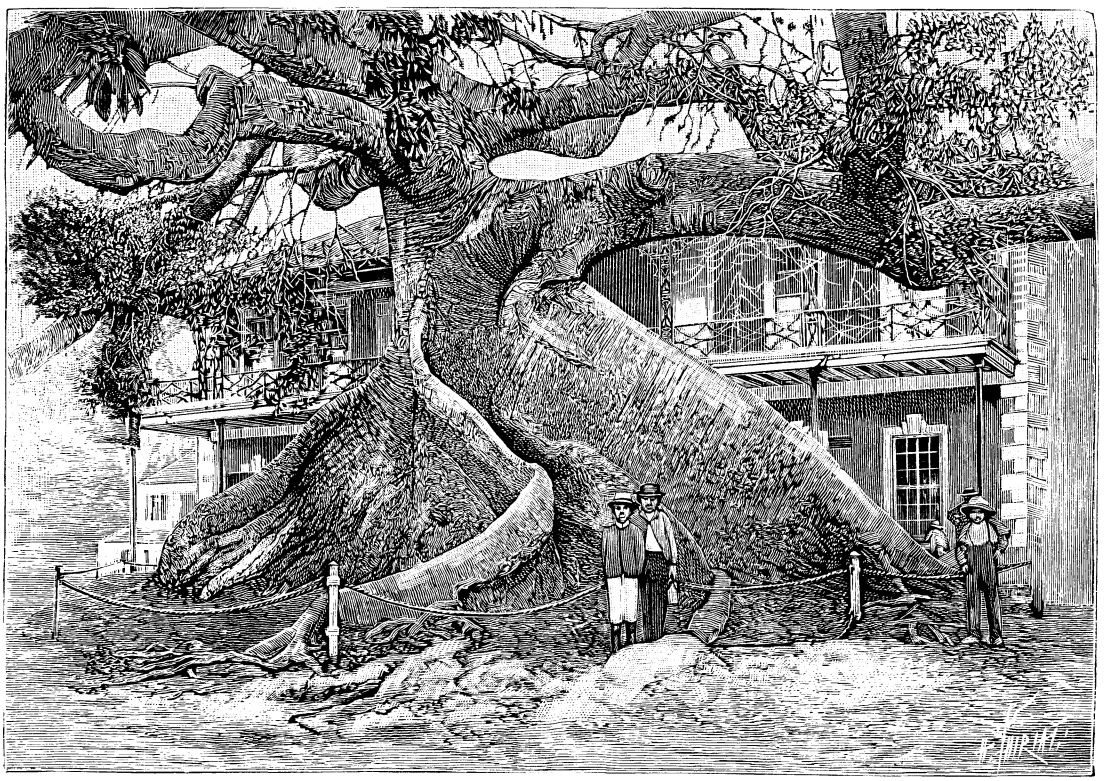
„Blutejel sind's, wahrhaftig, Blutejel! Fui Spinne!" schrie er auf. „Die habe ik an der letzten Quelle aufjelesen."

Die Argentinier lachten alle, obgleich sie seine Worte nicht verstanden. Er hatte am Halse noch einen Egel und einen andern hinter dem Ohre sitzen. Seitwärts hinter ihm stand Don Parmesan. Diesem hingen zwei Egel am Kinn. Er fühlte sie nicht. Er sah, um was es sich handelte, trat rasch vor und sagte zu Fritze, natürlich in spanischer Sprache:

„Sie haben Sanguijuelas im Gesicht, am Halse und am Ohre, Señor. Ich werde sie Ihnen abnehmen. Ich verstehe das. Halten Sie still; ich thue Ihnen nicht weh. Sie wissen, daß für mich nichts zu schwer ist. Ich nehme alles herunter."

Er griff nach dem Egel am Halse des anderen; dieser aber gab ihm lachend zurück:

„Operieren Sie erst sich selbst, Don Parmesan! Sie haben ja auch zwei Stück am Kinn hängen."



Stamm und Wurzel des Baumwollenbaumes zu Nassau auf den Bahamainseln.

„Ich?" fragte der Chirurg erstaunt. Er griff nach der bezeichneten Stelle und fühlte die Anhängsel. Da fuhr er erfreut fort: „Das ist gut! Die sind mir angelaufen, als ich mit den Füßen im Wasser saß. Ich habe sie hierher getragen, ohne es zu wissen. Ich werde sie abnehmen, ohne ihnen wehe zu thun und sie dann zu den andern in die Flasche stecken. Warten Sie, Señor! Dann befreie ich Sie auch von den Ihrigen."

Er machte einen leisen Versuch, seine Blutsauger zu entfernen, und da sie voll und satt waren, gelang es ihm sehr leicht. Dann bückte er sich nach seinen Flaschen nieder, hob die eine empor, machte ein verblüfftes Gesicht, nahm die andre und auch die dritte auf und rief dann bestürzt aus:

„Leer! Alle drei sind leer! Wo sind meine Sanguijuelas hin?"

Ein allgemeines lautes Gelächter antwortete ihm. El Picaro hatte seinen Gefährten ein heimliches Zeichen gegeben; sie verstanden ihn und wußten sogleich, woran sie waren. Darum antwortete Heronimo dem erstaunten Chirurgen:

„Wohin sie sind? Das müssen Sie doch fühlen, Don Parmesan. Ich glaube, Sie tragen sie alle an Ihrem Leibe. Und unser lieber Señor Federico mag auch einmal nachsehen, ob diejenigen, welche wir bis jetzt an ihm sehen, die einzigen sind, die sich für ihn interessieren."

Er trat zu dem Genannten, nahm ihm den Gürtel ab, zog die Brustschlitze des Hemdes auseinander und fuhr dann lachend fort:

„Dachte es mir! Eine ganze Kolonie von Blutegeln, einer immer neben dem andern! Señor, die lieben Tiere müssen eine ungemeine Zuneigung für Sie haben!"

„Danke für die Zuneigung!" antwortete Fritze zornig, indem er nach seiner Brust griff, um die Egel abzureißen. Da aber fiel Don Parmesan ihm in die Arme, hielt dieselben fest und schrie entsetzt:

„Halt, halt, Señor! Meine Flaschen sind leer; das sind also meine Sanguijuelas, an denen Sie sich nicht vergreifen dürfen! Sie sind mir entschlüpft, und ich muß sie mir wieder einfangen, einzeln und behutsam, damit ich keinen verletze."

„Ach, was geht es mich an, wem diese Raubtiere gehören!" antwortete Kiesewetter erbost. „Ich lasse mich nicht von ihnen anfallen und auffressen. Herunter mit ihnen!"

Er wollte diesen Vorsatz ausführen, doch der Chirurg hielt ihm die Arme noch immer fest und bat in flehendem Tone:

„Nein, nein, Señor! Ich ersuche Sie inständigst, mir den Gefallen zu thun. Ich lese sie Ihnen ab, und wenn alle an Ihnen hängen sollten!"

„Alle? Das fehlte noch! Ich habe genug an diesen da, und wenn — —"

Er hielt inne und machte ein Gesicht, als ob er auf etwas lausche; dann schlug er sich mit den Händen kräftig gegen die Oberarme, die Schenkel und andre Körperteile und wetterte, im höchsten Grade ergrimmt:

„Ja, ich habe sie alle, alle! Ich fühle es jetzt ganz deutlich!"

(Fortsetzung folgt.)

Merkwürdige Bäume.

(Fortsetzung und Schluß.)

Ein andrer, höchst merkwürdiger Baum in Frankreich ist der Taxus zu Haye de Boutot. Er befindet sich auf dem Kirchhof des genannten Dorfes und hat

12 m Stammesumfang. Im Jahre 1886 hat man im Innern des Stammes eine kleine Kapelle eingerichtet. Nach der Schätzung eines Sachverständigen soll dieser Baum 1300 bis 1400 Jahre alt sein. Er ist gegenwärtig noch voller Lebenskraft; seine Aeste, die auf unsrem Bilde leider nur zum Teil zu ersehen, sind nicht sehr lang; im allgemeinen bilden sie die Form einer Pyramide.

Ein zweiter, auf demselben Kirchhof von Haye de Boutot befindlicher Taxus geht seinem Untergang entgegen: Stamm und Hauptäste sind hohl.

Der königliche Garten von Ajuda zu Lissabon besitzt den Vorzug, eine der größten Merkwürdigkeiten aus dem Pflanzenreiche überhaupt, nämlich einen Drachenbaum, Dracaeno Draco, zu besitzen. Die Krone dieses Exemplars hat mehr als 36 m Umfang, ihre untere Fläche ist ungefähr 2 m vom Boden entfernt. Es würde schwer halten, das Alter dieses Baumes zu bestimmen, aber man ist zu der Annahme berechtigt, daß der Drachenbaum von Ajuda einer der ersten, wenn nicht der erste überhaupt ist, der in Europa gepflanzt wurde. Da als Zeitpunkt seiner Anpflanzung das Jahr 1640 gilt, so würde er gegenwärtig 251 Jahre zählen. Die eigentliche Heimat des Dracaeno Draco ist Ostindien.

Der Drachenbaum, zur Familie der Spargelgewächse gehörend, besitzt die Fähigkeit, ungeheure Größenverhältnisse zu erreichen. Der Stamm, äußerst dick im Verhältnis zu seiner Höhe, ist oben ästig, durch zahlreiche, fast regelmäßige Teilung; die Zweige endigen mit einem Büschel von schwertförmigen, dornigen, 2 bis 3 Fuß langen Blättern; die 3 bis 4 Fuß hohe Blütenrispe nähert sich im Blütenbau unsrem Spargel. Die einzelnen Blüten sind außen grünlichweiß, innen mehr weiß. Der Drachenbaum sondert in Einschnitten, welche man in seinen Stamm macht, ein rotes Harz aus, das sogenannte Drachenblut, das früher in den Apotheken hohes Ansehen genoß, gegenwärtig aber nur zu Räucherpulver, Firnis u. dgl. nebenbei Verwendung findet.

Einer der schönsten und merkwürdigsten Baumwollenbäume steht zu Nassau, der Hauptstadt der Bahamainseln, wo er in hohem Grade die Bewunderung aller Reisenden erregte, die ihn sahen. Neuerdings ist dieser unvergleichliche Baum durch den Botaniker Coonley eingehender untersucht worden; wir entnehmen den Mitteilungen dieses Fachmannes folgende Einzelnheiten. „Der Baumwollenbaum zu Nassau bedeckt mit seinen Aesten eine Fläche, welche 60 m Länge erreicht; der Baum würde noch größer sein, wenn er nicht neuerdings beschnitten worden wäre. Ganz ungeheuer sind die Wurzeln des Baumes, dabei erheben sie sich ungefähr 12 m über den Boden." — „Wir haben da," sagt unser Gewährsmann, „einen Baum vor uns, dessen Aeste sich ungefähr 30 m weit nord- und südwärts vom Stamm entfernen; der Baum wächst auf einem Felsen, welcher den Wurzeln nicht gestattet, tief in den Boden einzudringen; man kann nicht genug das weise Walten der Natur bewundern, welche die gewaltigen Stützen des Baumes in der Form von Wurzeln geschaffen, wodurch es der ungeheuren Masse des Baumes ermöglicht wird, sich über der Oberfläche der Erde zu halten. Die Blätter fallen beim Nahen des Frühlings ab und neue sprießen wenige Tage später hervor.

Englische Kamelreiter.

Als im Jahre 1884 General Wolseley zum Oberkommandanten der englischen Streitkräfte in Egypten ernannt und mit dem Entsatze des General Gordon betraut wurde, der damals bekanntlich in Chartum vom Mahdi eingeschlossen lag, hatte sich Wolseley in seinen organisatorischen Unternehmungen und im Hinblick auf die bevorstehende strapaziöse und gefahrvolle Expedition mit seinem militärischen Material den örtlichen Verhältnissen nach Möglichkeit anzupassen. Ein Ergebnis dessen war unter anderem die Errichtung eines Kamelreitercorps. Dasselbe bestand aus etwa 1200 Mann, die den englischen Kavallerieregimentern entnommen waren. Diesem Corps sollte hauptsächlich die Aufgaben des Sicherheits- und Kundschafterdienstes obliegen, die es denn auch zu völliger Zufriedenheit löste. Als Reittiere dienten einhöckerige Kamele (Dromedare), die als besonders schnellfüßig und ausdauernd gelten. Unsere Bilder Seite 331 stellen einen Teil dieser Truppe dar, in dem Augenblicke, als zu einem Marsche „angetreten" und „aufgesessen" wird. Auf dem Zuge durch die Wüste trug jedes Kamel außer dem voll ausgerüsteten Reiter einen entsprechenden Munitions-, Proviant- und Wasservorrat und ein halbes Zelt.

Ein Mann eigener Kraft.

Friedrich König, der Bahnbrecher auf dem Gebiete der Buchdruckerkunst, der Erfinder der Buchdruck-Schnellpresse, war im vollsten Sinne des Wortes ein Mann eigener Kraft. Am 17. April 1775 in einem Hause auf der Nußbreite zu Eisleben geboren, erhielt er eine sorgfältige Erziehung und trat dann im Jahre 1790 als Lehrling in die rühmlichst bekannte Buchdruckerei von Breitkopf und Härtel in Leipzig ein. Seinen Wissensdurst suchte er durch Selbststudium zu befriedigen, und als ihm dies nicht auszureichen schien, besuchte er die Leipziger Universität, wo er ein Jahr lang besonders dem Studium der Geschichte und Philosophie und der alten und neuen Sprachen oblag. Im Jahre 1800 gründete er in Greifswald eine Buchhandlung. Unter dem Drucke der Zeitverhältnisse verlor König indes in wenig Jahren den größten Teil seines Vermögens, und damit wurde zugleich die Ausführung seines Planes in weite Ferne gerückt, die Mängel der alten Handpresse zu verbessern. Die mehrfachen Anträge, die König bei verschiedenen Regierungen in dieser Beziehung stellte, fanden keine Beachtung, und auch in Petersburg, wo man ihm bestimmte Versprechungen gemacht hatte, sah er sich bitter getäuscht.

Ein Rest von wenigen Thalern war dem rastlos schaffenden Manne von seinem Vermögen geblieben. Mit diesem schiffte er sich nach England ein, wo er zuerst als Buchdruckergehilfe sein Leben fristete und dann Geschäftsführer eines deutschen Buchhändlers so lange war, bis er die Bekanntschaft zweier Männer machte, welche seinen Ideen Verständnis entgegenbrachten und ihm beistanden, dieselben zu verwirklichen.

Der erste dieser Männer war Königs Landsmann Andreas Friedrich Bauer. In Stuttgart am 18. August 1783 geboren, hatte sich Bauer schon in seiner Jugend mancherlei Kenntnisse und praktische Erfahrungen erworben. Nachdem er in Tübingen Mathematik und Philosophie studiert und sich den Doktortitel erworben hatte, trat er bei einem Mechanikus in Stuttgart in die Lehre und eignete sich bei diesem großes Verständnis und Geschick in mechanischen Arbeiten an, das ihm später bei Entwickelung der

Schnelldruckmaschine sehr zu statten kam. In London, wohin er sich im Jahre 1805 begeben hatte, lernte er seinen Landsmann König kennen.

Der zweite von denjenigen Männern, welche König näher traten, war ein Engländer, der reiche Buchdrucker Bensley. Derselbe bot die Geldmittel, mit welchen der „Deutsche" (König) die ihm vorschwebenden Verbesserungen der Buchdruckpresse hoffte ins Werk setzen zu können. Damals, als Bauer hinzutrat, hatte König bereits in White Croß Street eine mechanische Werkstatt errichtet und auch schon die ersten Arbeiten zum Bau seiner Druckmaschine in Angriff genommen. Die Priorität der Erfindung der Schnellpresse bleibt König sonach unbestritten. Wichtig war indessen Bauers Hinzutritt, und ein Ausspruch Königs über seinen Genossen bürgt für seinen neidlosen Charakter und seine noble Gesinnung. König sagt: „Wenn zwei Menschen gemeinschaftlich und im höchsten Vertrauen zu einander einen Zweck dieser Art verfolgen, so dürfte es schwer sein, den Anteil zu bestimmen, den ein Freund gehabt hat, der bei allem zu Rate gezogen, mit dem jede Angelegenheit des Geschäftes überlegt worden ist; wir haben einander selbst nie Rechenschaft abgelegt oder abgefordert."

Aber nur langsam konnte das Werk bei dem niedrigen Stande der mechanischen Hilfsmittel jener Tage gedeihen. Endlich stand die erste Schnellpresse fertig da und lieferte am 29. November 1814 ihre erste Arbeit — eine Nummer der „Times". Zu ihrer Herstellung wurde die Dampfkraft benutzt, wie die betreffende Anzeige besagt, welche in deutscher Uebersetzung lautet:

„The ⊰✲⊱ Times"

London 29. November 1814.

„Unsre Zeitung vom heutigen „Tage übergiebt dem Publikum das „praktische Resultat der größten Ver„besserung, welche die Buchdruckerkunst „seit ihrer Erfindung erfahren hat. „Der Leser dieses Paragraphen hält „jetzt einen der vielen tausend Ab„drücke der Times in der Hand, die „vorige Nacht durch einen mechanischen „Apparat gedruckt wurden. Ein fast „organisches System von Maschinerie „ist erfunden und ausgeführt worden, „während es den Menschen von den „mühevollen Anstrengungen des Druk„kens befreit, alle menschlichen Kräfte „an Schnelligkeit und Wirksamkeit „weit hinter sich läßt. Ueber die „Person des Erfinders haben wir „weniges hinzuzufügen. Sir Christopher „Wrens edelstes Denkmal ist das Ge„bäude, welches er errichtete; ebenso „ist die beste Lobpreisung, die wir dem „Erfinder der Druckmaschine darbringen „können, in vorstehender Beschreibung „von der Mächtigkeit und Nützlich„keit seiner Erfindung begriffen. Nur „das wollen wir noch hinzufügen, „daß er von Geburt ein Sachse und „sein Name: König ist, und daß die „Erfindung unter Leitung seines Freun„des Bauer ausgeführt wurde.

The Times vom 29. Nov. 1814."

So leicht wurde dem Besitzer der „Times", John Walter, der beiläufig auch deutscher Abstammung war, die erste Anwendung der Königschen Erfindung jedoch nicht. Man getraute sich nicht, die Maschine in den Räumen der „Times" selbst aufzustellen, da man die angedrohte Auflehnung der Arbeiter fürchtete, die in ihrer Erregung schrien: „Wir werden alles zerstören und jedermann entgegen treten, der unsrer Beschäftigung ernstlich Eintrag thun will." Die Nacht, in der die in einem Nebenhause untergebrachte Maschine zuerst Proben ihrer Thätigkeit ablegte, hatte John Walter große Besorgnis verursacht. Glücklicherweise verlief sie ruhig und Walter konnte am frühen Morgen seinen erstaunten Gehilfen verkünden, daß die „Times" auf einer mittels Dampfes in Bewegung gesetzten Maschine hergestellt worden sei.

Die Leistungen der neuen Schnellpresse waren so befriedigender Natur, daß der Eigentümer der „Times" gleich nacheinander zwei sogenannte „Doppelmaschinen" den deutschen Erfindern König und Bauer in Auftrag gab.

Allmählich wurde der Gebrauch der Schnellpresse allgemeiner. Sie wurde fortwährend vervollkommnet und ohne Schnellpressen ist in unsren Tagen kaum noch eine Buch- oder Zeitungsdruckerei denkbar.

Schon in ihrer ersten Form bei Herstellung der erwähnten Nummer der „Times" vom 29. November 1814 bewies die Königsche Erfindung die große Ueberlegenheit gegenüber dem seitherigen Verfahren. Mit der bisherigen Handpresse waren in der Stunde kaum 250 Abzüge hergestellt worden; die Schnellpresse dagegen lieferte pro Stunde 1100 Exemplare. Natürlich war das Erstaunen des Publikums groß, als man erfuhr, daß die Maschine die meisten Vorrichtungen des Druckers automatisch besorge, die Farbe selber auftrage und verteile, die Lettern schwärze und den Druck auf das Papier bringe, so daß nur eine Arbeitskraft notwendig sei, die einzelnen Bogen aufzulegen und nach dem Druck wieder fortzunehmen.

Das Los der meisten Erfinder, von andern ausgenutzt zu werden, sollte König und Bauer auch nicht erspart bleiben. Ihr Kapitalist Bensley verschmähte kein Mittel, ihnen den materiellen Erfolg ihrer Arbeit zu entziehen. Dadurch wurde den beiden deutschen Erfindern der Aufenthalt in England immer mehr verleidet und sie beschlossen, wieder in ihr deutsches Vaterland überzusiedeln. Im Jahre 1817 gründeten sie in dem ehemaligen Prämonstratenserkloster in Oberzell eine neue Schnelldruckmaschinenfabrik, die noch in voller Blüte besteht. Im Hofe des umfangreichen Gebäudes befindet sich eine herrliche Edeltanne, die Friedrich König bei Vollendung der ersten dort gebauten Presse selbst gepflanzt hat. Es war das im Jahre 1822. Vier Druckmaschinen wurden im ersten Jahre des Bestehens der Fabrik vollendet. Davon erhielten zwei die ehemalige Deckersche Hofbuchdruckerei und zwei die frühere Haude und Spenersche Zeitung. Zwei Jahre später lieferte die Firma zwei Schnellpressen der Cottaschen Buchdruckerei in Augsburg (Augsburger „Allgemeine Zeitung").

Im Laufe der Zeit entfaltete sich die Fabrik immer mehr zu einer Musteranstalt in ihrem Genre und zu einer Pflanzstätte für Erbauer von Schnellpressen.

Im Jahre 1833 den 17. Januar setzte der Tod dem rastlosen und segensreichen Wirken Friedrich Königs ein Ziel. Eine sinnreiche, vom Professor Seuffert in Würzburg gedichtete Inschrift auf Königs Grabdenkmal lautet:

„Vorwärts dringet die Zeit
Und die Presse hat zehnfaches Tagewerk;
Daß sie genüge dem Dienst,
Hast Du ihr Flügel geliehen."

Von da ab leitete Bauer das Unternehmen zunächst allein, dann in Gemeinschaft mit den Söhnen des vorangegangenen Freundes, bis ihn am 27. Februar 1860 ebenfalls der Tod abgerufen hatte.

Knöcherne Schlittschuhe.

Wie euch, liebe Kameraden, aus der Mythologie bekannt ist, führen sich alle Erfindungen des Altertums auf Gottheiten, als Wohlthäter des Menschengeschlechtes, zurück. Die Bearbeitung der Metalle knüpft sich an den Namen des Vulkan, die Baukunst an die Athene, der Landbau an die Ceres. So ist es auch mit den Schlittschuhen und der Kunst des Schlittschuhlaufens. Wie es in der nordischen Göttersage heißt, war es der Gott des Winters, Ullr mit Namen, der sie ersann. Da es aber damals noch keinen Dannemora-, Tiegel-, Bessemer- oder Martinstahl gab, so fertigte er sie aus dem besten Material, was ihm eben zugänglich war, aus Knochen, und zwar aus den äußerst harten Röhrenknochen der Renntiere. Er heißt daher auch der Gott des Schlittschuhlaufs. Er ist in Tierfelle gehüllt, trägt Pfeil und Bogen und bewegt sich mit der Behendigkeit eines Fisches in der kristallenen Flut über Eisfelder und Gletscher dahin. Von dem Gott Ullr ist nun freilich nichts andres geblieben, als dies mythologische Bild; die knöchernen Schlittschuhe aber sind eine kulturhistorische Thatsache. Zahlreiche Ausgrabungen in Skandinavien, auf Island, in Friesland, auf den Zeeländischen Inseln, in Pommern, in der Mark Brandenburg, bis hinauf ins Alpengebiet, speziell in Mähren und in den Schweizer Pfahlbauten, haben solche Schlittschuhe zu Tage gefördert. Wer von euch mal nach Leyden oder Kopenhagen kommen sollte, der kann in den dortigen Museen Sammlungen von knöchernen Schlittschuhen in Augenschein nehmen. Die Kameraden, die dort wohnen, werden das bestätigen können. Wie es scheint, wurden die knöchernen Schlittschuhe durch die eisernen aber nur langsam verdrängt. Wie es mit allen Dingen geht, konnten sich anfangs nur bemittelte Leute eiserne Schlittschuhe anschaffen, die unbemittelten Klassen blieben beim Alten. Ja, in einigen abgelegenen Gegenden hat es bis zu Anfang dieses Jahrhunderts noch vereinzelt knöcherne Schlittschuhe gegeben. Auch die Schlittenläufe bestanden ursprünglich aus Knochen. Professor Virchow in Berlin teilt mit, daß er in seiner Jugend selbst einen derartigen Schlitten besessen habe. Das war vor etwa sechzig Jahren, denn Professor Virchow wurde 1821 zu Schievelbein geboren. Daß die Skandinavier den Schlittschuhen göttlichen Ursprung zuschrieben, ist nicht schwer zu erklären. Man braucht sich nur die nordischen Verhältnisse zu vergegenwärtigen. Dort dauert der Winter acht bis neun Monate. Es gibt dort zahlreiche langgestreckte Seen, die in eben so vielen Flüssen, Elf genannt, nach der Ostsee abfließen. Diese sind während dieser ganzen Zeit zugefroren und bilden spiegelglatte Flächen von hunderten Kilometer Länge. War da der Schlittschuh als leicht zu handhabendes, rasch vom Fleck bringendes Verkehrsmittel nicht eine äußerst wichtige Erfindung?

Kaufmannslehrling vor dreißig Jahren.

(Schluß.)

Der Alte will verreisen. Wir lassen uns photographieren. Meine erste Geschäftsreise.

„Schreübe mir den Reüseauszug für die unterländische Tour heraus," — sagte eines Tages der Alte, — „ich muß mich dör Kundschaft sölbst wieder eünmal zeügen und wörde auf vüerzöhn Tage hünaus fahren."

Das war ein Vergnügen für uns! In ein paar Stunden lag der Reiseauszug auf dem Pulte des Prinzipals und dieser traf seine Anordnungen zur Abfahrt.

Wir selbst hatten aber auch schon einen Plan gefaßt, der jetzt in der Abwesenheit des Alten ausgeführt werden sollte; wir wollten uns alle im Comptoir- und Magazinsanzug auf einem gemeinschaftlichen Bilde photographieren lassen. Gesagt, gethan! Andern Tages mit dem Frühesten kutschierte der Alte zum Thore hinaus, nachdem er noch vorher alle möglichen Anordnungen hinterlassen hatte. Am Nachmittag, gleich nach dem Essen wollten wir uns photographieren lassen, wenn auch das Geschäft erst um zwei Uhr aufgemacht würde, das schadete das eine Mal doch nichts. Der Hausknecht fuhr mit einer Ladung leerer Kisten, Körbe und Fässer, sowie einigen mit Heu vollgestopften Ballen, die alle schön mit Hauszeichen und Nummern versehen waren, zum Photographen. Diese Sachen sollten zur Staffage dienen und pünktlich um ein Uhr stellten wir uns alle selbst ein, um Geschäftstoilette zu machen und uns zu einer malerischen Gruppe zu vereinigen. Nun, das Bild ist recht hübsch geworden, die Geschichte dauerte aber doch bis halb drei Uhr und das Geschäft war ganz und gar geschlossen; eine unerhörte Thatsache, wenn das der Alte wüßte! Mit etwas schwerem Herzen, wir waren alle an strenge Pflichterfüllung zu sehr gewöhnt, um uns keine Gewissensbisse zu machen, rannten wir ins Geschäft. Als wir die Hausthüre öffneten, was stand im Hofe? — Der Reisewagen des Alten.

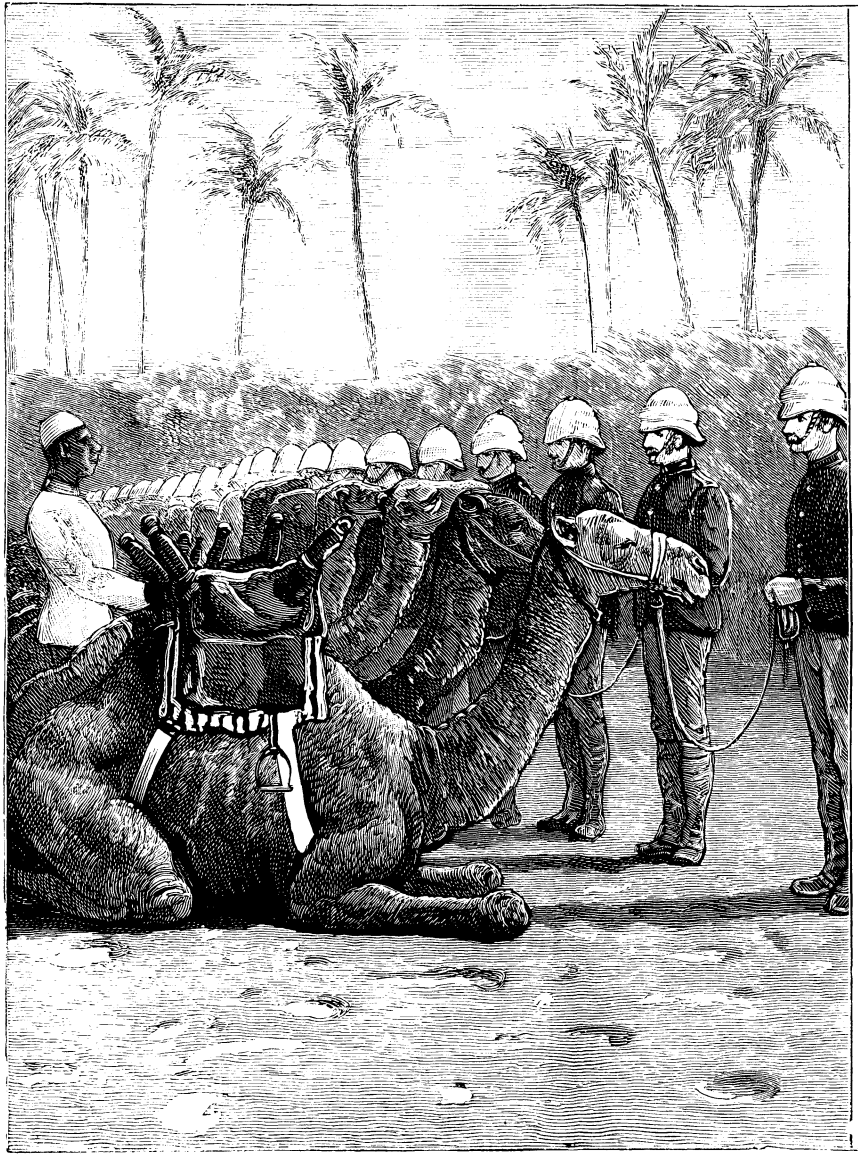
Nun, jetzt konnte es gut werden! Was war da anzufangen, unser Gewissen begann sich mächtig zu regen. Doch der erste Magazinier, Herr Keil, ein munterer junger Mann, vor dem wir alle schon deswegen großen Respekt hatten, weil er schon einmal ein Jahr lang in London volontierte, verlor wie gewöhnlich den Kopf auch in dieser kritischen Situation nicht. „Laßt mich nur machen," sagte er, „ich geh hinauf zum Alten und du, Jacques, begleitest mich!" Ich wäre selbstverständlich lieber unten geblieben.

> Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
> Gefährlich ist des Tigers Zahn,
> Jedoch der schrecklichste der Schrecken,

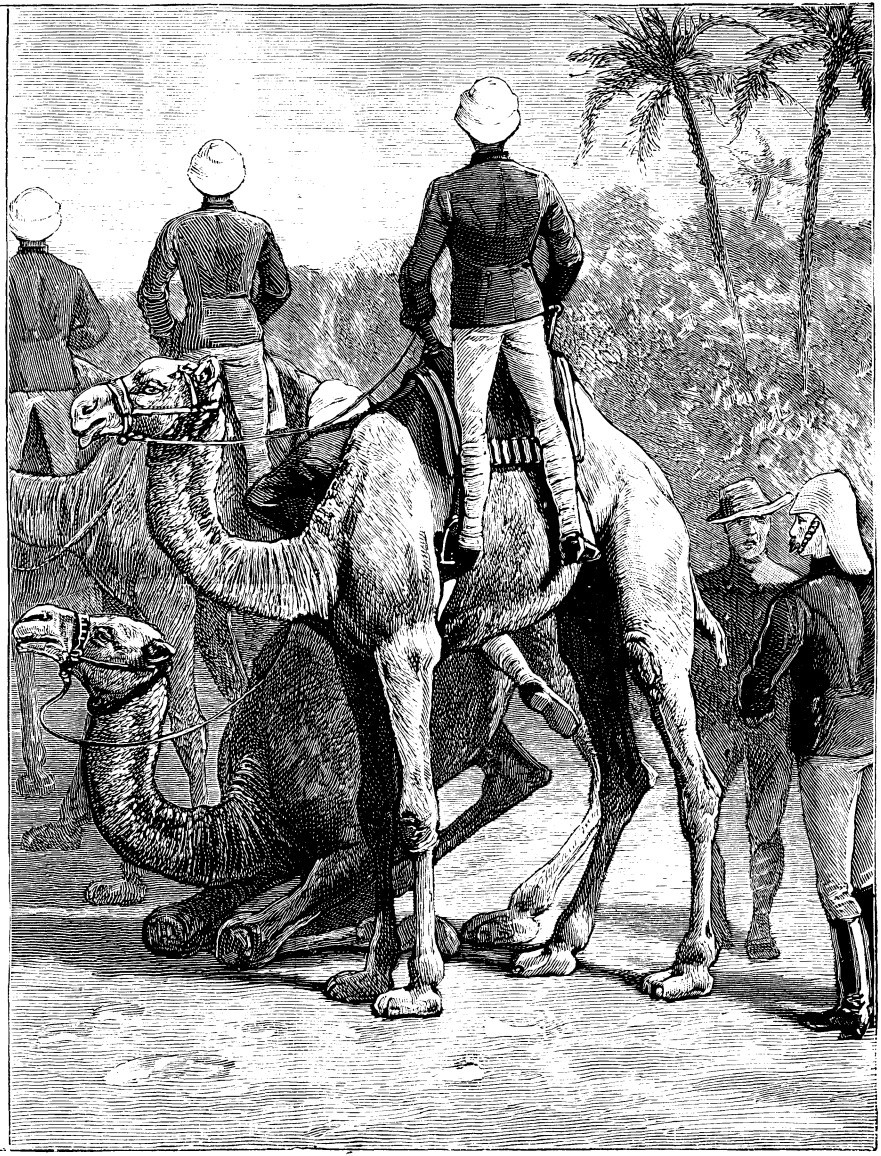
das was für uns unbedingt jetzt der Alte und je mehr wir uns seinen Zimmern näherten, desto unheimlicher wurde es mir ums Herz.

Doch es half alles nichts mehr, angeklopft also und „hörreün!" schallt's von innen, mit einer Stimme, die nichts Gutes verhieß. Da saß er vor seinem Schreibtisch und schnaufte ganz mächtig.

„Schöne Göschichten das, Hörr Keül! ja, ja, da süeht man's, was für eün zuvörläßiges Pörsonal man bezahlt; wönn düe Katze fort ist, dann tanzen die Mäuse! hätte das nücht von Uehnen örwartet, Hörr Keül!" Das alles war in immer sich steigerndem Tone gesprochen und jetzt holte er Atem, um im Fortissimo einzusetzen, als Keil sagte: „Bitte, Herr



„An die Kamele!"



„Aufgesessen!"

Reitübungen des englischen Kamelreiter-Corps in Aegypten.

Schwarzenholz, uns Gehör zu schenken. Uns allen ist durch Ihre Zurückkunft eine große Freude verdorben worden. Um unsrem hochverehrten Prinzipal unsere Liebe und Anhänglichkeit zu beweisen, hat das gesamte Geschäftspersonal beschlossen, sich im Geschäftskostüm auf einem gemeinschaftlichen Bilde photographieren zu lassen und Ihnen dieses Bild an Ihrem demnächstigen Geburtstag feierlich zu überreichen. Heute benutzten wir Ihre Abwesenheit, um die Photographie aufnehmen zu lassen, unsre Freude ist jedoch ins Wasser gefallen, da es nun natürlich mit der Ueberraschung vorbei ist."

Während dieser Rede hatte sich das Gesicht des Alten merkwürdig aufgeheitert; nichts schmeichelte ihm so sehr, als wenn man ihm eine Ehre erweisen wollte.

„Ha, ha, ha, ha! ja, das üst eün Spaß, spazzacamino! da muß üch schon eün Auge zudrücken; Heidenwelt und grüne Waldsalben! wenn sich die Sache so verhält. Aber wönn üch nun morgen abreüse, so muß üch doch örnstlüch bütten, vor allem düe Uentöröffen dös Göschäftes üm Auge zu böhalten, sonst müßte üch örnstlüch böse werden. Apropos Jacques, wögen dür bün üch eügentlich umgeköhrt. Du büst jötzt dör älteste Löhrling und da solltest du doch ötwas üns Reüsen eüngeweüht wörden; göh jötzt nach Hause und packe ötwas Wäsche zusammen, morgen früh um fünf Uhr fährst du dann müt mür auf zwei Wochen ün's Unterland."

„Hurra!" schrie ich, als wir wieder unten bei dem erstaunten Comptoirpersonal waren, „morgen geht's auf die Reise!"

Der Morgen graute kaum, da stand ich schon reisefertig im Hofe und harrte des Befehles, den Braunen einzuspannen. Die Zeit des Wartens kam mir sehr lange vor und es stieg schon ein Bangen in mir auf, ob der Alte sich am Ende über Nacht nicht anders besonnen hätte. Doch da schallte ja der bekannte, langgezogene Pfiff von seiner Wohnung herunter und gleich darauf ließ sich seine Stimme hören: „Ha, ha, ha, ha! da büst du ja schon, nun, das ist röcht, ein Reüsender muß pünktlich sein und früh aufstöhen, also spanne nur eün, üch wörde sogleüch erscheünen!"

Kaum war ich fertig, war Herr Schwarzenholz schon unten und hielt Generalmusterung, schalt den Johann noch einmal tüchtig aus, weil ihm die alte Reisechaise nicht blank genug geputzt erschien, obgleich Johann alles mögliche gethan hatte, um ihr ein jugendlicheres Aussehen zu verleihen und — nun mehrmaliges Peitschenknallen und fort ging's zum Thor hinaus in den frischen Herbstmorgen hinein. Mit dem Alten war gut reisen; wenn er dem Geschäftshause den Rücken gekehrt hatte, war er die Liebenswürdigkeit selber. Er übergab mir Peitsche und Zügel und war redlich bemüht, mich richtig kutschieren zu lernen, wobei er mir alle möglichen Erlebnisse aus seinem vieljährigen Reiseleben erzählte, als er noch als Musterreiter, hoch zu Roß, die Kunden besucht hatte.

Jetzt waren wir an der ersten Station angelangt und hielten vor dem Laden des Kaufmanns Hölzle.

„So, Jacques, nun göhst du ün den Laden und machst deüne Offerte, du sagst Hörrn Hölzle, deün Kutscher warte außen, denn eünstöllen thun wür noch nücht, es üst noch zu früh."

Ich nahm also den Musterkoffer und versuchte mein Heil beim alten Hölzle, bekam Geld und einen ganz hübschen Auftrag, wie ich meinte; als ich aber wieder in den Wagen steigen wollte, mußte ich erfahren, daß mein Kutscher ganz andrer Ansicht war, denn ich hätte dem Hölzle nach seiner Meinung doch noch das und das aufhängen sollen. „Da muß üch doch noch einmal sölbst hüneün. Ha, ha, ha, ha! lüeber Hörr Hölzle! nücht wahr, das üst eünmal ein Spaß, spazzacamino!" so begrüßte er den überraschten Landkaufmann, der nun natürlich noch einmal frisch eingeseift wurde, und so ging es von Station zu Station — erst seifte ich, dann er.

Abends wurde alsdann die Reisekasse gezählt und eingetragen, der Kommissions- und Reisebericht geschrieben, das Geld rolliert, die überflüssige Kasse nach Hause geschickt und dann ging's in die Wirtschaft, wohin der Alte eine Anzahl besserer Kunden, die er andern Tags besuchen wollte, auf einen guten Schoppen Wein gebeten hatte. Da ging's dann lebhaft zu; der Alte konnte mehr als liebenswürdig sein, wenn es zum Geldverdienen nötig war. So durfte z. B. das Dessert vom Mittagessen niemals in den Magen wandern, sondern der Teller wurde hübsch säuberlich bis zum letzten Stückchen geleert und Konfekt und Früchte in die Taschen gesteckt, „für düe lüeben Künder," sagte der Alte, „damit macht man sich die Frauen zum Freunde." Beim nächsten Besuch eines Geschäftsfreundes führte er dann seine Absichten immer sogleich aus: „Ha, ha, ha, ha! habe der kleünen, — wie heüßt süe doch — Marie? — ja der kleünen Marie ötwas mitgebracht — hier lüebes Künd, lasse ös dür gut schmöcken!" — „Ja, ja, der Herr Schwarzenholz ist eben immer aufmerksam," sagte dann die geschmeichelte Mama, — „du Mann, von dem und dem Artikel haben wir auch nicht mehr viel im Magazin," und der Alte, respektive ich, denn ich war in solchen gemeinsamen Aktionen sein Sekretär, ich schrieb den Auftrag ins Notizbuch.

Der Hauptkunde des Platzes, wo wir den ersten Sonntag gemacht hatten, besaß ein paar Töchter. — „Jacques, die Damen führst du heute nachmittag spazüeren, befahl mir der Alte; „nun, du brauchst dich nücht zu genüeren und rot zu wörden, eün angöhender Reüsender muß auch müt den Damen verköhren lörnen, das ist mitunter söhr vorteilhaft für das Göschäft."

Mit einem Kronenthaler in der Tasche fuhr ich alsbald mit meinen zwei Landpomeranzen so flott zu dem alten Stadtthor hinaus, daß alle Fenster an den Häusern sich öffneten und es unsrem guten Braunen, dem ich die Peitsche zu kosten gab, was er gar nicht gewöhnt war, angst und bang wurde.

Unterwegs kehrten wir ein und ich regalierte die beiden Mädchen mit Kuchen und Wein und weil gerade Tanzmusik war, machte ich auch ein Tänzchen mit ihnen, so daß sie seelenvergnügt nach Hause kamen und den Eltern nicht genug davon zu erzählen wußten, was für ein galanter aufmerksamer junger Mann ich sei.

„Er hat eben darin einen guten Lehrmeister," meinte der Philister von Vater, aber auch der Alte war mit meinen Leistungen zufrieden und versprach mir zur Belohnung, daß ich demnächst auch einmal allein eine kleine Reisetour machen dürfe.

Das Lehrlingsexamen. Ich werde Commis und gehe in die Tanzstunde. Abreise nach London. Schluß.

„Am 1. Oktober ist Lehrlingsexamen," also stand im Wochenblatt zu lesen. Vorbereitet hatte ich mich dazu zur Genüge, jetzt aber, als der Entscheidungstag vor der Thüre war, wurde ich doch etwas

ängstlich und benutzte die wenigen noch freien Abende, die mir zu diesem Zweck der Alte freigab, dazu, nochmals das ganze kaufmännische Wissen nach dem Lehrbuche, das ich besaß, durchzurepetieren.

Das Examen, welches vor dem versammelten Handlungsvorstand abgelegt werden mußte, war gar nicht so leicht. Es bestand in einer mündlichen und einer schriftlichen Prüfung; erstere hauptsächlich aus der Wechsel- und Handelslehre, Münz-, Maß- und Gewichtskunde, Handelsgeographie und Warenkunde, sowie im kaufmännischen Kopfrechnen; letztere in deutscher Korrespondenz, Comptoirarbeiten, schriftlichem Rechnen und einem ziemlich komplizierten Bücherabschluß. Das Examen dauerte drei Tage und einige der Herren Examinatoren waren wegen der schwierigen Aufgaben, die sie zu stellen pflegten, sehr gefürchtet.

Stüble, welcher ebenfalls das Examen zu machen hatte, und ich wanderten also morgens um acht Uhr ängstlichen Gemütes dem Vorstandslokale zu.

Aengstlich waren wir vor den grünen Prüfungstisch getreten, die ersten Fragen wurden unsrerseits prompt beantwortet, denn wir waren im ganzen doch recht gut beschlagen, unsre Courage wuchs und das Resultat war, daß ich das Examen zur allgemeinen Zufriedenheit bestand. Ich bekam die Note „sehr gut" und der Alte war darüber hocherfreut.

Ich mußte bei ihm zu Mittag speisen und nach Tisch nahm er mich in sein Privatzimmer und hielt mir folgenden Sermon: „Lieber Jacques! Nachdem du nun dein Examen mit einem Erfolge bestanden hast, der unsrer Fürma zur Öhre gereücht, büst du hiermit aus der Löhre öntlassen und von heute an Commis; von heute an wörden wür Süe zu dür sagen, übergöben Ühnen hüer den Löhrbrüef und hoffen, daß Süe unsrem Hause auch förnerhün Öhre machen wörden. Büs wür eüne passende Stölle für Süe gefunden haben, wörfen wür Uehnen eünen Gehalt, ja, ein Salör von Zweühundert Gulden pör Anno aus. Ebenso göben wür Uehnen düe Erlaubnis, düesen Wünter Tanzstunde zu nöhmen und nun göhen Süe in Gottes Namen wüeder an Uehre Geschäfte und fahren Süe fort, döm Hause mit Fleuß und Treue zu dienen!" —

Also jetzt war das heißersehnte Ziel erreicht, ich war Commis und verdiente das erste Geld. Wenig genug war es allerdings, aber mit zweihundert Gulden kam man damals weiter, wie jetzt mit achthundert Mark. Ich fühlte mich gewaltig, ließ mir einen neuen schwarzen Anzug mit weißer Weste anmessen und kaufte mir ein paar grüne Glacéhandschuhe, die damals Mode waren. So ausgerüstet, meldete ich mich zur Tanzstunde und war auch nach wenigen Wochen schon ein junger flotter Tänzer, den man, wie ich, ohne unbescheiden zu sein, sagen darf, allgemein gern hatte. Ich war auf dem besten Wege, mich gesellschaftlich anzufreunden, doch die Sache sollte nicht mehr von langer Dauer sein. Unsre Firma hatte nämlich in London einen alten Geschäftsfreund, welcher seit vielen Jahren gewohnt war, sein Personal stets von derselben zu beziehen, denn er wußte, daß die Lehrlinge von Schwarzenholz und Compagnie an strenge und pünktliche Arbeit gewohnt waren und in allen Strängen zogen.

„Jacques," sagte eines Tages der Alte, „mein alter Freund Justus in London, Süe können füe ja, die große Kopalfürma, hat mür wüeder um eünen zuverlässigen jungen Mann geschrüeben und üch habe Süe ühm empfohlen. Wönn Süe füch nücht fürchten, übers Wasser zu göhen, ha, ha, ha, ha! so sind Süe mit eünem Anfangssalör von föchzig Pfund engagiert! spazzacamino, ein ganz anständüges Salör für eünen Anfänger!"

Mit Freuden sagte ich zu, besonders da auch mein Vater, der früher selbst in England konditioniert hatte, einen ansehnlichen Zuschuß zu dem Salair versprach. War doch nun mein sehnlichster Wunsch, etwas von der Welt zu sehen, in Erfüllung gegangen.

An einem schönen Frühlingsmorgen stand ich am Dampfboote, welches damals noch den Fluß befuhr, mit der Reisetasche in der Hand. Das Scheiden wurde mir jedoch recht schwer; ich hatte den Abend vorher meinen Abschied im Kreise meiner Kollegen und Freunde bei einem Tropfen guten Weines gefeiert, denn der Alte hatte mir außer meinem rückständigen Salair noch ein Beutelchen in die Hand gedrückt, als Notpfennig, wie er sagte; dasselbe enthielt fünf nagelneue englische Sovereigns, ich war also recht gut bei Kasse. Da gab die Schiffsglocke des kleinen Flußdampfers das letzte Zeichen, noch ein Händedruck wurde schnell gewechselt und fort ging es, begleitet vom Tücherschwenken der zurückgebliebenen Freunde, hinaus in die weite, weite Welt, einem ungewissen Schicksal entgegen.

Dem Alten aber werde ich trotz seiner Strenge, die er an mir übte und gerade darum, also für alles, was er an mir gethan hat, ewig dankbar bleiben; er war ein tüchtiger Kaufmann und guter Lehrmeister und damit — Punktum! Streu Sand drauf!

Der junge Theaterdirektor.

VIII.

Der Regisseur.

(Fortsetzung und Schluß.)

Auf sein Gedächtnis allein darf sich der Regisseur nicht verlassen; das ist sein grausamster, hinterlistigster Diener, der ihm die bösesten Streiche spielen kann. Darum gleich Notizen machen; Akt für Akt, Scene für Scene.

Während nun die Menschendarsteller und Menschendarstellerinnen deklamierend, memorierend, agierend, händeringend, fäusteballend und schwertschwingend einzeln im Garten herumrannten, oder sinnend in irgend einem Winkel mit gen Himmel gekehrten Augen hingegossen lagen, arbeitete der „Deus ex machina", der Direktor-Regisseur-Dekorateur-Maschinist Hans, ununterbrochen am Scenarium.

Ja, die offene Burghalle! Der Rittersaal wäre nicht schlecht. Das herausgeschnittene Fenster wird wieder eingeklebt. Die Thür zur Schatzkammer im Hintergrunde links muß ja gerade der Zuschauer nicht sehen; wozu denn? Es thäte ihm das Herz weh, wenn er so reiche Schätze sehen müßte, ohne sie sein zu nennen. Die Thür mag also unsichtbar bleiben.

Links im Mittelgrunde eine kurze Treppe, welche zu einer längs der linken Wand hinlaufenden Galerie führt, auf welche die Frauengemächer münden. Vorn links die Thür des Tafelsaales. Rechts vorn ein Fenster mit dem Blick auf den Burghof. Rechts im Mittelgrunde das Hauptthor.

Unser guter Hans kraute sich hinter den Ohren; es wurde ihm augenscheinlich etwas schwül; — doch weiter.

Im Hintergrunde, rechts von der Schatzkammerthür, ein Pfeilergang — sonst nichts mehr? — der sich nach rechts hinter die Scene verläuft.

Das gibt ein bös Stück Arbeit. Aber bange machen gilt nicht! Vorwärts.

Die Treppe ist also vorläufig das Wichtigste. Diese kann eine Gartentreppe bilden, wie sie zum Aufstellen von Blumentöpfen dient. Die Galerie machen einige Bretter, die brückenartig nach hinten zu gelegt werden. Die Brüstung wird aus Latten zusammengenagelt, und durch ein nach Dekorationsart bemaltes „Versetzstück" maskiert, daß es für einen Steinbau gehalten werden kann.

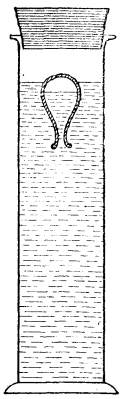
Der Eingang vorne links in den Speisesaal wird dadurch markiert, daß die vorderste Kante des ersten linken Kulissenvorhanges mittelst einer Ambrasse gehoben wird, während der Spalt zwischen den beiden linken Kulissenvorhängen als Thüre zu den Frauengemächern gilt. Hinter der emporgehobenen Kante des ersten Kulissenvorhanges wird nun aus Tapetenresten eine schmale Wand zusammengeklebt, welche schräg, kulissenartig gestellt wird und den scheinbaren Einblick in den Speisesaal gewährt.

Statt des Hintergrundes wird eine Mittelgrunddekoration gemalt. Ein großer romanischer Bogen, an den sich perspektivisch ein zweiter anschließt, der nach rechts zu gehen scheint und das Hauptthor andeutet. Die letzte Kante des hinteren rechten Kulissenvorhanges wird nun ebenso wie jener Teil beim Speisesaaleingang mit einer Ambrasse gehoben, wodurch das angedeutete Thor halb verborgen wird. Das Fenster rechts, dem Speisesaaleingang gegenüber, wird wie dieser hergerichtet, nur stellt man ein Nähtischchen als Balustrade hin. Auch diese Balustrade wird auf ein Brett oder Pappe gemalt und als Versetzstück vor das Nähtischchen gelehnt, daß es den Effekt eines gemauerten Parapats hervorruft. Oben auf das Nähtischchen kann ein Kissen gelegt werden. Ein schmaler Streifen himmelblauen Stoffes oder Papiers vor das Fenster kulissenartig aufgestellt, genügt, um den Blick in den Burghof — der ja tief unten liegen kann — zu markieren.

Hinter den Mittelgrund wird nun auf einem rasch gezimmerten zweiten Hintergrundständer die Dekoration des Rittersaals ausgespannt — und das Scenarium des ersten Aktes ist fertig.

Wenn man noch mit einem Teppich — allenfalls einem Bettvorleger — die Stufen der unschönen Gartenstiege belegt, so ist nichts mehr an dem Scenarium zu tadeln.

Der zweite Akt erforderte nicht minder Hansens vollstes Erfinden und Können. Der Dichter verlangt: Wilde Schneelandschaft auf Island. Im Hintergrunde ein Eismeer; an dessen rechtem Ufer ein ferner, feuerspeiender Berg (der Hekla). Rechts im Mittelgrunde ein Nadelgehölz; links im Mittelgrunde ein Hügel. Nacht. Sternenhimmel. Feuerschein des Vulkans. Der Boden ist mit Schnee bedeckt.



Das Experiment des Kartesianischen Tauchers mit einem Kochfläschchen.

Dies war eine schwere Aufgabe.

Das Bild des Mittelgrundes wurde gemalt und in der Mitte so ausgeschnitten, daß die Darsteller hindurchschreiten konnten, wie durch ein Thor. Die beschneiten Tannen der rechten Seite wurden oben in den Aesten ebenfalls ausgeschnitten, daß durch deren Astwerk hindurch der Hintergrund sichtbar blieb.

Der Hintergrund selbst wurde entsprechend gemalt, nur die feuerbeleuchteten Stellen, sowohl die Feuersäule des Hekla, wie die im Feuerscheine gebadeten Eiszinken und Meereswellen, wurden ausgeschnitten und mit Pauspapier überklebt, diese dann mit transparenten Farben (Krapplack) bemalt, um von rückwärts beleuchtet werden zu können.

Hinter diesen Hintergrund wurde dann noch ein aus Silberpapier verfertigter Reflektor aufgestellt, der kirchenfahnenartig gearbeitet wurde, um durch fortwährendes Bewegen das Spielen des Lichtes und der Wellen, wie das Flimmern der Sterne darzustellen. Letztere wurden ganz einfach durch Kreuzstiche des Federmessers in den Nachthimmel erzeugt. Ein auf den Boden gebreitetes Bettlaken vertrat die Stelle des Schnees.

Das übrige war Sache der Beleuchtung.

Selbstverständlich mußte hinter dem Mittelgrunde für den Hintergrund eine ähnliche Beleuchtung hergestellt werden, wie vorn an den Prosceniumspfeilern, doch bedurfte diese nicht mehr rechts und links zweier Lampen in derselben Ausstattung, wie jene der Vorderbühne. Selbstverständlich mußten auch diese vier Lampen ihre farblosen und farbigen Gläser erhalten.

Die Dekoration des dritten Aktes bot noch einige Schwierigkeiten, während jene des vierten Aktes die des ersten ist, und jene des fünften einen gewöhnlichen Rittersaal mit nur geringfügigen Beigaben erfordert.

Aber bei den Schwierigkeiten, welche der erste und zweite Akt dem umsichtigen Hans in den Weg gestellt hatten, waren die Aufgaben des dritten Aktes nur Kleinigkeiten.

Für diesen fordert der Dichter: Auf Island. Vorsaal aus rohen Quadern. Im Hintergrunde links ein sich nach hinten verlierender Kreuzgang, offen nach rechts und den Austritt auf den Burghof vermittelnd, wo die Wettkämpfe stattfinden. Die offenen Stellen dicht beschneit, mit bläulichen Ampeln erhellt. Links zwei Aufgänge, der vorderste zu Brunhilds Gemächern. Noch mehr nach vorn ein Steintisch mit roher Steinbank. Rechts ein breites, scheibenloses Fenster mit Fellen halb verhangen; die Wand rechts mit den Waffen der erschlagenen Freier behängt; Ketten umschlingen die Waffen. In der Nähe des Fensters ein Ruhebett mit einem Bärenfell bedeckt. Im Hintergrunde ein freihängender Lärmschild. Ganz vorn links ein gegen die Wand gelehnter Speer, an dessen Spitze vermittelst eines Strickes erlegte Eisbären, Wölfe und Schneehühner gekoppelt sind, die Füße nach oben. Morgendämmerung.

Die Scenerie wird dargestellt wie im ersten Akt. Im Mittelgrund der große Thorbogen knapp vor dem Mittelgrund des zweiten Aktes. Statt der brückenartigen Treppe des ersten Aktes kommt hier die Stiege direkt zur Mittelfalte der linken Kulissenvorhänge, welche ambrassenartig zurückgeschlagen werden. Die rückwärtige Treppe ist der vordern gleich, und führt zwischen dem zweiten Kulissenvorhang und dem Mittelgrund hinter die Kulissen. Auch dort ist der Vorhang etwas gehoben, um die zweite Thür anzudeuten.

Steintisch, Jagd- und Kriegstrophäen werden gemalt, und als Vorsetzstücke aufgestellt. Das Fenster rechts kann so be-

handelt werden, wie das des ersten Aktes an derselben Stelle. Das Ruhebett rechts versinnbildlichen einige Diwankissen. Der Bärenschild im Hintergrund ist aus Pappe; wenn an ihn scheinbar angeschlagen wird, thut dies an der Donnermaschine der „Inspizient" hinter den Kulissen mit einem eisernen Klöppel. Nur der verschneite Burghof für den Hintergrund ist neu zu malen.

Gab dies für einige Tage Arbeit, so war auch das übrige Material an Waffen und sonstigem Beiwerk nicht mehr allzuschwer anzufertigen.

Auch die Kostüme, welche die Schwestern herstellten, waren nicht unschwer beschafft. Freilich entsprachen sie nicht allen Anforderungen eines großen Theaters, aber sie waren trotzdem farbenprächtig genug und täuschten über vieles hinweg.

Während dieser Vorbereitungen nahmen aber die Proben ihren regelmäßigen Fortgang.

Bei diesen sah Hans strenge darauf, daß die Stellungen der einzelnen Schauspieler immer dieselben blieben, daß jede Scene immer dasselbe Bild bot, und daß Sprache und Betonung stets gleich fehlerfrei und möglichst dialektrein geübt wurde.

Endlich kam die Generalprobe im Kostüme mit voller Dekoration und Beleuchtung.

Alles klappte wunderbar, und so konnte der Eröffnungsvorstellung mit voller Beruhigung entgegengesehen werden. —

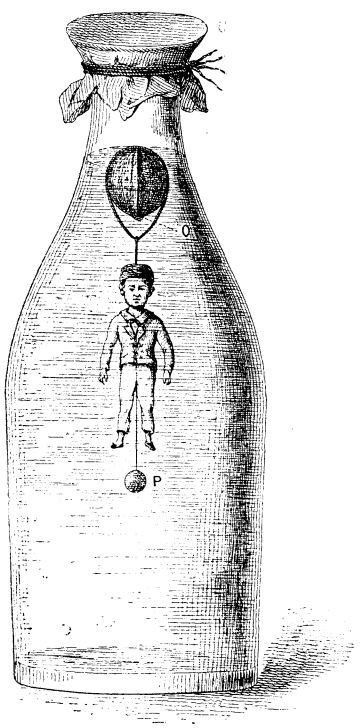
Jetzt wurde die Frage aufgeworfen, ob die Bühne mit einem Prolog zu eröffnen sei, oder nicht.

Nach vielen Für und Wider wurde dahingehend entschieden, daß es damit sein Bewenden haben möge. Das Stück selbst ist zu anstrengend, um von einer der Schauspielerinnen noch das Memorieren und Sprechen des Prologes zu verlangen. Eine Nichtmitspielende könnte dafür gewonnen werden, aber das Publikum würde dadurch nur ermüdet, und schließlich hätte der Prolog keinen Zweck. Denn was man zu sagen habe, das kennt jeder vom Anbeginne her ohnehin, nur die Form böte Abwechselung, und daher wäre der Prolog nur Formspielerei und könne ebensogut entfallen.

Wenn die „Brunhilde" jedoch gut und ohne Anstand abgespielt sein wird, dann ist diese selbst der beste Prolog, und das ein so vorzüglicher, daß man füglich auf die schön gedrechselten Phrasen verzichten könne. Und dabei blieb es, und es war gut so.

Der Kartesianische Taucher.

Wird ein Körper in Wasser gelegt, so wirken an ihm zwei entgegengesetzt gerichtete Kräfte: der Abtrieb seines eigenen Gewichtes und der Auftrieb des Wassers, letzterer gleich dem Gewichte des von dem Körper verdrängten Wassers. Ist der Körper spezifisch schwerer als Wasser, so ist der Abtrieb größer als der Auftrieb, der Körper sinkt unter; ist das spezifische Gewicht des Körpers gleich dem des Wassers, so heben sich Abtrieb und Auftrieb gegenseitig auf, der Körper schwimmt (an jeder beliebigen Stelle) im Wasser; bei Körpern, die spezifisch leichter sind als Wasser, überwiegt der Auftrieb, und der Körper schwimmt, nach oben drängend, auf dem Wasser. Ein Körper, dessen spezifisches Gewicht nach Belieben größer als 1, gleich 1 und kleiner als 1 (spez. Gew. des Wassers gleich 1) gemacht werden kann, ist der Kartesianische Taucher, 1648 von Magiotti in Rom erfunden. Er kann nach Belieben untergehen, stehen bleiben und in die Höhe treiben.



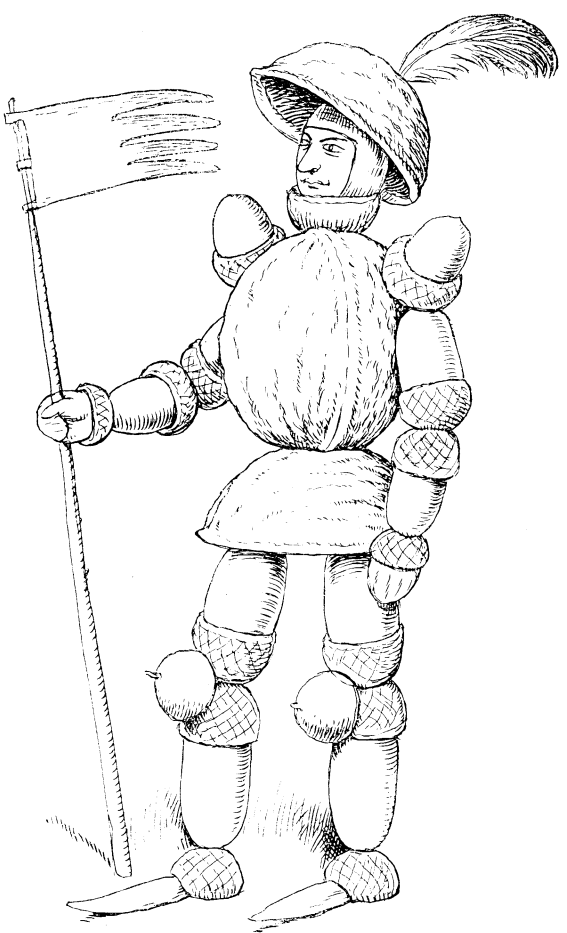
Kartesianischer Taucher, mit einer Nußschale hergestellt.

Der Taucher besteht aus Glas, das mit Luft und Wasser in dem Verhältnis gefüllt wird, daß sein spezifisches Gewicht wenig kleiner als 1 ist; durch eine geringe Vermehrung des Wasserinhaltes wird demnach leicht die 1 erreicht und überschritten, durch Entfernung des Wasserüberschusses aber die frühere Größe wieder erreicht. Diese Vermehrung und Verminderung des Wassergehaltes läßt sich in folgender einfachen Weise bewerkstelligen.

Man verschaffe sich einen starken, gläsernen Standcylinder, 25 bis 30 cm hoch, gegen 5 cm weit und einen als Verschluß hineinpassenden konischen Kautschukpfropfen, ferner ein Kochfläschchen von 7 bis 8 cm Höhe und 3 cm (größtem) Durchmesser. Die angegebenen Maße können auch verändert werden; die Hauptsache ist, daß das Kochfläschchen in dem Glascylinder sich bequem um seine vertikale, nicht aber um seine horizontale Achse drehen kann. Man fülle nun den Cylinder fast vollständig mit Wasser und bringe in ihn das leere (d. h. mit Luft gefüllte) Kochfläschchen, und zwar mit der Oeffnung nach unten. Alsdann setze man den Kautschukstöpsel auf und stelle den ganzen Apparat auf den Kopf. Natürlich begiebt sich nun der „Taucher", die Oeffnung nach oben, nach dem jetzt oben befindlichen Boden des Cylinders. Drückt man nun von unten den Kautschukstöpsel etwas tiefer in den Glascylinder, so pflanzt sich der dadurch ausgeübte Druck durch das Wasser nach allen Seiten fort, also auch bis zu der Oeffnung des Tauchers, der Luftinhalt des letzteren zieht sich etwas zusammen und gestattet einer kleinen Menge Wasser, in ihn einzudringen; das Wasser lagert sich natürlich auf dem Boden des Tauchers, die zusammengepreßte Luft liegt darüber. Hört man auf zu drücken, so kann sich die Luft wieder ausdehnen, ein Teil von ihr entsteigt dem Taucher, drückt auf das Wasser des Standcylinders, und infolgedessen wird der Kauschukstöpsel wieder etwas (abwärts) zurückgeschoben. Der Taucher hat also Luft abgegeben und etwas Wasser dafür eingetauscht, ist demnach schwerer geworden, so daß sein spezifisches Gewicht sich dem des Wassers genähert hat. Wiederholt man die Anwendung des Druckes und das nachherige Nachlassen, so nimmt der Wassergehalt des Tauchers (gegen Abgabe von Luft) zu und schließlich ist das spezifische Gewicht 1 erreicht, natürlich aber sofort auch überschritten. Dies erkennt man daran, daß der Taucher plötzlich langsam herabsinkt. Würde man jetzt wieder im Drucke nachlassen, so wäre der Taucher dauernd zu schwer, daher

zum Experiment untauglich. Es gilt deshalb, während seines Herabsinkens im Drucke nicht nachzulassen, damit die Luft in ihm komprimiert bleibe. Man stelle vielmehr, während man unverändert weiter drückt, den Apparat wieder aufrecht, also mit dem Kautschukpfropfen nach oben. Dadurch ist auch der Taucher umgekehrt worden, seine Oeffnung ist unten, sein Wasserinhalt, der natürlich wieder den unteren Teil einnimmt, lagert an dieser Oeffnung, der darüber befindliche Luftinhalt aber nicht mehr hier. Läßt man jetzt erst im Drucke nach, so treibt die sich ausdehnende Luft das zuletzt eingedrungene Wasser wieder aus dem Taucher, dieser erreicht wieder sein unmittelbar vorher vorhanden gewesenes Gewicht, ist also wieder spezifisch leichter als Wasser und schwimmt demnach oben. Ein sanfter Druck auf den Stöpsel des aufrechten Cylinders läßt aber sein spezifisches Gewicht, das nunmehr nur wenig kleiner als 1 ist, sofort die 1 von neuem erreichen und übersteigen, so daß er sinkt, das Nachlassen des Druckes bringt ihn wieder in die Höhe. (Natürlich darf der Glascylinder hierbei nicht wieder auf den Kopf gestellt werden.) Statt des Kochfläschchens kann man auch eine der käuflichen hohlen Glasfiguren in der Gestalt eines Teufels verwenden. Die Oeffnung eines derartigen Tauchers befindet sich in dessen Schweifende. Da dieser Schweif seitlich gekrümmt ist, so wird beim Wiederaustritte des Wassers jedesmal eine Drehung des Tauchers um seine Längsachse bewirkt, nach dem Prinzipe der Reaktionsturbinen. Diese Drehung unmittelbar vor dem Emporsteigen macht einen recht possierlichen Eindruck.

Statt des Kautschukverschlusses eine überzubindende Blase zu verwenden, wie es meist geschieht, empfiehlt sich nicht, da die Blase mit der Zeit hart und brüchig wird. — Sollte durch eine Ungeschicklichkeit zu viel Wasser in den Taucher gelangt sein, so muß man ihn jedenfalls aus dem Standcylinder herausnehmen und einen Teil des Wassers oder den ganzen Wasserinhalt aus ihm entfernen. Bei einem Kochfläschchen erreicht man letzteres leicht durch Herausschütteln; nicht so einfach ist es bei einer eigentlichen Taucherfigur. In diesem Falle kann man das überschüssige Wasser bequem nur durch Erwärmen oder Heraussaugen entfernen. Man erwärme daher den Taucher in aufrechter Stellung vorsichtig über der Spirituslampe, so daß die sich ausdehnende Luft etwas Wasser verdrängt, oder man sauge mit dem Mund unmittelbar aus dem Schweife (was aber die Form des Tauchers nicht immer gestattet) oder man bringe den Taucher aufrecht in den vom Wasser entleerten Cylinder und sauge mit dem Mund an der Oeffnung des Cylinders.



Was Karlchen aus Nußschalen und Eichel'n fertig zu stellen wußte!

Früher sah man den Kartesianischen Taucher zuweilen auf Jahrmärkten unter anderm auch in ähnlicher Form, wie er in unsrer zweiten Figur dargestellt ist. Dieses Spielzeug können sich die Kameraden selbst machen, mit einer hohlen Nuß und einem Porzellanpüppchen. Die zwei halben Nußschalen werden mit Siegellack so zusammengekittet, daß an der Spitze eine kleine Oeffnung bleibt. Durch einen Faden wird dann die Nuß mit dem Püppchen verbunden. Ist das Ganze so schwer, daß es trotz der hohlen Nuß im Wasser untersinkt, so schaltet man zwischen Nuß und Puppe so lange Korkscheibchen ein, bis alles oben im Wasser so schwimmt, daß die Nuß fast ganz eingetaucht ist. Die Flasche mit dem kleinen Taucher wird dann mit einer Kautschukplatte, etwa von einem zerrissenen und unbrauchbar gewordenen Gummiball fest zugebunden. Durch einen Fingerdruck auf den Deckel wird die darunter befindliche Luft zusammengepreßt, diese drückt auf das Wasser und einige Tröpfchen dringen in die Nuß ein. Nun wird der schwimmende Taucher schwerer und sinkt auf den Boden der Flasche. Läßt der Fingerdruck nach, so entweicht auch das Wasser aus der Nuß und der Taucher erhebt sich wieder an die Oberfläche. — Jetzt hat sich dieser aus der Oeffentlichkeit der Jahrmärkte in die Stille der physikalischen Kabinette zurückgezogen und auch hier ist er seines phantastischen Aussehens entkleidet worden: aus der zierlichen Puppe oder dem lustigen Teufel wurde — ein simples Kochfläschchen.

Logogriph.

Nun rate und sage
Mit W eine Frage,
Mit G eine Leuchte,
Mit N eine Feuchte,
Mit H etwas Böses,
Nun rat' es, nun lös' es.

Kapselrätsel.

In einem bekannten großen europäischen Gewässer ist eine bekannte dänische Stadt enthalten und in dieser wieder ein österreichischer Fluß.

Rätsel.

Mit r versperrt es Weg und Steg;
Mit b nimmts stets uns etwas weg,
Das that es gestern, that es heute,
Und doch nennt's keine Diebesleute.

Auflösung des Kapselrätsels in Nr. 23.

We(ich)sel — Wesel.

Auflösung des Bilderrätsels in Nr. 23.

Zuerst lese man alle Buchstaben von links nach rechts ab, bei denen die punktierten Dreiecke stehen, dann ebenso die grauen schraffierten und zuletzt die schwarzen Dreiecke. Die punktierten Dreiecke ergeben das

Wort: H a l t
die grauen: w e r
die schwarzen: d a!

Galilei,

der Sohn eines vermögenslosen italienischen Adeligen und an dem Tage geboren, an welchem Michael Angelo Buonarotti starb, wurde durch einen besonderen Zufall zum Studium der Mathematik hingeführt. Er wollte nämlich einst den Abt Ostilio Ricci gerade zur Zeit, als dieser den Pagen des Herzogs von Florenz in Pisa Unterricht gab, besuchen. Kein Fremder durfte in den Saal während der Dauer des Unterrichtes eintreten. Der Knabe Galilei wollte aber erfahren, was daselbst geschehe, und horchte darum an der Thür. Das, was er vernahm, gefiel ihm so gut, daß er oft dahin wiederkehrte und diese eigentümliche Art des Zuhörens zwei Monate lang fortsetzte. Er wollte sich aber auch außer den Lehrstunden mit der Mathematik beschäftigen und kaufte sich zu diesem Zwecke einen Euclid. Unter dem Vorwande, sich von Ricci die Lösung einer schwierigen Stelle zu erbitten, begab er sich zu ihm und erzählte, auf welche Weise er den ersten Unterricht genossen habe. Dieser Eifer gefiel Ricci und vermochte ihn, Galilei einzuladen, sein offener Schüler zu werden, und ihm einen Archimedes zu schenken. Dieser Mathematiker gefiel dem jungen Schüler so gut, daß er ihn zum Führer seines Lebens erkor und später öfters zu sagen pflegte: „Wer diesem folgt, kann kühnlich auf der Erde und im Himmel dahin schreiten."

Denkspruch.

Der frühesten Jugend ist der Neid, dem Mannesalter der Ehrgeiz, dem Alter aber die Habsucht eigen. Das Jünglingsalter zeichnet sich durch Großherzigkeit aus.

Das Vermächtnis des Inka.

Von **Karl May.**

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers", „Geist der Llano estakata", „Kong Kheon, das Ehrenwort", „Die Sklavenkarawane", „Der Schatz im Silbersee" u. a.

(Fortsetzung.)

Ich auch, ich auch!" rief Don Parmesan, von dem sich Fritze losgerissen hatte. Er fuhr sich mit der Hand unter das Gewand, um sich von der Anwesenheit der Blutegel, die er nun auch fühlte, zu überzeugen.

„Ich habe sie am ganzen Leibe sitzen!" fuhr Fritze fort.

„Ich auch, ich auch!"

„An den Armen, an den Beinen!"

„Ich ebenso!"

„Auf dem Rücken, auf dem Leibe!"

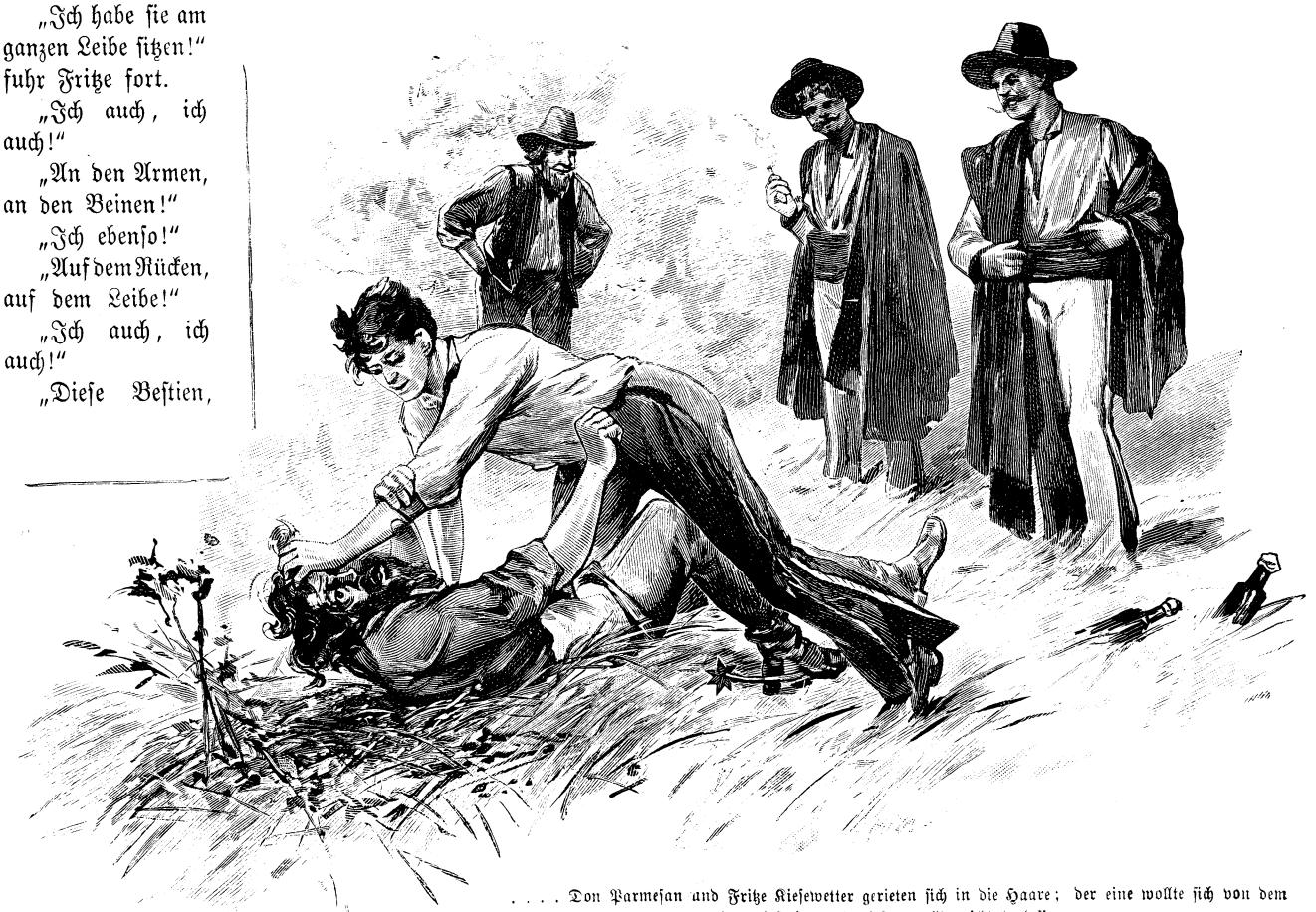
„Ich auch, ich auch!"

„Diese Bestien, diese Vampyrs! Ich zerschlage sie, ich zerquetsche sie alle, alle!"

Wieder schlug er sich wie wütend gegen alle seine Körperteile, um die an denselben sitzenden Blutegel auf diese Weise los zu werden.

Da fiel ihm Don Parmesan abermals in die Arme und schrie:

„Halten Sie ein! halten Sie ein! Sie ermorden die Egel ja; Sie zerquetschen sie; Sie schlagen sie tot. Halten Sie still! Ich nehme sie Ihnen so säuberlich



. . . . Don Parmesan und Fritze Kiesewetter gerieten sich in die Haare; der eine wollte sich von dem andern befreien und dieser wollte nicht loslassen . . . .

ab, daß Sie Ihre Freude daran haben werden!"

„Still halten? Fällt mir gar nicht ein," antwortete Fritze, sich gegen den Chirurgen wehrend. „Sterben müssen sie, elendiglich umkommen!"

„Nein, nein, und abermals nein! Haben Sie Erbarmen! Ich nehme sie alle ab. Sie wissen ja, ich säbele alles herunter! Und wenn einer oder einige nicht wollen, so lassen wir sie hängen, bis sie satt sind; dann fallen sie freiwillig und ganz von selber ab."

„Bis sie satt sind? So lange soll ich warten? Soll ich mich verbluten, Sie Ungeheuer? Soll ich Ihrer Würmer wegen mein Leben auf das Spiel setzen? Fort mit Ihnen! Packen Sie sich! Lassen Sie los, sonst!"

„Señor, Euer Gnaden, vergessen Sie nicht, daß jede Wissenschaft ihre Opfer fordert. Haben Sie die Güte und —"

„Fort, sage ich! Opfer fordert! Sie sind toll, wahnsinnig! Ihrer Egelwissenschaft zulieb opfere ich mich noch lange nicht!"

Es gelang ihm endlich, sich loszureißen. Don Parmesan faßte ihn aber wieder. Sie zerrten hin und her; sie stolperten über die Flaschen und fielen zu Boden. Der eine wollte sich von dem andern befreien, und dieser wollte nicht loslassen; so kam es, daß sie sich überkugelten, sich hin- und herwälzten, sich einmal halb aufrichteten und doch wieder niederzerrten. Dabei schimpfte Fritze in allen Tonarten auf den Chirurgen, und dieser bat ebenso in allen Tonarten um Mitleid für die Wissenschaft und die Blutegel. Der Kampf war kein gefährlicher; er war geradezu komisch zu nennen. Die Argentinier lachten, was sie nur lachen konnten; Doktor Morgenstern hatte wohl Lust, seinem Diener beizustehen, da er aber bemerkte, daß es sich nur um ein lächerliches Zerren und Ringen handelte, sah er davon ab. Der alte Anciano und der Inka standen zwar mit ernsten Gesichtern dabei, doch sah man es ihren lachenden Augen an, daß sie nur mit Anstrengung ihre indianische Würde zu bewahren vermochten. Und was endlich den Vater Jaguar betraf, so warf er zwar diesem schlimmen El Picaro einen strafenden Blick zu, auch wußte er, daß ein einziges Wort von ihm genüge, dem Ringen ein Ende zu machen, aber er sprach dieses Wort doch nicht aus, weil es gar zu komisch war, daß der „Don", um seine Blutegel zu retten, einen Kampf herbeigeführt hatte, durch welchen dieselben gerade vernichtet werden mußten. Sie wurden ja alle zerquetscht und zerdrückt. Endlich aber, als die beiden gerade im Begriff standen, in das Wasser der Quelle zu kollern, griff Hammer doch zu, zog sie mit starken Armen von der Erde empor, riß sie auseinander und sagte in gebietendem Tone:

„Jetzt mag es zu Ende sein, Señores, Sie thun sich sonst wirklich noch Schaden und laufen Gefahr, aus dem Scherze Ernst zu machen."

„Scherz?" fragte Fritze. „Den habe ich ja gar nicht machen wollen! Es ist mein völliger Ernst gewesen, gleich von Anfang an!"

„Beherrschen Sie sich! Die Sache ist doch eher spaß- als ernsthaft zu nennen."

„Spaßhaft? Soll ich es einen Spaß nennen, daß dieser Señor, der ‚Alles heruntersäbelt,' fünfhundert Blutegel mit sich schleppt, um sie mir bei nachtschlafender Zeit auf den Leib zu setzen?"

„Fünfhundert?" rief Don Parmesan. „Neunzig sind es gewesen, nicht mehr als neunzig. Es waren grade nur dreißig in jeder Flasche!"

„Ist das etwa nicht genug? Neunzig, sage neunzig Blutegel sitzen mir auf der Haut. Sie nagen an meinem Leben; sie entleeren meine Adern; sie trinken den kostbaren Saft meines deutschen Blutes! Rechne ich auf jeden ein halbes Pfund, so habe ich in dieser Nacht fünfundvierzig Pfund Blut verloren!"

„Der Mensch hat ja nicht mehr als zehn Pfund Blut, lateinisch Sanguis genannt," fiel Morgenstern belehrend ein.

„Ja, zehn Pfund lateinisches Sanguis!" fuhr Fritze zornig auf. „Ich aber stamme vom Rummelsburger See, und dort hat das Blut ein ganz andres Gewicht. Wer gibt mir das Quantum, welches ich verloren habe, wieder?"

„Ich, ich!" antwortete der Chirurg sofort und in höchst zuversichtlichem Tone. „Ich gebe Ihnen alles zurück, ja nicht nur alles, sondern noch weit mehr, als Sie verloren haben."

„So? Wie wollen Sie das machen?"

„Nichts ist leichter als das. Es ist mehr Blut, als wir dazu brauchen, vorhanden. Wir schießen einige Krokodile tot, und da können Sie so viel trinken, wie Sie wollen."

Der Mann hatte dies im vollsten Ernste gesprochen, dennoch brachen alle in ein lautes Gelächter aus, nur Fritze nicht. Dieser schrie ihn vielmehr zornig an:

„Was war das, was Sie mir zumuten? Krokodilsblut soll ich trinken? Soll ich Euer Gnaden mit diesen meinen Fäusten beweisen, daß dies kein Trank für eine deutsche Kehle ist?"

Er wollte den andern wieder packen; der Vater Jaguar aber hielt ihn zurück, indem er freundlich mahnte:

„Bitte, nicht neue Thätlichkeiten. Kommen Sie beide mit mir dort hinter das Gesträuch! Dort wollen wir einmal nachsehen, welchen Schaden die Tiere angerichtet haben."

„Gut, sehen wir nach!" willigte Fritze ein. „Sie werden da erkennen, daß ich nicht nur angezapft, sondern geradezu verzapft worden bin, wie ein Bierfaß, welches nicht mehr läuft."

„Ja, sehen wir nach!" stimmte auch der Chirurg bei. „Aber sehen wir nicht nach, welchen Schaden meine Blutegel bei ihm verursacht haben, sondern welchen er unter ihnen angerichtet hat!"

Die drei entfernten sich und verschwanden hinter den Büschen. Bald waren laute Ausrufe zu hören; dann kam Fritze plötzlich mit entblößtem Oberleibe aus dem Gesträuch herbeigerannt und rief erbost:

„Señores, sehen Sie mich an! Bin ich noch ein Mensch? Oder bin ich eine Haut, welche ein Blutegelhändler als Musterkarte vorzeigen kann?"

Man hätte diese letztere Frage wohl bejahen mögen, denn so weit man seine „Haut" zu sehen vermochte, war dieselbe von noch blutenden Saugwunden und zerquetschten Egeln bedeckt. Und der Chirurg kam ihm mit ebenso entblößtem Oberkörper nachgesprungen und schrie:

„Sie sind alle hin, alle, alle! Es ist kein einziger am Leben geblieben. Sehen Sie mich und diesen Mörder an, Señores! Ich hätte sie ihm und mir mit der größten Kunstfertigkeit abgenommen. Er brauchte ihnen nur zu erlauben, sich vollzusaugen. Er aber hat sie erschlagen und sich mit mir so lange im Grase gewälzt, bis auch der allerletzte zerdrückt und zerquetscht worden ist. Wer ersetzt mir nun meine Egel?"

„Und wer mir mein Blut?" fragte Fritze.

„Niemand; dann sind Sie quitt miteinander," antwortete Hammer, der ihnen langsam nachgegangen kam.

„Das nennen Sie quitt?" entgegnete

Kiesewetter. „Ist nicht ein Tropfen meines Blutes tausendmal mehr wert als zehntausend solche Würmer? Und wer reinigt mich? Wer wäscht mich ab? Wer macht mich aus dieser Musterkarte wieder zu einem Menschen?“

„Don Parmesan.“

„Das will ich gelten lassen; das ist das erste gescheite Wort, welches in dieser Angelegenheit gesprochen worden ist!“

„Und wer aber säubert mich?“ fragte der Chirurg dagegen.

„Ich,“ antwortete El Picaro freiwillig. „Ich thue es aus Mitleid um die lieben Tiere, die so mitten in ihrem schönsten Lebensgenusse haben sterben müssen.“

„Hüte dich, daß ich dich nicht auch mitten aus deinem jetzigen Genusse reiße!“ warnte ihn der Vater Jaguar. „Es scheint, daß auch du in vollster Wonne schwelgst.“

Jetzt erklärten sich auch noch andre bereit, bei der Prozedur behilflich zu sein. Die beiden „An- und Abgezapften“ wurden an das Wasser gestellt und gehörig eingeweicht und abgerieben. Was sie dabei fühlten, behielten sie für sich, doch wurde es durch ihre schmerzlich bewegten Mienen genugsam verraten. Als es zu Ende war, meinte Fritze, nun endlich einmal lachend:

„Danke, Señores! Die lebhaften Empfindungen, welche Sie mir soeben bereiteten, haben mich überzeugt, daß ich wenigstens noch nicht ganz tot bin und noch Hoffnung haben darf, mich meines Daseins auch fernerhin zu erfreuen. Wer in dieser Weise zu fühlen vermag, der stirbt noch lange nicht. Don Parmesan, reichen Sie mir Ihre Hand! Wir haben miteinander gelitten und wollen uns versöhnen. Ein andres Mal aber lassen Sie Ihre Egels nur dann gegen mich los, wenn ich an einer Geschwulst oder Entzündung laboriere. Hätten Sie Ihre Flaschen besser zugebunden, so wären wir verschont geblieben.“

„Ich konnte sie nicht besser zubinden, als es geschehen ist,“ antwortete der Angeklagte, indem er ihm die Hand schüttelte. „Wie es gekommen ist, daß die Tiere heraus — — —“

Er hielt inne. Er hatte bei diesen Worten den Blick zufällig auf die Flaschen gerichtet. Vorhin hatte er in der Eile nur bemerkt, daß sie keine Egel mehr enthielten; jetzt aber sah er, daß der Verschluß noch da war. Er hob sie auf, betrachtete sie und fuhr dann in erstauntem Tone fort:

„Was ist denn das? Sie sind ja genau noch so fest verschlossen, wie ich sie zugebunden habe! Oder sind etwa Löcher darin? Das Wasser ist ja auch heraus!“

Er nahm sie von allen Seiten in Augenschein und schüttelte den Kopf, als er nicht das kleinste Löchlein zu bemerken vermochte.

„Wundern Sie sich nicht, Señor,“ sagte El Picaro. „Die Sache ist sehr einfach.“

„Einfach? Wie denn?“

„Das finden Sie nicht? Der erste Egel, welcher heraus ist, hat die Flasche aufgemacht, und der letzte hat sie, wie ganz in der Ordnung war, wieder zugebunden.“

Alle lachten. Der Chirurg sah den Sprecher nachdenklich an; dann blitzte es wie ein Erkennen über sein Gesicht, und er fragte:

„Sind vielleicht Sie dieser letzte Egel gewesen, Señor? Ihnen ist es wohl zuzutrauen, daß Sie eine Flasche gut zuzubinden verstehen! Hoffentlich erfahre ich bald mehr über diese Angelegenheit, und dann werden Sie mir Genugthuung geben müssen!“

„Sehr gern, Don Parmesan, aber nur jetzt noch nicht, denn, wie ich sehe, sattelt der Jaguar schon sein Pferd. Er will aufbrechen, und so haben wir leider zu nichts anderm Zeit.“

Es war, wie er sagte. Hammer rüstete sich zum Antritte der Weiterreise, und die andern mußten dasselbe thun. Dieser Ritt verlief genau so wie der vorhergehende. Man übernachtete des Abends in einsamer, sandiger Gegend und kam am nächsten Mittag an der Fuente gemela an.

Dieser Ort hatte, wie bereits erwähnt, seinen Namen daher, daß dort zwei Quellen nahe beieinander entsprangen, um dann bald ihr Wasser zu vereinigen; es war eine „Zwillingsquelle,“ welche nach dem Zusammenfließen einen kleinen Bach bildete, der seinen Lauf nach einem See von wunderbar klarem, reinem Spiegel nahm. Dieser See war von beinahe kreisrunder Gestalt und konnte einen Durchmesser von wohl tausend Schritten haben.

Man merkte hier, daß man in nordwestlicher Richtung geritten war und sich also dem Aequator um einige Grade genähert hatte, denn die Umgebung des Sees zeigte schon eine mehr tropische Vegetation. Die Ufer waren von Tacuarasrohren umsäumt, welche eine Höhe von bis zu zehn Meter besaßen. Daran schloß sich eine Laurelenwaldung, in welcher einzelne Cribobäume eine angenehme Unterbrechung bewirkten. Sogar Caranday-Palmen waren schon zu sehen, und weiter zurück, wo der Boden weniger Feuchtigkeit besaß, konnte man die phantastischen Gestalten baumhoher Aloes erblicken. Dazwischen stand das Gras so hoch und dicht, daß es den Pferden bis an die Leiber reichte. Verschiedene Vögel, besonders Kolibris, bevölkerten die Zweige; im Grase gewahrte man die Fährten vierfüßiger Tiere, und an den See brauchte man nur zu treten, um zu sehen, daß sein Wasser reich an Fischen war.

„Hier brauchen wir nicht nur Fische zu essen,“ meinte Geronimo, indem er auf die Fährte eines Hirsches deutete. „Vielleicht gelingt es uns, einen bessern Braten zu schießen.“

„Diese Fährte sagt uns, daß die Wüste zu Ende ist,“ antwortete der Vater Jaguar, „denn der hiesige Hirsch geht nie weit über Wüstenland. Aber sie mahnt uns auch zur Vorsicht. Wo es solches Wild gibt, da kann man auch leicht größeren Raubtieren begegnen, die wir aber“ — fügte er lächelnd hinzu — „keineswegs fürchten. Seit Buenos Ayres habe ich keinen Jaguar gesehen, und der dort in der Arena war ein feiger Bursche.“

Man entsattelte die Pferde und gab sie zum Weiden frei. Dann wurden zwei Abteilungen gebildet, deren größere dem Fischfange obliegen sollte, während die kleinere mit Hammer ging, um nach dem Waffendepot zu suchen, welches hier wahrscheinlich auch vorhanden war. Gerade die große Ueppigkeit der Vegetation erleichterte die Nachforschung. Auf dem Verstecke war sie jedenfalls nicht vorhanden, und so kam es, daß dasselbe sehr bald gefunden wurde, obgleich die Oase, welche der See mit seiner grünen Umgebung in der Wüste bildete, weit größer war, als diejenigen, in denen man bisher gelagert hatte. Die heimliche Niederlage wurde in der bereits beschriebenen Weise geöffnet, ihrer Vorräte beraubt und dann wieder zugemacht.

Nun hatte man drei solche Arsenale entleert, und die Waffen und Munitionsvorräte, welche man infolgedessen jetzt besaß, konnten nur auf die unbequemste

Weise noch weiter mitgeführt werden. Es mußte den Pferden schwer fallen, das alles nebst den Reitern zu tragen. Wenigstens war an einen Ritt von derselben Schnelligkeit wie bisher nicht mehr zu denken.

Der heutige Fischzug war auch ein ergiebiger, doch wurden nur die größten und besten Fische den Netzen entnommen; die andern gab man in den See zurück, da man von nun an auch auf andres Fleisch rechnen konnte. In dieser Beziehung von den andern befragt, erklärte der Vater Jaguar:

„Es fliegen hier zahlreiche Kolibris, welche gewöhnt sind, von Blüte zu Blüte zu gaukeln. Sie unternehmen zwar im Herbste und Frühlinge weitere Reisen, fliegen da aber nur durch Gegenden, in denen sie Nahrung finden. Außer diesen Vögeln gibt es hier Vierfüßler, welche selten oder nie in die Wüste gehen und sich meist in dichten Waldungen aufhalten. Aus diesem Grunde steht zu erwarten, daß wir das öde Sandland hinter uns haben. Wenn auch nicht sofort Waldland folgt, so dürfen wir wenigstens auf grasigen und wohl gar blühenden Campo rechnen. Señor Morgenstern und Kiesewetter haben von unsern Feinden gehört, daß man über die Fisch-, Blutegel-, Krokodils- und Zwillingsquelle muß, um nach dem Palmensee zu gelangen. Wir haben diesen See also jetzt vor uns, und da aus den vorhin angeführten Gründen uns Waldland nahe liegt, so ist daraus zweierlei zu schließen, nämlich erstens, daß wir nicht anderthalbe Tagereise mehr brauchen, um den Palmensee zu erreichen, und zweitens, daß derselbe sich nicht im offenen Lande, sondern im Walde befindet."

„Dann heißt es, doppelt Achtung geben und vorsichtiger sein als bisher," antwortete Geronimo.

„Warum das?" fragte El Picaro. „Meinst du etwa, daß wir wieder Blutegel finden werden?"

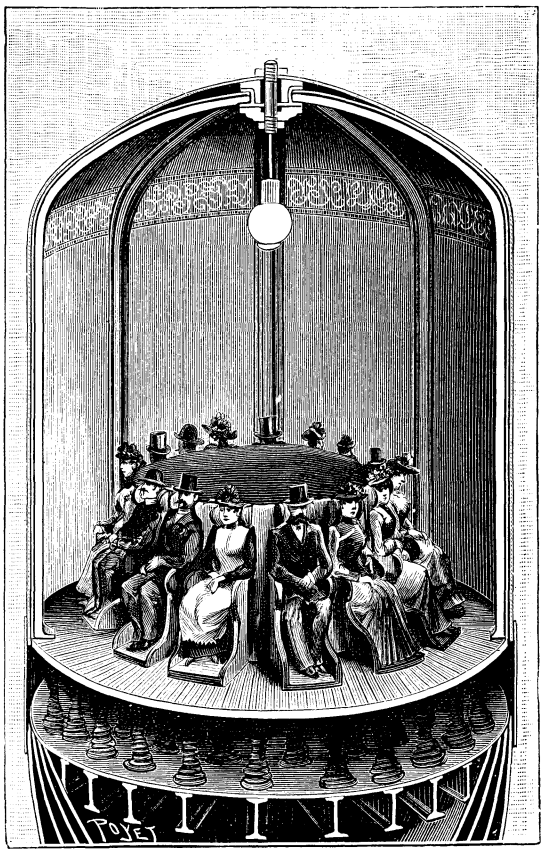
„Laß den Scherz! Wir haben Veranlassung ernst zu sein. Du hast doch gehört, daß Kapitän Pellejo die Soldaten nach dem Palmensee beordert hat. Vielleicht befinden sie sich schon dort, wenn wir kommen. Entdecken wir sie aber nicht zur rechten Zeit, so können wir von ihnen ganz unversehens überfallen werden."

„Wären sie schon dort, so hätten wir das allerdings zu befürchten," fiel der Vater Jaguar ein; „ich bin aber überzeugt, daß sie noch nicht angekommen sind."

„Aus welchem Grunde?"

„Weil sie zu weit haben."

„Das glaube ich nicht. Wenigstens haben sie nicht weiter als wir. Seit dem Zusammentreffen an der Fischquelle sind nun fünf Tage vergangen. Diese Zeit reicht sehr gut aus, um von Matara, Cachipampa oder gar Miravilla nach der Gegend zu kommen, in welcher unsrer Vermutung nach der Palmensee zu suchen ist." (Fortsetzung folgt.)



Innere Ansicht des zur Freifallfahrt aus 300 m Höhe für Chicago projektierten Apparates mit 15 Insassen.

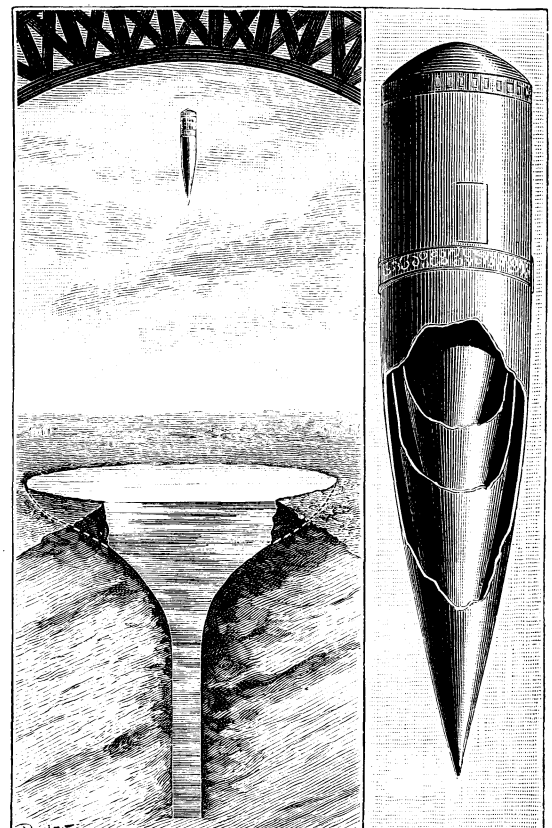
Ein Vergnügungssturz.

Für die Weltausstellung in Chicago sind eine Reihe der erstaunlichsten Projekte gemacht worden, denn die Erfolge, welche die Franzosen mit ihrem Eiffelturm aufzuweisen haben, der für die letzte Pariser Ausstellung ein Hauptanziehungspunkt geworden war, lassen die Amerikaner nicht ruhen, die Nachbarrepublik jenseits des großen Wassers womöglich zu übertrumpfen. Diese Projekte sind Projekte geblieben, denn das Ausstellungskomitee hat sich für die Aufführung eines Riesenturmes entschieden, sie sind aber ihrer Monstrosität halber bemerkenswert genug, unsre lieben Kameraden in Wort und Bild damit bekannt zu machen.

So hatte der Architekt Alberto de Palacio den Chicagoanern den Entwurf zu einem Riesendenkmal für Christoph Kolumbus vorgelegt, denn bekanntlich soll ja durch die dortige Weltausstellung von 1892 zugleich auch die 400jährige Jubelfeier der Entdeckung Amerikas ihren Ausdruck finden. Das projektierte Denkmal, von dem wir auf Seite 343 eine Abbildung geben, sollte aus einer eisernen Hohlkugel bestehen, deren Radius auf 300 m bemessen wurde; das Postament, auf dem dieselbe zu ruhen käme, würde sich 80 m hoch erheben An der Wandung dieses Riesenglobus sollten die Erdteile mit allen ihren Gebirgen und Höhen plastisch sich abheben, am Nordpol, also auf dem höchsten Punkt oben, eine getreue Nachbildung des Kolumbischen Schiffes Platz finden, das zugleich als meteorologische Station gedient hätte. Der Aequator war als 1 km lange und 14 m breite Galerie projektiert mit Geleise für eine spiral angelegte Bergbahn bis empor zum Nordpol. Auch im Innern sollte eine Bahn vom Südpol bis zum Aequator führen, was einer Länge von etwa 6 km entsprochen hätte. In den Innenraum der südlichen Halbkugel würde ein Kolumbus-Museum und eine ebensolche Bibliothek untergebracht worden sein, daneben Hörsäle wissenschaftlicher Gesellschaften, ferner eine Reihe Restaurationen und Vergnügungslokale u. a. Die nördliche Hälfte des Innenraumes sollte frei bleiben; für die Ausstattung ihrer mächtigen Wölbung war eine genaue Nachbildung des Sternenhimmels vorgesehen. Der Architekt berechnete, daß etwa 100,000 Personen den Riesenglobus gleichzeitig besuchen könnten, die Kosten seiner Herstellung hatte er auf das nette Sümmchen von 25 Millionen Mark veranschlagt.

Eine noch ungeheuerlichere Idee wollte der Ingenieur Larron in Grenoble, also

ein Franzose, verwirklicht wissen, indem er den Besuchern der Weltausstellung das seltsame Vergnügen zu bereiten die Absicht hatte, sich von einem 300 m hohen Turm in einem Käfig nach dem Gesetze des freien Falles in die Tiefe stürzen zu lassen. Das bekannte „Neue Universum", ein Jahrbuch der Erfindungen und Entdeckungen, berichtete s. Zeit: Das Innere des Käfigs (den wir nebenstehend abbilden) soll solid aus Eisen konstruiert werden und würde der äußeren Gestalt nach einen der angenehmen Zuckerhutgeschosse gleichen, womit man in neuerer Zeit bekanntlich belagerte Festungen traktiert. Die zur Aufnahme von 15 Sturzgästen eingerichtete Kammer, in der wir auf dem Bilde Männlein und Fräulein behaglich nebeneinander sitzen sehen, soll 3 m Durchmesser und 4 m Höhe erhalten. Unter dieser Kammer befindet sich eine elastische, durch Federn gegen den Fußboden der Kammer wirkende Spitze, die aus ineinander geschachtelten hohlen Metallkonussen besteht, welche sich im Moment des Aufstoßens am Ende der Sturzfahrt ineinander schieben, um dadurch die Kompression der Luft in der Kammer zu verhüten. Um den Aufschlag sanft zu machen, fällt der Apparat in einen trichterartigen Wasserbehälter, der durch Ausgrabung neben dem Turme hergestellt ist. Natürlich hätte der Sturz von einem am Turme herausragenden Kranbalken zu erfolgen. Der Apparat soll im ganzen 10 m lang werden, bei einem Gewicht von 11 000 kg. Beim Eintauchen verdrängt der Käfig etwa 31 000 kg Wasser. Der denselben auffangende Wasserschacht ist 55 m tief und soll oben 50 m, unten aber nur 5 m Durchmesser haben. Die Zeit des Absturzes wird etwa neun bis zehn Sekunden betragen, wobei bis zum Wasserspiegel eine Geschwindigkeit von 77 m in der Sekunde erreicht wird.



Der Apparat für Freifall während der Fahrt. Absang durch ein Wasserbassin.

Wegbauten in China vor 1800 Jahren.

Wie weit die Chinesen bereits vor mehr als achtzehnhundert Jahren in technischen Kenntnissen vorgeschritten gewesen, davon liefern ihre hängenden Brücken, deren Errichtung aus der Zeit der Han-Dynastie (202 v. Chr. bis 220 n. Chr.) datiert wird, den sprechenden Beweis. Nach dem übereinstimmenden Zeugnis aller historischen und geographischen Schriftsteller Chinas war es Schang Lieng, der Oberbefehlshaber der Armee unter Kaen Thu, der die Wegebauten durch die im Westen der Hauptstadt gelegene Provinz Schense unternahm, deren hohe Berge und tiefe Schluchten die Verbindungen erschwerten, und die man von der Hauptstadt aus nur auf Umwegen erreichen konnte. An der Spitze eines Heeres von 10,000 Arbeitern durchstach Schang Lieng die Berge, füllte die Thäler mit Erde aus, die ihm jene Ausgrabungen verschafften, und wo dieses nicht hinreichte, um die zu einem Wege erforderliche Höhe zu erlangen, baute er Brücken, die auf Pfeilern oder Vorsprüngen ruhten. Bei andern Stellen, wo die Berge durch tiefe Schluchten getrennt waren, faßte er den kühnen Plan, hängende Brücken zu errichten, die sich von einem Abhange zum andern erstreckten. Diese Brücken, welche die chinesischen Schriftsteller sehr passend „fliegende" nennen, sind mitunter so hoch, daß man sie nicht ohne Bangen passieren kann. So erstreckt sich noch heute in Schense eine solche Brücke in einer Länge von über 400 Fuß über einen ungeheuren Abgrund von Berg zu Berg. Die meisten Brücken sind so breit, daß zwei Mann zu Pferde nebeneinander reiten können, und an beiden Seiten befinden sich Geländer zum Schutze der Reisenden. Es ist keineswegs unwahrscheinlich, daß die Missionare, welche vor zwei Jahrhunderten zuerst über die hängenden Brücken berichteten, die Anregung zum Bau der jetzt in der ganzen Welt bekannten modernen Hängebrücken gegeben haben.

Die Giraffe.

Der höchste von allen Erdbewohnern ist die Giraffe, die camelo pardalis unsrer Naturforscher, jener gar gewaltige aber harmlose Wiederkäuer, der sein stattliches Haupt weit über alle andern Säugetiere erhebt, welche auf Erden wandeln. Die Heimat dieses Tieres sind die Ebenen in den verschiedenen Gegenden des mittleren und südlichen Afrika zwischen dem 17. Grad nördl. und dem 24. Grad südl. Br. Die Giraffe ward zuerst in Europa bekannt durch den römischen Kaiser Gordianus, welcher im Alter von fünfzehn Jahren den Thron der Cäsaren bestieg. Bei dieser Gelegenheit gab er dem Volke der Stadt Rom ein glänzendes Schauspiel, einen sogenannten „Triumf", zum Besten, wobei unter andern seltsamen, seltenen und furchtbaren Tieren, welche in feierlichem Zuge in seinem Amphitheater in der Runde herumgeführt wurden, sich auch zehn bisher unbekannte Geschöpfe mit sehr langen Hälsen und sehr hohen Beinen, mit kleinen Köpfen, bebuschten Schwänzen und ganz seltsamen kleinen Hörnern befanden. Dieselben waren von hellgelb-bräunlicher Farbe, mit schönen Flecken und Punkten gezeichnet, und wurden, an vergoldete Karren gespannt, von ihren äthiopischen Treibern um die Arena herumgeführt. Sie bildeten eine solch seltsame Verbindung von dem Körper eines Kamels mit den Flecken eines Pardels oder Leoparden, daß die Leute, welche sie voll Staunen und Verwunderung anschauten, diesen seltsamen Geschöpfen den Namen

Camelopardus, Kamelpardel, gaben. Dieses eigentümliche Tier war aber damals den Arabern schon lange bekannt gewesen unter dem Namen Xiraphа oder das Langhalsige, wovon der heutige volkstümliche Name Giraffe für jenes seltsame Tier herrührt. Und ein merkwürdiges Tier ist die Giraffe in der That: ihre Haupteigentümlichkeiten sind ihr langer Hals und ihre hohe Vorderhand, d. h. der vordere Teil ihres Körpers. Der Kopf erhebt sich manchmal siebzehn rheinländische Fuß über den Boden, und man hat schon Exemplare erlegt, bei welchen die Entfernung zwischen Huf und Nasenspitze volle zwanzig Fuß betrug. Die scheinbare Höhe der Vorderhand rührt aber nicht, wie man annehmen möchte, von der größeren Länge der Vorderbeine, sondern von der außerordentlichen Höhe des Widerrists oder der Schulterknochen her. Die Zunge der Giraffe ist lang und zum Greifen geeignet, d. h. das Tier kann damit Gegenstände erfassen und an sich ziehen und zugleich die Zunge so zuspitzen, daß sie durch den Ring eines kleinen Schlüssels geht. Dieser lange Hals und diese lange Greifzunge, welche man bei keinem andern Tiere findet, setzen diesen ruhigen Wiederkäuer in den Stand, sich leicht von dem Laub und den zarten Zweigen von Bäumen zu nähren, und zwar am liebsten von denen einer Akazie oder Mimosenart, welche daher auch den Namen des Kameldorns oder Giraffenbaums, Acacia Giraffæ, führt. Allein auch das Gras kann die Giraffe äsen; wenn sie jedoch solches am Boden fressen will, so muß sie ihre Vorderbeine weit auseinanderspreizen und den langen Hals tief zur Erde herabbiegen, wie man es auf manchen Bildern dargestellt sieht.

Trotz der ungewöhnlichen Länge des Halses aber besteht dessen Knochengerüst auch nur aus sieben Wirbeln, wie bei andern Tieren, diese Knochen sind aber sehr in die Länge gezogen und ihre Verhältnisse ganz vorzüglich dem Zweck angepaßt, welchem sie dienen sollen. Der Rücken der Giraffe fällt von den Schultern nach dem Schwanz bedeutend ab und auf den ersten Blick scheinen die Vorderbeine weit länger zu sein als die Hinterbeine; beide aber sind gleich lang und die Höhe der Schulter rührt nur von der großen Verlängerung der Schulterblätter her. Auf dem Kopf befinden sich zwei hornartige Auswüchse, welche gewöhnlich auch Hörner genannt werden, aber keine solche, sondern nur knöcherne hautbedeckte Auswüchse des Schädels sind und an der Spitze einen kleinen Haarbüschel tragen. Auf der Stirn und beinahe zwischen den Augen sieht man einen knöchernen Vorsprung, welcher dieselbe Stelle einnimmt, welche von der Sage dem Horn des fabelhaften Einhorns zugeschrieben ward.

Die eigentümliche Höhe und Bauart dieses Tieres steht genau im Einklang mit seiner Lebensweise und Art der Ernährung, da die Giraffe nur in den weiten Buschwäldern der Ebene lebt und sich vom Laub der Bäume nährt, wozu ihm seine Greifzunge besonders behilflich ist. Das Futter am Boden holt sie sich nur im Notfalle und im Hunger, weil es ihr Mühe macht, sich danach herabzubeugen. Daß sie dies aber kann, das zeigen die Giraffen in der Gefangenschaft täglich, denn wenn man ihnen ein Stückchen auf den Boden legt, holen sie es sogleich mit der Zunge herauf.

Bezüglich ihrer Nahrung ist die Giraffe äußerst wählerisch und frißt immer nur die frischesten Blätter und zartesten Triebe und vom Gras nur die saftigsten Spitzen. Man muß sie daher in der Gefangenschaft außer mit Heu auch mit Möhren, Zwiebeln, Kohl und andern Gemüsen füttern.

Die Giraffe ist ein sanftes, harmloses und trauliches Tier, leicht zu zähmen und sehr anhänglich und folgsam gegen ihren Wärter, dazu neugierig und sichtlich erfreut, wenn sie in ihrer Gefangenschaft von recht vielen Leuten besucht wird, welche sie anstaunen und liebkosen. In ihrem großen, runden, sanften dunkelbraunen Auge liegt etwas besonders Anmutendes und Gewinnendes, welches auf jeden wirken muß, der für einen seelischen Ausdruck empfänglich ist. Selbst leidenschaftliche Jäger haben sich von den bittenden Blicken der Giraffe tief ergriffen gefühlt, wenn das vom tödlichen Blei getroffene Tier hilflos von ihnen auf den Boden gestreckt lag und im stummen Todeskampfe vorwurfsvoll zu dem Schützen aufschaute. Die Giraffe gehört nämlich zu den stummen Tieren wie das Känguru und gibt in keinen Affekten einen Laut von sich. So harmlos und sanft aber die Giraffe auch ist, so weiß sie sich, wenn sie in ihrem Lager von einem der Raubtiere angegriffen wird, desselben mit ihren starken Beinen und scharfen Hufen zu erwehren. Daher greift der Löwe einzeln sie niemals von vorn an, sondern hetzt sie entweder zu mehreren nieder oder springt aus einem Hinterhalt ihr in den Nacken und reißt sie mit Zähnen und Klauen zu Boden. Da sie aber mit ihrem hochgestellten Auge einen sehr weiten Gesichtskreis beherrscht und sehr vorsichtig ist, fällt es den Raubtieren und den menschlichen Verfolgern schwer, sich an sie heranzuschleichen. Nur wenn der Mensch gut beritten ist und ebenen Boden unter sich hat, macht es ihm nicht viel Mühe, die Giraffe einzuholen. Auf rauhem und unebenem Boden dagegen ist die Giraffe im Vorteil, weil sie leicht über die verschiedenen ihr im Wege liegenden Hindernisse hinwegspringt. Sie ist im ganzen kein sehr flüchtiges Tier und kann von einem guten Pferde leicht eingeholt und sogar von manchen eingeborenen Jägern zu Fuß erreicht werden. Ihr Gang, wenn sie flüchtig wird, ist ein etwas ungeschlachter und komischer und besteht aus einer Reihe von froschartigen Sprüngen, bei welchen sie ihren langen Hals pendelartig hin und her schaukelt und mit dem Schwanze regelmäßig auf und ab wippt.

Die Giraffe ist leicht auf ihrer Fährte zu verfolgen, welche beinah einen Fuß lang, vorne spitzig und hinten an der Ferse abgerundet ist. Die Gangart des Tieres läßt sich aus der Tiefe des Eindrucks ihrer Fährte und aus der Art und Weise erkennen, wie sie den aufgerissenen Boden ihrem Wege entlang zerstreut.

Die Eingeborenen jagen die Giraffe mittels Hetzen und Anschleichen auf dem Pürschgang, fangen sie aber auch in tiefen Fallgruben, welche etwa zehn Fuß tief und verhältnismäßig breit sind und worin sie in der Mitte eine 6–7 Fuß hohe Erdmauer stehen lassen, so daß, wenn die Giraffe in diese Grube fällt, die Vorderbeine in die eine, die Hinterbeine in die andre Abteilung zu stehen kommen und das Tier mit dem Unterleibe auf der Erdmauer aufruht und sich schaukelt und außer stande ist, einen richtigen Fußhalt zu fassen, um mit einem kräftigen Satze aus der trügerischen Grube herauszuspringen. Aehnliche Fallgruben, aber mit spitzen Pflöcken am Boden versehen, werden auch für das Flußpferd und das Nashorn hergerichtet, die sich beim Hineinstürzen an den Pfählen spießen; allein die Erfahrung hat ergeben, daß beim Fang der Giraffe die Querwand noch wirksamer ist, als die gespitzten Pfähle.

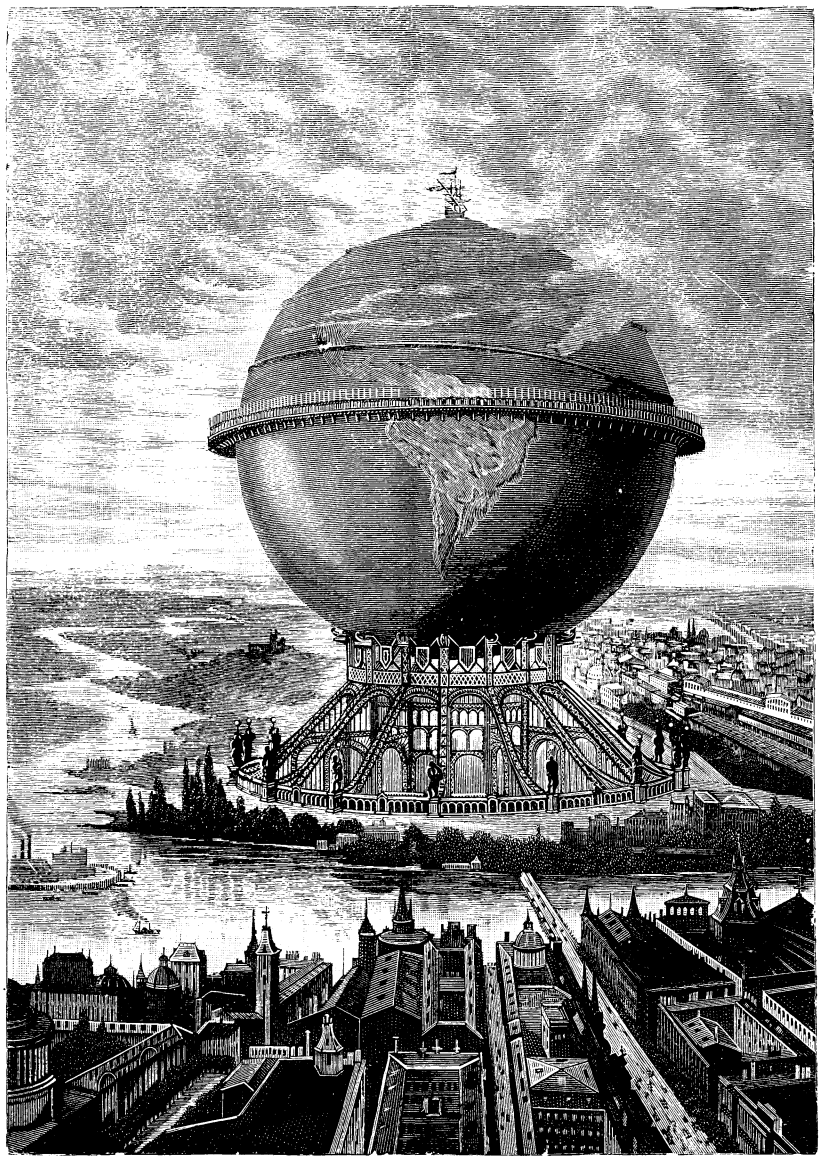
Trotz der bedeutenden Größe und des eigentümlichen Körperbaus der Giraffe

ist sie doch eigentlich kein so augenfälliges Tier, als man glauben möchte. Der lange Hals und die dunkle Haut an demselben und an dem Kopf sind so geformt und gefärbt, daß sie eine auffallende Aehnlichkeit mit den dürren und zerissenen Stämmen der Waldbäume haben, und diese Aehnlichkeit ist so groß, daß selbst das scharfe Auge der eingebornen Jäger oft irrtümlich Bäume für Giraffen hält und umgekehrt.

Die Giraffe lebt gewöhnlich in kleinen Rudeln von 5 oder 6, zuweilen aber auch von 30 bis 40 Stücken; die durchschnittliche Zahl mag etwa 15 bis 16 Stück betragen. Man findet dann diese Tiere von jeder Größe und von beiden Geschlechtern beisammen, und jedes Rudel steht unfehlbar unter der Führung eines alten Männchens, dessen dunkelkastanienbraune Haut und hoher Kopf dasselbe von seinen Gefährten auszeichnen. Man findet diese Rudel immer entweder im Walde selbst oder in der nächsten Nähe desselben, wo sie ihre tägliche Nahrung finden, und wo sie sich zwischen den Baumstämmen, mit denen sie eine so große Aehnlichkeit haben, vor ihren Feinden sichern und verstecken können. Soviel man bis jetzt beobachtet hat, wirft das Weibchen nur ein einziges Junge auf einmal. Die Färbung der Haut ist bei den Exemplaren, welche die nördlichen und südlichen Teile von Afrika bewohnen, etwas verschieden, denn die Giraffen des Südens sind um ein Erhebliches dunkler als ihre nördlichen Verwandten.

Da die Haut der Giraffe ungemein dick ist, so ist das Tier mit der unvollkommenen Waffe der Eingebornen nicht leicht zu töten. Nur sehr selten fällt eine Giraffe auf den ersten Schuß und selbst in diesen seltenen Fällen muß es eine Kugel von schwerem Kaliber und gehärtetem Metall sein. Das Wildbret der Giraffe gilt für sehr gut und schmackhaft, wenn es richtig zubereitet ist, und ihr Mark gilt für einen solchen Leckerbissen, daß die Eingebornen es gierig verzehren, sobald sie es aus den frischen Knochen des erlegten Tieres nehmen. Gekocht soll es würdig sein, auf der allerbesten Tafel zu erscheinen. Das Fleisch eignet sich besonders zur Bereitung des an der Sonne getrockneten Dörrfleisches, welches in Afrika üblich ist. Die dicke starke Haut dient zur Anfertigung von Schuhsohlen, Schilden und ähnlichen Artikeln.

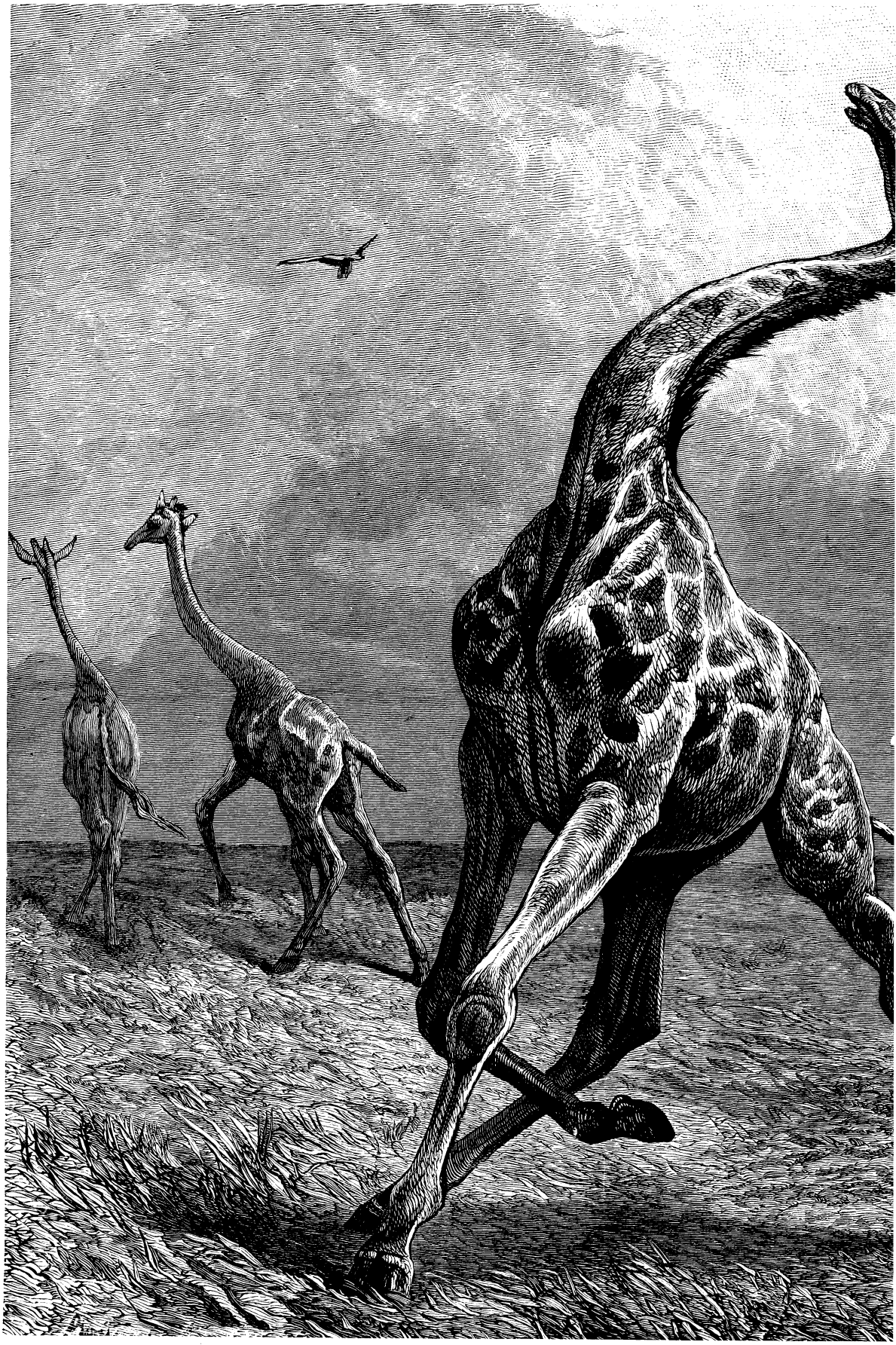
Man sagt, die Giraffen beginnen im innern Afrika allmählich seltener zu werden, weil sie neuerdings, da das Schießgewehr immer allgemeinere Verbreitung unter den Völkerschaften Afrikas findet, so unerbittlich gejagt werden. Das bedauern wir sehr, auf die Gefahr hin, von unsern lieben Kameraden allzu sentimental gehalten zu werden. Die Giraffe ist ein sanftes, harmloses Tier, welches dem menschlichen Haushalt keinen Schaden zufügt; soll denn auch sie, eben wegen ihrer Wehrlosigkeit, auf den Aussterbetat der afrikanischen Tierwelt gesetzt werden, wie der Elefant und der Bison auf denjenigen der amerikanischen?



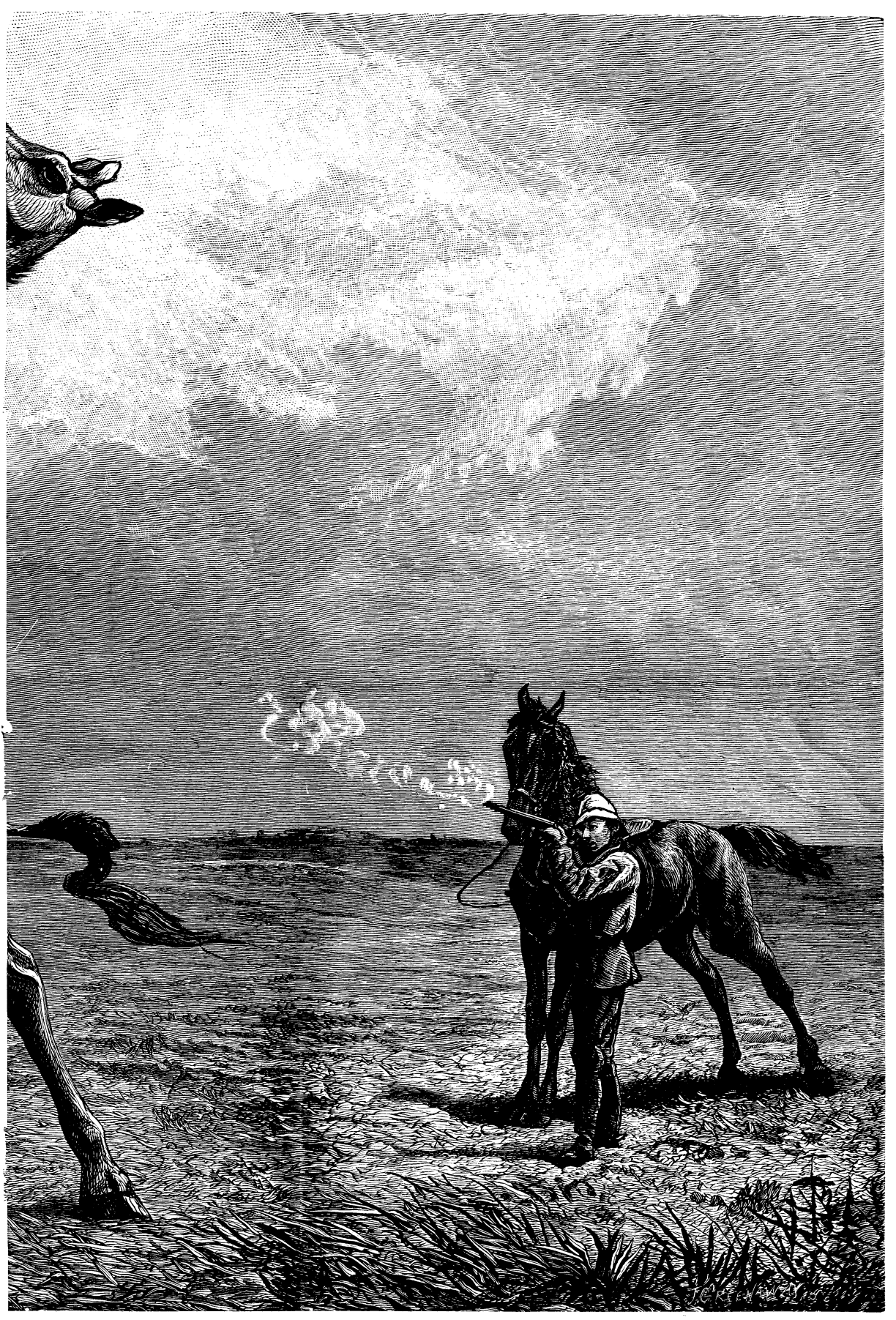
Das für Chicago zum Andenken an Christoph Kolumbus projektierte Riesendenkmal.

Wie lange wird der englische Kohlenreichtum noch ausreichen?

In der statistischen Gesellschaft zu London hielt Herr Price Williams einen Vortrag über die viel bestrittene und wichtige Frage, wie lange der englische Kohlenreichtum noch aushalten würde. Die im Jahre 1871 eingesetzte Königl. Kommission war zu der Ansicht gelangt, daß noch 350 Jahre verstreichen würden, bis die englischen Kohlenlager erschöpft wären. Auf Grund eines sehr sorgfältig zusammengestellten statistischen Materials, wobei namentlich der stetig wachsende Bedarf in Rechnung gezogen wurde, kam der Vortragende zu dem Schluß, daß im Jahre 1983 mit Ausnahme der Zechen in Denbigh und Flint, welche noch 250 Jahre ausgebeutet werden könnten, keine Kohlen mehr in England anzutreffen wären. Den großen Kohlenfeldern von



Giraff



m-Jagd.

Süd-Wales schrieb Herr Price Williams nur noch die kurze Daseinsfrist von 46 Jahren zu. In Lancashire werden noch 74 Jahre Kohlen gefunden werden, und in Northumberland und Durham nach Verlauf von 94 Jahren auch keine mehr anzutreffen sein. So hat die Wissenschaft denn auch in Beziehung auf die Praxis der Volkswirtschaft Aufgaben gestellt, und daß sie auf Grund der Erfahrung solch wichtige Fragen zu beantworten vermag, muß uns zur hohen Genugthuung gereichen.

Kapitän Watsons erste Seereise.

Der alte Kapitän Watson, den ich auf einer meiner zahlreichen Reisen kennen lernte und mit dem ich gut befreundet wurde, erzählte mir einst unter anderm auch die Erlebnisse seiner ersten Seereise. Da dieselben wohl geeignet sind, die jungen Leser des „Guten Kameraden" zu interessieren, möchte ich nicht versäumt haben, sie meinen jungen Freunden mitzuteilen.

„Mein Vater war Steuermann," erzählte Watson, „und verlor sein Leben bei dem Schiffbruch der ‚Emily' an der holländischen Küste. Als meine gute Mutter den Tod meines Vaters erfuhr, fiel sie in ein hitziges Fieber und starb einige Wochen später ebenfalls. Geschwister hatte ich keine, so daß ich jetzt ganz allein in der Welt stand. Da nun mein einziger Wunsch war, ebenfalls Seemann zu werden, beschloß ich, meinen Vormund zu bitten, mir eine Stelle als Schiffsjunge zu verschaffen. Dieser wollte anfänglich davon nichts wissen, und erst nach hartnäckigem Bitten erhielt ich seine Einwilligung.

„Bill," sagte er eines Tags zu mir, „ich sehe, du willst nicht anders; ich habe mit Kapitän Murphy gesprochen. Derselbe ist bereit, dich als Kajütenjunge auf seinem Schoner ‚Thames' anzumustern, und zwar zur Probe auf sechs Monate. Gefällt dir das Matrosenleben nach dieser Zeit nicht mehr, so steht dir nichts im Wege, einen andern Beruf zu wählen. Wenn es dir recht ist, kannst du morgen gleich Mr. Murphy deine Aufwartung machen."

Voll Freude sagte ich zu, und stellte mich am andern Morgen meinem zukünftigen Herrn, dem Kapitän Murphy vor. Derselbe war ein mittelgroßer Mann mit scharfen Zügen und einer roten Nase, welch letztere der Neigung zu reichlichem Trunke zuzuschreiben sein mochte. Alles in allem, Mr. Murphy war keine einnehmende Persönlichkeit.

„Also du bist der kleine Galgenstrick, der auf meiner ‚Thames' Schiffsjunge werden will?" redete er mich an, indem er mich mit scharfem Blick musterte.

Ich bejahte seine Frage. „Nun, dann finde dich morgen nachmittag Punkt sechs Uhr ein, denn sobald die Ebbe einsetzt, steche ich in See. Alles weitere wirst du dann erfahren." Mit diesen Worten drehte er sich auf seinem Absatz herum und ließ mich ganz verdutzt stehen.

„Ein Freund von vielen Worten scheint mir der Kapitän nicht zu sein," dachte ich, indem ich über die Laufplanke wieder zum Ufer zurückkehrte. Den Rest des Tags und den andern Morgen verbrachte ich damit, meine Seemannsausrüstung zu vervollständigen.

Zur bestimmten Zeit erschien ich an Bord des Schoners, verstaute meine Schiffskiste in dem Volkslogis und begab mich dann an Deck.

Außer Kapitän Murphy und mir bestand die ganze Mannschaft aus noch drei Matrosen; freilich etwas wenig für einen Schoner von der Größe der „Thames", doch Mr. Murphy war ein sparsamer Mann, welcher meinte, daß vier Personen vollständig genügten, sein Schiff zu lenken.

Als ich das Deck betrat, setzten die Matrosen eben die Segel bei; um mich schien sich niemand zu kümmern. Ich stand noch mit neugierigen Blicken da, als wir den Hafen hinter uns hatten. Alsdann rief mich der Kapitän zu sich und sprach mich mit folgenden Worten an:

„He, fauler Taugenichts, — nimm deinen Hut ab, Bursche, wenn ich mit dir rede (dabei schlug er mir meinen einzigen Hut so heftig vom Kopfe, daß er leewärts über Bord flog), paß auf, was ich dir sage, denn ich meine es so gut wie ein Vater mit dir. Nur keine Fratzen geschnitten," fuhr er fort, als er meine weinerliche Miene bemerkte. „Du siehst, ich habe nur drei Matrosen an Bord, die müssen die Wachen versehen. Es ist also deine Pflicht, mir in der Kajüte aufzuwarten. Du hast mir meinen Grog zu bereiten, also stets kochendes Wasser vorrätig zu halten, verstehst du! Ich trinke alle halbe Stunde lang ein Glas von diesem edlen Getränk, damit mir der feuchte Seewind nicht schadet. Wenn er nicht stets bereit und nicht gut ist — kennst du dies?" Bei diesen Worten zog er ein Tauende aus der Tasche und ließ es mich besehen. „Es wird überhaupt am besten sein, wenn du es erst einmal zu fühlen bekommst, dann weißt du gleich, wie es schmeckt, und wirst Sorge tragen, gehörig aufzupassen," mit diesen Worten versetzte er mir einige tüchtige Hiebe auf den Rücken.

Ich biß die Zähne zusammen und begab mich an eins der Rumfäßchen, in welches bereits ein Hahn eingesetzt war. Da das kleine Fahrzeug sehr durch die kurzen Wellen der See litt, so hatte ich genug zu thun, bei der starken Bewegung des Schiffes den Grogtopf vor dem Umfallen zu bewahren und beständig das Feuer unter demselben zu erhalten. Ein Glück, daß ich bereits früher mit meinem Vater einige kleine Seereisen gemacht hatte und deshalb nicht mehr seekrank wurde.

Regelmäßig jede halbe Stunde brachte ich dem Kapitän, den ich bereits als meinen Tyrannen ansah, diesen Trank, der mir, wenn der Grog nicht süß genug oder zu süß war, oder aber wenn er das ganze Quantum nicht zu trinken vermochte, tüchtig den Text las.

Bei dieser Anordnung blieb es unnachsichtlich drei Tage und drei Nächte. Jede Nacht wurde ich fünf- bis sechsmal geweckt, um dem Kapitän die bestimmte Dosis heißen Grogs zu reichen. Trunkenheit schien bei ihm eine unmögliche Sache; denn aus langer Gewohnheit glich er einem widerspenstigen Fahrzeug, welches sich lieber die Masten wegwehen läßt, als daß es eine gerade Richtung annähme.

Am vierten Tage bekamen wir einen heftigen Nordweststurm. Die See ging hoch und hoch. Der kleine Schoner, der

auf dem Verdeck noch eine schwere Ladung führte, hatte nicht Kraft genug, sich auf die Spitze der Wogen zu erheben, welche daher immer sein Deck überstürzten, so daß wir durch die Nässe und die Rauheit des Wetters vollständig erschöpft wurden.

So vergingen zwei Tage. Am dritten, dem sechsten nach unsrer Abfahrt, traf eine Bö unsern Hauptmast und warf denselben über Bord; eine ungeheure Woge überstürzte das Deck und spülte die drei im Takelwerk beschäftigten Matrosen ins Wasser. Mr. Murphy stand am Steuerruder und ich war wie gewöhnlich unter Deck mit der Bereitung des Grogs beschäftigt, der bei diesem Sturme mehr als je verlangt wurde. Der Kapitän ließ das Steuer fahren und rannte fort, um seinen Matrosen, welche mit allen Kräften versuchten, sich über Wasser zu halten, ein Tau zuzuwerfen. Er schleuderte dasselbe den Schwimmenden zu; zwei ergriffen dasselbe (der dritte war nicht mehr sichtbar), so daß das Tau sofort straff gezogen wurde. Unglücklicherweise hatte Murphy sich in dem Tau verwickelt; dasselbe hatte sich ungefähr sechs- bis siebenmal um seinen Leib geschlungen, so daß ihn die Schwimmenden an den Wanten emporzogen.

„Laßt los, oder ich falle über Bord!" schrie Murphy in Todesangst. Für die Ertrinkenden war dies nur ein erfolgloser Zuruf; sie hielten das Tau fest, und auch der Kapitän hielt das Takelwerk krampfhaft umschlossen. Durch die Anstrengungen der Ertrinkenden wurden seine Beine endlich emporgehoben, so daß er in horizontaler Richtung an den Wanten hing.

„Bill, Bill, Junge, ein Messer, schnell, schnell!" brüllte Murphy. Dieser Ruf erlöste mich aus der Erstarrung, in der ich bis jetzt verharrt hatte. So schnell es bei dem heftigen Winde ging, arbeitete ich mich auf das Heck zu, — allein ich kam zu spät. Ehe ich den Kapitän erreichen konnte, versank dieser in der gierig nach ihm aufzüngelnden See. Er hatte den vereinten Kräften der ertrinkenden Matrosen nicht länger Widerstand leisten können, die Taue schnellten aus den krampfhaft geschlossenen Händen und ich kam zu spät. Mit der einen Hand mich an den Wanten haltend, in der andern das Messer, verweilte mein Auge lange Zeit regungslos auf der Stelle, wo mein tyrannischer Gebieter verschwunden war. Nun vergaß ich alles Erlittene und fühlte tiefen Kummer über den Verlust desselben. Eine fürchterliche Sturzsee, die mich und das Deck des führerlosen Schiffes überstürzte, weckte mich aus meiner Erstarrung. Ich ließ das Messer fallen und umklammerte mit beiden Händen das Tauwerk. Hierauf benutzte ich einen günstigen Augenblick und arbeitete mich nach der Kajüte hinunter, wo ich mich niedersetzte und bitterlich weinte, sowohl über den Verlust und Tod der Schiffsmannschaft, wie auch über meine eigene traurige, trostlose und verlassene Lage.

Ich gedachte meiner verstorbenen Eltern. Es war mir, als sähe ich die Gestalt meiner Mutter, welche segnend und schützend die Hände über mich hielt. Ich wurde ruhiger und betete inbrünstig. Der Schoner arbeitete und ächzte, von den Wogen hin- und hergestoßen, der Sturm heulte, die Seen donnerten an die zitternden Planken des Schiffes und überstürzten seine Verdecke. Mitten in diesem grausigen Kampfe der Elemente gedachte ich dessen, von dem die Bibel sagt, daß ohne seinen Willen nicht ein Sperling zur Erde falle. Ich machte meinen Thränen und meinem Gebete ein Ende. Vollständig durchnäßt und erkältet wie ich war, dachte ich, daß dasselbe Getränk, was meinen gewesenen Kapitän erwärmte, wahrscheinlich auch bei mir dieselbe Wirkung hervorbringen würde. Ich kroch mit einem Kruge durch die Luke an Deck, zapfte etwas Rum aus dem Fasse, und kehrte wieder in die Kajüte zurück. Nachdem ich denselben mit heißem Wasser und Zucker vermischt, trank ich mehr davon, wie ich unter andern Umständen vielleicht gethan hätte, legte mich in eine Koje und schlief bald, übermüdet wie ich war, trotz Sturmesbraus und Wogendrang, fest ein.

Als ich erwachte, war es bereits heller Tag. Ich gebrauchte einige Zeit, mich von den lebhaften Eindrücken meiner Träume, in denen ich mich zu Hause bei meiner Mutter wähnte, zu befreien. Dann aber, mich meiner Lage erinnernd, erstieg ich die auf Deck führende Leiter. Der Wind hatte sich ziemlich gelegt, aber der noch immer dunkle, winterliche Himmel und die rollende See boten keinen erfreulichen Anblick. Mit Ausnahme der Seevögel, welche mit lautem Geräusch über die weißen Spitzen der Wogen hinschwebten, zeigte sich nichts in Sicht. Das Besamsegel der „Thames" hatte sich von dem Belegnagel losgelöst und flatterte zerfetzt in dem Winde. An die Luke mich anlehnend, spähte ich lange Zeit vergeblich nach allen Richtungen umher. Endlich entdeckte mein scharfes Auge ein kleines Fahrzeug mit einem einzigen, dichtgereften Segel, welches sich bald über den Wogen erhob, bald wieder in die Tiefe sank. Der Segler war schaluppenartig aufgetakelt und steuerte gerade auf die „Thames" zu.

Nach Verlauf einer Stunde hatte sich das Schiff bis auf eine Seemeile genähert und ich bemerkte zu meiner Freude, daß Leute auf dem Verdeck waren, welche von Zeit zu Zeit nach mir zeigten. Ich eilte in die Kajüte zurück und entnahm dem unverschlossenen Koffer Mr. Murphys ein weißes Hemd. Mit diesem kehrte ich an Deck zurück, befestigte dasselbe an eine Spiere und hißte es als Notsignal auf. Mechanisch griff ich auch mit der Hand nach dem Kopfe, um meinen Hut zu schwenken, erinnerte mich dann aber gleich, daß derselbe das erste Sühneopfer gewesen, welches ich den unbarmherzigen Gottheiten der Wogen und dem Winde hatte bringen müssen.

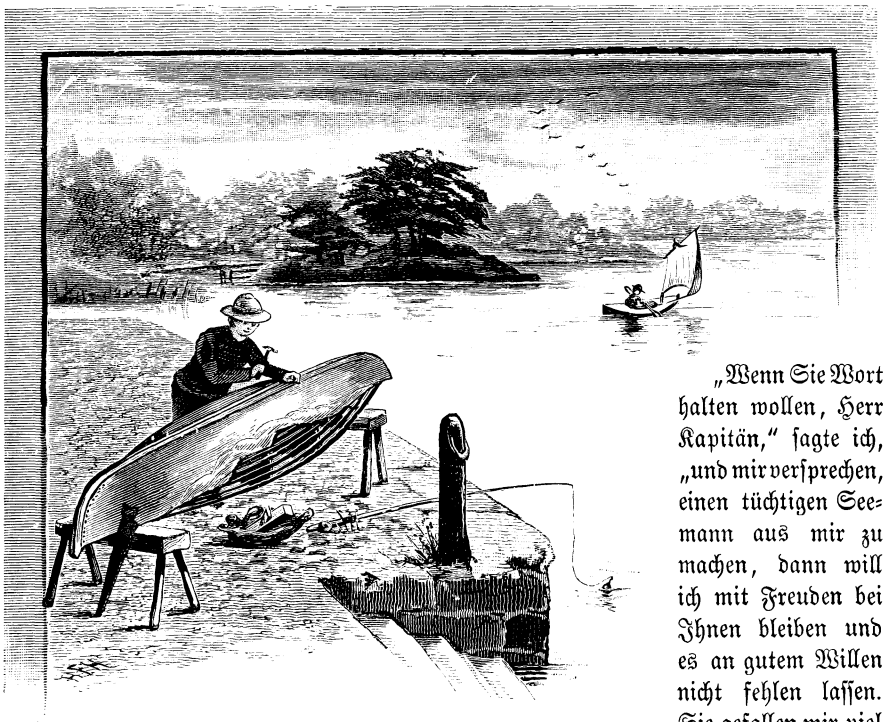
Als das Fahrzeug der „Thames" auf Kabellänge nahe kam, legte es windwärts bei und setzte nach einigem Zögern ein kleines Boot aus, welches drei Personen fassen konnte. Zwei Matrosen sprangen hinein und ruderten unter den Stern des Wracks.

„Du mußt springen, mein Junge," rief mir der eine Matrose zu, „bei solchem Wetter ist es unmöglich, das Boot an die Seite zu bringen — keine Furcht, wir fangen dich auf."

Da ich keine Anlagen zur Furcht besaß, so sprang ich, obwohl des Schwimmens unkundig, vom Heckbord der „Thames" in die schäumenden Wogen und wurde sofort von einem der Matrosen, der mich am Gurt faßte, herausgezogen. Ohne ein Wort weiter zu sprechen, griffen die Matrosen wieder zu den Rudern und steuerten ihrem Fahrzeug zu. Mit der größten Schwierigkeit gelang es denselben, mich und sich selbst an Bord zu bringen. Das Boot bekam hierbei solchen Schaden, daß es als untauglich geworden in See gelassen werden mußte.

Ich war gerettet. Meine Zähne klapperten und meine Glieder zitterten vor Frost, als ich zu dem Kapitän ging, welcher in einen wasserdichten Mantel gehüllt, mit der Pfeife im Munde, auf dem Verdeck saß. Es war ein noch junger, mittel-

großer Mann mit kleinen, glänzenden Augen und einem ovalen Gesicht, im übrigen von recht gefälligem Aeußern. Haar und Bart waren sorgfältig geordnet, und die Hand, welche die Pfeife hielt, klein und weiß. Als er meinen Zustand wahrnahm, rief er einem von seinen Leuten zu:



Bei der Arbeit.

„Bob, nimm den armen Jungen mit hinunter in die Kajüte und gib ihm trockene Kleider und ein Glas Branntwein. Wenn er sich erholt hat, mag er uns erzählen, wie es kommt, daß er ganz allein auf einem Schoner auf dem Meere treibt. Geh mit, mein Junge."

„Der ist vom rechten Schlag," sagte einer der Matrosen, die mich an Bord gebracht hatten, zum Kapitän. „Ich dachte mir das gleich, als ich sah, wie klug er das Signal hißte; er sprang, ohne sich lange zu besinnen, munter über Bord, wie ein Pudel, der ins Wasser geht."

Diese Worte zu hören, freute mich sehr und sobald ich die nassen Kleider gegen warmes Wollenzeug vertauscht hatte, kam ich wieder an Deck und erzählte dem Kapitän meine Leidensgeschichte. Dieser hörte aufmerksam zu, und meinte, als ich meine Erzählung schloß:

„Das muß ich sagen, mein Junge, du hast dich wacker gehalten. Du gefällst mir. Ich hielte dich gern an Bord, das heißt, wenn du willst und die Lust am Seemannsleben noch nicht verloren hast. Da ich selten Grog trinke, so brauchst du mir auch keinen zu bereiten, und das Tauende, welches dein früherer Kapitän als unerläßliches Erziehungsmittel zu betrachten schien, kommt bei mir nur in Ausnahmefällen in Anwendung. Besinne dich, mein Junge, du hast Zeit."

Ich besann mich nicht lange.

„Wenn Sie Wort halten wollen, Herr Kapitän," sagte ich, „und mir versprechen, einen tüchtigen Seemann aus mir zu machen, dann will ich mit Freuden bei Ihnen bleiben und es an gutem Willen nicht fehlen lassen. Sie gefallen mir viel besser als Mr. Murphy, der nur Schläge und Scheltworte für mich hatte."

„Topp, mein wackerer Bill, es gilt," erwiderte der Kapitän, mir die Hand schüttelnd. „Ich hoffe, du wirst deinen Entschluß nie zu bereuen haben."

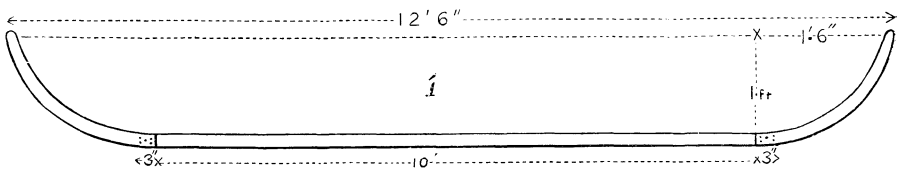
„Und ich habe ihn nie bereut," schloß der alte Kapitän Watson seine Erzählung, „denn was ich geworden bin, verdanke ich nicht zum kleinen Teil dem wackern Kapitän Webster, meinem Lebensretter."

Der junge Bootsbauer.

In nächster Nähe des Städtchens O. befindet sich ein großer Teich, der von der dortigen Jugend seit vielen Jahren zu einem beliebten Tummelplatz erkoren ist. In der Sommerschwüle ladet sein helles Wasser zu einem erfrischenden Bade ein, die ersten Schwimmübungen werden stets in ihm vorgenommen, die am Ufer weit überhängenden Weidenbüsche beschatten prächtige Angelplätze, im Winter bietet die spiegelglatte Eisfläche eine herrliche Bahn für Schlittschuhläufer; den größten Vorzug dieses vielumworbenen Gewässers aber bildet seine geringe Tiefe, die jedes Steinchen des reinlichen Kiesbodens erkennen läßt, und der es auch zu danken ist, daß trotz des belebten Verkehrs seit Menschengedenken außer manchem ungeschickten Plumps sich kein ernsterer Unfall ereignete. Vor kurzem hat sich auf diesem Teiche sogar ein sehr lebhafter Rudersport entfaltet, welcher über mehrere schlankgebaute Boote, sogenannte Kanoes, verfügt, an einem weiteren wird soeben auf der Schiffswerfte fleißig gezimmert, dem bald noch einige andre nachfolgen dürften, so daß in nächster Zeit eine ganze Flottille den Teich freundlich beleben wird.

Seetüchtig im strengsten Sinne des Wortes genommen sind freilich diese Boote nicht, doch aber tauglich genug, dem Wasser standzuhalten und mit ihnen den Teich zu befahren.

Befindet sich denn an seinem Wasser eine wirkliche Schiffswerfte? wird mancher der lieben Kameraden fragen. — Keineswegs! In einem kleinen schmucken Häuschen unweit dieses Teiches lebt seit vielen Jahren ein alter Matrose Namens Jack von den Ersparnissen, die derselbe, solange er noch seetüchtig war, auf den vielen Fahrten für die alten Tage zurückgelegt

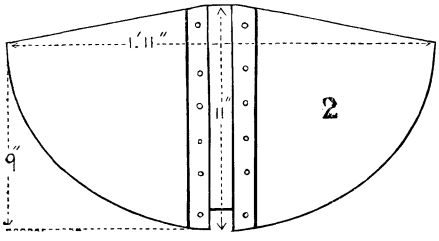


Detail zum Bau eines Kanoe.

hatte. Trotz seines kurzangebundenen, mitunter sogar bärbeißigen Wesens, sieht er es doch gern, wenn sich die Jungen des Ortes um ihn versammeln, denen er dann, falls er bei guter Laune ist, von seinen wirklichen und angeblichen Fahrten oft die ungeheuerlichsten Geschichten auftischt. Jack ist es auch, der die Lernbegierigen in der Kunst des Fischfanges, des Schwimmens und Ruderns unterrichtet, ja sie sogar, so gut es angeht, recht und schlecht in die Geheimnisse des Bootsbaues ein-

weiht. In dieser Weise entstand nun auch allmählich die kleine Flottille, die den Teich ziert.

Da Jack soeben einer „jungen Landratte" — wie er sich auszudrücken beliebt — wieder Unterricht im Baue eines Kanoes erteilt, wollen wir uns dies zunutze machen und ihn hierbei beobachten. Freilich kann derselbe, mit so manchen Kernsprüchen gewürzt, nicht in der ganzen



Detail zum Bau eines Kanoe.

Breite und in der derben Sprache des alten Seebären, wie er sich selbst nennt, in Worten wiedergegeben werden, doch wollen wir uns schon der Orginalität wegen bemühen, so gut wie möglich die schlichte und kurzangebundene Ausdrucksweise beizubehalten.

Als Schiffswerft, wenn der einfache Arbeitsplatz diesen stolzen Namen führen darf, dient der an Jacks Häuschen angebaute Schuppen, welcher an der dem Teiche zugekehrten Seite offen ist und in dem sich neben vielerlei in einer Ecke aufgestapeltem Geräte verschiedene Holzstücke, ein paar Holzbänke oder Böcke und eine große Werkbank befinden, auf und neben der allerhand Werkzeuge, als Säge, Beil, Hammer, Zange, Nagelkiste u. s. w. herumliegen.

Der aus einem kurzen Pfeifenstummel behaglich schmauchende Alte schreitet breitspurig hin und her und erteilt dem angehenden Schiffsbauer, einem kräftigen Jungen, der soeben ein Holzstück bearbeitet, ziemlich weitwendig seine Weisungen.

„Schiffebauen und Schiffebauen, mein Junge, das sind zwei sehr verschiedene Dinge, von welchem sich eine Uferkrabbe, wie du, kaum einen Begriff machen kann, und ein lahmer Teichkrebs ist noch lange keine schmucke Brigg, wenn auch gerade gut genug, um auf dieser Pfütze, die ihr einen Teich nennt, herumzupaddeln. Gib recht acht, damit du deine Sache gut und dem alten Jack keine Schande machst, nimm es besonders mit dem Messen genau, denn richtiges Maßhalten ist allerwegen gut. Damit du auch weißt, was man braucht und wie jedes Ding aussieht, habe ich mir von meinem Kameraden Wilm, dem Schiffszimmermann, Risse für ein Bootsgerippe machen lassen — ich für meinen Teil gebe freilich keinen Pfifferling darum — du kannst dich aber dennoch darauf verlassen.

Ich kann's mir wohl denken, daß du nicht weißt, wie ein Schiffskörper aussieht und wie er zusammengebaut ist, darum gib nun acht: Bei einem Schiffskörper nimmt man drei verschiedene Gesichtspunkte an und es ergibt sich daraus:

1) der Spantriß oder Querschnitt (dem ungefähr die Zeichnung 2 und 3 entspricht), welcher das Schiff von vorn darstellt; das Hauptspant zeigt die Ebene, in der auch die andern gezogen werden;

2) der Seitenriß oder Längendurchschnitt (ähnlich der Zeichnung 1) seitlich vom Kiel aus besehen und

3) der Wasserlinienriß, der das Schiff horizontal in der Wasserlinie schneidet.

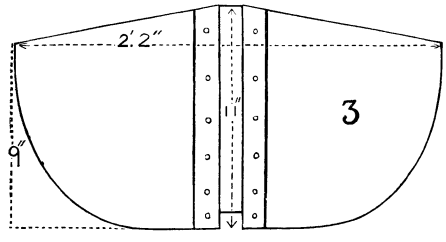
Die Hauptbestandteile des Schiffsgerippes sind: der Kiel als unterster Teil des Schiffskörpers der Länge nach, aus Eichen-, Rotbuchen- oder Ulmenholz, kann auch aus mehreren Stücken zusammengesetzt werden; der Vorsteven aus Eichen- oder Krummholz stößt mit dem untern Ende stumpf gegen den Kiel oder wird mit diesem durch eine kleine Laschung verbunden; der Hintersteven oder Achtersteven aus Eichenholz wird mit einem Zapfen oder durch ein Knie mit dem Kiel verbunden; zur Verstärkung beider können innen auch sogenannte Binnensteven angebracht werden. — Suche den Kiel, dann Vor- und Hintersteven in Risse 1 auf! Weiters:

Die Auflotzung oder das Totholz liegt unmittelbar vorn und hinten auf dem Kiel und dient gleichfalls zur Verstärkung. Die Spanten oder Rippen, auch Innhölzer genannt, bestehen aus mehreren Stücken Krummholz und werden untereinander ihrer Verwendung nach verschieden benannt. Es gibt daher ganze Bodenwrangen, halbe, Kinnstücke und Auflanger; die ersteren sind die ersten Innhölzer, die quer über den Kiel gelegt und in denselben eingelassen werden, die halben treffen in der Mitte des Kiels zusammen und werden mit den ersten durch Bolzen verbunden, die Auflanger hingegen in der Verlängerung der Bodenwrangen angebracht. Zu den vorigen Schiffsteilen kommen noch der falsche oder Loskiel, der außen auf dem wirklichen Kiel angebracht wird, und das Kielschwein, ein wie letzteres geformtes Langstück, das innen zur Verstärkung dient.

Ist das Schiffsgerippe aufgerichtet, so kommt die Beplankung außenbords in der Längsrichtung des Schiffes, wozu gewöhnlich über der Wasserlinie Eichenholz, unten Fichten- oder Lärchenholz genommen wird. Alle Planken werden mit Bolzen, kupfernen und hölzernen Nägeln befestigt; für letztere nimmt man Fichten- oder Akazienholz.

Die verschiedenen Benennungen der Planken sind: die Kielplanken, die, wie schon der Name andeutet, zu beiden Seiten des Kieles liegen, daranstoßend die Bodenplanken, dann die Kimmungsplanken, die Bergholzplanken; nächst und über der Wasserlinie: die Farbgangsplanken und das Schanzkleid außerbords, dann oben die Schanzdeckel zum Verdecken der Innhölzerenden.

Deckbalken heißen die querschiffs liegenden Hölzer, auf welche die Deckplanken genagelt werden.

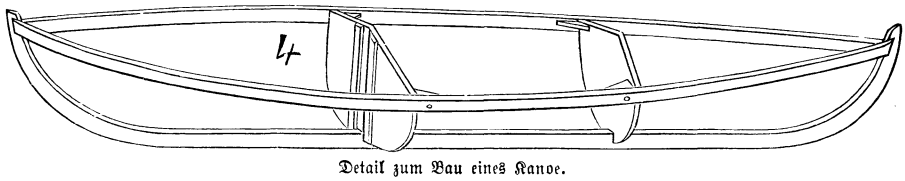


Detail zum Bau eines Kanoe.

Außer diesen Teilen gibt es noch viele andre, deren Aufzählung aber nicht notwendig ist; laß es denn daher für diesmal genug sein.

Ist das Schiff soweit fertig, so muß es kalfatert werden, wobei alle Nähte zwischen den Planken mit Werg gut verstopft und mit einem flüssigen Pech- und Harzgemisch verstrichen werden, außerdem bekommt es noch vom Kiel bis über die Wasserlinie einen Anstrich mit Pech, Teer und Harz.

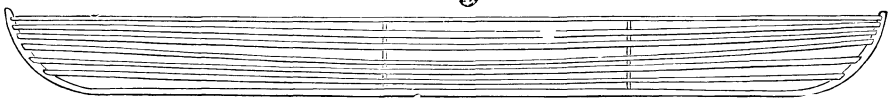
Nun ist das freilich nur ein winzig kleiner Teil, was du jetzt über den Schiffs-



Detail zum Bau eines Kanoe.

bau weißt, hast auch kaum eine Idee von den vielen Arten der Schiffe und ließe sich darüber ein endloses Garn abspinnen. Damit wir aber nicht zu weit vom Kurs abkommen, so wollen wir stoppen, um dann auf unser Kanoe loszusteuern, da du ja doch bloß wegen eines solchen zu mir gekommen bist. Weißt du aber auch, was ein Kanoe ist? Das unsre ist nicht ein den Indianern nachgenannter ausgehöhlter Baumstrunk, sondern ein gedecktes, leichtes Boot, dessen Bauart dem Kajak der Grönländer abgeguckt ist, wor-

5



Detail zum Bau eines Kanoe.

aus du siehst, daß diese Thranjacken noch lange nicht so blöde sind, als man gemeiniglich annimmt. Sie bauen ihre Kajaks aus mit Tiersehnen verbundenen Holz- und Knochenstücken und überziehen sie wasserdicht mit Tierhäuten so künstlich, daß von einem Kentern keine Rede ist. Wie ich mir sagen ließ, machen jetzt die Amerikaner ähnliche Boote aus Papier, — sie werden auch danach sein!" —

(Schluß folgt.)

Eine Hexerei.

Eine aus dem Spiel gezogene Karte, an der eine Ecke abgerissen ist, erscheint in einer Cigarre wieder. Die einer Person zum Aufbewahren gegebene Ecke paßt genau an die Karte.

Apparat: Besitzt man ein Spiel Karten von einer Farbe und denselben Figuren z. B. lauter Kreuzaß, so nimmt man 6 Stück desselben und reißt nacheinander von jeder eine Ecke ab. Die zerrissenen Karten wickelt man nach der Breite zusammen, und hebt die dazu gehörigen Ecken sorgsam auf. In einer am Orte befindlichen Cigarrenfabrik läßt man sich je ein zusammengerolltes Kartenblatt in eine Cigarre wickeln, oder man bohrt vorsichtig in eine gewöhnliche Cigarre mit einem Nagelbohrer eine entsprechende Oeffnung, schiebt das Kartenblatt ein, und schließt den Rest der Oeffnung mit etwas Leim und dem ausgebohrten Tabak. Jede Cigarre wird, um Verwechselungen vorzubeugen, bis zur Vorstellung mit der dazu gehörigen Ecke in je ein Couvert verschlossen.

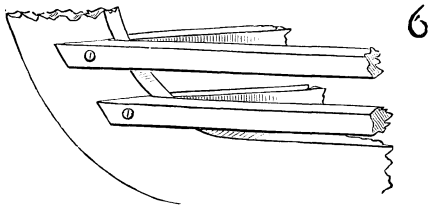
Präparation: Man steckt die präparierte Cigarre und die Ecke zu sich, so daß man sie leicht und unbemerkt greifen kann.

Produktion: Der Künstler tritt, die abgerissene Ecke in der hohlen Hand bergend, mit dem präparierten Kartenspiele auf und läßt einen der Zuschauer eine Karte ziehen, zeigt dieselbe vor und legt das übrige Spiel beiseite. Nun bittet er einen Zuschauer in den hintern Reihen, von dieser Karte eine Ecke abzureißen. Während er sich nach der vorderen Reihe begibt, tauscht er die abgerissene Ecke mit der bereitgehaltenen um, und gibt letztere einem Zuschauer der vorderen Reihe zum Aufbewahren. Die übrige Karte zerreißt man vor den Augen der Zuschauer. Nun erbittet man von einem Herrn eine Cigarre und indem man diese rasch mit der präparierten vertauscht, zerbricht man letztere und gibt die darin enthaltene Karte dem Herrn, der die Ecke aufbewahrt hat, und bittet diesen zu sagen, ob die Ecke an die Karte paßt.

Will man dieses Experiment noch überraschender ausführen, so läßt man den Zuschauer zwischen zwei auf dem Zaubertische stehenden Lichtern oder einer fremden Cigarre die Wahl.

Um nun nicht drei verschiedene Ecken aufbewahren und sorgsam vor Verwechselung schützen zu müssen, läßt man dies-

6



Detail zum Bau eines Kanoe.

mal eine Ecke mit der Schere abschneiden und hat vorher von drei aufeinander liegenden Karten mit einem Schnitt eine Ecke abgetrennt und dadurch eines erhalten, das an alle drei Karten paßt. Die Karten werden wieder zusammengerollt, eine auf obige Art in einer Cigarre, die beiden übrigen in je einem von unten angebohrten Lichte geborgen. Die Oeffnung im Lichte wird sodann wieder zugeschmolzen. Die übrige Ausführung bleibt dieselbe.

Hat man zwei Spiele, z. B. eins mit lauter Carreau-Königen, das andre mit lauter Herz-Aß, so kann man beide Piecen verbinden und das erste Mal mit einer Cigarre und Carreau-König, das zweite Mal mit den beiden Lichtern und Herz-Aß operieren.

König Wilhelm I. und der Kandidat.

Als ein Kandidat Wilhelm I., König von Preußen, um eine erledigte Pfarrstelle anging, fragte ihn der König, woher er wäre. „Ich bin aus Berlin," lautete die Antwort des Kandidaten. „Dann packt Euch," fuhr ihn der Monarch ziemlich unwirsch an, „denn alle Berliner taugen nichts." „Ew. Majestät verzeihen," wandte der Bittsteller ein, „es gibt doch noch welche, die gut sind, und ich kenne zwei von ihnen." „Ah! wer sollen denn diese sein?" fragte Wilhelm, neugierig geworden. „Der erste ist Ew. Majestät und der zweite bin ich selbst." Der König lachte herzlich über die schlagfertige Antwort und gab dem jungen Mann die Stelle.

Logogriph.

Was da mit q uns beut
Gar edle Gottesgabe,
Verabscheu'n hab' gelernt
Mit d ich's schon als Knabe.

Metamorphosenrätsel.

Welche bekannte ungarische Stadt wird durch richtige Verwandlung des dritten und fünften Buchstaben zu einer größeren Stadt auf der Balkanhalbinsel, welche in sich den Namen eines altgriechischen Gottes birgt?

Versteckrätsel.

Welcher Schatz liegt in folgenden Worten versteckt:
Derwisch—Schatzgräber—Desdemona—Capri—Oase—Stielmus.

Auflösung des Logogriphs in Nr. 24.

Was? Gas, Naß, Haß.

Auflösung des Kapselrätsels in Nr. 24.

Bodensee, Odense, Enns.

Auflösung des Rätsels in Nr. 24.

Barriere, Barbiere.

Die Bildung der Eisberge,

welche in den polaren Meeren auftreten, gehört noch immer zu den nicht vollständig gelösten Problemen der physischen Erdkunde, da man nur sehr selten Gelegenheit hat, die Entstehung von Eisbergen unmittelbar zu beobachten. In jüngster Zeit haben die Herren Henry Loomis und John Muir während eines siebenwöchentlichen Aufenthaltes am Muir-Gletscher die Bildung von Eisbergen studieren können und sie berichten darüber folgendes: Von der Gletscherwand stürzten häufig Eisblöcke von ungeheurer Größe herab und zersplitterten entweder in Millionen Bruchstücke, oder blieben völlig unverletzt, wodurch sich dann sofort ein Eisberg bildete. Wenn ein derartiger Block von der Größe eines kleinen Berges ohne zu zerbrechen ins Meer stürzte, so sank er aufrecht und mit dumpfem Donnergetöse in die Tiefe, erhob sich aber sogleich wieder, bisweilen bis zu 250 Fuß über den Seespiegel, ja sogar bis zur Gipfelhöhe der Gletscherwand, während die Wogen wie ein Wasserfall von ihm niederrollten. Dann stürzte der Berg gewöhnlich auf die Seite, tauchte mit Donnergepolter abermals unter Wasser und erregte durch seine Bewegung bis auf weite Entfernung Aufschäumen und Wogen der See. Bisweilen löste sich während des Aufenthaltes der Beobachter alle fünf Minuten ein Eisberg von der Gletscherwand ab, oft jedoch auch stundenlang keiner. An einem Tage vernahm man während zwölf Stunden nicht weniger als 129mal den Donner der Eiskolosse in dem eine englische Meile entfernten Lager. Manchmal, bei Tage wie in der Nacht, besonders bei starkem Regen, konnten die Beobachter glauben, eine Kanonade oder ein Gewitter zu hören, und der Boden schien zu zittern.

Das Vermächtnis des Inka.

Von Karl May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“, „Kong-Kheou, das Ehrenwort“, „Die Sklavenkarawane“, „Der Schatz im Silbersee“ u. a.

(Fortsetzung.)

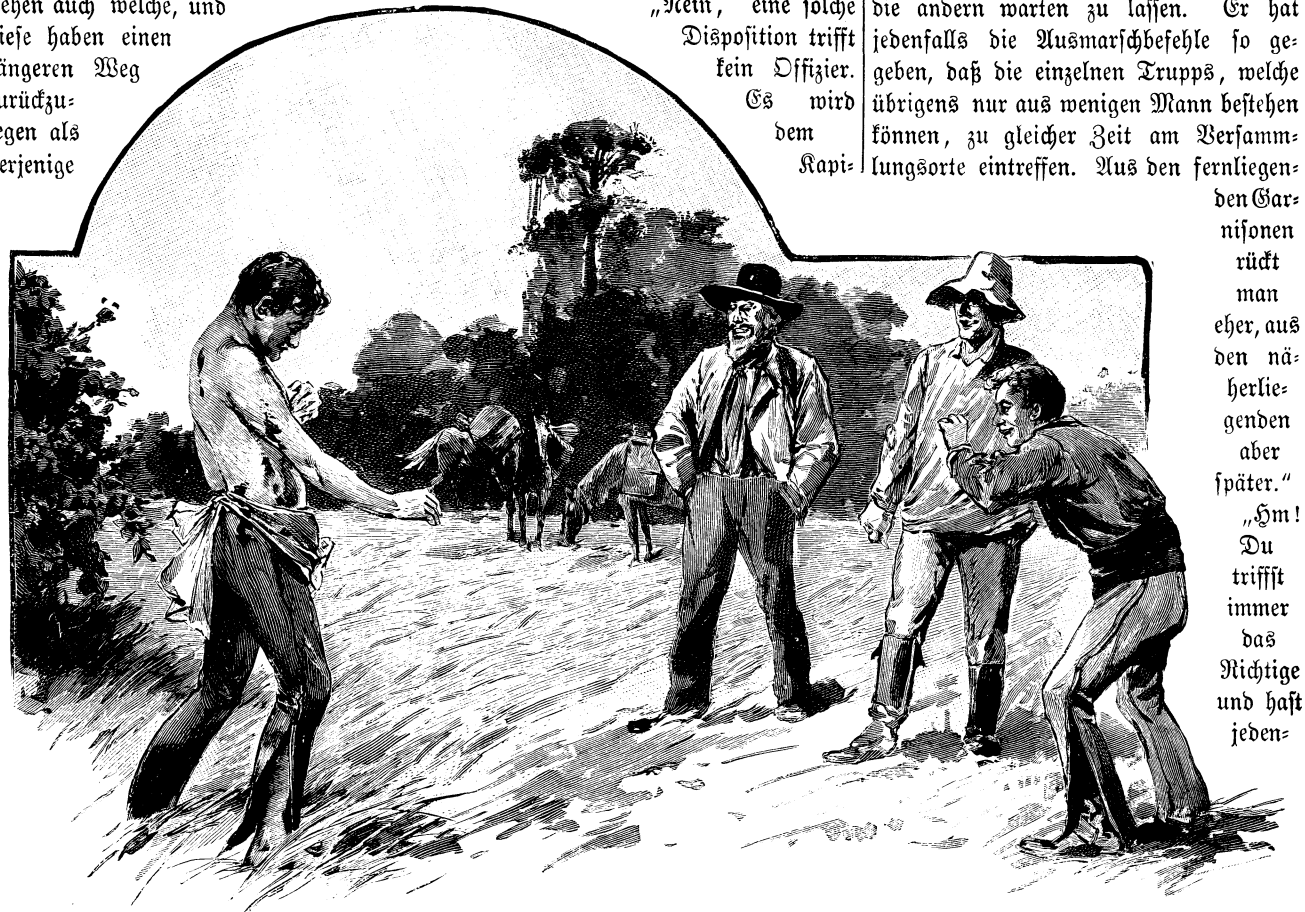
Manchem jungen Menschen in seiner Verblendung ist leider mehr an dem Beifall seiner Mitschüler, als an demjenigen seiner Eltern und Lehrer gelegen.

Ganz richtig! Aber du mußt bedenken, daß dies nicht die einzigen Orte sind, von woher wir Soldaten zu erwarten haben. In Cruz grande und ganz besonders in Candelaria stehen auch welche, und diese haben einen längeren Weg zurückzulegen als derjenige ist, den wir glücklicherweise bereits hinter uns haben.“

„So kommen diese vielleicht später; die andern aber, die ich vorhin nannte, sind schon da.“

„Nein, eine solche Disposition trifft kein Offizier. Es wird dem Kapitän nicht einfallen, in einer so einsamen Gegend, welche noch dazu in der Nähe der feindlichen Grenze liegt, die einen auf die andern warten zu lassen. Er hat jedenfalls die Ausmarschbefehle so gegeben, daß die einzelnen Trupps, welche übrigens nur aus wenigen Mann bestehen können, zu gleicher Zeit am Versammlungsorte eintreffen. Aus den fernliegenden Garnisonen rückt man eher, aus den näherliegenden aber später.“

„Hm! Du triffst immer das Richtige und hast jeden-



. . . . „Señores, sehen Sie mich an! Bin ich noch ein Mensch? Oder bin ich eine Haut, welche ein Blutegelhändler als Musterkarte vorzeigen kann?“ . . . .

falls auch diesmal recht. Also brauchen wir noch keine Sorge zu haben."

„O doch! Wir haben bisher nur von den Soldaten gesprochen. Die fürchte ich am wenigsten. Unter einer Garnison verstehe ich etwas ganz andres, als was man am Rio Salado darunter versteht. Du hast da Orte, deren Besatzung nicht zehn, ja oft nur fünf Köpfe zählt. Wir haben wohl kaum dreißig Mann zu erwarten, und mit diesen werden wir auf alle Fälle leicht fertig. Ich denke aber auch an die Indianer. Wer gibt uns die Gewißheit, daß diese nicht schon am Palmensee versammelt sind? Ich bin überzeugt, daß sie die Weißen erwarten, um von ihnen die versprochenen Gewehre zu bekommen. Vielleicht gehen sie ihnen sogar entgegen, um ihnen die Last, welche Pulver und Blei, Messer, Beile und Flinten bilden, noch eher abzunehmen."

„Carlos, das ist wahr! Wir müssen gewärtig sein, heute und hier schon ihren Besuch zu empfangen."

„Wir müssen wenigstens mit dieser Möglichkeit rechnen. Daher habe ich unser Lager hier am nördlichen Ufer des Wassers aufgeschlagen, während das südliche, wie ich weiß, dazu viel geeigneter wäre. Auch dürfen wir heute abend keine Feuer anzünden; sie könnten uns verraten. Die Fische müssen schon jetzt am Tage gebacken werden, und zwar bei kleinen Feuern, welche keinen dichten Rauch erzeugen."

„Und doch dürfte alle diese Vorsicht vergeblich sein, denn ich meine, daß die Roten dennoch gerade hierher kommen würden."

„Warum?"

„Sehr einfach darum, weil die Quellen sich auf dieser Seite befinden. Dem Trinkwasser geht doch jeder nach."

„Sehr wahr; aber ich habe vergessen, zu sagen, daß drüben am andern Ufer sich eine noch viel größere Quelle befindet. Der Ort hat seinen Namen zwar von dieser Zwillingsquelle, die jenseitige aber wird öfters aufgesucht, weil sie viel bequemer liegt und sich an ihren Ufern ein Grasplatz erstreckt, an welchem bedeutend mehr Menschen lagern können als hier."

„Zugegeben! Aber, Carlos, wir müssen alles überlegen. Hier auf unsrer Seite befindet sich der Ort, an welchem die Waffen versteckt waren; also werden die Roten unbedingt hierher kommen."

„Nein. Die Weißen werden sich gehütet haben, ihnen vorher mitzuteilen, wo die Magazine zu suchen sind. Höchstens weiß der Häuptling davon. Und gerade damit das Versteck auch nicht durch Zufall entdeckt werde, steht zu erwarten, daß die Indianer gegebenenfalls von ihren jetzigen Verbündeten an das andre Ufer beordert worden sind."

„Da kann ich dir nicht unrecht geben. Doch was war das jetzt? Habt ihr es gehört?"

Man hatte ein kurzes, scharfes, dreifaches Klingen gehört, und in demselben Momente war alle Anwesenden ein ganz eigentümliches Gefühl angekommen, einem leichten Schüttelfroste ähnlich, der nicht länger als eine Sekunde anhielt.

„Die Aria," antwortete der Vater Jaguar, indem er nach seinem Nacken griff und dabei versuchte, ob er den Hals drehen und den Kopf frei bewegen könne.

„Die Aria," stimmten die andern bei. Auch sie machten dieselben Bewegungen mit der Hand nach dem Nacken, mit dem Halse und dem Kopfe.

Was ist die Aria? Niemand vermag es genau zu sagen. Sie tritt meist folgendermaßen auf: Man sitzt bei einem Glase Wein oder bei einer Tasse Thee; die Flasche oder Kanne steht dabei. Da überkommt die Anwesenden jener kurze, gar nicht unangenehme Schüttelfrost; zugleich erklingen Flasche und Glas, Kanne und Tasse. Sieht man nach, so sind sie zerbrochen, ohne daß jemand sie angerührt hat. Tiere, welche vorher geschwitzt haben, werden für längere Zeit an den Gliedern steif, und auch Menschen können für mehrere Tage ein steifes Genick davontragen. Das ist die Aria, eine elektrische Erscheinung, wie manche Forscher und Reisende sagen. Wen sie trifft, der pflegt sich sofort zu überzeugen, ob er den Nacken noch zu bewegen vermag.

Woher aber war hier der scharfe, kurze Klang gekommen? Man forschte danach. Don Parmesan hatte die Flaschen, in denen die Blutegel gesteckt hatten, nicht wieder abgegeben, sondern sie in seiner Satteltasche mit sich geführt. Der Sattel lag neben ihm, und als er die Tasche öffnete und nach den Flaschen griff, zeigte es sich, daß sie mitten entzwei gebrochen waren. Das war glücklicherweise der einzige Schaden, den die Aria angerichtet hatte, denn kein Nacken war steif geworden.

Doktor Morgenstern hatte von dieser Erscheinung noch nichts gehört und erkundigte sich darum bei dem Vater Jaguar nach ihr. Dieser antwortete achselzuckend: „Ich kann Ihnen leider mit keiner Erklärung dienen. Die Sache ist mir selbst auch unbegreiflich. Ich habe aber die Erfahrung gemacht, daß die Aria in dieser Jahreszeit oft plötzlichen und starken Regen mit sich bringt."

Er blickte bei diesen Worten gegen den Himmel, welcher vollständig hell und wolkenlos war und nicht im mindesten so aussah, als ob er heute noch Nässe senden wolle. Kein Lüftchen regte sich und die Oberfläche des Sees lag so ruhig und unbewegt wie festes Krystall vor den Augen da.

Jetzt nun wurden alle Vorbereitungen getroffen, welche nötig waren, wenn der Abend und die Nacht ohne Feuer zugebracht werden sollte. Man aß sich tüchtig satt und streckte sich dann im Grase aus, um zu ruhen. Andre saßen in Gruppen beisammen, um sich zu unterhalten, wobei El Picaro wie gewöhnlich die Hauptrolle spielte.

Abseits von allen andern saß Anton Engelhardt mit dem jungen Inka. Beide kannten sich nur seit wenigen Tagen, hatten einander aber doch schon herzlich lieb gewonnen. Der äußere Grund lag wohl in dem Umstande, daß Anton dem Inka so freundlich entgegengekommen war und ihm sein Pferd angeboten hatte; die innere, eigentliche Ursache aber bestand jedenfalls in der Verschiedenheit ihrer seelischen Eigenschaften, welche einander ergänzten.

Anton war warmblütig, leicht erregt, rasch und aufrichtig; auf seinem Gesichte lag immerwährend der Ausdruck herzlicher Zufriedenheit. Das Wesen des Peruaners aber war still, ernst, bedächtig, zurückhaltend, und die Schwermut, welche sich seinen jugendlich schönen Zügen aufgeprägt hatte, wich keinen Augenblick aus denselben. So waren sie also vollständig verschieden veranlagt, und die Verschiedenheit zieht bekanntlich an.

Sie waren seit dem ersten Abende stets nebeneinander geritten und hatten sich auch an den Lagerplätzen zusammengehalten. Da war natürlich viel gesprochen worden; aber die Kosten der Unterhaltung hatte zumeist Anton getragen. Er hatte von allem, was er besaß, kannte und wußte, erzählt und nach und nach sein ganzes Herz ausgeschüttet. Von Haukaropora aber hatte er noch nichts erfahren. Dieser hörte schweigend zu, ließ nur hier oder da eine kurze Frage, eine einsilbige Antwort

hören; aber wer ihn beobachtete, der sah, daß aus seinem dunkeln, tiefgründigen Auge nicht selten ein freundlicher, ja warmer Blick zu seinem jungen deutschen Gefährten hinüberflog.

Wovon sie jetzt wieder miteinander sprachen, das war eigentlich das immer wiederkehrende Hauptthema aller ihrer Gespräche gewesen, nämlich der Vater Jaguar. Anton erblickte in diesem Manne einen Helden ohnegleichen und wünschte sehnlichst, ihm einst ähnlich werden zu können. Auch Hauka sprach mit der größen Hochachtung, ja Verehrung von ihm, konnte aber leider die Neugierde Antons, welcher gern etwas aus dem früheren Leben des riesenhaften Mannes erfahren hätte, nicht befriedigen.

„Aber du hast ihn ja viel eher gekannt," sagte der deutsche Knabe, „und mußt also von ihm erzählen können!"

Sie nannten sich nämlich seit der Krokodilsquelle Du.

„Ich kann nichts sagen," antwortete der Inka. „Wenn er kam, hat er mit dem Vater gesprochen und nicht mit mir. Und wenn die Alten und Erfahrenen sprechen, so müssen die Jungen, Unerfahrenen von fern stehen. So ist es bei uns Gebot."

„Bei euch? Zu welchem Volke oder Stamme gehörst du denn eigentlich?"

„Zu keinem."

„Aber du mußt doch einer Nation angehören!"

„Mein Stamm ist untergegangen. Wir leben mit einigen armen Familien hoch oben in den Bergen, wo der Kondor schreit."

„Da wächst kein Baum, kein Strauch. Wie könnt ihr leben?"

„Wir trinken Wasser und essen das Fleisch der wilden Tiere, welche wir mit Lebensgefahr erlegen."

„So seid ihr Helden, mit denen ich wohl tauschen möchte. Erzähle mir von eurem Leben, euren Thaten!"

„Von dem Leben und den Thaten der Meinigen?" Er legte die Hand an die Stirn und blickte düster vor sich nieder. Dann antwortete er weiter: „Vielleicht, doch nein, ganz gewiß erzähle ich dir einmal davon; aber nicht heute, nicht jetzt. Du kommst ja mit in unsre Berge. Dann wirst du nicht nur hören, sondern auch sehen."

Er stand auf und entfernte sich, um unter den Bäumen zu verschwinden. Die Fragen Antons hatten ihn an seiner wunden Stelle getroffen. Er kehrte erst zurück, als es zu dunkeln begann, und streckte sich, als man sich zur Ruhe legte, wie gewöhnlich neben Anton nieder. Dieser hatte lange darüber nachgedacht, womit er den Freund betrübt haben könne, und schlief darüber ein. Wie lange er geschlafen hatte, wußte er nicht, als er von einer Hand, die ihn leise schüttelte, aufgeweckt wurde. Der Inka war es; er flüsterte ihm in das Ohr: „Still! Sprich nicht laut! Du hast gewünscht, ein Held wie der Vater Jaguar zu sein. Ich möchte dir Gelegenheit zu einer That geben. Willst du mir folgen?"

„Wohin?"

„Davon nachher. Laß deine Waffen hier und nimm nur das Messer und die Bolas mit! Schleich tief im Grase hinter mir, damit die Wächter uns nicht sehen!"

Anton sah, daß Hauka auf allen Vieren von der Lagerstätte fortkroch, und folgte ihm in derselben Weise. In den letzten Nächten hatten die Sterne geschienen; heute aber war der Himmel dunkel. Da der Neumond kurz vorüber war, herrschte hier unten eine fast vollständige Finsternis. Man konnte kaum zehn Schritte weit sehen, und selbst der See, welcher am Tage so rein und hell geglänzt hatte, lag jetzt wie ein düsteres Geheimnis zu ihrer linken Hand. Sie schlichen langsam und unhörbar am Schilfrande hin, bis Hauka sich aufrichtete und, mit noch immer leiser Stimme, sagte: „Jetzt sind wir über die Wachen hinaus und können richtig gehen. Ich weiß, du hast Mut und wirst dich freuen, daß ich dich geweckt habe. Schau einmal scharf über den See. Siehst du etwas?"

„Nein," antwortete Anton, welcher seine Augen vergeblich anstrengte.

„Oder riechst du etwas?"

„Auch nicht."

„Anciano und ich, wir leben mit dem Kondor in den Kordilleren; darum haben wir die Sinne des Adlers erhalten. Da drüben jenseits des Wassers lagern Leute."

„Wie kannst du das wissen?"

„Ich rieche den Rauch und sehe den Schein des Feuers. Ein Weißer sieht und riecht das nicht. Eigentlich sollte ich es den Erfahrenen melden, aber weil du wünschest, eine That zu thun, so habe ich sie nicht geweckt und es auch unterlassen, den Wächtern Meldung zu machen."

„Und was willst du jetzt thun?" fragte der junge deutsche Peruaner.

„Zunächst will ich hinüber, um zu sehen, wer diese Leute sind und was sie hierhergeführt hat. Dann wird es sich zeigen, ob ich still zurückkehre oder mich von den Umständen zu irgend einer Handlung bewegen lasse."

„Meinst du, daß dir dieses letztere erlaubt wäre? Wie leicht könntest du etwas thun, was der Vater Jaguar dann nicht billigen würde."

Da legte ihm der Inka die Hand auf die Achsel und sagte in nachdrücklichem Tone: „Ich bin hier im Lande geboren und kenne es genau. Du brauchst keine Sorge zu haben, daß ich etwas Unrechtes thun werde. Gehst du mit, oder willst du hier bleiben? In diesem letzteren Falle bleibe auch ich und melde dem Vater Jaguar, was ich beobachtet habe. Ich will ja nur hinüber, um dir Gelegenheit zu geben, zu beweisen, daß du ein mutiger Jüngling bist."

„Natürlich gehe ich mit, ganz natürlich! Ich fragte nur so, weil ich glaubte, zu jung zu sein, um so selbständig handeln zu können."

„So komm und gib mir deine Hand, damit ich dich führe, denn ich glaube, daß meine Augen in der Dunkelheit schärfer als die deinigen sind."

Er nahm ihn bei der Hand und schritt mit ihm langsam weiter. Das war nicht leicht, denn es ging zwischen Büschen und unter Bäumen hin. Dann hörte der Wald plötzlich auf, und das Ufer lag baumlos vor ihnen. Haukaropora blieb nachdenklich stehen, überlegte eine kleine Weile und sagte dann: „Das ist eine Lücke in dem Gürtel, welcher sich als Waldstreifen um das Wasser legt. Dieser Gürtel ist schmal. Gehen wir innerhalb desselben vorwärts, so befinden wir uns stets in der Finsternis, welche unter den Bäumen herrscht, was uns sehr aufhalten muß. Darum denke ich, es ist besser, wenn wir uns weiter rechts halten, um an dem Rande dieses Gürtels hinzugehen. Da können wir viel schneller laufen und haben den freien Himmel über uns, welcher zwar auch dunkel ist, aber doch nicht so finster wie die Wipfel der Bäume."

„Aber werden wir da den Ort finden, wo die Leute sind, welche wir suchen?" warf Anton Engelhardt bedenklich ein.

„Ganz gewiß!"

„Ich denke, wir kommen da viel zu weit nach rechts?"

„Nicht zu sehr, da der Wald ja nicht breit ist. Uebrigens ist es sicher, daß diese Leute an der Quelle lagern werden,

von welcher der Vater Jaguar sprach. Wenn wir dieselbe erreichen, brauchen wir nur ihrem Wasser zu folgen, um an das Ziel zu gelangen."

„Sie wird sich vielleicht unter den Bäumen befinden!"

„Möglich; aber die Menschen, deren Feuer ich bemerkt habe, lagern jedenfalls nicht unter Bäumen, da das zu unbequem sein würde, sondern auf einer freien Stelle. Verlaß dich auf mich. Wir verirren uns nicht."

Sie setzten ihren Weg fort, schneller als bisher. Ihr Lager hatte sich in der Mitte des nördlichen Seeufers befunden; sie bogen bald um den obern, westlichen Teil des Sees. Dann hörte die Lichtung auf und der Wald begann wieder. Er bildete hier einen dunkeln Streifen, welcher einige hundert Schritte breit sein mochte. Sie ließen ihn linker Hand liegen und eilten an seinem äußern Rande nun in östlicher Richtung hin, denn sie befanden sich nun am südlichen Ufer. Sie waren da noch gar nicht weit gekommen, so blieb der junge Inka mit vorwärts gebeugtem Oberkörper stehen. Er hatte die Haltung eines angestrengt Lauschenden eingenommen. Es hatte sich ein ziemlich scharfer Wind erhoben, welcher ihnen gerade entgegenwehte.

„Hörst du etwas?" fragte Anton.

„Ja."

„Was?"

„Ich glaube, es ist eine Glocke gewesen."

„Eine Glocke? Es gibt doch hier keine Stadt mit Kirchenglocken."

„Diese Art meinte ich nicht. Komm noch eine kurze Strecke weiter, so wirst du es auch hören."

Sie schritten wieder vorwärts, diesmal aber langsamer als vorher. Bald war ein vom Winde herübergewehter metallener Ton zu hören.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Geschichte der Zahlen.

Daß auch die Zahlen, die uns seit der frühesten Jugend als so vertraute und ursprüngliche Begriffe erscheinen, mit denen wir als etwas ganz Selbstverständlichem umgehen, ihre Geschichte haben, werdet ihr schwerlich gedacht haben. Und doch mußte erst das Geistesleben der Menschheit einen hohen Aufschwung nehmen, bevor das Umgehen mit den Zahlen diejenige Stufe der Vollkommenheit erreichte, die heute ein Gemeingut aller civilisierten Völker ist.

Um die Entstehung des Zahlbegriffes in seinem Ursprung aufzusuchen, müssen wir uns ins graueste Altertum, in die Kindheit des Menschengeschlechts zurückversetzt denken, welche weit vor den ältesten geschichtlichen Nachrichten liegt. Erleichtert wird uns dies Zurückgehen durch die Betrachtung der jetzigen Kulturstufe uncivilisierter Völker; erleichtert auch durch die aufmerksame Beobachtung von Kindern in ihren ersten Lebensjahren, deren geistige Entwickelung gewissermaßen als Abbild der Entwickelung des ganzen Menschengeschlechts gelten kann.

Wenn die Gelehrten schon für die Sprachen annehmen, daß einer Sprache in Lauten eine Sprache in Gebärden voranging, werden wir umsomehr glauben dürfen, daß es mit dem Zählen ähnlich war. Völker im rohen Naturzustande haben überhaupt kein Zahlenbedürfnis; stellt sich dies später ein, etwa im Tauschhandel, so werden die zehn Finger als das Nächstliegende zu Hilfe genommen. So wurden die Hände zur Rechenmaschine der ersten Menschen, wie sie es noch heute für Völker im Naturzustande und für alle Kinder sind.

Wer von euch Gelegenheit hat, die geistige Entwickelung von jüngeren Geschwistern in ihren ersten Lebensjahren zu beobachten, kann leicht wahrnehmen, wie schwer es Kindern wird, sich einen klaren Begriff von einer Zahl zu machen. Wenn das Kind auch die Zahlwörter schon ganz gut aussprechen kann, ist es doch noch lange nicht fähig, eine klare Vorstellung mit ihnen zu verbinden. Es sagt, wenn es zwei Aepfel vor sich sieht: „das ist ein Apfel und noch ein Apfel," und wenn es zweimal gefallen ist, es sei einmal und noch einmal gefallen. Zu dem Bewußtsein, daß zwei Aepfel und zwei Puppen etwas Gemeinsames haben, nämlich den Zahlbegriff zwei, wird ein Kind vor dem dritten Lebensjahre wohl schwerlich gelangen. Noch schwerer begreift es die Bedeutung der nachfolgenden Zahlen. Es muß erst aus langen und vielseitigen Erfahrungen lernen, daß immer dieselben Zahlen gebraucht werden, gleichgültig, ob Nüsse, Puppen, Finger oder Menschen gezählt werden.

So war auch die erste, das Zählen und das Zahlenrechnen vorbereitende geistige Thätigkeit des Menschengeschlechts die, daß sie von der Art der gezählten Dinge absehen lernten. Was für eine ursprüngliche Bedeutung unsre Zahlwörter Eins, Zwei, Drei ꝛc. eigentlich haben, weiß man nicht; aber das weiß man, daß es Sprachen, z. B. die der Malayen und andrer uncivilisierter Völker gibt, in denen die Zahlwörter dem Vergleiche mit bekannten Dingen entlehnt sind; in ihnen wird also Zwei etwa durch „Flügel", Drei durch „Kleeblatt", Vier durch „Tier", Fünf durch „Hand" ausgedrückt. Daß auch unser deutsches Zahlwort Zehn von den Zehen unsrer Füße abgeleitet ist, werdet ihr danach wohl nicht mehr für zweifelhaft halten, ebensowenig wie die Sprachforscher Bedenken tragen, das lateinische Zahlwort decem = zehn mit digiti = Finger auf denselben Stamm zurückzuführen.

Was nun unsre Zahlwörter betrifft, so steht fest, daß ihr Ursprung der allerfrühesten Sprachbildung angehört. Das geht aus der großen Uebereinstimmung der Zahlwörter bei allen sprachverwandten Völkern hervor, die eine so vollkommene ist, daß die Sprachforscher in der Vergleichung der Reihe der Zahlwörter zweier Völker das willkommenste und sicherste Mittel sehen, über ihre Verwandtschaft zu entscheiden. Diese Uebereinstimmung in den Sprachen von Völkern, welche seit Jahrtausenden voneinander getrennt sind, beweist uns, daß die Bildung der Zahlwörter bereits jener Vorzeit angehört, in der sich die Trennung des Urstammes in verschiedene Völker noch nicht vollzogen hatte.

Das Bedürfnis zur Bildung von eigenen Zahlwörtern ist zunächst nur für die Zahlen von 1 bis 10 vorhanden. Hatte man die zu zählenden Dinge entsprechend der Fingerzahl bis Zehn gezählt, so machte man sich eine Marke, etwa einen Strich in den Sand, oder man legte, wie dies manche Negerstämme auch heute noch thun, ein Steinchen oder ein Maiskorn beiseite und begann wieder von vorn zu zählen. Hatte man mehr als zehn Dinge zu zählen, so gab man an, wievielmal man die ganzen Finger durchgezählt, d. h. wieviel Zehner man

gebildet hatte und wieviel einzelne Dinge außerdem noch vorhanden waren. Alle Sprachen haben das Bedürfnis empfunden, für zehn Zehner eine weniger schleppende Bezeichnung einzuführen; im Deutschen heißt diese Zahl bekanntlich Hundert. Ebenso bezeichnen wir zehn Hunderte mit Tausend.

Während nun in allen indogermanischen Sprachen die Zahlwörter für Hundert eine deutliche Verwandtschaft zeigen, haben diejenigen für Tausend in verschiedenen Sprachen durchaus keine Aehnlichkeit, ein Beweis dafür, daß das Zahlbedürfnis vor dem Auseinandergehen der einzelnen Stämme über die Hunderte nicht hinausging; nur diese Zahlen nahmen sie als gemeinsames Erbteil mit und schufen das Zahlwort für Tausend später selbständig.

Für die höheren Stufenzahlen haben sich erst allmählich, wie es das Bedürfnis erforderte, die Zahlwörter gebildet. Das Wort Million findet sich zuerst im Italienischen gegen das Jahr 1500. Die weiteren Stufennamen Billion, Trillion u. s. w. stammen aus dem siebzehnten Jahrhundert, wurden jedoch erst im vorigen Jahrhundert von den Astronomen allgemein in Anwendung gebracht. Das zuerst von der französischen Finanzwelt eingeführte Wort Milliarde für tausend Millionen ist erst seit der Zeit des deutsch-französischen Krieges in allgemeineren Gebrauch gekommen. In dem in Deutschland seiner Zeit viel gebrauchten Rechenbuche Adam Rieses, des berühmten und hochverdienten deutschen Rechenmeisters, das in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts erschien, findet sich von allen diesen höheren Stufenzahlen noch keine Spur.

Um jede beliebige Zahl angeben zu können, mußten die Zahlen in ein System gebracht werden. Dazu führte das gewohnte Abzählen an den Fingern ganz von selbst; es entstand so unser Zahlsystem, dem die Zahl Zehn zu Grunde liegt, und das man daher das dekadische Zahlsystem nennt. Aber schon das alte Kinderwort: „Zehn Finger hab' ich, an jeder Hand fünf, und zwanzig an Händen und Füßen," weist auf noch zwei andre Möglichkeiten hin. Man könnte sich ja auch denken, daß bei manchen Völkern sich die Gewohnheit ausbildete, nur die Finger an einer Hand wiederholt abzuzählen, oder aber die Finger und die Zehen. In der That findet sich statt unsres Zehnersystems bei manchen afrikanischen Stämmen ein Fünfersystem, und, was freilich unsrem gestiefelten Zeitalter seltsam vorkommt, aber keineswegs auf eine niedrige Kulturstufe schließen läßt, bei andern Völkern das Zwanzigersystem. In größter Vollkommenheit war, wie uns Alexander v. Humboldt berichtet hat, das letztere bei den Ureinwohnern Mexikos ausgebildet. In diesem Systeme geht die selbständige Zahlbildung bis Zwanzig und demzufolge also das Einmaleins bis Zwanzigmalzwanzig. Aber auch in den Sprachen hochcivilisierter Völker finden sich Spuren dieses Systems, Beweis sind die französischen Bezeichnungen für 80 und 90 (quatre-vingts und quatre-vingt-dix).

Das Schälen der kanadischen Papierbirke.

Wir wenden uns jetzt noch zu den Zahlzeichen oder Ziffern und zu der Art und Weise, wie wir die Zahlen schreiben.

Wir denken uns zurück in das Zeitalter, in dem sich die Völker das Mittel schufen, ihre Gedanken und Vorstellungen dem Flusse der Zeit zu entreißen, die Schrift. Tiefes Dunkel liegt auf dieser gewaltigen Entwickelungsperiode des menschlichen Geistes. Durch welche Stufen mußte er hindurchgehen, um das zu erreichen, was uns heute als fertige Schrift vorliegt? Könnten die Forscher uns hierüber Auskunft erteilen, wir würden ihnen dankbar sein. Denn auch uns interessiert ein Teil der Schrift, nämlich die Ziffern. Diese unscheinbaren Zeichen bergen manches Geheimnis in sich; sie sind eigentümliche Fremdlinge in unsrer Buchstabenschrift, die in der ganzen Schrift nicht ihresgleichen haben. Ihre Zeichen zeigen keine Beziehung zu den Lauten des Worts, mit dem sie gesprochen werden. Völker der verschiedensten Sprachen und Schriften benutzen dieselben Ziffern, ohne ihrer Schrift Eintrag zu thun.

Was haben nun die Ziffern zu bedeuten? Es ruht auf ihnen dasselbe Dunkel, wie auf der Schrift überhaupt. Die älteste und natürlichste Art, Zahlen zu schreiben, ist sicherlich die durch eine entsprechende Zahl von Strichen. Und in der That ist diese Art und Weise bei

verschiedenen Völkern der alten Welt in die Schrift übergegangen. Es liegt nahe, zu vermuten, daß man diese Striche dann zu einem geläufigen Zuge verbunden hat. Das ist in der That, z. B. in der hieratischen Schrift der Aegypter, d. h. derjenigen, welcher sich die ägyptischen Priester bedienten, der Fall. Man hat in neuerer Zeit vielfach versucht, auch unsre modernen Ziffern aus soviel Strichen entstehen zu lassen, als sie angeben. Dazu hat man sie so lange gedrückt und gepreßt, bis die Sache fertig war. Das ist aber ein ganz unhistorisches Verfahren. Die sorgfältige geschichtliche Forschung hat zwar das Dunkel, welches auf der Bedeutung der Ziffern liegt, noch nicht erhellt; soviel steht jedoch fest, daß sie den sogenannten Gobarziffern der Araber nachgebildet sind und daß sie erst seit dem elften Jahrhundert sehr allmählich in den europäischen Gebrauch eingeführt wurden. Woher aber die Araber, bei denen diese Ziffern selbst später außer Gebrauch kamen, dieselben hatten, weiß man nicht; wahrscheinlich sind sie indischen Ursprungs.

Schließlich wollen wir uns noch von der Art unterhalten, wie wir größere Zahlen schreiben. Wir können mit nur zehn Zeichen, nämlich den Ziffern von 1 bis 9 und außerdem der Null, jede beliebige Zahl schreiben, und zwar ermöglichen wir dies dadurch, daß wir die Zahlen mit mehreren Ziffern schreiben, und daß die in ihnen vorkommenden Ziffern außer ihrem Nennwerte auch noch einen Stellenwert erhalten. Diese Schreibweise der Zahlen schließt sich innig unserer Aussprache derselben an und erscheint uns so einfach, daß wir uns schwer vorzustellen vermögen, wie hochgebildete Völker, wie z. B. die Griechen und die Römer, die keine Ahnung von dieser Schreibweise hatten, sich ohne dieselbe zu behelfen und überhaupt zu rechnen vermochten.

Ermöglicht wird unsre Schreibweise erst durch eine Erfindung, die freilich uns, die wir von frühester Jugend auf von derselben Gebrauch gemacht haben, gar nicht mehr recht in der hohen Bedeutung erscheinen mag, die ihr zukommt. Diese Erfindung ist die Null, ein Zeichen für das Fehlen von Einheiten an einer bestimmten Stelle, welche von indischen Brahmanen im dritten oder vierten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung gemacht wurde. Der Gedanke erscheint uns so einfach, und doch ist er eine jener gewaltigen Ideen, die wie eine höhere Offenbarung nur den größten Geistern zuweilen eingegeben werden. Denn durch das Wesen der Sache ist die Einführung eines Zeichens für die Null nicht geboten, wie die euch allen bekannten römischen Zahlen beweisen. Von den Indern lernten die Araber die neue Schreibweise und durch diese fand sie allmählich in Europa Verbreitung, allgemeine jedoch erst seit dem dreizehnten Jahrhundert.

Das indische Zahlenschreibsystem in seiner wunderbaren Einfachheit ist eine jener Erfindungen, die, wenn sie einmal gemacht sind, so schnell und leicht in den allgemeinen Gebrauch übergehen, daß man bald vergißt, wie beschwerlich und künstlich das frühere Verfahren war. Die Größe der Idee können wir uns heute nur noch an der Hand der Geschichte vergegenwärtigen. Ihr praktisch großer Erfolg liegt jedem Auge offen dar. Alle indogermanischen und semitischen Völker von der Südspitze Indiens durch Persien und Kleinasien hindurch, die Aegypter, alle europäischen Nationen und deren Kolonien bedienen sich tagtäglich jener Frucht indischer Weisheit, also ihr selbst habt schon in eurer ersten Schulzeit die Weisheit der indischen Brahmanen gelernt.

Die kanadische Papierbirke.

Unsre einheimische Birke mit ihrer weißen Rinde, die sich im Frühjahr zuerst mit dem Blätterschmucke umkleidet, ist ein sehr nützlicher Baum, denn sie liefert uns ein sehr feines und zähes Nutzholz, ihre Blätter werden zu Schaffutter verwendet, ihre Rinde ist ob ihrer Haltbarkeit in der Holzindustrie nicht minder geschätzt. Einen ganz eigentümlichen Nutzen aber gewährt die kanadische Papierbirke, eine sehr schnellwachsende Birkenart, die bis 25 m hoch wird. Ihre Rinde läßt sich, wie aus unsrem Bilde Seite 355 ersichtlich, sehr leicht in großen Stücken abschälen, welche von der dortigen Bevölkerung zum Bau von Kanoes benutzt werden; sie ist in hohem Grade harzhaltig und daher wasserdicht, dabei so leicht, daß ein Boot dieses Materials, das vier Personen zu fassen vermag, nicht schwerer wiegt als 20 bis 25 kg, diese Bootart ist daher bei Reisen durch das Land, da sie leicht zu transportieren sind, ungemein geschätzt.

Die Entdeckung der Blitzableiter

durch Benjamin Franklin ward von vielen begierig aufgenommen und in Anwendung gebracht, von andern aber als ein Eingriff in die Pläne der Vorsehung angesehen und als ketzerisch verschrieen. Besonders in Italien, wo sie doch wegen der vielen und gefährlichen Gewitter von vorzüglichem Nutzen sein sollten, hatte man ein großes Vorurteil gegen dieselben, und nannte die metallenen Stangen, welche einen wesentlichen Teil derselben ausmachen, Ketzerstangen. Dieses Vorurteil half ein Zufall zerstreuen, wie aus einem Schreiben des Professors Pistoni an den Abt Rozier vom Jahre 1779 zu entnehmen ist. Die Kirche der hochgelegenen Stadt Siena wurde nämlich oft vom Blitze getroffen und dadurch beständiger Reparaturen bedürftig. Dieses bestimmte den Pfarrer der dortigen Kathedrale, den Glockenturm der Kirche mit Blitzableitern zu versehen, worüber die Bewohner dieser Stadt gewaltig die Köpfe schüttelten. Am 18. April 1777, um 6 Uhr abends, rückte nun ein Gewitter heran, wobei es heftig regnete und stürmte. Die Bewohner der an dem Platze, wo die Kirche stand, befindlichen Häuser kamen aus denselben hervor, um zu sehen, wie sich die Ketzerstangen bewähren würden. Und siehe! da erfolgt ein heftiger Donnerschlag und der Blitz fährt in der Gestalt einer purpurnen Kugel auf die Stange des Ableiters, läuft längs der Leitung herab und verliert sich in einem kleinen nahen Wasser, wohin die Ableitung geführt worden. Als das Gewitter vorüber war, wurde der Turm untersucht und ganz unverletzt gefunden, nicht einmal die Spinnengewebe, welche hie und da zwischen der Ableitung und der Mauer gespannt waren, zeigten eine Verletzung. Man kann sich denken, mit welcher Anerkennung man nun des Erfinders der Blitzableiter gedachte und wie dieses dazu beitrug, die Erfindung in Italien zu verbreiten.

Merk dirs.

Wer täglich nur 20 Seiten liest, hat in einem Jahre 7 300 Seiten gelesen, in 10 Jahren aber 73 000, was schon mehrere hundert Bücher von ganz artigem Umfange ausmacht.

Ein indianisches Wettrennen.

Ich kam zum erstenmal mit Indianern in Berührung, da ich als Ingenieur eine Bahnstrecke abzustecken hatte, welche zum Teil durch den Urwald des Staates New York führte.

Es war für mich neu und interessant, ich suchte so viel als möglich über das Leben und Treiben der Rothaut zu erfahren.

Einmal nun hatte ich die Gelegenheit, eine ihrer großen fairs oder landwirtschaftlichen Ausstellungen kennen zu lernen, und konnte dabei das Indianerleben in seiner ganzen Ungebundenheit beobachten; verbunden war damit das Schauspiel eines indianischen Pferderennens, das ich hier etwas eingehender beschreiben will.

Diese fairs, Versammlungen, Ausstellungen oder Märkte, wie man sie nennen will, gehören zu den farbenreichsten Bildern des friedlichen Indianerlebens.

Die verschiedenen Stämme kommen auf einer ausgedehnten, von Wald und Bergen begrenzten, von Bächen durchzogenen Wiese oder Weidefläche zusammen und bringen gewöhnlich ihren ganzen beweglichen Besitz mit. — Schon vor Tagesanbruch hatte ich mich mit einigen Freunden an Ort und Stelle der fair begeben, um die Indianer ankommen zu sehen.

Stunde um Stunde zogen sie herbei, einzeln, in Familien, Horden, ja in Scharen, zu Fuß und zu Pferde, mit Last- und Haustieren aller Art. Am eigentümlichsten nahmen sich die Frauen aus, wenn sie wie die Männer im Sattel sitzend daher getrabt kamen. Der Sattel war mit Taschen und Haushaltungsgegenständen aller Art behängt, und nicht selten befand sich in einem Sack aus Leder auch ein papoose (Wickelkind) daran befestigt, das in seiner sonderbaren Wiege bei jedem Schritt des Pferdes hin und her schwang. Rotbraune Kinder saßen nackt auf den mit den verschiedensten Dingen zu Kauf und Tausch beladenen Packpferden und schauten mit verwunderten Blicken in das bunte Gewühl ringsumher, während mutige Knaben auf ungesattelten Tieren herbei sprengten und ihre schon früh erlangte Geschicklichkeit im Reiten zeigten. Einen traurig lächerlichen Anblick gewährten die als Zugtiere verwendeten Ponies, denen man nach alter Indianersitte Ohren, Mähne und Schwanz glatt am Körper abgeschnitten hatte, während die Reitpferde zumeist mit schönem Federschmuck geziert waren.

Von den berittenen Indianern, und deren waren es die meisten, hatte jeder seine Flinte. Teils trugen sie das Gewehr in einem Futteral von kunstvollem Flechtwerk, darin die Indianerinnen bekanntlich Meister sind, über die Schulter gehangen, teils hatten sie es quer über ihren ebenfalls sehr kunstvoll von Frauenhand benähten Sattel gelegt, und hielten es mit der Hand fest.

In dem Maße, als die Indianer anrückten, begann man mit dem Errichten des Lagers. Die Tapees, Zelte aus Büffelhaut, wurden aufgeschlagen und hohe Feuer geschichtet. Die Tiere wurden ihrer Lasten entledigt, und bald sah man allenthalben grasende Ponies zwischen den Zeltgassen.

Die Frauen bereiteten das Mahl aus Wurzelwerk oder beschäftigten sich mit Mattenflechten, während sich die Kinder mit ihren kleinen Bogen und Pfeilen auf die Jagd am Waldesrand begaben oder zu den nahegelegenen Bächen gingen, Forellen zu fischen.

Die Männer hielten sich abseits und besprachen Geschäftliches oder verhandelten in Angelegenheiten des Stammes miteinander.

So verstrich der Morgen, indem wir uns überall, sowohl in den Tapees wie außerhalb derselben umschauten, und uns gewissermaßen ein bißchen vertraut mit dem für uns so außergewöhnlichen Schauspiel machten. Das Rennen, das zu sehen wir eigentlich gekommen waren, sollte erst am Nachmittage stattfinden.

Im Gegensatze zu unsern Pferderennen, bei denen man gern möglichst viele Tiere hat, laufen bei den Indianern immer nur zwei, und zwar gehören die Tiere dem ganzen Stamme zu. Jeder Stamm ist stolz auf seinen Liebling, und wird ein Pferd, das ein paar Jahre nacheinander als Sieger bei den Rennen hervorging, ungemein geschätzt und nie veräußert.

Das hat seinen besonderen Grund in dem Vergnügen, das der Indianer am Wetten findet. Man könnte sagen, daß das „Wetteneingehen" die Leidenschaft des Indianers ist, und er wohl imstande wäre, ebenso auf ein Schnecken- oder Schildkrötenrennen zu wetten, wie auf ein Pferd.

Der zu dem Rennen ausersehene Platz war ein schmaler, mit kurzem Gras bewachsener Landstreifen, der sich ungefähr eine englische Meile weit an einem Bache hinzog. Der Punkt, von dem aus die Pferde starten sollten, war mittels Holzpflöcken auf dem Boden bezeichnet; das Endziel bestand in einem aus Roßhaaren gedrehten Tau, das von zwei Indianern festgehalten wurde.

Die beiden Renner, die zuerst den Plan betraten, waren weder gesattelt noch gezäumt, nur am Unterkiefer hatte man einen Lasso oder Strick aus Büffelhaaren befestigt. Es waren prächtige kleine Tiere, ein graues und ein weißes, so kurz geschoren, als seien sie rasiert. Ihre Haut war fein und weich wie Seide, die zierlichen Köpfe mit den großen Nüstern saßen auf einem schlanken, biegsamen Hals.

Neben jedes Tier trat sein Reiter, je ein junger Indianer, schlank und gelenk wie sein Tier und fast ebenso nackt. Eine Menge Menschen umdrängte sie. Die Tiere wurden wieder und wieder wohl von tausend Händen betastet und untersucht.

Jetzt trat ein Indianer herzu und bot als erste Wette auf den Schimmel einen kostbaren Sattel und einen Ballen Biberfelle. Alsbald ward von andrer Seite ein Packen Leinwand niedergelegt und nun folgte Wette auf Wette, wobei sich jeder seinen Einsatz und das Gegengebot genau zu merken hat, denn bei der Geschwindigkeit, mit der nun die Wetten abgeschlossen werden, ist es gar nicht mehr möglich, alle Gegenstände auseinander zu halten. Schließlich lag alles wie Kraut und Rüben auf zwei großen Haufen am Boden und ward von zwei besonders dazu auserwählten Hütern bewacht. Schien einer mit dem Gegenstand nicht zufrieden, der ihm auf seinen Einsatz geboten wurde, durfte er die Wette zurückziehen, ein andrer nahm sie dann vielleicht an, oder das Gegengebot ward erhöht. Dies kam jedoch in den seltensten Fällen vor.

Frauen und Kinder bildeten einen Kreis um die mit unbeschreiblicher Leidenschaftlichkeit wettenden Männer. Mir war es geradezu rätselhaft, wie die Menschen die Unmengen aufgeschichteter Gegenstände auseinander halten konnten. Da waren Linnentücher, Pelze, Perlenschnüre, Messer, Pfeifen, Tabak, Pferdegeschirr, Sättel, Peitschen ꝛc., ja selbst Ponies wurden herzu geführt und wohlhabende Indianer verwetteten sechs bis zehn derselben. Die allgemeine Aufregung

steigerte sich schließlich ins Fieberhafte. Die Männer rissen Mäntel und Gürtel vom Leibe und schickten fortwährend ihre Söhne nach neuen Dingen. Auch die Weiber schleppten herzu, was sie in ihren Armen zu halten vermochten: Wolfs-, Bären- und Fuchspelze, wertvolle Metallgegenstände, schöne aus Federn verfertigte Kleidungsstücke, Dinge, die man eigentlich zum Verkauf hierhergebracht hatte. Wie oft wurde diese unselige Spielwut schon bitter bestraft, und doch können sie nicht davon lassen. Man erzählte mir, daß mancher Indianer auf dem Rennplatze all sein Hab und Gut verwettet habe, daß viele ihren letzten Pony, ja selbst ihre Gewehre eingesetzt hätten; und die Flinte ist doch bekanntlich das letzte, von dem sich der Indianer trennt, da die Jagd mit zu seinen höchsten Freuden zählt. In diesem Fall, wenn er in seiner Verblendung auch die Feuerwaffe, seinen steten Begleiter verwettete, kehrt der Arme traurig mit Speer und Bogen in die Wildnis zurück, des Zufalls harrend, ob er ihn vielleicht zu einer neuen Flinte kommen läßt, worüber aber häufig Jahre vergehen können.

Die erregt hin und her wogende Menge, das Stimmengewirr, die Flut von Wetten, deren Gegenstände schließlich auf zwei ungeheure Stöße geschichtet lagen, stand im grellsten Widerspruch zu den zwei jugendlichen Jockeys, die sich wie Bildsäulen neben ihren Pferden hielten, so ruhig, als ginge alles das sie gar nichts an. Schließlich, als es mit den Wetten zu Ende ging, banden sie mit festen Knoten einen aus Roßhaaren gedrehten Strick um den Leib der Pferde, doch so, daß er noch etwas lose hing, dann schwangen sie sich leicht auf den Rücken der Tiere, bogen die Knie und zwängten sie durch den Strick, wodurch dieser straff angezogen wurde und ihnen so festen Halt gewährte.

Die Rennbahn war ihrer ganzen Länge nach von einer dichten Zuschauermenge besetzt, deren Aufregung und Ungeduld selbst auf uns zu wirken begann; auch wir reckten die Köpfe und streckten die Hälse und wandten uns bald nach links, bald nach rechts, dahin oder dorthin, voll des lebhaftesten Interesses, welches von den beiden Pferden wohl Sieger werden würde, das weiße oder das graue.

Da plötzlich ließ sich ein eigentümlicher Ruf hören, Pferdegetrappel und Peitschengeknall ward vernehmbar, ein tausendstimmiges Geschrei erhob sich, man hatte das Zeichen zum Beginn des Rennens gegeben.

Da flogen sie wie mit Sturmeseile dahin; Leib an Leib hielten sich die beiden Reiter, bei jedem Satz ihre Tiere mit einem Peitschenhieb antreibend. Diese, die Köpfe vorwärts gestreckt, die Augen starr auf einen Punkt gerichtet, mit offenen Nüstern, schienen mit den Vorderhufen den Boden nicht mehr zu berühren; noch ehe wir uns dessen bewußt geworden, waren sie an uns vorübergerast, von ohrenbetäubendem Geschrei, das schließlich in wildes Geheul ausartete, der nachstürmenden Menge begleitet. Alles drängte in die Rennbahn, einzelne Reiter suchten sogar nachzustürmen, aber das Fruchtlose ihrer Bemühungen alsbald einsehend, wandten sie sich nun den verwetteten Gegenständen zu, denn eben hatten die flüchtigen Renner ihr Ziel erreicht und den letzten Sprung über das Tau gethan.

Das weiße Pferd hatte mit einer halben Kopflänge über das graue gesiegt.

Die Austeilung der verschiedenen Gewinne erfolgte sofort, während die erschöpften Tiere zum Wasser geführt wurden.

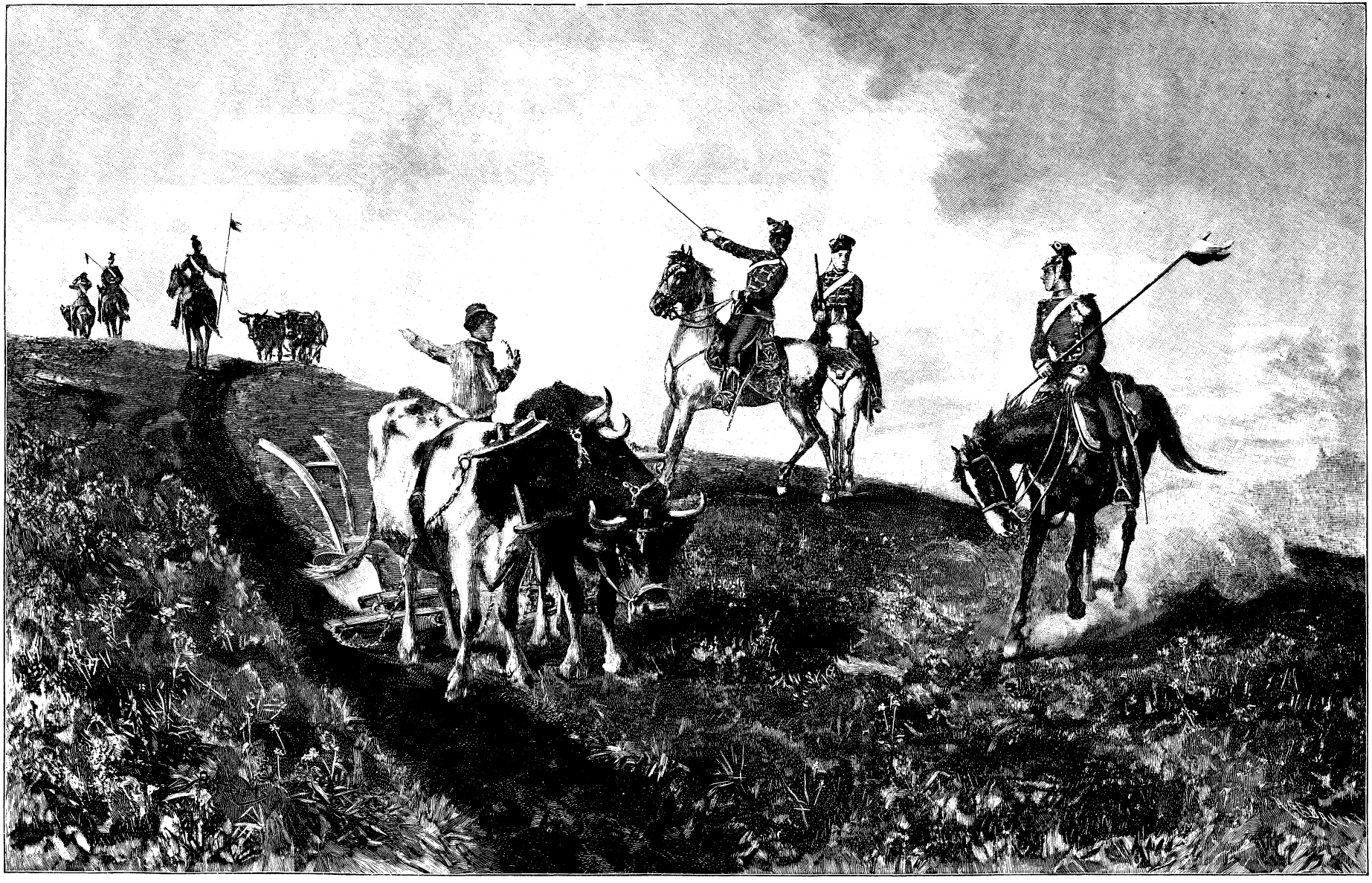
Bei all diesen Vorgängen hielten sich die Häuptlinge abseits, ruhig und ernst, in sehr würdevoller Haltung. Ein zweites und drittes Rennen folgte, das sich in ganz derselben erregten Weise abspielte. Erst die einbrechende Dunkelheit machte dem wilden Schauspiel ein Ende.

Junker Eitel.

Schurken! — Wegelagerer oder gedungene Mörder — ich werde schon mit euch fertig!"

An abgelegener Waldesstätte in der Umgegend der jungen, aufblühenden Stadt Berlin, dem Sitz des brandenburgischen Kurfürsten Friedrich Wilhelm I. war es, wo in der Frühe eines Junitages des Jahres 1667 ein stattlicher Jägersmann, trotz seines schlichten Aeußern sichtlich den gebietenden Kreisen angehörend, sich gegen zwei Buschklepper zur Wehr setzte, die, hinterrücks aus dem Gebüsch brechend, den ahnungslos seines Weges Schreitenden überfallen und versucht hatten, ihm die breiten, messerartigen Dolche in die Brust zu stoßen, ein Versuch, der zum Glück durch den Lederkoller unter dem dunklen Tuchwams vereitelt ward und dem Jäger Zeit ließ, sein Schwert zu ziehen und die verlumpt aussehenden Gesellen, anscheinend entlaufene oder abgedankte Landsknechte, von sich abzuwehren. Ein Kampf entspann sich, bei dem bald einer der Burschen durch einen wohlgezielten Hieb in die Schulter unfähig gemacht ward, — da brachte eine vorspringende Baumwurzel den Jäger zum Straucheln, die Waffe drohte den Händen des Fallenden zu entsinken und mit einem unterdrückten Schrei des Triumphs wollten sich eben die Mordgesellen auf ihr Opfer stürzen, als sich plötzlich das Gebüsch teilte und ein Jüngling von etwa fünfzehn bis sechzehn Jahren auf dem Schauplatz erschien. Das kurze, der Scheide entrissene Schwert blitzte in seiner erhobenen Hand, da er sich im entscheidenden Augenblick zwischen den anscheinend Verlorenen und seine Bedränger warf. Diesen aber mochte die jugendliche Erscheinung in dunkelblauem Samtkleide, mit dem von dem entfallenen Barett entblößten, von goldblonden Locken umrahmten Haupt, dem dunklen Augenpaar in dem frischen, leicht gerötenten Antlitz, wie ein überirdisches Wesen vorkommen. Unwillkürlich wichen sie zurück und ließen dem Jäger Zeit, sich zu erheben und die entfallene Waffe aufs neue zu fassen. Den Doppelgegnern hielten die Gesellen nicht stand, sie suchten das Weite und waren bald im Dickicht, das sich hinter ihnen wie eine Mauer schloß, verschwunden. Der ganze Vorfall war das Werk weniger Minuten gewesen und hätte dem Ueberfallenen fast ein Traum dünken können, wäre nicht die Blutspur des Verwundeten und die lichte Erscheinung des Knaben ein Zeugnis vom Gegenteil gewesen.

Mit gewinnender Freundlichkeit und Würde zugleich streckte der Jäger seinem jungen Helfer die Rechte entgegen, an deren Mittelfinger ein kostbarer Diamant erglänzte. „Hat dich der Gott aus seinem



Auf der Suche nach dem Feinde.

Himmel gesandt, der nicht will, daß ich an einsamer Waldesstätte durch Meuchlerhand vernichtet werde, so steig empor und bring ihm Dank aus Herzensgrund, — hat seine Güte aber eines Sterblichen Fuß zu meiner Hilfe geleitet, so sprich, wem ich sie danke und wie ich sie zu lohnen vermag?" fragte er in tiefer Bewegung.

Während der Worte des Jägersmannes hatte der Jüngling die ritterliche Erscheinung des von ihm sicherem Verderben Entrissenen gemustert. Derselbe mochte am Ende der Vierziger stehen; sein von Wind und Wetter gebräuntes Antlitz, von dunklen, leicht mit Silberfäden untermischten Locken umgeben, war voll, ohne fleischig genannt zu werden; es trug den Ausdruck einer gewissen Strenge, aber auch zugleich unverkennbarer Gutmütigkeit, ein ganz besonderer Zauber aber lag in den graublauen Augen, die in unbeschreiblicher Milde dem Jüngling entgegenleuchteten.

„Gottes Fügung war es sicher, die mich hierher geführt," erwiderte der letztere mit jugendfrischer Stimme. „Ich selber bin nichts als ein schlichter Knabe, aus edlem Hause, wie man mir gesagt hat, der eine kurze Stunde von hier in einem abgelegenen Landhause seine Heimstätte gefunden, solange er denken kann."

Das Antlitz und das Wesen des Knaben flößten dem Jägersmanne sichtlich Teilnahme ein. „Du wirst mir mehr von dir erzählen, wenn wir uns wiedersehen. Es wird nicht lange dauern," warf er lächelnd ein. „Wohin kann ich senden, dich zu mir zu bescheiden, oder selber dich aufzusuchen, — und welchen Namen trägst du?"

Der Knabe ward befangen. „Verzeiht, edler Herr," erwiderte er, „und haltet mich nicht für unredlich, wenn ich euch keinen rechten Bescheid zu geben vermag. Der ritterliche Mann, der eines Vaters Stelle bei mir vertritt, den ich liebe und ehre wie einen Vater, sieht ungern, wenn ich mit Fremden verkehre. Meine Welt ist in Haus und Hof und Garten; fast wider seinen Wunsch ist's, daß ich in der Nähe des Hauses den Wald durchstreife. Ein alter Lehrer, in Wissenschaften wohl erfahren, bildet meinen Geist, und ich lerne gern, Herr," fuhr der Jüngling fort, „und verstehe meine lieben alten Römer und Griechen schon im Urtext zu lesen. Auch die Kunst der Laute ist mir nicht fremd, — aber am liebsten tummle ich meinen Saladin, mein treues Pferd, oder übe mich mit Stanislaus, dem alten Waffenmeister, dem Hüter unsres Hauses, in ritterlichem Waffenspiel, und höchste Freude ist mir's, wenn mein Herr Randolf, mein väterlicher Freund, auf Besuch kommt und ich mit ihm die Klinge kreuzen darf; er ist Meister, Herr, in allem ritterlichen Spiel und mein Vorbild ritterlichen Sinnes."

„Du machst mich neugierig auf deinen Freund," meinte der Herr, „aber deinen eigenen Namen möchte ich erfahren"

„Junker Eitel nennt man mich," lautete die Antwort des Knaben.

„Junker Eitel von —?" Des Jägers Blick ruhte forschend auf dem von steigender Röte überzogenen Knabenantlitz.

„Ich weiß es nicht," erwiderte der Gefragte leise. „Aber daß ich aus edlem Hause stamme und der Tag erscheinen wird, an dem mein Vater selber mir mein Geschlecht nennen wird, hat mein lieber Freund mir versichert, und weitere Fragen betrüben und verletzen ihn, — darum schweige ich und warte. Mein Mütterlein aber ist droben bei Gott, und ich habe mir gelobt, wenn es mir einst beschert ist, an ihrem Hügel zu stehen, daß ich sagen darf, so weit es an mir liegt, daß ich reinen Herzens und in ritterlichem Sinne heran trete," endete der Jüngling.

„Seltsam!" — Der Jäger blickte nachdenklich vor sich hin; „und wie nennt sich dein väterlicher Beschützer?" setzte er dann seine Fragen fort.

„Herr Randolf von Sterneneck," entgegnete der Junker, „fast kein Monat vergeht, ohne daß er mich aufsucht, oft bleibt er nur einen Tag, oft mehr als wochenlang, aber die Freude kommt immer mit ihm. Er ist in Wissenschaften und freien Künsten wohl erfahren; ihm verdanke ich eigentlich am meisten, was ich mir an Kenntnissen erworben habe."

„Sterneneck," — wiederholte der Fremde kopfschüttelnd, — und wie in einem Anflug des Mißtrauens fuhr er fort: „Lehrte er dich auch die Geschichte des Staates, der dir eben zur Heimat dient, berichtete er dir von dem Gebieter Brandenburgs, dem Kurfürst Friedrich Wilhelm?"

„Freilich, edler Herr," entgegnete Junker Eitel mit blitzenden Augen, — „und das sind seine und meine eigenen schönsten Stunden, wenn mein Freund mir von dem Geschlecht der Hohenzollern erzählt, von ihrem Kämpfen und Ringen um Recht und Wahrheit, zu des Landes Wohl. Den Herrn Kurfürsten Friedrich Wilhelm aber nennt er einen der tapfersten und edelsten Herrscher, dessen Arm aus dem heutigen Kurbrandenburg vielleicht einst ein mächtiges Königreich, ja vielleicht ein deutsches Kaisertum des Nordens erschaffen werde."

„So — das also meint der Herr von Sterneneck" — das Antlitz des Jägers hellte sich auf, — „der Kurfürst mag sich bei deinem Freund bedanken, — wo aber kann man ihn finden?" lenkte er das Gespräch ab.

Abermals kehrte die alte Befangenheit bei dem Junker zurück. „Verzeiht mir, edler Herr," antwortete er, „aber die Heimstätte des Herrn von Sterneneck ist mir fremd, wie so vieles rätselhaft ist, das sich mit meinem Dasein verbindet. Für den Fall der Not oder wenn ein Unglück mich einer Zuflucht bedürftig machen sollte, ist mir ein geistlicher alter Herr in Berlin genannt worden, bei dem ich zu Tag oder Nacht gastlichen Unterstand finden kann und der sofort meinen Schützer benachrichtigt. — Es fällt mir schwer aufs Herz," fügte er im Tone der Aufrichtigkeit hinzu, „daß ich dem Gebot meines Freundes ohnehin zuwider gehandelt habe, — und doch war es ja zum Guten, als ob Gottes Wille es so gefügt hätte."

„Du sagst es!" sprach der Jäger lebhaft, „und in diesem Glauben vertraue mir ferner, mein Sohn. Rechne ich doch selber vorläufig auf deine Verschwiegenheit," fuhr er fort. „Ich glaube, was hier beabsichtigt wird, galt mehr als einen bloßen Raubanfall. Man benutzte einen Jagdausflug — ich liebe zuweilen allein durch den Wald zu pürschen —, und man baute auf diese Gewohnheit den elenden Plan. Darum Vertrauen gegen Vertrauen, mein Junker, denke, es sei zu deinem eigenen Heil, zum Heil auch jener vielleicht, die deine Liebe umschließt; wie nennt sich der geistliche Herr zu Berlin?"

Ein nie gekanntes Gefühl schwellte des Knaben Brust. „O Herr," sagte er leise, „versucht mich nicht!"

„Hat ein böses Schicksal seinen Schatten auf deinen Lebenspfad geworfen und irdischer Macht ist's vergönnt, ihn zu verscheuchen, sei gewiß, es wird geschehen, mein Einfluß reicht zu hohen Kreisen hinauf. Ist dein Geheimnis aber besser im Dunkel bewahrt, so nimm das Wort eines ritterlichen Mannes, daß keiner es

je erfahren soll, was in dieser Stunde zwischen uns zweien verhandelt wurde. Willst du mir glauben, Junker Eitel?"

„Ich will's!" Von seinen Gefühlen überwältigt, brachte der Knabe es hervor; ihm war's, als müßte er das Knie vor dem Mann beugen, den doch sein Auge zum erstenmal im Leben gesehen. „Es ist der geistliche Rat Herr Parthenius zu Berlin," kam es von seinen Lippen.

„Ein hochwürdiger Herr und mir wohl bekannt," gab der Jäger zurück, — aber plötzlich horchte er auf, Hörnerklang schallte aus einiger Entfernung zu der einsamen Stätte herüber, wie eine bange Frage tönte es durch den stillen Wald.

„Man sucht mich," beendete der Jäger das Gespräch, — „ich will den Freunden Antwort geben."

Er nahm das silberne Horn von der Seite und erwiderte den Ruf, — dann reichte er dem Knaben die Hand. „Leb wohl, Junker Eitel," sagte er dann, „denke, daß du einen Freund gewonnen, dessen Pflicht und Wunsch ist, dir zu vergelten, was er dir in dieser Stunde verdankt. Bis dahin — Gott mit dir!"

Der Junker hatte sich über die ihm gebotene Rechte seines neu erworbenen Gönners geneigt und drückte einen Kuß auf dieselbe.

„Ich werde Eurer gedenken, Herr, so lange ich lebe," sagte er innig, — „doch verzeiht eine Frage," fuhr er fort — „wie nenne ich Euch?"

Der Jäger schien sich einen Augenblick zu besinnen, dann antwortete er halb in scherzhaftem Ton: „Gleiches mit gleichem, Freund, — bist du für mich nur der Junker Eitel, so denke des Herrn Friedrich, willst du mir ein hold Gedächtnis wahren."

Noch einen freundlichen Gruß, und wenige Augenblicke später war die stattlicht Gestalt des Fremden zwischen den uralten hohen Waldriesen verschwunden.

In Sinnen verloren blieb Eitel zurück. „Herr Friedrich," wiederholte er. „Soll denn meine ganze Jugend nichts als eine Kette von Geheimnissen, von Ungewöhnlichem sein? Und doch," fast laut und zuversichtlich kam es aus des Jünglings voller Brust, „mir ist, als sei mit dieser Stunde ein Wendepunkt in meinem Leben eingetreten und alles müsse sie zu gutem Ende führen."

Nun wandte auch er der bedeutungsvollen Waldstätte den Rücken, um zu seinem Heim zurückzukehren. Er wählte jetzt betretenere Pfade, um sich nicht einem hinterlistigen Ueberfalle der Strauchgesellen auszusetzen, denen sein Dazwischenkommen ihre blutige Absicht vereitelt hatte.

Junker Eitels Befürchtung war nicht grundlos gewesen. Nicht allzuweit von dem Fleck, wo die lichte Erscheinung des Jünglings, vom Aberglauben der beiden Strauchgesellen für eine überirdische Hilfe gehalten, die Unholde vertrieben hatte, hockten sie jetzt im Gebüsch versteckt. Der Verwundete hatte seine Schulter entblößt und mit einigen Leinenfetzen die nicht gefährliche, aber schmerzhafte Wunde verbunden, die ihn voraussichtlich auf längere Zeit an dem Gebrauch des getroffenen Armes hindern mußte. Die wüsten Aeußerungen der Burschen verrieten ihre ohnmächtige Wut über die Durchkreuzung ihres schändlichen Vorhabens, das jetzt durch den Hörnerschall völlig vereitelt ward. Ihr ganzer Zorn kehrte sich gegen den unverhofften Störer. „Und hätte ich ihn nicht für einen Hexenspuk gehalten, würde ich das freche Bürschchen ganz anders traktiert haben, das uns um unsern Verdienst bringen will," rief der eine. „Der Beutel Goldes ist uns durch den Grünschnabel entgangen, den unser Auftraggeber uns verheißen, wenn die That gelungen wäre. Als ich im Dorfwirtshaus saß und mich bei dem schwatzhaften Ochsenwirt unverfänglich nach Land und Leuten der Gegend erkundigte, um zu erspähen, ob sich irgendwo eine Arbeit lohne, erzählte mir der Mann eine geheimnisvolle Geschichte über ihn, — es ist ein junger Fant, von dem eigentlich niemand weiß, wer er ist und woher er stammt, — er wohnt mit einem alten Erzieher, einem grauhaarigen Hausmeister und zwei mürrischen Knechten in einem einsamen Landhause, das durch eine Mauer vom Waldesrand getrennt ist. Aber drinnen soll viel Geld und Kostbarkeiten sein, wie der Wirt behauptete, — auf alle Fälle habe ich auf eigene Faust das Terrain untersucht, — die Mauer hat eine schadhafte Stelle, von der man ohne Mühe herüber und hinüber kann. Was meinst du, Kamerad," fuhr er fort, „wenn wir dem jungen Hähnlein zur Nacht den Kamm ein wenig beschneiden und ihm den roten Hahn aufs Dach setzten, zur Strafe für seine Naseweisheit?"

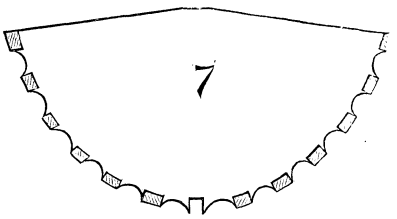
„Es gilt, Bruder!" rief der zweite. „Aber ich bin der Meinung, es ist geraten, uns zunächst nach einem sicheren Schlupfwinkel umzusehen, der Wald wird durchstreift werden und man wird uns hetzen wie das Wild, — ich glaube, ich höre schön etwas Verdächtiges."

In der Nähe der beiden Unholde, die sich eng zusammendrängten und sich mäuschenstill verhielten, ward der Huf eines Pferdes vernehmbar, aber augenscheinlich führte den Reiter keine feindliche Absicht seines Weges. In mäßigem Trab lenkte er auf dem gelichteten Hauptpfad des Waldes sein edles Pferd derselben Richtung entgegen, die vorhin Junker Eitel eingeschlagen hatte, um zu seinem einsamen Heim zurückzukehren.

Der Reiter war von mittelgroßer Gestalt. Ein dunkles Gewand von feinem Stoff umschloß die schlanke, elastische Gestalt des etwa in der Mitte der Vierziger stehenden Mannes, dessen dunkles Haar leichte Silberfäden durchzogen, während ein schmaler Backenbart das edel geformte Antlitz umrahmte. Ein trüber, fast melancholischer Ausdruck lag in den Zügen desselben, und doch glitt es sonnenhell darüber, je näher der Reiter seinem Ziele kam. Er schien große Vorsicht zu beobachten, denn von Zeit zu Zeit hielt er an und spähte mit Ohr und Blick ins Weite und erst wenn er sich vergewissert, daß ihm niemand folge, setzte er seinen Weg fort. Nach kurzer Zeit hatte er sein Ziel erreicht. Ein schmaler Pfad zweigte sich seitwärts ab; denselben verfolgend, gelangte der Reiter an eine von Epheu und wildem Wein fast überwucherte Mauer, die sich eine weite Strecke hinzog und sichtlich ein größeres Gebiet umfaßte. Nun stieg er vom Pferde und führte das Tier bis zu einer schmalen hohen Pforte. Hier zog er an einem Eisenring, den der Unkundige nur mit Mühe zu finden vermocht hätte, — eine Glocke schlug an und wenige Augenblicke später erschien das verwitterte Gesicht eines Graubarts oberhalb der Mauer, um den Einlaß Heischenden zuvor einer Musterung zu unterziehen. Es war Stanislaus, der alte Hausmeister des Besitzes, ein ehemaliger tapferer Landsknecht, der sein Leben für seinen jungen Herrn ließe, wenn es Not thäte, — Aber auch bei dem Anblick des draußen Harrenden verklärten sich die faltigen Züge. „Ihr seid's, Herr Ritter," rief er freudig, „das nenne ich eine unverhoffte Ueberraschung. Wie wird der Junghherr sich freuen!"

Er stieg eilig von seiner Höhe hernieder, um zu öffnen, aber schon war der

Junker, durch den Glockenton aufmerksam gemacht, selber herbeigeeilt; freudestrahlend erschloß er die schweren Eisenflügel des Thores und flog dem Eintretenden entgegen, während der alte Stanislaus das

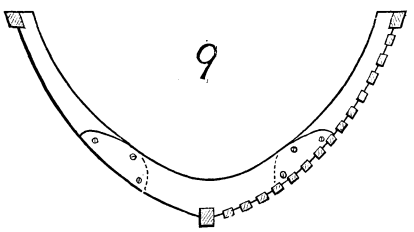


Detail zum Bau eines Kanoe.

Pferd desselben in den nahe dem Hause belegenen Stall zur Wartung führte.

Mit dem Ausdruck innigster Liebe hatte der Ritter von Sterneneck, — denn der Ankömmling war jener väterliche Freund, von dem Eitel bereits seinem neuen Bekannten im Walde berichtete, — den Knaben begrüßt, dann wandte er sich an den Alten. „Schirr nicht ab, Stanislaus," sagte er, und seine Stimme war von männlichem, gewinnendem Klang, „ich darf nicht lange weilen, kaum eine Stunde ist mir zu bleiben vergönnt."

„Eben gekommen und schon wieder fort?" rief der Junker traurig. „Ihr verspracht mir bei Eurem letzten Scheiden einen langen Besuch, Herr Randolf. O



Detail zum Bau eines Kanoe.

wüßtet Ihr, wie ich mich nach Euch sehne! Und wenn ich ungeduldig werden möchte über mein einsames Leben, fern von frohen Altersgenossen, so tröste ich mich mit dem Gedanken an Euch und zähle die Tage, bis wo ich Euch erwarten darf."

Mit einem Blick unaussprechlicher Zärtlichkeit umfaßte Herr Randolf die schlanke Gestalt des Knaben, in der Fülle lichter Jugendblüte. „Ersetze ich, der ältere Mann, dir wirklich so viel der Freuden, die deinen Jahren ziemen und dir das Geschick versagt?" erwiderte er dann. „Der zum Mann gereifte Jüngling wird einst nachholen, was seine Jugend entbehren mußte, wacht doch jetzt schon die sorgende Liebe zu allen Stunden deines Wohls."

Die beiden hatten den Kiesweg verlassen, der zu dem zierlichen, aber geschützten Landhause führte; in einiger Entfernung von dem Gebäude befanden sich ein paar Schuppen und die Stallung, in der Stanislaus das Pferd des Herrn von Sterneneck zu dem stattlichen Fuchs des Junkers, Saladin, gesellt hatte. Eitel und sein Beschützer aber hatten sich in einer von Flieder bezogenen Laube an der Hinterseite des Hauses niedergelassen, da Herr Randolf die Bitte des Knaben, eine Erfrischung im Innern des Hauses einzunehmen, mit dem Hinweis auf die Kürze seines Aufenthaltes ablehnte. Die Ursache seiner Anwesenheit verdankte er, wie er auf Eitels Frage berichtete, dem Ausfluge eines Freundes, den er zu einem in der Nähe liegenden Jagdhause begleitet hatte; an der Seite desselben zu bleiben erheischte seine Pflicht, und fast machte er sich Vorwürfe, dem unwiderstehlichen Zuge seines Herzens gefolgt zu sein.

(Fortsetzung folgt.)

Der junge Bootbauer.

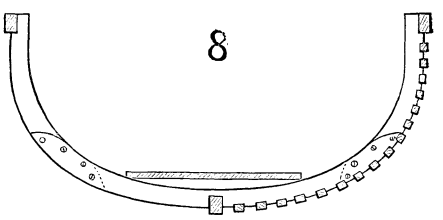
(Schluß.)

Doch jetzt wacker an die Arbeit, Junge, mein Garn ist abgehaspelt.

Zum Kiel richte ein schlankes Fichten- oder Tannenholz, ohne Sprünge und Aeste, in einer Länge von 10 Fuß (englisches Maß) und mit 2 Zoll Höhe und 1 Zoll Breite vierkantig zu. Diese Maße findest du auch am Seitenriß 1. Den Vor- und Hintersteven mache aus gebogenem Eichen- oder Ulmenholz in gleicher Stärke wie den Kiel, schräge beide oben ab und verbinde sie mit den untern Enden mit letzterem bei einer dreizölligen Verzapfung mit Kupfernieten oder Holzbolzen. Die Spannweite der zwei Steven vom Kielende, bei einem Fuß Höhe senkrecht gemessen, soll in wagrechter Linie 1 Fuß 6 Zoll und daher von einem bis zum andern Ende 12 Fuß 6 Zoll haben.

Dann säge aus einem halbzölligen Tannenbrette zwei Querwände nach den Formen 2 und 3, die wie Zeichnung 4 zeigt, über den Kiel gesetzt werden müssen. Die Höhe beider ist an der Mittellinie je 1 Fuß, zu beiden Seiten 9 Zoll, dann die obere Breite des nach Riß 2 geschnittenen Stückes 1 Fuß 11 Zoll, bei dem Riß 3 aber 2 Fuß 2 Zoll. Gib dir nur viele Mühe, daß diese Bretter recht genau werden und die Rundungen nicht etwa ungleich ausfallen, weil sonst das Gleichgewicht verloren geht.

Bei jedem dieser Bretter machst du unten in der Mitte einen passenden Ausschnitt zum Einsetzen des Kiels. Teils zum knappen Schluß, teils zur Verstärkung und Befestigung der im rechten Winkel zum Kiel einzusetzenden Mittelhölzer richtest du noch für jedes Brett zwei Leisten mit dreiviertel Zoll Breite und in ganzer Höhe derselben zu und nagelst sie zu beiden Seiten des untern Ausschnittes senkrecht auf. Hierzu kannst



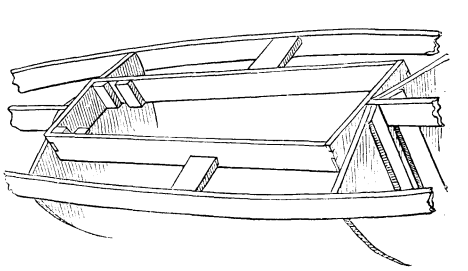
Detail zum Bau eines Kanoe.

du auch Holz- oder Eisennägel nehmen; letztere, weil sie nicht ins Wasser kommen.

Wie du im Seitenriß 4 siehst, werden diese vorgerichteten Bretterwände rechtwinklig und zwar das größere 10 Zoll hinter der Mitte des Kiels und gleicherweise das andre 2 Fuß 10 Zoll vor derselben in gleicher Linie zum Vor- und Hintersteven parallel und senkrecht aufgestellt, dann mit starken Nägeln befestigt. Der von den Brettwänden eingeschlossene Raum dient zum Sitzen, weshalb du hierauf Bedacht nehmen magst.

Jetzt nimmst du zwei biegsame Fichten- oder Tannenlatten, die weder Risse, noch Astlöcher oder Aststellen haben dürfen, $1\frac{1}{2}$ Zoll hoch und $\frac{3}{4}$ Zoll breit sind, in solcher Länge, daß sie vom Kopfe des Vorstevens knapp über die beiden Mittelbretter bis zum Kopfe des Hintersteven reichen, sägst das vorstehende Holz hinweg, richtest die Enden schräg zu und nagelst sie in der beim Riß 4 angegebenen

10

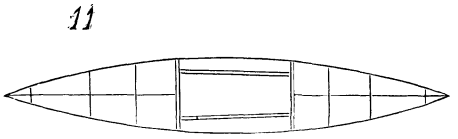


Detail zum Bau eines Kanoe.

Stellung an den beiden Steven und Mittelhölzern fest. Bei letzteren mußt du zur Verstärkung auch dreieckige Holzklötzchen (Nasen) anbringen, wie dies der Riß 4 zeigt.

Nun nimmst du noch zehn ebensolche Fichtenlatten, jede mit $^1/_2$ Zoll im Gevierte. Da du sie zu den Spanten des Schiffskörpers brauchst, müssen sie ebenfalls fehlerfrei sein, und nagelst sie, deren fünf an jeder Seite, wie dies der Seitenriß 5 zeigt, an den Vor- und Hintersteven an.

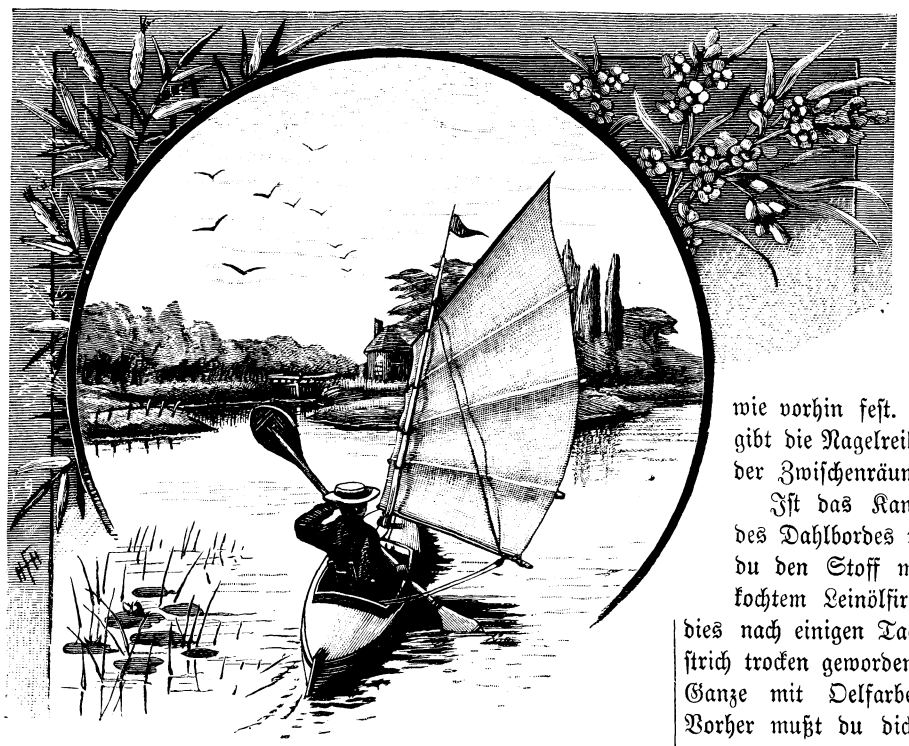
Die Zwischenräume dieser Spanten müssen gegen den Kiel hin enger werden, als nach oben hin, da an demselben der Wasserdruck ein viel größerer ist. Siehst du dir die Zeichnung 6 genau an, so ist ein Irregehen bei dieser Arbeit nicht gut denkbar, und wirst auch beobachten, daß die Spantenenden festeren Anschlusses wegen genau abgeschrägt werden müssen. Die nicht von den Spanten bedeckten Stellen der beiden Querwände 2 und 3 werden dann, wie der Riß 7 zeigt, mit einem Meißel eingehöhlt, was nicht zu unterlassen ist.



Detail zum Bau eines Kanoe.

Da jetzt das Gerippe des Kanoes gebaut ist, kannst du getrost ans Innere und zwar vorerst an die Herrichtung des Sitzraumes gehen.

Für diesen mache, wie Riß 10 zeigt, einen genau zwischen die Wände 2 und 3 passenden Rahmen aus 2 Zoll hohen und $^3/_4$ Zoll starken Latten, von denen die Querleiste gegen den Hintersteven 18, die andre 14 Zoll mißt, befestige ihn mit Nägeln und setze auch zu beiden Seiten der Buhne und dem Dahlbord in der Mitte zwei $1^1/_2$ Zoll hohe und $^3/_4$ Zoll breite oder auch 2 Zoll hohe und $^1/_2$ Zoll breite Lattenstücke vom Mittelpunkte des Decks auf die Zwischenwände 2 und 3, oder dem Ende der Buhne zum Vor- und Hintersteven und befestige das Dahlbord an jedem Ende durch eingeschobene Keile, so daß es an demselben einen festen Triangel macht.



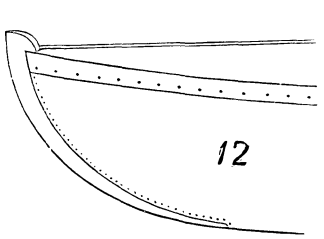
Probefahrt.

Jede der drei Abteilungen hat einen andern Durchschnitt, so zeigt der Riß 8 die Mitte, der Riß 9 jenen der Enden; ersterer auch die Bootsdiele, welche aus einem halbzölligen Brette besteht, das auf den Kiel gelegt und durch Querleisten gehalten wird. Weiters kannst du noch ein paar Verstärkungsleisten von gleicher Dicke wie die vorigen anbringen, wie es die einfache Zeichnung 11 angibt.

Als einstens mein Kamerad Bill sein Messer nicht fand, steckte er einen Holzspan in die Scheide, um wenigstens für selbes einen Ersatz zu haben. Diesem ähnlich müssen wir es auch machen, mein Junge; Kupfer- und Eisenblech haben wir nicht, darum bekleiden wir unser Kanoe mit Segeltuch oder grobem, starkem Leinenzeug, das freilich groß genug sein muß, daß es in einem Stücke das ganze Boot bedeckt. Zu diesem Zwecke legst du das Kanoe mit nach unten gekehrtem Deck auf die zwei Holzböcke, wie du es auf dem ersten Bilde siehst, biegst das Zeug in der Längsmitte zusammen, gibst es über den Kiel und nagelst es entlang desselben mit halbzölligen Messing- oder Kupfernägeln in nur kleinen Zwischenräumen an. Dann ziehst du das Tuch faltenlos über eine Seite, biegst es beim Vor- und Hintersteven ein und nagelst es wie vorhin fest. Die Zeichnung 12 gibt die Nagelreihen und Einhaltung der Zwischenräume beiläufig an.

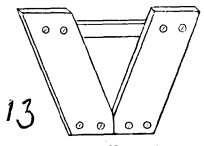
Ist das Kanoe mit Ausnahme des Dahlbordes verkleidet, so tränkst du den Stoff mit Teer oder gekochtem Leinölfirnis und wiederholst dies nach einigen Tagen, wenn der Anstrich trocken geworden ist, worauf du das Ganze mit Oelfarbe bemalen kannst. Vorher mußt du dich aber überzeugen, ob der Stoff durch die Anstriche gänzlich wasserdicht geworden ist.

Während dem Trocknen der Anstriche kannst du das noch Fehlende herstellen. Da kommt zuerst das Sperrholz für die Füße, nach der Zeichnung 13 aus einem halbzölligen Brette zu richten, es wird am Boden befestigt, dann aus gleichem Holze die Rückenlehne nach der Zeichnung 14, bei welcher die Länge jedes Teiles 18 Zoll, die Breite 4 Zoll bekommt. Sie werden mit zwei Querleisten verbunden und in schräger Richtung an der Innenleiste angenagelt. Da die Länge des Ruders keineswegs gleichgültig zu nehmen ist, wie du vielleicht annehmen möchtest, so folge meinem Rate und gib ihm eine solche von im ganzen $7^1/_2$ Fuß, nimm hierzu eine runde, 6 Fuß lange Fichtenstange, mit einem $1^1/_2$ zölligen Durchmesser, säge aus einem halbzölligen Brette zwei



Detail zum Bau eines Kanoe.

Schaufeln (Blätter), jede 1 Fuß 3 Zoll lang und an der breitesten Stelle 8 Zoll haltend, in der Form wie sie die Zeichnung 15 zeigt, und nagle an jedes Stangenende ein solches Blatt, das aber vorher auf beiden Seiten von der Mitte gegen die Ränder hin dünn gehobelt werden muß. Die Stange muß ebenfalls in der Mitte dicker als an den Enden sein.



Detail zum Bau eines Kanoe.

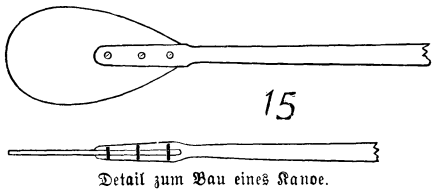
Ist inzwischen der Anstrich des Kanoes trocken geworden, so nagelst du noch rund um die Sitzöffnung einen erhöhten Leistenrand und überziehst das Deck mit dem Segeltuche oder Rohleinen, wie du es schon früher an den Wanten gemacht hast. Dann wird auch dieses mit dem Teer oder Leinölfirnis getränkt und endlich bemalt.

Das Kanoe hat jetzt ein ganz schmuckes Aussehen, mein Junge, und wird, so will ich hoffen, viele glückliche Fahrten machen. Sieh zu, daß du das Ruder geschickt führst, halte den Oberkörper nur immer gerade — nicht etwa zusammengekrümmt wie ein Taschenkrebs —, tauche immer taktmäßig rechts und links wechselnd das Blatt ins Wasser, nicht aber auch die Stange, und führe die Züge in gleicher Kraft vom Ein- bis zum Auftauchen mit Sicherheit. Und nun versuche es kecklich, ohne waghalsig zu sein, verstehst du, denn wenn du mal im Wasser liegst, es hat keine Balken. Hast du zum Bau eines Bootes das rechte Zeug, so sind dir schon diese wenigen Angaben von Nutzen und du kannst das Mangelnde von andern abgucken, fehlt es dir aber an Talent, Geschicklichkeit und Liebe, so wäre es schade um jedes weitere Wort. Aus den englischen Maßen wirst du wohl klug werden, schadet übrigens nicht, wenn du dir ein wenig den Kopf zerbrichst.

Fuchs ins Loch.

Ein Spiel im Freien.

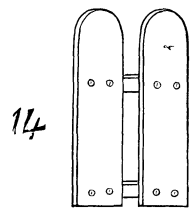
Der zum Fuchs gewählte Knabe verfügt über einen Zufluchtsort, innerhalb dessen ihn niemand verfolgen darf; er selber, aber diesmal auch die übrigen Mitspieler, sind mit Plumpsäcken bewaffnet. Der Fuchs soll sich mit Ausnahme der ersten drei Schritte vom Male aus, welche er laufend zurücklegen darf, nur hinkend und zwar immer auf demselben Beine fortbewegen. Dabei darf er die ihn neckend umschwärmenden Mitspieler, wenn er sie erreichen kann, mit seinem Plumpsack schlagen. Trifft er einen derselben, so wird dieser an Stelle jenes zum Fuchs und mit dem Rufe: „Fuchs ins Loch!“ durch die Plumpsäcke der andern Mitspieler ins Fuchsloch getrieben. Die übrigen Knaben dürfen den Fuchs nicht berühren, solange er sich auf dem einmal gewählten Beine aufrecht hält. Doch wehe ihm, wenn das Bein den Dienst versagt und das andre Bein zu Hilfe genommen werden muß! Schonungslos fallen nun die Knuten der auf diesen Moment genau achtgebenden Knaben auf den Rücken des Fuchses nieder, und er erhält auf der Flucht nach seinem Lager um so mehr Streiche, je weiter er sich, auf seine Kräfte vertrauend, von demselben entfernte. Traf der Fuchs während seines hinkend zurückgelegten Weges keinen andern Knaben mit dem Plumpsack, so sollte man ihn doch nicht allzu lange quälen und ihm nach zwei- oder dreimaligen ermüdenden Versuchen einen Nachfolger geben. Es empfiehlt sich dazu jemand, welcher vielleicht bei allzu hitziger Verfolgung mit einem Fuße in das Mal des Fuchses geriet oder dessen Knute den armen Fuchs noch traf, als dieser schon mit einem Fuße das Mal berührt hatte. Oder es sollte derjenige zur Strafe Fuchs spielen müssen, welcher sich dem fliehenden Fuchs in den Weg warf, um diesem das Entkommen in sein Lager zu erschweren, oder welcher den Fuchs, ehe er wirklich abgesetzt hatte, unverdient mit seinem Plumpsack traf.



Detail zum Bau eines Kanoe.

Der Rekognoszierungsdienst

oder Nachrichtendienst, wie der heutige Sprachverbesserer sagen dürfte, bildet im Felde eine der wichtigsten Aufgaben, und da eine leicht bewegliche Truppe, die in kurzen Zeiträumen große Entfernungen zurückzulegen vermag, dem Kundschafterdienst im allgemeinen besser entsprechen kann, so fallen diese Arbeiten in neuerer Zeit zumeist der Kavallerie zu. Da wettern sie denn auf ihren schnellfüßigen Rossen ihren Truppenteilen meilenweit voraus, die kecken Husaren und die flinken Ulanen, die Fühlung mit dem Feinde zu suchen, um ihren Kommandanten dann auf dem kürzesten Wege Bericht zu erstatten. Solche Aufgaben sind gewöhnlich mit großen Gefahren verbunden, sie erfordern viel Umsicht, Geschick und Entschlossenheit, sie führen zu manchem Abenteuer, aber auch zu manchem blutigen Scharmützel, dabei der flotte Reitersmann sein junges Leben lassen muß. Unser Bild läßt die Situation deutlich erkennen, es ist ein Kriegsbild im Frieden, denn sonst würde der Bauer, der dem Reiter Red' und Antwort stehen muß, kaum beim Pflügen zu finden sein.



Detail zum Bau eines Kanoe.

Pyramide.

Jede Kugel ist durch einen Buchstaben zu ersetzen. Beginnt man mit der untersten Reihe, so entsteht jede folgende aus der vorhergehenden durch Weglassen eines Buchstabens. Umstellen der Buchstaben ist gestattet.

Die Reihen ergeben:

1. Eine Göttin der Römer.
2. Eine Bezeichnung für Seewehr.
3. Einen Staat der nordamerikanischen Union.
4. Einen Fluß in Deutschland.
5. Einen von zwölf Brüdern.
6. Ein ausländisches Säugetier.
7. Der oberste Buchstabe bezeichnet eine Note.

Rätsel.

Die Alten und die Jungen schließ' ich ein,
Wenn ich auch einfach bin, und eng und klein.
Und hätte ich zwei Laute nicht zu wenig,
So wäre ich sogar ein Griechenkönig.

Auflösung des Logogriphs in Nr. 25.

Duell, Duell.

Auflösung des Versteckrätsels in Nr. 25.

Derwisch, Schatzgräber, Desdemona, Capri, Oase, Stielmus.

Auflösung des Metamorphosen-Rätsels in Nr. 25.

Buda—pest, Bukarest, Ares.

Empfindliche Flammen.

Ein sehr interessantes Experiment läßt sich mit der sogenannten „sensitiven Flamme“ machen. Eine schmale Gasflamme aus einem gewöhnlichen Stahlbrenner zeigt nämlich ein höchst überraschendes Verhalten, wenn sie durch gesteigerten Gasdruck zu einer Höhe von 35 bis 40 cm emporgetrieben wird. Sie äußert dann für hohe Töne und scharfe Geräusche eine so subtile Empfindlichkeit, wie man sie bei andern, Wärme, Elektrizität u. s. w. anzeigenden Instrumenten nicht findet. Läßt man in ihrer Nähe oder auch in ziemlicher Ferne eine schrille Pfeife ertönen, so kürzt sich die Flamme augenblicklich auf die Hälfte ihrer Höhe und steigt, sobald der Ton aufhört, ebenso augenblicklich zur früheren Höhe empor. In gleicher Weise wirken Hammerschläge, besonders auf eine metallene Unterlage, Glockentöne u. s. w. Die Geige affiziert in der Tief- und Mittellage die Flamme nicht, desto energischer aber durch die Töne der Quinte, bei denen der Strahl urplötzlich zu einer kurzen, buschigen, höchst unruhigen Flamme zusammensinkt. — Eine andre Flamme von 45 cm Länge zeigt sich noch weit empfindlicher. Sie markiert deutlich durch Einschrumpfen bis zur halben Höhe und darunter, in einzelnen Fällen auch nur durch heftige Unruhe, selbst das kleinste Geräusch, z. B. das Rauschen eines Seidenkleides, das Knarren von Stiefeln, das Fallen einer Münze, das Anschlagen eines Regentropfens an die Fensterscheibe u. s. w. Von dem Vokal U der menschlichen Stimme nimmt die Flamme keine Notiz; das O bringt sie zum Schwanken; das I zum heftigen Schwanken; vor dem S-Laut bricht sie aber sofort in einen wirr bewegten Feuerklumpen zusammen.

Das Vermächtnis des Inka.

Von **Karl May.**

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“, „Kong-Kheon, das Ehrenwort“, „Die Sklavenkarawane“, „Der Schatz im Silbersee“ u. a.

(Fortsetzung.)

„Horch!“ sagte Anton. „Jetzt habe ich es gehört. Es klang beinahe wie die Glocke einer Madrina.“

Madrina ist ein dem spanischen Amerika eigentümlicher Ausdruck. Man versteht unter demselben die Stute, welche bei Herden oder auf Reisen die andern Tiere führt. Sie trägt eine Glocke am Halse, deren Ton die übrigen stets folgen.

„Ja, es kann nichts andres sein, als eine Madrina,“ stimmte der junge Inka bei.

„Sollten sich Arrieros*) hier in Gran Chaco befinden?“

„Nein, gewiß nicht. Durch diese Gegend ziehen keine Handelskarawanen. Es werden Indianer sein.“

„Von welchem Stamme?“

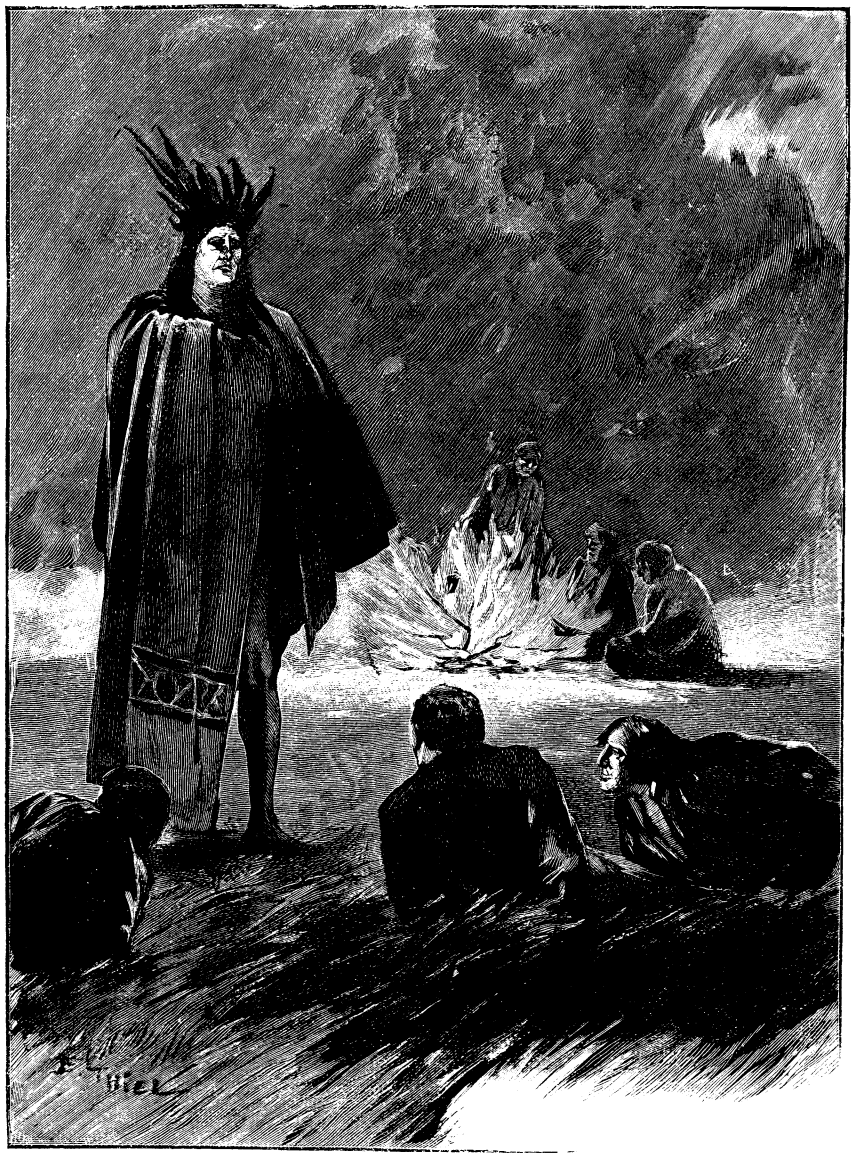
„Ich weiß es nicht, denke aber, es zu erfahren.“

„Dann sind diese Menschen sehr unvorsichtig. Die einzelnen Völker leben, wie wir gehört haben, jetzt in Feindschaft miteinander. Da hängt man doch den Tieren keine Glocken an, welche zu Verrätern werden müssen!“

„Die Leute, welche sich hier befinden, werden sich so sicher fühlen, daß sie nicht glauben, solche Vorsicht anwenden zu müssen. Auch müssen sie ihre Tiere weiden lassen und dürfen sie also nicht anbinden. Hätten sie keine Madrina dabei, so würden die Pferde nach allen Richtungen auseinander laufen.“

„Wieso? Die unsrigen bleiben doch auch beisammen.“

„Das ist etwas ganz andres. Der Indianer ist kein Pferdezüchter; er raubt und stiehlt die Tiere aus allen Gegenden zusammen. Sie kennen sich also nicht,



. . . . Jetzt kam der Häuptling über den Quell herüber, um persönlich nach den Gefangenen zu sehen. Er rief ihnen drohende und verächtliche Worte zu und stieß sie dabei mit den Füßen. . . . .

*) Maultiertreiber.

und da sie nicht in Herden gehalten werden, so haben sie keine Anhänglichkeit zu einander. Treffen dann auf einem Kriegszuge viele Reiter zusammen, so müssen sie ihren Pferden eine Madrina geben, denn jedes Roß gehorcht der Glocke unbedingt. Das ist von großem Vorteil für uns, denn der Ton, welchen wir gehört haben, wird uns als Wegweiser dienen."

Es war so, wie er sagte, denn je weiter sie kamen, desto deutlicher war der Ton der Halsschelle zu hören. Bald mußten sie ihre Schritte noch mehr hemmen, da der Klang nun aus großer Nähe kam. Zugleich waren links die Stämme des Waldes zu sehen, da hinter demselben mehrere Feuer brannten, in deren Schein sich die Bäume deutlich hervorhoben.

„Sieh, wie leicht wir das Lager gefunden haben," flüsterte Haukaropora Anton zu.

„Vor uns liegt der sich um den Wald ziehende Grasstreifen; auf ihm weiden die Pferde. Links von uns sticht er in den Wald hinein und bildet da eine offene Stelle, auf welcher sich die Quelle befindet. Wir haben also die Pferde gerade vor uns und die Reiter links hinter den Bäumen."

„So müssen wir in dieser letzteren Richtung weiter?"

„Ja, aber nicht sogleich. Wir haben alle Ursache, vorsichtig zu sein, und so will ich erst sehen, ob sich Wächter bei den Pferden befinden. Warte hier, bis ich zurückkehre!"

Er schlich sich davon, und Anton stand allein, wohl über eine Viertelstunde lang, dennoch wurde ihm um den Inka nicht bange, denn er fühlte ein solches Vertrauen zu dessen Tüchtigkeit, daß es ihm gar nicht beikam, Angst um ihn zu haben. Nach dieser Zeit tauchte Inka wieder aus dem Dunkel auf und meldete mit leiser Stimme:

„Es war kein einziger Wächter da. Die Pferde waren alle so zutraulich, daß sie sich von mir streicheln ließen. Sie gingen frei im Grase, und nur der Madrina sind die Vorderbeine leicht gefesselt, damit sie keine weiten Schritte machen kann."

„Wie viele Pferde waren es?"

„Ich konnte sie natürlich nicht zählen, ich merkte aber, daß es nicht wenige sind. Ich fand sie alle mit den Köpfen nach der Madrina gerichtet und habe mich sehr darüber gefreut."

„Warum?"

„Weil dies ein Zeichen ist, daß sie ihr unbedingt folgen werden."

„Und darüber freust du dich?"

„Ja, denn wenn es etwa feindliche Indianer, also Abipones sind, so möchte ich ihnen ihre Pferde nehmen."

„Ist das dein Ernst? So viele Tiere können wir zwei unmöglich fortbringen!"

„Warum nicht? Wenn wir die Madrina mit uns führen, laufen die andern alle hinterdrein."

„Aber die Indianer würden am Klange der Glocken hören, daß die Stute sich entfernt!"

„Wenn man schläft, hört man das nicht, und du gibst doch wohl zu, daß diese Leute schlafen werden?"

„Ja; aber Wachen haben sie jedenfalls ausgestellt."

„Allerdings; aber da sie, wie ich vermute, sich hier so sicher fühlen, werden die Wächter nicht zahlreich sein. Wir werden das gleich zu erfahren suchen. Komm, und halte dich stets hinter mir! Wir dürfen nicht mehr gehen, sondern müssen kriechen, damit wir nicht bemerkt werden."

Sie legten sich auf die Erde nieder und bewegten sich nun mit äußerster Vorsicht von ihrer bisherigen Richtung ab nach links hinüber, um unter die erwähnten Bäume zu gelangen. Als sie dieselben erreicht hatten, befanden sie sich zugleich ganz nahe dem Rande der offenen Waldlücke, in welcher der Inka das Lager vermutet hatte. Diese Lücke war nicht breit, und die Feuer leuchteten von einem Ende derselben bis zum andern. Man sah also genau, was dort vorging. Die beiden Jünglinge lagen hinter zwei nahe beieinander stehenden Bäumen und beobachteten mit scharfen Augen, was da vor ihnen vorging.

Es war eine sehr zahlreiche Schar von Indianern, welche ihr Nachtlager aufgeschlagen hatte. Da, wo die Lichtung sich gegen das freie Land öffnete, drang die Quelle aus dem Boden, um ihr Wasser links nach dem See zu schicken. Zu beiden Seiten dieses Wasserlaufes brannten acht Feuer, um welche sich wohl gegen achtzig Rote bewegten, denn sie waren soeben beschäftigt, sich die bequemsten Stellen zum Schlafen zu suchen. Zwischen zwei Feuern, welche diesseits des Wassers brannten, lagen sechs Gestalten, welche gefesselt zu sein schienen. Fünf von ihnen waren wie Indianer gekleidet; den Sechsten konnte man seinem Anzuge nach für einen Weißen halten. Da sie mit den Köpfen nach den zwei heimlichen Beobachtern zu lagen, war es diesen unmöglich, die Gesichter zu sehen.

Diese Schar war indianisch bewaffnet. Sie hatte an den in der Erde steckenden langen Lanzen ihre Köcher und Bogen aufgehängt. Daran lehnten die Blasrohre, deren kleine Geschosse, wenn sie vergiftet sind, so schnell tödlich wirken. Drüben stand unter einem Baume der einzige, welcher ein Gewehr besaß; er hatte es neben sich auf seinem Poncho liegen und schien der Häuptling zu sein, denn er erteilte soeben verschiedene Weisungen, denen sofort nachgekommen wurde. Er bediente sich dabei einer Sprache, welche einen singenden Tonfall hatte. Anton verstand kein Wort davon und fragte darum seinen Gefährten leise:

„Das ist nicht Ketschua und auch nichts andres, was ich verstehe. Welche Sprache redet der Mann?"

„Es ist Abiponisch; ich verstehe es ziemlich. Er ist der Anführer dieser Leute, er sagt ihnen, wie sie lagern sollen, und hat soeben befohlen, daß die Nacht in drei Wachen geteilt wird. Jede dieser Wachen betrifft nur zwei Personen, von denen die eine den Pferden und die andre den Gefangenen ihre Aufmerksamkeit zu schenken hat."

„Also doch Gefangene! Wer mögen sie sein?"

„Warte nur! Wahrscheinlich erfahren wir es noch. Ich kenne den Häuptling nicht, habe ihn noch nie gesehen, aber seiner Sprache nach gehört er mit seinen Leuten den Abipones, also unsern Feinden an."

„Daraus können wir schließen, daß die Gefangenen Freunde von uns sind."

„Ja, denn wer gegen sie ist, der muß für uns sein."

„Wenn wir sie befreien könnten! Denkst du, daß dies möglich ist?"

Der Inka wartete eine kleine Weile, ließ den Blick nachdenklich, aber scharf über die Scene gleiten und antwortete dann:

„Ich halte es für möglich und bin bereit, den Versuch zu machen. Was sagst du dazu?"

„Einverstanden!" Er hätte fast vor Freude laut gesprochen und fügte nun desto leiser hinzu: „Aber wie wollen wir das anfangen, da wir nur zu Zweien sind? Wir haben nicht einmal unsre Gewehre mit."

„Die würden uns schaden anstatt uns zu nützen. Du hast gehört, wie oft der Vater Jaguar gesagt hat, daß in den meisten Fällen die Klugheit der Gewalt vorzuziehen ist. Nach diesem Rate werden wir handeln."

„Ja, handeln werden wir; ich bin bereit dazu. Aber in welcher Weise, das weiß ich noch immer nicht."

„Warte nur! Erst müssen diese Abipones eingeschlafen sein; eher läßt sich nichts thun. Wir werden dann erfahren, ob die Wächter vorsichtig sind und ob man die Feuer verlöschen läßt oder nicht."

Jetzt kam der Häuptling über den Quell herüber, um persönlich nach den Gefangenen zu sehen. Er warf ihnen drohende und verächtliche Worte zu und stieß sie dabei mit den Füßen. Sie wollten diesen Mißhandlungen ausweichen und veränderten dabei ihre bisherige Lage. Dabei konnte man das Gesicht des einen deutlich erkennen. Er war wirklich kein Indianer, sondern ein Weißer. Dann bäumte sich ein Zweiter halb empor, um einem nach ihm gerichteten Fußtritte zu entgehen. Er wendete während dieser Bewegung sein Gesicht nur für einen Augenblick zur Seite, doch war das für das scharfe Auge des Inka genug; er hatte ihn erkannt und flüsterte Anton zu:

„Das war der Häuptling der Kambas, welchen die Weißen El Craneo duro, den harten Schädel, nennen. Hast du einmal von ihm gehört?"

„Nein."

„Man hat ihm diesen Namen gegeben, weil er einmal acht oder zehn Kolbenhiebe auf den Kopf erhielt und doch nicht an denselben starb. Als die Feinde, welche ihn für tot hielten, sich entfernt hatten, stand er auf, rieb sich den Kopf ein wenig und ging ihnen dann heimlich nach, um sich zu rächen. Sie waren Abipones und sind von seiner Hand getötet worden."

„So ist er ein Bekannter von dir?"

„Sogar ein Freund. Wir waren bei ihm, und er hat uns oft besucht. Welch ein Glück, daß ich da drüben in unserm Lager das Feuer sah und den Rauch gerochen habe! Ich werde das Leben wagen, um ihn zu befreien."

„Ich das meinige auch!" raunte ihm Anton begeistert zu. „Sage nur, wie wir es anzufangen haben. Ich werde alles thun, was du für richtig hältst."

„Für jetzt hast du nichs zu thun, als still zu sein und dich so hinter deinem Baume zu halten, daß kein Lichtschein auf deinen Körper fällt."

Die Abipones legten sich in Kreisen so um die Feuer, daß sie denselben ihre Füße zukehrten. Sie hüllten sich in ihre Ponchos, von denen viele zwei Stück besaßen. Der Häuptling war über den Quell zurückgekehrt und legte sich da drüben in derselben Weise nieder. Es hatten sich alle gelagert, die beiden Wächter ausgenommen, von denen der eine hinaus zu den Pferden ging, während der andre langsam auf- und abzuschreiten begann. Er hatte sich gegen den scharf wehenden Wind in seine zwei Decken gehüllt. Die eine trug er wie einen Weiberrock um die Hüften, und in die andre hatte er den Kopf in der Weise gehüllt, daß sie vorn nur die Augen frei ließ und ihm hinten lang über den Rücken herunterhing.

Die Umstände, welche von den beiden mutigen und unternehmenden Jünglingen in besondere Betracht gezogen werden mußten, waren folgende: Sie lagen natürlich nicht ganz unter den vordersten Bäumen. Um auf den Lagerplatz zu kommen, mußten sie zehn bis fünfzehn Schritte gehen. Von den äußersten Bäumen bis zu der Stelle, an welcher die Gefangenen lagen, war es ebensoweit. Der Wächter schritt an den Bäumen, also fast genau zwischen diesen beiden Punkten, hin und her, trat im Verlauf der ersten halben Stunde einige Male zu den Gefesselten, um nachzusehen, ob dieselben eingeschlafen seien. Das Lager war durch den Wald nicht vollständig vor dem Winde geschützt; er blies zuweilen so heftig in die Feuer, daß die Funken aufstoben und auf die Decken der Schläfer fielen. Um dieselben vor dem Versengtwerden oder gar Anbrennen zu bewahren, ging der Posten von Feuer zu Feuer und schob die brennenden Aeste und Zweige so zusammen, daß die Flammen bedeutend kleiner und niedriger brannten. Er legte kein neues Material dazu, so daß vorauszusehen war, daß die Feuer bald erlöschen würden. Nur einem von den beiden, zwischen denen die Gefangenen lagen, gab er neue Nahrung, um sein Wächteramt treu ausführen zu können.

Es war fast eine Stunde vergangen, seit die Roten sich niedergelegt hatten. Da wurde Anton das Schweigen doch zu schwer, und er flüsterte seinem Gefährten, welcher während dieser langen Zeit nicht die geringste Bewegung gemacht hatte, zu:

„Ich glaube, sie schlafen jetzt fest, und wir dürfen nicht länger warten. Bedenke, welche Sorgen man drüben bei uns haben wird, wenn man unsre Abwesenheit bemerkt!"

„Man wird nur im ersten Augenblicke bange um uns sein," antwortete der Inka; „dann aber wird mein Anciano die andern beruhigen. Er kennt mich und weiß, was er in diesem Falle zu denken hat. Dennoch bin ich mit deinen Worten einverstanden, wir müssen handeln."

„Hast du dir überlegt, was wir thun werden?"

„Das bedarf keiner Ueberlegung, sondern es ist ganz selbstverständlich. Ich locke den Wächter hierher."

„Wie ist das möglich?"

„Es ist möglich."

„Womit, wodurch?"

„Das wirst du gleich hören. Paß genau auf, ob einer der Schläfer sich bewegt, wenn ich mich vernehmen lasse! Wenn das, was ich vorhabe, vollständig gelingen soll, darf keiner von ihnen munter sein."

Er legte seine beiden Hände an den Mund und ließ ein leises, müdes Krächzen hören, wie man es wohl von einem Papagei vernimmt, welcher im Schlafe gestört worden ist.

Keiner der Indianer regte sich; aber der Posten blieb stehen, um zu horchen, woher der Ruf kam.

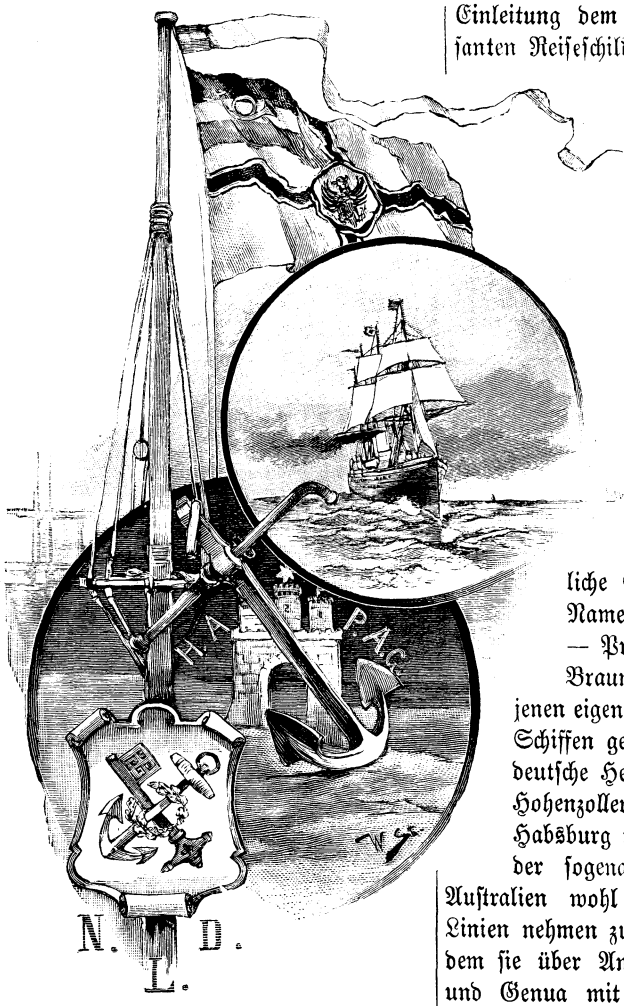
„Sieh, er lauscht," flüsterte der Inka. „Wahrscheinlich kommt er her. Hast du etwas gesehen, daß ein Schläfer wach wurde?"

„Nein."

„Ich auch nicht. Kriech rasch noch um zwei Bäume zurück, und lege dich platt auf die Erde, sonst sieht er dich, wenn er kommt!"

Anton gehorchte dieser Aufforderung, und der Inka ließ das Krächzen zum zweitenmal hören. Der Posten trat näher; beim drittenmal kam er unter die Bäume, und als es sich dann wiederholte, bog er sich zusammen und kam leise und höchst vorsichtig herbeigeschlichen, die Augen mit Spannung auf den Punkt gerichtet, von welchem aus die Töne erschollen waren. Dieser unbefangene Mensch glaubte also wirklich, es mit einem Papagei zu thun zu haben.

(Fortsetzung folgt.)



Reisebilder aus dem transoceanischen Dampferverkehr.

Unter diesem Titel ist im Verlag von Max Eichingers Hofbuchhandlung in Ansbach ein von dem Schiffsarzt des Norddeutschen Lloyd auf der Japanstation, Dr. Eduard Papellier, verfaßtes, reich illustriertes, hübsch ausgestattetes und dabei recht billiges Werk erschienen, das wir allen unsern jungen Lesern, die im Geiste einmal auch eine weite Oceanreise unternehmen und sich über die modernen Mittel des oceanischen Verkehrs unterrichten möchten, zur Lektüre warm empfehlen. Die Verlagshandlung hat uns das Anerbieten gemacht, einen Abschnitt dieses Buches hier zum Abdruck zu bringen, und wir machen davon, da wir glauben, daß eine solche Schilderung das Interesse der meisten unsrer lieben Leser für sich haben dürfte, gern Gebrauch. Wir haben unter dem reichen Material die Wiedergabe einer Skizze über die „Reichspostdampferfahrt nach China-Japan" gewählt und geben ohne weitere Einleitung dem Verfasser dieser interessanten Reiseschilderung das Wort.

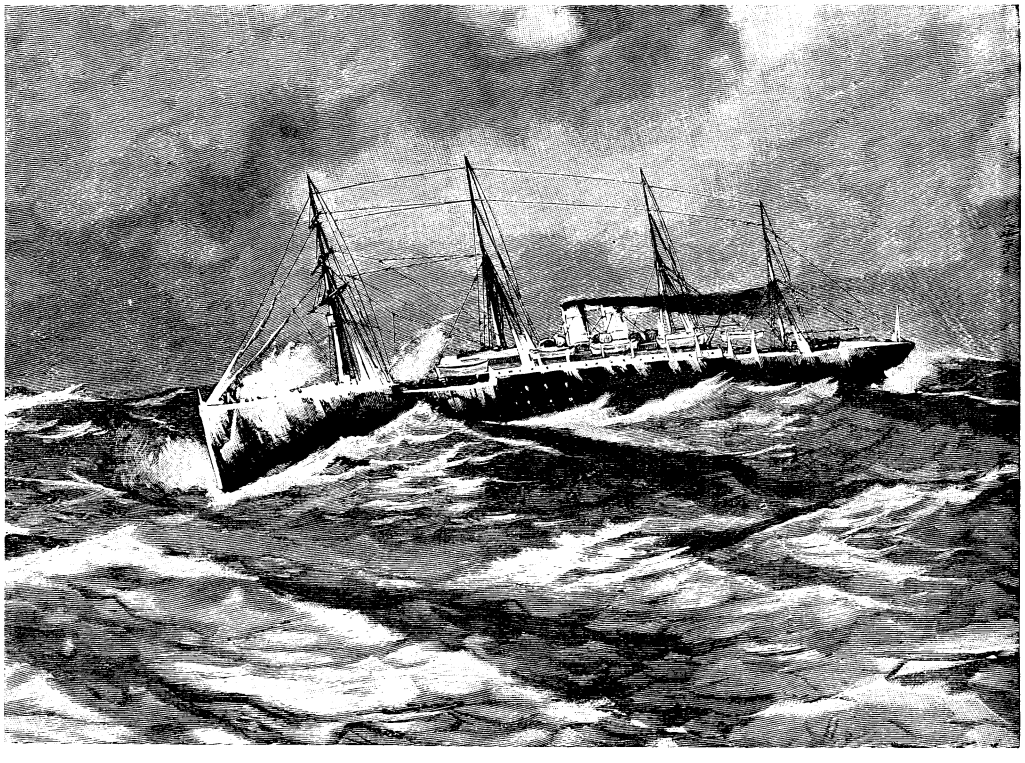
„Wesentlich verschieden von den Nordreisen," so erzählt er, „ist das Leben an Bord unsrer Reichspostdampfer nach dem fernen Osten. Sie allein von der Flotte des Norddeutschen Lloyd führen den offiziellen Titel ‚Reichspostdampfer', da das Reich zur Instandhaltung dieser äußerst kostspieligen Linien 4 400 000 Mark jährliche Subvention zahlt. Die Namen deutscher Bundesstaaten — Preußen, Bayern, Sachsen, Braunschweig — sind es, welche jenen eigens für Südreisen gebauten Schiffen gegeben wurden, während deutsche Herrschergeschlechter, wie: Hohenzollern, Hohenstaufen, Salier, Habsburg u. s. w., als Taufnamen der sogenannten Kaiserschiffe, in Australien wohl bekannt sind. Beide Linien nehmen zuerst denselben Weg, indem sie über Antwerpen, Southampton und Genua mit Port-Said den Suezkanal erreichen, dann über Suez und Aden nach Colombo auf Ceylon gehen. Von hier verzweigt sich die Australlinie südlich über Adelaide, Melbourne nach Sidney, während die Chinalinie einen östlichen Kurs nach Singapore nimmt und über Hongkong nach Shanghai läuft. Von Hongkong geht die Zweiglinie „China-Japan" nach Yokohama, Kobé und Nagasaki, während von Sidney aus die Samoagruppe befahren wird. Alle vier Wochen geht je ein Schiff nach China und Australien; das erstere ist nach drei, das letztere nach vier Monaten in den Heimatshafen zurückgekehrt.

Die Schiffe nach südlichen Gewässern sind kleiner und nicht so rasch, als die oben besprochenen Schnelldampfer, brauchen auch nicht so viel Kohlen, die auf jenen Stationen des Ostens sehr hohe Preise haben, da sie alle von England hingebracht werden müssen, und da jede Tonne, also 1000 kg, welche den Suezkanal passiert, 7½ Mark Durchgangszoll zu bezahlen hat. Die Subventionsdampfer sind zum Teil auf deutscher Werfte, beim Vulkan in Stettin, von deutschem Material gebaut und haben sich jetzt, nach fast dreijähriger Benutzung, als ganz vorzüglich herausgestellt. Die Pläne zum Bau hatten seinerzeit der Admiralität vorgelegen, da die Schiffe im Kriegsfalle als Transportfahrzeuge dienen sollen. Von außen ganz weiß gestrichen, mit gelbem Kesselhaus und Doppelschornsteinaufbau, sehen die zweimastigen Dampfer außerordentlich schmuck aus. Es würde uns zu weit führen, wollten wir hier auf innere Einrichtung Bezug nehmen, wir können nur so viel sagen, daß dieselbe auf den neuen Dampfern nur vom künstlerischen Standpunkt aus betrachtet noch bedeutend vollendeter erscheint, als auf den Schnelldampfern. Berliner und Münchener Kunstinstitute und Maler haben ihr Bestes beigetragen, um jenen Vertretern deutschen Handelsgeistes in fernen Landen eine bewundernde Aufnahme von vornherein zu sichern. Ventilationsapparat, Eismaschinen, Deckkabinen machen die Schiffe geeignet für Fahrten durch die heißesten Meere der Erde, und so haben sie denn auch den Kampf mit bereits länger bestehenden englischen und französischen Linien erfolgreich aufgenommen.

Werfen wir jetzt einen Blick auf eins dieser Schiffe, wie es im Roten Meer, auf der Höhe des in letzter Zeit so viel genannten Massauah dahin steuert. Keine Welle in der tiefblauen, spiegelblanken See, die nicht mehr wie jedes andre Tropenmeer, also nur abends bei schräg auffallenden Sonnenstrahlen, zuweilen einen rötlichen Schimmer, die purpurne Salzflut Homers, erkennen läßt. Kein Luftzug regt sich, kaum fühlt man, daß das Schiff, selbst mit 12 Meilen Fahrt in der Stunde, durch das schwüle Luftmeer dahin gleitet. Ein strahlend blauer Himmel wetteifert an Intensität mit der Flut, trotzdem hat der Horizont das eigentümlich Verschwommene, wie es die in der Hitze stärker bewegten kleinsten Luftteilchen bedingen. Es ist 10 Uhr morgens, das Frühstück eben vorüber und bereits zeigt das Thermometer auf Deck 33° Celsius im Schatten. Die Wassertemperatur hören wir von dem soeben messenden Quartiermeister auf 30½° markieren. Nur mit Aufbietung aller Kräfte kann das Schiff auf 13 Meilen Fahrt erhalten werden, aber bereits verringern sich die Umgänge der Schraube; die Acht-Uhrwache in der Maschine hat in der ersten Hälfte ihrer Zeit vorzüglich

ausgehalten, doch jetzt werden einzelne schlaff; kein Wunder, herrschen doch in verschiedenen Teilen von Maschine und Kesselraum Temperaturen zwischen 48 bis 60° Celsius. Nur langjährige Gewöhnung an hohe Temperatur vermag solche exzessive Steigerung zu ertragen, und die arabischen Hilfsarbeiter, welche wir an Bord genommen zur Entlastung der eigenen Mannschaft, sind lange nicht im stande, mit diesen zu konkurrieren. Auf dem Achterdeck, ganz hinten also, ist der Platz für die erste Kajüte; ein doppeltes Sonnensegel von starker Leinwand zieht sich in 10 Fuß Höhe über das ganze Deck hin, um in etwas die Glut der tropischen Sonne zu brechen, aber trotzdem liegen die Passagiere in lethargischer Erschlaffung in ihren Singapore-Roststühlen, zu müde zu einer lebhafteren Unterhaltung. Bücher und Zeitungen liegen da und dort am Boden, man hat den Versuch gemacht, etwas zu lesen, aber schon nach kurzer Zeit entsinkt das Buch unsern Händen. Die allzeit rastlosen Stewards bringen da eine Flasche Champagner, dort eine Eislimonade, doch nach jedem raschen Trunk reagiert der Körper fast momentan mit einem intensiven Schweißausbruch. Unausgesetzt leiden wir an Durst, während das Hungergefühl fast gänzlich verschwindet, so daß die reichbesetzte Tafel fast ebenso voll wieder abgetragen wird. Zuletzt bilden sich infolge der fortwährenden Aufnahme kalter Getränke zuweilen ganz ernste Magenkatarrhe aus, die den Passagieren noch längere Zeit anhängen und sie in ihrem Ernährungszustande bedeutend zu reduzieren vermögen. Weiß ist die Gewandung beider Geschlechter und der Schnitt der Kleider nur darauf berechnet, möglichst bequem zu sein und der Ventilation freien Zugang zu gewähren. Dies erstreckt sich bis auf die Hüte, welche, besonders bei den Herren, in Form von leichten Korkhelmen mit Nackenschleier eine recht wirksame Durchlüftungsvorrichtung besitzen. Auf Kragen und Manschetten hat alles verzichtet, ja viele tragen die im übrigen hoch geschlossenen Flanell- oder Baumwoll-Anzüge ohne jedes Unterkleid. Schlafen unter Deck während der heißesten Tage ist fast ein Ding der Unmöglichkeit, da die Temperatur auch dann kaum um ein bis zwei Grade abfällt, doch hat man auch weniger Bedürfnis dazu, denn nach dem Diner, wenn auf Sonnenuntergang die rasch einfallende Tropennacht ihren bedeutend ärmlicheren Sternenhimmel über uns wölbt, beginnt erst das Leben an Bord, die Nacht ist zum Tag umgewandelt. Vor drei Uhr morgens denken wenige an Schlaf, und auch dann ist es meist das freie Deck, das ganze Reihen von Schläfern einträchtig nebeneinander versammelt.

Doch kehren wir zurück zu unsrer heißen Morgenstunde. Noch immer steigt die Temperatur, und sehnsüchtig mustern wir den Horizont, ob nicht etwas Wind aufkommen will. Ein scharfes Auge entdeckt plötzlich im Osten eine kleine graugelbe Wolke und alles atmet erleichtert auf, denn dieselbe vergrößert sich rasch, und der Wind, der sie trägt, wird auch uns zu gute kommen. Anders denken die Offiziere auf der Brücke, sie kennen das Phänomen, das die Qual der drückenden Schwüle nur vermehrt. Bald wischt der und jener die Augen und wundert sich, was heute viel Staub auf dem Schiffe ist, doch auch unter den Passagieren finden sich bald solche, welche die Schreckenskunde verbreiten, ein Sandsturm sei im Anzuge. Und wie aus einem Backofen schlägt uns plötzlich ein heißer Windzug entgegen, so austrocknend, daß uns fast das Wort im Munde erstirbt. Gleichzeitig rieselt feiner Sand und Staub auf das Deck nieder, und immer dichter werdend zwingt er uns, schützende Räume aufzusuchen. Doch unter Deck ist eine schreckliche Luft, alle Fenster an der Windseite sind lange schon dicht zugedreht, da der feine Sand mit unglaublicher Energie durch die kleinsten Ritzen sich Eingang zu verschaffen weiß. Allein es hilft nichts, wir müssen eine halbe Stunde hier aushalten und das Schlimme dem Schlimmsten vorziehen. Endlich wird die Luft wieder heller, tief aufatmend kommen wir an Deck, das fast zollhoch mit dem feinen, scharfkantigen Quarzdetritus des steinigen Arabiens überdeckt ist. Ein mitreisender Naturforscher zeigt uns später unter dem Mikroskope aus dem gesammelten Sande die wunderbar zierlichen Formen von Diatomeen und Foraminiferen, die aus Kieselsäure resp. kohlensaurem Kalk bestehenden Gehäuse längst ausgestorbenen organischen Lebens, sowie eine Reihe schön ausgebildeter Krystalle verschiedener Mineralien. Mit einer



Schnelldampfer auf einer Winterfahrt im Atlantischen Ocean.

Flasche Apollinaris, welches Wasser mehr als irgend ein andrer Brunnen der Welt über alle Zonen verbreitet worden ist, spülen wir die unangenehmen Erlebnisse hinunter, froh, nur auf unserm guten Schiff und nicht in der Wüste selbst von einem solchen Staubfall überrascht worden zu sein.

Eine Woche später sind wir im Indischen Ocean. Wohl ist auch hier heiße Zeit, allein die Luft liegt nicht so bleischwer auf unsern Lungen. Bald mehr, bald weniger Brise macht die monsunfreie Periode zu einer angenehmen Reisezeit. Die See ist heute ziemlich bewegt, die rasch ziehenden Wolken über uns lassen erkennen, daß in der Höhe stärkerer Wind weht. Ein vorübergehender Offizier fragt uns, ob wir schon Wasserhosen gesehen. Wir verneinen mit überraschtem Blick, wie er gerade zu dieser Frage ex abrupto kommt. „Dann sehen Sie Steuerbordseite, schräg voraus, gut zu," ist seine lakonische Antwort, und der Dienst führt ihn auf die Brücke zurück. Wir eilen auf das Vorderschiff, um einen besseren Ueberblick zu gewinnen, und in der That, in vier bis fünf Meilen Entfernung sehen wir drei mächtige Gestalten, welche auf dem Wasser schwebend, eine Verbindung von diesem zu einer lichtgrauen Wolke darstellen. Die Form ist der eines Trichters allerdings ähnlich, doch müssen wir uns diesen oftmals um seine Achse gedreht vorstellen, so daß seine Mantelfläche nicht glatt, sondern spiralig verbogen erscheint. Dabei ist das dünne Ende bald auf der See, bald verliert es sich in der Wolke. Höchst interessant ist dieses Wechselspiel, welches wir mit dem Glas gut verfolgen können. Hoch brandet die See auf, wenn der mächtige Wolkentrichter durch den jetzt schmalen Fuß Wasser aus dem Meere aufzieht; dann wieder stürzt dasselbe aus der Höhe zurück, und nur ein dünner vom Winde hin und her bewegter Faden verbindet die Wolke mit der See. Abermals beginnt das Aufziehen, jetzt sehen wir oben und unten sich Trichter bilden, doch ehe die Wolke, wie es scheint, ihre aufziehende Kraft erschöpft hat, reißt, durch einen starken Windstoß bedingt, plötzlich das dünne Mittelstück durch und für kurze Momente sehen wir zwei isolierte Trichter, die aber bald durch das herabstürzende Wasser aufs neue vereint werden, und wieder beginnt das aus der Ferne so reizende Spiel. Da dies jedoch unserm Kapitän durchaus nicht so reizvoll erscheinen will, gehen wir mit Rücksicht auf den Wind, der die tanzenden Ungeheuer, geboren aus Meerflut und Wolkenguß, vor sich her treibt, mit leichter Kursänderung diesem interessanten Phänomen ganz sachte aus dem Weg.

(Fortsetzung folgt.)

Richard Hartmann.

Unter den deutschen Industriellen, die von der Pike auf dienend, schließlich die höchsten Stufen erstiegen, gehört in erster Linie Richard Hartmann. Seine Laufbahn als Schmiedegesell beginnend, starb er als der erste Maschinenfabrikant Deutschlands. Das Leben solcher selbstgemachter, fast nur durch eigene Kraft emporgekommener Männer müßt ihr kennen! Der Gute Kamerad ist überzeugt, daß es für euch, die ihr an den Eingangspforten eures Lebenslaufes steht, nicht ohne Nutzen bleiben kann und daß ihr ihm Dank wissen werdet, euch damit bekannt gemacht zu haben.

Geboren am 8. November 1809 zu Barr im Elsaß als Sohn eines Weißgerbers, zeigte sich der junge Richard schon früh als ein geistig geweckter, freilich auch zu allerlei mutwilligen Streichen aufgelegter Knabe. Wenn er seinen Eltern aus diesem Grunde manchen Aerger und manche Sorge bereitete, so muß ihre Freude hernach um so größer gewesen sein, daß ihr Sohn so gut einschlug und so große Erfolge erzielte.

Nach erfolgter Konfirmation kam unser Richard zu dem Schmiedemeister Georg Dietz zu Barr in die Lehre. Diesen Lehrherrn hatten die Eltern nicht ohne Vorbedacht gewählt, denn Meister Dietz war ein strenger Mann, der keinen Spaß verstand und dem jungen Springinsfeld denn auch wirklich die Schwingen stutzte. Aber er lernte etwas Tüchtiges bei ihm, und so sehen wir ihn denn im Jahre 1828 als wohlbestallten Gesellen seine Wanderschaft antreten. So kam er denn auch im Februar 1832 nach Chemnitz, das er fortan nicht mehr verließ und das der Schauplatz seiner für die deutsche Maschinenfabrikation so epochemachenden Thätigkeit wurde.

Er fand Arbeit bei dem Maschinenfabrikanten Haubold, dem Begründer der Chemnitzer Maschinenfabrikation, und er wußte sich in verhältnismäßig kurzer Zeit so gut in das ihm bis dahin gänzlich unbekannte Fach hineinzuarbeiten, daß er viele ältere Genossen überflügelte und sein Arbeitgeber ihn zum Akkordunternehmer beförderte. In diesem Arbeitsverhältnis verdiente er fast das doppelte an Lohn. Der Ueberschuß wurde als Ersparnis angelegt und damit um so strenger verfahren, als der junge Mann daran dachte, einen eigenen Hausstand zu gründen und überdies selbständig zu werden.

Das war für Hartmanns Verhältnisse gewiß ein hohes Ziel. Aber er erreichte es. Mit drei seiner Genossen eröffnete er im Februar 1837 eine Maschinenbauwerkstätte auf der Annabergerstraße.

Dieser Anfang war freilich gering und da überdies die Ersparnisse gänzlich aufgebraucht waren, so mußte der junge Fabrikant die Wahrheit, daß aller Anfang schwer sei, in ihrer ganzen Wucht empfinden. Er sollte erfahren, was es heiße, als Zwerg mit Riesen in den Wettbewerb zu treten! Die Bestellungen kamen langsam, noch langsamer gingen die Gelder ein. Da haperte es denn gar bald und er hätte oft ratlos vor den Fragen gestanden: woher Geld zur Löhnung der Arbeiter nehmen, wovon leben? wenn die Verwandten nicht hin und wieder ausgeholfen hätten. Aber das entliehene Geld mußte doch auch zurückgezahlt werden — da hieß es die Arme regen und den Kopf anstrengen — und es war nicht ohne Erfolg. Vermöge des Fleißes, der Geschicklichkeit und Einsicht unsres Helden hatte sich nach dreijähriger Anstrengung die Arbeiterzahl verzehnfacht und endlich ebnete auch der stets in ihm rege erfinderische Geist die Bahn zum künftigen Glück.

Im Jahre 1840 erfand Hartmann die sogenannte Kontinue, einen Vorspinnapparat für Streichgarnkrempel, wodurch der bisherige Spinnvorgang bedeutend abgekürzt wurde. Nun regnete es förmlich Bestellungen, die Arbeiterzahl steigerte sich rasch auf 76 Köpfe und er mußte sich im Jahre 1841 nach einer geräumigeren Oertlichkeit für seine Maschinen umsehen, nachdem er 1840 schon einmal gewechselt hatte. Es war die sogenannte Klostermühle, welche seinen Betrieb aufnahm, und hier entwickelte sich ein Leben und Treiben, wie es bis jetzt in der Praxis des jungen Fabrikanten noch nicht dagewesen war. Nicht nur Ueberstunden die Menge mußten gemacht, sondern auch eine förmliche Nachtschicht eingerichtet

werden. In dieser Zeit der Ueberanstrengung stand ihm seine Frau tapfer zur Seite. Um die gute Laune und die Thatkraft der nächtlichen Arbeiter aufrecht zu erhalten, richtete sie eine Kaffeeschänke ein, mit der hin und wieder auch andre Erfrischungen verbunden waren. Dabei besaß Hartmann die Gabe, seine Arbeiter human zu behandeln, in hohem Grade. Nie vergaß er, daß er einer der ihrigen gewesen. Guten Rat hörte er gern und befolgte ihn, er mochte kommen, von wem er wollte, sofern er nur die Feuerprobe zu bestehen imstande war.

In der Klostermühle war es ihm nach einigen Jahren auch schon wieder zu enge geworden. Er begann daher den Bau einer eigenen Fabrik in der Leipzigerstraße, die im September 1845 bezogen wurde. Hier warf er sich besonders auf den Dampfmaschinenbau und wagte sich sogar an den Bau von Lokomotiven, deren erste er im Anfang des Jahres 1848 ablieferte. Um seine Hilfsmittel zu erweitern und zu verbessern, ging er nach England, um dort besonders sogenannte Arbeits- oder Werkzeugmaschinen anzukaufen.

Da brach die Revolution von 1848 herein und brachte auch für Hartmann Betriebsstockungen und schwere Verluste. Aber „Kopf oben" und „auf dem rechten Fleck", war auch jetzt, wie immer seither, die von ihm befolgte Praxis. Keineswegs stellte er den Betrieb ein, wie so viele andre Fabriken; er verlegte sich auf die Fabrikation von Waffen, womit freilich, da ihm die dazu erforderlichen besonderen Einrichtungen fehlten, nichts verdient wurde; er erreichte aber dadurch den Hauptzweck, um den es ihm dabei zu thun war: die Erhaltung seines selbsterzogenen trefflichen Arbeiterstammes. Während er einen Teil desselben bei der Waffenfabrikation anstellte, verwendete er den übrigen Teil zur Aufstellung und Einrichtung der in England gekauften Maschinen und Apparate, sowie auf das Vertrautmachen mit denselben, und siehe da, als der politische Sturm sich legte, und allerwärts das Vertrauen zurückkehrte, stand Hartmann in ganz neuer Ausrüstung, oder wenigstens in einer Vollständigkeit derselben da, wie nie zuvor.

Im Jahre 1854 errichtete Hartmann eine eigene Gießerei, ging im folgenden Jahr zum Bau von Mühleneinrichtungen und großen Bergwerksmaschinen (Fördermaschinen) über und begann bereits die Herstellung von Arbeitsmaschinen, für die er ein eigenes Gebäude errichtete und 1857 voll in Betrieb setzte. Die Herstellung derartiger Maschinen bildete überhaupt seitdem den Schwerpunkt der Hartmannschen Thätigkeit und darin beruht auch sein Hauptverdienst um die deutsche Maschinenfabrikation. Da traf ihn im Jahre 1860 ein Schlag, der die Verluste des Jahres 1848 weit in den Schatten stellte.

In der Nacht vom 17. zum 18. Juli legte eine Feuersbrunst einen großen Teil seiner Fabrik in Asche. Gegen 800 Arbeiter von der damals 1500 Köpfe zählenden Belegschaft wurden davon betroffen. Daß aber kein einziger brotlos wurde, dafür sorgte Hartmanns Thatkraft, die sich bei dieser Gelegenheit in großartigster Weise bekundete. Sofort wurde mit der Errichtung eines hölzernen Hilfsgebäudes begonnen, in welchem schon nach vier Wochen der Betrieb im Gange war. Der Lokomotivbau erlitt nur eine dreiwöchentliche Unterbrechung, da er vorläufig in der Kesselschmiede eingerichtet wurde. Die durch das Feuer zerstörten Maschinen wurden schleunigst ersetzt und sieben Wochen nach dem Brandunglück führte Hartmann schon wieder neue Bestellungen aus. Natürlich ward inzwischen auch mit dem Bau eines neuen Fabrikkomplexes begonnen, der nach neuen Plänen in einer die abgebrannten Gebäude an Zweckmäßigkeit und Größe übertreffenden Weise ausgeführt wurde. Sechs Monate nach der Grundsteinlegung konnte der Betrieb in den neuen Gebäuden begonnen werden!

Im Jahre 1864 erfolgte die Neuerrichtung einer großen Werkstätte für die Fabrikation von Werkzeugmaschinen, 1865 die Erweiterung der Gießerei und der Kesselschmiede und endlich der Bau einer neuen Modelltischlerei, verbunden mit Kistenfabrikation.

Am 16. Dezember 1878 starb Richard Hartmann, nachdem er 1870 seine Schöpfungen einer Aktiengesellschaft übergeben hatte. Dieselbe führt den Namen Sächsische Maschinenfabrik.

Die Sächsische Maschinenfabrik ist nicht nur die bedeutendste Fabrik in Deutschland, sondern auch neben Seraing in Belgien und Creusot in Frankreich des europäischen Kontinents. Die Zahl der Arbeiter beläuft sich auf 2500 Köpfe. Die bewegende Kraft wird hervorgebracht durch 19 Dampfmaschinen mit 656 Pferdekräften. Die Zahl der Hilfsmaschinen beträgt etwa 1590, darunter 483 Drehbänke, 191 Bohrmaschinen, 128 Spindelstöcke, 99 Hobelmaschinen, 62 Stoßmaschinen, 49 Feilmaschinen, 41 Fraismaschinen, 17 Polierapparate, 28 Schraubenschneidmaschinen, 16 Blechscheren, 11 Biege- und Ziehmaschinen, 16 Zirkelsägen, 15 Dampfhämmer, 117 Krane u. s. w. u. s. w.

Damit unsre lieben Leser nun auch einen ungefähren Begriff von der ungemeinen Mannigfaltigkeit der Erzeugnisse dieser Fabrik bekommen, folge hier die Aufzählung der wichtigeren: Lokomotiven und Tender für die verschiedenen Spurweiten, Lokomobilen; Dampfmaschinen neuesten Systems für Fabrikbetrieb sowohl als für Berg- und Hüttenwerke, Dampfhämmer und Hämmer, welche von der Transmission aus durch Riemen betrieben werden, Dampfkessel und Dampfgefäße, Eismaschinen (System Pictet), Turbinen und Wasserräder, garantiert in der Nutzleistung, Anlagen vollständiger Walzwerke, Sägereien und Mahlmühlen, patentierte Excelsior-Schrotmühlen, Einrichtungen von Papierfabriken, von Anlagen zur Herstellung der Holzmasse auf mechanischem und chemischem Wege; Werkzeugmaschinen zur Bearbeitung des Eisens und Holzes, insbesondere für Eisenbahnwerkstätten; Arsenale und Schiffswerften, sämtliche Maschinen für Geschütz-, Geschoß-, Gewehr-, Patronen- und Torpedofabrikation. Vollständige Ausstattungen von Eisenbahnwerkstätten und Wasserstationen; Krane, Drehscheiben, Schiebebühnen für Dampf- und Handbetrieb, patentierte Kontroll-Wägeapparate (System Ehrhardt) zum Messen und Regulieren der Belastung der Räder und zum Wiegen von Lokomotiven, Tendern und Wagen auf den Schienen stehend, Maschinen und vollständige Einrichtungen für Streichgarn-, Kammgarn-, Kunstwoll-, Vigogne- und Baumwollabfall-Spinnereien sowohl, als auch für Tuchfabrikation, insbesondere patentierte Webstühle zur Herstellung von Tuchen, Bukskins, Flanellen und Möbelstoffen; Webstühle für leichte Kammgarn-, Baumwoll- und Leinenstoffe. Alle sonstigen Weberei-Vorbereitungsmaschinen, als: Kettenscher-, Leim-, Trocken- und Aufbäummaschinen, Spulmaschinen u. s. w., Appreturmaschinen, als: Maschinen zum Trocknen von Tuchen, Bukskins, Flanellen u. s. w., patentierte Garntrockenmaschinen zum Trocknen von Strähnen aus Wolle, Baumwolle, Seide ꝛc.

Wie gefällt euch das?

Ein Soldat hatte im österreichisch-französischen Kriege 1859 sich durch seine Tapferkeit besonders ausgezeichnet. Nach den Schlachten bei Montebello und Magenta erhielt er die silberne Tapferkeitsmedaille, mußte aber mehrerer Wunden wegen ins Spital gehen. Kaum notdürftig genesen, ersuchte er um die Erlaubnis zur Rückkehr in die Reihen der Kämpfer, und diese Bitte wurde ihm auch gewährt. In der bald darauffolgenden Schlacht bei Solferino zeichnete sich der junge Mann so aus, daß er die goldene Tapferkeitsmedaille erhielt. Als kurze Zeit nachher die Dienstzeit des Soldaten um war, erhielt er seinen Abschied. Seine Liebe zum Militär veranlaßte ihn jedoch, um eine bescheidene Stelle in der Militärverwaltung zu bitten. Da er eine Abweisung befürchtete, so wendete er sich unmittelbar an den Kaiser Franz Joseph und wurde von demselben huldvoll empfangen. Der brave Soldat erzählte bescheiden von seinen Leistungen im Kriege. Da fiel dem Kaiser auf, daß dieser Mann sehr dürftig gekleidet war und seine Tapferkeitsmedaillen nicht mit einem Bande, sondern nur mit Zwirn an den Rock geheftet trug. „Warum tragen Sie die Medaillen nicht am Bande?" fragte der Kaiser. Zögernd gestand der Soldat, daß ihm das Geld fehle, Bänder zu kaufen. „So lassen Sie mir die Medaillen da," sagte der Kaiser, „und melden Sie sich morgen bei meinem Generaladjutanten." Zu Tode erschrocken, trennte der Soldat die Medaillen von seinem Rocke und überreichte sie dem Kaiser. Der junge Mann glaubte, Franz Joseph sei böse, daß er die Medaillen ohne Band trage, und fürchtete, er werde zur Strafe seiner Auszeichnungen verlustig werden. Klopfenden Herzens ging der Soldat am andern Morgen zum Generaladjutanten, dem Generalmajor Grafen von Crenneville. Dieser empfing den jungen Mann freundlich; er mußte auch dem General seine kriegerischen Erlebnisse erzählen. Dann beauftragte ihn Graf Crenneville, zu warten und ging ins Nebenzimmer. Bald kehrte er zurück und brachte einen Offiziersrock. An demselben waren die goldene und die silberne Verdienstmedaille mit den vorgeschriebenen Bändern und noch dazu der Orden der eisernen Krone angeheftet. „Hier, das sendet Ihnen der Kaiser," sagte der Generaladjutant zu dem ganz aus der Fassung geratenden Soldaten. „Und nun greifen Sie einmal in die Tasche." Der vor Freude zitternde Soldat zog das Offizierspatent und eine Anweisung auf 500 fl. zu seiner Equipierung heraus. So ging der junge, tapfere Mann als Offizier und Ordensritter und in sicherer Aussicht auf die mit dem Orden der eisernen Krone verbundene Erhebung in den Adelstand aus dem Empfangszimmer des Generaladjutanten. So echt kaiserlich belohnt eben nur ein wahrhaft edeldenkender Fürst.

„Nun, wie gefällt euch das?"

Junker Eitel.

(Fortsetzung.)

Unwillkürlich trat das Bild des Jägersmannes vor Eitels Sinn — sollte er der Freund sein, dessen sein Beschützer erwähnte? — Aber diesem schien ja der von dem Knaben genannte Name Sterneneck ein völlig fremder zu sein. Eine Pause entstand, dann nahm der Junker das Wort: „Ich möchte Euch bitten, bei Eurem Wegritt Vorsicht zu beobachten," sagte er. „Als ich vorhin den Wald betrat, um Moose und Kräuter zu suchen, bemerkte ich ein paar verdächtige, zerlumpte Gesellen durchs Gebüsch schleichen, es schien mir, als müßten sie Böses im Schilde führen."

Herr Randolf sah einen Augenblick bestürzt aus. „Und er beliebt allein zu streifen, sorglos auf Gott und eigene Kraft vertrauend," kam es über seine Lippen, dann aber bezwang er sich. „Vielleicht nur ein paar harmlose abgedankte Kriegsknechte," sagte er, „die das Land nach Werbung durchstreifen, es wird bald wieder Krieg geben," fuhr er fort, das Gespräch ablenkend, „der Schwede rüstet und der Herr Kurfürst Friedrich Wilhelm wird in seinen Ehrenkranz neue Blätter flechten."

„Und werde ich einst unter seinen Augen das Schwert schwingen dürfen?" fragte Eitel.

„Ich hoffe es," entgegnete Herr Randolf ausweichend.

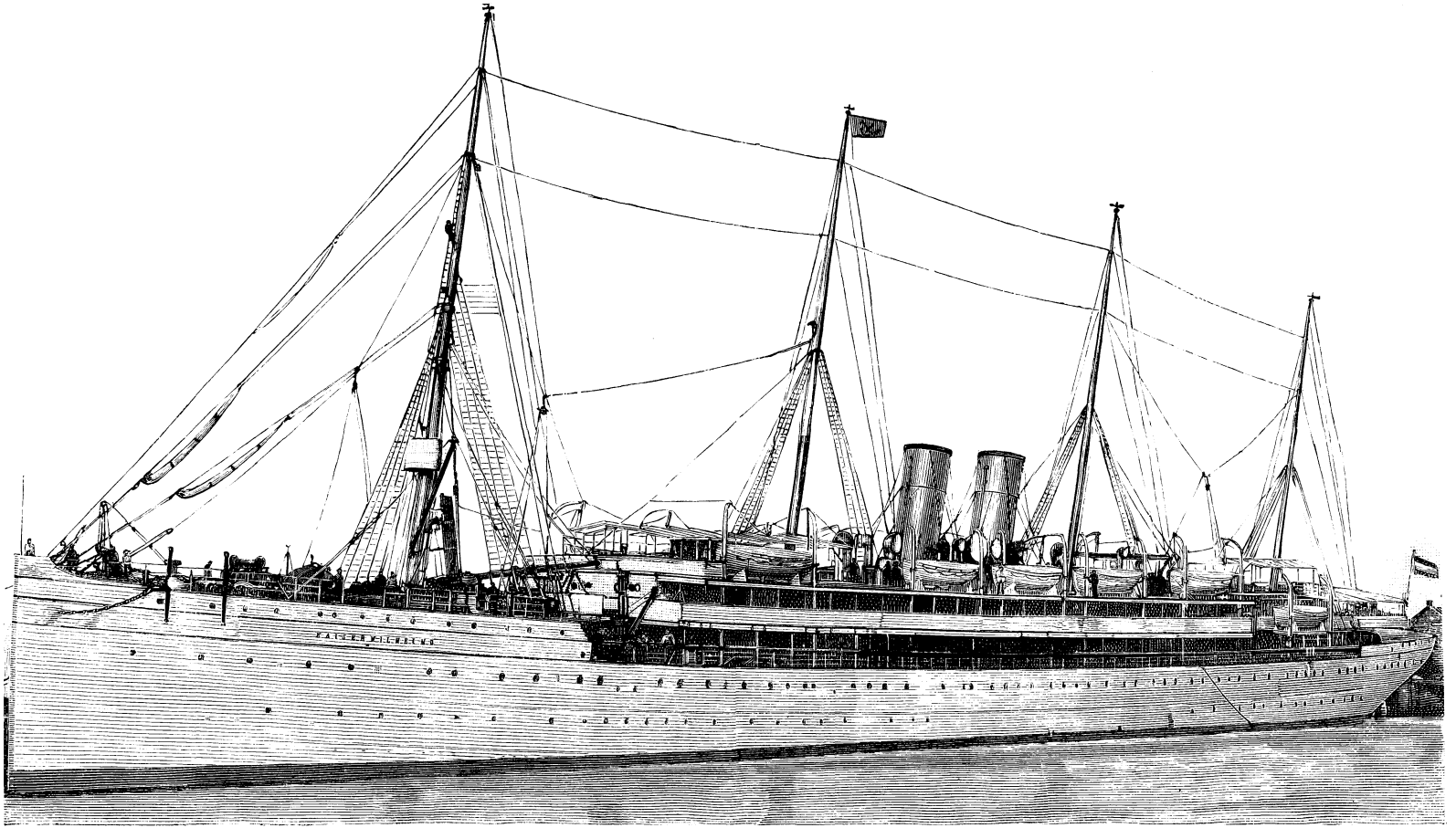
Der Junker seufzte. Abermals führte man ihn den Pfad der Ungewißheit; trotz seiner Verehrung für den väterlichen Freund war es seinem jugendlichen Herzen doch fast eine Freude, wenn er an die Zusicherung des Herrn Friedrich dachte.

„Ist's wahr," fuhr er gegen Herrn Randolf gewendet fort, „was der alte Stanislaus mir erzählte, daß die polnischen Großen den Kurfürsten hassen und verderben möchten, weil er sich zum unabhängigen Herrn und Gebieter des preußischen Herzogtums gemacht hat, das sonst die Krone Polen zu Lehen gegeben und wo die Mächtigen des Adels nach ihrer Willkür schalten durften?"

„So ist es," erwiderte Herr Randolf, „und Preußen als freier Besitz des Brandenburgers wird einst die Vormauer eines Reichs der Kraft und Ehre, das allen Stürmen Trotz bietet. Aber nicht die Feinde außerhalb seiner Lande bedrohen den Pfad des Herrschers," fuhr er fort, „auch jene vielen mit adeligem Namen, aber schlimmer Gesinnung, deren Unterdrückung der Schwachen und Niederen Kurfürst Friedrich Wilhelm mit starker Hand ein Ende bereitet, erheben die geballte Faust heimlich gegen ihn im Dunkeln — selbst vor dem Meuchelmord würden sie nicht zurückschrecken."

Mit Mühe bezwang Eitel den Eindruck, den die letzten Worte seines Beschützers, die die Erinnerung an die letzten Stunden wachrief, in des Knaben Seele ausübte. — „Ihr habt mir schon längst ein Bild des Kurfürsten versprochen, nach dem mich herzlich verlangt; wie gern schaute ich den Fürsten, von dem Ihr mir so Herrliches erzählt, an der Spitze seiner Soldaten in seiner Stadt Berlin — es ist mir verwehrt," endete er mit leichtem Seufzer.

Herr Randolf war aufgestanden. „Um deinen Wunsch zu erfüllen, bin ich hier," sagte er, „meine Zeit ist abgelaufen — dort hält schon Stanislaus mein Pferd bereit, nimm dieses Kästchen als Abschied und als Pfand baldigen Wiedersehens."



Der Reichspostdampfer Kaiser Wilhelm II. des Norddeutschen Lloyd.

Er entnahm dem Innern seines Rockes ein verschnürtes Päckchen und reichte es dem hocherfreuten Knaben, dann schritt er, von Eitel begleitet, den Weg zurück, den er vorhin gekommen. An der Pforte stand Stanislaus mit dem zum Abritt neu gestärkten Pferde des Sterneneckers, das dem wohlbekannten jungen Freunde entgegenwieherte. Noch einige herzliche Abschiedsworte, einige Ermahnungen gegen Stanislaus zur Wachsamkeit und Vorsicht, — dann schwang der ritterliche Gast des Waldhauses sich in den Sattel und hinter dem Davonreitenden schloß sich die Pforte aufs neue. Junker Eitel aber empfand zum erstenmal nicht den Schmerz über die Trennung von dem älteren Freunde, der sich stets beim Scheiden desselben zu erneuen pflegte, das Päckchen in seiner Hand beschäftigte voll und ganz die Seele des Knaben. Ihm war's, als müsse er es wie ein Heiligtum nur in ungestörter Stille öffnen, — er suchte sein Schlafgemach auf, zögernd öffnete er den Verschluß, der ein Kästchen barg.

In Farben von einem Meister ausgeführt, blickte ihm das Brustbild eines Mannes im Harnisch entgegen, sichtlich eine Kopie nach einem größeren Gemälde gearbeitet. Dunkles Haar umgab in Locken das edelgeformte Haupt mit den leicht gebräunten Zügen, dem ausdrucksvollen Augenpaar — ein unwillkürlicher Ausruf entrang sich den Lippen des Beschauers — er kannte dies Antlitz, diese Augen waren ihm keine fremden, — in dem Bilde des Brandenburgers erkannte er den Jäger, den seine Entschlossenheit aus den Händen der Strauchgesellen gerettet, — in seinem Innern klangen die Worte seines väterlichen Freundes, — es war kein Raubanfall, es war Meuchelmord gewesen, der das Leben des allzu vertrauenden Herrschers bedrohte — und er, der Namenlose, der von der Welt abgesonderte Knabe, hatte dem Staate seinen Herrn, einen der thatkräftigsten Fürsten erhalten.

Ein kühler, nebliger Tag war dem vorhergehenden gefolgt. Wolkenschwer lagerte der Himmel über Berlin, der Residenz des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, dessen Vorfahren bisher in dem benachbarten, jenseits der Spree belegenen Cölln ihren Wohnsitz genommen hatten. Er war es, der beide Orte zu einem Ganzen verschmolzen und den Grund zu jener prächtigen Stadt legte, die schon sein Nachfolger, der prachtliebende Friedrich, Preußens erster König, bald zum Fürstensitz erhob. Zu jener Zeit freilich war das große Werk noch im Entstehen; die Stadt Berlin, ungepflastert, meist mit engen Gassen und kleinen, unscheinbaren Gebäuden, verriet bis jetzt wenig von ihrer zukünftigen Bedeutung als Lebensader und Mittelpunkt einer Nation. Dennoch bot das Leben und Treiben einer Hofstadt dem desselben ungewohnten Auge genug, um die Aufmerksamkeit zu erregen, und sicher fand dies bei den Insassen des kleinen, ländlichen Gefährts statt, das von einem prächtigen Fuchswallach gezogen ward. Das edle Tier schaute fast widerwillig darein, so daß der verwitterte Lenker des Wagens oft mit leichter Berührung der Peitsche nachhelfen mußte — es war der solches Dienstes ungewohnte „Saladin" des Junkers Eitel, und ebenso seltsam mochte es erscheinen, daß der hinter dem alten Stanislaus Sitzende derselbe Knabe war, der noch sechsunddreißig Stunden zuvor seinem neuerworbenen Freunde erzählte, daß ihn die Vorschrift seines väterlichen Beschützers innerhalb gewisser Grenzen seiner langjährigen Heimstätte banne. Daß ein ernsterer Grund vorlag, verriet das bleiche Antlitz des Junkers, das von vorhergegangener ungewöhnlicher Aufregung Zeugnis ablegte. Dennoch musterte er mit hohem Interesse die Häuser mit ihren Verkaufsgewölben, hinter deren kleinen, runden, in Blei gefaßten Scheiben sich oft eine Fülle kostbarer, das Auge verlockender Waren ausbreitete. Hier hatte ein Tuchhändler seine bunten Stoffe ausgelegt, dort zeigte ein Goldschmied glänzende Metalle und Juwelen, hellauf aber blitzte des Junkers Auge, wenn aus den geöffneten Gewölben der zahlreichen Schwertfeger Rüstungen und Waffenpracht hervorleuchteten, und mit solchen war Berlin, die Residenz eines Kriegshelden, vor allem versehen.

So fuhr denn der alte Stanislaus langsam und sorglich dahin, nachdem er sich bei einem Bürger genau nach der Richtung seines Ziels erkundigt hatte. Er lenkte das Gefährt über eine der Brücken, die Berlin von ihrer Schwesterstadt Cölln trennte, und hier wiederum in eine entlegene Straße, in der sich nur wenige Häuser befanden. Es war die Wohnung des geistlichen Rats, Herrn Josua Parthenius, eines ehemaligen Pfarrers, dem seiner Frömmigkeit und Milde halber die allgemeine Achtung in seine Zurückgezogenheit des Greisenalters gefolgt war. An ihn hatte die Vorschrift des Ritters von Sterneneck seinen Schützling im Fall dringender Not verwiesen.

Eine jener schwerfälligen Karossen jener Zeit, die aber kein Wappen oder sonstiger Zierat auszeichnete, hielt vor dem altertümlichen einstockigen Gebäude mit schmalen Bogenfenstern versehen. Stanislaus öffnete die Wagenthür, der Junker stieg ab und schritt durch die unverschlossene Pforte, die sofort in einen freundlichen, hallenartigen Flur führte. Zu gleicher Zeit öffnete ein greises, in hechtgrauen Rock gekleidetes Männchen, sichtlich ein altes Faktotum des Hauses, eine Seitenthür, um unter unzähligen Bücklingen einen stattlichen Herrn in blauem Sammetkleide, an dessen Seite der schwere Goldgriff seines Degens leuchtete, aus dem Gemach zu lassen. Ein alter Herr in schwarzem Sammettalar, ein Barett von gleicher Farbe auf dem Haupte, folgte, — aber nicht auf ihm haftete der Blick des Junkers, sondern auf dem ihm Entgegentretenden, der bei dem Anblick des Knaben ebenfalls überrascht schien. Ein leichter Schatten umzog die hohe Stirne. „Ach," sagte er, „du selber, mein junger Gesell, um dessen willen ich eben mit meinem Begleiter, dem kurfürstlichen Geheimsekretarius Herrn Salander, dieses Haus aufsuchte, ich glaubte nach unsrer gestrigen Verhandlung kaum schon so bald dich selber hier zu treffen — doch was seh' ich?" unterbrach er sich erschrocken, auf die Stirn des Knaben deutend, „du bist verwundet?"

In der That zog sich über dem linken Auge des Junkers Eitel ein zolllanger, blutiger Streif, anscheinend von einer frisch erhaltenen Wunde herrührend.

„Sorgt nicht um mich, edler Herr," erwiderte Eitel, „es ist nicht der Rede wert, nicht des Verbandes, den mir mein alter Lehrer und Stanislaus bis zu unserer Abfahrt aufgezwungen; ich müßte mich schämen, damit in die Stadt zu kommen. Nur ein Hieb, den ich von einem der beiden Schandbuben erhielt, die in der vergangenen Nacht eine schadhafte Stelle der Mauer überstiegen und meine friedliche Heimstätte anzündeten. Der Sturm war ihnen ein guter Bundesgenosse," fuhr der Knabe fort; „als wir aus dem Schlaf erwachten, stand das Haus in Flammen, mit Mühe retteten wir unser Leben; mein alter Lehrer liegt

vor Schrecken krank im Nachbardorf darnieder. Ich stürzte halb angekleidet nach dem Stall, mein treues Pferd zu retten, auch hier loderte schon das Feuer, aber ich zog Saladin glücklich ins Freie. Da sah ich bei dem Schein der Glut zwei Männer die Mauer entlang schleichen und sie, auf vorspringende Steine gestützt, erklimmen, — ich dachte an nichts, als ihnen den Streich heimzuzahlen, dessen Ursache ich wohl ahnte; — der eine war schon jenseits der Mauer verschwunden, den zweiten, den sichtlich eine Armwunde hinderte, packte ich an seiner verschlissenen Jacke, ein Stück blieb in meiner Hand, zugleich aber fühlte ich sein Messer auf meiner Stirn, und da ich, vom hervordringenden Blut geblendet, einen Schritt zurückwich, schwang er sich rasch seinem Gefährten nach, der ihn von außen unterstützte. Die Schurken entkamen," beendete er ingrimmig seinen Bericht, „obwohl bald genug Leute aus der Umgegend herzueilten, durch den Feuerschein am Himmel aufmerksam gemacht, — sie konnten nicht mehr helfen und ich hatte keine Stätte, wohin ich mein Haupt zu legen vermochte."

„Ich verstehe," sagte der Herr lebhaft, „nun folgtest du der Weisung deines Beschützers und hast zu dem würdigen Herrn Parthenius deine Zuflucht genommen."

„So ist es, edler Herr," lautete die Antwort des Junkers. „Stanislaus spannte den Saladin vor ein geliehenes Wägelchen und fuhr mich hierher, gastlichen Unterstand zu heischen, bis der Ritter von Sterneneck Kunde erhalten hat, was geschehen ist, und weiter über mich beschließen will."

„So wird dein erster Eintritt in das weitere Leben gleich von einer Täuschung begleitet, mein junger Freund," erwiderte der Herr, — „der Hochwürdige ist seit der letzten Nacht bedenklich erkrankt und jeder Zutritt in sein Gemach auf Willen der Aerzte verboten."

„Herr Parthenius erkrankt?" Der Ausdruck höchster Bestürzung prägte sich im Antlitz des Junkers aus. „Es ist ja nicht um meinetwillen allein," sagte er nach einer Weile mit gepreßter Stimme, „ich werde schon eine Unterkunft finden, wenn nicht anders im nächsten Dorf meines vernichteten Quartiers, aber es handelt sich noch um eine andre Sache, deren Austrag der hochwürdige Herr übernehmen sollte. In der Tasche des Teils der Jacke, die der Mordbube in meinen Händen ließ, befand sich ein beschriebenes Papier, dessen Sinn mir selber nicht recht klar war. Aber soviel deutete ich heraus, daß ich es nur in eine sichere, zuverlässige Hand legen dürfe und daß die Mitteilung keine Frist duldet."

„Junker Eitel" — der Gönner des Knaben legte seine Hand auf dessen Schulter, — „du sorgst um ein Asyl, um einen deines Vertrauens Würdigen, und denkst nicht meiner, den das Geschick heute auf deinen Pfad geführt, wie dich gestern auf den meinen? Willst du dich und deine Mitteilung mir, dem Fremden anvertrauen?"

„Kein Fremder!" gab der Junker, sich verneigend, ehrerbietig zurück, . . . „wie habe ich die Gnade des Kurfürsten Friedrich Wilhelm verdient? Hier ist das Blatt, hoher Herr," fuhr er fort, dem erstaunt zurücktretenden Herrscher ein Stück mit großen Lettern beschriebenes Papier darreichend, — „nehmt es — und alles, was ich im Herzen an Liebe und Verehrung für Euch trage."

Mit einem Blick hatte der Kurfürst die wenigen Zeilen überflogen — eine Zorneswolke beschattete seine hohe Stirne. „Abscheulich!" stieß er halblaut hervor, — „meine Ahnung!" — Dann aber wandte er sich in alter Milde zu dem Junker, der mit glühendem Antlitz vor ihm stand, und fragte: „Woher kennst du mich?"

„Mein väterlicher Freund überraschte mich durch kurzen Besuch," erwiderte Eitel, sich erhebend, — „bei seinem Scheiden erfüllte er meinen Herzenswunsch, er hatte mir das Konterfei des Fürsten mitgebracht, den er selber allezeit so hoch gepriesen, und da ich nach dem Abschied des Ritters das Kästchen öffnete — da blickte ich auf kein fremdes Antlitz."

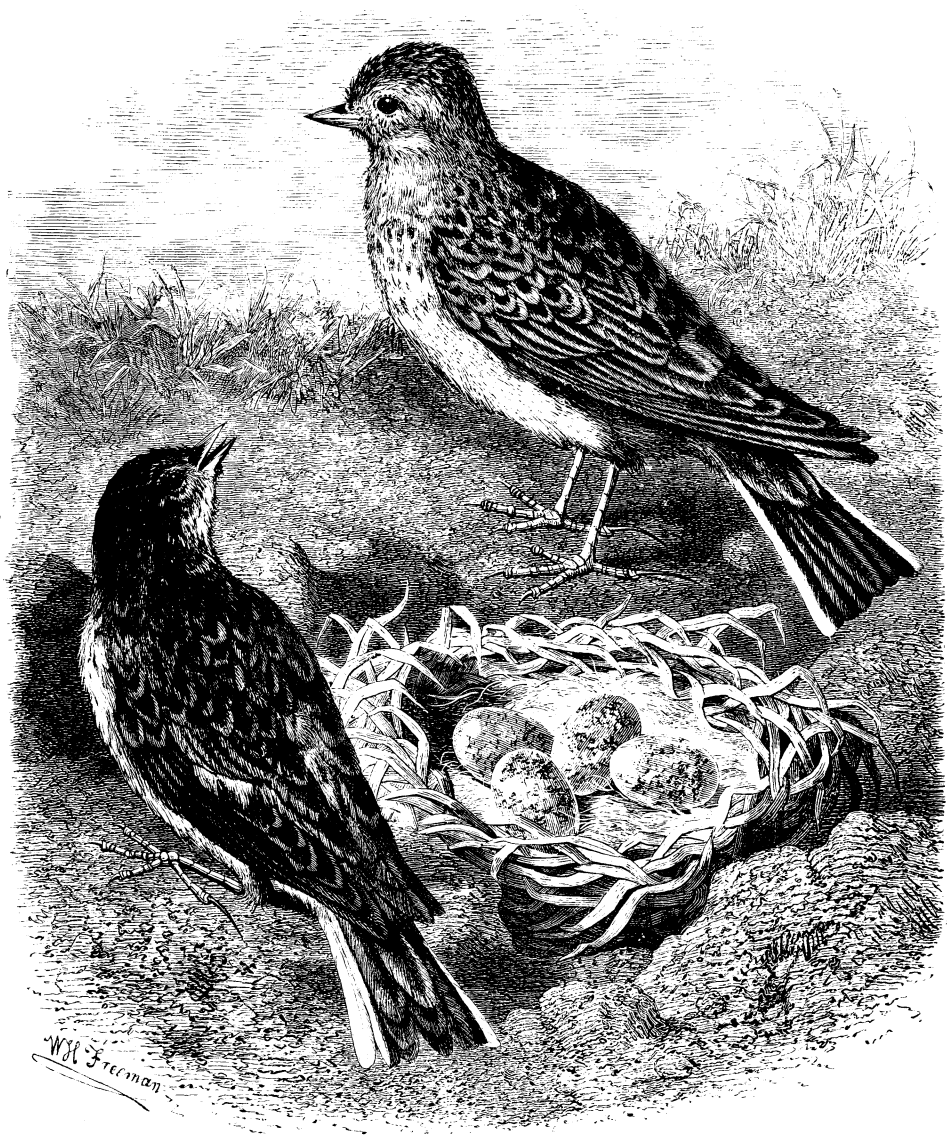
„Um so besser," meinte der Fürst, „der Vater seiner Lande, er wird der deine sein. Komm, Junker Eitel," endete er, sich zum Fortgang rüstend, — „mein Wagen hält unten, — dein Stanislaus und sein Gefährt soll auf unsre Kosten im nächsten Gasthause einquartiert werden, — er sorgt dafür," wandte er sich an das graue Männchen, den Famulus des ehrwürdigen Herrn Parthenius, der sich bescheiden während der Verhandlung in eine Ecke gedrückt hatte, — „wer nach dem Eintreffen dieses Jungherrn anfragt, wird an unsern Geheimschreiber, Herrn Salander gewiesen, und sobald der hochwürdige Herr Parthenius im stande ist, eine Auskunft zu erteilen, soll man uns Nachricht geben."

Ohne weiteres schritt der Kurfürst dem Ausgang zu und betrat das Freie. Der alte Stanislaus wußte nicht, wie ihm geschah, als er mit dem vornehmen Herrn seinen Junker das Haus verlassen und die Karosse besteigen sah, deren Schlag der alte Famulus mit gekrümmtem Rücken öffnete und schloß. Dann trat er zu dem verwitterten Getreuen und unterrichtete ihn von dem Verbleiben des seiner Obhut entführten Jünglings und der ihn selber betreffenden Bestimmung des Kurfürsten, während die Karosse dem zu jener Zeit noch ziemlich unscheinbaren Schlosse des Landesherrn entgegen rollte und auf besonderen Befehl des Fürsten durch ein entlegenes Seitenthor einfuhr, das von demselben zu Ausflügen benutzt ward, bei denen er sich des lästigen Zwangs oder der neugierigen Beobachtung entziehen wollte. (Fortsetzung folgt.)

Leuchtende Käfer.

In Südamerika gibt es große Käfer, die des Nachts, ungefähr von 11 Uhr bis Sonnenaufgang, umherfliegen und sehr stark leuchten, aber in einer andern Weise, als unsre Johanniskäferchen. In einer Naturaliensammlung sahen wir einen solchen Käfer, der zu den Knipskäfern, Elateriden, gehört und Pyrophorus noctilucus heißt. Er ist ein Zoll drei Linien lang und vier Linien breit. Die Oberseite ist schwarz, die Unterseite, die Fühler und Beine sind braun; der ganze Körper aber ist mit kurzen, graubraunen Borstenhaaren dicht besetzt. Die zwei leuchtenden, gelben Flecken sitzen auf dem Halsschilde an der Seite vor den Hinterecken; sie leuchten beim lebenden Käfer so stark, daß man in dunkelster Nacht die feinste Schrift lesen kann, wenn man das Tier über jede Zeile hinführt. Nach P. Browne binden sich die Indianer diese Käfer auf die Schuhe und machen damit nächtliche Reisen, und die Weiber verrichten ihre Arbeiten beim Lichte derselben. Gonzales von Oviedi erzählt ferner in seiner Geschichte von Westindien: Während des Krieges bedienten sich die Christen und Indianer derselben, um nicht zu verirren und nicht auseinander zu kommen; besonders thaten dieses die letzteren, welche im Fangen dieser Tiere geschickter sind, um sich eine Stunde weit und noch

weiter sehen zu lassen. Auch im Felde und bei der Jagd besorgen sie dabei alle Geschäfte, ohne befürchten zu müssen, daß Wind oder Regen ihnen das Licht auslösche. Wenn die Kriegsleute des Nachts ausgingen, um einen Angriff zu machen, so steckte die Vorwache einen Käfer auf den Kopf, so daß derselbe den Nachfolgenden als Leuchte diente. — Nach Curtis verkauft man die leuchtenden Käfer in Havanna an die Frauenzimmer, welche sie abends in Flor gewickelt in den Haaren tragen. — Es ereignete sich sogar einmal der Fall, daß solch ein Leuchtkäfer lebendig in Paris beobachtet wurde. An einem schönen Septemberabend 1766 sahen einige Frauen ein kleines Feuer sternschuppenartig aus der Luft herunterfliegen, das auf einem Kreuzstock liegen blieb. Man lief hin und fand ein so lebhaft leuchtendes Insekt, daß die Augen diesen Glanz kaum ertragen konnten. Da es nun niemand kannte, so schickte man es dem Naturforscher Fougeroux de Bondaray. Es war der große Leuchtkäfer, wovon man im dortigen Naturalienkabinett mehrere aus Cayenne aufbewahrte. Er war 18 Linien lang, wovon 11 auf die Flügeldecken kommen. Die zwei Leuchtflecken auf dem Halsschilde sind oval, fast eine Linie groß und etwas erhöht und bestehen aus einer dünnen, durchsichtigen Hornhaut. Das Licht sieht aus wie zwei prächtige Smaragde. Kehrt man den Käfer um, so zeigt sich auch starkes Licht auf der Unterseite. In der Stadtgegend, wo dieser Käfer gefunden wurde, gab es eine Menge Kunstschreiner und Magazine, worin man Holz von Cayenne aufbewahrte, mit welchem also ohne Zweifel die Larve des Käfers die Reise über das Meer gemacht hatte. Er blieb über einen Monat am Leben.



Feld- und Waldmusikanten. Die Feldlerche.

Feld- und Waldmusikanten.

Das erste Vogellied, das nach trüben, stillen Wintertagen wieder an das Ohr des Wanderers schlägt und die Verheißung einer besseren Zeit bringt, ist das der Feldlerche. „Mariä Lichtmeß muß das Leewerken (Leewark, Leewerink: volkstümliche Namen der Lerche) auf der Ackerscholle singen," spricht der Volksmund in Norddeutschland. Mariä Lichtmeß fällt auf den 2. Februar, und wenn die letzten Tage des Januar lind waren, so ist wirklich in den ersten Tagen des Februar die Lerche aus ihrem südlichen Winterquartiere zurückgekehrt in die alte Heimat. Hier zeigen die Felder, welche im Januar unter der weißen Hülle des Schnees lagen, jetzt die jungen grünen Halme der Saat, und dort, wo vor kurzem noch das heisere Gekrächz hungriger Krähen erscholl, erhebt sich nun ein jubelvolles, schmetterndes Lied — das Lerchenlied — zusammengesetzt aus den mannigfaltigsten trillernden Melodien, unterbrochen durch helle Strophen, die sich mehrmals wiederholen, hinaufsteigend in die blauen Räume des Aethers — ein Gloria in excelsis, das an die Pforten des Himmels zu pochen scheint. Dabei ist der Ton so hell, so rein und stark, daß er unten noch von dem mit Entzücken lauschenden Wanderer vernommen wird, wenn das Vöglein droben im Aether beinahe nicht mehr wahrzunehmen ist. Wohl eine Viertelstunde lang bleibt die Lerche schwebend in der Luft, worauf sie sich allmählich senkt, um zuletzt mit angezogenen Flügeln, bis nahe an den

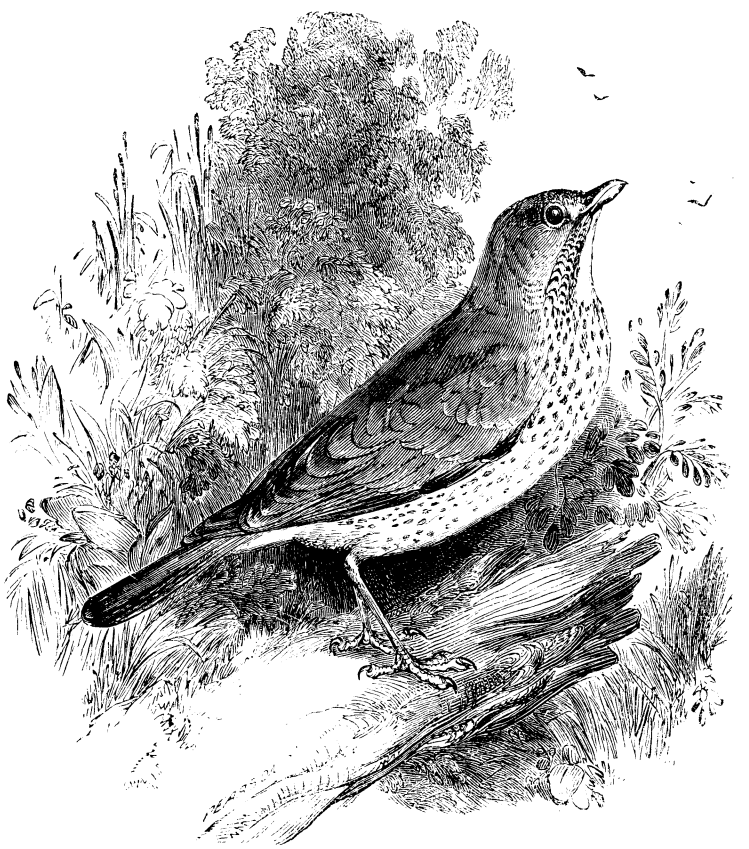
Boden singend, zum Weibchen oder zum Neste herabzustürzen. Das Federkleid des lieblichen Singvogels ist höchst unscheinbar: auf dem Rücken gefleckt, erdfarbig, auf dem Unterleib gelblichweiß mit schwarzbraunen Flecken. Erdfarbig ist auch das aus dürren Grashalmen, alten Stoppeln und Würzelchen gefügte, am Erdboden ruhende Nest; da endlich selbst die Eierlein, gewöhnlich fünf an der Zahl, erdfarbig sind, so ist das kleine Heim der lieblichen Sängerin nur schwer zu entdecken: es verschmilzt gleichsam mit der Umgebung und ist also vor spähenden Feindesaugen wohl verborgen.

Wie die Lerche unsre beste Feldsängerin ist, so ist die Drossel, welche im März aus dem Süden zu uns zurückkehrt, unser bester Waldflötist. Der ziemlich kräftige, flötende, süße, melodische Gesang der Drossel besteht aus mannigfaltigen Strophen, deren Silben ziemlich abgesetzt, aber in angenehmem Fluß vorgetragen werden. Silben wie Menschenworte kehren häufig wieder; ein „Huidieb“ und „Hohüa“ durchströmt im März den ganzen Wald; jetzt klingt das Lied wie Schmeichelwort und man bemüht sich, es zu verstehen; doch der Ton ändert sich alsbald und bleibt immerfort unfaßbar. „Ein süß Latein“ nannten alte Vogelfreunde den Gesang der Drossel.

(Schluß folgt.)

Die Champagnerkanone.

Ihr habt euch im Garten eine Festung gebaut oder die Laube, das Gartenhaus zu einer solchen umgewandelt, und es gilt, die Festung nun auch mit Geschütz zu armieren, um die Angriffe des Feindes abschlagen zu können. Aber es muß auch knallen, wenn geschossen wird, sonst macht die Sache nicht den richtigen artilleristischen Eindruck; Rauch und Pulverdampf dagegen ist nicht nötig, seit das rauchschwache Pulver an der Tagesordnung ist. Gut, ihr sollt es knallen hören und das Geschoß gegen den Feind fliegen sehen; brennt es aber nur dann los, wenn der Feind mindestens noch 50 Schritt entfernt ist, denn sonst könnte es dem einen oder andern der Stürmenden unangenehm an den Kopf fliegen und — hört! laßt es auch in keine Fensterscheibe sausen, sonst hört der Spaß auf. — Also eine Kanone wollen wir bauen, und zwar eine Champagnerkanone, denn als Lauf benutzen wir eine dickwandige Champagnerflasche. Wir füllen diese zum dritten Teile mit Wasser. Alsdann kaufen wir uns in der Apotheke englisches Brausepulver: wir bekommen da zwei Papierkapseln, deren eine doppeltkohlensaures Natron, deren andre Weinsteinsäure enthält. Von dem Natron lösen wir einen Teil in dem Wasser auf; darauf verfertigen wir aus Karton eine patronenartige Hülse, füllen diese mit Weinsteinsäure und überzeugen uns, daß das Pulver weder aus dem Boden, noch aus den Wänden der Hülse herausrieselt. Die Patrone befestigen wir mit Hilfe eines Fadens, der nicht ganz halb so lang als die Flasche hoch ist, an dem Korke der Flasche, lassen die Patrone vorsichtig an dem Faden in die Flasche hinab (sie darf den Wasserspiegel nicht erreichen) und verstöpseln endlich die Flasche mit dem Korke. Die Kanone ist dann zum Abfeuern bereit. Sobald nun der Feind



Feld- und Waldmusikanten. Die Drossel.

in Sicht ist und mit einer Granate empfangen werden soll, legen wir die Flasche auf die aus zwei Bleistiften bestehende Lafette und warten das weitere ruhig ab. Das doppeltkohlensaure Natron und die Weinsteinsäure zersetzen sich in Berührung mit dem Wasser unter lebhafter Entwickelung von Kohlensäure, und diese treibt mit einem lauten Knall den Kork mit der schweifartig nachfolgenden Patronenhülse aus der Flasche, so daß der Feind erschreckt zurückweicht. Gleichzeitig rollt die Flasche infolge der Reaktionswirkung auf den Bleistiften etwas zurück, wie die wirkliche Kanone beim Rückstoße.

Ein seltsamer Paß.

Der berühmte Zeichner Gustav Doré, dessen meisterhafte Illustrationen zur heiligen Schrift seinen Namen weltbekannt gemacht haben, befand sich einst auf einer Vergnügungsreise durch die Schweiz. In einer kleinen Stadt, wo er zu übernachten beabsichtigte, vermißte er seinen Paß, den er ohne Zweifel verloren hatte. Sogleich meldete er seinen Verlust bei dem Bürgermeister des Ortes, nannte seinen Namen und bat um Ausstellung einer neuen Reiselegitimation. „Sie geben sich für den Maler Gustav Doré aus,“ sagte der Beamte, „und ich habe keinen Grund, daran zu zweifeln. Indes muß ich doch gesetzlicher Bestimmung gemäß irgend einen Ausweis beanspruchen, der mir die Gewißheit gibt, daß Ihre Angabe auch wirklich zutrifft. Hier ist Papier und Bleistift: denn dem berühmten Zeichner Gustav Doré wird es gewiß

nicht schwer fallen, den verlangten Beweis zu liefern."

Der Künstler trat ans Fenster und blickte auf den Marktplatz hinab, wo noch reges Leben herrschte. Vor der Thür eines Hauses saßen zwei kleine Mädchen, die mit ihren Puppen spielten, dicht dabei hielt eine Frau allerhand Gemüse und Küchengewächse feil. Ein junges Fräulein mit schön geflochtenen langen Zöpfen trat eben heran und kaufte ein, während ihr Hündchen freudig an ihr emporsprang.

Die Champagner-Kanone.

Mit wenigen kecken Strichen zeichnete der Reisende diese kleine Scene auf das Papier, setzte seinen Namen in die Ecke und reichte es dem Bürgermeister.

„Das genügt vollkommen," sagte dieser, die Zeichnung aufmerksam betrachtend, „so genial vermag nur Doré zu charakterisieren. Sogleich lasse ich Ihnen den gewünschten Paß ausfertigen; diese Legitimation hier aber werde ich zum Andenken an den Besuch eines gefeierten Künstlers behalten!"

Vogeldreschen.

Ein Spiel.

Zwei Kameraden werden als Drescher ausgezählt; ihre Dreschflegel bestehen aus Stäben, an denen oben Plumpsäcke befestigt sind; sie stehen soweit voneinander entfernt, daß sich ihre Dreschflegel beim Dreschen nicht berühren, und doch auch kein Raum zwischen ihnen bleibt. Das Dreschen geschieht in regelmäßigem Tempo: klipp, klapp, klipp klapp! Den Dreschern sind die Augen verbunden. Die übrigen Kameraden sind die Vögel und stehen auf einer Seite. Jeder Vogel muß der Reihe nach versuchen, unter den niederschlagenden Dreschflegeln durchzuschlüpfen, ohne daß er geschlagen oder berührt wird. Die getroffenen Kameraden gelten als tot und treten auf einen bestimmten Raum, die nicht getroffen werden, treten wieder zu der Vogelschar zurück. Haben alle Vögel die Dreschflegel passiert, so müssen die zwei zuerst getroffenen Kameraden Drescher sein und ein neues Spiel beginnt.

Zerstreutheit.

Der große Mathematiker und Physiker Sir Isaak Newton saß an einem überaus kalten Winterabende lesend in seinem Zimmer und fror stark. Er rückte daher seinen Stuhl dicht an den Kamin, worin ein großes Feuer brannte, das erst kurz zuvor entzündet war. Als sich allmählich das Feuer vollständig angefacht hatte, fühlte Sir Isaak eine unerträgliche Hitze und klingelte mit ungewöhnlicher Heftigkeit.

Sein Diener war nicht sogleich zur Stelle, kam aber bald. Inzwischen war Sir Isaak fast buchstäblich geröstet.

„Schaff den Kaminherd hinweg, du fauler Schlingel!" rief Newton in einem Tone der Gereiztheit aus, wie er bei dem freundlichen und gütigen Gelehrten sehr ungewohnt war.

„Aber bitte, Herr," entgegnete der Diener, „konnten Sie nicht eher Ihren Stuhl zurückziehen?" — „Auf mein Wort," sagte Sir Isaak lächelnd, „daran habe ich nicht gedacht."

Mathematische Trugschlüsse.

I.

Wenn jemand eine Thatsache als ganz unzweifelhaft hinstellen will, pflegt er wohl zu sagen: das ist so sicher wie das, daß zweimal zwei vier ist. Er will damit sagen, daß die Resultate mathematischer Rechnungsoperationen untrüglich seien, so daß sie gegen jeden Einspruch gefeit sind. Das meint der „G. K." nun zwar auch; nur müssen die mathematischen Rechenregeln auch immer richtig angewandt werden. Wenn er daher in dieser und einigen der folgenden Nummern durch scheinbar ganz richtige mathematische Rechnungen zu widersinnigen Resultaten kommt, so wird die Sache wohl irgendwo einen Haken haben. Den aufzufinden überläßt er jeweilig eine Zeillang eurem Scharfsinn; jedesmal in einer später folgenden Nummer will er verraten, wo und wie er euch hinters Licht geführt hat.

Er setzt bei diesen Aufgaben zunächst nichts weiter voraus, als daß ihr von der Arithmetik soviel versteht, um mit den gebräuchlichsten Buchstaben- und Klammerrechnungen so weit umgehen zu können, wie man es in den mittleren Klassen der Gymnasien und Realschulen lernt.

Da will er euch denn zunächst einmal beweisen, daß $2 = 1$ ist. Nach einer bekannten Formel ist

(1) $(a + a)(a - a) = a^2 - a^2$

und andrerseits erhält man durch Ausmultiplizieren der Klammer

(2) $a(a - a) = a^2 - a^2$.

Aus (1) und (2) ergibt sich, daß

(3) $(a + a)(a - a) = a(a - a)$

ist. Hieraus erhält man, wenn man auf beiden Seiten durch $(a - a)$ dividiert, nach dem Grundsatze, daß Gleiches durch Gleiches dividiert wieder Gleiches gibt,

(4) $a + a = a$,

d. i. $2a = a$

und, wenn man schließlich noch durch a dividiert,

$2 = 1$.

Zahlenrätsel.

Wenn ihr vereint 1 2 3 4,
So habt ihr ein bekanntes Tier.
4 3 2 1 fließt hin zum Rhein.
Nun ratet fein. Was mag das sein?

Wechselrätsel.

Einer der Helden bin ich, die einst Homer hat gepriesen,
Setzt ihr ein a für ein o, bin ich als Maß euch bekannt.

Auflösung des Rätsels in Nr. 26.

„Nest — Nestor."

Auflösung der Pyramide in Nr. 26.

a – Ai – Mai – Main – Maine – Marine – Minerva.

Aus Karlchens Rätselmappe.

Beim Photographen.

Aus Sternberg im Lande Mecklenburg wurde jüngst folgende Geschichte gemeldet. Ein Mann, dessen Kinder in Amerika wohnen und ihn um sein Bild gebeten hatten, kommt zu einem Sternberger Photographen, um sich photographieren zu lassen. Der Photograph unterhält sich eine Weile mit dem braven Alten und sagt zum Schluß scherzhaft: „Dat fall ok so weih nich dauhn.“ (Das soll auch so weh nicht thun.) Sie begaben sich in das Atelier, das auf einem balkonartigen Vorbau nach dem Garten zu errichtet ist. Die Oeffnung der Wand nach der Gartentreppe zu wird mit einem Laken verhängt und der gute Mann setzt sich, den Rücken der Treppe zugekehrt. Nachdem der Photograph seine Vorbereitungen getroffen hat, steckt er den Kopf unter das bewußte schwarze Tuch, und nun heißt es: „Noch ein wenig rechts“ — „ein wenig zurück“ — „ein bißchen links“ — „noch ein wenig zurück“ — und — plötzlich sind Stuhl und „Objekt“ mit lautem Gepolter die Treppe hinuntergestürzt. Bleich vor Schreck eilt der Photograph die Stufen hinab und denkt im glücklichsten Falle einen Mann mit gebrochenen Armen oder Beinen zu finden; doch vergnügt lächelnd, auf alle Viere gestützt, das Gesicht der Treppenöffnung zugekehrt, ruft der, einiger Hautabschürfungen nicht achtende und im übrigen glücklich unten Angekommene: „Is 't gaut worden?“ und sich aufrichtend, fügt er hinzu: „Dat harr ick doch nicht dacht, dat dat Ding so'n Zug harr!“ (Ist es gut geworden? Das hätte ich doch nicht gedacht, daß das Ding so einen Zug hätte!)

Das Vermächtnis des Inka.

Von Karl May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“, „Kong-Kheou, das Ehrenwort“, „Die Sklavenkarawane“, „Der Schatz im Silbersee“ u.a.

(Fortsetzung.)

Der Inka nahm seinen schweren Streitkolben von der linken Seite und krächzte noch einmal, und als der Posten fast den Stamm erreicht hatte, hinter welchem er sich befand, sprang er blitzschnell hervor und schlug auf ihn ein — ein einziger Hieb, und der Indianer brach zusammen, um sich nicht mehr zu bewegen.

„Mein Gott, du hast ihn erschlagen!“ flüsterte Anton, indem er rasch herbeikam.

„Wahrscheinlich ist er tot; dennoch ist es möglich, daß er noch lebt. Bleib hier bei ihm. Wenn er erwacht, ehe ich zurückkehre, stößest du ihm dein Messer in das Herz. Du hast doch den Mut, dies zu thun?“

„Im Kampfe, ja; aber einem Wehrlosen — — —!“

„Wir befinden uns im Kampfe, und wenn er erwacht, ist er nicht wehrlos. Seine Stimme ist dann eine Waffe, wie es für uns gar keine gefährlichere geben kann. Ich verlange unbedingt, daß du mir gehorchest!“

Der sonst so schweigsame Inka war während ihres abenteuerlichen Ganges ungewöhnlich mitteilsam gewesen, jedenfalls um seinen jungen Gefährten zu belehren. Jetzt zeigte er sich von einer noch andern Seite. Er trat als Herr und Gebieter auf, und obgleich er nur leise sprach, geschah dies doch in einer Weise, welche keine Widerrede duldete.

Jetzt nahm er eilends die beiden Ponchos, welche der Posten getragen hatte, und hüllte sich genau in derselben Weise hinein. Dann schritt er langsam und würdevoll unter den Bäumen hinaus und ging dort ebenso wie vorher der Wächter auf und ab. Wer es nicht wußte, was geschehen war, mußte ihn unbedingt für diesen halten.

Anton blieb mit gezogenem Messer bei dem gefallenen Indianer sitzen und beobachtete bald diesen und bald seinen jungen mutigen Freund, dessen jetziges Gebaren er freilich nicht sofort begreifen konnte.

Als Haukaropora eine Zeit lang den Posten nachgeahmt hatte, ging er mit leisen Schritten von einem Feuer zum andern, nicht um sie zu schüren, sondern um die Schläfer zu beobachten. Es war keiner von ihnen wach, dann begab er sich zu den Gefangenen und setzte sich bei ihnen nieder.

. . . . Der Inka sprang blitzschnell hervor und schlug auf den Indianer ein. . . . .

Sie waren noch wach, denn die Lage, in der sie sich befanden, scheuchte den Schlaf von ihren Augen.

Sie hielten ihn natürlich für den Indianer, welcher sie bewachen sollte, denn er hatte den Poncho so um den Kopf und das Gesicht geschlagen, daß nur seine Augen zu sehen waren. Er kannte auch die roten Begleiter des Häuptlings, den Weißen aber, welcher ein noch ziemlich junger Mann war, hatte er noch nie gesehen. Aus Rücksicht auf diesen letzteren mußte er spanisch sprechen. Dies that er, indem er nach einer Weile den Poncho so weit lüftete, daß man sein Gesicht nicht sehen, aber seine Stimme hören konnte, und sagte in halblautem Tone:

„El Craneo duro ist betrübt; bald aber wird er fröhlich sein. Wenn er mir jetzt antwortet, mag er leise sprechen!"

Der Häuptling hatte halb von ihm abgewendet gelegen; jetzt wendete er ihm das Gesicht voll zu und antwortete, wie ihm geboten war, mit leiser Stimme:

„Was sprichst du zu mir? Willst du mich verhöhnen, indem du freundlich zu uns thust?"

„Es ist nicht Hohn, sondern Aufrichtigkeit. Ihr seid Männer und werdet euch also beherrschen können. Laßt keinen Ton hören, der mich und euch verraten könnte! Ich bin da, um euch zu retten."

„Du, der Abipone?"

„Ich bin kein Abipone, sondern ich heiße Haukaropora und bin der Sohn deines Freundes Anciano."

„Du wärst Haukaro — — —"

Der Name blieb ihm vor Verwunderung auf der Zunge hängen.

„Ja, ich bin es," fuhr der Jüngling fort. „Ueberzeuge dich!"

Er öffnete jetzt den Poncho so, daß sein Gesicht vollständig zu sehen war. Der Weiße beobachtete die Scene, ohne sich zu regen, die Cambas erkannten den Inka, der sein Gesicht schnell wieder verdeckte. Sie hätten gern vor Freude aufgejubelt, blieben aber still; doch sagte ein nicht zu beherrschendes Zucken und Bewegen ihrer gefesselten Körper deutlich genug, wie freudig sie überrascht waren.

„Habt ihr mich erkannt?" fragte er sie.

„Ja, ja," stieß der Häuptling hervor, „du bist der Sohn unsres Freundes und selbst unser Freund. Es geschehen große Wunder. Wie kommst du unter die Abipones? Ich habe dich bis jetzt noch gar nicht bemerkt."

„Ich gehöre nicht zu ihnen und war nicht bei ihnen; ich bin erst seit kurzer Zeit hier im Walde, um diese unsre Feinde zu beobachten. Ich lagerte mit mehr als zwanzig weißen Männern drüben jenseits des Sees und bemerkte eure Feuer. Da schlich ich mich, ohne daß jemand es bemerkte, mit einem jungen Freunde herüber, um zu erfahren, von wem diese Feuer angezündet seien. Ich sah die Abipones, und ich erkannte dich. Da nahm ich mir vor, euch zu befreien."

„Das ist kühn, außerordentlich kühn! Wo ist denn unser Wächter?"

Er liegt erschlagen dort unter den Bäumen. Ich habe mich in seine Decken gehüllt, um für ihn gehalten zu werden."

„Welche Klugheit, welche List! Hast du dein Messer mit?"

„Ja."

„So schneide uns los; schnell, schnell!"

„Wer zu viel eilt, kommt zu spät an, Ehe ich euch befreie, müßt ihr wissen was ihr zu thun habt. Ihr habt Zeit. Und wenn jetzt in diesem Augenblicke alle Abipones erwachten, es würde ihnen doch nicht gelingen, einen von euch zurückzuhalten."

„Du sprichst nur von weißen Männern. Ist Anciano auch dabei?"

„Ja, du weißt, daß ich mich nie von ihm trenne."

„Und wer sind die Weißen?"

„Der Vater Jaguar führt sie an."

„Der Vater Jaguar? O, wenn der hier in der Nähe ist, so befinden wir uns nicht mehr in Gefahr."

„Auch wenn er sich nicht hier befände, wärt ihr jetzt außer Gefahr. Ich zerschneide jetzt eure Banden; aber bleibet trotzdem genau so liegen, wie ihr jetzt liegt!"

Er zog sein Messer hervor und befreite sie in der Weise von ihren Fesseln, daß ein in diesem Augenblick erwachender Abipone doch nicht bemerkt hätte, was vorgenommen wurde. Dabei sprach er weiter:

„Die Feuer verlöschen, und nur dieses eine brennt noch. Wir sehen unsre Feinde nicht mehr genau; sie aber können uns beobachten. Darum müssen wir vorsichtig sein. Ich stehe jetzt auf und gehe wieder an den Bäumen hin und her; auch werde ich nach den Schläfern sehen. Finde ich, daß keiner von ihnen wach ist, so werde ich leise husten, und ihr kommt, einer hinter dem andern, nach der Stelle gekrochen, an welcher ich mich befinde. Unter den Bäumen dort wartet mein junger Freund Antonio. Sind wir bei diesem angelangt, so gehen wir, um die Pferde alle zu holen."

„Ist nicht ein Wächter dort?" fragte der Häuptling.

„Ja, einer."

„Den fürchten wir nicht. Ich habe zwar keine Waffe, aber ich erwürge ihn."

„Du wirst ihn mir überlassen. Hörst du? Ich will euch ganz befreien; ihr sollt nichts dazu thun. Waffen werdet ihr auch haben. Es gibt hier Lanzen, Bogen, Pfeile und Blasrohre genug."

Da nahm der Weiße zum erstenmal das Wort:

„Was nützen mir Bogen und Pfeile! Ich möchte mein Gewehr, mein gutes Gewehr haben."

„Wo ist es?"

„Der Häuptling dort hat es bei sich liegen. Er hat es mir abgenommen. Ich hole es mir."

„Ich kenne dich nicht und weiß nicht, ob du vorsichtig genug sein kannst. Ich werde es selbst holen."

Da meinte El Craneo duro:

„Du darfst diesen Señor nicht Du nennen, denn er ist Offizier. Auch ist er im Leben der Wildnis erfahren, und ich versichere dich, daß er sehr wohl im stande ist, sich sein Gewehr selbst zu holen."

„Und die Patronen dazu," ergänzte der Weiße, indem er mit den Zähnen knirschte. „Dieser Hund hat mir auch die Uhr und den Kompaß abgenommen. Er soll keinen Nutzen davon haben!"

„Thun Sie, was Ihnen beliebt," meinte der Inka; „nur wecken Sie niemand auf!"

„Wird mir nicht einfallen! Ich habe es nur mit einem zu thun, und der wird länger schlafen, als er, da er sich niederlegte, für möglich gehalten hat. Er hat es gewagt, einen Offizier mit Füßen zu treten!"

Der Inka steckte sein Messer wieder zu sich, stand auf und patrouillierte wieder hin und her. Nach einiger Zeit ging er von Feuer zu Feuer und überzeugte sich, daß alle schliefen. Auch zum Häuptling begab er sich. Dieser schnarchte. Er hatte das Gewehr nicht neben sich liegen, sondern zu sich in die Decke gewickelt.

Darauf schritt der Inka wieder nach der andern Seite, stellte sich an dem Rande der Lichtung auf und klaschte leise

in die Hand. Infolge dieses Zeichens kamen sie herbeigekrochen, erst der „Harte Schädel", dann seine vier Cambas und endlich der Offizier. Der Inka deutete auf die in der Erde steckenden Spieße und sagte zu dem Weißen, als die Cambas sich beeilten, zu den Waffen zu gelangen:

„Ihr Gewehr ist leider nicht zu erlangen. Der Häuptling hat dasselbe zu sich in die Ponchos gewickelt."

„Unsinn! Ich werde es mir nehmen, ohne ihn darum zu bitten."

Er eilte davon, ehe es möglich war, ihn zurückzuhalten. Ja, dieser Mann mußte, wie der Häuptling gesagt hatte, sich in der Wildnis bewegt haben! Er glitt unhörbar und doch blitzschnell über den Platz hinüber. Man sah, wie er sich auf den Häuptling warf und daß er eine Minute lang auf ihm liegen blieb. Kein Laut war zu hören. Dann erhob er sich wieder und steckte etwas ein. Hierauf kam er ebenso gewandt herüber, sein Gewehr in der Linken und ein blutriefendes Messer in der Rechten.

„Ich habe alles wieder, was er mir abgenommen hat!" sagte er grimmig. „Die Büchse, das Messer, die Uhr, die Munition, alles, alles; dieser Mann tritt keinem Offizier wieder mit den Füßen gegen den Leib. Aber nun weiter! Wo geht es jetzt hin?"

Der Inka schritt ihnen voran, unter die Bäume hinein bis zu Anton, welcher alles mit angesehen hatte. Der niedergeschmetterte Abipone hatte sich noch nicht geregt. Man ließ ihn natürlich liegen. Von hier aus wendete man sich den Weg zurück, den Hauka und Anton gekommen waren, bis man die Glocke der Madrina hörte. Da blieb der Inka stehen und sagte:

„Wartet hier, bis ich den andern Wächter unschädlich gemacht habe!"

„Nicht du! Das ist meine Sache," entgegnete der „Harte Schädel".

„Nein, sondern die meinige!" fiel der Offizier ein. „Diese Hunde wollten mich morgen im See ersäufen. Nun können sie die Leiche ihres Häuptlings hineinwerfen, und den Posten da bei den Pferden will ich ihnen auch noch liefern."

Hauka wollte das nicht gelten lassen; aber der grimmige Mensch war bei dem letzten Worte auch schon fort. Die andern warteten und lauschten in die Nacht hinein. Es war nichts zu hören, aber nach höchstens zwei Minuten tauchte er wieder vor ihnen auf und berichtete:

„Es ist gut; der Bursche hat kein Wort dazu gesagt. Nun wollen wir uns Pferde nehmen, für jeden eins."

„Nein," antwortete der Inka. „Wir nehmen alle."

„Alle? Wie ist das zu machen?"

„Es ist doch eine Madrina dabei, welcher sie folgen werden."

„Qué pensamiento! Das ist wahr! Dieser Knabe ist kein dummer Kerl; das können wir machen. Also jenseits des Sees lagert der Vater Jaguar? Werdet ihr ihn finden?"

„Ja," antwortete der Inka.

„So steigst du auf die Madrina, um voranzureiten, und wir andern treiben die ganze Herde hinterdrein."

Er hatte etwas Rauhes, Befehlendes, was leicht verletzen konnte, in seiner Ausdrucksweise und seinem Tone. Hauka nahm dies schweigend hin, suchte die Madrina auf, löste ihr den Riemen von den Vorderbeinen, stieg auf und ritt langsam voran. Als die andren Pferde bemerkten, daß ihre Führerin sich in Bewegung setzte, folgten sie ihr sofort. Der Offizier und die fünf Cambas sprangen auf die letzten Tiere, um die Tropa (Herde) zu treiben; Anton aber, welcher selbstverständlich auch ein Pferd bestiegen hatte, hielt sich vorn zu dem Inka. Der Offizier wollte ihm nicht gefallen. In dieser Ordnung ging es um den halben See, und zwar nicht ganz auf demselben Wege zurück, welchen die beiden Jünglinge vorwärts eingeschlagen hatten. Diese waren erst mühsam durch den dichten Wald gegangen; er war bei dieser Finsternis für die Pferde unwegsam, darum wurde er umritten, da man auf diese Weise das Lager auch erreichen konnte.

Dort war nicht alles so still geblieben, wie Hauka und Anton es verlassen hatten. Der Vater Jaguar ließ die Posten alle Stunden ablösen und besaß die Angewohnheit, falls er einmal erwachte, einmal nachzusehen, ob alles in Ordnung sei. So auch heute. Das Zerspringen der Flaschen hatte ihn auf eine jähe Veränderung des Wetters aufmerksam gemacht, und als er sich schlafen legte, war der Himmel schon bewölkt. Die Sorge weckte ihn. Er sah, daß der Himmel ganz schwarz geworden war, und fühlte, daß sich ein eigentümlich scharfer und dabei doch hohler Wind erhoben hatte. Das deutete nach seiner Erfahrung auf einen Orkan, untermischt mit jenen Regenschauern des Gran Chaco, welche so schwer herabfallen, daß sie einen Menschen zu Boden schlagen können. Was war da zu thun? Hier unter den Bäumen, welche den Blitz anziehen und im Sturme brechen konnten, zu bleiben, war nicht geraten. Aber das Unwetter draußen im offenen Campo oder der ebenso offenen Wüste abzuwarten, das hatte Bedenklichkeiten, welche wenigstens ebenso groß waren. Er rief also die Schläfer wach, um mit ihnen zu beraten und ließ ein großes Feuer anzünden, damit man sich dabei sehen könne. Da stellte sich denn heraus, daß Anton und der Inka fehlten.

Man rief nach ihnen; aber sie kamen nicht und antworteten nicht. Anton war dem Vater Jaguar anvertraut worden; darum verstand es sich ganz von selbst, daß dieser über das unbegreifliche Verschwinden seines Schützlings in ungewöhnliche Besorgnis geriet. Man stellte allerlei Vermutungen auf, von denen keine sich als stichhaltig erwies, bis der Vater Jaguar auf den sehr natürlichen Gedanken kam, mit Hilfe eines Feuerbrandes nach den Spuren der Vermißten zu suchen. Man wußte ja die Stelle, an welcher sie gelegen hatten.

Ein harziger Ast diente als Fackel. Bei ihrem Scheine entdeckte man, daß die beiden Knaben sich heimlich in den Wald geschlichen hatten. Die Fackel verlöschte, und der Vater Jaguar, Geronimo und Anciano, welche diese Untersuchung vorgenommen hatten, standen im Dunkeln. Sie riefen wiederholt in den Wald hinein, doch ohne eine Antwort zu bekommen.

„Welch eine Unvorsichtigkeit!" meinte der Vater Jaguar fast zornig. „Ich habe bei unsrer Ankunft gesagt, daß es hier Jaguars geben kann. Wie nun, wenn sie einem solchen in die Klauen fallen! Sie haben ihre Gewehre zurückgelassen, können also gar nicht schießen."

„Unvorsichtigkeit?" meinte Anciano. „Hauka ist nicht unvorsichtig. Er weiß stets, was er thut und warum er es thut. Und daß er seine Waffen nicht mitgenommen, beweist nur, daß er sie für überflüssig oder hinderlich gehalten hat."

„Ueberflüssig sind sie in einer solchen Nacht niemals," bemerkte Geronimo.

„Aber hinderlich," fiel Anciano ein. „Hinderlich sind sie beim Gehen durch den Wald, bei einem heimlichen Schleichen an den Feind, bei — — —"

„Beim Schleichen an den Feind?"

unterbrach ihn der Vater Jaguar. „Das ist's, das ist's! Die verwegenen Knaben wollen ein Abenteuer haben, welches ihnen das Leben kosten kann. Wir müssen sofort aufbrechen, um das zu verhindern."

„Das Leben kosten? Wieso? Vermuten Sie denn, wo sie sind?"

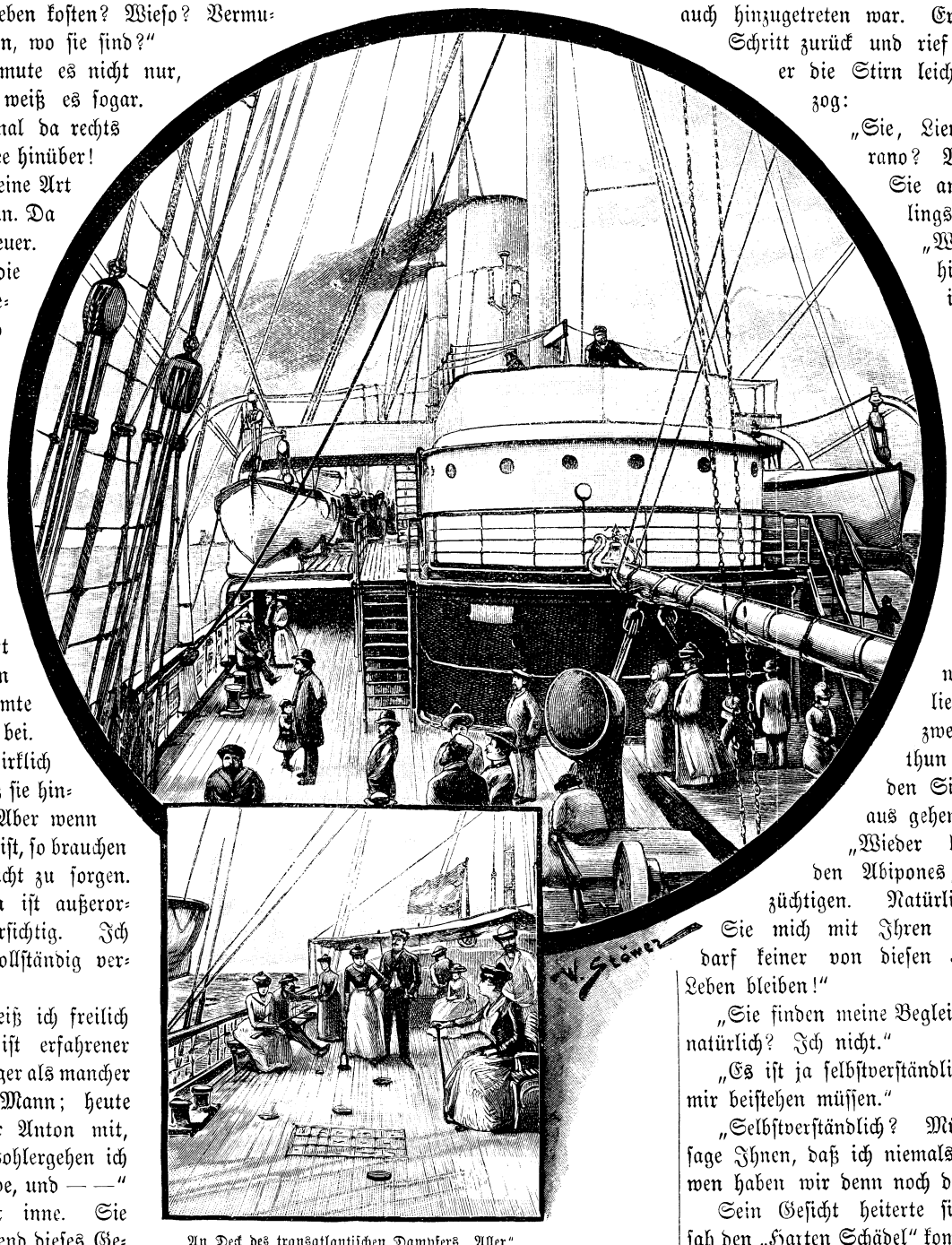
„Ich vermute es nicht nur, sondern ich weiß es sogar. Schaut einmal da rechts über den See hinüber! Da gibt es eine Art Dämmerschein. Da brennt ein Feuer. Das haben die Knaben gesehen, und in ihrer jugendlichen Unbedachtsamkeit sind sie hinüber, um einmal so zu thun, als ob sie Männer seien."

„Ja, dort gibt's ein Feuer," stimmte Anciano bei. „Es ist wirklich möglich, daß sie hinüber sind. Aber wenn dies der Fall ist, so brauchen wir uns nicht zu sorgen. Mein Hauka ist außerordentlich vorsichtig. Ich kann ihm vollständig vertrauen."

„Das weiß ich freilich auch. Er ist erfahrener und vorsichtiger als mancher erwachsene Mann; heute aber hat er Anton mit, für dessen Wohlergehen ich zu haften habe, und — —"

Er hielt inne. Sie hatten während dieses Gedankenaustausches den Lagerplatz wieder erreicht, und soeben ließ sich unweit von demselben ein heftiges Pferdegetrappel vernehmen. Dann sah man zwei Gestalten, welche, aus dem Finstern tretend, sich dem Feuer mit raschen Schritten näherten. Es waren die beiden Vermißten.

„Sie suchen uns? Da sind wir," rief Anton mit lachendem Gesichte dem Vater Jaguar entgegen, während der Inka still an die Seite seines Anciano trat, als ob es ihm gar nicht einfalle, sich für die Hauptperson des letzten Ereignisses zu halten.



An Deck des transatlantischen Dampfers „Aller".

„Ja, da seid ihr! Gott sei Dank, das sehe ich! Aber wo seid ihr denn gewesen?"

„Drüben bei den Abipones."

„Bei den Abi — — —? Es sind also welche da drüben?"

„Ja."

„Und da habt ihr es gewagt, ohne meine Erlaubnis — — —"

„Sechs Gefangene zu befreien und eine ganze Herde von Pferden zu kapern," fiel eine Stimme ein.

Der Vater Jaguar drehte sich um und erblickte den Sprecher, welcher jetzt auch hinzugetreten war. Er trat einen Schritt zurück und rief aus, indem er die Stirn leicht in Falten zog:

„Sie, Lieutenant Verano? Wie kommen Sie an die Zwillingsquelle?"

„Wie ich überall hinkam, wo ich gewesen bin, zu Fuße oder im Sattel, Señor."

„Sie wissen, daß ich auf meine Frage eine andre Antwort erwartete. Ich will also jetzt lieber eine zweite Frage thun: wohin werden Sie von hieraus gehen?"

„Wieder hinüber zu den Abipones, um sie zu züchtigen. Natürlich begleiten Sie mich mit Ihren Leuten. Es darf keiner von diesen Hunden am Leben bleiben!"

„Sie finden meine Begleitung so sehr natürlich? Ich nicht."

„Es ist ja selbstverständlich, daß Sie mir beistehen müssen."

„Selbstverständlich? Müssen? Ich sage Ihnen, daß ich niemals muß. Aber wen haben wir denn noch da?"

Sein Gesicht heiterte sich auf. Er sah den „Harten Schädel" kommen, welcher schnell auf ihn zutrat, ihm die Hand reichte und in ehrfurchtsvollem Tone, aber schlechtem Spanisch antwortete:

„Ich bin es, Señor. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie sehr ich mich freue, Sie zu sehen. Sie wissen das, ohne daß ich es Ihnen sage. Nun Sie hier sind, brauchen wir uns nicht zu fürchten."

„Vor wem?"

„Vor den Abipones, welche sich vorbereiten, von allen Seiten auf uns einzudringen."

„Ich habe etwas Aehnliches gehört und denke, daß es nicht so schlimm werden wird, wie es den Anschein hat. Du warst heute mit Lieutenant Verano zusammen?"

„Ja, Señor, ich und noch vier von meinen Leuten, welche sich jetzt draußen am Walde bei den Pferden befinden, die wir mitgebracht haben. Wir sechs fielen heute früh den Abipones in die Hände, welche uns nach der Zwillingsquelle schleppten, um uns morgen im See zu ersäufen. Haukaropora und der andre Knabe haben uns errettet."

„Diese beiden? Wie ist — — —"

Er hielt mitten in der Frage inne, denn er sah, daß der dunkle Himmel im Süden eine Stelle zeigte, welche eine ganz eigenartige schwefelgelbe Farbe angenommen hatte. Dann fuhr er hastig fort:

„Wie viele Abipones befinden sich da drüben?"

„Sieben- oder achtmal zehn," antwortete der Häuptling. „Und gerade so viel Pferde haben wir mitgebracht, denn wir nahmen ihnen alle weg, sie liefen der Madrina nach."

„Das ist ein Abenteuer, welches ich mir sofort ausführlich erzählen lassen möchte; aber wir haben nicht die Zeit dazu. Häuptling, siehst du im Süden den gelben Strich, und weißt du, was er bedeutet?"

Der Gefragte antwortete:

„Ich habe ihn schon längst gesehen, Señor. Es naht ein Hurrican, welcher die Wälder zerbricht und das Feuer in großen Ballen vom Himmel wirft. Auch die Pferde fühlen es; sie werden unruhig und wollen nicht stehen."

„Ja, wir befinden uns in Gefahr. Bleiben wir, so können wir von den Bäumen zerschmettert werden; gehen wir fort, so rollt uns der Orkan wie Sandkörner über den Campo. Ich kenne die Gegend nicht. In zwei Stunden wird der Sturm losbrechen. Wir müssen uns also schnell entscheiden."

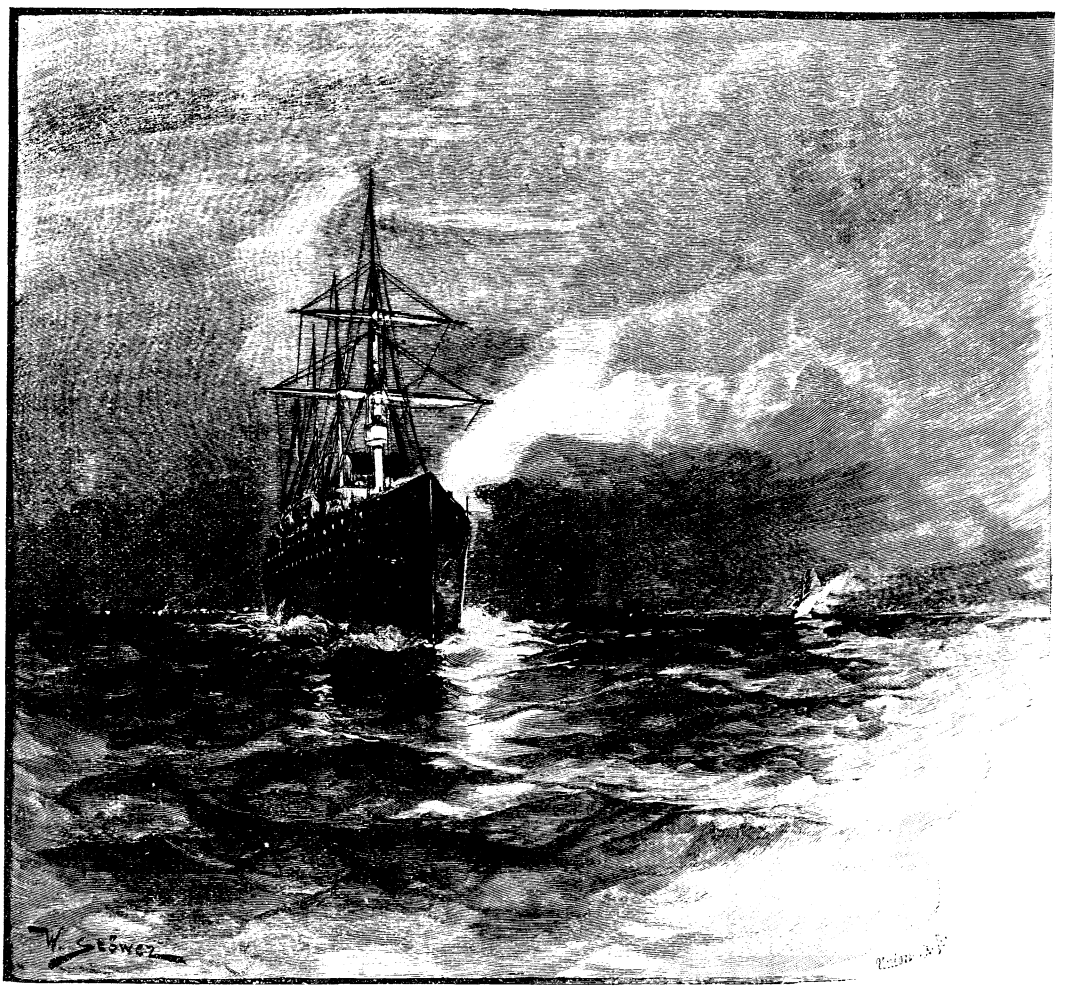
„Ich kenne die Gegend, Señor. Wir werden reiten, und wenn wir uns beeilen, werden wir uns noch vor dem Ausbruche des Hurricans in Sicherheit befinden."

(Fortsetzung folgt.)

Reisebilder aus dem transoceanischen Dampferverkehr.

(Fortsetzung und Schluß.)

Der Abend bringt uns ein neues, weniger gefährliches Schauspiel, das bei stark elektrisch geladener Luft nicht zu seltene, den Neuling so beängstigende St. Elmsfeuer. Von unsren Mastspitzen und von den Raaen, wo etwas spitzere Teile die allgemeine Rundung unterbrechen, sehen wir blaue Flämmchen ausstrahlen, die jedoch sehr blaß erscheinen, da wir gleichzeitig prächtiges Seeleuchten haben. Wir hatten es schon oft gesehen, aber noch nie in einer solchen Intensität, wie heute auf der Höhe von Ceylon. Hunderte von Leuchtbällen, größer als ein Kopf, flammen plötzlich auf, um ebenso rasch durch Erlöschen wieder unsichtbar, aber auch von hundert andern gefolgt zu werden. Unser Schiff gleitet offenbar in einem Zuge von Scheibenquallen, großen Molusken, dahin, die zum Teil auf äußere Reize hin ein phosphoreszierendes Licht ausstrahlen. Tausende von kleineren Molusken erfüllen gleich unzählbaren Sternchen die Flut, und vorn am Bug, wo das durchschneidende Schiff Millionen von Tropfen aufwirft, sehen wir überhaupt nur noch milchweißes Feuer. Meerleuchten ist doch für den Seemann nicht ganz



Nächtliche Lotsensignale.

gleichgültig, es blendet oft das ausblickende Auge so sehr — ist doch auf Deck feine Schrift gut zu lesen —, daß entgegenkommende Schiffe schwer zu sehen sind. Auch wir passieren einen großen Dampfer, den wir unter andern Umständen viel früher bemerkt hätten. Da wir einen Dampfer unsrer Kompagnie erwarten, geben wir unser Nachtsignal, ein sogen. „blue light", eine Magnesiumfackel, die zuerst weißblau brennt und dann rot wird. Er antwortet mit grün und roten Wurfkugeln, ist also ein Schiff einer andern Kompagnie. Balsamische Düfte trägt der auf uns zustehende Wind uns entgegen. Es ist Blumenodem aus dem Paradies von Indien, wie es der Engländer nennt, Blumenduft von den Zaubergärten Ceylons. Berauscht von den verschiedenartigen Naturwundern des heutigen Tages nehmen wir unsre Lagerstätte ein, die hier unter dem Tropenhimmel, wie gesagt, auf Deck einfach aus einer Segeltuchunterlage mit Kopfkissen und unsrer Reisedecke besteht.

Wieder eine Woche später sind wir unter dem Aequator. Die Malakkastraße mit ihrem unvergeßlich schönen Bergpanorama und das Handelsemporium Hinterindiens, der Hafen Singapore, liegen hinter uns. Wir haben unsren Kurs wieder nördlich genommen, und steuern in die chinesische See. China — welch' unendlich Fremdartiges, Unerreichbares liegt in den fünf Buchstaben. Bereits in Singapore haben wir Gelegenheit gehabt, da und dort chinesisches Leben zu studieren, doch hat die unendliche Mischung von Rassen in diesem „San Franzisko des Ostens" manches Charakteristische verwischt. Ein glücklicher Zufall hat uns als Deckspassagiere jedoch 400 Chinesen an Bord geführt, und sie geben uns während der fünftägigen Reise nach Hongkong die beste Gelegenheit, das Leben des Volkes aus nächster Nähe zu studieren. Gehen wir zurück auf die Stunde, wo unsre gelben Passagiere, sog. Kulis, also Arbeiter der untersten Klasse, welche in Singapore Geld genug verdient, um nun in ihrer nördlichen Heimat einige Zeit behaglich leben zu können, an Bord unsres Dampfers kamen. Der Kajütenpassagier, welcher den Osten zum erstenmal betritt, kann sich eines gewissen unbehaglichen Gefühles sicher nicht erwehren, wenn die anscheinend zügellose Horde sich vom Quai aufs Schiff stürzt, jeder mit Reiseeffekten und Nahrungsmitteln nach Möglichkeit beladen. Ein Teil der Ladungsräume ist verfügbar, es kann vielleicht einem Drittel Obdach gewähren, und trotz der dort herrschenden Hitze von 35 ° C. reißt man sich um die Plätze. Die große Deckluke von etwa 20 Fuß im Quadrat steht offen; an ihrem Rand, der in eine Tiefe von 30 Fuß hinabführt, entsteht ein regelrechter Kampf, der jedoch mehr durch Drängen und Stoßen, als durch Schlagen ausgefochten wird, denn feig ist der Kuli durch und durch. Einige Freunde thun sich zusammen, erobern ein Tau, lassen einen hinab, dann die Effekten, zuletzt folgen die andern im Bunde. Häufig entstehen durch die Hast des Hinabkletterns ganze Leitern von Menschenleibern. Das Gewühl wird immer toller, man bangt vor Verletzungen, und so dringen denn drei bis vier stämmige Bootsleute mit Tauenden nicht so ganz sanft dazwischen, ein paar Matrosen bringen Leitern herbei, die im Augenblick besetzt sind, wie der Grashalm, der sich einer Ameisenwanderung in den Weg stellt, und in kürzester Frist ist der ganze Raum einer großen Häringstonne nicht unähnlich. Die größere Zahl hat auf Deck bleiben müssen, auch sie schieben sich unter betäubendem Geschrei noch eine halbe Stunde hin und her, dann haben sie sich auf dem ihnen zugewiesenen Platz eingerichtet und sind nun für die ganze Reise die friedlichsten und harmlosesten Passagiere, die weder der Mannschaft noch den Kajütenpassagieren irgend welche Beschwerden verursachen.

Das Klima ist in diesen Strichen so herrlich, daß die halbbekleideten Menschen nur des Schutzes gegen die Sonne, zuweilen auch gegen einen Gußregen bedürfen. Gegen beides schützt sie die schöne, dichtgeflochtene chinesische Matte, deren glatte Oberfläche den Regen nicht haften läßt. Die Matte dient auch als Teppich, und wer viel davon mit hat, kann sich noch den Luxus erlauben, gegen die Windseite ein Stück davon aufzustellen. Der ganze Decksraum, welcher den Chinesen angewiesen, wird vom Zimmermann mit einem Lattenzaun umgeben, der den Leuten zur Befestigung ihrer Mattenschuppen gute Dienste leistet, die Passagiere der Kajüten beruhigt, und über den hinweg sich in kürzester Zeit ein fröhlicher modus vivendi zwischen Europäern und Chinesen ausbildet.

Das Schiff liefert den Kulis einzig und allein Wasser, Nahrungsmittel bringen sie selbst mit, jedoch keineswegs Speisen, durch deren Nennung dem Leser der Appetit am Weiteressen vergehen könnte. Der chinesische Arbeiter lebt viel besser, als der deutsche; Huhn oder andres Geflügel ist ein alltägliches Gericht auf seiner Matte; die lange Reihe herrlicher Früchte, welche er teils frisch, teils kandiert oder eingemacht mitbringt, würzt ihm den nahrhaften Reis; der Reis wieder läßt ihn ein alkoholisches Getränk herstellen — den Samschu — der ohne schlimmere Nebenwirkung in größerer Menge getrunken werden kann und nach Marsala oder ähnlichem Weine schmeckt, welcher vielleicht ein oder zwei Tage unverschlossen gestanden hat. Wohl ißt der Chinese die Ratte, jedoch nicht das ekelhafte Kloakentier der Städte, von dem er sich ebensogut mit Abscheu abwendet, wie der Europäer, sondern nur die große, reinliche Wanderratte der Felder stellt in der That einen Lieblingsbissen für ihn dar. Alle Arten von Mollusken, darunter besonders der Tintenfisch und eine Holluthurienspezies, der Trepang, treten an Stelle unsrer gallertartigen Genußmittel; von Eiern sehen wir das Hühnerei streng vermieden, dagegen ist Tauben- und Entenei sehr beliebt. Das letztere wird mit Vorliebe hart gesotten gegessen, aber zu unsrem Entsetzen kennt der Chinese dabei kein Eiweiß, sondern nur ein „Eischwarz"; denn wir sehen den schönen gelben Dotter von einer ebenholzschwarzen Substanz umgeben. Das frischhartgesottene Ei wird nämlich in die Erde vergraben und hier nimmt das Eiweiß die schwarze Farbe an, ohne daß merkwürdigerweise der Geschmack nur im geringsten alteriert würde. Mit verbundenen Augen würden wir in der That nicht zu erkennen vermögen, daß das wohlschmeckende Ei vielleicht drei Jahre in der Erde gelegen. Je vornehmer ein Gastmahl, desto älter müssen die Eier sein; ja sie sollen bis zum Alter von zwanzig Jahren serviert werden. Nach unsren Erfahrungen gehört jedenfalls eine chinesische Zunge dazu, um ein derartig abgelagertes Ei zu taxieren und zu würdigen. Unsren Kulis bleibt diese Mühe erspart, auch die in der That delikaten Vogelnester sind ihnen eine unbekannte Speise. Gleichwohl verzichten sie auch an Bord nicht auf einen mannigfaltig zusammengesetzten Küchenzettel und bringen sich ihre eigenen Köche, die als Künstler in großem Ansehen stehen, zu diesem Zwecke eigens mit. In einem großen flachen Thongefäß steht ein kleiner Kochapparat, der mit einer besonderen Art von

Holz beschickt wird, das, wie Kohlen, nur glimmt. Hier wird eine ganze Anzahl von Gerichten täglich gekocht, verschiedenes Fleisch mit Hundespeck geschmort, für unser Geruchsorgan allerdings kein sehr anziehendes Parfüm. Gegessen wird mit kolossaler Hast, die volle Schale wird an den Mund gelegt wie zum Trinken, dann schiebt die rechte Hand, mit den beiden Eßstäbchen bewaffnet, die Speisen in den Mund. Der Chinese liebt Brühen, in denen Klößchen oder Fleischstückchen schwimmen. Er geht dabei oft mit einem gewissen Raffinement zuwege. Wir sehen in einer Bouillon die grünen cylindrischen Abschnitte der Gurke schwimmen. Das Mark ist herausgestoßen und an seine Stelle ein Mehlklößchen gesetzt, das mit Krabbenfleisch versetzt ist und so ein rotgesprenkeltes Aussehen gewinnt. Ein andres Mal wird ein brauner Pilz genommen, dessen Stempel ausgebrochen und die kleine Konkavität in ähnlicher Weise ausgefüllt wird. Mit den Eßstäbchen wird, wie dies in Deutschland noch so vielfach geglaubt wird, nie etwas angespießt, dieselben sind vorn ja quer abgeschnitten, sondern beide Stäbchen, welche stets in einer Hand, wie eine Pincette ohne Schloß etwa, geführt werden, klemmen den Bissen und führen ihn so zu Munde. Natürlich wird alles klein zerschnitten serviert. Nach dem Essen spült sich selbst der Kuli meist den Mund aus und reinigt die Finger, hierin die meisten Europäer beschämend. Die Eßstäbchen, welche von hartem Holz oder Elfenbein und gut poliert wenig annehmen, können wir von unsren Deckspassagieren dennoch nach jeder Mahlzeit reinigen sehen. Unsre Leser werden daraus entnehmen, daß diese Parias des himmlischen Reiches doch noch weit besser leben, als die Fabrik- resp. Hüttenarbeiter in den meisten Kulturstaaten Europas.

Die Kinder werden aufs zärtlichste gefüttert und sonst gepflegt und zwar nicht etwa von der Mutter allein; selbst der schwache Großvater, der für gewöhnlich völlig teilnahmslos auf seiner Matte liegt, wird ganz lebhaft, wenn es sich darum handelt, für den Stammhalter zu sorgen, der mit einer recht launenhaft gnädigen Miene alle Verwöhnung annimmt, als gehöre sich das so. Dieses Lagerbild auf unsrem Schiff ist um so interessanter, als bei derartigen Arbeitertransporten stets eine sehr bunt zusammengewürfelte Gesellschaft uns entgegentritt. China mit seinen 400 Millionen Einwohnern wird natürlich ebensowenig wie Europa von einem einheitlichen Volke bewohnt. Die bedeutenden Körperunterschiede fallen uns beim ersten Anblick in die Augen; der Südchinese ist klein, meist sehr wohlgenährt, von braungelber Hautfarbe, seine Körperpigmente entwickeln ein ganz entsetzliches Parfüm, das man in Wochen kaum mehr aus den Schiffsräumen zu entfernen vermag. Der Chinese des Nordens ist oft außergewöhnlich groß, mehr mager und von blaßgelber Farbe, ähnlich dem Japaner. Die Verschiedenheiten in Sitte und Sprache sollen nicht minder groß sein, so daß Arbeiter, welche täglich im selben Joch gehen, sich nicht verständigen können, es sei denn, daß sie beide des Malaiischen mächtig wären. Auch der Europäer, der Inder verkehrt mit ihnen besonders in dieser außergewöhnlich einfach gebauten, leicht zu erlernenden Sprache. Von der Ausdehnung dieses Sprachgebietes bekommen wir eine Vorstellung, wenn wir sehen, wie bereits in Port-Said, also an der Schwelle von Europa, unsre holländischen Passagiere, die in ihren Kolonien Malaiisch gelernt, mit den Arabern sich in dieser Sprache verständigen. Während das Malaiische so den Südosten von Asien verbindet, ist im Norden und Nordosten das Englische die Verkehrssprache. Hier kommt für den Chinesen fast nur der Europäer in Frage, und mit ihm verkehrt er im sog. Pidjin-Englisch, einer korrumpierten Sprache der merkwürdigsten Art, die für das chinesische Sprachorgan gewissermaßen mundgerecht gemacht ist. Der Chinese teilt z. B. mit jenem klassischen Redner den Naturfehler, daß er den Buchstaben R nicht aussprechen kann, da die chinesische Sprache nichts Adäquates kennt; in seiner englischen Geschäftssprache, denn „Pidjin" ist korrumpiert aus „business" (Geschäft), ersetzt er darum ein R durch ein L.

Zehn Tage hat die Reise von Singapore nach Shanghai gedauert; wir haben in dieser kurzen Spanne Zeit, dank dem engen Zusammenleben auf derselben Planke, einen tieferen Einblick in das Familienleben einer fremdartigen Nation thun können, das ja dem Reisenden sich stets am letzten eröffnet, ganz besonders in einem Lande, das sich bis vor wenig Jahren trotz einer mehrtausendjährigen Vergangenheit durch ein sprichwörtlich gewordenes Abschlußsystem den Blicken der übrigen Welt zu entziehen verstanden hat.

Junker Eitel.

(Fortsetzung und Schluß.)

Ein prächtig ausgestattetes Zimmer, das zu den für vornehme Besuche bestimmten Räumen des Residenzschlosses gehörte, umfing den jugendlichen Gast des Landesherrn. Ein alter Kämmerer hatte ihn auf Befehl des Kurfürsten dorthin geführt und ihm einen Stärkungstrank geboten, ehe der Jüngling dem gegebenen Rate folgte und sich auf das Ruhebett legte, um sich von den Strapazen der Fahrt und der Einwirkung der jüngsten Erlebnisse zu erholen. Fast wider seinen Willen hatten sich die Augen Eitels geschlossen und mehr als eine Stunde war vergangen, als ihn der Wiedereintritt des alten Schloßbeamten aus süßem, stärkendem Schlummer weckte, um ihn aufs neue zum Kurfürsten zu geleiten.

So gut es eben ging, ordnete der Junker seine Kleidung; dann folgte er dem Führer durch eine Reihe von Gängen und Gemächern. Unwillkürlich fiel ihm auf, daß er nichts von jenem Leben und Treiben bemerken konnte, das nach seiner Vorstellung an einem Fürstenschlosse üblich sein mußte. Keine Wache hütete die Stiege, kein Höfling war in den Sälen und Gemächern sichtbar, kein Diener kreuzte seinen Weg, es war augenscheinlich, daß der Aufenthalt des jungen Gastes im Kurfürstenschloß nur den wenigen Eingeweihten bekannt bleiben sollte und der hohe Herr aus diesem Grunde denselben auf Umwegen zu sich bescheiden ließ.

In einem schlicht ausgestatteten Vorsaal befand er sich am Ziel. Der Kämmerer öffnete eine kleine Seitenthür und winkte dem Junker einzutreten, worauf sich hinter Eitel der Eingang wieder schloß. Der Knabe befand sich im Arbeitszimmer seines erlauchten Wirtes. Am mächtigen, mit Büchern und Papieren bedeckten Schreib-

tisch saß der Kurfürst in seinem Armstuhl; in gewohnter Huld begrüßte er den sich ehrfurchtsvoll Neigenden.

„Die Rast hat dir wohlgethan, mein Freund," nahm der hohe Herr das Wort, „ich danke Gott dafür, denn was du erlitten, geschah ja um meinetwillen und zwiefachen Dank bin ich dir schuldig. Das Blatt, das ich deinem Mut verdanke, enthält den Nachweis des Verräters, der die Hand jener Bösewichte gegen die Brust seines Fürsten lenkte, dessen Gerechtigkeit zu fürchten er Ursache hat. — Nicht eher aber darf ich deines eigenen Heiles halber vor der Welt dir lohnen, wie es der Dankbarkeit des Fürsten ziemt, ehe sich das Dunkel geklärt hat, das dich umgibt. Und deine eigene Kenntnis hüllt es nur noch in düstere Schatten," endete der hohe Herr fast zögernd, „ich darf es nicht verhehlen: einen Ritter von Sterneneck gibt es nicht in Brandenburg, am wenigsten im Umkreis unsrer Nähe."

Das Antlitz des Junkers ward totenbleich, die Kraft drohte ihm zu versagen, seine Hand faßte die Lehne des nächststehenden Sessels. „Es kann nicht sein," sagte er kaum vernehmbar, — „wenn er mich hintergangen hätte, er, der mir alles Edlen Muster war, — und wem entstamme ich dann selber?" fuhr der Knabe in leidenschaftlicher Bewegung fort, — „wer weiß, ob ich die Stätte nicht durch meinen Fuß beflecke, an der Brandenburgs Kurfürst weilt?"

„Gemach, mein Freund," begütigte der hohe Herr mildlächelnd den Stürmischen, „wie es auch komme, über diesem Haupt ruht schützend des Brandenburgers Hand, und er wird Bürge sein, daß du es stolz und frei vor aller Welt erheben darfst. Eines Fürsten Zeit aber ist belastet, und dich und die Verhandlung deiner Sache will ich nun einem Manne anvertrauen, dessen Treue und Verschwiegenheit ich seit Jahren erprobt. Randolf von Ebeningen ist sein Name, aus gutem Geschlecht, trotz seines Amtes, das an meinem Hof mehr eine althergebrachte Form bedeutet, als seines Trägers Wirksamkeit beansprucht, wie sie vergangene Zeit verstand, — Randolf, Meister Randolf gemeiniglich genannt, ist mein ‚lustiger Rat'."

Mit Aufgebot seiner ganzen Willenskraft versuchte Junker Eitel sich zu beherrschen — es gelang ihm nicht. Kaum seiner Worte selber bewußt, flüsterte er: „Es paßt — der Namenlose und — der Hofnarr!"

„Junker!" Der Kurfürst hatte sich erhoben, das sonst so milde Augenpaar des Herrschers blitzte auf den bleichen Knaben nieder.

„Verzeiht," stammelte Eitel, „ich weiß nicht, was ich rede, mir ist's, als tobte ein Sturm mir in Kopf und Brust. Am besten wär's gewesen, des Unholds Messer hätte in der letzten Nacht allen Zweifeln ein Ende gemacht," fügte er kaum vernehmbar hinzu.

Schon hatte sich der Kurfürst beruhigt. „Der rasche Sinn der Jugend spricht aus dir," sagte er mild, doch in ernstem Ton. „Werde älter und erfahrener, den Wert vom Aeußern, das Sein vom Schein zu unterscheiden; viele werden zum Greise, ohne es zu erreichen. Daß du es aber vermögest, will ich dir kurz berichten, ehe der Beschiedene sich einstellt, wie es kam, daß Junker Randolf von Ebeningen Meister Randolf ward — Kurbrandenburgs lustiger Rat dem Namen nach, in Wirklichkeit sein getreuester Berater, sein Freund, wie einst jener Kunz von Rosen, des Kaisers Maximilian opfertreuer, lustiger Gefährte."

Meister Randolf ... wie der Blitz zuckte ein Gedanke durch die Seele des Knaben, aber sogleich verwarf er ihn als völlig sinnlos. Doch seltsam — es wollte ihm scheinen, als halte auch der Kurfürst selber einen Augenblick lang zögernd inne, wie von ähnlichem Einfall erfaßt — dann aber lehnte der Fürst sich in seinen Armstuhl zurück und begann: „Es mögen etwa neunzehn Jahre verstrichen sein; ich hatte das Brandenburger Erbe noch nicht lange von meinem Herrn Vater übernommen, und war noch jung an Jahren und heißen Blutes. Der letzte Kurfürst hatte Gefallen an lustigen Schwänken und derben Späßen, und hielt einen Hofnarren — Eckbert ward der possenhafte, kaum dreißigjährige Gesell geheißen. Keiner wußte, woher er stammte, er sollte aus gutem Hause sein und sei toller Streiche halber, noch ein halber Knabe, entlaufen. Mein Vater hatte manchen Uebermut des Burschen hingehen lassen, ich hielt seinen Zügel straffer und erwarb seinen Haß. Eckbert ließ sich zu einer Verschwörung gebrauchen, zur Nachtzeit sollte ich überfallen, der Krone, vielleicht des Lebens beraubt werden, ein Zufall vereitelte den Plan und überlieferte die Anstifter der Gerechtigkeit. Das Gericht verurteilte ihn zum Staupenschlag und schimpflichen Tode. Am Abend nach gefälltem Spruch weilte ich in meinem Gemach; einem fürstlichen Gast zu Ehren hatte große Tafel stattgefunden und mein Kopf war erhitzt — böse Laune suchte mich heim. In solchen Stimmungen hatten mich die Schwänke Eckberts zu belustigen gewußt, ich vermißte ihn beinahe. Da trat ein alter Kämmerer an mich heran und bat um Gehör für einen Unglücklichen, der meine Gnade anzuflehen aus der Ferne nach Berlin geeilt. Es war der Bruder des Verurteilten. Die eindringlichen Bitten des Alten verschlimmerten mein Unbehagen, widerwillig gewährte ich endlich.

„Der Berufene erschien," fuhr der Kurfürst fort, „ein wohlgewachsener junger Mensch von edlem Aeußern, sein Kleid trug die Farbe der Trauer. Das Gerücht über die Herkunft Eckberts hatte nicht gelogen: Randolf von Ebeningen war sein einziger Bruder. Er hatte bis jetzt das Gut seiner schwer kranken Mutter bewirtschaftet; die Aermste hatte gewußt, welche Stellung ihr Schmerzenssohn, ihr längst verlorenes, aufgegebenes Kind am Hof Kurbrandenburgs bekleidete, aber auch seine unselige That und ihre Folgen waren der Matrone nicht verborgen geblieben. Zu meinen Füßen lag nun der jüngere Sohn und flehte um Gnade, der siechen Mutter willen, der die Schande, das furchtbare Ende des Aelteren, den Todesstoß bedeute. Ich verschloß mein Ohr, obwohl mein Herz für den Bittenden sprach, — er ließ nicht ab, er beschwor, zu jedem Opfer, zum herbsten Knechtesdienst bereit zu sein für das Wort der Gnade. ‚Wollt Ihr den Bruder in seinem Amt vertreten?' rief ich ihm endlich unwirsch zu, um mit einem Schlage die peinliche Situation zu enden, ‚so mag man den leichtsinnigen Burschen entwischen lassen und übers Meer schicken.' Natürlich glaubte ich mich der Antwort sicher, aber ich täuschte mich," erzählte der Kurfürst weiter. „Ein furchtbarer Seelenkampf spiegelte sich einen Augenblick im Antlitz des Geprüften, dann hob er die Hand empor und noch ehe ich ein Wort hervorzubringen vermochte, gelobte der Unselige zwanzig Jahre hindurch Kurbrandenburg als lustiger Rat treu und nach bester Kraft zu dienen, als Sühne für des Bruders Schuld; es sei denn, daß irgend ein ferneres Glied seines Hauses durch eine Ehrenthat für mich oder mein Land sein Gelöbnis früher löse. Dann wolle er selber in einem

Auf hoher See.

Winkel der Fremde sein Haupt zum Sterben niederlegen."

Der Kurfürst machte eine Pause, er beobachtete mit sichtlicher Genugthuung den Eindruck seiner Worte auf seines Zuhörers leicht empfängliche Seele. Dann schloß er: „Noch in derselben Nacht ward die Zelle Eckberts geöffnet, der mehr Verführte als Schlechte entkam nach Amerika — seine Spur ist verschollen bis zur Stunde. Am nächsten Morgen aber trat der neue lustige Rat sein Amt an. Ich hatte dafür gesorgt, das bisherige bunte Kleid in ein passenderes Gewand zu wandeln und der Träger desselben war kein possenhafter Lustigmacher, wie der frühere. Mit treffendem Witz geißelte er die Gebrechen des Hofes und der Stadt, ein Schrecken aller, die im Dunklen ihre Ränke spannen, eine Zuflucht der Unterdrückten und Schutzbedürftigen, die in ihm ihren Anwalt fanden. So ward aus meinem ‚lustigen Rat' mein ‚weiser Rat' seit mehr als achtzehn Jahren; sträubst du dich, diesem dein Geheimnis zu vertrauen, so sag' es, und laß uns auf einen besseren bedacht sein."

„Ihr beschämt mich, hoher Herr," rief der Junker glühend; „keinem Würdigeren könntet Ihr mich übergeben, das dunkle Rätsel meines Daseins zu lösen."

Der Eintritt des Kämmerers unterbrach das Gespräch zwischen dem Fürsten und seinem jugendlichen Schützling.

„Meister Randolf harrt im Vorgemach, wie kurfürstliche Gnaden befohlen," meldete er, und mit der respektvollen Vertraulichkeit langer Dienstzeit fügte er halblaut hinzu: „Der Meister sieht seltsam verstört aus, wie ich meine, als sei ihm ein Unheil geschehen."

Der Kurfürst griff an seine Stirn, wie von einem unabweisbaren Gedanken erfaßt, dann erhob er sich von seinem Sitz.

„Verweile!" beschied er den Junker kurz, er selber aber, von dem Hausbeamten gefolgt, verließ sein Arbeitsgemach, um sich in den Nebensaal zu begeben, wo der ‚lustige Rat' des Rufes seines Gebieters harrte.

In der Mitte des Raumes stand der Mann, dessen Geschichte Herr Friedrich Wilhelm eben seinem jungen Gaste berichtet hatte. Ein Gewand von braunem Sammet, hier und dort mit roten Aufschlägen versehen, ein Mäntelchen von gleicher Farbe bildete die Kleidung des Meisters Randolf, keineswegs eine auffällige, die Spottlust reizende Tracht. Seine Gestalt war schlank und von Mittelgröße, aber sein wohlgeformtes Antlitz trug, wie der Alte, der sofort das Gemach verließ, richtig bemerkt hatte, alle Zeichen der heftigsten Erregung.

Ohne die Anrede seines fürstlichen Gebieters abzuwarten, eilte er, sich kaum des gewohnten ehrerbietigen Grußes erinnernd, dem Kurfürsten entgegen.

„Ich bitte Kurfürstliche Gnaden um sofortigen Urlaub," stieß er hastig hervor. „Ein Zufall ließ mich auf dem Wege hierher, als Ew. Gnaden meine Gegenwart befohlen, das Gespräch einiger Diener in der großen Galerie vernehmen. Das Gehörte erfüllt mich mit namenloser Angst. In der letzten Nacht haben Bösewichte eine Schandthat in der Umgegend der Residenz verübt. Sie zündeten ein einsam gelegenes Landhaus an, um zu plündern. Wie es heißt, sollen die Bewohner getötet oder in den Flammen umgekommen sein. — Eine Person die dort weilte," fuhr er zögernd fort, „steht meinem Herzen nahe; sie zu verlieren, wäre mein Tod."

„Ich kenne sie," fiel der Kurfürst ruhig dem Stürmischen ins Wort. „Und ohne Zweifel willst du nun vor allen Dingen zum hochwürdigen Herrn Parthenius, um zu erfragen, ob Junker Eitel, den du im Fall der Not an ihn gewiesen, dort angelangt ist oder Nachricht gegeben hat."

Mit starrem Blick schaute Randolf auf seinen fürstlichen Gebieter, er wollte reden, aber kein Ton entrang sich seinen bleichen Lippen.

„Dieses Ganges kann ich dich überheben," fuhr der Kurfürst langsam fort, „seit gestern liegt Herr Parthenius todkrank und ohne Bewußtsein danieder, und Junker Eitel ist nicht in seinem Hause."

„Tot?" schrie Randolf in unsäglicher Herzensangst auf.

„Er lebt," fiel der Herrscher ein, „jenen unversehrt erhalten, die ein Recht an seinem Wohl und Wehe haben."

„Er lebt!" — auf den wachsbleichen Wangen Meister Randolfs kehrte die Farbe zurück, — „und wo finde ich ihn?"

„Du?" Halb lächelnd, halb ernst blickte der Kurfürst seinem Günstling ins Auge. „Weiß ich, ob du ein Recht zu dieser Frage hast, Randolf von Ebeningen? Soweit mir bekannt ist, gibt es nur einen, und der bist du nicht: der Ritter von Sterneneck."

„Ich bin's!" rief Randolf, alles vergessend, „nicht länger kann ich die furchtbare Last tragen, die mir das Herz seit Jahren drückt."

„Ich will dich hören," sagte der Kurfürst milde. „Doch eines noch vorher," fügte er rasch hinzu. „Ist in deinem Bericht ein dunkler Punkt, der besser dem Ohr der Welt, besser dem Ohr der Jugend verschwiegen bliebe?"

„Was ich zu künden habe, hoher Herr," erwiderte Randolf, „ist klar und lauter wie das Sonnenlicht."

„Gut denn!" Herr Friedrich Wilhelm schritt im Gemach auf und nieder, wie unwillkürlich drückte er auf die Klinke der verschlossenen Thür, die das Arbeitszimmer vom Vorsaal trennte, eine kleine, kaum bemerkbare Oeffnung machte jedes hier gesprochene Wort drinnen vernehmbar. Der Herrscher ließ sich auf einen Sessel nieder. „So sprecht," nahm er das Wort. „Vor allem aber: wer ist der Vater des Knaben, der sich selber nur als Junker Eitel bezeichnen darf?"

„Kurfürstliche Gnaden," — die Stimme des lustigen Rats bebte — „es ist — mein Sohn!"

Ein erstickter Ausruf ertönte aus dem kurfürstlichen Gemach; das Antlitz des hohen Herrn überschattete eine leichte Wolke des Unmuts, aber zum Glück hatte der Redende, nur mit sich selber beschäftigt, den Laut völlig überhört.

Eine Handbewegung des Kurfürsten ließ ihn fortfahren:

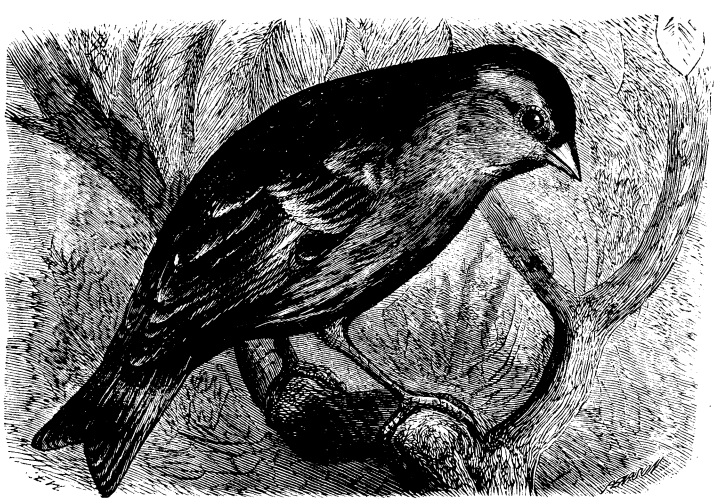
„Ihr wißt, Kurfürstliche Gnaden, welches Verhängnis mich die Stelle meines unseligen Bruders übernehmen ließ. Gott allein kennt die Seelenqual, die sich unter meinem lächelnden Antlitz birgt. Aber ich war entschlossen, meinem Gelöbnis treu zu bleiben und der Segen der geliebten Mutter im Todeshauch war mein Lohn. Mehr als einmal wollte Gunst und Mitleid meines gütigen Fürsten die Fessel lösen, aber ich selber hielt sie fest als Sühne für die unwürdige That des nächsten Blutsverwandten.

„Etwa zwei Jahre nach meinem Dienstantritt," berichtete Meister Randolf weiter, „lernte ich eine Jungfrau kennen; sie war aus gutem Hause, aber eine arme Waise, die in abgeschlossener ländlicher Einsamkeit bei harten, habgierigen alten Verwandten in fried- und freudelosem Dasein verkümmerte. Leid findet sich gern zu Leid, die Liebe sandte ihren heiligen Sonnenstrahl in unsre bedrückten

Seelen — Marie wurde mein Weib, die Verwandten, froh, des Mädchens ohne Mitgift entledigt zu sein, kümmerten sich kaum um Namen und Stand des Bewerbers. Ein würdiger Priester, mein ehemaliger Lehrer, segnete unsern Bund und gab dem Knaben, der uns bald darauf beschert wurde, das Sakrament der Kirche — und eine Woche später Marien den letzten Segen über ihr frühes Grab."

Von Erinnerungen überwältigt, hielt der Erzähler inne, dann fuhr er fort:

„Dieser Knabe war nun mein ganzes, mein einziges Glück. Wie ein Geiziger seinen Schatz, hatte ich meine Ehe und mein Kind vor der Mißgunst und dem losen Spott müßiger Hofjunker geheim verborgen. Ich hätte mich von ihm trennen, ihn in fremde Hut geben können, aber dann würde ich mich der heiligen Wonne beraubt haben, in seinem Anschauen mein Mißgeschick zu vergessen. Er sollte mir einst ersetzen, was ich gelitten, aber zu diesem Zwecke durfte er an Pflege der Seele und des Leibes den Söhnen des Adels nicht nachstehen, der ja selbst zu edlem Geschlecht gehörte, und meines Eitels Begabung und Eifer kam meiner Absicht entgegen. — Aber mit dem zunehmenden Alter meines Sohnes belastete neue Sorge mein Gemüt. Er durfte nicht erfahren, daß sein Vater des Brandenburger Kurfürsten lustiger Rat sei.



Feld- und Waldmusikanten. Der Dompfaffe.

Erst wenn er reif genug war, zu verstehen, wollte ich ihm das Geheimnis offenbaren, bis dahin waren auch die Jahre meiner Pflicht verstrichen und ich war frei. Von den Ersparnissen der reichen Huld meines kurfürstlichen Herrn habe ich seit langer Zeit den Besitz eines ausgestorbenen böhmischen Adelsgeschlechtes erworben; es trägt den Namen Sterneneck, den Namen, unter dem mich Eitel als Vertreter seines fernen Vaters kennt —, ich darf es freudig sagen, mich liebt, wie einen Vater. Aber der Becher meiner reinsten Freuden ist mit Wermut gemischt," fügte Randolf traurig hinzu, „ich zittere, daß meinem Sohne durch einen Zufall vorzeitig das Geheimnis seines Lebens sich enthüllen könne, deshalb erzog ich ihn in der Einsamkeit, deshalb untersagte ich ihm, nach Berlin zu kommen, wo ich allbekannt bin. Ich fühle, ich handle im Eigennutz, aber ich kann nicht anders," schloß der Redner, „und sollte am Tage der Enthüllung ich mich in dem Herzen, in dem Edelsinn meines Sohnes, dem ich dann Namen und Besitz der Sterneneck zu übergeben vermag, getäuscht haben, weist mein Kind den Vater verächtlich und zürnend zurück, so will ich still mein Haupt im Dunklen bergen und von den Jahren des Glückes zehren, die mir durch seine lichte Jugend ersprossen, — vielleicht kommt er doch eines Tages, sich den Segen seines Vaters zu holen, den ich zu aller Zeit auf meines Sohnes Haupt erfleht habe."

„Er heischt ihn zur Stunde!" Der Kurfürst hatte sich erhoben, weit öffnete er die Thür des Arbeitszimmers und Junker Eitel, das Antlitz von Thränen überströmt, sank zu den Füßen des wie betäubt dastehenden Mannes.

„Vater!" Die ganze Fülle der Gefühle, die des hochherzigen Knaben Brust durchbebten, lag in diesem einen Wort.

„Er kennt das Opfer des Sohnes und den Eid deiner Treue," sagte der Kurfürst halblaut, selber tief von dem Anblick seiner beiden Schützlinge ergriffen.

Dann nahte er sich der Gruppe. „Steh auf, Junker Eitel von Sterneneck," sagte er mit erhobener Stimme, „denn von heute an wirst du diesen Namen mit Fug und Recht tragen, mit ihm belehnt dich im Einverständnis mit des Kaisers Majestät, dem ich selber schreiben werde, Kurbrandenburg zur Stunde. Zu einem braven Offizier meines Heeres soll er gebildet werden, zu aller Stunde unsrer Huld versichert. In jedem Sommer aber," fuhr der hohe Herr mit erhobener Stimme fort, „da soll er auf Urlaub gehen zum Gutsherrn von Sterneneck, des Vaters Alter mit dem Sonnenglanz seiner frischen Jugend zu erhellen. Denn zu dieser Stunde," schloß der Herrscher, „enthebe ich dich deines Amtes, Randolf von Ebeningen, denn dein Gelöbnis ist gelöst. Zweimal war dein eigner Sohn der Retter und Schützer Kurbrandenburgs; was Ebeningsches Blut an uns gefehlt in deinem Bruder, hat Ebeningsches Blut reichlich gesühnt."

In der ihm eigenen freundlich-würdevollen Weise reichte der große Kurfürst Vater und Sohn die Hand, — in heißem Kuß des Dankes beugten sich beide nieder, heller als der Demant an der Rechten des Herrschers glänzten die Thränen, die aus den Augen der Glücklichen darauf fielen.

In ehrenvoller Weise machte der Kurfürst Friedrich Wilhelm selber die Entlastung seines „lustigen Rats" am Hofe bekannt, der kurze Zeit später sich aus der Residenz entfernte, von Achtung und Teilnahme begleitet. Aber keine Seele hatte ein Interesse daran, sich um das weitere Verbleiben des Alleinstehenden zu kümmern und niemand konnte ahnen, daß der Gutsherr von Sterneneck tief im Böhmerlande sich einst Randolf von Ebeningen genannt, des Brandenburger Herrschers lustiger Rat. Von seinen Gutsleuten als Wohlthäter geehrt, waren dem endlich zu innerem Frieden gelangten Manne noch eine Reihe von Jahren reinsten Glücks vergönnt. Durch Tapferkeit und seines Fürsten Huld war Eitel rasch von Stufe zu Stufe gestiegen, nach der Schlacht bei Fehrbellin wurde er in Anerkennung seines bewiesenen Heldenmutes von Friedrich Wilhelm zum Obersten ernannt und seine Nachkommen bilden noch heute ein ehrenhaftes ritterliches Geschlecht der preußischen Monarchie.

Im Archiv des Stammschlosses Sterneneck aber befindet sich bis auf die jüngste Zeit das lebensgroße Konterfei eines älteren, ernst und vornehm, aber wie mit stummem Schmerz beladenen Mannes in dunklem Sammetgewande. Von Geschlecht

zu Geschlecht ward dasselbe wie ein ehrwürdiges Erbe überliefert, ohne daß die Letztbesitzenden mehr wissen, wen es darstellt, denn des Hauses Chronik nennt ihn nicht. Es ist das Bild Randolf von Ebeningens, weiland des großen Brandenburgers lustiger Rat.

Feld- und Waldmusikanten.

(Schluß).

Besonders eifrig singen die Drosseln des Abends von der höchsten Spitze eines noch kahlen Waldbaumes, etwa einer Eiche, herab, während am Himmel das Abendrot verglüht, die niedern Waldsträucher grüne Knospen treiben und die Dotterblume ihre goldgelben Blumensterne entfaltet. Die holden Waldflötisten verstummen nicht eher, als bis das Abendrot verglommen ist und die Dämmerung ihren grauen Schleier über Wald und Heide webt. In erster Morgenfrühe ist die Drossel schon wieder wach, und sie gibt durch ihr Lied das erste Zeichen zu dem bald beginnenden Morgenkonzert der Vögel. Da die Singdrossel zweimal, bei Zerstörung eines Nestes auch dreimal brütet, so singt sie bis tief in den Sommer hinein. Sie baut ihr dünnwandiges Nest etwa zwei Meter hoch stets im Dickicht, und zwar klebt sie dasselbe inwendig mit feuchter Erde und kleinen, faulen Holzstückchen fein und glatt aus, so daß die innere Rundung einem Napfe gleicht. Derselbe enthält fünf lebhaft grünblau gefärbte, mit wenigen schwarzbraunen Fleckchen getüpfelte Eier. Da die Drossel als Hauptnahrung für sich und ihre Jungen Regenwürmer, Insektenlarven, Puppen, Käfer, nackte und gehäusete Schnecken vom Boden aufliest und unter dem umgewendeten Laube hervorholt, so wirkt sie fast das ganze Jahr hindurch recht wohlthätig in unsern Wäldern, weshalb sie dem Forstmann lieb und teuer ist. Die gehäuseten Schnecken schlägt die Singdrossel gegen einen flach aus dem Boden hervorstehenden Stein, wodurch das Gehäuse zertrümmert wird und der Inhalt offen liegt. Die Singdrossel ist bei uns im Laub- und Nadelwalde zu finden. Das Gefieder der melodischen Sängerin ist auf der Oberseite bräunlichgrau, wohingegen die Brust weiß mit eirunden und spitzigen braunschwarzen Fleckchen gefärbt ist. Im ganzen hat die Singdrossel große Aehnlichkeit mit dem Krammetsvogel, nur hat erstere die untern Flügeldeckfedern rostgelb, während sie bei letzterem weiß sind. Es ist zu bedauern, daß so mancher der herrlichen Waldflötisten als Krammetsvogel gefangen und verspeist wird.

Nachdem die Drossel als Waldflötist, und die Lerche als Feldsängerin das Vogelkonzert in der freien, neu auflebenden Natur eingeleitet haben, kommen von allen Ecken und Enden, aus der Ferne und Nähe, die gefiederten Musikanten und Sänger herbeigeschwirrt, so daß es bald von allen Zweigen und über allen Feldern klingt und singt, jubiliert und schmettert, zwitschert und flötet:

Feld- und Waldmusikanten. Der Zeisig.

Buntes Gefieder
Rauschet im Hain,
Himmlische Lieder
Schallen darein.

Wer nennte sie alle, die lieben Künstler, die ihre Melodien und Triller nur so vom Blatte weg singen? Besondere Erwähnung verdient gewiß die Nachtigall, deren seelenvolles, kunstfertiges Lied mit den Strophen voll reichster Mannigfaltigkeit die Wonnezeit des Maien verschönt. Dem Verehrer der Natur klingt indes auch der wilde Gesang minder begabter Sänger, wie Goldfink, Dompfaff, Zeisig, gar lieblich ins Ohr.

Von Zweig zu Zweig zu hüpfen,
Durch Wies' und Busch zu schlüpfen,
Zu ruh'n in weichem Grases Schoß:
Das ist das Los
Der kleinen bunten Sänger;
Je länger,
Je lieber, süßes Los!

Der junge Theaterdirektor.

VIII.

Die Vorstellung.

Wieder war eine große Einladung ergangen, wieder waren im großen Salon Lüster und Girandoles hell erleuchtet, wieder saßen die Honoratioren der Familie in den vordersten, aus Fauteuils gebildeten Reihen der Cercle-Sitze und unterhielten sich über das ihrer harrende Schauspiel. Diesmal wußten sie, was ihrer wartete, denn gedruckte Theaterprogramme, welche in allen Teilen genau jene der großen Theater nachahmten, hielten die Zuschauer in den Händen; es war nicht wie beim letzten Probeabend, wo sie die lebenden Bilder anstaunten und schließlich mit dem Schattenspiel als Zugabe noch überrascht wurden.

Alles stand klar und deutlich gedruckt, und beinahe fühlten sie sich wie im Parkett jenes Theaters, dessen Habitués sie waren.

Der gute Eindruck, den jene erste, zwar wortelose Eröffnung des Theaters in unsrem Stammpublikum hinterlassen, war für die heutige Eröffnungsvorstellung von großem Werte, weil man unsrem Können mit einem gewissen Vertrauen entgegenkam. Die bei ähnlichen Familienereignissen so oft gehörten läppischen, Witze sein sollenden Bemerkungen, hätte von unsrem Publikum niemand gewagt, und diese Achtung verdankten wir eben einzig und allein unsrem ersten Erfolg. Nun galt es, diese Achtung dauernd zu bewahren.

Dem Programm entsprechend war das Richard Wagnersche Vorspiel zu Siegfried in Aussicht gestellt, das wieder Fräulein Dora Dahlberg, die Gouvernante unsrer Schwestern, als „unsichtbares Orchester" spielen sollte.

Diese Tondichtung begeisterte alle Anwesenden, namentlich auch uns, die

wir hinter der Scene so etwas wie Heldentum in unsern Adern fühlten. Mächtiger hob sich uns die Brust und jeder Takt flößte uns immer mehr der Zuversicht ein, mehr des höheren Empfindens, wie es nötig ist, um mit wahrer Begeisterung an ein Kunstwerk zu gehen.

Ja, an ein Kunstwerk! Denn das, was wir geübt, was wir mit Hingabe studiert hatten und jetzt im Begriffe standen, mit dem ganzen Feuereifer jugendlicher Begeisterung zur Geltung zu bringen, das — wir fühlten es zu deutlich — das ging über ein Kinderspiel hinaus. Wohin uns auch dermaleinst unsre Lebenspfade führen mögen, und sei's in die poesieloseste Wirklichkeit des täglichen Broterwerbes, die hohe Begeisterung für Kunst und Dichtung wird uns überall hin begleiten, die uns jetzt kurz vor dem Glockenzeichen hinter den Kulissen beseelte.

Den Weihekuß des hohen Mysteriums der Kunst hatten wir empfangen.

Da tönte das Glöcklein des Regisseurs, denn das Vorspiel Wagners war zu Ende.

Draußen auf den Stiegenstufen zur Galerie saß Volker, seine Geige stimmend, und Giselher stand dabei, mit dem Putzen seiner Armbrust beschäftigt.

„Noch eins, mein Volker!" hatte er gesagt; das erste Wort war gesprochen.

Hinter den Kulissen stand Siegfried und Hagen, Kriemhild und Brunhild, und verfolgten lautlos die Scene, und schätzten mit angespannten Nerven deren Wirkung auf das vielköpfige Ungeheuer da draußen ab, auf das Ungeheuer, das sich Publikum nennt, und das gefüttert, und gut gefüttert sein will, soll es nicht unwirsch werden und rumoren.

Aber es war ruhig wie ein schlafender Löwe.

Volker wollte nicht mehr spielen, er war verstimmt und meinte, die Geige sei's. Da zwingt ihn Giselher, den schließlich dieselbe Verstimmung ergriff.

Schon stand Hagen rechts zwischen Mittel- und Hintergrund in der Pose seines Auftritts, seines Stichwortes harrend.

Leise flüsterte die Souffleuse, welche undankbare Rolle Fräulein Dahlberg übernommen hatte. Sie blickte hinüber nach Hagens Standpunkt, als fürchtete sie, er könnte das Stichwort überhören. Direktor Hans, der keine Rolle übernommen hatte, näherte sich leise, um zu helfen, wenn es nötig sein sollte.

Da that Volker wieder einen Geigenstrich, und Giselher sagte ärgerlich:

„Geh', Volker, laß das Spiel! Jetzt schnarrt's fürwahr!"

Würdig und schwer, wie es einem wetterborkigen Kampfhahn ziemt, schritt Hagen mit finsterer Miene vor, wo eben Giselher unmutsvoll sagte:

„Das Beste wäre, Siegfried trüg' die Krone."

Bei diesem Wort mußte der alte Schwertschwinger knapp hinter Giselher stehen, um ihm — wie's die Rolle vorschreibt — „unsanft" die Hand auf die Schulter zu legen, und zu rufen:

„Wer? Milchgesicht!"

Hagen war gut maskiert. Auch in der Sprache hatte er die Tiefe eines alten Mannes, so gut es ein sechzehnjähriger Junge vermag, bezeichnend markiert.

Die zwei Worte allein und sein Hereinschreiten hatten ihm die Sympathie unsrer Zuhörer gesichert. Wohl waren sie schon warm geworden, durch die reizende Geigenscene des ersten Auftrittes.

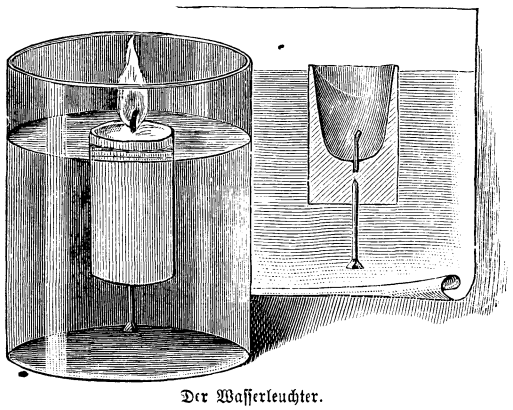
Einen Giselher, Gernot, Siegfried, ja selbst einen Volker zu spielen, ist trotz der Feinheiten und Schwierigkeiten noch lange nicht so gefährlich für einen sechzehnjährigen Schauspieler, als die Rolle eines Hagen. In Giselher findet er sich wieder. In Siegfried lockt ihn das Heldenhafte, Ueberkräftige. Selbst Volker, wenn auch ein gereifter Mann, kann durch sein heiteres Fiedlerwesen, verbunden mit seinem hohen Mannesmut, noch immer verwandte Gefühle in eines Jünglings Brust erwecken, wodurch diesem die Rolle natürlicher wird. Aber der eiserne, eiskalte Trotz des grimmigen Hagen stößt die Jugend ab, und darum ist seine Rolle eine sehr schwierige, weil sein Charakter von ihr nicht im Gefühle empfunden, sondern höchstens vom Verstande begriffen werden kann.

Unser Hagen nun aber hatte sich gut eingeführt, die erste Klippe war glücklich umschifft.

Auch war ihm das Schminken gut gelungen. Die schwarzen Striche von den Augenwinkeln herab über die bleichen Wangen, der graue Bart und das verbundene Auge machten sich prächtig.

Feld- und Waldmusikanten. Der Goldfink.

Außer Hagen war nur noch Volker und der alte Björn geschminkt, der ja auch ein Graubart war. Die übrigen begnügten sich mit vorgeklebten Bärten, während Frau Ute lediglich durch eine graue Perücke ihre matronenhafte Würde zum Ausdruck brachte.



Der Wasserleuchter.

Bedeutsam war die schöne Scene, wo Volker, von Hagen aufmerksam gemacht, Siegfried veranlaßt, sich erkennen zu geben, daß er eins sei mit Sigurd, von dem Volker so oft gesungen.

Dann das malerische Bild, wie die Frauen oben auf der Galerie stehen, unten die Könige, wie Siegfried schwankt zwischen Brunhild und Kriemhild — Beifallsgemurmel brauste von draußen herein — es war herrlich schön.

Mit der großen Scene, welche den Abgang Siegfrieds beschließt, fiel der Vorhang. (Schluß folgt).

Der Wasserleuchter.

Neulich kam ich abends in der Dunkelheit nach Hause, rieb ein Streichhölzchen an und wollte nun eine Kerze anstecken. Aber o weh! der Leuchter fehlte. Das Licht war nämlich bis auf ein kurzes Ende herabgebrannt, und da war der Leuchter abgeholt worden, eine frische Kerze aufzustecken und ihn wiederzubringen, wurde aber vergessen. Was thun! Halt, da lag ja noch das Lichtstümpchen! Schnell, ehe das Streichholz erlosch, brannte ich seinen Docht an. Nun stand ich da, das brennende Kerzenstümpchen zwischen den Fingern, und überlegte, wohin ich es stellen sollte, ohne Gefahr zu laufen, daß es durch die Hitze oder das Herablaufen des Stearins etwas verderbe. Da dachte ich an das Nachtlicht, das früher in unsrem Kinderzimmer brannte, und nun war mir geholfen. Ich holte aus meinem Nagelkasten einen Drahtstift, erwärmte seine Spitze etwas an der Kerzenflamme und stach den Nagel von unten in das Lichtstümpchen. Dann goß ich Wasser in ein Glas und setzte das mit dem Ballast beschwerte Licht in das Wasser. Ich hatte den Drahtstift gerade in der richtigen Schwere gewählt: das Lichtstümpchen sank genau bis an den oberen Rand ein. Mit dem weiteren Abbrennen wurde die Kerze natürlich kürzer, aber sie wurde dadurch auch in gleichem Maße leichter und stieg demnach in die Höhe, so daß ein vorzeitiges Verlöschen nicht zu befürchten war. Dies hatte ich mir schon im voraus so gedacht. Aber eine andre Erscheinung überraschte mich: die Kerze brannte hohl, d. h. ihr Rand blieb mantelförmig stehen, und bald sah es aus, als sei die Flamme von einem mattgeschliffenen Cylinder geschützt. Natürlich — der Erwärmung durch die Flamme steht die Abkühlung durch das Wasser gegenüber, und am Kerzenrand ist letztere größer. Beobachtend blieb ich vor meinem Wasserleuchter stehen und vergaß fast, mich zu Bette zu legen.

Mathematische Trugschlüsse.

II.

Denjenigen unter euch, die den Fehler in dem Beweise, daß $2 = 1$ ist, nicht selbst gefunden haben, muß ich ihn meinem Versprechen gemäß nun mitteilen. Er liegt darin, daß ich die Gleichung (3), nämlich

$$(a + a)(a - a) = a(a - a)$$

durch $(a - a)$ dividiert habe. $(a - a)$ ist ja gleich Null und eine Division durch Null darf nie ausgeführt werden, weil sie sinnlos ist. Denn man kann nicht irgend etwas in gleiche Teile teilen, deren Anzahl Null ist, und weiter würde eine Division durch Null doch nichts bedeuten. Wollte man durch Null dividieren, so könnte man viel kürzer zeigen, daß irgend eine Zahl einer andern gleich ist. Denn es ist $2.0 = 3.0$, da ja beides gleich Null ist. Würde man nun diese Gleichung durch Null dividieren, so würde sich $2 = 3$ ergeben. Und ebenso könnte man das mit irgend zwei andern Zahlen machen.

Ich will aber einmal auf andre Weise zeigen, daß irgend eine Zahl a einer andern Zahl b gleich ist. Daß

(1) $a^2 - 2ab + b^2 = b^2 - 2ab + a^2$

ist, werdet ihr wohl zugeben, da ja auf beiden Seiten dieselben Glieder stehen. Nach einer bekannten Formel läßt sich diese Gleichung schreiben

(2) $(a - b)^2 = (b - a)^2$.

Ziehe ich nun auf beiden Seiten die Quadratwurzel aus, so erhalte ich

(3) $a - b = b - a$

und, wenn ich auf beiden Seiten $a + b$ addiere,

(4) $2a = 2b$,

woraus sich durch Division mit 2

(5) $a = b$

ergibt.

Schieberätsel.

S	a	l	m	i	a	k	g	e	i	ſ	t	
F	a	m	i	l	i	e	n	g	r	a	b	
S	c	h	w	e	r	t	l	i	l	i	e	
H	e	g	e	m	o	n	i	e				
P	f	e	f	f	e	r	m	i	n	z	e	
S	c	h	r	i	f	t	f	ü	h	r	e	r
H	e	i	ſ	e	r	k	e	i	t			
N	e	u	ſ	t	r	e	l	i	t	z		
R	u	d	o	l	ſ	t	a	d	t			

Diese Wörter sollen so lange seitlich, also nach rechts oder nach links verschoben werden, bis eine senkrechte Buchstabenreihe von oben nach unten einen gepriesenen Helden der deutschen Sage nennt. Ist dies der Fall, so nennt eine andre senkrechte Reihe ohne weitere Verschiebung seine Gemahlin.

Rätsel.

Denkt nach, wie wohl das Seeschiff heißt,
Mit reicher Fracht gefüllt,
Das, wenn man ihm den Mast entreißt,
Nur einen Dreier gilt?

Logogriph-Aufgabe.

1. Hand, 2. Marter, 3. Hieb, 4. Aida, 5. Paris, 6. Sandale, 7. Spitz, 8. Mangel, 9. Jauer, 10. Verflachung, 11. Faschine, 12. Ruhe, 13. Zwerg, 14. Niger, 15. Graun, 16. Eichel, 17. Kerner, 18. Kleve, 19. Richtung, 20. Weile, 21. Renke, 22. Gährung. Bei jedem dieser Wörter ist an irgend einer Stelle ein Buchstabe zu streichen und durch eines der Zeichen a, a, a, d, e, e, f, g, i, l, l, l, n, n, o, s, s, t, t, u, v, w zu ersetzen, so daß ebensoviele neue Wörter entstehen. Die gestrichenen Buchstaben nennen eine schlimme Zeit der deutschen Geschichte, die dafür eingesetzten in umgekehrter Reihenfolge zwei Männer, welche in derselben eine hervorragende Rolle gespielt haben.

Auflösung des Wechselrätsels in Nr. 27.

Hektor — Hektar.

Auflösung des Zahlenrätsels in Nr. 27.

„Geis — Sieg."

Auflösung des Rätsels aus Karlchens Rätselmappe in Nr. 27.

„Schönermark."
(Schön R Mark).

Ein teures Buch.

Eines der teuersten Werke ist wohl das von dem Engländer Gould verfaßte über die Vögel: es kostet zwanzigtausend Mark und besteht aus 43 Großfoliobänden. Es ist das vollständigste Werk, das über Vögel bis jetzt erschienen ist, und wird noch stets fortgesetzt. Reiche Leute lassen sich sogar zwei große, elegant geschnitzte Schränke dafür machen und stellen sie als Prunkstücke in ihrer Bibliotek auf. Gould hat damit aber nicht bloß ein Werk für den Prunk geschaffen, sondern er hat der Wissenschaft auch einen Dienst erwiesen, indem er zum erstenmal das Ganze der Vogelwelt von einem Grundplan aus darstellt und naturgetreu abbildet. Um nun einen genaueren Begriff von der Ausführlichkeit dieses Werkes zu geben, erwähnen wir, daß zum Beispiel die Kolibris, die kleinsten unter den Vögeln, mit ihrem prachtvollen metallglänzenden Gefieder, allein sechs große Imperialfoliobände füllen mit 419 farbigen, aufs feinste ausgeführten Tafeln, welche nicht bloß die Vögel selbst naturgetreu wiedergeben, in allen ihren Farben und ihren charakteristischen Arten des Sitzens und Fliegens, sondern auch ihre Nester, Eier, die Insekten, von denen sie sich nähren, die Bäume, auf denen sie leben. Jedes Bild ist ein Kunstwerk. Die Vögel Asiens füllen sieben Bände mit 500 Farbentafeln, die Vögel Australiens gar acht Bände mit 681 Bildern.

Merk dir's!

Wer dir von andern immer Schlechtes spricht,
Glaub mir: er schont auch dich bei andern nicht.

Bodenstedt.

Das Vermächtnis des Inka.

Von **Karl May.**

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers", „Geist der Llano estakata", „Kong Kheon, das Ehrenwort", „Die Sklavenkarawane", „Der Schatz im Silbersee" u. a.

(Fortsetzung.)

„Wo soll unser Zufluchtsort sein?"

„Im Asiento de la mortandad*)"

„Welch ein schlimmer Name. Ich habe ihn noch nie gehört, weil ich in dieser Gegend noch nicht über die Zwillingsquelle hinausgekommen bin. Doch darüber später. Du glaubst also, daß wir diese Ansiedelung noch vor Ausbruch des Sturmes erreichen?"

„Ja."

„Und kennst den Weg?"

„Ich war mehr als hundertmal dort, und auch meine Leute kennen ihn."

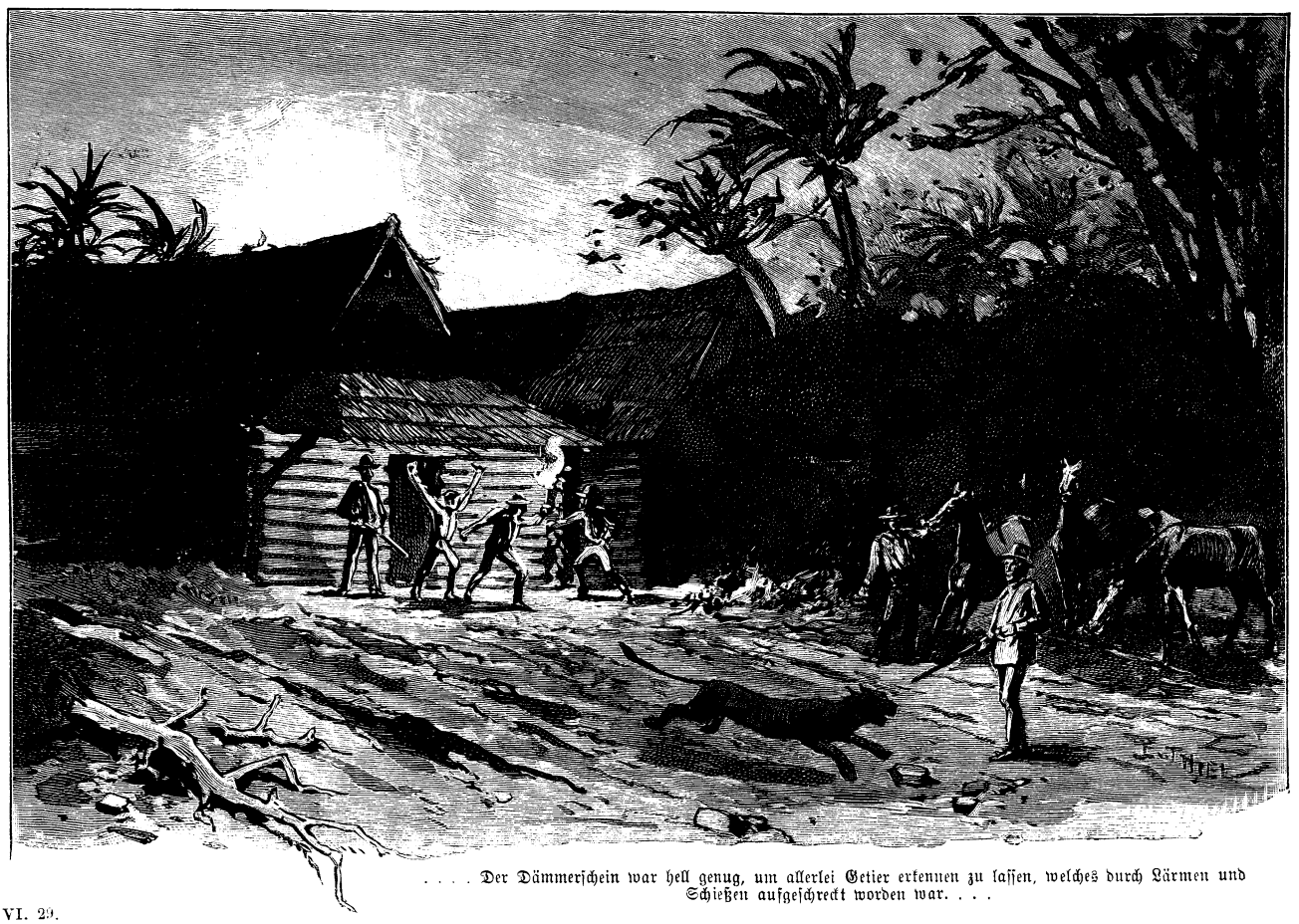
*) Ansiedelung der Niedermetzelung.

Wer mit zwanzig Jahren nichts weiß,
Mit dreißig Jahren nichts ist,
Mit vierzig Jahren nichts hat,
Ist mit fünfzig Jahren ein armer Mann.

Ernst Pasqué.

„Ob ihr ihn aber in dieser Dunkelheit finden werdet?"

„Wir verfehlen die Richtung nicht, Señor. Sie wissen ja auch, daß es nicht mehr lange so finster bleiben wird, wie



. . . . Der Dämmerschein war hell genug, um allerlei Getier erkennen zu lassen, welches durch Lärmen und Schießen aufgeschreckt worden war. . . .

es jetzt ist. Der Himmel wird voll Feuer werden."

„Das ist wahr. Rüsten wir also zum schleunigen Aufbruche. Nehmt besonders die Gewehre in acht, daß sie nicht leiden!"

Nach diesen Worten ließ er sich von dem „Harten Schädel" hinaus zu den erbeuteten Pferden führen, welche von den vier Cambas kaum zusammengehalten werden konnten, da sie die Annäherung des Unwetters spürten.

So viele Pferde bekommen zu haben, war eigentlich ein Vorteil, welcher später sehr günstig in die Wagschale fallen konnte; in diesem Augenblicke aber hätte der Vater Jaguar lieber auf denselben verzichtet. Sie waren zwar aufgezäumt, aber nicht gesattelt; man konnte sie also nicht mit den Gegenständen beladen, die man mit sich schleppen mußte. Darum entschied er kurz:

„Wir nehmen sie mit, geben uns aber keine Mühe mit ihnen. Laufen sie gutwillig, kann es uns lieb sein; wo aber nicht, so mögen sie thun, was sie wollen."

Sechs von ihnen wurden von den Cambas und dem Lieutenant Verano bestiegen, und diese Männer erklärten sich bereit, jeder noch zwei an den Zügeln nebenher zu führen. Als der letztere die Gewehre bemerkte, welche die Leute des Vaters Jaguar aufgeladen hatten, fragte er, woher dieselben seien.

„Wir haben sie ausgegraben," antwortete Geronimo.

„Wo?"

„Unterwegs, an verschiedenen Orten."

„Tiempo tonitroso! So sind es die, welche ich suche! Ich konfisziere sie!"

„Aus welchem Grunde?"

„Sie gehören uns. Sie sind aus dem Zeughause gestohlen worden."

„Wirklich? Das klingt wie ein Kindermärchen. Erzählen Sie es dem Vater Jaguar; der wird Ihnen die Antwort geben, welche ich doch lieber unausgesprochen lassen will."

„Glauben Sie meinen Worten etwa nicht, Señor?"

„Ich glaube alles, was ich sehe. Bringen Sie mir das Zeughaus und die Spitzbuben hierher, so werde ich sehen, was ich zu denken habe. Uebrigens haben wir jetzt auf andres zu achten. Horchen Sie da hinüber!"

Er deutete mit der Hand in der Richtung über den See. Dort war jetzt ein durchdringendes Geheul zu hören. Die Abipones hatten ihren Toten und den Verlust ihrer Pferde entdeckt. Der Vater Jaguar konnte nicht auf sie achten, denn die Gefahr drängte. Er ließ das Feuer auslöschen, und dann wurde der nächtliche Ritt mit den fünf Cambas an der Spitze begonnen.

Es zeigte sich im Verlaufe desselben, daß sie des Weges vollständig kundig waren. Sie hielten genau nach Norden zu, wo der Vater Jaguar eine weite, ununterbrochene Wüste zu finden gedacht hätte. Man ritt nicht Galopp, sondern in vollstem Laufe, und brauchte sich um die ledigen Pferde der Abipones gar nicht mehr zu bekümmern, denn sie kamen freiwillig mit. Ihr Instinkt sagte ihnen, daß das Wetter aus Süden drohe und die Rettung also im Norden zu suchen sei.

Als man nach einer halben Stunde, um die Pferde nicht zu sehr anzugreifen, eine etwas langsamere Gangart einhielt, war der gelbe Streifen am südlichen Himmel schon bedeutend breiter geworden; sein unterer, breiter Teil begann rot zu flammen. Die Folge davon war, daß die Dunkelheit der Nacht weniger tief war als vorher. Nach Verlauf von abermals einer halben Stunde hatte der gelbe Streifen mit seiner Basis die ganze Breite des südlichen Horizontes eingenommen und bildete mit seiner bis an den Zenith reichenden Spitze ein Dreieck, in dessen Mittelpunkte sich ein dunkler Fleck zeigte. Dieses Dreieck war so hell, daß unten eine Art von Dämmerung entstand, bei welcher man mehrere hundert Schritte weit ziemlich deutlich sehen konnte.

„Das ist das Loch, aus welchem der Sturm kommen wird," sagte der Vater Jaguar, indem er auf den dunklen Fleck deutete, zu Doktor Morgenstern, der mit Fritze ihm zur Seite ritt.

„Wird er gefährlich werden?" antwortete der Genannte.

„Ob für uns, das kann ich nicht wissen; aber Schaden anrichten wird er sicherlich. So ein Orkan türmt die Wogen bergeshoch auf, reißt große Lücken in die dichtesten Wälder und wirft die festesten Häuser ein."

„Und da wollen wir uns vor ihm in eine Ansiedelung, also in Häuser, flüchten? Daß sich Gott erbarm! Er wird sie uns über dem Kopf zusammenstürzen, und wir werden unter den Trümmern unsern unvermeidlichen Untergang, lateinisch Exitium genannt, finden."

„Eigentlich sollte man das freilich denken; aber ich verlasse mich auf den Häuptling, welcher nicht nur die Gewalt des Orkanes, sondern auch die Verhältnisse unsres Zufluchtsortes kennt."

„Wat können uns die Verhältnisse nützen, wenn sie vom Sturm umjeworfen werden," meinte Fritze. „Ik habe schon manchen Pampero mit erlebt; aber so ein Hurrican soll noch wat janz andres sind. Ik jebe in diesem Augenblick vor mein Leben keinen roten Pfifferling. Sehen Sie Ihnen doch mal dat Himmelsjewölbe an! Ist dat noch Himmel zu nennen? Nein, wie die reine Hölle sieht es aus. Allen Respekt vor ein schönes Firmament; aber wenn es sich mit Kupferrot und Schwefeljelb überzieht, so kann's mich bange werden. Ik habe auch kein Vertrauen zu die Ansiedelung. Ansiedelung von die Niedermetzelung! Wat haben wir dort zu erwarten? Wat Besseres wohl nicht!"

Es war gar kein Wunder, daß selbst Fritze ein Grauen verspürte, der komische Kauz, welcher sich sonst nicht so leicht aus der Fassung bringen ließ. Der Himmel sah jetzt wirklich höllisch aus. Das Dreieck wuchs immer weiter nach Norden und wurde an seiner Grundfläche breiter und breiter. Dieselbe nahm, als man anderthalb Stunden geritten war, schon die Hälfte des Horizontes ein.

Bei dem jetzt herrschenden Dämmerscheine war zu sehen, daß der Ritt über eine mit kurzem Grase bewachsene Fläche ging, welche sich hier und da zu niedrigen Hügeln erhob. Diese wurden nach und nach häufiger und höher. Meist waren sie von sanft abgerundeter Gestalt, doch kam man auch an einigen vorüber, welche schroffe Felsenbildung zeigten.

„Das beruhigt mich," sagte der Vater Jaguar. „Den besten Schutz können wir an der Nordseite eines festen Felsens finden. Und da ein jeder, der sich hier niederläßt, mit den Verhältnissen des Landes, also auch mit den verheerenden Stürmen zu rechnen hat, so steht zu erwarten, das die Ansiedelung, welcher wir entgegeneilen, an einer so geschützten Stelle angelegt worden ist."

Es sollte sich bald zeigen, daß er ganz richtig vermutet hatte. Man gelangte zwischen Hügeln hindurch in ein breites Thal, welches auf der südlichen Seite von einer hohen Felsenmauer und auf der nördlichen von sanften, bewaldeten Höhen eingefaßt wurde. Auf der Sohle

desselben wuchs niedriges Gebüsch und reiches Gras, und in der Nähe der Felsen standen sechs einzelne Gebäude, welche die frühere Niederlassung gebildet hatten.

Solche Ansiedelungen hat es im Gran Chaco früher viele gegeben. Man stößt noch heutigen Tages auf die Trümmer derselben. Die Weißen kamen in das Land der Roten, setzten sich in demselben fest und benahmen sich als rechtmäßige Eigentümer, ohne an die Zahlung eines Kaufpreises oder an sonst eine Entschädigung zu denken. Sie suchten sich natürlich die besten, schönsten und fruchtbarsten Stellen aus und schossen jeden Roten, der es wagen wollte, ihnen ihr angemaßtes Recht streitig zu machen, einfach nieder. Da aber der Nachschub ausblieb, so waren solche einzelnen Ansiedler doch zu schwach, sich längere Zeit oder gar für immer gegen die zahlreicheren Indianer zu halten, und so zogen sie sich entweder noch rechtzeitig zurück oder wurden, wenn sie hartnäckig auf der geraubten Scholle sitzen blieben, ausgerottet. Das angebaute Land verwilderte wieder. Der Wind wehte die Pflanzensamen in die Gebäude; die Keime entwickelten sich zu Sträuchern und Bäumen, welche die Mauern und Dächer sprengten. Schlinggewächse krallten sich an den Ziegeln und Balken fest und überzogen sie mit einer dicken, feuchten Blätterdecke, unter welcher sie vermoderten und nach und nach in Staub zerfielen.

In dieser Weise ruinenhaft lag die „Ansiedelung der Niedermetzelung" nun freilich nicht da. Sie war von neuerem Datum und außergewöhnlich gut erhalten. Die Wände der Gebäude bestanden nicht aus dem hier gewöhnlichen Materiale, sondern aus festen Holzstämmen, welche tief in die Erde gerammt worden waren. Die Dächer waren aus dicken Schilflagen zusammengesetzt, welche von Bastseilen von bedeutender Stärke getragen wurden. Diese Seile hatten ebenso wie das Schilf der Witterung widerstanden. Infolge ihrer Elastizität gaben sie jedem Windstoße nach, so daß selbst der wildeste Orkan, welchem kein Dach widerstanden hätte, ihnen nichts anzuhaben vermocht hatte. Die Plankenwände hatten dieselbe Widerstandsfähigkeit gezeigt. Sie waren zwar auch reich mit Schlinggewächsen und andern Pflanzen überwuchert, von ihnen aber nicht zerstört, ja kaum angegriffen worden, vielmehr hatten diese eine lebendige, dicke Schutzmauer gebildet, durch welche kein Wind und Regen zu dringen vermochte. Fenster gab es nicht, und die Eingänge waren nicht mit Thüren versehen. Vor und zwischen diesen Gebäuden standen Sträucher, aus denen sich uralte Bäume erhoben. Diese hatten manchen Sturm erlebt, wie die am Boden liegenden starken Aeste bewiesen, welche abgerissen worden und dann verdorrt waren.

Als die Reiter um die Felsenecke bogen und die sechs Gebäude liegen sahen, rief der Häuptling der Cambas, ihr Führer, aus:

„Wir sind an Ort und Stelle, Señores. Laßt die Pferde laufen, und dann schnell unter die Dächer; der Hurrican kann uns dort nichts anhaben!"

„Nein, nicht so!" widersprach der Vater Jaguar. „Wer sich vor Schaden bewahren will, der höre auf mich! Haltet hier beim ersten Hause an! Ich kehre gleich zurück."

Er galoppierte an den Gebäuden hin und dann wieder her, um mit dem Auge ihre Länge und Tiefe zu messen und daraus zu berechnen, wie viele Personen oder Pferde ein jedes aufnehmen könne. Dann fuhr er fort:

„Die Pferde dürfen wir nicht freilassen: sie würden im Orkan davonlaufen. Sie müssen mit in die Häuser. Diese aber müssen erst gereinigt werden."

„Wovon denn?" fragte Lieutenant Verano.

„Das können Sie sich nicht denken? Sie sollen es sogleich sehen."

Er beorderte hinter jedes Gebäude einige seiner Leute und gab ihnen den Auftrag, dort zu schreien, zu lärmen und mehrere Schüsse abzugeben. Als dieser Befehl ausgeführt wurde, sah man, was der Vater Jaguar mit dieser Reinigung gemeint hatte. Der Dämmerschein war hell genug, um allerlei Getier erkennen zu lassen, welches durch das Lärmen und Schießen aufgeschreckt worden war und nun aus den Thüröffnungen hervorgeschossen kam; sogar ein Puma war dabei.

„Nun sind höchstens noch Schlangen darin, vor denen wir uns zu hüten haben," bemerkte der umsichtige Anführer. „Treibt zunächst die Pferde in die vier nächsten Gebäude! In den zwei andern finden dann wir Unterkunft. Nachher das dürre Holz gesammelt, damit wir Feuer machen können; aber schnell, denn das Unwetter scheint losbrechen zu wollen!"

Starke Windstöße begannen durch das Thal zu pfeifen; sie brachten große, schwere, jetzt noch vereinzelte Wassertropfen mit sich. Die Männer waren fieberhaft thätig; in kaum zehn Minuten waren die Befehle Hammers ausgeführt. Die Pferde, welche sogar noch abgesattelt worden waren, standen in den Räumen, und diejenigen Männer, welche bei ihnen waren, um sie zu beaufsichtigen, brannten Feuer im Innern in der Nähe der Thüren an. Feuer brannten auch in den zwei Gebäuden, welche zur Aufnahme der übrigen Personen bestimmt waren. Dort hinein war auch alles Gepäck geschafft worden, welches die Schar bei sich geführt hatte. Aber es war die höchste Zeit gewesen, daß man damit zu stande gekommen war, denn jetzt brach das Wetter, als ob es nur darauf gewartet hätte, mit einer Gewalt los, welche aller Beschreibung spottete.

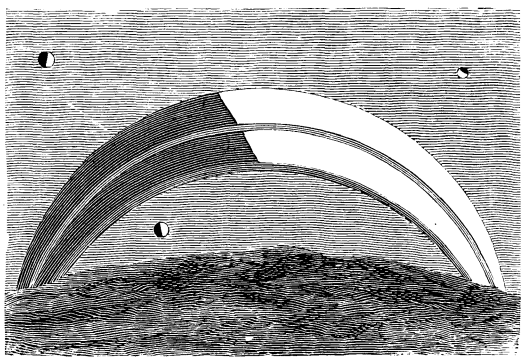
Der vorher gelbhelle Himmel hatte sich mit einem Schlage schwarz gefärbt; ein Aechzen, Stöhnen, Dröhnen und Heulen wie von tausend Teufeln ging durch das Thal; der Orkan war da; die Gebäude zitterten unter seiner Gewalt; sie schienen sich zu biegen, wurden aber durch ihre Elastizität gehalten, und dann that es plötzlich einen Krach, als ob ein Berg eingestürzt sei. Das war der Regen, welcher mit einem Male, und zwar nicht in Tropfen, sondern in geschlossener Masse wie ein See herniederstürzte.

Dieser Regen ergoß sich mit dem Getöse eines großen Wasserfalles, wurde aber dennoch von der Stärke der Donnerschläge übertönt. Blitze zuckten durch die tiefdunkle Nacht oder vielmehr durch den Regensee, und auch das Wort Blitze ist nicht der richtige Ausdruck, denn es waren Feuerflammen, welche aus der Erde aufzuckten, und Feuerklumpen, welche aus den Wolken niederfielen. So ging es Schlag auf Schlag, Krach auf Krach, Feuerball auf Feuerball, eine ganze Stunde lang und auch noch eine zweite. Es war ganz unmöglich, sich zu unterhalten, denn niemand konnte sein eigenes Wort verstehen. Die Männer saßen still am Boden, welcher aus festgestampfter Erde bestand, und konnten sich nur durch Pantomimen die nötigen Mitteilungen machen.

Noch schlimmer aber waren diejenigen daran, welche sich bei den Pferden befanden. Die Tiere hatten natürlich nicht angebunden werden können; soweit die

vorhandenen Riemen, Stricke und Schnuren zureichten, hatte man ihnen die Beine gefesselt; aber dies war nicht bei allen geschehen, und so gab es außer dem Schnauben und Wiehern, ein Stampfen, Schütteln und Umsichschlagen, welches ganz wohl lebensgefährlich genannt werden konnte.

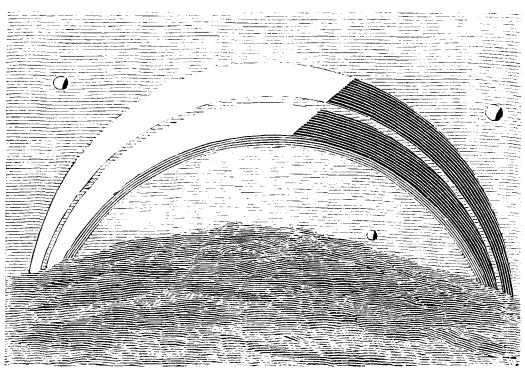
Jetzt gab es noch einen entsetzlichen Donnerschlag, den stärksten von allen, aber auch den letzten; Himmel und Erde schienen nicht nur in Flammen zu stehen, sondern ein einziges Feuermeer zu bilden; dann trat eine Stille ein, welche so plötzlich kam, daß sie geradezu unheimlich wirkte. Keiner wagte ein Wort zu sagen; die meisten glaubten, daß der Aufruhr der Elemente nur einen Augenblick ausgesetzt habe, um sofort wieder zu beginnen; dem war aber nicht so. Der Vater Jaguar stand von dem Platze auf, an welchem er gesessen hatte, ging an dem Feuer vorüber nach der Thür, sah hinaus, wo die Wasser wie ein einziger, thalbreiter Fluß vorüberrauschten, und meldete dann:



Saturnring, westlicher Teil sichtbar.

„Es ist vorüber. Der Himmel steht voller Sterne. Gott sei Dank!"

„Ja, Gott sei Lob und Dank!" seufzte Doktor Morgenstern erleichtert auf, indem er sich mit beiden Händen über das todesbleiche Gesicht wischte. „So etwas habe ich doch noch nicht erlebt. Ich habe eine Angst ausgestanden, welche gar nicht zu beschreiben ist. Da war doch jeder Donnerschlag ein Gebrüll, lateinisch Rugitus oder auch Mugitus geheißen, und jeder Blitz eine Feuersbrunst, Incendium, welche alles zu verzehren drohte!"



Saturnring, östlicher Teil sichtbar.

„Ja, dat ist wahr," stimmte Fritze bei. „Mir wundert es nur, daß wir nicht erschlagen worden sind, da wir bei dat Wetterleuchten und die vielen Blitze auch noch sechs Feuer jebrannt haben!"

„Allerdings! Die Wissenschaft hat bewiesen, daß der Blitz vom Feuer angezogen wird. Es ist ein wahres Wunder, daß es hier nicht eingeschlagen hat."

„Das war nicht wohl zu befürchten, da der Wald da droben ein sehr guter Blitzableiter war," bemerkte der Vater Jaguar. „Nun aber will ich sogleich einmal nach den Pferden sehen, ob sie sich beschädigt haben.

Er ging hinaus und hatte bis an die Knie im Wasser zu waten, wo es vorher ganz trocken gewesen war. Die Tiere ließen zwar noch Zeichen von Unruhe sehen, standen aber still an ihren Plätzen. Nennenswerte Beschädigungen waren nicht zu bemerken. Einen so guten Ausgang hatte man kaum erhoffen dürfen.

Als er von dieser Besichtigung zurückkehrte, stand Lieutenant Verano gerade im Begriff, sein Abenteuer zu erzählen. Als dieser Hammer kommen sah, wendete er sich ihm mit den Worten zu:

„Sie kommen gerade recht, Señor, um zu hören, welche Ansprüche ich an die Gewehre habe, welche Sie sich angeeignet haben."

„Angeeignet? Daß ich nicht wüßte! Ich habe sie in einstweilige Verwahrung genommen," antwortete der Deutsche in sehr zurückhaltender Weise.

„Mit welchem Rechte, wenn ich fragen darf?"

„Sie sagen ganz richtig: wenn ich fragen darf. Welches Recht haben Sie, mich zu fragen?"

„Ich bin der Beauftragte des Generals Mitre."

„Das würde ich gelten lassen, falls Sie es beweisen könnten."

(Fortsetzung folgt.)

Ostern.

Ostern! Mag der Wind auch noch so eisig wehen — wenn die Osterglocken ihre frohen Klänge ertönen lassen, zieht es doch in jedes Herz wie Frühlingsahnen. Denn das haben die Söhne germanischen Stammes von ihren Altvordern geerbt, daß sie die Feste feiern, wie sie fallen, und sich des beginnenden Lenzes freuen, auch wenn der Griesgram von Winter ihnen noch eine Handvoll Schnee oder Hagel ins Gesicht werfen sollte. Der Deutsche glaubt an die Frühlingsbotschaft:

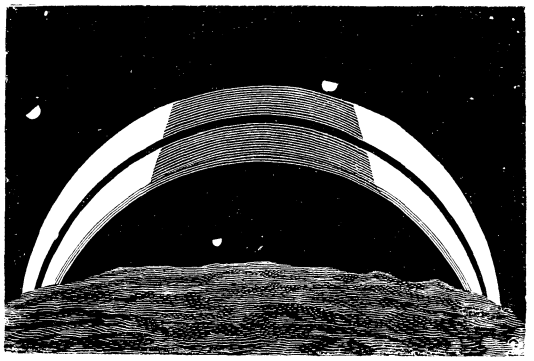
Es kam der Hirt vom Anger
Und sprach: „Der Lenz ist da!
Ich sah sie in den Wolken
Die Göttin Ostara;
Ich sah das Reh, das falbe,
Der Göttin rasch Gespann,
Ich hörte, wie die Schwalbe
Den Osterruf begann.
Es brach das Eis im Strome,
Es knospt der Schlehdornstrauch:
So grüßt die hohe Göttin,
Grüßt sie nach altem Brauch!"

Obgleich die altsächsische Mythe von der Frühlingsgöttin Ostara, welche segnend über Fluren und Auen dahinschwebt, gefolgt von den Schwalben und dem Storche in der Luft, dem Reh, Hirsch und Hasen auf der Erde, längst dem Gedächtnis des Volkes entschwunden ist, und obgleich das altsächsische Lied an die Erdenmutter, das uns im Kloster Corvey erhalten wurde:

„Ostar, Ostar, Erdenmutter,
Lasse diesen Acker wachsen —"

längst verklungen ist, so haben sich doch zahlreiche Gebräuche, die ursprünglich der Göttin Ostara gewidmet waren, bis auf die heutige Zeit erhalten. Ehemals feierte man das Fest der Frühlingsgöttin, dieses Fest der Auferstehung der Natur aus dem todesähnlichen Schlafe des Winters

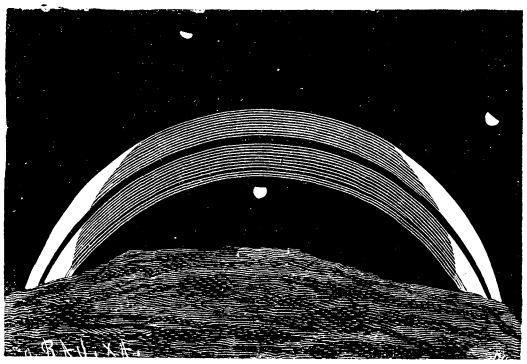
mit dramatischen Aufzügen, Spielen und Freudenfeuern; man stellte dabei den Kampf gegen den Winter bildlich durch eine Puppe dar, die, nachdem sie unter allerlei Scherz und Gespött durch die Straßen der Stadt getragen war, entweder den Flammen oder dem Wasser überliefert wurde, um so ihren Tod zu finden. In manchen Gegenden Deutschlands — in der Pfalz, im Odenwald und Neckarthal — besteht diese Sitte noch heute; sie heißt das „Todaustragen" oder „Sommersingen". Sommer und Winter werden auch wohl von Personen dargestellt und der Kampf beider Jahreszeiten wird versinnbildlicht. In manchen Gegenden ziehen Kinder mit einem geschmückten Tannenbäumchen oder mit bunten hölzernen Stäben, an welchen eine mit Bändern verzierte Bretzel hängt, umher; noch anderswo, wie in Schlesien, mit ausgeputzten Fichtenreisern. In Bocholt (Westfalen) findet dieser Brauch am Sonntag vor Ostern — Palmsonntag — statt: das Fichtenbäumchen („der Palmstock") ist weiß abgeschält und mit Vögeln aus Kuchenteig besteckt. Die Sitte des Todaustragens ist vielerorten auf das „Maifest" verlegt worden, wie der Brauch der Osterfeuer auf den Sonntag Invocavit, der daher den Namen „Funkensonntag" erhielt. Dahingegen haben sich die symbolischen Speisen des Frühlingsfestes, welche wie Osterei und Osterhase als Sinnbild der Fruchtbarkeit gelten, noch bis auf den heutigen Tag am Osterfeste selbst erhalten. Noch heute sieht man in den Konditorläden der Städte die schön verzierten Ostereier aus Zucker, Marzipan oder dergleichen, und daneben den Osterhasen aus Schokolade, welcher, aller Naturforschung zum Hohn, jene Eier gelegt haben soll. Der Hase leistete der Ostara, die nicht allein Göttin des wiederkehrenden Frühlings, sondern auch des aufsteigenden Frührots und strahlenden Morgens war, durch seine Schnellfüßigkeit Dienste, und daher war er ihr geweiht; nun muß er nach dem scherzhaften Volksglauben die Ostereier legen. Aber auch wirkliche Ostereier (Hühnereier) werden fast überall mit verschiedenen Farbstoffen gekocht und alsdann, mit bunter Schale prangend, in heimlichen Winkeln der Wohnstube oder im Buchsbaumgehege des Gartens versteckt, um von den Kindern gesucht und mit lautem Jubel gefunden zu werden. Die Farben der Eier sind gewöhnlich rot und gelb, und man behauptet, daß die roten dem Gotte Donar, die gelben der Göttin Ostara heilig waren. Im östlichen Deutschland läßt man Baumzweige im Wasser treiben; die grünenden Zweige werden zu Ruten vereinigt, mit denen man diejenigen streicht, denen man Gutes wünscht. Man nennt dieses „Schmackostern". Die Kinder oder Dienstboten erhalten dafür ein kleines Geldgeschenk oder auch ein künstliches Osterei aus Zucker.



Saturnring, um Mitternacht zu Sommeranfang.

Ein Ueberbleibsel aus der heidnischen Zeit ist auch der Brauch, bei Aufgang der Sonne, die der Sage nach am Ostermorgen vor Freude dreimal aufhüpfen soll, Wasser aus einem Bache zu schöpfen, der gegen Morgen fließt; es darf jedoch beim Schöpfen kein Wort gesprochen werden, wenn dasselbe wirksam sein soll. Sind alle Vorschriften genau befolgt, so hält sich solches Osterwasser das ganze Jahr über frisch und wirkt heilbringend und verschönernd.

Da die ersten christlichen Missionare, welche unsern heidnischen Vorfahren das Evangelium verkündigten, die vorgefundenen naturgottesdienstlichen Feste nicht mit Gewalt unterdrücken konnten, so fanden sie zuletzt, nach der weisen Anordnung der Päpste, den Ausweg, die christlichen Feste an die Stelle jener zu setzen, und die heidnischen Festgebräuche, allerdings unter christlicher Auslegung, mit in den Kauf zu nehmen. So trat an die Stelle des heidnisch-germanischen winterlichen Sonnenwendfestes das christliche Weihnachtsfest, an welchem durch die Geburt des Heilandes sich ebenfalls die Gnadensonne Gottes wieder der sündigen Menschheit zu nähern beginnt; an die Stelle der heidnischen Frühlingsfeier zu Ehren Ostaras trat das christliche Osterfest, das die Auferstehung Christi, den Sieg des Gottessohnes über den Tod feiert. Das Osterei ist in christlicher Zeit zu einem Sinnbild der Auferstehung geworden: schlummert doch im Ei unter der harten Schale der Keim, aus dem sich ein lebendiges Wesen entwickeln wird! Die Ostereier wurden früher immer vor dem Verschenken von der Kirche gesegnet und empfingen auch dadurch eine höhere Bedeutung. Auch die Osterfeuer, welche ursprünglich Bittfeuer waren, und durch ihre Asche den Saaten Heil und Gedeihen brachten, wurden von den christlichen Priestern dahin ausgelegt, daß sie den Gläubigen von den Höhen weithin den Sieg des Erlösers und den Sieg der Christen mit Ihm freudig verkündigten. In rechter, anständiger Weise gepflegt, sollte diese schöne Sitte der Osterfeuer unter dem christlichen Volke nicht aussterben. Den aus der heidnischen Vorzeit übernommenen Ostereiern und Osterfeuern wurden in christlicher Zeit die Osterlämmer hinzugefügt, die früher viel zu christlichen Geschenken dienten, auch heute in südlichen Ländern noch üblich sind. Es verbindet sich damit eine tiefe religiöse Bedeutung: während das Ei unsre eigne Auferstehung uns vor Augen führt, ist das Osterlamm mit der Fahne ein schönes Sinnbild unsres göttlichen Osterlammes, das wir auch sonst mit der Siegesfahne dargestellt finden. Auf das göttliche Osterlamm weisen auch die Kuchen in Form eines Osterlammes hin, denen man hier und dort in Deutschland begegnet, sowie das aus Butter geformte Osterlamm, das



Saturnring, um Mitternacht zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche.

in Norddeutschland in den Tagen vor Ostern verkauft wird.

Es wäre zu wünschen, daß die schönen und sinnigen Ostergebräuche uns noch lange erhalten blieben. Freilich sollen wir die Feier des Osterfestes nicht allein in diesen äußeren Gebräuchen suchen. Vor allem sei das hohe Fest in geistiger Weise begangen. Deshalb thun wir wohl daran, mit dem Herrn geistig aufzuerstehen — aufzuerstehen aus Lauheit und Trägheit im Guten, aus bösen Neigungen und Lieblosigkeiten gegen unsre Mitmenschen. Je tugendreicher und vollkommener sich unser Leben gestaltet, um so höher wird unsre Osterfreude sein.

Wie von Thal zu Thal die Glocken,
Wie die Lerchen in der Luft,
Soll das Herz in Lust frohlocken,
Atmen heil'gen Osterduft.

Alles Weltleid ist vergessen,
Zeitensorgen sind verweht,
Da ein Frühling unterdessen
Blütenreich in uns ersteht.

Ostertag, bist du nicht Bote
Aus dem Himmelreich voll Ruh?
Seinem sel'gen Morgenrote
Schlagen unsre Herzen zu.

Die Saturnringe.

Zu den mit bloßem Auge erkennbaren und daher auch schon im Altertum bekannten Planeten gehört Saturn, dessen ruhiges, nicht flimmerndes Licht ihn auch leicht von den helleren Fixsternen unterscheiden läßt. Der erste Astronom, der das Fernrohr auf den Saturn richtete, war Galilei. Das sogenannte holländische Fernrohr war kaum erfunden, als er im Jahre 1610 mit einem solchen, das nur 33mal vergrößerte und sicher keins der besseren Art war, den Saturn zu erforschen begann. Er erblickte zu beiden Seiten des Saturn je einen kleineren Stern; er konstatierte, diese beiden seien anscheinend so gewaltig an ihn gefesselt, daß sie nicht von ihm wichen und ihn wohl gar berührten. Ein schwaches Fernrohr zeige den Planeten in Gestalt einer Citrone, durch ein besseres Fernrohr aber seien die seitlichen Sterne sehr gut von dem größeren Hauptkörper zu unterscheiden. Sie seien gewissermaßen zwei Diener, die den alten Saturn auf seinem ermüdenden Wege stützten. — Nach zwei Jahren richtete er wieder das Fernrohr auf den sonderbaren Himmelskörper: da waren die seitlichen Sterne verschwunden — die beiden Diener hatten den alten Herrn treulos verlassen. Infolgedessen glaubte Galilei nun, er sei vorher durch ein Trugbild getäuscht worden.

Etwa vierzig Jahre später beobachtete Hevelius in Danzig eingehend den Saturn mit besseren Instrumenten und fand henkelförmige Ansätze an ihm, deren Veränderungen er sorgfältig beschrieb. Diese Veränderungen, die sogar, wie bei Galilei, zu einem vollständigen Verschwinden ausarten können, wurden im Jahre 1659 für Huyghens die Veranlassung zur richtigen Deutung dieser Erscheinung: nach jahrelangen Beobachtungen sprach er die Ueberzeugung aus, daß die Kugel dieses Planeten in der Ebene ihres Aequators von einem dünnen, flachen Ring umgeben sei. So sehr sich die Wissenschaft gegen diese ihr pantastisch erscheinende Behauptung anfangs sträubte, so überzeugte man sich doch immer mehr von ihrer Richtigkeit, zumal als mit der emsigeren Beobachtung eine fortschreitende Verbesserung der Fernrohre Hand in Hand ging. Endlich entdeckte Cassini 1675, daß der Ring in einen inneren und einen äußeren zerfalle, die durch eine dunkle Linie (die „Cassinische Trennung") geschieden seien. Heute sind uns die Größenverhältnisse der Saturnwelt zahlenmäßig bekannt: setzt man den Radius der Saturnkugel gleich 100, so ist der Zwischenraum zwischen ihm und dem inneren Ringe $48\frac{1}{4}$, die Breite des inneren Ringes $43\frac{1}{3}$, die der Cassinischen Trennung $4\frac{1}{2}$, die des äußeren Ringes $26\frac{3}{4}$, die Ringdicke $\frac{1}{4}$. Die Einheit dieser Zahlen beträgt etwa 80 Meilen.

Zu dieser Welt im kleinen gehören noch 8 Monde, und das ganze System durchläuft die gegen 1200 Millionen Meilen lange Bahn in etwa $29\frac{1}{2}$ Erdenjahren. Hierdurch erklärt sich die schon im Altertum bekannte Langsamkeit seiner Bewegung. Hauptkörper und Ringe drehen sich in je $10\frac{1}{4}$ Stunden einmal um ihre Achse; die Monde umkreisen das Ganze nach Art der andern planetarischen Trabanten.

Die Verhältnisse des Saturn sind so eigenartig, daß es einen besonderen Reiz gewährt, sich vorzustellen, welcher Anblick sich einem Saturnbewohner darbieten würde. Versetzen wir uns in Gedanken auf den seltsamen Himmelskörper, so würden wir natürlich nicht überall etwas von dem Ringe sehen; am Nordpol erblickt man weder den Ring, noch die Monde. Wandern wir aber südwärts, so sehen wir bald einen schmalen Lichtsaum am Horizonte, der allmählich zu einem glänzenden Bogen wird und endlich sich brückenartig hoch vor uns ausspannt, am breitesten, wenn wir uns unter $34\frac{1}{2}{}^{0}$ saturnographischer Breite befinden. Aber ein Teil der leuchtenden Brücke wird stets vom Saturn selbst beschattet, wie unsre Skizzen darstellen. Im Sommer sieht man daher abends nur den westlichen (Skizze 1), morgens nur den östlichen Teil des Ringbogens (Skizze 2); während der Nacht wandert der Schatten über den Bogen hin. Zur Zeit des Sommeranfangs erscheint um Mitternacht ein kleinerer mittlerer Teil des Bogens wie weggeschnitten (Skizze 3); viel größer ist der um Mitternacht fehlende mittlere Teil zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche, wo nur noch zwei schmale Hörner übrig bleiben (Skizze 4). — Von den Monden sind in unsren Skizzen immer nur drei sichtbar; man kennt deren, wie erwähnt, acht, doch deuten manche Betrachtungen darauf hin, daß es zehn Saturnmonde gebe.

So eigenartig das Ringsystem für das Auge eines auf dem Saturn weilenden Beobachters sein mag, er würde sich doch bald nach der Mutter Erde zurücksehnen, denn das schöne Gebilde nützt wenig und schadet viel. Der Lichtschein, den es dem Planeten gewährt, ist ziemlich gering und kommt ihm dann zugute, wenn er ihn am wenigsten braucht, in den Sommernächten. Im Winter aber rauben die Ringe dem Saturn viel Sonnenlicht und erzeugen stellenweise jahrelange Sonnenfinsternisse. Also seien wir zufrieden, daß der Planet, den wir bewohnen, nicht mit einer Ringzierde geschmückt ist, und erhalten wir unsre liebevolle Anhänglichkeit der alten Mutter Erde.

Vom Kohlweißling.

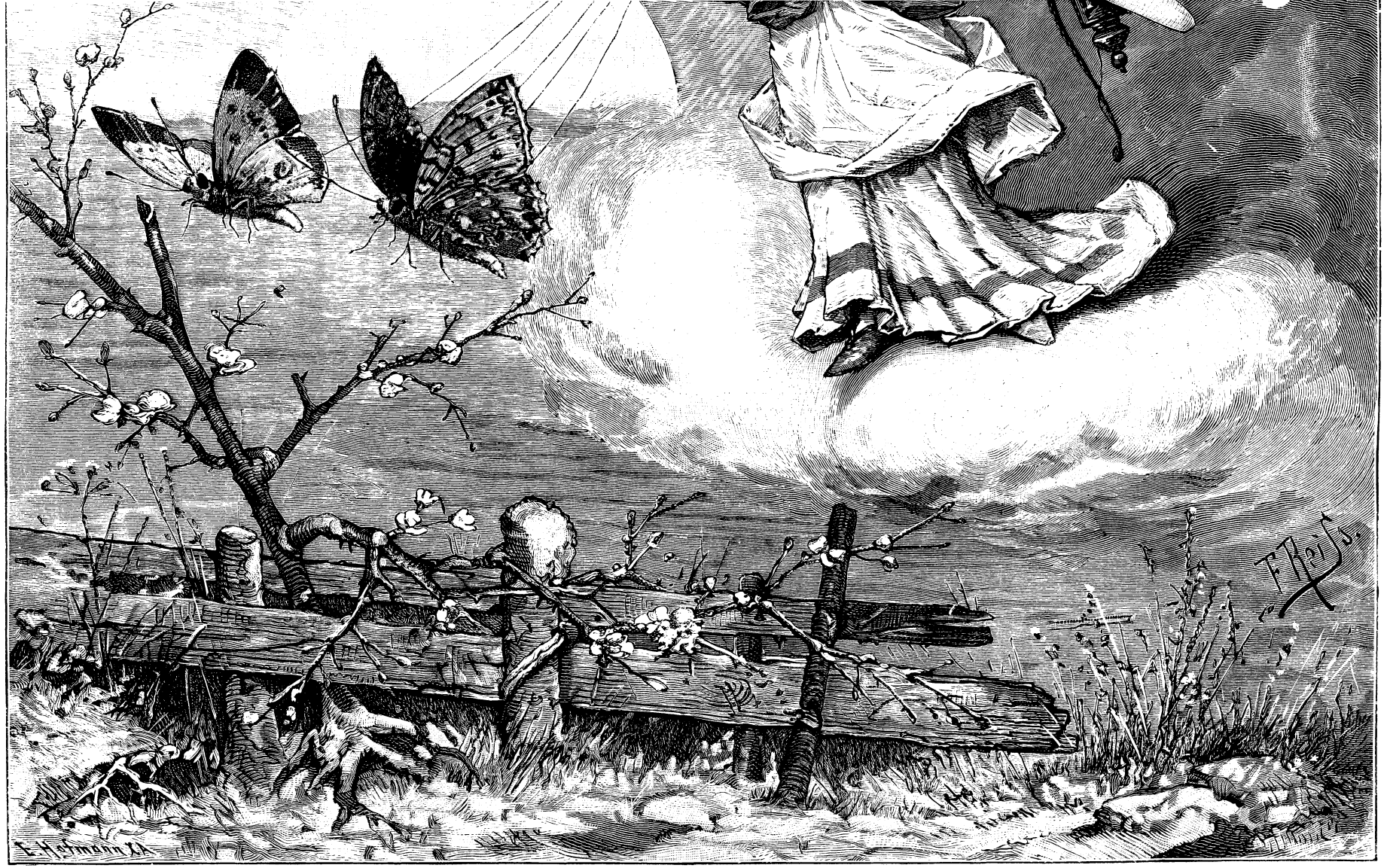
Wie manche amerikanische Insekten nach Europa gelangt sind und hier in Wald und Flur Schaden angerichtet haben, so sind auch andrerseits mannigfach europäische Insekten nach Amerika verschleppt worden und haben sich dort rasch akklimatisiert. Scudder hat vor kurzem eine Mitteilung über die Einschleppung und Verbreitung des Kohl-

weißlings (Pieris rapae) in Amerika veröffentlicht, nach der sich dieser Falter in wenigen Jahrzehnten den ganzen Osten der Vereinigten Staaten erobert hat. In New York soll die erste Einführung desselben durch einen deutschen Schmetterlingssammler erfolgt sein, dem frisch ausgeschlüpfte Exemplare entkamen. Außerdem ließen sich noch drei Orte der Einschleppung nachweisen: Quebec, Charleston und Florida. Besonders New York und Quebec gewannen die Bedeutung von Hauptverbreitungszentren und ihre Gebiete vereinigten sich bald. Die Verbreitung erfolgte hauptsächlich nach Osten und Südosten, weniger rasch nach Westen längs des Lorenzstromes. Sobald sie das Mississippi-Thal erreicht hatte, wurden in kurzer Zeit die Mississippi-Staaten überschwemmt. Wie gewöhnlich bei der Einführung ausländischer Arten die Vernichtung einheimischer, nächstverwandter Formen erfolgt, so war auch mit der Verbreitung von Pieris rapae in Amerika die Zurückdrängung der einheimischen ziemlich unschädlichen Weißlinge Pieris oleracea und Poatia protodice verbunden.

Ein Altertümchen.

Ferien! holdes Wort für alle Schüler, mögen sie groß oder klein, fleißig oder faul sein, mögen sie die Bänke der Volksschulen oder der höheren Lehranstalten drücken; den Gymnasiasten und Realschülern klingt es ebenso melodisch wie den Elementarschülern und Abc-Schützen, den hochgelahrten Professoren und Doktoren nicht minder wie den schlichten Lehrern und Dorfmagistern. Jetzt sind die Tage der goldenen Freiheit gekommen, die Gassen bevölkern sich plötzlich mit zahlreicher Jugend; wessen Eltern es leisten können, der begibt sich zum Bahnhofe, in die Ferienreise, oder zu Fuß mit dem Ränzel in die schöne Umgebung. Die schönsten Ferien, meinen wir, sind doch die in Westfalen und vielleicht auch sonstwo gebräuchlichen Herbstferien! Gaudete juvenes, vacatio imminet, patriam intrare licebit! In der herbstlichen freien Natur reifen die Früchte, und der Schüler trägt die Früchte seines Fleißes — oder auch seines Unfleißes! — auf der Censur mit heim. Die Kornfelder sind schon gemäht und man gönnt dem Boden einige Zeit, sich auszuruhen; ausruhen darf auch jetzt der Schüler von seinen Lektionen und Pensis, von mündlichen und schriftlichen Aufgaben, Exercitien, Extemporalien ꝛc. Aus des Himmels blauem Spiegel lacht der unbewölkte Zeus, und wenn auch gerade kein Zephyr über die Stoppeln weht, so doch ein erfrischender Luftzug, der die Wangen bald rötet, wenn er nur rechtzeitig und hinreichend genossen wird. Die lähmende Schwüle der Hundstage ist der belebenden Kühle des Herbstes gewichen, die Glieder fühlen sich wieder leicht und elastisch, und die Beine werden zu wahren Fortschrittsbeinen, die im muntersten Tempo die Welt durchmessen möchten.

Wir drei Brüder Lammers, Schüler des Gymnasiums zu Hinterwinkel, durften die Herbstferien auf dem Edelhofe unsres Onkels Adrian im Münsterlande zubringen. „Dort auf den weiten Heiden," hatte unser lieber Vater zu uns beim Abschied gesagt, „könnt ihr Pflanzen für eure Herbarien sammeln, Schmetterlinge und Käfer für eure Insektensammlungen fangen, seltene Versteinerungen für eure geologische Sammlung suchen, denn die münsterländischen Heiden sind alter Meeresboden." Von kühnen Hoffnungen geschwellt, von den großartigsten Vorsätzen belebt, hatten wir den Edelhof des Onkels und der Tante betreten. Aber es sollte anders kommen: Pflanzen, Schmetterlinge, Käfer, Versteinerungen, alle verloren sie plötzlich in unsern Augen den Sammelwert — die Dinge lagen ja förmlich zu Dutzenden und Hunderten am Wege! — als uns der liebenswürdige Onkel seine Sammlung von Altertümern zeigte. In sechs mächtigen Glasschränken, die in einem weiten, lichten Saale ihre Aufstellung gefunden hatten, zeigten sich unsern trunkenen Blicken, denen noch niemals etwas derartiges begegnet war: schwarze Aschekrüge, rostige Spangen, Armbänder, Nadeln und Ketten, feuersteinerne Beile, Speerspitzen, Messer, ferner irdene Vasen, Krüglein, Lampen und Götzenbilder, sodann gebräunte Knochen, Zähne und Schädel, weiter Holzschnitzereien und Elfenbeinsachen, hierauf buntbemalte Glasscheiben und Oelbildchen: ferner alte Schlüssel, Schlösser und Thürbeschläge von Schmiedeeisen, noch weiter Dosen, Schachteln und hundert andre Dinge. Das Haupt- und Glanzstück der Sammlung war aber ein kupfernes Reliquienhäuschen mit Emailleverzierungen; Onkels Stimme nahm ordentlich einen feierlichen Klang an und seine Hände bewegten sich in abgemessenem Tempo, als er das Häuschen uns vorzeigte und erklärte. Das Kunstwerk war aber auch wirklich wunderschön, dabei stammte es aus dem Mittelalter, und es hatte — wie uns die gute Tante hinterher heimlich anvertraute — bare dreitausend Mark gekostet! Uns schwindelte bei dieser Summe, und die paar Mark, die wir als Zehr- und Reisegeld in der Tasche trugen, verloren förmlich ihren Wert, so daß wir beschlossen, sie nur möglichst schnell aufzubrauchen. Ein solches Reliquienhäuschen zu erwerben, das schlossen wir von vornherein in unsern Absichten aus, — aber eine Altertümer-Sammlung, die wollten und mußten wir uns partout anlegen, zumal uns Onkel gesagt hatte, daß mehrere der Urnen, Krüge, Knochen und Waffen aus den Hünengräbern der Heide stammten, welche in der Nachbarschaft des Edelhofes lag. Onkel lächelte über unsern heiligen Eifer, der sofort mit Spaten und Hacke losziehen wollte, und mahnte: „Eile mit Weile!" Vorläufig wolle er uns einen Hünenbackenzahn als Grundstein unsrer geplanten Sammlung schenken. Wer war glücklicher, als die Brüder Karl, Theodor und Ludwig! Stante pede wollten wir das Wunderding von Zahn besitzen, das uns jetzt schon weder für Silber noch für Gold feil gewesen wäre. „Eile mit Weile!" sagte wieder der Onkel und schloß seine sechs Schränke mit Altertümern vorsichtig ab, die Schlüssel überall herausziehend und in die Tiefen seiner Tasche versenkend. Ob er Mausegelüste bei uns vermutete? Nein, lieber Onkel, die lagen uns völlig fern, und nimmermehr hätten wir die Lehre unsrer guten Mutter außer acht gelassen: „Ehrlich währt am längsten" — ein Sprichwort, das der derbere Vater gern in die Worte zu kleiden pflegte: „Erst lügen, dann betrügen, dann stehlen, dann morden,



Nun, da Schnee und Eis zerflossen,
Da des Angers Rasen schwillt,
Und an roten Lindenschossen
Knospen bersten, Blätter sprossen:
Weht der Auferstehung Odem
Durch das keimende Gefild.

dann an den Galgen.“ Nachdem Onkel sich vergewissert, daß seine Schätze wohl verwahrt seien, und nachdem er scherzend geäußert: „Ich wollte, ich könnte so einen feurigen Hund mit tellergroßen Augen, wie er in alten Sagen die Schätze bewacht, in meinen Dienst bekommen!“ führte er uns treppauf, treppab über hallende Korridore, wo durch hohe Fenster die milde Herbstsonne schien und Millionen farbiger Stäubchen in den schrägen Strahlen tanzten, in seine Schreibstube. Hier also befand sich der Hünenbackenzahn, dieses Wunder, das wir unser eigen nennen sollten! Unsre Herzen klopften wie junge Lämmerschwänzchen, als Onkel nicht ohne eine absichtliche Feierlichkeit und Langsamkeit die Lade seines Schreibtisches loszog. Einem hinteren Fache entnahm er einen in Papier gewickelten Gegenstand, welchen er hierauf unsrem jüngsten Bruder, dem Sextaner Ludwig, überreichte. Ludwig begann die Papierhüllen — es waren deren mehrere — loszuwickeln, aber da er mit seinen vor Aufregung zitternden kleinen Händen allzu langsam verfuhr, so entriß ihm der Tertianer Theodor, der seine Ungeduld nicht länger zügeln konnte, mit einem Ruck das kostbare Paketchen und begann nun in rascherem Tempo die Hüllen loszuschälen; dabei ließ er jedoch den innern, freilich noch verhüllten Kern unversehens fallen, worauf ich, der Sekundaner Karl, wie ein Habicht auf die Beute stieß und mit fiebernden Händen endlich den Zahn ans Tageslicht brachte. Mit Augen, die wie Obertassen vor den Köpfen stehen mochten, stierten wir auf den „Hünenbackenzahn“; hierauf stierten wir uns gegenseitig an und endlich stierten wir den Onkel an, der mit einem Lächeln zu kämpfen schien. Dieses Lächeln bestärkte uns in unsrem Verdachte, bis endlich der kleine Ludwig, der Naseweis der Familie, in die Worte ausplatzte: „Das ist ja ein ganz gemeiner Pferdezahn vom Anger! Oh, Onkel, wir haben lange genug auf dem Anger gespielt, um solche Zähne wohl zu kennen!“ Nun platzte der Onkel vor Lachen los, während ich ratlos mit meinem gelben Pferdezahn in der flachen Hand dastand. Da erblickten meine vier im Zimmer umherschweifenden Augen in einer Ecke ein Mauseloch — und im nächsten Augenblick versenkte ich in seine Tiefen das erst so heiß begehrte, jetzt so schnöde verachtete „Altertum“. — „Na, mein Junge, du weißt dich gut aus der Affaire zu ziehen,“ lachte der Onkel, indem er sich die Seiten hielt. „Aequam memento rebus in arduis und so weiter, impavidum ferient ruinae, es war ein Spaß, den ich mir mit euch erlaubte, aber da ihr ihn so gleichmütig aufnehmt, so werde ich mit euch heute nachmittag zur Belohnung einen Spaziergang nach dem nächsten Städtchen machen.“

Das Mittagessen däuchte uns trotz der leckeren Speisen, welche die gute Tante aufgetischt hatte, diesmal ein wenig lang; wir verzichteten sogar — man staune! — auf den Nachtisch, welcher in köstlichen Aepfeln und Birnen bestand. „Aber Jungens,“ tadelte die Tante, „so steckt euch doch wenigstens die saftigen Früchte in die Taschen, damit ihr einen Imbiß auf eurer Wanderung habt!“ Dies ließen wir uns nicht zweimal sagen und wir stopften und pfropften uns alle Taschen so voll, daß es zuletzt aussah, als hielten wir unter unsern Kleidern am Körper allerlei traurige Auswüchse, Verkrümmungen und Mißbildungen verborgen. Namentlich der kleine Ludwig, der, aufrichtig gestanden, ein Nimmersatt war, machte eine so komische Figur, daß der humoristische Onkel sich vor Lachen krümmte und ein über das andre Mal schrie: „Das hält ja keine Dreschmaschine aus! Ich kriege den Tod davon!“ Indem wir älteren Brüder dem ganz und gar aus seiner Fasson geratenen Ludwig einige der dicksten Aepfel und Birnen mit Gewalt aus den Taschen rissen, wodurch der Junge sich wieder der Gestalt eines normalen Menschen näherte, beruhigte sich der Onkel, und nachdem er Hut und Stock zur Hand genommen, führte er uns, nach herzlichem Abschied von der Tante, mit dem Rufe:

„Auf, auf! sprach der Fuchs zum Hasen:
Hörst du nicht den Jäger blasen?“

ins Freie.

Unterwegs suchten wir mit allen Kriegslisten aus dem Onkel herauszulocken, wo wir wohl ein richtiges Altertümchen erwischen könnten, aber Onkel orakelte so geheimnisvoll wie eine Pythia, daß wir aus seinen Antworten nicht klug werden konnten. Unsre Phantasie erging sich in den fabelhaftesten Gebilden, und der kleine Ludwig äußerte zuletzt ganz zuversichtlich, er glaube, daß uns der Onkel noch einmal mit einem Mammutgerippe überraschen werde. Da Onkel zu dieser Aeußerung weder lachte noch sprach, aber nicht abließ, uns mit dem Pferdezahn zu necken, wurden auch wir Jungens etwas unwirsch. „Warte nur, Onkel,“ sagten wir, „das sollst du büßen, daß du uns so angeführt hast! Wir werden Rache nehmen, wenn auch nicht blutige Rache, so doch kaffeebraune Rache, nämlich in Strömen von Mocca, womit du uns im ‚Goldenen Holzschuh‘ traktieren sollst.“

„Zugestanden, zugestanden!“ lachte der Onkel; „Ströme von Kaffee sollen fließen, um meine Schuld abzuwaschen! Schinkenscheiben sollen als Pflaster auf eure Wunden gelegt werden! Mit Zuckerklumpen, so dick wie meine Faust, will ich euch die Bitterkeit des Kaffees, des Lebens und der Enttäuschung versüßen! Gelbe, nußkernsüße Butter will ich euch als Salbe auf eure Herzenswunde streichen! Verzeih du junges, dummes, gutmütiges Volk einem alten Egoisten von Altertumsforscher, der nichts aus seinen sechs Schränken für euch missen kann! Eher trennt sich ein Geizhals von seinem Golde, als ein Altertumsfreund von seinen Urnen, Vasen, Waffen, Knochen u. s. w.“

Die Kaffeelabung im „Goldenen Holzschuh“ war sehr reichlich und lustig — aber das sahen wir Jungens im Verlauf der Unterhaltung wohl ein, daß vom Onkel nicht das kleinste Altertümchen für unsre beabsichtigte Sammlung zu kriegen war. Wir beschlossen deshalb, als der Onkel, um die Zeche zu zahlen, hinausgegangen war, fortan auf eigene Faust zu handeln.

* * *

Schon am folgenden Tage machten wir Ernst mit unsern Vorsätzen. Wir durchstreiften die weite Heide, welche an des Onkels Besitzung grenzte, kreuz und quer und waren so glücklich, inmitten eines Gestrüpps von Wacholder, Stechpalme und Brombeer ein mit rosenrotem Heidekraut überwuchertes Hünengrab zu entdecken:

„Es ist so still, die Heide liegt
Im warmen Mittagssonnenstrahle;
Ein rosenroter Schimmer fliegt
Um ihre alten Gräbermale“ —

deklamierte ich nach Theodor Storm, worauf Bruder Theodor die Sage erzählte, das Heidekraut sei so rot gefärbt von

dem Blute der heidnischen Recken, die erschlagen unter den Hünengräbern lägen; der kleine Ludwig aber wußte seiner poetischen Stimmung keinen besseren Ausdruck zu verleihen, als daß er mit seinem dünnen Stimmchen an zu singen fing:

„Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heide!"

Nur sang der Junge beharrlich „Rößlein" statt „Röslein" — er war nämlich ein gewaltiger Pferdeliebhaber.

Wir träumten von fabelhaften Schätzen, die im Schoße des Hünengrabes verborgen lägen, und unser kleiner Sextaner verstieg sich zuletzt zu Särgen und Thronen von purem Gold, wobei er sich auf ein uraltes Volkslied bezog, das von den berühmten „Slopsteinen" (Schlafsteinen) bei der Stadt Osnabrück bemerkt:

„Darunder ligg König Ringholt
In eenen goldenen Husholt" —

d. h. unter diesen Granitblöcken, den Schlafeswächtern für den toten Helden, liegt der Heidenkönig Ringholt in einem goldenen Haushalt, d. i. Sarge.

Vorderhand mußten wir unsern Gelüsten nach den goldenen Särgen und Thronen noch Zügel anlegen, da wir weder Schaufel noch Hacke zur Hand hatten. Aber gleich nach dem Mittagessen sollte das große Werk der Ausgrabung vor sich gehen. Während dieses Mittagessens, dem wir hungrig wie junge Habichte zusprachen, merkten wir es nicht oder wollten es nicht merken, daß Onkel ein wenig spöttisch zu unsrer begeisterten Schilderung des entdeckten Hünengrabes, dessen Lage wir ihm genau beschreiben mußten, lächelte. Er ließ uns denn auch mit Hacke und Schaufel in die Heide ziehen, wo wir alsbald im Schweiße unsres Angesichtes gleich Maulwürfen an zu wühlen fingen. Von der ungewohnten Arbeit bildeten sich alsbald schmerzhafte Wasserblasen an unsern Händen, was uns zu wiederholten Pausen zwang. Während einer solchen war es, daß sich das Gestrüpp von Wacholder und Stechpalme plötzlich teilte und — der Onkel vor uns stand. „Na, Jungens," fragte er lächelnd, „habt ihr den goldenen Haushalt schon gefunden?" — „Noch nicht, Onkel," knurrte ich, „aber wir werden ihn schon noch finden!" — „Ich glaube kaum," erwiderte kühl der Onkel, „denn dieser Hügel, den ihr für ein altes Hünengrab ansetzt, ist ein höchst moderner Windmühlenhügel. Es stand hier in meiner Jugendzeit die Mühle des Jodocus Leisetritt; die Mühle ist in einer stürmischen Herbstnacht abgebrannt, und Jodocus Leisetritt „ist gesterbt, weil er hat getrinkt zu ville Branntewein" — wie unser Polizeidiener Oschinski, der aus der Polackei hierher verschlagen war, sich auszudrücken beliebte."

„Ein Windmühlenhügel?" wiederholten wir in dreifachem Echo und sperrten den Mund auf wie ein Nußknacker.

„Ja, ein Windmühlenhügel!" versicherte der Onkel noch einmal, kühl und bestimmt. Dann setzte er mit angenommenem komischen Pathos hinzu: „Amicus mihi Carolus, amicus Theodorus, amicus Ludovicus, sed magis amica veritas!"

Dieses klassische Citat beantwortete amicus Ludovicus mit den gerade nicht klassischen Versen:

„Ach, liebster Onkel Adrian,
Du hast uns viel zu Leids gethan,
Darum will ich mir rächen —
Und dir erstechen!"

Damit fuhr der Junge mit der Schaufel, natürlich nur zum Scherz, auf Onkel Adrian los. Dieser parierte den Angriff mit seinem Spazierstock und lamentierte unter Lachen: „Nette Geschichten macht ihr da! Da träumt und fabuliert ihr von alten Hünen so lange, bis ihr die Wildheit dieser Heidenkönige in euern eigenen Adern verspürt, bis ihr friedliche Ackergeräte in feindselige Mordinstrumente verwandelt und einen ehrlichen Mann, dem die Wahrheit über alles geht, meuchlings attackiert! Nette Geschichten fürwahr, ihr Jünger der Wissenschaft, die ihr die Milch der frommen Denkart in euern Adern haben müßtet, statt des gärenden Drachengiftes! Und dieses Drachengift gar gegen euern Blutsverwandten, gegen euern leiblichen Onkel, gegen euern guten Hosper auszuspeien! Ehen, ehen me miserum! Ich verhülle nach antikem Muster mein Antlitz!"

Damit zog Onkel das bekannte Gelbseidene (oder einen Bruder desselben) aus der Tasche und verhüllte in so komischer Weise sein Antlitz, daß wir uns die Seiten halten mußten vor Lachen.

Um eine Enttäuschung reicher, pilgerten wir drei jungen Altertümler mit unsrem Mentor unter dessen gastliches Dach zurück, wo wir am reichbesetzten Tische der horchenden Tante die Verse aus dem „Peter in der Fremde" wahr machten:

„Erstickten ihren Gram mit Essen
Und tranken tiefbetrübt dazu."

Der gute Moselwein des Onkels wandelte die „tiefe Betrübnis" gar bald in „rosige Hoffnung" um, zumal der Onkel uns gutmütig also belehrte: „Ihr müßt eure Forschungen mal anders anstellen! In einsame, entlegene Häuschen und Hüttchen müßt ihr gehen und eure Blicke in den Räumen umherschweifen lassen: will es das Glück, so begegnet ihr dort hin und wieder einem Altertümchen, das sich durch die Jahrhunderte in der Familie vererbt hat und von dessen wahrem Werte die Besitzer nicht die blasseste Ahnung haben. So hab' ich z. B. beim Heidebauer Haverkamp eine wundervolle geschnitzte Truhe mit der Jahreszahl 1525 gegen einen nagelneuen ganz gemeinen Koffer eingetauscht, der nur die eine Bedingung erfüllen mußte, daß er doppelt so groß sei als die Truhe. Als Jans Haverkamp einen solchen Koffer, schön himmelblau und rabenschwarz angepinselt, von mir erhielt und ich die alte verstaubte Truhe auf meinen Wagen laden ließ, machte der Heidebauer ein höchst pfiffiges Gesicht, welches zu sagen schien: „Dich hab' ich aber nett über den Löffel barbiert!"

(Fortsetzung folgt.)

Der junge Theaterdirektor.

IX.

Die Vorstellung.

(Schluß.)

Der Akt war gut gespielt und inscenirt; reicher Beifall war der verdiente Lohn. Die Hauptdarsteller wurden wiederholt gerufen. War auch die Zuhörerschaft im gewissen Sinne und bis zu einem gewissen Grade nachsichtig, so hatte doch die Darstellung ihre Rundung, und was die Routine des gewandten Bühnenkünstlers etwa vermissen ließ, das ersetzte überreich die hingebungsvolle Begeisterung der Spielenden.

Trotz des Wohlwollens des beifallklatschenden Ungeheuers da draußen war der Beifall dennoch wohlverdient.

Die Zwischenaktmusik begann. Es war ein Satz aus Wagners Nibelungen-

trilogie, wie alle für unsre „Brunhilde“ gewählten Musikstücke diesem Tonwerke entlehnt wurden.

Zum zweitenmal hob sich die Kurtine. Ein allgemeines „Ah!“ wurde hörbar. Die Schneelandschaft auf Island, im Lichte der leuchtenden Sterne. Hinten feurig leuchtend der Hekla. Die Bühne blieb leer, um den vollen Genuß des Bildes dem Publikum zu gönnen.

Die Musik spielte noch fort.

Im kalten Blaulicht erglänzte der Schnee und die verschneiten Tannen, nur die Feuersäule, die rückwärts dem Hekla entstieg, die feuerroten Wolken, die feuerspiegelnde See mit ihren feuervergoldeten Eisbergen, das bot einen ebenso überraschenden, wie herrlichen Anblick.

Jetzt erschien Brunhild und hinter ihr, eine Fackel tragend, Björn.

Da ward an der einen Seite durch die Fackel die Bühne brandrot*) erleuchtet. Das war von magischer Wirkung.

Auch dieser Aufzug war reich an scenischer Steigerung. Die dämonische Natur Brunhildens trat mit guter Wirkung hervor. Auch paßte der alte Björn trefflich in den Rahmen dieses Bildes.

Wie er da oben auf dem Hügel stand, und das Meer durchforschte, wie er das Segel erschaute und seiner Königin Bericht erstattete, wie der Gote erstochen ward und wie endlich sich Siegfried ankündete durch den Heerhornstoß, endlich der große Monolog — auch das erzielte verdiente Würdigung.

Wäre die Stimme nicht gar zu mädchenhaft fein gewesen, man hätte es vergessen, vor einem Kindertheater zu sitzen.

Und so ging's fort, Scene auf Scene, Akt auf Akt, bis zum Tode Brunhilds und Siegfrieds, bis zum großen Weh Kriemhildens, bis zum eisigstarren Trotz des alten Hagen, der mit den andern prophetisch ausruft: „Wir werden fallen!“ und sich schwertschwingend in das Getümmel stürzt.

Die ewig unausgesungene, ewig unausgespielte große Tragik der Nibelungensage hatte auch heute Schauspieler und Publikum mit sich fortgewirbelt, so daß beide Teile vergaßen, wo sie waren, und beide Teile nichts mehr um sich fühlten, sahen und hörten, als die gewaltige Dichtung.

Manche Schwäche der Dilettantendarstellung war spurlos, unbeachtet in der Hochflut der Begeisterung untergegangen, der Begeisterung, in welche das begeisterte Spiel der Darsteller die Zuschauer unwillkürlich hineinwirbelte, und mit sich fortriß.

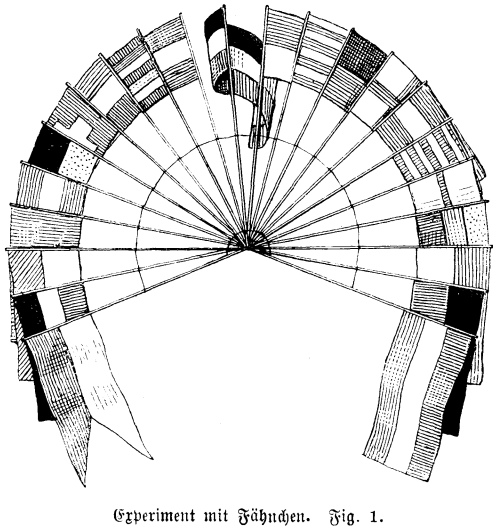
Es ist wunderbar, wie die alten Mären immer wieder und immer von neuem wieder unser modernes Geschlecht zu erheben vermögen. Gerade an solchen herzhaften Mären soll unsre Jugend ihre Herzen erwärmen, ihren Nationalsinn stählen, wie es ihre Väter auch gethan haben.

Und das Spiel auf der Bühne selbst, es ist kein leerer Zeitvertreib; es bildet und schult für euer Mannesalter. Und wenn ihr Theater spielt, so nehmet deutsche Stücke, etwa die Hermannsschlacht von Kleist und ähnliches.

Folgt diesem Worte, es wird euch und dem deutschen Vaterlande Segen bringen.

— — — — — — — — —

Feuerschein erfüllte die Halle. Hagen und Gernot mit den Recken sind den Feinden entgegengezogen, nur Volker bleibt, im Begriffe, sich den Forteilenden mit hochgeschwungenem Schwerte anzuschließen, von dem Anblick der Verwüstung



Experiment mit Fähnchen. Fig. 1.

und der Königsleichen gefesselt, stehen, und spricht ahnungsvoll vor sich hin:

„Wir werden fallen! — ja! — zu Ende geht's!
Wie jene alten Götter hingegangen,
Die einst allmächtig, jetzt nur noch den Donner
Und Blitz in ihren müden Händen halten.
So kam an
Und so auch kommt sie nun an uns! Hier klingt
Dein Schwanenlied, du Volk der Nibelungen!
Doch nicht wie diese Worte wird's verklingen
Von Mund zu Mund — mir sagt's ein dunkles Ahnen —
Erhält die Kunde dieser Tage sich,
Und wie ein Bach in seinem Lauf sich läutert,
So wird die Zeit den Strom der Leidenschaft,
Der hier verwüstend sich sein Bett gebahnt,
Wer weiß, bis zur kristall'nen Helle klären,
Und menschlich nachempfinden wird man einst,
Was menschlich wir gefehlt hier und geduldet!

— — — — — — — — —

Der Vorhang war gefallen. Vor Erregung bleich und zitternd standen wir hinter den Kulissen; das war die Reaktion am Schlusse der Vorstellung.

Vor dem Vorhange brauste es, wie vor den Scharen die Brandung rast; wir dachten gar nicht daran, daß dies der Beifall sein könnte, den wir geerntet, denn in unsrer Brust tobte und brauste der Nachhall der Leidenschaften, die wir im Spiele mitempfunden, miterlebt hatten.

Weiter brauste es draußen. Das Ungeheuer Publikum wollte uns nochmals sehen, uns nochmals durch Beifall lohnen — aber hat das Publikum davon einen Begriff, was es heißt, nach solchem Seelensturm nochmals vor die Rampe zu treten?

Wir saßen erschöpft in den Sesseln, aber draußen tobte es fort. Hans trat vor und dankte. Es brauste wieder da draußen, da öffnete sich die Kurtine und wir traten endlich vor. Müde und abgespannt, schlaff und verlegen, und doch erfreut!

O, wie süß ist doch der Beifall der Menge! Schleppt man sich noch so müde bis an die Rampe, dort erwachen die Lebensgeister wieder, und mit dem glücklichsten Lächeln verneigt man sich vor dem jubelnden Publikum.

Endlich trat Ruhe ein.

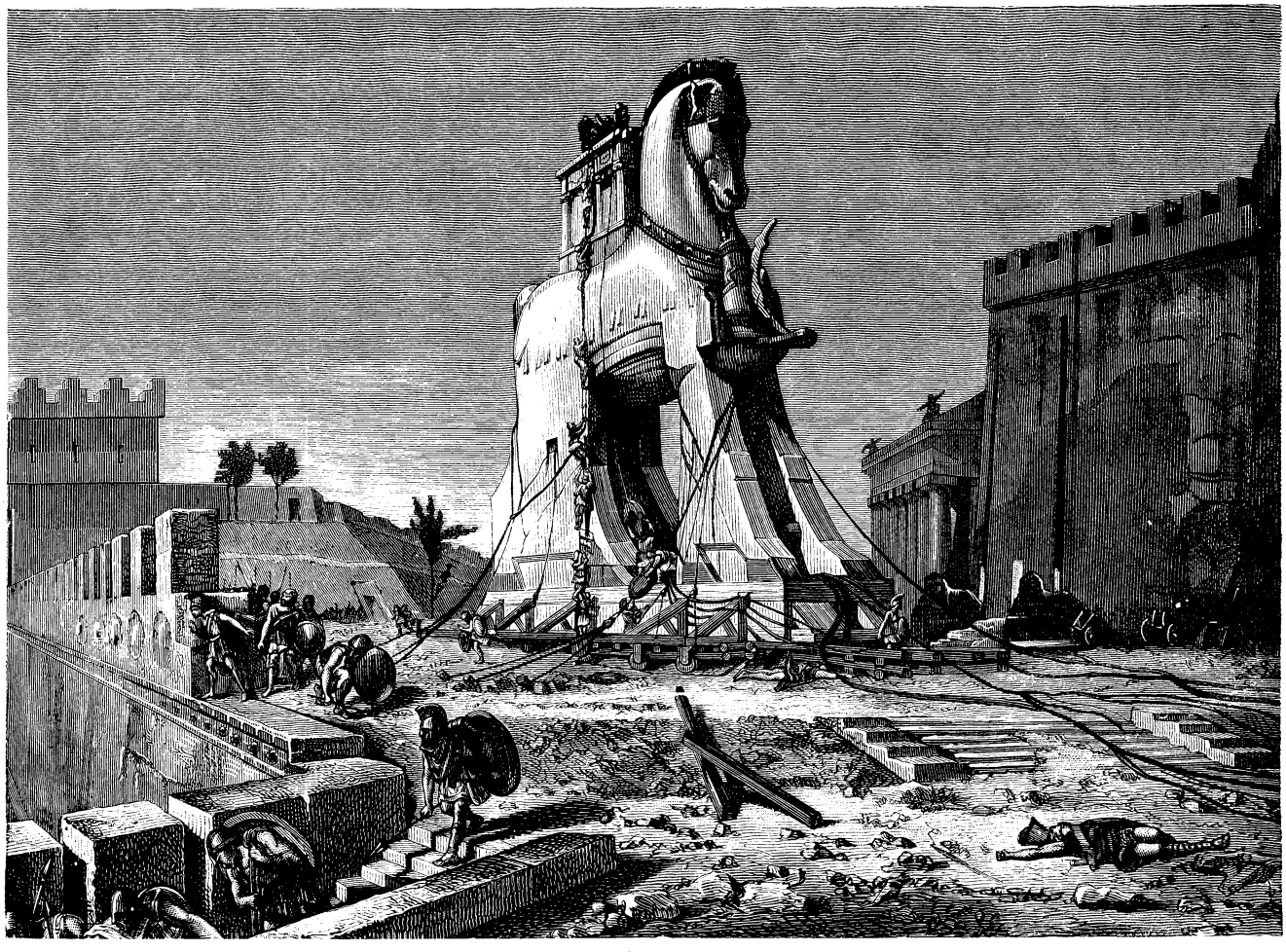
Durch den Vorhang herein hörte man die Stühle rücken, Stiefel knarren, und das unbestimmt verworrene Getön einer sich entfernenden Menschenmenge.

Wir aber blieben noch in unsrem lieben kleinen Theater, aber keines sprach ein Wort. Seltsame Nachklänge hielten jeden von uns gefangen.

Da kam Fräulein Souffleuse im Auftrage Mamas und sagte:

„Kommt hinüber; man wartet auf euch; es ist serviert.“

*) Von der zweiten und dritten Prosceniumslampe rechts nahm Hans schnell die blaue Glasplatte weg, nachdem er zuvor je eine hochrote und gelbe eingeschoben hatte. Die andern blieben als Blaulichter.



Das trojanische Pferd.

Das Fahnenfest.

Apparat: Das Experiment ergibt ausgeführt einen gewaltigen Fächer von 120 oder noch viel mehr Fahnen.

Man schnitze sich durch Spalten von einem spanischen Rohr 24 Stäbchen 1 mm dick, 15 cm lang. Durchsteche dieselben eines nach dem andern $^1/_2$ cm vom unteren Ende mit Nadel und starkem Zwirn, so daß schließlich alle 24 Stäbchen aufgereiht sind, breite sie dann (Fig. 1) fächerartig auseinander und mache am Zwirn hart an den beiden letzten Stäbchen einen Knoten und schneide ab. Hierauf durchsticht man die Stäbchen in der Mitte ihrer Länge in gleicher Weise, umschlingt jedoch jedes Stäbchen gleich nach dem Durchstechen einmal mit dem Zwirn und knotet denselben, dabei jedoch darauf achtend, daß die fächerartigen Abstände recht gleichmäßig werden. An jedes Stäbchen wird oben eine Fahne von Seidenpapier 10 cm lang, 5 cm breit, entweder in Landesfarben oder möglichst buntfarbig, geleimt. In der gleichen Weise werden je weitere 4 Serien zu je 24 Fahnen konstruiert, wobei natürlich mit der Länge der Stäbchen (Fig. 2) deren Dicke wächst, so daß sie schließlich bis 3 mm dick werden. Die Größenmaße sind folgende:

	Stablänge.	Fahnengröße.
II. Serie	25 cm	8 cm breit, 14 cm lang.
III. Serie	35 cm	10 cm breit, 18 cm lang.
IV. Serie	48 cm	12 cm breit, 22 cm lang.
V. Serie	60 cm	12 cm breit, 25 cm lang.

Schließlich kann man sich auch von einem Klempner aus Blech noch einen hohlen Stab aus 3 je 50 cm langen Stücken, die ineinander schiebbar sind, fertigen lassen, an dessen oberstem Ende eine 75 cm breite, 1 m lange Nationalflagge an einem angelöteten Ring festgenäht wird, die mit ihrem unteren Ende und in der Mitte durch bewegliche Ringe am Stabe festgehalten ist (Fig 3).

Präparation: Die Fähnchen bezw. die Stäbchen werden ähnlich wie man einen Fächer zusammenschlägt, nach der Mitte zusammen genommen, die herabhängenden Fähnchen werden um das obere Ende der Stäbchen gerollt und in dieser Lage durch ein darumgelegtes Gummiband festgehalten.

Serie 1 und 2 birgt der Künstler bei seiner Vorstellung so zusammengerollt im linken Rockärmel, Serie 3, 4 und 5, eventuell auch den zusammengeschobenen Stab, birgt er auf der linken Brustseite unter der Weste, indem er die Enden der Stäbchen eventuell ins linke Hosenbein schiebt. Am besten zieht man gleich jetzt die Gummibändchen von den Fähnchen ab.

Produktion: So präpariert tritt der Künstler auf, 3 Stückchen bunten Seidenpapiers in der linken Hand. Indem er dieselben mit dem einen Ende über die linke Hand hinabhängen läßt, und sich dadurch Deckung verschafft, beginnt er an dem andern Ende derselben zu fassonieren und holt herbei die erstere Serie aus dem Aermel, entfaltet sie und nimmt sie in die linke Hand. In gleicher Weise holt man Serie 2 hervor und durch die bereits in der Hand gehaltenen Fahnen gedeckt, die übrigen Serien, sie stets fächerartig übereinander ausbreitend. Schließlich holt man unter dem Klange der Nationalhymne, die ein Freund auf dem Klavier spielt, die Nationalfahne hervor.

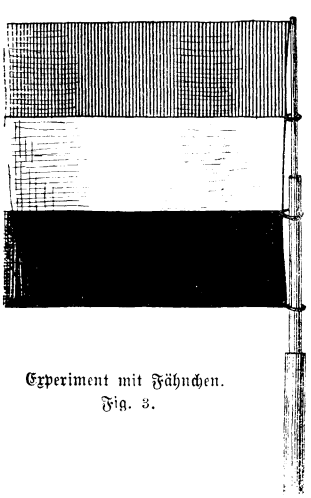
Der arme Knabe.

König Friedrich Wilhelm III. von Preußen war sehr wohlthätig, liebte es aber nicht, wenn ihm mündlich oder schriftlich große Danksagungen gezollt wurden. Seine Sparsamkeit im Haushalte gestattete ihm, da, wo es angebracht war, reichlich zu geben, und er that dies auch im vollsten Maße. Einst spazierte er mit einer seiner Töchter am Arme die Laubwege des Tiergartens entlang, als ein kleiner Knabe an ihn herantrat und ihm ein Körbchen entgegenhielt, in welchem eine Anzahl gehäkelte Geldbörsen lagen, ihn bittend, eine zu kaufen. Der König schüttelte stumm das Haupt, aber der Kleine ließ sich nicht so schnell abweisen. „Herr Lieutenant, bitte, nehmen Sie wenigstens eine, sie kostet ja nur fünf Silbergroschen," flehte er den Monarchen an, den er wegen seines einfachen Militärüberrocks für einen Subalternoffizier hielt. „Das schöne Fräulein an Ihrer Seite wird gewiß so eine hübsche Börse von Ihnen als Geschenk annehmen, bitte, kaufen Sie eine."

Aber der König wies ihn abermals ab, die wiederholten Bitten des Knaben hielt er für Zudringlichkeit.

Da seufzte der Kleine aus tiefster Brust und sagte: „Ach Gott, nun müssen wir heute wieder hungern, niemand will meine Börsen."

Mitleidsvoll blieb der König stehen und schaute dem Kinde in das hübsche, betrübte Gesicht. Dann langte er sich eine Börse aus dem Korbe und legte einen Friedrichsdor hinein. „Bitte, Herr Lieutenant, geben Sie mir den Betrag in kleiner Münze, ich habe keinen Pfennig und kann Ihnen nicht herausgeben," meinte verlegen der kleine Hausierer.



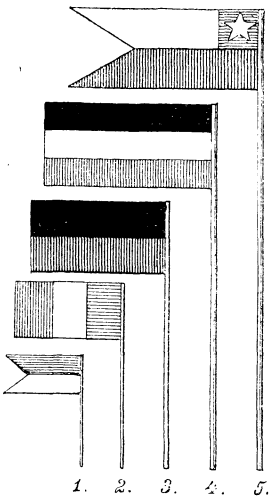
Experiment mit Fähnchen. Fig. 3.

„Nun, behalte nur das Geld und bringe es deinem Väter," sagte der Fürst.

„Der ist längst tot, die Mutter ist mit uns sechs Geschwistern allein," berichtete der junge Knabe offen und treuherzig.

Der König fragte nach Namen und Wohnung und schritt dann weiter, der arme Junge aber sprang jubelnd davon.

Am andern Tage erschien ein königlicher Kammerherr in dem Dachstübchen der Frau und erkundigte sich nach ihren Verhältnissen. Sie war die Witwe eines Wachtmeisters und ernährte ihre Familie kümmerlich durch Handarbeiten, da sie der vielen Kinder wegen die Wohnung nicht verlassen konnte. Der König setzte ihr sofort eine Pension von hundert Thalern jährlich aus und befreite dadurch die arme Frau in hochherzigster Weise von schwerer Sorge.



Experiment mit Fähnchen. Fig. 2.

Das trojanische Pferd.

Unsre lieben fleißig studierenden Leser kennen ja aus der Ilias des Homer die Ursache und den Gang jenes sagenhaften trojanischen Krieges, der von 1194 bis 1184 v. Chr. in der Ebene von Troja zwischen den Kleinasiaten und Griechen geführt worden sein soll, dem schließlich das stolze Troja zum Opfer fiel. Auch die Sage von dem Riesenpferde, darin sich Odysseus mit seinen tapfersten Helden versteckte, die näheren Umstände, unter denen der Pferdekoloß in die Stadt geschleppt wurde, um so zu einem furchtbaren Blutbade zu führen, ist unsren lieben Freunden hinlänglich geläufig. Um so interessanter und willkommener wird es ihnen sein, den Versuch eines Künstlers vor sich zu sehen, der es unternommen, den bedeutsamsten Moment jener Begebenheit in der anschaulichsten und lebendigsten Weise darzustellen.

Akrostichon.

Abel,	Ade,	Acht,
Ast,	Ecke,	Eid,
Elle,	Gram,	Loge,
Rache,	Rappe,	Stern,
Ulm,	Uhr,	Wald.

Aus jedem der obigen 15 Wörter läßt sich durch Vorsetzen eines Buchstaben ein andres Wort bilden. Sind die richtigen 15 Wörter gefunden, so lassen sich dieselben so ordnen, daß ihre Anfangsbuchstaben den Namen eines berühmten spanischen Eroberers ergeben.

Rechenaufgabe.

Grund- und Seitenflächen eines kleinen gemauerten Bassins sind Rechtecke. In der Mitte der Grundfläche ist eine Schnur befestigt. Spannt man diese bis zu einer der oberen Ecken, so beträgt ihre Länge 3,70 m, bis zu einer der unteren Ecken 3,50 m. Das Bassin faßt 28 224 Liter.

Wie tief, wie lang und wie breit ist es?

Anagramm.

Es ist ein Land, wo aus dem Grün
Granatenblüten leuchtend glühn,
An weitverzweigtem Strauche.
Tilgt man den Kopf und stellt es um,
So war das Wort im Altertum
Als Sprache dort im Brauche.

Logogriph.

Wir verkaufen mit schnödem, verächtlichem Sinn
Das eigene Land um geringen Gewinn.
Verschwinden drei Zeichen im Rätselwort,
So sind wir des Vaterlands treuester Hort.

Auflösung des Schieberätsels in Nr. 28.

S a l m i a k g e i s t
F a m i l i e n g r a b
S c h w e r t l i l i e
H e g e m o n i e
P f e f f e r m i n z e
S c h r i f t f ü h r e r
H e i s e r k e i t
N e u s t r e l i t z
R u d o l s t a d t

Auflösung des Rätsels in Nr. 28.

„Dreimaster."

Auflösung der Logogriph-Aufgabe in Nr. 28.

1. Hand, 2. Marter, 3. Hieb, 4. Aida, 5. Paris, 6. Sandale, 7. Spitz, 8. Mangel, 9. Dauer, 10. Verflachung, 11. Fascine, 12. Ruhe, 13. Zwerg, 14. Niger, 15. Graun, 16. Eichel, 17. Kerner, 18. Kleve, 19. Richtung, 20. Weile, 21. Renke, 22. Gährung:

„Dreißigjaehriger Krieg."

1. Hanf, 2. Malter, 3. Hiob, 4. Adda, 5. Paria, 6. Vandale, 7. Spatz, 8. Mantel, 9. Hauer, 10. Verfluchung, 11. Fasching, 12. Rune, 13. Zweig, 14. Neger, 15. Traun, 16. Eichel, 17. Kenner, 18. Cleve, 19. Lichtung, 20. Welle, 21. Ranke, 22. Währung:

„Wallenstein — Gustav Adolf."

Wie der Schah von Persien

sich einen Zahn ausziehen läßt, darüber berichtet ein junger Sachse, der eine persische Staatsstellung bekleidet: „Nach reiflicher Ueberlegung und Beratung mit seinen Aerzten und Ministern ist Se. Majestät zu dem Entschlusse gekommen, sich einen lästigen Zahn ausziehen zu lassen. Die — unter den obwaltenden Umständen ist der Operation die Bedeutung eines Staatsaktes beizulegen — nicht leichte Sache fällt dem Hofzahnarzt zu, einem Europäer, der als unentbehrlich eine bedeutende Rolle spielt. Er besitzt Obersten-rang und ist Khan. Se. Majestät erwartet das Ereignis in einem Lehnstuhl sitzend, umgeben von den Würdenträgern des Landes mit seinem europäischen Leibarzt. Der Zahnarzt steht mit seinen Instrumenten in gemessener Entfernung, bis er auf den in der eigentümlich barschen Weise des Schahs erteilten Ruf: „H..., bya inscha!" — tritt näher! — herantritt. Der König schließt die Augen, während der erste Minister, in gebückter Stellung herankriechend, zur Milderung des Schmerzes seinem Herrscher einen mit Goldtomans gefüllten Beutel zu Füßen legt. Die andern Würdenträger folgen diesem Beispiel mit ähnlichen Gaben. Jetzt wird die Zange angesetzt, und ruck! ist der Zahn glücklich heraus. Ein allgemeines freudiges „Bravo!" ertönt, der Schah und sein Zahnarzt werden beglückwünscht, und letzterer erhält auf der Stelle aus den Händen des Fürsten einen der niedergelegten Beutel und einen sehr kostbaren Seidenshawl. Der Schah betrachtet den ihm entrissenen Störenfried, schenkt denselben einem Liebling und sieht dann mit freudigen Blicken auf die ihm in so klingender Weise gewordene Teilnahmebezeugung.

Das Vermächtnis des Inka.

Von Karl May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers", „Geist der Llano estakata", „Kong-Kheou, das Ehrenwort", „Die Sklavenkarawane", „Der Schatz im Silbersee" u. a.

(Fortsetzung.)

„Welche Beweise verlangen Sie?"

„Eine schriftliche Vollmacht."

„Welche Zumutung! Meinen Sie, daß man solche Schriftstücke mit sich im Gran Chaco herumschleppt?"

„Das ist allerdings notwendig, wenn man als Bevollmächtigter anerkannt werden will."

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, Señor. Das wird doch hoffentlich genügen," fuhr Verano zornig auf. „Oder etwa nicht, dann — — —"

Er machte mit der Hand eine drohende Bewegung nach dem Messer.

„Lassen Sie das Ding stecken! Wer mir die Klinge zeigt, bekommt meine Faust zu fühlen. Ich erkläre Ihnen ganz gern, daß mir Ihr Ehrenwort genügt, denn Sie sind zwar ein höchst gewaltthätiger Mann, aber daß Sie sich einer ehrenrührigen Handlung schuldig gemacht hätten, das habe ich noch nicht gehört."

„So sind wir also einig?"

„Ja und auch nein. Verstehen Sie mich nur richtig. Zu glauben, daß Sie der Bevollmächtigte des Generals sind, dazu genügt mir Ihr Ehrenwort allerdings. Welche Vollmacht aber haben Sie erhalten?"

„Nach den abhanden gekommenen Gewehren zu forschen."

„Sind sie gestohlen worden?"

„Ja."

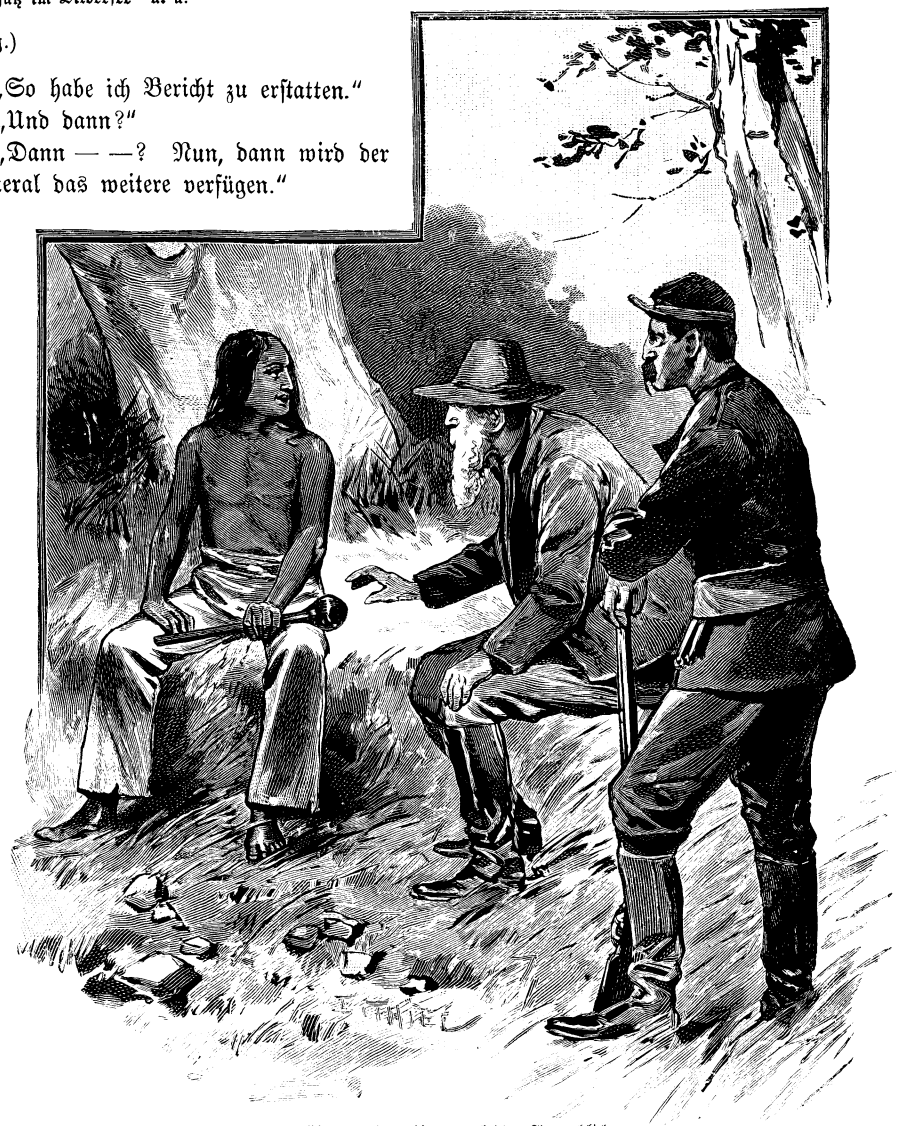
„Nun, und wenn Sie den Dieb entdecken?"

„So habe ich Bericht zu erstatten."

„Und dann?"

„Dann — —? Nun, dann wird der General das weitere verfügen."

„Schön! Jetzt sind wir freilich einig. Sie haben nach gestohlenen Gewehren zu forschen, im Entdeckungsfalle Bericht zu



. . . . Von da an, wo der Skalp erwähnt wurde, bis zum letzten Augenblicke hatte der Vater Jaguar die Reden mit der größten Spannung verfolgt. Er saß neben dem Inka und griff jetzt nach dem Streitkolben, um denselben zu betrachten. .

erstatten, und dann das weitere abzuwarten. Ich habe Gewehre gefunden; ob diese aber diejenigen sind, welche — —"

„Bitte, Señor!" unterbrach ihn der Lieutenant, „sie sind es. Während Sie jetzt fort waren, habe ich mir eine Anzahl derselben angesehen. Es sind dieselben, welche heimlich aus dem Zeughause fortgeschafft worden sind. Der General hat selbst den Verlust entdeckt und sofort, ohne daß jemand davon erfuhr, die eingehendsten Nachforschungen anstellen lassen. Was sich ergab, mußte überraschen. Höchst wahrscheinlich hat der Zeugmeister sich bestechen lassen. Er gab mehrere hundert Gewehre nebst reichlicher Munition in die Hände von Leuten, welche einen Aufruhr planen. Wer an ihrer Spitze steht, war noch nicht zu erfahren; gewiß aber ist, daß der Stierfechter Antonio Perillo dabei die Hand im Spiele hat. Dieser Mann ist kurz nach dem Diebstahle, also vor einigen Monaten, mit Arbeitern und Werkzeugen und Waffen nebst Schießbedarf über den Rio Salado gegangen und später nur mit den Arbeitern und Werkzeugen zurückgekehrt. Er hat die Waffen nicht verkauft oder verteilt, sondern vergraben. Wozu hätte er sonst Spaten und Schaufeln mitgenommen? Man wollte und mußte erfahren, wo dies geschehen ist. Und da ich den Chaco kenne und zugleich Offizier bin, wurde mir der Auftrag, auch über den Salado zu gehen, um nachzuforschen. Die Abipones sind gegenwärtig regierungsfeindlich gesinnt; an sie durfte ich mich also nicht wenden; ich suchte also die Cambas auf und traf den Häuptling mit vier Kriegern, von denen der eine zur angegebenen Zeit weiße Männer an der Zwillingsquelle gesehen hatte. El Craneo duro war sofort bereit, mit mir nach diesem Orte zu reiten. Unterwegs trafen wir auf eine Schar von über achtzig Abipones, welche, wie mir der Häuptling sagte, vom Palmensee zu kommen schienen. Sie behandelten uns feindlich; ich wehrte mich und schoß einige von ihnen tot, wurde aber mit meinen Begleitern überwältigt, entwaffnet, ausgeraubt und nach der Quelle geschafft, wo wir heute früh ertränkt werden sollten. Diese beiden Knaben hier haben uns gerettet. Ich hörte, wo Sie die Waffen gefunden haben, und da dieselben unbedingt die gesuchten sind, bin ich überzeugt, daß Sie mir dieselben ausliefern werden."

„Nein, Señor, das werde ich nun doch nicht thun. Berichten Sie an den General; was dieser dann bestimmt, das wird geschehen. Zunächst könnten Sie weder die Gewehre noch die Munition verwerten; ich aber brauche sie höchst notwendig."

„Wozu?"

„Um die Cambas zu bewaffnen und mit ihrer Hilfe die Feinde des Generals zu schlagen. Ich weiß nämlich mehr als Sie wissen, und werde es Ihnen mitteilen."

Er erzählte ihm das bisher Erlebte. Als er das gethan hatte, war der zwar rohe und gewaltthätige, aber höchst patriotische Offizier mit Freuden bereit, auf seine Forderung zu verzichten. Er bat, sich der Schar anschließen zu dürfen, was ihm auch gewährt wurde, doch unter der Bedingung, daß er sich dem Vater Jaguar unterzuordnen habe.

Als dies erledigt war, wollte Hammer die Heldenthat der beiden Jünglinge kennen lernen. Haukaropora weigerte sich in seiner Bescheidenheit, zu erzählen, folglich mußte Anton Engelhardt den Bericht erstatten. Er that dies in der Weise, daß die Klugheit, die Umsicht und die Tapferkeit des Inka vollständig zur Geltung kamen. Er wurde nicht nur belobt, sondern sogar bewundert, doch bat ihn der Vater Jaguar, ein andres Mal erst ihn um Rat zu fragen. Der Offizier aber bekam einen Verweis dafür, daß er zwei Menschen ohne Not getötet hatte. Während man die Heldenthat der beiden jungen Freunde noch besprach, zog der alte Anciano seinen Zögling auf die Seite, umarmte ihn und sagte, unbedachtsamerweise in spanischer Sprache:

„Du bist ein Held und hast gezeigt, was du bist, el Hijo del Inka!"

Hammer stand nahe dabei, hörte diese Worte und sagte im stillen zu sich:

„Ah! Also hat meine Ahnung mich nicht getäuscht. Das Dunkel wird schon heller. Er ist ein Nachkomme der alten Herrscher von Peru — — el Hijo del Inka, der Sohn des Inka!"

Viertes Kapitel.

Eine Urwaldschlacht.

Nach dem nächtlichen Unwetter war ein heiterer Morgen angebrochen. Die Regenwasser hatten sich verlaufen; der Hochwald dampfte, und im Thale unten wogte zwischen dem Gesträuch das saftige Gras hoch wie ein Aehrenfeld. Die Pferde wurden aus den Gebäuden gelassen, um sich an diesem Grün zu laben, denn von einem Aufbruche konnte jetzt noch keine Rede sein, da die Tiere sich nach dem nächtlichen Parforceritte ausruhen mußten und man jetzt auch noch gar nicht wußte, wohin man sich zu wenden hatte. Dieses letztere mußte erst noch besprochen werden.

Die Männer nahmen von den mitgebrachten Vorräten ein Frühstück, um sich nach demselben zur notwendigen Beratung zusammenzusetzen. Dabei war zu bemerken, daß Lieutenant Verano dem alten Anciano eine mehr als gewöhnliche Aufmerksamkeit schenkte. Seine Blicke kehrten wieder und immer wieder zu diesem zurück, so daß der Indianer, welcher dies gar wohl bemerkte, endlich fragte:

„Sie betrachten mich fortwährend, Señor. Hat dies einen besondern Grund?"

„Ja," antwortete der Offizier.

„Darf ich erfahren, welchen? Komme ich Ihnen vielleicht bekannt vor? Hätten Sie mich schon einmal gesehen?"

„Sie wohl nicht. Meine Aufmerksamkeit gilt nur Ihrem langen, weißen Haare, welches mich an einen Skalp erinnert, den ich einmal gesehen habe."

„Skalp? Was ist das?"

„Die Indianer Nordamerikas haben die Gewohnheit, ihren getöteten Feinden die Kopfhaut abzuziehen und als Zeichen des Sieges und der Tapferkeit aufzubewahren. Eine solche Haut wird Skalp genannt. Es ist ganz dasselbe, was wir spanisch sprechenden Leute mit Piel del cráneo bezeichnen."

„In welcher Beziehung stehe denn ich mit dieser Kopfhaut?"

„Es ist eine Aehnlichkeit. Der Skalp, von welchem ich spreche, hatte ein ebenso langes und dichtes weißes Haar, wie Sie tragen."

Anciano horchte auf. Seine Züge nahmen den Ausdruck der Spannung an, als er fragte:

„Ein ebensolches Haar? Das wäre doch höchst merkwürdig! Ich glaube nicht, daß ein Weißer sein Haar in meiner Weise trägt."

„Ich habe das allerdings auch noch nie gesehen. Uebrigens hatte die Kopfhaut einem Indianer angehört."

„Wohl einem nordamerikanischen?"

„Nein, sondern einem hiesigen."

„Von welchem Stamme war er?"

„Das weiß ich nicht. Ich fragte zwar danach, doch gab mir der Besitzer des Skalpes keine genügende Antwort."

„Wo sahen Sie die Haut?“

„In Buenos Ayres.“

„Bei wem?“

„Bei dem Stierkämpfer Antonio Perillo. Ich war einmal mit einem Freunde bei ihm. Er hatte sein Zimmer mit allerlei Trophäen ausgeschmückt, unter denen sich diese Haut befand.“

„Antonio Perillo, der Espada! Er ist es ja, mit dem wir wahrscheinlich zusammenstoßen werden! Man sagt, daß er wiederholt im Westen gewesen sei. Hat er Ihnen mitgeteilt, auf welche Weise er zu dieser Haut gekommen ist?“

„Ja. Er hat mit einem Indianer auf Leben und Tod gekämpft und ihn besiegt. Als Andenken an diesen schweren, lebensgefährlichen Kampf hat er den Skalp seines Feindes mitgenommen.“

„Wo hat dieser Kampf stattgefunden? Sagen Sie schnell, wo!“ bat Anciano im Tone außerordentlicher Erregung.

„In der südlichen Pampa. Das war alles, was ich erfahren konnte.“

„Da unten? Da ist es freilich anders, als ich dachte.“

Er atmete bei diesen Worten hörbar und wie erleichtert auf. Sein Gesicht nahm wieder den Ausdruck der Gleichgültigkeit an, veränderte sich aber sofort wieder, als der Lieutenant bemerkte:

„Das Haar war wirklich prächtig, schöner noch als das Ihrige. Es wurde von einer Spange zusammengehalten, und der, welcher es getragen hat, muß ein sehr alter und wohl auch armer Mann gewesen sein.“

„Von einer Spange?“ rief Anciano aus, indem er eine Bewegung der Ueberraschung machte. „Wie sah diese Spange aus? Und warum glauben Sie, daß der Mann arm gewesen ist?“

„Weil sie von Eisen war, während ein wohlhabender Mann doch, wenn er sich solcher Zieraten bedient, solche von wertvollerem Metalle wählt. Die Spange hatte an ihrer vorderen Seite die Form einer Sonne mit zwölf Strahlen.“

„Zwölf Strahlen!“ schrie Anciano förmlich, indem er aufsprang. „Señor, diese Spange war nicht aus Eisen, sondern vom reinsten Golde. Der Besitzer hatte sie aber künstlich geschwärzt, um nicht die Habsucht andrer zu erwecken.“

„Woher wissen Sie das? Haben Sie den Mann gekannt, welchem dieser Schmuck gehörte?“

„Ob ich ihn gekannt habe! Er war mein Gebieter, ein Herrscher über — —“

Er war im höchsten Grade erregt. Seine Augen blitzten; er hatte sein Messer aus dem Gürtel gerissen und machte mit demselben Bewegungen, als ob er einen vor ihm stehenden Feind erstechen wolle. Er hätte noch mehr gesagt, vielleicht sein ganzes Geheimnis verraten; aber Haukaropora war auch aufgesprungen, legte ihm die Hand auf den Arm und unterbrach ihn in warnendem Tone:

„Still, mein Vater! Der Mann war ein Indianer, weiter nichts; aber dennoch müssen wir erfahren, ob er in rechtlichem Kampfe getötet worden ist. Wenn nicht, dann wehe seinem Mörder! Er war trotz seines Alters so stark und tapfer, daß er niemals überwunden wurde. Soll ich da glauben, daß er von diesem Antonio Perillo besiegt worden ist? Nein und abermals nein! Er ist ermordet worden.“

„Ganz gewiß, ganz gewiß!“ stimmte der Alte bei. „Wir brauchen nach dem Mörder nicht zu forschen; Perillo hat zugegeben, daß er selbst ihn getötet hat. Wir wissen, daß er hinter uns herkommt; er wird in meine Hände fallen, und dann soll er uns Rede und Antwort geben!“

„Ja, reden soll er, und die Antwort gebe ich ihm mit diesem da!“

Der Inka schwang seinen Streitkolben, auf den sich seine Worte bezogen, um den Kopf. Er war fast noch mehr erregt, als sein Anciano, beherrschte sich aber schnell, als er sah, daß die Anwesenden ihn erstaunt anblickten, nahm eine gleichgültige Miene an, setzte sich wieder nieder und legte den Kolben neben sich hin.

Aber nicht nur diese beiden waren von der Mitteilung des Lieutenants so tief berührt worden; es gab einen dritten, welcher ihr eine ebenso große, wenn auch ruhigere Aufmerksamkeit schenkte. Dieser dritte war der Vater Jaguar. Von da an, wo der Skalp erwähnt wurde, bis zum letzten Augenblicke hatte er die Reden mit der größten Spannung verfolgt. Er saß neben dem Inka und griff jetzt nach dem Streitkolben, um denselben zu betrachten. Die Waffe war schwarz, wie von einem dunkeln Firnis überzogen. Er besah sie sehr genau, legte sie dann wieder hin, ohne eine Miene zu verziehen, und sagte:

„Ich halte es nicht für notwendig, sich jetzt über den Skalp zu ereifern. Noch wißt Ihr nicht, ob es wirklich die Kopfhaut Eures Bekannten ist. Wir werden es erst später genau erfahren.“

„Nein, ich weiß es sicher,“ antwortete Anciano; „die Spange ist der Beweis, daß ich mich nicht irre.“

„Dennoch haben wir jetzt Notwendigeres zu besprechen,“ entgegnete Hammer, indem er dem Alten einen verstohlenen Wink gab, zu schweigen. „Es gilt, zu beraten, wohin wir uns von hier aus wenden sollen.“

„Doch jedenfalls nach dem Palmensee,“ antwortete der Lieutenant Verano. „Das war ja schon vorher Ihr Ziel und muß es nun erst recht bleiben, da die Verschwörer dort zusammen kommen wollen.“

„Ich glaube zwar nicht, daß schon jemand von ihnen dort ist, möchte diesen See aber dennoch vermeiden. Man könnte später durch einen Zufall entdecken, daß wir dort gewesen sind, und das könnte zum Mißlingen meines Planes führen.“

„Hast du denn schon einen Plan?“ fragte Geronimo.

„Beinahe. Wir wissen, daß die Abipones gegen die Cambas wollen, und könnten dieses Vorhaben vielleicht schon im Keime zunichte machen. Ich sage mit Absicht: vielleicht, denn ich befürchte, daß wir zu schwach dazu sind. Die Abipones können sich schon jetzt auf dem Kriegsfuße befinden, und in diesem Falle dürfen wir bei unsrer Minderheit nicht wagen, es mit ihnen aufzunehmen.“

„Das meine ich auch. Die Burschen sind zwar furchtsam und scheuen einen offenen Angriff; zu einem nächtlichen Ueberfalle aber sind sie stets bereit, und da habe ich vor ihren vergifteten Pfeilen den größten Respekt. Wir müssen uns verstärken, und das kann nur mit Hilfe der Cambas geschehen.“

„Allerdings. Es fragt sich, ob sie ahnen, was ihnen bevorsteht.“

Da antwortete der „harte Kopf“:

„Unsre Leute wissen nichts davon, daß sie überfallen werden sollen. Wir leben in Feindschaft mit den Abipones, aber daß sie jetzt einen Kriegszug gegen uns vorhaben, das war uns ganz unbekannt. Wir müssen sobald wie möglich aufbrechen, um ihnen die Nachricht zu bringen und sie vorzubereiten. Der Zug wird gegen unser größtes und reichstes Dorf gerichtet sein.“

„Woher weißt du das?“

„Die Abipones, welche uns gestern fingen, sprachen ganz offen davon. Da wir heute früh ersäuft werden sollten, so glaubten sie, ganz sicher zu sein, daß wir nichts verraten könnten.“

„Wo liegt dieses Dorf und wie weit ist es von hier entfernt?"

„Es liegt an dem Wasser, welches die Weißen den Arroyscharo*) nennen, und wenn wir gut reiten, können wir nach drei Tagemärschen dort sein."

„Wie ist die Gegend beschaffen, durch welche wir müssen? Ist sie unbewohnt?"

„Es gibt Wald, offenes Feld und auch mehrere Dörfer der Abipones, welche wir aber vermeiden können, wenn wir den Ritt von hier aus unternehmen. Wollten wir aber erst den Palmensee aufsuchen, so würden wir von dort aus längere Zeit durch feindliches Gebiet zu reiten haben."

„Hm!" brummte der Vater Jaguar nachdenklich in den Bart. Er blickte eine Weile vor sich nieder und fuhr dann fort: „Und dennoch halte ich es für besser, erst nach dem Palmensee zu gehen. Vorhin wollte ich das vermeiden; nun ich aber genau erfahren, wohin die Gegner wollen, muß mir daran liegen, den Weg, welchen sie einzuschlagen haben, kennen zu lernen. Hältst du es denn gar nicht für möglich, vom Palmensee aus nach dem ‚klaren Bache' zu gelangen, ohne von den Abipones gesehen zu werden?"

„Ihre Dörfer könnten wir umreiten, Señor, aber daß wir einzelnen von ihnen begegneten, das wäre wohl nicht zu vermeiden."

„Einzelne sind nicht zu scheuen. Wir würden sie ergreifen und gefangen mit uns nehmen, so daß sie den Ihrigen keine Nachricht von uns geben können. Ich habe auch noch einen andern Grund. Unser Fleischvorrat geht zu Ende, und uns drei Tage lang vom Ertrage der Jagd zu ernähren, dazu haben wir keine Zeit. Durch den dabei entstehenden Aufenthalt könnten aus den drei leicht fünf oder sechs Tage werden. Die Abipones aber besitzen, wie ich weiß, Rinder, von denen wir eins oder gar einige heimlich wegfangen können. Da kommen wir ohne Mühe und Zeitverlust zu Fleisch. Wie weit ist es von hier bis zu dem Palmensee?"

„Einen halben Tagesritt."

„Gut, dann brechen wir um die Mittagszeit von hier auf, so daß wir am Abend dort ankommen. Es ist ja nicht notwendig, daß wir ganz bis zum See reiten. Meine Absicht geht ja nur dahin, in die Gegend desselben zu kommen. Kennst du denn den geraden Weg nach dem klaren Bache?"

„Ich kenne jeden Baum und Strauch, an dem wir vorüberkommen werden."

„So können wir uns also auf dich verlassen. Es bleibt dabei: zu Mittag geht's von hier fort."

Es hatte keiner etwas dagegen einzuwenden, doch meinte Doktor Morgenstern Grund zu der Bemerkung zu haben: „Ihre Absicht und Ihren Plan in allen Ehren, aber ich habe doch auch Absichten und Pläne, an die ich Sie erinnern muß. In welcher Richtung liegt denn der klare Bach, zu welchem Sie wollen?"

„Nach Nordwesten," antwortete der Häuptling.

„Ist die dortige Gegend eben oder bergig?"

„Es gibt Berge."

„Dann erhebe ich Einspruch, Señores! Sie wissen, daß ich nicht wegen der Cambas, sondern um Ausgrabungen vorzunehmen, in dieses Land gekommen bin. Die Tiere, deren Ueberreste ich suche, haben nicht auf den Bergen, sondern in der Ebene gelebt. Je weiter ich mich von der letzteren entferne, desto mehr schwindet mir die Hoffnung, etwas zu finden. Ich erhebe also Widerspruch, lateinisch Contra dictio oder auch Repugnantia genannt."

„Ihr Widerspruch wird leider ohne Erfolg sein," antwortete der Vater Jaguar. „Wir können doch nicht Ihrer Ausgrabungen wegen die Cambas berauben oder gar ermorden lassen!"

„Ebensowenig kann ich dieser Leute wegen auf mein Mastodon oder Megatherium verzichten, welches ich finden möchte. Ich beantrage, daß die Wissenschaft berücksichtigt werde. Ist dies nicht der Fall, so thue ich — — —"

Er hielt inne.

„Nun, was wollen Sie thun?" fragte Hammer.

„Hm! Ich bleibe zurück, um meine Nachforschungen auf eigene Faust vorzunehmen." (Fortsetzung folgt.)

*) Der klare Bach.

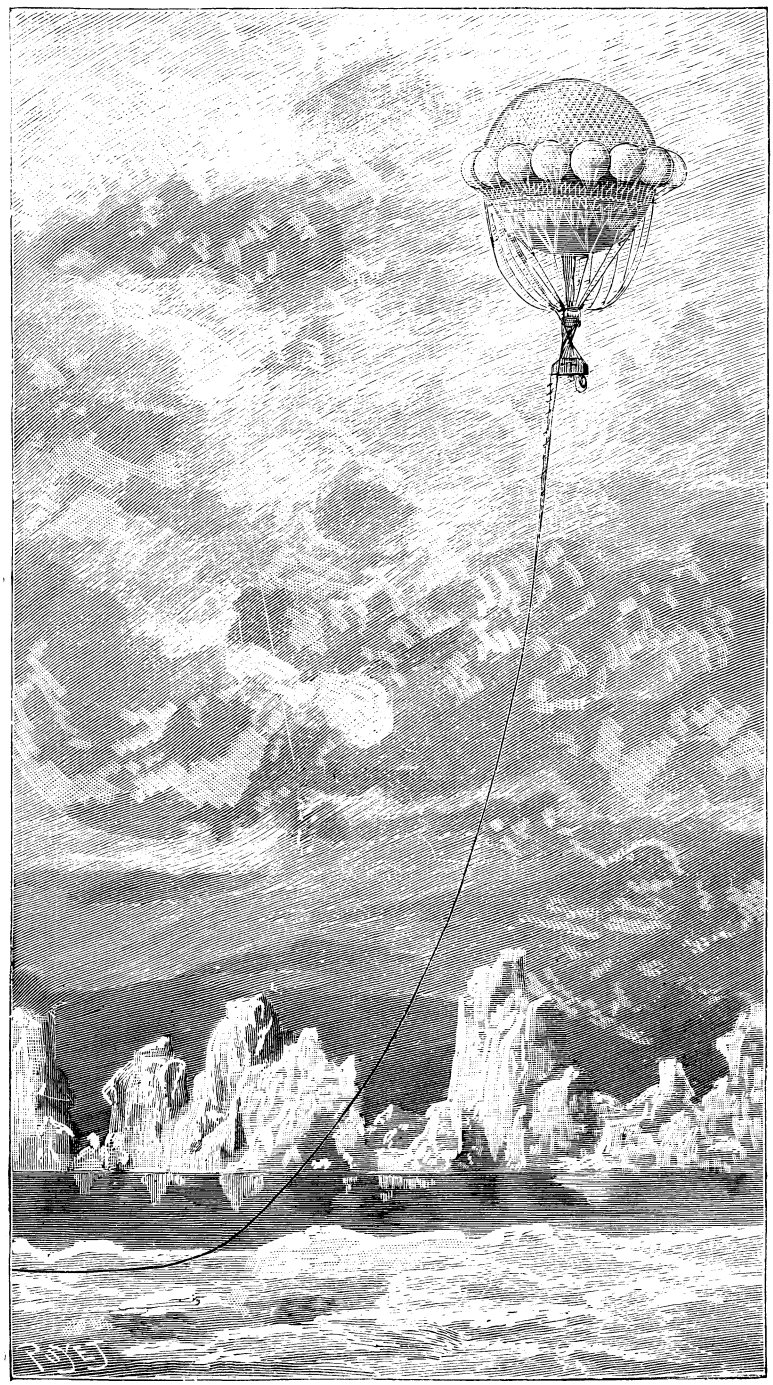
Mit dem Luftballon nach dem Nordpol.

Ueber den kühnen Plan zweier Franzosen weiß „Das Neue Universum, Ein Jahrbuch der Erfindungen und Entdeckungen" das Folgende zu berichten.

Da man den Nordpol selbst wahrscheinlich weder zu Schiff noch mit Schlitten erreichen kann, kam man neuerdings auf den Gedanken, einen Luftballon zu Hilfe zu nehmen. So trat 1879 der englische Konteradmiral Cheyne mit einem vollständig ausgearbeiteten Plan hervor, nach dem er im Mai 1881 nach dem Nordpol aufbrechen wollte. Es wurden Sammlungen veranstaltet, aber aus dem Unternehmen selbst ist nichts geworden. Dr. Frithjof, ein berühmter norwegischer Grönlandfahrer, rüstet zur Zeit eine Expedition aus, auf der er ebenfalls einen Luftballon in die Polargegenden mitnehmen will. Der Ballon soll aber gefesselt bleiben und nur zeitweilig vom Schiff aus emporgelassen werden, um über Expeditionen, die von hier aus unternommen werden können, genügenden Aufschluß zu erhalten.

Ziemlich abenteuerlich klingt der Plan, den neuerdings zwei junge Franzosen entworfen haben, der Luftschiffer Besançon und der Astronom Hermite. Er hat allgemeines Aufsehen erregt und ist viel in den Zeitungen besprochen worden, wobei allerdings auch gerechte Zweifel an seiner Ausführbarkeit laut wurden. Immerhin ist es von Interesse, zu erfahren, wie sich die Urheber des Planes die Ausführung ihres Unternehmens denken. Sie wollen, wie vor zehn Jahren Cheyne, mit einem Luftballon den Nordpol zu erreichen suchen; die dazu nötigen Mittel will zum Teil Hermite hergeben, zum andern Teile sollen englische Kapitalisten sie zu schaffen zugesagt haben. Nach den Berichten der beiden Franzosen hätten die ersten Ausrüstungen begonnen, und die Ausführung des Planes sei gesichert. Die kühnen Forscher beabsichtigen, mit zwei Dampfern Frankreich zu verlassen, in zwei Monaten Spitzbergen zu erreichen, dort ihren Ballon zu füllen und dann in ihm bei günstigem Winde nach dem Nordpol zu fahren. Der Ballon soll einen Durchmesser von 30 m erhalten und mit 15000 cbm reinen Wasserstoffgases gefüllt werden. Man berechnet seine Tragkraft danach auf

16500 kg. Als Ballonhülle werden 2800 qm doppelter chinesischer Seide verwendet werden, die Hermite mit einem von ihm erfundenen Firnis aus Kollodium und Oel tränken will, wodurch die Hülle vollständig undurchlässig werden soll. Der Ballon umschließt nach den Angaben der Unternehmer einen zweiten Ballon von 3000 cbm Fassungsraum, aus dem durch zwei selbstthätige Ventile dann Gas in den größeren Ballon strömt, wenn des letzteren Inhalt sich zusammenzieht, während umgekehrt durch die Ventile Gas nach innen zurückströmt, wenn sich die äußere Gashülle ausdehnt. Dadurch soll erreicht werden, daß der Hauptballon immer aufgebläht bleibt und auch andrerseits nie einem zu starken Gasdruck ausgesetzt wird. Unsre Abbildung, die den Ballon während der Fahrt darstellt, zeigt uns, daß um den Ballon herum außen eine Anzahl (im ganzen 16) kleinere Ballons befestigt sind, deren Gas zur Auffüllung des großen benutzt werden soll, falls dies nötig wird. Auch sollen außer diesen vier kleine Steuerballons von je 50 cbm Fassungsraum mitgenommen werden, die von den Reisenden erst am Nordpol losgelassen werden, um aus ihren Bewegungen die dort herrschenden Luftströmungen zu erfahren. Die Luftschiffer gedenken ferner, an Ort und Stelle eine Anzahl photographischer Aufnahmen zu machen. Soll dies vom Ballon aus geschehen, so ist für deren Regelmäßigkeit von Bedeutung, daß der Ballon in gleichmäßigem Abstand vom Boden bleibt. Hierfür soll das aus Stahldraht gefertigte Leitseil sorgen, das während der ganzen Fahrt vom Ballon herabhängt und ihn zugleich hindert, zu hoch zu steigen. Wie man daraus ersieht, ist das Unternehmen sehr wohl vorbedacht, gleichwohl dürften sich demselben noch viele ungeahnte Schwierigkeiten entgegenstellen.



Der Ballon von Besançon und Hermite während der geplanten Fahrt nach dem Nordpol.

Zur Götterlehre der Germanen.

Die hohen Götter, die Asen, hatten sich ihr strahlendes Heim Asgard, d. i. Asenheim, geschaffen, dazu die Welt, die zuvor nur wilden, rohen Naturgewalten überlassen war, gestaltet und mit lebenden Wesen bevölkert. Besonders war es Donnar, der Gott des segenbringenden Gewitters, der die Erde wohnlich machte, und in Mittelgard, d. h. auf Erden, herrschte der Lebensfrühling der Menschen. Hatten die Asen die Stätten des Lenzes im Kampf gegen die ungefesselten Naturkräfte gewonnen, so herrschte nun im Frühlingsreich Wotans lichter Sohn Balder, der mildeste und weiseste der Götter, dessen ganze Macht einzig in dem Lichtglanz besteht, den er um sich ausstrahlt.

Alle Wesen, Götter und Menschen und alle übrigen Geschöpfe lieben ihn, dessen strahlend schönes Antlitz sie erfreut. Er wohnt auf Breidablik, d. i. Weitglanz.

Breidablik zum siebenten
Und dort Balder hat
Sich einen Saal gebaut.

Nanna, die Blütengöttin, ist Balders Gemahlin. Sie schmückt mit duftigen zarten Blumen die Erde. Aber ein düsteres Verhängnis waltet in der Welt, dem selbst die Asen sich unterwerfen müssen. Balders Walten, das Reich des Frühlings, hat keinen Bestand. Von beängstigenden Träumen erschreckt, ahnt Balder sein Ende und die besorgte Mutter Frigg nimmt alle Wesen in Eid, selbst Pflanzen und Steine, daß sie ihrem Liebling kein Leid zufügen sollen. Nur den Schmarotzer Mistletein, d. i. Mistelzweig, übergeht sie, weil er ihr zu klein ist. Nun schossen die Götter zusamt im Spiel auf Balder, denn kein Schuß konnte ihm schaden. Als aber Loki das sah, gefiel es ihm übel, daß den Verhaßten nichts verletzen sollte.

Loki nahm daher den Mistelzweig und ging in die Versammlung. Hödur, der riesenstarke, doch blinde Äse, stand zu äußerst im Kreise. Da fragte Loki: „Warum schießest du nicht auf Balder?“ Hödur antwortete: „Weil ich nicht sehe, wo Balder steht, zum andern habe ich auch keine Waffe!“ Jetzt sprach Loki: „Thue doch wie die andern Männer und biete Baldern Ehre, wie alle thun. Ich will dich dahin führen, wo er steht: so schieße nach ihm mit diesem Reis!“ Hödur nahm den Mistelzweig und schoß auf Balder nach Lokis Anweisung, und der Schuß durchbohrte Balder. Er sank tot zur Erde. Seine Leiche legten die Götter auf einen hochgetürmten Scheiterhaufen auf sein Schiff. Nanna aber brach das Herz vor Jammer, als sie das sah, und so wurde sie mit ihm der Lohe übergeben, die Donnar mit seinem Hammer, dem Blitzschlag, weihte. Hermod aber, Wotans andrer Sohn, reitet hinab zur Hella (Hölle), um von der finsteren Göttin, in deren Reich der lichte Gott versinkt, ihn loszubitten, und Hella antwortet ihm: „Wenn alle Dinge in der Welt, lebendige wie tote, ihn beweinen, so soll er zurück zu den Äsen fahren; dagegen soll er bei Hella bleiben, wenn eins widerspricht und nicht weinen will!“

Da sandten die Äsen Boten in alle Welt und geboten, Balder zu beweinen. Nur ein Riesenweib, Thök, in einer Höhle (jedenfalls Loki!) weigert sich dessen:

Thök muß weinen
Mit trocknen Augen
Ueber Balders Ende.
Nicht im Leben noch im Tod
Hatt' ich Nutzen von ihm,
Behalte Hella, was sie hat.

So bleibt Balder denn in Hellas Banden. Loki aber wurde von den Äsen an drei Felsen geschmiedet, und eine Giftschlange träufelt ihren ekeln Eiter auf sein Antlitz; doch Liggu, sein Weib, fängt die Tropfen in einer Schale auf. Wenn aber die Schale voll ist und sie diese ausgießt, dann tropft das Gift in Lokis Antlitz und er schüttelt sich so gewaltig, daß die Felsen erbeben, ein Hinweis auf das Erdbeben.

„Hoffnung!“ klingt es durch den germanischen Glauben. Mit dem Tode des Lichtgottes geht es wohl sturmschnell dem Weltuntergang entgegen — aber aus der Zernichtung steigt hoffnungsgrün die neue Welt.

Da werden unbesäet die Aecker tragen,
Alles Böse bessert sich, Balder kehrt wieder;
In Heervaters Himmel wohnen Hödur und Balder,
Die wohlweisen Götter.

Es muß doch wieder Frühling werden, hat auch der lichte Gott eine Weile der Tücke weichen müssen.

Fürstliche Antwort.

Peter Leopold, ein Sohn der großen Kaiserin Maria Theresia und später unter dem Namen Leopold II. selber Träger der Krone des deutschen Reiches, bekleidete bei Lebzeiten seines kaiserlichen Bruders Joseph II. die Würde des Großherzogs von Toscana. Diese schöne Provinz Italiens war durch Personalunion mit dem österreichischen Herrscherhause verbunden und die Regierung Leopolds war eine Aera der Wohlfahrt und Gerechtigkeit für das Land, das noch heute jener Zeit ein ehrendes Andenken bewahrt. Der Souverän war unermüdlich in dem Streben, die Armut aus seinem Staate zu verbannen, und Bedrängnis fand stets ihren Schützer im großherzoglichen Palast. Ein hoher Gast äußerte eines Tages seine Bewunderung über den blühenden Zustand Toscanas und bedauerte im Interesse des allgemeinen Segens, daß die Provinz nicht weitläufiger sei. „Sagen Sie das nicht,“ rief der Großherzog lebhaft, „solange es noch Unglückliche in jenen Grenzen gibt, die unter meiner Obhut stehen.“

Das edle Fürstenwort ist der Geschichte erhalten geblieben.

Die Brillenschlange (Merrem) und die indischen Schlangenbeschwörer.

Eine sagenumwobene und noch heutigentags von den Anhängern Buddhas göttlich verehrte und doch auch wieder und mit Recht gefürchtete Giftschlange ist die Cobra de Capello oder Brillenschlange (Naja tripudians, Merrem). Die Indier nennen diese Schlange Tschinta Negu, während die dort ansässigen Europäer sie gemeinhin mit dem Namen Cobra bezeichnen. Zur Gattung der Schildottern (Naja) gehörend, erreicht diese Giftschlange eine Länge von circa 1,40 bis 1,80 m. Die Färbung ihres Körpers ist lohgelb mit graubläulichem Anfluge, der Bauch ist schmutzigweiß gefärbt und mit vereinzelten schwarzen Flecken gesprenkelt. Ihren Namen erhielt dieses Tier nach einer im Nacken stehenden hellen, schwarzumrandeten Brillenzeichnung. Ihre Verbreitung erstreckt sich über Südasien und die benachbarten Inseln. Nach der bald helleren, bald dunkleren Färbung des Körpers, Veränderung in der Brillenzeichnung, unterscheiden die Eingeborenen etwa ein Dutzend Spielarten dieser Schlange. Von den echten Ottern unterscheidet sie sich dadurch, daß ihre Giftzähne nicht von einem Kanal der Länge nach durchbohrt sind (wie dies z. B. bei unsrer Kreuzotter, Pelias berus L., der Fall ist), sondern an ihrer gekrümmten Vorderfläche eine längs des Zahnes laufende Furche aufweisen. Der Biß der Brillenschlange zieht gewöhnlich den Tod nach sich, er wird demnach für gefährlicher gehalten, als der Biß unsrer Kreuzotter, was aber in den klimatischen Verhältnissen begründet ist. In jenem Klima würde auch der Biß der Kreuzotter fast dieselben Folgen haben, als der Biß der Brillenschlange, wie sich denn auch die Folgen des Bisses einer Brillenschlange in unserm Klima abschwächen würden. Die Wirkung der Gifte beider Schlangen ist unter gleichen Verhältnissen so ziemlich gleich; die Brillenschlange ist der Kreuzotter nur insofern überlegen, als sie größer ist und ihre Giftzähne länger sind, demnach tiefer in die Wunde eindringen und sicherer vergiften können.

Wie die meisten Giftschlangen, zeigt auch die Brillenschlange dem Menschen gegenüber Furcht, sie zieht sich, sobald sie einen Menschen erblickt, in ihren Schlupfwinkel zurück. Gelingt es ihr jedoch nicht, in ihr Versteck zu entkommen, oder wird sie gereizt, so nimmt sie alsbald die ihr wie auch den andern Hutschlangen eigentümliche Kampfesstellung an. Sie richtet dann ihren Vorderkörper fast senkrecht in die Höhe, hält den Kopf in wagerechter Richtung ihrem Feinde entgegen, der Hals dehnt sich hinter dem Kopfe zu einem breiten Schilde aus, auf welchem von hinten gesehen die Brillenzeichnung groß und deutlich sichtbar ist. In dieser Haltung schlängelt sie nun ihrem Feinde entgegen, wobei nur der Hinterkörper in Bewegung ist; die Gefahr für den Bedrohten ist jetzt nicht gering, denn die immer aufgeregter werdende Schlange sucht nun unter lebhaftem Zungenspiel

den geeigneten Moment abzupassen, um von ihren furchtbaren Waffen, den Giftzähnen, Gebrauch machen zu können. In diesem Augenblick ist die Haltung der Schlange wahrhaft majestätisch: der Vorderkörper starr, unbeweglich, das Auge faszinierend auf den Gegner gerichtet, der Hinterkörper in beständiger Bewegung, jede Muskel anstrengend — dieser Anblick vermag auch dem beherztesten Menschen Furcht einzuflößen, mindestens dürfte sich wohl keiner eines gelinden Schauers erwehren können, und mancher dürfte trotz der dort herrschenden hohen Temperatur bei solcher Gelegenheit doch etwas wie Gänsehaut auf seinem Körper verspüren, wenn nicht gar die Kopfhaare Neigung zeigen, sich emporzurichten. Geht die Schlange mit Anbruch der Dämmerung ihrer in Ratten, Mäusen, Vögeln, Reptilien und Amphibien bestehenden Nahrung nach, so bemerkt man nichts von dieser leichten Erregbarkeit an ihr; ruhig wie jede andre Schlange schleicht sie am Boden dahin, um gelegentlich in einem Mauerriß oder in einem Rattenloch 2c. zu verschwinden. Sie meidet die Nähe menschlicher Wohnungen nicht, sondern siedelt sich oftmals in den Häusern an. Die abergläubigen Eingeborenen wagen nun nicht, eine in ihrem Hause befindliche Brillenschlange zu töten, sondern bitten sie höflichst, hinauszugehen, oder suchen sie mittels ihr vorgehaltener Leckerbissen hinauszulocken. Sollte die Schlange es jedoch nach diesen Bemühungen noch vorziehen, zu bleiben, so sieht sich der Hauseigentümer veranlaßt, Hilfe bei irgend einer seiner Gottheiten zu suchen, indem er einen von deren frommen Dienern kommen läßt, wofür er diesen natürlich bezahlen muß, welcher dann der Schlange rührende Reden hält und sie schließlich gegen abermalige Bezahlung ins Freie bringt, um gelegentlich wieder eine in das betreffende Haus zu schmuggeln, um abermals die Bezahlung für deren Fortschaffung einheimsen zu können. Wir würden es in diesem Falle unbedingt mit Virgil halten und die Schlange ohne weiteres töten. Der fromme Hindu jedoch tötet unter keiner Bedingung eine Brillenschlange, er besänftigt und beruhigt sie soviel er kann, wenn er eine in seinem Hause findet, er füttert und beschützt sie, da nach seiner Meinung deren Beschädigung seinem Hause Unglück bringt. Sollte dieser unheimliche Gast gelegentlich einem Mitbewohner seines Hauses in die Jagdgefilde der Seligen hinübergeholfen haben, so läßt er allenfalls einen frommen Priester kommen, der die glückbringende Schlange einfängt. Auch jetzt noch wird sie von dem gläubigen Hindu mit größter Achtung und Verehrung behandelt, er bringt sie in eine entlegene unbewohnte Gegend und läßt sie dort in Frieden ihres Weges ziehen, denn der von ihr gemordete Mitbewohner seines Hauses, vielleicht ein naher Familienangehöriger, könnte ja eine heimliche Sünde begangen haben, welche zu bestrafen Brahma die Schlange berufen hat.

Unter solchen Umständen ist es nicht zu verwundern, daß bei solchem Volke Zauberer 2c., Leute, welche schlau, listig und betrügerisch sind, und sich die Dummheit des Volkes zu nutze machen, noch heutigentags in hohem Ansehen stehen. Die Menge hält die Gaukeleien dieser Menschen für Zauberei. Merkwürdigerweise benutzen diese Gaukler gerade die Hutschlangen und vornehmlich die Brillenschlange zu ihren Gaukeleien und gehen mit diesen Tieren in einer Weise um, wie man es kaum für möglich halten sollte; selbst gebildete Europäer sind über diese Fertigkeit der indischen Schlangenzauberer erstaunt. Unwillkürlich drängt sich manchem dieser Europäer die Ueberzeugung auf, daß diese Gaukler doch wohl im Besitz geheimer Mittel sein müssen, welche sie, von den Zuschauern unbemerkt, den Schlangen gegenüber in Anwendung bringen. Wir wissen aber, daß die ganze Kunst der Schlangenbeschwörung in der genauen Kenntnis des Wesens und der Eigentümlichkeiten der Schlangen besteht. Das Volk glaubt hartnäckig an die dem Gaukler innewohnenden geheimen Kräfte. Verschiedentlich wurde behauptet, daß die Gaukler den Giftschlangen vor dem Gebrauch die Giftzähne ausbrechen, dies mag wohl hin und wieder bei in diesem Fache noch unerfahrenen Leuten vorkommen, im allgemeinen ist dies jedoch nicht der Fall. Gewöhnlich befinden sich alle die Giftschlangen, mit welchen der Gaukler „arbeitet“, im vollen Besitz ihrer furchtbaren Waffen, nichts hindert sie daran, jederzeit Gebrauch davon zu machen, und so mancher dieser Gaukler wurde ein Opfer seiner Tiere. Mag die Dressur die Schlangen auch etwas eingeschüchtert haben, so daß sie nicht so leicht nach ihrem Besitzer beißen, immerhin ist diesen Leuten, angesichts der großen Lebensgefahr, eine gute Dosis Mut nicht abzusprechen, den sie freilich besser bei andern Sachen bethätigen sollten.

Je nach dem Grade ihrer Befähigung verfahren die Gaukler verschiedentlich bei ihren Vorstellungen. Ein geübter Gaukler reizt seine Schlangen durch Schläge, oder schnelle, drohende Handbewegungen und sucht sie dann wieder durch monotonen Gesang, oder durch Töne eines flötenartigen Instruments, durch langsame kreisende Handbewegungen und schließlich sanftes Streicheln zu beruhigen. Durch schnelle geschickte Wendungen weiß er sich ihren meist wütenden Angriffen zu entziehen. Ist die Schlange vollständig beruhigt, so legt er sich dieselbe um den Hals, läßt sie über seinen Körper kriechen, ohne jedoch mit Singen oder Pfeifen aufzuhören. Letzteres scheint eine einschläfernde Wirkung auf die Hutschlangen auszuüben; mit andern Giftschlangen spielen die Gaukler in Indien überhaupt niemals.

Unsre Abbildung zeigt uns eine indische Gauklertruppe, wie sie unter ohrenzerreißender Musikbeleitung mit ihren abgerichteten Brillenschlangen spielen. Die Schlangen werden gewöhnlich in flachen Körben aufbewahrt. Sobald die Vorstellung begonnen, wird der Deckel von den Körben entfernt. Die in den letzteren zusammengerollt liegenden Schlangen richten sich alsbald in der ihnen eigentümlichen Stellung auf, glühenden Blickes ihre Umgebung betrachtend. Die Musik ist jetzt nur noch ein entsetzlicher Lärm; taktmäßig bewegen die Gaukler eine Faust vor dieser oder jener Schlange, diese wird dadurch immer wütender gemacht, bläht ihren Hals bedeutend auf und verfolgt die Hand des Gauklers unablässig. Mehrmals fährt sie während dieses Spieles auf die Hand des Mannes los, aber mit geschlossenem Rachen. Selten berührt sie die Hand mit der Schnauze. Inzwischen tönt die Musik immer leiser, einschläfernder, die Schlangen werden nach und nach ruhiger, wie träumerisch schauen sie den Gaukler an. Diesen Zustand benutzt derselbe, indem er sich die Schlangen über den Leib kriechen läßt, auch auf einen Moment die Schnauze einer Schlange mit seiner Stirn, Zunge oder seinen Lippen in Berührung bringt. Inzwischen sind Schalen mit Wasser, bisweilen Milch herbeigebracht worden und auf den Boden gestellt. Die herumkriechenden Tiere nähern sich denselben, um ihren Durst zu löschen, da sie viel und gern trinken, ihnen aber von den Gauklern nur während der Vor-

stellungen Gelegenheit, ihren Durst zu stillen, geboten wird. Es gewinnt sonach dem Publikum gegenüber den Anschein, als trinken die Schlangen auf Geheiß des Schlangenbeschwörers. Noch immer unter den monotonen Klängen der primitiven Musikinstrumente läßt man die Schlangen in ihre Körbe kriechen und schließt dann schnell den Deckel, womit die Vorstellung ihr Ende erreicht. Einige ägyptische Schlangenbeschwörer wenden auch noch den von Moses schon ausgeführten Kunstgriff an, indem sie eine Schlange (hierbei wird meist die etwas größere Uräusschlange verwendet) durch Drücken auf eine bestimmte Stelle im Nacken steif werden lassen, was jedoch nicht immer gelingt.

Vor Beginn der Vorstellung gebrauchen die Schlangenbeschwörer die Vorsicht, die Schlangen mehrmals in Tuchlappen beißen zu lassen, wodurch sich das Gebiß eines großen Teiles seines Giftes entledigt. Die Schlangenbeschwörer wissen recht wohl, daß es ihnen meist das Leben kostet, sobald sie von einer ihrer Schlangen gebissen werden. Gleichfalls wissen sie auch, daß das Ausreißen der Giftzähne die Schlange nicht dauernd unschädlich macht, sondern deren Ersatzzähne sehr schnell nachwachsen. Um die Giftschlange dauernd unschädlich zu machen, müßten sie die Schleimhautfalte, in welcher die Giftzähne eingebettet liegen, sowie die obere Kinnlade entfernen; da aber die so verstümmelten Schlangen schnell sterben, nicht mehr so wütend werden und sich überhaupt furchtsam zeigen, so unterlassen die Gaukler derartige Verstümmelungen, da sie mit den verstümmelten Schlangen nicht den nötigen Effekt erzielen.

Ueber die Abrichtungsmittel, welche die Schlangenbeschwörer bei ihren Schlangen in Anwendung bringen, wird mancherlei berichtet. Am häufigsten sollen sie ihren Schlangen die Lust nach ihrem Herrn zu beißen, dadurch benehmen, daß sie eine Zeitlang ihre Schlangen täglich bis zur äußersten Wut reizen, und dem Tier dann im Augenblick, da es beißen will, ein irdenes Gefäß hinhalten. Dies Spiel wiederholen sie täglich so lange, bis die Schlange wohl noch, aber mit geschlossenem Maule, zufährt, aber nicht mehr beißt. Erst dann wagen sie es, ihr die Hand hinzuhalten. Vordem lassen sie die Schlange jedoch wohlweislich mehrmals in Tuchlappen beißen, da dem Schlangenbeschwörer während dieser Unterrichtsstunden doch wohl einmal ein Unfall zustoßen könnte. Einige Gaukler lassen die Schlangen gar in glühendes Eisen beißen und was dergleichen Rohheiten mehr sind. Mit den Jahren erreichen manche dieser Leute im Umgange mit der Brillenschlange eine solche Sicherheit und Geschicklichkeit, daß sie selbst mit frisch eingefangenen Schlangen ihr verwegenes Spiel treiben.

Da nun die Brillenschlangen in Indien sehr häufig und von jedermann gekannt und gefürchtet sind, so treiben die meisten Gaukler einen sehr einträglichen Handel mit allerlei Mitteln, welche unfehlbar gegen die verderblichen Wirkungen des Schlangenbisses sichern sollen. Unter diesen Mitteln stehen besonders die meist von Brahminen hergestellten sogenannten Schlangensteine in gutem Ruf und werden gut bezahlt. Diese Schlangensteine bestehen im wesentlichen aus gebrannten Knochen, sind sehr porös und besitzen demnach die Fähigkeit, Blut aus einer Wunde zu saugen; ein unfehlbares Mittel gegen die Wirkungen des Schlangengiftes sind sie aber ebensowenig als die in gutem Rufe stehenden Wurzeln und Blätter der Aristolochia indica. Ein eigentliches Gegenmittel gegen die Wirkungen des Schlangengiftes kennen wir leider bisher noch nicht.

Altertümchen.

(Fortsetzung.)

Dieses Geschichtchen des Onkels war ein Feuerfunke, der in den Zunder unsrer Hoffnungen fiel; der Zunder fing Feuer, brannte endlich lichterloh und beleuchtete die weite Heide mit rosigem Glanze, in welchem Häuser mit alten geschnitzten Truhen, kunstreichen Spinnrädern, gravierten Zinnschüsseln u. s. w. vor unserm geistigen Auge auftauchten.

Schon am andern Morgen setzten wir unsre jungen Beine in Bewegung und durchquerten die weite münsterländische Heide, wie Major v. Wißmann (damals noch Lieutenant) Afrika, bis wir am jenseitigen Ende unsres einsamen Terrains ein windschiefes Hüttchen, ganz unter knorrigen Kiefern versteckt, entdeckten. Sofort brachen wir in dasselbe ein — Fortes fortuna adjuvat — und forderten uns zum Vorwand etwas Trinkwasser. Der alte Philemon, welcher bis dahin aus einem Thonpfeifchen schmauchend am Torffeuer des gemauerten Herdes gesessen hatte, humpelte, gutmütig „ja" nickend, auf seinen klobigen Holzschuhen zum Ziehbrunnen, ließ den Eimer hinab und zog ihn wieder empor, worauf die alte Baucis, welche bis dahin Kartoffeln geschält, einen Thonkrug von der Wand nahm, denselben in das klare Naß tauchte und uns die Labe kredenzte. Ich setzte den Krug an die Lippen, wobei ich mit den Augen nach der Beschaffenheit des Gefäßes schielte. Wie ein Blitz durchzuckte es mein Inneres: „Ein antiker Thonkrug!" Ich hätte aufjauchzen mögen vor Freude, aber ich beherrschte mich, um die Besitzer des Kleinods nicht zu unverschämten Forderungen zu ermutigen. Nachdem ich einen kühlen Schluck gethan, reichte ich mit einem vielsagenden Blicke den Krug meinem Bruder Theodor, welcher gleicher Meinung mit mir zu sein schien, denn er sagte auf Latein so etwas von „etruskischen Vasen". Diese lateinischen Worte machten den kleinen Ludwig aufmerksam, der immer die Ohren wie ein Mäuschen gespitzt hielt; er studierte unsre Blicke, die an dem Kruge hingen, und platzte dann — sehr undiplomatisch! — mit der Frage auf das Bäuerlein los: „Was wollt Ihr für den Krug haben?"

„Wollt ihr ihn denn kaufen?" fragte der Bauer, allerdings nicht auf Hochdeutsch, sondern in der plattdeutschen Sprache seiner Heide.

„O ja!" erwiderten wir dreistimmig.

„Warum denn?" fragte der Bauer mißtrauisch.

„Weil — weil — wir Heidelbeeren, ich wollte sagen Preißelbeeren darin bergen wollen," resolvierte ich mich, wobei ich über meine Lüge schamrot wurde, daß mir die Wangen brannten. Ja, so weit, bis zur Lüge, hatte mich meine Leidenschaft für Altertümer schon getrieben! Aber Mephisto flüsterte mir ins Ohr:

Indische Schlangenbeschwörer.

„Du kannst ja wirklich auf der Heide ein paar Preißelbeeren hinein thun" — worauf ich den prüfenden Blick aushielt, den der Heidebauer, unter seinen buschigen grauen Brauen her, auf mich richtete. „Ah, so!" sagte der Mann; „ja, ihr könnt den Pott (Topf) haben — zwanzig Pfennige wird er schon wert sein."

Doch dem war kaum das Wort entfahren, als ich meinen rechten Arm schon bis an den Ellenbogen in der Tasche hatte, um die zwanzig Pfennige herauszuholen. Lächerlicher Preis das, für solch ein Altertümchen! Der harmlose Alte ahnte es nicht, welch ein Kleinod er verschleuderte! Um die mahnende Stimme in meinem Innern zu beschwichtigen, reichte ich dem Mann ein blankes Fünfzig-Pfennigstück, wobei ich bemerkte, daß ich nichts weiter heraus haben wolle. Der kleine Ludwig bemächtigte sich sofort des Kruges. Der Heidebauer zog mit den kaltblütig gesprochenen Worten: „Danke auch!" ein ledernes Beutelchen mit Riemenverschluß aus der Hosentasche, wickelte den Riemen etwa zwanzigmal von rechts nach links herum, worauf der Beutel sich aufthat, um das Fünfzig-Pfennigstück zu verschlucken; alsdann wurde der Beutel etwa zwanzigmal mit dem Riemen von links nach rechts stranguliert und endlich wieder in die Hosentasche versenkt. Das Geschäft war abgeschlossen, der antike Thonkrug gehörte uns, wir konnten gehen, wohin es uns gefiel.

Vorderhand begaben wir uns spornstreichs mit unsrem neugewonnenen Schatze nach dem Gute des Onkels. Was für Augen, dachten wir, wird er machen, wenn er unsre Erwerbung erblickt! Um seine Ueberraschung zu steigern, verhüllten wir den Krug mit einem rotbaumwollenen Taschentuche; in dieser Verfassung wollten wir den Gegenstand, ohne ein erläuterndes Wort zu sprechen, vor den Onkel hinstellen; Onkel würde die Hülle lösen und dann — ja dann gedachten wir uns an der Ueberraschung des Altertümlers zu weiden. Er würde uns Geld, viel Geld, fabelhafte Summen für unsern antiken Thonkrug bieten, aber wir waren entschlossen, nicht auf den Handel einzugehen. Ich sagte mit Emphase zu meinen Brüdern, der Thonkrug solle gewissermaßen das Piedestal zu unsrer Sammlung bilden, worauf der kleine Ludwig naseweis bemerkte, daß alsdann unsre Sammlung ja auf thönernen Füßen stände; ein Steinchen könne vom Berge rollen und den ganzen Aufbau zerschmettern. „Naseweiser Junge," tadelte Theodor, „du siehst Gespenster am hellen Tage!"

Wir führten unsern Plan mit dem Onkel durch, aber statt der Ueberraschung erblickten wir auf seinem Antlitz — ein breites, seelenvergnügtes Lächeln.

„Was soll mir dieser Pott?" fragte er, mit den Augen blinzelnd.

„Dieser Pott?" erwiderte ich langsam, wobei ich mich hoheitsvoll emporreckte. „Ich bitte, lieber Onkel, in dem Gefäße eine antike Vase oder Urne zu respektieren."

„Eine antike Vase oder Urne!" ächzte der Onkel meine Stimme nach, um sofort in seinen eigenen lustigen Ton zurückzufallen. „Hahaha! Köstlich! Ich bitte, lieber Freund und Neffe, hier unter dem Fuße des Kruges einmal den Fabrikstempel zu lesen. Was steht da?"

„Ochtrup 1880", las ich verwirrt und beschämt.

„Ochtrup ist," fuhr der Onkel unbarmherzig fort, „ein kleiner Ort im Münsterlande, der sich mit Topfbäckerei befaßt; es wird dort auch eine gewisse Art von Kinderflöten gebacken, die mit Wasser gefüllt werden, einen schluchzenden Ton von sich geben und unter dem Namen ‚Ochtruper Nachtigallen' bekannt sind. Schade, daß wir nicht eine zur Hand haben — ich würde dann die Ouvertüre zu eurer Tragikomödie spielen."

„Onkel, du bist grausam!" rief ich und schleuderte meinen Ochtruper Krug von 1880 an die Wand, daß er in tausend Scherben zersplitterte.

„Ein Knalleffekt!" lachte der Onkel. „Aber pfui, mein Junge," setzte er ernster hinzu, „wer wird so seinen jähzornigen Regungen folgen? Als Mann mußt du die Wahrheit ertragen können. Amicus mihi Carolus, amicus Theodorus, amicus Ludovicus, sed magis amica veritas! Ich gebe zu, den Finger etwas grausam in deine Wunde gelegt zu haben, und ich will meine Schuld damit sühnen, daß ich dir, oder vielmehr euch allen dreien zusammen, einen echten Aschenkrug aus meiner Sammlung schenke. Ihr könnt denselben eigenhändig und eigenäugig aus meiner Sammlung auswählen, dann werdet ihr doch überzeugt sein, daß er echt ist. Ich besitze deren zehn, die alle den Hünengräbern unsrer westfälischen Heiden entstammen."

Wir fielen dem Onkel gerührt um den Hals und ließen uns dann mit einer hübschen schwarzen, gerippten Urne feierlich belehnen. Die Urne war wirklich echt — kein Schelmenstreich des Onkels steckte dahinter; und feierlich, als ob wir die Bundeslade trügen, brachten wir „Nummer Eins" unsrer Sammlung auf unsre Stube, welche uns die Tante für die Dauer unsres Besuches angewiesen hatte.

* * *

Gut gibt Mut. Mit einer gehörigen Portion des letzteren durchtränkt, zogen wir am folgenden Morgen auf neue Entdeckungen aus. Eine frohe Ahnung sagte uns, wir würden diesmal glücklich sein. Gegen zehn Uhr gerieten wir in ein kleines Wirtshaus, gelegen am Hauptwege, welcher die Heide durchschnitt; wir wollten daselbst ein Glas Milch trinken und zugleich Umschau nach Altertümern halten. Am Wirtstische trafen wir ein bejahrtes Bäuerlein, das sich einen Schnaps in kleinen Zügen leistete und dabei stillzufrieden aus einem hölzernen Pfeifchen schmauchte. Die Wirtin brachte uns drei Gläser Milch und zog sich, nachdem sie uns die Versicherung gegeben, daß „schön Wetter" sei, wieder in ihre Küche zurück. Wir ließen, nachdem wir getrunken, unsre Aeuglein „rund umme gehn", wie's im Volkslied heißt, entdeckten aber in der kahlen geweißten Stube nichts, als ein paar kolorierte Lithographien höchst modernen Ursprungs, die Geschichte der heiligen Genoveva mit ihrer Hirschkuh und ihrem Schmerzenreich darstellend. Das Bäuerlein folgte mit seinen Blicken unsren Halsverrenkungen, die über die vier Wände hinglitten, und bemerkte dann freundlich: „Schöne Bilder, nicht wahr?"

„O ja!" erwiderte ich ebenso freundlich; „allerdings würden sie mir noch viel besser gefallen, wenn sie alt, recht alt wären."

„So lieben Sie das Alte?" fragte der Bauer.

„Sehr!" erwiderte ich mit Nachdruck.

„Kurios!" bemerkte der Bauer; „ich für meinen Kopf hätte gern noch junge Zähne, damit ich meinen Pfeifenstummel halten könnte."

Der Mann, sagte ich mir, scheint ein Witzbold zu sein; jedenfalls ist er geweckteren Geistes, als viele seiner Kollegen; mit dem läßt sich vielleicht was machen.

„Das verdenke ich Ihnen nicht, Väterchen," erwiderte ich laut, „junge Zähne

beißen besser wie alte. Ich wollte auch nicht gesagt haben, daß ich alles Alte liebe, aber zum Beispiel in Bildern, Dosen, Schüsseln, Krügen, bunten Fensterscheiben und so weiter ist mir das Alte lieber als das Neue."

„Hm, hm!" machte der Bauer, als sähe er die Sache so recht nicht ein.

„Es ist nun mal so eine Liebhaberei von mir," entschuldigte ich mich vor dem Manne; „jedes Tierchen hat sein Pläsirchen — und jedes Menschenkind reitet sein Steckenpferd; meines sind aber alte Sachen aus früheren Jahrhunderten . . . Sollten Sie nicht so etwas in Ihrem Hause haben?"

„Nicht, daß ich wüßte."

„Keine alten bunten Fensterscheiben, wie sie hier zu Lande früher dem Landmann bei seiner Hochzeit oder beim Hausbau von den geladenen Nachbarn verehrt wurden?"

„Ja, vor zehn Jahren hatte ich noch so etwas in den Fenstern, mit der Jahreszahl 1680 und zwei Windhunden, die ein Schild in den Vorderpfoten hielten; aber das große Hagelwetter von dazumal hat keine Scheibe in meinem Häuschen heil gelassen."

Der Atem drohte mir vor Spannung stillzustehen: das Haus, das der Bauer bewohnte, war also ein recht altes, wenn die gebrannten Fensterscheiben von Anno 1680 stammten. Wie schade, daß das große Hagelwetter diese Scheiben zerschlagen hatte! Wenn das Haus aber so alt war, so mußten, ja es mußten noch andre Altertümer darin stecken!

„Ich hätte Ihnen die Scheiben gern für gutes Geld abgekauft," sagte ich, um das Bäuerlein kirre zu machen, wobei ich besondern Nachdruck auf „gutes Geld" legte und mit meinen Markstücken in der Tasche klimperte. „Aber das große Hagelwetter ist mir leider zuvorgekommen und hat nichts dafür bezahlt. Besinnt Euch, Väterchen, ob Ihr sonst nicht noch ein Altertümchen im Hause habt!"

„Nicht, daß ich wüßte."

„Keine Schüssel? Keinen Krug? Keine Dose?"

„Eine Dose?" fragte der Bauer. „Ja, da fällt mir ein, daß meine Kinder im vorigen Jahre so ein Ding mit nach Hause brachten — ein kuriosES Ding, das sie beim Spielen in der Sandgrube gefunden hatten."

„War es da vergraben?" fragte ich, wobei ich die Ohren wie ein Maulesel spitzte.

„Es muß wohl so gewesen sein," bestätigte der Bauer, „denn Anton und Trina sagten ausdrücklich, sie hätten die Dose in der Sandkuhle gefunden."

Was man vergräbt, so kalkulierte ich, ist etwas Wertvolles, ein Schatz, den man vor räuberischen Händen bergen will; folglich ist die aufgefundene Dose wertvoll!

„Wie sieht sie denn aus," fragte ich, indem ich meine Stimme zu möglichster Ruhe und Gleichgültigkeit zwang, „Eure Dose?"

„Sie war von gelbangelaufenem Blech —"

Von getriebenem Kupfer! jauchzte es in meinem Innern.

„Und dann waren allerlei kuriose große Buchstaben darauf —"

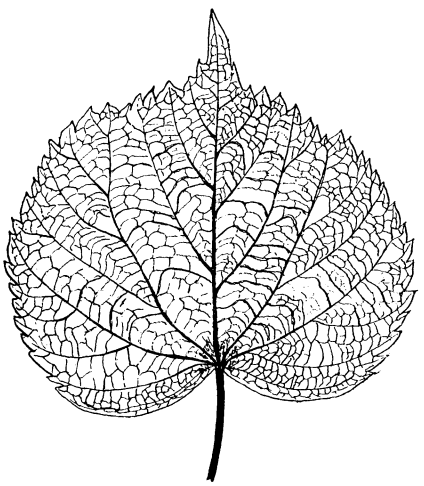
Gotische Inschrift! jubelte meine innere Stimme.

„Und bunte Bilder, die mir Tiere vorzustellen schienen —"

Die Symbole der vier Evangelisten! schoß es mir durch den Kopf. Die Dose ist offenbar ein Reliquienkästchen, wie Onkel eines als Hauptstück seiner Sammlung besitzt.

„Die Buchstaben waren schwarz, die Tiere rot, und das Eichenlaub — ja, es stand auch ein Eichenkranz darauf — grün."

Die alte deutsche Eiche, sie lebe!



Ein Lindenblatt. Natürliche Größe. Bild 1.

dachte ich. Ja, die Künstler der mittelalterlichen Gotik liebten das schönumrissene Eichenblatt sehr und ahmten es nach in Stein und Metall, zur Verzierung von Säulenknäufen, Gittern u. s. w.

„Die Krone obenauf mußte aber wohl von Gold sein," fuhr der Bauer nachdenklich fort.

„Was, eine Krone von Gold!" platzte ich sehr undiplomatisch los. Doch kaum war mir das Wort entfahren, möcht' ich's im Busen gern bewahren. Das Ding ist offenbar ein Reliquienkästchen mit Emailleverzierungen auf getriebenem Kupfer, dachte ich; aber der Bauer darf nicht ahnen, welch ein Kleinod er besitzt, er würde im andern Falle unverschämte Forderungen stellen. In erzwungenem, kühlem Tone bemerkte ich dann: „Ja, so eine Krone hat man oft auf Kasten und Dosen, das ist nichts Rares! Aber, Väterchen, weshalb sagten Sie vorhin immer: die Dose war — die Buchstaben und Bilder waren —? Sie konnten doch sagen: die Dose ist — und die Buchstaben sind, denn ohne Zweifel besitzen Sie noch das (ich wollte schon sagen ‚Kleinod', verschluckte indes noch rechtzeitig das verräterische Wort und sagte kühl) das im Sandloche gefundene Ding."

„Nun, ich habe das im Sandloche gefundene Ding," erwiderte der Alte, „seit einigen Monaten nicht mehr in meinem Hause gesehen."

Bei dieser Eröffnung fiel mir der Unterkiefer vor Schrecken bis auf die Krawatte.

„Es kann aber sein," lenkte der Unglücksmann ein, „daß meine Frau das Ding fortgelegt hat. Ja, meine Annemarie ist eine sehr accurate Frau und sie bringt alles an seinen Platz."

Diese Worte klangen mir wie Musik in den Ohren. Ich segnete Annemarie in meinem Innern.

„Hört, Papa," sagte ich jetzt in entschiedenem Tone, „ich möchte das Ding mal sehen. Wenn Ihr erlaubt, so gehen wir drei Brüder mit nach Euerm Hause. Wie weit ist's bis dahin?"

„Na, es wird so eine dicke Stunde sein. Von hier bis zum Dorfe Föhrenhausen ist's eine gute halbe Stunde, und von Föhrenhausen nach meinem Häuschen ist's auch eine gute halbe Stunde, zu welcher der Fuchs noch den Schwanz zugegeben hat."

„Dann stärkt euch," sagte ich, um den Alten mir günstig zu stimmen, „vorher noch durch ein Schnäpschen; ich bezahl' es."

Der schmunzelnde Bauer ließ sich solches nicht zweimal sagen, und nachdem er getrunken und ich bezahlt hatte, machten wir vier uns auf den Weg. Meine beiden Brüder schienen in derselben Spannung und Hoffnung zu sein, wie ich; ihre Mienen und Flüsterworte verrieten mir solches. (Schluß folgt.)

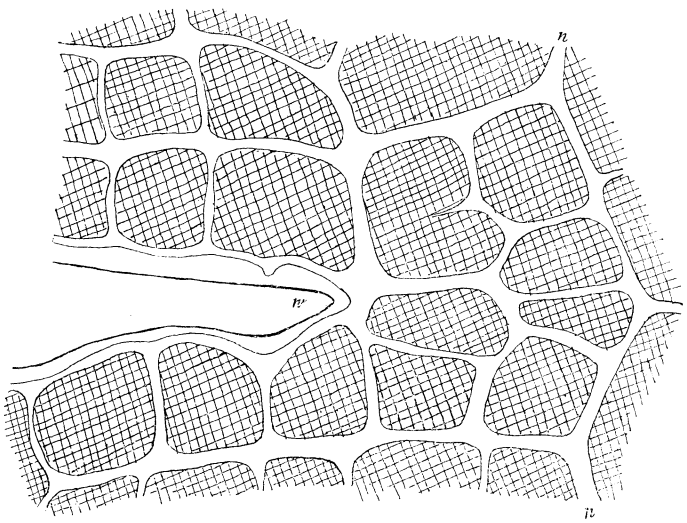
Nur ein Blatt.

Ein Mensch wird zur letzten Ruhestätte getragen; er hatte des Lebens Herbst erreicht, fiel ab wie ein welkes Blatt von dem großen, weitverzweigten Menschenstamme und sinkt nun zur Erde, aus der er entstanden. Wohl kann man von manchem sagen: „Er ward geboren, lebte und starb.“ Die Mehrzahl ist unstreitbar je nach Kraft und Geschick thätig gewesen; wir wissen es nicht, ihre Lebensgeschichte ist nicht geschrieben worden, und doch ist gewiß manches Gute vorhanden, das noch lange nach ihrem Untergange fortleben, wie ein keimfähiger Same aufgehen und Blüten und Früchte tragen wird, die vielleicht nur von einem kleinen Kreise wohl erkannt und gewürdigt werden.

Ein leiser Windhauch zieht durch die Zweige der Bäume. Er knickt da und dort ein kraftloses Blatt ab, das mit schwankender Bewegung zu Boden fällt, ein Bild des Menschen, der Vergänglichkeit, ein deutliches „Memento mori!“ das nicht spurlos verhallen, keineswegs aber der schwachen Melancholie Thür und Thor öffnen soll. — Jedes Blatt hat seine Lebensgeschichte, die wir nach jahrelangen, unermüdlichen Forschungen kennen. Die Biographie eines Blattes ist in der Regel die aller; die Thätigkeit aller ist durch die Zeit ihres Lebens die nämliche; sie werden so und nicht anders angelegt und handeln willenlos nach unumstößlichen Gesetzen: ihre Gesamtthätigkeit ist auf das Wohl des großen Ganzen, der Mutterpflanze, hingerichtet. — Und ist es bei dem Menschen etwa anders? Untersteht er nicht auch den allgemein gültigen Gesetzen der Menschlichkeit, nach denen er wollend vollbringen soll, was die Pflanze willenlos thut? Wie vom Blatte zum Zweiglein, Ast und kräftigem Stamme, so zieht sich eine ununterbrochene Kette vom einzelnen Individuum zur Familie, der Nation und dem ganzen großen Stamme der Menschheit.

Was die Wissenschaft nach unendlicher Arbeit glücklich zu Tage gefördert hat, das soll nicht allein unsrem angeborenen Wissensdrang Genüge leisten oder dem praktischen Nutzen dienen, indem es uns sagt, wie wir ein Pflanzenleben zu behandeln haben, um entsprechenden Vorteil daraus zu ziehen, sondern auf unsre Seele veredelnd wirken.

Das kleine Blatt, das sich altersschwach soeben vor deinen Augen vom Baume losgelöst hat und zu deinen Füßen liegt, hat eine großartige, wunderbare Thätigkeit abgeschlossen, von der die meisten Menschen keine Anung haben. Ihr Wissen beschränkt sich darauf, daß der Baum, dessen Blätter z. B. durch gefräßige Raupen verschwunden sind, wohl



Der einspringende Winkel (w) zwischen zwei Zähnen des Lindenblattes; n = Blattadern, von denen 6 am Scheitel des Winkels zum Schutze gegen das Einreißen zusammenstoßen. (Schwach vergrößert). Bild 2.

schwerlich zur Blüten- oder Fruchtbildung kommen wird. Welche großartige Aufgabe obliegt denn eigentlich dem kleinen Blatte, was hat es in seinem Leben geleistet? — Die Antwort, an und für sich überaus umfangreich, läßt sich in Kürze dem Zwecke entsprechend geben: Das Blatt ist dem Baume oder auch im allgemeinen der Pflanze alles. Es ist bekanntlich der indirekte Träger eines überaus wichtigen Stoffes, des Blattgrüns oder Chlorophylls, das unter dem Einflusse des Sonnenlichtes eine wunderbare, chemische Thätigkeit entfaltet. Was immer der Baum als Nahrung aufnimmt, sei es Wasser und darin gelöste Salze, seien es feste Nährstoffe, durch die lösende Kraft der Wurzeln aufgenommen, seien es Gase, alles dieses Rohmaterial gelangt zu den grünen Blättern und wird hier in bestimmten Zellräumen in Pflanzensubstanz (organische Substanz) umgearbeitet und auf verschiedenen Bahnen zu jenen Orten hingeführt, wo diese Baustoffe für die Größenzunahme alter oder die Entwickelung neuer Organe, Knospen, Blüten ꝛc. verwendet werden. — Von den Wurzeln bis hinauf in die Blätter findet eine Wasserbewegung statt, deren Bahn in den ausgebreiteten grünen Flächen ihr Ende findet. Hier sehen wir leicht mit unbewaffnetem Auge ein vielfach verzweigtes Adernetz (Bild 1), das sich in die feinsten Aestchen zerteilt. Diese Adern sind der Hauptsache nach Gefäßbündel, welche aus verschiedenen Zellen zusammengesetzt sind (Bild 4 n) und verschiedenen Zwecken dienen, die hier nicht erörtert werden können; es genügt zu wissen, daß bestimmte Teile derselben den Transport des Wassers besorgen. Dadurch, daß diese Adern zu einem großen Netzwerk sich vereinigen, wird ein doppelter Zweck erreicht: einerseits wird dadurch die allgemeine Zufuhr von Wasser und darin gelöster Nährstoffe für alle Teile des Blattes besorgt; andrerseits kann ein Riß in das Blatt das Leben desselben nicht gefährden; denn die oberhalb dieser Wunde liegenden Partien sind infolge der zahlreichen Verbindungsstränge durchaus nicht von der Wasserzufuhr abgeschnitten. Wir sehen oft ganz bedeutende Risse und Löcher in einem vollkommen frischen Blatte, das trotz dieser Verletzungen seine Lebensfähigkeit vom Frühling bis zum Herbste erhält.

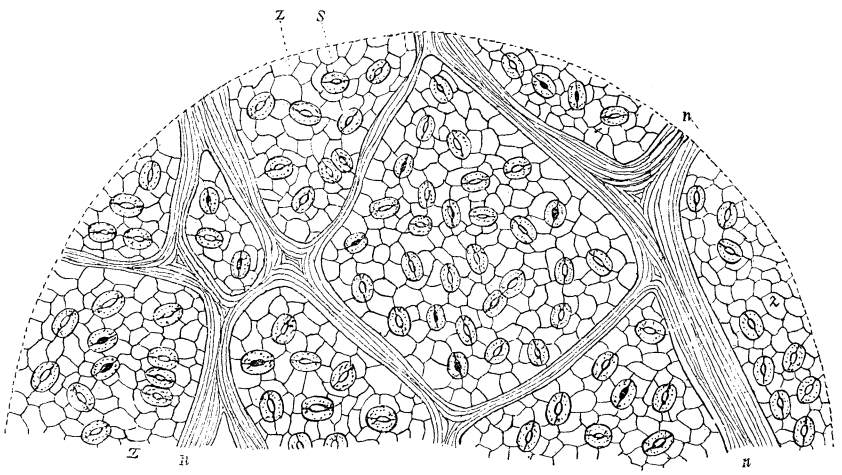
Es ist höchst interessant und anregend, einen kleinen Teil der Oberhaut (Epidermis) von der Unterseite eines Blattes, z. B. eines Eichblattes (Bild 3) bei entsprechender Vergrößerung zu betrachten. Die Adern schließen kleine Felder ein, auf denen eigentümlich gebaute Oeffnungen, Spaltöffnungen (s) meistens in großer Anzahl sich befinden. Sie stehen mit weiten Kammern (Bild 4 l) in Verbindung und sorgen dafür, daß das überflüssige Wasser in Dampfform ausgeschieden wird. Der Oberseite des Blattes fehlen sie gewöhnlich. In dem betrachteten Falle kommen durchschnittlich 575 auf die kleine Fläche eines Quadratmillimeters. — Von der Unterseite eines Lindenblattes wird nach sorgfältiger Messung in 24 Stunden ungefähr $^1/_2$ g Wasser ausgeschieden. Erwägt man nun die bedeutende Menge

der Blätter eines Lindenbaumes, so wird man einen Begriff bekommen von der an einem einzigen Tage ausgehauchten Wassermenge.

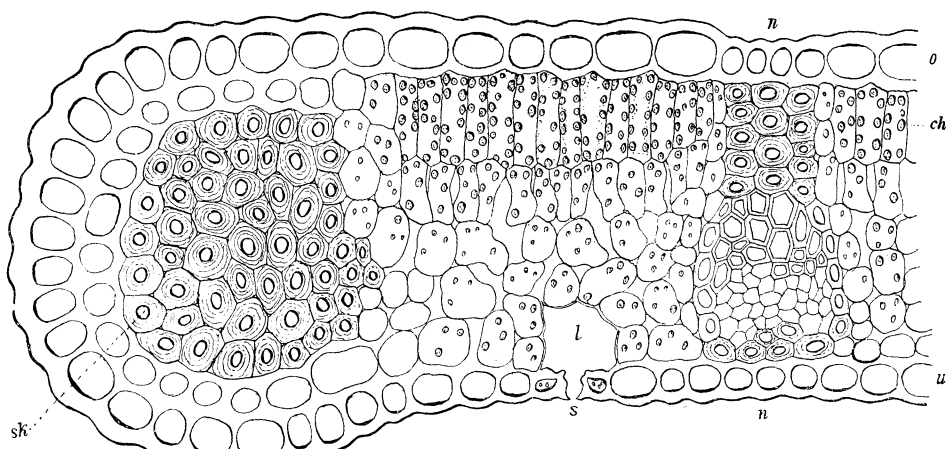
Daß so wichtige Organe, wie es die Blätter sind, einen entsprechenden Schutz gegen alle möglichen Gefahren besitzen, versteht sich eigentlich von selbst. Die dichten, an die Luft grenzenden Zellwände der Oberhaut (Bild 4), die mit einem wasserdichten Häutchen überzogen sind, verhüten Verletzungen und ein schädliches Austrocknen bei Wassermangel. Wenn der Rand mit Zähnen besetzt ist, wie bei dem Lindenblatte, so wird ein leicht mögliches Einreißen zwischen zwei Zähnen dadurch verhindert, daß an dem Scheitel dieses einspringenden Winkels (Bild 2 w) eine Anzahl Aderstränge wie feste Stützen zusammenstoßen. Wo der Rand nicht mit Zähnen besetzt ist, sehen wir außer den sehr dickwandigen, nach außen grenzenden Zellwänden oft noch ein Bündel überaus fester, dicker Zellen (Bild 4 sk), welche einer Verletzung dieser Stelle einen kräftigen Widerstand entgegenstellen. — Es ist geradezu erstaunlich, welchen gewaltigen Angriffen das Blatt standhält: wie schüttelt der Sturm den Stamm, daß die Wurzeln den festen Halt im Boden zu verlieren drohen, wie faust er durch Zweige und Blätter, wie stürzen die schweren Regentropfen herab, und doch wird nur hier und da ein schwächlich gebautes oder von einem Pilze befallenes kränkliches Blatt frühzeitig losgerissen und seiner Bestimmung entzogen. Sie halten tapfer aus zum Wohle des Ganzen: in ihnen liegt das Heil des Baumes, wie in den Bürgern das des Staates.

Und fällt der Regen bei ruhiger Luft, dann finden wir unter dem Baume ein schützendes Dach, die Tropfen fallen kaskadenartig von den höheren Blättern zu den tiefer stehenden, bis sie endlich, an der äußersten Peripherie des Baumes angelangt, zu Boden fallen. Gerade bis zu dieser Stelle entsenden die Wurzeln ihre zahlreichen Saugarme und nehmen das Wasser begierig auf, das nun seinen Weg bis zu den Blättern nimmt.

Nur ein kleines Blatt! Und welche Fülle von Thätigkeit von der frischen, grünen Jugend bis zum welken, entfärbten Alter! Die Betrachtung des gestirnten Himmels gibt uns eine Ahnung von der Unendlichkeit, entrückt uns der Erde und nähert uns der Gottheit; die Betrachtung der Pflanzenwelt, die gleich uns entsteht, thätig ist und vergeht, nähert den Menschen an den Menschen.



Ein Hautstück (0,15 mm groß) von der Unterseite eines Eichenblattes (Quercus imbricata) mit zahlreichen Spaltöffnungen (s) zwischen den Zellen (z) der Epidermis; n = Blattadern. (150mal vergrößert.) Bild 3.



Querschnitt durch den Rand eines Eichenblattes (Quercus imbricata); o = Haut (oder Epidermis) der Blattoberseite; u = Epidermis der Unterseite; r = Blattrand; sk = dicke, feste Zellen zum Schutze des Randes; n = eine durchschnittene Blattader; s = Spaltöffnung; l = Hohlraum, Atemhöhle genannt; ch = Blattgrün oder Chlorophyllkörner. (Stark vergrößert). Bild 4.

Physikalische Spielerei.

Ich wollte eine leere Flasche verstöpseln und hatte einen zu dünnen Kork gewählt; natürlich fiel er in die Flasche und wollte nicht wieder heraus, obwohl ich das Gefäß auf den Kopf stellte. Doch ich wußte mir zu helfen. Ich faßte einen Bindfaden mit der einen Hand an beiden Enden und ließ den Doppelfaden mit dem aus der bisherigen Mitte gebildeten unteren Ende in die Flasche hinab, stellte nun die Flasche auf den Kopf, wodurch der Kork nach einigem Schütteln zwischen den Doppelfaden so zu liegen kam, daß dieser ihn umfaßte, und dann zog ich den Kork mühelos heraus. Das Experiment hatte mir gefallen, und so wollte ich es wiederholen. Zufällig hielt ich diesmal die Flasche horizontal, schob den Kork ein wenig in den Flaschenhals und wollte ihn nun hinunterblasen. Als ich aber jetzt den Mund an die Flasche setzte und kräftig blies, ging der Kork nicht in die Flasche, sondern kehrte nach außen zurück. Wie kam das? Ganz einfach so: die an dem Korke vorbei in die Flasche eindringende Luft verdichtete die schon in ihr vorhandene Luft, und die so verdichtete Luft drückte von innen auf den Kork und trieb ihn heraus. Ich gab die Flasche meinen Geschwistern, und diese machten zu ihrer Ueberraschung die gleiche Erfahrung. Da ich nun aber die Ursache der Erscheinung kannte, wußte ich auch Abhilfe zu schaffen.

Ich sagte mir: der Luftstrom darf nicht neben dem Kork hergehen, er muß den Kork allein treffen. Demgemäß nahm ich ein dünnes Röhrchen, hielt es dicht vor den Kork und blies durch dieses gegen ihn. Richtig, er marschierte hinein. Danach überlegte ich, daß, wenn das gewöhnliche Blasen den Stöpsel heraustreibt, das Gegenteil auch das Gegenteil bewirken müsse. Und in der That, als ich die Luft aus der Flasche heraussaugte, während der Kork lose im Flaschenhalse saß, ging dieser allmählich in die Flasche hinein; die innere Luft ward verdünnt, und nun drückte die äußere Luft stärker auf den Korkstöpsel als die innere. Schließlich erinnerte ich mich, daß man die Luft auch durch Erwärmen verdünnen könne. Ich stellte also die Flasche in den warmen Ofen (man kann sie auch im Wasserbad erwärmen), und als ich nun den Kork in den Hals der horizontal gehaltenen Flasche legte, genügte das geringste Blasen, ihn hineinzutreiben. Die sehr geringe Adhäsion zwischen Glas und Kork hindert dabei nicht im mindesten. Die Flasche muß aber auch innen vollkommen trocken sein; denn Wasser zeigt eine große Adhäsion an Kork und Glas. Man darf daher durch den Hauch des Atems auch keine Feuchtigkeit in der Flasche hervorrufen.

Der Marschall von Sachsen und der Schmied.

Moritz, Graf von Sachsen, bekannter als Marschall von Sachsen, wollte eines Tags einigen Personen einen Beweis seiner außergewöhnlichen Stärke geben. Er trat bei einem Schmied unter dem Vorwande ein, sein Pferd beschlagen zu lassen, und sagte ihm, da er mehrere Eisen zubereitet fand: „Hast du nicht bessere Eisen als diese hier?“ Der Schmied versicherte ihm, daß die Eisen vortrefflich seien. Aber der Marschall nahm fünf oder sechs von ihnen und zerbrach sie nacheinander. Der Schmied sah stillschweigend zu. Endlich gab der Marschall vor, ein gutes gefunden zu haben, und befahl, damit das Pferd zu beschlagen. Als dies geschehen war, warf er einen Thaler von sechs Pfund (ein Livre = 20 Sous) auf den Amboß. „Verzeihung, mein Herr,“ entgegnete der Schmied, „ich habe Euch ein gutes Eisen gegeben, Ihr müßt mir dafür auch einen guten Kronenthaler (gleichfalls sechs Franken, 20 Sous = ein Frank) bezahlen.“ Indem er diese Worte sprach, brach er den Thaler in zwei Stücke und that das gleiche mit vier oder fünf andern, die ihm der Marschall gab. „Fürwahr! du hast recht,“ erwiderte der Graf, „ich habe nur schlechte Thaler; aber hier ist ein Louisdor, ich hoffe, der wird gut sein.“ — Der Marschall mußte gestehen, daß er in dem noch stärkeren Schmied seinen Meister gefunden hatte.

Physikalische Spielerei.

Mathematische Trugschlüsse.

III.

Die Quadratwurzel aus einer positiven Zahl hat zwei Werte, einen positiven und einen negativen. Denn es ist beispielsweise nicht nur $3.3 = 9$, sondern auch $(-3).(-3) = 9$; folglich kann $\sqrt{9}$ sowohl 3 als auch -3 sein. Mithin darf man nicht so ohne weiteres aus den beiden Seiten einer Gleichung die Wurzel ziehen, denn man darf wohl die positive Wurzel auf der linken Seite der Gleichung gleich der positiven Wurzel auf der rechten und ebenso die negativen Wurzeln auf beiden Seiten einander gleich setzen, kommt aber natürlich auf etwas Widersinniges, wenn man auf der einen Seite die positive und auf der andern die negative Wurzel nimmt. Diesen Fehler habe ich beim Beweise in der vorigen Nummer gemacht. Denn, ist beispielsweise $a > b$, so ist $a - b$ positiv und $b - a$ negativ. Aus der Gleichung

$$(2) \qquad (a-b)^2 = (b-a)^2$$

ergibt sich zunächst nur, daß $a - b$ entweder gleich $+(b - a)$ oder gleich $-(b - a)$ ist; und zwar ist diejenige Wurzel die richtige, welche mit $(a - b)$ gleiches Vorzeichen hat. Das ist aber $-(b - a)$; denn ist $a - b$ beispielsweise positiv, so ist $b - a$ negativ, also $-(b - a)$ positiv. In unsrem Falle hätte aus (2) also nur gefolgert werden dürfen

$$a - b = -(b - a),$$

d. i. $$a - b = -b + a.$$

Ihr seht also, wie vorsichtig man beim Ausziehen von Wurzeln sein muß. Das ist die Lehre, die ihr aus dieser Aufgabe hinnehmen mögt; denn meine Trugschlüsse sollen nicht bloß zu eurer Unterhaltung dienen, sondern euch auch belehren, indem sie euch zeigen, wie ihr es nicht machen dürft, und namentlich, vor welchen naheliegenden Fehlern beim Rechnen ihr euch zu hüten habt.

Heute will ich einmal beweisen, daß 8 größer als 12 ist. Es ist

$$(1) \qquad 3 > 2.$$

Subtrahiere ich nun auf beiden Seiten 5, so erhalte ich

$$(2) \qquad 3 - 5 > 2 - 5,$$

d. i.

$$(3) \qquad -2 > -3$$

Ich will jetzt beide Seiten der Gleichung mit (-4) multiplizieren. Dann erhalte ich nach dem Satze: „Ungleiches mit Gleichem multipliziert gibt Ungleiches, und zwar steht da das Größere, wo es ursprünglich war“

$$(4) \qquad (-2).(-4) > (-3).(-4)$$

d. i. $$8 > 12.$$

Zweisilbige Scharade.

Als ihnen ihr Zweites das Erste geworden,
Verließen germanische Männer im Norden,
Mit Frauen und Kindern den Hof und das Haus
Und wählten das Ganze zur Heimat sich aus.

Wechselrätsel.

Aus dem alten Testament
Jedermann mit A es kennt.
Doch mit O ist es zu schauen
Als ein Fluß in Rußlands Gauen.

Auflösung des Anagramms in Nr. 29.

„Italien — Latein.“

Auflösung des Logogriphs in Nr. 29.

„Landesverräter — Landesväter.“

Auflösung der Rechenaufgabe in Nr. 29.

Das Bassin ist 1,20 m tief, 5,60 m lang und 4,20 m breit.

Auflösung des Akrostichons in Nr. 29.

„Ferdinand Cortez.“

Geistesgegenwart.

Als sich einst der englische Kanzler Sir Thomas Morus allein auf einer Terrasse erging, die nicht weit von der Irrenanstalt Londons entfernt lag, entschlüpfte einer der Unglücklichen und ging auf den Ort zu, wo Morus war. Der Kranke trat an ihn heran und sagte die verwirrten Worte: „Wirf dich in die Tiefe, damit ich das Vergnügen habe, dich eilends unten ankommen zu sehen!“ Der witzige und geistreiche Verfasser der Utopia (d. i. Nirgendheim), der körperlich nicht von den Stärksten war, trat einen Schritt zurück und sagte mit bewundernswerter Geistesgegenwart: „Mein Freund, es ist weder sehr ergötzlich noch seltsam, einen Menschen da unten niederfallen zu sehen; wenn du willst, will ich dir etwas besseres zeigen. Ich werde hinabsteigen und ohne jemandes Hilfe auf einmal in die Höhe springen. Du wirst sicherlich darüber sehr erstaunt sein.“ — Der Narr stimmte, von dem Vorschlag betroffen, ein und blieb auf dem Rande der Terrasse stehen, um den Sprung in die Höhe abzuwarten. Aber der Kanzler sprang nicht, sondern sorgte für Leute, die den Narren sofort ergriffen und wieder einsteckten.

Die Vipernjagd

ist in Frankreich für geschickte Vipernfänger zu einem einträglichen Geschäfte geworden. Die Regierung zahlt für das Töten einer dieser Giftschlangen 20—25 Centimes als Preis. Infolgedessen hat der bereits bekannte Vipernfänger Claude aus Antigny im verflossenen Jahre 1400 Stück dieser für den Landmann und seine Haustiere wie nicht minder für die Jäger so gefährlichen Reptilien unschädlich gemacht.

Das Vermächtnis des Inka.

Von **Karl May.**

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“, „Kong-Kheon, das Ehrenwort“, „Die Sklavenkarawane“, „Der Schatz im Silbersee“ u.a.

(Fortsetzung.)

Ich rate Ihnen, davon abzusehen. Sie würden sehr bald in die Hände der Indianer fallen. Oder haben Sie vergessen, daß Sie sich schon einmal in Gefangenschaft befanden?“

„Ja, das ist freilich wahr; aber wenn ich nichts wage, so gewinne ich nichts. Ich habe mir nun einmal vorgenommen, ein vorweltliches Tier nach Hause zu bringen. Die Reise, lateinisch Profectio oder auch Peregrinatio genannt, hat Geld gekostet, und das will ich doch nicht umsonst ausgegeben haben.“

Der „harte Kopf“ hatte aufmerksam zugehört. Es war ihm nicht klar, was der kleine Mann meinte, aber er ahnte es und erkundigte sich jetzt:

„Dieser Señor spricht von Tieren und vom Ausgraben. Gehört er vielleicht zu den sonderbaren weißen Leuten, welche in der Pampa nach Knochen graben, um dieselben in die großen Städte zu bringen und dort zusammenzustellen?“

„Ja, er gehört zu ihnen,“ antwortete Hammer lächelnd.

„So braucht er nicht hier zu bleiben und sich in die Gefahr zu bringen, von den Abipones gefangen genommen oder gar getötet zu werden. Ich weiß, wo solche Knochen zu finden sind.“

„Wo denn, wo?“ fragte der kleine Gelehrte schnell.

„Ich kenne mehrere Orte. An einem derselben werden wir vorüberkommen. Es ist der Pantano de los Huesos *). Dieser Name sagt Ihnen, daß das Gewünschte dort zu finden ist.“

„Wirklich, wirklich? Ein Knochensumpf?“ erkundigte sich Morgenstern mit großem Eifer. „Welchem Tiere gehören denn die Knochen an?“

„Das weiß ich nicht. Und dann kenne ich auch nicht — — —“. Er stockte für einige Augenblicke, fuhr dann aber fort: „Die Señores sind gekommen, uns gegen unsre Feinde beizustehen, und aus Dankbarkeit dafür will ich sagen, daß ich einen Ort kenne, wo ein Tier in der Erde steckt, welches so groß gewesen sein muß, wie es jetzt keins mehr gibt. Wir haben es zufällig gefunden und wollten

*) Sumpf der Knochen.

. . . „Ich mochte ungefähr die Hälfte des Weges zurückgelegt haben, als ich auf die Leiche stieß. Sie lag in einer Blutlache und machte mit dem skalpierten Schädel einen gräßlichen Eindruck.“ . . .

es an einen der Weißen, welche solche Knochen suchen, gegen Geld verhandeln. Da Sie uns aber gegen die Abipones helfen wollen, werde ich es Ihnen schenken."

„Was? Wie? Ein so großes Tier, wie es jetzt keins mehr gibt?" fragte Morgenstern schnell. „Was ist es für eins? Vielleicht ein Glyptodon?"

„Das kann ich nicht sagen. Ich habe diesen Namen noch nie gehört."

„Wie groß ist es denn? Wie lang und wie hoch?"

„Auch das weiß ich nicht, denn wir haben es nicht ganz gesehen."

„Nicht ganz? O wehe! Dann sind vielleicht nur einzelne Knochen vorhanden!"

„Nein; es ist ganz. Wir haben gegraben, bis die sämtlichen Rückenknochen zu sehen waren."

„Und dann? Dann habt ihr sie wohl durcheinander geworfen?"

„Nein, wir hatten erfahren, daß ein zerbrochenes Tier nicht so viel wert ist, wie ein unverletztes. Darum ließen wir es, wie es war, und deckten es sorgfältig mit Erde zu."

„Bravo, bravo! Das war sehr klug, sehr gescheit gehandelt! Ich ersehe daraus, daß ihr Indianer doch nicht so dumm seid, wie man euch uns geschildert hat. Ich muß dieses Tier haben! Wo steckt es? Wo ist der Ort? Wann werden wir hinkommen? Doch sobald wie möglich?"

„Die Stelle befindet sich einen ganzen Tagesritt hinter unsrem Dorfe."

„Das ist mir gar nicht lieb, ganz und gar nicht! Ich beantrage, sofort aufzubrechen, Señores! Ich sehe wirklich nicht ein, weshalb wir so lange hier sitzen bleiben wollen!"

„Nur langsam, langsam!" lachte der Vater Jaguar. „Erst wollten Sie hierbleiben, und nun können Sie nicht schnell genug fortkommen. Wir haben noch so viel zu thun, daß wir vor Mittag nicht aufbrechen können."

„Zu thun? Was denn? Ich wüßte nicht, was wir noch zu arbeiten hätten!"

„Denken Sie an die vielen Pferde, welche wir jetzt haben, und an unser Gepäck. Wir müssen das letztere den ersteren zu tragen geben, haben also Packsättel anzufertigen."

„Packsättel? Wir haben ja weder Leder noch sonstiges Material dazu?"

„Material ist genug vorhanden. Man muß sich nach den Umständen richten. Aus Zweigen, Laubwerk, Schilf und Gras lassen sich Sättel anfertigen, welche länger als drei Tage zu gebrauchen sind. Aus Schlingpflanzen, welche hier in Hülle und Fülle zu haben sind, drehen wir Seile, womit die Sättel befestigt und die Pferde aneinander gebunden werden. Haben wir auf diese Weise eine zusammenhängende Tropa gebildet, so geht der Ritt viel leichter und schneller von statten. Wir werden sofort an die Arbeit gehen."

Der erfahrene Mann ließ junges Gezweig, Gras und Schilf sammeln, und bald waren alle Hände unter seiner Anleitung beschäftigt, die Pferde mit weichen Tragunterlagen und Halftern aus Schlinggewächsen zu versehen. Als die Tiere sich ausgeruht hatten, wurden sie beladen und so aneinander gebunden, daß sie eine zusammenhängende Tropa bildeten. Dann konnte der Aufbruch vor sich gehen. Es war gerade zur Mittagszeit, als man den Ort verließ, welcher einen so schlimmen Namen besaß und doch so vielen Schutz vor dem verderblichen Unwetter geboten hatte.

Das heutige Ziel war also der Palmensee, welcher in südwestlicher Richtung von der Ansiedelung der Niedermetzelung lag. Der „harte Schädel" ritt mit seinen vier Cambas als Führer voran; dann folgten die Pferde in einer langen Reihe, welche von den Reitern zu beiden Seiten in Ordnung gehalten wurden. Die Höhen, an denen man während der Nacht vorübergekommen war, blieben links liegen; die Gegend, durch welche man kam, konnte, obgleich man sich mitten im Chaco befand, als Campo bezeichnet werden. Sie war eben und offen. Nur hier oder da wurde der weiche Rasen von einer sandigen Stelle unterbrochen, bis man am Nachmittage wüstes Land betrat, welches, wie der Häuptling sagte, erst am Palmensee ein Ende nahm.

Der Vater Jaguar ritt heute hinter dem Zuge. Er hatte Anciano und dem Inka einen Wink gegeben, sich zu ihm zu halten. Als sie dann zu seinen beiden Seiten ritten, sagte er zu ersterem: „Dein Mund wäre heut früh beinahe mitteilsamer geworden, als in deiner Absicht lag. Fast hättest du dein Geheimnis verraten."

„Du meinst, daß ich ein Geheimnis habe? Welches könnte das sein?" fragte Anciano.

„Ich kenne es nicht, aber ich errate es. Haukaropora ist nicht dein Sohn und auch nicht ein Enkel von dir."

„Wie kommen Sie auf diesen Gedanken, Señor? Sie haben ihn doch stets als meinen Enkel gekannt!"

„Du hast ihn als solchen bezeichnet; ich aber ahnte längst, daß euer Verhältnis ein andres sei. Du teiltest uns in deiner Aufregung mit, daß die Spange, von welcher der Lieutenant sprach, nicht von Eisen, sondern aus purem Golde sei. Es gibt noch andre Gegenstände, welche aus Eisen zu sein scheinen und doch aus Gold gefertigt sind."

„Welche, Señor?"

„Zum Beispiel der Streitkolben, den Hauka hier an seiner Seite trägt."

„Der soll aus Gold sein, Señor? Dann wären wir ja reiche Leute!"

„Pah! Verstelle dich nicht! Ich bin dein Freund, und ihr wißt, daß ihr von mir nichts zu befürchten habt. Ich mag nicht aufdringlich erscheinen; aber wenn ihr euer Geheimnis wahren wollt, so müßt ihr vorsichtiger sein. Hauka hat gestern den feindlichen Indianer mit dem Streitkolben niedergeschlagen. Die Waffe muß auf etwas Hartes oder Scharfes oder Spitziges getroffen sein, wodurch der dunkle, harzige Ueberzug beschädigt wurde. Die kleine Stelle glänzt goldig gelb. Seht einmal nach!"

Haukaropora nahm den Kolben zur Hand, betrachtete ihn und hing ihn dann errötend wieder an seine Stelle.

„Nun?" fragte der Vater Jaguar lächelnd. „Nicht wahr, er ist von Gold?"

Keiner von beiden antwortete. Sie wollten nicht ja sagen, aber auch nicht den Freund belügen. Dieser fuhr fort:

„Wißt ihr, wer ganz allein das Recht hatte, einen goldenen Streitkolben oder Humantschuay zu tragen? Ihr wißt es ebensogut wie ich; dennoch will ich es sagen: der Herrscher von Peru war es. Und dieser Streitkolben verrät mir, daß Hauka ein Abkömmling der Inkas ist."

„Señor, Sie irren!" entfuhr es dem alten Anciano.

„Ich irre mich nicht. Gib dir keine Mühe, mich zu täuschen! Das Geheimnis ist bei mir ebenso sicher wie in deiner eigenen Brust bewahrt. Ueberhaupt habt ihr ja gar nicht nötig, ein Geheimnis aus der Abstammung dieses jungen Mannes zu machen."

„O doch!"

„Warum?"

„Denken Sie an die Verfolgungen, welche wir erlitten haben!“

„Ihr? Davon weiß ich nichts. Euern Vorfahren stellte man nach mit Feuer, Schwert und Gift; das ist wahr. Seitdem haben sich die Zeiten geändert, und kein Mensch wird euch eurer Abstammung wegen nach dem Leben trachten.“

„Das denken wohl Sie; wir aber sind vom Gegenteil überzeugt.“

„So hast du einen besonderen Grund zur Vorsicht und Verschwiegenheit. Der Umstand, daß Hauka ein Kind des Inka ist, bringt ihn in keine Gefahr; aber gefährlich könnte ihm etwas andres werden.“

„Was wäre das, Señor?“

„Wenn ihr infolge seiner Abstammung gewisse Hoffnungen hegtet, welche niemals in Erfüllung gehen können.“

„Nie? Wirklich nie?“

„Niemals, sage ich euch! Ihr lebt in euern Erinnerungen und wißt nichts von der übrigen Welt, von dem Leben. Ihr träumt. Laßt diesen Traum einen Traum bleiben, da er nie zur Wirklichkeit werden kann! Das ist es, was ich euch sagen will. Weiter in euch zu dringen, habe ich weder die Absicht, noch das Recht. Ich wollte etwas andres erfahren. Was ist es mit der Spange? Ich bin überzeugt, daß du richtig geraten hast, daß der Tote, dessen Skalp Antonio Perillo besitzt, dein Bekannter war. Wer ist dieser Mann gewesen?“

Anciano zögerte zu antworten, darum fügte der Vater Jaguar hinzu:

„Ich frage in einer bestimmten Absicht und nicht etwa aus müßiger Neugierde. Eine Antwort würde für dich wahrscheinlich von Vorteil sein.“

„Wollte ich antworten, so müßte ich Ihnen eben unser Geheimnis mitteilen.“

„Es würde euch nichts schaden, wenn du das thätest; doch wenn du das Schweigen für besser hältst, so habe ich nichts dagegen. Sage mir wenigstens, wo der Betreffende den Tod gefunden hat.“

„Ich kenne den Ort nicht genau.“

„Auch nicht die Gegend im allgemeinen?“

„Die weiß ich allerdings; sie wird Ihnen aber unbekannt sein.“

„Was das betrifft, so bin ich weiter herumgekommen, als du denkst.“

„So sagen Sie, ist Ihnen ein Ort bekannt, welchen man die Barranca del Homicidis*) nennt?“

*) Mordschlucht.

„Nicht nur bekannt, sondern ich bin zweimal dort gewesen. Ich stieg von der Salina del Condor hinauf.“

„Ja, von der Salina del Condor. Sie liegt nicht weit davon, und ich war viele, viele Male dort.“

„Und du bist überzeugt, daß dein Bekannter seinen Tod dort gefunden hat?“

„Ja.“

„Welchen Grund hast du dazu?“

„Ich begleitete ihn bis in die Nähe und mußte zurückbleiben, um auf ihn zu warten; er wollte das so; er befahl es mir.“

„Ah, er befahl es dir? Wer befiehlt, ist der Herr, und wer gehorcht, ist der Untergebene, der Diener. Du wartetest wohl vergeblich auf seine Wiederkehr?“

„Ja. Ich wartete zwei volle Tage lang. Dann wurde es mir angst um ihn. Ich ging ihm nach bis an den Ort, den er hatte aufsuchen wollen. Ich sah ihn nicht und fand ihn nicht. Ich suchte in allen Thälern und Schluchten, auf allen Bergen und Höhen. Ich ging heim und holte meine Freunde, damit sie mir helfen sollten, nachzuforschen; es war alles vergeblich. Wir suchten wochenlang und mondenlang, ohne das kleinste Zeichen von ihm zu entdecken. Er mußte verunglückt sein. Heute früh habe ich die erste Spur gefunden. Er soll im Kampfe gefallen sein; aber ich bin überzeugt, daß er ermordet worden ist.“

„Glaubst du nur deshalb an einen Mord, weil du ihn für unüberwindlich gehalten hast? Oder wüßtest du noch einen weiteren Grund?“

„Ja, ich habe einen.“

„Welchen?“

„Er hatte Gegenstände bei sich, welche geeignet waren, die Habsucht anzulocken.“

„Welcher Art Gegenstände waren das?“

„Das darf ich nicht sagen.“

„Du hast es nicht nötig, denn ich weiß es doch. Es war Gold.“

„Señor!“ fuhr Anciano auf. „Wie kommen Sie zu dieser Vermutung?“

„Es ist keine Vermutung, sondern die festeste Ueberzeugung. Der Mann trug Gegenstände bei sich, welche aus der Zeit der Inkas stammten und aus Gold oder Silber gefertigt waren.“

„Wie könnten Sie das wissen?“

„Das will ich dir sagen. Ich will aufrichtiger mit dir sein, als du gegen mich bist.“

Er wollte weiter sprechen, da aber bemerkte Haukaropora, welcher bis jetzt geschwiegen hatte, in eifriger Weise:

„Anciano, du beleidigst den Señor Er ist unser Freund und verdient es nicht, daß wir ihm Mißtrauen zeigen. Wenn wir ihm alles sagen, wird er keinem Menschen etwas davon mitteilen.“

„Du hast recht. Von mir wird niemand etwas erfahren,“ antwortete Hammer. „Aber was ihr mir mitteilen könntet, das habe ich schon beinahe erraten. Ich will euch etwas zeigen.“

Er öffnete sein Lederkoller und zog einen kleinen, goldglänzenden Gegenstand hervor, den er an einer Schnur am Halse hängen hatte. Er band ihn los und reichte ihn Anciano hin. Es war eine kleine, außerordentlich kunstvoll gearbeitete Schale, welche einen Durchmesser von höchstens drei Zoll besaß.

„Ein Taubecher!“ rief Anciano betroffen aus. „In dieser Schale wurde der Morgentau aus den Kelchen der Tempelblumen gesammelt und der Sonne, damit sie ihn trinken möge, zum Opfer gebracht.“

„Das wußte ich nicht. Der Zweck dieser Schale war mir unbekannt,“ antwortete der Vater Jaguar.

„Señor, es ist ein heiliges, ein sehr heiliges Gefäß!“

„Das weißt du so bestimmt? Damit beweisest du, daß deine Vorfahren Peruaner waren.“

„Ja, das waren sie,“ gestand der Alte.

„Die meinigen waren die Herrscher des Volkes,“ fügte Haukaropora hinzu. „Ich bin der einzige Nachkomme von ihnen, und nur sehr wenige treue Menschen wissen davon.“

„Ich dachte es. Du besitzest die verborgenen Schätze deiner Ahnen?“

„Warum fragen Sie so?“

„Diese Opferschale sagt es mir.“

„Woher haben Sie dieselbe?“ fragte Anciano. „Wie sind Sie in den Besitz derselben gelangt?“

„Ich habe sie gefunden.“

„Wo?“

„Zwischen der Salina del Condor und der Barranca del Homicidis.“

„Dort, also dort! Welch eine Entdeckung! Wann ist das gewesen?“

„Vor fünf Jahren.“

„In welcher Mondeszeit? Können Sie sich darauf besinnen?“

„Ganz genau. Es war am Tage nach dem Vollmonde.“

„Das ist richtig, wie es gar nicht richtiger sein kann. Nur in der Nacht

des Vollmondes pflegte dein Vater in die Schlucht hinabzusteigen."

Diese letzteren Worte waren an den Inka gerichtet. Dieser hatte sich die Schale geben lassen, betrachtete sie, küßte sie und sagte dann, indem sein Auge in feuchtem Glanze schimmerte:

„Also diese Schale hat mein Vater, der vorletzte Inka, in den letzten Stunden seines Lebens bei sich getragen! Señor, Sie bekommen sie nicht wieder; Sie müssen sie mir lassen. Ich werde Ihnen etwas viel Größeres und Wertvolleres dafür geben!"

„Behalte sie! Ich mag nichts dafür, denn sie hat in dir ihren rechtmäßigen Eigentümer gefunden."

„Ich danke Ihnen! Aber haben Sie nur diese Schale gefunden? Nichts weiter, gar nichts weiter?"

„Noch viel, viel mehr! Aber es war nichts Erfreuliches, sondern im Gegenteile etwas Schreckliches."

„Was?"

„Soll ich es wirklich sagen, so mache dich auch darauf gefaßt, Schlimmes zu hören!"

„Sprechen Sie, Señor! Ich bin stark und immer gewöhnt, an den Tod meines Vaters zu denken. War es noch etwas von ihm, was Sie fanden?"

„Nein, sondern er selbst war es."

„Er selbst? Also seine Leiche?"

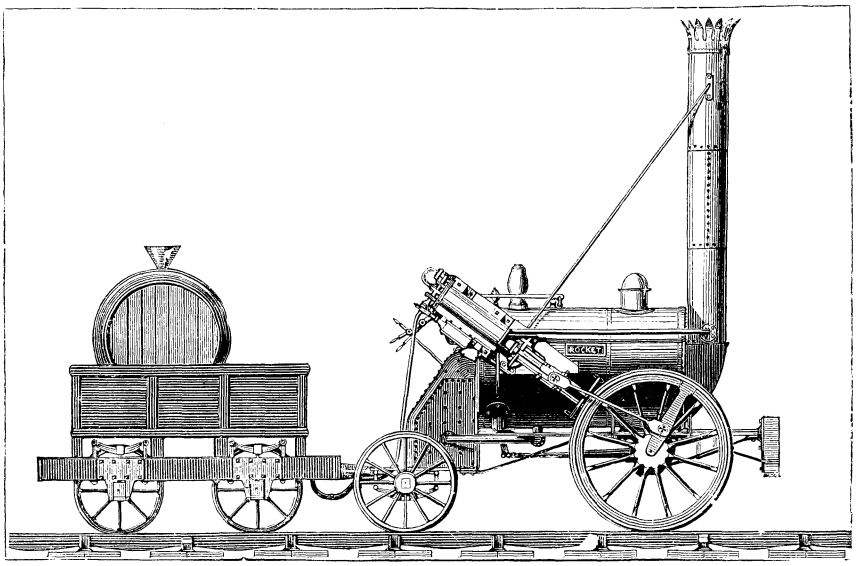
„Ja."

Der Inka sah lange Zeit vor sich nieder auf den Sattel. Keine Muskel seines Gesichtes bewegte sich; aber er war bleich, sehr bleich geworden. Der alte Anciano fuhr sich mit den Händen einigemal über die Augen und schwieg auch. So ritten die drei eine ganze Weile nebeneinander hin, bis der Alte endlich das Schweigen brach und den Vater Jaguar mit bebender Stimme fragte: „War er tot? Gab es keine Spur von Leben mehr in ihm?"

„Er war tot!"

„Und wie war er gestorben? Konnten Sie das sehen? Konnten Sie entscheiden, ob ein Mord vorlag oder ob ein ehrlicher Kampf stattgefunden hatte?"

„Es hatte keinen Kampf gegeben, weder einen ehrlichen noch einen unehrlichen. Ich hätte die Spuren desselben auch am Boden sehen müssen, da dieser von den Füßen zerstampft und aufgewühlt gewesen wäre. Es lag ein Mord vor, ein heimtückischer Meuchelmord. Der Tote hatte von hinten eine Kugel in die Brust bekommen."



Stephensons Lokomotive „Rocket" (Rakete), erbaut im Jahre 1829.

„Und das Haar, das Haar, sein schönes, herrliches Haar, welches viel länger war als das meinige?"

„Es war weg, war fort. Der Ermordete war skalpiert worden."

Keiner von beiden, weder der Inka noch Anciano, sprach eine Klage aus. Sie schwiegen jetzt wie vorhin, um Herr ihrer Gefühle zu werden. Dann begann der Alte wieder: „Erzählen Sie uns, wie das gekommen ist! Wir müssen alles, alles erfahren, selbst die geringste Kleinigkeit!"

„Es ist da nicht viel zu erzählen. Weshalb ich in jene Gegend kam, und was ich da wollte, das wird euch gleichgültig sein. Ich kam nach der Salina del Condor, um mich und mein Maultier da auszuruhen, denn ich war fast die ganze helle Vollmondsnacht hindurch geritten. Während mein Maultier von dem spärlichen Grase naschte und ich, an der Erde sitzend, ein Stück Fleisch verzehrte, hörte ich Hufschlag hinter mir. Ich drehte mich um und sah einen Reiter, welcher, von der Höhe herabkommend, um eine Felsenecke bog. Als er mich erblickte, stutzte er für einen Augenblick; dann gab er seinem Tiere die Sporen und jagte weiter, an mir vorüber."

„Er hielt gar nicht an?"

„Keinen Augenblick."

„Und sagte auch kein Wort, keinen Gruß?"

„Keine Silbe sagte er, und auch ich hielt es nicht für nötig, ihn anzurufen. Es fiel mir auf, daß er im Vorüberreiten das Gesicht von mir abwendete, gerade so, als ob ich es nicht sehen solle."

„Und Sie haben es auch nicht gesehen?"

„Nur zwei oder drei Sekunden lang, als er um die Ecke kam. Dann wendete er es, wie schon gesagt, von mir ab. Ich sah, daß er die gewöhnliche, landläufige Kleidung trug und mit einem Gewehre bewaffnet war. Er hatte eine Decke hinter sich aufs Pferd geschnallt; dieses Bündel war so dick, daß ich annehmen mußte, es bestehe nicht aus der Decke allein. Es schien noch andre Gegenstände zu enthalten. Welche, das konnte ich natürlich nicht wissen."

„Kam er nahe an Ihnen vorüber?"

„Nein. Es waren wohl an die fünfzig Pferdelängen."

„Hätten Sie ihn doch angehalten!"

„Das war bei dieser Entfernung nicht möglich. Uebrigens machte er einen so unheimlichen Eindruck auf mich, daß ich froh war, als ich ihn nicht mehr sah. Man muß bei fremden Begegnungen vorsichtig sein. Gegen Mittag, als mein Maultier sich erholt hatte, ritt ich weiter, nach der Barranca del Homicidis hinauf. Ich mochte ungefähr die Hälfte des Weges zurückgelegt haben, als ich auf die Leiche stieß. Sie lag in einer Blutlache und machte mit dem skalpierten Schädel einen gräßlichen Eindruck. Ich untersuchte sie und war natürlich sofort der festen Ueberzeugung, daß der Mensch, den ich gesehen hatte, der Mörder sei."

„Wie war der Tote gekleidet?"

„Ganz in Leder, so wie jetzt du es bist und wie ich es bin."

„Das stimmt. Wir trugen stets solche Anzüge, weil leichtere im dichten Walde schnell zerreißen. Was hatte er sonst noch bei sich?"

„Nichts, gar nichts. Er war vollständig ausgeraubt worden. Aber als ich, um ihn zu untersuchen, seinen Körper hin und her wendete, sah ich etwas blinken, was unter ihm im Blute gelegen hatte. Es war diese Opferschale, welche ich seitdem stets bei mir getragen habe."

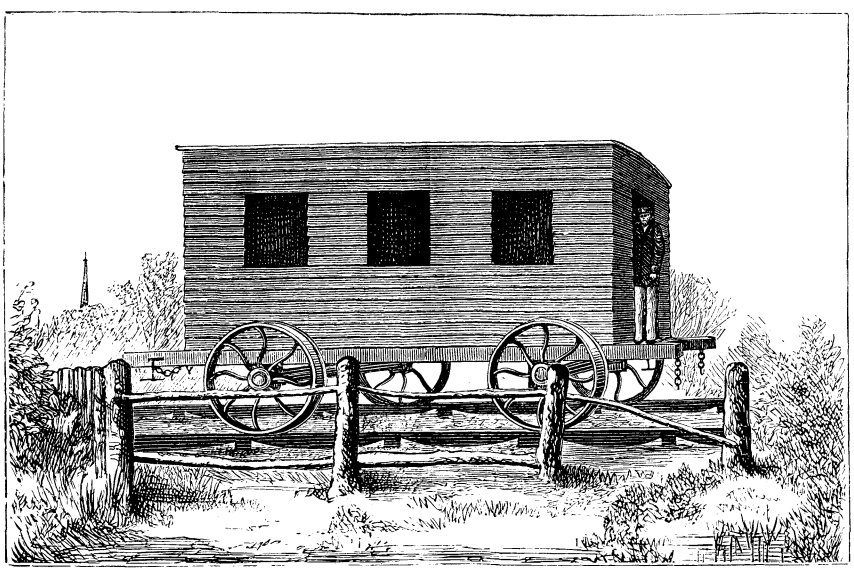
(Fortsetzung folgt.)

Die Anfänge des Eisenbahnwesens.

Recht armselig nehmen sich die ersten Dampf- und Personenwagen gegen ihre heutigen Nachkommen aus und recht langsam war das Wachstum dieses Zweiges der Technik, die sich jetzt über alle Welt ausbreitet. Um so anziehender ist es, sich mit diesen Anfängen zu beschäftigen, denn ein jeder wird sich sagen, daß es damit eine besondere Bewandtnis gehabt habe.

Ist es nicht schon merkwürdig, daß erst 47 Jahre nach Herstellung der ersten wirklich brauchbaren Dampfmaschine durch James Watt (1757), also im Jahre 1804, die ersten Versuche zur Herstellung einer beweglichen Dampfmaschine gemacht wurden, und daß es noch 11 weiterer Jahre bedurfte, bis auch hier etwas Brauchbares zustande kam? Der vom Engländer Trevithik 1804 erbaute Dampfwagen war von so mangelhafter Beschaffenheit, daß die Maschine schon nach kurzem Gebrauch zum alten Eisen geworfen wurde. Ihm folgten Blenkinsop, Chapman, Blockett und Hadley, aber auch ihre Versuche hatten keinen Erfolg. Mit dem durch Watts Dampfmaschine hervorgerufenen Aufschwung des Bergbaues und der Industrie machte sich aber das Bedürfnis eines wirksameren Beförderungsmittels immer mehr fühlbar. Das Pferdematerial reichte nicht mehr aus, auch lag der Wegbau damals noch sehr im argen, kurz das Bedürfnis war den vorhandenen Mitteln weit über den Kopf gewachsen. Da kam George Stephenson und brachte als ein zweiter Watt Abhilfe. Freilich, wenn man das äußerst langsame Wachstum des Eisenbahnwesens in der ersten Zeit in Betracht zieht (wir kommen noch näher darauf zurück), so muß man sich wundern, daß der Unternehmungsgeist die Sache nicht sofort am Schopfe faßte. Man ist eben zu der Annahme genötigt, daß es dazumal noch keinen Unternehmungsgeist gab, oder daß er zum mindesten noch in den Kinderschuhen steckte und weder fähig war, die sich darbietende Gelegenheit zu benutzen, noch daß er den Mut dazu besaß.

Bevor wir aber hierauf eingehen, glauben wir uns etwas mit der Lebensgeschichte Stephensons beschäftigen zu müssen, um so mehr, als wir damit auch den Wünschen der Kameraden entgegenzukommen glauben und überhaupt diese Lebensgeschichte für die damalige Zeit in hohem Grade kennzeichnend ist.



Der Eisenbahn-Personenwagen „Experiment", erbaut im Jahre 1825.

George Stephenson wurde am 9. Juli 1781 zu Wylam, einem ärmlichen Dörfchen in der englischen Grafschaft Northumberland geboren. Die Wiege des Mannes, der dazu berufen war, das ganze wirtschaftliche Leben der Welt in Fluß zu bringen, stand in einer elenden Hütte auf bloßem Lehmboden, unter nackten Dachsparren und zwischen unbeworfenen Wänden, und daß auch sonst kein Luxus darin herrschte, ist daraus zu entnehmen, daß schon fünf Geschwister vorhanden waren und der Wochenlohn von Vater Stephenson zwölf Mark betrug. Schon frühzeitig mußte unser George sich daher nützlich machen. Im sechsten Lebensjahre bereits erhielt er ein Amt, er wurde Bahninspektor. Vor der Hütte führte nämlich die Holzbahn vorbei, auf welcher die Kohlen der nahen Grube, wo sein Vater Maschinenheizer war, weitertransportiert wurden. Da mußte denn der kleine George die Bahn frei halten, damit keine Kinder in das Geleise liefen. Mit acht Jahren wurde George Kuhhirt, was insofern eine Beförderung war, als diese Stellung ihm ein Gehalt von täglich 20 Pfennigen einbrachte, während seine Inspektorstelle ohne Gehalt gewesen. Die viele freie Zeit, welche diese Stellung ihm ließ, benutzte George, um allerlei Maschinen aus Holz und Rohr zu bauen, wobei er sich die Dampfmaschine auf der Grube zum Vorbild nahm. So regte sich im Kuhhirten schon das Genie des Ingenieurs. Nachdem er hier auch gelernt hatte, mit Pferden umzugehen, erhielt er den Rosselenkerposten mit achtzig Pfennig Tagelohn auf der Kohlengrube. Mit 14 Jahren Hilfsheizer bei seinem Vater, verkroch sich George jedesmal, wenn der Grundeigentümer erschien, aus Furcht, von ihm als unreif für diese Stellung erklärt zu werden. Nach einigen Jahren wurde er Maschinenwärter und jetzt endlich konnte er seinem lange gehegten heißen Wunsch, die Dampfmaschine in ihren einzelnen Teilen genau kennen zu lernen, befriedigen. Weiter aber konnte er mit seinem Wissen nicht kommen, denn da er von frühester Jugend mit zum Erwerbe hatte beitragen müssen, hatte er nie eine Schule besucht, konnte also weder lesen, noch schreiben, noch rechnen. Der Erfinder der Lokomotive ward mit sei-

nem 18. Lebensjahre A-B-C-Schütz und lernte im 19. seinen Namen schreiben. Mit dem Rechnen konnte er erst beginnen, als er einige Zeit darauf einen Posten erhielt, mit dem leichter Nachtdienst verbunden war. Die freie Zeit, die ihm dabei blieb, benutzte er eifrig zum Weiterstudium. Dabei suchte er durch Schuhflicken noch nebenbei etwas zu verdienen. Dann kamen aber die Kriegsjahre 1807 und 1808 mit ihrer Verdienstlosigkeit. Stephensons Genie wußte sich aber auch hier zu helfen, trotzdem er jetzt seinen alten Vater mit zu ernähren hatte. Neben der begonnenen Schuhflickerei betrieb er Uhrmacherei, das Kleiderzuschneiden und überhaupt, was nur vorkommen mochte.

Im Jahre 1812 finden wir unsern Stephenson — nun, was meint ihr? — als Grubeningenieur, ohne eine höhere Schule besucht zu haben, ja, eine Schule hatte er überhaupt nie besucht; er hatte alles durch Selbstunterricht gelernt. Nun werdet ihr aber wissen, daß man solche Leute, mit dem griechischen Namen Autodidakten genannt, nicht etwa den studierten Leuten vorzieht, sondern ihnen Mißtrauen entgegenbringt. Um so höher ist also dieser Erfolg zu schätzen. Muß man nun auch annehmen, daß Stephenson ungewöhnliche Geistesgaben besaß, so ist doch der von ihm an den Tag gelegte Fleiß und Eifer, seine Willensstärke und unentwegte Beharrlichkeit ungleich höher anzuschlagen. Ueberhaupt pflegt man sich von dem sogenannten Genie oft eine ganz falsche Vorstellung zu machen. Das Sprichwort, daß kein Meister vom Himmel fällt, bleibt unter allen Umständen wahr, auch ist es thatsächlich erwiesen, daß die sogenannten Genies in der Regel auch die fleißigsten Menschen gewesen sind, es in dieser Hinsicht den weniger begabten weit zuvor thaten.

Stephenson ging nun an die Ausführung seiner längst gefaßten Idee: eine bewegliche Dampfmaschine für den Kohlentransport zu bauen, die auch wirklich leistungsfähig sei. Im Jahre 1815 ist diese Maschine, die Stephenson „Lokomotive" nannte, fertig. Er konnte sein Werk als gelungen ansehen, denn die Maschine zog acht beladene Kohlenwagen von 75 Zentner Ladefähigkeit, also 600 Zentner Kohlen und zwar mit weit größerer Geschwindigkeit, als der Pferdetransport.

Dabei blieb es aber einstweilen. Bewunderer hatte die Maschine zwar genug, aber noch mehr Neider, Widersacher und Lächerlichmacher. Man prophezeite den Untergang des seitherigen Transportwesens, und so kam es denn, daß niemand sich fand, der für die Neuerung Geld hergegeben hätte, und ohnedem ging es einmal nicht.

Endlich, im Jahre 1823, gelingt es ihm, einen Geldmann zur Gründung einer Maschinenfabrik zu finden. Nun geht die Sache rascher vorwärts. Stephenson schreitet jetzt zur Verwirklichung einer zweiten Idee: den Bau einer Eisenbahn für den Personen- und Gütertransport. Sein Compagnon will aber hier nicht mitthun. Glücklicherweise fand Stephenson in dem Quäker Pease zu Stockton einen neuen Helfer. Die Bahn wurde von Stockton nach dem Hafen Darlington in der Länge von 40 km erbaut und am 27. September 1825 feierlich eröffnet.

Bei dieser Gelgenheit kam es zu einem Zwischenfall, der so kennzeichnend für die damaligen Zeitverhältnisse und die Sachlage selbst ist, daß wir glauben, sie den Kameraden nicht vorenthalten zu dürfen.

Es war am Vorabend der Eröffnung. In einem Gasthause zu Darlington hatten sich die Vertreter der höheren Stände eingefunden, um das bevorstehende Ereignis noch einmal zu besprechen. Stephenson war auch zugegen, ebenso der Postmeister. Daß dieser ein entschiedener Gegner des Unternehmens war, bedarf keiner Erwähnung; bedrohte dasselbe doch die königliche Post! Und da die meisten Anwesenden auf des Postmeisters Seite standen, so hatte dieser besonders viel Courage, er führte das große Wort, räsonnierte wie ein Rohrspatz und redete sich dermaßen in den Eifer hinein, daß er Stephenson schließlich für einen Schwätzer und Aufschneider erklärte und ihm eine Wette zu einem beliebigen Preis anbot, daß seine Post eher in Stockton ankommen werde, als seine neumodische Maschine, von der er überhaupt glaube, daß sie bei der ersten Fahrt zusammenbrechen und gar nicht am Ziel ankommen werde.

Diese höhnische Rede wurde von des Postmeisters Freunden mit lautem Gelächter und Beifallsruf begrüßt. Natürlich durfte Stephenson nun nicht schweigen. Er erhob sich langsam und hielt folgende Ansprache:

„Meine Freunde, ich hoffe, den Voraussetzungen des Herrn Postmeisters entgegen, daß die Jüngeren unter Ihnen noch den Tag erleben werden, an welchem die Eisenbahnen alle andern Fahrgelegenheiten aus den Felde geschlagen und beseitigt haben werden, wo alle Reisenden, selbst Seine Majestät und die königliche Post nicht ausgenommen, damit fahren werden. Die Zeit wird kommen, da es für einen Arbeiter billiger sein wird, auf der Eisenbahn zu fahren, als zu Fuß zu gehen. Ich weiß, daß große Hindernisse zu besiegen sein werden, allein, was ich jetzt sage, wird eintreffen, so gewiß wir hier versammelt sind. Ich wünsche nur, ich könnte diesen Tag erleben, obwohl ich kaum darauf rechnen kann, da ich weiß, wie langsam aller menschlicher Fortschritt vor sich geht."

Diese mit einer gewissen Feierlichkeit gesprochenen Worte übten im ersten Augenblicke einen großen Eindruck auch auf die Gegner aus, doch als der Postmeister Stephenson zurief, wie es denn mit der Wette sei, stellte sich die frühere lärmende und triumphierende Heiterkeit wieder ein, da niemand Stephenson zutraute, daß er die Wette annehmen werde. Mit großer Ruhe und Zuversicht aber erklärte dieser, daß er die Wette um ein Abendessen für sämtliche Anwesenden annehme.

Am andern Morgen zur Zeit der Probefahrt war halb Stockton auf den Beinen, aber nur wenige getrauten sich, die Fahrt mitzumachen, da alle klugen Leute ihren Mitmenschen ernstlich davon abrieten, sich dem Abenteurer Stephenson anzuvertrauen.

Nun wurde das Zeichen zur Abfahrt gegeben. Der rotröckige Postillon mit der Probekutsche hieb wütend auf die Pferde ein, so daß der Wagen wie ein Pfeil dahin schoß, während der Eisenbahnzug sich nur langsam in Bewegung setzte. Natürlich war alles vom Siege des Postmeisters überzeugt und seine Freunde gratulierten ihm schon dazu, freilich zu früh. Noch etwas über die Hälfte der Strecke blieb die Postkutsche im Vorsprung, dann wurde sie vom Zuge überholt und traf erst eine Viertelstunde nach Ankunft des Zuges in Stockton ein. Noch an demselben Abend wurde das von Stephenson gewonnene Abendessen im Gasthofe zu Darlington auf Kosten des Postmeisters verzehrt.

Stephensons einst in Darlington gesprochenen Worte haben sich inzwischen glänzend bewahrheitet, wenn er auch mit der Meinnung, daß es im Anfang lang-

sam gehen werde, mehr als recht behalten hat. Im Jahre 1830, also nach Verlauf von fünf Jahren seit der ersten Eröffnung, gab es in England 245 km Eisenbahnen. Auf dem europäischen Kontinent wurden die ersten Eisenbahnen erst seit 1835 erbaut, und zwar waren es in Belgien die Linie Brüssel-Gent, und in Deutschland die kleine Strecke Nürnberg-Fürth. Heute beträgt die Länge der Eisenbahnen aller Länder etwa 600000 km, auf denen 180000 Lokomotiven mit 300000 Personenwagen nnd 2500000 Güterwagen den Dienst versehen. Die Alpen sind mehrfach durchtunnelt, Hochgebirgskämme von beinahe 15000 Fuß Höhe sind überwunden und Wüsteneien von vielen hundert Kilometern sind durchschnitten, die breitesten Ströme und selbst Meerarme sind überbrückt. Welche Entwickelung in der kurzen Zeit von 67 Jahren! Und doch gehört diese Entwickelung in weit überwiegenden Maße der neuesten Zeit an. Als Stephenson am 12. August 1848 das Zeitliche segnete, gab es erst 30000 km Eisenbahnen. Im Jahre 1860 war ihre Länge aber schon auf 106820 km gestiegen, im Jahre 1870 auf 296187, im Jahre 1880 auf 360000, im Jahre 1892 aber auf annähernd 600000 km, so daß also die Bauperiode der letzten zwölf Jahre die stärkste von allen war.

Friedrich von Hohenzollern, Burggraf von Nürnberg.

Die guten Zeiten, die Brandenburg unter Kaiser Karl IV. erlebte, welcher aus allen Kräften bemüht war, Ordnung, Frieden und einen gesicherten Rechtszustand zu schaffen, die Städte zu heben und dem Raubadel zu wehren, gingen unter seinen Söhnen bald wieder zu Ende. Landesteilungen und häufiger Regentenwechsel brachten großes Unheil über die Marken. Es folgte Verpfändung auf Verpfändung, förmliche Anarchie riß ein; „von Tag zu Tag," sagt eine alte Urkunde, „wachsen und mehren sich die Fehden und Raubzüge, die Dörfer liegen niedergebrannt, die Felder verwüstet, nackt und hilflos verlassen die Menschen ihre Wohnungen; auf heimlichen Wegen müssen die Geistlichen ihrem Beruf nachgehen." Als ein „halb verlorenes" Land ward die Mark Brandenburg nach allen diesen Stürmen endlich durch den König Sigismund den Hohenzollern überwiesen.

Durch die Thätigkeit des Burggrafen von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern, war Sigismund 1410 in Frankfurt zum König der Deutschen gewählt worden. Die Freude, seinen sehnlichsten Wunsch erfüllt zu sehen, veranlaßte Sigismund, dem Burggrafen diesen Dienst mit königlicher Freigebigkeit zu belohnen. Nach dem Tode des Markgrafen Jobst nämlich war ihm nach früheren Bestimmungen die Mark als Erbe zugefallen, da jener keine Kinder hinterlassen hatte. Schon im März 1411 nahmen königliche Botschafter auf dem Landtage in Berlin für Sigismund Besitz von der Mark, und beriefen Abgeordnete der Städte und Mannen nach Ofen zum Könige, um den Huldigungseid zu leisten. Von ihnen erfuhr er die unglückliche Lage des Landes in ihren Einzelheiten, wie alle Ordnung sich aufgelöst habe, und wie das Land an den Abgrund des Verderbens geraten sei. Sein Entschluß wurde dadurch, da er selber mit Reichsgeschäften überladen war, nur bestärkt, den Burggrafen Friedrich „als einen rechten Obristen und gemeinen Verweser" nach der Mark zu senden, der mit klugem Sinne und kräftiger Hand das Land aus dem Verderben reißen möchte, in welches es so tief versunken war. Und damit ihm die Mittel zu solch schwieriger Stellung werden möchten, und damit er seinen Diensten den Lohn verabreiche, zu dem sein königliches Herz ihn treibe, setzte er ihm in seiner Bestallung vom 8. Juli 1411 die Summe von 100000 Goldgulden aus, zu deren Unterpfand, da er sie zur Zeit nicht bar zahlen konnte, ihm die Mark übergeben werden sollte. Ja, Sigismund ging noch weiter. Im August brachte er nicht nur eine freundliche Vereinigung Friedrichs mit dem Herzog Rudolf von Sachsen zustande, sondern auch einen Ehevertrag zwischen Friedrichs Sohn Johann und Rudolfs Tochter Barbara, obgleich beide Kinder noch nicht sieben Jahr alt waren, und stattete sie königlich mit 50000 Goldgulden aus, die er ebenfalls auf die Mark verschrieb. Stürbe nach vollzogener Ehe Barbara früher als Johann, so sollte die ganze Summe letzterem zufallen; stürbe dagegen Johann früher, so sollten sieben Städte in der Zauche und dem Teltow das Leibgedinge der Witwe sein, nach ihrem Tode aber den Erben des Johann zufallen. Von diesen Verhandlungen setzte er die Stände der Mark in Kenntnis und forderte sie zum Gehorsam gegen Friedrich auf; Wenzel aber bestätigte alle diese Anordnungen seines Bruders.

Diese großartige Schenkung hat zu dem merkwürdigen Irrtum Veranlassung gegeben, der Burggraf habe dem Könige jene Summen vorgestreckt, ein Irrtum, der seit Jahrhunderten aus einem Buche in das andre übergegangen und selbst noch in neuester Zeit wiederholt worden ist, auch nachdem die Urkunden öffentlich bekannt geworden, welche einer solchen Annahme auf das entschiedenste widersprechen.

Friedrich hatte viele Hindernisse zu überwinden, ehe er von dem Lande Besitz nehmen konnte. Obwohl die Stände dem König gehuldigt hatten, so fand der Burggraf bei seiner Ankunft dennoch allenthalben Gegner. Die Edelleute, an ein unbändiges Raub- und Fehdeleben gewöhnt, hielten sich für stark genug, die glücklich errungene Selbständigkeit zu verteidigen und „der Anmaßung, dem Lande Ordnung, Frieden und Obrigkeit wieder geben zu wollen, in ihren ersten Versuchen entgegen zu treten." Sie kamen überein, den „Tand von Nürnberg" fernzuhalten. Selbst die Städte zögerten mit der Huldigung, aus Furcht, den Groll der Herren auf sich zu laden. Es bildete sich eine Adelsverschwörung unter der Leitung des Kaspar Gans v. Putlitz, sich den Anordnungen ihres Lehnsherrn mit bewaffneter Hand zu widersetzen. Aber durch Klugheit und Ernst wurde Friedrich Meister über seine Widersacher; unterstützt durch kaiserliche Befehle und gestärkt durch ein Bündnis mit dem Erzbischof von Magdeburg, gewann er die Gemäßigten und unterwarf dann die Trotzigen, die Quitzow, Rochow, Gans v. Putlitz u. a. mit den Waffen. Gegen die Widerspenstigen wurde dann gerichtlich verfahren, und Recht, Ordnung und Friede wieder hergestellt. Durch die „märkische Landfriedensordnung" wurde dem Faustrecht und Raubleben die Axt an die Wurzel gelegt. Zur Vergeltung für die Gunst des Kaisers und Königs stand Friedrich demselben treu zur Seite und unterstützte ihn gegen alle Feinde. Seinem raschen Einschreiten verdankte der Kaiser den vollständigen Sieg über den geächteten Friedrich von Oesterreich, der sich vermessen hatte, gegen Pflicht und Recht sich aufzulehnen; und es war nur ein weiteres Zeichen der Anerkennung, daß Sigismund durch eine Urkunde vom 30. April 1415 die Mark Brandenburg

mit der Kur- und Erbkämmererwürde erblich dem Burggrafen Friedrich übertrug. Nur das behielt sich Sigismund vor, daß er oder sein Bruder Wenzel oder ihre männlichen Erben jederzeit die Mark für die Gesamtsumme von 400 000 Gulden zurückkaufen könnten, so daß die 150 000 Gulden, welche früher schon Friedrich auf die Mark verschrieben waren, darin inbegriffen sein sollten. Von einem Anlehen ist bei diesen Verhandlungen durchaus nicht die Rede, und die Angabe, Friedrich habe Sigismund aufs neue 250 000 Gulden zur Reise nach Spanien vorgestreckt, zerfallen demnach in sich selber. Doch läßt sich nachweisen, daß die Summen, welche Friedrich zur Einlösung landesherrlicher Schlösser und Städte, sowie zum Kriege bei Unterwerfung des widerspenstigen Adels verwendete, reichlich auf jenen Betrag sich beliefen.

In Konstanz erfolgte dann am 18. April 1417 die feierliche Belehnung; und bald nach dem Schluß des Konzils wurde der Markgraf „zum Statthalter und Verweser des römischen Reichs in deutschen Landen" vom Kaiser eingesetzt. Kräftig hat er sein ganzes Leben für die Einheit des Reichs und die Kräftigung des Kaisertums gekämpft, besonders während der traurigen Zeiten der Hussitenkriege.

Dadurch, daß Wenzel 1419, Sigismund 1437 ohne Söhne starben, wurde die Mark unbedingtes Erbeigentum der Familie Friedrichs.

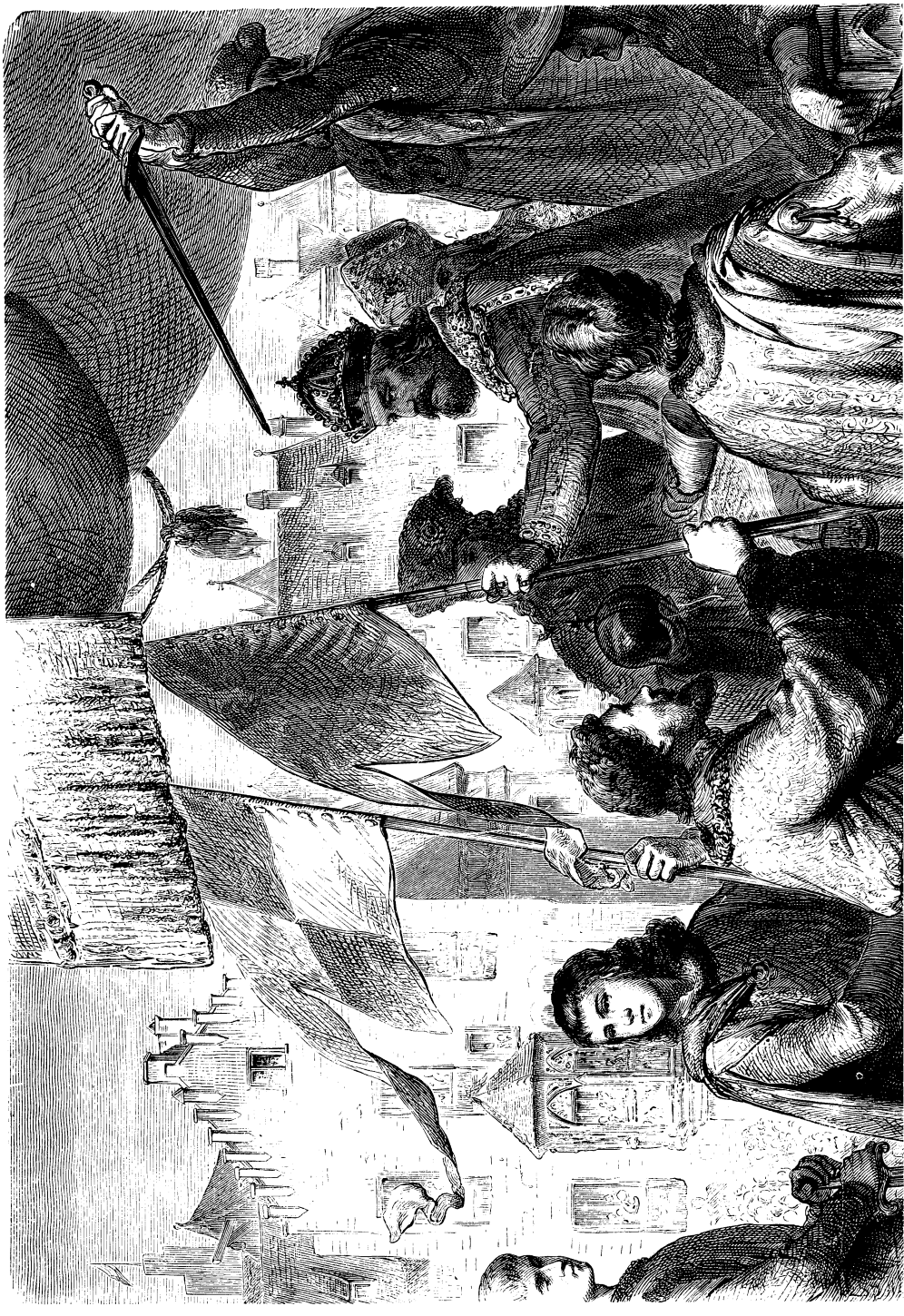
Ein Altertümchen.

(Schluß).

Während des Gehens überlegte ich, im Bewußtsein meiner beschränkten Barschaft, wie ich es anzufangen hätte, daß ich das „mittelalterliche Reliquienkästchen mit Emailleverzierung" billig in meine Hände bekäme. Ich müsse, sagte ich mir endlich, auf dem mit der Spendung des Schnapses beschrittenen Wege weiterschreiten; ich müsse den Alten mir günstig stimmen.

„Väterchen," fing ich an, „Sie sprachen vorhin von Ihren Kindern Anton und Triena. Das sind gewiß recht artige, liebe Kinderchen? Haben Sie nur die zwei?"

„Jawohl, diese zwei, aber artig und lieb sind sie gerade nicht; sie zerreißen alles, was sie am Leibe haben, so daß man die Sachen kaum herbeischaffen kann. Anton hat wieder keine heilen Holzschuhe, und Triena hat am Sonntag wahrhaftig keine Schürze anzuthun."



„O bitte, mein Bester, so erlauben Sie mir, daß ich den Kleinen diese Dinge mitbringe; dieselben werden ohne Zweifel in Föhrenhausen zu haben sein."

„Was? Sie wollen Anton ein Paar Holzschuhe und Triena eine neue Schürze

kaufen? Acceptiert! wie der Herr Kaplan sagt. Ich sag' auch Dank. Wie werden sich die Kinder freuen! Aber meiner Frau, fürcht' ich, wird das Herz bluten, wenn sie leer ausgeht. Annemarie ist eben ein wenig sehr empfindlich."

„Nun, dann kaufen wir Ihrer Frau ein weißseidenes Band mit roten Blumen und grünen Blättern für ihre Sonntagsmütze."

„Das wird Kirmes im Hause geben, o jeh! Ach, junger Herr, Sie haben ein gutes Gemüt!"

Der biedere Landmann, so kalkulierte ich bei mir, weiß seinen Nutzen wahrzunehmen; kaum winkte den Kindern ein Geschenk, so suchte er ein solches auch für seine Ehehälfte herauszuschlagen. Der bekannte Spruch: „Bescheidenheit ist eine Zier, doch weiter kommt man ohne ihr," scheint auf seinem Siegeslaufe um die Welt auch in das einsame Häuschen deines Bäuerleins gedrungen zu sein. Karl, Karl, du thätest gut, den Handel mit dem Reliquienkästchen noch vor dem Eintritt in das unbescheidene Häuschen abzuschließen! Jetzt ist das Altertümchen vielleicht noch um ein Billiges zu haben; später, wenn dich dein entzückter Blick, deine zitternde Hand verraten, reißt der biedere Landmann wohl den Mund auf wie ein Briefkasten und fordert so viel Thaler, wie er jetzt Mark verlangen wird.

Belehnung des Burggrafen von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern, mit der Mark Brandenburg durch Kaiser Sigismund.

Mittlerweile hatten wir das Dörfchen Föhrenhausen erreicht. „Dort in der Wirtschaft ‚Zum weißen Hahn' ist ein guter Kaffee zu haben," bemerkte das Bäuerlein; „die Zunge klebt mir altem Mann am Gaumen; und dann wollten Sie ja für Anton und Triena, für meine Frau und die Großmutter etwas einkaufen; das können Sie alles im ‚Weißen Hahn' erhalten, denn die Leute führen auch einen Laden."

„Für die Großmutter?" konnte ich nicht umhin, fragend einzuwenden.

„Ach ja, ich vergaß; für die Großmutter hatten Sie nichts in Aussicht genommen, obgleich dieselbe die Respektsperson im Hause ist und alles nach ihrer Pfeife tanzt. Wenn die das bewußte Altertümchen nicht ablassen will, dann kriegt es nicht mal der Kaiser von Marokko."

„Na, was würde," fragte ich ziemlich kleinlaut, „denn der alten Dame wohl willkommen sein?"

„Ach, Herr, wenn Sie partout so gut sein wollen, so versuchen Sie es mit einem halben Pfund Schnupftabak. Und da es sein könnte, daß Großmutter das Altertümchen als Schnupftabaksdose benutzt, so fügen Sie eine billige Dose von Birkenrinde hinzu!"

Das Altertümchen als Schnupftabaksdose entweiht! Häßlicher Gedanke! Ich bewilligte für die alte Großmutter sofort Schnupftabak und eine Birkenrindendose.

Wir traten in den „Weißen Hahn“, und da meine Brüder Theodor und Ludwig ebenfalls einer Erquickung bedurften, so bestellte ich für uns alle Kaffee, obgleich es eigentlich Mittagessenszeit war.

Letzteres fiel uns drei Brüdern plötzlich schwer auf die Seele. „Was wird die gute Tante sagen, wenn wir heute nicht bei Tisch erscheinen?“ Doch an ein Umkehren war jetzt nicht mehr zu denken. Und am Abend, bei unsrer Heimkehr, ja dann machte das Reliquienkästchen mit Emailleverzierungen alles wieder gut; über der Bewunderung des Schatzes würden Tadel und Vorwürfe ob unsres Ausbleibens verstummen.

Nachdem ich in dem Ladengeschäfte des „Weißen Hahns“ meine Einkäufe für die Familie des guten Landmannes gemacht hatte, wollten wir uns in das Gastzimmer begeben, als ich gewahrte, daß der biedere Landmann selbst einen bunten Pfeifenkopf von Porzellan beliebäugelte und mit seinen schwieligen Händen zärtlich betastete. Ich merkte die Absicht, zumal der Bescheidene sich ganz entzückt über die schönen „Vergißmeinnichtblümchen“ äußerte, die in Form eines Straußes auf den Kopf gemalt waren, nebst dem Spruche:

Weißt du, was dies Blümchen spricht?
Lebewohl! Vergißmeinnicht!

„Vergißmeinnichtblümchen,“ bemerkte der Alte, „die sind fürs Andenken.“

„Und Sie möchten gern so ein Andenken von mir haben?“ fragte ich mit dem Humor der Verzweiflung.

„Ach, junger Herr, Sie sind schon gar zu gut; Sie drängen mir ja förmlich Geschenke über Geschenke auf!“

Für fünfundsiebzig Pfennig wurde der Vergißmeinnichtkopf (er hatte auch einen „echten“ Goldrand, was ihn so teuer machte) das Eigentum des harmlosen Landmannes und stiftete mir in seinem Herzen ein Andenken.

Fürwahr, er war „nicht ohne“, dieser schlichte Landmann! Es steckte Spekulationsgeist in ihm, und er hätte eigentlich Krämer sein sollen. Mein Respekt vor seinem Geiste sollte übrigens noch gesteigert werden.

Als wir in der Wirtsstube um den runden Tisch herum saßen und auf den Kaffee warteten, bemerkte ich, daß unser Bäuerlein angestrengt nach der Küche hin lauschte. Auf einmal ging ein Verklärungsschimmer über sein Gesicht, worauf er sagte: „Wir werden einen guten Kaffee bekommen; ich hab' gezählt, daß die Mühle wohl hundertmal herumgegangen ist.“

Nun wird's Zeit, dachte ich, daß du deinen Handel mit dem Manne abschließest; eine solche Schlauheit wie mit dem Lauschen nach den Umdrehungen der Mühle läßt das Schlimmste befürchten!

„Hört mal, Papa,“ begann ich, „wollen wir nicht kurze Sache machen? Ich bin von Natur ein wenig ungeduldig und liebe ein glattes, kurzes Geschäft. Ich habe Euer Altertümchen noch nicht gesehen, weiß also nicht, ob es wertvoll oder wertlos ist; gleichwohl kaufe ich es auf mein Risiko. Seid Ihr mit zwei harten, runden Thalern zufrieden?“

Der Bauer guckte seinen Vergißmeinnichtkopf an, den er gleich in Brand gesetzt hatte, kratzte sich dann mit der rechten Hand seinen eigenen Kopf und sagte: „Na, weil Ihr, junger Herr, so splendid gegen mich und meine Familie gewesen seid, sollt Ihr das Altertümchen für zwei Thaler haben, wenn Ihr noch eine Mark darauf legt.“

„Also für sieben Mark?“

„Und fünfzig Pfennig für Tabak!“

„Nun ist's aber gut! Keinen Pfennig mehr! Sieben Mark fünfzig Pfennig, da sind sie! Das Altertümchen gehört mir!“

Das Bäuerlein strich die schönen blanken Münzen schmunzelnd ein und machte sich dann über den Kaffee her, der in diesem Augenblicke in einer mächtigen Zinnkanne aufgetragen wurde. Auch Brot und Butter war dabei. Statt des Mittagessens mußten wir Brüder uns mit diesen Dingen begnügen — alles fürs Altertümchen!

Ich war doch froh, daß ich das Emaillekleinod für einen so billigen Preis errungen hatte. Man denke nur: das Reliquienkästchen des Onkels hatte bare dreitausend Mark gekostet!

Der Preis der Zeche war für ein Dorfwirtshaus durchaus nicht bescheiden, und ich fühlte meine Kasse bis auf wenige Nickelmünzen erleichtert.

Wir packten wieder auf — im eigentlichen Sinne des Wortes, indem wir Brüder abwechselnd das Paket mit den Holzschuhen, der Schürze, dem seidenen Bande, dem Schnupftabak und der Birkenrindendose trugen. Wir wollten uns bis zuletzt dem Besitzer des Altertümchens gefällig erweisen. Heiß brannte die Sonne vom wolkenlosen Himmel hernieder, und die von unsern Tritten aufgewühlten Staubwolken drangen uns wie Schnupftabak in die Nasenlöcher, wie Zahnpulver zwischen die Zähne. Dabei umtanzten uns Schwärme von Mücken und Stechfliegen mit ihrem Gesumm und Gebrumm. Wir wünschten sehnlichst das Ende unsrer Fahrt herbei.

Endlich, endlich tauchte zwischen einer Baumgruppe ein grauer Brettergiebel und ein schwarzer Schornstein auf; das sei sein Häuschen, bemerkte der Bauer. Neuer Mut belebte unsre Glieder; noch eine kurze Spanne Zeit, und wir Brüder sollten ein Kleinod des Mittelalters in unsern Händen wiegen!

Die Kinder kamen uns schon entgegengelaufen, barfüßig und zerlumpt. Anton und Triena mußten auf Geheiß des Vaters den „fremden Onkels“ ein Händchen geben; die fremden Onkels waren gar nicht erbaut davon, da die Händchen sehr schmierig waren; wir zogen uns mit der List aus der Affaire, daß wir die Händchen nur am Puls umspannten. Nun wollte der Alte den Kindern sofort die Geschenke einhändigen. Eine neue Probe für unsre Geduld! Das Paket wurde feierlich langsam vom Papa losgeschnürt und Anton mit seinen Holzschuhen, Triena mit ihrer Schürze belehnt. Wer war froher, als das Geschwisterpaar? Die beiden liefen gleich Windhunden nach dem Häuschen unter den Linden, um der Mutter und Großmutter die frohe Mär zu überbringen. Wir schnürten das Paket notdürftig wieder zusammen. Kaum hatten wir die letzte Schlinge gemacht, als, auf einen Stab gelehnt, die achtzigjährige Großmutter herangekrochen kam. Da sie fast taub auf beiden Ohren war, so hatte das Bäuerlein fast eine halbe Stunde nötig, der alten Dame begreiflich zu machen, daß sie Besitzerin eines halben Pfundes Schnupftabak und einer neuen Birkenrindendose geworden sei. Abermals eine Geduldsprobe für uns! Dann mußte das Paket wieder losgeschnürt und das bezeichnete Geschenk herausgeholt werden. „Wie lange noch, Catilina, wirst du unsre Geduld mißbrauchen?“ Endlich, endlich schritten wir über die Schwelle des Hauses.

Ein versöhnender Zug im Charakter unsres Landmanns war, daß uns sogleich frische Milch zur Labung angeboten wurde. Nein, nein, wir dankten, dankten mit Händen und Füßen; wir wären weder durstig noch hungrig; das Altertümchen

möchten wir nur sogleich erhalten, darauf allein stehe all unser Sinnen und Verlangen. Sogleich, sogleich, meinte der Bauer, aber vorher müsse seine Frau doch auch ihr seidenes Band erhalten. Zum letztenmal ward also das Paket geöffnet. Die Augen der Frau erglänzten, als sie das hübsche Muster von blutroten Rosen und grasgrünen Blättern auf weißem Grunde erblickten; aber die Ueberrumpelte konnte durchaus nicht begreifen, was unser Besuch, was die Geschenke bezweckten. Der Bauer mußte also die ganze Geschichte erzählen, was er so weitschweifig vollführte, daß wir Jungens wie auf glühenden Kohlen standen. Endlich fiel von seiten des Erzählers das Stichwort: „Wo ist das Altertümchen?“ worauf wir dreistimmig schrieen: „Ja, das Altertümchen, wo ist es? O, holen Sie es doch, liebe Frau!“

„Ja, wo steckt das?“ meinte die Frau. „Ich hab' es wenigstens seit einem halben Jahre nicht mehr gesehen!“

„Ach, es ist doch noch im Hause?“ fragten wir mit gepreßtem Herzen.

„Ja, wenn die Kinder es nicht wieder verschleppt haben!“

Die unglückseligen Kinder! Wir hätten sie durchbläuen mögen, obgleich ihre Schuld noch gar nicht mal erwiesen war.

Nachdem die Bäuerin einige Minuten nachgedacht, zog sie aus der Kommode ihrer besten Stube die oberste Lade, stellte dieselbe mitten auf die Dielen und begann den Inhalt auszukramen. Hunderterlei Gegenstände, als: alte Strümpfe, Garnknäuel, Nähnadelbüchsen, Knöpfe, Flicken, Halstücher, Kragen, Schürzen, verschrumpfte Aepfel und leere Pillendöschen lagen in tollem Wirrwarr auf dem Boden und noch immer ließ die Frau nicht nach, neue Gegenstände herauszuwerfen, nachdem sie dieselben flüchtig gemustert hatte.

„Das Altertümchen ist nicht darunter!“ bemerkte der Bauer kleinlaut.

„Dann steckt es in der mittleren Kommodenlade!“ sagte die Bäuerin.

Sofort zog sie diese Lade heraus, ohne die erste wieder einzuschieben. Nun flogen aus der zweiten Lade frisch gewaschene Hemden, Handtücher, Tischtücher und Betttücher, aber das, worauf es ankam, fand sich nicht.

„Sollte ich mich getäuscht haben?“ murmelte die Frau etwas kleinlaut vor sich hin.

„Ja, du hast dich getäuscht,“ sagte der Bauer ärgerlich.

„Dann steckt das Ding in der untersten Lade,“ erwiderte die Frau. „Ich glaub' es sicher, denn in der untersten Lade pflege ich wichtige Sachen zu verbergen.“

Sie zog die unterste Lade heraus und stellte sie oben auf Nummer eins und zwei. Wie eine scharrende Henne die Erde kratzt, so kratzte — man verzeihe mir den Vergleich! — die Bäuerin uralte, längst quittierte Rechnungen, vergilbte Briefe und zerknitterte Tapetenreste aus der Schublade, aber das Altertümchen kam leider nicht zum Vorschein!

Das Thermometer unsrer Hoffnungen sank auf den Gefrierpunkt.

Der Bauer sagte verdrießlich: „Dann soll ich wohl die sieben Mark fünfzig wieder herausrücken müssen!“

„Sieben Mark fünfzig Pfennig hast du für das dumme Ding bekommen?“ fragte staunend die Bäuerin. „Ja, dann muß es oben im Kleiderschranke stecken!“

Voran schritt sie, trotz ihrer Jahre, wie eine Walküre. Wir hinterdrein, gedrückt, gebückt, mit dem verglimmenden Reste unsrer Hoffnungen.

Ein kleines Kämmerchen im Zwischenstock nahm uns auf. Die eine Wand wurde durch einen zweithürigen Kleiderschrank ausgefüllt.

Alsbald riß die Frau beide Thüren des Kleiderschrankes auf. Röcke, Hosen, Kleider, Mäntel, mit denen die Bäuerin sonst recht vorsichtig verfahren mochte, weil es der Sonntagsstaat der Familie war, wurden so mir nichts dir nichts auf die Dielen geschleudert, als in keiner Tasche und Falte das Altertümchen gefunden ward.

„Nun bleibt noch die untere Lade des Kleiderschrankes übrig!“ bemerkte die Frau mit dumpfer Ergebung.

Kinderstrümpfchen, Schlabberbäffchen, Windeln, Hemdchen flogen durch die Stube. Da — ein Schrei! Und noch ein Freudenschrei! Etwas Blankes, Rundes, Buntes hielt die Frau in ihrer Rechten. Triumphierend schwenkte sie es einen Augenblick in der Luft. „Das ist es! Das ist es!“ schrie der Bauer und schleuderte seine Mütze gegen die Stubendecke. Meine Pulse flogen, mein Herz klopfte zum Zerspringen; schnell wie der Blitz streckte sich mein Arm nach dem heiß ersehnten, mühevoll errungenen Kleinod aus. Die Bäuerin drückte mir dasselbe mit leuchtenden Augen in die Hand. Meine Brüder, Ludwig und Theodor, drängten sich an mich heran und streckten die Hälse vor wie Schneegänse im Fluge. Was hielt ich denn in meiner Rechten?

Eine halbverrostete Blechdose — eine modernste Konservenbüchse — mit buntgedruckter Papieretikette und der Aufschrift:

Helgoländer Kronen-Hummer.
Nur Scheren und Schwänze.

Der Rest sei Schweigen. Unsre Altertümersammlung ist bei der einen echten Urne, die uns der Onkel geschenkt hatte, stehen geblieben. Ich habe vorläufig keine Lust mehr, zu sammeln.

Die Numerierung der Häuser,

die wir heute für selbstverständlich halten, kann ihre allgemeine Einführung erst von dem ersten Jahre der französischen Revolution her datieren und feierte mithin im Jahre 1889 ihr hundertjähriges Jubiläum. Die Republikaner führten 1789 die Numerierung zum Zwecke leichterer Verteilung der Steuern allgemein ein, wenn auch im Anfange in gerade nicht allzu praktischer Weise, indem man von einem Punkte ausgehend, die Nummern durch alle Straßen der Distrikte, in welche die Stadt eingeteilt war, fortführte. Erst später folgten die Versuche, jede Straße für sich zu numerieren. Die Wahl der Farben und des Materials der Nummerschilder ist für die leichte Erkennbarkeit zur Tages- und zur Nachtzeit nicht unerheblich. Die blauen Schilder mit weißer Schrift sind wohl die in den meisten Städten angewandten.

„Leuchtende“ Menschen.

Die elektrischen Glühlampen haben eine neue Verwendung gefunden. Im Hafen von Sunderland tragen die Dockarbeiter Helme, an deren Spitzen eine elektrische Glühlampe angebracht ist, die von einer kleinen Batterie gespeist wird. Das Licht genügt vollständig zur Arbeit, und die Kosten sind geringer als bei Gas. Die Leuchtkraft ist gleich 16 Wachskerzen. So rastet der Mensch von heute nicht, sondern sucht den Bedürfnissen des täglichen Lebens immer wieder aufs neue Hilfsmittel zuzuführen.

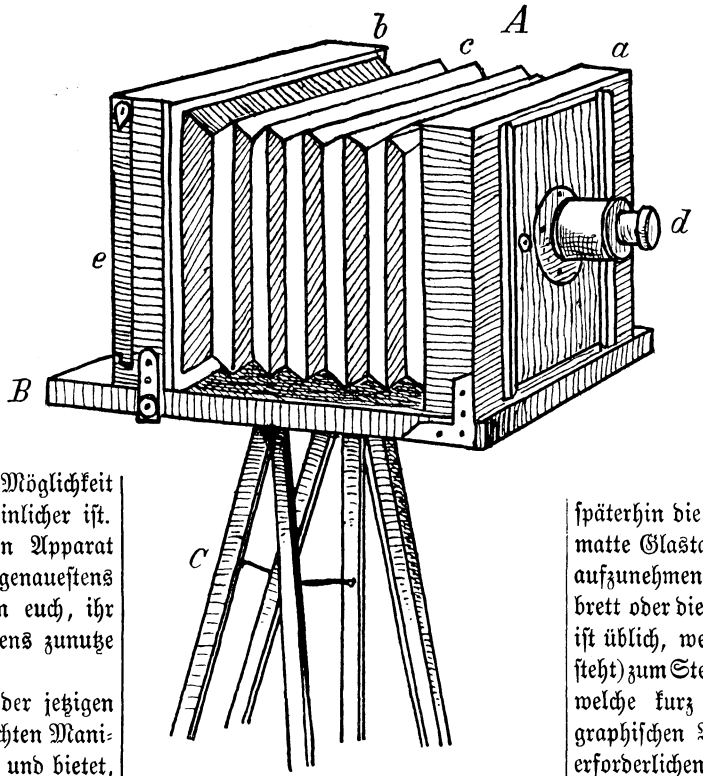
Wie macht man einen photographischen Apparat?

Die vielen und fast durchweg überraschend schönen Abbildungen, die zur photographischen Preisbewerbung beim „Guten Kameraden" einliefen, haben gewiß bei vielen unsrer jungen Freunde den Wunsch wachgerufen, sich einen photographischen Apparat anzuschaffen, ja womöglich selbst einen solchen anzufertigen, um sich in der Freizeit mit der ebenso nützlichen als anregenden und bildenden Photographie befassen zu können. Der Ankauf eines guten Apparates ist bei etwas größerem Bildformate nicht immer möglich, ob der bedeutenden Kosten, wiederum sind die zu fast fabelhaft billigen Preisen ausgebotenen Apparate meist nur als Spielzeug zu betrachten und entsprechen kaum den bescheidensten Anforderungen, und so bleibt wohl die Frage offen: Wie mache ich mir selbst einen photographischen Apparat? Sie liegt um so näher, als ja sehr viele unsrer jungen Leser mit dem Hobel und der Säge umzugehen wissen, wodurch die Möglichkeit des Gelingens um so wahrscheinlicher ist.

Wie man also einen guten Apparat herstellt, soll diese Anleitung genauestens erklären und es wäre dann an euch, ihr lieben Leser, euch dieselben bestens zunutze zu machen.

Die Photographie ist bei der jetzigen Vervollkommnung und vereinfachten Manipulation sehr leicht zu erlernen und bietet, wie gesagt, eine ebenso angenehme wie vielseitige und nützliche Beschäftigung, so daß schon jetzt die jährlich regelmäßig wiederkehrende Frage, wie soll ich die großen Ferien angenehm und zugleich nützlich verleben, in bündigster Weise dahin beantwortet werden kann: Lernet photographieren. Wer einen photographischen Apparat richtig zu behandeln versteht, dem wird durch fleißige Benutzung desselben — ob zu Hause oder auf kleineren und großen Sommerausflügen — eine Fülle unerwarteter Freude zuteil werden.

Die Aufgabe dieser Anleitung besteht darin, mit möglichst geringen Kosten einen guten, leistungsfähigen Apparat anzufertigen, der es ermöglicht, Photographien bis zur Kabinettbildgröße zu erzeugen. Ein solcher Apparat würde, wenn von einer photographischen Manufaktur bezogen, mindestens gegen 100 Mark, in vielen Fällen, je nach der Ausstattung, auch bedeutend mehr kosten. Freilich sind auch bei der Selbstanfertigung einige höhere Ausgaben, so z. B. der Ankauf einer guten Glaslinse (Objektiv) unvermeidlich, aber im Gegenhalte zu andern Ersparnissen, die sich erzielen lassen, nicht von so tiefgreifender Bedeutung. Wer sich mit einem kleineren Apparate



Der selbstgemachte photographische Apparat.
Figur 1.

begnügt, wodurch sich die Kosten erheblich verringern, hätte bei der Verfertigung die gegebenen Maße im Verhältnisse einfach zu reduzieren, was ja sehr leicht zu bewerkstelligen ist. Die Höhe des Stativs hingegen bleibt in allen Fällen die gleiche und wir wollen schon jetzt nachdrücklichst darauf aufmerksam machen, daß alle Teile eine strenge Genauigkeit erfordern, damit die Arbeit befriedigend ausfällt. Wer sich mit Metallarbeiten, insbesondere mit dem Löten, befaßt, wird die Objektivfassung und einige unvermeidliche Metallteile des Apparates selbst machen können, im andern Falle besorgt diese wenigen Arbeiten jeder Spengler oder Gürtler gegen billiges Entgelt. Ehe wir an die Herstellung des Apparates gehen, ist es zum Verständnisse durchaus notwendig, ihn in allen Teilen und zu welchem Zwecke sie dienen, kennen zu lernen.

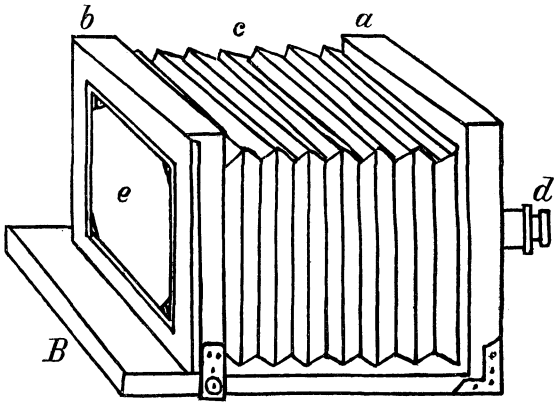
Figur 1 und Figur 2 zeigen den Apparat von der Vorder- und der Rückseite. Er besteht aus der Kamera A, dem Laufbrette oder der Brücke B und dem Stativ C. Erstere ist mit dem Laufbrette befestigt und verschiebbar, letzteres mit dem Stativ, welches höher und niedriger gestellt werden kann (auch Dreifuß genannt) verbunden. Die Kamera A ist zusammengesetzt aus dem kastenförmigen Vorderteile a und einem ebensolchen Hinterteile b, welch beide durch den dehnbaren Balgen oder Auszug c vereinigt sind. In der Mitte des Vorderteiles a ist das Objektiv d, d. i. die in einer Metallhülse befindliche photographische Glaslinse angebracht, das Hinterteil enthält den abnehmbaren Rahmen e mit einer mattgeschliffenen Glastafel, der bei der Aufnahme herausgenommen und mit welchem die lichtempfindliche Platte bergenden Kassette, von der noch späterhin die Rede ist, gewechselt wird. Die matte Glastafel dient zum Einstellen des aufzunehmenden Gegenstandes, das Laufbrett oder die Brücke B (letztere Bezeichnung ist üblich, wenn sie aus einem Rahmen besteht) zum Stellen der Kamera hälften a und b, welche kurz vor Erzeugung des photographischen Bildes auf der Platte in der erforderlichen Richtung festgestellt werden. Das Stativ C endlich ist der Träger des Ganzen und besitzt drei aus Stäben zusammengesetzte Füße.

Wie wir wissen, gibt es photographische Apparate ohne Stativ und vielmals auch ohne Brücke. Sie dienen fast ausnahmslos zur Erzeugung von Augenblicksbildern (Momentaufnahmen), besitzen meist nur ganz kleine Formate und müssen, wenn sie wirklich Gutes leisten sollen, mit sehr lichtstarken und daher sehr teuren Linsengläsern ausgestattet sein. Da wir uns mit einem weniger kostspieligen Apparate begnügen, wenn nur derselbe leistungsfähig ist, und der auch die Erzeugung von Augenblicksbildern gestattet, so wollen wir uns mit dem oben geschilderten Apparate allein befassen.

Der zweifellos wichtigste Bestandteil ist die Linse (das Objektiv), durch welche im Innern der Kamera die lichtempfindliche Platte das Bild empfängt.

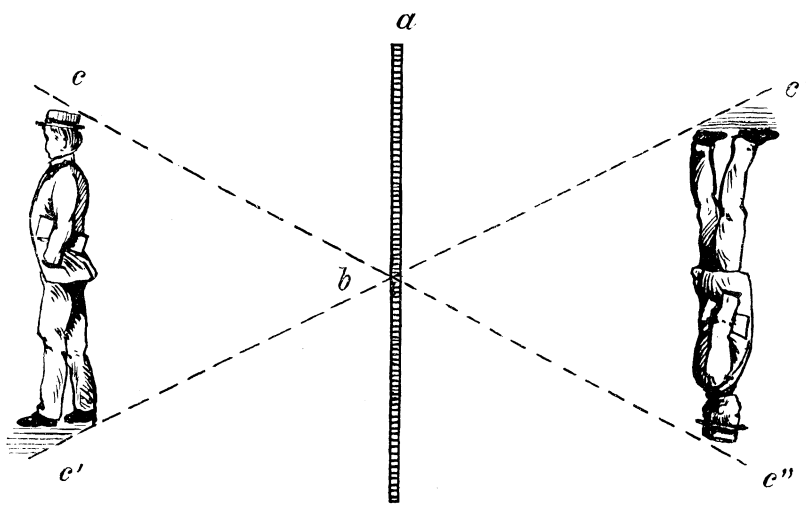
Nehmen wir ein gewöhnliches Brennglas, d. i. eine Sammellinse, und halten es gegen das Fenster, so wird sich auf einer im Zimmer befindlichen Fläche in bestimmter Entfernung, die durch Nähern oder Zurückweichen mit der Linse zu ermitteln ist, ein kleines umgekehrtes Bild irgend eines außer dem Fenster befindlichen Gegenstandes scharf abzeichnen, das um so deutlicher wird, je mehr sich die Parallelfläche im Dunkeln befindet. Diesen auf dem physikalischen Gesetze der Reflexion sich gründenden Vorgang veranschaulicht unsre Figur 3 deutlicher. Befindet sich nämlich in dem geschlossenen Fensterladen a a eines dunklen Zimmers die kleine runde Oeffnung b, so wird durch die vom außen befindlichen Gegenstande c c' (Baum, Haus, Person 2c.) reflektierten und durch die Oeffnung b dringenden Lichtstrahlen c c' auf einer dieser gegenüberliegenden Fläche ein gleichgroßes oder je nach der Entfernung auch verkleinertes, aber verkehrt gestelltes Abbild c'' c''' erzeugt. Es wird dies freilich ein nicht vollkommen scharfes Bild sein, auch wenn man in die Oeffnung b ein gewöhnliches Brennglas einsetzen würde. Die Gründe hierfür sind aus jedem physikalischen Lehrbuche im die Optik behandelnden Teile zu ersehen. Denken wir uns nun in b eine photographische Linse, den Raum rechts von a a als photographische Kamera, in c'' c''' die lichtempfindliche Platte, bei c c' den außerhalb derselben befindlichen beleuchteten Gegenstand, so habt ihr euch den photographischen Vorgang ohne weiteres klar gemacht.

Da in erster Linie die Bildschärfe von einer tadellosen Linse abhängt, so ist der Ankauf einer solchen nicht zu umgehen, und derselbe aber auch fast die einzige bedeutende Ausgabe, die sich durch gute Bilder vollauf rechtfertigen wird. Wer einen guten Operngucker besitzt, kann die Hinterlinse desselben aus der Fassung nehmen und für den photographischen Apparat verwenden, wobei — wohlgemerkt — die Hohlseite oder auch die gerade Fläche des Glases nach der Außenseite zu richten ist.



Der selbstgemachte photographische Apparat. Figur 2.

Je nach ihrer Verwendung werden verschieden konstruierte Objektive hergestellt, die in drei Hauptgruppen zusammengefaßt werden können. Es gibt daher Landschaftsobjektive mit nur einer Linse für Landschaftsaufnahmen, dann Porträt- oder Doppelobjektive, die zwei Linsenkombinationen besitzen und hauptsächlich für Personenaufnahmen verwendet werden, und endlich Objektive verschiedener Linsenzusammenstellungen mit verschiedenen Bezeichnungen, die zugleich für Landschafts-, wie auch Personen-, Gruppen- und andre Aufnahmen bestimmt sind.



Der selbstgemachte photographische Apparat. Figur 3.

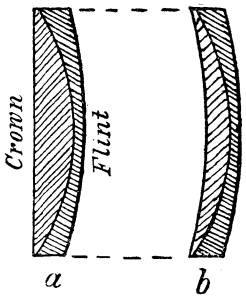
Die einfache Landschaftslinse, Fig. 4, besteht aus zwei zusammengekitteten Gläsern mit plankonvexen (a) oder mit konkavkonvexen (b) Außenflächen, wovon die eine aus Crown-, die andre aus Flintglas ist. Die plane oder konkave Seite muß dem aufzunehmenden Gegenstande zugekehrt sein. Diese Landschaftslinse entspricht vollkommen unsrem Zwecke und richtet sich der Preis einer solchen, die bei jedem Optiker erhältlich ist, selbstverständlich nach ihrer Größe und Qualität, und wird eine Linse mit einem Durchmesser von 30 bis 40 mm für das Kabinettformat genügen. Gestatten es die Verhältnisse, eine größere Summe aufzuwenden, so dürfte die achromatische Landschaftslinse „Goerz Choroskop", welche einen Bildwinkel von 70° umfaßt und auch für Porträt-, Gruppen-, Innen- und Architekturaufnahmen verwendbar ist, bestens zu empfehlen sein. Das Choroskop, vollständig ausgestattet mit Fassung, Rotationsblende und Momentverschluß, kostet 15 Mark. Da aber nicht jedem ein solcher Betrag zur Verfügung steht, und man auch ohne das erwähnte Objektiv gute Bilder machen kann, so soll nachfolgend die Auswahl des Glases und Anfertigung des Objektivs näher beschrieben werden.

Die Prüfung auf die Brauchbarkeit einer Linse wird in der schon früher besprochenen Weise (Fig. 3) vorgenommen, indem man sie mit der konkaven oder planen Fläche nach außen gegen das offene Fenster hält und ihr an der entgegengesetzten Seite und in paralleler Richtung solange einen weißen Papier- oder Kartonbogen nähert, bis sich auf selbem das verkleinerte Bild eines dem Fenster gegenüber befindlichen, vom Tageslicht beleuchteten Gegenstandes scharf und in umgekehrter Stellung abzeichnet. Zeigt sich nach mehrmaligen Versuchen das Bild bloß unklar, so wird die Linse auch in der Kamera keine guten Bilder geben, und ist daher unbrauchbar. Aus der

Entfernung zwischen der Linse und dem reflektierten Bilde resultiert die Brennweite und sonach auch die Länge der Kamera, und aus dem Bildkreise die Größe derselben im Lichten. Dieser Lichtkreis soll für Kabinettbilder mindestens 20 bis 25 cm im Durchmesser haben. Eine unvermeidliche Eigenschaft, die allen einfachen Landschafts- und auch sehr vielen Porträtlinsen anhaftet, ist die Verzeichnung der Linien, welche sich besonders mehr oder weniger bei Gebäudeaufnahmen u. dergl., wo die geraden Linien vorherrschen, bemerkbar macht. Gewiß werdet ihr schon Photographien gesehen haben, bei welchen die in Wirklichkeit senkrechten Linien von Gebäuden nach oben hin auffallend konvergieren, was dem Beschauer den Eindruck macht, als ob die Häuser zusammenfallen wollten. Ein Hauptteil hiervon kommt wohl auch manchesmal auf das Schiefstellen des Apparates, welches mit äußerst wenigen Ausnahmen nicht stattfinden sollte. Durch Einsetzen von Blenden vor der Linse wird dieser Uebelstand größtenteils beseitigt, welcher bei kleineren Bildern weniger bemerkbar auftritt.

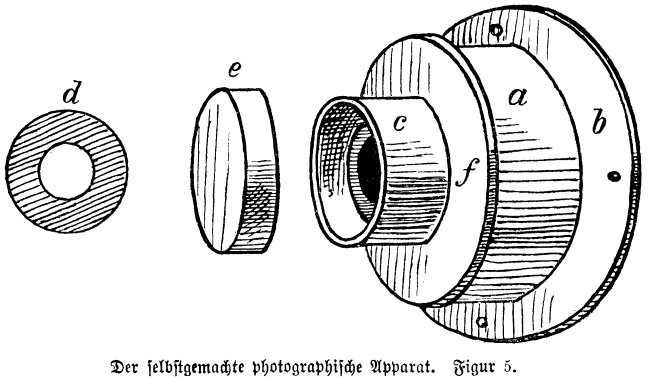
Die Fassung der Linse besteht aus einer kurzen Messingröhre a, an deren Vorderseite eine kleine Kapsel mit der Linse eingesetzt ist, dem breiten Ringe b an dem der Linse entgegengesetzten Ende der Röhre, welcher dazu dient, das Objektiv am Kamerabrettchen anzuschrauben, dann dem kleineren röhrenförmigen Ansatze c, in welchen die Blenden d (d. s. kreisrunde Plättchen) eingesetzt werden, und dem Verschlußdeckel e, welcher über den Ansatz c geschoben wird. Diese Teile stellen wir folgenderart her:

Ueber eine genau dem Umfange der Linse entsprechende Holzrolle wird ein 2 cm breites und 0,5 oder 1 mm dickes Messingblechstück zu einer Röhre gebogen und an den stumpf aneinander passenden Berührungskanten zusammengelötet, wobei die Lötnaht keine Erhöhungen bilden darf. Die nun über diesen kurzen Cylinder zu schließende zweite Röhre a wird 4 cm lang gemacht und erhält an Stelle des Bodens die ringförmige Platte b angelötet, deren Ausschnitt dem Innern der Röhre a entspricht, bei einer Ringbreite von 15 mm. Auf dieser Platte sind in gleichen Abständen vier Löcher zum Anschrauben auf dem Objektivbrettchen zu bohren.



Der selbstgemachte photographische Apparat. Figur 4.

Die erste kurze Röhre, in welche späterhin die Linse zu setzen ist, wird an der Vorderseite mit der kreisrunden, ebenfalls aufzulötenden Scheibe f geschlossen. Sie ist im Durchmesser um 2 mm größer als der Cylinder a zu halten und bekommt in der Mitte einen kreisrunden Ausschnitt, der im Durchmesser um ein Drittel kleiner ist, als jener der Linse. (Forts. folgt.)



Der selbstgemachte photographische Apparat. Figur 5.

Mathematische Trugschlüsse

IV.

Der Satz, den ich bei der letzten Aufgabe anwandte, nämlich: „Ungleiches mit Gleichem multipliziert gibt Ungleiches, und zwar steht da das Größere, wo es ursprünglich war," gilt nur, wenn die Zahl, mit welcher multipliziert wird, eine positive ist. Ist sie negativ, so erhält man auf der Seite, wo vorher das Größere stand, jetzt das Kleinere. Multipliziert man z. B. die richtigen Ungleichungen

$$3 > 2 \text{ und } -2 > -3$$

mit (-1), so muß man zugleich die Ungleichheitszeichen umkehren; dann erhält man wieder richtige Ungleichungen, nämlich

$$-3 < -2 \text{ und } 2 < 3.$$

So hätte ich auch bei der Multiplikation der Ungleichung

(3) $\quad -2 > -3$

mit (-4) das Zeichen $>$ in $<$ ändern müssen. Dann hätte ich die richtige Ungleichung

(4) $\quad (-2).(-4) < (-3).(-4),$

d. i. $\quad 8 < 12$

erhalten.

Heute will ich einmal beweisen, daß Null kleiner als Null ist, und zwar mache ich dabei einen Fehler, der dem vorigen ganz ähnlich ist. Es sei $a = b$ und $c = d$, dann ist $a - b = 0$ und $c - d = 0$; also

(1) $\quad a - b = c - d.$

Ich nehme ferner an, daß

(2) $\quad m = n$

sei. Dividiere ich die Gleichung (2) durch die Geichung (1), so erhalte ich

$$(3) \qquad \frac{m}{a-b} = \frac{n}{c-d}.$$

Addiere ich nun auf der linken Seite 1, so wird diese dadurch um 1 größer als die rechte, d. h. es ist

$$(4) \qquad \frac{m}{a-b} + 1 > \frac{n}{c-d}.$$

Jetzt multipliziere ich diese Ungleichung mit dem Produkte beider Nenner

$$(a-b).(c-d),$$

wodurch ich (5)

$$m(c-d) + (a-b).(c-d) > n(a-b)$$

erhalte. Da aber $a - b = 0$ und $c - d = 0$ ist, so ist dies

(6) $\quad 0 + 0 > 0,$

oder da $0 + 0 = 0$ ist,

$$0 > 0.$$

Rätsel-Distichon.

Einstmals hat's in den Alpen gelebt, heut ist es verschwunden.
Schiebt ihr ein l noch hinein, trifft man's dort tausendfach an.

Viersilbige Scharade.

Das erste Paar herrscht und trägt
Die letzten von seinem Land.
Die letzten werden geprägt
Und gehen von Hand zu Hand.
Dann sag' ich euch noch von dem Ganzen,
Es gehört zu dem Reiche der Pflanzen.

Rechenaufgabe.

Mit welcher Zahl muß man 15 und mit welcher andern Zahl muß man 32 multiplizieren, damit die Summe der beiden Resultate 400 beträgt?

Auflösung der zweisilbigen Scharade in Nr. 30.

„England."

Auflösung des Wechselrätsels in Nr. 30.

„Dan — Don."

Jeffersons Vorschriften.

Thomas Jefferson, der dritte Präsident der nordamerikanischen Union, verdient um Einheit in Münze, Maß und Gewicht, Verbesserung des Handels, Hebung der Fischerei, Einführung der Impfung, Stiftung der Universität Charlottesville und vieles andre, war ein äußerst praktischer Mann. Seine Vorschriften für das praktische Leben, die er uns in seiner interessanten Selbstbiographie hinterlassen hat, sind lehrreich genug, sie hier wiederzugeben. Sie lauten:

Verschiebe niemals auf morgen, was du heute thun kannst.

Belästige nie einen andern damit, was du zu thun selbst im stande bist.

Gib nie dein Geld aus, bevor du es hast.

Kaufe nicht ein, was du nicht brauchst, bloß weil es billig ist; es wird dir immer teuer genug zu stehen kommen.

Der Stolz kostet uns mehr als Hunger, Durst und Kälte.

Man bereut es niemals, zu wenig gegessen zu haben.

Nichts ist mühsam, was man gern thut.

Wie viel Kummer haben uns die Uebel gemacht, die niemals kamen! Sorge also nicht zu viel um die Zukunft.

Nimm die Dinge immer von ihrer freundlichen Seite.

Wenn du zornig bist, so zähle bis zehn; bist du sehr zornig, so zähle bis hundert. —

Jefferson war es übrigens, der die Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten vom 4. Juni 1776 verfaßte, und ein eigentümlicher Zufall wollte es, daß er genau nach fünfzig Jahren an demselben Tage starb.

Das Vermächtnis des Inka.

Von **Karl May.**

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers", „Geist der Llano estakata", „Kong Kheon, das Ehrenwort", „Die Sklavenkarawane", „Der Schatz im Silbersee" u. a.

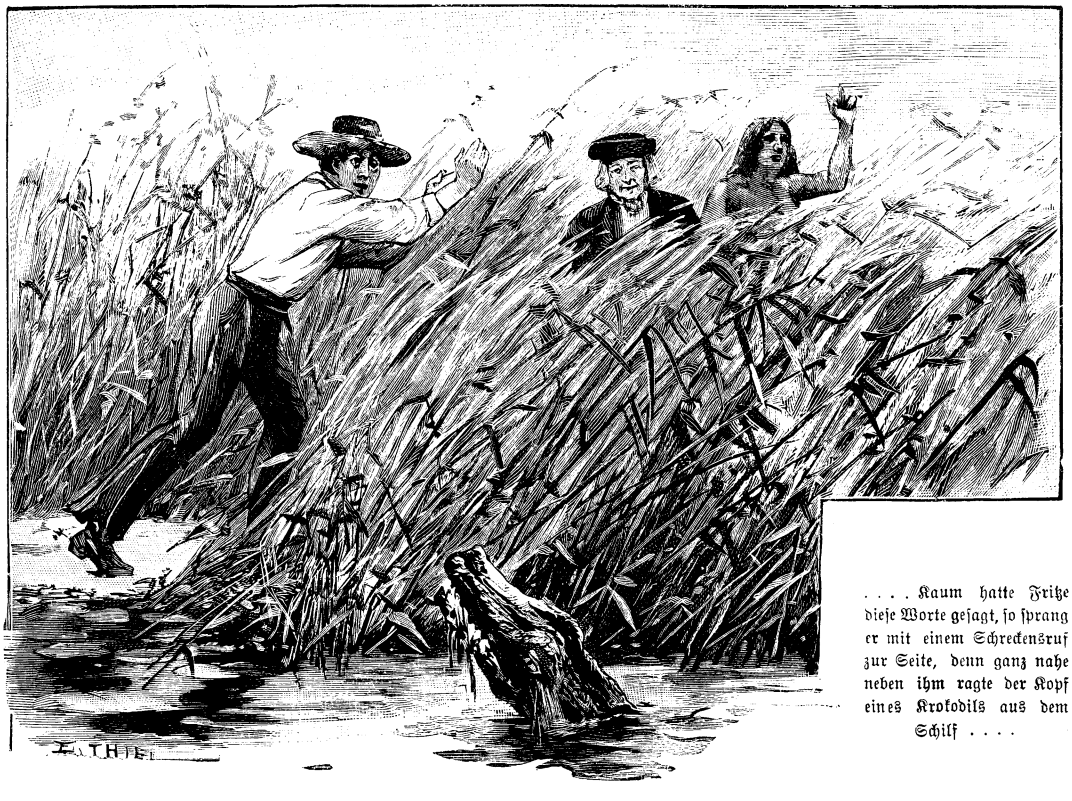
(Fortsetzung.)

Nun eine Hauptsache: Was haben Sie mit der Leiche gemacht?"

„Ich konnte sie nicht liegen lassen; sie wäre eine Beute der Raubtiere geworden. Ich schaffte sie in eine nahe Felsenspalte und verschloß dieselbe mit Steinen. Das Blut löschte ich mit Sand aus. Dann aber machte ich mich auf, um den Mörder zu verfolgen."

„Verfolgt haben Sie ihn, Señor? Schon wollte ich Ihnen den Vorwurf machen, dies unterlassen zu haben! Hatten Sie Glück dabei?"

„Nein, wie du doch schon längst gemerkt haben mußt. Als ich den Mann sah, war es am frühen Vormittage. Zu Mittag ritt ich von der Salina fort, und mehrere Stunden später fand ich die Leiche. Ich konnte beim besten Willen und bei der größten Eile an diesem Tage nur bis zur Salina zurück und eine kurze Strecke weiter kommen. Ich sah die Spur des Reiters und folgte ihr, so lange es noch Tageslicht gab; beim Mondenscheine aber war es unmöglich, die Fährte zu erkennen, denn es gab kein Gras, sondern nur Sand, Stein und Geröll. Als der Tag graute, ging es weiter. Ich brannte darauf, den Menschen einzuholen, mußte aber sehr bald einsehen, daß dies unmöglich war. Er hatte sich wohl gesagt, daß ich die Leiche finden würde, und war die ganze Nacht geritten, um einen möglichst großen Vorsprung zu bekommen. Dabei hatte er den Weg über felsiges Terrain genommen, um keine Spur zurückzulassen. Es gehörte meine ganze Uebung und Aufmerksamkeit dazu, sie festzuhalten. Das erforderte aber Zeit. Hundertmal mußte ich absteigen, um das Gestein zu untersuchen, und zehnmal kehrte ich wieder um, weil ich eine falsche Richtung eingeschlagen hatte. Am Abend



. . . . Kaum hatte Fritze diese Worte gesagt, so sprang er mit einem Schreckensruf zur Seite, denn ganz nahe neben ihm ragte der Kopf eines Krokodils aus dem Schilf . . . .

dieses Tages fand ich, daß noch kein halber Tag hinter mir lag. Während der darauffolgenden Nacht mußten die spärlichen Spuren vollends unsichtbar werden. Ich sah ein, daß ich ihn nicht einholen könne und gab also die Verfolgung, wenn auch im höchsten Grade ungern, auf."

„Schade, jammerschade, Señor! Was hätten Sie mit ihm gemacht, wenn Sie ihn erreicht hätten?"

„Das wäre auf die Umstände angekommen. Die Todesstrafe wäre ihm aber auf keinen Fall erspart geblieben."

„Wären Sie mit ihm nach der Salina zurückgekommen, so hätten Sie mich dort gefunden, und wir hätten zu Gericht über ihn gesessen. Sie hatten alle Spuren der That verwischt und so konnte ich nichts entdecken. Halten Sie es für möglich, die Spalte zu finden, in welcher Sie die Leiche begraben haben?"

„Ja. Es ist, als ob ich sie jetzt ganz deutlich vor meinen Augen hätte."

„Ich höre, Sie wollen hinauf und über das Gebirge. Welchen Weg schlagen Sie ein?"

„Eigentlich wollte ich weiter nördlich; aber bei einem solchen Falle darf es auf einen kleinen Umweg nicht ankommen. Wenn ihr wollt, werde ich euch zu der Stelle führen."

„Natürlich wollen wir! Der Tote darf nicht in dieser Weise liegen bleiben; er muß nach der Art und den Gebräuchen seiner Ahnen bestattet werden."

„Du gibst also zu, daß er ein Inka, ein Nachkomme der Herrscher war?"

„Ja. Nun würde es die größte Undankbarkeit sein, es Ihnen zu verschweigen."

„Und einen verborgenen Schatz hat er gehabt?"

„Ja. Als sein Ahne mit dem meinigen und einigen Getreuen vor den Spaniern floh, gelang es ihnen, viele Kostbarkeiten mit sich zu nehmen. Diese wurden in der Barranca del Homicidis versteckt. Die Flüchtlinge und ihre Nachkommen lebten einsam in den Bergen, und zuweilen ging der Inka nach dem Versteck, um einiges Gold zu holen, welches verkauft wurde, weil sonst er und die Seinigen nicht genug zu leben gehabt hätten. Das geschah stets in einer Vollmondsnacht. Mein Herr ist von seinem letzten Gange nicht wiedergekommen."

„Kennst du das Versteck?"

„Ja."

„Bist du seitdem dort gewesen?"

„Ich war dort, habe es aber nicht geöffnet, denn ich besitze kein Recht dazu."

„Aber Hauka besitzt dieses Recht?"

„Noch nicht. Erst wenn die Erde achtzehnmal ihren Lauf um die Sonne vollendet hat, darf er sein Erbe antreten. Dies wird nach zwei Wochen der Fall sein."

„Aber wie kommt er da zu der kostbaren Streitaxt, welche er besitzt?"

„Er hat sie von seinem Vater überkommen, welcher sie damals daheimließ, als er zum letztenmal nach der Barranka ging. Wir hatten noch einige andre, kleinere Gegenstände, welche wir verkauften, um die Reise machen zu können, von welcher wir jetzt heimkehren. Daß wir auf derselben den Mörder entdecken würden, hätte ich nicht gedacht. Señor, haben Sie eine Abrechnung mit diesem Antonio Perillo?"

„Nein."

„Oder ein andrer von Ihren Begleitern?"

„Höchstens Señor Morgenstern, dem er nach dem Leben getrachtet hat."

„Dieses kleine Männlein wird nicht nach seinem Blute dürsten. Darum bitte ich, den Mörder uns zu überlassen, wenn er in unsre Hände fällt!"

„Ich habe nichts dagegen, vorausgesetzt, daß wir uns nicht irren und er es wirklich gewesen ist."

„Wenn er das Kopfhaar meines Herrn besitzt, so war er es. Und dieser Lieutenant Verano wird uns wohl nicht belogen haben."

„Gewiß nicht. Uebrigens war ich, schon ehe ich von dem Skalpe hörte, überzeugt, daß Perillo der Mörder ist. Ich habe ihn da droben an der Salina nur für einige Sekunden gesehen und es sind seitdem Jahre vergangen; aber als ihn mir der Zufall kürzlich in Buenos Ayres vor die Augen führte, erkannte ich ihn sofort wieder."

„Haben Sie etwas zu ihm gesagt?"

„Ich habe ihn an die Salina del Condor erinnert; das genügte, um sein böses Gewissen, falls es bisher geschlafen haben sollte, aufzuwecken. Er ist jetzt unterwegs nach dem Palmensee und wird uns, wenn wir nicht ganz unverzeihliche Fehler begehen, sicher in die Hände fallen. Was du dann mit ihm thun wirst, das ist deine Sache."

Damit hatte dieses so wichtige und inhaltsreiche Gespräch sein Ende erreicht. Der Vater Jaguar ritt zu dem Führer vor, um den Inka mit seinem Anciano allein zu lassen, damit diese beiden Zeit fänden, die innere und äußere Ruhe, welche sie verloren hatten, wiederzuerlangen.

Man war sehr scharf geritten. Daher kam es, daß der „Harte Schädel" schon zwei Stunden vor Abend meldete, daß man, wenn man weiter reite, den Palmensee sehr bald zu Gesicht bekommen werde.

„Wir reiten nicht ganz hin," entschied der Vater Jaguar. „Es könnten doch Abixones dort sein, und ich will nicht, daß wir gesehen werden. Wir müssen ganz unerwartet über unsre Feinde kommen. Sie dürfen keine Ahnung davon haben, daß wir uns auf ihren Empfang vorbereiten. Es genügt mir, mich in der Nähe des Ortes zu befinden, von welchem aus sie ihren Kriegszug unternehmen werden. Reiten wir von hier aus in möglichst gerader Richtung nach dem ‚klaren Bache', so lerne ich die Linie kennen, auf welcher sie sich während ihres Zuges bewegen werden, und das ist es, was ich für jetzt beabsichtige. Wie weit ist das erste Dorf der Abixones von hier entfernt?"

„Wenn wir so schnell reiten, wie bisher," antwortete der Häuptling, „werden wir es bald nach Einbruch der Dunkelheit erreichen."

„Das ist ganz vortrefflich. Wir reiten im Finstern vorüber und machen dann, wenn sie uns nicht mehr wahrnehmen können, Lager."

Der Ritt wurde also fortgesetzt, doch nicht in der bisherigen Richtung, welche eine südwestliche gewesen war; man bog nach Nordwesten um. Es ging wohl noch eine Stunde lang über sandige Wüste, dann gelangt man wieder über Rasen, welcher nach und nach immer dichter und kräftiger wurde. Später sah man zu beiden Seiten hochbäumige Waldung liegen. Der Führer fand mit rühmenswerter Sicherheit die von der Natur hergestellten Durchgänge, und selbst, als es Nacht geworden war, wußte er die richtigen Wege einzuschlagen.

Es war heute sternenhell, was den Marsch sehr erleichterte. Bei völliger Dunkelheit wäre es wohl schwer gewesen, die vielen Pferde in Ordnung zu halten. Vielleicht drei Viertelstunden nach Sonnenuntergang hörte man eigentümliche Töne, welche der Wind von rechts her-

überbrachte. Es klang wie Katzengeschrei, untermischt mit Schlägen, als ob Teppiche ausgeklopft würden.

„Wat mag dat sein?" fragte Fritze seinen Herrn. „Dat sind keine menschlichen Stimmen."

„Von lebenden Wesen kommen diese Töne jedenfalls," antwortete Morgenstern bedächtig. „Nun entsteht die Frage, zu welcher Klasse und Ordnung diese Wesen gehören. Wenn ich die Höhe und Tiefe dieser Stimmen und ihren Farbenklang richtig beurteile, so kann ich nicht umhin, mich der Ansicht zuzuneigen, daß sie menschlichen Kehlen allerdings wohl kaum zu entstammen scheinen."

„Diese Ansicht ist falsch," belehrte ihn der Vater Jaguar, welcher jetzt in der Nähe der beiden ritt. „Die Abixones haben mobil gemacht."

„Mobil?" fragte Fritze. „Soll dat heißen, dat sie sich im Kriegszustande befinden?"

„Ja. Was wir hören, sind ihre Kriegsgesänge."

„Und die Hiebe, die es bei diese Jelejenheit zu setzen scheint?"

„Das sind die Kriegspauken, welche geschlagen werden."

„Na, sonne Pauke möchte ik mich mal betrachten."

„Es sind die einfachsten Instrumente, die man sich denken kann: ausgehöhlte Kürbisse, über deren Oeffnung ein Fell gespannt ist. Wir wissen nun, daß sie zum Angriffe rüsten und also von dem Kommen der Weißen schon unterrichtet sind. Das ist wertvoll für uns. Wollen doch einmal nachforschen, wie viele Krieger ungefähr sich in diesem Dorfe befinden."

Er ließ den Zug halten und schickte zwei Kundschafter ab, Geronimo, seinen Liebling, auf den er sich verlassen konnte, und El Picaro, den Schalksnarren, welcher auch sehr gut für solche Dienste geeignet war. Links dehnte sich die dunkle Linie des Waldes hin; rechts lag offenes Land mit Strauchwerk, zwischen dem man den Schein von fern brennenden Feuern bemerken konnte. Die beiden Kundschafter blieben fast eine Stunde lang fort, und schon wollte Hammer Sorge um sie tragen; da aber kehrten sie zurück, und zwar nicht allein, sondern in Begleitung. Diese Begleitung bestand in zwei Rindern, von denen jeder eins hinter sich herzog. Sie hatten nicht nur gekundschaftet, sondern auch für Proviant gesorgt. Das Dorf war nicht groß; es konnte höchstens hundert Einwohner haben, die Frauen und Kinder mitgerechnet, und doch hatten die beiden Lauscher wenigstens hundert bewaffnete Krieger gezählt. Man schien sich also von benachbarten Dörfern hier zu versammeln.

„Schön!" meinte der Vater Jaguar befriedigt. „Das beweist, daß wir uns auf der richtigen Route befinden. Die beiden Rinder sind uns sehr willkommen. Daß wir sie nicht bezahlt haben, macht mir keine Schmerzen, denn die Abixones haben auch nichts dafür gegeben. Sie werden nachher geschlachtet. Jetzt weiter!"

Er hatte in Beziehung auf diese Tiere recht. Die argentinische Regierung pflegt den Indianern, um sie von Raubzügen fernzuhalten, von Zeit zu Zeit Pferde und Rinder zu senden, als ein Geschenk natürlich, da man es nicht mit dem undiplomatischen Worte Tribut bezeichnen mag; dadurch lassen sich die Roten aber durchaus nicht abhalten, je nach Bedarf über die Grenze zu gehen, um mit gestohlenen Herden wieder über dieselbe zurückzukehren. Wenn man sich hier zweier Rinder bemächtigt hatte, so war das nur eine Wegnahme gestohlenen Gutes zu nennen.

Als man noch eine halbe Stunde geritten war, wurde angehalten und hinter einem Vorsprunge des Waldes Lager gemacht. Da konnte man Feuer anbrennen, ohne befürchten zu müssen, daß dieselben gesehen würden.

Die beiden Rinder wurden geschlachtet und zerlegt, um verteilt zu werden. Es erhielt ein jeder so viel, daß er mehrere Tage davon zehren konnte. Natürlich begann eine allgemeine Braterei und Schmauserei, an welcher sich nur zwei nicht beteiligten, nämlich der junge Inka und sein treuer Anciano. Sie dachten seit des Gespräches mit dem Vater Jaguar weder an Hunger und Durst, noch an etwas andres, als nur allein an den ermordeten Inka.

Die Pferde wurden freigelassen. Obgleich die Glocke der Madrina sie zusammenhielt, versäumte Hammer es nicht, ihnen zwei Wächter zu geben. Später, als man sich gesättigt hatte, wurden die Feuer ausgelöscht, und man legte sich zur Ruhe. Drei schliefen fast gar nicht, nämlich wieder der Inka und der Anciano, und der dritte war der kleine Gelehrte, dem das versprochene Riesentier so im Kopfe spukte, daß er, obgleich oft schon halb entschlummert, immer wieder aufwachte.

Sobald der Tag zu grauen begann, wurde aufgebrochen. Von jetzt an zeigte sich das Land sehr abwechslungsreich, aber die Abwechslung war stets dieselbe: dichter Wald mit einzelnen offenen Durchbrüchen und dann wieder größere oder kleinere grasige Flächen, an deren Rändern die Dörfer lagen.

Diese letzteren bestanden durchweg aus mit Schilf und ähnlichem Materiale gedeckten Erdhütten, deren Inneres einen einzigen Raum bildete. Dabei gab es kleine Felder, auf denen Mais, Hirse, Mandioca, Bohnen, Quinoa, Tomaten, Erdnüsse, Bataten, Melonen und Kürbisse gebaut wurden.

Man hielt sich selbstverständlich von diesen Dörfern fern. Das Glück war den Weißen insofern günstig, daß ihnen weder heute noch am nächsten Tage, auch nur ein einziger Abixone begegnete; er wäre freilich sofort gefangen und mitgenommen worden. Einige der Dörfer, an denen man vorüberkam, schienen leer zu stehen. Die Bewohnerschaft hatte sich des geplanten Kriegszuges wegen an besondern Orten zusammengezogen.

Am Abende des zweiten Tages war das Gebiet der Abixones zurückgelegt und am nächsten Morgen erreichte man das erste kleine Cambasdorf. Die Bewohner desselben wurden von der ihnen drohenden Gefahr benachrichtigt. Der Häuptling sandte die jungen Männer nach den verschiedensten Richtungen aus, um die waffenfähigen Leute der andern Ortschaften schleunigst nach dem großen Dorfe am „klaren Bache" zu beordern. Die fernliegenden Dörfer hatten von den Feinden nichts zu befürchten; anders aber stand es mit denjenigen Orten, welche in der Nähe der voraussichtlichen Marschroute der Abixones lagen. Diese mußten verlassen werden, und die Bewohner zogen sich mit den Kriegern nach dem „klaren Bache" hin, wobei sie selbstverständlich nicht versäumten, ihr ganzes Eigentum mitzunehmen, was freilich nicht viel sagen will.

Am Vormittage dieses dritten Tages gelangte der Reiterzug an ein großes, aber seichtes Wasser, dessen Ufer sehr morastig waren. Wo es eine festere Stelle gab, hatten sich Bäume und Sträucher entwickelt, sonst aber sah man nur dichtes Schilf und Rohr, welches eine Höhe von fünf Meter erreichte. Der

Häuptling wendete sich an Doktor Morgenstern und sagte, indem er nach dem Wasser deutete: „Das ist El Pantano de los Huesos, der Sumpf der Knochen, von dem ich Ihnen gesagt habe, Señor?"

„Das ist er?" antwortete der Kleine, von den Worten des Roten wie elektrisiert. „Kann man die Knochen sehen?"

„Viele sind vermodert; diejenigen aber, welche zuletzt gefunden worden sind, werden noch daliegen."

„So muß ich hin, sie zu betrachten. Wir müssen halten. Hören Sie, Señores, halten, halten!"

Er hielt sein Pferd an und rief die letzten Worte so laut, daß sie vom Anfang bis zum Ende des Zuges zu hören waren.

„Das geht nicht," antwortete der Vater Jaguar. „Wir können Ihrer alten Knochen wegen nicht unsre kostbare Zeit verlieren."

„O, die Knochen sind weit kostbarer als die Zeit, von der Sie sprechen. Wenn Sie nicht warten wollen, so komme ich nach; aber sehen muß ich die Knochen; eher zieht mich kein Elefant von hier fort!"

Hammer sah ein, daß es besser sei, eine kleine Rücksicht zu hegen, und antwortete darum: „Gut, so bleiben Sie, aber ja nicht länger als höchstens eine halbe Stunde; dann müssen Sie doppelt schnell reiten, um uns einzuholen. Der Häuptling mag Ihnen einen seiner Leute als Führer geben."

Jetzt gab sich der Kleine zufrieden. Er bekam einen der vier Cambas, welcher den Sumpf kannte und den Ort wußte, an welchem die Knochen zu sehen waren. Selbstverständlich blieb Fritze auch mit zurück; er wäre ohne seinen lieben Herrn keinen einzigen Schritt weitergeritten. Der Zug entfernte sich und die drei waren nun allein.

Der Camba ritt auf das Wasser zu und wußte dabei alle trügerischen Stellen wohl zu vermeiden. Dort stieg er ab und band sein Pferd an einen Strauch. Dabei sagte er etwas, was jedenfalls eine Aufforderung an die beiden andern sein sollte, das gleiche zu thun, doch verstanden sie ihn nicht, da er sich seiner Sprache bediente, deren sie nicht mächtig waren. Es stellte sich nun heraus, daß dieser Mann zwar den „Sumpf der Knochen" genau kannte, dafür aber nur sehr wenige Worte spanisch verstand.

„Dat kann jut werden," meinte Fritze, indem er sich vom Pferde schwang, um es anzubinden und dann seinem Herrn zu helfen, auch aus dem Sattel zu kommen. „Jetzt verstehen wir kein Chinesisch, und dieser Herr Jevatter ist nicht aufs Türkische einjeübt. Ik bin bejierig, wat dat vor ein inniges Verständnis ergeben wird."

„Wir werden uns durch Pantomimen verständigen," tröstete ihn der Doktor. „Mit Pantomimen kommt man durch die ganze Welt. Diese Erfahrung, lateinisch Peritia geheißen, habe ich schon oft gemacht."

„Aber wenn ik nun die richtige Pantomime am falschen Orte, oder die falsche Pantomime am richtigen Orte anwende?"

„Du scheinst in Beziehung auf Zeichen und Gestikulationen freilich noch ziemlich unerfahren zu sein. Achte nur auf mich, dann braucht dieser gute Mann nicht unsre und wir brauchen nicht seine Sprache zu verstehen."

Als der Rote sah, daß die beiden ihre Pferde angebunden hatten, winkte er ihnen, ihm zu folgen, und schritt in das Schilf hinein, wo, wie man deutlich sah, vor ihm schon andre gegangen waren. Dabei deutete er nach rechts und links in die Schilfdichtung und sagte:

„Precancion — Cocodrilos — Vorsicht — Krokodile!"

„Wat? Hier sollen Krokodile sind? meinte Fritze. „Da müßte man doch wat von sie sehen. Mir soll er nicht bange machen."

Aber kaum hatte er diese Worte gesagt, so sprang er mit einem Schreckensrufe zur Seite, denn ganz nahe neben ihm kam der Kopf eines solchen Tieres aus dem Schilfe zum Vorscheine. Es glotzte ihn aus den kleinen Augen an, und schlug die offenen Kiefer zusammen, daß es einen Ton gab, als ob zwei Bretter zusammengeklappt wurden.

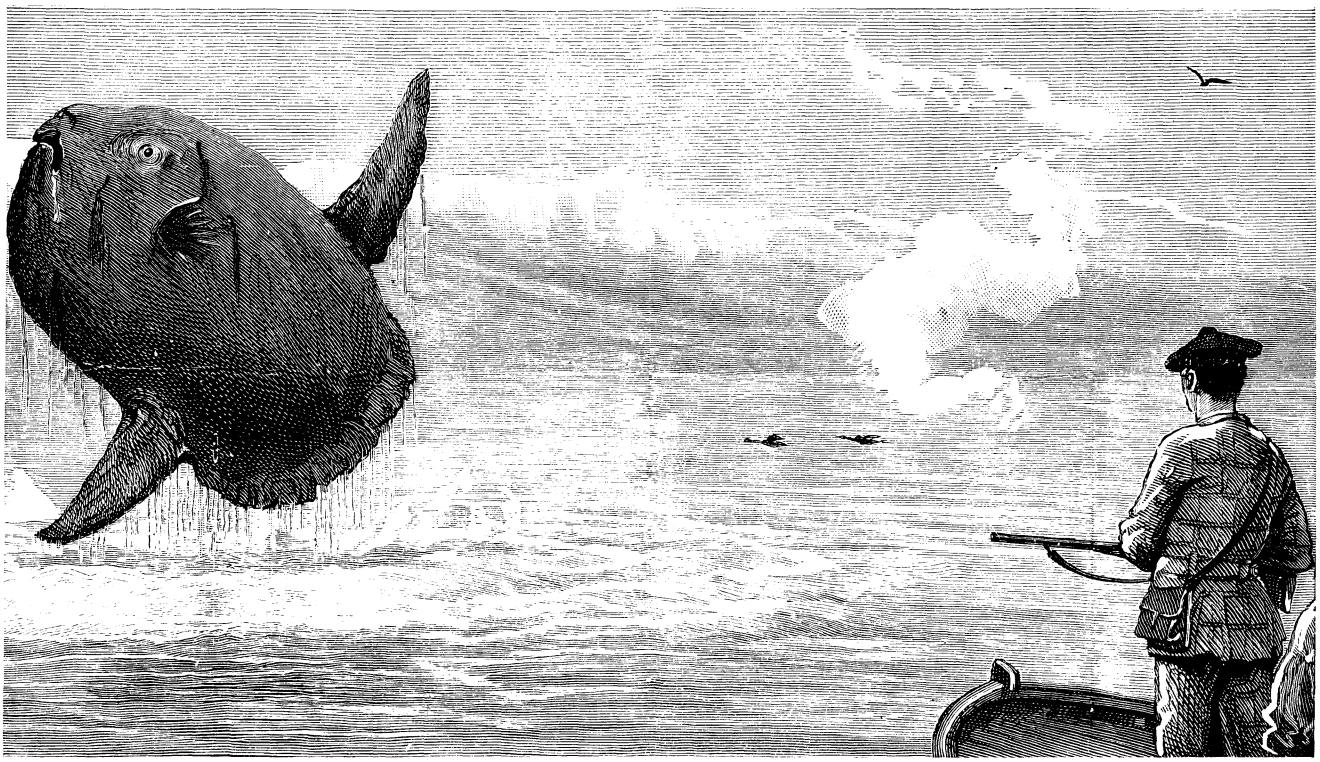
„Er hat wirklich recht," fuhr er fort, als er sich in Sicherheit befand. „Wenn wir nur nicht für die vorsündflutlichen Knochen unsre eijenen herjeben müssen!"

„Fürchte dich nicht," meinte sein Herr, welcher, sobald es sich um sein Lieblingsobjekt handelte, allerdings keine Furcht kannte. „Diese Tiere sind viel zu träge, als daß sie uns belästigen könnten. Sie riechen schlecht; das ist das einzige an ihnen, was unangenehm ist."

„Na, der Rachen mit die Zähne ist auch nicht anjenehm. Ik meinesteils will sonne Kreatur lieber riechen, als von ihr jefressen werden." (Forts. folgt.)

Die St. Peterskirche in Rom.

Zu den größten und merkwürdigsten Denkmalen der Baukunst haben wir unstreitig u. a. auch die Tempelbauten der Alten zu rechnen; aber auch nach Christi Geburt finden wir äußerlich prächtige und kostbare Gotteshäuser, darunter wahre Riesen. So faßt z. B. die Notredamekirche in Paris 21000 Menschen, die Sophienkirche in Konstantinopel 23000, der St. Pauls-Dom in London 25000 und die Kathedrale in Mailand sogar 37000 Personen. Das will aber noch nicht viel sagen gegen die St. Peterskirche in Rom, die sogar für 54000 Menschen Raum gewährt, das ist fast ebensoviel als die Gesamtbevölkerung etwa einer deutschen Mittelstadt ausmacht. Die St. Peterskirche ist entschieden die größte Kirche der Welt. Der Platz, auf dem sie steht, soll, wie es heißt, derselbe sein, wo einst der Apostel Petrus den Tod fand. Der Petersplatz ist zirkelrund und an seiner Kreislinie von einem stolzen, auf 400 Säulen ruhenden Hallenbau eingeschlossen. Zwischen zwei prächtigen Wasserbecken, aus denen Tag und Nacht ein ewiger Strom fließt und rieselt, sprudelt und wieder plätschernd herabfällt, erhebt sich majestätisch und stolz ein herrlicher, ägyptischer Obelisk aus rotem Granit. Dieser wundervolle Platz zeigt von allen Seiten angesehen immer neue Schönheiten und ist — wie Goethe sagt — „der schönsten Kirche, wie die Kirche des schönsten Platzes wert". Einen besonderen Reiz gewährt sein Anblick des Nachts, wenn der Mond alle Gegenstände beleuchtet und die Wasserstrahlen der beiden Springbrunnen silbern erglänzen und wie Funken umhersprühen. An seiner Westseite befindet sich die herrliche Kirche. Sie nimmt einen Flächeninhalt von 8 Morgen ein und ist in Form eines lateinischen Kreuzes gebaut. Ueber dem Scheidepunkt der Kreuzbalken erhebt sich die Kuppel, die mit dem darauf befindlichen Kreuz allein eine Höhe von 74 m hat und folglich weit höher ist, als zahlreiche andre hohe Kirchen. Ihr



Jagd auf Sonnenfische. Emporschnellen eines getroffenen Tieres.

innere Länge beträgt 181 m, die Breite 83, die Höhe ohne Kuppel 54, dieselbe vom Boden bis zum Gipfel des Kreuzes auf der Kuppel 128 m. Die Hauptthüren führen durch die mit Marmor belegte Vorhalle; eine vierte Thür, die Jubiläumsthüre genannt, ist vermauert, und wird nur alle 25 Jahre mit einem goldenen Hammer geöffnet und dann wieder zugemauert. Im Innern in der Kreuzmitte und zugleich in der Mitte der Kirche ist der Eingang zu der unterirdischen Gruft der Apostel Petrus und Paulus, um welche beständig 112 Lampen brennen. Der Hauptaltar, 28 m hoch, an dem der Papst zu Weihnachten, Ostern, am St. Peters- und Paulstage und bei jeder Heiligsprechung die Messe liest, befindet sich gerade unter der Kuppel und entbehrt allen Schmuckes, da derselbe nur mit dem Kreuz und Leuchtern besetzt ist. Um so prächtiger sind aber die übrigen, sehr zahlreichen Altäre geziert; Statuen aus Marmor oder Bronze, Bildschnitzereien und reiche Vergoldung sind nirgends gespart. Mit großer Pracht sind auch die an den Seiten angebrachten Kapellen, sowie die verschiedenen Grabmäler einzelner Päpste ausgestattet; doch das Bewundernswürdigste ist die herrliche Riesenkuppel, die sich aus der mit einem hohen Steingeländer verwahrten Plattform mächtig emporhebt. Vor ihr befinden sich zu beiden Seiten zwei kleinere Kuppeln; die Hauptkuppel, aus zwei massiven, vollkommen parallel laufenden Gewölben in 16 Hauptbogen aufgeführt, ruht auf vier gewaltigen Pfeilern von je 12 m Durchmesser und erhebt sich wie ein Koloß aus der Mitte des Ganzen. Das Innere der Kuppel ist reich vergoldet und mit zahlreichen wertvollen künstlerischen Arbeiten geschmückt. Der obere Teil wird von einer mächtigen Laterne gebildet, in deren Wölbung ein Bildnis Gottes, von Heiligen und Engeln umgeben, niedersieht. Auf der Laterne prangt eine vergoldete bronzene Kugel von $2^1/_2$ m Durchmesser, in welcher zehn Personen bequem Platz haben. Das eiserne Kreuz auf der Kugel ist 4 m hoch. Auf Treppen mit bequemen Stufen kann man nicht nur das Dach der Kirche und die Kuppel, sondern selbst die Laterne und die Kugel besteigen und auf das Kreuz gelangen. Wie aber dem Beschauer von hier aus eine überraschende, wunderbar schöne Rundschau sich darbietet, so blitzt auch dem Wanderer, woher er auch kommt, ob aus Süd, Nord, Ost oder West, immer zuerst am tiefblauen Horizonte das goldene Kreuz der Peterskirche entgegen. Selbst die Schiffer auf hoher See zeigen auf der Höhe von Ostia (am Ausflusse der Tiber) dem Reisenden einen flammenden Lichtstrahl über dem dunklen Nebelstreif der Küste und bezeichnen ihn als das Kreuz der Peterskirche; kein Tempel der Christenheit ist in weiteren Fernen sichtbar, als die Kathedrale von St. Peter. Die Illumination der Kuppel über der Peterskirche wird zu den herrlichsten Schauspielen gerechnet. Tausende von Lampen und Laternen brennen dann rings um dieselbe und bilden hoch in der Höhe einen rosenfarbigen Lichtstrom, bis sich das sanfte Lampenlicht in einen hell aufstrahlenden Feuerglanz verwandelt. Denn 2000 plötzlich angezündete Fackeln und Pechpfannen verbreiten eine vollständige Tageshelle über die Zuschauer.

Jagd auf Sonnenfische.

Daß man auf Fische auch mit der Büchse Jagd macht, werden die meisten Kameraden wissen, ja die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, daß der eine oder der andre schon einmal einer solchen Jagd beigewohnt hat, denn unter den Flußfischen gilt diese Art Jagd auch dem Hecht. Und wenn er im seichteren Wasser ruhig daliegt, man sich vorsichtig anzuschleichen versteht und kein ungeschickter Schütze ist, so kann man seines Schusses ungefähr sicher sein, denn wenn die Kugel die Bauchgegend auch nur streift — und auf diese hält der kundige Schütze —, so platzt

die Schwimmblase und der Fisch kann sich nicht mehr ins Tiefe retten. Ein ungeschickter Schütze darf man freilich nicht sein. Das bezieht sich aber in diesem Falle weniger auf die Fertigkeit im Schießen selbst, als auf die Berechnung des Ziels, denn wollte man gerade auf das Ziel halten, so würde die Kugel darüber hinausfliegen. Wie den Kameraden bekannt ist, bricht das Wasser das Licht, je nach dem Standpunkt des Beschauers in einem mehr oder weniger stumpfen Winkel. Aber nicht nur dieser Winkel ist zu berechnen, sondern auch die Tiefe des Wassers, in welchem das Ziel sich befindet. Wer daher Fertigkeit in dieser Art Jagd erlangen will, thut wohl, sich vorher mit einer Wasserscheibe einzuüben. Man benutzt dazu ein an der kürzeren Seite mit einem Stein beschwertes rechteckiges Brett, auf welches man etwa eine hellfarbige Scheibe malt. Sehr lang braucht das Brett gerade nicht zu sein, da es sich hierbei um tieferes Wasser nicht handeln kann, weil der Hecht eben nur geschossen wird, wenn er an seichten Stellen liegt.

Zur See wird unter andern auch auf den sogenannten Sonnenfisch, einen zu den Makrelen gehörigen scheibenförmigen Fisch Jagd gemacht, was selbstverständlich nur bei ruhigem Wetter geschehen kann. Hat die Kugel getroffen, so schnellt der Fisch aus dem Wasser empor, wie es auf unsrer Abbildung veranschaulicht ist.

Vom Cylinderhut.

Kommen wird einst der Tag, an dem auch ihr, liebe Kameraden, euch einen Cylinder, die Angströhre benannt, anschaffen müßt, denn es gibt so manche Gelegenheiten im menschlichen Leben, von der Schulzeit bis zum Grabe, wobei dieser Hut eine Rolle zu spielen berufen ist, es müßte denn sein, daß er inzwischen abgeschafft würde. Obgleich von der Abschaffung des Cylinders schon öfter die Rede gewesen und heutzutage manches rasch von statten geht, so scheint es damit aber doch noch gute Wege zu haben.

Fast sicher wird der Cylinder den Anspruch auf ein noch längeres Bestehen erheben, denn es ist erst hundert Jahre her, daß er ins Dasein trat, er hat währenddem ein schönes Stück Weltgeschichte miterlebt.

Kaum geboren, so brach die französische Revolution los. Dann kamen die Napoleonischen Kriege und die Befreiungskriege. Hierauf die Revolutionen von 1830 und 1848, endlich die Kriege von 1859, 1864 und 1866, welche die Einigung Italiens und Deutschlands einleiteten, und der Krieg von 1870/71, welcher sie vollendete.

Freilich, die Quäker in Amerika trugen den Cylinder schon vorher. Benjamin Franklin, der als Unterhändler der eben entstandenen Vereinigten Staaten nach Paris gesandt worden, war es, der diese „Behauptung" nach Europa brachte. Ein Pariser Kopfschuster (bekanntlich ein Berliner Kunstausdruck) verlegte sich auf die Fabrikation des Franklinhutes, und siehe da, sein und des Cylinders Glück war gemacht. Der Hut wurde hoffähig, ja die einzig zulässige männliche Kopfbedeckung für Zivilpersonen bei Hofe und ebenso in den hohen aristokratischen Kreisen. Auch bei allen Familienfestlichkeiten, zum Kirchgang u. s. w. ist der Cylinder in der Mehrheit vertreten.

Und wie viele Wandlungen in der Form hat er nicht durchgemacht! Dem Begriff Cylinder entspricht freilich nur der sogenannte englische Hut (Fig. 1), der gegenwärtig auch die fast allgemein gebräuchliche Form ist. In den 1820er Jahren wurde die Form Mode, wobei die Seitenlinien eine mehr oder weniger divergierende Richtung zeigten (Fig. 2). Dann nahmen die Seitenlinien eine etwas geschwungene, einwärts gebogene Form an (Fig. 3). Endlich gab es auch Hüte, deren Seitenlinien eine, wenn auch nicht stark konvergierende Richtung hatten (Fig. 4). Die Krempe war von verschiedener Breite, oft schmal, fast wie ein Finger, dann wieder schirmartig breit. Ebenso wechselte die Höhe des Cylinders, die oft ganz beängstigende Dimensionen annahm, besonders wenn der Träger von kleiner Figur war. Kleine Männer tragen überhaupt mit Vorliebe den Cylinderhut, seltsamerweise besonders dann, wenn sie eine kleine Frau haben.

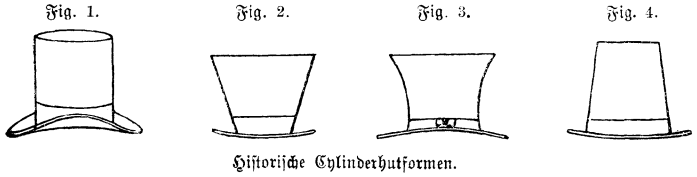


Fig. 1. Fig. 2. Fig. 3. Fig. 4.

Historische Cylinderhutformen.

Die hauptsächlichste Farbe des Cylinders ist schwarz, doch gibt es auch weiße (eigentlich hellgraue), die zwar besonders nobel sein sollen, aber von allen offiziellen Gelegenheiten irgend welcher Art verbannt sind.

Eine besondere Art ist der Klapphut (chapeau claque), der mittels eines Federmechanismus flach zusammengedrückt werden kann. Durch ein Mißverständnis ist unlängst am preußischen Hofe in Bezug auf diese Art Hut eine köstliche Geschichte passiert. Den kaiserlichen Prinzen war bei Gelegenheit der Mechanismus des Klapphutes erklärt worden. Als sie nun am Tage darauf im Vorzimmer ihres kaiserlichen Vaters einen Hut stehen sahen, glaubten sie an ihm ihre neu gewonnene Kenntnis gleich erproben zu müssen. Die beiden ältesten Prinzen bemühten sich eifrigst, den Hut, der jedoch kein Klapphut war, zusammenzudrücken, was natürlich nicht gelang. Endlich geht dem Kronprinzen die Geduld aus und er befiehlt dem jüngern Bruder Eitel-Fritz, sich drauf zu setzen. Dieser gehorchte und ein hörbarer Knacks bekundete, daß das Werk gelungen sei. Nun brachen die Prinzen in ein lautes Hurra aus, das den Kaiser veranlaßte, ins Vorzimmer zu treten, um nachzusehen, was los sei. Auf seine Frage trat der Kronprinz militärisch grüßend vor und, auf den geopferten Hut weisend, der dem gerade in Audienz befindlichen Hofprediger Frommel gehörte, brach er in die Worte aus: „Erst wollte der nicht, nun ist's aber doch gegangen." — Die nähere Aufklärung wirkte so belustigend auf den Kaiser, daß er die schon auf den Lippen schwebende Strafpredigt unterdrückte und sich beeilte, durch den Kammerdiener einen neuen Hut für den Herrn Hofprediger holen zu lassen.

Auch in der Politik, speziell in den Parlamenten, spielt der Cylinder eine Rolle. Sieht der Präsident sich genötigt, eine Sitzung wegen eines ernstlichen Zwischenfalles zu schließen, so bedeckt er sein Haupt damit. Der einzige derartige Fall, der im preußischen Abgeordnetenhause vorkam, sollte sich aber ebenfalls zu einem höchst komischen Auftritt gestalten. Es war in der stürmischen Sitzung vom 11. Mai 1863, als der Vorsitzende von Borkum-Dolffs, keine Rettung mehr sehend, zu dem Behütungsmittel griff. In der Eile aber erwischte

er den Hut eines der Schriftführer, der ihm viel zu groß war, und so ereignete es sich, daß der Kopf des würdigen Vorsitzenden darin gänzlich verschwand. Daß sich infolgedessen die zornige Erregung der Volksvertreter in stürmische Heiterkeit verwandelte, läßt sich denken.

Im englischen Unterhause behalten die Mitglieder während der Sitzungen die Cylinder auf dem Kopfe, was auf den Fremden einen ganz verwunderlichen Eindruck macht. Sie halten das Haupt aber nur bedeckt, so lange sie sitzen. Wer z. B. durch den Saal geht, muß den Hut in die Hand nehmen, ebenso, wenn er sich von seinem Platze erhebt, sei es um eine Rede zu halten, oder um mit einem Kollegen einige Worte zu wechseln. Geschieht einer von einem Mitgliede des Hauses eingebrachten Vorlage durch den Sprecher Erwähnung, so muß der Genannte den Hut lüften, ebenso wenn ein andres Mitglied seinen Namen nennt. Und wenn der so Erwähnte gerade den Cylinder abgenommen hat, so muß er ihn geschwind wieder aufsetzen, um jener Vorschrift des Hutlüftens nachkommen zu können. Echt englisch, nicht wahr?

Immer mehr ist der Cylinder zum Symbol der geselligen Sitte geworden, dessen Abnahme entweder das Zeichen eines freundlichen Grußes oder eine Bezeugung der Achtung und Ehrfurcht darstellen soll. Dieses ewige Hutabnehmen ist freilich auch ziemlich lästig und es haben sich schon wiederholt Vereine gegen die unter allen Umständen sogar gesundheitsschädliche Sitte gebildet, ohne jedoch durchzudringen und den militärischen Gruß durch Handanlegen an die Kopfbedeckung einbürgern zu können. Der Araber hat daher nicht unrecht, wenn er als stärkste Verwünschung seinem Feinde zuruft: „Möge deine Seele nicht mehr Ruhe finden, als der Hut auf dem Haupte eines Europäers!“

Eine geheimnisvolle Kunst.

Der Anatom Professor Buxthorn in Cambridge saß im Jahre 1862 eines Abends noch spät ganz allein in seiner Wohnung am Schreibtische, als plötzlich ein fremder, verkommen aussehender Mensch in das Studierzimmer trat und zu dem Gelehrten sagte: „Wir sind allein. Machen Sie keine Umstände. Geben Sie mir das Geld, welches Sie in jener Schublade haben — oder . . .“ Dabei machte der Eindringling eine sprechende Gebärde mit der Rechten, die gleichzeitig ein Messer aus der Brusttasche des Rockes zog. Der in dieser Weise überfallene Professor sah stumm den Fremden und die Klinge an; darauf beugte er sich über den Schreibtisch, als wolle er das Geld aus der Schublade nehmen, wo es sich in der That befand. Der Spitzbube trat dicht an ihn heran und zückte seine Waffe, um dem Gelehrten zuvorzukommen, falls dieser etwa eine Waffe statt des Mammons hervorlangen sollte. Plötzlich fährt der Eindringling zusammen. Aus dem Nebenzimmer, dessen Thür halb offen steht, hört er eine dumpfe Stimme: „Fürchte nichts, ich komme dir zu Hilfe!“ Der Spitzbube hatte das kaum vernommen, als er sich schleunigst aus dem Staube machte. Buxthorn versuchte nun zwar, seine Flucht zu hindern, doch gelang ihm das nicht. Nachdem er dann die Thür sorgfältig abgeschlossen hatte, um nicht etwa noch mehr ungebetene Gäste zu empfangen, setzte er sich ganz kaltblütig wieder an seinen Schreibtisch. Als der Professor am nächsten Tage diesen Vorfall einem Freunde berichtete, war natürlich dessen erste Frage, wer denn nun sein Retter im Nebenzimmer gewesen sei. „Mein verstorbener Vater,“ gab Buxthorn mit trockenem Lächeln zur Antwort. „Wie, Ihr verstorbener Vater?“ — „Nun ja, denn er hat mir immer gesagt: Junge, lerne jede Fertigkeit, die du dir nur aneignen kannst, denn du weißt nicht, wann und wie sie dir von Nutzen sein kann, und wäre es selbst das Bauchreden. Und so habe ich denn wirklich in meiner Jugend das Bauchreden gelernt, das mir diese Nacht einen so großen Dienst erwiesen hat.“

Wolnoth.

Ein Bild aus unsres Volkes Vorzeit.

Die Nacht war dunkel, Wolken zogen eilig über die Sterne hin und in den Bäumen sang der Wind sein eintönig Lied.

Da, beim nackten Hügel, der aus dem Wald hervorragte, beim schwachen Schimmer kaum erkennbar, erhebt sich eine Hütte, rauh aus Blöcken aufgeführt.

Es ist die Behausung Merwigs, des Grenzwächters am Chattenlande, denn dicht bei dem Hügel führt in der Schlucht der Pfad herauf aus der Tencterer Land, über den rauhen Wald in die Thäler der Chatten.

Unruhig war's am Rhein und Main, denn der Römer war mit Gewalt ins Land der Tencterer gefallen, hatte Männer erschlagen, Frauen hinweggeschleift, den roten Brand in manches Mannes Heim geschleudert, und da, wo der Main in den Rhein fließt, nach seines Volkes Weise einen Steinwall gezogen, hinter dem geschützt er feste Häuser baute, und ausfallend von Zeit zu Zeit das Land schädigte.

Auch chattischen Männern, die am Walde wohnten, wo sich die Länder scheiden, war Uebles geschehen, und der Chatten gewaltiger Gerting hatte Boten an Roms Legaten gesandt, Sühne zu heischen für Frevel. Kluge Männer aber vom Rheine, wohlgesinnt dem Chattenvolke, ließen in Mattium künden, der Römer sammle seine Legionen, und sinne Böses dem Chattenlande. Wachsam mußten deshalb die Wächter an der Grenze sein, da wo die Pfade ins Land führten, denn über Nacht konnte der Römer kommen.

Wachsam war auch Merwig, Rodwalts Sohn, und Tag und Nacht durchspähte er den Wald, und lugte von Baum und Fels ins Land hinunter. Auf dem Hügel, an dem seine Hütte stand, war ein leichtgefügter Holzstoß aufgerichtet und mit dürrem Reisig durchsetzt, den wenige Funken jählings emporlodern lassen konnten, so daß seine Flamme weithin auf den Bergen sichtbar war, ein Zeichen, daß der Feind nahe.

Tag und Nacht mußte auch das Herdfeuer brennen in Merwigs Hütte, denn am Tage sollte der Rauch des brennenden Holzstoßes das Zeichen sein.

Auf vielen Höhen, die Grenze entlang

und weit in das Land hinein, erhoben sich die hochaufgetürmten Holzscheite, um das Warnungszeichen weiter zu tragen, von wo es auch zuerst gegeben ward.

In der Thüre seiner Hütte erschien Merwig, der Wächter, hoch und schlank von Gestalt, kraftvoll an Gliedern. Er trug das enganliegende, landesübliche wollene Wams und Riemen umwanden dicht die untere Hälfte des Beines.

Das Herdfeuer bestrahlte das gebräunte narbige Antlitz, eingerahmt von rötlichem Bart, und den leichten Speer mit der meißelartigen Spitze, der in der nervigen Hand ruhte. Neben ihm, wie er, im Scheine des lodernden Feuers, stand sein Weib Theuda, an hohem Wuchs fast den Mann erreichend, und, wie der entblößte Arm und das sich um die Glieder schmiegende lange Gewand aus rauhem Linnen zeigten, von schönen und starken Formen. Durch die geöffnete Thür erblickte man an den Wänden Gehörne des Elenns, des Urs und des Hirsches nach Jägerart befestigt, daneben Waffen und Jagdgerät.

„Gehe nicht, Merwig," sagte die Frau.

„Es thut not," entgegnete dieser; „auch flieht mich der Schlaf, mir ist unruhig zu Sinn. Dreimal heulte der Wolf in der Nacht, und auf dem Heimweg berührte mich fast der Flügel des Nachtvogels — es ist Unheil am Wege."

„Wolken ziehen am Himmel, Merwig, du siehst die Pfade nicht."

Der Mann lachte. „Die finde ich geschlossenen Auges. Nur die Schlucht will ich durchspähen, dann kehre ich zurück. Hüte mir das Feuer, Theuda, sei wachsam und gehe von Zeit zu Zeit auf den Hügel, dich umzuschauen nach Flammenzeichen."

Er wandte sich von dannen zu gehen, als ein schlankes Knäblein, welches wohl fünfzehn Sommer schon gesehen haben mochte, aus der Hütte huschte, den langen Bogen der chattischen Jugend in der Hand, und sich an seine Seite stellte.

„Was ist's, Wolnoth?"

„Mit dir gehen will ich, Vater, und den Römer spüren."

Zärtlich ruhten die Augen der Eltern auf dem hochgewachsenen schönen Knaben, dessen langes Haar goldig um das bräunliche Antlitz fiel.

Merwig streichelte ihm die Wange: „Du bleibst bei der Mutter, Kind; soll sie allein hausen, wenn der Feind im Walde schleicht?"

Der Knabe neigte das Haupt gehorsam.

„Still! Zurück!" fuhr Merwig auf, und drängte die beiden in den Schatten, während er die Thüre schloß.

Ein Lichtschimmer dort im Walde nach dem Chattenlande hin hatte das scharfe Jägerauge berührt. Schweigend harrten die drei im Dunkeln. Der Schein kam näher, und in dem gleichmäßigen und doch fördernden Trott der Botenläufer nahte ein Jüngling, der einen langen brennenden Kienspan in der Hand trug, um durch ihn seinen Pfad zu erleuchten, während die andre den geschälten Buchenstab, das Zeichen des Boten, hielt. Merwig erkannte ihn alsbald und rief: „Mathgis, hier!" Eilig bewegte sich der Träger des Spans auf ihn zu.

„Heil dir, Wächter! dich suche ich."

„Sprich."

„Die Alten sagen dir durch mich: der Römer ist im Felde, sei wachsam."

„Ich bin's!"

„Die Jugunt*) von der Lahn zieht heran, die Chatten wollen die Schluchten halten."

„Wo liegt der Römer?"

„Nicht weiß ich's. Hüte die Flamme!"

„Mein Weib und ich."

„Bewache auch den geheimen Pfad."

„Der ist sicher in der Nacht," lachte der Wächter, „es leben wenige, die ihn bei Tage finden, und der einzige, der ihn außer mir im Dunkel zurücklegen kann, der vom Volke ausgestoßene Schurke Maldra, ist fern."

„Heil dir, Merwig, ich sagte die Botschaft." Mit diesen Worten wollte der Bote von dannen eilen, doch der Wächter hielt ihn zurück, deutete auf die Hütte und sagte: „Ruhe aus, Sohn Bonwolfs."

„Kann nicht, muß zum Wächter am Stein" — und der Bote schickte sich von neuem an zu gehen, als ein greller Ausruf Merwigs ihn stehen machte.

„Bei Gel, der Bleichen!" rief dieser und stierte die Schlucht hinab, die ins Land der Tencterer führte.

Kaum bemerkbar zeigten höhere Aeste weit unten widerstrahlend einen leichten Lichtschein, das Falkenauge des Wächters allein vermochte ihn zu erspähen. Den Kopf vorgeneigt, lauschte er, aber das Rauschen des Windes in den Blättern verschlang jeden fremden Laut. Der Bote starrte wie der Wächter die nur geübten Jägeraugen bei dem wechselnden Sternenlicht wahrnehmbare Schlucht hinab. Frau und Knabe drängten herzu — lautlos stand die Gruppe.

„Wirf den Span fort, Mathgis," flüsterte Merwig, und der Bote warf ihn fort und löschte ihn mit dem Fuße.

Gleich einer Wildkatze stand der Wächter lauschend auf dem Ansprung, und suchte mit seinen Augen die Finsternis zu durchdringen. Der Schein, der weit hinab noch die Aeste bestrahlte, wurde wahrnehmbarer, und den geübten Sinnen der Männer schien es, als mische sich dumpfes Waffenklirren in das Rauschen der Zweige.

Da fiel ein leichter Strahl auf den Fels an der Biegung des Weges, jetzt erschien ein Lichtfunke, und hinter ihm glitzerte es gleich Erz.

„Der Feind!" rief der Wächter hastig. „In den Wald, Theuda, Wolnoth!" Er stürzte in die Hütte, riß einen Brand aus der Feuersglut, und ihn ums Haupt schwingend, eilte er mit gewaltigen Sätzen den Hügel hinan, dem Holzstoß zu. Schon nahete er der Spitze des Hügels, als hinter dem getürmten Holz hervor drei bewaffnete Männer sprangen, nur schattenhaft wahrnehmbar beim Lichte des lohenden Scheites. Einen furchtbaren Schrei stieß Merwig aus, und mit Riesenkraft schleuderte er den Brand nach dem Holzstoß.

Doch einer der Männer warf gewandt den großen Schild vor, der den Brand auffing, so daß er, ohne sein Ziel zu erreichen, zu Boden fiel. Aus dem geheimen Waldpfade eilten römische Krieger, brennende Kienspäne tragend und Waffen schwingend, herzu.

Vorwärts, den Speer hebend, sprang Merwig: „Maldra! Hundesohn — du?" rief er und stürzte auf einen der Männer, die vor dem Holzstoß standen, zu. Da traf ihn die Keule, die der Angerufene warf, am Haupte und streckte ihn nieder. Ueber ihn beugte sich der Werfer. Ein langer Pfeil von Wolnoths Bogen, der an seiner Mutter Seite dem Vorgang mit Entsetzen zugesehen, zischte durch die Luft und fuhr dem sich über den Vater Neigenden, der, von Fackelglut jetzt beleuchtet, ein gutes Ziel bot, tief in den Hals, so daß er todesröchelnd niederstürzte.

„In den Wald," rief Mathgis, der Läufer, Theuda zu, „rettet euch! Ich muß weg zum Wächter am Stein, das Kriegsfeuer muß lodern" — und eilig verschwand er im Walde.

*) Junge Kriegsmannschaft.

Gesangstunde.

Theuda stand einen Augenblick wie gebannt, als so die Ereignisse sich drängten, dann stürzte sie, die Axt, welche sie in erster Ueberraschung von der Wand gerissen hatte, schwingend, den Hügel hinan, zu ihrem Manne. „Merwig! Merwig!“ tönte es verzweiflungsvoll von ihrem Munde. Fackelglut drang jetzt die Schlucht herauf, und in eiligem Laufe nahte eine aufgelöste Schar römischer Krieger, von denen ein Teil brennende Holzstücke trug.

Theuda nahte sich der Gruppe, welche um ihren dahingestreckten Mann stand, das Gewand hoch aufgeschürzt, die Axt erhoben, wild flatternden Haupthaares, stürmte sie, einer zornigen Kriegsjungfrau gleich, heran. Ein von oben geschleuderter Feuerbrand traf ihre Füße, und sie fiel nieder aufs Angesicht.

Die Männer sprangen auf sie zu, und ehe sie sich wieder erheben konnte, entriß ihr einer die Axt, während ein andrer mit dem Schwerte zum Schlage ausholte.

„Halt! Tötet sie nicht!“ tönte scharfer Befehlsruf aus der Römerschar unten, und eilig stieg ein Centurio den Hügel hinan.

„Wolnoth! Wolnoth!“ hallte Theudas Stimme. „In den Wald! In den Wald!“ Der ratlose Knabe, der schon im Begriff war, der Mutter nachzueilen, stand einen Augenblick wie unentschlossen und verschwand dann mit bangem Sprung im Dunkel. Ein Römerspeer sauste ihm nach, ohne ihn zu treffen.

„Wer entfloh?“ fragte der Centurio.

„Ein Knabe.“

„Laßt ihn, Verfolgung ist fruchtlos.“

Der Centurio stand neben Theuda, welche ihren noch immer bewußtlosen Mann umklammert hielt, um ihn versammelten sich die Träger der Brände.

„Tötet niemand! Wir brauchen das Volk als Wegweiser. Wer ist der Tote?“

„Es ist der Führer,“ antwortete einer derjenigen, welche mit dem Gefallenen vom Hügel herabgekommen waren, „der uns den geheimen Pfad wies. Ein Pfeilschuß hat ihn getötet.“

„Um so mehr müssen diese leben.“

Er betrachtete Merwig, der regungslos lag, das Haupt, von dem Blut floß, im Schoße seines Weibes. Eifrig war diese bemüht, es zu stillen. Der Centurio untersuchte die Wunde, fühlte nach dem Herzen, und sagte dann: „Der Mann lebt, er ist nur betäubt, badet ihm das Haupt mit Wasser.“

Unter einem Jubelschrei Theudas holte der Wächter tief Atem, regte sich und schlug die Augen auf. Der Centurio hatte sich der Sprache Latiums bedient, einer seiner Begleiter in Germanentracht rief seine Worte in wohlverständlicher Mundart der Tencterer Theuda zu.

Langsam richtete sich Merwig auf, und sein verstörter Blick fiel von dem Römer auf den Holzstoß und haftete dann an Theuda. Er betastete sein Haupt und sagt langsam: „Es ist nichts.“ Sorgfältig leiteten Theuda und zwei der Männer den Verwundeten und seiner Sinne noch immer nicht ganz Mächtigen zum Quell bei der Hütte. Dort badete ihm sein Weib das Haupt im hellen Wasser. Plötzlich schrie Merwig auf: „Das Feuerzeichen!“ und erhob sich mit wilder Kraft. Die beiden Krieger warfen sich bei der jähen Bewegung auf ihn, andre eilten herzu, auch der Centurio: „Bindet ihn, bindet ihn fest. Es sind Wölfe, diese Germanen.“ Und mit langen Riemen banden sie dem nach furchtbarem Ringen Ueberwältigten die Glieder.

„Bindet das Weib! Die ist gefährlich wie der Mann,“ und auch diese wurde gebunden.

„Zerstreut den Holzstoß!“ und rasch rissen die Legionäre die Scheite auseinander und warfen sie mit dem Reisig den Abhang hinunter.

Dann sammelten sich die Krieger um den Centurio. „Das wäre gelungen, Gefährten,“ sprach dieser, „hoffentlich sind die Unsern an den andern Schluchten ebenso glücklich als wir. Die Legionen sollen ins Chattenland fallen, wie Wölfe in eine Schafherde.“

„Befiehlst du, daß wir weiter ziehen, o Centurio?“ wandte sich ein alter, narbiger Krieger an diesen.

„Wir müssen den Principilar erwarten, Sejus, er kommt selbst mit der ersten Kohorte. Nimm deine Dekurie, stelle einen Mann auf den Hügel, sich nach Feuerzeichen umzuschauen, die übrigen verteile die Schlucht entlang, wir müssen auf Ueberfall Bedacht nehmen; dem Principilar sende einen der germanischen Hunde entgegen, damit er erfahre, daß sein Befehl ausgeführt ist.“

„Wie du befiehlst.“ Und der Dekurio verschwand mit seinen Kriegern.

„Zündet Feuer an, es ist kalt.“ Der Befehl war bald ausgeführt, und die Legionäre lagerten sich, während ihr Befehlshaber die Hütte des Wächters aufsuchte. Stieren Blicks lag der gefesselte Merwig an einem Baum, an seiner Seite sein Weib, die gramvoll in des Gatten finsteres Antlitz schaute. „Wo ist Wolnoth?“ entrang es sich dem Munde Merwigs.

„Im Walde.“

„Dank, Heervater!“ Er starrte wieder vor sich hin, stumm und finster. So eng umschnürten ihn die Riemen, daß er kaum ein Glied zu rühren vermochte.

Die Zeit verrann, Mitternacht mochte es den Sternen nach sein, und die Römerkrieger hatten in ihrer Wachsamkeit nachgelassen, viele schliefen, selbst den Wachen sank das Haupt auf die Brust. Die Feuer waren fast niedergebrannt.

Leise zischte es jetzt hinter dem Baume, an welchem Merwig und sein Weib lagen. Funkelnden Blickes hob der Wächter das Haupt bei dem Laute, und ein nur in nächster Nähe vernehmbarer Ton fuhr auch ihm über die Lippe.

„Atta,“ flüsterte es aus dem Dunkel hinter ihm, „hörst du?“

„Ich höre, sprich!“ klang es ebenso leise zurück, während Merwigs Auge spähend über die lagernden Römer hinfuhr.

Theuda lauschte, wie er, erregt den Lauten. „Es ist der Knabe,“ sprach sie, und Mutterglück strahlte aus dem Angesicht.

Hinter dem Baume lag im tiefen Schatten, gleich einer Schlange lautlos herangekrochen, Wolnoth.

„Ich will dich frei machen, Atta, dich und die Mutter.“

„Vergeblich ist's, Kind. Wir liegen in Banden unzerreißbar, und dort stehen die Wächter.“

„Was soll ich thun?“

Eine kurze Weile sah Merwig vor sich hin, und in seinen rauhen Zügen zuckte es.

Dann neigte er sich zu seines Weibes Ohr und flüsterte: „Er muß es thun, Theuda!“

Diese fuhr zusammen und stammelte: „Es ist sein Tod, Merwig.“

Der Mann neigte das Haupt und atmete schwer. Nach einer Weile fuhr er fort: „Soll das Chattenvolk sagen, der Wächter am kahlen Hügel schlief, als der Feind kam? Soll Merwigs Name entehrt sein für alle Zeit? Schmach auf seinem Sohne lasten? Soll ich zu Gel ins Nebelreich hinab, befleckt mit dem Blute derer, welche durch meine Schuld

dem Römerschwerte fallen? Willst du das, Weib? Sprich!"

Die Frau zitterte, wollte sprechen und vermochte es nicht, endlich flüsterte sie tonlos noch einmal: „Es ist der Tod, Merwig."

„Und ist's der Tod, so geht er zu Walhall und erwartet seinen Vater dort. Er soll nicht lange auf ihn harren."

Stumm blieb Theuda, ihre Seele rang in einem gewaltigen Schmerz. Da sprach Merwig: „Es muß sein, Theuda, es ist fürs Chattenland." Da nickte die Frau und hob dann die gefesselten Hände vor das Antlitz. „Wolnoth", flüsterte Merwig, sich langsam nach der Seite des Baumes neigend, wo der Knabe lag, „höre!"

„Wolnoth hört," flüsterte dieser.

„Dort an der Hütte der Wächter, der beim Feuer schläft, leise schleiche zu ihm."

„Ja, Atta."

„Du kennst die Fichte neben dem großen Stein, ihre Aeste reichen bis zur Erde. Hörst du?"

„Ich höre."

„Oben im Wipfel liegen Reisig und Kienspan, ich und deine Mutter wissen es allein. Hörst du?"

„Ich höre."

„Nimm aus dem Feuer dort Glut, verbirg sie unter deinem Gewand, doch so, daß sie nicht erlischt, schleiche zur Fichte wie der Fuchs, entdeckt man dich, springe wie der Hirsch, klettere empor und fache die Flamme an."

Es verging Zeit, ehe der Knabe antwortete.

„Nun, Wolnoth?"

„Sie werden mich töten, Vater."

Theuda stöhnte.

„Der Feind ist da. Soll das Chattenvolk zu Grunde gehen, dein Vater in Schmach sterben, Sohn Merwigs?"

Ein Windstoß fuhr durch die Bäume; zwischen den zerrissenen Wolken leuchtete ein glänzender Stern hernieder.

Leise klang des Knaben Stimme:

„Ich will es thun, Vater."

„Es halte Heervater seinen Speer vor dir."

„Süßer Wolnoth, Herzensliebling," flüsterte zitternden Lautes die Mutter.

„Mutter, traute Mutter," und Wolnoth bewegte sich nach der Seite des Baumes, wo sie lag.

„Süßer Liebling — vorsichtig sei — es geht ums Leben." Es lief ihr ein Schauer über den Leib — dann fuhr sie fort:

„Zur Allmutter will ich rufen, Wolnoth — sie wird mich hören."

„Sie und Heervater werden Wolnoth schützen."

„Ich gehe, Atta!"

„Mit dir die Götter, Sohn Merwigs."

Ein kaum den Ohren der Eltern wahrnehmbares Rascheln verkündete, daß sich der Knabe entferne. Die Augen Merwigs und Theudas richteten sich auf das Feuer, in dessen Nähe die Wache, halb schlafend, an der Wand der Hütte lehnte, während einige Legionäre in tiefem Schlummer daneben lagen. Wie eine Schlange kriechend, oft einhaltend auf seinem Wege und lauschend, nahte der Knabe dem Feuer. Vorsichtig streckte sich die Hand aus, langsam der Glut einen Span entziehend, und vorsichtig, wie er gekommen, trat er dann den Rückweg an — unbemerkt von der Wache.

Soweit die Banden es erlaubten, hatte sich Theuda und Merwig vorgelehnt, atemlos, ungestüm pochenden Herzens, weit aufgerissenen Auges, das Thun des Knaben verfolgend.

Als Wolnoth mit dem Span verschwand, steigerte sich die wilde Aufregung des Elternpaars.

In abgerissenen Lauten rief Theuda ununterbrochen zur hohen Göttin, den Liebling zu schützen vor Gefahr.

Das Falkenauge des Vaters suchte, nach der Fichte gerichtet, das Dunkel zu durchdringen, während sein Ohr jedem verdächtigen Geräusche lauschte.

Jetzt! Sein Blick erhascht das Leuchten eines Funkens zwischen dem dichten Gezweig des hohen Baumes. Wolnoth klettert empor, den Span in der Hand. Langsam steigt er höher — hie und da blitzt der Funken — höher — höher — er naht dem Gipfel.

Der Centurio tritt aus der Hütte: „Schläfst du, o Mann?" herrscht er rauh den an dem niedergebrannten Feuer Wache haltenden Krieger an. Dieser fuhr empor, und mehrere der nahe gelagerten Legionäre erhoben sich.

„Feuer!" schrie vom Hügel die Wache.

„Beim Hades, was ist das?"

Aus dem Wipfel der Fichte erhob sich eine Flamme. Der Centurio riß das Horn von der Hüfte: ein kurzer scharfer Ton, und alles erhob sich, die Waffen in den Händen.

„Fort! Das Feuer dort gelöscht!"

Alles stürzte, der Centurio voran, nach der Fichte, einige hatten Brände aus dem Feuer gerissen, um Licht zu haben auf dem Wege.

Unnötig, denn aus dem Baum stieg eine riesenhohe Feuersäule empor, weit umher den Wald erhellend.

Die Römer waren am Fuße des Baumes. Zwischen den von oben hell erleuchteten Aesten zeigt sich Wolnoths schlanke Gestalt, der eilig und sich zwischen dem verworrenen Geäst gleich einer Schlange windend, den Boden zu finden sucht. Gleich einem gefesselten Wolfspaar starrten Merwig und Theuda nach dem Baume — auch sie sehen den Knaben.

„Hinauf!" schrie der Centurio außer sich. „Reißt das Feuer auseinander! Holt den Burschen mit euren Speeren herunter."

Ein Dutzend der leichten Wurfwaffen der Hastati flog empor nach Wolnoth, aber das Gezweige lenkte sie ab — keiner traf.

Mit einer Stimme gleich der des rasenden Urs schrie Merwig: „Zur Eiche hinüber, Wolnoth!"

Ein heller Ruf des Knaben antwortete.

Einige der Leichtfüßigsten der Hastati begannen rasch die Fichte zu erklimmen. Wolnoth suchte, immer gewandt sich zwischen den Zweigen hin und her biegend, den Ast der alten Eiche zu erreichen, der bis zur Fichte hinüberreichte. Schon streckte er die Hand aus, ihn zu fassen, als der schwankende Fichtenast unter ihm wich, und er herabstürzte, zu den Füßen des wütenden Centurio, der durch das Flammenzeichen die Früchte seines wohlgelungenen Ueberfalls der Grenzwache sich entrissen sah. Das Chattenland war gewarnt. Kaum berührte Wolnoth in schwerem Falle den Boden, als sich das Schwert des Römers tief in seine junge Brust bohrte.

Mit dem Todesschrei des Knaben einte sich der Entsetzensruf des Elternpaares. Merwig raste in seinen Banden, während Theuda starren Antlitzes zurücksank.

Die Flamme der Fichte erlosch ebenso rasch, als sie jäh und hoch aufgelodert war, nur die oberen Aeste des Baumes glimmten noch. Die Römer kamen zurück, die Leiche des Knaben mit sich führend und am Feuer niederlegend.

„Wenn sie alle hier sind wie diese," sagte der Centurio, „werden wir einen harten Stand im Chattenland haben," und betrachtete nicht ohne Bewegung die Leiche des schönen schlanken Knaben.

und mit Ohdekarnallje einspritzen, um Ihnen zur frühern Sauberkeit und zum alten, menschenwürdigen Odör zu verhelfen! Wissen Sie, wat ik Ihnen vorschlagen werde?"

„Was denn, mein lieber Fritze?" fragte der Doktor kleinlaut.

„Wir haben gleiche Anzüge und sind auch von derselbigen Jestalt. Sie werden mir Ihr Habit verehren, wofür ik Ihnen dat meinige offeriere."

„Das geht nicht, Fritze. Das meinige ist ja naß und schmutzig, lateinisch mit udus und limosus ausgedrückt."

„So! Und wenn der Herr naß ist, so soll der Diener trocken sind? Dat wäre mich eine schöne Dienstboten- und Jesindewirtschaft! Wat dem Herrn recht ist, dat muß dem Diener billig sein. Ik dulde da keinen Widerspruch ins akustische Kabinet. Da hinten, wo wir vorhin waren, jibt's helles, reines Wasser. Da will ik den Schlamm schon herunterbekommen. Ik habe Ihnen bisher jehorcht; nun können Sie auch mich einmal parieren."

Er zog ihn mit sich nach der Landzunge, wo der Umtausch der Anzüge vor sich gehen sollte. Der Indianer blieb zurück und untersuchte das Krokodil. Es war tot. Fritze hätte keinen Augenblick später erscheinen dürfen, um der Retter seines Herrn zu sein.

Als er nach einiger Zeit mit ihm wiederkam, hatte er den zwar gereinigten, aber noch nassen Anzug an, während Morgenstern den trockenen trug. Dieser letztere hatte erst jetzt Zeit und Ruhe, das Krokodil genau zu betrachten; er schüttelte dem Stralauer die Hand und sagte:

„Ich verdanke dir mein Leben, Fritze; das werde ich dir nicht vergessen. Hoffentlich kann ich es dir vergelten!"

„Darauf war's nicht anjefangen. Wenn ik auch mal in den Schlamm jerate, angeln Sie mir wieder heraus; dann sind wir quitt. Wat aber wird nun mit die großen Knochens, wegen denen Sie in die Versenkung jingen?"

„Die — die — werde ich mir natürlich ansehen müssen, selbst wenn ich sie dann für einstweilen liegen lasse."

Dieser Zusatz und der Ton, in welchem er diese Worte sprach, ließen vermuten, daß seine Begeisterung um viele Grade gesunken sei. Die Nähe des Krokodilrachens war nicht ohne Einfluß geblieben. Fritze führte ihn nach dem betreffenden Orte, wo sich ihm allerdings ein Anblick bot, welchem seine augenblickliche Niedergeschlagenheit nicht zu widerstehen vermochte. Dennoch fragte er in ungewöhnlich ruhigem Tone:

„Meinst du, daß es jetzt hier Leute gibt, welche sich heute oder morgen dieser Knochen bemächtigen könnten?"

„Nein. Hier jibt's nur Indianer, und wat wollten die mit die Knochens machen? Auch weiß der Häuptling, daß Sie solche Jerippe suchen, und wird jewiß nicht dulden, daß sich seine Leute an sie verjreifen."

„So werde ich darauf verzichten, sie heute mitzunehmen. Auf alle Fälle aber kehre ich zurück, doch nicht allein, sondern in Begleitung mehrerer Leute, welche graben müssen und zugleich dafür sorgen können, daß ich nicht wieder von einer solchen Gefahr überrascht werde. Die halbe Stunde, welche uns erlaubt wurde, ist längst vorüber. Wir wollen weiterreiten."

Sie kehrten mit dem Indianer zu den Pferden zurück und trieben dieselben sodann zu solcher Eile an, daß sie die Vorangerittenen nach zwei Stunden einholten. Morgenstern sprach nicht von seinem Unfalle, und dem treuen Diener fiel es auch nicht ein, seinen Herrn durch die Erzählung desselben zu kränken.

Es war um die Mittagszeit, als die Bodenformation eine andre wurde. Es gab niedrige, aber lange, wellenförmige Erhebungen, welche die Ebene nach verschiedenen Richtungen durchschnitten und derselben das Ansehen gaben, als ob hier eine Unzahl kleiner Seen oder Teiche gelegen hätten, nach deren Austrocknung nun die frühern Dämme als Erhöhungen zu sehen seien. Diese Dämme waren meist mit Büschen bestanden, während in den tiefer liegenden einstigen Wasserbetten Gras wuchs. Hinter dieser eigenartigen Szenerie breitete sich ein endlos scheinender Streifen Waldes aus, welcher gerade an dem Punkte, auf welchen der Führer zuritt, eine Oeffnung hatte. Rechts und links, so weit man zu sehen vermochte, lief dieser Wald in ebenes Land hinaus; gerade vorn aber stieg er hoch empor; er schien da einen Berg zu bedecken, in dessen Inneres die erwähnte Oeffnung führte. Als der Vater Jaguar dies sah, fragte er den Häuptling:

„Warum bleiben wir nicht im ebenen Lande? Können wir durch den Berg kommen?"

„Ja," antwortete der Gefragte. „Der Berg ist rund und hohl. Er birgt in seinem Innern ein Thal, welches Valle del Lago desecado*) genannt wird. Da können wir hindurch, während der Wald aber so dicht ist und die Bäume desselben so durch Schlingpflanzen verbunden sind, daß kein Reiter, geschweige denn eine ganze Schar, hindurch kann. Selbst ein Fußgänger müßte sich den Weg mit dem Beile oder dem Messer bahnen und würde in einem Tage höchstens so weit kommen, daß er diesen Weg in einer Viertelstunde zurücklegen könnte."

„Kann man den Wald nicht umreiten?"

„Ja; aber er ist nach beiden Seiten so lang, daß wir einen Umweg machen müßten, welcher gewiß einen ganzen Tagesritt beträgt. Durch das Thal aber reiten wir nicht eine halbe Stunde lang, und dann kommen wir noch einmal so lang durch die Breite des Waldes, hinter welchem wieder der Campo beginnt."

„Und wie weit ist's nachher bis zu deinem Dorfe?"

„Wir werden dort sein, noch ehe es dunkel geworden ist."

„Wer von hier aus nach dem Dorfe will, muß also, um keinen Umweg zu machen, durch dieses Thal des ausgetrockneten Sees gehen?"

„Ja."

„Das ist gut, sehr gut!"

„Warum?"

„Davon nachher, wenn ich das Thal gesehen habe. Ich vermute, daß wir die Lage und Beschaffenheit desselben ganz vortrefflich gegen unsre Feinde ausnutzen können."

Von weitem hatte es geschienen, als ob diese Oeffnung eine Art Tunnel sei, denn die zu beiden Seiten derselben stehenden Bäume schickten sich ihre Aeste zu und bildeten mit ihren Wipfeln ein geschlossenes Dach über diesem Eingange zum Thale. Aber als man näher kam, war zu sehen, daß man es mit einer Lücke zu thun hatte, welche in einen länglichen Kessel führte, den das Innere des Berges bildete.

Als die Reiter in demselben anlangten, hielt der Vater Jaguar sein Pferd an und schaute sich um. Es war allerdings sehr wahrscheinlich, daß sich hier einst ein See befunden hatte. Es gab noch heute einen kleinen Bach, welcher durch das einstige hintere Ufer kam und

*) Thal des ausgetrockneten Sees.

einen Weiher speiste, dessen helle Fläche in der Mitte des Thales lag. Die Wasser des Sees hatten das Ufer da, wo die Reiter jetzt hereingekommen waren, durchfressen und sich hinaus in die Ebene ergossen; dann war der Wald, welcher ihn umsäumt hatte, von der Höhe herabgestiegen und bedeckte nun die Seiten des Thales vollständig und so dicht, daß man nur mit Mühe zwischen den Bäumen einzudringen vermochte.

Der Vater Jaguar gebot den andern, zu warten, und umritt das ganze Thal, um den Rand desselben genau in Augenschein zu nehmen. Als er zurückkam, sagte er im Tone der Befriedigung: „Für uns kann nichts vortrefflicher liegen als dieser Ort. Wir werden hier zu einem leichten Siege kommen."

„Wieso, Señor?" fragte Lieutenant Verano. „Meinen Sie etwa, daß wir die Feinde hier erwarten sollen?"

„Ja."

„Das würde die größte Dumm — — wollte sagen, der größte Fehler sein, den wir begehen könnten."

Der Lieutenant mußte zwar anerkennen, daß der Vater Jaguar ein seltener Mensch und Charakter sei, aber es widerstrebte ihm, sich demselben unterzuordnen. Er hielt sich als Offizier als viel höher stehend als diesen Mann; er sagte sich im stillen, daß eigentlich ihm das Kommando gehöre. Er hatte zwar versprochen, sich zu fügen, allein seine gewaltthätige, eigenmächtige Natur kam bei vielen Gelegenheiten, so auch wieder hier, zum Vorscheine.

„Freut mich, daß Sie das Wort nicht ausgesprochen haben, Señor," sagte Vater Jaguar in ernstem Tone. „Ich bin nicht gewöhnt, mich in dieser Weise kritisieren zu lassen. Ich habe meine Meinung geäußert und bin nicht dagegen, daß Sie uns die Ihrige auch kundgeben. Warum halten Sie das, was ich meine, für einen Fehler?"

„Weil wir hier aufgerieben würden."

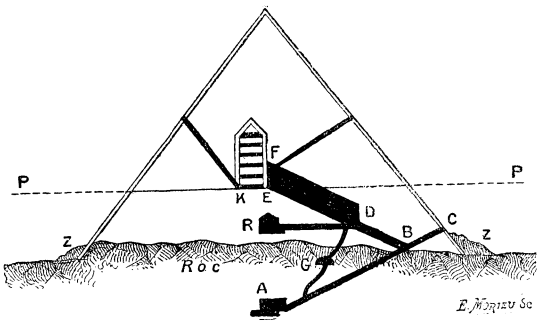
„Wieso?"

„Das fragen Sie? Señor, ich bin allerdings Offizier, was Sie freilich nicht sind. Man kann bei einem Laien nicht militärische Kenntnisse voraussetzen; aber das, wonach Sie fragen, ist eine so einfache und selbstverständliche Sache, daß ich sehr verwundert bin, Sie noch fragen zu hören."

Vielleicht hatte er die Absicht, mit diesen Worten den Vater Jaguar in der Achtung der andern herabzusetzen; dieser aber antwortete ihm, indem er ein kleines, ironisches Lächeln sehen ließ:

„Ich gestehe Ihnen aufrichtig, daß ich allerdings nicht begreife, wie wir hier aufgerieben werden könnten. Gehören wirklich so bedeutende militärische Kenntnisse dazu, dies zu wissen?"

„Eben ganz und gar nicht. Der gewöhnlichste Mensch muß es einsehen."



Senkrechter Durchschnitt der Pyramide des Cheops.

„So habe ich vielleicht den großen Fehler, kein gewöhnlicher Mensch zu sein. Haben Sie also die Güte, meinem mangelhaften Begriffsvermögen zu Hilfe zu kommen!"

Der Lieutenant, welcher die Ironie nicht übersah, meinte in halb zorniger und halb überlegener Weise:

„Wenn wir uns hier im Thale aufstellen, sind wir von den ringsum liegenden Höhen eingeengt und werden, wenn der Feind hereindringt, erliegen müssen."

„So! Das begreife ich noch immer nicht. Wir müssen erliegen, wenn der Feind hereindringt. Wenn! Merken Sie wohl: Wenn! Kann er denn herein? Der Zugang zum Thale ist, wie Sie sehen, nur so breit, daß ihn höchstens sechs oder sieben Menschen nebeneinander passieren können. Außerdem stehen da Bäume, hinter welche wir uns stecken können, um nicht von den feindlichen Kugeln oder Pfeilen getroffen zu werden. Wenn wir nur fünfzig wackere Kerls da stehen haben, so kann kein Feind herein, und wenn er tausend Mann stark sein sollte. Sehen Sie das nicht ein?"

Der Offizier antwortete nicht. Darum fuhr der Vater Jaguar fort:

„Sie sagen, wir seien von den Höhen eingeengt. Diese Höhen treten wohl auseinander, wenn der Feind hereinkommt? Oder ist es nicht so, daß er ebenso eingeengt sein würde wie wir? Dazu käme, daß stets derjenige im Vorteile ist, welcher den Posten zuerst besetzt hat. Sind Sie noch immer der Meinung, daß man Taktik und Strategie studiert haben muß?"

Verano zuckte nur die Achsel, da er doch nicht zugeben wollte, daß er unrecht gehabt hatte.

„Uebrigens," fügte der Vater Jaguar hinzu, „ist es gar nicht meine Absicht, dem Feinde den Eintritt in dieses Thal streitig zu machen. Ich will es vielmehr haben, daß er hereinkommt."

„Aber warum denn nur!" fuhr der Offizier ungeduldig auf. „Das würde doch heißen, uns ihm in die Hände zu liefern."

„Nein, sondern ihn in die unsrigen. Jetzt scheinen Sie es zu sein, welcher der Laie ist. Haben Sie wohl eine Ahnung, wann die Abipones ungefähr in dieser Gegend eintreffen werden?"

„Das kann niemand wissen."

„Warum nicht? Es ist leicht zu erraten. Die Weißen, mit denen wir schon zusammengetroffen sind, haben Soldaten nach dem Palmensee bestellt. Sie werden nicht viel früher und nicht viel später dort eintreffen als diese. Das liegt in der Natur der Sache. Sie sind, um ihre Spur für uns unsichtbar zu machen, über den Rio Salado zurückgegangen. Diese Absicht zu erreichen, brauchen sie zwei Tage. Wenn sie dann ebenso rasch reiten, wie wir geritten sind, haben wir zwei Tage Vorsprung. Nehmen wir an, daß sie einen Tag brauchen, um sich auszuruhen, die mobilen Indianer zu sammeln und Beratung zu halten, so ergibt sich noch ein dritter Tag. Wir haben drei Tage bis hierher gebraucht, weil wir gut beritten sind und Pferde im Ueberflusse haben. Den Abipones aber fehlen die Pferde. Ihre Mannschaften werden aus Kavallerie und Fußtruppen bestehen; darum brauchen sie wenigstens vier Tage bis hierher. Wir haben also den Feind frühestens in vier Tagen, von heute an gerechnet, zu erwarten. Das ist Zeit genug, um unsre Vorbereitungen in einer Weise zu treffen, welche uns den Kampf erleichtert und den Sieg sichert."

„Aber es ist keine Erleichterung des Kampfes und keine Sicherung des Sieges, sondern das gerade Gegenteil, wenn wir den Feind hier zu uns hereinlassen!"

„Aber, Señor, sehen Sie denn nicht ein, daß dies eine Falle sein soll?"

„Eine Falle?“ fragte Verano erstaunt. „Dann wird es eine, in welcher wir uns selbst fangen.“

Der Vater Jaguar wollte antworten, da aber fiel ihm der Doktor Morgenstern in die Rede:

„Nehmen Sie es mir nicht übel, Señor Verano! Sie sind Offizier und begreifen dennoch nicht, was der Vater Jaguar meint? Das könnte scheinen, als ob Sie im Begriffe ständen, sich der Absicht zuzuneigen, diejenige Thätigkeit Ihres Geistes, welche man berechtigt ist, das Denken zu nennen, etwas weniger anzustrengen, als es nach den gegenwärtigen Verhältnissen als geboten erscheint. Die Falle oder der Fallstrick, um den es sich handelt, lateinisch Lagneus genannt, ist sehr leicht zu begreifen.“

„So! Begreifen Sie ihn etwa?“ fragte der Offizier zornig.

„Allerdings.“

„So haben Sie doch die Güte, ihn mir zu erklären.“

„Sehr gern, Señor. Ich setze den Fall, wir verstecken uns da rundum im Walde, hinter den Bäumen, lassen den Feind herein und besetzen dann den Ein- und Ausgang des Thales, so befindet er sich in unsrer Mitte und ist verloren, da er uns, die wir geschützt stehen, nicht anzugreifen vermag, während er, der keine Deckung hat, allen unsern Kugeln ausgesetzt ist. Ich hoffe, das ist Ihnen nun deutlich, lateinisch perspicuus, geworden.“

Der Lieutenant war wütend. Daß der kleine, deutsche, lächerliche Kerl es wagte, ihn zu belehren, das war viel schlimmer als alles Vorhergehende. Er rief entrüstet aus:

„Was reden Sie zu mir? Habe ich Sie um Rat gefragt?“

„Allerdings. Sie haben mich aufgefordert, es Ihnen zu erklären.“

„Das habe ich ganz anders gemeint. Bleiben Sie mir in Zukunft mit Ihren Erklärungen vom Leibe. Ich weiß genau, was ich zu thun habe!“

„Nein, das scheinen Sie nicht zu wissen,“ nahm der Vater Jaguar jetzt wieder das Wort. „Ich habe keine Lust, mich mit jemand zu streiten, und da es nicht notwendig ist, uns über den Gegenstand unsres Gespräches gleich jetzt weiter und erschöpfend zu äußern, so schlage ich vor, weiterzureiten. Wir haben vor allen Dingen danach zu trachten, noch vor Einbruch der Nacht unser Ziel, den ‚klaren Bach‘, zu erreichen.“

Diesen Worten zufolge wurde aufgebrochen. Der Lieutenant hielt sich schmollend hinterher. Es ärgerte ihn gewaltig, daß er, der Beauftragte des Generals Mitre, eine solche Schlappe erlitten hatte.

Der Berg, welcher, von vorn gesehen, die Gestalt eines Kegels zu haben geschienen hatte, besaß nach rückwärts eine längere Ausdehnung. Er hatte die Form eines Komma, dessen in einen langen Schwanz auslaufender Teil von dem schon erwähnten Bache durchflossen wurde. Dieser Bach entsprang auf der höchsten Stelle. Dann senkte sich das Terrain wieder abwärts und ging endlich in die Ebene über.

Altegyptische Priester beobachten in der Halle der großen Pyramide die Sterne.

Man hatte bisher zu beiden Seiten immer Wald gehabt, welcher auch jetzt noch nicht aufhörte, sondern sich weit in die Ebene hinein erstreckte. Er stand aber nicht mehr so dicht wie vorher, so daß man zwischen den Bäumen hindurchreiten konnte, während vorher die Ufer des Baches den Weg gebildet hatten. Das dann folgende Feld war grasig. Hier konnten die Pferde mehr ausgreifen als bisher, und so flogen sie jetzt im Galopp über den Campo hin.

War dem kleinen Gelehrten früher das Reiten schwer geworden, so hatte er sich jetzt ganz hübsch eingerichtet und saß sehr fest im Sattel. Er ritt neben Fritze Kiesewetter, seinem treuen Diener, welcher sich wo möglich stets an seiner Seite hielt.

„Wie steht es mit dem Anzuge?“ fragte er ihn. „Er ist jedenfalls noch naß, und du kannst dir leicht eine Erkältung zuziehen.“

„Dat ist nicht!“ antwortete Fritze. „Es ist allens schon vollständig trocken, und von eine Verkältung kann keine Rede sind. Als Sie den Lieutenant so schön trocken stellten, ist das Habit vor Freude auch gleich mit trocken jeworden.“

„Aber ich hatte doch recht!“

„Natürlich! Der Mensch scheint von seinem Fache oft und manchmal nichts zu verstehen!“

„Aber er wird nun zornig auf mich sein!“

„Dat ist er allerdings; ik habe es jesehen, aber wir machen uns nichts draus. Jroße Jeister, die sich nur mit Riesentieren abjeben, bekümmern sich nicht um so kleine Menschen.“

Der Doktor blickte nachdenklich vor sich nieder und sagte dann:

„Fritze, ich werde doch wohl einen Fehler gemacht haben!“

„Mit dem Lieutenant?“

„Nein, sondern mit dem Riesentiere, mit den Knochen, welche wir da hinten an dem Sumpfe gefunden haben.“

„Wieso?“

„Ich hätte sie nicht liegen lassen, sondern mitnehmen sollen.“

„Warum?“

„Weil sie mir in Verlust geraten werden. Du hast gehört, daß die Abipones hinter uns herkommen. Sie halten jedenfalls auch an dem Sumpfe an, und dann ist's jedenfalls um die schönen Knochen geschehen.“

„Dat ist mich unwahrscheinlich. Wat wollen die Abipones mit die Knochen machen?“

„Diese nicht, aber die Weißen, welche bei ihnen sind.“

„Hm! Meinen Sie?“

„Ja. Die Soldaten wissen, daß

solche Knochen für die Wissenschaft einen großen Wert besitzen, und werden sie mitnehmen."

„Nein, dat werden sie nicht; da kann ik Ihnen trösten. Selbst wenn sie die Absicht hätten, sie mitzunehmen, würden sie sie doch einstweilen liejen lassen, um sie dann erst auf dem Rückwege aufzuklauben."

„Das ist ganz dasselbe."

„Nein, denn wir besiegen ihnen ja!"

„Ob sie als Sieger oder als Besiegte zurückkehren, das ist gleich; sie werden sie mitnehmen. Ich bin überzeugt davon."

„Wenn Sie so sagen, dann muß ik Ihnen allerdings recht jeben. Aber es ist nicht zu ändern."

„O doch."

„Wie?"

„Wenn wir beide zurückritten, um die Knochen zu holen."

„Dat jeht nicht."

„Warum?"

„Weil wir den Feinden in die Hände fallen würden."

„Gewiß nicht! Der Vater Jaguar sagte ja, daß sie nicht eher als in vier Tagen hier sein würden. So lange hätten wir also Zeit."

„Jut; aber es jeht doch nicht, denn der Vater Jaguar würde es nicht erlauben."

„Das ist gar nicht nötig. Ich werde mich hüten, ihn um die Erlaubnis zu fragen."

„Also nicht? Ja, dat wäre eine andre Sache."

„Fritze, würdest du mitreiten?"

„Hm! Es kommt mich doch ein wenig unheimlich vor."

„Ich denke, du bist mir treu!"

„Herr, treu bin ik; darauf können Sie Ihnen verlassen!"

„Aber keinen Mut hast du?"

„Keinen Mut? Wat? Ik als Stralauer Kind am Rummelsburger See soll keinen Mut haben? Dat hat noch kein Mensch mich zu sagen jewagt!"

„Warum ist es dir da mit einemmal so unheimlich geworden?"

„Nicht aus Furcht, sondern von wejen des bösen Jewissens. Es kommt mich wie ein Unrecht vor, so etwas zu unternehmen, ohne vorher den Vater Jaguar zu fragen."

„Sind wir an ihn gebunden? Ist er unser Vorgesetzter?"

„Nein. Aber unter die jejenwärtige Verhältnisse halte ik es für sehr richtig, nichts ohne sein Vorwissen zu unternehmen."

„Auch wenn ich darum bitte?"

„Bitte? Herr Doktor, wenn Sie mich befehlen, so jehorche ich; wenn Sie mir aber bitten, so muß ik Ihnen erst recht den Willen thun. Es würde mich jeradezu unmöglich sein, Ihnen eine Bitte abzuschlagen."

„So ist's recht! Das nenne ich Treue, lateinisch Fidelitas geheißen! Also ich kann mich auf dich verlassen?"

„Ja. Ik jehöre zu Sie und weiche nicht von Ihre Seite. Aber ist's denn wirklich jewiß, daß Sie zurück wollen?"

„Noch nicht ganz. Ich muß erst abwarten, ob die Verhältnisse meinem Vorhaben günstig sind."

„So sagen Sie mich wenigstens, wie wir die Knochens fortbringen wollen?"

„Wie soll ich das wissen? Ich möchte mich da auf deinen Scharfsinn verlassen."

„Ja, wenn mein Scharfsinn ein Roll- oder Frachtwagen wäre, so könnten wir sie darauf verladen. Hier jibt's überhaupt keine Wagens. Man kann sich höchstens der Lastpferde bedienen."

„Und da haben wir leider keine!"

„Nicht? Wat, wir hätten keine? Haben wir nicht über achtzig Pferde erbeutet?"

„Aber die gehören uns doch nicht!"

„Nicht? Wer hat dat behauptet? Wir waren dabei, als sie erbeutet worden sind. Sie sind eijentlich Jemeingut und müssen verteilt werden. Da kämen wenigstens vier Stück auf uns beide. Ik mache mich jar kein Jewissen, einige Pferde wegzunehmen. Dat ist kein Diebstahl, denn wir bringen sie doch wieder. Und Packsattels sind auch vorhanden. Wir haben also allens, wat wir brauchen."

„Und würdest du den richtigen Weg finden, damit wir uns nicht etwa verirren?"

„Glauben Sie nicht, daß ich mir verirren würde! Wo ik einmal jewesen bin, da bin ik zu Hause wie in meine Tasche. Dat ist der jeringste Kummer, den Sie Ihnen zu machen brauchen. Wenn ik ein Bedenken habe, so ist's ein janz andres."

„Welches?"

„Von wejen die Krokodilers. Wenn es sich um Knochen handelt, so jehen Sie zu forsch ins Zeug, und da können Sie leicht wieder an sonne Bestie jeraten, ohne daß ik Ihnen dann so schnell helfen kann."

„Ich nehme mich in acht. Ich verspreche es dir."

„Jut! Dann ist die Sache abjemacht. Sagen Sie es mir nur, wenn es losjehen soll! Ik bin dabei."

(Fortsetzung folgt.)

Die Pyramide des Cheops.

Zu den sieben Wundern der Welt rechneten die Alten in erster Linie die ägyptischen Pyramiden, und in der That läßt sich trotz dem Eiffelturm nichts Großartigeres denken als die riesigen, spitz zulaufenden, vierseitigen Bauwerke, deren 67 allein in Unterägypten an der Westseite des Nils (von Kairo bis Medinet el Fayum) sich erheben. Die größte ist die des Cheops bei Gizeh, einem Dorfe nördlich von den Ruinen des alten Memphis. Sie ist 151 m hoch, und ihre Grundfläche ist ein Quadrat, dessen Seite eine Länge von 240 m hat. Unsre Mathematiker werden daraus berechnen, daß der (aus vier Dreiecken bestehende) Mantel dieser Pyramide eine Gesamtfläche von etwa 9 ha darstellt, d. h. eine Fläche so groß wie ein Quadrat, das 300 m lang und breit ist. Und für den Kenner stereometrischer Formeln ergibt sich, daß ihr Rauminhalt gegen 3 000 000 cbm beträgt. Nun ist sie zwar nicht vollkommen massiv, aber trotzdem wird man der Behauptung Glauben schenken müssen, „daß die Steine der Cheopspyramide für 60 Kölner Dome langen".

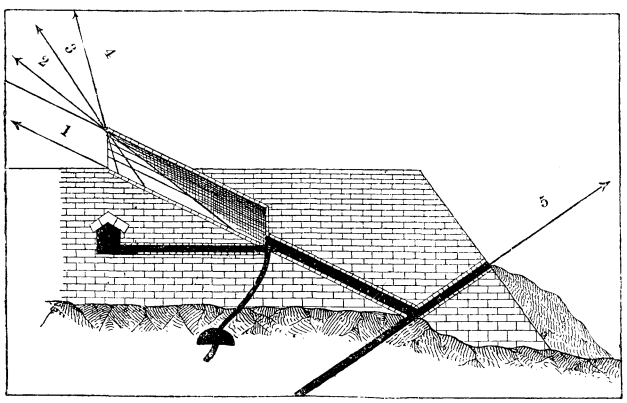
Ueber die Bedeutung dieser Pyramiden glaubte man sich bisher einig zu sein: man hielt sie lediglich für Grabgebäude der altägyptischen Könige, die ganze Gegend für einen großen Begräbnisplatz. Gewiß ist, daß den alten Aegyptern die Erhaltung der einbalsamierten Leichen eine heilige Pflicht war, und da die regelmäßigen Ueberschwemmungen der Nilebene diese daher nicht geeignet erscheinen ließen, die Verstorbenen aufzunehmen, so lag es nahe, daß sie die vor dem Wasser geschützte Hochebene zur Bestattung wählten. Aber hier herrschen die alles zudeckenden Sandwehen, unter deren sich stetig erhöhenden Deckschichten allmählich alle gewöhnlichen Bauwerke und Denkmäler ver-

schwanden. Daher bauten sich die Könige schon bei Lebzeiten riesige Grabdenkmäler, die der Sand sobald nicht zudecken würde. Und in der That ist die Cheopspyramide nach genauen Messungen bis heute erst um 6 Prozent ihrer ursprünglichen Höhe versandet, d. h. um 10 m niedriger geworden, sodaß auch ihre quadratische Grundfläche nicht mehr, wie einst, 256 m, sondern nur noch 240 m als Grundkante hat. Und wie lange Zeit arbeitet die libysche Wüste schon an dieser allmählichen Versandung! Gehören doch die Pyramiden einer für uns kaum zu berechnenden Urzeit der Geschichte an; Cheops soll etwa 3000 Jahre vor Christi Geburt gelebt haben.

Daß schon damals eine solche Beherrschung der Technik möglich war, daß die mehr als zwei Millionen Steine mit einer Genauigkeit behauen und ineinandergefügt sind, die sich selbst jetzt nur mit der größten Mühe erreichen ließe, darf uns nicht wunder nehmen. Lehrt uns doch auch die Geschichte der Wissenschaften, daß die Aegypter bereits zur Zeit der Pharaonen eine fast einzig dastehende Höhe geistiger Entwickelung aufzuweisen hatten. Das Nilthal ist eine Stätte uralter Kunst und Wissenschaft, und der Einfluß altägyptischer Kultur auf die übrigen Völker des Altertums ist unzweifelhaft. Insbesondere treffen wir die frühesten astronomischen Kenntnisse, vornehmlich die für die Zeitrechnung wichtigen, bei den Aegyptern an, und so hat man denn die Hypothese aufgestellt, daß die Pyramiden vielleicht auch dem Nebenzweck astronomischer Beobachtungen gedient haben.

Für die Wahrscheinlichkeit dieser Annahme spricht zunächst, daß sie genau nach den Himmelsrichtungen orientiert sind. Aber noch andre Gründe lassen sich gerade bei der Cheopspyramide anführen, zu welchem Zwecke wir uns deren inneren Bau an einem senkrechten Mittelschnitt betrachten wollen.

Die Pyramide ist über einer natürlichen Erhöhung des Felsbodens errichtet; die geometrische Grundfläche liegt daher zum Teil im Felsen. Da wo letztere Grundfläche von der Mittelaxe getroffen wird, befindet sich im Felsen eine unterirdische Kammer A; von ihr erhebt sich ein Gang AC, der zum Ausgang C führt. Gleich hier ist die Richtung des Ganges äußerst bemerkenswert; denn wenn man die Gerade AC über C hinaus verlängert, so gelangt man gerade auf den Ort der unteren Kulmination von α im Drachen. Dieser Stern hatte aber zur Zeit des Cheops eine wichtige Bedeutung, wie folgende einfache Darlegung lehrt. Die Achse des rotierenden Erdkörpers behält ihre Richtung nicht fortwährend bei, sondern beschreibt in ganz allmählicher, langsamer Veränderung einen Kegelmantel; zu je einer solchen Bewegung braucht sie gegen 29000 Jahre. Da wir nun denjenigen Stern als Polarstern bezeichnen, der in der Verlängerung der Erdachse liegt, so muß die Rolle des Polarsternes allmählich an immer andre Sterne übergehen, bis man endlich (nach 29000 Jahren) wieder beim ersten ankommt. Zur Zeit wird α im kleinen Bären als Polarstern bezeichnet, aber in 7000 Jahren wird α im Schwan, in 12000 Jahren α in der Leyer, in 23 bis 24000 Jahren α im Drachen diesen Namen verdienen. Natürlich ist aber ebenso der zuletzt genannte Stern vor vielleicht 5000 Jahren Polarstern gewesen, und da die Cheopspyramide damals gebaut worden ist, so könnte die Anlegung des Ganges AC den Zweck gehabt haben, eine stete Beobachtung des (damaligen) Polarsternes von A aus zu ermöglichen. Offenbar hat mit der Anlegung des Felsenganges AB die ganze Arbeit begonnen, und er konnte nun zur Orientierung beim weiteren Bau dienen. Ein zweiter schräg aufsteigender Gang BD mündet bei B in den ersten und bestimmt im Verein mit ihm die Ebene des Meridianes. Er führt zu der in seine Verlängerung fallenden Halle DF. Wir haben uns nun wohl zu denken, daß diese einst vor Vollendung der Pyramide auf eine in der Höhe PP liegende Plattform mündete, die für die eigentlichen astronomischen Beobachtungen angelegt war. Das weitere lehrt uns unsre andre Abbildung, in der wir die ins Freie führende Halle wiederfinden. Nur dieser Gedanke läßt es begreiflich erscheinen, daß man den Wänden der Halle einen so eigentümlichen Bau gegeben hat. Das Material besteht aus einem äußerst widerstandsfähigen, glatten Granit, den man auf einem gewaltigen steinernen Dammweg zum Teil sehr weit her transportierte. (Herodot sagt von der Anlage dieses Weges, sie sei kaum ein geringeres Werk als die Pyramide selbst.) Aus dem genannten Material sind nun die Wände in sonderbar treppenförmiger Art aufgeführt: nach oben zu tritt im ganzen achtmal die Wand um je eine Stufe weiter heraus, so daß die Halle sich nach oben verengert. Die Ursache dieses Treppenbaues erscheint unergründlich; sobald wir aber annehmen, daß die Halle ins Freie führte und zu Himmelsbeobachtungen diente, ist uns die Erscheinung weniger befremdlich, und wir glauben fast, die mystischen Gestalten der alten Priester in nächtlicher Stunde durch die Halle schreiten zu sehen, um sich der Beobachtung des gestirnten Himmels in stiller Einsamkeit zu widmen.



Durchschnitt der Plattform des Observatoriums auf der Pyramide des Cheops.
1. Centauri. 2. Winter-Solstitium. 3. Aequinoktium. 4. Sommer-Solstitium. 5. Im Drachen.

Sie stellen die scheinbare Bahn eines Sternes fest: in der Höhe der zweiten Quader der siebenten Stufe ist der Stern von A nach A′ gewandert, während der Mond in der Höhe der sechsten Stufe stand. Und nun befestigen sie in den Maueröffnungen t_1 und t_2 einen Rahmen oder sonst ein Visiermittel, unten bei T eine Bank, und indem sie sich, die Füße auf den Boden E gestellt, auf die Bank setzen, können sie von hier aus genau über den Rahmen hin visieren. Natürlich treffen die Visierlinien sehr verschiedene Stellen des Himmels, je nachdem, wo man die Bank angebracht hat; dies deuten die vier Pfeilrichtungen an, wie in unsrer zweiten Durchschnittsfigur ersichtlich.

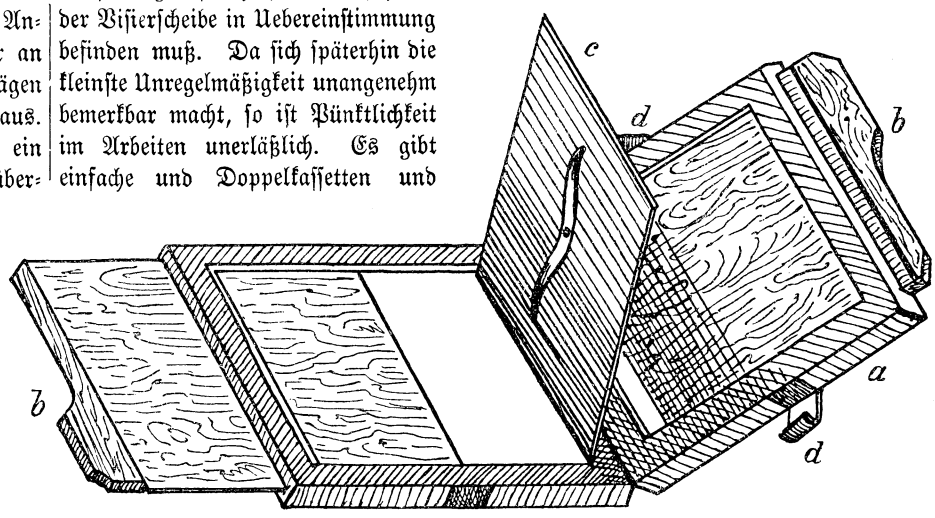
Auch daß die Halle nicht genau in der Mitte ausmündet, hat offenbar einen Grund der Zweckmäßigkeit: die Mitte sollte zur Aufstellung von Beobachtungsinstrumenten frei bleiben. Und daß sie gerade in der fünfzigsten Schicht, die von

wobei sich die Ecken, wenn diese Arbeit sorgfältig vorgenommen wurde, fast von selbst einbiegen. Endlich werden auf beiden Seiten die schon früher gefertigten Rähmchen geleimt, wonach das Ganze zwischen zwei Brettern zu beschweren und einige Zeit unter Druck zu belassen ist. Der Auszug oder Balgen ist erst später in die Kamera einzufügen.

Wie bekannt, gehören noch zum Hinterteile der Kamera die Visierscheibe (Figur 12) und die Kassette. Zum Rahmen für erstere nehmen wir ein rechtwinkliges 3 mm dickes Brett mit einer Länge von 27,8 cm, einer Breite von 21,4 cm und passen es derart in den Falz des Kamerateiles, daß es in demselben ohne Anstrengung gleitet. Dann tragen wir an jeder Kante 2,4 cm Breite auf und sägen das innere Rechteck gleichmäßig heraus. Auf diesen Rahmen kommt dann ein zweiter von gleicher Größe mit überplatteten Ecken, mit 1,8 cm breiten und 22 mm dicken Seitenteilen, wodurch wir einen stark vertieften Falz erhalten. Die Kanten müssen recht gleichmäßig und glatt sein. Endlich sind noch vier Stäbchen mit je 4 mm im Geviert herzustellen, die rücksichtlich der Breite und Höhe in den Rahmenfalz gepaßt werden müssen, da sie zum Befestigen des Glases dienen.

Die Visierscheibe besteht aus einer matten Glastafel, die wir aus gewöhnlichem dünnen Spiegelglas herstellen. Man läßt vom Glaser in den Rahmenfalz ein unbelegtes Glas schneiden, wobei zugleich die Ecken in Dreieckform, wie Figur 12a zeigt, abgenommen werden können, und verschaffen uns aus einer Materialwarenhandlung um einige Pfennige feinstgeschlämmten Schmirgel. Hiervon mengen wir einen Teil mit Wasser zu einem dünnen Brei und bedecken hiermit mäßig dick eine Glasseite. Die unbedeckte wird auf ein ebenes Brett gelegt und der Schmirgelbrei auf der Oberseite mit dem breiten Ende eines Korkstöpsels unter nicht zu starkem Drucke gleichmäßig verrieben. Beginnt das Schleifmittel zu trocknen, so wird die Fläche von neuem mit dem Schmirgel befeuchtet und das Reiben so lange fortgesetzt, bis die Glasscheibe auf der behandelten Seite bei durchscheinendem Lichte gleichmäßig mattiert sich zeigt. Zerkratzte und ungleiche Stellen dürfen nicht sein, auch muß die Rückseite vollständig blank bleiben. Dieses Schleifen beansprucht ungefähr 10—15 Minuten. Ist das Glas vollständig mattiert, so wird es in öfters gewechseltem Wasser gewaschen und mit einem reinen Tuche getrocknet. Dann kommt es mit der Mattseite nach unten gekehrt in den Rahmen und wird mit den vier Stäbchen durch Einschlagen kleiner Drahtstifte festgemacht. In die Kamera gegeben, muß sich die blanke Glasseite mit dem tiefen Falze außen befinden. Figur 12a zeigt den fertigen Visierrahmen, b dessen Durchschnitt.

Der heikligste Teil der ganzen Arbeit ist die Anfertigung der Kassette, da sie vollständig luftdicht sein und sich mit der Visierscheibe in Uebereinstimmung befinden muß. Da sich späterhin die kleinste Unregelmäßigkeit unangenehm bemerkbar macht, so ist Pünktlichkeit im Arbeiten unerläßlich. Es gibt einfache und Doppelkassetten und



Der selbstgemachte photographische Apparat. Figur 13.

können in erstere jedesmal nur eine, in letztere aber zwei Trockenplatten zugleich gegeben werden. Da nun bei dem Photographieren im Freien so viele Platten mitgenommen werden müssen, als man Aufnahmen machen will, so würde durch einfache Kassetten das Gepäck umständlich vermehrt, weshalb dieser die Doppelkassetten vorzuziehen sind. Nach der Herstellung einer solchen kann die Anfertigung eines weiteren Paares nicht schwer fallen und man dürfte mit dreien für alle Fälle das Auslangen finden.

Die Doppelkassette besteht aus zwei flachen, durch Scharniere miteinander verbundenen Kästchen a, die auf beiden Seiten je einen in Fälzen laufenden Schieber b zum Ausziehen, innen aber auf jeder Seite einen schmalen Falz zum Einlegen der Trockenplatten haben, die durch das in der Mitte befindliche Thürchen c abgesondert und geschlossen werden, wobei sie eine Feder gegen die Fälze drückt. Nach dem Zusammenklappen werden beide Teile durch die Klappen d lichtdicht geschlossen. Leichteren Verständnisses halber wollen wir nur die Anfertigung eines Kassettenflügels (Teiles) erklären, woraus sich dann jene des zweiten von selbst ergibt. Die Angaben der Brettchendicken müssen genau eingehalten werden, wie auch von den Falzbreiten für die Trockenplatten, selbst bei Herstellung eines kleineren Apparates, nicht abgewichen werden darf. Da wir es mit mehreren dünnen, aufeinander zu leimenden Holzteilen zu thun haben, so müssen sie größerer Festigkeit halber mit den Holzfasern gekreuzt werden, so daß, wenn bei dem ersten Rahmen die Fasern nach der Länge laufen, jene des zweiten quer liegen müssen. Hierdurch wird auch dem oft vorkommenden Verziehen oder Werfen des Holzes am sichersten vorgebeugt.

Wie der Visierrahmen bildet auch die Kassette, welche mit diesem gleiche Größe haben muß, nur annähernd ein Quadrat, welchem Umstande besonders bei dem Aussägen der quadratischen Oeffnungen Rechnung zu tragen ist, und daher mit Rücksicht auf die Dicke der Kamerawand A (Figur 7) die Ausschnitte nicht genau in die Mitte der Brettchen kommen dürfen. Diese Abweichung vom Quadrate ist in Figur 14 durch die mit Kreuzchen unterbrochene Linie gekennzeichnet, wonach ihr euch richten könnt.

Vorerst benötigen wir zwei rechtwinklige Brettchen von 20,8 cm Höhe, 21,4 cm Breite und 3 mm Dicke und ein drittes in gleicher Größe mit 4 mm Dicke. Von den ersteren erhält das zum untersten Rahmen a gehörige einen Ausschnitt mit 18 cm im Geviert, das andre als Mittelrahmen c einen solchen mit 17 cm, das 4 mm dicke

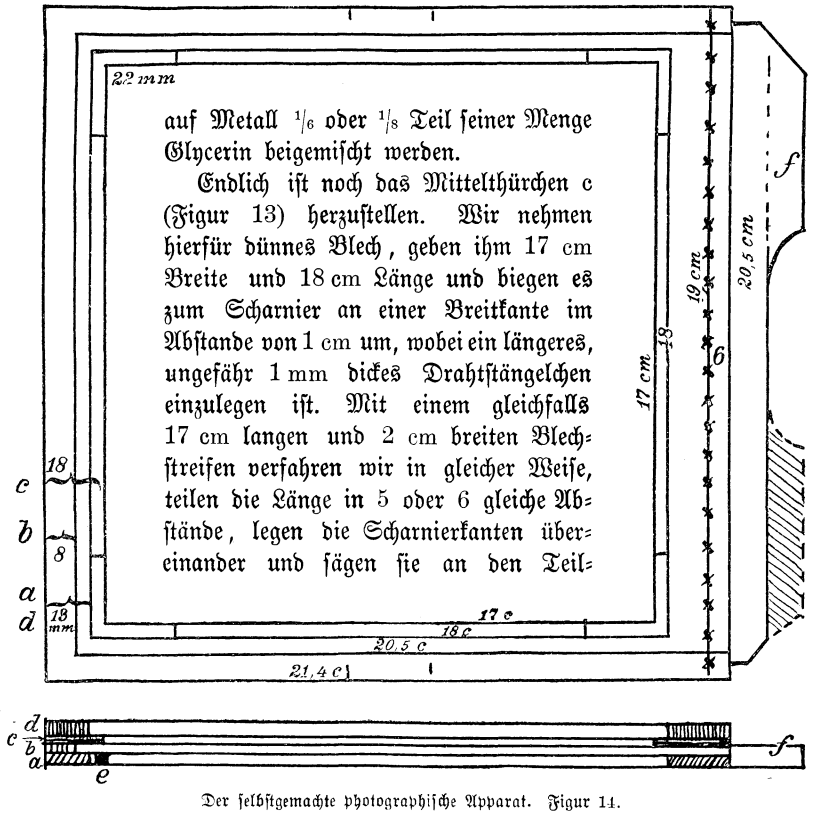
Brett gibt den Falzrahmen d für die Trockenplatten und erhält den Ausschnitt wie bei d angegeben, wobei ein Quadrat mit 17 cm Seitenlängen herauszusägen und in dieses dann mit 5 mm Abstand das zweite Quadrat einzuzeichnen ist. Dann trägt man an den Ecken nach beiden Seiten hin 22 mm mit dem Zirkel auf, so daß ein Zwischenraum von 13 cm bleibt, der nun an allen vier Seiten ebenfalls herauszuschneiden ist. Endlich sind noch drei 3 mm dicke und 8 mm breite Stäbchen, wovon zwei 21,4 cm, das dritte aber 20,8 cm Länge erhalten, für den Schiebefalz b vorzurichten. Wir setzen sie zu einem Rahmen zusammen, der genau die Größe von a hat und nach vorn, d. i. an einer kurzen Seite, offen ist. Die geschlossenen Ecken sind entweder zu überplatten, oder wenigstens im Winkel von 45° zu halten und zusammenzufügen.

Das Zusammensetzen dieser Teile geschieht nach Figur 14 (Vorderansicht und Durchschnitt) wie folgt: Vorerst ist der offene Rahmen b auf a zu leimen, dann c auf b und d auf c. Das Ganze wird dann zwischen zwei glatten Brettern womöglich mit Schraubzwingen scharf gepreßt, die vor dem gänzlichen Trocknen der Leimung nicht abgenommen werden dürfen. Hierbei ist besonders zu achten, daß die Teile nicht verschoben, d. i. aus der richtigen Lage gebracht werden. Dieser Kassettenflügel darf die Dicke von 12 mm nicht überschreiten, sondern soll eher etwas weniger betragen.

Den Verschlußdeckel f schneiden wir aus glattem Blech oder aus guter Glanzpappe (sogenanntem Preßspan), geben ihm 18,8 cm Länge und 22,5 cm Breite und überziehen ihn auf beiden Seiten mit glanzlosem schwarzen Kaliko oder mit Buchbinderleinwand. Wir schieben ihn dann in den Rahmenfalz b, den er genau ausfüllen muß, ziehen auf dem vorstehenden Stück, entlang der äußeren Rahmenkante, an beiden Seiten, einen Bleistiftstrich, schneiden nach der Form f zwei 2 mm dicke Holzleisten und leimen sie auf beiden Seiten im Anschlusse an die Linien als Handhaben an. Zur größeren Haltbarkeit können sie auch mit dünnen Drahtstiften zusammengenietet werden.

Damit der Schieber nicht gänzlich aus der Kassette gezogen werden kann, ist an der Unterseite (im Rahmen a) an der im Durchschnitte ersichtlichen Stelle e ein 2 mm dickes und 3—4 mm breites Holzleistchen e, das ein paar Millimeter kürzer als der Ausschnitt sein soll, zu leimen und ebenfalls zu vernieten. Der Blechschieber ist vor dem Ueberziehen von Fett- und Schmutzflecken zu reinigen und kann dem Leim zur Erzielung größerer Bindekraft auf Metall 1/6 oder 1/8 Teil seiner Menge Glycerin beigemischt werden.

Endlich ist noch das Mittelthürchen c (Figur 13) herzustellen. Wir nehmen hierfür dünnes Blech, geben ihm 17 cm Breite und 18 cm Länge und biegen es zum Scharnier an einer Breitkante im Abstande von 1 cm um, wobei ein längeres, ungefähr 1 mm dickes Drahtstängelchen einzulegen ist. Mit einem gleichfalls 17 cm langen und 2 cm breiten Blechstreifen verfahren wir in gleicher Weise, teilen die Länge in 5 oder 6 gleiche Abstände, legen die Scharnierkanten übereinander und sägen sie an den Teilstrichen 3 mm tief ein, so daß der Draht entzweigeschnitten wird.



Der selbstgemachte photographische Apparat. Figur 14.

(Fortsetzung folgt.)

Der Welt Lohn.

„Vater," sagte eines Tages ein Knabe, „ist es nicht schmerzlich und empörend, daß die Welt den edelsten Männern, den besten Geistern unsres Volkes, ihre Thaten zumeist mit Undank gelohnt hat? Mußte nicht Sokrates den Giftbecher leeren? starb nicht Miltiades im Gefängnis, Themistokles in der Verbannung? Huß auf dem Scheiterhaufen? Schmachtete nicht Kolumbus in Fesseln? und wurde Galilei nicht verfolgt und gefoltert?" —

„Du hast recht!" versetzte der Vater. „Es ist ein Rätsel der sittlichen Weltordnung, daß die, welche Großes erstreben und schaffen, oft leiden müssen; aber geht ihr Leib auch unter, die dankbare Nachwelt erhebt ihren Namen zum Himmel, und so siegt die sittliche Idee."

Rechenaufgabe.

Alexander bildet aus seinen 200 Spielmarken drei volle Quadrate. Das größte enthält ebensoviel Spielmarken wie die beiden kleineren zusammen.

Wieviel Spielmarken enthält jedes der drei Quadrate?

Viersilbige Scharade.

Oft in Robinson genannt,
Ist 2 1 euch wohlbekannt,
Und 1 3 4 jeder kennt
Aus dem Neuen Testament.
Mit den vier zum Wort vereint,
Eine Krankheit ist gemeint.

Auflösung des Kapselrätsels in Nr. 32.

„Ma—zar—in."

Auflösung des Rätsels in Nr. 32.

„Frei — Berg."
„Freiberg."

Auflösung der Geographischen Rätselfrage in Nr. 32.

„Moskau."

Magdeburg, Orleans, Stettin,
Kairo, Avignon, Ulm.

Auflösung des Bilderrätsels in Nr. 32.

Nehmt ihr von jeder Reihe (die unterste als erste) jeden zweiten Mann heraus und stellt sie so, wie sie der Reihe nach herausgenommen wurden, nebeneinander, so ergeben ihre Lettern die zwei Worte:

Habt Acht!

Die noch übrigen Soldaten bilden dann mit ihren Lettern ebenso, also zuerst die unterste Reihe u. s. f. geordnet, das Wort:

Präsentirt!

Herzog und Kaufmann.

Herzog Ferdinand von Braunschweig kam einmal mit Extrapost, aber im schlichtesten Reisekleide in Hamburg an, woselbst er einen angesehenen Kaufmann in Geldangelegenheiten aufsuchen wollte. Es war Sonntag, der Kaufherr befand sich deshalb bereits in der Kirche. Alsobald geht auch der Herzog dorthin, läßt sich den Stuhl zeigen und nimmt Platz. Nach ihm kommt noch ein junger Kaufmannssohn, setzt sich dort ebenfalls und blickt, selbst auf das prächtigste gekleidet, hochmütig auf den Mann im schlichten Kleide an seiner Seite herab.

Da klingelt's, ein Zeichen, daß der Klingelbeutel herumgetragen wird.

Der Herzog zieht sogleich die Börse und legt einen Gulden auf das Chorpult vor sich. Der junge Kaufmann will nun zeigen, wie viel er vornehmer ist, und zieht einen Dukaten hervor. Dem Herzog macht die Sache Spaß; er legt einen Dukaten zum Gulden, worauf der andre ebenfalls einen Dukaten zulegt. Nun beschließt der Herzog, dem jungen Fant eine derbe Lektion zu geben und legt Dukaten zu Dukaten, bis er einen Gulden und elf Dukaten vor sich liegen hat, der junge Geldprotz aber zwölf Dukaten. Da erscheint der Klingelbeutelherr. Der junge Kaufherr wirft alle zwölf Dukaten mit sauersüßer Miene in den Sack, der Herzog aber nur — den Gulden, während er die elf Dukaten lächelnd wieder in die Börse thut. Als der junge Mensch später erfuhr, wer der Fremde gewesen, hat er sich sehr geschämt.

Das Vermächtnis des Inka.

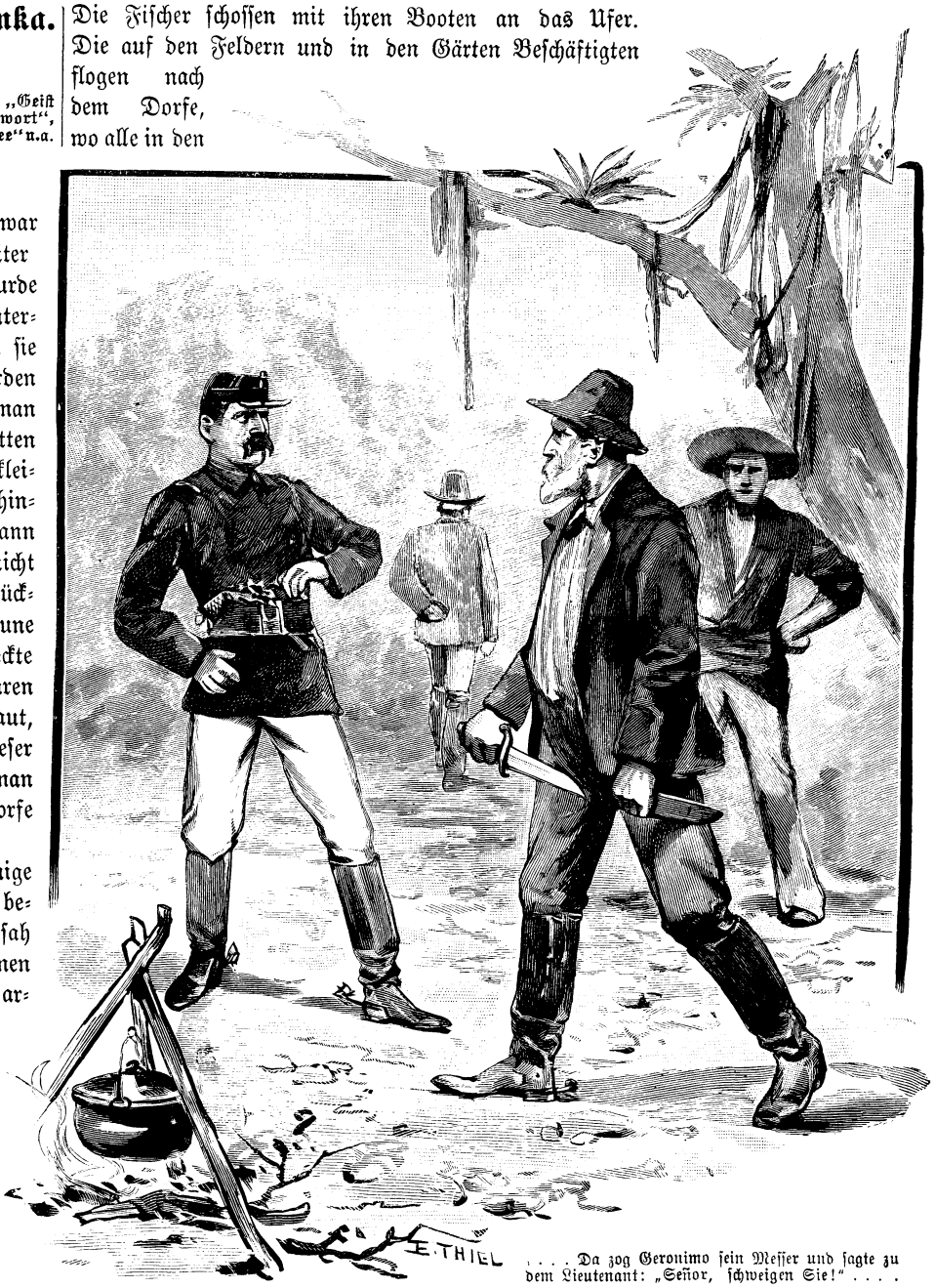
Von **Karl May.**

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers", „Geist der Llano estakata", „Kong-Kheou, das Ehrenwort", „Die Sklavenkarawane", „Der Schatz im Silbersee" u.a.

(Fortsetzung.)

Während dieses Gespräches war man eine tüchtige Strecke weiter gekommen. Der Campo wurde zuweilen von kleinen Wäldchen unterbrochen, denen man es ansah, daß sie von Menschenhänden angelegt worden seien. In der Ferne bemerkte man Ackerland, hinter dem einzelne Hütten erschienen. Man ritt zwischen kleineren Ansiedelungen der Cambas hindurch. Gegen Abend kam man dann durch einen lichten Wald, welcher nicht sehr groß war. Als man ihn zurückgelegt hatte, sah man eine Lagune glänzen, an welcher mehrere langgestreckte Reihen von Hütten lagen. Sie waren zu beiden Seiten eines Baches erbaut, welcher aus dem Walde kam. Dieser Bach war der Arroyo claro, und man befand sich dem Ziele, dem Hauptdorfe der Cambas gegenüber.

Auf der Lagune bewegten sich einige Boote, deren Insassen mit Fischen beschäftigt waren. Hinter den Hütten sah man Gärten und Felder, in denen Frauen, Männer und auch Kinder arbeiteten. Vor den Hütten saßen oder standen andre, welche ihre Arbeit gethan hatten. Dieses friedliche Bild aber veränderte sich sofort, als das erste Auge die Ankömmlinge erblickte. Kaum war dies geschehen, so stieß der Betreffende einen schrillen Ruf aus, welcher von Mund zu Mund ging, und von allen wiederholt wurde. Die Fischer schossen mit ihren Booten an das Ufer. Die auf den Feldern und in den Gärten Beschäftigten flogen nach dem Dorfe, wo alle in den



. . . . Da zog Geronimo sein Messer und sagte zu dem Lieutenant: „Señor, schweigen Sie!" . . . .

Hütten verschwanden, um nach wenigen Augenblicken bewaffnet wieder zu erscheinen.

Da stieß der Häuptling einen ähnlichen Ruf aus. Sie kannten denselben und wußten nun, wer der Ankömmling war, noch ehe sie seine Züge deutlich erkennen konnten. Sie jubelten laut und kamen, ihre Waffen schwingend, dem Zuge entgegengesprungen und entgegengetanzt, um die Gäste zu begrüßen.

Diese mußten, der dortigen Sitte gehorchend, anhalten, um die Ceremonie des Bewillkommnens über sich ergehen zu lassen. Diese konnte nicht sofort beginnen, denn es waren noch nicht alle Bewohner des Dorfes versammelt. Viele derselben befanden sich im Walde und mußten herbeigerufen werden. Dies geschah mit Hilfe eines Signalinstrumentes, das aus einem starken Bambusstücke bestand, in welches als Mundstück ein dünnerer hohler Zweig befestigt war. Der Mann, der in dieses Instrument blies, brachte einen grauenhaften, dumpfen Ton hervor, der aber in große Ferne zu dringen schien, denn man hörte viele Schreie, welche die Antwort bildeten, in einer Weise erschallen, der man es anhörte, daß sich die Betreffenden nicht in der Nähe befanden. Bald sah man sie aus dem Walde kommen, einzeln oder in kleinen Gruppen. Sie liefen so schnell wie nur möglich, woraus zu schließen war, daß dieses Signal nur dann gegeben wurde, wenn große Eile nötig erschien.

Nach einiger Zeit waren wohl an dreihundert Männer versammelt, welche vor den Ankömmlingen eine Doppelreihe bildeten. Hinter dieser stellten sich die Frauen auf, während die Kinder im Hintergrunde die Zuschauer bildeten.

Nun begann zunächst ein Tanz der Männer, welcher in Bewegungen der Hände und Köpfe bestand, ohne daß die Füße sich von der Stelle bewegten. Der zweite Teil bestand in einem Vor- und Rückwärtsschreiten, an welchem sich auch die Frauen beteiligten. Im dritten Teile wurden die Lanzen, Blasrohre und Messer geschwungen, wozu die Frauen ein unbeschreibliches Geschrei in der Fistellage anstimmten. Dann schien der Tanz zu Ende zu sein. Da aber deutete der Häuptling auf Hammer und rief nur den einen Namen: „Der Vater Jaguar!“ laut aus. Einen kurzen Augenblick war alles still, jedenfalls vor Ueberraschung, diesen berühmten Mann hier zu haben. Dann aber brach ein Jubilieren los, daß man sich hätte die Ohren verstopfen mögen. Die Männer und Frauen sprangen wie besessen hin und her, und die Kinder folgten diesem Beispiele. Viele kamen herbei, um dem Genannten die Hand zu geben, oder ihn auch nur zu betasten. Er war noch nie hier am „klaren Bache“ gewesen, doch wußte man recht wohl, daß er andern Cambasstämmen gegen die Abipones siegreich beigestanden hatte. Als die Aufregung vorüber war, ordneten sich die Indianer, um mit ihren Gästen im Dorfe einzuziehen. Die Männer gingen zu dreien voran; dann kamen die Kinder, und darauf folgten die Ankömmlinge. Der Häuptling hatte sich an die Spitze gestellt.

Das Dorf bestand aus vielleicht achtzig Hütten, welche durchweg aus gestampfter Erde bestanden und mit Schilfdächern versehen waren. In den Gärten gab es Blumen, und auf den Feldern wuchsen neben Getreide allerlei Gemüse, von denen sich diese Leute, welche wenig Fleisch essen, meist ernähren. Hinter den Feldern gab es bis nach dem Walde hin einen ziemlich großen Plan, auf welchem Rinder und Pferde weideten. Von den ersteren konnte man vielleicht sechzig Stück, von den letzteren kaum dreißig, den ganzen Reichtum des Dorfes, zählen.

Man stieg von den Pferden. Dann hielt der Häuptling eine Rede, in welcher er seinen Untergebenen erzählte, was er erlebt hatte und daß die feindlichen Abipones im Anzuge seien. Als er geendet hatte, erhob der Vater Jaguar seine Stimme, um zu sagen, daß er beabsichtige, die mitgebrachten Pferde und Gewehre als Geschenke unter sie zu verteilen. Natürlich rief das einen allgemeinen Jubel hervor. Der Lieutenant Verano machte dann zwar eine Bemerkung darüber, daß niemand ein Recht besitze, die erbeuteten Pferde, an denen er eigentlich auch einen Anteil habe, oder gar die Gewehre zu verteilen; Hammer achtete aber gar nicht darauf.

Jetzt begann es dunkel zu werden. Man entlastete die Pferde, ließ sie im „klaren Bache“ trinken und trieb sie dann nach dem Weideplane, wo sie sich erholen sollten. Von dort brachte man einige Rinder mit, welche den Gästen zu Ehren geschlachtet und verschmaust werden sollten. Feuer wurden angezündet, und beim Scheine derselben entwickelte sich ein eigenartiges Leben, welches selbst denen, die dergleichen schon oft erlebt hatten, von großem Interesse war.

Die Cambas schienen zunächst gar nicht an die Gefahr, welche ihnen von den Abipones drohte, zu denken. Sie hatten gehört, daß dieselben noch fern waren, und wußten den Vater Jaguar bei sich. Die Anwesenheit dieses Mannes ließ keine Sorge bei ihnen aufkommen.

Das Fleisch wurde ganz wie bei den Gauchos bereitet und verzehrt. Man trank dazu ein gegorenes Getränk, welches aus den Früchten des Chañar*) bereitet wird. Dazu genoß man Kuchen, welchen die Frauen aus Mais- und anderm Mehl in der heißen Asche buken.

Nach diesem Essen wurde eine Beratung gehalten, an welcher alle Weißen und auch der Häuptling teilnahmen. Wohl nur den Lieutenant Verano ausgenommen, hielten alle es für ganz selbstverständlich, daß dem Vater Jaguar die erste Stimme und auch die Entscheidung zustehe. Er wurde aufgefordert und gab seinen Plan bekannt.

Morgen früh sollten die Gewehre verteilt und die Cambas im Gebrauche derselben unterwiesen werden. Zur geeigneten Zeit sollte man nach dem Thale des ausgetrockneten Sees ziehen, hundert Cambas sollten durch den Eingang desselben marschieren, um sich dann seitwärts im Walde zu verstecken. Diese Leute mußten natürlich die Abipones kommen sehen; sie hatten zu warten, bis diese vorüber und im Thale verschwunden sein würden. Dann sollten sie aus ihrem Verstecke hervorkommen und den Eingang besetzen, damit die Abipones nicht zurück könnten.

Die andern Cambas sollten sich im Thale selbst verstecken, und zwar hinter den Bäumen, um im gegebenen Augenblicke aus dieser sichern Deckung heraus den Kampf zu beginnen. Die Einzelnheiten konnten natürlich nicht genau vorherbestimmt werden. Darum sollten die Cambas so nahe beieinander stehen, daß der eine dem andern die von dem Vater Jaguar ausgehenden Befehle leise zurufen könne. Nach diesen sollte dann ganz genau gehandelt werden.

Alle waren mit diesem Plane einverstanden, nur der Lieutenant nicht. Er hatte geschwiegen, bis alle ihre Zustimmung erteilten; dann aber sagte er, gegen den Vater Jaguar gewendet:

*) Prosopis dulcis.

„Ihr Plan, Señor, ist ganz gut, nämlich wenn er gelingt. Nur zweifle ich, daß dies der Fall sein wird."

„Das muß abgewartet werden," antwortete Hammer in gleichmütigem Tone.

„Warum abwarten! Die Force eines tüchtigen Soldaten besteht im Angriffe, nicht aber im Zaudern. Der Angreifer ist stets im Vorteile, was Sie aber nicht zu wissen scheinen."

„Ich weiß es wenigstens ebenso gut wie Sie, Señor!"

„Nun, warum wollen Sie denn da nicht angreifen?"

„Ich will es ja; aber freilich erst dann, wenn ich den Feind in der Falle habe."

„Das ist falsch. Sie dürfen ihn gar nicht so weit heranlassen. Sie müssen ihm entgegengehen, um ihn zu schlagen, wo Sie ihn treffen. Oder getrauen Sie sich das nicht? Dann brauchen Sie nur mir die Führung zu übergeben; ich weiß, wie man solche Siege erkämpft."

„Mit Blut natürlich, mit sehr viel Blut! Das kann ich auch, Señor, den Abipones entgegengehen und sie schlagen."

„Auch wenn sie Ihnen an Zahl überlegen sind?"

„Auch dann. Aber es würden ihrer viele untergehen, und auch auf unsrer Seite würde viel Blut fließen, und das ist es, was ich vermeiden will."

„Was! Sie wollen sie schonen?"

„Ja, sie und uns."

„Das ist falsch, grundfalsch. Das kann ich nicht zugeben; dagegen protestiere ich. Diese Hunde müssen niedergeworfen werden, vom ersten bis zum letzten. Es dürfen ihrer so wenig wie möglich entkommen!"

„Warum, Señor?"

„Das fragen Sie noch? Sind sie nicht gegen uns? Bestehlen sie uns nicht?"

„Was thun denn Sie? Gehört Ihnen ein Fußbreit von dem Lande, in welchem Sie sich befinden? Haben Sie oder Ihre Vorfahren den Indianern ehrlich bezahlt, was Sie ihnen genommen haben? Doch, streiten wir uns nicht darüber! Wollte ich auch die Abipones nicht schonen, so würden bei einem Kampfe, wie Sie ihn wollen, viele von uns zu Grunde gehen. Wenn es aber so kommt, wie ich es wünsche, so fließt kein Tropfen Blutes."

„Nur auf unsrer Seite natürlich!"

„Wie wäre das möglich? Ein einziger Blick oder auch nur eine kurze Ueberlegung wird den Feinden sagen, daß sie verloren sind, falls sie zur Gegenwehr greifen. Ich werde zu ihnen sprechen und ihnen menschliche Bedingungen stellen. Daraufhin werden wir einen ehrlichen Frieden mit ihnen schließen."

„Einen Frieden? Sie sind des Teufels, geradezu des Teufels, Señor! Es darf kein Friede geschlossen werden. Man muß diese Kerls niederschießen. Je mehr von ihnen zu Grunde gehen, desto besser ist es für uns."

„Ich weiß allerdings, daß dies Ihre Meinung ist; ich aber denke anders. Sie machen es gerade so, wie diejenigen es machen, mit denen wir es zu thun haben, nämlich Antonio Perillo und Konsorten. Es ist entsetzlich, den Roten auf den Roten zu hetzen, um dabei im Trüben fischen zu können. Solange ich da bin, wird dies verhütet werden."

„Werden Sie es verantworten können?"

„Ich möchte den sehen, der es unternehmen wollte, mich darüber zur Verantwortung zu ziehen."

„Der General, der Präsident!"

„Pah! Wir befinden uns nicht in Buenos Ayres, sondern im Gran Chaco. Die Stelle, an welcher Sie sitzen, gehört dem Volke der Cambas; da hat der Präsident nichts zu sagen. Uebrigens können die Cambas aus Ihren Worten ersehen, was sie von den Weißen zu erwarten haben."

„Sie mögen Frieden halten, dann geschieht ihnen nichts."

„Wer kann solchen Freunden gegenüber Frieden halten! Ihr wißt es schon so einzurichten, daß es möglichst bald zum Bruche kommt."

„Sprechen wir nicht darüber. Sagen Sie mir lieber, ob es wirklich Ihr Ernst ist, die Roten zu schonen."

„Es ist mein vollster Ernst. Warum sollte ich scherzen?"

„Nun, so mögen Sie wissen, daß ich mich dagegen sträuben werde."

„Versuchen Sie es."

„Ich werde es nicht nur versuchen, sondern wirklich thun."

„Das heißt, Sie werden unter Umständen gegen meinen Willen, gegen meine Anordnungen handeln?"

„Ja. Ich kenne hier keinen, dessen Anordnungen ich zu befolgen habe."

„So vergessen Sie, daß Sie durch uns von dem schmählichen Tode des Ersäufens errettet worden sind, und ich will Ihnen folgendes sagen. Hören Sie wohl darauf! Was ich verspreche oder drohe, das führe ich auch aus. Wenn durch Sie ein einziger Tropfen Blutes gegen meinen Willen vergossen wird, gebe ich Ihnen eine Kugel in den Kopf."

„Sie sprechen wie toll, Señor!" fuhr der Offizier auf. „Wissen Sie, wer und was ich bin?"

„Ein einfacher Lieutenant sind Sie, weiter nichts, und nebenbei ein gewaltthätiger und blutdürstiger Mensch. Ich aber bin der Vater Jaguar, dem ein braver Indianer mehr gilt als ein gewissenloser Weißer. Was ich gesagt habe, das gilt. Wollen Sie partout Blut sehen, nun, so wird das Ihrige fließen; das schwöre ich Ihnen zu!"

Er stand von seinem Platze auf und entfernte sich, um den Zorn zu bekämpfen, welcher ihn ergriffen hatte. Der Lieutenant stieß hinter ihm her noch einige großsprecherische Worte aus; da aber zog Geronimo, der Liebling des Anführers, sein Messer und sagte zu ihm:

„Señor, schweigen Sie! Höre ich noch ein einziges unehrerbietiges Wort gegen unsern Freund, so stoße ich Ihnen diese Klinge in den Leib, daß Ihnen das Reden sofort vergeht! Wenn Sie etwa stolz darauf sind, daß Sie sich Lieutenant nennen dürfen, so gehen Sie in das Vaterland des Vater Jaguar, und lernen Sie dort erkennen, daß allerdings ein dortiger Lieutenant zehnmal mehr wert ist, als bei Ihnen ein General! Mit Ihrer Charge imponieren Sie ihm nicht!"

Damit hatte die Beratung ein ganz andres Ende gefunden, als man hatte vermuten können.

Hammer war zwischen zwei Hütten hindurch und an mehreren Gärtchen entlang gegangen. Er machte diesen Spaziergang nur, um sich zu beruhigen. Der Neumond war seit einigen Tagen vorüber, und am Horizonte stand die dünne Mondsichel, um ein halbes, ungewisses Licht über den Weideplatz zu werfen, den der Vater Jaguar nun erreicht hatte. Er sah die Pferde und die Rinder, und da fiel ihm die Stellung auf, welche diese Tiere einnahmen. Die Pferde standen in Gruppen zusammen, und zwar mit den Hinterbeinen nach außen. Die Rinder bildeten ihre Kreise in der entgegengesetzten Weise, nämlich mit den Köpfen nach außen. Dies erklärt sich dadurch, daß die ersteren sich mit den Hinterhufen, die letzteren aber mit den Hörnern verteidigen. Es mußte ein Raubtier in der Nähe sein und zwar ein

größeres. Da er kein Gewehr bei sich hatte, so rief er mit lauter Stimme in das Dorf zurück:

„Cuidado, Señores! Bringt die Gewehre; es ist ein Jaguar da!"

Er stieß diesen Ruf nicht aus Furcht aus. Daß er sich auch ohne Gewehr nicht fürchtete, bewies er dadurch, daß er ruhig weiterging. Nur hatte er das Dolchmesser gezogen, um im geeigneten Augenblicke die Klinge bereit zu haben. Seine laute, weithin schallende Stimme war nicht nur in das Dorf zurück-, sondern auch über den ganzen großen Weideplatz gedrungen und da an die Ohren von zwei Personen, denen das sonderbare Verhalten der Tiere noch gar nicht aufgefallen war.

Diese beiden Personen waren Anton Engelhardt und der Inka. Die Freundschaft der beiden Jünglinge war während der letzten Tage womöglich noch inniger geworden, als sie vorher gewesen war. Sie hielten, wie auch schon früher, stets zu einander. Da mußte Anton von seiner Heimat erzählen, nicht von Peru, sondern von Deutschland, woher seine Eltern stammten, von andern Ländern, von deren Bewohnern und ihren Verhältnissen. Er hatte einen sehr guten Unterricht genossen und viel gelernt; darum konnte er dem Freunde sehr wohl die gewünschte Auskunft geben. Sie hatten von den Religionen der verschiedenen Völker gesprochen, von ihren Regierungsformen, ihren Herrschern und deren Machtbefugnissen, von den Streitkräften und den Verheerungen, welche die gegenwärtigen Waffen anzurichten im stande sind. Je mehr der junge Inka gehört hatte, desto einsilbiger und nachdenklicher war er geworden. Er begann mehr und mehr einzusehen, daß der Traum, den er bisher geträumt hatte, eben nur ein Traum sei und ein solcher bleiben werde. Es fiel ihm nicht ein, seinem alten Anciano etwas davon zu sagen. Er wollte den treuen Beschützer nicht kränken.

Heute, als die Beratung begann, hatten sie geglaubt, zu jung zu sein, um an derselben teilzunehmen. Es hätte ihnen niemand verwehrt, bei den Alten zu sitzen, um zuzuhören und auch wohl ein Wort zu sagen, dennoch hielten sie es in ihrer berechtigten Bescheidenheit für geraten, fern zu bleiben, und so hatten sie, sich Hand in Hand führend, einen Spaziergang unternommen. Sie kamen nach der Weide hinaus und gingen in nicht allzu großer Ferne vom Walde parallel mit dem Rande desselben hin. Es war ihnen nicht eingefallen, ein Gewehr mitzunehmen. Anton hatte das Messer und den Revolver mit; der Inka trug auch ein Messer im Gürtel, und dazu hing ihm sein Streitkolben, von dem er sich nie zu trennen pflegte, an der linken Seite nieder. Der erstere erzählte wie gewöhnlich, der letztere hörte still zu und warf zuweilen eine wißbegierige Frage dazwischen. Da vernahmen sie von drüben herüber eine donnernde Stimme:

„Cuidado, Señores! Bringt die Gewehre; es ist ein Jaguar da!"

„Das war der Vater Jaguar," sagte Anton, indem er stehen blieb und unwillkürlich seinen Revolver zog. „Sollte eine Onze, ein Tiger, in das Dorf gedrungen sein?"

„Nein," antwortete Haukaropora. „Die Stimme kam nicht aus dem Dorfe, sondern von der andern Seite der Weide her. Wir haben uns zu weit entfernt. Laß uns zurückkehren!"

Sie entfernten sich vom Walde, um sich dem Dorfe zu nähern, und kamen dabei an einer Rindergruppe vorüber. Als der Inka die Haltung dieser Tiere sah, sagte er:

„Wir müssen uns beeilen. Diese Ochsen stehen zur Verteidigung bereit, und da sie die Hörner tief senken, so ist der Jaguar nicht nur da, sondern er muß sich hier in der Nähe befinden."

Sie eilten mit raschen Schritten vorwärts, dorthin, wo sechs oder sieben Pferde, die Kruppen nach auswärts gerichtet, mit zusammengesteckten Köpfen einen Verteidigungskreis bildeten. Die Tiere schnaubten und standen mit den Hinterhufen keinen Augenblick still. Haukaropora ging links, Anton aber rechts vorüber, weil er da glaubte, näher zu kommen. Eben war er um die Pferdegruppe gebogen, als er seitwärts von derselben und vor sich etwas Dunkles im Grase liegen sah. Was es war, konnte er nicht erkennen, da die Sichel des Mondes nicht hell genug schien. Er hielt den Gegenstand oder das Tier für ein junges, an der Erde liegendes Kalb oder Füllen und wollte an demselben vorüber. Da erhob es sich und nun sah er allerdings, wen er vor sich hatte: es war der Jaguar, welcher zwar aufgesprungen war, sich aber zum Sprunge sofort wieder niederduckte. Flucht wäre da das Schlimmste gewesen. Anton blieb also stehen, spannte den Revolver und zog mit der linken Hand sein Messer. Was er in diesem Augenblicke fühlte, das war eigentlich nicht Furcht, sondern eine Empfindung, für die es keine Bezeichnung gibt.

(Fortsetzung folgt.)

Mäuse in Gefangenschaft.

Nachdem wir uns verschiedentlich mit den Behältern zur Aufnahme unsrer Mäuse beschäftigt haben, wollen wir uns nun auch einmal die Bewohner dieser Behälter, die verschiedenen Mäusearten, näher betrachten.

Von allen diesen ist die Hausmaus (Mus domesticus L.), unsern lieben, jungen Lesern gewiß so bekannt, daß wir auf eine Beschreibung derselben verzichten können. Von allen Mäusearten hat sie sich am engsten den menschlichen Behausungen angeschlossen, ohne jedoch mit dem Menschen selbst in ein freundschaftliches Verhältnis zu treten. Dieses wunderliche possierliche Tierchen ist scheu und furchtsam, riecht und hört vorzüglich, so daß es bei dem geringsten Geräusch sofort verschwindet. Aber naschhaft wie die Maus ist, kann man sie leicht fangen; eine mit ein wenig Speck beköderte Falle bringt sie meist bald in unsre Gewalt, und bildet dann für unsren wohlgepflegten Mäusepalast eine immerhin interessante Erwerbung. Sobald wir sie in den für sie bestimmten Behälter gebracht haben, geht ihr ängstliches Bemühen dahin, sich unsern Blicken zu entziehen, gar bald entdeckt sie die Schlafkästchen, um darin zu verschwinden. Nun bekommen wir sie in den ersten zwei Stunden nicht wieder zu sehen, endlich stellt sich aber der Hunger ein, und dieser treibt unser Mäuschen aus seinem Versteck hervor. Bedächtig schnuppernd steckt sie jetzt ihr Näschen zum Schlupfloch hervor, vorsichtig prüft sie, ob alles sicher ist, ob sie es wagen kann, ihren Zufluchtsort zu verlassen; wir müssen uns daher sehr ruhig verhalten, wenn wir sie nicht sofort wieder verscheuchen

wollen. Nachdem sie genügend Umschau gehalten, kommt sie langsam hervor, mehrmals in ihrer Vorwärtsbewegung innehaltend, um sich zu überzeugen, ob auch wirklich alles sicher und ihr keine Gefahr droht, kehrt auch wohl noch ein- oder mehreremal in ihr Versteck zurück, ihre Entdeckungsreise immer von neuem beginnend. Aber der Hunger mahnt, und endlich faßt sie Mut, um nun vollends hervorzukommen und nach Futter umherzusuchen. Bald ist denn auch der Futternapf gefunden und wir haben nun die Freude, sie bei ihrer Mahlzeit beobachten zu können. Auf den stärkeren Hinterfüßen sitzt sie wie ein Eichhörnchen, das erbeutete Körnchen oder Krümchen zwischen den Vorderpfoten haltend und mit ihren scharfen Nagezähnen bearbeitend. Man nennt scherzweise das Eichhörnchen den Affen unsrer Wälder, mit gleichem Recht können wir unsre Hausmaus das „Aeffchen des Hauses" nennen. Im Hause ist sie allerwärts zu finden, wo es etwas für sie zu naschen gibt. Während ihre Gattungsgenossen sich mühsam ihr Futter in Feld und Wald zusammensuchen, zieht die Hausmaus es vor, in unmittelbarer Nähe des Menschen ein behagliches Dasein zu führen; sie ist auch dem Menschen allerwärts, selbst bis auf die einsamen Inseln im Weltmeer gefolgt, überall im Abhängigkeitsverhältnis mit ihm lebend. Sie gewöhnt sich leicht an die Gefangenschaft und ist leicht zu erhalten, da sie alles nimmt, was der Mensch genießt; ihr Speisezettel kann daher ein sehr reichhaltiger sein: Weißbrotkrumen, Roggenbrot, Kartoffeln, roh und gekocht, Getreide, verschiedene Körnerfrüchte, Nüsse, Hanf, Sonnenblumen- und Kürbiskerne, Hasel-, Blut-, Wall- und Paranüsse, Mohrrüben, Fleisch, Speck, Mehl, Zucker, Aepfel, Birnen und dergl. Früchte sind ihnen willkommen, sie trinken gern Milch, Schokolade, doch begnügen sie sich auch mit Wasser, trinken überhaupt wenig, weshalb sie sich auch viel auf Kornböden, wo ihnen kein Wasser zur Verfügung steht, aufhalten. Das Futter suchen sie sich gegenseitig abzujagen, was oft zu ergötzlichen Scenen Veranlassung gibt; zur Fortpflanzungszeit aber überläßt das Männchen dem Weibchen ohne Murren die besten Leckerbissen, wenn das Weibchen Verlangen zeigt, sie ihm fortzustibitzen. Das Männchen hilft auch seinem Weibchen getreulich beim Nestbau, indem es allerlei Material, Heu, Stroh, Papier ꝛc. herbeischleppt; das Zerkleinern dieser Baustoffe besorgt jedoch fast ausschließlich das Weibchen. Sehen wir nun, daß das Weibchen Baustoffe in das Nest trägt, so ist es Zeit, das Männchen abzusperren, da es sich nicht als liebenswürdiger Papa seinen Jungen gegenüber zeigt. Die Hausmaus bringt während der Sommermonate fast alle vier bis fünf Wochen Junge zur Welt und schwankt die Zahl eines Wurfes zwischen vier bis sechs Stück. Die Alte ist um ihre Jungen ängstlich besorgt, säugt dieselben etwa 14 Tage und ist während dieser Zeit sehr reizbar, weshalb wir sie möglichst in Ruhe lassen müssen, sie gut füttern und ihr reichlich Milch geben. Nach etwa 16 bis 18 Tagen sorgen die Jungen für sich selbst, saugen aber hin und wieder noch und werden auch von der Alten geduldet. Nachdem die Jungen für sich selbst sorgen, können wir das Männchen wieder in den gemeinschaftlichen Käfig einlassen. Um die Mäuse schnell zutraulich zu machen, vermeiden wir vor allem jedes Erschrecken derselben, behandeln sie liebevoll und

Häuptlinge der Osage- und Assiniboins-Indianer.

Flucht schien unmöglich. Das nächste Hochland auf unsrer Seite der Bucht war eine Meile entfernt, und obgleich es bis zum Hügel auf dem jenseitigen Ufer des Flusses kaum dreihundert Ellen weit war, so gab es kein Mittel, über den Fluß zu gelangen. Das Wasser stieg mit jedem Atemzuge in erschreckender Schnelligkeit. Es gab nur zwei ausführbare Pläne: auf die Dächer zu steigen und dort das weitere abzuwarten, oder auf die Bäume zu klettern, welche nicht so leicht vom Wasser umgerissen werden konnten. Zum Glück entschieden wir uns für letzteres! Ganz nahe stand eine Gruppe Gummibäume: zu diesen arbeiteten wir uns durch das mit beunruhigender Wildheit uns entgegenwogende Wasser, während die schwarzen Weiber in ein ohrenzerreißendes Angstgeheul ausbrachen. Als dieselben jedoch den schutzgewährenden Zufluchtsort erreicht hatten, da hüpften sie mit all der Behendigkeit, welche ihnen sowohl Uebung als auch die Angst verlieh, daran hinauf, indessen wir „Weiße“ nicht so flink waren. Glücklicherweise hatte einer der Schwarzen eine Leiter gerettet und mit deren Hilfe wurde Mrs. Cassidy mit zwei Mädchen auf einen Baum hinauf spediert, indessen ich mit Parr einen andern erklomm. Wir hatten kaum Zeit gehabt, einige Decken, sowie Mundvorrat, Brot und Fleisch zusammenzuraffen, schon war das Wasser so hoch gestiegen und die Strömung so gewaltig geworden, daß wir uns nicht mehr in die Hütten hätten wagen können.

Unsre Gesellschaft auf den Gummibäumen bestand in drei Weibern, sechs Reitern, Parr und meiner Wenigkeit. Die Mannschaft des Detachements war zum Glück wenige Tage zuvor durch Abgang einer Streifpatrouille unter Führung des Sergeanten vermindert worden. Wären diese Leute noch bei uns gewesen, so würde unsre Lage und unsre Leiden noch bei weitem peinvoller, größer geworden sein.

Wir befanden uns noch nicht lange auf unsrem Zufluchtsort, als seltsame jammervolle Laute der Todesqual aus der Richtung der Ställe zu uns herübertönten. Dann hörten wir in Zwischenräumen das Fallen und Platschen schwerer Körper ins Wasser, begleitet von einem kläglichen Gebrülle und darauf ersticktem Geheule, das unbeschreiblich qualvoll anzuhören war und unser tiefstes Mitleid erregte. „Der Viehhof!“ rief Parr schmerzlich aus, „die armen Tiere ersaufen.“

Tommy, der brave, tapfere Bursche, machte hierauf den Versuch, an den Hof zu gelangen und durch Zusammenreißen einiger Querbalken den Tieren die Möglichkeit zur Rettung zu verschaffen; allein die Strömung war zu reißend, er vermochte ihr nicht standzuhalten. Wenige Minuten nachher erstarben die Laute — die armen Tiere waren verendet.

Der Tag brach an. Noch immer spannte sich eine graue undurchsichtige Decke über unsrem Haupte, noch immer regnete es unaufhaltsam! Von Kälte erschauernd bis ins Mark, durchnäßt, krämpfig, matt, wie wir uns fühlten, sahen wir nicht die leiseste Möglichkeit, aus dieser peinvollen Lage erlöst zu werden. Wir bauten eine Art Platiform zwischen den Gabeln des Baumes, indem wir einige Aeste abschnitten, und dort kauerten wir uns dicht nebeneinander. Sodann verteilten wir einige Bissen Fleisch und Brot und hielten damit eine armselige Mahlzeit. Wir hatten kein Feuerzeug und konnten uns somit nicht des Genusses einer Zigarre erfreuen, sondern sahen uns verurteilt, unthätig, mit brennenden Augen, in jenem Zustand der Apathie, den Hunger und Kälte erzeugen, in die uns umgebende Verwüstung — ein unsäglich trostloses Bild — zu starren. Wir hatten aber trotz alledem Grund, Gott Dank zu sagen, das wir nicht aufs Dach gestiegen waren, denn — sämtliche Baracken waren weggeschwemmt worden. Unter uns schauten wir eine wildtobende, drohende Flut, auf deren Rücken tote Tiere, Baumäste, Trümmer dahintrieben, ja, auch Bäume, die von der Gewalt des Wassers entwurzelt worden waren, während die Gummibäume, auf denen wir hockten, anfingen, in besorgniserregender Weise hin und her zu schwanken. So schleppten sich die Stunden dieses Tages träge, uns endlos dünkend, dahin, bis die Nacht sich herabsenkte und die Erde mit ihrem Dunkel verhüllte.

Das Grauen des nächsten Morgens zeigte uns zu unsrer nicht zu beschreibenden Erleichterung ein Sinken des Wassers. Wir schöpften neuen Mut, der Humor trat sogar alsbald wieder in seine Rechte.

Bald nachher vernahmen wir ein lautes „Woey“ von der andern Seite der Bucht, welches in einem herzhaften Geschrei aus unsren vertrockneten Kehlen Erwiderung fand. Der Ruf kam von einem Ansiedler, dessen Haus mehrere Meilen von den Baracken auf dem jenseitigen Ufer lag, und welcher gekommen war, um nach uns zu sehen.

O wie geduldig, aber mit welcher Spannung warteten wir auf das Sinken des Wassers an jenem Morgen! Endlich, es mochte neun Uhr sein, beschlossen wir einen Versuch zu wagen, uns mit unsrem Freunde am jenseitigen Ufer zu verständigen, und wirklich gelang es uns, das diesseitige erhöhte Ufer zu erreichen.

„Nun, Mr. Parr,“ brüllte der Ansiedler, Mr. Weller, über den Strom herüber, „wie steht's bei Ihnen drüben?“

„Sehr schlecht,“ lautete Parrs Antwort, „die Baracken sind alle fortgeschwemmt, die Schafe und Kühe ertrunken; ich bin überzeugt, mit den Pferden ist's wohl nicht besser gegangen. Wir sind zwei Tage und Nächte auf den Bäumen gehockt und halb tot vor Hunger, Durst und Kälte.“

„Ich habe dreihundert Schafe verloren,“ rief Weller „aber mein Wohnhaus ist unbeschädigt. Sie thun am besten, wenn Sie herüberkommen, um trockene Kleider bei mir anzulegen und etwas zu essen.“

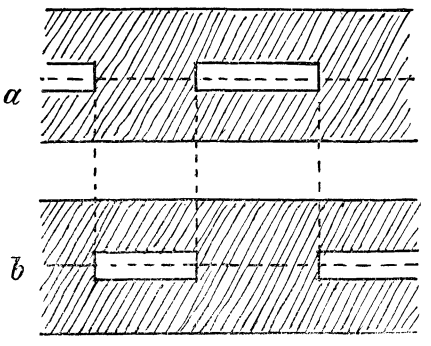
Das war gut gemeint — nicht aber auszuführen. Es war ein Ding der Unmöglichkeit, über den Strom zu gelangen, und so wateten wir niedergeschlagen zu unsern Bäumen zurück.

Zum Glück fällt das Hochwasser in Australien ebenso rasch, als es hereinbricht. Der Strom war zwar noch reißend, das Wasser tobte und wütete, weißen Gischt speiend, allein wir waren fest entschlossen, dem aus Rand und Band geratenen Elemente zum Trotz eine Verbindung mit dem jenseitigen Ufer zu bewerkstelligen, wo der menschenfreundliche Nachbar mit seinen Leuten bereit stand, uns hilfreiche Hand zu bieten. Tommy suchte eine Stelle auf, woselbst der Strom eine für unser Vorhaben geeignete Biegung machte, sprang ins Wasser und versuchte auf die andre Seite zu schwimmen.

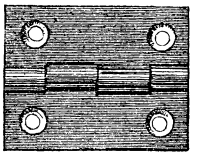
Er wurde wie ein Korkpfropf fortgeschwemmt, als aber gleich darauf ein günstiger Wirbel ihn wieder zurück- und dann näher ans jenseitige Ufer warf, da haschte er nach einem herabhängenden Ast, faßte denselben hurtig und gelangte mit Hilfe Mr. Wellers und dessen Arbeiter glücklich ans Land.

Es wurde nun der Vorschlag gemacht, daß uns unsre Freunde drüben am Ufer, einen nach dem andern, über den Strom ziehen sollten; allein dieses Notmittel wollte uns nicht einleuchten. Plötzlich fuhr mir ein Gedanke durch den Kopf — alte

Spiele aus der Kinderzeit tauchten in meiner Erinnerung auf, darunter eines: „Coppelêns Bridge.“ Ich erklärte Parr diese Bezeichnung, und ohne Zögern wurde zur Ausführung meiner Idee geschritten. Tommy wurde angewiesen, einen Baum auszusuchen, der für unsern Zweck tauglich schien; er kletterte auf diesen hinauf, befestigte das eine Ende eines Seiles an einem starken Aste, machte eine Schlinge an das andre Ende, und nachdem er eine leichte Leine an dieses äußerste Ende angeknüpft hatte, schwang er dieses zu uns herüber. Einer der schwarzen Burschen wurde zuerst im Fluge durch die Luft befördert, als Probe des Experimentes, und er landete glücklich; seine Ankunft wurde mit allseitigem Hallo von beiden Ufern begrüßt. Alsdann kam die Reihe an die beiden eingeborenen Mädchen. Auch diese kamen wohlbehalten hinüber, und nun folgte Mrs. Cassidy, welche aber in der Mitte der Fahrt durch die Lüfte ein Zetergeschrei ausstieß, das selbst das Getöse der Fluten übertönte und alle Echos der Berge weckte. Unsre „Schwingbrücke“ erwies sich als vollständig zweckentsprechend; in kurzer Zeit befanden wir uns alle auf dem Gipfel unsres kleinen „Ararat“, woselbst Vorräte die Menge, von des Nachbars Wohnsitz herbeigeschafft, unsrer warteten, und wo wir an einem riesigen Feuer unsre nassen, vor Frost schlotternden Körper trockneten und erwärmten. Von Barackentrümmern Hütten zu bauen, war für unsre Schwarzen eine leichte Aufgabe; ehe die Dunkelheit hereinbrach, befanden wir uns unter Dach und labten uns an gebratenem Hammelfleisch mit Thee. In wenigen Tagen fiel das Wasser in sein normales Bett zurück, wir sahen uns im stande, unsre Reise anzutreten. Von dem lieblichen, hübschen Polizei-Feldlager war aber kaum eine Spur übrig; von den Gebäulichkeiten lagen nur noch einzelne Trümmer umher. Die Reb- und Rosenstöcke, kurz all die kleinen luxuriösen Bequemlichkeiten, womit Parr sich in den fünf Jahren seines Aufenthaltes in seiner „Buschresidenz“ umgeben hatte, waren verschwunden, ebenso war die Material- und Vorratshütte des Gouvernements fortgeschwemmt worden, und erst später wurde einiges davon in der Bucht aufgefunden, darunter auch mein Sattel, der wie eine Frucht an einem Baumast hing. Die Pferde, auch mein Gaul, waren zum Glück aus dem Weideplatz ausgebrochen und so dem Schicksale der Ochsen, Kühe und Schafe und des andern Gezüchts entgangen. Nie im Leben werde ich dieses Erlebnis in Queensland vergessen.



Der selbstgemachte photographische Apparat. Figur 15.



Der selbstgemachte photographische Apparat. Zu Figur 15.

Wie macht man einen photographischen Apparat?

(Fortsetzung.)

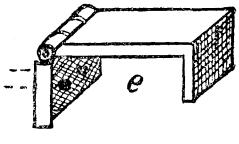
Nun werden die Scharnierstücke am Thürchen und dem schmalen Streifen wechselseitig, wie Figur 15 a und b zeigt, mit einem Meißel herausgeschlagen, die zerschnittenen Drahtstücke entfernt und das Thürchen a mit dem Anschlagteile b durch einen Draht von gleicher Länge verbunden. Wer im Löten Bescheid weiß, kann die Klappenränder verlöten, sonst aber auch zusammennieten. Hierauf nimmt man zwei breite, ungefähr 8 cm lange Uhrfederstücke, durchbohrt sie in der Mitte und nietet sie beiderseitig am Thürchen an (siehe Figur 13 und Figur 15 g, in welch letzterer durch die mittlere Doppellinie das Thürchen, durch die zwei andern Linien die Stellung der Federn gezeigt wird). Letztere sind als Bruchstücke um wenige Pfennige bei jedem Uhrmacher erhältlich, der sie auch in die erforderliche Biegung richten und durchbohren kann. Das Thürchen wird schließlich vorn und rückwärts samt dem Scharnier mit gut deckender Schellackfarbe schwarz angestrichen, und dann über dem Ausschnitte d der Kassette, entgegengesetzt zur Handhabe f Figur 14 (siehe auch Figur 13 c), angenagelt.

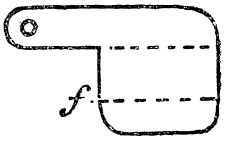
Der zweite Kassettenflügel ist in der vorhin erklärten Weise anzufertigen, nur wird an Stelle des Blechthürchens ein ganz dünnes Rähmchen aufgelegt, in das bei dem Zusammenklappen beider Teile das Thürchen zu liegen kommt. Auch ist nicht zu übersehen, daß die Handhabe des Schiebers, wie es Figur 13 deutlich zeigt, entgegengesetzt anzubringen wäre. Dies ist auch bei Figur 14 durch die schraffierte Stelle angedeutet.

Habt ihr sehr genau gearbeitet, so wird die Doppelkassette mit dem Visierrahmen die gleiche Dicke haben und ebenso wie dieser in den Kamerafalz passen. Um hierin sicher zu gehen, sind schon während der Anfertigung öfters Messungen vorzunehmen, damit etwaige Anstände sofort verbessert werden können, was nach dem Zusammensetzen nur schwer möglich wäre. Ist hingegen die Kassette bloß im Umfange um weniges zu groß geworden, so kann diesem hierdurch abgeholfen werden, daß ihr zwei oder nötigenfalls drei Seiten derselben mit dem Hobel bestoßt und auf das richtige Maß bringt, wobei jedoch ein zu großer Spielraum zu vermeiden ist, damit durch ihn nicht etwa Licht in die Kamera gelangen kann.

Jetzt sind noch die zwei Kassettenflügel an der den Schiebern entgegengesetzten Seite mit Scharnieren zu verbinden und oben und unten mit Schließen zu versehen. Zum Anschlagen nehmen wir zwei oder drei gute Messingscharniere (Figur 15 c oder d) die in jeder Eisenwarenhandlung erhältlich sind, spannen die richtig aufeinandergelegten Teile in eine Klemmvorrichtung, legen die Scharniere auf ihre Plätze, so daß das Schloß

Der selbstgemachte photographische Apparat. Zu Figur 15.





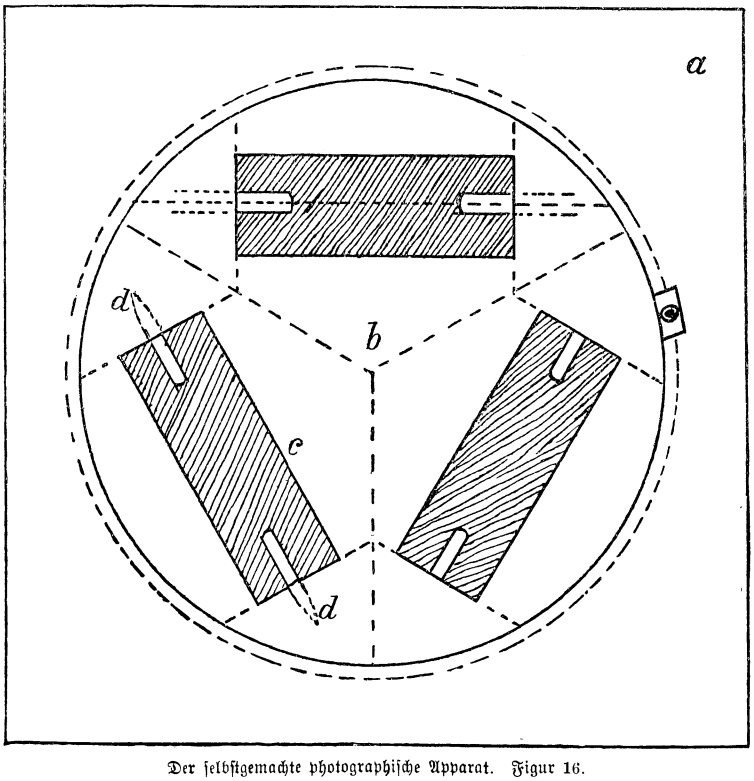
Der selbstgemachte photographische Apparat. Zu Figur 15.

genau in der Mitte ist, zeichnen ihre Umrisse am Holze vor und stechen dann mit einem scharfen Meißel soviel aus dem Holze, daß sie in diese Vertiefungen passen und mit dem Kassettenrande in einer Ebene liegen. Dann werden die Löcher vorgebohrt, und die Scharniere mit 4 oder 5 mm langen Schräubchen angeschraubt.

Zum sicheren Verschlusse sind oben und unten an der Kassette zwei Sperrhaken (Figur 15 e) anzuschlagen. Sie müssen ebenfalls ein Scharnier haben und werden wie letztere im Holze vertieft. Die anzuschraubende Scharnierplatte darf nur 1 cm lang sein, damit die Schräubchen noch im vollen Holze eingelassen werden können, die Breite der Schließe muß der Kassettendicke entsprechen und deren Klappe auf die andre Wand übergreifen. Diese Schlösser sollen nur mit einiger Mühe geöffnet werden können, damit sich die Kassette nicht etwa zur Unzeit öffnet. Da zur Anfertigung dieser zwei Schlösser ein besonderes Geschick erforderlich ist, so wäre es am besten, diese Arbeit durch einen Gürtler ausführen zu lassen.

Einen einfacheren, aber mehr Vorsicht erfordernden Verschluß können wir selbst herstellen. Wir sägen in der Form von Figur 15 f ein 1 mm dickes, 4,5 cm langes und ebenso breites Messingplättchen aus, wobei der schmälere Klappenteil 15 mm Länge und 10 mm Breite erhält; die Ecken und der Langteil werden abgerundet. Hierauf sind beide Flügel der Klappe, die durch punktierte Linien angedeutet sind, in einem Schraubstocke 1 cm breit rechtwinklig umzubiegen. Dieser Schließhaken ist ebenfalls zweimal herzustellen, auf der Ober- und Unterseite im Kassettenholze einzulassen und dann mit Schräubchen anzuschlagen; er muß ebenso stramm passen wie der vorerwähnte.

Bis auf einige Kleinigkeiten, die erst nachträglich zu berücksichtigen sind, ist nun die Kamera fertig, und haben wir uns mit der Herstellung des Laufbrettes (Figur 1 und 2) und des Stativs zu befassen. Wir nehmen hierzu ein 15 mm dickes Brett, richten es rechtwinklig auf 54 cm Länge und 22 cm Breite (Camerabreite) und versehen es auf beiden Seiten, ähnlich wie bei einem Reißbrette, mit gefalzten Schlagleisten, welche in obige Länge einzurechnen sind. Dieses Brett wird dann in drei Teile gesägt, von welchen das erste 11 cm Länge, die beiden andern aber je 21,5 cm erhalten. Sollte daher kein 54 cm langes Brett zur Verfügung stehen, so kann es begreiflicherweise aus 3 Stücken von angegebenen Maßen zusammengesetzt werden. Diese drei Teile werden hierauf wieder durch Scharniere (Figur 15 c), die auf der Oberseite im Holze einzulassen sind, zu einem Ganzen verbunden, wodurch das Laufbrett zusammengeklappt werden kann.

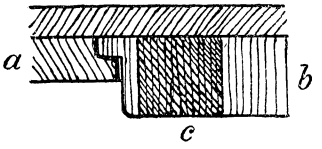


Der selbstgemachte photographische Apparat. Figur 16.

Das Stativ setzt sich zusammen aus dem Stativkopfe und drei verstellbaren Füßen, welch letztere im ersteren eingesetzt werden, dieser aber auf der Unterseite des Laufbrettes befestigt wird. Zum Stativkopfe benötigen wir das Brett a, Figur 16, mit der Drehscheibe b, in welcher drei Rechtecke c ausgesägt sind, die an den Schmalseiten die Eisenbolzen d zum Einhängen der Füße haben. Jeder der Stativfüße ist zusammengesetzt aus den Füßen e, zwei Mittelstäben f und zwei oberen Stäben g, die, um sie in den Bolzen d einfügen zu können, am Ende durchbohrt sind.

Das Kopfbrett a erhält 1 cm Dicke und wird quadratisch mit je einer Seitenlänge von 20 cm geschnitten, in demselben, genau in der Mitte, eine kreisrunde Oeffnung mit 17,8 cm Durchmesser ausgesägt. Am Umfange ist dann ein 6 mm tiefer und ebenso breiter Falz auszustechen oder zu drehen, dessen Ränder sehr glatt zu halten sind. Hierauf lassen wir auf der Drehbank aus 2 cm dickem Hartholze die Scheibe b mit 18,5 cm Durchmesser und mit einem 5 mm breiten und tiefen Falze drehen. Wird diese Scheibe in den Falz des Brettes a gelegt, so soll sie ohne Stockung im Kreise bewegt werden können.

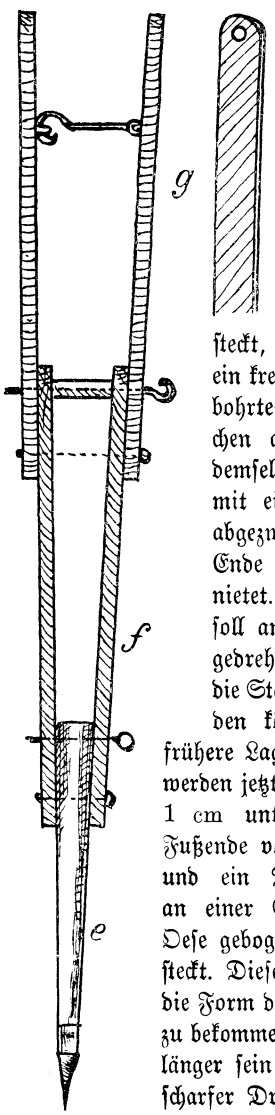
Hierauf werden in dieser Scheibe drei sich genau im Dreiecke gegenüberstehende Rechtecke c, jedes 9 cm lang und 3 cm breit, ausgesägt, deren Stellung in unsrer Figur 16 angegeben ist. Nun richten wir aus 5 mm dickem Eisendraht sechs 3 cm lange Bolzen d her und feilen sie an einem Ende zur Spitze. Da für dieselben das Bohren der Löcher im Innern der Ausschnitte c nicht ausführbar ist, so werden sie an der Scheibe von außen nach innen beiläufig 3 oder 4 mm weit gebohrt, wobei sie genau in der Mittellinie zusammentreffen müssen. Dann sind die Bolzen in die Löcher zu treiben, so daß sie innen 1,5 cm lang vorstehen. Endlich wird die Platte a mit eingelegter Drehscheibe auf die Unterseite des mittleren Laufbrettes geschraubt, wobei auch die kleine Klemmschraube, welche wir späterhin noch genauer bezeichnen und die zum Feststehen der Drehscheibe dient, angebracht werden kann. Das Anschrauben



Der selbstgemachte photographische Apparat. Zu Figur 16.

des Kopfbrettes am Laufbrette ist insofern nicht thunlich, als es für etwaige Nachbesserungen soll herunter genommen werden können.

Zum Stativ, Figur 17, können wir das billigere Buchenholz verwenden. Das unterste Fußstück e wird als konisch runder Stab hergestellt, bekommt eine Länge von 40 cm, unten mit 1 cm, oben mit 2 cm Durchmesser, wird unten mit einer Eisenspitze und Zwinge versehen, und oben auf 10 cm Länge an beiden Seiten flach gehobelt, wie die Durchschnittsfigur e f anzeigt. Ferner richten wir vier je 1 cm dicke, 2 cm breite und 50 cm lange Stäbe f g her, deren Enden abzurunden sind. Zum Vereinigen derselben nehmen wir 3 mm dicke Drahtstücke, wobei folgenderart vorzugehen ist: Die Enden der zwei Stäbe f legen wir auf die abgeflachten Seiten des Fußes e mit 10 cm Berührungsfläche und durchbohren alle drei Stücke 1 cm ober dem Ende der Flachstäbe. Dann wird ein genügend langes Drahtstück durchgesteckt, an jedem Ende ein kreisrundes, durchbohrtes Messingplättchen aufgelegt, nahe demselben der Draht mit einer Kneipzange abgezwickt und jedes Ende sorgfältig vernietet. Der Fuß e soll an diesem Stifte gedreht und zwischen die Stäbe f gelegt werden können. In die frühere Lage zurückversetzt, werden jetzt diese drei Teile 1 cm unter dem oberen Fußende von e durchbohrt und ein Drahtstift, der an einer Seite zu einer Oese gebogen ist, durchgesteckt. Dieses Drahtstück hat die Form der Nebenfigur h zu bekommen, soll um 1 cm länger sein und nur unter scharfer Drehung durch die drei Teile geschoben werden können. (Schluß folgt.)



Der selbstgemachte photographische Apparat. Figur 17.

Mathematische Trugschlüsse.

V.

In der vorigen Aufgabe habe ich nicht bloß den schon beim Stellen der Aufgabe angedeuteten Fehler gemacht, sondern schon vorher einen andern. Ich habe nämlich zuerst die Gleichung

(2) $m = n$

durch

(1) $a - b = c - d$

dividiert. Das war schon nicht gestattet, da $a - b$ und $c - d$ gleich Null sind und durch Null, wie wir schon aus dem ersten meiner Trugschlüsse wissen, nicht dividiert werden darf. Aber dieser Fehler führt diesmal nicht den Widerspruch herbei. Ich habe jedoch noch einen zweiten Fehler gemacht, indem ich die Ungleichung

(4) $$\frac{m}{a \quad b} + 1 > \frac{n}{c - d}$$

mit

$$(a - b) . (c - d)$$

multiplizierte. Ebensowenig wie man eine Ungleichung ohne weiteres mit einer negativen Zahl multiplizieren darf, darf man sie mit Null multiplizieren und $(a - b)(c - d)$ ist ja gleich Null. Während man aber beim Multiplizieren einer Ungleichung mit einer negativen Zahl das Zeichen $>$ in $<$ (und natürlich auch umgekehrt) vertauschen muß, sind beim Multiplizieren mit Null die Zeichen $>$ und $<$ in $=$ zu ändern. Es hätte also aus (4) geschlossen werden müssen

(5) $$m(c - d) + (a - b) . (c - d) = n(a - b),$$

woraus sich dann richtig

$$0 = 0$$

ergibt.

Das Nächste, was ich euch beweisen will, soll die Behauptung sein, daß alle Zahlen notwendig untereinander gleich sein müssen. Das werdet ihr mir gewiß glauben, wenn ich euch beweise, daß es keine zwei Zahlen geben kann, die voneinander verschieden sind. Wäre z. B. $a > b$, so müßte es doch eine Zahl c von der Beschaffenheit geben, daß

(1) $a = b + c$

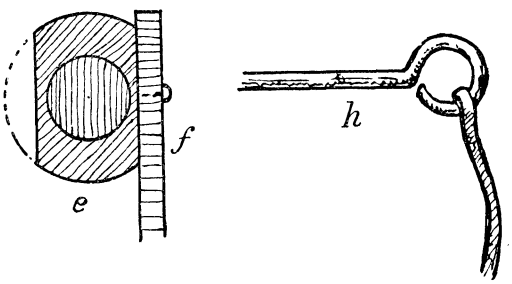
ist. Multipliziere ich nun auf beiden Seiten mit $(a - b)$, so erhalte ich

(2) $a(a - b) = (a - b) . (b + c)$

oder, wenn ich ausmultipliziere,

(3) $a^2 - ab = ab + ac - b^2 - bc.$

Subtrahiere ich nun auf beiden Seiten ac, so erhalte ich



Der selbstgemachte photographische Apparat. Figur 17.

(4) $a^2 - ab - ac = ab - b^2 - bc$

oder

(5) $a(a - b - c) = b(a - b - c)$

und hieraus, wenn ich durch $(a - b - c)$ dividiere,

(6) $a = b.$

Arithmogriph.

10	7	**9**	9	6
10	**11**	4	**6**	5
1	**7**	2	7	**13**
10	**6**	3	**5**	6
6	12	**8**	6	5

Werden die Zahlen in den Feldern des Quadrats durch die richtigen Buchstaben ersetzt, so bezeichnen die wagerechten Reihen:

1) Eine Stadt in Arabien.
2) Eine Zeitbestimmung.
3) Einen Raubvogel.
4) Eine Insel des Mittelländischen Meeres.
5) Einen Schmuckstein.

Sind die richtigen fünf Wörter gefunden, so nennen die acht Buchstaben an den durch stärkeren Druck hervorgehobenen Stellen, welche ein auf der Spitze stehendes Quadrat bilden, eine berühmte Stadt des Altertums.

Zweisilbige Scharade.

Die Erste hat ein Ding erfunden,
Mit dessen Hilfe jedermann
Die schnellste Zweite leicht verwunden
Und ungefährdet töten kann.

Der Wald, wo deutsche Eichen rauschen,
Liebt Eins mit Zwei als Aufenthalt,
Und wenn wir einen Laut vertauschen,
So ist er selbst ein deutscher Wald.

Scherz-Rätsel.

Mit m such's in Amerika,
Doch ohne m ist's dein Papa!

Auflösung der Rechenaufgabe in Nr. 33.

Das größte enthält 100, das mittlere 64, das kleinste 36 Spielmarken.

Auflösung der viersilbigen Scharade in Nr. 33.

„Malaria."

Ein orientalisches Schilda.

Das Städtchen Schelbon bei Damaskus steht in dem Rufe eines Schilda. Die orientalischen Märchenerzähler ergötzen ihre Zuhörer oft mit Berichten über die Schelboner Streiche. Hier nur ein Beispiel. Einstmals hatte ein Schelboner Schuljunge die Hand in einen ziemlich enghalsigen Krug gesteckt, um zu den darin befindlichen Nüssen zu gelangen. Der Junge packte soviel Nüsse mit seiner Hand, daß er diese durch den Hals des Kruges nicht wieder herausziehen konnte. Er schrie jämmerlich um Hilfe und die herbeieilenden Schelboner zogen nun teils am Kruge, teils an dem Jungen, um dessen Hand wieder frei zu machen. Aber dies gelang nicht und der kleine Tropf schrie immer stärker. Da holten die Schelboner ihren Kadi, damit er rate, was zu thun sei. Dieser kluge Mann sah sofort ein, daß hier nichts andres als das Abhauen der Hand helfen könne, und wollte schon die nötigen Maßregeln ausführen lassen, als ein Fremder hinzukam und nach der Ursache des Volksauflaufes frug. Man zeigte ihm den an den Krug gefesselten Jungen, und der Fremde gebot ihm, die Nüsse, die er in der Hand hatte, fallen zu lassen. Der Junge that dies und konnte dann die Hand wieder herausziehen. Ein allgemeiner Ruf des Erstaunens machte sich ringsum Luft.

Indischer Spruch.

Männer zieren weder Spangen,
Noch auch Kränze blütenklar,
Weder Schmuck und duft'ge Salben,
Noch gekräuselt Lockenhaar.
Einzig ziert die freie Rede
Männer, die nicht unverständig,
Andrer Schmuck ist all' vergänglich,
Dieser Schmuck allein beständig.

Das Vermächtnis des Inka.

Von Karl May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers", „Geist der Llano estakata", „Kong-Kheon, das Ehrenwort", „Die Sklavenkarawane", „Der Schatz im Silbersee" u. a.

(Fortsetzung.)

„Hauka," rief Anton, „der Jaguar!" Eben kam der Inka um die andre Seite der Pferdegruppe. In demselben Augenblicke that der Jaguar den Sprung auf Anton zu. Dieser jagte ihm eine Kugel entgegen, wurde aber von dem Tiere niedergerissen. Er fühlte die schwere Last der Bestie auf sich liegen und roch den stinkenden Hauch derselben. Er war sicher, nun von den Krallen zerfleischt, von den Zähnen zermalmt zu werden; da aber hörte er über sich einen Krach, wie wenn man mit einer Axt auf den Hackstock schlägt; der Jaguar richtete

> Die Pflicht sei in deinem Leben unverrückbar und unabhängig von deinen Neigungen, deinem Geschmack und Willen. Die Pflicht ist der Mittelpunkt des Daseins, welcher nie verrückt werden darf; sie ist der Fels im Meere, auf den man sich flüchtet, an dem Ebbe und Flut unsrer Wünsche und Neigungen sich brechen, selbst wenn die Stürme des Schicksals toben.
>
> Johannes Wille.

. . . Als der Gambusino die beiden kleinen Roten erblickte, machte er eine Gebärde der Ueberraschung und rief dann aus: „Ay maravilla — o Wunder! Wen treffen wir hier? Das sind ja alte, liebe Bekannte!" . . . . .

sich halb auf und rollte dann, ohne einen Laut auszustoßen oder nur zu röcheln, zur Seite. Anton fühlte sich von der Last frei; es war ihm aber, als ob er es noch gar nicht glauben dürfe; darum blieb er noch liegen. Da beugte sich der Inka über ihn und fragte in liebevollem Tone:

„Bist du verletzt, Antonio? Hat dich seine Kralle oder sein Rachen getroffen?"

„Ich glaube nicht," antwortete der Gefragte. „Es thut mir nichts weh. Da liegt das Tier. Was ist mit ihm?"

„Es ist tot; ich habe es mit meinem Humantschuay erschlagen. Eben als du mich gerufen, sprang er auf dich ein. Du gabst ihm eine Kugel und ich sprang hinter ihm her, um ihm mit dem Kolben den Schädel einzuschlagen. Steh auf, daß wir sehen, ob du Schaden erlitten hast!"

Anton erhob sich. Es war ihm nichts geschehen. Selbst sein Anzug war vollständig unverletzt. Ob der Schuß das Tier so konsterniert hatte, daß es seine scharfen Waffen nicht sofort gebraucht hatte?

Der Gerettete drückte seinen Retter innig an sich und sagte: „Ohne dich lebte ich jetzt nicht mehr; ich wäre zerfleischt. Wie kann ich dir danken?"

„Dadurch, daß du mich immer so liebst, wie du mir jetzt gewogen bist. Das ist mir lieber als alles. Doch laß uns nun zu den Unsrigen zurückkehren."

„Und was geschieht mit dem Tiger?"

„Den lassen wir einstweilen liegen; die Cambas mögen ihn holen."

Sie kamen aber noch nicht von der Stelle fort, eben jetzt kam der Vater Jaguar. Er hatte den Ruf Antons und den Revolverschuß gehört und war dem Bedrängten zugeeilt. Als er den Fall übersah, bückte er sich zu dem Raubtiere nieder, untersuchte dasselbe und sagte dann:

„Ein Weibchen, ein gewiß fünfjähriges Weibchen. So einen großen Jaguar habe ich noch selten gesehen. Hauka, du bist wirklich ein junger Held, vor dem ich alle Achtung habe. Und welch ein gewaltiger Hieb! Du hast ihm den Schädel eingeschlagen. Hier nimm meine Hand! Ich muß dir die deinige drücken und schütteln, denn ich bin überzeugt, daß du einst ein tüchtiger Mann sein wirst."

Dieser Händedruck war dem jungen Inka sehr viel wert. Eine Anerkennung von diesem Manne galt ihm höher, als das Lob vieler andrer.

Die drei kehrten nach dem Dorfe zurück. Als die in demselben Befindlichen das Abenteuer erfuhren, brachen sie alle, Männer, Weiber und Kinder, auf, um den Jaguar im Triumphzuge heimzuholen. Er wurde sofort aus der Haut geschält. Das Fell gehörte natürlich dem Inka, da dieser das Tier erlegt hatte; er nahm es aber nicht an, sondern schenkte es Anton als Andenken an die Gefahr, aus welcher er von dem Freunde gerettet worden war. Haukaropora hatte schon bisher die Teilnahme der ganzen Gesellschaft genossen; von heute an bemerkte man noch viel deutlicher, daß sie ihn wirklich achteten und einem erwachsenen Manne für gleichwert hielten.

Die Bewohner des Dorfes räumten mehrere Häuser, damit ihre Gäste einmal unter Dach schlafen konnten. Die Folge davon, daß der Häuptling Boten ausgesandt hatte, war noch vor morgens zu bemerken, denn es stellten sich schon während der Nacht viele Krieger aus den näher liegenden Dörfern ein. Im Laufe des Vormittags kamen noch viel mehr und dann auch mit Sack und Pack diejenigen Familien, welche vor den Abipones hatten weichen müssen, weil ihre Wohnungen auf der Route derselben lagen.

Es wurden diejenigen Krieger ausgesucht, welche die meiste Intelligenz besaßen; diese erhielten Schießgewehre. Gewehre bekamen natürlich auch alle Häuptlinge, welche mitgekommen waren, und deren gab es nicht wenige, weil jedes Dorf einen Häuptling hat. Sie werden Kaziken genannt. Diese Leute zeigten sich sehr anstellig, so daß der Vater Jaguar am Abende des zweiten Tages sagen konnte, er sei überzeugt, daß ein jeder seine Schuldigkeit thun werde. Um diese Zeit befanden sich über sechshundert junge, rüstige Cambaskrieger in dem Dorfe. Da gab es natürlich zu backen und zu braten die Hülle und die Fülle. Die armen Leute mußten fast alles hergeben, was sie an Nahrungsmitteln im Vorrate besaßen. Mußten doch die Krieger, wenn sie auszogen, sich für mehrere Tage mit Proviant versehen, da man die Ereignisse nicht vorherzusehen vermochte. Der Vater Jaguar tröstete sie aber mit der Versicherung, daß der Besiegte gezwungen sein werde, alle Kriegskosten zu bezahlen und vielleicht auch noch mehr zu erstatten. Waren die Verbündeten doch schon jetzt in den Besitz guter Gewehre und außerdem von achtzig sehr brauchbaren Pferden gekommen.

Am nächsten Morgen verließ der Vater Jaguar mit dem Inka und dem alten Anciano das Dorf, um dem Feinde als Kundschafter entgegenzureiten. Es galt nämlich nicht nur, möglichst genau die Zeit der Ankunft der Abipones zu erfahren, sondern es war ja auch möglich, daß sie nicht den erwarteten Weg eingeschlagen hatten. In diesem Falle mußten ganz andre Dispositionen getroffen werden, und da war es höchst notwendig, die Richtung, aus welcher sie kommen würden, auszuspähen. Er nahm gerade Hauka und Anciano mit, weil er wußte, daß diese im Kundschaften Vortreffliches leisteten. Am folgenden Morgen sollten die Krieger der Cambas dann nach dem Thale des ausgetrockneten Sees ziehen, um dort diejenige Aufstellung zu nehmen, welche er ihnen ebenso deutlich und bestimmt wie ausführlich vorgeschrieben hatte. Angeführt sollten diese Leute während seiner Abwesenheit von dem treuen und geschickten Geronimo werden, ein Umstand, welcher den Aerger des Lieutenants Verano von neuem auflodern ließ.

Als der Anführer mit seinen beiden Begleitern fortgeritten war, sagte Doktor Morgenstern zu seinem Fritze:

„Jetzt ist er nicht mehr da. In seiner Anwesenheit konnte ich unmöglich wagen, meinen Plan auszuführen. Er hat die Augen überall und hätte unser Verschwinden sofort bemerkt. Dann wäre er uns nachgeeilt, um uns zurückzuholen."

„Und dat wäre eine Blamage jewesen, die mir tüchtig jeärgert hätte," bemerkte Fritze. „Also Sie denken noch oft und manchmal daran, Ihren Plan auszuführen?"

„Ja. Je länger ich es mir überlegte, desto mehr habe ich eingesehen, daß ich sonst um diese herrlichen Knochen komme. Wirst du mich im Stiche lassen?"

„Fällt mich nicht im Traume ein! Lieber lasse ich mir selbst im Stiche, als Ihnen; dat wissen Sie ja."

„Nun gut, so wird es ausgeführt."

„Aber wann?"

„Wann denkst denn du? Am Tage wird es wohl nicht möglich sein?"

„Nein, denn dieser Jeronimo, mit die jroße Habichtsnase, würde uns nicht fortlassen. Wir können also nur des Nachts ausrücken. Da wird es auch nicht bemerkt, wenn wir die Pferde beiseite führen und auch die Sattels unbemerkt mitjehen heißen."

„Wieviel Pferde nehmen wir?"

„Zwei Reit- und drei Packpferde. Mehr brauchen wir nicht. Riemen zum Festbinden der Knochen werde ik mich auch verschaffen. Lassen Sie dat allens nur mich über. Sie wissen, daß Sie sich auf mir verjiften können."

Der schlaue Patron beschäftigte sich den ganzen Tag mit den Vorbereitungen, welche die Ausführung dieses unvorsichtigen Vorhabens nötig machte. Am Abende ging man sehr zeitig schlafen, da morgen früh ausmarschiert werden sollte, und so kam es, daß er um Mitternacht seinem Herrn sagen konnte, daß alles bereit und fertig sei. Er hatte im Laufe des Abends drei Packsättel und zwei Reitsättel nach dem Walde geschafft und dann auch die Pferde heimlich hingeführt und angebunden. Jetzt nahmen sie ihre Waffen an sich und huschten davon. Als sie bei den Pferden ankamen, sattelten sie dieselben, hingen die Packpferde aneinander, um sie nebenher zu führen, stiegen dann auf und ritten davon, natürlich in derselben Richtung, aus welcher sie drei Tage vorher gekommen waren. Als sie das Dorf weit genug hinter sich hatten, lachte Fritze vergnügt auf und sagte:

„Wat für ein Schreck wird dat früh sein, wenn sie sehen, daß wir verschwunden sind! Ik bin bejierig, zu erfahren, wat sie dann machen werden, um sich wieder mit unsre hochzuverehrende Gejenwart zu beglücken."

„Sie werden sich keine große Mühe geben. Uebrigens ist mir das höchst gleichgültig, wenn ich nur zu meinen Knochen komme. Hoffentlich liegen sie noch an demselben Orte.

„Wer soll sie wegjenommen haben? Es hat nicht jeder sonne Passion darauf, wie wir. Die Knochen sind noch da!"

„Aber ob wir sie finden!"

„Janz sicher."

„Der Mond ist so dünn wie ein Messerrücken und man sieht kaum, wohin man reitet!"

„Ik verlasse mir nicht auf den Mond, sondern auf mein Jedächtnis. Ik weiß die Richtung so jenau, als ob ik hier zwanzig Jahre lang Briefträger jewesen wäre."

Ja, die Richtung kannte er und hielt sie auch ein, aber als sie dann den Wald vor sich hatten, bildete dieser eine dunkle, zusammenhängende Masse, und es war ihnen ganz unmöglich, die Stelle zu finden, an welcher sie vor drei Tagen unter seinen Bäumen heraus und auf die freie Ebene gekommen waren. Sie mußten also absteigen und dann warten, bis die Sonne aufgegangen war. Selbst dann suchten sie längere Zeit, hielten verschiedene Stellen für die richtige und mußten mehrmals umkehren. Es war wohl schon zwei Stunden lang Tag, als sie ganz zufällig auf die Fährte des Vater Jaguar trafen, die ihnen nun als Richtschnur dienen konnte. Diese Fährte war nach so langer Zeit noch erhalten, weil hier das Gras hoch und dicht stand und die Reiter es nicht für nötig gehalten hatten, vorsichtig zu sein. Indem die beiden derselben von jetzt an folgten, kamen sie glücklich durch den Wald bis an den kleinen Bach und, dann diesen zum Führer nehmend, hinab in das Thal des ausgetrockneten Sees.

Hier ließen sie ihre Pferde trinken und ein wenig verschnaufen, und dann setzten sie ihren Weg fort. Sie sahen auch jetzt noch sehr deutlich die Spur des Vater Jaguar und seiner beiden Begleiter. Als sie das Thal hinter sich hatten, blieb Fritze nachdenklich halten, sah vom Pferde herab auf diese Spur nieder und sagte:

„Wenn ik mir nicht irre, so hat der Vater Jaguar sich jeirrt, und wenn er recht jehabt hat, so muß ik mir wejen meines Irrtums schämen."

„Wieso? Was meinst du damit?" fragte der Doktor.

„Er ist zu weit nach links jeritten. Der richtije Weg jeht mehr da nach rechts hinüber."

„Du wirst dich täuschen. Der Vater Jaguar ist nicht der Mann, sich im Wege, lateinisch Via oder Trames genannt, zu irren."

„Aber ik kann alle meine fünf Jedanken zusammennehmen, so komme ik doch auf keine andre Ahnung. Ob er sich vielleicht ein andres Ziel jesetzt hat?"

„Nein. Er nimmt an, daß die Feinde genau daher kommen, woher wir auch gekommen sind, und so versteht es sich von selbst, daß er ihnen nach dem Sumpfe der Knochen und noch weiter entgegengeritten ist."

„Wenn dat richtig ist, so ist mich das Augenmaß vollständig verloren jegangen. Als wir hierher kamen, sind wir schnurjerade auf dieses Thal zujeritten, wir hatten es jerade der Nase nach vor uns liegen. Und wenn ik mir jetzt auf diese Spur stelle, so liegt es von mich aus zu viel nach links. Der Vater Jaguar muß also abgewichen sein."

„Gewiß nicht. So ein Mann macht keinen solchen Fehler."

„Dat scheint auch mich richtig zu sind. Ik denke, daß ich mir eher irre als er. Wie reiten wir also?"

„Gerade so wie er. Dann kommen wir ganz sicher nach dem Sumpfe der Knochen."

„Jut, ik will Ihnen jehorchen. Hoffentlich kommen wir nicht nach Connewitz, anstatt nach Stötteritz."

Sie folgten der Spur also auch noch fernerhin. Es vergingen einige Stunden, und doch kamen sie nicht an eine einzige Stelle, von welcher sie mit Bestimmtheit sagen konnten, daß sie auf ihrem Herwege an derselben gewesen seien. Dann gab es sandigen Boden und die Fährte war nicht mehr zu sehen. Sie hielten die bisherige Richtung genau fest, obgleich die Gegend ihnen vollständig unbekannt vorkam. Wieder verging eine längere Zeit; da parierte Fritze die Pferde und sagte:

„Ik habe mir doch nicht jeirrt; wir sind falsch jeritten. Wir müßten nun längst an dem Sumpfe sein."

„Das ist wahr. Aber der Vater Jaguar kann sich doch nicht im Wege täuschen!"

„So hat er eine Absicht jehabt, einen Jrund, den Sumpf zu vermeiden."

„Und wir haben eine kostbare Zeit verloren. Was ist zu thun, lieber Fritze? Müssen wir umkehren und etwa wieder nach dem Thale des ausgetrockneten Sees zurück?"

„Dat thue ik nicht, auf keinen Fall. Wir sind zu weit links, also brauchen wir nur nach rechts zu reiten, so kommen wir dahin, wo der Dichter oft und manchmal singt: „An der Quelle saß der Knabe." Und weil wir zu weit vorgekommen sind, müssen wir uns jetzt zurückhalten, in Summa also rückwärts nach rechts. Wenn wir auch dann nicht an den Sumpf kommen, so lasse ik mir in Butter braten und esse mir selbst als Kalbskotelette auf."

Diese Berechnung war allerdings sehr richtig, und da sie derselben folgten, kamen sie nach längerer Zeit auf bekanntes Terrain, bogen auf demselben um und sahen dann die Uferbäume des Knochensumpfes vor sich liegen. Leider aber war nun der Tag fast verstrichen, und die Sonne befand sich schon im letzten Achtel ihres Tagebogens. Später erfuhren sie, war-

um der Vater Jaguar nach links abgewichen war.

An dem Sumpfe angekommen, stiegen sie ab und führten die Pferde, um sie dort anzubinden, vorsichtig in die Nähe der Stelle, wo sie die Knochen liegen gelassen hatten.

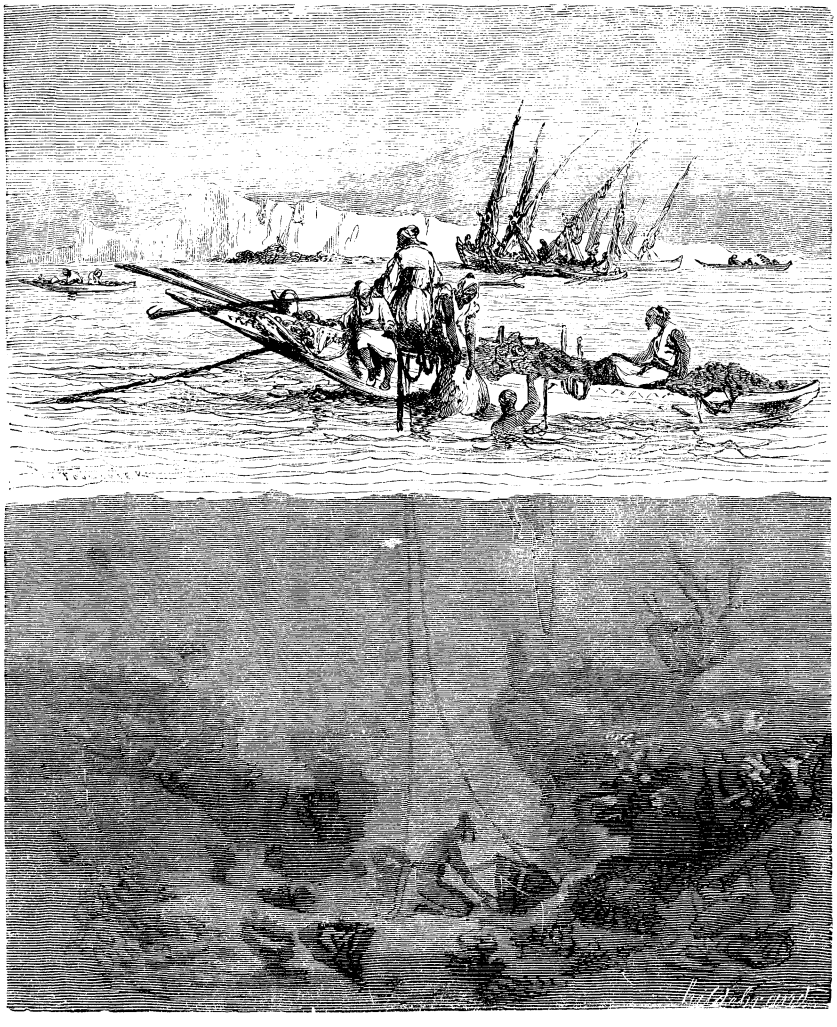
„Nun heißt's schnell machen," meinte Fritze. „In einer Stunde wird es Nacht. Bis dahin müssen wir die Fracht im Sattel haben. Dann wieder fort."

„Nicht hier bleiben?"

„Nein. Es ist ja heute der letzte Tag, und da könnten die Abipones kommen. Dat wäre ein Jaudium for ihnen, wenn sie mir und Ihnen erwischten!"

„Ehe die kommen können, kommt der Vater Jaguar vorüber. Sobald er sie erblickt, wird er schnell wieder umkehren."

„Dat sollte man denken; aber ik kann mir nicht darauf verlassen, da er schon einmal nicht so jeritten ist, wie wir jedacht hatten. Jehen wir an die Arbeit; aber nehmen Sie Ihnen vor die Krokodile in acht! Heute sehe ik erst, wie massenhaft sie hier vorhanden sind."



Schwammfischerei an der syrischen Küste.

Diese Worte Fritzes waren sehr wohl berechtigt, denn wenn man aufmerksam über die Wasserfläche, ganz besonders in der Nähe der Ufer, blickte, konnte man wohl hunderte von diesen Eidechsen sehen. Die Knochen lagen noch so da, wie sie verlassen worden waren. Die beiden Männer machten sich daran, sie in Bündel zusammenzuschnüren. Das ging aber nicht so rasch, wie Fritze es wünschte, denn sein Herr hatte ihm allerlei zu zeigen, zu erklären und hundertmal zu bitten, doch ja die größte Behutsamkeit anzuwenden, damit nichts beschädigt werde. Da gab es bald hier eine Kleinigkeit abzukratzen, bald mußte eine Stelle mit einer Handvoll Wasser gereinigt werden. Die Zeit verging und die beiden achteten nicht auf das, was in der Nähe des Sumpfes geschah. Da hörten sie plötzlich eine laute Stimme sprechen. Sie hatten im Schilfe gekauert und fuhren empor, um zu sehen, wer so unerwartet hier anwesend sein könne. Sie befanden sich hinter einem Buschwerke, welches sie verdeckte, konnten aber zwischen den Zweigen desselben hindurchsehen. Was sie da erblickten, war ganz geeignet, sie im höchsten Grade besorgt zu machen.

Da draußen kam nämlich ein ganzes Heer von Reitern und Fußgängern angezogen. Man sah, daß diese Leute in einiger Entfernung vom Sumpf Halt machen wollten. Jedenfalls beabsichtigte man die Nacht da zuzubringen, und in der Nähe des Sumpfes zu lagern. Einige Reiter, vielleicht zwölf oder vierzehn, waren ganz herangekommen, denn sie hatten von weitem die fünf Pferde gesehen, bei denen sie jetzt hielten. Einer von ihnen war ein Indianer; die andern gehörten der weißen Rasse an. Sie stiegen von ihren Pferden und begannen nach rechts und links im Schilfe nach Spuren zu suchen. Da sie höchstens vierzig Schritte entfernt waren, konnte man ihre Gesichtszüge deutlich erkennen.

„O Jerum, ist dat eine Weihnachtsbescherung!" raunte Fritze seinem Herrn zu. „Warum haben Sie doch so lange geplaudert und gezaudert! Wir konnten längst über alle Berge sind und sitzen nun im schönsten Pfannkuchen drin. Ik habe mich's doch fast jedacht! Kennen Sie diese Kerls?"

„Leider ja," antwortete der Doktor, welchem es höchst ungemütlich zu werden begann. „Wenn ich mich nicht irre, so sehe ich dort jenen Antonio Perillo, der auf mich geschossen hat, und auch den Kapitän Pellejo, der uns bei der Gigantochelonia überraschte."

„Und auch den langen, starken Menschen, welchen sie den größten Jambusino nannten! Herr Doktor, schauen Sie hinaus ins Land! Dat sind doch wenigstens achthundert bewaffnete Menschen. Und wer sind sie? Die Abipones! Dat ist eine Suppe, welche uns sehr jesalzen vorkommen wird. Sehen Sie, daß diese Menschen nach uns suchen! Sie denken, wo Pferde sind, müssen auch Reiters sind."

„Können wir nicht fliehen, mein lieber Fritze?"

„Wohin denn? Hinaus zu die Kerls oder hinein in dat Wasser? Dort fangen uns die Roten, und hier fressen uns die Krokodile."

„So bleiben wir hier hinter den Büschen stecken. Vielleicht finden sie uns nicht. Ist es dann dunkel, was der Lateiner caliginosus oder obscurus nennt, so fliehen wir."

Cook den Dolmetscher nach dem Fort bestellt, damit derselbe an einer Beratung teilnehme, die mit den Häuptlingen der im nördlichen Kalifornien wohnenden Indianerstämme abgehalten werden sollte. Cleveland Clafflin aber leistete der Aufforderung gegen seine sonstige Gewohnheit keine Folge, und Bill wurde entsendet, um die Ursache seines Ausbleibens zu erkunden. Der Mann hatte das Blockhaus leer und keine Spur von dem Dolmetscher und dessen Tochter gefunden, ein beschriebenes Stück Papier ausgenommen, welches auf dem roh zugehauenen Tisch lag und in Normas schwerfälligen und kaum entzifferbaren Schriftzügen das folgende enthielt:

„Buffalo Bill. Lebe wohl. Gomez Torres hat mir die Nachricht gebracht, daß du die Lena Hermann, die Quartiermeisterstochter im Fort Jones, heiraten wirst. Mein Vater ist in der letzten Nacht plötzlich gestorben und ich gehe zurück zu den Lagerfeuern der Modocs, des Stammes meiner Mutter. Der Vater meiner Mutter war ein großer Häuptling. Ich kehre nicht wieder in diese Gegend zurück. Ich habe geglaubt, du würdest mich zu deiner Frau begehren, doch du bist blind gewesen oder du hast nicht sehen wollen. Mein ferneres Schicksal ist mir gleichgültig. Gomez Torres verachtet die Halbindianerin nicht; warum soll ich nicht sein Weib werden? Du wirst mich niemals wiedersehen. Norma."

Das war vor zwei Jahren gewesen.

Damals war er mit der Tochter des Quartiermeisters Hermann in der That verlobt, ein Jahr darauf hatte er dieselbe geheiratet und seitdem im Fort Jones seine Häuslichkeit eingerichtet. Niemals war ihm eine Ahnung gekommen, daß Norma daran gedacht hatte, sein Weib zu werden.

Vor kurzer Zeit hatte die Geburt eines Knäbleins das junge Ehepaar noch glücklicher gemacht.

An alle diese Ereignisse dachte Bill, als er die Hütte erreichte. Er band sein Pferd an den zerbrochenen Zaun und lenkte dann den Schritt zu einem kleinen Grabhügel, der letzten Ruhestätte des Dolmetschers. Er hatte von der Tochter seines toten Freundes nie wieder etwas vernommen und es war ihm gänzlich unbekannt, ob sie den Gomez Torres geheiratet hatte oder wo sie sich jetzt aufhielt.

Als er erfahren hatte, daß der Renegat zur Zeit des Todes des Dolmetschers in dessen Rancho zum Besuch gewesen war, war ihm unwillkürlich der Verdacht gekommen, daß die Sache nicht mit rechten Dingen zugegangen sein könne. Gomez stand in dem Ruf eines rachsüchtigen, grausamen und tückischen Menschen, und schon der Umstand, daß er seine Blutsgenossen verlassen hatte, um sich den Indianern anzuschließen, sprach laut gegen ihn.

Cleveland Clafflin hatte gewußt, daß Gomez seine Tochter zum Weibe zu begehren die Absicht hatte, war aber damit nichts weniger als einverstanden gewesen. In einem Gespräch mit Bill hatte er geäußert, daß er den abtrünnigen Mexikaner verachte und nimmer in eine Heirat seiner Tochter mit demselben willigen werde, auch wenn Norma bereit wäre, eine solche Verbindung einzugehen, woran er übrigens sehr zweifelte.

Der Dolmetscher war bis zuletzt ein Mann von festester Gesundheit gewesen, die er seinem einfachen und mäßigen Leben verdankte.

„Cleveland ist das Opfer eines Schurkenstreichs geworden," murmelte der Skaut vor sich hin, als er an dem niederen, grasüberwucherten Grabhügel stand. „Der Schuft, der Torres, wußte, daß der Alte ihm niemals freiwillig seine Tochter geben würde, und da hat er ihn aus dem Wege geräumt — auch etwas Geld soll dagewesen sein .... freilich ist es möglich, daß ich mich irre; ein plötzlicher Tod kann jeden ereilen."

Kurze Zeit nach Cleveland Clafflins Tode hatte Gomez Torres sich um die nun freigewordene Stelle eines besoldeten Regierungsdolmetschers beworben, deren Inhaber fortan im Fort Jones wohnen sollte. Er war hierfür keineswegs der ungeeignete Mann, allein weil die Stelle ein Vertrauensposten war, und weil unter Umständen das Wohl und Wehe nicht nur der Ansiedelungen, sondern auch der Truppen und des Forts von der Zuverlässigkeit des Dolmetschers abhing, so hatte Bill seinen ganzen Einfluß geltend gemacht, um die Anstellung des Renegaten zu verhindern, dessen tückischer und falscher Charakter ihm wohl bekannt war.

Torres hatte dies erfahren und das Fort mit einem zähneknirschenden Racheschwur verlassen.

Zufällig aber befanden sich die Indianer im Frieden mit den Grenzen und so bot sich ihm lange keine Gelegenheit, seine finsteren Rachepläne auszuführen.

„Ich würde mich gar nicht wundern," fuhr Buffalo Bill in seinem Selbstgespräch fort, „wenn es sich herausstellte, daß Torres die Modocs zu ihrem jetzigen Kriegszuge aufgestachelt hat. Sie wollen die Ansiedler aus dem Thal vertreiben, und bei dieser Gelegenheit hofft der Mexikaner sich an mir rächen zu können. Wenn ich nur wüßte, was aus Norma Clafflin geworden ist. Warum hat das Mädchen nicht den wackeren Nevada Ned genommen, den Jäger des Forts? Er hatte die halbblütige Schönheit gern und ihr auch kein Hehl daraus gemacht. Dann säße sie jetzt im Glücke, hätte einen braven Gatten und obendrein dreihundert Morgen des besten Ackerlandes im Pittflußthale."

Er schlenderte zum Rancho zurück, führte das grasende Pferd in eine nahegelegene dichte Baumgruppe, in der es mehr Deckung hatte, und betrat dann die verlassene Blockhütte. Er hütete sich, Feuer anzumachen, dessen Rauch ihn verraten konnte, und nahm nur ein einfaches Mahl von gedörrtem Fleisch und etwas Hartbrot zu sich.

Nach einem Trunk aus dem nahen Quell zündete er seine Pfeife an und setzte sich auf die Schwelle der offenen Thür.

Er war müde, sehr müde, dennoch aber durfte er sich nicht dem Schlafe überlassen. Die Modocs konnten jeden Augenblick wieder auf seine Fährte kommen, und dann mußte er bereit sein, sich auf den treuen Dakota, wie er seinen Hengst nannte, zu schwingen und sein Heil in weiterer Flucht zu suchen.

Die Nacht senkte sich allgemach auf das Thal herab, die Sterne erschienen am Firmament und die silberne Mondsichel glänzte durch das dunkle Gezweig der leise rauschenden Bäume. Alles rings in der Natur überließ sich der Ruhe, nur die Nachtvögel begannen ihren lautlosen, geisterhaften Flug über die Lichtungen. Eine bleierne Schlafsucht umfing die Sinne des Pfadfinders, sein Haupt fiel nach vorn auf die Brust, die Pfeife entsank den willenlosen Lippen und trotz aller Vorsätze entschwebte sein Geist in die Regionen der Vergessenheit.

Der Schlaf that ihm wohl. Seit drei Tagen hatte er keine Gelegenheit gefunden, auch nur eine Stunde ungestörter Ruhe zu genießen.

Ringsumher herrschte tiefes Schweigen.

Da erhob sich ein dunkler Kopf über dem Rande des Abhanges, der zum Flusse hinabführte und der nur eine kurze Strecke von dem Rancho entfernt war.

Der Federschmuck auf diesem Kopfe verriet, daß derselbe einem Indianer angehöre.

Der Wilde betrachtete den Skaut einige Minuten lang von ferne und als er wahrnahm, daß derselbe fest schlief, schwang er sich über den Felsenrand empor und näherte sich lautlosen Trittes.

Bill lächelte im Schlaf und murmelte Worte vor sich hin. Er träumte von seinem freundlichen Heim im Fort Jones, seine Gedanken weilten bei Weib und Kind.

In der Ferne auf dem Wege, den er selber gekommen war, aber zog schnell eine Reiterschar heran, ein wilder Troß blutdürstiger Modocs . . . . .

Der indianische Krieger stand jetzt dicht vor dem Schlafenden.

(Fortsetzung folgt.)

Erzherzog Karl bei Aspern.

Erzherzog Karl von Oesterreich, einer der gefeiertsten Feldherren dieses Jahrhunderts, hatte sich in den Kriegen von 1793 bis 1805 unvergängliche Lorbeeren erworben und sich dann 1806 als Generalissimus und Kriegsminister der Reorganisation der österreichischen Armee gewidmet, so daß das Kaisertum im Jahre 1809, als die Kriegserklärung an Napoleon erfolgte und der patriotische Geist den österreichischen Doppeladler zu freiem Flügelschlage erhob, 300 000 Mann Linientruppen und 200 000 Mann Landwehr unter den Waffen hatte.

Drei Heere ließ das österreichische Staatsoberhaupt zugleich ins Feld rücken. Das erste unter Erzherzog Karl ging die Donau aufwärts nach Bayern, das zweite operierte unter Erzherzog Johann in Italien gegen Eugen, den Vizekönig von Italien, das dritte unter Erzherzog Ferdinand wandte sich gegen das polnische Hilfsheer unter Poniatowski.

Napoleon, schnell gerüstet und durch die Rheinbundfürsten und durch Bayern verstärkt, zog nun mit seinen Truppen unter den besten Führern wie Davoust, Masseau, Lannes und andern rasch gegen den Osten. Zu Donauwörth hielt er Heerschau und ergoß sich bei dieser Gelegenheit in einer pomphaften Rede, worin er den Untergang Oesterreichs im voraus verkündigte.

Dies machte auf Oesterreich jedoch wenig Eindruck, wußte dasselbe doch dem großen Schlachtenlenker seinen besten Feldherrn, Erzherzog Karl, gegenüber, dessen militärische Leistungen ihm eine Art von Glorienschein um das Haupt gewoben hatten. Der Erzherzog besaß Talent, Zähigkeit und Ausdauer, eine großartige Ruhe, selbst in der Schlacht, persönlichen Mut und soldatische Tapferkeit.

Napoleon blieb durch seine blitzartigen Vorstöße in einer Reihe von blutigen Kämpfen bei Hausen, Tann, Abensberg, Landshut, Eggmühl und Regensburg dennoch siegreich. Bei Eggmühl kämpfte Davoust besonders tapfer und wurde zum Prince d'Eggmühl ernannt. Bei Regensburg wurde Napoleon am rechten Fuße verwundet. Die Oesterreicher kämpften tapfer und verteidigten jeden Fuß Landes mit Heroismus, aber sie waren der Genialität Napoleons gegenüber unglücklich. Dieser Zug von Hausen bis Regensburg wird von unparteiischen Kritikern Napoleons als ein Meisterstück der Kriegsführung, welches seinesgleichen sucht, zugerechnet. Man erzählt sich allerdings von der Tapferkeit der Oesterreicher Wunderdinge. So warf ein Grenadier Feuer in die Pulverwagen und sicherte den Seinigen mit Aufopferung des eigenen Lebens den Rückzug. General Hiller verteidigte Schloß Ebelsberg mit einer Bravour, die selbst von den Franzosen anerkannt wurde. Dessenungeachtet sandte Napoleon prahlerische Bulletins in die Welt, welche behaupteten, das Feuer des Himmels habe die Oesterreicher gefressen, als Strafe für den Meineid, mit dem man den Frieden gebrochen, wobei er unzart genug war, die Taktik seines Gegners der Lächerlichkeit preiszugeben. Je mehr Widerstand er fand, desto heftiger ward die Sprache seiner Kriegsberichte, denn er selbst fühlte nur allzuwohl, daß eine andre Zeit herankam und daß die Feinde von ihm gelernt hatten.

Seit Regensburg ließ sich Erzherzog Karl in kein Treffen ein, sondern setzte seinen Rückzug bald am nördlichen, bald am südlichen Ufer der Donau auf Wien zu fort. Die Hauptstadt vermochte er nicht zu retten. Erzherzog Max zog sich mit der 25000 Mann zählenden Besatzung ebenfalls auf das Hauptheer zurück, so daß Napoleon am 13. Mai seinen Einzug in die Kaiserstadt bewerkstelligte. Er rief die Ungarn zur Erhebung auf, aber die treuen Magyaren verlachten seine Lockungen.

Napoleons Heer stand jetzt auf der südlichen Uferseite der Donau, während der Erzherzog auf der nördlichen, unterhalb der Kaiserstadt Stellung genommen hatte. General Hiller ließ die Taborbrücke, welche die Kaiserstadt mit dem linken Ufer verbindet, abwerfen und nun nahm der Erzherzog eine feste Stellung auf dem Marchfelde bei den Ortschaften Stadelau, Aspern, Eßling und Groß-Engersdorf ein. Napoleon setzte nach der Insel Lobau über, schlug Schiffbrücken und gewann so das linke Ufer. Hier begann am 21. und 22. Mai die mörderische zweitägige Doppelschlacht von Eßling und Aspern.

Erzherzog Karl entfaltete alle seine Kräfte, Herr der Situation zu bleiben. Im entscheidenden Augenblick ergriff er selbst die Fahne des Regiments Zach, stellte sich an die Spitze seiner wankenden Truppen und warf im Ansturm die Gardekürassiere Napoleons siegreich zurück. Es ist der Moment, den unser Bild darstellt. Am Brückenkopf ereilte das Schicksal den General Lannes, Napoleons besten Freund, dem eine Kanonenkugel beide Beine wegriß. Das Volk nannte es ein Gottesgericht für Saalfeld; man schrieb es nämlich Lannes zu, daß der ritterliche Prinz Louis Ferdinand von Preußen hier ein solches Ende gefunden. Wenn Napoleon sich auch prahlerisch einen Sieg zuschrieb, so ist es doch gewiß, daß der Erzherzog Sieger blieb, denn Napoleon setzte am Abend des zweiten Tages, als drei Generäle, Lannes, St. Hilaire und d'Espagne nebst 40 000 Soldaten das Schlachtfeld bedeckten, auf einem Kahn nach Kaisersebersdorf auf Lobau über. General Mouton führte die Arrieregarde unter dem furchtbarsten Feuer der Oesterreicher nach der Lobau zurück und zwar so geschickt, daß ihn Napoleon zum Grafen von Lobau ernannte. Beide Herren waren tief erschöpft; hätte aber Erzherzog Karl jetzt die Insel angegriffen, so wäre Napoleon unzweifelhaft der Untergang bereitet worden, denn hier herrschte zwei Tage Mangel an Nahrung und Wasser, so daß das französische Heer fast demoralisiert ward. Napoleon schuf rasch Abhilfe, zog dann Truppen an sich, so daß er sich bis auf 150 000 Mann verstärkte.

Die Schlacht von Aspern, die berühmteste Waffenthat Karls, entschied aber den Krieg nicht, sondern in der Schlacht von Wagram am 5. Juli entwand ihm Napoleon trotz der tapfersten Gegenwehr, wobei Karl selbst verwundet wurde, den

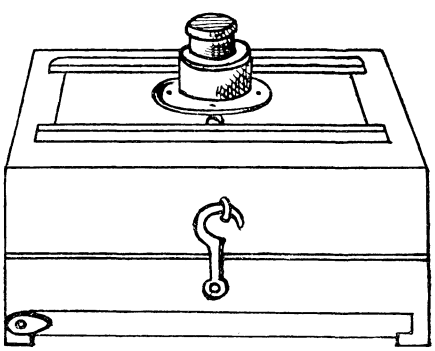
Sieg und führte den Waffenstillstand herbei, infolgedessen Erzherzog Karl am 30. Juli das Kommando niederlegte.

Wie macht man einen photographischen Apparat?

(Schluß.)

Das Zusammenfügen der Stäbe f mit g geschieht nun, wie in voriger Nummer beschrieben, wobei sie ebenfalls 10 cm lang übereinanderzulegen, zu durchbohren und zu vernieten sind und zur Versteifung einen Oesenstift erhalten, der durch die ganze Fußweite zu reichen hat. Nun werden die Stabenden von g in die Oeffnungen c des Kopfbrettes a derart eingesetzt, daß sie in der Mitte von den Bolzen d berührt werden, um den Umfang letzterer markieren zu können. Diese Stellen sind dann entsprechend zu durchbohren. Damit die Stäbe die nötige Spannung bekommen, ist zwischen denselben in ungefähr $^2/_3$ Höhe ein Schlußhaken einzufügen, welcher bei Figur 17 ersichtlich ist und keiner weiteren Beschreibung bedarf. Zur Versteifung der Stäbe f kann in erforderlicher Länge ein walzenförmiges, 2 cm dickes Holzstück mit Durchbohrung vorgerichtet werden, durch welche der schon früher erwähnte Oesenstift zu schieben ist. Letzterer kann auch an ein schmales Lederriemchen gebunden und dieses in nächster Nähe am Stabe angenagelt werden. In dieser Weise sind auch die andern zwei Füße herzustellen.

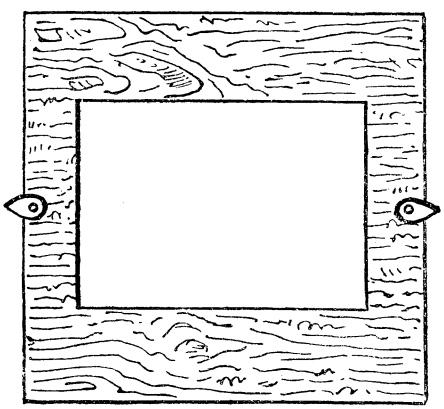
Die eigentümliche Zusammensetzung des Stativs gestattet, dasselbe auf einen kleinen Raum zu zerlegen. Wird nun aus starkem Leinenstoff für die Kamera ein Tournister und für das Stativ ein einfaches Futteral, das auf letzteren gebunden werden kann, angefertigt, so dürfte man den ganzen Apparat sogar auf größeren Ausflügen ohne viele Beschwerde selbst befördern können.



Der selbstgemachte photographische Apparat. Figur 19.

Zur vollständigen Ausstattung des Apparates sind noch einige Arbeiten vorzunehmen, die in folgendem bestehen: in der Anfertigung des Formates, dem Einfügen des Auszuges oder Balges in die Kamera und in der Befestigung letzterer am Laufbrett.

Wir schneiden zum Formate, Fig. 18, genau nach dem Lichtmaße des Kamerahinterteiles aus ungefähr 1 mm starkem Zink- oder Weißblech ein Quadrat mit einem rechteckigen Ausschnitte von 10,5 cm Breite und 15 cm Länge, sägen aus zähem Holz, Bein oder auch Messing zwei kleine Vorreiber und nieten sie an zwei gegenüberliegenden Seiten am Formate derart an, daß sie sich in der Mitte befinden und mit den Spitzen höchstens 4—5 mm über die Ränder hinausragen. Diese Reiber sollen ohne Anstrengung vor- und rückwärts gestellt werden können. Zum Einsetzen dieses Formates in die Kamera wird die Tiefe der Seitenwand D, Figur 7, mit Abrechnung von 5 mm auf allen vier Innenseiten des Kamerahinterteiles mit Bleistiftlinien angemerkt. Nun wird das Blech mit hochstehendem Ausschnitt auf die vorgezeichneten Linien gestellt und auf denselben die Reiberspitzen markiert, worauf diese Stellen derart im Holze zu vertiefen sind, daß die Spitzen in dieselben eingreifen und das Blech feststellen. Das gleiche Verfahren haben wir dann mit dem quergestellten Formate vorzunehmen. Dasselbe muß sich unmittelbar hinter der Visierscheibe befinden. Diese Blechwand — das Format — dient, je nachdem sie eingesetzt wird, zur Aufnahme von Hoch- und Querbildern und ist auf beiden Seiten mit der bekannten schwarzen Schellackauflösung zu überziehen.



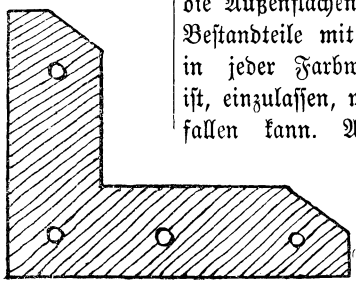
Der selbstgemachte photographische Apparat. Figur 18.

An der Kamerawand C, Figur 7, Hinterteil, ist noch auf der angedeuteten Stelle eine Feder anzuschrauben, wobei der für letztere benötigte Raum aus dem Holze herauszustechen ist, dann der Visierrahmen einzuschieben und außen an der Wand D ein kleiner Vorreiber anzubringen, um den Visierrahmen und die Kassette an die vorerwähnte Feder zu drücken, um hierdurch einen festen Schluß zu erzielen. Inmitten der Seitenwände sind noch zwei Schließhaken anzubringen. Wird noch das Objektiv auf das hierfür bestimmte Brettchen geschraubt und dieses in die Fälze der Vorderwand gesetzt, so hat die Kamera das Aussehen von Figur 19.

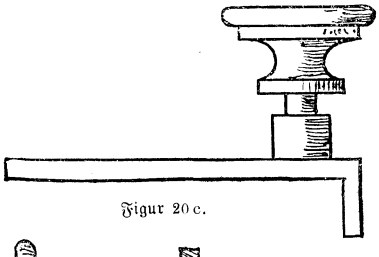
Nun ist der dehnbare Auszug oder Balgen in der Kamera zu befestigen. Im Vorderteile geschieht dies, indem man den einen Rahmen des Auszuges unmittelbar an die Vorderwand rückt, in die Mitte des Ober- und Unterteiles des Rahmens Löcher bohrt, die aber die Kamerawände nicht ganz durchbrechen dürfen, und in dieselben Schräubchen einfügt. Bei dem Hinterteile wird in gleicher Weise vorgegangen und der Auszugrahmen knapp an das Format gerückt. Wurde schon bei der Anfertigung des Auszuges hierauf Bedacht genommen, daß die Länge desselben zum Raume der Kamera in genauem Verhältnisse steht, so kann sie ohne Widerstand geschlossen werden.

Um die Kamera mit dem Laufbrette zu verbinden, sind noch ein paar Winkelbleche und einige Klemmschrauben erforderlich. Zur vollständigen Ausstattung ist alsdann folgenderweise vorzugehen: Wir stellen die Kamera auf die Vorderkante des kurzen, 10 cm messenden Laufbrettes und befestigen das Vorderteil von unten mit zwei Schrauben in senkrechter Stellung und schrauben noch, der Verstärkung wegen, an jeder Seite ein Winkelblech an. Diese Winkelhaken werden aus starkem Messingblech geschnitten und erhalten die in Figur 20 a ersichtliche Form. Für das die Visierscheibe tragende Hinterteil benötigen wir zwei mit je einer Klemmschraube versehene und unten im rechten Winkel gelegene Messingplättchen, deren jedes 3 cm lang und 6 cm breit und deren umgebogener Rand 1 cm breit ist. Sie müssen nahe dem Winkel je einen Ansatz (Schraubengehäuse) haben,

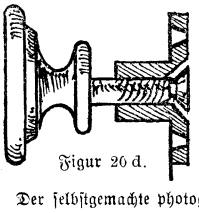
in welchem die Klemmschraube läuft, mittels welcher der Kamerateil an der Laufbrettkante festgestellt werden kann. Diese Schrauben sind zu kompliziert, als daß die Kameraden sie selbst anfertigen könnten und man muß sie daher von einem Gürtler machen lassen. Sie besitzen die in den Figuren 20 b, c, d dargestellte Form: b zeigt die Platte und den Schraubenkopf von vorne, c die unten im rechten Winkel gebogene Platte mit dem Ansatze oder Gehäuse und der Schraube von der Seite gesehen und c den Durchschnitt des Gehäuses mit der Schraube, wobei zu bemerken ist, daß letzteres die Schraubenmutter bildet und die Schraube am Ende ein konisches Scheibchen trägt, das bei dem Feststellen der letzteren auf die Laufbrettkante drückt, beim Lockern aber sich in das Gehäuse zurückzieht. Zwei etwas kleinere Klemmschrauben mit Gehäuse und kleiner quadratischen Platte benötigen wir noch für das Objektivbrettchen und die Drehscheibe des Stativkopfes, daher im ganzen zwei größere Schrauben mit Winkel- und zwei kleine mit quadratischen Platten. Das Anschrauben der ersteren ist aus den Figuren 1 und 2 ersichtlich, der kleinen für das Objektivbrettchen bestimmten in Figur 9 c und jener für den Stativkopf in Figur 16 a. Vor dem Anschrauben der beiden letzteren wird am bestimmten Platze für das Klemmplättchen ein entsprechend großes Loch gebohrt, so daß dieses bei dem Anziehen der Schraube



Der selbstgemachte photographische Apparat. Figur 20a.



Figur 20 c.



Figur 20 d.

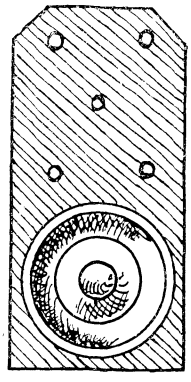
Der selbstgemachte photographische Apparat.

auf die Kamerawand, beziehungsweise auf die Drehscheibe drückt. Durch die Klemmplatte wird dem Verluste der Schrauben vorgebeugt, welcher so oft bei gewöhnlichen Schrauben eintritt und dann begreiflicherweise unangenehme Folgen nach sich zieht.

Obzwar es nicht unumgänglich notwendig ist, so dient es doch zur größeren Widerstandsfähigkeit des Holzes gegen Feuchtigkeit und andre störende Einflüsse, die Außenflächen der Kamera und deren Bestandteile mit gekochtem Leinöl, das in jeder Farbwarenhandlung erhältlich ist, einzulassen, wodurch das Polieren entfallen kann. Auf einen Teller wird etwas Leinöl gegeben und hiermit mittels eines Pinsels die Holzfläche überfahren. Nach ein paar Stunden wird der Anstrich, um den Leinölüberschuß zu entfernen, mit einem Wolllappen tüchtig abgerieben. Das gänzliche Trocknen beansprucht einige Tage und soll nicht durch Ofen- oder Sonnenwärme beschleunigt werden, damit sich nicht etwa das Holz verziehe.

Der Apparat ist endlich fertiggestellt. Es ist von größter Wichtigkeit, daß sowohl die Kamera und die Kassette gegen das Licht undurchlässig sind und daß letztere mit der Visierscheibe sich in genauester Uebereinstimmung befindet. Ersteres wird erprobt, indem wir bei geschlossenem Objektivdeckel und herausgenommenem Visierrahmen den Hinterteil mit einem schwarzen Tuche umhüllen und unter demselben in das Innere der Kamera blicken, wobei letztere gegen das grelle Tageslicht zu stellen ist. Hierbei wird selbst der kleinste eindringende Lichtstrahl zu bemerken sein, worauf die entdeckte Lichtquelle sorgfältig zu verschließen ist. Zur Prüfung der Kassette im gleichen Sinne wird dieselbe an die Stelle des Visierrahmens gesetzt, der äußere Schiebedeckel aufgezogen, das Objektiv entfernt, die Kamera an dieser Seite mit dem Tuche umhüllt, und wie vorhin die Nachschau vorgenommen. Entdeckte Ritzen oder Spalte sind ebenfalls bestens zu verschließen. Dann drehen wir die Kassette um, öffnen den zweiten nun nach innen stehenden Schieber und gehen in bekannter Weise vor.

Bei der Prüfung der Uebereinstimmung von Kassette und Visierscheibe, welche zum Gelingen scharf gezeichneter Bilder äußerst wichtig ist, wird folgenderart vorgegangen. Vorerst benötigen wir hierzu eine gewöhnliche Glastafel, die genau dem Maße der Trockenplatte entspricht (Format 13 : 18 cm) und daher in den Kassettenfalz passen muß. Wir schrauben das Objektiv vom Brettchen ab, legen die Glasplatte in die Kassette, schieben sie in die Kamera, wobei der mit der Platte belegte Flügel dem Innern derselben zugekehrt sein muß, öffnen den Schieber und messen unter genauem Einhalten der Horizontallinie mit einem Stäbchen den Abstand von der Platte bis zum runden Ausschnitte des Objektivbrettchens, wobei die Grenze mit einem Bleistifte anzumerken ist. Hierauf wird die Glasplatte in den zweiten Kassettenflügel gelegt, dieser gegen das Kamerainnere gekehrt, der Schieber aufgezogen, mit dem früheren Stäbchen abermals gemessen und das Maß verzeichnet. Besteht zwischen beiden Maßen selbst die geringste Differenz, so muß sie im betreffenden Kassettenfalze durch Aufleimen von Papier- oder Kartenstreifchen oder auch durch Ausschaben ausgeglichen werden. Hierauf setzen wir statt der Kassette den Visierrahmen ein und nehmen mit dem nämlichen Stäbchen, auf welches das berichtigte Maß gezeichnet wurde, ebenfalls die Messung vor. Die etwa wahrgenommene Differenz wird, da es selbstverständlich leichter zu bewerkstelligen ist, durch Auflegen von Streifchen oder Hinwegnahme der betreffenden Holzpartien am Falze des Visierrahmens beseitigt, wodurch dann alle Mängel behoben sind und der Apparat zuverlässlich funktionieren wird.

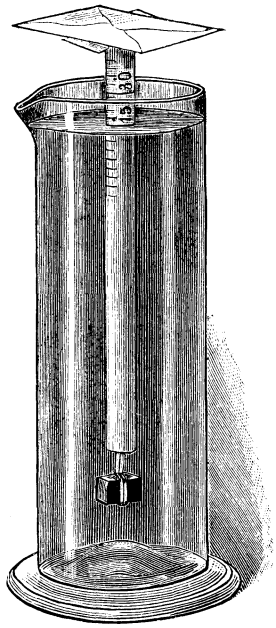


Der selbstgemachte photographische Apparat. Figur 20 b.

Wie wir und unsre lieben Kameraden im Verlaufe dieser Anleitung ersehen haben, können wir den größten Teil des Apparates ohne fremde Beihilfe herstellen, zugleich ist auf die größtmögliche Billigkeit des benötigten Materials Bedacht genommen worden. Wer die Herstellung unternehmen will, wird sich nun freilich mit großem Fleiße der Sache hingeben müssen. Möge er euch dafür aber auch durch Erzeugung recht gelungener Bilder sehr viele Freude bereiten.

Die Briefwage in der Sommerfrische.

Wir sitzen in der Sommerfrische, in einem kleinen Luftkurorte des Plauenschen Grundes. Es regnet und regnet in einem fort; was macht man da? Man schreibt Briefe; einen nach Haus, einen an einen Freund, dem man lange schon einen Brief schuldig ist, und einen an unser Leibblatt, den Guten Kameraden. Dieser letztere Brief ist (wie gewöhnlich) etwas lang geworden, zwei Bogen Papier und der Briefumschlag, wird das 10 oder 20 Pfennige Porto kosten? Sparsam sein möchten wir und doch auch die Redaktion nicht durch Strafporto ärgern. Aber das Postamt ist weit entfernt von unsrer Einsiedelei, und dieser Regen! Einen Briefkasten haben wir am Hause, der gibt aber keine Auskunft über das Gewicht eines Briefes. Da auch unsre schlichten Wirtsleute keine Briefwage besitzen, so bleibt nichts andres übrig, als daß wir uns eine solche machen. Gewichtstücke haben wir genug: jedes Zweipfennigstück wiegt etwa $3\frac{1}{2}$ g. Aber nun die Wage selbst! Da finden wir im Gartenhaus unter der Bank einen alten Besenstiel; fix wird ein 25 bis 30 cm langes Stück abgesägt, am unteren Ende binden wir ein Stückchen Blei oder Eisen an, am oberen Ende befestigen wir eine Visitenkarte quer durch eine Reißzwecke. Eine Einmachbüchse füllen wir alsdann mit Wasser und senken den Besenstiel hinein. Da die Belastung nicht zu groß ist, so tritt das Holz mit seiner Kartenwagschale etwas aus dem Glas heraus. Nun legen wir vier Zweipfennigstücke (etwa 14 g) auf die Visitenkarte und sehen den Stiel etwas tiefer einsinken. Mit Bleistift wird an der betreffenden Stelle des Stieles ein Strich gemacht und noch einmal geprüft, ob das Holz richtig bis zu dem Bleistiftstrich einsinkt. Dann nehmen wir die Geldstücke weg und legen den Brief auf die Wagschale: richtig, die Wage sinkt nicht ganz bis zum Bleistiftstrich ein. Zehnpfennigmarke darauf, schwapp den Brief in den Postkasten am Hause! Nicht wahr, verehrte Redaktion, er kostete kein Strafporto?



Die Briefwage in der Sommerfrische.

Swift als Henker.

Sir Jonathan Swift, seiner Zeit einer der gefürchtetsten englischen Satiriker und Politiker, in späteren Jahren gleich bekannt als Menschenfeind, machte in seiner Jugend gern Fußreisen. Einst gelangte er eines Abends in eine Stadt, wo er die Nacht zuzubringen beschloß. Alle Herbergen waren jedoch von Fremden besetzt, da es am Vorabende eines Jahrmarkts war, der in dem Lande abgehalten wurde. Swift konnte nur eine elende Garküche auffinden, wo er gezwungen war, mit einem Pächter, der vor ihm angekommen war, das Lager zu teilen. Obgleich unser Doktor über diesen widrigen Zufall ärgerlich war, ließ er sich doch davon nichts merken. Kaum hatten sich die beiden Genossen niedergelegt, als der Pächter, verdrießlich, daß er nicht einschlafen konnte, ein Gespräch eröffnete. Er teilte seinem Nachbar mit, daß er das Glück gehabt hätte, in der Schenke, wo sie waren, mehrere recht gute Einkäufe zu machen. „Was mich betrifft," sagte der witzige Swift, der Rabelais Englands, „so bin ich nicht so glücklich gewesen wie Ihr, denn ich habe nur sechs davon aufgehängt seit Eröffnung des Assisengerichts." „Wie . . . aufgehängt? Was ist . . . denn euer Handwerk?" stotterte der Pächter. „Es ist, meiner Treu, ein gutes, ich bin Henker." — „Ist's möglich? Ihr seid der Henker?" — „Ja, und ich rechne, noch neun bis zum nächsten Samstag zu Tyburn aufzuhängen, von denen zwei noch geviertelt werden sollen." Zu Tode erschrocken, sprang der Pächter von seinem Lager auf, stürzte zur Thür hinaus, und weckte das ganze Haus. Der Wirt kam herbei und fragte den Mann: „Was habt Ihr denn?" „Was ich habe, alle Wetter? fragt Ihr noch. Ihr seid ein Schurke! Mit einem Scharfrichter habt Ihr mich zusammengesteckt, behandelt man so anständige Leute? Oeffnet mir schnell das Thor, daß ich mich augenblicklich aus diesem verrufenen Neste rette." Er ging hinaus. Swift ergötzte sich an seinem mutwilligen Streich und schlief ruhig bis zum Tagesanbruch.

Wechselrätsel.

Mit einem l fällt's hin und wieder
Vom Himmel auf die Erde nieder.
Mit einem n nennt's, wie bekannt,
Eine Stadt in Preußenland.

Kapselrätsel.

Ich bin ein scheues, flücht'ges Tier,
Doch liegt ein Badeort in mir.

Auflösung des Arithmogriphs in Nr. 34.

M	e	**k**	k	a
M	**o**	n	**a**	t
G	e	i	e	**r**
M	**a**	l	**t**	a
A	c	**h**	a	t

Auflösung der zweisilbigen Scharade in Nr. 34.

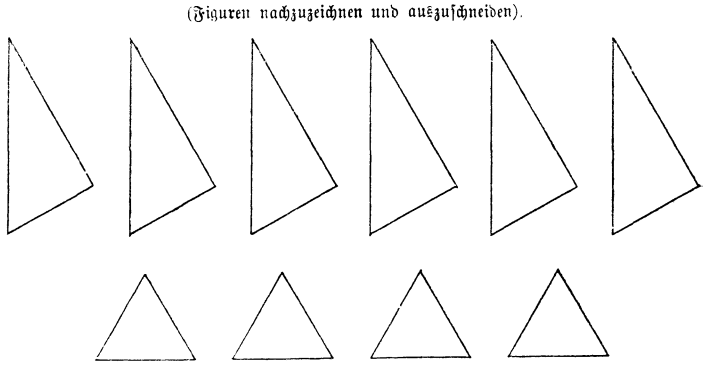
„Schwarzwild, Schwarzwald."

Auflösung des Scherzrätsels in Nr. 34.

„Pampa, Papa."

Zusammenleg-Aufgabe.

(Figuren nachzuzeichnen und auszuschneiden).



Wer weiß aus diesen zehn Dreiecken ein gleichseitiges Dreieck zu machen?

Das Postwesen in China

gehört, wie nicht allgemein bekannt ist, zu den guten Einrichtungen dieses merkwürdigen Landes und ist es wert, unsern lieben Kameraden geschildert zu werden. Die Chinesen haben zweierlei Posten, kaiserliche und private. Die ersten dienen, wie es im alten Rom der Fall war, ausschließlich der Regierung und entledigen sich, trotz der hin und wieder sehr schlechten Straßen, ihres Dienstes in prompter Weise. Privatposten gibt es in jeder größeren Stadt, in den wirklichen Großstädten sind deren mehrere vorhanden. Diese Anstalten treten in lebhaften Wettbewerb zu einander, und so hat sich denn die Sitte herausgebildet, daß die Anstalten die Postsachen in den Häusern abholen, statt daß, wie es sonst gebräuchlich ist, die Kunden ihre Briefe und Pakete selbst zur Post bringen. Der Wettbewerb der Postanstalten hat ferner eine außerordentliche Billigkeit der Portosätze zur Folge. Diese Billigkeit besteht aber nur für den Umkreis von etwa 50 Meilen; darüber hinaus und nach entfernten Provinzen ist das Porto für die meisten unerschwinglich. Alle Briefe werden eingeschrieben, ohne daß dafür, wie auch für Wertangaben, besondere Gebühren erhoben werden. In Bezug auf das Gewicht der Briefe werden große Freiheiten gewährt. Das Porto braucht nicht im voraus erlegt zu werden, auch führen die Posten mit ihren Kunden in der Regel laufende Rechnung, die monatlich ausgeglichen wird. Ueble Erfahrungen sollen die Postanstalten dabei nur sehr selten machen.

Das Vermächtnis des Inka.

Von **Karl May.**

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“, „Kong-Kheou, das Ehrenwort“, „Die Sklavenkarawane“, „Der Schatz im Silbersee“ u. a.

(Fortsetzung.)

„Nein,“ lautete Fritzes Antwort.

„Ist er uns am andern Morgen wirklich nachgeritten?“

„Ja.“

„Wie weit?“

„Das wissen wir nicht, weil er uns nicht mitnahm.“

„Warum that er das nicht?“

„Er sagte, er könne uns nicht gebrauchen.“

„Was wollte er denn eigentlich im Gran Chaco?“

„Er wollte mit seinen Yerbateros Thee holen.“

„In welcher Gegend?“

„Das weiß ich nicht. Er war überhaupt sehr verschwiegen gegen uns, und wir erfuhren nur das eine, daß er Ihnen schnell nach wollte, um zu erfahren, wohin Sie gehen würden.“

„Wieviel Leute hatte er bei sich?“

„Vielleicht zwanzig Mann.“

„Wie kommt ihr aber zu diesen Pferden und Waffen? Wir hatten euch doch alles genommen.“

„Er gab sie uns, weil er meinte, daß der Bankier Salido ihn dafür bezahlen würde.“

„Dachte es mir! Und wie kommt ihr nun in diese Gegend?“

„Wir wissen von früher her, daß im Gran Chaco Reste von alten Tieren gefunden werden, und sind aufs Geratewohl hineingeritten. Hier haben wir auch gefunden, was wir suchten.“

„Wo habt ihr Cambas getroffen?“

„Nirgends. Als wir gestern durch einige Dörfer kamen, waren sie leer.“

„Warum?“

„Wie kann ich das wissen, Señor!“

Da legte ihm der riesige Gambusino die Faust schwer auf die Achsel und

... Die beiden Gefangenen schwangen an den Lassos hin und her; dadurch wurden die in der Nähe befindlichen Krokodile herbeigelockt, um mit lautem Zusammenschlagen der Kinnladen nach ihnen zu schnappen ...

sagte in grimmigem Tone: „Höre, Mensch, du bist entweder der größte Dummkopf, den es gibt, oder ein höchst verschmitzter Mensch. In beiden Fällen aber ist es nicht schade, wenn du das Schicksal deines Herrn teilst. Wir wissen nun durch dich, daß wir den Vater Jaguar hinter uns haben und nicht vor uns, wie wir bereits glauben wollten. Das ist genug. Schnürt die Kerls fest an zwei Bäume! Dann werde ich mitteilen, welchen Spaß ich euch mit ihnen mache."

Diese letzten Worte waren an seine Umgebung gerichtet. Die beiden Deutschen wurden so, wie er es befohlen hatte, angebunden, und dann sprach er leise mit dem Gefolge, welches einen Kreis um ihn gebildet hatte. Das häßliche Gelächter, mit welchem man ihm zustimmte, ließ erraten, daß sein Entschluß ein für die Gefangenen möglichst schlimmer sei. Er trat wieder zu ihnen und sagte:

„Damit es für euch ja keine Möglichkeit gibt, uns abermals zu entkommen, habe ich euch ein zweifaches Todesurteil gesprochen. Ihr sollt gehängt und zu gleicher Zeit von den Krokodilen gefressen werden. Nur der Teufel allein kann euch da noch Hoffnung machen."

Der Doktor wollte antworten, jedenfalls, um etwas zu seiner Verteidigung zu sagen, Fritze aber ließ ihn nicht dazu kommen, indem er schnell, und zwar in deutscher Sprache, bemerkte:

„Schweigen Sie, Herr! Es würde jedes Wort verjeblich sind."

„Aber wenn ich diesen Menschen nicht erkläre, daß sie sich in mir irren, sind sie wirklich im stande, uns aufzuhängen!"

„Man wird auf Ihre Worte jar nicht hören."

„Dann sind wir freilich verloren, lieber Fritze!"

„Denken Sie dat nicht! Wenn Sie uns nicht in diesem Augenblick ermorden, werden wir jerettet werden."

„Von wem?"

„Vom Vater Jaguar."

„Unmöglich! Er ist ja nicht da."

„Ik habe wat jesehen."

„Was?"

„Ihn selbst. Irad als dieser Jambusino endete, blickte ik zufälligerweise da über den kleinen Wasserarm hinüber, und da fuhr eine Jestalt aus dem Schilfe empor, welche mich winkte und dann schnell wieder verschwand."

„Und du meinst, daß es der Vater Jaguar gewesen ist?"

„Er war es; ik habe ihn erkannt."

„Wahrscheinlich hast du dich geirrt. Die Sonne, lateinisch Sol genannt, ist schon untergegangen, und die Dämmerung tritt ein."

„Dennoch habe ik mir nicht jeirrt. Es war seine hohe breite Jestalt und auch der lederne Anzug, den er trägt."

„Vielleicht ist einer der Weißen, die sich bei den Abipones hier befinden, auch so gekleidet."

„Es war keiner von ihnen. Er winkte mich heimlich zu und versteckte sich rasch wieder. Wenn er zu den Abipones jehörte, brauchte er dat nicht zu dhun."

„Das ist wahr. Du meinst also, daß wir noch Grund zur Hoffnung haben?"

„Ja. Ik bin überzeugt, daß wir noch oft und manchmal jerettet werden."

Sie hatten sich in dieser Weise so ungestört aussprechen können, weil ihre Widersacher für kurze Zeit fortgegangen waren, um den Abipones zu sagen, wen man gefangen habe und welcher interessanten Scene man sich bald zu erfreuen haben werde. Die Roten hielten infolgedessen in ihren Vorbereitungen zum Lagern inne und kamen herbei, die beiden zu betrachten und zu verhöhnen. Benito Pajaro, der Gambusino, ließ sie erst einige Zeit gewähren und trieb sie dann zurück, indem er sagte:

„Gebt jetzt Raum, damit wir beginnen können. Brennt dort unter dem Alisobaume ein Feuer an! Dann könnt ihr sehen, wie diese beiden Halunken zappeln werden."

Der Aliso stand so nahe am Wasser, daß die Hälfte seiner Krone sich über demselben befand. Seine untern Aeste waren so stark, daß sie das Gewicht eines erwachsenen Mannes leicht zu tragen vermochten. Man gehorchte der Aufforderung und zündete in der Nähe des Stammes ein Feuer an, durch welches die Krokodile vertrieben wurden, die ganz nahe am Ufer im Wasser gelegen hatten.

„Sie werden bald wiederkommen," rief der Gambusino dem Doktor in höhnisch tröstendem Tone zu. „Habt also keine Sorge! Ihr werdet ihre Bekanntschaft baldigst machen. Was denkt ihr wohl, was wir mit euch beginnen werden?"

Die Gefragten verschmähten es, ihm auf diese Frage eine Antwort zu geben, und so fuhr er fort:

„Wir hängen euch an den Aesten auf, welche da über das Wasser ragen, und machen die Riemen so lang, daß die Krokodile euch mit den Zähnen erreichen können. Auf diese Weise werdet ihr gehängt und gefressen zu gleicher Zeit."

Die beiden Deutschen überlief ein Schauder, und doch war diese Todesart einem ihrer Feinde nicht schrecklich genug, nämlich Antonio Perillo, dem Stierkämpfer. Dieser stand neben dem Gambusino und sagte:

„Das ist nichts, gar nichts für diese Halunken! Dieser Mensch, welcher vorgibt, ein Deutscher zu sein, ist meiner Kugel entgangen; dann gelang es ihm, aus unsrer Gefangenschaft zu entrinnen. Er hat uns also schon zweimal um das Schauspiel, ihn sterben zu sehen, betrogen, und dafür soll er uns heute entschädigen. Wenn wir ihn wirklich und regelrecht hängen, so ist er in einigen Augenblicken tot. Was nützt es da, wenn ihn dann die Krokodile fressen? Die Kerls müssen viel, viel länger in Todesangst schweben!"

„Was willst du denn da vorschlagen?" fragte der Gambusino.

„Wir hängen sie auf, ja; aber nicht am Halse, sondern unter den Armen, und lassen sie so tief herab, daß sie von den Krokodilen beinahe erreicht werden, nicht ganz, sondern beinahe. Welche Lust, wie sie zappeln werden, wenn die Bestien nach ihnen schnappen!"

„Aber wenn sie dabei noch zu hoch hängen, werden sie doch nicht zerrissen!"

„Einstweilen, einstweilen nur," lachte der Stierkämpfer. „Erst stehen sie die Angst des Todes aus, und dann, wenn wir ein Ende machen wollen, lassen wir sie an den Riemen tiefer herunter."

Dieser Vorschlag fand allgemeinen Beifall, und man schickte sich an, die nötigen Vorbereitungen zu treffen.

„Gräßlich!" flüsterte der Doktor seinem Diener zu. „Sind das Menschen? Da wollte ich doch lieber, sie würfen uns den Krokodilen sofort vor!"

„Nein," antwortete Fritze, „denn da wäre es sogleich um uns jeschehen; so aber jewinnen wir Zeit. Nur Mut, Herr Doktor, nur Mut! Ik bin überzeugt, daß der Vater Jaguar uns nicht im Stiche lassen wird. Irad diese ausjesuchte Jrausamkeit wird unsre Rettung sind. Darauf können Sie Ihnen verlassen!"

Es war mittlerweile dunkel geworden, und das lodernde Feuer warf flackernde Schatten auf die Büsche und das Geschilf und blutrote Lichter auf die Fläche des sumpfigen Wassers, aus welchem man die Köpfe oder Schnauzen der Krokodile

hervorragen sah. Man holte vier Lassos, von denen je zwei fest zusammengebunden wurden. Dann kletterten zwei Indianer auf den Baum, jeder auf einen andern starken Ast, um die Lassos da so anzubringen, daß sie sich in einer Astgabel wie auf einer laufenden Rolle bewegten. Dann kamen sie, die Enden der Lassos festhaltend, wieder herunter.

Hierauf wurden die Gefangenen von den Bäumen, an die man sie gefesselt hatte, losgemacht. Man band ihnen die Hände auf den Rücken und zog ihnen dann das eine, äußere Ende des Lassos unter den Armen durch, um es ihnen auf dem Rücken festzuknebeln. Dann wurden die andern Enden von mehreren kräftigen Männern angezogen und, als die Gefangenen in der Luft schwebten, an dem Stamme des Baumes festgeschlungen.

Da die beiden Aeste über das Wasser ragten, so hingen die beiden Gefangenen natürlich auch über demselben. Sie schwangen an den Lassos hin und her, und dadurch wurden die in der Nähe befindlichen Krokodile herbeigelockt, um mit lautem Zusammenschlagen der Kinnladen nach ihnen zu schnappen.

Man hatte, dem Vorschlage des Stierfechters gemäß, die Lassos soweit angezogen, daß die Tiere die Füße der Gefangenen nicht ganz erreichen konnten; dennoch warfen die letzteren, so oft sich ein Rachen unter ihnen öffnete, die Beine krampfhaft empor, so daß sie nicht still hingen, sondern sich an den Riemen immer in schleudernder Bewegung befanden. Es konnte sich eins der Tiere doch einmal so hoch emporschnellen, daß es mit den Zähnen sein Ziel erreichte. Falls ein Lasso riß, so war der an demselben Hängende verloren; es war ihm gewiß, augenblicklich zerfleischt zu werden.

Die Stimmung, in welcher sich die beiden Deutschen, wenn in einer solchen Lage überhaupt von einer Stimmung die Rede sein kann, befanden, läßt sich natürlich nicht beschreiben. Ob sie still waren oder schrieen, das konnte man nicht sagen, denn die Indianer stießen ein Freudengeheul aus, welches jeden andern Ton oder Laut unhörbar machte, und die Weißen stimmten in dasselbe ein. Wollte dieses Heulen je einmal aufhören, so fing es, wenn ein Krokodil zuschnappte, immer wieder von neuem an. Das währte wohl über eine halbe Stunde lang, bis die Kehlen doch ermüdeten und nun einige verlangten, daß ein Ende gemacht werden solle. Dagegen aber stimmte der Stierfechter, indem er rief:

„Nein, jetzt noch nicht, noch lange nicht! Sie müssen die Todesangst noch stundenlang empfinden.“

„Aber wir haben keine Zeit, uns hierher zu stellen,“ warf ein andrer ein. „Wir müssen das Lager bereiten und essen.“

„Wer verlangt denn, daß wir uns hierherstellen? Diese Kerls hängen gut. Thun wir also unsre Arbeit. Wenn wir dann zurückkehren, kann das Theater von neuem beginnen.“

Man stimmte ihm bei. Nachdem noch einmal nachgesehen worden war, ob die Lassos auch wirklich fest am Stamme des Baumes hielten, entfernten sie sich alle, um ihren anderweiten Obliegenheiten einstweilen nachzukommen. Keiner blieb am Wasser. Dieser letztere Umstand war es, dem die so fürchterlich Gequälten ihre Rettung zu verdanken haben sollten.

Fritze hatte sich nämlich nicht geirrt, als er der Meinung gewesen war, den Vater Jaguar gesehen zu haben. Dieser war, wie schon erzählt, mit dem Inka und dem Anciano von dem Arroyo claro fortgeritten, um die nahenden Abipones zu erkundschaften. Sein Weg hatte ihn nach dem Thale des ausgetrockneten Sees geführt. Er war überzeugt, daß der Marsch der Feinde nach diesem Orte gerichtet sein werde. Ritt er ihnen in gerader Richtung entgegen, so begab er sich in die Gefahr, auf dem ebenen und meist offenen Terrain von ihnen gesehen zu werden. Darum wich er von dieser Richtung nach links ab, um den Anzug der Abipones von dieser Seite her zu beobachten. Doktor Morgenstern war mit Fritze dieser abweichenden Spur gefolgt, infolgedessen beide den bereits erwähnten Umweg gemacht hatten.

Der Vater Jaguar war bis über die Grenze, welche das Gebiet der Cambas von demjenigen der Abipones trennte, zurückgekehrt und dann auf einen weiten, baum- und strauchlosen Campo gekommen, auf welchem er glaubte anhalten zu müssen.

„Wir dürfen nicht weiter,“ sagte er zu seinen Begleitern. „Wenn meine Berechnung richtig ist, sind wir schon über den Punkt hinaus, an welchem die Abipones sich rechs von uns befinden müssen. Biegen wir jetzt nach dorthin ein, so steht zu erwarten, daß wir hinter sie gelangen und aus ihren Spuren zu ersehen vermögen, mit welcher Anzahl von Gegnern wir es zu thun haben.“

„Sie haben recht, Señor,“ stimmte Anciano bei. „Biegen wir rechts ein! Die Gegend paßt sehr gut dazu, da wir hier etwaige Feinde sehen werden, sobald sie am Horizonte auftauchen.“

Man ritt also jetzt nach Süden, nicht allzu schnell, sondern in leichtem Trabe, um Zeit zur scharfen Beobachtung des Horizontes zu haben. Es war wohl zwei Stunden lang weder ein Mensch, noch die Spur von einem solchen zu sehen. Dann aber kamen die drei Reiter an eine ungemein breite Fährte, welche rechtwinklig quer über ihre Richtung lief.

„Das ist jedenfalls, was wir suchen,“ sagte der Vater Jaguar, indem er sein Pferd anhielt und aus dem Sattel sprang. „Wollen diese Spur doch einmal genau betrachten.“

Anciano und der Inka folgten seinem Beispiele. Man sah, daß sowohl Reiter als auch Fußgänger hier vorübergekommen waren, aber wieviel es gewesen waren, das konnte höchstens geschätzt, nicht aber genau bestimmt werden, da die hintern die Eindrücke der vordersten ausgetreten hatten.

„Es sind die Abipones,“ meinte Anciano. „Sie müssen sich sehr sicher fühlen, da sie so breit marschiert sind und eine so sehr unvorsichtige Fährte zurückgelassen haben. Ihre Zahl kann ich nicht sagen.“

„Und doch möchte ich dieselbe sehr gern wissen,“ sagte der Vater Jaguar. „Wenn wir ihnen nachreiten, so finden wir vielleicht einige Zeichen, welche uns als Anhalt dienen können.“

„Um ihnen folgen zu können, müßten wir wissen, wie weit wir sie vor uns haben.“

„Das ist doch nicht schwer zu sagen. Ich sehe am Grase, daß wir sie wenigstens vier Reitstunden vor uns haben. Ihre Schnelligkeit kann die unsrige zwar nicht erreichen, aber wir müssen uns trotzdem sputen, da wir gezwungen sind, vor ihnen im Thale des ausgetrockneten Sees anzukommen.“

Einige Zeit später gelangten die drei an eine Stelle, an welcher die Abipones gelagert hatten. Die Pferde waren seitwärts auf die Weide gelassen worden, und nun konnten die einzelnen Eindrücke besser auseinander gehalten werden. Der junge Inka gab sich Mühe, den Platz zu untersuchen. Der Vater Jaguar wollte ihm Gelegenheit bieten, seinen Scharfsinn

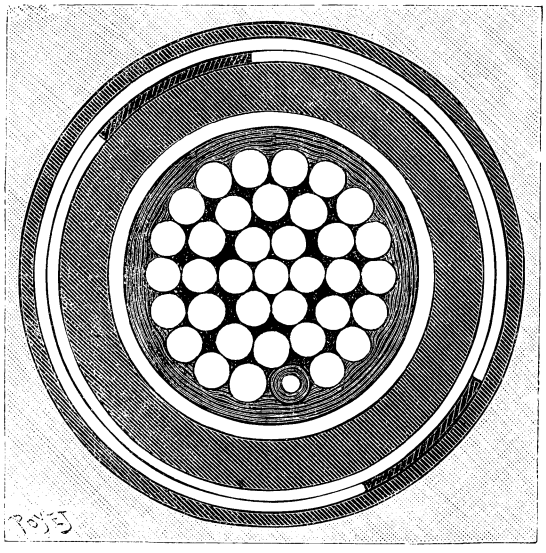
zu zeigen, und fragte ihn darum: „Nun, Hauka, wie viele Feinde werden wir vor uns haben?“

„Vielleicht fünfzig Reiter und fünfzehnmal mehr Männer, welche keine Pferde haben,“ antwortete der Jüngling mit großer Bestimmtheit.

„Deine Schätzung hat das Richtige getroffen, nicht zu viel und nicht zu wenig. Um einige Männer oder Pferde kann man sich irren; es kommt nicht darauf an.“

„Was thun wir nun?“ fragte Anciano. „Reiten wir noch weiter hinter ihnen her?“

„Nein, denn erstens gibt es keinen Grund dazu, und zweitens würde es eine Unvorsichtigkeit von uns sein. Wir wissen jetzt, woran wir sind; wir haben unsern Zweck erreicht und kehren zu unsern Cambas zurück.“



Die Leitungen der elektrischen Anlagen unter dem Platz Clichy zu Paris. Durchschnitt eines Kabels in natürlicher Größe.

„Auf welchem Wege?“

„Auf dem wir hierhergekommen sind. Wir halten uns wieder nach Norden und reiten, sobald wir unsre Fährte erreichen, auf derselben zurück.“

Diese Absicht wurde ausgeführt, so daß die drei dann also nördlich von der Linie, und zwar parallel mit derselben, ritten, auf welcher die Abipones marschierten. Stunden vergingen und wieder Stunden. Der Weg hatte fast zwei Tage in Anspruch genommen, denn die drei waren gestern früh ausgeritten, und jetzt war der Mittag längst vorüber.

„Wir kommen noch sehr zu rechter Zeit,“ sagte Anciano nach einem längeren Schweigen. „Die Feinde erreichen heute das Thal des ausgetrockneten Sees auf keinen Fall.“

„Nein,“ stimmte Hammer bei. „Ich vermute, daß sie am Sumpfe der Knochen Nachtlager machen werden, welcher jetzt zwei Stunden südlich von uns liegt.“

„Darüber wird der Señor Doktor keine Freude haben.“

„Warum?“

„Weil sie ihm wahrscheinlich die Knochen nehmen werden, welche er sich später holen will.“

„Die werden sie ihm gern liegen lassen.“

„Nein, denn sie werden Feuer brennen, und da sind Knochen besser als Schilf, welches schnell verlodert.“

„Es fragt sich, ob sie sie finden. Sie werden wegen der Stechfliegen, von denen sie am Wasser geplagt würden, nicht in der Nähe desselben lagern. Aber halt! Was ist denn das? Sehe ich recht?“

Er hielt sein Pferd an und sah überrascht zur Erde nieder. Die drei befanden sich jetzt an der Stelle, an welcher Morgenstern und sein Diener zu der Einsicht gekommen waren, daß sie falsch geritten seien.

„Sonderbar!“ antwortete Anciano. „Da sind Reiter hinter uns hergekommen und nach Süden abgebogen!“

„Vom Thale des ausgetrockneten Sees her,“ ergänzte der Vater Jaguar.

„Wer mag das sein?“

„Es sind jedenfalls Freunde von uns, da es dort noch keine Abipones geben kann. Sie sind nach dem Sumpfe der Knochen hinüber. Was hat das zu bedeuten? Ich habe doch ganz genaue Weisungen gegeben, wie man sich verhalten soll. Welch eine Unvorsichtigkeit von diesen Cambas! Wenn sie da drüben von den Abipones bemerkt werden, so ändern diese sehr wahrscheinlich ihren Plan, und dann muß der meinige erfolglos sein.“

Haukaropora war der Spur eine kleine Strecke gefolgt. Indem er zurückkehrte, hörte er diese Worte und sagte:

„Es sind keine Cambas, welche diese Unvorsichtigkeit begangen haben.“

„Wie kommst du zu dieser Behauptung? Sollen es Weiße gewesen sein? Meine Kameraden werden es sich niemals einfallen lassen, einen solchen Fehler zu begehen.“

„Señor, es sind außer ihnen noch andre Weiße da. Ich sollte nicht sprechen, weil ich ein Knabe bin, aber wenn mich nicht alles trügt, so ist der kleine, gelehrte Mann mit seinem Diener hier geritten.“

„Doktor Morgenstern? Das wären nur zwei Personen; ich sehe aber die Spuren von fünf Pferden im Grase.“

„Sie haben die Fährte noch nicht genau betrachtet. Wenn Sie das thun, so werden Sie bemerken, daß zwei Reiter drei ledige Pferde neben sich geführt haben.“

Als der Vater Jaguar hierauf aus dem Sattel stieg, überzeugte er sich sehr leicht, daß der junge Inka sich nicht geirrt hatte.

„Zwei Reiter mit drei ledigen Pferden, also wohl mit Packpferden!“ sagte er. „Da möchte ich allerdings auch behaupten, daß es nur diese beiden kleinen Kerle sein können, deren Unerfahrenheit und Ungeschick uns immerfort zu schaffen macht. Es ist dem Doktor wirklich zuzutrauen, daß er nicht an die Gefahr, sondern nur an diese alten Knochen denkt!“

„Ist diese unsre Vermutung richtig, so befindet er sich in großer Gefahr,“ sagte Anciano. „Es steht sehr zu befürchten, daß die Abipones ihn überraschen werden. Wir müssen hin, um ihm beizustehen.“

Hammers Stirn legte sich in zornige Falten; er bückte sich, strich mit der Hand über das von den Pferden niedergetretene Gras und zürnte dann:

„Es ist so. Diese Menschen sind vor zwei Stunden hier gewesen. Sie werden jetzt drüben angekommen sein, und wenn wir ihnen zu ihrer Rettung folgen, so kann es sehr leicht geschehen, daß wir zu spät kommen und mit den Abipones zusammengeraten.“

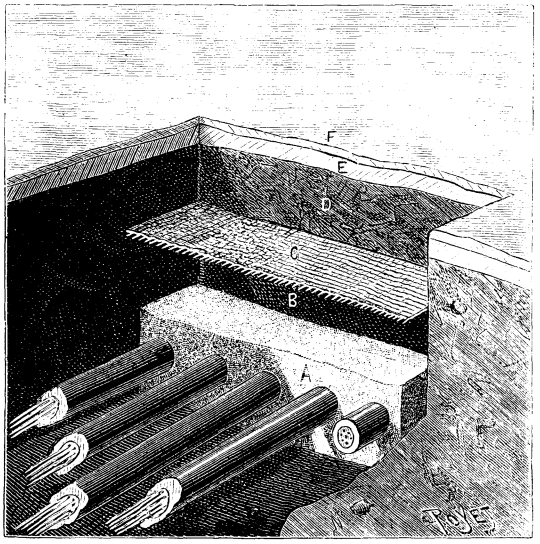
„So meinen Sie, daß wir sie ohne Beistand lassen?“

„Nein. Das mag ich denn doch nicht auf mein Gewissen nehmen. Ist es der Doktor, so muß ihm geholfen werden. Und es kann kein andrer sein. Er hat seinen Diener beschwatzt, mit ihm zu kommen, und dieser Fritze ist im stande, aus Liebe zu seinem Herrn die unmöglichsten Albernheiten zu begehen. Sie haben Packpferde mitgenommen, um ihnen die Knochen aufzuladen.“

„So wundert es mich nur, daß Señor Geronimo ihnen erlaubt hat, sich zu entfernen. Er ist doch sonst ein höchst umsichtiger und auch strenger Mann.“

„Der? Es ihnen erlaubt? Würde ihm nie einfallen! Sie haben sich heim-

lich entfernt, bei Nacht und Nebel, ohne daß es jemand bemerkt hat. Darum sind sie erst vor so kurzem hier gewesen. Es bleibt uns wirklich nichts andres zu thun, als nach dem Sumpfe zu reiten, um zu sehen, ob wir die Gefahr von den Unvorsichtigen abwenden können. Aber höchst vorsichtig müssen wir sein. Wir dürfen nicht gesehen werden."



Die Leitungen der elektrischen Anlagen unter dem Platz Clichy zu Paris. Lagerung von fünf verschiedenen Leitungen unter dem Trottoir.

Sie stiegen wieder auf und folgten nun der Spur der beiden Missethäter. Es war notwendig, Galopp zu reiten, denn der Sumpf lag zwei Reitstunden entfernt, und gerade so lange hatte man noch bis zum Anbruch der Finsternis Zeit.

Während sie so über die Ebene flogen, hielten sie die Augen scharf nach der Gegend gerichtet, aus welcher die Feinde zu erwarten waren. Es verging eine Stunde und noch eine halbe; der Sumpf konnte nicht mehr weit entfernt sein. Da deutete der Inka, welcher die jüngsten Augen besaß, nach Osten und sagte: „Dort kommen Reiter. Sie bilden einen großen Punkt; darum sehe ich sie; sie aber bemerken uns noch nicht, da wir nur drei Personen sind."

„Wir sind gezwungen, einen Bogen zu schlagen, um ihnen aus der Sehweite zu kommen," riet Hammer.

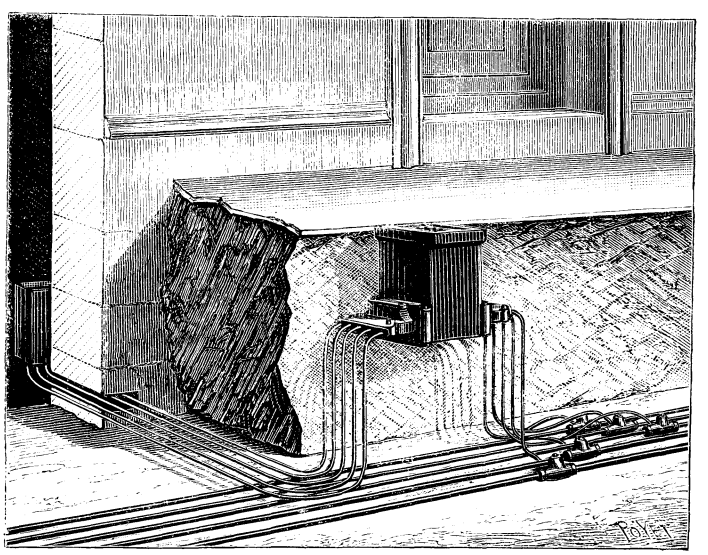
(Fortsetzung folgt.)

Die Leitungen der elektrischen Anlagen unter dem Platz Clichy zu Paris.

Mehr und mehr dringt die Anwendung der Elektrizität in die Privathäuser, in zunehmendem Maße wird die „neue Kraft" der Allgemeinheit nutzbar gemacht, und wir gehen vielleicht einer Zeit entgegen, in der uns die elektrische Energie in gleichem Umfange zugänglich ist wie jetzt das Leuchtgas und das Wasser. Natürlich wird sie nicht alsbald sich allerorten Bahn brechen; gut Ding will Weile haben, so hieß es ja auch bei der Anlegung von Gas- und Wasserleitungen, und es heißt vielerorten bei ihnen heute noch so. Es werden nun daher jedenfalls die großen Städte vorangehen, und so wie dort der Straßendurchschnitt heute die Schleusen, die Leitungen für Gas und Wasser, sowie den Feuertelegraphen aufweist, so wird sich diesen bald die elektrische Leitung anschließen, soweit sie unterirdisch gelegt werden darf.

Von den mancherlei Anfängen verdienen die Pariser elektrischen Anlagen für den Platz Clichy hier Erwähnung, und indem wir die komplizierten Einrichtungen zur Erzeugung der Ströme übergehen, die sich in der Rue des Dames (Batignolles) befinden, wollen wir nur den allen Anforderungen der Technik entsprechenden unterirdischen Leitungen unsre Aufmerksamkeit zuwenden. Unsre erste Abbildung zeigt uns den Durchschnitt eines Kabels in natürlicher Größe. Den Laien überrascht vielleicht die Dicke der Leitung, und doch müßte diese noch größer sein, wenn man nicht die Ströme durch Transformatoren in hochgespannte verwandelt hätte. Immerhin bemerken wir einen Kupferquerschnitt von 655 qmm, und das Gewicht beträgt auf ein km Länge 13 000 kg, was einem Preise von über 30 000 Mark entspricht. Der Kupferstrang besteht aus 36 gleich dicken Drähten, die unter sich nicht isoliert sind, und einem dünneren, isolierten Draht; letzterer dient als eine Art Rückleitung, mit Hilfe deren die Spannungsunterschiede an den Enden der Kabel von der Station aus kontrolliert werden können. Der ganze Kupferstrang ist in eine dicke Lage von Jute eingehüllt, die mit einer isolierenden Substanz, aus dickflüssigen Oelen und Bitumen bestehend, imprägniert ist. Diese Isolierschicht wird von einem Bleirohr umgeben, und darum legt sich wiederum eine starke Polsterung aus asphaltiertem Hanf. Um den Hanf ist in Spiralwindungen Bandeisen gewunden, und die Zwischenräume zwischen den Schraubengängen des einen bedeckt ein zweiter Streifen von Bandeisen, ohne indessen den ersten zu berühren. Hierdurch wird einerseits eine gewisse Festigkeit des Verschlusses erzielt und doch andrerseits das Ganze biegsam erhalten. Das Eisen wird endlich nochmals mit Asphalt überdeckt und durch einen Ueberzug von imprägniertem Hanf geschützt, der das Rosten des Eisens verhindern soll.

Diese so sorgfältig eingerichteten Kabel werden nun in nicht minder fürsorglicher


Die Leitungen der elektrischen Anlagen unter dem Platz Clichy zu Paris. Eintritt der Leitungen in ein Haus.

Weise in die Erde gebettet. Zunächst wird ein Graben hergestellt, etwa $^3/_4$ m tief. Dieser wird zum vierten Teile mit Sand gefüllt, und in den Sand (A) bettet man die Kabel, die infolgedessen nicht übermäßig von der Feuchtigkeit des Bodens zu leiden haben, da das poröse Mittel die Entwässerung erleichtert und das Kabel sauber erhält. Der nun noch offene Teil des Grabens wird danach zur Hälfte (B) mit der vorher herausgeschaufelten Erde gefüllt, auf die man ein grobmaschiges Netz (C) aus verzinntem Eisen legt. Dieses hat den Zweck, zu verhüten, daß man bei einer später vielleicht nötigen Aufgrabung die Kabel verletzt; gelangt man auf das Netz, so erfährt man dadurch, daß man nun der Leitung nahe ist und vorsichtig weitergraben muß. Auf dem Netz liegt eine weitere Erddecke (D), die den Graben vollständig füllt. Darüber breitet sich dann die Cementschicht (E) und endlich der Asphalt (F) aus.

Betrachten wir nun noch, in welcher Weise die Leitungen von der Straße in die Häuser der Abonnenten abgezweigt werden. Unsre hierhergehörige Abbildung läßt uns zunächst die aus fünf Kabeln bestehende unterirdische Straßenleitung erkennen, indem der Graben als offen vorausgesetzt wird. An jedem der fünf Stränge ist eine T-förmige Klemme angebracht, und vermittelst dieser zweigen sich fünf Nebenstränge von den Hauptleitungen ab. Es wird hierbei vorausgesetzt, daß in dem betreffenden Hause verhältnismäßig viele Lampen im Betriebe sind, so daß alle fünf Leitungen in Anspruch genommen werden müssen. Die Nebenstränge münden zunächst in den Verbindungskasten, dessen Deckel mit der Oberfläche des Asphaltbodens in einer Ebene liegt, also stets zugänglich ist. In dem Kasten befindet sich eine Sicherheitsvorrichtung. Es ist offenbar sehr wesentlich für die Verteilung der elektrischen Energie, daß die Lampen nie einen stärkeren Strom erhalten als den, auf dessen Stärke sie geeicht sind. Um nun dies zu verbürgen, hat man (nach Edisons Angabe) Sicherheitseinrichtungen konstruiert. Diese bestehen darin, daß in dem Kasten Bleistreifen in die Leitungen eingeschaltet sind, die derartig abgemessen sind, daß sie schmelzen, sobald sie von einem Strome durchflossen werden, der so stark ist, daß er den Lampen gefährlich werden könnte. Solche Vorrichtungen nennt man Bleisicherungen. Von ihnen aus treten dann die fünf Drähte aus dem Verbindungskasten heraus und gelangen durch die Mauer hindurch in das Innere des Hauses. Sollte nun einmal, was sehr selten vorkommt, der Strom auch nur einen Augenblick die größte noch zulässige Spannung überschreiten, so schmilzt sofort der Bleidraht, und der Strom ist unterbrochen. Natürlich macht sich das im Hause sofort geltend: plötzliche Finsternis tritt augenblicklich an Stelle der strahlenden Helligkeit, falls nicht Oellampen für solche Notfälle stets brennend erhalten werden. Aber besser ist es so, als wenn, bei fehlender Bleisicherung, sämtliche Lampen mit einem Schlage durch den überstarken Strom zerstört würden. Die geschmolzenen Bleidrähte endlich lassen sich leicht und einfach ersetzen: man öffnet den von der Straße aus zugänglichen Deckel des Kastens und schraubt in die innen befindlichen Klemmschrauben neue Bleidrähte ein. So ist auch für die nötige Sicherheit gesorgt, in der Leistungsfähigkeit aber haben sich die Anlagen ebenfalls durchaus bewährt.

Die Zerstörung Roms durch die Westgoten unter Alarich.

Das alte Rom, welches 390 v. Chr. durch die Gallier zerstört ward, erstand auf und zwischen den sieben Hügeln Palatinus, Capitolinus, Quirinalis, Aventinus, Cälius, Esquilinus und Viminalis herrlicher als zuvor. Nachdem Nero es 64 n. Chr. den Flammen übergeben hatte, um es imposanter als zuvor wieder zu erbauen, breitete es sich über zehn Hügel aus, indem die Stadtgrenzen bis zum Pincius, den Hügeln des Campus Martius und Janiculus vorgerückt wurden. Später zog man auch noch den Vatikanischen Berg und den Monte Citorio in das Bereich der Stadt. Unter dem Imperium des Augustus erreichte die ewige Stadt wohl die höchste Blüte und zählte über $1^1/_2$ Millionen Einwohner. Die nächste große Zerstörung aber erlebte sie erst im Jahre 310 n. Chr., bei Gelegenheit der Erstürmung durch die Westgoten.

In diese Zeit fällt, wie unsre lieben Kameraden ja sehr wohl wissen, die Periode der Völkerwanderungen. Damals hatten sich germanische Stämme vom Norden her bis nach Illyrien vorgeschoben. Hier waren es besonders Balten und Westgoten, welche vorherrschten und einen jungen, edlen und thatkräftigen Heerkönig, den Alarich, auf den Schild erhoben. Der große Theodosius, unter dem der Glanz der alten Imperatoren noch einmal aufgeblüht war, lebte nicht mehr. Er hatte das Reich unter seine Söhne Arkadius und Honorius geteilt. Jener erhielt den Osten mit Konstantinopel und dem gallischen Beirat Rufinus, dieser den Westen mit der Residenz Mailand und dem Minister Stilicho, einem Vandalen. In der Folge verlegte Honorius aber seinen Hof nach dem auf Lagunen erbauten festen Ravenna. Rufinius fiel später durch die Machinationen des Eutropius, und damit ging das oströmische Kaisertum seiner allmählichen Auflösung entgegen. In die Geschichte derselben wurden auch die Westgoten verwickelt, die, an der Sehnsucht nach dem Süden krankend, schon längst auf andre Wohnsitze bedacht und deshalb leicht zu einem Einfall in den gesegneten Westen zu bewegen waren, insbesondere, nachdem sie die Schönheit dieses Klimas bereits bei einem Einfall in Thessalien, Macedonien und Griechenland kennen und schätzen gelernt hatten. Damals rettete Stilicho das Reich vor ihnen, aber nicht für immer. Im Jahre 403 rührten sich die unruhigen Kriegshorden Alarichs abermals, freilich längst Christen, aber doch immerhin nach den Begriffen der Römer noch halbe Barbaren, und brachen in die Lombardei ein. Honorius floh aus Mailand und wurde in einer kleineren Festung von den Nachrückenden belagert. Damals streckte Alarich kühn seine Hand nach dem Diadem der Imperatoren aus, und er würde es erlangt haben, wenn ihn Stilicho unter Entblößung der Rheingrenzen nicht mit dem in der Eile zusammengerafften Kriegsheere bei Pollentia aufs Haupt geschlagen und zurückgeworfen hätte, für ewige Zeiten, wie die Lobgedichte des Claudionus pomphaft verkündeten.

Die Folge der Grenzentblößung war der Verlust Galliens, welches jetzt von germanischen Völkern überflutet ward. Drei Jahre später, 405, kam auch ein Strom von Vandalen, Burgunden, Sueven und Alanen unter ihrem Herzog Radagaisus von Norden herangebraust, sich Norditaliens zu bemächtigen. Mit Mühe schlug sie Stilicho 406 bei Florenz. Radagaisus starb auf dem Block des Nachrichters, aber klug, wie er war, suchte sich Stilicho jetzt die Westgoten zu Freunden

zu machen, indem er Alarich zum Präfekten von Illyrien ernannte und ihm einen Gehalt von 4000 Pfund Gold gewährte. Leider besaß Stilicho einen gewandten Feind in dem Olympius, der den schwachen Honorius gegen Stilicho aufhetzte, so daß der mißtrauische Schattenkaiser den großen Mann preisgab, also, daß ihn Gainas, ein Gote, zu Ravenna vor der heiligen Schutzstätte ermorden durfte. Fortan regierte Olympius, bewies aber, daß er dazu vollständig unfähig sei, denn er brachte das Reich an den Rand des Verderbens. Dies war im Jahre 408.

Die berechtigten Forderungen, welche Alarich nun kraft des mit Stilicho abgeschlossenen Vertrages stellte, wies der Hof in seiner Verblendung zurück, worauf Alarich im Winter 408 vor die Hauptstadt Rom zog und sie belagerte. Die Weltstadt zählte damals noch 1 200 000 Einwohner, und da die Belagerung strenge gehandhabt wurde, brach bald in Rom eine furchtbare Hungersnot aus, so daß man sogar Leichen verzehrte. Da Honorius keine Hilfe schickte, ging eine Gesandtschaft ins Gotenlager, wo sie einen hohen Ton anschlug und auf ihre Hilfskräfte verwies. Aber Alarich entgegnete: „Je dichter das Gras, je besser ist es zu mähen!" Er forderte für einen Waffenstillstand 5000 Pfund Gold, 30 000 Pfund Silber, 4000 Seidengewänder, 3000 Stück Scharlachtuch, 3000 rote Saffianfelle und 3000 Pfund Pfeffer. „Aber, was willst du uns lassen?" fragten die Gesandten. „Das Leben!" betonte der Gote lakonisch. Darauf zahlte man und Alarich zog ab. Neue Unterhandlungen mit dem Hofe blieben resultatlos; so brach Alarich abermals nach Rom auf, nahm Ostia weg und zum zweitenmal brach in der Hauptstadt Rom Hungersnot aus. Darauf stellte der Gotenfürst den Präfekten Attalus von Rom als Gegenkaiser auf, entsetzte ihn aber bald darauf seiner Würde, und zog nun, da seine Forderungen vom Hofe nicht anerkannt wurden, zum drittenmal vor Rom.

Im Jahre 410 wurde die Kapitole umzingelt und durch Verrat überrumpelt, indem germanische Sklaven den Goten das salarische Thor öffneten. Alarich gab die Stadt der Plünderung preis, befahl aber, die Heiligtümer zu schonen. Nun brach das entsetzliche Unglück über die ewige Stadt herein, in kurzem brach Feuer aus, und alsbald ging ein Teil der Weltstadt in Flammen auf. Unser Bild stellt die Zerstörung der Via lata im Flammenmeer dar, aus dem die Ruinen und der massive Triumphbogen des Titus hoch aufragen. Unermeßliche Beute machten die Goten, viele Kunstgegenstände wurden zerstört. Alarich zog nach vollbrachter Vernichtung in das blühende Campanien, wo er bald darauf einen frühen Tod finden sollte.

Schahasa.

II.

Buffalo Bills Leben lag in der Hand des roten Mannes.

Der aber zückte weder das Messer, noch hob er den Tomahawk.

Er reckte den Arm aus und berührte des Schlafenden Schulter.

Der Skaut sprang blitzschnell auf seine Füße.

„Schahasa!" rief er, den Modoc erkennend.

„Ja, Schahasa ist's," antwortete der Indianer ruhig.

„Was will mein Bruder hier?"

„Schahasa will seinen weißen Bruder warnen. Was hört der Krieger des General Cook?"

Der Pfadfinder lauschte aufmerksam in die Nacht hinaus.

„Ich höre die Hufe vieler Pferde," sagte er, „die Modocs kommen!"

„Die Krieger meines Stammes gelüstet nach dem Skalp meines weißen Bruders. Mein Bruder ist gewandt."

Der Modoc verschwand in der Finsternis. Buffalo Bill aber sprang in das Dickicht, löste die Fesseln Dakotas und schwang sich in den Sattel.

„Das ist der dritte Freundschaftsdienst, den Schahasa mir leistet," sagte er zu sich selber, „ohne daß ich weiß, weshalb er meinetwegen sein Leben aufs Spiel setzt. Gleichviel — Dank dir, Rothaut, und will's Gott, so soll dir's später vergolten sein."

Damit sprengte er ins Freie, um seine Flucht wieder aufzunehmen. Allein er sollte nicht weit kommen. Eine Büchse knallte, eine Kugel pfiff dicht an seinem Kopfe vorbei, ein wildes Geheul ertönte, und ein Dutzend indianischer Krieger, die dem Boden entstiegen zu sein schienen, umringte ihn.

Wohl hatte Bills stets bereite Büchse, ein treffliches Repetiergewehr, im Nu zwei der Feinde niedergestreckt, wohl bäumte der edle Hengst sich mächtig empor, zwei weitere Rothäute zu Boden rennend, wohl schwang der Skaut die Büchse mit Keulenschlägen auf die Angreifer, und vielleicht wäre es ihm gelungen, die ihn umdrängenden zu durchbrechen — allein in dem wirren Getümmel geriet Dakota mit dem Hinterfuß in das Loch eines Präriehundes und kam dadurch zu Fall.

Damit war der Ausgang des ungleichen Kampfes entschieden. Die Indianer warfen sich wie Panther über den Pfadfinder und überwältigten ihn.

„Fangt ihn lebendig!" hatte Gomez Torres dem Haufen befohlen, den er von seiner Schar abgetrennt hatte, um den Flüchtling von zwei Seiten umzingeln zu lassen. „Fangt ihn lebendig, damit der Spion am Marterpfahl durch sein Geheul das Ohr der roten Krieger ergötze!"

Gehorsam diesem Befehl schonten die Modocs des Ueberwundenen Leben, aber sie fesselten ihn mit besonderer Vorsicht; sie kannten ihren Mann und wollten dem mit allen Schlichen und Kniffen des Grenzerlebens Vertrauten jede Aussicht auf Entweichen nehmen.

Niemand war in dieser Gegend der Felsengebirge von den Rothäuten so gefürchtet wie Buffalo Bill.

Gomez Torres und Rotmesser hatten, wie Bill richtig vermutet, die Modocs zur Empörung aufgestachelt und von Anfang an wurde der Pfadfinder als ihr schlimmster und gefährlichster Feind betrachtet.

Ein Späher hatte dem Renegaten bereits am Morgen die Kunde gebracht, daß der Skaut im Thale sei. Die Modocs hatten die Verfolgung schon aufgegeben, auf diese Nachricht hin aber machten sie sich wieder auf die Fährte, um alles daranzusetzen, den Kundschafter des Forts zu fangen oder unschädlich zu machen.

Nach wenigen Minuten waren auch Rotmesser und Gomez auf dem Schauplatze angelangt.

Fregattvögel auf der Jagd nach fliegenden Fischen.

„Haha!“ lachte der Renegat. „Hab' ich dich endlich, Bill? Jetzt sollst du erfahren, was es heißt, sich Gomez Torres heimtückisch in den Weg zu stellen! Du und Nevada Ned, ihr habt mich durch eure Verleumdungen um den Posten im Fort gebracht, aber ihr sollt mir's vergelten! Vor allem du, heuchelnder Biedermann, der die bübische Hand selbst gegen den Gastfreund erhob! Ja, starre mich nur an, ich kenne dein Verbrechen, und Norma, Clafflins Tochter, kennt es auch!“

Bill zuckte verachtungsvoll die Achseln.

„Mörder!“ zischte Gomez ihn an. „Hast du etwa nicht den alten Dolmetscher umgebracht, als du das Obdach seines Hauses genossest?“

„Was redest du da, Elender!“ fuhr der Skaut auf.

„Hast du ihm nicht Gift in den Branntwein gegossen, ihm, dessen Brot du gebrochen?“

„Du lügst, Schurke!“

„Ich habe Beweise deines Verbrechens. Du wolltest die Dolmetscherstelle für Nevada Ned frei haben — he? Weiß ich's?“

„Schuft, hätte ich meine Hände frei, ich wollte dir die Lästerzunge ausreißen!“

„Du scheinst ein kurzes Gedächtnis zu haben. Ich will dir's auffrischen.“

„Das Gekläff des Schakals kann mich nicht hindern.“

„Auch nicht die Stimme des zum Himmel schreienden Mordes,“ sagte der Mexikaner höhnisch.

„Auch nicht das Gespräch eines Feiglings einem gefesselten Manne gegenüber.“

„Nur zu, Bill. Am Pfahl sollst du mir auch dieses Wort entgelten. Aber nun laß mich dir sagen, wie du Cleveland Clafflin, deinen Freund, meuchlerisch ermordet hast. Am Tage, ehe er starb, fandest du dich im Rancho ein und brachtest ihm einen Steinkrug Branntwein mit. Leugne das, wenn du's kannst.“

Bill warf dem Renegaten einen Blick tiefster Verachtung zu.

„Das gestehst du also zu. Gut. Am nächsten Tage that Cleveland den ersten Trunk aus dem Krug und gleich darauf legte er sich hin und starb — an dem Gift, das du ihm in den Branntwein gethan. Außer dir und ihm hatte niemand den Krug benutzt. Ist das nicht Beweis genug?“

Bill war sprachlos vor Zorn und Erstaunen. Allein ihm war auf einmal klar geworden, daß nur Gomez selber den Dolmetscher vergiftet haben konnte.

„Glaubt auch Norma diese nichtswürdige Lüge?“ fragte er nach einer Pause mit wutbebender Stimme.

„Gewiß glaubt sie. Warum sollte sie nicht?“

Ein Schauer durchrieselte den Skaut.

„Aha,“ lachte der Renegat, „packt's dich? Warte nur, es wird dich noch mehr packen, wenn du Normas Rache spürst. Des Mädchens Haß gegen dich ist noch glühender als der meine. Sie wird dich martern, bis du den Tag deiner Geburt verfluchst, aber nicht nur dich, auch dein Weib und dein Kind muß ihre Rache treffen, weil du ihren Vater so verräterisch an seinem eigenen Herde ermordet hast.“

„Du bist ein Teufel, Gomez, ein Teufel!“ keuchte Bill. „Du, du selber hast den armen Cleveland umgebracht . . .“

„Haha!“ rief der Mexikaner in satanischem Triumph. „Geht dir's jetzt an die Nieren?“

Dann wendete er sich an die Indianer, die abgesessen waren und ihre Pferde abseits geführt hatten.

„Die Krieger der Modocs sind auf dem Kriegspfade,“ sagte er in der Sprache dieses Stammes, die er ebensogut redete, wie der Skaut. „Die Blaßgesichter im Pittflußthal werden noch in dieser Nacht ihren Kampfruf vernehmen. Schon ist der tapferste Krieger des weißen Generals in ihren Händen. Buffalo Bills Büchse hat die Witwen im Modoclager zahlreich gemacht. In seinem Wigwam im Fort hängen die Skalpe von hundert Männern eures Stammes. Seine Hände sind rot vom Blute der jungen Krieger. Sein Herz ist schwarz und seine Zunge gespalten. Meine Augen sehen das Grab eines alten weißen Mannes. Cleveland Clafflin war mein Freund. Er ist vor der Zeit zu den Jagdgründen seiner Väter gegangen. Ist das Gastrecht nicht heilig? Buffalo Bill saß am Herde des alten weißen Jägers, dessen Tochter schön ist wie die Sonne, die über der Prärie leuchtet. Er aß vom Brote des weißen Jägers und schlief auf seinem Büffelfell. Aber Cleveland Clafflin mußte sterben. Der Gast that ihm den Tod in sein Feuerwasser. Richtet den Pfahl auf! Der feige Verräter wird erbleichen und um Gnade wimmern.“

Rotmesser wiederholte diesen Befehl, und in kurzer Zeit stand der Pfahl auf dem freien Platze vor dem Rancho. Bill wurde an denselben gefesselt, das Gesicht seinen Feinden zugewendet.

„Du bist der erste der verwünschten Amerikaner, der hier im Thale stirbt,“ rief der Mexikaner ihm zu, „aber der Tomahawk und das Messer der Modocskrieger werden alle Blaßgesichter, die hier angesiedelt sind, ausrotten, Männer, Weiber und Kinder. Sie alle sollen sterben und das Feuer soll ihre Häuser vernichten, wie es auch dich nun bald verzehrt haben wird!“

Die roten Krieger hatten inzwischen Reisig und trockenes Gras um Bills Füße gehäuft, nicht genug, um ihn im Feuer zu töten, aber hinreichend, ihm namenlose Qualen zu bereiten.

Ein alter Indianer trat mit einem kleinen Feuerbrande herzu.

Buffalo Bill erkannte Schahasa.

„Ich werde zu General Cook eilen, und ihn zu deiner und der Ansiedler Hilfe herbeirufen,“ raunte der rote Mann dem Gefesselten zu, indem er sich mit dem Reisighaufen zu schaffen machte.

„Zünd' an, Schahasa! Was zögerst du?“ rief Gomez.

Schahasa stieß seinen Feuerbrand so heftig in das Reisig, daß die Flamme erstickte.

Ein zweiter Krieger kam herzu, und jetzt wäre Bill seinem Schicksal nicht entgangen, wenn nicht plötzlich ein Indianer in gestrecktem Galopp herangesprengt wäre und Gomez eine hastige Botschaft überbracht hätte. Zugleich überreichte er demselben ein Stück Papier.

Der Mond war aufgegangen und stand mit hellem, bleichem Lichte am östlichen Himmel. In seinem Schein las Gomez die Worte, die auf dem offenen Briefe des Boten standen.

Schon hatten die Flammen das trockene Gras ergriffen, schon knisterten die trockenen Zweige vor Bills Füßen, schon wehte der Hauch der Glut ihm in das Antlitz, da sprang Gomez herzu und riß die Brände zur Seite. Auf seinen Ruf leisteten die Krieger ihm Beistand.

Wem verdankte der Skaut seine Errettung von der Marter, die der Renegat ihm zugedacht?

Welche geheimnisvolle Gewalt hatte hier zur rechten Zeit eingegriffen?

III.

Buffalo Bill blieb noch am Pfahl gefesselt stehen, während die Krieger zu einer Beratung um Gomez und Rotmesser zusammentraten.

Er blickte zum Nachthimmel empor

und dankte dem Herrn über den Sternen für die Abwendung der schrecklichen Not.

Soviel er aber auch nachdachte, er vermochte die Ursache, aus welcher der Renegat sein verruchtes Vorhaben aufgegeben, nicht zu ergründen.

Aus der Verhandlung der Modocs, von der er ab und zu ein Wort auffing, entnahm er, daß die Indianer ihn am liebsten auf der Stelle umgebracht und sich so ihres gefährlichsten Feindes ein- für allemal entledigt hätten. Gomez Torres aber war damit nicht einverstanden und schließlich gelang es demselben auch, die Krieger zu seiner Ansicht zu bekehren.

„Schahasa! Ho, Schahasa!“ ertönte Rotmessers Stimme.

Der Ruf wurde von einigen Kriegern wiederholt, aber kein Schahasa antwortete.

Man suchte, aber der alte Krieger ward nirgends gefunden.

Die Modocs schienen durch das Verschwinden ihres Genossen in einige Unruhe zu geraten, Bill aber atmete erleichtert auf.

„Die ehrliche Rothaut hat Wort gehalten,“ sagte er befriedigt zu sich selber. „Gebe Gott, daß Schahasa den General zur rechten Zeit erreicht und daß den bedrohten Ansiedlern die Hilfe nicht zu spät kommt!“

Unter den Modocs wurden die verschiedensten Gründe für Schahasas Abwesenheit in Erwägung gezogen, keiner derselben aber traf das Rechte; Bill allein kannte den wahren Grund, er wußte, daß dieser geheimnisvolle Indianer jetzt auf dem Wege zum Fort Jones war, um dem General Cook die Alarmbotschaft zu bringen, daß die Modocs auf dem Kriegspfade seien.

Auf Rotmessers Anordnung wurde Bill jetzt vom Pfahl gelöst, seine Hände aber blieben gefesselt.

Er war soeben aus dem Kreise der verlöschenden Brände getreten, als er den leisen Ruf einer der ausgestellten Wachen vernahm. Alles schaute nach der angegebenen Richtung.

Von Norden her kam eine kleine Schar von berittenen Indianern heran, die einen „Sulky“ mit sich führten, einen jener kleinen zweirädrigen Gabelwagen, die man bei uns bei den Trabrennen verwendet.

Bill erkannte das Gefährt auf den ersten Blick als einen der Wagen der ortsüblichen Landpost.

„Das ist Sam Turners Sulky,“ murmelte der Pfadfinder. „Die roten Teufel haben ihn entweder gefangen genommen oder aber umgebracht.“

In wenigen Minuten war die neue Schar angelangt. Ein wildblickender Krieger schwang unter Ausstoßung des gellenden Skalprufes eine frische, blutige Kopfhaut triumphierend in der Luft.

Bill erkannte in derselben den semmelblonden Schopf des Postfahrers vom Fort Jones.

Die Postsäcke befanden sich noch im Sulky. Gomez ließ dieselben herauswerfen und einen nach dem andern öffnen. Er durchstöberte dann selber die Briefe nach darin befindlichen Wertsachen, während die gesamte Schar sich zum Aufbruch anschickte.

Der Renegat bestieg Buffalo Bills braven Hengst, der Pfadfinder aber mußte, mit einem kurzen Riemen an den Sattel eines Kriegers gefesselt, zu Fuß einhertraben.

Der kluge Dakota, der den fremden Reiter spürte, machte die heftigsten Anstrengungen, denselben durch Bocken und unerwartete Seitensprünge abzuwerfen. Der Mexikaner, gleichsam im Sattel geboren, behauptete jedoch seinen Sitz, was einem weniger erfahrenen Reiter sicherlich nicht gelungen wäre.

Nach einem zweistündigen Ritt durch den nächtlichen Wald kam die Bande an die erste Ansiedelung im unteren Teile des Pittflußthales.

Im Dickicht wurde Halt gemacht. Man band Bill an einen Baum, und während zwei Krieger zu seiner Bewachung zurückblieben, machten die übrigen sich an den Ueberfall des Blockhauses, dessen Bewohner in friedlichem Schlafe lagen und sich nicht träumen ließen, daß sie in wenigen Augenblicken von dem Geheul meuchlerischer, blutdürstiger Feinde geweckt werden würden.

Bills Gedanken waren selbstverständlich vorwiegend auf die Flucht gerichtet.

Er prüfte seine Fesseln; dieselben waren zu stark, um sie zersprengen zu können. Seine Wachen beobachteten ihn scharf; sie hatten von Gomez die strengsten Weisungen erhalten und auch ohnedies kannten sie den Skaut als einen ebenso kühnen wie starken und gefährlichen Mann, und ihre Schuld sollte es nicht sein, wenn derselbe entkam.

Bald verkündete das Knallen der Büchsen und das Geheul der Indianer, daß der Angriff auf das einsame Blockhaus begonnen habe.

Bills Mannesherz krampfte sich vor Zorn, Mitleid und Abscheu zusammen. Der blutige Mord war auf eine Handvoll harmloser Ansiedler, darunter Weiber und Kinder, losgelassen, und er stand in fast unmittelbarer Nähe und konnte keine Hand erheben, den Unglücklichen beizustehen!

Das Kampfgetümmel brachte die bei ihm gebliebenen beiden Modocs in Aufregung und lenkte ihre Aufmerksamkeit auf einige Momente von ihm ab.

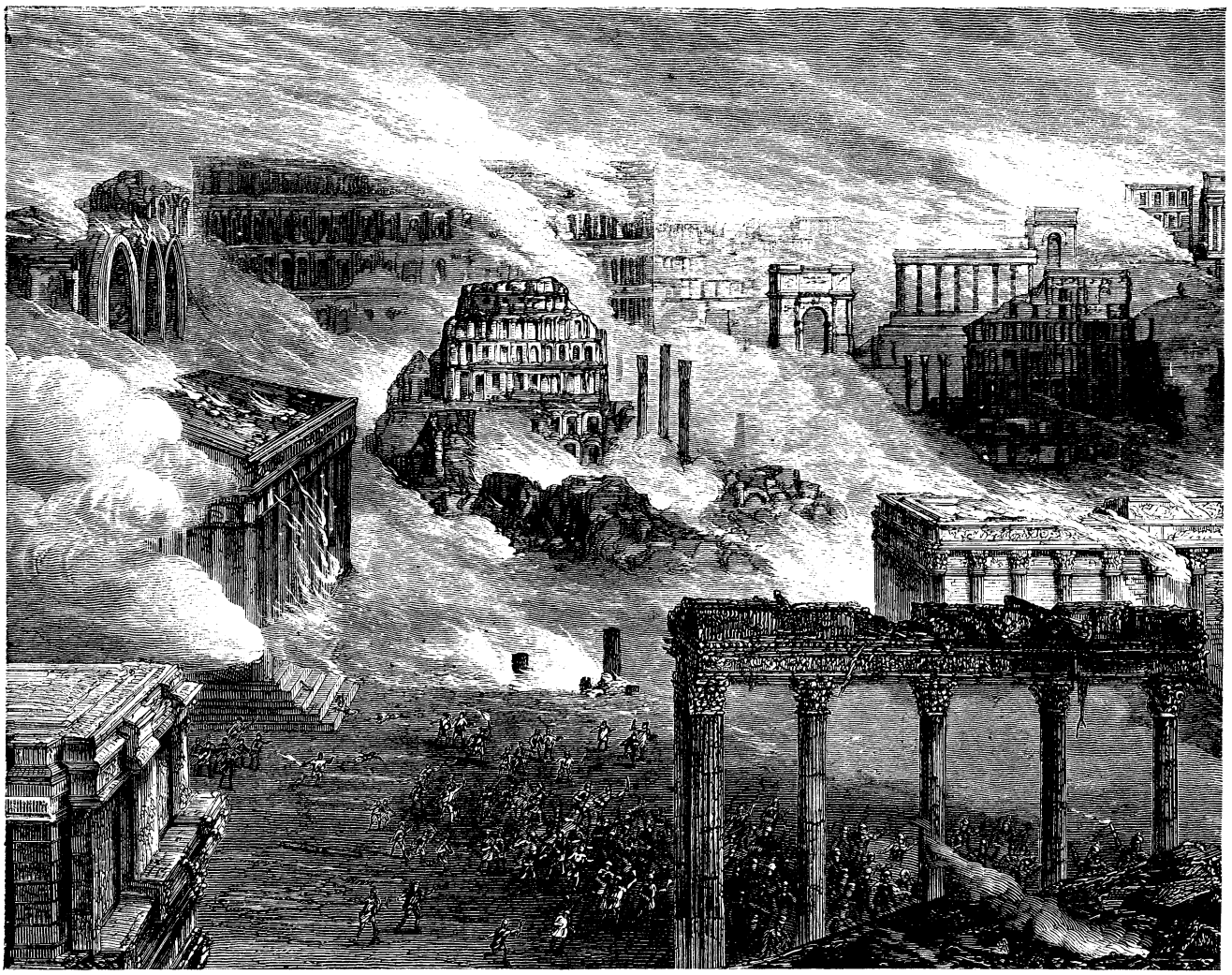
Plötzlich fühlte Bill eine Hand auf seiner Schulter.

Er wendete seinen Kopf und sah das Antlitz eines Mannes um den Baum herumlugen. Er erkannte dieses dunkle Antlitz — es war das eines lieben Freundes. (Fortsetzung folgt.)

Die fliegenden Fische und ihre Feinde.

Während der Seefahrer, von der Strömung oder dem beständigen Passatwind getrieben, die herrlich blauen Gewässer der Tropen durchfurcht, sieht er nicht selten ganze Scharen fliegender Fische, von heißhungrigen Raubfischen verfolgt, sich vermittelst ihrer langen Brustflossen eine Strecke weit aus dem Meere durch die Luft schwingen. Jene silbernen, flügelartigen Brustflossen und der stahlblaue Körper, im hellen Sonnenstrahle funkelnd, bieten ein herrliches Schauspiel, das auf anmutige Weise die Eintönigkeit der langen Seefahrt unterbricht. Oft begleitet der Raubfisch, in gleicher Richtung mit seinem erkorenen Opfer schwimmend, den Flug des geängstigten Luftschiffers, letzteren beständig im Auge behaltend, um ihn, sowie er ermüdet wieder in die Salzflut zurücksinkt, augenblicklich zu erhaschen. Doch sowie der fliegende Fisch das Wasser berührt, durchrieselt ihn frische Kraft, und von neuem hoch in die Lüfte springend, täuscht er noch einmal den mörderischen Zahn seines Feindes.

Die Verfolger des fliegenden Fisches sind hauptsächlich die Boniten und Doraden. Erstere sind ebenso schöne als gefräßige und pfeilschnelle Raubfische von 4 bis 6 Fuß Länge; sie umschwärmen oft haufenweise und monatelang den Lauf des Schiffes, um die Abfälle der Küche zu erhaschen. Die Doraden, nicht minder gefräßig als die Boniten, gehören gleich-



Zerstörung Roms durch die Westgoten unter Alarich.

falls zu den unermüdlichen Begleitern des Schiffes und durchfurchen, auf Raub bedacht, die Einöden des hohen Meeres; den Namen der „Vergoldeten" verdanken sie dem Goldglanz ihres hellblaugrünen Schuppenkleides, der, solange sie im Wasser sind, gar prächtig funkelt, doch sowie man sie ihrem Elemente entzieht, zugleich mit dem Leben erlischt. Auch die Thunfische tragen das ihrige dazu bei, dem fliegenden Fische das Dasein zu verbittern; sie verfolgen ihn mit den Doraden und Boniten um die Wette. Zwar können die Unglücklichen sich allen diesen Angriffen entziehen, indem sie sich in ein andres Element emporschwingen, aber in den Lüften drohen ihnen neue Gefahren, denn pfeilschnell ereilt sie der Fregattenvogel, ehe sie sich wieder im Ocean bergen können.

Die Fregattenvögel sind die flugkräftigsten aller Seevögel, die sich auch am weitesten von den Küsten entfernen, so daß sie oft mehr als 70 geographische Meilen vom Lande den Seefahrern begegnen. Sie haben weit ausgreifende, schmale Fittiche und einen gegabelten Schwanz. Die Familie zählt nur eine Art: Tachypeter aquilus. Der dunkelbraun gefiederte Fregattenvogel hat nur die Körpergröße eines Huhnes, klaftert aber von einem Flügelende zum andern mehr als zwei Meter. Mit vollendeter Anmut segelt er in den Lüften. Zuweilen sieht man ihn in mittlerer Höhe über dem Schiffe schweben, mit ausgestreckten, aber scheinbar unbeweglichen Flügeln und forschend gesenktem Kopfe, während der lange Schwalbenschwanz sich schnell und abwechselnd entfaltet und zusammenzieht; dann schießt er plötzlich wie ein Meteor auf die Oberfläche des Wassers herab, oder steigt auch wohl so hoch in die Lüfte hinauf, daß man ihn kaum noch mit bloßem Auge erkennen kann. Unfähig zu schwimmen oder zu tauchen, lebt er von den fliegenden Fischen, die er auf ihrem Fluge durch die Luft ergreift, oder von der Beute, die er schwächeren Vögeln wieder abjagt. Wenn er einen Fisch nicht in erwünschter Weise gepackt hat, so läßt er ihn zwei- bis dreimal fallen, stürzt ihm nach und fängt ihn wieder auf, ehe er das Wasser erreicht, um ihn zum Verschlingen bequem, nämlich Kopf voran, zu fassen. An vulkanischen Küsten nistet der Fregattenvogel in den Spalten der hohen Felsen, und auf den niedrigen Koralleninseln in den Gipfeln der Palmen.

Chemische Verwandtschaft.

Der Gute Kamerad hat bei einer früheren Gelegenheit versprochen, einmal näher auf die Naturerscheinung zurückzukommen, welche man chemische Verwandtschaft nennt. Die Sache ist einfach, höchst einfach, ja die einfachste von allen, da sie sich täglich und stündlich, jahraus, jahrein vor unsern Augen vollzieht, so daß wir keinen Schritt thun können, ohne

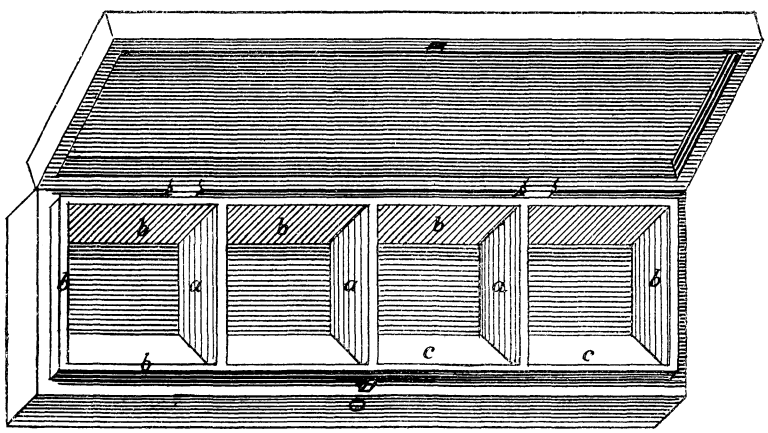
ihr zu begegnen. Ja, noch mehr. Wir selbst sind darin inbegriffen, so daß wir keinen Atemzug thun können, ohne davon berührt zu werden. Und dennoch: wer sieht sie, wer denkt daran, wer ist sich ihrer bewußt? Sozusagen niemand! Hier findet einmal so recht das Sprichwort Anwendung: „Vor lauter Bäumen den Wald nicht sehen.“ In Lessings Nathan dem Weisen heißt es einmal: „Der Wunder größtes ist, daß uns die echten, wahren Wunder so alltäglich werden können.“ Dieses Wort ist der chemischen Verwandtschaft sozusagen auf den Leib geschrieben. Kein größeres, allgemeineres und gewaltigeres Naturwunder gibt es, als die chemische Verwandtschaft, und doch sehen wir sie nicht.

Worin besteht nun die chemische Verwandtschaft? Darin, daß einfache Stoffe (die sogenannten Elemente), sobald sie einander nahe kommen, sich zu neuen zusammengesetzten Körpern vereinigen, oder auch zusammengesetzte Körper wieder trennen und einen dritten Körper bilden u. s. w. Mit andern Worten ist es jenes Zusammenwirken der Naturkräfte, welches sämtliche Stoffveränderungen veranlaßt, oder zuwege bringt.

Seit man die chemische Verwandtschaft kennen gelernt hat, ist die Ansicht von einem sogenannten anorganischen, d. h. leblosen Teil im Reiche der Natur unhaltbar geworden. Es gibt keine tote Seite in der Natur. Alles ist hier Leben, alles in organischer Thätigkeit begriffen, ja die bisher als anorganisch betrachtete Seite ist gerade die thätigste, die lebendigste. Wäre diese Seite der Natur nicht lebendig thätig bis zum letzten Atom, so würde die sogenannte organische Welt gar nicht bestehen.

Die chemische Verwandtschaft ist vor allen Dingen das, was die Fruchtbarkeit unsrer Fluren bewirkt. Sie ist es, welche den harten Fels erweicht, ihn in Ackererde (Humus) umwandelt, stets neue Zersetzungsprozesse einleitet und zum Austrag bringt. Das im Erdreich stark verbreitete Kalium ist einer der Stoffe, welche die stärkste Verwandtschaft zum Sauerstoff besitzen. Der Sauerstoff ist aber das eigentlich belebende Prinzip in der Natur. Indem der Sauerstoff vom Kalium angezogen wird, entstehen im Ackerboden leicht lösliche erdige Verbindungen, welche von den Wurzelfasern aufgesogen werden können und zu ihrer Nahrung dienen. Der in dieser Weise aufgespeicherte Sauerstoff tritt dabei auch direkt als das das Wachstum fördernde Element auf.

Ohne die chemische Verwandtschaft würde der Fels stets Fels bleiben und niemals würde die Erde sich mit Grün haben bedecken können, wenn sie nicht wäre. Denn schließlich ist das Wasser, das hauptsächlich zur Zersetzung der Felsmassen und des Erdreichs beiträgt, und in welchem sich unter Einwirkung des Sonnenlichts pflanzliche wie tierische Organismen entwickeln, nichts andres als ein Kind der chemischen Verwandtschaft von Wasserstoff und Sauerstoff, die sich aber auch wieder trennen, sobald ein Stoff hinzutritt, der zu einem der beiden Bestandteile in einer stärkeren Verwandtschaft steht, als sie selbst zu einander. Dieser Fall tritt z. B. ein, wenn man ein Stückchen Kalium ins Wasser wirft. Das Kalium entzieht dem Wasser den Sauerstoff, bei welcher Gelegenheit sich eines der größten Wunder der Chemie ereignet.



Das Zahlenkästlein. Abbildung 1.

Das Wasser steht dann plötzlich in Flammen, man erblickt brennendes Wasser. Bei der Trennung von Sauerstoff und Wasserstoff entwickelt sich nämlich ein ziemlicher Wärmegrad, infolgedessen der freiwerdende Wasserstoff sich entzündet und woher der Schein entsteht, als ob das Wasser brenne.

Aber auch das Feuer, dieses wohlthätigste Element, ist ein Kind dieser geheimnisvollen Naturthätigkeit. Die Flamme ist ein sichtbar vor sich gehender chemischer Prozeß, und abermals ist es der Sauerstoff, der hier als Lebensvermittler auftritt. Erlangt ein brennbarer Körper einen gewissen Grad von Wärme, so geht die sogenannte Entzündung vor sich, indem der brennende Körper den Sauerstoff anzieht. Diese Wärmeerzeugung bewirken wir meist künstlich durch Uebertragung der Flammen auf den brennbaren Gegenstand, sie kann aber auch aus sich selbst erfolgen, wie die bekannten Beispiele von Selbstentzündung von feucht lagerndem Heu oder nassen Steinkohlen beweisen.

Ohne die chemische Verwandtschaft würde endlich die Blutbildung und Ernährung bei Tieren und Menschen nicht vor sich gehen können. Von dem, was wir zu unsres Leibes Nahrung zu uns nehmen, ist nur ein geringer Teil zu diesem Zwecke geeignet, ja vieles davon ist geradezu Gift für uns und würde sich auch als solches geltend machen, wenn nicht die chemische Verwandtschaft dazwischen träte und die Ausscheidung dieser schädlichen Teile thatkräftig förderte. Es ist besonders die sich bildende Kohlensäure, die, aus den Geweben ins Blut eindringend, eine Todesgefahr ist, die wir auf Schritt und Tritt mit uns herumtragen. Die Kohlensäure würde sehr bald eine Zersetzung des Blutes und damit den unausbleiblichen Tod herbeiführen, wenn nicht durch die Atmung dem Blute ein Stoff zugänglich gemacht würde, der in starker chemischer Verwandtschaft zu ihm steht; das ist abermals der Sauerstoff. Dieser nimmt den Kampf mit jenem Feinde erfolgreich auf und jeder neue Atemzug ist ein Sieg über ihn und zugleich unsre Lebensrettung. Dadurch nun, daß die Kohlensäure auf diesem Wege beständig aus unserm Blute getrieben wird, erlangt dieses erst seine Fähigkeit, an den Körper Nahrungsteile abzugeben, also den Ernährungsprozeß zu bewerkstelligen.

Hiermit wird euch die Sache im allgemeinen klar geworden sein und es erübrigt für heute nur noch, darauf hinzuweisen, daß die chemische Verwandtschaft im Bereich der menschlichen Verhältnisse nichts andres ist, als das, was wir Wahlverwandtschaft nennen, jenes geheimnis-

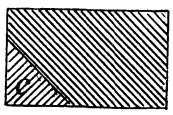
volle Etwas, das uns zu gewissen Personen hinzieht, das uns gewisse Eigenschaften lieben und suchen läßt, während andre Eigenschaften, die aber vielleicht auf andre Personen anziehend wirken, uns kalt und gleichgültig lassen oder gar abstoßen.

Das Zahlenkästlein.

Man verschaffe sich oder besser verfertige sich aus ungefähr 2 mm starken Cigarren- oder andern Brettchen ein Kästlein, 12 cm lang, 3½ cm breit und 2 cm hoch im Lichten mit einem darauf passenden Deckel ½ cm im Lichten hoch. Der Deckel wird mittels kleiner Scharnierchen am Kästchen befestigt und mit einem Häkchen zum Verschließen versehen. Von etwas dünnerem Holze bringt man auf die innern Wände nochmals 4 Wände an, welche das Kästchen um ½ cm überragen, so daß dadurch der Deckel geschlossen in einen Falz greift. Der Innenraum des Kästchens wird dann durch Zwischenwände von gleicher Höhe der inneren Wände in 4 gleich große Fächer geteilt. Dieselben werden auch auf dem äußeren Deckel in Gestalt von Verzierungen markiert. Nun fertigt man 4 Holzwürfel, welche genau in die einzelnen Fächer passen und genau dieselbe Höhe haben. Von diesen schneidet man dann ein kleines Dreieck (Fig. 2 c) ab und leimt dieses im Schächtelchen (Fig. 1 c) fest, so daß späterhin die Würfel nicht verkehrt eingesetzt werden können. Nun schreibt man auf die Würfel mit Bleistift die Zahlen 1—4 und bringt, wie aus Fig. 3 ersichtlich ist, in jedem Würfel eine kleine viereckige Vertiefung, jedesmal an einer andern Seite an und versenkt in dieselbe ein entsprechendes Stückchen Eisen. Hierauf überzieht man die Würfel bis auf die obere beschriebene Seite fein säuberlich mit Papier und klebt schließlich auf dieselbe ein ihrer Größe entsprechendes Stückchen Papier, auf welches wie vorher mit Blei auf den Würfel mit Tinte die betreffende Zahl geschrieben wird.

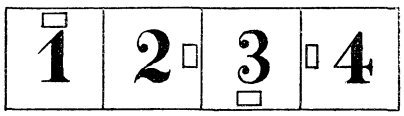
Sodann kauft man sich bei einem Optiker oder Uhrmacher einen ganz einfachen kleinen Kompaß, wie man ihn gewöhnlich an Uhrketten trägt, oder nimmt den Kompaß, der an den bekannten Uhrketten hängt, die der „G. K." verteilte. Von einem Spengler läßt man sich zwei Röhrchen aus Messingblech im Durchmesser des Kompasses anfertigen, ungefähr 5 cm lang. Die eine bleibt hohl, in die andre wird ans untere Ende in ihrem Innern der Kompaß festgelötet, die Magnetnadel dem oberen Ende zugekehrt.

Mit dem so hergestellten Hilfsmittel können wir ein verblüffendes Kunststückchen ausführen. Man gibt zu diesem Zwecke das Zahlenkästchen den Anwesenden zum Untersuchen und bittet Kameraden oder einen Herrn, die Reihenfolge der darin befindlichen Zahlen nach Belieben zu verändern und das Kästchen zu schließen. Man kann es dann auch noch sogar in dünnes Seidenpapier wickeln lassen. Sodann zeigt man die leere Messingröhre und gibt an, vermittelst derselben man die Zahlen gelegt worden seien.



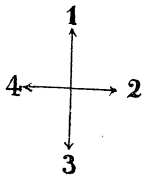
Das Zahlenkästlein. Abbildung 2.

Während man nun das Kästchen zurücknimmt, vertauscht man die leere Messingröhre mit dem Kompaß. Das Kästchen in der linken Hand, das Schloß der Brust, den Deckel dem Gesichte zu haltend, setzt



Das Zahlenkästlein. Abbildung 3.

man den Kompaß genau in die Mitte eines jeden, auf dem Deckel durch Verzierungen bezeichneten Faches und wird aus der Derivation der Nadel leicht erkennen, welche Zahl sich darunter befindet.



Schließlich zeigt man die leere Messinghülse wieder vor.

Mathematische Trugschlüsse.

VI.

In der vorigen Aufgabe ist $a = b + c$, mithin $(a - b - c) = 0$; ich durfte also

(5) $a(a - b - c) = b(a - b - c)$

nicht durch $(a - b - c)$ dividieren (vergleiche II).

Daß $7 = 5$ ist, werdet ihr noch nicht gewußt haben, ich will es euch beweisen. Es ist

(1) $7 + 5 = 2 \cdot 6.$

Ich multipliziere auf beiden Seiten mit $7 - 5$, dann erhalte ich

(2) $(7 + 5) \cdot (7 - 5) = 2 \cdot 6 \cdot (7 - 5)$

oder wenn ich die Klammern auflöse

(3) $7^2 - 5^2 = 2 \cdot 7 \cdot 6 - 2 \cdot 5 \cdot 6.$

Hieraus folgt, wenn ich auf beiden Seiten 5^2 addiere und $2 \cdot 7 \cdot 6$ subtrahiere,

(4) $7^2 - 2 \cdot 7 \cdot 6 = 5^2 - 2 \cdot 5 \cdot 6.$

Addiere ich nun auf beiden Seiten 6^2 so wird

(5) $7^2 - 2 \cdot 7 \cdot 6 + 6^2 = 5^2 - 2 \cdot 5 \cdot 6 + 6^2.$

Jetzt steht links das Quadrat von $7 - 6$ und rechts das von $5 - 6$, also ist

(6) $7 - 6 = 5 - 6,$

oder, wenn ich auf beiden Seiten 6 addiere,

$$7 = 5.$$

Rätsel.

Ich leuchte in dem Diamant
Und auch in den Rubinen,
Ich stecke immer, wie bekannt,
Auch in den Pulverminen.

Ihr findet mich in jedem Schiff,
Doch niemals in den Tauen.
Ihr könnt mich zwar in jedem Riff,
Doch nie in Felsen schauen.

Ich zeige mich beim Militär,
Auch bei den Civilisten,
Ich stecke niemals im Gewehr,
Doch bei den Infant'risten.

Ich bin im Geist und in dem Sinn,
Doch fehle ich den Thaten;
Und wie ich heiße, was ich bin,
Das sollt ihr nun erraten.

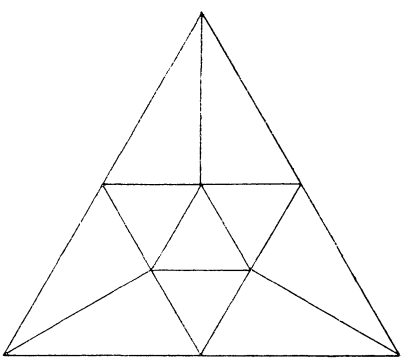
Auflösung des Wechselrätsels in Nr. 35.

„Hagel, Hagen."

Auflösung des Kapselrätsels in Nr. 35.

„Gemse, Ems."

Auflösung der Zusammenleg-Aufgabe in Nr. 35.



Ein junger Schachspieler.

In Ströbock, einem Dorf im Harze, pflegen die Bauern auf eine hervorragende Weise des Schachspieles, so zwar, daß vor Zeiten daselbst jede Braut ausgespielt werden mußte. Der beste Schachspieler vertrat dabei den Bräutigam, die übrigen Bauern die Brauteltern, indem sie alle gegen den einen spielten. Der aber wußte sich die Braut zuletzt doch für den Bräutigam zu erspielen. Der Herzog Rudolf August von Braunschweig hörte davon und erbat sich einmal von dem Bauern Söllig einen seiner Söhne, der des Schachspieles kundig sei. Der Bauer ging darauf ein, und so kam Johann Valentin Söllig an den Hof zu Blankenburg und Braunschweig. Er wurde fürstlich gekleidet, erhielt gute Lehrer und mußte täglich mit den fürstlichen Herrschaften eine Partie Schach spielen. Später studierte Söllig in Helmstedt Theologie, ward ein hervorragender Kenner der griechischen Sprache, bekam die Stellung eines Pagenhofmeisters und Hofdiakonus und starb als Pastor zu Hasselfelde. Er hätte wohl eine glänzendere Karriere gemacht, wenn die Herrschaften zu Braunschweig nicht zu früh für ihn mit Tod abgegangen wären. Söllig ward ob seiner Kenntnisse im Griechischen so berühmt, daß man sagte, neben ihm könne nur noch der Erzbischof von Canterbury in England aufkommen. Er blieb bis zu seinem Tode ein Meister der Schachkunst, der den heutigen Schachmeistern gewiß noch etwas zu raten aufgegeben hätte.

Das Vermächtnis des Inka.

Von **Karl May.**

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers", „Geist der Llano estakata", „Kong-Kheon, das Ehrenwort", „Die Sklavenkarawane", „Der Schatz im Silbersee" u. a.

(Fortsetzung.)

Denn wir nun den Sumpf zwischen sie und uns bringen, werden sie uns wahrscheinlich nicht entdecken," sagte Hammer.

„Aber Ihre beiden Landsleute, Señor?" fragte Anciano. „Wo finden wir diese?"

„Das ist schwer zu sagen. Wir kennen leider die Stelle des Ufers nicht, an welcher sie sich befinden. Sie kann aber unmöglich entfernt von derjenigen liegen, an welcher der Doktor bei unsrer Ankunft hier zurückblieb, um sich die Knochen zeigen zu lassen."

Nach einigen Sekunden schon war der Punkt, welchen Haukaropora gesehen hatte und für eine Schar von Reiter hielt, verschwunden. Die drei schlugen einen weiten, nach Westen gerichteten Bogen und verlängerten denselben zu einem Halbkreise, welcher sie wieder östlich führte. Da sahen sie in der Ferne Bäume stehen, dann auch die niedrigeren Sträucher, und hielten nach wenigen Minuten am westlichen Ende des Sumpfes, so, daß dieser sich zwischen ihnen und den heranziehenden Abipones befand.

Sie stiegen ab und banden ihre Pferde an. Der Vater Jaguar nahm sein Fernrohr aus der Tasche und kletterte auf einen Baum, da er von da oben aus

. . . . Anciano band den Lasso von dem Stamm los und ließ ihn über den Ast laufen, während Hammer den zwischen Himmel und Erde Schwebenden ans Ufer zog. . . .

weiter sehen konnte. Ja, da hinten kamen sie, die Abipones, voran eine Reiterschar, welche aus lauter Weißen zu bestehen schien, und hinter derselben die Indianer zu Fuße. Hammer suchte mit seinem Rohre das Schilf des Ufers ab, konnte aber niemand entdecken, da Morgenstern und Fritze in gebückter Haltung an ihrem wertvollen Funde arbeiteten.

Die Sonne verschwand hinter dem Horizonte. Der Vater Jaguar freute sich darüber, denn das, was es hier wahrscheinlich zu thun gab, ließ sich bei Nacht viel leichter als am Tage ausführen. Der junge Inka hatte auch einen Baum bestiegen. Er konnte von seinem Sitze aus mehr sehen als Hammer und rief diesem schon nach wenigen Augenblicken zu: „Fünf Pferde, Señor! Ich sehe sie."

„Wo?"

„Da drüben an den Bäumen hinter dem Gebüsch. Von Ihrer Stelle aus kann man sie nicht sehen."

„Da müssen sie doch von den Abipones bemerkt werden?"

„Ja. Die Reiter galoppieren gerade auf sie los. Jetzt steigen sie bei ihnen ab."

„O wehe! Man wird die Unglücklichen sogleich entdecken."

Die beiden Lauscher sahen von ihren Standorten oder vielmehr Sitzen aus, daß die abgestiegenen Reiter zu suchen begannen. Ebenso sahen sie, daß die andern Ankömmlinge nicht ganz bis zum Sumpfe marschierten, sondern in gewisser Entfernung von demselben anhielten.

Leider dämmerte es jetzt so rasch, daß die fernere Beobachtung resultatlos blieb. Der Vater Jaguar stieg also, ebenso wie der Inka, vom Baume herab und sagte, unten angekommen: „Da, wo die fünf Pferde angebunden sind, müssen sich auch die Besitzer derselben befinden. Ich werde mich hinüberschleichen."

„Das ist gefährlich," warnte Anciano.

„Ich fürchte die Abipones nicht!"

„Ich meinte nicht diese, sondern die Krokodile, welche im Schilfe versteckt sind."

„Jetzt ist es noch hell genug, diese Tiere zu sehen. Horch!"

Man hörte laute Stimmen von drüben herüberschallen.

„Die Unvorsichtigen sind erwischt worden," fuhr Hammer fort. „Ich muß erfahren, was mit ihnen geschieht."

„So gehe ich mit!" sagte Anciano.

„Und ich auch!" stimmte Hauka ein.

„Einer muß hier bei den Pferden bleiben. Anciano mag mit mir gehen."

Der Inka wagte es nicht, gegen diese Entscheidung Einspruch zu erheben; die beiden andern entfernten sich, um in geduckter Haltung durch das Schilf zu schleichen. So lange es Sträucher gab, hinter denen sie Deckung fanden, war dies nicht schwer; bald aber waren sie gezwungen, sich niederzulegen. Sie mußten sich dabei in acht nehmen, das Schilf nicht zu bewegen; die scharfen Halme desselben schnitten ihnen in die Hände, was sie jedoch nicht beachteten. Oft mußten sie, um das Terrain gut auszunutzen, durch eine übelriechende Lache kriechen, deren Jauche ihnen bis an die Ellbogen reichte; sie thaten das ohne Zögern, da es sehr wahrscheinlich ein oder gar zwei Menschenleben galt. So kamen sie näher und näher und befanden sich höchstens noch sechzig Schritte von der Stelle entfernt, an welcher Hauka die fünf Pferde angebunden gesehen hatte.

Bis jetzt waren sie so vorsichtig gewesen, die Köpfe nicht über die Spitzen des Schilfes zu erheben; nun aber galt es, den letzten Rest des Tageslichtes zu benutzen. Der Vater Jaguar hatte seinen Hut längst abgenommen und zwischen den Zähnen getragen; jetzt riß er ein Bündel Schilf aus, hielt es wie einen Fächer in die Höhe und erhob dann hinter demselben den Kopf so weit, daß er beobachten konnte, ohne selbst gesehen zu werden.

Da stand der Doktor mit seinem Diener bei den Weißen, welche mit den Abipones gekommen waren, und etwas weiter zurück waren die Roten in verschiedenen Gruppen zu sehen. Fritze hielt sein Gesicht gerade nach der Stelle gerichtet, an welcher sich die beiden Lauscher befanden, während die andern alle in andre Richtung blickten, nämlich auf die beiden Gefangenen. Diesen Umstand benutzte der Vater Jaguar zu einem Wagnisse, welches leicht schlimme Folgen haben konnte, aber, wenn es gelang, den Bedrängten sagte, daß Hilfe in der Nähe sei. Er erhob sich nämlich zu seiner vollen Höhe, aber nur für einen einzigen Augenblick, gab Fritze einen Wink und ließ sich darauf schnell wieder nieder.

„Was wagen Sie, Señor!" flüsterte ihm Anciano zu. „Diese Bewegung kann uns das Leben kosten."

„Nun nicht, denn man hat sie nicht bemerkt; aber Fritze hat mich gesehen und wird seinem Herrn sagen, daß er hoffen darf."

„Was werden sie mit den beiden unbedachtsamen Menschen machen?"

„Das werden wir bald sehen, denn es scheint, daß sie Beratung halten. Ziehe Schilf aus dem Boden und stecke es vor dich hin! Dann kannst du bequem beobachten, was geschieht."

Anciano befolgte diesen Rat. Die beiden sahen, daß der Gambusino auf seine Gefährten einsprach; aber sie konnten die Gesichter schon nicht mehr deutlich erkennen. Dann hörten sie laute, zustimmende Rufe, ohne aber die einzelnen Worte verstehen zu können. Es wurde dunkel, und man brannte unter einem Alisobaum ein Feuer an. Die beiden Gefangenen wurden in die Nähe desselben geschafft. Die Flamme warf ihren Schein auf die Gestalten und auf die Gesichter. Da entfuhr dem Vater Jaguar ein Schrei, den seine Feinde jedenfalls gehört hätten, wenn ihre eigenen Stimmen weniger laut gewesen wären.

„Was ist's? Was gibt's?" fragte Anciano.

Hammer antwortete nicht. Sein Auge war mit einem wie glühenden Blicke auf die Männergruppe gerichtet, welche dort am Feuer stand.

„Warum riefen Sie?" fuhr der Alte fort. „Wenn man Sie gehört hätte! Was haben Sie gesehen?"

Er hörte, daß der Vater Jaguar schwer, fast röchelnd, atmete, und wiederholte seine letzten Worte. Da endlich antwortete der Gefragte:

„Siehst du den langen, starken Menschen, der wie ein Riese unter den andern steht? Er spricht eben jetzt auf die Gefangenen ein."

„Natürlich sehe ich ihn, denn er ist ja groß genug, Señor."

„Aber du siehst ihn jetzt wohl zum erstenmal?"

„Nein!"

„Was? Wie? Wirklich?" stieß er schnell hervor. „Du kennst ihn also?"

„Ja. Jeder kennt diesen Mann."

„Wer ist er?"

„Benito Pajaro, den sie den Gambusino nennen."

„Ah! Oh! Der — der — — der! Alle Welt kennt ihn; jeder hat ihn gesehen! Nur mir allein ist er noch nicht vor die Augen gekommen, obgleich ich ihn jahrelang gesucht, ja förmlich nach ihm geschmachtet habe!"

Er hatte bei diesen Worten seine Stimme so erhoben, daß Anciano schnell

einfiel: „Nicht so laut, Señor, nicht so laut! Sie verraten uns ja! Was ist mit Ihnen? Sie, der vorsichtigste Mann, den ich kenne, bringen uns in eine solche Gefahr! Haben Sie etwas mit dem Gambusino?“

„Ob ich etwas mit ihm habe!“

Er sprach nur diese Worte; sie kamen dumpf zwischen seinen Lippen hervor, und dann hörte der Alte ihn mit den Zähnen knirschen. Darauf blieb er still. Das war um die Zeit, in welcher die Lassos aneinander geknüpft wurden; dann stiegen, wie schon erwähnt, die beiden Indianer auf den Baum. Als Anciano dies sah, fragte er mehr sich selbst als seinen Gefährten: „Was haben sie vor? Wozu schaffen sie die Riemen auf die Aeste?“

„Ich vermute es,“ antwortete der Vater Jaguar, jetzt wieder in der ruhigen Weise, welche ihm so eigentümlich war.

„Will man die Gefangenen etwa aufhängen?“

„Ja.“

„So können wir sie nicht retten!“

„Vielleicht doch.“

„Dann wäre keine Zeit zu verlieren. Was aber vermögen wir zwei gegen so viele!“

„Wir haben Zeit. Man will die Gefangenen nicht in der gewöhnlichen Weise hängen, nämlich nicht am Halse. Wollte man das thun, so hätte man es bequemer und brauchte nicht die Aeste zu wählen, welche über das Wasser ragen. Paß auf!“

Es folgte die schon beschriebene Scene. Als die beiden Gefangenen an den Aesten hingen und die Krokodile herbeigeschossen kamen, langte der Vater Jaguar unwillkürlich nach seinem Rücken, auf welchem er sein Gewehr hängen hatte, zog die Hand aber wieder zurück und flüsterte in hörbar erleichtertem Tone: „Gott sei Dank! Ich brauche nicht zu schießen. Man will sie einstweilen noch quälen. Man hat sie so hoch gehängt, daß sie von den Bestien nicht gefaßt werden können.“

„Welche Grausamkeit, Señor! Sehen Sie nur, wie die Tiere nach ihnen schnappen! Was raten Sie uns zu thun?“

„Jetzt noch nichts. Wir müssen noch warten.“

„Bis die Armen tot sind?!“

„Wir können unmöglich schon jetzt handeln. Warten wir, was noch geschieht! Die Lage der armen Teufel ist zwar schrecklich, aber keineswegs schon lebensgefährlich. Die um die Brust gelegten Riemen drücken ein wenig; das ist auszuhalten.“

„Ich möchte am liebsten mitten unter die Halunken hineinspringen!“

„Das würde nichts helfen, sondern nur uns mit denen verderben, welche wir retten wollen. Also Geduld!“

Sie machten sich diese Mitteilungen in ziemlich lautem Tone, da die Abipones ein Geheul wie die Teufel erhoben hatten. Dies verstummte nach und nach; eine kleine Weile verging, und dann sahen die beiden, daß die Abipones mit ihren weißen Verbündeten den Platz verließen und sich um die am Baume Hängenden nicht mehr zu kümmern schienen.

„Jetzt hin, Señor!“ flüsterte Anciano dem Vater Jaguar zu. „Die Zeit zum Handeln ist da!“

Er wollte auf. Hammer drückte ihn nieder und antwortete in befehlendem Tone: „Bleib! Willst du alles verderben?“

„Verderben? Es ist ja niemand mehr dort!“

„Siehst du denn, wo unsre Feinde sich befinden?“

„Nein; es ist ja dunkel; aber fort sind sie doch!“

„Vielleicht, ja sogar wahrscheinlich; aber wenn wir uns übereilen, können wir alles verderben. Sie lassen die Gefangenen hängen, um sie so lange wie möglich zu quälen und erst später den Krokodilen zu überlassen. Jetzt werden sie Material zusammentragen, um da draußen, wo sie lagern wollen, Feuer anzuzünden; sie sind also noch in der Nähe. Dann, wenn ihre Feuer brennen, können wir sie sehen, und dann ist die Gefahr für uns nicht so groß wie jetzt.“

„Sie werden Wächter bei dem Baume lassen!“

„Denen geben wir unsre Messer. Gerade ihre Grausamkeit, die Todesqual der Gefangenen zu verlängern, läßt vermuten, daß sie sich ganz sicher fühlen. Wir haben Zeit, das versichere ich dir.“

„Und ich möchte das Gegenteil behaupten, Señor. Sie müssen sich doch sagen, daß da, wo die Gefangenen sind, auch wir uns befinden!“

„Wäre dies der Fall, so hätten sie mit ihnen kurzen Prozeß gemacht. Wer weiß, was dieser Fritze ihnen gesagt hat. Wenn es sich um einen Wunsch seines Herrn handelt, kann er die größte Dummheit begehen; sonst aber ist er ein sehr pfiffiger Bursche, und ich glaube nicht, daß, als sie ihn ausfragten, es ihm eingefallen ist, ihnen die Wahrheit zu sagen.“

Jetzt sah man draußen auf der Ebene ein Feuer nach dem andern aufleuchten. Das Lager wurde in ziemlicher Entfernung von dem Sumpfe aufgeschlagen, und der Vater Jaguar sah zu seiner Genugthuung, daß der Baum, an dem die Gefangenen hingen, gegen das Lager hin durch ein Gesträuch gedeckt war, welches die Rettung der mit dem Tode Bedrohten außerordentlich begünstigte.

Noch immer liefen Indianer hin und her, um Schilf und Holz nach den Feuern zu tragen. Dies mußte man vorüberlassen. Noch so lange zu warten, diese Aufgabe ging fast über die Kräfte des alten Anciano. Er gestand: „Señor, wenn es nicht bald losgeht, so werde ich auch Dummheiten machen! Ich möchte diese Hunde alle erwürgen!“

„Sei still! In mir kocht es noch weit ärger als in dir. Du hast keine Ahnung von dem, was ich seit einer Viertelstunde empfinde. Ich muß mich noch viel mehr zwingen, als du, ruhig zu sein.“

„Aber wir könnten längst fertig sein! Es bedarf nur einiger Sprünge, so sind wir dort, machen die Gefangenen los und laufen mit ihnen in die Nacht hinein. Wer will uns da finden.“

„So! Das würde allerdings die Dummheit sein, von welcher du gesprochen hast! Wie willst du die beiden losmachen?“

„Losschneiden!“

„Kannst du sie mit dem Arme, mit dem Messer erlangen, da sie über dem Wasser, über den Krokodilen hängen?“

„Das ist wahr! Leider nein! Daran dachte ich nicht. Wir müssen auf den Baum, um sie emporzuziehen!“

„Da werden wir gesehen, oder die Aeste brechen unter der doppelten Last, und wir stürzen unter die Krokodile, ganz abgesehen davon, daß es selbst für einen starken Mann nicht leicht ist, einen Menschen aus freier Hand so hoch emporzuziehen. Wir müssen sie in ganz andrer Weise losmachen, nämlich mit dem Lasso, und das geht nicht so schnell, wie du denkst. Und dann habe ich einen sehr triftigen Grund, diesen Gambusino nicht wissen zu lassen, daß die Gefangenen befreit worden sind; er soll vielmehr denken, daß sie von den Krokodilen heruntergerissen und verschlungen wurden.“

„Warum, Señor?“

„Davon später, denn ich glaube, daß wir nicht mehr lange zu warten brauchen. Wie ich sehe, wird Fleisch verteilt. Das zieht die Leute an und hält sie jedenfalls so lange von hier fern, bis wir fertig sind."

Man sah, daß die Abipones sich alle an einem Punkte des Berges versammelten; auch diejenigen, welche noch mit Zutragen des Feuerungsmateriales beschäftigt waren, eilten dorthin. Der Rand des Sumpfes war von Beobachtern frei. Das Feuer, welches unter dem Baume brannte, hatte keine Nahrung erhalten und brannte nicht mehr hell genug, die Umgebung so zu erleuchten, daß sie vom Lager aus deutlich gesehen werden konnte. Der Vater Jaguar sprang auf und rannte auf den Baum zu; der alte Anciano folgte ihm augenblicklich. Die schon erwähnten Büsche standen zwischen ihnen und dem Lager. Nun galt es, schnell, aber auch besonnen zu handeln.

Der Vater Jaguar schlang sich seinen Lasso vom Gürtel, rollte ihn wurffertig zusammen und rief dabei den an dem Baume Hängenden mit gedämpfter Stimme zu: „Die Hilfe ist da. Macht euch steif und unbeweglich, bis ihr den festen Boden erreicht!"

Er warf den Lasso, und zwar so geschickt, daß dasjenige Ende desselben, welches sich nicht in seiner Hand befand, sich um den Leib des Doktors schlang. Dann gebot er Anciano:

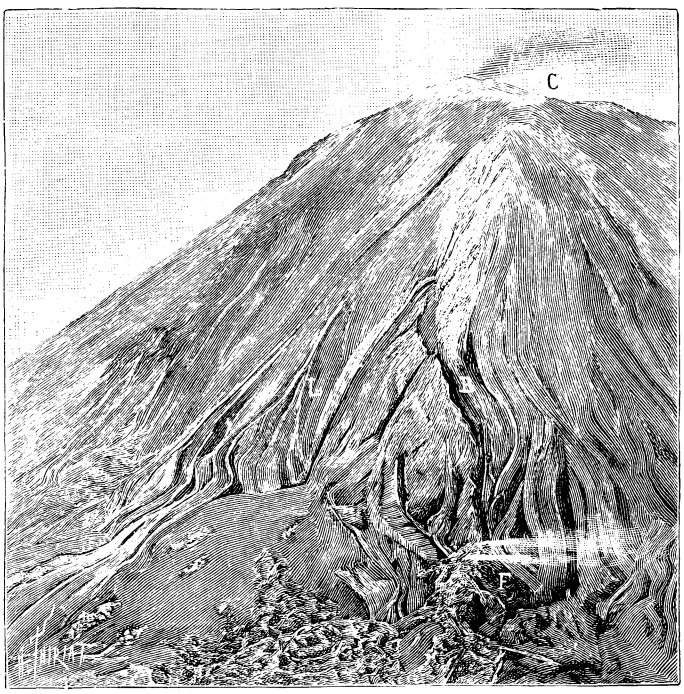
„Binde den Riemen los, an welchem er hängt, und halte ihn aber fest! Du lässest ihn in der Weise über den Ast laufen, in welcher ich den Doktor an meinem Lasso herüberziehe!"

Anciano that, wie ihm befohlen worden war. Er band den Lasso von dem Stamme los, hielt ihn aber fest, damit der Doktor nicht in das Wasser fiel; dann ließ er ihn laufen, während Hammer den zwischen Himmel und Erde Schwebenden aus der Luft und herüber an das Ufer zog. Ein Schnitt mit dem Messer, und die Arme des Geretteten waren frei. Er wollte sprechen und sich dabei den Lasso von der Brust entfernen; da aber gebot der Vater Jaguar:

„Stehen Sie still und sprechen Sie jetzt nicht. Der Lasso bleibt jetzt an Ihrem Leibe!"

Er meinte damit nicht den seinigen, den er schon losgebunden hatte, sondern denjenigen, an welchem der Doktor gehangen hatte. Jetzt wieder eine Schlinge legend, warf er sie dem Diener um den Leib, worauf Fritze in ganz derselben Weise herunter- und herübergeholt wurde. Darauf sagte er:

„Man muß denken, daß ihr von den Krokodilen herabgerissen und verzehrt worden seid; darum darf ich euch nicht losbinden und auch nicht losschneiden, sondern ich muß die Lassos so entzwei machen, daß es scheint, als ob sie abgerissen worden seien."



Der Ausbruch des Vesuvs am 7. Juni 1891.
C Krateröffnung, L Lavaströme, B die am 7. Juni gebildete Spalte, F Fumarolen.

Er sägte nahe an den Körpern der Geretteten die Riemen in der Weise auseinander, daß er sie mit der Messerschneide aufschabte und dann vollends zerriß. Dann wurden sie wieder an den Baumstamm befestigt, wie sie vorher an denselben gebunden gewesen waren. Die abgerissenen Enden hingen nun ganz in der Weise von den Aesten über dem Wasser herab, daß es genau so aussah, als ob diejenigen, welche daran gehangen hatten, von den Krokodilen herabgezerrt worden seien.

Dies war weit schneller geschehen, als man es beschreiben kann, und während es geschah, hatte der Vater Jaguar auch ein sehr scharfes Auge mit auf das Lager gehabt. Dort fiel es jetzt keinem Menschen ein, sich um die Gefangenen zu bekümmern. Man war mit dem Essen beschäftigt, und erst als dies vorüber war, bemerkte man zufällig, daß das Feuer unter dem Baume nicht mehr brannte. Der Gambusino schickte einen Mann hin, um es von neuem anzuzünden; kaum aber hatte dieser den ihm gewordenen Befehl erfüllt, so kam er eiligst herbeigelaufen und meldete:

„Señores, denken Sie sich, was geschehen ist! Die Krokodile haben unsre Gefangenen gefressen!"

Niemand wollte dieses glauben und als der Mann es wiederholte, sprangen alle auf, um, die Weißen natürlich voran, sich zu überzeugen, ob es wahr sei. An Ort und Stelle angekommen, sah man bei dem Scheine des wieder brennenden Feuers die beiden Lassoenden von den Aesten hängen. Darunter lagen die Krokodile und glotzten mit stieren Blicken nach dem Ufer hin.

„Wahrhaftig, sie sind weg, sind fort!" rief Antonio Perillo, der Stierkämpfer. „Wer hätte das gedacht? Wie kann das geschehen sein?"

„Die Krokodile sind doch jedenfalls hoch genug gesprungen, um sie fassen zu können," antwortete der Kapitän Pellejo.

„Schwerlich!" meinte der Gambusino. „So hoch, wie diese Kerls hingen, kann sich kein Krokodil in die Höhe schnellen. Sollte sich jemand hier befunden haben, der sie abgeschnitten hat?"

„Abschneiden? Wer konnte so weit hinüberlangen?"

„Hm! Das ist wahr. Zieht doch einmal die Lassos von den Aesten herunter! Wir werden gleich sehen, ob es mit dem Messer geschehen ist."

Man holte die Enden herab und unterwarf sie einer sehr genauen Untersuchung. Der Vater Jaguar hatte seine Sache ausgezeichnet gemacht, denn die Ansicht aller ohne Ausnahme ging dahin, daß die Lassos zerrissen worden seien.

„So sind diese Tiere doch so hoch gesprungen!" meinte der Gambusino. „Sie müssen großen Hunger gehabt haben.

Und geschmeckt hat es ihnen jedenfalls ausgezeichnet, denn sie liegen da, als ob sie noch mehr haben wollten. Nun, so oder so, wir sind die Feinde los; sie haben ihren Lohn!"

„Was das betrifft," sagte Perillo ärgerlich, „so freue ich mich keineswegs darüber, daß das gar so schnell gegangen ist. Sie sollten länger hängen, viel länger! Und ich wollte dabei sein, wenn sie zerrissen wurden! Wäre das Feuer nicht ausgegangen, so hätten sich die Bestien mehr gescheut und wären nicht so zudringlich geworden. Das hätte ich bedenken sollen!"

Dieser gewissenlose Mensch ging wirklich ganz enttäuscht von dannen, und die andern folgten ihm in der festen Ueberzeugung, daß die beiden Gefangenen in Wirklichkeit von den Krokodilen zerfleischt und verschlungen worden seien.

Diese letzteren waren indessen von ihren beiden Befreiern nicht durch das Schilf, denn das war jetzt bei der Dunkelheit gar nicht nötig, sondern im Gegenteile sehr gefährlich, sondern um den Sumpf herum nach der Stelle geführt worden, an welcher der Inka auf sie wartete. Als dieser sie kommen sah, sagte er:

„Endlich, Señores! Da ich so lange Zeit warten mußte, befürchtete ich schon, daß es sehr schlimm stehe. Nun freut es mich doppelt, zu sehen, daß die Rettung gelungen ist."

Die Befreiten hatten bis jetzt geschwiegen; nun aber meinte der Doktor, indem er tief Atem holte, in deutscher Sprache zu dem Vater Jaguar:

„Sie haben uns vorhin das Sprechen verboten; jetzt werden wir wohl reden können. Das war schrecklich! Nein, das war mehr als schrecklich; das war ganz unbeschreiblich entsetzlich! Mir zittert jedes Glied meines Leibes noch im gegenwärtigen Augenblicke!"

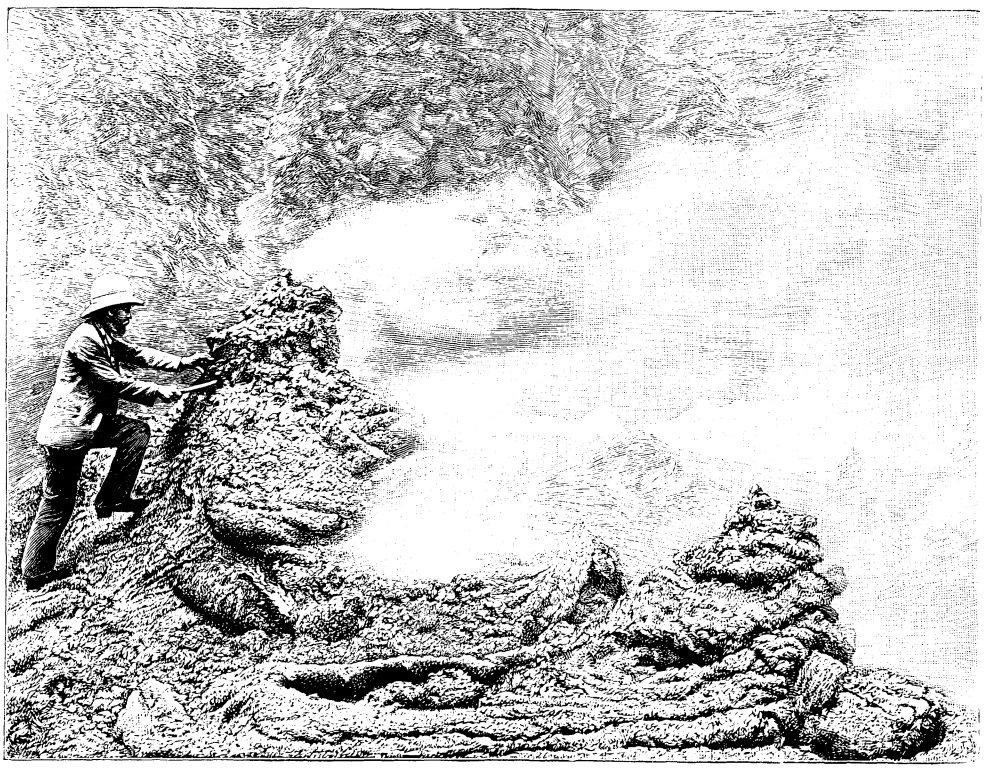
„Und mich auch!" stimmte Fritze bei. „Erst war ik ziemlich juten Mutes; aber als ik am Baume hing und unter mich die Krokodilers so schadenfroh lächeln sah, da jab ik mir verloren."

„Hatten Sie mich gesehen?" fragte der Vater Jaguar.

(Fortsetzung folgt.)

Der Vesuv.

Das glutflüssige Erdinnere hat bekanntlich an vielen Stellen die Erdrinde durchbrochen und sich auf der Außenfläche abgelagert. Kam das glühende Material auf diesem Wege mit Wasser in Berührung, so entstanden Explosionen, und die durch diese gebildeten und emporgeschleuderten Aschen u. s. w. bildeten an der Außenfläche einen sogenannten Stratovulkan, der mit dem Erdinnern durch einen (offenen) Kanal in dauernder Verbindung steht. Das äußere Ende dieses Kanales, der Krater, wird häufig während längerer Ruhepausen durch erstarrende Lava vollgespielt. Der eigentliche (alte) Vesuvkegel ist der Monte Somma; er besteht aus Lavabänken mit Schichten von Schutt und Tuff, zeigt nach außen die übliche Neigung und nach innen einen ziemlich steilen Absturz. Innerhalb der jetzt nur noch zum Teil erhaltenen ringförmigen Umwallung hat sich durch den Einsturz und die Verstopfung des alten Kraters eine Ebene gebildet, das Atrio del Cavallo. Aus ihm erhebt sich der jüngere Eruptionskegel, der heutige Vesuv. Wir haben also hier die Ruinen eines alten Vulkanes vor uns, in dessen Mitte sich die glutflüssige Masse des Erdinnern von neuem nach außen empordrängte und einen zweiten Vulkan aufbaute. Letzterer überragt den ihn im Norden und Osten halbkreisförmig umgebenden 1100 m hohen Monte Somma um etwa 100 m.



Untersuchung einer Fumarole auf dem Vesuv.

Die von unten in dem Kanal emporgepreßt werdende Lava erreicht aber nur selten den Kraterrand, der sich im Laufe der Zeit während der Ruhepausen mit Lava fest verstopft, und da die erstarrte Lava einen ziemlich widerstandsfähigen Verschluß bildet, so suchen die neu emporbringenden Massen andre Stellen zu durchbrechen und sich so neue Wege zu bahnen. Dies geschieht zuweilen in der Nähe der kommen verstopft, und es kann dann ein neuer Ausbruch entweder einen seitlichen Ausweg suchen, oder er muß die Lavadecke selbst durchbrechen. Das erstere wird am Vesuv sehr häufig beobachtet, aber auch der letztere Vorgang hat sich bei ihm einmal in großartigem Maß ab-

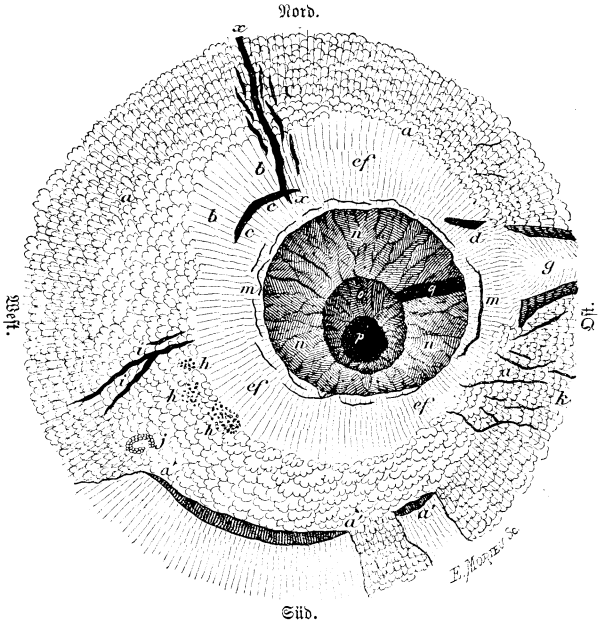
früheren Eruptionsstelle, oft aber werden auch seitliche Ausbrüche beobachtet, und es entstehen dann parasitische Schuttkegel, oder es werden radiale Spalten aufgerissen, aus denen die Lava hervordringt. Infolgedessen zeigt der Vulkan eine ziemlich zusammengesetzte, mannigfach zerrissene Form, wie wir aus unsrer Skizze des Vesuves ersehen, die in neuerer Zeit aufgenommen wurde.

a gibt den Umriß des ursprünglichen Kraters an, dessen Rand im Süden (a') noch sichtbar ist. Die Ausbrüche von 1885—86 erzeugten einen Krater, dessen Rest bei b zu erkennen ist; von der letzten jener Eruptionen (im Mai 1886) steht noch ein Stück Kraterwand (bei c). d bedeutet den im Mai 1889 entstandenen Krater, e f einen Teil des Eruptionskegels, wie er bis zum 7. Juni 1891 bestand, g eine im Mai 1889 entstandene Spalte. Bei h sieht man gelbgefärbte Ansammlungen von zersetzter Lava, Schlacke und Schutt, bei i eine Spalte, aus der Dämpfe von Salzsäure empordringen. Eine Schutzhütte für die Führer bei Bergbesteigungen befindet sich an der Stelle j. Im Südosten zeigen sich zahlreiche Spalten bei k, andre im Nordosten bei l, die neuesten am inneren Kegel bei m. Eine unregelmäßige Terrasse hat sich im Grunde des neuen Kraters bei n und o gebildet, in deren Innerem sich die Hauptöffnung p befindet. q bezeichnet eine Höhlung, die während der Eruptionsperiode 1889—91 oder etwas früher entstanden ist; endlich zeigt sich eine lange Spalte neuesten Ursprunges bei x.

Letztere ist zur Zeit ihrer Entstehung (im Juni 1891) genau untersucht worden; auch photographische Aufnahmen wurden von dieser Spalte und ihrer Umgebung gemacht. Auf Grund einer solchen ist unsre Abbildung angefertigt worden, die uns den Verlauf der sich weithin erstreckenden Spalte (B) zeigt. C stellt die Krateröffnung dar, L einige schmale Lavaströme.

Am 7. Juni 1891 zeigte die Beobachtung, daß die Nordseite des Kegels jedenfalls durch Druck von innen unterminiert sei, und thatsächlich begann um Mittag eine Spalte sich am Fuße des inneren Kegels nach außen zu öffnen. Nachmittags gegen vier Uhr wurde in der Nähe ein ziemlich starkes Erdbeben verspürt, das mit lautem unterirdischen Rollen verbunden war, und alsbald erhoben sich Dampfwolken aus der Spalte, die unterdessen soviel weiter fortschritt, daß sie nach 1½ Stunden die halbe Höhe des alten Eruptionskegels erreicht hatte. Sie überschritt dann das Atrio und drang bis in den Ringwall vor.

Als am 15. Juni einige Beobachter das Eruptionsgebiet von neuem untersuchten, konnten sie über die an ihrer Oberfläche bereits erstarrte Lava gehen, während durch die Zwischenräume und Spalten der schlackenartigen Rinde die noch glühend flüssige Masse sichtbar war. Sie erreichten dann jenen mächtigen Spalt (x in der Skizze, B im Bilde Seite 508), der sich am 7. Juni gebildet hatte und von einem unter ihnen zufällig während seiner Entstehung beobachtet worden war.



Der Gipfel des Vesuvkegels vom 30. Juni 1891.

In seiner ziemlich geradlinigen Fortsetzung fanden sie einige unterdessen entstandene Neubildungen, sogenannte Fumarolen (F im Bilde Seite 508). Sie wurden alsbald einer eingehenden Untersuchung unterworfen; unsre zweite Abbildung zeigt uns ein solches Gebilde in der Nähe, sowie einen der kühnen Forscher bei der Untersuchungsarbeit.

Man versteht unter Fumarolen Ausströmungsstellen von vorwaltendem Wasserdampf, der aber mit Gasen meist gemischt ist. Sie hatten im vorliegenden Falle das Aussehen von Miniaturvulkanen; man zählte ihrer sieben. Die ihnen entströmenden Dampfstrahlen waren intensiv heiß. Aus dem eigentlichen Spalt aber waren Roteisenerz, Chlorkalium, Chlornatrium, sowie Eisen und Kupfer in flüssigem Zustand herabgerieselt, hatten die Fumarolen inkrustiert und ihnen so ein äußerst buntfarbiges Aussehen verliehen. Besonders der Kupfergehalt der Eruptionsprodukte zeigte sich so reich, daß sich die Nägel, mit denen die Schuhsohlen der Bergsteiger beschlagen waren, davon rot färbten.

Die erwähnten Reisenden erreichten mit Anwendung der größten Vorsicht schließlich auch den Rand des Kraters und konnten in den Schlund hinabblicken. Es mag ein reizvoller, schaurig-schöner Augenblick für sie gewesen sein. Aber nicht jedem ist es beschieden, von da zurückzukehren: wenige Tage später ward ein andrer Forscher von dem schrecklichen Schlunde verschlungen — er teilte das Schicksal des älteren Plinius.

Unsre Fledermäuse.

1.

Zu den verkannten Tieren, d. h. zu jenen Tieren, deren Nutzen zu wenig anerkannt wird, gehören in erster Linie die Fledermäuse. Viele Menschen empfinden einen Schauder, wenn sie diese mausähnlichen Geschöpfe mit der großen, nackten Flughaut und den langen Ohrmuscheln nur erblicken, und sie sind darum durchaus nicht geneigt, sich eingehender mit den besagten Flattertieren zu befassen. Der Landmann mordet sie gar grausam hin, weil er glaubt, daß sie ihm den Speck im Rauchfange fressen — eine höchst ungerechte Beschuldigung, denn Speck frißt keine einzige Art der Fledermaus, nicht einmal die sogenannte Speckfledermaus; nein, lieber verhungert sie. Auch mancher Knabe meint, so eine arme Fledermaus, die ihm durch Zufall in die Hände fiel, quälen und töten zu dürfen. Wie unrecht, wie bitter unrecht sind doch all' diese Feindseligkeiten gegen die harmlosen Geschöpfe — und wie thöricht! Denn erstens darf man überhaupt kein einziges Tier quälen, und zweitens gehören unsre Fledermäuse zu den nützlichsten Tieren; ja, sie sind im Haushalte der Natur geradezu unentbehrlich. Wie nämlich die Schwal-

ben schädliche Insekten wegfangen, welche am Tage herumfliegen, so vertilgen die Fledermäuse Nachtinsekten und wirken dadurch einer übermäßigen Vermehrung derselben entgegen. Die Nahrung der Fledermäuse besteht, außer aus Dungfliegen, Stechfliegen, Stubenfliegen und andern Zweiflüglern, namentlich aus den großen, dickleibigen Nachtfaltern, Schwärmern, Spinnern und Eulchen, sowie aus solchen Käfern, die, wie z. B. die Maikäfer, Borkenkäfer, Roßkäfer und Wasserkäfer, abends oder nachts umherschwirren. Von den genannten Käfern sind bekanntlich die Maikäfer und Borkenkäfer sehr schädlich; aber auch unter den Nachtfaltern gibt es manche recht verderbliche Arten, als Kiefernspinner und Prozessionsspinner; würden diese Falter nun ungestört ihr Wesen treiben und ihre zahlreichen Eier absetzen können, so entstände in kurzer Zeit ein Raupenfraß, der unsre schönsten Wälder besenkahl machen würde. Nach und nach käme dann auch der übrige Pflanzenwuchs an die Reihe. Ist doch die Zahl der Nachtfalter weit größer, als die der Tagschmetterlinge, und sind doch gerade unsre Vögel, diese berufenen Insektenvertilger, in der Nacht mit Ausnahme der Nachtschwalbe nicht thätig. Die nächtliche Insektenjagd übernehmen also die Fledermäuse. Und zwar vermögen diese Flattertiere um so mehr dem Unheil einer übermäßigen Insektenvermehrung entgegenzuwirken, als sie die Insektenjagd nach ganz bestimmter Regel und Ordnung betreiben. Jede Fledermausart fliegt nämlich in bestimmter Höhe, in genau umgrenzten Revieren, an Oertlichkeiten von bestimmter Beschaffenheit — und so haben die hohen wie die niederen Luftschichten, der Erdboden, das Gesträuch, die Baumkronen, der Wasserspiegel, die Umgebung der Felsen, die Straßen der Städte und der Umkreis der Gehöfte ihre bestimmten Fledermausarten, die den ebenda vorkommenden Insekten begierig nachstellen. Jede Fledermaus streift zudem ein von ihr gewähltes kleines Revier genau ab, indem sie im Fluge wiederholt auf demselben Wege wiederkehrt; erst wenn kein einziges schwärmendes Insekt mehr in dem Reviere zu entdecken ist, begibt sich die Jägerin in eine andre Region. Somit findet der Fang der Nachtinsekten in einer umfassenden und doch bis ins kleinste geregelten Weise statt.

Die Fledermäuse fangen jedoch nicht bloß fliegende Insekten, sondern nehmen auch solche, die an Häuserwänden, auf niederen Pflanzen u. s. w. sitzen, und zwar erhaschen die Fledermäuse diese, indem sie wie die Schwalben im Fluge vorbeistreichen.

Die nützliche Thätigkeit der Fledermäuse wird noch gesteigert durch ihren fast unersättlichen Heißhunger. Eine größere Fledermaus vermag auf einmal 70—80 Fliegen oder gegen 20 Maikäfer und dergleichen zu fressen, ohne übersättigt zu sein; sie vertilgt in einer einzigen Nacht wohl mehr als 100 solcher Insekten. Es wurde der Fall beobachtet, daß die Zwergfledermaus in der Gefangenschaft in $1\frac{1}{2}$ Stunden 71 Fliegen verzehrte, daß ferner die spätfliegende Fledermaus in einer halben Stunde zwölf Maikäfer fraß. Wie viele schädliche Insekten werden also schon von einer einzigen Fledermaus während der Sommermonate vertilgt! Darum rufen wir allen unsern Kameraden zu: Schonet die Fledermäuse — diese besten Freunde und Gehilfen des Forstmanns, diese unermüdlichen Vertilger der unsern Haustieren lästigen Insekten!

Wie sehr sich die Nichtschonung der Fledermäuse strafen kann, davon zeugt u. a. die Beobachtung, welche ein Forstmann Leisler im Jahre 1813 zur Franzosenzeit einem Freunde mitteilte: „Seit einigen Jahren wurden in den Forsten um Hanau einige tausend alte Eichen auf Befehl der Franzosen gefällt, und da dieses zu der Zeit geschah, da die Fledermäuse ihren Winterschlaf hielten, so befanden sich oft mehrere hundert in einem einzigen hohlen Aste, die dann mutwillig getötet wurden, statt daß man sie, um ihren Schlaf ruhig fortsetzen zu können, in einem andern hohlen Baume hätte einquartieren sollen. Die Folge hiervon war, daß die Prozessionsraupe in den Gegenden, wo jene Bäume weggehauen worden, so ungeheuer sich vermehrt hat, daß im vorigen Jahre ganze Wälder von ihr entlaubt wurden und die schönsten Eichbäume kahl wie Besenreiser dastanden."

2.

Die Fledermäuse sind für ihre Insektenjagd aufs zweckmäßigste ausgerüstet. Wegen der rauchbraunen, düsteren Farbe ihres behaarten Körpers sind sie zunächst in der Dämmerung, wo sie meistens ihren Flug beginnen, wenig auffallend und können sich daher um so sicherer ihrer Beute nähern. Sodann ist die Flughaut, ebenfalls von rauchbrauner oder schwarzer Farbe, durch eine fettige Beschaffenheit gegen Nässe geschützt: mithin kann der Tau des Abends die Fledermaus nicht in ihrem Fluge behindern. Dieser Flug ist nun ein flatternder, leiser, wodurch die schwärmenden Nachtinsekten nicht verscheucht werden. Ferner fühlt die Fledermaus vermittelst jener zart empfindsamen Häute, die sie an der Flughaut und den Ohrmuscheln besitzt, sofort die Nähe von Hindernissen, und sie braucht sich, um denselben auszuweichen, nicht auf ihre ohnehin schwach entwickelten Augen zu verlassen. Der Gefühlssinn aber leitet sie so sicher, daß sie zwischen Baumästen und dornigem Gestrüpp ohne anzustoßen, ohne die Flughäute zu ritzen, sich umherschwenkt, wenn es gilt, ihre Beute zu verfolgen. Auch das scharfe Gehör leitet die Fledermaus bei ihrer Jagd; sie vernimmt mit Hilfe ihrer auffallend großen, dünnhäutigen Ohrmuscheln das Summen und Brummen der Nachtinsekten schon aus einiger Entfernung. Damit aber das Gehör wegen dieser Feinfühligkeit nicht durch zu starken Schall belästigt werde, ist den Ohrmuscheln ein ebenfalls häutiger Ohrdeckel eingefügt, welcher in der inneren Wölbung der Ohrmuschel steht: durch diesen Ohrdeckel kann die Ohröffnung verschlossen werden. Zum Erhaschen vieler Insekten mögen der Fledermaus unter Umständen die dünnen, feinfühligen Flughäute behilflich sein, indem dieselben gewissermaßen als Fangschirm dienen. Jedenfalls vermag die Fledermaus in der Nähe eines Insekts die Richtung ihres Fluges vermittelst der Feinfühligkeit ihrer Flughäute und Ohrmuscheln so genau, selbst in den kleinsten Wendungen, zu lenken, daß die Insektenjagd den sichersten Erfolg gewährt. Es wird sogar von einem scharfen Kenner unsrer einheimischen Flattertiere, Karl Koch, der Fall berichtet, daß eine blinde Fledermaus gut genährt war; das Tier hatte sich also auf seinen Jagdausflügen sowie beim Aufsuchen der Verstecke einzig durch den Gefühlssinn leiten lassen können. Zum endgültigen Ergreifen der Beute dient der Fledermaus ihr auffallend großer Maulspalt und ihr starkes Gebiß, das alle Arten von Zähnen, darunter sehr scharfe und spitze, enthält. Vermöge dieses zweckmäßigen Gebisses vermag es die Fledermaus, die erhaschten Insekten schnell der ungenießbaren Teile zu entkleiden, also die Nachtfalter der großen, starkgeaderten Flügel, und die Käfer der hornigen Flügeldecken und Pan-

zerringe. Endlich erhielten die Fledermäuse wegen ihrer Bestimmung zum Fliegen außer ihren Flughäuten einen sehr leichten Körper bei festem Knochengerüst.

Im Winter, wo keine Insekten die Luft durchschwirren, bergen sich unsre Fledermäuse in einem geschützten Versteck, in welchem sie sich zu Klumpen — teils von einerlei Art, teils mit andern Arten vermischt — zusammendrängen und an den scharfen Haken der Hinterfüße aufhängen. Sie fallen alsdann in einen mehr oder weniger festen Winterschlaf, in welchem sie allerdings zuweilen erfrieren können. Die Kälte ist überhaupt ihr schlimmster Feind; Feinde unter den Tieren haben sie nur wenige. In ganz strengen Wintern findet man wohl am Fuße alter Türme tote Fledermäuse, die in ungenügend geschützten Schlupfwinkeln, wie z. B. Mauerritzen, der Kälte erlegen sind. Diejenigen Fledermäuse, welche den Winter überdauern, erwachen im wärmeren Frühling.

Im Sommer ruhen die Fledermäuse bei Tage in hohlen Bäumen, Felsspalten oder unbewohnten Räumen menschlicher Gebäude. Solche Räume sind, bei der entschiedenen Vorliebe der Fledermäuse für Wärme und Trockenheit, immer die oberen, besonders die Dachböden; unter den Dachböden aber werden solche bevorzugt, die den wenigsten Störungen ausgesetzt sind, wie die von Kirchen und unbewohnten Gebäuden. In ihren Schlupfwinkeln krallen sich die Fledermäuse mit den Hinterfüßen an der Decke oder an den unebenen Wänden fest und hängen mit dem Kopfe abwärts in die Flughaut wie in einen Mantel eingehüllt. Eine Stockung des Blutumlaufes wird trotz dieser Lage durch gewisse Klappenvorrichtungen der Adern verhindert.

Jährlich erhalten die Fledermäuse ein bis zwei Junge. Dieselben klammern sich an der Brust der Alten fest und werden von letzterer im Fluge mit herumgetragen, bis sie selbst flugkräftig und damit fähig zur Insektenjagd geworden sind. Wenn man Ende Mai und Anfang Juni darauf achtet, so wird man die mit ihren Jungen beschwerten Mütter leicht an dem trägeren, schwerfälligen Flug und an der plumpen Leibesform erkennen.

3.

Man zählt in Deutschland 18 Arten von Fledermäusen. Wir beschränken uns in unsrer Schilderung auf die gewöhnlichsten.

Die spätfliegende Fledermaus, Vespertilio serotinus, hat eine schwarze, breite Flughaut, welche ausgespannt 31 cm lang ist — von der Spitze des einen Flügels zu der des andern gemessen. Die schwarze Ohrmuschel, nur wenig länger als der Kopf, hat einen bis zu ihrer Mitte reichenden Ohrdeckel mit stumpfer Spitze. Das Haar ist auf dem Rücken rußbraun, auf der Leibseite etwas heller. Die spätfliegende Fledermaus flattert in gewandtem, schwebendem und schaukelndem Fluge in der Nähe großer Gebäude, auf baumumgebenen Plätzen und an Waldrändern umher. Sie hält sich gewöhnlich ungefähr 10 Meter hoch und beginnt ihre Jagd des Abends so regelmäßig, daß man bei beständig bleibendem Wetter nach der Ausflugszeit dieser Fledermausart die Uhr bestimmen könnte. Bei uns kommt sie Ende Mai um 8½, im letzten Drittel des Juli um 9½, etwas nach Mitte September um 7 Uhr zum Vorschein. Die Art ist in ganz Mitteleuropa verbreitet und bei uns häufig. Die gemeine Fledermaus, Vespertilio murinus, ist die größte der einheimischen Arten. Sie hat eine sehr breite, 36 cm weit spannende Flughaut von lichtbrauner Farbe. Lichtbraun sind auch die Ohren, welche den Kopf an Länge bedeutend überragen; sie können durch einen langen, spitzen, dolchförmigen Ohrdeckel geschlossen werden. Der Pelz auf der Oberseite des Körpers ist hellbraun, auf der Unterseite fast weißlich. Die trotz ihres Namens nicht allenthalben in Deutschland gemeine Art findet sich namentlich in Städten mit großen Kirchen und sonstigen weniger von Menschen benutzten Gebäuden. Auffällig durch ihre Größe, gaukelt sie gemächlichen Fluges in nicht bedeutender Höhe über den Straßen, durch Baumgänge, über Garten- und Landwegen. Sie erscheint nicht eher, als bei tiefer Dämmerung. Dagegen beginnt ihren Flug schon früh am Abend, selbst noch vor Sonnenuntergang, die Wald- oder frühfliegende Fledermaus, Vespertilio noctula. Man sieht sie dann mit ihren langen, schmalen, 34 cm spannenden Flügeln sich gewandt über den Kronen der Waldbäume umherschwingen, bald geradeaus, bald abwärts, bald zur Seite. Zuweilen mischt sie sich gar unter die Schwalben und scheint mit diesen in den Künsten des Fluges wetteifern zu wollen. Die Farbe ihrer Flughäute und Ohren ist schwarz, die des Pelzes rötlichbraun. Die Ohrmuscheln, nur ein wenig länger als der Kopf, dabei breit und rundlich muschelförmig, haben einen nierenförmigen Ohrdeckel. Die Waldfledermaus ist bei ihrer Größe und Freßgier die nützlichste in forstlicher Beziehung; sie verzehrt, ohne gesättigt zu werden, 30 Maikäfer schnell nacheinander, vertilgt eine ungeheure Menge des Eichenwicklers, des Prozessionsspinners und andrer schädlicher Insekten. Die Zwergfledermaus, Vespertilio pipitrellus, ist die häufigste Art in und bei menschlichen Wohnungen, überhaupt die gemeinste in ganz Deutschland. Sie spannt mit ihren Flughäutchen nur 18 cm. Ihre Ohren sind kürzer als der Kopf, mit schmalem, stumpfem, nierenförmigem Deckel. Trotz ihrer Kleinheit ist die Zwergfledermaus sehr abgehärtet gegen das Wetter: sie ist die munterste aller Arten. Wenn wir als einen der ersten Frühlingsboten an heiteren Abenden eine kleine, munter unsre Wohnungen umschwirrende Fledermaus freundlich begrüßen, so ist das stets die Zwergfledermaus; ja sie ist sogar zuweilen schon mitten im Winter (bei Tauwetter) zu sehen. Im Herbst verläßt sie uns von allen ihren Verwandten zuletzt, nur anhaltende Nachtfröste vermögen es, sie in dauernder Entfernung zu halten. Wenn uns im Sommer ein unfreundlicher Nordostwind des Abends den Aufenthalt im Freien unangenehm und der fatale Moorrauch denselben noch widriger macht, wagt sich keine Fledermaus aus ihrem heimlichen Winkel, nur die Zwergfledermaus jagt in einigen Individuen an geschützten Stellen noch eifrig umher. Wir begegnen ihr fast stets und überall. Ihr Flug ist hoch, rasch, voll kühner Schwenkungen; in regelmäßiger Wiederkehr umkreist sie Gebäude in der Stadt oder auf dem Lande, schwirrt über Straßen und Höfen und ist von der Abenddämmerung an bis kurz vor Tagesanbruch thätig. Ihre Beute besteht namentlich in kleinen Faltern — Wicklern und Motten —, sodann in jenen Zweiflüglern, die für Menschen wie Vieh gleich lästig sind. Die langohrige Fledermaus, Vespertilio auritus, hat Ohren von fast Körperlänge, dieselben können in zahlreichen Falten nach hinten eingerollt werden und zeigen dann Aehnlichkeit mit Widderhörnern. Die Ohrdeckel sind lang, spitz und schmal, also dolchförmig. Die Flughäute spannen 23 cm. Diese Art jagt langsam flatternd um Gebüsche und Gebäude. In Deutschland gehört sie zu den gewöhnlichen Arten-

„Unser täglich Brot gib uns heute!“

In der Ruhe finden sich nur wenige zusammen in Kellern, Gewölben, auch Baumhöhlen. Die Wasserfledermaus, Vespertilio Daubentonii, schwirrt über Teichen, um Insekten zu erhaschen. Man kann im Widerschein des Abendrotes oft eine ganze Schar dieser Fledermäuse in so regelmäßigen Bahnen, als würde jedes Tierchen von einer Schnur gehalten, über dem blanken Wasserspiegel flattern sehen. Sie jagen bis kurz vor Tagesanbruch und ruhen gesellschaftlich in Baumhöhlen.

Schahasa.

(Fortsetzung.)

Der Mann hinter dem Baume war Nevada Ned, der Jäger vom Fort Jones.

„Still, kein Wort, keine Bewegung, Bill!“ hauchte er in des Pfadfinders Ohr.

Da aber fiel ein Schuß und eine Kugel pfiff dicht an den Ohren der beiden Männer vorbei.

Ein von dem Gemetzel bei dem Blockhause zurückkehrender Krieger sprang auf den Baum des Gefangenen zu.

Ned that blitzschnell einen langen Satz in das finstere Dickicht, ließ sich hier zur Erde fallen und wälzte sich, gewandt wie eine Schlange, in den offenen Spalt eines am Boden liegenden und dicht überwucherten hohlen Baumstammes.

Die drei Modocs machten sich sogleich an die Verfolgung, allein schon die ersten sechs Schritte brachten sie über Neds Schlupfwinkel hinaus. Es schien ihnen, als ob die Erde den Jäger verschlungen habe. Bei Tageslicht wäre die Fährte desselben ihnen nicht verborgen geblieben, in dem nächtlichen Dickicht aber spähten sie vergebens danach.

Während die Indianer nach dem Verschwundenen suchten, befand ihr Gefangener sich in einer großen Gefahr. Derselbe hatte seit einigen Augenblicken das eigentümliche Gefühl, als ob ein Paar ihm unsichtbarer Augen mit durchbohrender Starrheit auf ihn gerichtet sei. Endlich zog ein magnetisches Etwas seine Blicke aufwärts und nun schaute er gerade in die glühenden Augen eines auf einem starken Aste kauernden großen Tieres. Er erkannte in demselben sogleich eine Pantherkatze und zwar eine von der größten Art.

Die Katze saß zusammengeduckt und zum Sprunge bereit; ihr Schweif wedelte leise hin und her. Bill wußte, was dieses Zeichen zu bedeuten hatte.

In seiner Wehrlosigkeit stieß er einen lauten Hilferuf aus. Die Modocs kamen eiligst zurück, die Katze, im Sprunge gestört, fiel unweit von ihrem Opfer auf die Erde, wo ein Herzschuß des einen Kriegers sie tot niederstreckte.

Ein lautes Triumphgeheul des großen Haufens der Indianer verkündete jetzt die Beendigung des Kampfes um die Ansiedelung. Die ganze Niederlassung stand in Flammen, das so mühevoll errichtete Heim war vernichtet.

Beim Schein der sprühenden Glut gewahrte Bill an den Gürteln der Zurückkehrenden sechs blutige Skalpe, darunter drei von Frauen oder Mädchen.

Er biß sich die Zähne in die Lippen und sein ohnmächtiger Grimm erstickte ihn fast.

Er wußte nicht, daß zu gleicher Zeit acht weitere Abteilungen der Rothäute in andern Gegenden des Thales mordeten, plünderten und alle Ansiedelungen in Brand steckten.

Gomez Torres und der Häuptling Rotmesser hatten diesen Plan entworfen, um so an einem Tage den gesamten Ansiedlern einen entscheidenden Schlag beizubringen.

Sobald der ganze Haufen der Modocs vereinigt war, sollte der Renegat denselben nach Westen weiterführen.

Bill war in seinem Herzen froh und dankbar über Nevada Neds gelungene Flucht und zugleich fand er einen großen Trost in der festen Ueberzeugung, daß der verwegene Jäger auf der Fährte der roten Mordbrenner bleiben werde, um eine Fluchtgelegenheit für den gefangenen Kameraden herbeizuführen.

Außerdem aber wußte Bill, daß General Cook, sowie er Nachricht von den Zuständen im Pittflußthale erhalten habe, unverweilt mit seinen erprobten Soldaten, die schon auf manchem Zuge dem alten Indianerbekämpfer treu gefolgt waren, gegen die Räuber des Westens vorgehen werde.

Wenn die Wilden seinen Tod noch hinauszögerten, dann konnte er auch noch auf ein Entkommen hoffen; allein diese Aussicht war nur gering.

In dem Herzen eines mutigen Mannes aber stirbt die Hoffnung nie, und als die Mordbrenner vor Tagesanbruch sich wieder in Marsch setzten, da trabte auch Buffalo Bill geduldig und ergeben aufs neue neben dem Pferde her, an das man ihn gefesselt hatte. Der Herrgott würde ihn nicht verlassen und auch sein Freund nicht, der treue Nevada Ned, dessen war er gewiß.

Am Fuße des Berges Schasta, einer der größten Gebirgserhebungen Nordkaliforniens, machte die Schar nach einem langen Marsche Halt. Man lagerte und stellte Posten aus, die das Pittflußthal übersehen konnten.

Fürchteten die Modocs bereits das Herannahen der Rächer? Wohl kaum; ihrer Meinung nach konnte die Kunde von dem Blutvergießen noch nicht bis zum Fort gedrungen sein.

Es war aber augenscheinlich, daß man jemand erwartete, und nach dem Benehmen der Indianer konnte dies nur ein Freund sein.

Die Frühsonne war soeben über dem östlichen Horizont emporgestiegen und Gebirge und Ebenen erschimmerten in ihrem rötlichen Lichte, da verkündete der Ruf eines der Posten auf den Höhen, daß etwas in Sicht gekommen sei, was die lagernde Schar, die ihre Beutestücke musterte, näher anging.

Bill vermochte nichts wahrzunehmen, denn er lag gefesselt am Boden.

Eine Stunde verging, dann aber sprengte ein neuer Kriegerhaufen heran, ebenfalls beladen mit allerlei ärmlicher Beute, dem Besitztum der ermordeten Weißen. An der Spitze dieses Haufens aber ritt auf einem phantastisch gezierten Pferde ein Weib, angethan mit dem stattlichen Federschmuck einer indianischen Fürstin.

Buffalo Bill hatte sich mühselig erhoben.

Er erkannte dieses Weib; als er aber gewahrte, was dieselbe vor sich auf dem Sattel trug, da wurde es ihm schwarz vor den Augen und fast schwanden ihm die Sinne.

IV.

Ja, wohl kannte er dieses Weib.

Es war Norma, die Tochter des verstorbenen Dolmetschers und Kundschafters Cleveland Clafflin, die Enkelin des großen Modochäuptlings „Springender Panther".

Aber nicht das Erkennen der schönen Halbblutindianerin war's, was ihn wie ein Blitzschlag getroffen — dieselbe hielt ein Kind im Arm, ein weißes Kind — sein Kind!

Die fürchterlichsten Gedanken und Vermutungen durchzuckten sein Gehirn. Die sichere Erwartung eines schrecklichen Unheils schmetterte ihn nieder. Sein Kind, sein kleiner Knabe befand sich in den Händen dieses halbwilden Weibes, dieser Befehlshaberin der mordgierigen Rothäute, wie es den Anschein hatte . . .

Wie konnte das nur zugegangen sein?

Er hatte Weib und Kind in vollkommenster Sicherheit im Fort zurückgelassen — konnten die Modocs das Fort überfallen und genommen haben? War vielleicht sein junges Weib auch bereits dem Tomahawk und dem Skalpmesser zum Opfer gefallen? Diese Gedanken trieben ihn fast zum Wahnsinn.

Die Indianerfürstin hatte den gefesselten Weißen gar bald erblickt.

„Dank dir, Gomez!" rief sie dem Renegaten zu, der mit freundlichem Gruß auf sie zueilte. „Du hast dich bewährt. Der Mörder meines Vaters ist in meiner Hand! Dank dir, mein Freund! Auch ich werde Wort zu halten wissen."

Der Mexikaner verneigte sich.

Norma hatte sich nach ihres Vaters Begräbnis zu ihren mütterlichen Verwandten, der hinterlassenen Familie des „Springenden Panthers," begeben. Hier hatte Gomez sie aufgesucht und ihr erzählt, daß Buffalo Bill ihrem Vater Gift in den Branntwein gegossen, daß er selber den Skaut belauscht habe, wie derselbe die Ausführung dieser Unthat mit dem Manne, der Cleveland Clafflins Nachfolger wurde, beraten habe.

Diese Kunde hatte das heißblütige Indianerkind auf das höchste erregt. Sie that einen furchtbaren Racheschwur. Der verschlagene Renegat aber nahm seine Zeit wahr. Er sagte ihr seinen Beistand zu, wenn sie sein Weib werden wolle.

„Wenn Buffalo Bill tot ist und ich sein Weib und sein Kind ins Elend gebracht habe, dann will ich dir als dein Weib folgen, Gomez Torres, so lautet mein Versprechen," sagte Norma, während sie ihre blutdürstigen, rachefunkelnden Blicke auf den Pfadfinder heftete, der totenbleich und noch keines Wortes mächtig in einiger Entfernung stand.

„So sei es," entgegnete Gomez. „Sprich das Wort, und er stirbt. Meine jungen Krieger hatten ihn bereits an den Pfahl gefesselt, nur dein Befehl, daß er von den Flammen verschont bleiben solle, bis du selber seiner Vernichtung beiwohnen könntest, hat ihn bisher noch unverletzt erhalten."

„Ich hielt ihn für einen treuen Mann, für meines Vaters Freund," sagte die Indianerführerin. „Sein guter Blick aber hat gelogen, sein ehrliches Gesicht ist eine Maske — so weit die Sonne reicht, gibt es keinen schwärzeren Verräter als ihn! . . . . Aber ich habe ihn in meiner Gewalt — und außer ihm auch sein Kind."

„Mein Weib!" schrie jetzt Bill in Verzweiflung. „Wo ist mein Weib? Was hast du mit meiner Lena gemacht? Ist sie tot, dann soll des Himmels Fluch auf ewig dich und die Deinen treffen!"

Norma lachte voll bitteren Hohnes.

„Hier ist dein Knabe," rief sie, das Kind in die Höhe hebend. „Erkennst du ihn? Ja, du erkennst ihn! Wo dein Weib ist, fragst du mich? Ich sage dir aber, du wirst sterben, ohne zu erfahren, was aus deiner Lena geworden ist. Glaube, was du willst, laß deine Einbildungskraft dir die fürchterlichsten Bilder vormalen, und dann sage dir: Ich verdiene dies alles, es ist nur gerechte Vergeltung gegen den tückischen Mörder des vertrauenden Gastfreundes! — Buffalo Bill, wie konntest du meinen alten Vater so feige umbringen? Den Mann, der dir zugethan war wie einem Sohne?"

„Norma Clafflin," entgegnete der Pfadfinder mit tiefernster Stimme, „glaubst du wirklich, daß ich einer solchen Schandthat fähig sei? Ich, Cleveland Clafflins bester Freund? Oeffne deine Augen, Norma, zerreiße das Lügengewebe, das deinen Blick verdunkelt, und erkenne in diesem schurkischen Renegaten, der weder Weißer noch Rothaut, weder Christ noch Heide ist, den feigen Mörder des Mannes, dessen Tod ich ebenso tief beklage, wie du selber! Gomez Torres hat deinen Vater meuchlerisch vergiftet; ich schwöre dir bei meiner Seligkeit, bei der Freundschaft, die du einst für mich hegtest, daß ich von des falschen Menschen Blutschuld felsenfest überzeugt bin!"

Der Renegat sprang mit geschwungenem Tomahawk auf den Gefesselten zu.

„Wart', du Hund," schrie er mit wuterstickter Stimme, „ich werde dich stumm machen!"

Auf eine schnelle Gebärde der Führerin warfen sich einige Krieger zwischen den Mexikaner und sein Opfer.

„Geduld, Gomez," sagte sie. „Buffalo Bill stirbt, wenn ich dies für gut befinde. Nicht der Tomahawk soll ihn töten, der Mörder meines Vaters soll einen schwereren Tod erleiden."

„Wah," rief der Häuptling Rotmesser in tiefem Kehlton. „Die Modockrieger werden das Blaßgesicht für die Enkelin des ‚Springenden Panthers' martern."

„Du hast recht gesprochen, Häuptling," erwiderte Norma.

Buffalo Bill wurde noch bleicher.

„Aber mein Kind — das Kind, das du gestohlen — du wirst doch das unschuldige Wesen nicht auch leiden lassen!" rief er in schrecklicher Angst. „Norma, du bist ein Weib! Seine hilflose Unschuld wird dein Herz rühren — habe wenigstens Erbarmen mit dem armen Kinde!"

„Der Knabe ist dein Blut," entgegnete sie düster.

„Er hat dir nie etwas zuleide gethan — o, versprich mir, daß du ihn schonen willst! Martere mich, ich mache mir nichts aus dem Tode, wie er mir auch entgegentreten möge! Ich bin ein Mann und flehe nicht um mein Leben, um das meines Kindes aber bitte ich dich, so inständig ich kann!"

„Dein Sohn ist meiner Rache verfallen, so gut wie du!

„Was willst du ihm thun?"

„Das sollst du nicht wissen. Dein Geist wird zu Manitu gehen, ohne etwas von dem Schicksal deines Weibes und deines Kindes zu erfahren. Das soll dir ewig verborgen bleiben. Diese Ungewißheit soll auch im Jenseits deine Strafe sein!"

„Weib, du bist ein Ungeheuer!"

„Ich bin die Tochter eines schändlich Ermordeten, die geschworen hat, ihren Vater an seinem Mörder zu rächen," sagte Norma kalt.

Dann wendete sie sich an die Modocs.

„Meine jungen Krieger sind auf dem Kriegspfade," sagte sie mit der hoheitsvollen Würde einer Fürstin. „Ich zähle die Skalpe der Blaßgesichter an ihren Gürteln. Ich sehe den Rauch der Wig-

wams der weißen Männer. Die Jagdgründe des Modocstammes sind wieder frei. Aber in dem großen Hause der Blaßgesichter jenseits des Berges Schasta sind viele Krieger. Bald wird der große weiße Häuptling, der General Cook, seine Kinder im Pittflußthal suchen. Er wird die Modocs auf dem Kriegspfade sehen. Er wird die Skalpe an ihren Gürteln erblicken und sein Zorn wird groß werden. Der weiße Häuptling ist mächtig; die Büchsen seiner Krieger kann niemand zählen. Meine jungen Krieger sind tapfer, aber viele Wölfe überwinden auch den Büffel. Lasset uns in das Gebirge ziehen, wo der rote Mann in Höhlen wohnt und keinen Wigwam braucht. Dorthin kann der große weiße Häuptling uns nicht folgen, denn die Pfade sind schmal und die Berghänge steil. Der Adler horstet sicher am Abgrunde. Die andern Modockrieger sind bereits auf dem Wege. Lasset uns aufbrechen und führt das Blaßgesicht mit euch."

Buffalo Bill wurde auf ein Pferd gebunden und die ganze Schar machte sich quer durch das Thal in westlicher Richtung auf den Weg.

Der Pfadfinder hatte eingesehen, daß die Halbblutindianerin sich von seiner Unschuld nicht überzeugen lassen wollte. Die Lügen des mexikanischen Renegaten hatten einen zu großen Einfluß auf das Gemüt des stolzen und rachsüchtigen Weibes. Nur die unbestreitbarsten Beweise dafür, daß Gomez sie schmählich hintergangen hatte, konnten hier von Erfolg sein. Solche Beweise zu beschaffen lag jedoch gänzlich außer Bills Macht. Der Aermste erlag fast seiner Verzweiflung. Wo war sein Weib? Was würde aus seinem Kinde werden?

Nach allem, was er beachten konnte, schien es nicht wahrscheinlich, daß die Rothäute das Fort bereits genommen hatten. In Voraussicht eines Indianeraufstandes war die Besatzung kürzlich erst verstärkt worden. Selbst ein Heer von tausend roten Kriegern hätte das Fort vergeblich berannt. Nur eine Kriegslist oder ein Verrat konnte die Feste zu Falle bringen. Vergebens zerbrach er sich daher den Kopf darüber, wie Norma das Kind in ihre Gewalt gebracht haben konnte.

Der Marsch der Modocs währte ununterbrochen den ganzen Tag. Es handelte sich darum, das Gebirge zu erreichen, ehe General Cook sich auf ihre Fährte begeben hatte.

Bill schloß hieraus — von der Anrede Normas an die Krieger hatte er nur wenig vernehmen können —, daß das Fort Jones noch gar nicht angegriffen worden sei; die Indianerfürstin konnte das Kind daher nur durch eine List erlangt haben, und sein Weib befand sich vielleicht noch in vollster Sicherheit.

Dieser letztere Gedanke gab ihm wieder Mut.

Wo aber war Nevada Ned?

Bill war überzeugt, daß der treue Jäger ihn nicht im Stich lassen würde, solange noch ein Funken Hoffnung, ihn zu befreien, übrig wäre.

(Fortsetzung folgt)

Wie verfertigt man einen Morseschen Schreibtelegraphen?

Das folgende Thema „die Herstellung eines Telegraphen" werden gewiß viele Kameraden mit Freude begrüßen und sogleich damit ans Werk gehen. Die geringen Auslagen, welche dabei nötig sind, übersteigen ein bis zwei Mark nicht. Ein wenig Handwerkszeug oder dergleichen wird gewiß jeder besitzen, und außer diesem ist nur etwas Geduld und Sorgfalt nötig. Jetzt also an die Arbeit.

Der selbstverfertigte Schreibtelegraph. Figur 1.

Man schneide sich zuerst ein Brettchen, 32 cm lang, 13 cm breit und 7 mm dick. Unter dieses Brettchen nagele man noch, des besseren Stehens wegen, zwei kleine Querleisten (x x Fig. 1). Nun gehe man zum Schlosser und lasse sich aus etwa 8 mm starkem Rundeisen folgenden Magnet anfertigen. Auf die eiserne Grundplatte B (siehe Figur 2 und 3), welche ½ cm stark, 6½ cm lang und 1½ cm breit ist, werden zwei Stäbe aus rundem Eisen A A, 8 mm im Durchmesser, in der Entfernung von 3 cm angenietet oder angeschraubt. Die Magnete A A sind 4½ cm lang. In die Platte B werden noch zwei Schraubenlöcher a b gebohrt. Ferner lasse man sich noch aus demselben Rundeisen einen Anker M 5½ cm lang mit 7—8 mm Durchmesser schneiden. Ist dieser Magnet nun so weit fertig, so glühe man ihn im Kohlenfeuer möglichst stark aus, damit die Kerne A A recht weich werden.

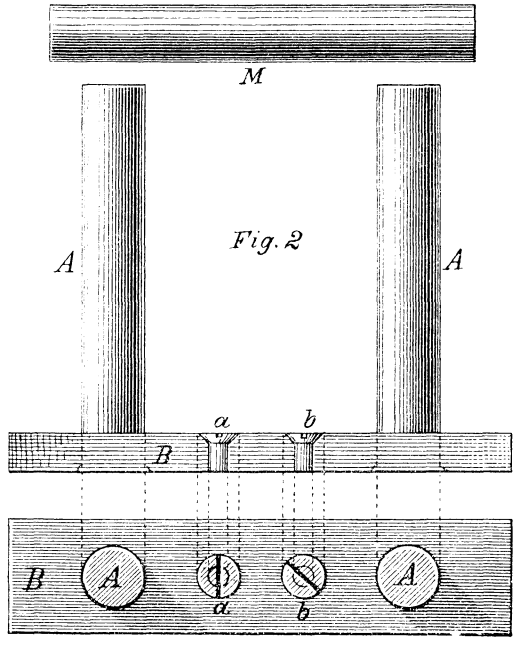


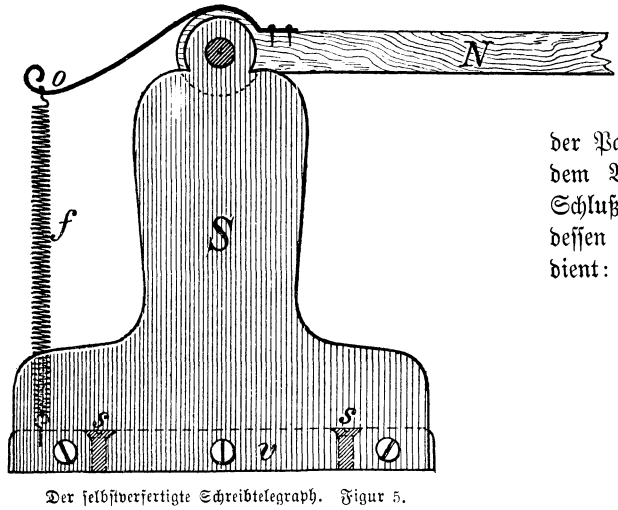
Fig. 2

Der selbstverfertigte Schreibtelegraph. Figur 3.

Jetzt besorge man sich in einer Telegraphenbauanstalt oder in einem größeren Eisengeschäft einige Meter gut umsponnenen Kupferdraht von ungefähr 1 mm Dicke. Dieser wird um die Magneten A A in zwei bis drei Schichten herumgewunden, und zwar so, daß das Ende des einen Drahtes um A mit dem Ende des andern Drahtes von A leitend verbunden ist. Durch die beiden Schraubenlöcher a b wird dieser Magnet auf das Brettchen (siehe Figur 1) 8 cm vom Rande quer aufgeschraubt. Jetzt schneide man sich aus etwas leichtem aber festem Holze den Arm N aus (siehe Fig. 4). N ist 7 mm breit. Durch das Loch M kommt der Anker M. Dieser muß fest und genau

Der selbstverfertigte Schreibtelegraph. Figur 4.

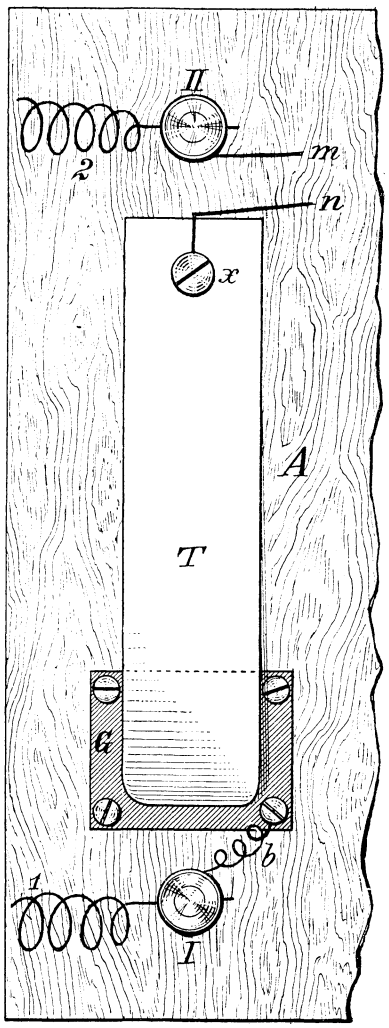
hineinpassen. Durch den vorderen Teil des Armes wird noch ein schräges Loch p gebohrt, wodurch nachher ein guter, weicher Bleistift gesteckt wird. An das entgegengesetzte Ende wird ein Drahthaken o befestigt und durch die Rundung z ein Loch quer hindurch gebohrt. Hier hinein kommt ein 6 cm langes, rundes Hölzchen, welches an seinen Enden in zwei Ständern drehend bewegbar ist (siehe Figur 5). Diese Ständer S sind an ein Grundbrettchen V seitwärts angeschraubt. V ist ebenfalls wieder auf der ganzen Unterlage mit zwei Schräubchen s s befestigt. Der Haken o ist mit einer leicht dehnbaren Messingfeder verbunden, welche in dem Brettchen V mittels einer Oese befestigt wird. Das ganze Gestell S wird nun in der Entfernung von dem Magneten A A angeschraubt, so daß der Anker M genau über A A (siehe Figur 2) ruht. Die Feder f muß so gedehnt werden, daß sie den Anker M stets $^1/_2$ cm über A A hält. An die kleine Oese g (siehe Figur 4) wird ein Faden gebunden, welcher um einen auf dem Grundbrett befestigten Stift gewickelt werden kann. Dieser dient dazu, den Anker M nicht höher wie 3—4 mm über dem Magnete schweben zu lassen. Nehmen wir jetzt ein kleines Flaschenelement zur Hand und verbinden die Pole desselben mit den beiden Drahtenden der Magnete, so wird, sobald das Zink in die Flüssigkeit taucht, der Anker N angezogen werden, dagegen wieder losgelassen, wenn der Strom unterbrochen wird. Um nun das Schließen und Oeffnen des Stromes leichter und bequemer bewerkstelligen zu können, bringen wir auf dem Unterbrett noch einen sogenannten Schlüssel an. Diesen kann man sich in sehr einfacher Weise folgendermaßen darstellen (siehe Figur 6).



Der selbstverfertigte Schreibtelegraph. Figur 5.

Diese Figur stellt den dem Magneten entgegengesetzten Teil des ganzen Brettes vor. Darauf werden zunächst zwei Klemmschrauben I und II eingeschraubt. Ferner schneide man sich aus Weißblech 1. einen Streifen wie T, 2. ein viereckiges Stück wie G. T wird mittels einer Schraube x auf A angeschraubt. Der vordere Teil von T, auf welchen beim Telegraphieren gedrückt wird, muß ein wenig in die Höhe gebogen sein, so daß er G nicht berührt. Das Plättchen G wird mit vier Schrauben ebenfalls auf A angeschraubt und mit der Klemmschraube I durch den Draht b in leitende Verbindung gebracht. Die Drähte 1 und 2 werden jetzt mit den Polen eines Flaschenelementes verbunden. Die Klemmschraube II wird durch den Draht m mit dem einen Ende des um den Magneten gewickelten Drahtes verbunden, während das andre Ende mit n und weiter mit x in leitender Verbindung steht. So oft und so lange man nun den Schlüssel T mit dem Zeigefinger auf das Plättchen G drückt, wird der Anker angezogen. Um nun aber die Bewegung des Ankers durch Zeichen sichtbar zu machen, bedient man sich schmaler Papierstreifen, welche, in lange Rollen aufgewickelt, zu kaufen sind. Der durch das Loch p (siehe Figur 4) gesteckte Bleistift soll durch das Auf- und Abbewegen des Hebels N auf dem Papier die Zeichen wiedergeben. Um nun aber das Papier gleichmäßig unter dem Bleistift wegziehen zu können, bedient man sich noch folgender Vorrichtung. Auf der noch freien Seite des Magnetes wird auf das Grundbrett G, (siehe Fig. 7), ein Brettchen x angeschraubt, 2 cm breit, $7^1/_2$ cm lang. An jede Seite von x werden je zwei Stützen P und v mit Schräubchen befestigt. Ferner läßt man sich beim Drechsler einen kleinen Holzkern K von 1 cm Breite drehen. Durch diesen führt ein nicht zu schwacher Nagel, der in den beiden Stützen P ruht. Seitlich an den Kern K werden zwei Pappscheiben R angeleimt. Ferner muß der Drechsler noch aus hartem Holze ein Röllchen I und ein Röllchen II drehen. Durch beide geht je eine dünne Welle, die in den beiden seitlichen Stützen v läuft. Die Stützen v müssen 1 cm 7 mm voneinander entfernt stehen. An der unteren Welle des Rädchens II ist eine kleine Kurbel C angebracht, welche über den Rand des Brettchens G herausragen muß, um bequemer gedreht werden zu können. Die Rolle Papier nun wird um den Kern K zwischen den Pappscheiben R aufgewickelt und läuft (siehe p p) über das Röllchen I alsdann zwischen I und II hindurch. Der Bleistift B, welcher in dem Anker N (siehe Figur 4) befestigt ist, drückt, so oft der Magnet anzieht, auf das Papier und gibt so das Alphabet in Strichen oder Punkten an. Sobald der Apparat in Bewegung gesetzt wird, drehe man die Kurbel C gleichmäßig nach rechts herum, wodurch der Papierstreifen p p gleichmäßig unter dem Bleistift weggezogen wird. Zum Schluß sei noch das Alphabet erwähnt, dessen man sich beim Telegraphieren bedient:

a .—	t —
b —...	u ..—
c —.—.	v ...—
d —..	w .— —
e .	x —..—
f ..—.	y —.— —
g — —.	z — —..
h	ch — — — —
i ..	j .— — —
k —.—	Zahlen:
l .—..	1 .— — — —
m — —	2 ..— — —
n —.	3 ...— —
o — — —	4 ....—
p .— —.	5 .....
q — —.—	6 —....
r .—.	7 — —...
s ...	8 — — —..



Der selbstverfertigte Schreibtelegraph. Figur 6.

9 ——— .	Fragezeichen
0 ———	..——..
Punkt	Semikolon
.....	—.—.—.
Komma	Ausrufungszeichen
.—.—.—	——..——

dann ein Fünfzigpfennig- oder ein Markstück. Dieses Geldstück legt man in die rechte Hand und breitet ein entlehntes Tuch darüber. Unter diesem Tuche ergreift man die Glasscheibe, das Geldstück in der rechten verborgen haltend. Man läßt von einem Zuschauer die durch das Tuch bedeckte Glasscheibe halten und breitet das Tuch so über dem Glase aus, daß die Glasscheibe in das Glas fallen muß. Man bittet loszulassen, man hört das Geldstück fallen, aber das Glas ist leer. Der Künstler greift einem Zuschauer an den Rock, erfaßt hier das Geldstück, läßt es ins Glas fallen und gibt es zurück, indem er das Glas umkippt und hierbei die Glasscheibe entfernt.

Mathematische Trugschlüsse

VII.

Der Fehler, der im letzten Beweise gemacht ist, ist der, daß ich in der Gleichung (5), die ich schreiben kann

(5) $(7-6)^2=(5-6)^2$

auf beiden Seiten die Wurzel gezogen habe, ohne auf das Vorzeichen zu achten. Es hätte hieraus abgeleitet werden müssen

(6) $7-6=-(5-6)^2$ (vergl. III),

wo das Vorzeichen auf der rechten Seite so zu bestimmen war, daß beide Seiten dasselbe Zeichen erhielten. Da aber $7-6=1$, $5-6=-1$ ist, so ergibt sich

$$7-6=-(5-6)$$

oder $$7-6=-5+6.$$

Heute will ich einmal beweisen, daß $1=0$ ist. Wenn $x=a$ ist, so ist

(1) $$x-a=0.$$

Dividiere ich nun auf beiden Seiten durch $(x-a)$, so erhalte ich

(2) $$\frac{x-a}{x-a}=\frac{0}{x-a'}$$

d. i. $$1=0.$$

Zahlenrätsel.

1 2 3 4 5 6 7,
Steht auf manchem Brief geschrieben.
Wollt ihr Hollands Karte fragen,
Wird sie euch die Antwort sagen.
Einen Fluß nennt 2 1 3,
Einen Berg 6 2 7 2.
4—7 dient als Schutz
Gegen Feindes Tück und Trutz.
4 5 7 am Schiff zu schauen,
5 1 3 in Schwabens Gauen,
5 6 2 im Schweizerland,
3 5 6 als Fluß bekannt.
Und 3 5 6 7 als Fluß,
Ist des ganzen Rätsels Schluß.

Dechifferaufgabe.

l l z t r d w b d n k f t d c h f g a e i e e
i e u e o a e
d r m n c h t l l s w s d f n n f t n d d n
k f t u i a e a u e u e
n t r d r c k f t l l d s n m t s k l g u e ü
e i e u u a e
z g d g r l l n n m n d d d f n g f t e i i
e i e i e a i e u ä

Werden die obigen Konsonanten und Vokale richtig aneinander gereiht, so erhält man einen Spruch von Friedrich Güll.

Rechenaufgabe.

Eine Summe von 20 Mark wurde in Fünfzigpfennigstücken, Markstücken und Thalern gezahlt. Es waren im ganzen 21 Geldstücke. Die Anzahl der Fünfzigpfennigstücke war größer als die der Markstücke und Thaler zusammen.

Wie groß war die Anzahl der Fünfzigpfennigstücke, der Markstücke und Thaler.

Auflösung des Rätsels in Nr. 36.

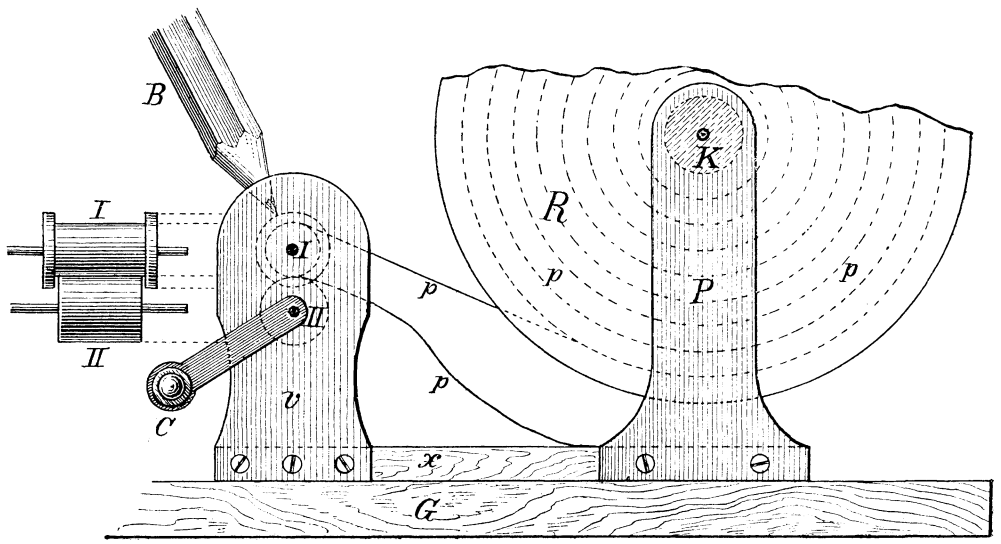
Der Buchstabe i.

Unsichtbares Geld.

Apparat: Man lasse sich eine runde Glasscheibe in der Größe eines Fünfzigpfennigstückes oder einer Mark schneiden.

Präparation: Man stellt sich ein gewöhnliches Weinglas mit etwas Wasser zurecht und tritt auf, die Glasscheibe in der rechten Hand verbergend.

Produktion: Man läßt das Weinglas untersuchen und erbittet sich so-



Der selbstverfertigte Schreibtelegraph. Figur 7.

Feldmarschall Moltke in Civil.

Die beinahe sprichwörtlich gewordene Schlichtheit und Einfachheit des greisen Schlachtendenkers äußerte sich besonders auf seinen Reisen ins Ausland, wobei er stets Civilkleider trug. Einst kam er in einem solch einfachen Anzug nach Lausanne und fuhr mit noch einigen andern Reisenden von der Bahn in einem Omnibus nach einem der besten Hotels der Stadt. Der Oberkellner, welcher wie die meisten seiner Kollegen, die Reisenden nach ihrer äußeren Erscheinung taxierte und ihnen diesem Urteile gemäß die Zimmer anwies, schickte den Feldmarschall ins vierte Stockwerk nach einer Stube, welche nur das Unentbehrlichste an Möbeln enthielt. Moltke meinte zwar, daß er nicht gewöhnt sei, so hoch zu steigen, machte aber sonst keine weiteren Einwendungen gegen das Zimmer.

Bald nach seiner Ankunft legte ihm der Kellner das Fremdenbuch vor. Kaum aber hatte er die Unterschrift des schlichten Reisenden aus dem vierten Stock gelesen, welche lautete: „Graf v. Moltke, Generalfeldmarschall aus Berlin," als er wie rasend die Treppe hinabflog und atemlos seinem Prinzipal die Mitteilung machte, welch berühmten Gast sein Haus beherberge. Sofort warf sich der Hotelbesitzer in seinen schwarzen Anzug und stieg die vier Treppen empor, um den Feldmarschall wegen des „Mißverständnisses" um Entschuldigung zu bitten und ihm den feinsten Salon im ersten Stock anzubieten, er werde sofort die Bewohner desselben anderswo unterbringen.

„Ich will niemand Unbequemlichkeiten verursachen," versetzte der große Heerführer, „lassen Sie die Leute ruhig wo sie sind. Ich habe mich hier bereits völlig eingerichtet und bin ganz zufrieden."

Das Vermächtnis des Inka.

Von Karl May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers", „Geist der Llano estakata", „Kong Kheon, das Ehrenwort", „Die Sklavenkarawane", „Der Schatz im Silbersee" u. a.

(Fortsetzung.)

Ja," entgegnete Fritze, „ik sah Sie einen Augenblick; dann waren Sie wieder verschwunden; aber ik hatte Ihnen doch erkannt und dachte bei mich selbst, daß Sie uns nicht verlassen würden."

„Sie sehen, daß Ihr Vertrauen gerechtfertigt worden ist. Jetzt sagen Sie mir vor allen Dingen, ob Sie darüber, wie Sie an den Sumpf gekommen sind, ausgefragt wurden!"

„Natürlich hat man uns kriminalisiert; ik habe aber nichts jestanden."

„Fragte man nach mir?"

„Janz besonders. Man wollte partout wissen, wo Sie Ihnen befinden; ik habe die hochgeehrten Herren so irre jeführt, daß sie denken müssen, Sie kommen erst noch hinterdrein."

. . . . Nach einiger Zeit hörte der Kapitän leise Stimmen. Noch einige Ellen schlich er weiter, und er sah seine Widersacher sitzen, eng nebeneinander, auf einem trockenen Grasplätzchen . . . .

Er berichtete über das Verhör, welches man mit ihm angestellt hatte. Darauf sagte Hammer, welcher bisher in zornigem Ton gesprochen hatte, in etwas milderer Weise:

„So haben Sie glücklicherweise doch nicht lauter Fehler gemacht. Wie aber sind Sie denn auf die unglückselige Idee gekommen, nach dem Sumpfe zurückzukehren?"

„Daran bin ich schuld," antwortete der kleine Gelehrte. „Ich konnte die Knochen nicht vergessen. Sie lagen mir im Kopfe; ich wollte und mußte sie haben, und so ruhte ich nicht eher, als bis Fritze einwilligte, mit nach dem Sumpfe, lateinisch Palus genannt, zurückzukehren."

„Dachten Sie denn nicht an

die Gefahr? Sie wußten doch, daß die Abipones kommen würden."

„Wir glaubten, noch vor ihrer Ankunft fertig zu sein."

„Welche Unvorsichtigkeit! Sie werden mir unterwegs erzählen, wie das alles geschehen ist. Jetzt habe ich zunächst an noch andres zu denken. Wir müssen aufbrechen. Sie haben keine Pferde mehr. Da Sie jedenfalls sehr angegriffen sind, werden Sie reiten müssen. Ich gehe mit Anciano zu Fuße nebenher."

„Nein, ich laufe, Señor," bemerkte der Inka. „Ich bin jung und nur ein Knabe; Sie aber und mein Anciano haben — — —"

„Laß es gut sein!" unterbrach ihn Hammer. „Es bleibt bei dem, was ich gesagt habe. Ich habe meine Gründe dazu."

Erst jetzt band er dem Doktor und dessen Diener die Lassoenden unter den Armen los. Er warf sie nicht weg, sondern steckte sie ein, damit sie nicht etwa von den Abipones gefunden würden, denn dann hätten diese erkannt, daß ihre Gefangenen nicht zerrissen, sondern befreit worden seien."

Es war anzunehmen, daß die Feinde in gerader Linie nach dem Thale des ausgetrockneten Sees reiten würden. Damit sie nicht seine Spur bemerken möchten, hielt der Vater Jaguar es für geraten, sich in gehöriger Entfernung, aber doch immer parallel mit dieser Linie zu halten. Es wurde aufgebrochen, die beiden Deutschen und der Inka zu Pferde; der Vater Jaguar ging mit Anciano mit langen, ausgiebigen Schritten voran, um den andern den Weg anzugeben.

Als nach einiger Zeit die Mondessichel erschien, wurde es heller, als es vorher gewesen war, und so bemerkte der alte Anciano, in welch gebückter und nachdenklicher Haltung der Vater Jaguar jetzt an seiner Seite dahinschritt. Den sonst so rüstigen, kräftigen Mann schien irgend etwas schwer und tief niederzudrücken. Viertelstunde um Viertelstunde verging, ohne daß er ein Wort sagte, und nur zuweilen war ein eigentümlicher, knirschender Ton zu vernehmen, als ob seine Zähne hart aufeinander getroffen hätten. Darum unterbrach der Alte endlich das Schweigen, indem er in mildem Tone fragte: „Sie haben einen Gedanken, der Ihnen viel zu schaffen macht. Wollen Sie ihn mir mitteilen, Señor?"

„Ja, du sollst ihn erfahren, Anciano," antwortete der Deutsche. „Ich denke, daß er morgen so öffentlich sein wird, daß alle ihn wissen werden. Ich habe diesen Gambusino während einer ganzen Reihe von Jahren mit Schmerzen gesucht, ohne ihn ein einziges Mal getroffen zu haben."

„Das ist sonderbar! Hätten Sie mir diesen Wunsch mitgeteilt, so wäre er Ihnen schon längst in Erfüllung gegangen."

„Eine solche Mitteilung hätte nichts gefruchtet, denn ich wußte nicht, daß der Gambusino derjenige ist, den ich suche."

„Aber jetzt wissen Sie es?"

„Ja. Ich habe ihn wiedererkannt. Ich habe ihn nicht nur heute mit dem Auge, sondern schon vorher mit dem Ohre erkannt. Ich kenne nicht nur seine Gestalt, sondern auch seine Stimme. Als wir uns zuerst da unten am Rio Salado trafen und eine Stunde später die beiden, die wir heute vom Tode errettet haben, aus der Hand der Abipones befreiten, da hörte ich eine laute, befehlende Stimme. Ihr Klang machte, daß ich mitten in der größten Eile halten blieb; aber wir hatten Wald zur Rechten und zur Linken, wodurch die Stimme eine andre Klangfarbe erhielt. Dennoch war es mir dann immer, als ob derjenige, dem sie gehörte, der Mann sei, den ich so lange vergeblich gesucht habe. Es war der Gambusino, und heute, da ich ihn gesehen habe, weiß ich genau, daß mein damaliger Gedanke begründet war."

„Er ist ein Feind von Ihnen?"

„Mein größter Feind, aber ich bin auch der seinige. Ich habe eine Rechnung mit ihm auszugleichen, und die Quittung wird mit Blut geschrieben — — morgen schon, wie ich hoffe!"

„Es ist also Blut gegen Blut?"

„Ja. Er hat meinen Bruder ermordet droben im Norden. Wie das geschehen ist, das will ich jetzt nicht erzählen. Es war entsetzlich, so entsetzlich, daß mir das Haar darüber weiß geworden ist. Ich verfolgte ihn; ich erfuhr, daß er sich nach Südamerika gewendet hatte. Argentinien war seine Heimat. Ich kam hierher, um ihn zu suchen. Ich durchritt das Land; ich befuhr alle Flüsse; ich überkletterte alle Berge, ohne ihn zu treffen, heute aber habe ich ihn und nun soll er mir nicht wieder aus dem Auge kommen, als bis ich fertig mit ihm geworden bin."

„So nehmen Sie den einen und ich nehme den andern!"

„Wen?"

„Den Stierkämpfer. Ich werde ihn nach dem Skalpe fragen, den er dem Lieutenant Verano gezeigt hat. Meinen Sie, Señor, daß die beiden morgen in unsre Hände geraten?"

„Ich bin überzeugt davon. Laß mir jetzt meine Gedanken! Wenn man an solche vergangene Stunden denkt, läßt man sich nicht gern von der Gegenwart stören."

Sonderbarerweise waren jetzt, zu derselben Stunde, die beiden, von denen hier gesprochen wurde, mit ihren Gedanken bei demjenigen, der soeben in seinem Innern das Todesurteil über den Gambusino gefällt hatte. Dort am Sumpfe waren die Feuer ausgegangen; die Roten und die Weißen schliefen, weil morgen mit dem Frühesten aufgebrochen werden sollte. Ein Wächter stand bei den Pferden; aber er war es doch nicht allein, welcher wachte, sondern es gab außer ihm noch drei, welche von dem Schlafe nichts wissen wollten, nämlich der Gambusino, der Stierfechter und der Kapitän Pellejo.

Dieser letztere stand zu den beiden andern in ganz demselben Verhältnisse, in welchem sich der Lieutenant Verano dem Vater Jaguar gegenüber fühlte: er war Offizier; die beiden andern waren nicht Militärs, und so glaubte er höher zu stehen als sie, wenigstens in Beziehung auf die Angelegenheit, in welcher sie sich jetzt im Gran Chaco befanden. Er war während der letzten Zeit oft mit ihnen in Streit geraten und hatte immer nachgeben müssen, weil der Einfluß des Gambusino auf die Abipones größer als der seinige war. Das hatte ihn tief verdrossen und mißtrauisch gemacht. Er begann, die beiden, welche nachgerade Gehorsam von ihm verlangten, zu beobachten, und da bemerkte er denn verschiedenes, was ihm auffiel. Er verglich dieses mit jenem, eins ihrer Worte mit dem andern und kam schließlich zu dem Verdachte, daß sie es nicht ehrlich mit dem gegenwärtigen Unternehmen meinten. Er zog sich von ihnen zurück; sie bemerkten das und vergalten ihm seinen Verdacht mit dem ihrigen. Sie hörten auf, ihn bei ihren Beratungen zu fragen; sie wichen seinen Ansichten und Vorschlägen aus und hatten immer miteinander heimlich zu thun, wobei er bemerkte, daß ihre Augen auf ihm ruhten. Darum begann er sich unsicher zu fühlen und

beschloß endlich, ein klares, offenes Wort mit ihnen zu reden.

Heute, als die beiden Gefangenen von dem Baume verschwunden waren, und man den Lagerplatz wieder aufgesucht hatte, saß er bei den Soldaten, welche sich am Palmensee zusammengefunden hatten und für deren Anführer er sich hielt. Sie waren alle beritten. Da trat der Gambusino mit Perillo zu ihnen und sagte:

„Señor Kapitän, wir werden morgen das große Dorf der Cambas erreichen und sofort angreifen; ich werde Ihnen jetzt Ihre Instruktion erteilen."

„Meine Instruktion?" fragte Pellejo verwundert. „Eine Instruktion hat man doch nur von dem Vorgesetzten entgegenzunehmen!"

„Sie meinen nicht, daß ich der Ihrige bin?"

„Nein."

„Wer hat da wohl den Befehl über die Krieger, welche wir bei uns haben, zu führen?"

„Eigentlich ich, da ich unter den Anwesenden den höchsten militärischen Rang bekleide."

„Ich wußte, daß dies Ihre Ansicht ist, und habe bis jetzt geschwiegen. Nun es aber morgen zum Kampfe kommt, muß ich Sie aufklären. Ich bitte Sie, zu lesen!"

Er zog eine kleine Blechkapsel aus der Tasche, öffnete sie, nahm ein zusammengefaltetes Papier aus derselben, schlug es auseinander und gab es dem Kapitän. Dieser las es beim Scheine des Feuers, an welchem er saß, wurde bleich im Gesicht und gab es ihm wieder zurück.

„Nun," fragte der Gambusino, „wer ist der Kommandierende?"

„Ich habe mich überzeugt, daß ich Ihnen zu gehorchen habe."

„Nicht nur Sie allein, sondern auch alle Ihre Untergebenen. Sagen Sie es ihnen! Nachdem Sie mich anerkannt haben, werde ich von meiner Autorität den ersten Gebrauch machen, indem ich Sie für einstweilen Ihrer Verpflichtungen enthebe. Sie begleiten uns weiter, werden sich aber, bis ich etwas andres befehle, in allem vollständig passiv verhalten."

„Señor!" fuhr der Kapitän auf. „Von wem ist Ihnen ein solches Verhalten vorgeschrieben?"

„Ich bin Ihnen keine Rechenschaft schuldig. Sie haben zu gehorchen. Thun Sie das nicht, so wissen Sie, was geschieht. Wir befinden uns auf dem Kriegsfuße!"

„Schön, Señor! Ich werde kein Wort verlieren, sondern gehorchen," rief der Hauptmann, indem er aufstand und, kaum im stande, seinen Zorn zu beherrschen, das Feuer verließ.

Er schritt ein Stück in die Nacht hinein und überlegte. Woher so plötzlich dieses Verhalten des Gambusino? Hatte es einen allgemeinen oder heute einen besondern Grund? So fragte er sich, ohne daß er im stande war, sich eine Antwort zu erteilen. Als er später zurückkehrte, war das Feuer erloschen. Dennoch bemerkte er, daß der Gambusino und der Stierkämpfer sich nicht an ihren Plätzen befanden. Er legte sich neben seinem Korporal nieder und fragte diesen, als er bemerkte, daß er noch nicht eingeschlafen war, leise: „Wo ist der neue Oberst oder gar General?"

„Er ging nach dem Sumpfe und wird dort mit Perillo sitzen, um ungestört Pläne machen zu können."

„Was geschah, als ich fort war?"

„Nichts weiter, als daß er auch uns seine Vollmacht zeigte."

„Sie ist echt."

„Ja, sie ist vom Vizepräsidenten der Konföderation unterschrieben und besiegelt. Wir müssen ihm gehorchen."

„Und ich habe euch nichts mehr zu befehlen?"

„Señor Kapitän, ich sagte, daß wir gehorchen müssen. Wir sind Soldaten, und der Ungehorsam würde uns den Kopf kosten."

„Das ist Treue! Wer hätte gedacht, daß es so komme!"

Er hüllte sich in seine Decke und versuchte zu schlafen. Er hatte ganz vergessen, daß er jetzt selbst Empörer, Aufrührer war und also gar kein Recht besaß, auf seinen Untergebenen zornig zu sein. Er hatte hier eine Rolle spielen wollen, um später schnell zu avancieren, und war nun so plötzlich kalt gestellt worden. Das ließ ihn nicht ruhen. Er dachte an den Gambusino und an Perillo. Diese beiden hatten jedenfalls etwas gegen ihn vor. Ob es möglich war, dies zu erfahren? Warum nicht? Vielleicht zeigte sich der Zufall günstig. Er hob den Kopf, um zu lauschen. Alle schliefen; auch sein Nachbar, der Korporal, war jetzt eingeschlafen. Er wickelte sich aus der Decke und kroch fort, langsam und unhörbar, nach dem Sumpfe hin. Es dauerte lange, ehe er die Bäume des Ufers im Mondenscheine stehen sah. Er erreichte sie, ohne die Gesuchten zu bemerken, und kroch auf gut Glück weiter, am Rande hin, immer möglichst im Schutze der Sträucher und des Schilfes. Nach einiger Zeit hörte er leise Stimmen. Noch einige Ellen weiter, und er sah sie sitzen, eng nebeneinander, auf einem trockenen Grasplätzchen. Ein Wisch hohen Schilfes erhob sich ganz in ihrer Nähe. Er wagte es, hinzukriechen und sich dort auf den Boden niederzustrecken. Wenn die beiden zufällig aufstanden, mußten sie ihn sehen. Sie sprachen leise, aber doch so, daß er sie, wenn er scharf aufmerkte, wohl verstehen konnte. Eben sagte der Gambusino:

„Es ist mir immer, als ob ich es nicht glauben solle. Die Lassos waren zwar abgerissen, aber so ein fünfzehnfach zusammengeflochtener Riemen hält doch viel, sehr viel aus. Ein Krokodil kann dem, den es packt, das Bein abbeißen; aber einen Lasso zu zerreißen, das erscheint mir als unmöglich."

„Ich nehme es, wie es gekommen ist, und mache mir keine Gedanken darüber," antwortete Perillo. „Wer könnte die beiden befreit haben! Der es gethan hat, müßte ein ebenso kühner wie schlauer Mensch sein."

„Es gibt einen solchen!"

„Du meinst den Vater Jaguar?"

„Ja."

„Er ist ja doch nicht hier! Der Kleine hat es ja gesagt."

„Glaube ich nicht an den Tod dieses Kleinen, so glaube ich auch seinen Worten nicht. Ist er der Oberst oder nicht? Wir halten ihn für Glotino. Wenn er dieser ist, so besitzt er jedenfalls Klugheit genug, uns zu täuschen. Er sagte, der Vater Jaguar sei uns nachgeritten. Wenn dies nun eine Lüge ist? Wenn er uns nun vorangeritten wäre? Er kannte ja unser Ziel."

„Höre, das wäre eine verteufelte Sache! Wir müßten da gewärtig sein, daß wir, anstatt anzugreifen, überfallen werden. Dieser Vater Jaguar hat den Cambas schon einmal gegen die Abipones beigestanden, wenn auch in einer andern Gegend. Die Kerls, welche er bei sich hat, fürchten den Teufel nicht."

„Wir müssen vorsichtig sein. Ist er schon hier, so stellt er uns sicherlich eine Falle."

„Wir hätten aber doch eine Spur von ihm finden müssen.“

„Eigentlich haben wir eine.“

„Welche denn? Ich weiß nichts von ihr.“

„Und doch ist sie so deutlich, daß sie gar nicht deutlicher sein kann. Ich meine nämlich die leeren Dörfer und Hütten, welche wir auf unserm jetzigen Zuge getroffen haben.“

„Das nennst du eine Spur?“

„Natürlich! Die Bewohner sind geflohen. Warum? Aus Furcht vor uns. Sie müssen also gewußt haben, daß wir kommen. Wer aber hat ihnen das gesagt?“

„Das weiß ich freilich nicht.“

„Der Vater Jaguar ist es gewesen. Ich weiß das freilich nicht genau, sondern ich vermute es nur, aber ich möchte behaupten, daß diese Vermutung eine sehr begründete ist.“

„Hast du diesen Gedanken erst jetzt bekommen? Du hast ihn vorher doch nicht ausgesprochen.“

„Es kam mir verschiedenes verdächtig vor. Vor allen Dingen war es doch auffallend, daß alle unsre Waffenverstecke ausgeleert waren; da sie aber auch ganz zufälligerweise von Indianern entdeckt worden sein konnten, brachte ich diesen Umstand nicht in Beziehung zu dem Vater Jaguar. Heute nun kann ich, wenn ich näher darüber nachdenke, nicht glauben, daß unsre beiden Gefangenen durch die Krokodile von den Lassos gerissen worden sind, und was ich bisher nur vermutete, ist mir zur Gewißheit geworden: der Vater Jaguar ist da!“

„Wie aber hat er es angestellt, diese beiden loszubekommen? Die Riemen hingen doch noch am Baume.“

„Das begreife ich auch nicht; dieser Mensch aber bringt Sachen fertig, welche für andre Leute geradezu unmöglich sind. Ich kenne ihn. Er wurde von den Indianern ‚Blitzende Hand‘ genannt; das hatte Bezug auf seine erstaunliche Fertigkeit im Schießen; er ist aber in andern Dingen ebenso gewandt.“

„Wenn deine Berechnung richtig ist, so befinden wir uns in der größten Gefahr. Wir müssen gewärtig sein, daß er die Cambas schon gegen uns zusammengerufen hat und nun mit ihnen irgendwo steckt, um uns plötzlich zu überfallen.“

„Das möchte ich nicht behaupten, da er dazu keine Zeit gehabt hat. Desto sicherer aber ist es, daß er sich mit seinen Leuten, die stets bei ihm sind, in der Nähe befindet und uns beobachtet. Ja, es ist nicht nur möglich, sondern sogar sehr wahrscheinlich, daß er hier irgendwo am Sumpfe steckt. Ist dies der Fall, so wird er unser Lager umschleichen, um unsre Stärke kennen zu lernen, und dann noch während der Nacht fortreiten, um die Cambas zu benachrichtigen. Wir müssen uns auf alle Fälle beeilen. Wenn wir mit dem Anbruche des Morgens aufbrechen, so kommen wir am Abende am ‚klaren Bache‘ an und können das Dorf noch während der Nacht überfallen.“

„Aber wenn die Cambas gerüstet sind?“

„Dann ist unser Kriegszug vergeblich gewesen, und die Hoffnungen, welche wir an denselben geknüpft haben, werden sich nicht erfüllen.“

„Damnacion! Er hat uns so viele Mühe und auch all unser Geld gekostet! Wir würden als arme Leute zurückkehren, und statt durch den Putsch, welchen wir beabsichtigen, mit einem Schlage reich zu werden, müßten wir uns Bettler nennen.“

„Wir spielen Va banque. Verlieren wir, so bleibt uns nichts übrig, als von vorn anzufangen. Ich gehe wieder in die Berge, um eine Gold- oder Silberader zu entdecken, und du mußt wieder zu deinem früheren Geschäft als Stierkämpfer greifen.“

„Dann wirst du eines schönen Tages im Gebirge umkommen, und mich erwartet dasselbe Schicksal in der Arena. Ich habe es jetzt in Buenos Ayres gemerkt, daß ich nicht mehr der Alte bin. Meine Knochen sind weich und meine Gelenke steif geworden. Nein, es fällt mir nicht ein, wieder zum alten Metier zu greifen.“

„Was aber wolltest du sonst anfangen? Etwa mit mir auf Abenteuer gehen?“

„Damit man eines schönen Tages mein Gerippe in den Cordilleren findet? Nein, ich weiß etwas andres, etwas viel, viel besseres.“

„Was?“

Der Gefragte zögerte eine ganze Weile; dann antwortete er in geheimnisvollem Tone:

„Ich habe zu keinem Menschen davon gesprochen, und es sollte nie jemand davon erfahren; da die gegenwärtigen Verhältnisse aber so stehen, sollst du es hören. Auch ganz abgesehen von dem Vater Jaguar, kommt es jedenfalls zum Kampfe mit den Cambas, und keiner von uns weiß, ob er aus demselben entkommen wird. Ich kann verwundet und sogar getötet werden. In diesem Falle wäre es jammerschade, wenn mein Geheimnis mit mir sterben sollte. Du bist mein bester Kamerad, und so will ich es dir mitteilen.“ (Fortsetzung folgt.)

Die Insekten der Kiefer.

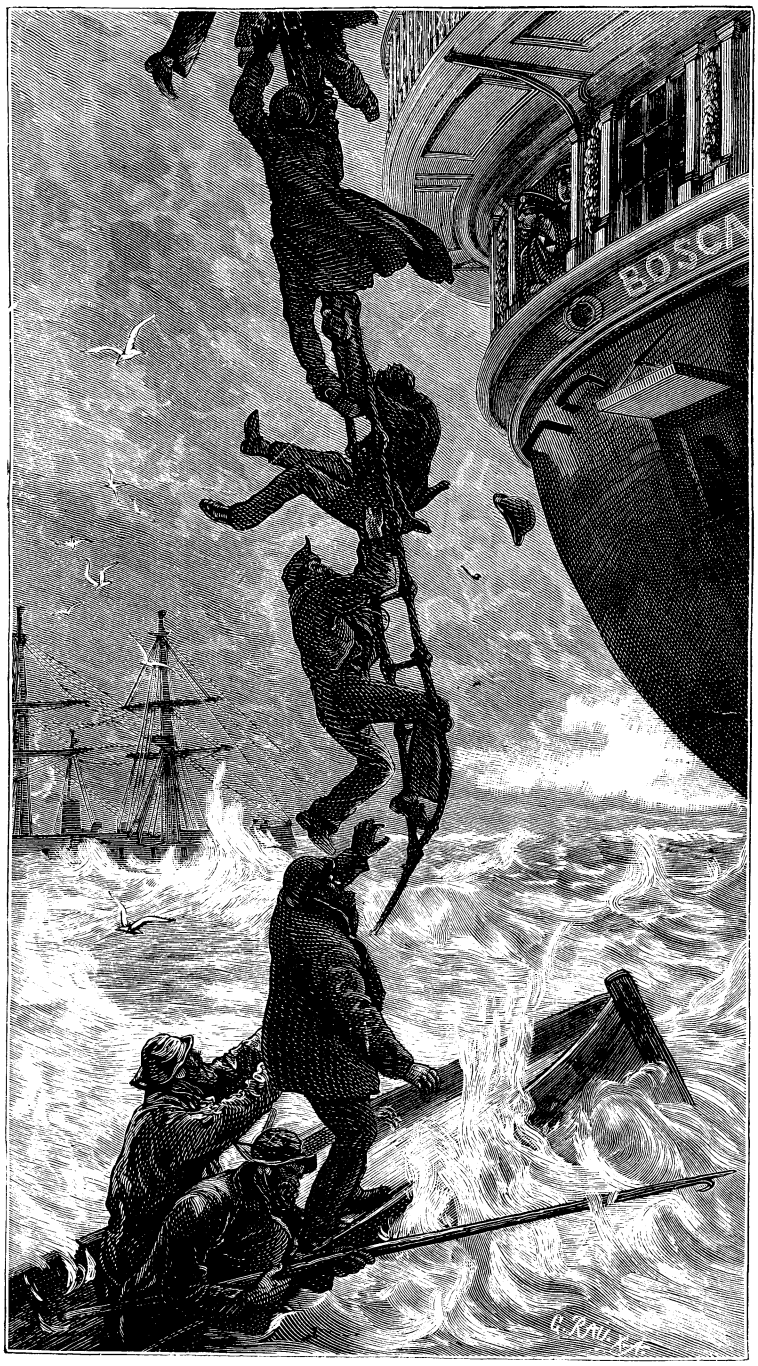
Wer die norddeutsche Heide öde und tot nennt, hat niemals ihr reiches und anziehendes Insektenleben beobachtet. Es ist erstaunlich, welche Menge von Insekten allein auf unserm Bramstrauch oder Besenginster lebt und sich die verschiedensten Teile desselben nutzbar macht. Indes noch größer ist die Anzahl der Insekten, welche auf den Hauptbaum der Heide, auf die Kiefer oder Föhre, angewiesen sind. Schenken wir ihnen heute einmal unsre Aufmerksamkeit, und wir werden an der Kiefer allein schon erkennen, daß die als öde und tot verschrieene Heide ein Mutterschoß des regsten Lebens ist.

Ehe wir jedoch zu der Betrachtung der einzelnen Kieferninsekten übergehen, will ich dich, mein junger Leser, darauf aufmerksam machen, daß diese Insekten zum Teil schon durch äußere Merkmale ihrem Aufenthaltsorte, der Kiefer, angepaßt sind. Diese Anpassung ward den Tierchen vom Schöpfer als Schutzmittel gegen ihre Feinde verliehen. Denn indem die Raupen, Schmetterlinge und Käfer die Färbung des Kiefernstammes und der Kiefernnadeln, oder die Risse der Rinde auf ihrem Kleide tragen, werden sie gleichsam eins mit dem Baume und dadurch weniger bemerklich für die spähenden Augen der mancherlei Insektenfeinde. Auch in andern Tierklassen finden wir häufig eine derartige Anpassung der äußeren Erscheinung des Tieres an den Aufenthaltsort.

Nun kommen wir zur eigentlichen Sache, mein Junge. Zunächst sind nicht wenige größere Insekten auf die Kiefer angewiesen. Sieh, da kriecht an den Zweigen die Raupe des Kiefern- oder Fichtenschwärmers oder Tannenpfeils (Sphinx pinastri). Die Nadeln der Kiefer geben ihr Futter ab. Die große, starke Raupe ist mit dunkelgrünen, weißlichen und rotbraunen Längslinien ge-

zeichnet. Wie trefflich ist dieses Kleid dem Aufenthaltsorte angepaßt! Die grünen und weißen Längslinien stimmen mit den grünen, an der Unterseite blasseren Linien der langen Kiefernnadeln überein, und der braunrote Streif an beiden Rückenseiten der Raupe paßt ganz genau zu der braunroten Farbe der Zweigrinde. Hierdurch ist die Raupe vortrefflich gedeckt. Um ihre Merkmale zu vervollständigen, will ich noch anführen, daß die Raupe nackt (nicht behaart) und mit einem Afterhörnchen, wie alle Schwärmerraupen, versehen ist. Sie frißt im August und September und schadet nur in außergewöhnlichen Fällen, wenn sie sich bemerkenswert vermehrt hat. Zur Verpuppung im Spätherbst kriecht die Raupe den Stamm herab und begibt sich nun unter die Bodendecke. Die glänzend braune Puppe mit kurzer und anliegender Rüsselscheibe findet man winters und im Frühjahr unter dem Waldmoos um die Stämme. Du brauchst dort nur zu scharren und zu suchen, mein Junge. Im Mai oder Juni schlüpft der zartgraue schöne Falter aus und fliegt als Nachtvogel. Am Tage rastet er an der verwittert grauen und dunklen Rinde des unteren Stammteiles der Kiefer; hier wird er seiner aschgrauen, mit Braun marmorierten Oberflügel und seiner dunkelgrauen Unterflügel wegen gar leicht übersehen. Also scharf zugeblickt, mein Junge, wenn du ihn entdecken willst!

Aehnlich wie die Raupe des Kiefernschwärmers ist die kleinere Raupe der Kiefern- oder Forleule (Noctua piniperda) gefärbt, doch ist letztere Raupe noch mehr wie die vorige durch seegrüne und weiße Rückenstreifen nebst rötlichgelber Seitenlinie sowohl der Form als der Farbe der Nadellinien angepaßt. Die Raupe der Kieferneule folgt den Kiefernwäldern von Mitteleuropa, tritt jedoch in den Berggegenden, wie im westlichen Deutschland nur sparsam auf. Ausnahmsweise findet eine Massenvermehrung statt, und dann fressen diese Raupen die jungen Maitriebe der Kiefern und richten hierdurch großen Schaden in den Forsten an. Gegen Ende Juli pflegen sie erwachsen zu sein, bis zu einer Länge von 4 cm, worauf sie sich zur Verpuppung auf den Boden herab begeben. Sie kriechen nun unter die Bodenstreu oder die Moosdecke, oder bei deren Mangel auch wohl flach in die Erde. Im August schon findet man die Puppen. Im nächsten März und April schlüpft der Falter aus und fliegt in der Dämmerung oder des Nachts umher. Bei Tage sitzt er träge mit dachförmig angelegten Flügeln, und zwar schmiegt er sich durch seine rotbraunen, mit gelben zerronnenen Tropfen bemalten Oberflügel (welche die schwarzgrauen, weißlich gefransten Unterflügel verdecken) der braunen, vielleicht von herabquellendem Harze betropften Kiefernrinde an.



Gerettet!

Und nun, mein lieber junger Freund, ersuche ich dich, diese Kiefernrinde einmal genauer zu betrachten. Ich meine die Rinde einer alten Kiefer. Die Borke ist durch regelmäßige Sprünge geteilt, und in diesen Sprüngen tritt eine tiefbraune Farbe hervor, wohingegen der Rücken der Borkenstücke durch die noch anhaftende, aber verwitterte Rindenhaut blaßgrau erscheint. Es wechseln somit an der Rinde unregelmäßig braune und graue Streifen. Sieh, mein Junge! In ähnlicher Weise und in den nämlichen Farbentönen ist jeder Oberflügel der großen Tannen- oder Kupferglucke (Bombyx pini, Kiefernspinner), die tagsüber regungslos an der Rinde sitzt, bemalt. Die Färbung bei den einzelnen Schmetterlingen ist allerdings sehr veränderlich; aber meistens ist die Wurzel der Vorderflügel und ein sehr breites Mittelband rotbraun, oder (wenn die Grundfarbe bräunlich) dunkelbraun; in der Mitte ist ein weißer Fleck, vorn und hinten gezähnte Querstreifen, welche oft fehlen oder sehr erloschen sind. Die Unter- oder Hinterflügel sind einfach tief braungrau. Der Rand der Flügel

ist gewellt. Ausgespannt mißt der Spinner 5—8 cm quer über die Flügel. Er hat einen dicken graubehaarten Nacken und einen plumpen Leib. In manchem Sommer ist der Falter sehr häufig. Die im Frühjahr an den Kiefernzweigen erscheinende Raupe ist weißgrau, rosthaarig, mit dunklen Seitenstreifen und Rückenflecken; oben auf dem zweiten und dritten Leibesringe befindet sich ein blauer Querfleck. Ausgewachsen hat die Raupe eine Länge von 8 cm. Halbwüchsige Raupen überwintern unter dem Moos am Fuße der Kiefernstämme. In einzelnen Jahren treten die Raupen massenweise auf und verheeren die Kiefernwälder durch Abfressen der Nadeln. Da bei solcher Massenvermehrung und Massenverzehrung die Kost bald knapper wird, so fressen die Raupen die Nadeln nicht bloß bis auf die häutige Scheide ab (je zwei Nadeln stehen bei der Kiefer in einer solchen Scheide), sondern sie vernichten auch diese und nehmen damit der Pflanze die Möglichkeit, sich durch Entwickelung von Scheidetrieben möglichst vor dem Tode zu retten. Auch die jungen Maitriebe werden dann arg mitgenommen und sterben sehr bald ab. „Dieses gewaltthätige Vieh von Raupe," sagt Dr. Gustav Jäger in seinem Buche: Deutschlands Tierwelt, „das jedoch nur an der Kiefer lebt, entwickelt sich oft in so erstaunlicher Menge, daß z. B. zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Pommern, der Neumark, Brandenburg, der Odergegend bis zur sächsischen Grenze, von den im ganzen etwa 650000 Morgen Kiefernwald (30 Quadratmeilen) den siebten Teil, mithin über 4 Quadratmeilen Wald vollständig abgefressen und zerstört waren. In den dreißiger Jahren mußten von den Forsten der Annaburger Heide wegen Spinnerfraß 9372 Morgen kahl abgetrieben, d. h. 109352 Klafter Holz geschlagen werden." Um solchen Schaden zu verhüten, muß die Raupe im Frühjahr unter dem Moos in der Nähe der Stämme gesammelt, im Sommer von den Bäumen geklopft werden. In der letzten Hälfte des Juni erfolgt die Verpuppung. Zu diesem Zwecke verfertigt die Raupe in irgend einer stärkeren Borkenritze des Stammes, oft recht niedrig, ein großes weißgraues, mit ihren Haaren durchwebtes Cocon, worin sie bald als tiefbraune, dickwalzige Puppe ruht.

Ein vierter Schmetterling der Kiefer ist der Kiefernspanner (Geometra piniaria). Auch seine im August bis Oktober an den Kiefernnadeln fressende Raupe trägt die Farben ihres Aufenthaltsortes, indem sie grün mit drei weißen Rückenlinien und gelblicher Seitenlinie ist. Die Raupen fressen im Sommer oft sehr verderblich. Die glänzend braunen Puppen kann man während des Winters neben denen des Tannenpfeils und den schlafenden Kiefernspinnerraupen (Kienraupen) unter dem Waldmoos finden. Der im Mai und Juni erscheinende, mit aufgerichteten Flügeln sitzende Schmetterling ist hell- und dunkelbraun; beim Männchen sind die Farbengegensätze größer (fast schwarz und matt strohgelb) als beim Weibchen. Man nennt diesen Kiefernspinner den braunen, zum Unterschied von einem zweiten, der Kiefer angehörigen, dem blauen (Geometra lituraria). Diese zweite Art hat nämlich blaugraue Flügel mit einem braunen, schwarzgesäumten Querband über Vorder- und Hinterflügel. Die Raupen dieses Spanners sind den vorigen in Färbung gleich und auch sie werden im Sommer oft sehr verderblich.

Nicht ausschließlich auf die Kiefer angewiesen ist die Nonne (Bombyx monacha); sie geht auch die Laubhölzer, besonders Buchen, Birken und Eichen an. Doch lebt sie vorzugsweise auf der Kiefer, aber auch öfter auf der Fichte, und verschmäht selbst Unterwuchs, wie die Heidelbeere, nicht. Nächst dem Kiefernspinner (Bombyx pini) ist die Nonne eines der schädlichsten Nadelholzinsekten. Der Falter ist ein schöner Vogel mit schwarzweißen Flügeln und rosafarbigem, schwarzgeringeltem Hinterleib. Die Raupen sind grünlich oder rötlich grau und sie erscheinen durch Streifen weißhaariger Warzen eckig. Sie kommen zuweilen in solchen Scharen zum Vorschein, daß durch ihren Fraß große Kiefern- und Fichtenwälder abgekahlt werden und eingehen. So wurden im Jahre 1853 und 1854 die ostpreußischen, litauischen, masurischen und polnischen Fichtenwälder von den Heeren solcher Raupen schrecklich verwüstet. Der Fraß wiederholte sich im folgenden Jahre, im Mai 1855. Bis zum 27. Juni waren auf einem Revier, dem Rothebuder, über 10000 Morgen Nadelholzbestände kahl gefressen, 5000 andre Morgen so stark angegangen, daß ein vollständiges Kahlwerden in Aussicht stand. Bis Ende Juli waren die meisten Fichten des ganzen Revieres kahl, dieselben auf einer Fläche von 16394 Morgen bereits getötet. An jüngeren Fichten und Kiefern krümmten sich die Aeste unter der Last der Raupen bogenförmig und an allen Bäumen hingen die Aeste abwärts. Der Raupenkot rieselte ununterbrochen gleich einem starken Regen aus den Kronen der Bäume hernieder. Die von solchem Fraße übrig bleibenden kränkelnden Bäume werden dann leicht eine Beute des Borkenkäfers.

Doch genug von den Raupen und Schmetterlingen der Kiefer.

Was die Käfer dieses Baumes betrifft, so zeigen mehrere der bedeutendsten eine aschgraue, grau- und schwarz-bestäubte, braunschwarze, gelbbraune und schwarzgesprenkelte Färbung, die trotz der notwendigen, durch die Körperform gebotenen Abänderung ganz an die Art der Färbung der wichtigsten Kiefernschmetterlinge erinnert. Von den sich außen an der Kiefer herumtreibenden Käfern nennen wir den Kurzhornbock (Spondylis buprestoides); er ist einfarbig, ganz schwarz, walzig geformt, kurzfüßig und kurzbeinig.

Da eine solche Anpassung an den Aufenthaltsort, wie wir sie oben betont haben, nur ein einzelnes unter den vielen Schutz- und Erhaltungsmitteln der Insekten ist, so läßt sich von vornherein erwarten, daß es auch Kieferninsekten gibt, deren Färbung von jener ihres Aufenthaltsortes abweicht. So ist z. B. der häufige Ameisenkäfer (Clerus formicarius), der mit großer Behendigkeit ähnlich einer braunen Ameise auf der Rinde der Kiefern umherläuft, zinnoberrot, weiß und braun gezeichnet. Ein mittelgroßer Rüsselkäfer (Magdalinus violaceus) ist stahlblau. Die stattliche Kiefernholzwespe glänzt ebenfalls in stahlblauer Farbe und trägt noch dazu (das Männchen) einen breiten rotbraunen Hinterleibsgürtel.

Außerordentlich groß ist die Menge jener Insekten, die bei der Kiefer ihr Zerstörungshandwerk üben. Scharen von Larven der Borkenkäfer oder der Holzwespen durchgraben Rinde und Splint; die Räupchen der Triebwickler und die Maden von Fliegen bohren sich in die Schößlinge; andre Kleinschmetterlinge verursachen durch das Legen ihrer Eier in die Kiefernsprossen Harzgallen, die wie Geschwüre an den Zweigen haften; selbst in dem Innern der dünnen Kiefernnadeln wühlen noch winzige Minierräupchen, und die entwickelten Nadeln werden von den Afterraupen der Kammhornwespe (Lo-

phynus pini) und andrer Blattwespen gefressen.

„Der arme Kiefernbaum!“ rufst du vielleicht, mein mitleidiger Junge. Aber höre, du mußt von der einzelnen Kiefer auf die Gesamtheit derselben und von da auf die Gesamtheit der nordischen Pflanzen blicken. Dann wird es dir bei einigem Nachdenken nicht entgehen, daß es einen bedeutenden Vorteil für die Wohlordnung unsrer nordischen Pflanzenwelt in sich schließt, wenn gerade die Kiefer eine so außerordentliche Menge von Feinden besitzt. Denn dieser Nadelbaum hat das Bestreben, sich an allen geeigneten Stellen zu behaupten — durch seine versprengten Vorposten, etwa die in der Heide zerstreuten Samenbäume, stets neue Gebiete zu unterjochen und den übrigen Pflanzenwuchs zu verdrängen. Der allweise Schöpfer, der alles nach Maß, Zahl und Gewicht geordnet, hat den Kiefernsinsekten nun die Aufgabe zuerteilt, einer zu massenhaften Verbreitung des Nadelbaumes entgegenzuwirken und das Gleichgewicht in der nordischen Pflanzenwelt aufrecht zu erhalten.

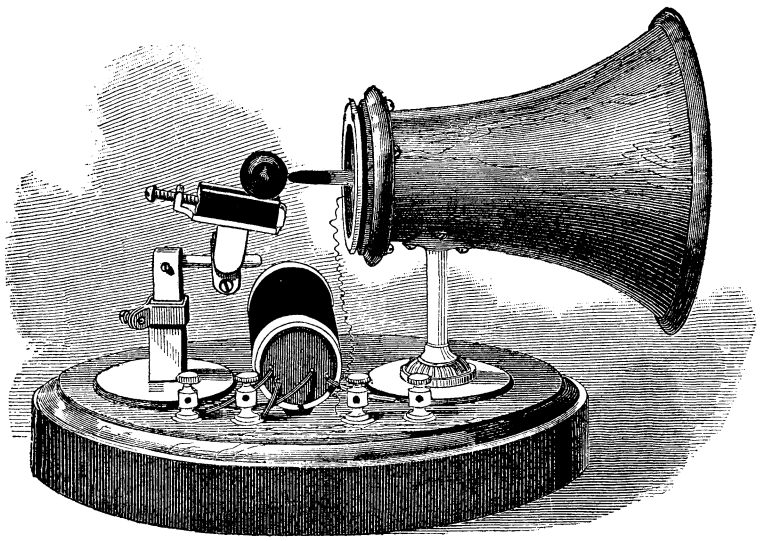
Gerettet!

Das Rettungswerk an der Mannschaft des an einer tückischen Klippe gescheiterten Dampfers ist vollbracht und das Boot mit seinen letzten Insassen an dem rettenden Schiffe angelangt. Wegen der stürmischen See kann aber der Aufstieg nicht durch die Fallreepstreppe erfolgen, es muß die Strickleiter zu Hilfe genommen werden, welche von den Bootsleuten am untern Ende festgehalten, von den Unglücklichen mit fieberhafter Hast erstiegen wird.

Gerettet! Welche Gefühle müssen die Brust dieser Menschen bestürmen, wenn sie den sichern Schiffsboden wieder unter den Füßen haben! Eben noch angesichts des gewissen Todes in den empörten Wellen — da erscheint das rettende Schiff, und nun sind sie geborgen, keiner ist dahinten geblieben. Sie haben zwar ihr Hab und Gut im Stiche lassen müssen, nur das nackte Leben und was sie auf dem Leibe tragen, bleibt ihnen; solche Gedanken, oder gar ein Bedauern darüber, können in diesem Augenblick aber nicht aufkommen. Schon das Bewußtsein, wie die Lieben in der Heimat sich über die Rettung freuen werden, ist überwältigend.

Auf dem Schiffe wird ihnen das Entgegenkommen und die Fürsorge zu teil, wie sie bei solchen Fällen ja ganz natürlich, auf See aber ganz besonders warm ist. Nachdem sie zuerst, so gut es geht, mit trockener Kleidung versehen worden sind, wird ihnen eine reichliche Herzstärkung geboten und dann weitere Angelegenheiten in Beratung gezogen. Das Anerbieten des Kapitäns an die Passagiere, sie nach dem nächsten Hafen mit Dampfergelegenheit zu bringen, wird mit Dank angenommen. Dort wird das weitere sich ja schon finden. Man kann sich telegraphisch Geld zur Weiterreise aus der Heimat kommen lassen, oder man kehrt dorthin zurück, möglicherweise hat man auch Bekannte in der Hafenstadt.

Nun noch einen Blick „nach dem Grabe seiner Habe“, nach dem gescheiterten Schiff, das vielleicht schon in den nächsten Augenblicken von den Wellen in die Tiefe gerissen wird, dann mit frischem, frohem Mut einer neuen Zukunft entgegen!



Das Bontasche Mikrotelephon.

Ein neues Mikrotelephon.

Im vierten Jahrgang unsrer Zeitung (Nr. 35) brachten wir einen Aufsatz über die Herstellung eines Mikrophones, das im Vereine mit einem Telephon zur mikrotelephonischen Uebertragung der menschlichen Stimme u. dgl. zu dienen vermag. Die Schwankungen im Leitungswiderstand, die dort durch stärkere oder schwächere Berührung der beiden Kohlenelektroden hervorgerufen wurden, bewirkten ein Schwanken des dauernd fließenden Batteriestromes und erzielten so das Schwingen der Telephonmembran, die dann den Schall erzeugte. Neuerdings hat nun der Amerikaner J. W. Bonta ein neues Mikrophon zusammengestellt, das sich von dem bisher in Gebrauch befindlichen Apparat in einem nicht unwesentlichen Punkt unterscheidet. Bei seinem Mikrophone sind nämlich die beiden Kohlenelektroden derartig beweglich, daß die Berührung während sehr kurzer Momente vollkommen aufgehoben wird, so daß hier die Wirkungen eines vorübergehend unterbrochenen Stromes in Betracht kommen. Vom Standpunkte der wissenschaftlichen Theorie aus mag vielleicht dieser Unterschied weniger bedeutungsvoll erscheinen, auch in der praktischen Verwendung wird die neue Konstruktion zunächst wohl nur den Vorzug haben, daß sie etwas einfacher und daher leichter ausführbar ist. Dagegen hatte das neue Prinzip für den Erfinder, sowie für die Amerikanische National-Telephon-Compagnie zu New York, die das Eigentumsrecht an dem Bontaschen Mikrotelephon erworben hat, die eine wichtige, praktische Bedeutung, daß es ihnen dadurch ermöglicht wurde, ein Patent auf die Erfindung zu erhalten, da Bell, der Inhaber des Patentes auf das bisherige Telephon, dieses ausdrücklich auf einen durch einen Dauerstrom bedienten Apparat genommen hatte.

Das neue Mikrophon, das unsre Abbildung darstellt, ist sehr einfach zu beschreiben. Wir sehen einen großen, rechts offenen Schallbecher, der an seinem linken Ende durch ein dünnes Eisenblech geschlossen ist. Von der Mitte dieser Eisenmembran erhebt sich senkrecht ein Kohlenstift. Er berührt mit seinem stumpf abgerundeten äußeren Ende eine Kohlen-

kugel, die in einer schrägen Rinne frei beweglich ist, so daß sie in ihr auf- und abrollen kann. Die Rinne ist in einem Kohlenblock ausgehöhlt und kann durch eine besondere, aus der Abbildung ersichtliche Vorrichtung mehr oder weniger geneigt werden. Die Rinne und der Kohlenstift liegen in einer Vertikalebene, so daß letzterer die Kugel mit der vollen Kraft seines Stoßes in der Rinne emportreibt.

Der Leitungsdraht, der von dem galvanischen Element ausgeht, bildet eine Primärspirale und geht von da zu der Eisenmembran; von dem Kohlenblock führt eine Leitung zum Elemente zurück. Der Haupt- oder Primärstrom fließt also vom Kohlenstift zur Kohlenkugel, so lange diese sich berühren, ist aber unterbrochen, sobald sich die Kugel von dem Stifte fortbewegt. In der Primärspirale steckt nun, genau wie bei einem gewöhnlichen Induktionsapparate, die Sekundärspirale, deren Enden mit dem Telephon verbunden sind. Wir bemerken deshalb vier Klemmschrauben, in deren zwei die von der Batterie kommenden Drähte eingeschraubt werden, während man zu den beiden andern die telephonische Leitung führt.

Wird nun in den Schallbecher gesprochen, so bewegt sich der Kohlenstift im Sinne der schwingenden Eisenmembran und stößt daher gegen die bewegliche Kohlenkugel; diese rollt etwas aufwärts, und zwar um so weniger, je mehr die schräge Richtung der Rinne sich der Senkrechten nähert. Entsprechend schnell kehrt sie zurück, um von neuem gestoßen zu werden. Die richtige Stellung der Rinne muß ausprobiert werden: ist sie zu wenig geneigt, so dauert die Entfernung der Kugel von dem Stift zu lange, und die unterdessen stattfindenden Stöße des Stiftes bleiben wirkungslos; bei zu starker Neigung aber gibt die Kugel dem Stifte nicht genug nach, da ihre Schwere dann zu stark widersteht. Hat nun die Rinne die richtig ausprobierte Stellung, so wird während des Sprechens der Primärstrom sehr schnell hintereinander wiederholt geöffnet und geschlossen, und hierdurch wird ebenso oft in der Sekundärleitung ein Sekundärstrom induziert. Dieser wirkt dann in bekannter (und in dem früheren Aufsatz erörterter) Weise auf das Telephon, so daß in ihm wieder die Umsetzung in Schall vor sich geht.

Bekanntlich tritt der Induktionsstrom in der Sekundärleitung nur bei Veränderungen im Primärstrom auf und nur so lange, als diese Veränderungen vor sich gehen. Unter ihnen braucht man aber nicht nur das Schließen und Oeffnen des Hauptstromes zu verstehen, sondern es genügt schon ein Schwächen und Verstärken. Immerhin scheinen jene erstgenannten Veränderungen für das Telephon günstiger zu sein; denn man rühmt dem darauf beruhenden Bontaschen Mikrotelephon eine ganz besondere Empfindlichkeit nach, so daß das Gesprochene selbst dann äußerst klar und genau übertragen wird, wenn der Sprechende in einiger Entfernung von dem Mikrophone steht und ihm den Rücken zukehrt, was bei unsern jetzigen Apparaten ja weitaus nicht der Fall war. Vielleicht wird daher durch diesen neuen Apparat ein weiterer Fortschritt in der schon hochentwickelten Mikrotelephonie erzielt, zumal seine Konstruktion, wie erwähnt, besonders einfach ist.

Schahasa.

(Fortsetzung.)

Gegen Abend erreichte man den Fuß des Gebirges und die Gegend nahm ein ödes, wüstes und zerklüftetes Aussehen an. Große, schwarze Felsblöcke lagen allenthalben zerstreut umher, stellenweise zu mächtigen Haufen emporgetürmt. Das Gestein wies die Lavaformation auf und trug den Charakter wahrhaft chaotischer Wildheit. In der grauen Vorzeit mußten hier Vulkane ihr Wesen getrieben und Erdbeben die Gebirgsmassen zerrissen haben.

In den Wänden der Klüfte und Felsterrassen zeigten sich zahllose Löcher und Höhlen, die zum Teil untereinander zusammenhingen und ein labyrinthisches Gewirr von Gängen und Räumen bildeten. Der Platz war mit seinen außerordentlichen Terrainschwierigkeiten eine natürliche Feste und Verteidigungsstellung, die unter gewöhnlichen Umständen wohl als uneinnehmbar gelten konnte.

Buffalo Bill wurde von seinem Peiniger Gomez und zwei Modockriegern in eine abgelegene Höhle transportiert.

„Hier wirst du liegen bleiben, bis Norma Clafflin es für angemessen findet, dich zum Marterpfahl schleppen zu lassen," sagte der Renegat mit haßerfüllter Stimme, aber wildem Triumph in Blick und Gebärde.

Bill würdigte ihn keiner Antwort. Er streckte sich auf dem Boden der Höhle, vor deren schmalem Eingang ein roter Krieger Aufstellung nahm.

Im Innersten seines Herzens hoffte er, daß es Nevada Ned gelingen möchte, sich noch vor Anbruch des nächsten Morgens mit ihm in Verbindung zu setzen. War der Jäger dem Interesse des gefangenen Freundes treu und selber unbehelligt geblieben, dann konnte mit Sicherheit angenommen werden, daß er den Modocs auf der Fährte war. Allein, wie sollte er zu Bills Versteck gelangen? Der rote Krieger war wachsam, auch mußte der jetzige Schlupfwinkel der Modocs jedem Uneingeweihten im Dunkel der Nacht ganz unzugänglich erscheinen.

Stunde auf Stunde verrann; dem Stande des Mondes nach zu urteilen, war die Mitternacht bereits vorüber.

„Wenn Ned nicht noch vor Tagesanbruch kommt, dann bin ich verloren," murmelte der Skaut, sich ruhelos auf dem steinigen Boden wälzend. „Und wenn er kommt, ob er mich in den unzähligen Löchern wohl finden wird?"

Diese Frage erhielt eine Antwort.

Eine Stimme rief leise seinen Namen.

Diese Stimme schien senkrecht aus der Höhe über ihm herabzukommen.

V.

Buffalo Bill schaute erstaunt zur Decke der Höhle empor. Dort gewahrte er eine Oeffnung, die vorher nicht dagewesen war, und in derselben, dunkel von dem helleren Nachthimmel abgehoben, den Kopf eines Mannes.

Dieser mit indianischem Federschmuck versehene Kopf war der Nevada Neds, des Jägers aus dem Fort Jones.

Bill schwieg, obgleich ihm vor Freude das Herz bis in die Kehle schlug.

Natürliche Felsenbrücke über den Rio de la Sumapaz.

Auch Ned sagte kein Wort weiter; geräuschlos ließ er sich durch die Oeffnung in die Höhle hinab, an einem Lasso, den er draußen an einem Baume befestigt hatte.

„Da bin ich," sagte er leise, als er unten angekommen war.

Damit zog er sein Messer und durchschnitt blitzschnell und gewandt Bills Fesseln.

„So; und nun fort!" hauchte er.

Bill stand auf und Ned gab ihm den Lasso in die Hand.

„Du voraus; ich folge dir," sagte er dem Freunde durch Gebärden.

Bill kletterte an dem ledergedrehten Seil in die Höhe, so gut seine steifen Glieder dies gestatteten.

Der Modockrieger vor der Höhle schritt ahnungslos auf und nieder.

Ned legte sich auf den Boden, um die Schildwache zu täuschen, wenn dieselbe hereinschauen sollte. Der rote Mann würde dann in der Dunkelheit seine Gestalt für die Bills halten.

Bill hatte sich durch die Oeffnung gezwängt. Dieselbe war eine natürliche Lücke im Gestein; ein flaches Felsstück, das sie verdeckt hatte, war von Ned entfernt worden. Ned dachte soeben daran, ihm zu folgen, als der indianische Krieger hereintrat.

„Wah!" raunte derselbe vor sich hin, als er die vermeintliche Gestalt des Gefangenen am Boden liegen sah. „Kotar ist ein großer Krieger. Das Blaßgesicht soll ihm nicht entkommen."

Damit ging er, mit sich zufrieden, wieder hinaus in den Mondschein.

Ned kicherte leise vor sich hin, dann stand er vorsichtig auf und langte nach dem Lasso.

Seine Hand griff ins Leere.

Er blickte auf.

Der Lasso war verschwunden und die Oeffnung in der Decke hatte sich geschlossen.

„Caramba!" sagte der Jäger mit unterdrückter Stimme.

Was war das? Bill konnte ihn doch unmöglich in dem Loche zurücklassen wollen, damit die Indianer ihn hier umbrächten. Auch hatte er keinen ungewöhnlichen Laut im Lager gehört, und es wäre doch sicherlich nicht ohne Lärm abgegangen, wenn die Modocs den Flüchtling entdeckt, ihn wieder eingefangen, den Lasso heraufgezogen und den Stein auf die Oeffnung gedeckt hätten.

Wie dem auch sein mochte, er saß hier in der Falle und seine einzige Aussicht auf Rettung war, an dem Wachtposten vorbei in die Freiheit zu gelangen.

Der rote Krieger glaubte, daß Bill noch gefesselt in der Höhle läge, er war also auf einen Angriff von seiten des Gefangenen nicht gefaßt.

An Buffalo Bill zweifelte der wackere Jäger keinen Augenblick; er war fest überzeugt, daß der Skaut keine Schuld an seiner unangenehmen, ja verzweifelten Lage trage.

Er lauschte den Tritten des roten Kriegers und kroch dann leise bis zum Ausgang der Höhle. Seine Bewegungen waren gewandt, schnell und sicher, wie die einer Tigerkatze.

Der Modoc stand jetzt unbeweglich auf seine Lanze gelehnt und schaute in die Nacht hinaus.

Ned kroch bis dicht an den Mann heran, dann erhob er sich. Er trug Messer und Revolver im Gürtel, allein er durfte sich keiner dieser Waffen bedienen, da ein Schuß oder ein einziger Schrei das ganze Lager auf die Beine gebracht haben würde.

Da knirschte ein Steinchen, der rote Krieger wendete sich blitzschnell um — in demselben Augenblick aber hatte ihn der Jäger auch schon an der Kehle gepackt, so daß er keinen Laut hervorbringen konnte.

Der Modoc wehrte sich verzweifelt, aber der Griff des Jägers war von Eisen. Ihre Beine schlangen sich ineinander, jeder wendete seine äußerste Kraft und Geschicklichkeit auf, den Gegner zu Boden zu werfen. Endlich stürzten beide; sie wälzten sich auf dem Lavagestein, wie ein Knäuel wütender Schlangen! So rangen sie schweigend in fürchterlichem Kampfe, während in dem Höhlenlager alles schlief. — Was aber war aus Buffalo Bill geworden?

Als derselbe durch das Felsloch die Erdoberfläche erreicht hatte und sich umschaute, gewahrte er zu seinem Schrecken den ihm von früheren Begegnungen bekannten Medizinmann der Modocs, der, von einigen Kriegern begleitet, direkt auf die Stelle zukam, wo Ned die Felsplatte weggeschoben hatte.

Er drückte sich in eine Bodenvertiefung, die von dem Mondlicht nicht erreicht wurde, und schlüpfte auf dem Grunde derselben wie eine Schlange dahin, bis er das in der Nähe stehende Buschwerk erreicht hatte.

Der Medizinmann entdeckte das Loch und den in dasselbe hinabhängenden Lasso. Er lugte in die Höhle hinunter, da er dort aber eine am Boden ausgestreckte Gestalt gewahrte, kam er zu der Ueberzeugung, daß der Gefangene noch gar nichts von den Veranstaltungen gemerkt habe, die man hier augenscheinlich zu seiner Befreiung getroffen hatte. Er sagte sich, daß der unbekannte Helfer jedenfalls durch sein Herannahen verscheucht worden sei.

„Meine Brüder sehen, daß das gefangene Blaßgesicht einen Freund hat," flüsterte er den Kriegern zu, indem er den Lasso vorsichtig heraufholte und dann ganz leise den Stein wieder auf das Loch deckte. „Mögen die Modocs offene Augen haben, damit sie nicht zum Spott der Weißen werden. Die Fährte der Blaßgesichter im Mondscheine ist wie die der Büffel bei Tage — welcher meiner Brüder wird den Skalp des Freundes von Buffalo Bill holen? Getsche-Manitu, dem wir hier dienen wollten, wird warten, bis meine jungen Krieger mit dem Fuchs, der sich ins Lager geschlichen, zurückkommen."

Die Indianer huschten davon, um die Fährte desjenigen zu suchen, der soeben noch hier auf dem Felsen gewesen sein mußte.

Bill hatte inzwischen bereits den Fuß des Hügels erreicht. Das Dickicht und die auf allen Seiten emporragenden Felswände hüllten seinen Weg in tiefes Dunkel. Er hatte erst eine geringe Strecke zurückgelegt, als er sich plötzlich, um eine Felsecke biegend, einem indianischen Krieger gegenübersah.

Der Pfadfinder war unbewaffnet.

Schnell entschlossen raffte er einen Stein auf, um sein Leben so teuer als möglich zu verkaufen. Schon hob er den Arm, da rief ihm der Indianer mit unterdrückter Stimme entgegen:

„Buffalo Bill und Schahasa sind Freunde. Warum sollen sie kämpfen?"

Der Skaut ließ den zackigen Stein zu Boden fallen.

„Die Nacht ist finster," sagte er in freudiger Ueberraschung. „Buffalo Bills Augen sind keine Eulenaugen. Ich freue mich, meines Bruders Stimme zu hören. Aber die Modockrieger sind mir auf den Fersen. Ich darf nicht zögern."

„Wie ist mein Bruder entkommen?" fragte Schahasa.

Bill berichtete in kurzen Worten, was sich zugetragen.

„Mein roter Bruder ist nicht im Fort gewesen," fügte er dann hinzu. „Er ist

keine Krähe, die über die Waldwipfel fliegt, er muß auf den Pfaden der Erde laufen und der Weg zum Fort und hierher zurück ist lang."

„Mein Bruder ist weise," entgegnete die Rothaut lächelnd. „Ich fand einen jungen Krieger, dessen Herz Schahasa zugethan ist. General Cook wird von ihm Schahasas Botschaft hören. Ich kam zurück, um meinen Bruder zu retten."

Noch nie zuvor hatte Bill aus dem Munde eines Indianers ein so gutes Englisch vernommen. Wer war Schahasa? Woher stammte diese merkwürdige Freundschaft der Rothaut für den Pfadfinder, der dem Modoc seines Wissens nie einen Dienst geleistet hatte?

„Komm," sagte der Indianer kurz, indem er in den in der Nähe rieselnden Bach trat.

Bill folgte ihm.

Schweigend wateten sie eine lange Strecke den Bach aufwärts, um auf diese Weise den Verfolgern keine Spur zu hinterlassen.

Die Gegend wurde immer wilder. Endlich bog Schahasa, aus dem Bache steigend, in eine Schlucht ein, die sich in vielfachen Windungen zwischen schroffen und zerklüfteten Felswänden hinzog.

„Wo sind wir?" fragte Bill.

„Wieder ganz in der Nähe des Höhlenlagers der Modocs," antwortete Schahasa. „Der weiße Jäger und dein Kind sind noch in den Händen Normas und des Mexikaners."

„Du hast recht, Schahasa," rief der Pfadfinder. „Wir müssen sie retten. Geh ins Lager, Freund, und erforsche, wo man mein Kind verwahrt. Erkunde auch, wie Nevada Ned Hilfe gebracht werden kann."

Der Indianer nickte und schritt geräuschlos davon.

Noch lag tiefe Nacht über dem Gebirge.

Nach einer Weile kehrte der Indianer zurück.

„Dein Kind ist in Normas Obhut," berichtete er. „Es schläft bei der Fürstin in der Höhle. Zwei Krieger halten draußen Wache."

„Zeige mir den Eingang der Höhle aus der Ferne."

„Komm," sagte Schahasa.

Hundert Pläne durchkreuzten des Pfadfinders Gehirn. Sein Kind mußte gerettet werden. Allein ein einziger Ruf der Wachen, ein Schrei Normas oder des Kindes selbst war hinreichend, alles zu vereiteln und ihm das ganze Lager über den Hals zu bringen.

Vorsichtig und lautlos krochen sie die Schlucht empor, bis sie unweit der Felsenhöhlen ins Freie gelangten.

„Die Wachen stehen hinter jenem Felsblock," flüsterte Schahasa dem Skaut zu. „Dort ist der Eingang zu Normas Höhle."

Buffalo Bill that einen Schritt vorwärts, um besser sehen zu können.

Da pfiff ein Lasso durch die Luft.

Die Schlinge legte sich über des Pfadfinders Arme und Oberkörper und riß ihn zu Boden.

Der Werfer des Lasso, der Medizinmann des Lagers, stieß einen lauten Ruf aus, der das Echo in den Höhlen und Klüften wachrief.

Schahasa war wie durch Zauberei verschwunden.

VI.

Buffalo Bill lag knirschend auf der Erde, überwältigt von dem Medizinmann und einer Schar von Kriegern.

Das ganze Lager war lebendig geworden.

Norma, Gomez und Rotmesser erschienen zuerst auf dem Platze.

„Man schaffe ihn wieder in seine Höhle," befahl die Fürstin. „Kotar ist wachsam wie der Adler; aus dem Eingang kann das Blaßgesicht nicht entwichen sein. Er ist aus dem oberen Loch entschlüpft; möge der Häuptling Rotmesser einen seiner jungen Krieger auch dorthin stellen. Buffalo Bill ist schlau und seine Freunde sind verwegen wie die Prairiewölfe."

Der Indianer, der im Schatten des Felshanges vor dem Eingang zu des Pfadfinders Gefängnis stand, hatte das Lob vernommen, das die Fürstin seiner Wachsamkeit gespendet.

Er grunzte selbstgefällig vor sich hin.

„Hat Kotar den weißen Krieger vorbeischlüpfen lassen?" fragte Norma, während man den aufs neue gefesselten Gefangenen wieder in die finstere Höhle stieß.

„Kotars Augen sind offen und seine Ohren schlafen nicht," antwortete der Krieger in dumpfen Kehllauten.

„Man hatte die obere Oeffnung übersehen," bemerkte Norma zu Gomez gewendet.

„Das scheint so," entgegnete der Renegat mürrisch, indem er einen langen, forschenden Blick auf den Indianer warf, der sich Kotar nannte, und der jetzt wieder, regungslos auf seine Lanze gestützt, vor dem Höhleneingange stand. Dann ging er langsam in seinen Schlupfwinkel zurück.

Von aller Hoffnung verlassen lag Bill wieder in seinem Felsverließ. Sein erster Gedanke galt dem Freunde.

Was war aus Ned geworden? Aus der oberen Oeffnung hatte derselbe nicht entfliehen können, da ihm der Lasso genommen worden war. Nach der bestimmten Erklärung Kotars hatte er die Höhle auch durch den gewöhnlichen Ausgang nicht verlassen — wo war er daher geblieben? Das war ein Rätsel, welches Bill nicht zu lösen vermochte.

Seine Lage war jetzt schlimmer als je. Seine Flucht hatte nur dazu gedient, ihn in eine verschärfte Gefangenschaft zurückzuführen. Ein zweiter Fluchtversuch war ganz unmöglich.

Er kannte die Gewohnheiten der Rothäute zu gut, um nicht zu wissen, daß die Morgenfrühe ihm die Marter und den Tod bringen würden. Es blieben ihm daher nur noch wenige Stunden, um sich zu einem christlichen und manneswürdigen Ende vorzubereiten.

Und dennoch — tief in seinem innersten Herzen regte sich noch immer etwas, wie schwacher Hoffnungsschimmer.

Der Mensch hofft, so lange er lebt; das große Lebensprinzip, die Hoffnung, erlischt erst, wenn das Herz zu schlagen aufhört.

Im Lager war es wieder still geworden. Nur ab und zu gab einer der herumlungernden Hunde einen kurzen Laut von sich.

Da erschien es Bill, als ob der Eingang der Höhle sich verdunkele.

Er wendete den Kopf. Die indianische Schildwache war geräuschlos eingetreten.

(Fortsetzung folgt.)

Natürliche Felsenbrücke.

Wenn du von der durch sein reiches Steinsalzwerk bekannten Stadt Zipaquira in der Provinz Bogota der südamerikanischen Republik Columbia deinen Weg auf der Straße von Ibague nach Bogota nimmst und das Dorf Pandi hinter dir gelassen hast, senkt sich nach etwa 25 Minuten der Weg nach einem Thälchen; aber nichts verrät, daß du dich einem der merkwürdigsten und kaum weniger großartigen Naturwunder der Kordilleren näherst. Noch einige hundert Schritte eines etwas steileren Abstieges,

und du betrittst eine mit Rasen bedeckte und mit einem notdürftigen Geländer versehene hölzerne Brücke. Ein sonderbares, aus Rauschen und Kreischen gemischtes Geräusch schlägt an dein Ohr, ein Geräusch, das dich um so mehr befremdet, als es echoartig tief aus dem Schoß der Erde heraufhallt. Fast zögernd folgst du deinem Führer, aber schon beginnt das Rätsel sich zu lösen, denn rechts und links klaffen schwarze Schieferwände in jähem Absturz in eine dämmrige Tiefe. Nichtsdestoweniger aber fährst du entsetzt zurück, wenn der Führer, auf der Mitte der etwa 40 m langen Brücke stehen bleibend, dich veranlaßt, über das Geländer hinabzuschauen. Zittern befällt dich. Trichterförmig nähern sich die Felswände einander bis auf 10 bis 12 m, um dann senkrecht abzustürzen und sich in einer grauenhaften Tiefe zu verlieren. Dort aber, an diesem Abhange, spannt sich über der Schlucht eine natürliche Brücke, ein Rest des ehemaligen festen Zusammenhanges der Wände dieses klaffenden Risses, der von einer dämonischen Naturgewalt hervorgebracht zu sein scheint. In Wirklichkeit verhält es sich aber ganz anders. Gerade entgegengesetzt ist die Ursache. Nicht eine großartige Katastrophe ist es, welche hier ihre Spuren hinterlassen hat; was das Auge hier schaudernd sieht, ist das Ergebnis unmerklich fortschreitender Arbeit, deren Dauer sich freilich auf viele Jahrtausende erstrecken mag. Denn das Rauschen, das aus der Tiefe heraufhallt, ist die Stimme des Rio de la Sumapaz, der tief unten seinen Weg durch diese Schlucht nimmt, nachdem er sie im Laufe der Zeit aus dem Felsen herausgewaschen hat. Du hast also hier eins jener Wunder der Natur vor dir, die durchaus nicht selten sind und sich insbesondere in verschiedenen Teilen der Alpen finden, wo man ihnen den Namen Klamm (klemmen, klaffen) beigelegt hat. Man begegnet ihnen aber auch in den deutschen Mittelgebirgen, wenn auch im kleinen, und zwar bildet eins der ausgezeichnetsten Beispiele in dieser Hinsicht das Annathal bei Eisenach, das, wie gewiß viele der Kameraden aus eigener Anschauung wissen, so eng ist, daß eine Gesellschaft es nur im Gänsemarsch durchwandern kann.

Wo rührt nun aber das kreischende Geräusch her, das sich in so seltsamer Weise in das Rauschen des tosenden Rio de la Sumapaz mischt? Es wird hervorgebracht von Guacharos, die zu Tausenden diese Felsschlucht bewohnen. Dieser seltsame Vogel, auch Fettvogel oder Nachtpapagei genannt, wurde, wie den Kameraden bekannt sein wird, 1799 von Alexander von Humboldt in einer Höhle bei Caripe in Cumana entdeckt. Auch die Sumapazschlucht wurde zu jener Zeit von Humboldt besucht und bewundert. Neuerdings besuchte sie bei seiner Reise in Südamerika (1875—76) der Franzose de André mit dem Schweizer Noetzli, der sich an Stricken in den etwa 100 m tiefen Schlund hinabhissen ließ. Mit einem Sack, einer Flinte, einem Hammer und einem Messer versehen, untersuchte Noetzli zwei Grotten in den Schieferwänden und fing einen Guacharo lebendig. Darauf wurde er aber von ganzen Scharen dieser Vögel so erbittert angegriffen, daß er sich ihrer kaum erwehren konnte und genötigt war, sich eilig wieder hinaufziehen zu lassen. Am folgenden Tage ließ sich auch de André hinab, um die Beobachtungen seines Reisegenossen zu vervollständigen.

Die Krausenechse (Chlamydosaurus Kingii).

Was ist denn das für ein Tier, ist das ein Hund, dem ein mutwilliger Junge eine Papiermanschette auf den Kopf gestülpt hat? wird vielleicht mancher unsrer lieben Leser beim oberflächlichen Betrachten unsres Bildes ausrufen. Nun, eine gewisse Aehnlichkeit mit einem sitzenden Hunde wäre ja dem Tiere auf unserm Bilde, oberflächlich betrachtet, nicht abzusprechen. Den Scherz mit der Manschette hat sich aber Mutter Natur erlaubt. Wir haben auf unserm wohlgelungenen Bilde die Krausenechse (Chlamydosaurus Kingii) vor uns, und wir wollen es gleich verraten, sie hat dem Tiere diesen Kragen als Schutz und Trutzmittel mit auf den Lebensweg gegeben.

Die Krausenechse hat ihre Heimat in Australien, sie erreicht eine Länge von 1,40 m, wovon der Schwanz jedoch mehr als die Hälfte in Anspruch nimmt. Die Farbe ihres Körpers ist gelbbraun, mit schwarzen Flecken unregelmäßig gezeichnet. Den pyramidalen Kopf bedecken gekielte Schuppen, die Schuppen des Körpers sind ungleich groß. Von einem Rückenkamm, wie bei den Leguanen, ist nicht viel vorhanden, obwohl das Tier seiner Größe wegen an diese erinnert; nur eine schwache Andeutung derselben ist am Nacken und auf dem Rücken vorhanden. Die Beine des Tieres sind schlank, die Füße mit langen Zehen versehen, weshalb es befähigt ist, Bäume zu besteigen; es bewegt sich mit großer Gewandtheit auf diesen, doch auch auf ebenem Boden ist es ziemlich flink. Das Merkwürdigste an dem Tier ist die große Krause, welche sich rund um den Kopf herum nach allen Seiten bis auf 15 cm bei ausgewachsenen Tieren ausbreiten kann. Die Krause entspringt den Halsseiten und wird, ähnlich wie ein Fächer, durch strahlenförmig gestellte Knorpel gestützt. An den Rändern ist die Krause ausgezackt und auf der Oberfläche mit feinen Schuppen besetzt. Die Echse kann diese Krause ausbreiten und niederlegen und sich dadurch ein verschiedenes Aussehen geben, namentlich ist ihr Aussehen mit ausgebreiteter Krause und aufgesperrtem Rachen, welcher das kräftige Gebiß erblicken läßt, wohl geeignet, ihren Feinden Furcht einzuflößen.

Die Krausenechse hält sich meist auf Bäumen auf. Im ruhigen Zustande, wenn sie der Jagd nach Insekten obliegt, geht sie mit niedergelegter Krause einher. Wird sie aber erschreckt, oder sonst aus ihrer Ruhe gestört, so spannt dieses leicht erregbare Geschöpf sofort seine Krause auf und nimmt die auf unserm Bild wiedergegebene Stellung ein, nicht nur mutig den Gegner erwartend, sondern ihm auch kühn entgegengehend, und von ihrem starken Gebiß den nachgiebigsten Gebrauch machend. Hält man ihr einen Stock vor, so verbeißt sie sich wütend darin. Sie vermag wirklich Furcht einzuflößen und ist keineswegs leicht zu fangen. Ihrer Krause bedient sie sich auch als Schutz und Schirm für Kopf und Gliedmaßen, da sie dieselbe nach verschiedenen Richtungen hin wenden kann.

Leider ist es bisher nicht gelungen, diese höchst interessante Echse, über deren Lebensweise wir nur erst wenig wissen, in unsren zoologischen Gärten einzuführen, da ihr Transport sehr schwierig ist, und ihr Einfangen meist nicht ohne sie zu verletzen sich ermöglichen läßt. Sollte es gelingen, unverletzte Tiere hier einzubürgern, so würden solche in passend eingerichteten Terrarien, welche natürlich sehr geräumig sein müssen, sehr wohl aushalten, da sie nicht übermäßige Ansprüche an hohe Temperatur zu machen scheinen. Namentlich würden junge Tiere jedem heizbaren größeren Zimmerterrarium zur Zierde gerei-

chen und ihrem Pfleger Freude machen, denn gewöhnlich werden so intelligente Tiere, wie es unsre Krausenechse dem Anschein nach ist, bald zahm und lernen ihren Pfleger kennen. Es würde sich für unsre Tierhändler wohl lohnen, einen Versuch mit der Einführung dieses und andrer interessanter Tiere aus Australien zu machen, da solche auf dem Tiermarkt so gut wie garnicht vertreten sind. Vielleicht dient diese Anregung dazu, daß einige von euch, liebe Kameraden, welche Bekannte in Australien haben, dieserhalb Verbindungen anknüpfen und Importversuche machen; ihr würdet der Wissenschaft damit einen Dienst erweisen.

Die Krausenechse (Chlamydosaurus Kingii).

Die beiden Glasflaschen.

Der Künstler hat zu diesem Zauberkunststück zwei gleiche Glasflaschen oder Wasserkaraffen mit etwas weiten, langen Hälsen, sowie zweimal zwei ganz gleiche, am besten seidene Tücher nötig. Zwei von diesen Tüchern nimmt er und stopft sie, wie einen Papierpfropfen zusammengerollt, in den Hals der einen Flasche. Sodann zieht er sich einen gut gezwirnten, schwarzen Seidenfaden durch den linken Rockärmel unter dem Hosenträger hindurch nach der rechten Hüfte und läßt ihn in solcher Länge unter dem Rock hervorhängen, daß er ihn mit der Rechten noch gerade bequem erfassen kann. An dem aus dem Rockärmel heraushängenden Ende macht er eine bewegliche Schlaufe, die er vom Innern der Hand aus über den Mittelfinger der linken Hand zieht. Die leere Flasche stellt er auf den Tisch und legt die zwei übrigen Tücher daneben, die präparierte Flasche aber in einem Nebenzimmer oder sonstwo verdeckt nieder. Der Künstler tritt mit der präparierten Flasche auf, dieselbe am Halse haltend und dadurch die daselbst steckenden Tücher verdeckend. Nachdem er die Flasche als leer vorgezeigt, entlehnt er sich ein großes Tuch, wickelt die Flasche hinein und stößt hierbei die Tücher aus dem Halse in die Flasche hinab und stellt die eingewickelte Flasche auf einen Tisch oder Stuhl. Hierauf zeigt er die andre Flasche als leer vor und zeigt auch die seidenen Tücher. Indem er letztere etwas auf dem Tisch zusammenfaltet, zieht er die Schlinge vom Finger und umschlingt sie unbemerkt an einem Ende. Diese Tücher steckt er sodann in die Flasche, erfaßt dieselbe mit der linken Hand am Halse, sie zu Boden hängen lassend. Auf das Kommando „Drei" sollen die Tücher verschwunden und in der eingewickelten Flasche erschienen sein. Während des Zählens erfaßt der Künstler mit der Rechten das Ende des Seidenfadens, gibt bei „Drei" einen kurzen Ruck und die Tücher sind im Nu in dem linken Rockärmel verschwunden. Man zeigt die Flasche leer, nimmt das Tuch von der andern Flasche ab und die Tücher befinden sich, wie gewünscht, in dieser. Eine bei Zaubervorstellungen sehr hübsche und von den Zuschauern stets beifällig aufgenommene Programmnummer.

Manifest der Vögel.

Unsre heimische Vogelschar hat in ihrer ersten diesjährigen Versammlung nachstehenden Mahnruf erlassen: „Nachdem wir aus fernen fremden Landen in unsre alte liebe Heimat zurückgekehrt sind — in Wald und Feld, in Stadt und Land unsre früheren Wohnungen bezogen haben, gedenken wir hier einen glücklichen Hausstand zu gründen und ein friedliches fröhliches Leben zu führen! Wir stellen uns und unsre Nachkommenschaft unter den kräftigen Schutz der Menschen und hegen die Hoffnung, daß sie insgesamt, alt und jung, groß und klein, uns an Leib und Leben weder Schaden noch Leid thue, noch das kostbare Gut edler Freiheit uns rauben werde. Insbesondere bitten wir freundlichst und dringend, die mühsam erbauten Nester niemals zu zerstören, unsre Eier nicht wegzunehmen und die junge Brut in unsrer Pflege zu lassen und allezeit uns als gute Freunde zu behandeln. Dagegen wollen wir durch munteres Hüpfen, Flattern und Fliegen, durch Pfeifen, Schnattern und Singen euch Unterhaltung und Vergnügen bereiten, auf Baum und Busch, Strauch und Kraut, Feld und Vieh die lästigen Schmarotzer wegfangen, so daß sie lieblich gedeihen und die Menschen an Gottes neubelebter Schöpfungspracht Freude und Wonne finden.

Abgehalten in Bergthal zu Ostern 1892.

Im Namen der Versammlung. Die Bevollmächtigten: Storch. Lerche. Nachtigall. Schwalbe."

Wie tief ist der Bodensee?

Aus Bregenz wurde unlängst berichtet: Die Tiefenmessungen im Bodensee sind nunmehr beendet. Die größte Tiefe, 140 m, ergab sich im Ueberlinger See unweit Ueberlingen; im Obersee an der Klause bei Bregenz, also hart unterhalb des Pfändergebirgstockes, befindet sich überraschenderweise die zweittiefste Stelle. Von der Insel Lindau und mit ihr im Zusammenhange zieht sich nach dem Kloster Mehrerau in Vorarlberg im See ein förmlicher Bergrücken hin, über welchem die Wassertiefe eine sehr geringe ist. Zwischen diesem Berge quer durch den See und dem Pfänder stellt der See einen trichterartigen Kessel mit großen Tiefen dar.

Mathematische Trugschlüsse.

VIII.

Den im letzten Beweise gemachten Fehler habt ihr sicherlich sofort alle gefunden, da die unstatthafte Division durch Null ja diesmal ziemlich klar zu Tage lag; denn $(x - a)$ ist ja gleich Null.

Heute will ich zeigen, daß $7 = 13$ ist, und zwar durch Auflösung der folgenden Bestimmungsgleichung:

$$(1) \quad \frac{x+5}{x-7} - 5 = \frac{4x-40}{13-x}.$$

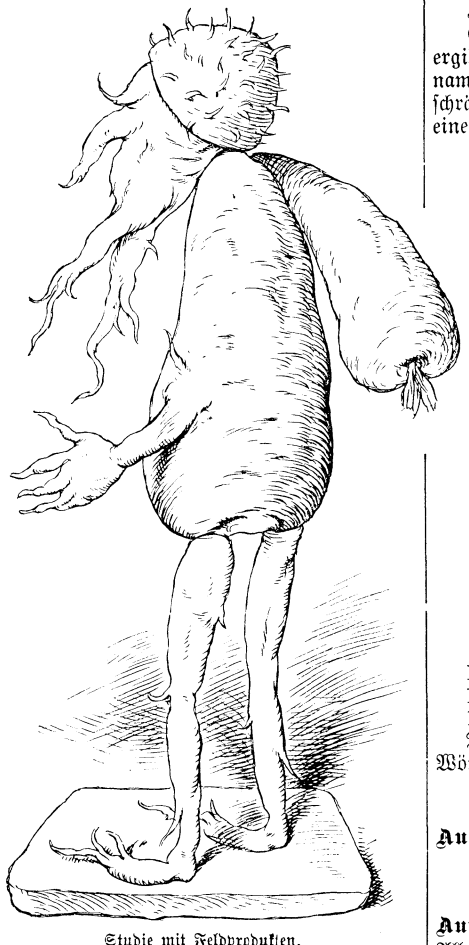
Bringen wir die linke Seite auf den Nenner $x - 7$, so erhalten wir

$$(2) \quad \frac{x+5-5(x-7)}{x-7} = \frac{4x-40}{13-x}$$

d. i.

$$(3) \quad \frac{-4x+40}{x-7} = \frac{4x-40}{13-x}.$$

Geben wir dem Zähler und Nenner des



Studie mit Feldprodukten.

Bruchs auf der linken Seite das entgegengesetzte Zeichen, so wird

$$(4) \quad \frac{4x-40}{7-x} = \frac{4x-40}{13-x}.$$

Da die Zähler auf beiden Seiten gleich sind, so sind auch die Nenner gleich, d. i.

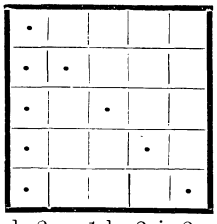
$$(5) \quad 7 - x = 13 - x,$$

woraus sich durch Addition von x auf beiden Seiten

$$7 = 13$$

ergibt.

Diagonalrätsel.



4 a, 1 d, 2 e, 1 h, 2 i, 2 m, 2 n, 4 o, 1 ö, 1 p, 1 r, 3 s, 1 t. Die aufgezählten Buchstaben sind in die 25 Felder des Quadrats so einzutragen, daß die 5 wagerechten Reihen ergeben:

1. eine Göttin der Römer,
2. eine Stadt in Italien,
3. einen Namen in einem bekannten Gedicht von Schiller,
4. eine verwandtschaftliche Bezeichnung,
5. einen bekannten lateinischen Autor.

Sind die richtigen 5 Wörter gefunden, so ergibt die erste senkrechte Reihe einen Vornamen von zwei treuen Freunden und die schräge von links oben nach rechts unten einen solchen weiblichen Namen.

Anagrammaufgabe für Lateiner.

1. Adolf,	5. Sudan,	9. Geifer,
2. Matere,	6. Raum,	10. Jason,
3. Aeneas,	7. Gorilla,	11. Halter,
4. Stute,	8. Spindel,	12. Arterie.

Ihr sollt in jedem dieser Wörter einen Buchstaben ändern und dann durch Umstellung ebenso viele neue Wörter bilden, welche sämtlich aus der Geschichte des Altertums bekannt sind. Diese nennen:

1. eine Göttin,
2. eine aus den Perserkriegen bekannte Stadt auf einer griechischen Insel,
3. einen Philosophen,
4. einen Kaiser,
5. einen Fluß in Asien,
6. einen König,
7. eine Landschaft in Griechenland,
8. einen Triumvir,
9. eine Gönnerin des oben gefundenen Königs,
10. eine griechische Insel,
11. einen Weisen,
12. eine Landschaft in Italien (lat. Name).

Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter ergeben ein lateinisches Sprichwort.

Auflösung des Zahlenrätsels in Nr. 37.

„Limburg."

Auflösung der Dechiffrieraufgabe in Nr. 37.

Allzeit rede wie du denkst, doch sage
Drum nicht alles, was du sinnst und denkst;
Unterdrücke still des Unmuts Klage,
Zeig die Grillen niemand, die du fängst.

Auflösung der Rechenaufgabe in Nr. 37.

Die Anzahl der Fünfzigpfennigstücke betrug 14, die der Markstücke 4 und die der Thaler 3.

Die Blutegelplage Ceylons.

Das blühende Eiland Ceylon mit einem paradiesisch-tropischen Klima, einer üppigen Vegetation und großer Fruchtbarkeit gesegnet, weder von giftigem Gewürm, noch von blutgierigen Tigern belästigt, könnte für ein Eden gelten, wenn es nicht die — Blutegelplage besäße. Der dortige Blutegel ist bedeutend größer als der deutsch-ungarische medizinische Blutegel, er besitzt infolgedessen auch eine größere Saugkraft. Dieses ist nicht das Schlimmste, wohl aber macht es bedenklich, daß dieses Tier, welches bei uns ans Wasser gebannt ist, in Ceylon sein nasses Heim oft verläßt und in die durch tropische Gewitter häufig stark genäßten Grasebenen kriecht, wo es an Fröschen reiche Nahrung findet. Trocknet die heiße Sonne aber die Gräser ab, so kriecht das Tier tief in die kühle Erde hinein; fällt aber wieder ein Regen, so ist die Gegend, welche vorher keinen einzigen Blutegel enthielt, durch Millionen dieser Tiere belebt. Sie kriechen durch die Maschen der Strümpfe des Wanderers in Massen zum Körper hinauf, wo man sie erst bemerkt, nachdem sie vollgesogen eine gewisse Kühle am Leibe erzeugen. Die Eingeborenen suchen sich, jedoch nicht immer mit Erfolg, durch enge, undurchdringliche Beinkleider und Schuhe zu schützen, die Fremden aber werden stets eine Beute der Tiere; und die Sache ist gesundheitlich nicht ohne Gefahr, denn nicht nur, daß sich durch den Blutverlust gefährliche Krankheiten entspinnen, sondern die Wunden verursachen auch gräßliche Entzündungen und Geschwüre, die häufig den Tod nach sich ziehen.

Das Vermächtnis des Inka.

Von Karl May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“, „Kong Kheon, das Ehrenwort“, „Die Sklavenkarawane“, „Der Schatz im Silbersee“ u. a.

(Fortsetzung.)

> Nicht jedem ist es gegeben, geistreich zu sein. Die Belesenheit aber hilft über manche Klippe hinweg.

Du machst mich im höchsten Grade neugierig. Der feierliche Ton, in welchem du sprichst, läßt erraten, daß es sich um etwas ganz Ungewöhnliches handelt.“

„Das ist es auch! Ich spreche nämlich von Reichtümern, von einem Schatze, welcher ungeheuer groß zu sein scheint.“

„Von einem Schatze? Höre, fast möchte ich denken, daß du im Traume redest!“

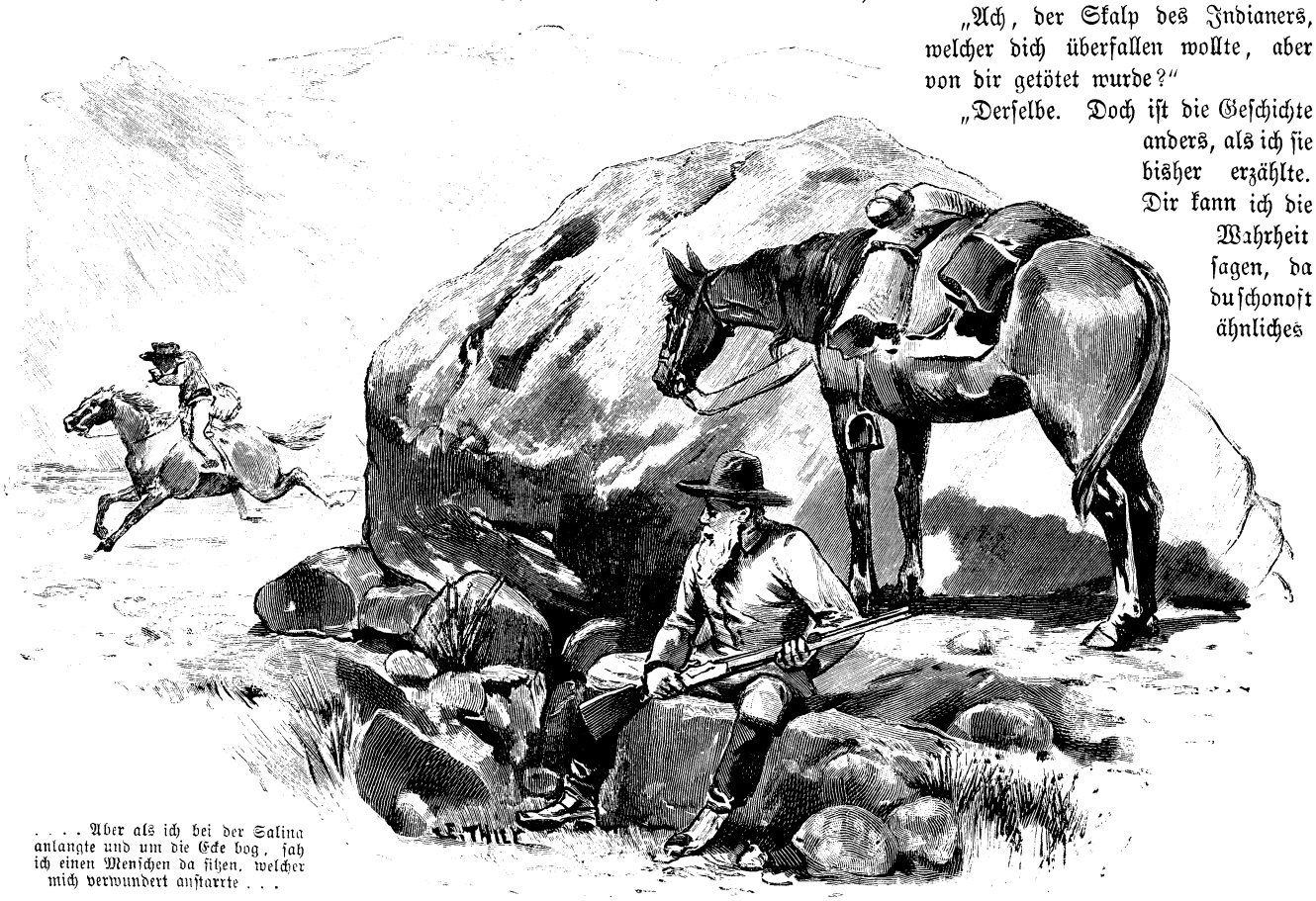
„Ich träume nicht, sondern was ich dir sage, ist die volle, reine Wirklichkeit. Ich kann es dir durch einen Gegenstand beweisen, welchen du sehr genau kennst.“

„Welcher ist das?“

„Der lange, weiße Haarschopf, den du bei mir gesehen hast.“

„Ach, der Skalp des Indianers, welcher dich überfallen wollte, aber von dir getötet wurde?“

„Derselbe. Doch ist die Geschichte anders, als ich sie bisher erzählte. Dir kann ich die Wahrheit sagen, da du schon oft ähnliches



. . . . Aber als ich bei der Salina anlangte und um die Ecke bog, sah ich einen Menschen da sitzen, welcher mich verwundert anstarrte . . .

gethan hast. Nämlich nicht ich wurde von dem Indianer überfallen, sondern er von mir."

„Qué diablos! Ist die Sache so! Da will ich dir denn aufrichtig sagen, daß ich deine Erzählung nicht etwa geglaubt habe. Du hattest damals gar nichts bei dir, was die Habsucht eines Indianers anlocken konnte. Ich dachte mir immer, daß die Begebenheit sich anders, als du sie erzähltest, abgespielt habe. Also du hast ihn überfallen, und sein Haar steht im Zusammenhange mit dem Schatze, von welchem du sprichst? Soll ich etwa annehmen, daß jener Indianer der Besitzer dieses Schatzes gewesen ist?"

„Ja."

„Demonio! Erkläre dich deutlicher! Du kannst ihm den Schatz unmöglich abgenommen haben, da du nicht reich bist. Warum hast du es nicht gethan?"

„Weil er ihn nicht bei sich hatte. Es waren nur einige Gegenstände, welche zu dem Schatze gehörten, die ich bei ihm fand."

„Hat er dir denn gesagt, wo sich das übrige befindet?"

„Nein."

„So weißt du also gar nicht, wo dieser dein berühmter Schatz zu suchen ist?"

„Ja und nein, ich weiß es und weiß es doch auch nicht."

„Sprich nicht in Rätseln!"

„Ich meine, daß ich zwar die Gegend kenne, aber die betreffende Stelle nicht."

„So brauchst du dir auf den Schatz ganz und gar nichts einzubilden. Was nützt mir ein Schatz, den ich nicht finden kann? Vielleicht existiert er gar nur in deiner Phantasie."

„Er existiert in Wirklichkeit; ich kann es beschwören."

„Wo denn?"

„Droben in den Bergen und zwar jedenfalls in einer Schlucht, welche man die Barranca del Homicidis nennt."

„Die kenne ich genau. Es geht von ihr die Sage, daß dort die letzten Inkas ermordet worden sind."

„So ist es. Und ich nehme an, daß diese Inkas vor ihrem gewaltsamen Ende ihre Schätze dort versteckt haben."

„Hm! Ich habe oft gehört, wie reich die Inkas gewesen sind. Alles, was die Herrscher berührten, hat von reinem Golde sein müssen. Die Spanier sollen damals ganze Schiffsladungen von Gold und Silber heimgeschafft haben. Doch was hilft das unnütze Reden! Erzähle!"

„Schwöre mir vorher, daß du keinem andern ein Wort davon sprechen willst!"

„Von solchen Sachen spricht man nicht; aber wenn ich dich damit beruhigen kann, so soll es mir auf einen Schwur nicht ankommen. Also ich schwöre, gegen jedermann über diese Angelegenheit zu schweigen!"

„So sollst du alles hören. Ich kam damals von Chile herüber, wo ich bei mehreren Stiergefechten mitgewirkt und mir einige Prämien erworben hatte; aber wie gewonnen, so zerronnen; du weißt ja, wie ich bin. Ich aß gut, trank noch besser, spielte viel und hatte kein Glück; ich verlor alles, und als ich die Rückreise antrat, mußte ich, um nur herüberzukommen, mich an einen Kaufmann, welcher nach Mendoza wollte, als Diener vermieten. Ich sage dir, daß er nie dort angekommen ist; warum, das kannst du dir ja denken."

Er stieß ein hämisches Lachen aus. Er hatte natürlich diesen Kaufmann ermordet, um zu dem Eigentum desselben zu kommen. Nach einer kleinen Pause fuhr er fort:

„Ich war also ganz allein, als ich die diesseitigen Hänge des Gebirges erreichte. Es war des Abends, als ich an der Barranca del Homicidis ankam. Da du auch dort gewesen bist, so weißt du, daß es eine höchst unwirtliche Gegend ist. Gern wäre ich noch bis zur Salina del Condor weitergeritten, aber es war denn doch zu weit, und der Weg da hinunter ist so schlecht, daß man selbst beim hellsten Mondenschein verunglücken oder wenigstens ihn verfehlen kann. Ich suchte mir also einen Felsen, um hinter ihm Schutz gegen den rauhen Nachtwind zu finden, band mein Maultier an einen Stein fest und legte mich zum Schlafen nieder."

„Konntest du denn schlafen?" fragte der Gambusino mit eigenartiger Betonung

„Warum sollte ich das nicht?"

„Des Kaufmanns wegen, welcher nie in Mendoza angekommen ist."

„Du meinst, das er mir verwundet und blutig im Traum erschienen sei? Ich bin kein Kind oder altes Weib. Wer tot ist, kommt nicht wieder. Dennoch wollte an jenem Abende der Schlaf nicht gleich kommen; dafür aber kam ein andrer."

„Ah, ich vermute! Der Indianer, oder nicht?"

„Ja. Der Vollmond stand am Himmel, und kein Wölkchen war zu sehen. Ich hörte Schritte und lauschte. Ein Mann kam, ohne mich und mein Maultier zu sehen, ganz nahe an dem Felsblocke vorüber, hinter dem ich lag. Er blieb stehen und schaute nach dem Monde. Dabei bekam ich sein Gesicht zu sehen. Er war ein Greis, aber ein sehr rüstiger und sehr schöner Greis. Er trug einen langen Bogen und einen Köcher auf der Schulter, und ein Messer stak in seinem Gürtel; andre Waffen hatte er nicht und schien überhaupt gar nichts andres bei sich zu haben. Auffallend war sein langes, weißes und sehr dichtes Haar, welches ihm hinten bis an die Oberschenkel vom Kopfe hing und, wie ich später bemerkte, durch eine Spange zusammengehalten wurde. Er stand lange da, ohne sich zu bewegen, starrte den Mond an und flüsterte dabei leise Worte, als ob er betete. Es schien, als ob er warten wolle, bis der Mond den höchsten Punkt seines Bogens erreicht habe; dann ging er weiter."

„Und du folgtest ihm heimlich?" fragte der Gambusino.

„Ich wollte es thun, brachte es aber nicht fertig. Der scharfe Rand der Barranca befand sich nämlich gar nicht fern von mir. Der Mann ging auf denselben zu und war dann verschwunden. Ich kroch leise bis hin zur Schlucht und blickte hinab. Ich sage dir, daß mir bei dem, was ich sah, ein Grauen ankam. Die Felswand stieg beinahe senkrecht hinab; sie schien nicht die kleinste Stelle zu haben, an welcher ein menschlicher Fuß festen Halt fassen könne, und doch glitt der weißhaarige Mann mit einer Sicherheit da hinab, als ob eine bequeme Treppe hinunterführe. Sein Haar glänzte im Monde, bis ich es nicht mehr sehen konnte, so groß war die Tiefe, in welche er hinunterstieg. Wer war der Mann? Seinen Zügen nach jedenfalls ein Indianer. Was wollte er hier? Warum wartete er, um den gefährlichen Weg anzutreten, nicht bis es Tag geworden war? Wo hatte er sein Maultier? Oder war er so arm, daß er keins besaß? Du kannst dir denken, daß ich diese und andre Fragen gern beantwortet haben wollte; darum blieb ich am Rande der Schlucht auf der Lauer liegen, um auf seine Rückkehr zu warten. Ich lag die ganze Nacht; er kam nicht wieder; aber am Morgen, eben als die Sonne im westlichen Tieflande aufstieg, sah ich ihn jenseits langsam

emporklettern. Er hatte jetzt ein Paket auf dem Rücken hängen. Als er oben angekommen war, breitete er die Arme gegen die Sonne aus, als ob er sie begrüßen wolle, und ging dann weiter. Ich beobachtete ihn, ohne daß er mich sehen konnte. Von der Höhe, auf welcher er sich ebenso wie ich mich befand, ging eine felsige Lehne allmählich abwärts; er schritt dieselbe hinunter und bog dann um den Fuß einer zweiten Höhe, worauf er mir aus den Augen verschwand."

„Du bist ihm natürlich sofort nach?" fragte der Gambusino.

„Ja. Ich mußte unbedingt wissen, wer der Mann war und was er nächtlicherweile aus der Barranca geholt hatte, denn das Paket, welches er jetzt trug, hatte er am Abende nicht gehabt. Ich band mein Maultier los, stieg auf und ritt ihm nach. Ich brauchte dabei keinen Umweg zu machen, denn die Richtung, welche er eingeschlagen hatte, führte nach der Salina del Condor, wohin auch ich wollte. Ich war sehr schnell die Lehne hinab und bog dann um die Stelle, hinter welcher er verschwunden war. Von da lief ein ziemlich steiler Abhang in ein schmales Thal hinunter. Der Indianer war schon unten. Er schien es eilig zu haben, denn er ging schneller, als mein Maultier bis jetzt gegangen war. Ich spornte es also an. So folgte ich ihm in das Thal, durch dasselbe auf eine Ebene, dann wieder über einen felsigen Abhang in ein zweites Thal, in welchem ich ihm so nahe kam, daß er den Hufschlag meines Tieres hörte. Er blieb einen Augenblick stehen, um sich umzublicken. Als er mich sah, eilte er viel schneller weiter, als er bisher gegangen war. Er wollte mir ausweichen. Ich gab meinem Tiere die Sporen, daß es zu galoppieren begann. Er hörte das und blickte nach rechts und nach links, um einen Ausweg zu entdecken, aber die Seitenwände des Thales waren gerade hier so senkrecht eingeschnitten, daß er nicht hinauf konnte. Jedoch da öffnete sich das Thal, noch ehe ich ihn ganz erreicht hatte, und er wollte sich seitwärts wenden. Ich rief ihm zu: ‚Bleib stehen, sonst schieße ich!'

„Er hörte nicht; darum schickte ich die Kugel des einen Laufes hinter ihm her. Ich traf ihn nicht, wollte ihn überhaupt nicht treffen; er hörte die Kugel neben sich auf den Felsen schlagen und mochte nun doch denken, daß es geraten sei, meinem Befehle zu gehorchen. Er blieb also stehen und drehte sich nach mir herum. Das Doppelgewehr noch in der Hand, kam ich an ihn heran. Da fragte er mich: ‚Señor, was habe ich Ihnen gethan, daß Sie auf mich schießen?'

‚Warum läufst du davon, wenn ich dir Halt gebiete?' antwortete ich.

„Da richtete er sich hoch auf, schüttelte sein langes, weißes Haar wie der Löwe seine Mähne und entgegnete in einem Tone, als ob er ein König sei: ‚Wer hat hier zu gebieten? Sie etwa?'

„Dabei funkelten mich seine Augen nur so an; aber sie waren es nicht allein, welche funkelten, denn das Paket, welches er auf dem Rücken trug, bestand aus einem Bastnetze, zwischen dessen Maschen es wie reines, pures Gold hervorschimmerte. Und bei der Bewegung, welche er gemacht hatte, gab die glänzende Bürde einen leisen Ton von sich, wie er nur vom Golde hervorgebracht wird. Wie es so schnell kam, das weiß ich auch jetzt selbst noch nicht; kurz und gut, ich richtete mit einer blitzschnellen Bewegung den zweiten Lauf auf ihn und drückte ab. Der Schuß krachte, und der Mann stürzte zu Boden."

„Vorn durch die Brust geschossen?" fragte der Gambusino.

„Nein, sondern von hinten in das Herz getroffen. Als ich den Lauf auf ihn richtete, machte er nach der Seite hin eine schnelle Drehung um sich selbst, damit ich ihn nicht treffen solle; aber mein Auge war schneller als er; ich folgte seiner Bewegung und schoß ihn von hinten nieder. Das Netz glitt von seinem Rücken und fiel neben ihm hin, wobei es sich öffnete; einige Stücke des Inhaltes rollten heraus. Es waren kleine, goldene Gefäße und andre Gegenstände, deren Zweck ich nicht zu erraten vermochte. Der Indianer war tot, und diese Sachen gehörten mir. Ich wickelte sie in die Decke, welche ich hinter mir an den Sattel zu schnallen pflegte — — —"

„Und bist natürlich nach der Barranca zurückgeritten?" fiel der Gambusino ihm ins Wort.

„Nein. Ich hatte seit fast zwei Tagen kein Wasser gehabt, und mein Maultier mußte trinken, wenn es nicht liegen bleiben sollte. Daher mußte ich zunächst nach der Salina del Condor, in deren Nähe, wie du weißt, einige Quellen sind; dann erst wollte ich wieder nach der Barranca zurück, um den Ort zu suchen, von welchem der Indianer die Kostbarkeiten geholt hatte."

„Vorher aber nahmst du ihm seinen Skalp?"

„Ja. Wie ich auf den Gedanken kam, dies zu thun, kann ich freilich nicht sagen. Ich hatte daheim eine Sammlung von allerlei Kleinigkeiten, Andenken an meine früheren Reisen und Erlebnisse, und als ich so vor dem Toten stand und sein Haar betrachtete, fielen mir die Indianerskalpe ein, welche man in so vielen Sammlungen findet, und ich dachte, daß dieser Schopf es wohl wert sei, mitgenommen zu werden. Ich schnitt die Kopfhaut also vom Schädel los und wickelte sie mit in die Decke."

„Hm! Also auf diese Weise bist du zu der Haut gekommen!" sagte der Gambusino langsam und in nachdenklichem Tone. „Ich hätte sie wohl nicht mitgenommen."

„Warum nicht?"

„Weil sie zur Verräterin an dir werden kann."

„Möchte wissen, wie!"

„Eben durch ihre Seltenheit. Hast du etwa schon viele Personen gesehen, welche ihr Haar in dieser Weise tragen? Und nun noch dazu eine solche Fülle schönen, langen, grauen Haares! Dieser Indianer hat Verwandte und Bekannte, welche ihn vermißt und nach ihm geforscht haben. Wenn nun einer derselben erfährt, daß du dich im Besitze dieses Skalpes befindest? Vielleicht gibt es Mitwisser des Geheimnisses von dem Schatze. Ich würde zu keinem Menschen von der Kopfhaut sprechen und sie noch viel weniger jemand zeigen."

„Pah! Es sind seit jenem Ereignisse Jahre vergangen; ich habe nichts mehr zu befürchten."

„Dennoch fordere ich dich zur Vorsicht auf. Ich denke da an einen alten Indianer, welcher sein Haar ganz ähnlich trägt und einsam droben in den Bergen haust. Diese Aehnlichkeit der Haartracht läßt ganz wohl den Gedanken aufkommen, daß er zu jenem Toten in irgend welcher Beziehung gestanden hat. Dieser Mann zum Beispiel dürfte durch Zufall von deinem Skalpe hören, und dann wäre es, falls er den Toten gekannt hat, um dich geschehen."

„Wie heißt der Mann?"

„Er ist über hundert Jahre alt und wird darum allgemein der alte Anciano genannt. Er ist trotz dieses Alters noch so rüstig und gewandt wie ein Vierziger

und hat sich durch seine Kühnheit und Verschlagenheit berühmt gemacht."

„Ich kenne ihn nicht, und er geht mich nichts an. Ist er arm oder reich?"

„Arm."

„So weiß er von dem Schatze nichts, und deine Warnung ist überflüssig."

„Mag sein. Es war eben nur so ein Gedanke von mir. Erzähle jetzt weiter! Ich bin begierig, zu erfahren, wie dein Abenteuer sich weiter entwickelt hat."

„Es kam leider ganz anders, als ich erwartet hatte. Ich wollte an der Salina mein Maultier tränken, selbst auch trinken und dann nach der Barranca zurückkehren. Aber als ich bei der Salina anlangte und um die Ecke bog, sah ich einen Menschen dasitzen, welcher mich verwundert anstarrte. Jedenfalls war er von unten gekommen und wollte hinauf in die Berge; dies machte mein ganzes Vorhaben zunichte. Zurück durfte ich nicht, denn er wäre mir gewiß gefolgt und hätte den Toten gesehen. Mich zu ihm setzen, fiel mir noch viel weniger ein, da er mich nicht genau sehen durfte, um mich später nicht verraten zu können. Ich ritt also an ihm vorüber."

„Dumme Sache! Warum hast du ihn nicht niedergeschossen?"

„Dieser Gedanke kam mir auch; aber er hatte, als er mich sah, schnell zum Gewehre gegriffen, und seine Kugel wäre jedenfalls schneller als die meinige gewesen."

„Hat er dich deutlich sehen können?"

„Nein; wenigstens denke ich das. Ich stutzte nur einen Augenblick und wendete mein Gesicht dann schnell von ihm ab. Im Galopp durch die Salina jagend, kam ich eine halbe Stunde später unterhalb derselben auf einem Platze an, wo es auch ein Wasser gibt. Da hielt ich für kurze Zeit an und ritt dann weiter. Eine Ahnung sagte mir, daß der Mann mich verfolgen werde."

„Woher diese Ahnung? Du hattest ja gar nicht mit ihm gesprochen."

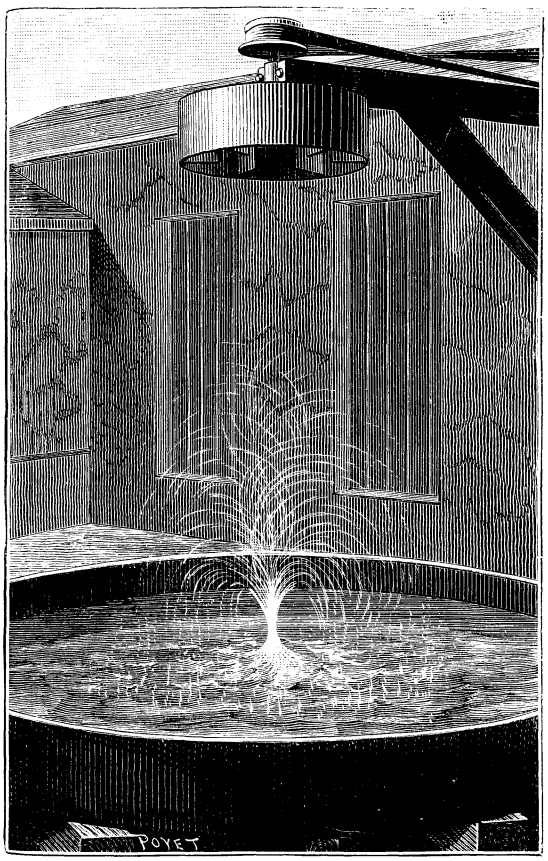
„Eben das mußte ihm auffallen. Wenn er dann die Leiche fand, mußte er mich für den Mörder halten."

„Wie sah er aus? Du hast ihn natürlich scharf betrachtet?"

„Nein, denn da hätte ich ihm mein Gesicht länger zukehren müssen, was ich aus gutem Grunde vermeiden wollte. Seine Züge konnte ich nicht erkennen, doch sah ich so viel, daß er nicht mehr jung war, denn sein Haar war grau."

„Und seine Gestalt?"

„Er saß an der Erde; darum konnte ich mir kein Urteil über seine Figur bilden; er schien mir aber nicht klein zu sein."



Künstlich dargestellte Wasserhose.

„Ha! Du bist unvorsichtig gewesen. Dieser Mann kann in jedem Augenblicke auftauchen und dich zur Rechenschaft ziehen. Du hättest dich zu ihm setzen sollen, um ihn dann in einem geeigneten Augenblicke niederzuschießen."

„Das habe ich mir später auch gesagt, und heute bereue ich sehr, es nicht gethan zu haben, denn es hat den Anschein, daß der Kerl mich genauer angesehen hat, als ich dachte."

„Wieso? Bist du ihm etwa später wieder begegnet?"

„Es scheint so. Es wurde mir eine Drohung ins Gesicht geworfen, welche sich nur auf dieses Ereignis beziehen konnte."

„Von wem?"

„Vom Vater Jaguar."

„Valgame Dios! Von dem? Hat dieser Mensch etwa seine Hand auch hier im Spiele?"

Perillo erzählte von jenem Zusammentreffen in der Restauration in Buenos Ayres, wo der Vater Jaguar ihn an die Salina del Condor erinnert hatte, worauf der Gambusino so laut, daß die Schläfer beinahe aufwachten, ausrief: „Er ist's gewesen; jedenfalls war er's! Nimm dich vor ihm in acht! Wie war der Mann, den du auf der Salina getroffen, gekleidet?"

„Ganz in Leder. Dazu hatte er einen breitrandigen Hut auf dem Kopfe."

„Es stimmt; es stimmt! Genau so geht der Vater Jaguar, wenn er sich nicht in einer Stadt befindet. Jetzt haben wir einen Grund mehr, ihn baldigst wegzuräumen. Ich bin überzeugt, daß er, nachdem er den Indianer gefunden hat, hinter dir drein geritten ist. Erzähle weiter!"

„Ich bin damals einen Tag und eine Nacht geritten, ohne länger als einige Minuten anzuhalten, und habe mir alle Mühe gegeben, meine Spur unsichtbar zu machen. Der Erfolg zeigt, daß mir dies gelungen ist. Natürlich war ich ganz begierig darauf, die Barranca nach Gold zu untersuchen, mußte dies aber unter diesen Umständen auf einige Wochen verschieben. Diese Zeit brachte ich in Chiccana zu, wo ich so glücklich war, einen Althändler zu finden, welcher mir die goldene Beute abkaufte und leidlich bezahlte, ohne viel danach zu fragen, wie ich zu diesen Gegenständen gekommen war. Die Summe, welche ich erhielt, verlockte mich, nach Salta zu gehen. Dort fand ich Gelegenheit zum Spiele und verlor so viel, daß mir kaum das verblieb, was ich brauchte, um mich für den Ritt nach der Barranca auszurüsten."

„Er war aber ohne Erfolg?"

„Leider! Als ich an die Stelle kam, wo ich den Indianer erschossen hatte, war keine Spur mehr von ihm zu sehen. Die Kondors hatten sogar seine Knochen verschleppt. Dann in der Barranca angekommen, habe ich sie Fuß für Fuß, Zoll für Zoll durchsucht, ohne das geringste zu finden. Auch so oft ich später wieder hingekommen bin, ist mein Nachforschen vergeblich gewesen. Und doch bin ich überzeugt, daß dort Kostbarkeiten verbor-

gen liegen, welche einſt den Herrſchern von Peru gehört haben."

„Das iſt allerdings leicht möglich. Du haſt deine Nachforſchungen jedenfalls nicht ſorgfältig genug angeſtellt. Zu ſo etwas gehört ein Scharfſinn, welcher eine weit längere Uebung und Schulung durchgemacht hat, als die deinige iſt."

„Das habe ich mir auch ſchon geſagt, und darum denke ich, in dir den rechten Mann gefunden zu haben. Du würdeſt alſo bereit ſein, mit hinauf nach der Schlucht zu gehen?"

„Ja. Und je eher wir dies thun können, deſto beſſer wird es ſein. Man ſoll nicht zaudern, wenn es ſich um ſo wertvolle Sachen handelt. Der Zufall könnte gar zu leicht einen andern hinführen, welcher das entdeckt, was du trotz aller Mühe nicht geſehen haſt. Sollte unſer Zug gegen die Cambas aus irgend einem Grunde eine andre Wendung nehmen, als wir erwarten, ſo ſind wir arme Leute geworden und können nichts beſſeres thun, als ſchleunigſt nach den Bergen zu reiten, um uns die Schätze deines toten Indianers anzueignen."

„Meinſt du denn, daß wir ſie finden werden?"

„Ich halte es mehr für wahrſcheinlich als für unwahrſcheinlich. Deutliche Spuren, nach denen wir uns richten könnten, werden wir freilich nicht finden, aber es gibt doch einen oder gar einige Anhaltepunkte, welche uns von Nutzen ſein werden."

„Welche ſind das?"

„Durch dieſe Frage lieferſt du eben den Beweis, daß du nicht erfahren und ſcharfſinnig genug biſt. Man muß ſcharf nachzudenken verſtehen. Jener Indianer ſtieg auf der einen Seite in die Schlucht hinab und kam auf der andern wieder empor. Warum das? Warum kam er nicht auf der erſteren zurück?"

„Jedenfalls deshalb, weil auf der andern Seite der Weg leichter war."

„Keineswegs. Wer in der Nacht einen ſo halsbrecheriſchen Abſtieg wagt, der frägt am allerwenigſten dann am Tage nach der Schwierigkeit des Terrains. Nein; er iſt jenſeits emporgeſtiegen, weil er dort gearbeitet hat. Dort unten liegt der Ort, den wir ſuchen. Als er fertig war, hat er es nicht für nötig gefunden, dadurch, daß er zurückkehrte, einen Umweg zu machen, ſondern iſt von der Stelle, an welcher der Schatz liegt, ſtracks bergan geklettert. Das iſt das eine, und wenn wir erſt dort ſind und ich die Oertlichkeit genau in Augenſchein nehme, ſo werden ſich auch noch andre Fingerzeige ergeben. Nur fragt es ſich natürlich, welche Anſprüche du machſt, und welche du dann mir zu machen erlaubſt."

„Du meinſt, welche Teile auf mich und dich kommen ſollen?"

„Ja."

„Ich habe die Sache entdeckt und darf alſo mehr fordern. Zwei Drittel für mich und eins für dich!"

„Ja, du biſt der Entdecker, haſt aber nichts gefunden und wirſt ohne meine Hilfe auch niemals etwas finden. Warum da doppelt ſo viel, wie ich erhalten ſoll, für dich? Teilen wir! Das iſt das einfachſte und gerechteſte."

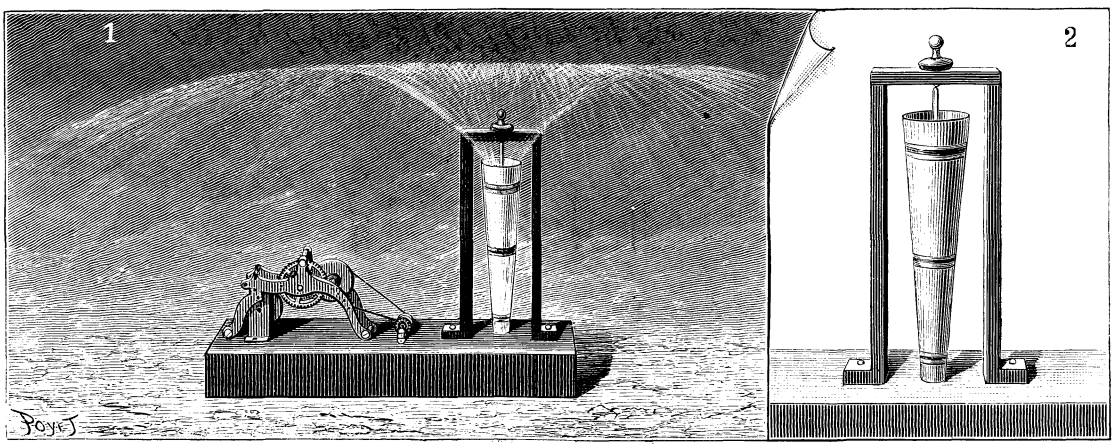
„Darüber läßt ſich noch ſprechen. Wir haben ja Zeit."

„Ja, wir haben Zeit, wie es ſcheint; aber es wird ſich ſchon morgen entſcheiden, ob wir gegen die Cambas glücklich ſind oder nicht. Im letzteren Falle geht es ſofort in die Berge, und dann möchte ich bald wiſſen, woran ich bin. Jetzt möchte ich einen Rundgang machen, um mich zu überzeugen, ob wir hier ſicher liegen. Ich kann mich je länger deſto weniger nicht von dem Gedanken losmachen, daß dieſer Vater Jaguar ſich doch hier in der Nähe befindet und uns umſchleicht."

(Fortſetzung folgt.)

Wetterſäulen und ihre künſtliche Darſtellung.

Wetterſäulen, auch Windhoſen oder Tromben genannt, ſind lokale Wirbelwinde (Drehſtürme) und unterſcheiden ſich von den ſogenannten Wirbelſtürmen dadurch, daß ſie einen viel geringeren Umfang haben und die drehende Bewegung keine ununterbrochene Dauer hat. Spielt ſich die Erſcheinung auf dem Lande ab, ſo wird Sand und Staub emporgewirbelt oder hinaufgeſaugt und nimmt an der rotierenden Bewegung teil, es entſteht eine Sandhoſe. Ereignet ſich die Wetterſäule über dem Waſſer, ſo bildet ſich eine ähnlich geſtaltete Waſſerhoſe. — Das zunächſt Sichtbare an der Erſcheinung iſt in beiden Fällen meiſt eine Wolke, von der ſich eine trichterförmige oder ſchlauchartige Verlängerung herabſenkt. Dieſe Verlängerung nähert ſich allmählich der Erd- oder Waſſerfläche, zieht ſich auch wieder von ihr zurück und ſetzt die unten befindlichen Sand- oder Waſſermaſſen in



Apparat zum Studium der Waſſerhoſe.

Bewegung, es entſteht eine kegelförmige Erhebung und vereinigt ſich mit jener Wolkenverlängerung zu einer Art von Doppelkegel, der mit ſeiner unteren Baſis mit der Erde, durch die obere mit der Wolke in Verbindung ſteht. Die Er-

ſcheinung ſchreitet dabei in gerader, krummer oder zickzackförmiger Bahn fort, während zuweilen die Verbindung zwiſchen den beiden Hälften des Doppelkegels abwechſelnd zerriſſen und wieder hergeſtellt wird.

Die Waſſerhoſen entſtehen vorzugsweiſe in der Nähe des Landes, da hier die Winde ſehr unbeſtändig ſind und die Temperaturen wechſeln. Eine genaue Erklärung der Erſcheinung iſt ſchwer, und die Anſichten darüber gehen auseinander; gewöhnlich nimmt man an, daß Luftmaſſen, die ſich oben nach einer Richtung bewegen, durch ihr Zuſammentreffen mit der ruhenden Luft in der Tiefe, eine wirbelnde Bewegung hervorrufen. Man kommt der Wahrheit jedenfalls näher, wenn man die Erſcheinung künſtlich hervorruft und an ihr die Natur und Urſache des Vorganges ſtudiert. Eine einfache Vorrichtung ermöglicht es, eine künſtliche Waſſerhoſe zu bewerkſtelligen.

Eine Trommel von 1 m Durchmeſſer iſt, mit der Oeffnung nach unten, an einer lotrechten Achſe befeſtigt und wird durch eine Rolle nebſt Schnurenlauf in Drehung verſetzt. Die Trommel trägt acht bis zehn radiär geſtellte lotrechte Wände von je 30 cm Länge, die alſo nicht bis zur Mitte reichen. Die Trommel wird ſo ſchnell in Bewegung verſetzt, daß ſie elf bis zwölf Umdrehungen in der Sekunde macht. Etwa 3 m unter ihr befindet ſich ein großes, mit Waſſer gefülltes Becken. Sobald man nun die Trommel in die vorgeſchriebenen Umdrehungen verſetzt, ſieht man, wie auf der Oberfläche des Waſſers ſich Spirallinien bilden, die ſämtlich nach einem gemeinſamen Mittelpunkt hinlaufen. Es entſteht nach und nach in dieſem Mittelpunkt eine kegelförmige Erhebung bis zu 10 oder 12 cm Höhe, deren Grundkreis etwa 20 cm Durchmeſſer hat. Danach bildet ſich über dieſem Waſſerkegel ein zweiter, verkehrter Kegel, der alſo mit jenem zuſammen einen Doppelkegel darſtellt. Der zweite Kegel wird von zahlreichen Tropfen gebildet, die ſich 1 bis 1½ m hoch erheben und im Umkreis wieder herabfallen, in 1 bis 3 m Entfernung von der Mitte. Die feinſten Tropfen und zerſtäubten Waſſerteilchen ſteigen bis zu der ſich drehenden Trommel empor. Die Erſcheinung hat die größte Aehnlichkeit mit einer Waſſertrombe und kann daher als künſtliche Waſſerhoſe bezeichnet werden. Selbſtverſtändlich iſt ſie aber ſtillſtehend. Streut man Stroh auf das Waſſer, ſo wird es durch den Luftwirbel aufgerichtet; es bildet ſich geradezu ein Strohſeil, das ſich in der Achſe des Wirbels erhebt und ſich dabei korkzieherartig zuſammendreht, wodurch man deutlich erkennt, wie der Doppelkegel beim Waſſer zu ſtande kommt.

Der Vorgang läßt ſich noch in intereſſanter Weiſe abändern. Legt man nämlich ein in das Waſſer getauchtes kleines Brett in das Waſſer gerade unter der Trommel und verſetzt letztere wieder in raſche Drehung, ſo bildet ſich auf ihm ein kleinerer Waſſerwirbel von 1 bis 2 cm Durchmeſſer und weißlichem Ausſehen, der ein eigentümlich ziſchendes Geräuſch verurſacht und den Eindruck hervorruft, als hätte das Brett an dieſer Stelle ein Loch, durch das ein Gemenge von Luft und Waſſer von unten heftig emporbränge. Es iſt bemerkenswert, daß in dieſem Fall der Waſſerwirbel nur einen ſo geringen Durchmeſſer von 1 bis 2 cm hat, während doch die radiären Wände der Trommel einen Kreis von 40 cm Durchmeſſer in der Mitte der Trommel frei laſſen.

Es läßt ſich leicht erweiſen, daß dieſer künſtliche Wirbel, den die rotierende Trommel hervorruft, genau die gleichen Erſcheinungen zeigt wie das untere Ende eines atmoſphäriſchen Wirbelwindes, der in der Natur vorkommt, indem er aus höheren Luftſchichten zur Oberfläche des Waſſers herabſteigt. (Schluß folgt.)

Jagd auf Dickhornſchafe.

Beim Anblicke der Illuſtration werdet ihr lieben jungen Freunde ausrufen: Das ſind aber einmal ein paar flotte Jäger! Ganz anders, als wie wir ſie ſchon auf den Bahnhöfen geſehen, mit dem Monocle im Auge, feinen gelben Gamaſchen, mächtiger Bambulage an der goldenen Uhrkette, feiner grauer Joppe, mit einer zierlichen Spielhahnfeder auf dem eleganten Hütchen, pikfeiner Flinte, eleganter neuer Jagdtaſche und — einer großen Schnapsflache in elegantem Etui an der Seite, die Figur gerade wie aus dem Ei geſchält. Nun ja, da habt ihr vielleicht recht — vielleicht auch nicht. Ich will euch die beiden Geſtalten einmal vorſtellen, und dann werdet ihr ſehen, wie oft der Schein trügt. Betrachtet euch doch einmal den Mann, welcher im Vordergrunde auf dem Bauche liegt. Mit der rechten Hand ſtemmt er ſich auf den Fels, der höchſtens einen Meter rechts von ihm ſenkrecht abfällt. Er ſchiebt ſich mit den Knieen auf dem abſchüſſigen, nackten Fels vorwärts. Die linke Hand hält vorſichtig die Lancaſterbüchſe neueſter Konſtruktion mit Piſtolenſchäftung. Sein Blick iſt unverwandt auf einen Punkt gerichtet, den er erreichen will und von dem er hofft, einen Schuß auf die im Hintergrunde äſenden Bergſchafe thun zu können. Er ſieht nicht links, er ſieht nicht rechts, denn gerade der Blick nach rechts könnte ihm verhängnisvoll werden. Er braucht bloß auf der ſcharf geneigten Ebene und dem glatten Geſtein ins Rutſchen zu geraten, und ſeine Knochen bleichen auf irgend einer Felsklippe, oder vermodern in einem Abgrunde. Das iſt doch wohl ein Frevel, ſein Leben ſo zu wagen für einen Schuß auf ein lumpiges Bergſchaf. Solche Kunſtſtücke kann nur ein ſpleniger Engländer wagen, der weiter keine Aufgabe auf der Welt hat. Warum muß das denn gerade ein Engländer ſein? fragt ihr jungen Freunde. Ich verweiſe auf die ganze Ausrüſtung desſelben. Betrachtet euch einmal ſeine Büchſe. Sie hat, wie ihr ſeht, keinen Gewehrriemen. Der engliſche Sportsmann trägt an ſeinem Jagdgewehr nie einen Gewehrriemen. Er ſagt, derſelbe hindere ihn beim Gebrauch der Waffe. Das mag in einzelnen Fällen richtig ſein. Dann geht der Sportsmann nie allein zur Jagd, er hat immer einen dienſtbaren Geiſt zur Hand, der ihm die Waffe trägt. Hierin iſt er das Gegenteil des weidgerechten deutſchen Jägers, der ſeine Waffe nicht aus der Hand läßt. Wo ein deutſcher Jäger ſich ſein Gewehr tragen läßt, da darf man ein großes Fragezeichen vor das „weidgerecht“ ſetzen oder das Wort „Sonntag“ vorherſchicken. Daß aber der Herr Engländer etwas für ſeine Waffe übrig hat, geht daraus hervor, daß er das Futteral für dieſelbe umgehängt hat. Das dünne Ende des Futterals ſehen wir hinter dem aufgeſtützten Arme herunterhängen. Die zum ſofortigen Gebrauche aufgeſchnallte Revolvertaſche, die Patronentaſche, überhaupt die ganze zweckmäßige Ausrüſtung und Bekleidung bekunden den praktiſchen Engländer. Derſelbe beſitzt jedenfalls die nötigen pounds, um dem koſtſpieligſten Sport huldigen zu können. Wahrſchein-

lich hat der Schießsport in Old-England keinen Reiz mehr für ihn gehabt, deshalb sehen wir ihn hier im fremden, überseeischen Lande, wo kein Gesetz der Mordlust Schranken setzt. Gerade diese Sportsmänner werden hier zur Geißel alles dessen, was kreucht und fleucht, und geben zu den Klagen ernster, wissenschaftlicher Forscher in fernen Zonen Veranlassung, die dahin gehen, daß gerade die Sportsmänner für nichts und wieder nichts in ganzen Länderstrichen den Wildstand ruinieren. Mit einer riesigen Energie und Beharrlichkeit, welche einer besseren Sache würdig wäre, trotzen diese Leute dem mörderischsten Klima, den größten Gefahren, nur um ein Tier niederknallen zu können, was in den meisten Fällen dann nutzlos verfault.

Den echten weidgerechten deutschen Jäger widert das an. Es ist ihm von frühester Jugend beigebracht worden, immer in dem jagdbaren Tiere das Geschöpf Gottes zu erblicken, was nur zerstört werden darf, wenn es dem Menschen von Nutzen ist, und wenn durch diese Zerstörung das Fortbestehen der Art nicht gefährdet wird. Er soll sein Wild hegen, und ihm in Zeiten der Not auch beispringen. Er soll sich an den herrlichen Gestalten, die ebensowohl Kunstwerke der Schöpfung sind, wie der Mensch, selbst erfreuen, und eine Erholung vom alltäglichen Leben darin finden, das eigentümliche Leben und Treiben derselben zu beobachten. Wer aber des pekuniären Vorteils willen das Wild zusammenknallt, den nennt der weidgerechte Jäger nur „Schießer", und wer es nur zusammenknallt, bloß um zu knallen, um seine Schießwut zu befriedigen, den nennt er „Aasjäger". Von beiden wendet er sich ab, und mögen sie mit noch so viel pounds in den Taschen klimpern. Nun, meine lieben jungen Freunde, wißt ihr, was der erste auf der Illustration für ein Geist ist. Da sind mir doch die Gestalten, die ihr auf den Bahnhöfen gesehen, viel lieber. Die sind unendlich harmloser, und kratzen höchstens einen Treiber an, wofür ihr Geldbeutel dann gehörig zur Ader gelassen wird. Werden sie bösartiger, können sie absolut nichts Lebendiges sehen, ohne Qualm zu machen, dann wird ihnen in den meisten Fällen das Handwerk gelegt, sie werden einfach nicht mehr eingeladen. Jetzt wollen wir uns einmal den zweiten der Jäger näher ansehen. Betrachtet einmal die Erscheinung genau, so werdet ihr mir aufs Wort glauben, daß dieser die pounds zu wenig hat, welche sein Partner zu viel besitzt. Beseht euch mal die alte Chassepot-Kartaune, welche an einem Strick über den Rücken hängt. Die war schon bei verschiedenen Rutschpartien, denn sie ist schon mehrfach im Kolbenhals geflickt. Zu einer Mütze oder einem Hut hat er's noch nicht gebracht. Ein um den Kopf gewickeltes Tuch thut's auch, und hält die zerknitterte Feder gerade so gut wie eine salonmäßige Kopfbedeckung. Um die Konservierung seines Teints braucht er nicht bekümmert zu sein, denn daran ist nichts mehr zu verderben. Es scheint so eine Art Indianer zu sein. Von Jagdeifer sehen wir nichts in seinen Zügen. Offenbar ist es ihm auf der schmalen Felsleiste nicht ganz mollig. Er kennt den Rummel, und weiß, daß ihn ein unter seinem Fuß losbröckelnder Stein direkt in die ewigen Jagdgründe befördern kann. Hätte der so viel pounds in der Tasche, wie der Sportsmann, stände er nicht auf der Felsleiste. Dieser Satz steht offenbar auf seinem Gesichte geschrieben. Was will er machen? Die Mittellosigkeit zwingt ihn, die halsbrecherische Fahrt mitzuthun. Am Ende gelingt auch das Anpürschen, und die Kugel des Engländers streckt ein Stück aus dem Rudel der Bergschafe nieder. Der Begleiter würde dann wohl Wildbret und Decke erhalten. Der Engländer, dem es augenscheinlich nur ums Totschießen und eine weitere Nummer in seiner Schußliste geht, sieht nicht danach aus, als wenn er das Wild für sich zu nehmen gedächte. Das Dickhorn oder Bergschaf, welches in den wildesten Hochgebirgseinöden des Yellowstone-River-Gebietes vorkommt, ist nun lange nicht so einfältig, wie sein zahmer Vetter, sondern, wie Gemse und Steinbock, mit außerordentlich scharfen Sinneswerkzeugen ausgestattet. Wie die Figuren oben rechts auf der Illustration zeigen, verhofft der Leitbock. Es scheint ihm etwas faul im Staate Dänemark zu sein. Der dumpfe Aufschlag eines abgebröckelten Steines ist vielleicht zu dem feinen Ohr desselben gelangt, oder sollte gar der Schutzgeist des Wildes, der Wind, ihm einen Geruch unter die Nase gebracht haben, der ihm fremd, und darum gefährlich, erscheint? Wenn die beiden auf dem Felsen kriechenden Gestalten nicht recht gute Deckung und recht guten Wind haben, dann kann es sich ereignen, daß, wenn sie in der Schußnähe den Kopf heben, sie wohl den Platz, aber nicht die Bergschafe mehr sehen. Hat das Wild den Feind wahrgenommen, dann reckt es sich blitzschnell empor und davon geht es wie der Sturmwind, der drohenden Gefahr zu entrinnen.

Nütze die Zeit.

Fast alle bedeutenden Menschen wissen den Wert der Zeit zu schätzen und bemühen sich, so wenig als möglich nutzlos zu verlieren. Dr. Cotten, einer der arbeitsamsten Menschen seiner Zeit, nahm jede Minute zu Rate, und um auch diejenigen, die ihn besuchten, daran zu mahnen, schrieb er mit großen Buchstaben an seine Thür: „Man fasse sich kurz." Noch dringender mahnte Ursinus, Professor an der Universität Heidelberg, die Schwätzer und Müßiggänger, die ihn während seiner Arbeitsstunden unterbrachen, an die Kostbarkeit der Zeit. Am Eingang zu seinem Studierzimmer ließ er folgende Worte anbringen: „Freund, wer du auch sein magst, verrichte schnell deine Geschäfte und entferne dich gleich wieder." — Der gelehrte Skaliger hatte über die Thür seiner Arbeitsstube folgende lateinische Zeile gesetzt: „Tempus meum est ager meus!" d. h. „Meine Zeit ist mein Ackerfeld." — Shakespeare besaß eine außergewöhnliche Arbeitskraft, die mit Fleiß und Ausdauer gepaart, ihn zu einem der produktivsten Dichter jener Zeitperiode stempelte. Nur höchst ungern ließ er sich an seinem Schreibtische stören und dann wußte er geschickt das Gespräch und den Besuch so viel als möglich abzukürzen. „Die Zeit ist viel zu kostbar, um sie mit leerem Geschwätz zu verschwenden," war sein Grundsatz, dem er bis zu seinem Tode treu blieb. — Lord Bacon, der bedeutende englische Gelehrte, that den treffenden Ausspruch: „Freunde sind die ärgsten Zeitstehler." — Einst, nach einer gewonnenen Schlacht, ritt Friedrich der Große die Fronten seiner Soldaten entlang, als plötzlich ein Musketier vortrat und mit der Anrede: „Majestät, auf ein Wort!" dem Könige die schriftliche Bitte um ein Lieutenantspatent überreichte. „Gut, auf ein Wort!" erwiderte Friedrich, „aber wenn es deren zwei sind, laß ich dich

Jagd auf Dickhornschafe.

hängen!" „Unterzeichnet!" rief der Soldat auf das Schriftstück deutend. Der König, über diese Geistesgegenwart und Schlagfertigkeit des Bittstellers überrascht, sah sich den Soldaten prüfend und wohlwollend an und sagte dann zu den ihn begleitenden Generalen: „Der Mann wird sich auch im Augenblicke der Gefahr zu helfen wissen," und bewilligte das Gesuch.

Schahasa.

(Fortsetzung.)

In der Hand des Modockriegers blinkte das lange Skalpmesser.

Dem Pfadfinder strömte alles Blut eiskalt zum Herzen. Er konnte kein Glied zu seiner Verteidigung rühren.

„Die roten Hunde sind blind wie die Maulwürfe," kicherte der Hereingekommene leise, indem er sich dem am Boden Liegenden näherte.

Bill horchte hoch auf. Das war eine bekannte Stimme.

„Lieg still, Bruder," fuhr der Indianer fort. „Ich bin's — Nevada Ned."

Des Pfadfinders Bande waren zerschnitten. Er richtete sich auf und drückte dem Freunde stumm die Hand.

„Wie ich hierhergekommen bin, willst du wissen?" flüsterte der Jäger dem Skaut zu. „Ganz einfach. Ich habe dem roten Schuft, der draußen Wache hielt, den Hals umgedreht und ihn in eine tiefe Felsspalte gestürzt, wo die Hunde ihn nicht wittern. Vorher aber nahm ich ihm seinen Schmuck und seine ledernen Kleider ab — sehe ich nicht aus wie ein leibhaftiger Modoc? Mein von Natur braunes Fell kommt mir bei solchen Dingen zu statten; es ist nicht das erste Mal, daß ich die Rothaut spiele. Auch die Kriegsmalerei ist da, wie du siehst; der brave Kotar hatte, wie jeder ordentliche Soldat, sein Putzgeschirr bei sich. Ich wollte mich gerade auf die Strümpfe machen, da hörte ich den Alarm, der mir deine abermalige Gefangennahme mitteilte, und so blieb ich hier als Schildwache."

In diesem Augenblicke trat ein zweiter Indianer durch die schmale Felsenpforte in die Höhle.

Mit einem einzigen Satze hatte der Jäger ihn am Halse gepackt und die Rothaut hätte nie wieder einen Laut von sich gegeben, wenn Buffalo Bill den Freund nicht zurückgerissen hätte.

„Sachte, Ned," sagte er. „Alles mit Unterschied. Dieser Krieger ist mein Freund Schahasa, von dem ich dir schon erzählte."

Ned ließ den alten Modoc los.

„Mein Bruder wird mir verzeihen," sagte er, „aber die Modocs tragen ihre Herzen nicht am Gürtel, daß man dieselben erkennen könnte."

Schahasa grunzte einige unverständliche Worte und dann wendete er sich an Buffalo Bill.

„Der Pfad aus dem Lager ist frei," sagte er. „Möge mein Bruder mit dem großen Jäger eilen, ehe der Morgen graut. Die Schlange wechselt ihre Haut, aber das Auge der roten Krieger erkennt sie doch — Nevada Neds Skalp ist nicht sicher, wenn auch Kotars Kriegsfedern ihn decken. Schahasa wird vor der Höhle Schildwache stehen."

„Aber wagst du nicht selber deinen Kopf, Rothaut?" fragte Ned.

„Schahasa ist kein Knabe mehr. Seine Stimme gilt im Rate der Krieger. Er weiß für sich selbst zu sorgen."

„Aber mein Kind!" sagte Bill erregt. „Eile dich, daß du in Sicherheit kommst, Ned; ich muß erst versuchen, mein Kind zu retten."

„Nun, dabei kann's auch für mich etwas zu thun geben," sagte der Jäger ruhig. „Ich bleibe also, wo du bleibst. Noch kann niemand sagen, daß Nevada Ned floh, wenn ein Freund von ihm in der Klemme blieb."

„Aber du kannst uns nichts helfen, Ned!" drängte Bill. „Mit Gewalt ist nichts auszurichten, und was durch List zu erreichen ist, das werden Schahasa und ich allein vollbringen. Darum geh, Freund, und rette dich, ehe es zu spät ist. Schahasa hat recht, bei Tage wird die Verkleidung dich wenig schützen."

„Die weißen Krieger müssen beide fort," sagte Schahasa jetzt mit seiner tiefen dumpfen Stimme. „Schahasa wird das Kind seines Bruders retten. Im Lager der Modocs ist niemand, der ihn beargwöhnt."

Nach kurzem Widerstreben fügte sich Bill dem Rate des Indianers und dann schlichen die beiden Weißen vorsichtig aus dem Lager, das jetzt wieder in tiefem Schlafe lag.

Schahasa blieb vor der Höhle, um, solange die Dunkelheit andauerte, für den Posten gehalten zu werden, der den gefangenen Skaut bewachte.

Man hatte verabredet, daß Bill und Ned sich auf einen im Norden gelegenen, zerklüfteten und nur spärlich bewachsenen Berg begeben und hier auf ihren indianischen Freund warten sollten.

Nach einem eiligen und anstrengenden Marsche langten sie am Ziele an, wo sie sich erschöpft in das Gras warfen.

Stunde auf Stunde verrann; die Sonne stand bereits im Mittag und noch immer gewahrten ihre spähenden Blicke kein Zeichen von dem Herannahen Schahasas.

„Vielleicht wartet er die Dunkelheit ab," meinte Ned, indem er aus seinem Jagdsack etwas Hartbrot und Dörrfleisch hervorzog.

„Hast recht, Freund; vielleicht ängstige ich mich ganz umsonst," sagte Bill mit gepreßter Stimme.

Dann griffen beide wacker zu, denn der erschöpfte Körper verlangte sein Recht.

Der Tag verging und die Dunkelheit breitete sich über die unermeßliche Einsamkeit aus. Wirr jagten die Wolken über das Firmament, den bleichen Mond bald enthüllend und bald verdeckend und seltsame Schatten über die Erde schleifend.

Bill stand an einen Baum gelehnt und starrte lauschend in die Ferne.

Plötzlich vernahm er Hufgetrappel.

Ein Reiter sprengte in dem wechselnden Mondlicht auf den Hügel zu.

„Ned!" rief der Pfadfinder seinem auf dem Boden liegenden Gefährten zu. „Komm und sieh!"

Der Jäger sprang auf und schaute in der angegebenen Richtung über die Ebene.

„Das ist eine Rothaut," sagte er. „Und dort, weit hinter ihm, kommt noch eine ganze Schar — das sind die Modocs!"

„Der erste Reiter ist Schahasa und die andern verfolgen ihn," sagte Bill in höchster Erregung. „Er hat mein Kind!"

Er faßte die Büchse, die der Indianer ihm vor seiner Flucht in die Hand gedrückt

hatte. Auch Nevada Ned war im Besitz seiner Waffen.

„Er sitzt auf meinem Dakota!“ rief der Pfadfinder nach einer angstvollen Pause. „Den holt keine der indianischen Mähren ein! Er hat mein Kind! Barmherziger Gott, steh ihm bei! Er hat mein Kind!“

Der Verfolgte hielt ein Bündel im Arm, wie die scharfen Augen der beiden Waldläufer jetzt deutlich erkennen konnten. Sie rannten im vollen Laufe den Hügel hinab, dem Heransprengenden entgegen. Der Hufschlag des Hengstes war schon ganz nahe, schon hörten sie das Schnaufen seiner Nüstern — da krachte von den Verfolgern her ein Schuß.

Schahasa stürzte mit dem Bündel in seinem Arm vom Pferde, das Tier aber jagte weiter.

Buffalo Bill sprang auf den Gefallenen zu. Aber noch ehe er ihn erreichte, stand derselbe bereits wieder auf den Füßen.

„Der mexikanische Hund schießt wie ein altes Weib,“ sagte der Indianer lächelnd.

Die Kugel hatte nur seinen Schädel gestreift, von dem ein paar Blutstropfen herabrieselten.

Im nächsten Augenblick aber waren sie von den mit Windeseile heransprengenden Modocs umringt. In dem Getümmel griff Bill nach dem Bündel, das Schahasa noch immer im Arm hielt, allein zehn Hände entrissen ihm dasselbe.

„Her mit dem Kinde!“ rief Norma.

Man reichte es ihr auf das Pferd.

Sie schlug die Hüllen auseinander, um gleich darauf einen Schrei der Wut auszustoßen.

Das Bündel enthielt nichts als einen Klumpen zusammengerollten Pelzwerks.

VII.

Buffalo Bill stand versteinert, als er gewahr wurde, daß Schahasas Manöver nur eine Täuschung gewesen war.

Willenlos ließ er sich fesseln und auch Ned und der geheimnisvolle Modoc versuchten keinen unnützen Widerstand.

Die Indianerfürstin war vor Zorn und Erstaunen über dieses unerwartete Ergebnis der Verfolgung ganz außer sich.

„Das ist ein Teufelsspuk!“ rief sie einmal über das andre. „Ich habe mit meinen Augen gesehen, wie Schahasa, die verräterische Schlange, das Kind ergriff und sich damit auf des Pfadfinders Pferd schwang. Seitdem ist er mir nicht aus den Augen gekommen, und dennoch ist der Knabe verschwunden!“

Die Modocs betrachteten ihren gefesselten Genossen mit scheuen, abergläubischen Blicken. Der alte Krieger stand sicherlich mit dem bösen Geiste im Bunde.

„Wir wollen dem Burschen schon die Zunge lösen!“ rief Gomez Torres, sich in den Vordergrund drängend.

„Ja, laß den Schakal heulen,“ stimmte einer der Krieger bei.

Der Häuptling Rotmesser stellte sich vor den verächtlich um sich blickenden Schahasa und schwang demselben den Tomahawk um den Kopf.

„Wo ist das weiße Kind?“ zischte er ihn grimmig an.

„Hat man mir das Kind zur Obhut gegeben?“ entgegnete der alte Krieger kalt.

„Wo ist das Kind?“ wiederholte der Häuptling drohender.

„Laß Rotmesser es suchen.“

Der Häuptling schäumte vor Wut.

„Rotmesser wird es finden,“ heulte er, „aber die diebische Schlange wird sterben!“

Damit holte er zu dem tödlichen Streiche aus.

Mit einem Schrei des Unwillens aber fiel Norma ihm in den erhobenen Arm.

„Was erkühnst du dich, Häuptling?“ kreischte sie. „Schahasa soll nicht eher sterben, bis ich die Wahrheit erfahren! Die Modockrieger werden mit mir zu den Höhlen zurückkehren. Dort wird Schahasa, und mit ihm seine weißen Freunde, lernen, wie Norma, die Enkelin des Springenden Panthers, die im Finstern kriechenden Verräter straft. Ehe er am Pfahl sein Totenlied singt, wird er bekannt haben, wo er den Knaben verborgen hat.“

Einige Minuten später setzte sich die Schar wieder nach dem Lager in Bewegung. Die Gefangenen trabten, aneinander gefesselt, in der Mitte.

„Wo ist mein Kind, Schahasa?“ fragte Bill den alten Indianer in einem unbewachten Augenblick.

„Es ist gerettet,“ lautete die Antwort.

Noch vor dem Morgengrauen hatte man das Lager erreicht.

Jeder der Gefangenen wurde in ein besonderes Felsenloch gesperrt, deren in diesen Lavabergen so viele sind, daß sie den Zellen einer Honigwabe gleichen.

Bill fühlte sich ganz ruhig. Er wußte nun, daß Schahasa, allerdings auf eine ihm unbegreifliche Weise, seinen Knaben den Händen der Rothäute entrückt hatte. Er war überzeugt, daß die Flucht des alten Modoc mit dem Pelzbündel nur den Zweck gehabt hatte, die Rettung des Kindes in andrer Weise zu sichern.

Er wendete seine Gedanken nunmehr wieder seiner eigenen Rettung zu. Wenn Schahasas Bote das Fort rechtzeitig erreicht hatte, dann mußte General Cook mit seinen Soldaten morgen im Pittflußthal eintreffen. Noch im letzten Augenblick konnte ihnen Hilfe werden. Die Modocs hatten sich nicht die Mühe gegeben, ihre Spuren zu verwischen, und so mußten die Späher der Truppen den jetzigen Aufenthalt des Stammes leicht erkunden.

Dem armen Schahasa aber schien seine Freundschaft für die Bleichgesichter das Leben kosten zu sollen.

Mit Tagesanbruch war das ganze Lager in Bewegung. Sollte doch ein abtrünniger und verräterischer Stammesbruder sein Verbrechen am Marterpfahl büßen.

Während der kurzen Nachtpause hatte Norma den alten Krieger in seinem Verließe aufgesucht.

„Schahasa,“ hatte sie zu ihm gesagt, „dein Blut ist das Blut der Modocs, warum hast du den Blaßgesichtern geholfen? Warum hast du mir Buffalo Bills Knaben geraubt? Oder bist du kein Modoc? Zuweilen wollte mir's scheinen, als läge etwas Fremdartiges in deiner Sprache, auch in deinem Thun. Bist du ein Apache? Oder einer vom Krähenstamme? Vielleicht bist du gar ein Spion, der von dem weißen General abgesandt wurde, um die Modocs zu verderben? Der Rat der Krieger hat dich zum Tode des Verräters verdammt; meine jungen Männer werden sich an deinen Qualen belustigen, bis endlich das Feuer dich verzehrt. Aber du sollst frei sein, Schahasa, wenn du mir den Knaben des Pfadfinders wieder schaffst. Schahasa, hörst du mich nicht?“

„Schahasa hört,“ entgegnete der Indianer. „Er hilft den Blaßgesichtern, weil dieselben seine Freunde sind. Er weiß, wo der weiße Knabe ist, aber seine Zunge wird schweigen, solange es ihm beliebt. Die Modocs richten den Pfahl auf; Schahasa lächelt. Wenn er ein Wort in Normas Ohr sagt, wird die Indianerfürstin ihr Leben daran geben, ihn zu befreien.“

Das junge Weib starrte ihn an.

„Du redest Thorheit, Schahasa," sagte sie zornig. „Gomez wird dir die Zunge lösen; dann werden die Modocs erfahren, warum du den Mann, der meinen Vater heimtückisch ermordete, deinen Freund genannt hast. Mein Vater aber soll gerächt werden, das schwört die Enkelin des großen Modochäuptlings!"

„Du sollst deine Rache an dem feigen Meuchelmörder haben," sagte Schahasa.

„Warum wolltest du ihn dann aber meinen Händen entziehen?" rief Norma erstaunt.

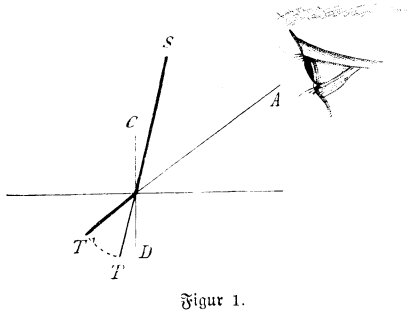
„Das habe ich weder gewollt, noch versucht," versetzte der Alte ruhig.

„Manitu hat deinen Verstand verkehrt," sagte Norma verächtlich. Deine Zunge ist gespalten. Wenn das Feuer dein Fleisch zusammenschrumpft, wirst du anders reden." (Schluß folgt.)

Optische Spielereien im Bade.

Du hast vielleicht schon einmal beobachtet, lieber Leser, daß ein ruhig Schwimmender aussieht, als wäre er an der Stelle, wo sein Hals oder Rücken über das Wasser herausragt, abgeknickt, und zwar so, daß der Teil außerhalb des Wassers aufrechter erscheint als der im Wasser befindliche. Wenn du dies noch nicht gesehen — es ist schwerer zu beobachten, weil der Schwimmende sich bewegt —, so doch sicherlich die Erscheinung, daß ein schräg ins Wasser gesteckter Stock abgebogen erscheint und zwar so, daß der Teil unter dem Wasser schräger zum Wasserspiegel erscheint.

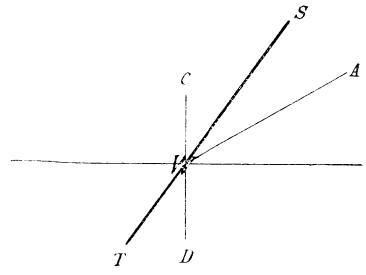
Es sei hier gleich das optische Gesetz erläutert, auf welchem die erwähnten Erscheinungen beruhen, denn wir werden bei unsrer Betrachtung dasselbe kennen müssen. Wenn Lichtstrahlen (und solche gehen von allen Körpern aus, die wir sehen) von einem durchsichtigen Medium (hier das Wasser) in ein andres von andrer Dichtigkeit (hier Luft) übertreten, so gehen sie meist nicht in gerader Richtung weiter, wie dies der Fall sein würde, wenn sie im gleichen Medium sich fortpflanzten: sie werden vielmehr an der Berührungs-



Figur 1.

linie beider Medien „gebrochen", d. h. sie nehmen eine andre Richtung an, und zwar im gegebenen Falle so, daß sie über dem Wasser wenigstens steil weiter gehen. Bezeichnen wir die Senkrechte C D als „Lot", so können wir mit den Physikern sagen: die Strahlen werden „vom Lot" weggebrochene Strahlen. Die von dem Teil W T des Stockes im Wasser ausgehen, würden also vielleicht in der Richtung W A aus dem Wasser austreten, d. h. unserm Auge so erscheinen. Was ist nun die nächste Folge dieses physikalischen Vorganges? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir noch eine Thatsache voraussetzen: daß nämlich unser Auge einen Gegenstand immer in der Richtung sucht, von wo die Strahlen *geradewegs* herzukommen scheinen. Im angegebenen Beispiel also treten die von dem im Wasser befindlichen Teil des Stockes (WT) kommenden Strahlen schräger in das Auge, also etwa, wenn dieses sich in A befindet, in der Richtung AW und folglich sucht das Auge den Teil selbst in der geraden Fortsetzung, also in WT'. Die Folge ist, daß der Stock an der betreffenden Stelle geknickt, zugleich aber auch der Wasseroberfläche näher erscheint. Jetzt wird uns auch die allbekannte Thatsache erklärlich, weshalb ein Tümpel oder See oder überhaupt klares Wasser immer weniger tief erscheint, als es wirklich ist. Wenn wir nämlich uns denken, T sei ein Punkt (z. B. ein Stein) am Grunde, so würden wir von A aus denselben bei T' sehen, d. h. weniger tief unter der Oberfläche. Es wird uns auch klar, warum ein Geldstück, auf den Boden einer gefüllten Waschschüssel gelegt, ein wenig größer erscheint, es werden uns aber auch folgende Erscheinungen verständlich.

Wenn wir in ruhigem Wasser baden, oder etwa in einer Badewanne sitzen, so bemerken wir mit Verwunderung, daß unsre Hand bald viel schmäler, bald viel breiter aussieht, als sie ist. Geben wir auf unsre andern Körperteile acht, so ergeben sich ähnliche Erscheinungen; wir sind verdutzt und sehen einen Kameraden an, der mit uns badet; er taucht eben den Kopf unter Wasser, wir sehen, er bekommt dabei ein recht häßlich in die Breite verzerrtes Gesicht, das breiter ist als lang; jetzt dreht er sich so unter dem Wasserspiegel, daß wir ihn im Profil



Figur 2.

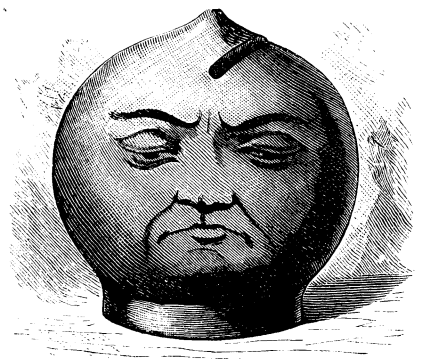
sehen: er hat plötzlich einen ganz niederen, in die Länge gezogenen schmalen Kopf; jetzt hält er diesen etwas über das Wasser, so daß die Stirn darüber steht — mit Staunen sehen wir, daß die Stirn so hoch ist, wie der ganze übrige Teil des Kopfes, der noch im Wasser steckt; jetzt steht er auf, das Wasser reicht ihm bis an die Hüften; aber er sieht jetzt aus, als wäre er, was die Beine betrifft, arg zu kurz gekommen, d. h. hinsichtlich der Länge; denn breit sind sie, als gehörten sie einem nochmal so starken Burschen an: nur die Länge, die ist erstaunlich gering, so daß der Oberkörper mißförmig hoch aussieht: länger als die Beine bis zu den Hüften. Und unser Kamerad ist doch ein wohlgewachsener, gut proportionierter Bursche! Doch Nil admirari, d. h. durch nichts sich in Staunen setzen lassen, ist Sache eines klugen Mannes, sagt Horaz; und da es sicherlich deine Absicht ist, lieber junger Leser, ein solcher zu werden, so wirst du auch gewiß versuchen, dich über das Staunen ob jener Erscheinungen durch deinen Verstand hinwegzusetzen. Es muß die Ursache wohl in dem angeführten optischen Gesetze liegen, wirst du denken, und so ist es auch. Wir wollen uns die Erscheinung an einem einfachen Körper, weil wir ihn eben zur Hand haben, am Badethermometer klar machen. Wenn wir dieses schräg ins Wasser tauchen, so bekommen wir dieselben Erscheinungen wie oben mit dem Stocke: er sieht geknickt aus, der im Wasser befindliche Teil größer u. s. w. Nun aber wollen wir es einmal senkrecht zum Wasserspiegel eintauchen; wir bemerken jetzt keine Knickung mehr, wohl

aber bleibt die Erscheinung, daß die untergetauchten Punkte dem Wasserspiegel näher zu liegen scheinen. Die Folge ist, daß das Thermometer, während wir es immer tiefer eintauchen, immer kürzer zu werden scheint und wenn wir es schließlich ganz untergetaucht haben, so kann es sein, daß es nur zwei Drittel, die Hälfte oder ein Drittel oder gar noch weniger seiner wirklichen Größe zu haben scheint, je schräger die Sehlinien unsres Auges zur Wasserfläche verlaufen. Es ergibt sich also, daß ein ins Wasser senkrecht zum Spiegel desselben eingetauchter Körper in der Richtung des Bodens zum Spiegel oder senkrecht zusammengedrückt erscheint und zwar um so mehr, je schräger die Sehlinien unsres Auges zur Wasserfläche verlaufen. Nehmen wir dazu die obige Thatsache, daß ein schräg eingetauchter Körper an der Wasserlinie geknickt erscheint, so können wir eine Menge von Zerrfiguren mit den verschiedensten Gegenständen, aber auch mit unsern eigenen Körperteilen erreichen.

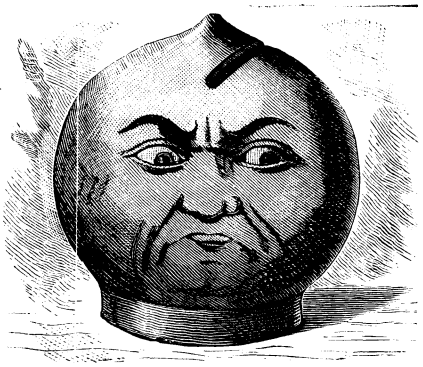
Nehmen wir z. B. (zu den zunächst angeführten Versuchen kann man natürlich eine tiefe Waschschüssel oder dergleichen nehmen) einen Schlüssel und tauchen dessen Bart ins Wasser, so erscheint er wie ein dünner langer Stift, der Ring wird zum Oval, eine Kugel nimmt die Eiform an. Eine Flasche wird zu einem dünnen langen Schlauch, wenn wir sie parallel zum Wasserspiegel eintauchen, zu einem dickbauchigen Glockenkrug, wenn wir sie senkrecht dazu einsenken, eine Nadel senkrecht eingetaucht, wird zum groben Stift, parallel zu einem feinen dünnen Strich. Noch sonderbarer ist die Umwandlung, welche Henkelgefäße, überhaupt solche mit vielseitigen Formen erleiden. Bemerkt sei, daß die Gegenstände möglichst noch unter dem Wasserspiegel gehalten werden sollen, und nicht nach dem Beschauer zu, dann kommen die Erscheinungen gewiß sehr deutlich.

Doch wie bereits erwähnt: wir brauchen gar keine fremden Gegenstände, an unserm eigenen Körper können wir leicht die folgenden Beobachtungen machen, namentlich wenn wir in einer Badewanne sitzen; der eine oder andre von euch, der vielleicht vom Arzte Wannenbäder verordnet bekommen hat, kann sich damit die Zeit vertreiben. Beugen wir den Arm und tauchen ihn nun so ins Wasser, daß der Unterarm möglichst senkrecht steht, so schwillt er an, wird kurz, stämmig und dick, die ausgestreckte Hand sieht nicht größer aus, als der Handteller allein, außerhalb des Wassers. Drehen wir nun die Hand, so, daß wir sie von der Schmalseite sehen, und beugen die Finger, so, daß der Zeigefinger mit seiner Spitze die des Daumens berührt, so ergibt sich ein ergötzliches Mißverhältnis zwischen den wagrechten und senkrechten Teilen der Finger; sehr komisch sieht namentlich der plumpe zwerghafte Daumen neben den feinen zwei Vordergliedern des Zeigefingers aus. Legen wir nun den Unterarm parallel zum Wasserspiegel, so wird seine ganze Gestalt so fein und zierlich, namentlich die Finger so „ätherisch" lang und dünn, daß manche eitle Dame um solche „ideal schöne" Hand euch beneiden würde. Beugen wir jetzt einen Finger ganz leicht und lassen das gebeugte Gelenk etwas unter dem Wasser hervorsehen, so entsteht ein „Knippelchen", das jeder auch nicht übermäßig strenge Schreiblehrer euch sofort durchdrücken würde. Seht ihr nach eurem Fuß, so ist derselbe zusammengeschrumpft, und hebt ihr nun denselben soweit über das Wasser, daß gerade die Zehen herausstehen, so bemerkt ihr, daß dieselben fast so lang sind, als der ganze übrige Fuß! Euer senkrecht im Wasser stehender Arm ist weit dicker als euer gebeugter Unterschenkel, den ihr parallel zum Wasserspiegel haltet. Ja noch ein viel mehr in die Augen springendes Mißverhältnis könnt ihr erzielen, wenn ihr euch auf die Seite legt und nun das obere Bein ganz wenig über die Wasserfläche erhebt, etwa so, daß die Wasserlinie gerade die Mitte des Oberschenkels schneidet; es sieht dann der außer dem Wasser befindliche, also der untere Teil des Schenkels dicker aus als der Oberschenkel.

Karlchens Sparbüchse.



Wenn der reiche, aber sparsame Onkel zu Besuch ist.



Wenn Mama das Kleingeld mangelt.

Wenn Karlchen ein Fenster eingeworfen hat.

Den Spieß umgedreht.

Als im Jahre 1746 Oberschwaben besetzt war, betrug sich eine Husarenabteilung besonders übermütig und chikanierte ihre Quartiergeber auf alle Weise. Ein Soldat ging soweit, sich von dem Bauer, bei welchem er in Quartier lag, und dessen Knecht in den Schlaf wiegen zu lassen, wobei dieselben nach Art eines kirchlichen Zwiegesanges singen mußten:

Der Bauer: „Ich wiege den gnädigen Herrn!"
Der Knecht: „Und das thu' ich gar zu gern!"

Eines Tages kam der Oberst des Regiments in das Dorf, wo die Schwadron im Quartier lag, um dieselbe zu inspizieren. Der Bauer beschwerte sich bei dem Kommandeur über den Husaren und letzterer mußte zugeben, sich diese Uebergriffe erlaubt zu haben. Da ließ der Oberst die Schwadron antreten und in Gegenwart derselben dem Husaren 25 Hiebe durch den Bauern und seinen Knecht aufzählen, wobei dieselben den Gesang anstimmen mußten, der ihnen von dem Soldaten befohlen worden war, freilich mit einer kleinen, aber sehr wesentlichen Abänderung, mit welcher der Reim lautete:

Der Bauer: „Ich prügle den gnädigen Herrn!“
Der Knecht: „Und das thu' ich gar zu gern!“

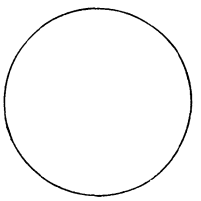
Das Mittel hatte den besten Erfolg und die Plagegeister der armen Landbewohner benahmen sich von dieser Zeit an anständig.

Einen Thaler durch eine viel kleinere Oeffnung schieben.

Ohne jede Kenntnis der Kreisflächenberechnung ist es auf den ersten Blick klar, daß die Fläche, welche von einem Thaler (Fig. 2) bedeckt wird, ganz bedeutend größer ist, als jene, welche durch die gezeichnete Kreislinie (Fig. 1) begrenzt wird.

Willst du aber die mathematische Gewißheit haben, so kannst du leicht nachrechnen, daß das genannte Geldstück eine Fläche von 8,54 qcm bedeckt, während die gezeichnete Kreisfläche nur 4,52 qcm mißt. Dessenungeachtet behaupte ich, daß der Thaler durch ein Loch von der in Fig. 1 angegebenen Form und Größe, welches man in ein vollkommen unversehrtes Papier geschnitten hat, mit Leichtigkeit hindurchgelangen kann, ohne das Blatt auch nur im geringsten zu verletzen. Das scheint unmöglich zu sein, es ist aber doch so.

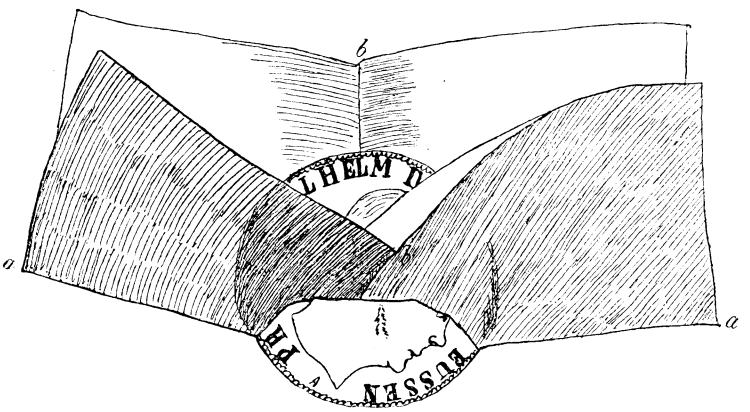
Figur 1.



Figur 2.

Einen Thaler durch eine viel kleinere Oeffnung schieben.

Nimm ein Blatt vollkommen unversehrten Schreibpapieres, zeichne dir in die Mitte desselben die unter Fig. 1 sichtbare Kreislinie und schneide diese Fläche mit einem guten Messer heraus. Nun kannst du den Versuch machen lassen, ob jemand im stande ist einen Thaler durch diese Oeffnung hindurchzubringen, ohne das Papier zu zerreißen. Es wird natürlich nicht gelingen. Und doch nichts leichter, als das.



Einen Thaler durch eine viel kleinere Oeffnung schieben. Figur 3.

Falte das Papier zweimal nach derselben Seite hin so, daß die Buglinien (a und b in Fig. 3) sich im Mittelpunkte des ausgeschnittenen Kreises schneiden.

Nun lege das Papier einmal nach dem einen Buge (z. B. a—a) zusammen, gib den Thaler in die Oeffnung und halte das Blatt mit beiden Händen bei a fest. Das schwere Geldstück wird, wie es aus der Zeichnung ersichtlich ist, die Mitte des Blattes etwas herabziehen, wobei der andre Bug 6 deutlich sichtbar wird. Wenn du diesem Zuge nachgibst, so gleitet der Thaler mit Leichtigkeit hindurch, ohne das Papier zu verletzen.

Mathematische Trugschlüsse.

IX.

Eine Bestimmungsgleichung ist ein andres Ding als eine identische Gleichung. Denn bei einer Bestimmungsgleichung wird verlangt, daß man denjenigen Wert der Unbekannten suchen soll, der die Gleichung zu einer identischen macht. Man kann also niemals aus einer Bestimmungsgleichung etwas beweisen. Kommt man bei der Auflösung einer Bestimmungsgleichung auf einen Widerspruch, so gibt es nur zwei Möglichkeiten. Entweder hat man einen Rechenfehler gemacht, oder aber es gibt für die Aufgabe keinen endlichen Wert von x, der die Gleichung zu einer identischen macht. In unsrem Falle lag in der Herleitung der Gleichung (5) aus (4) ein versteckter Fehler. Die beiden Brüche in (4) sind ja auch gleich, wenn beide gleich Null sind; das ist der Fall, wenn ihre übereinstimmenden Zähler Null sind, d. i.

$$4x - 40 = 0,$$

woraus sich $x = 10$ ergibt, was in der That die richtige Lösung der Gleichung ist. In der Herleitung der Gleichung (5) aus (4) lag also eine versteckte Division durch Null.

Da wir aber doch einmal auf die Bestimmungsgleichungen gekommen sind, will ich eine andre Bestimmungsgleichung auflösen und die Probe machen. Die Aufgabe ist

(1) $\quad a - \sqrt{x} = b.$

Subtrahiere ich auf beiden Seiten a, so erhalte ich

(2) $\quad -\sqrt{x} = b - a$

und wenn ich auf beiden Seiten ins Quadrat erhebe,

(3) $\quad (-\sqrt{x})^2 = (b - a)^2,$

d. i.

(4) $\quad x = (b - a)^2.$

Wenn wir diesen für x gefundenen Wert in die gegebene Gleichung einsetzen, so muß auf beiden Seiten dasselbe herauskommen. Wir setzen also ein, das gibt

(5) $\quad a - \sqrt{(b - a)^2} = b$

d. i.

(6) $\quad a - (b - a) = b$

oder

(7) $\quad a - b + a = b,$

(8) $\quad 2a = 2b$

(9) $\quad a = b.$

Wo ist der Fehler?

Logogriph für Lateiner.

Sunt mihi spinosae frondes glandesque minutae.
Si caput abstuleris omnibus imperito.

Dreisilbige Scharade.

Die erst en zwei genannt zu werden,
Galt stets als hohes Lob auf Erden;
Doch soll euch solcher Ruhm erblühn
Müßt ihr von jung auf euch bemühn.

Die dritte Silbe legt in Bande
Und stürzt in unbegrenzte Schande,
Wenn einer, der in sie gerät,
Nur erntet, was er selbst gesät.

Wenn wir vor einem Werke stehen,
Das alle staunend sich besehen,
So rufen laut wir mit Applaus
Begeist'rungsfroh das Ganze aus.

Eiserner Schmuck.

Ein eigenartiger Schmuckgegenstand, nämlich eine Halskette aus Eisen, ist unlängst für das Dresdener Kunstgewerbemuseum käuflich erworben worden. Diese Kette gehört zu den Erzeugnissen einer Fabrik, die ihre Entstehung den Folgen der Befreiungskriege verdankt und vom zweiten Jahrzehnt unsres Jahrhunderts an bis zum Jahre 1848 bestanden hat. Als nämlich in den Jahren 1812 und 1813 der Haß gegen die schmachvolle Knechtschaft der Franzosen die Opferwilligkeit der deutschen Frauen aufs höchste gesteigert hatte, als Ringe, Hals- und Haarschmuck und ähnliches, was sie aus Edelmetall besaßen, ja selbst in vielen Fällen das eigene Haupthaar auf den Altar des Vaterlandes niedergelegt worden waren, als der Feind glücklich vertrieben und nach und nach wieder Ruhe und Frieden in das arg verwüstete Vaterland eingezogen war, da kam man in Berlin auf die Idee, als Ersatz für den eingeschmolzenen Schmuck einen solchen zu schaffen, bei dem einerseits der Verarmung des Volkes Rechnung getragen, andrerseits aber auch Bedacht genommen würde, in demselben eine Erinnerung an die blutigen Kriege und ein ehrenvolles Gedenkzeichen an jene Opferwilligkeit zu bieten. Das Material, das sich hierzu am besten eignete, war — Eisen. Infolgedessen begann man in Berlin einen Schmuck aus Gußeisen zu verfertigen, von einer filigranartigen Feinheit, die wohl einzig in ihrer Art sein dürfte. Zu diesen Erzeugnissen gehört auch die oben erwähnte Halskette. Ihr Mittelstück besteht in einer breitgezogenen Kreuzform mit reich ornamentiertem Rande und drei mandelförmigen Gehängen, während die einzelnen Glieder feingestaltete Blätter aufweisen, die nach der Mitte zu größer werden.

. . . „Selbst wenn wir verschlungen worden wären, würden Sie doch jedenfalls gekommen sein, um uns dem Tiere aus dem Leibe zu schneiden." — „Ja, das hätte ich sicher gethan, vorausgesetzt, daß ich zu rechter Zeit von Ihnen benachrichtigt worden wäre . . ."

Das Vermächtnis des Inka.

Von Karl May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers", „Geist der Llano estakata", „Kong-Kheon, das Ehrenwort", „Die Sklavenkarawane", „Der Schatz im Silbersee" u. a.

(Fortsetzung.)

Als der Lauscher diese Worte hörte, hielt er es, um nicht entdeckt zu werden, für geraten, sich schleunigst zurückzuziehen. Er verließ also den Ort, an welchem er lag, genau auf dem Wege, auf welchem er gekommen war, kroch an dem Schilfe hin und schlich sich dann nach seiner Lagerstelle. Da alle fest schliefen, kam er dort an, ohne daß seine Abwesenheit bemerkt wurde.

Hätte er nicht so viel Sorge vor der Entdeckung gehabt, so wäre er Zeuge einiger weiterer Aeußerungen geworden, welche sich auch mit auf ihn selbst bezogen. Nämlich als der Gambusino sich bei seinen letzten Worten erheben wollte, um seinen Rundgang zu beginnen, hielt ihn Antonio Perillo noch zurück und sagte:

„Warte noch einen Augenblick! Gesetzt den Fall, daß der Vater Jaguar wirklich hier ist und morgen unser Vorhaben zu schanden macht, so willst du sofort nach den Bergen. Wen aber nehmen wir mit?"

„Welch eine Frage!" fuhr der Gambusino auf. „Wen wir mitnehmen wollen! Keinen Menschen natürlich."

„So meinst du, daß wir allein reiten?“

„Ja.“

„Ich halte es aber für besser, einige Begleiter mitzunehmen.“

„Warum?“

„Wegen der Gefährlichkeit der Gegend.“

„Du bist doch früher auch allein dort gewesen!“

„Daß ich niemand bei mir hatte, war Zufall. Zudem wissen wir nicht, was uns bevorsteht. Vielleicht erfordert die Hebung des Schatzes so viel Arbeit, daß wir sie gar nicht allein zu verrichten vermögen.“

„Jener Indianer aber hat sie ganz allein verrichtet!“

„Weil es seine Absicht war, nur einzelne Gegenstände, nicht aber den ganzen Schatz mitzunehmen. Wir brauchen also höchst wahrscheinlich Arbeitskräfte.“

„Mit denen wir teilen müßten!“

„Nein.“

„Wie? Nicht? Kein Mensch würde uns helfen, ohne seinen Anteil zu verlangen.“

„Das ist wohl richtig; aber es würde niemand etwas bekommen.“

„Wie meinst du das?“

„Das errätst du nicht? Ja, ein jeder würde nach gethaner Arbeit etwas erhalten, nämlich eine Kugel oder einen Messerstich.“

„Ah, denkst du so! Das ist freilich etwas andres. Damit wäre ich sofort einverstanden.“

„Schön! Also gehen wir nicht allein?“

„Nein. Wenn du so willst, so können wir Hilfskräfte mitnehmen, ohne sie bezahlen zu müssen.“

„So ist es geraten, gleich jetzt diejenigen zu bestimmen, welche wir auffordern werden, uns zu begleiten. Etwa die Soldaten, welche sich bei uns befinden?“

„Fällt mir nicht ein!“

„Oder einige Abipones?“

„Auch nicht.“

„Wen sonst?“

„Warum denn überhaupt von denen, die jetzt bei uns sind, welche auswählen? Der Weg nach der Mordschlucht ist weit, und wir legen ihn viel leichter und schneller zurück, wenn wir ganz allein reiten. Die Weißen will ich übrigens schon deshalb nicht mitnehmen, weil ich sie dann nicht gern erschießen mag. Müssen einige Indianer ins Gras beißen, so nehme ich mir das viel weniger zu Herzen. Und die Abipones können wir aus dem Grunde nicht brauchen, weil wir durch Gegenden kommen werden, in denen Indianerstämme hausen, die ihnen feindlich gesinnt sind. Wir würden dadurch uns selbst in Gefahr begeben. Wir reiten allein bis über die Grenze der weißen Bevölkerung und engagieren uns dann eine Schar Roter, mag der Stamm, zu welchem sie gehören, heißen, wie er will. Brauchen wir sie dann nicht mehr, nun, so genügen einige Schüsse, uns von ihnen zu befreien. Man kann diesen Zweck übrigens auch auf noch andre Arten und Weisen erreichen.“

„Ganz richtig; aber es fragt sich nur, ob es uns gelingen wird, von unsern jetzigen Begleitern loszukommen.“

„Warum sollte das nicht gelingen? Wir sprechen jetzt überhaupt nur von dem Falle, daß wir von den Cambas geschlagen werden. Je mehr von unsern Leuten da fallen, desto lieber kann es uns sein. Die übrigen werden nach allen Richtungen davonlaufen und sich sehr wahrscheinlich gar nicht um uns kümmern.“

„Ich denke aber doch, daß wenigstens die Soldaten sich zu dem Anführer halten werden, und der bist du, wie du ihnen heute abend gesagt hast. Wie werden wir sie los? Nehmen wir den Fall, daß dieser Kapitän Pellejo, welcher sich vorhin so beleidigt fühlte, sich an uns klammert.“

„Dann bekommt der Kerl eine Kugel. Es ist eigentlich lächerlich, mit solcher — fast möchte ich es Sicherheit nennen, anzunehmen, daß unser jetziger Zug verunglücken wird. Das rätselhafte Verschwinden unsrer Gefangenen hat uns besorgt gemacht und auf dumme Gedanken gebracht. Wir haben eine Maus in einen Elefanten verwandelt. Warten wir ganz ruhig ab, was morgen geschieht. Was darauf folgt, daß wird sich finden.“

Er erhob sich jetzt von seinem Platze, um die Umgebung zu durchforschen, konnte aber nichts bemerken, woraus er auf die Anwesenheit eines Feindes hätte schließen müssen. Darum legte er sich befriedigt und beruhigt nieder.

Kaum graute der nächste Tag, so wurden die Schläfer geweckt, da sehr zeitig aufgebrochen werden sollte. Diejenigen Abipones, welche als Führer dienten, weil sie die Gegend kannten, wußten genau, in welcher Richtung das Thal des ausgetrockneten Sees zu suchen war. Sie schlugen dieselbe ein. Sie befanden sich an der Spitze des Zuges, und der Gambusino hielt sich mit Antonio Perillo zu ihnen, um etwaige Spuren sofort zu entdecken. Er ritt bald nach rechts, bald nach links von der geraden Linie ab, konnte aber nichts Befremdendes entdecken, weil der Vater Jaguar so vorsichtig gewesen war, sich mit seinen Begleitern weiter südlich zu halten.

Da von achthundert Kriegern nur fünfzig beritten waren, kam beinahe der Mittag heran, bevor in der Ferne der undurchdringliche Wald erschien, welcher das Thal des ausgetrockneten Sees nach beiden Seiten flankierte. Als der Gambusino die dunkle Linie desselben erblickte, winkte er den „tapfern Arm“, den Häuptling der Abipones zu sich heran und fragte: „Ist das der Wald, in welchem das Thal liegt, durch welches wir müssen?“

„Ja, Señor,“ antwortete der Rote.

„Und wir können nicht zur Seite ausweichen?“

„Wir können es, wenn wir den Wald ganz umgehen; aber das würde viele, viele Zeit erfordern.“

„Die haben wir nicht übrig, denn wir müssen heute abend beim Dorfe der Cambas ankommen, um in der Nacht über dasselbe herfallen zu können. In diesem Thale gibt es Wasser?“

„Fließendes Wasser, welches sich in einen kleinen See ergießt.“

„So machen wir da Halt, um uns auszuruhen.“

Diese Worte hörte auch der Hauptmann Pellejo, welcher jetzt an die Spitze des Zuges gekommen war und mit nachdenklichem Blicke den Wald musterte. Als Militär fühlte er sich zu der Bemerkung veranlaßt: „Señor, das vor uns liegende Terrain fordert uns zur Vorsicht auf. Wir können weder nach rechts noch nach links weichen und müssen durch ein Thal, dessen Wände wohl nicht niedrig sind. Wie nun, wenn der Feind uns in demselben erwartet?“

„So würde ich mich außerordentlich über diese seine Unvorsichtigkeit freuen,“ antwortete der Gambusino in wegwerfendem Tone. „Wir würden in das Thal dringen und ihn, der nicht entkommen könnte, einfach niederrennen.“

„Das ist leichter gesagt als gethan, und ich möchte raten, in diesem — —“

„Ich habe noch keinen Menschen um Rat gefragt, auch Sie nicht!“ fiel ihm der andre barsch in die Rede. „Behalten Sie Ihre Meinung gefälligst so lange für

sich, bis ich Sie auffordere, mir dieselbe mitzuteilen!"

Der Hauptmann wendete sich entrüstet ab, ohne aber ein Wort zu entgegnen, und der Zug setzte sich wieder in Bewegung. Nach einiger Zeit sah man eine Fährte, welche von links herkam und gerade nach dem Thale führte. Es war diejenige des Vater Jaguar, welcher natürlich nach dem Thale gemußt hatte, ohne eine Möglichkeit zu haben, seine Spur unkenntlich zu machen. Der Gambusino stieg vom Pferde, untersuchte sie und sagte:

„Es hat hier einige Pferde und auch einen oder zwei Fußgänger gegeben, doch ist dies kein Grund, uns bedenklich zu machen. Diese Leute kommen von Süden her, während wir von Osten kommen; sie können also gar nichts von uns wissen."

Infolge dieser Ansicht ritt und marschierte man getrost weiter, ohne, was doch geboten gewesen wäre, Kundschafter voranzusenden. Hauptmann Pellejo erkannte das als einen großen Fehler, doch schwieg er zunächst; aber als man sich dem Walde so weit genähert hatte, daß man den Eingang zum Thale sich öffnen sah, konnte er doch nicht umhin, warnend zu bemerken: „Ich würde doch einige Leute voransenden, um nachsehen zu lassen, ob das Thal für uns sicher ist."

„Und ich habe Ihnen bereits gesagt, daß ich nur wünsche, das es voller Cambas wäre," antwortete der Gambusino. „Wenn Sie sich fürchten, so bleiben Sie zurück."

„Ja, wer sich fürchtet, mag umkehren," stimmte Antonio Perillo ein. „Wir brauchen keine Feiglinge bei uns."

„Señor, meinen Sie damit mich?" fuhr der Offizier auf.

„Denken Sie, was Sie wollen!"

„Gut, dann denke ich mir nur das eine, daß es feig ist, ahnungslose Menschen niederzuschießen, um ihnen ihre alten Inka-Kostbarkeiten abzunehmen und dann vor dem ersten Manne, den man an der Salina del Condor sitzen sieht, feig davonzujagen."

Diese zornigen Worte waren ihm kaum entfahren, so bereute er, sie ausgesprochen zu haben; doch waren sie nun nicht wieder zurückzunehmen. Der Gambusino und Antonio Perillo starrten ihn betroffen an. Der erstere faßte sich am schnellsten und antwortete lachend: „Sie sprechen wohl im Traume? Was wollen Sie mit einer so unverständlichen Rede?"

„Das werden Sie später jedenfalls erfahren," erwiderte der Hauptmann, indem er sein Pferd ab und auf die Seite wendete. „Von mir werden Sie keinen Rat mehr hören."

Er sah die beiden nicht wieder an; sie aber warfen sich im Weiterreiten bedeutsame Blicke zu, und der Gambusino flüsterte Perillo zu: „Dieser Schurke hat uns gestern abend belauscht. Es ist gar nicht anders möglich. Was meinst du, was wir thun?"

„Ihn schweigsam machen, und zwar so bald wie möglich, bevor er Gelegenheit findet, das, was er gehört hat, auszuplaudern."

„Richtig! Er lebt heut seinen letzten Tag! Im Grunde genommen hatte er mit seiner Mahnung zur Vorsicht gar nicht unrecht; aber soll ich das dadurch zugeben, daß ich seinen Rat befolge? Meine Person werde ich auf keinen Fall in Gefahr bringen. Wir bleiben am Eingange des Thales halten und lassen unsre Leute hineinmarschieren. Dann wird es sich ergeben, ob es von den Cambas besetzt ist."

Diese Absicht wurde ausgeführt. Er ritt mit Perillo und dem „tapfern Arme" voran, bis sie den Eingang erreichten, und blieb dann halten, um die andern an sich vorüber zu lassen. Der „tapfere Arm" aber gab der Schar, indem er sich rückwärts wendete und den Arm hoch emporhob, ein Zeichen, noch zu warten, und galoppierte dann zwischen den Thalwänden hinein. Als er nach kurzer Zeit zurückkehrte meldete er: „Es ist kein Mensch im Thale. Wir können getrost weiter."

„Dann vorwärts!" kommandierte der Gambusino, indem er sein Pferd auf die Seite drängte, um, mit Perillo dort wie ein Feldherr haltend, den Kriegszug an sich vorüber zu lassen. Der Häuptling ritt voran; ihm folgten seine Abipones, hinter denen die weißen Soldaten kommen sollten. — — —

Der „tapfere Arm" hatte sich außerordentlich geirrt, als er das Thal für unbesetzt hielt, und sollte seinen Irrtum nur zu bald erkennen.

Wie bereits erwähnt, hatte der Vater Jaguar, als er das Cambasdorf verließ, um auf Kundschaft zu reiten, seinem Geronimo den Befehl übergeben und diesem die nötigen Bestimmungen zurückgelassen. Geronimo war zur bestimmten Zeit mit den sechshundert Cambas aufgebrochen und bis an das Thal des ausgetrockneten Sees marschiert, ohne aber, wie es vorher beabsichtigt gewesen war, in dasselbe einzudringen. Der um- und vorsichtige Mann sagte sich, daß wenn er die Rückkehr der Kundschafter im Thale selbst erwarte, dies dort Spuren geben müsse, welche die heranrückenden Abipones unmöglich übersehen konnten. Dazu kam das Verschwinden Morgensterns und seines Dieners. Die Spuren dieser beiden in Verbindung mit dem bisher Erlebten sagten ihm, daß sie nach dem Sumpfe zurückgekehrt seien, um die vorweltlichen Knochen zu holen. Wie leicht konnten diese beiden mit den Abipones zusammentreffen und von ihnen gezwungen werden, alles zu verraten. Darum hielt Geronimo es für geboten, das Thal vor der Rückkehr des Vater Jaguar nicht zu betreten. Er lagerte sich mit seinen Cambas so gut es ging draußen vor demselben längs des Baches, da nur dort der dazu nötige Raum vorhanden war. Natürlich aber stellte er einen Posten an dem Ausgang des Thales, welches dieser, hinter einen Felsen stehend, vollständig überblicken konnte.

Heute früh nun, als die Sonne noch nicht lang aufgegangen war, meldete dieser Wächter das Nahen dreier Reiter und zweier Fußgänger. Geronimo ging nach dem erwähnten Felsen und sah diese fünf, welche vorn durch den Eingang gekommen waren und sich nach hinten, gerade auf den Ausgang zu, bewegten. Er vermochte sie noch nicht genau zu unterscheiden; dann aber, als sie sich genugsam genähert hatten, verkündigte er mit lauter, froher Stimme: „Es ist der Vater Jaguar mit Hauka und seinem Anciano. Sie bringen die beiden Deutschen mit."

Diese Kunde wurde mit allgemeiner Freude aufgenommen, denn es hatte doch in der Möglichkeit gestanden, die Feinde eher als den Vater Jaguar zu sehen. Dieser letztere sah sich, indem er das Thal passierte, nach beiden Seiten scharf um und bemerkte gar wohl, daß die Thalränder noch nicht besetzt waren. Er hätte das für einen Ungehorsam nehmen können, doch kannte er seinen Geronimo so genau, daß er sich sagte, es müsse ein triftiger Grund zu dieser Unterlassung vorhanden sein. Als er am Ende des Thales angekommen war, sah er ihn hinter dem Felsen stehen und rief ihm schon von weitem zu: „Ich will doch hoffen, daß die Krieger alle da sind?"

„Alle," antwortete Geronimo.

„Wo?"

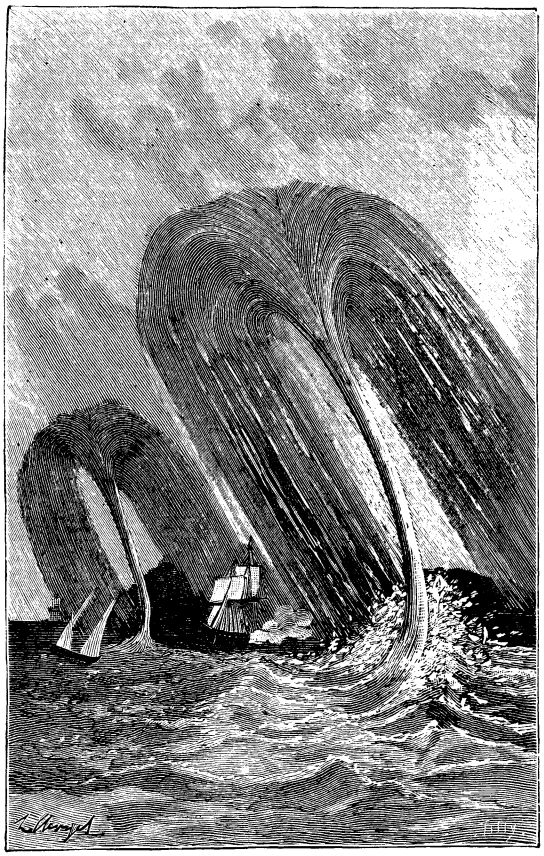
„Da, hinter mir am Bache.“

„Warum vermeidet ihr das Thal?“

„Weil diese deine beiden gelehrten Landsleute uns ausgerissen sind. Ich befürchtete, sie würden von den Abipones ergriffen werden und gegen dieselben plaudern. Darum hielt ich es für besser, deine Rückkehr zu erwarten. Ist das richtig oder falsch gewesen?“

„Richtig. Ich muß dich loben.“

Er war jetzt bei ihm angekommen und reichte ihm die Hand. Die Weißen drängten sich herbei, ihren zurückgekehrten Anführer zu begrüßen. Morgenstern und Fritze schlichen sich kleinlaut zur Seite. Es wäre ihnen lieb gewesen, für jetzt verschwinden zu können, um nicht durch Fragen belästigt zu werden; aber es gab einen, der nichts Eiligeres zu thun hatte, als sofort an sie heranzutreten und ihnen lachend zuzurufen: „Aber, Señores, was ist Ihnen denn eingefallen, daß Sie uns so ohne allen Abschied verlassen haben! Wir machten uns viel Sorge um Sie. Wie leicht konnten auch Sie von einer Riesenschildkröte verschlungen werden! Sie scheinen mit solchen uralten Tieren nun einmal kein Glück zu haben!“



Wasserhose, im atlantischen Ozean beobachtet.

Doktor Parmesan, der Chirurg, war es, der sie auf diese Weise empfing. Morgenstern zog es vor, zu schweigen; Fritze aber antwortete: „Selbst wenn wir verschlungen worden wären, hätten wir keine Angst gehabt. Sie wären doch jedenfalls gekommen, um uns dem Tiere aus dem Leibe zu schneiden.“

„Ja, das hätte ich sicher gethan, vorausgesetzt, daß ich zu rechter Zeit von Ihnen benachrichtigt worden wäre. Sie wissen ja, mir ist kein Schnitt und keine Operation zu schwer; ich fäble alles herunter! Natürlich sind Sie am Sumpfe der Knochen gewesen, Señor?“

„Ja. Eigentlich wollten wir hinauf in den Mond reiten, da aber sein erstes Viertel noch nicht voll ist, hätte es uns am nötigen Platze gemangelt.“

„Da Sie sich in so fröhlicher Stimmung befinden, muß es Ihnen unterwegs sehr gut gegangen sein. Und wir befürchteten schon, daß Sie in die Hände der Abipones gefallen seien. Aber ein kleiner dunkler Punkt scheint doch dabei vorhanden zu sein: Wo sind denn nun eigentlich die Pferde, welche Sie mitgenommen haben?“

„Die sind von der Riesenschildkröte gefressen worden, von welcher Sie glaubten, daß sie uns verspeist habe. Wollen Sie Ihre berühmte Operation noch ausführen, so können Sie die armen Tiere vielleicht noch retten.“

Mit diesen Worten wendete er sich schnell ab und folgte seinem Herrn, welcher sich unter einem Baume, wo niemand sich befand, niedergesetzt hatte. Er nahm neben ihm Platz und sagte, jetzt natürlich in deutscher Sprache: „So jeht es in der Welt: Wer den Schaden hat, braucht nicht für den Spott zu sorjen. Dieser Chirurjius wollte mir wahrscheinlich ärjern; aber es fällt mich jar nicht ein, mir in Harnisch bringen zu lassen. Freilich, daß wir die Pferde verloren haben, dat kann mir leid thun. Wat mir wundert ist, daß der Vater Jaguar uns eijentlich noch jar nicht richtig ausjezankt hat. Ist Ihnen dat nicht auffejallen?“

„Warte nur! Er wird es schon nachholen, sobald er Zeit dazu findet.“

„Leider wird dat wohl richtig sind. Aber grämen Sie Ihnen nicht! Ik werde allens auf mir nehmen. Ik werde sagen, dat ik es bin, der die Jeschichte anjestiftet hat. Mir haben die Riesenknochen im Kopfe jelegen, und ik habe nicht jeruht, bis Sie mit mich davonjeritten sind.“

„Das geht nicht, Fritze. Ein solches Opfer kann ich von dir nicht annehmen.“

„Warum nicht?“

„Es ist gegen meine Ehre, lateinisch Honor genannt. Ich könnte mich nicht mehr selbst achten.“

„Wat? Wie? Wer verlangt es, daß Sie Ihnen selbst achten? Kein Mensch! Die Hauptsache ist, daß ik Ihnen achte und daß Sie auch von andern jeachtet werden. Wat aber Sie selbst von sich denken, dat ist von die allerjrößte Gleichjültigkeit. Ja, Sie haben überhaupt jar nichts von Ihnen zu denken! Ik bin Ihr Diener und Sie bezahlen mir. Und dafür soll ik nichts thun und sagen dürfen?“

„Laß es gut sein, lieber Fritze! Man würde deinen Worten doch keinen Glauben schenken. Freilich, wenn ich gewußt hätte, wie es kommen würde, so wäre es nicht geschehen. Es war eine Dummheit, die wir wohl schwerlich wieder gut machen können.“

„Nicht? Dat fragt sich sehr. Wir sind auch noch da. Ik weiß jenau, wie wir unsre Ehre wieder herstellen können.“

„Nun, wie?

„Durch Tapferkeit.“

„In dem Kampfe, welcher zu erwarten ist?“

„Ja.“

„Du meinst, daß wir an demselben teilnehmen sollen?“

„Natürlich! Oder wollen Sie tapfer sein, wenn er vorüber ist?“

„Das würde nicht gut möglich sein. Ich bin nicht furchtsam; aber ein tapfrer Mensch ist zugleich ein blutiger Mensch, und Blut, lateinisch Sanguis genannt, möchte ich doch nicht gern vergießen.“

„So? Sie wollen die Menschen schonen, welche uns über den Zähnen der Krokodile aufjehängt haben? Es ist keine Sünde, sondern jeradezu eine Pflicht, solche Subjekte von der Erde zu vertiljen. Ik jebe Sie mein Wort, daß ik so viele von ihnen erstechen werde, wie mir vor die Hände kommen!“

„Ja, wenn dabei nur dieses entsetzliche Blutvergießen zu vermeiden wäre!“

„Nichts ist leichter als das. Schlagen Sie die Kerls tot! Erwürjen Sie ihnen! Dabei wird kein Blut verjossen."

„Das ist wahr. Ich bin nicht zum Kriegshelden geboren; aber wenn ich daran denke, was dieser Gambusino, dieser Antonio Perillo und die andern schon mit mir beabsichtigten, so zuckt es mir freilich im Pugnus, wie lateinisch die Faust genannt wird."

„So ist's recht; so muß es sind! In die Faust muß es zucken. Seien Sie jescheit und foljen Sie mich; ik werde mit einem juten Beispiele vorangehen. Auch ik erinnre mir nicht, jemals ein Menschenfresser jewesen zu sind; aber solche Halunken müssen aus dieses Leben in dat jenseitije verschwinden!"

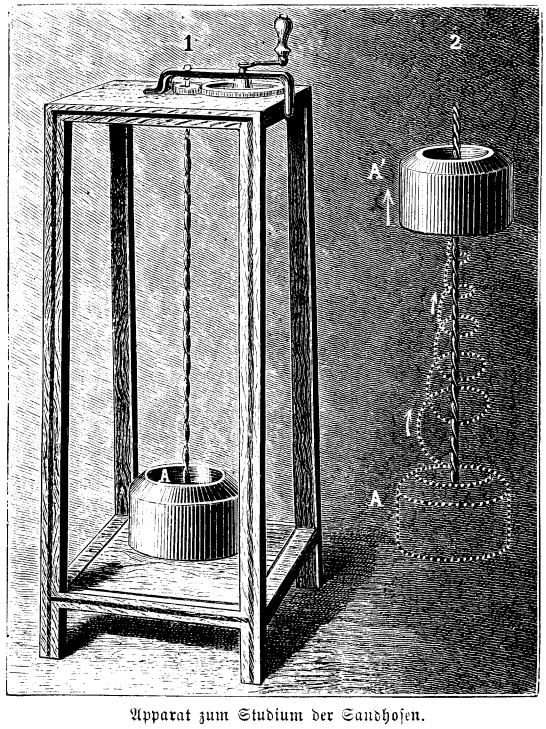
(Fortsetzung folgt.)

Wettersäulen und ihre künstliche Darstellung.

(Schluß.)

Wie der letzte Versuch in der gewöhnlichen freien Luft vorgenommen wird, so daß der Wirbel still steht, so läßt sich auch ganz leicht eine Fortbewegung des Wirbels erreichen, und zwar durch Wind oder eine Gegenströmung, die von den Wandungen des Wasserbeckens oder sonstigen benachbarten Hindernissen herrühren. Aber dies erschwert die Beobachtung. Macht man den Versuch in einem verschlossenen engeren Gefäße, so werden die allseitig vorhandenen Hindernisse eine Fortbewegung des Wirbels verhindern, zumal kein Wind von der Seite her entstehen kann. Daß aber der Wirbel nicht durch den Verschluß oder die Engigkeit hervorgerufen wird, beweist das vorhergehende Experiment.

Im allgemeinen sind diese Wasser- und Windhosen recht selten und zwar glücklicherweise, denn sie entwickeln eine verderbenbringende Kraft, der nichts widersteht worauf sie treffen. Eine solche Sandtrombe, die am 6. Mai 1884 nahe der Stadt Monterey in Mexiko beobachtet wurde, ist in unsrer Abbildung dargestellt. Man erkennt deutlich, daß die Trombe eine wirbelnde Bewegung um eine senkrechte Achse zeigt und zwar schien der Wirbel sich nach aufwärts zu bewegen und riß hierbei Blätter, Zweige und Staub mit sich fort. Wir haben neben einen weiteren Apparat abgebildet, welcher die Bewegungen in einer Trombe versinnlicht. Durch Drehung der Kurbel wird das Metallstück A längs der mit Spiral umzogenen Achse in die Höhe gebracht, bis zu der Lage A', welche in der zweiten Abbildung angegeben ist. Ein dritter schon Seite 537 bildlich dargestellter Apparat verfolgt den Zweck, das Aufsteigen des Wassers in den Seetromben zu versinnbildlichen. Eine solche Seetrombe ist im Bilde Seite 550 wiedergegeben. Was den genannten Apparat anlangt, so sieht man in demselben einen senkrecht stehenden hohlen Konus, der durch ein Uhrwerk mit Zahnradübersetzung in schnelle Rotation versetzt wird. Der hohle Konus ist unten durchbohrt und steht in Verbindung mit einem mit Wasser gefüllten Kasten. Sobald der Konus rasch rotiert, steigt das Wasser längs seinen inneren Wänden empor und wird oben in parabolischen Bogen ausgeworfen. In der Natur liefert die durch die Erhitzung der Sonne aufsteigende Luft die Kraft, um das Wasser emporzuheben und oben auszustoßen; vielleicht sind auch elektrische Kräfte dabei thätig. Von neueren Beobachtungen über Wasserhosen sind die folgenden von besonderem Interesse. Sie wurden von den Mitgliedern der amerikanischen Expedition nach Westafrika am 22. Oktober 1890 auf dem Atlantischen Ozean angestellt. An jenem Tage, gegen 9 Uhr morgens, wurden an der Meeresoberfläche in einer zwischen S. und W. liegenden Richtung aufwirbelnde Wasserdünste und aufspritzendes Wasser gesehen. Diese Wirbel und die später sich bildenden Wasserhosen befanden sich an der nordöstlichen Seite einer Wolkenmasse, deren Inneres eine Regenbö war. Am Rande der vom Schiffe aus in SW. gesehenen nordöstlichen Seite dieser Wolkenmasse trieben aufgerollte lose Dunstwolken, welche von der Sonne beschienen wurden. Jenseits und unterhalb derselben waren die Wolken, weil von den über und vor ihnen befindlichen beschattet, dunkel gefärbt und glichen Nimbi, aus denen sich Regen ergoß. Anscheinend hatten die Wasserhosen ihren Ursprung in der Wolkendrift, welche sich, wie erwähnt, auf der nordöstlichen Seite der Regenbö befand. Die Wolken trieben in ungefähr nordwestlicher Richtung, mithin fast senkrecht zu der Richtung, in welcher sie vom Schiffe aus gesehen wurden. Von $9^1/_2$ bis $10^1/_4$ Uhr bildeten sich in dem erwähnten Teile des Horizontes fortwährend Wasserhosen, während andre sich wieder auflösten. Einmal wurden gleichzeitig fünf bis sieben gesehen, und die ganze Anzahl der beobachteten Wetterhosen war nach Abbe 20, nach andern Beobachtern sogar 30. Die ersten entstanden in ca. 4 Seemeilen Entfernung vom Schiffe, die letzten in einer Entfernung von 3 Seemeilen. Die Regenbö war im wesentlichen ein Teil einer Cumuluswolke, welche sich aus den niedrigen, losen Dunstwolken gebildet hatte. Auf der nicht von der Sonne beschienenen Seite der Wolke, welche vom Schiffe aus um $10^1/_2$ Uhr gesehen wurde, befanden sich keine Wasserhosen, noch war eine Neigung zur Bildung derselben bemerkbar. Hieraus schließen die Beobachter, daß eine Wasserhose ihr Entstehen einem besondern Luftstrom verdankt, welcher durch eine größere Leichtigkeit eines Teiles der Wolke verursacht wird, und daß unter sonst gleichen Verhältnissen diese Leichtigkeit auf der von der Sonne beschienenen Seite der Wolke entstehen muß. Es ist klar, daß zur Bildung des von der



Apparat zum Studium der Sandhosen.

Wolke herabhängenden Teiles der Waſſerhoſe ein ſtärkerer Luftwirbel notwendig iſt, als zur Bildung des aus Waſſerdunſt, Schaum und Tropfen beſtehenden Wirbels an der Meeresoberfläche. In den meiſten Fällen entſtanden letztere früher, als die charakteriſtiſche Wolkenbildung der Waſſerhoſe, aber es wurde nichts bemerkt, woraus ſich hätte ſchließen laſſen, daß eine aufwärts ſtattfindende Bewegung an der Meeresoberfläche begann und das Seewaſſer in die Wolken gelangte. Die emporgeriſſenen Waſſertropfen wurden, nachdem ſie höchſtens 30 m (100 Fuß) Höhe erreicht hatten, aus dem Wirbel herausgeſchleudert und fielen hinab auf den von weitem einer Schüſſel ähnelnden Waſſerwirbel. In einigen Fällen ſchien die einem Schlauche ähnliche Verlängerung der Wolke den Waſſerwirbel zu erreichen, doch konnte ſie ſtets von dieſem unterſchieden werden. Die Waſſerhoſe entſtand immer an dem unteren Teile einer Wolke, indem ſich zuerſt eine herabhängende Spitze zeigte, die ſich allmählich verlängerte, öfters wieder verkürzte und dann wieder verlängerte, bis ſie ſchließlich zu einem Wolkenſchlauche wurde, der einige Minuten ſichtbar blieb und ſich hin und her bog; letzterer kam nicht zur vollſtändigen Bildung. Ehe ſich die Wolkenſpitze verlängerte, wurde gewöhnlich eine von dieſer achſial auslaufende Linie bemerkt. Trat dann die Verlängerung der Wolkenſpitze plötzlich ein, ſo ſchien es, als ob ſich dieſe Linie in einen Wolkenſchlauch erweiterte.

Thüringer Bauernhof.

Großvaters Gehöft bildete mit Haupt- und Nebengebäuden ein abgeſchloſſenes Viereck. Straßenfront war die Giebelſeite des Wohnhauſes, vollſtändig überwachſen von einem immer reichlich tragenden Weinſtocke. Sein alter Stamm war armdick, ſeine grünen Trauben reiften nie, aber ſein hellgrünes Blätterdach dämpfte das Sonnenlicht ab, man ſaß unter demſelben wie in einer Laube. Vor Tier und Menſchen geſchützt war der alte Traubenzeiger durch ein mannshohes Lattengitter. Der Eingang ins Haus ſelbſt befand ſich natürlich hofwärts, denn ein rechter Bauer geht nicht gern um die Ecke. Der Fenſter waren es wenige, beſchränkten ſie doch die Benützung der Wände; die freiſtehende Rückwand hatte deshalb keines, die Hofſeite in jedem der zwei Stockwerke nur drei, und die Vorderſeite nach der Straße ſogar nur je zwei. Getrennte Eingangspforte und Thorfahrt, beide überbaut, links Raum für den Taubenſchlag, rechts für den Hühnerſtall bietend, vermitteln ſtraßenwärts die Verbindung mit einem Seitenbau, oben Nutzungskammern, unten Ställe für allerlei Jungvieh enthaltend. An dieſen ſchloß ſich rechtwinklig der geräumige Kuhſtall mit ſeinem Futterboden, dann kamen Schweinekoben und, der Thorfahrt ſchnurſtracks gegenüber, die groß angelegte Scheune mit ihrem ſeitlich angefügten Laubſchuppen. Auf der Seite des Wohnhauſes ſchloß ſich das Viereck durch einen Pferdeſtall, einen kleinen Schafſtall und ein Holzgelaß ab. Inmitten des Vierecks war das Gold für die Düngung der Felder im Herbſt und zur Winterszeit hoch aufgetürmt.

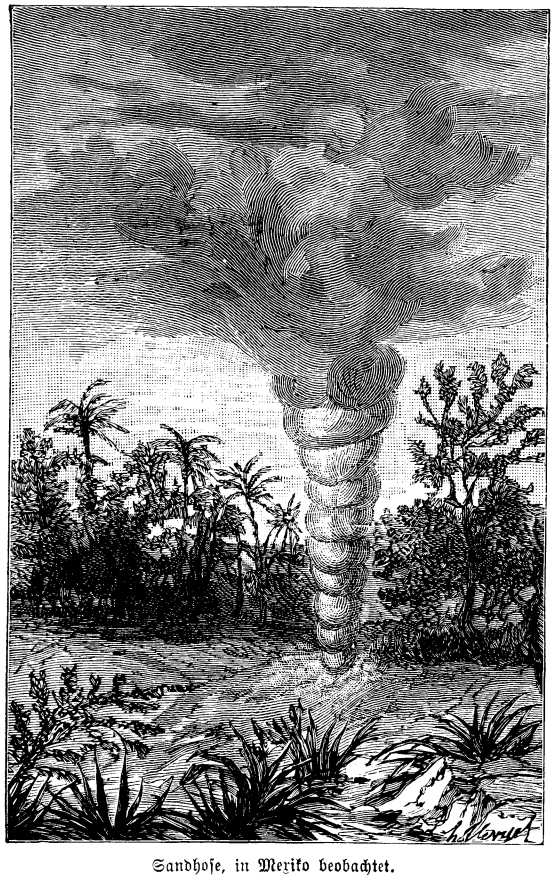
Für jegliches Vieh und Fuhrwerk mußte das Hofthor in beiden Flügeln, weil durch einen übergeführten Querbalken verbunden, ſperrangelweit geöffnet werden. Wer aber auf Schuſters Rappen kam, und zum erſtenmale den eiſernen Ring am Pfortenthürchen hob, durfte getroſt erſchrocken zurückfahren, denn er trat unvermittelt in das Reich des treubewährten Wächters Mohr, der durch lauten Anſchlag meldete. Eine moderne Hundehütte, etwa gar im Schweizerſtil, war nicht ſein eigen, er hatte vielmehr zwiſchen zwei hier vorhandenen Balken, ſo durch ein entſprechendes Brett verbunden worden waren, ſeine Unterkunft gefunden. Nie betrat er ein Zimmer. Hatte man ſich mit dem vierbeinigen Zeterer glücklich abgefunden, führten wenige Schritte auf dem einzigen Pflaſter des Hofes vor die Hausthür. Hier ſtand in der Regel Großvater zum Empfange bereit. War's während der üblichen Arbeitszeit, trug er einen blauen Kittel, war's Feierabend, eine kurze, kattunene, bedruckte Jacke und — plante er wohl einen ſeltenen Gang in die Stadt — einen recht langen blauen Tuchrock mit großen Knöpfen und ſehr hohem Doppelkragen. Die Pfeifenſpitze ſchaute neugierig aus den Schößen heraus. In allen Fällen diente eine halb nach hinten geſchobene dunkle Kappe als Kopfbedeckung. Hüte kannte man nicht, ebenſowenig war je ein Regen- oder Sonnenſchirm im Bereiche. Die Hoſen ſteckten ſtändig in hohen, erdfarbenen Gamaſchen, die Füße in derben Schuhen. Hinter dieſer Figur tauchte, durch ein Räuſpern herbeigerufen, die Großmutter, eine rüſtige Erſcheinung im ſelbſtgefertigten Beiderwandsrocke, Bruſt- und Kopftuche, auf.

Rechts im Hausflur fanden ſich in einer Reihe vier verhältnismäßig kleine Wandöffnungen mit einem je nach Belieben zu verſchließenden Schieber. Das waren die Fenſter meiner Freunde. Ich brauchte ſie nur beim Namen zu rufen und — wenn ſie daheim waren — im Nu ſchauten mich acht große kluge Augenpaare an und vier Pferdeköpfe ſchüttelten ſich vor Vergnügen, daß ich wieder einmal da ſei. Falls Großmutter Brot zu holen in den Oberſtock ſtieg, war die ungeduldige Verfolgung ſehr erſchwert. Wie ſchon erwähnt, hatte die Hinterſeite des Hauſes keine Fenſter, man mußte alſo in ſtändigem Dunkel bis auf den Boden hinauf ſich auf ſein Taſtvermögen verlaſſen, und zum Ueberfluß war ja die Treppe auch gar zu unbequem. Sie blieb aber ſo, weil der Bauer konſervativ iſt, weil ſie von Anfang an ſo geweſen: die Stufen ſchmal und jetzt abgetreten, an Stelle des Geländers ein dickes, durch Kinderhände nicht umſpannbares Seil, das durch langen und öftern Gebrauch nicht allein alle Rauheit längſt eingebüßt, ſondern glatt und wie gewichſt war. Es blieb drum Uneingeweihten immer gefährlich, ſich ihm zur Rutſchpartie oder gar als Stütze anzuvertrauen.

Die Küche, der Eingangsthür gegenüber, hätte ſich für eine Hölle im Kleinen können ausgeben laſſen. Sie gähnte uns allezeit dunkel an; ſie war ohne Fenſter, die Flammen praſſelten auf offenem Herde, ein unheimlich Licht zitterte auf glänzenden Zinn- und Kupfergeräten. Nur die geblümten billigen Taſſen waren aus Porzellan; wer ſich ihrer nicht weiter bedienen mochte, ſtülpte einfach den Kopf derſelben in die Untertaſſe um, dann hörte jede Nötigung auf, wenn er auch erſt *eine* Taſſe getrunken, und der Feiertag noch ſo hoch war.

Und wie ſchlicht die Stube! Eſtrich der Fußboden. Weiß war die Decke und weiß waren auch die Wände getüncht. Ein friſcher Anſtrich wurde alljährlich acht Tage vor der Kirchweih beſorgt.

Bis zur Fensterhöhe liefen rings um die Wände Vertäfelungen, welche, wie alles Holzwerk, Thüre und Verrahmungen rot lackiert waren. Ebenso rot zeigten sich der durchaus solide, für die Ewigkeit gearbeitete große eichene Familieneßtisch mit wunderbar vielen Schubkästen, die Stühle, ein Schränkchen, das urkomische Kanapeegestell, welches ausnahmsweise bezüglich seiner Leistungsfähigkeit keineswegs einen soliden Eindruck machte; es war wie ein aus Latten nur zusammengefügtes und mit Kissen überall belegtes Paradestück. Rot war das bis auf den Fußboden verlängerte Gehäuse der Schwarzwälderuhr, das kleine Bücherbrett daneben mit Gesangbuch, Bibel und Kalender. Nur der kleine halbblinde Spiegel zwischen den Fenstern war schwarz gerahmt und hob sich merklich ab. Er mußte sich offenbar Vernachlässigungen gefallen lassen, es dachte niemand daran, sich selber zu bewundern. Den Ehrenplatz unter dem Spiegel hatten als einzige Bilderzier im Zimmer zwei höchst einfache profile Schattenrisse der Großeltern — schwarz, ganz schwarz. Photographien waren noch nicht an der Tagesordnung. Gardinen, diese ersten und oberflächlichen sogenannten Wohlhabenheitsfahnen der Städter, hatte nur das Pfarrhaus aufzuweisen. Der Bauernsinn erklärte sie einfach für Luft und Licht beeinträchtigende, keineswegs zur Zimmereinrichtung benötigte Nebelstreifen. Mit den Fenstern mußte man umzugehen wissen, sie öffneten sich weder nach außen noch nach innen, vielmehr schoben sie sich ineinander. Abgesehen davon, daß die Häuser weit auseinander liegen, man also beim besten Willen keinen Nachbar durch Gucken behelligen kann, ist es auch uraltes Herkommen auf dem Lande, möglichst wenig zum Fenster hinauszuschauen. Frische Luft genießt man hier ja ohnehin reichlich. Aber eigenartig stolz ist der Bauersmann, er hält zäh an alt überkommenen Bräuchen fest, und deshalb haben die Fenster neben der Lichtzufuhr den ganz speziellen Zweck, die vom Herrn Lehrer so überaus zierlich geschriebenen Patenbriefe recht vor aller Augen aufzubewahren. Wer hätte bei seiner Wanderung durch irgend ein Dorf diese kunstvoll schräg gesteckten Dokumente noch nicht bewundert? Er gehe nach dem schönen Thüringer Lande. Je zahlreicher diese Briefe in die Familie kommen, desto größer der Stolz und die Ehre des Hauses und seiner Bewohner. — Schreibmaterial ist ein Stück weiße Kreide. Ständig liegt's auf dem Sims der Stubenthür. Das obere Feld in dieser selbst ist jahraus und ein als geläufiger Datumzeiger im Gebrauch. Allabendlich wird der vergangene Tag ausgewischt. Das untere Feld ist ebenso ständige Rechentafel. Dort stehen die Hieroglyphen, die nur den Eingeweihten wissen lassen, welchen Bezug sie auf Viehstand, Frucht, Zins und Steuer haben. Wird uns gelegentlich solcher Betrachtungen warm, ist's erklärlich. Dicht neben uns steht der aller Welt bekannte umfangreiche Kachelofen mit seinem schönsten Plätzchen zum Schlummer im Winter. Wie oft mußte er sich von uns mit Kartoffelscheiben behängen lassen, die so gebraten köstlich mundeten!



Sandhose, in Mexiko beobachtet.

Die Gastfreiheit hat sich in unseren Tagen zum großen Teil aufs Land geflüchtet. Wohl findet man auch in der Stadt sich von Freunden umgeben, wenn man sie Platz nehmen lassen kann an einer reich besetzten Tafel. Anders gestaltet sich das Bild am allerhöchsten Feiertage des Dörflers, gelegentlich seiner Kirchweih. Je mehr Gäste, desto glückseliger blickt der Bauer um sich. Er hat's ja, er kann's ja. Nichts soll übrig bleiben. Jeder Scheidende, zähle er auch nicht zur geladenen Sippe, erhält sein wohlgefülltes Bündel. Das ist Ehrensache. Unsere Besucher waren denn auch so zahlreich, daß ich abends die Großmutter ängstlich frug, wo denn die Betten für so viele Leute stünden. „Sorge dich nicht, Junge!" lachte sie. Und richtig, als für den einen Tag endlich genug gegessen, getrunken, gesungen und gespielt war, wurde, wie auf Kommando, mit vereinten Kräften der Tisch gerückt, und im Handumdrehen sah ich staunend die Antwort auf meine Frage. Jeder Gast legte nämlich einfach seinen soliden Stuhl verkehrt auf den Estrichboden, so daß die Lehne schräg fiel. Diese Stühle wurden, in eine Reihe gebracht, mit Stroh bedeckt, über dieses kamen Leinentücher und — man muß nur gesund sein und sich zu helfen wissen — da schliefen die genügsamen Leute herrlich und waren morgens gleich zur Stelle, um einem fröhlichen Ende wieder den fröhlichen Anfang anzuknüpfen. Solche Herrlichkeiten dauern regelmäßig drei Tage.

Der Roman eines Bettelknaben.

Herzog Georg Wilhelm von Celle, welcher um 1705 starb, war in seiner Jugend ein sehr lebenslustiger Herr, der es liebte, im schönen Italien und im sonnigen Frankreich zu reisen. Besonders gern weilte er in der Lagunenstadt Venedig, wo er im Gewühl von San Marco allerlei Abenteuern nachging. Bei einer solchen Gelegenheit begegnete ihm auch einst ein auffallend schöner Bettelknabe, der ihm so schüchtern und verschämt den Hut für eine Gabe entgegenstreckte, daß der Herzog, bezaubert von so viel Anmut im Bettlergewande, ihm ein Goldstück hineinwarf, indem er spaßeshalber sagte: „Da, gehe, Junge und wechsele!" Damit ging er wieder seinem Vergnügen nach. Der Knabe hielt den Auftrag

jedoch für Ernst, wechselte in der That und eilte dem vornehmen Herrn im Gedränge nach, bot ihm die Kleinmünze und bat von dieser um ein Almosen. Herzog Georg Wilhelm staunte über diese Ehrlichkeit, denn die italienischen Bettler sind durchweg sehr unverschämt. Er schenkte dem Knaben die Summe und bestellte ihn in seine Wohnung. Hier erfuhr er andern Tages, daß der Kleine Johann Maria Francesco Capello-Capellini heiße, der Abkömmling einer verarmten Adelsfamilie sei, und in Armut und unter dem Bettel aufwachse. Die Familie wurde jetzt auch Stechinelli genannt. Das alles rührte den hohen Herrn so, daß er den Knaben zu den Mönchen in die Schule that, und für die Angehörigen sorgte. Als er jedoch zu Ende der fünfziger Jahre Venedig verließ, nahm er Francesco um seines Fleißes und seiner Treue willen als seinen Kammerdiener mit sich nach der Heimat.

Die Romanschreiber erfinden oft Geschichten, die kaum so wunderbar klingen, wie der wirkliche Roman dieses Bettelknaben. Als ihn der Herzog als Kammerdiener entließ, beschenkte er Stechinelli reich, und gab ihm einen Privilegienbrief auf den Handel mit fremden Tüchern, schenkte ihm auch zugleich eine Freiwohnung, so daß der einstige Bettler, der sich eine nicht gewöhnliche Bildung aneignete, bald wohlhabend und zuletzt reich ward. Der Herzog erhob ihn schließlich zum Landdrosten (im Mittelalter Landrat oder Verwalter), ja 1676 ward er sogar zum General-Erbpostmeister ernannt, und gelangte noch später selbst zu der Würde eines herzoglichen Gesandten, als welcher er die Angelegenheiten seines Herrn in seiner Vaterstadt vertrat. Nach seiner Rückkehr blieb er des Herzogs rechte Hand, kaufte sich den adeligen Hof Wickenberg bei Wiesen a. d. Aller und wurde als Besitzer desselben unter dem Namen „v. Wickenburg-Stechinelli“ durch Kaiser Leopold I. 1688 in den Adelstand erhoben. In Wickenberg steht noch eine von ihm erbaute und ausgestattete Kapelle, an deren Vorhalle noch heute zu lesen ist: „Francesco Capellini Stechinelli 1692“.

Der Herzog, welcher eine seltene Vorliebe für den durch treffliche Eigenschaften ausgezeichneten Günstling besaß, ließ aus Pietät das Bettelgewand des einstigen venezianischen Knaben aufbewahren.

Nun geschah es aber einst, daß sich der allmächtige Günstling einmal so weit vergaß, daß er des Ansehens seines Herrn nicht achtete, und demselben trotzig entgegentrat. Georg Wilhelm sagte nichts, ließ aber in aller Stille das Bettelgewand von Venedig in ein Nebenzimmer bringen, öffnete dann die Thür und hieß, ohne ein Wort zu sprechen, den Günstling hineinblicken.

Da erschrak Francesco, fiel dem Herzog zu Füßen und benetzte dessen Hand mit Thränen der Reue. Dieses rührte des guten Fürsten Herz so, daß er sagte: „Steht auf, Herr, meine Gnade und Gewogenheit bleibt Euch auch fürderhin!“

Es ist schwer zu schildern, wie dankbar da der Mann aufsprang, und nie wurde das Einvernehmen der beiden je wieder getrübt. Stechinelli blieb ein bescheidener Mann, fromm, wohlthätig und gefällig; wollte einmal eine Regung von Hochmut in ihm aufkommen, so dachte er an sein Bettlergewand.

In Braunschweig ist noch heute ein Haus an der Ecke des Altstadtmarktes und der breiten Straße vorhanden, dessen Friese abwechselnd den Bettlerhut und Rosetten tragen, während über der Wölbung des Thorweges geschrieben steht: „Francesco Maria Stechinelli, 1690.“

Der Günstling und Minister des Herzogs hatte dieses Haus an der Stelle alter, abgerissener Gebäude für sich zur Wohnung erbauen lassen und stattete es im Innern trefflich aus. In einem Zimmer desselben hing ein lebensgroßes Porträt in Oel, welches den Besitzer als — Bettelknaben darstellte. Das Gemälde wurde öfter restauriert und hängt noch heute dort am ursprünglichen Platze.

Stechinelli heiratete ein Mädchen aus dem angesehensten Geschlechte. Sein Sohn ward ebenfalls Drost und vom Kaiser 1790 in den Freiherrenstand erhoben. Andere Nachkommen wurden sogar Reichsgrafen v. Wickenburg. Das Geschlecht blüht in den Markungen Oesterreichs noch heute.

Schahasa.

(Schluß.)

Damit verließ Norma die Höhle, ohne Gomez Torres gewahr zu werden, der ihr Gespräch mit Schahasa belauscht hatte, und schnell auf die Seite sprang.

„Ich hütete mich zu reden,“ murmelte Schahasa vor sich hin, „weil der mexikanische Schuft da draußen horchte.“

Als die Sonne aufging, beschien sie den Marterpfahl und das um denselben aufgeschichtete Reisig.

Schahasa wurde aus seinem Gefängnis geführt und in der gewöhnlichen Weise vermittelst starker Lederriemen aufrecht an den Pfahl gefesselt.

Die Krieger führten unter wildem Geheul einen Tanz um den Verurteilten auf, und warfen dann mit Messern und Tomahawks nach ihm, um ihre Geschicklichkeit zu zeigen. Der Gefesselte sollte dadurch nicht verwundet, sondern nur erschreckt und in Angst gesetzt werden.

Endlich näherte sich der Medizinmann von Gomez begleitet mit einem Feuerbrande, um den Reisighaufen in Flammen zu setzen.

„Wird der Vogel endlich singen?“ rief der Renegat mit boshaftem Gelächter.

Jetzt trat auch die Fürstin herzu.

„Schahasa,“ sagte sie, „zum letztenmal frage ich dich, wo ist das Kind?“

In diesem Augenblick ließ sich aus der Ferne ein Geräusch wie von Flintenschüssen vernehmen.

Alles stand regungslos, um zu lauschen.

„Das können nur die Modockrieger sein, die noch nicht hier angelangt sind,“ erklärte der Renegat. „Sie werden bei den Ansiedlern im nördlichen Thale noch einmal auf Widerstand gestoßen sein.“

Die umherstehenden Krieger nickten. Die Sache leuchtete ein.

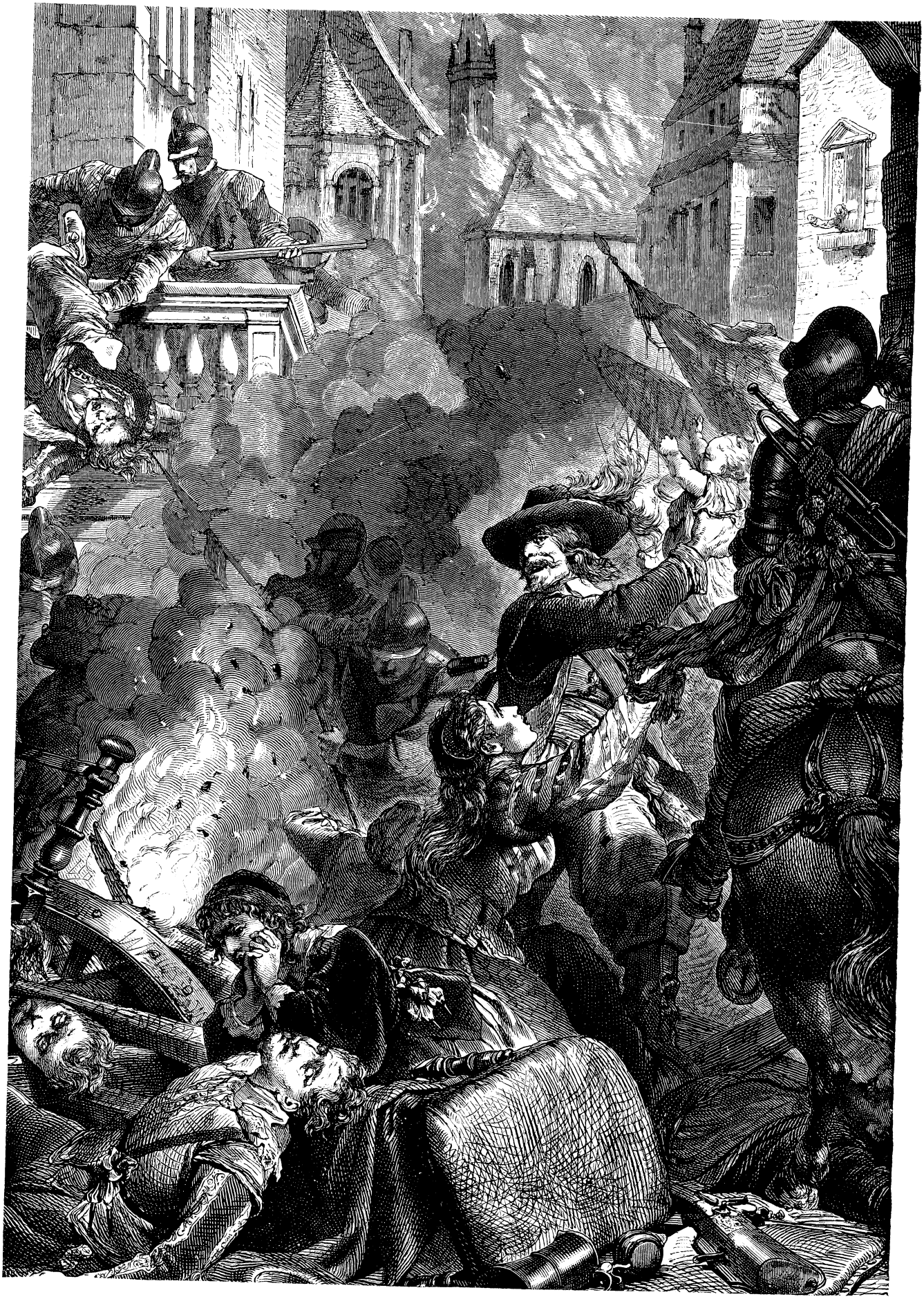
„Antworte, Schahasa,“ nahm Norma von neuem das Wort.

„So tritt herzu, daß ich dir mein Geheimnis ins Ohr sagen kann,“ erwiderte Schahasa.

Norma schritt leichtfüßig über die Reisighaufen hinweg bis zum Pfahl.

„Nun?“ fragte sie eifrig.

Der alte Krieger neigte seine Lippen



Tilly in Magdeburg.

an des jungen Weibes Ohr. Er redete nur wenige Worte, allen Umstehenden unhörbar, aber dieselben brachten eine ganz außerordentliche Wirkung auf Norma hervor. Sie schrie laut auf und sank dann ohnmächtig zu den Füßen des Gefangenen nieder.

Der Renegat sprang herzu und trug sie in den Schatten eines Felsens. Hier kam sie nach wenigen Minuten wieder zum Bewußtsein.

„Löset Schahasa vom Pfahl!" rief sie. „Er sagte mir mehr, als ich zu wissen begehrte!"

VIII.

Der Mexikaner schüttelte den Kopf.

Er vermochte nicht zu begreifen, daß der alte Krieger so bereitwillig und ohne erst die Tortur gekostet zu haben, sein Geheimnis preisgegeben haben sollte.

„Bist du überzeugt, daß er dir den rechten Ort angegeben hat?" fragte er Norma, während er mit heimlicher Wut den Kriegern zuschaute, die dem Gefangenen die Fesseln lösten.

„Sind deine Ohren schwach geworden?" entgegnete sie kurz und abweisend. Dann fuhr sie, zu den Modocs gewendet, fort:

„Meine jungen Krieger mögen wieder die Pferde besteigen. Schahasa wird uns an den Ort führen, den er mir soeben genannt hat."

Hatte der alte Indianer ihr thatsächlich das Versteck des Kindes verraten? Würde er die Modocs dorthin geleiten? Konnte die Nachricht über den Verbleib des Knaben allein die Indianerfürstin so gewaltig ergriffen haben?

Das waren Fragen, die sich, außer in der Seele des Renegaten, auch in der Brust manch eines der roten Krieger regten.

Allein Norma ließ ihnen keine Zeit zum Nachdenken. Sie war die erste, die im Sattel saß und gleich darauf sprengte sie mit dem ganzen Zuge durch die Felsentrümmer hinab in die Ebene.

In dem Mexikaner regte sich der Verdacht, daß sie ihm etwas verheimliche. Eine unbestimmte Angst bemächtigte sich seiner, die Furcht des bösen Gewissens. Aber was sollte er fürchten? Sollte Buffalo Bills Behauptung, er selber würde als Mörder Cleveland Clafflins erkannt werden, sich bewahrheiten? ....

In starkem Trabe ging es vorwärts. Schahasa ritt an des Zuges Spitze, hinter ihm Norma, Rotmesser und der Renegat. Ab und zu trieb Norma ihr Pferd dicht an Schahasas Seite, was von den übrigen für eine Vorsichtsmaßregel gehalten wurde.

Die beiden wechselten dann in unauffälliger Weise leise Worte.

„Bist du sicher, daß wir die Truppen jenseits des Berges treffen?"

„Ganz sicher. Ich habe Nachricht von General Cook. Die ganze Brut gerät in die Falle."

„Warum ließest du mich so lange im Dunkeln? Wie konntest du dein Geheimnis vor mir so lange bewahren?"

„Du sollst alles erfahren. Gedulde dich. Wir haben argwöhnische Ohren um uns."

„Ob Bill mir verzeihen wird? Kann ich je wieder gut machen, was ich ihm angethan?"

„Er wird dir verzeihen. Aber still jetzt. Gomez beobachtet uns. Mutmaßte er etwas, dann wäre der ganze Plan verdorben."

Schon kamen der Renegat und der Häuptling Rotmesser an das Paar herangesprengt.

„Wie weit soll's noch gehen?" rief der erstere zornig. „Wo ist unser Ziel?"

„Jenseit des Berges Schasta," erwiderte Norma.

„Bist du dieses verräterischen Halunken auch ganz sicher?"

„Ganz sicher," sagte Norma ruhig.

„Weiber sind leicht zu täuschen," entgegnete der Mexikaner hämisch, „aber das sollst du wissen, bei dem ersten verdächtigen Anzeichen jage ich dem roten Hunde eine Kugel durch den Kopf, und fehle ich, dann trifft ihn der Häuptling hier!"

„Rotmesser wird die Schlangenzunge nicht fehlen," sagte der Häuptling düster.

Norma zuckte die Achseln und Schahasas Antlitz blieb unbeweglich, wie aus Erz gegossen.

Schweigend jagte der Reitertrupp über die Ebene.

Nach einer Stunde war der westliche Fuß des Berges erreicht.

Der Weg führte hier durch ein schmales, von dichtem Gestrüpp eingehegtes Thal.

Dem Beispiel Schahasas folgend ließen die Modocs ihre Pferde jetzt im Schritt gehen.

Da ertönte ein kurzer, schriller Pfiff.

In demselben Moment sprengten zwei starke Haufen der berittenen Scharfschützen des General Cook aus einer Seitenschlucht hervor und im nächsten Augenblick waren die Modocs umzingelt.

Mit einem wilden Fluche riß der Renegat seine Büchse empor und drückte auf Schahasa ab. Aber kein Schuß fiel — das Gewehr war entladen. Im nächsten Augenblick stürzte er, von Normas Revolver schwer getroffen, vom Pferde. Heulend vor Wut, wälzte er sich am Boden und biß in das Gestein.

Der nächste Schuß fiel von seiten Schahasas, und durch den Kopf geschossen sank der Häuptling Rotmesser aus dem Sattel.

Jetzt entspann sich ein verzweifelter aber kurzer Kampf zwischen den in die Falle gegangenen Modocs und den Regierungstruppen.

Schahasa hatte Normas Pferd am Zügel ergriffen, um das junge Weib hinter einer Felswand in Sicherheit zu bringen. Dann eilte er, ein weißes Tuch schwingend, auf den General zu, der soeben die überwundenen Indianer binden ließ.

Die alte Rothaut hatte dem großen weißen Häuptling dem Anschein nach sehr viel und auch recht Interessantes mitzuteilen; der General hörte angelegentlich zu und ließ endlich sogar einen Ruf frohen Erstaunens hören, wobei er zugleich des Indianers Hand ergriff und dieselbe lange und herzlich schüttelte.

Auch Norma mußte herzukommen und nachdem der General auch mit dieser freundliche Worte gewechselt hatte, ließ er seine Scharfschützen wieder aufsitzen. Es galt jetzt einen schnellen Ritt nach dem Höhlenlager der Modocs, um dort den gefangenen Weißen, Buffalo Bill und Nevada Ned, die Freiheit zu bringen.

Die überwundenen Modocs, unter denselben auch Gomez, mußten unter scharfer Bedeckung den Weg nach dem Fort antreten.

Gegen Sonnenuntergang langte General Cook, von Schahasa geführt, in der indianischen Bergfestung an. Die kleine Zahl der hier zurückgebliebenen Krieger ergriff eiligst die Flucht und Bill und sein Freund Ned waren gerettet.

Dann kam aus einer der unzähligen Höhlen des Lavaberges eine junge indianische Squaw hervor. Dieselbe trug zwei Kinder in den Armen, in deren einem Buffalo Bill mit einem Freudenschrei seinen kleinen Knaben erkannte.

Lächelnd legte die Indianerin ihm das Kind in den Arm, und zugleich erzählte Schahasa, wie er dasselbe habe verschwinden lassen.

„Als ich mich entschloß, dein Kind zu

retten," sagte er in trefflichem Englisch, „war mir wohl bewußt, daß dies nur durch List geschehen könne. Deswegen machte ich das Bündel von Pelzwerk und hüllte es in eine Wolldecke. Ich legte das Bündel am Eingang der Höhle nieder, in welcher dein Knabe schlief und von Norma und zwei Modocs bewacht wurde, und schlich mich ins Innere. Dieses junge Weib erwartete mich draußen; sie ist die Gattin von Cavo, dem Manne, den ich als Boten nach dem Fort gesendet, beide sind mir zugethan. Ich ergriff in der Höhle das schlafende Kind, schlug es in eine Decke, um sein Schreien zu dämpfen, übergab es draußen der Frau, raffte dann das vorbereitete Bündel auf, schwang mich auf Dakota und jagte davon. Die Frau schlüpfte mit dem Knaben in ihre Höhle, und da ich es nicht an einigem Lärm hatte fehlen lassen, so war mir bald die ganze Schar der Modocs, Norma an ihrer Spitze, auf den Fersen. Das weitere ist dir bekannt."

„Weswegen aber hat mein roter Bruder dies alles für mich gethan?" fragte Bill. „Ich entsinne mich nicht, dir jemals Veranlassung zu Dank gegeben zu haben, wohl aber hat Schahasa jetzt das Recht, über meine ganze Dankbarkeit, über alles, was ich besitze, zu verfügen."

Während dieser Unterredung war Norma zu den beiden Männern herangetreten.

„Du meinst also, daß ich mir durch meine Dienste Anspruch auf deinen Dank erworben habe?" fragte Schahasa.

„Auf meinen ewigen Dank!" wiederholte der Skaut mit Wärme.

„Und würdest du mir denselben gleich hier auf der Stelle beweisen?"

„Gebiete über mich!"

„Nun, so bitte ich dich, meiner Tochter Norma die Feindschaft zu vergeben, die sie irrtümlich gegen dich gehegt hat."

„Schahasa!" rief der Skaut in höchstem Erstaunen. „Norma — deine Tochter? Mann, du bist — Mein Gott, diese Stimme — Ich beschwöre dich, rede! Wer bist du?"

„Ich bin Cleveland Clafflin, der Dolmetsch, dein alter Freund."

Damit riß er den Federschmuck vom Haupte und wischte die Kriegsfarben der Modocs aus seinem Antlitz.

Mit einem Freudenrufe stürzte der junge Pfadfinder in die Arme des alten Kundschafters, eine Scene, welcher der General und seine Scharfschützen nicht ohne Bewegung beiwohnten. Dann kamen auch die letzteren herbei, um den so lange Totgeglaubten zu beglückwünschen.

Norma aber brauchte auf Bills Verzeihung nicht lange zu warten.

Darauf berichtete Clafflin, wie ihm an jenem Abend in seinem Rancho nicht entgangen sei, daß Gomez etwas in seinen Branntwein gegossen habe. Auf Befragen hatte der Renegat erklärt, daß es einige Tropfen Tamarindensaft gewesen seien, die den Geschmack des Whiskys verbessern sollten. Als er später von dem vergifteten Branntwein getrunken, war er in einen tiefen Starrkrampf gefallen, so daß jedermann meinte, er sei gestorben.

Cavo aber, der Modoc, der ihn auf des Renegaten Aufforderung begraben sollte, entdeckte, daß er noch nicht tot sei, sondern vorläufig nur infolge der Wirkung eines den Indianern nicht unbekannten Giftes in einer todesähnlichen Erstarrung läge, denn auch er hatte durch Zufall die Manipulation des Mexikaners beobachtet.

Norma war von dem Schmerz über des Vaters plötzliches Hinscheiden so überwältigt, daß sie gar nicht wußte, was um sie her vorging. Cavo warf daher, um Gomez zu täuschen, einen Grabhügel auf und nahm dann heimlich den leblosen Clafflin mit sich in die Berge.

Das Gift aber hatte noch eine andre, unerwartete Wirkung gehabt. Als der Dolmetscher wieder zum Leben erwachte, stellte sich heraus, daß er den Verstand verloren, und beinahe zwei Jahre lang führte er ein umnachtetes Dasein, in stillem Irrsinn, wie ein unmündiges Kind. Endlich aber schwand die Wolke aus seinem Gehirn und sein Verstand wurde wieder so klar, wie er vordem gewesen.

Mit Hilfe Cavos verwandelte er sich jetzt in einen Modocindianer, was ihm, dem alten Indianerkenner, nicht schwierig wurde. Sein nächstes Ziel war die Rache. Der bübische Renegat sollte seine schändliche That büßen. Dieser Plan des Kundschafters aber war dadurch, daß er zu gleicher Zeit mit dem mexikanischen Ueberläufer auch die indianischen Mordbrenner den Regierungstruppen in die Hände liefern konnte, mit doppeltem Erfolge gekrönt worden.

Buffalo Bill und Nevada Ned kehrten mit den Soldaten in das Fort zurück. Cleveland Clafflin und seine Tochter, die ehemalige Indianerfürstin, schlossen sich ihnen an.

Frau Lena, die Gattin des Pfadfinders, begrüßte ihren wiedergefundenen Knaben mit Freudenthränen, nachdem ihr fast das Herz gebrochen war, seit Norma ihr das Kind durch eine Indianerin, die im Fort aus- und einging, hatte stehlen lassen. —

Gomez Torres, der Renegat, fand nach kurzem Prozeß sein Ende am Galgen.

Der Krieg kam durch die gänzliche Unterwerfung der rebellischen Stämme zum Abschluß.

Clafflin, der Kundschafter, kehrte mit seiner Tochter in den alten Rancho im Pittflußthal zurück.

Die alten Freunde sitzen gern an seinem Herde, um ihre Pfeife zu rauchen und von den erlebten Abenteuern zu plaudern.

Sein häufigster Gast aber ist Nevada Ned, der Jäger; derselbe hat die Hoffnung noch nicht aufgegeben, die stolze, halbwilde, aber wunderschöne Norma, die Enkelin des Springenden Panthers, eines Tages als sein Weib heimzuführen.

Zerstörung Magdeburgs unter Tilly.

Als Festung hat Magdeburg mancherlei Schicksale erduldet, die härtesten im dreißigjährigen Kriege. Sieben Monate lang leistete es 1629 Wallenstein glücklichen Widerstand, wurde aber zwei Jahre später, am 10. Mai 1631, durch Tilly mit Sturm genommen und so verwüstet, daß nur 139 Häuser stehen blieben. Hieran erinnert die Tafel an dem nach einem Brande neu aufgeführten Hause am Breiten Weg Nr. 146: „Gedenke des 10. Mai 1631," der Sage nach das Haus, welches der Verräter der Stadt bewohnte.

Während die Schweden an der Oder heraufzogen und Frankfurt erstürmten, rückte Tilly, dem der Oberbefehl über die kaiserlichen Truppen übergeben war, vor Magdeburg, wo der in schwedischen Diensten stehende Oberst Falkenberg die Verteidigungsanstalten leitete. Der Schwedenkönig Gustav Adolf versprach der Stadt baldige Hilfe. Um aber im Rücken gedeckt zu sein, mußte er den ihm verschwägerten Kurfürsten von Brandenburg, der bisher mit dem Kaiser in Frieden gewesen, sowie Sachsen zu einem Vertrag bringen. Der erstere räumte nach einigem Zögern den Schweden Spandau

als Waffenplatz ein; da aber der Kurfürst von Sachsen hartnäckig den Durchzug durch sein Land verweigerte und sich daher der Schwedenkönig mit Unterhandlungen aufhielt, wurde Magdeburg nach wiederholten Stürmen von Tilly und Pappenheim erobert und zerstört. Von Raubsucht und Rachgier getrieben, stürmten die entmenschten Kriegsscharen, denen eine dreitägige Plünderung zugesagt war, in die unglückliche Stadt, die nunmehr der Schauplatz entsetzlicher Greuel geworden, bis eine von allen Seiten unaufhaltsam sich fortwälzende Feuersbrunst sie zuletzt in einen Aschenhaufen verwandelte. Die Domkirche, wo der Sieger ein Te Deum singen ließ, das Liebfrauenkloster und einige ärmliche Häuser und Fischerhütten waren die einzigen Reste der blühenden Reichsstadt. Von den 35 000 Einwohnern erlagen 30000 dem Schwerte und dem Feuer. Unter den Erschlagenen war der tapfere Oberst von Falkenberg. Das Bild, welches die zerstörte Stadt darbot, war ein so gräßliches, daß Tilly selber dem Kaiser berichtete, seit dem Falle Jerusalems sei ähnliches nicht vorgekommen.

Zeichenapparat zur Aufnahme von Landschaften.

Da viele von unsern lieben jungen Lesern wohl gern einmal eine Zeichnung von einer schönen Landschaft oder einem hübschen Hause zur Erinnerung für spätere Zeiten entwerfen möchten, aber in ihrem Zeichnertalent noch nicht so weit vorgeschritten sind, um ihren Wunsch zur Ausführung bringen zu können, so will ich in folgendem beschreiben, wie sich leicht und mit geringen Mitteln ein Apparat herstellen läßt, mittels dessen ein jeder, wenn er auch das Zeichnen nicht gelernt hat, die schönsten Landschaften ꝛc. naturgetreu entwerfen kann.

Das Prinzip beruht darauf, daß ähnlich wie beim Photographieren die Lichtstrahlen durch eine Linse aufgefangen und auf einen Spiegel geleitet werden, der das auf demselben entstehende Bild wieder auf ein Papier spiegelt, auf welchem man mit Bleistift die Konturen bloß nachzufahren braucht.

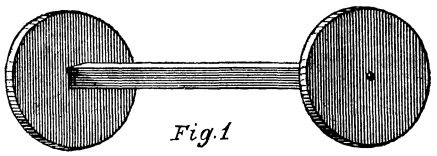


Fig. 1

Zum Zeichenapparat.

Diese drei Dinge, Linse, Spiegel und Papier nämlich, werden durch einen Holzkasten in Verbindung und so zum Wirken gebracht. Die Größe dieses Kastens, den sich jedermann leicht herstellen kann, richtet sich danach, welche Größe man im Allgemeinen seinen Zeichnungen zu Grunde zu legen beabsichtigt; selbstverständlich lassen sich dann mit demselben kleinere, jedoch nicht noch größere Zeichnungen verfertigen. Am zweckmäßigsten ist die Größe 20×30 cm, so daß mit andern Worten die größte Zeichnung 30 cm lang und 20 cm hoch wird.

Man fertige zu diesem Zwecke aus 1 cm starken Tannenbrettern zunächst den Boden des Kastens 30 cm lang und 20 cm breit, sodann je eine Vorder- und Rückwand je 30 cm lang und 20 cm hoch, sowie je zwei Seitenwände 18 cm breit und 20 cm hoch. Die Rückwand wird sodann 1 cm niedriger gemacht, so daß sie nur 19 cm hoch ist. In die beiden Seitenwände bringt man mit einem Hohlmeisel, parallel zum oberen Rande und ½ cm von diesem entfernt, eine 2 mm breite und 5 mm tiefe Rinne oder Falz an. Auf der Vorderwand des Kastens verbindet man je zwei gegenüberliegende Ecken mit Bleistiftlinien und wo dieselben sich schneiden, ist der Mittelpunkt dieser Seite.

Bevor wir nun den Kasten zusammensetzen, müssen wir uns eine Linse konstruieren. Zu diesem Zwecke kauft man sich bei einem Optiker, Uhrmacher oder in einem Glasladen ein gewöhnliches Brennglas, mit ungefähr 5 cm Durchmesser. Dasselbe läßt man sich von einem Spengler in einen 10 cm langen Blechcylinder 3 cm vom vorderen Ende fassen, oder, wenn man diesen ebenfalls selbst verfertigen will, konstruiere man sich hierzu ein Gerüst, indem man mit der Laubsäge 2 Scheiben von der Größe des Brennglases ausschneidet und dieselben durch einen 5 cm langen Holzstab verbindet (siehe Fig. 1).

Auf dieses Gerüst werden 10 cm breite Streifen von Aktendeckeln aufgerollt, indem man die einzelnen aufeinander liegenden Schichten mit Leim verbindet und so lange fortfährt, bis der Mantel eine Stärke von ungefähr 1½ mm hat. In diesen Mantel setzt man das Brennglas ein und hält es in seiner Stellung 3 cm vom vorderen Rande fest, indem man vor und hinter demselben einen 1 mm starken Pappdeckel-Ring einleimt. Der Mantel wird außen, wenn möglich auch innen, mit schwarzem Glanzpapier überzogen.

Mit dem halben Durchmesser dieses Cylinders schlägt man nun mittels eines Zirkels von dem auf obige Weise gefundenen Mittelpunkte der Vorderseite aus einen Kreis und entfernt mit einer Laubsäge das durch die Kreislinie eingeschlossene Holz, und hilft, wenn nötig, mit einer Feile oder Glaspapier etwas nach, so daß man die Linse in den Ausschnitt stecken und vor- und rückwärts schieben kann.

Nachdem nun nach Fertigung der Linse auch die Vorderseite fertig geworden ist, können wir zum Zusammensetzen des Kastens übergehen.

Man stellt zu diesem Zwecke die Rückwand des Kastens auf eine Längsseite, bestreicht die obere Kante gut mit Leim, paßt den Boden genau darauf und heftet denselben überdies noch mit einigen Nägeln fest, ebenso verfährt man mit der Vorderwand und den beiden Seitenwänden, wobei jedoch darauf zu achten ist, daß die Falze nach oben gehören. Der Kasten sieht dann also aus wie Figur 2.

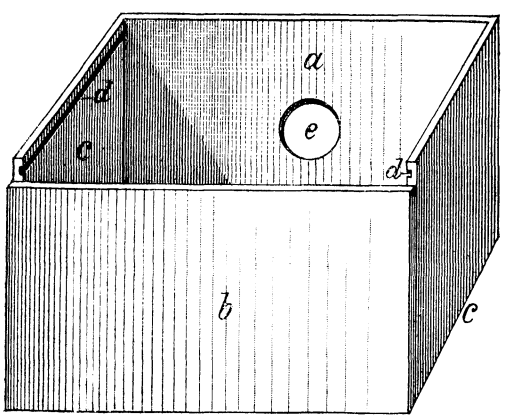


Fig. 2

Zum Zeichenapparat.
a. Vorder-, b. Rückwand, c. Seitenwände, d. Falz, e. Ausschnitt für die Linse.

Da nun das reflektierte Bild um so klarer und hübscher in seinen Farben erscheint, je weniger es durch das übrige

Tageslicht beeinträchtigt wird, so bildet man sich gleichsam einen Lichtschirm gegen dasselbe, indem man den Deckel des Kastens entsprechend formt. Man fertigt sich zu diesem Zwecke zunächst ein gewöhnliches Brett 30 cm lang, 20 cm breit und befestigt dieses mittels zweier Scharniere und Schrauben beweglich an die Vorderwand. An der entgegengesetzten Kante wird ein 30 cm langer und 5 cm breiter Streifen von Holz angeleimt und genagelt, so daß er über die Rückwand übergreift und den hier entstehenden Spalt schließt. Zum Zeichnen muß nun der Deckel aufgeschlagen werden. Da hierbei jedoch von beiden Seiten Licht einfällt, muß auch hier eine Schutzwand in Gestalt eines Viertelkreises angebracht werden (siehe Fig. 3).

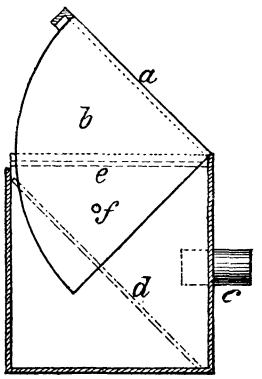


Fig. 3

Apparat zum Zeichnen aufgeschlagen, Seitenansicht.
a. oberer Deckel, b. Seitenwand des Deckels, c. Linse, d. im Innern liegender Spiegel, e. Zeichenplatte, f. Haltestift.

Diese Seitenwände des Deckels greifen, was ja schon durch die Maße bedingt ist, über die des Kastens über und werden konstruiert, indem man die Endpunkte eines rechten Winkels, dessen Schenkel je 20 cm lang sind, durch einen Kreisbogen von 90° verbindet. Geschlossen wird der Deckel in seiner Lage festgehalten durch einen an demselben angebrachten Haken in Verbindung mit einer an der Rückwand befindlichen Oese, geöffnet wird er festgehalten, indem man auf beiden Seiten einen Haltestift (f Fig. 3) durch die Seitenwand von Deckel und Kasten schiebt.

Im Innern fehlt nun noch der bereits erwähnte Spiegel, den man sich bei einem Glaser 27 cm lang und so breit schneiden läßt, daß er schräg (d Fig. 3) in dem Kasten liegt, mit seiner oberen Kante ungefähr 4 cm von der der Rückwand entfernt; noch fehlt die Zeichenplatte, welche man sich ebenfalls vom Glaser aus Fensterglas schneiden läßt und zwar so groß, daß sie genau oben in den Kasten paßt, trotzdem sich aber leicht in den Falzen hin und her schieben läßt.

Um den Spiegel zu schützen, kann man denselben mit seiner Rückseite auf Pappdeckel leimen und die Ränder hübsch mit schwarzem Glanzpapier einfassen.

Da man aber auf Glas weder zeichnen kann, noch durch die Spiegelung ein Bild auf demselben erhält, so muß dasselbe erst präpariert, d. h. mit Pflanzenpapier überzogen werden. Man schneidet dasselbe in Stücke, 31 cm lang, 21 cm breit, legt die Glasplatte darauf, so daß auf allen Seiten ½ cm des Papiers übersteht, bestreicht das Ueberstehende mit Leim und befestigt es durch Umschlagen auf der Glasscheibe. Sollten hierbei Falten entstehen, so feuchtet man das Papier etwas an und stellt es in die Sonne.

Auf der so präparierten Platte erscheint nun auch das Bild der aufzunehmenden Landschaft, das man durch Ausziehen oder Einschieben der Linse scharf fixieren kann.

Hat man sodann durch Nachziehen der Umrisse mit Bleistift die Landschaft auf dem Pflanzenpapier erhalten, dann trennt man dieses ab und zeichnet es auf weißes Papier durch.

Sollte der Kasten etwas zu schwer sein, so kann man denselben dadurch erleichtern, daß man mit einem Hohlmeisel die einzelnen Wände rippt, was sehr schön aussieht. Der ganze Kasten wird sodann schwarz oder braun gebeizt.

Um den Kasten auch in geschlossenem Zustande transportieren zu können, bringt man über dem Ausschnitt für die Linse einen umlegbaren Henkel aus Messingdraht an (Fig. 4). Beabsichtigt man den Apparat auf größere Reisen mitzunehmen, so wird man infolge seiner Größe etwas auf Schwierigkeiten stoßen.

Dem läßt sich jedoch dadurch abhelfen, daß man denselben zusammenlegbar konstruiert. Zu diesem Zwecke werden die beiden Seitenwände senkrecht durchgesägt und durch Scharniere beweglich verbunden, so daß, wenn Vorder- und Rückwand noch angefügt ist, der Apparat nach Fig. 5 zusammengelegt werden kann.

Der Deckel wird mit der Vorderwand so durch Scharniere verbunden, daß er nach vorne heruntergeklappt werden kann, die Seitenwände des Deckels so, daß sie nach innen geklappt werden können, die Rückleiste am Deckel fällt weg (Fig. 6).

Um dem auseinandergeklappten Apparat einen festen Halt zu geben, wird auf dem Boden durch 19 cm lange Leisten ein Rechteck hergestellt, wodurch die über dasselbe übergreifenden Seiten auseinander gehalten werden. Der Apparat ergibt also zusammengelegt ein Paket 30 cm lang, 20 cm breit und ungefähr 8 cm dick, das sich überall bequem verpacken läßt.

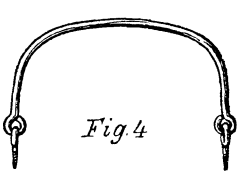


Fig. 4

Zum Zeichenapparat.

Einen Peitschenstock aus dem Munde zu ziehen.

Der Künstler langt in den Mund und zieht einen 3 m langen Peitschenstock aus demselben hervor.

Zu diesem Zwecke schneidet man sich aus buntfarbigem Glanzpapier lauter 5 cm breite Streifen und leimt dieselben aneinander. Hat man dadurch eine Länge von ungefähr 6 m erhalten, so klebt man an das eine Ende des Bandes eine 10 cm lange Schnur, so daß diese das Band von einer Seite um 5 cm überragt. Ueber die angeleimte Schnur rollt man das Papierband auf und birgt das Ganze, die lose Schnur nach oben, in einer entsprechenden Pappdeckelhülse mit Boden, in der man das andre Bandende festleimt. Durch Ziehen an der Schnur wird sich das Band in der Form eines Peitschenstockes herausziehen und eben so leicht wieder in die Hülse zurückschieben lassen.

Für die Produktion birgt der Künstler die Pappdeckelhülse in der rechten Hand. Soll das Kunststück gemacht werden, so bringt er, indem er mit der Rechten nach dem Mund fährt, den Apparat in denselben und beginnt zu ziehen.

Aeußerst scherzhaft wird diese Nummer, wenn der Vortragende einen Gehilfen zur Verfügung hat. In diesem Falle spielt letzterer den Zahnarzt, ersterer den Patienten. Der Künstler erscheint mit verbundenem Gesicht und bedeutet dem Zahnarzt durch Zeichen, daß er Zahnschmerzen habe. Letzterer leuchtet dem Patienten mit einem Licht in den Mund, welchen das Publikum hiebei vollständig leer sieht. Beim weitern Untersuchen bringt er dem Künstler den Apparat in den Mund. Der Zahnarzt geht alsdann kopfschüttelnd ab, erscheint mit einer großen Zange und zieht mit derselben die Schnur erfassend, den Peitschenstock heraus, indem der Künstler die Hülse mit den Zähnen festhält. Nun

versucht der Arzt den Stock aus dem Munde loszubrechen. Da ihm dies nicht gelingt, schiebt er dem Patienten denselben wieder in den Mund, den Apparat hierbei herausnehmend und in der hohlen Hand bergend. Er leuchtet ihm nochmal in den Mund, wobei das Publikum denselben abermals leer sieht. Der Patient geht betrübt wieder zur allgemeinen Belustigung ab.

Schills Hut.

Der Lieutenant im Regiment „Königin", Ferdinand von Schill, war am unglücklichen Tage der Schlacht bei Auerstädt unter dem Kommando des Rittmeisters v. Brockhausen auf Feldwache seitwärts des Eckartsbergs und traf erst mit dem Feinde zusammen, als deren Sieg schon entschieden war. Verzweifelt verteidigte er sich, da traf ein Hieb seinen Kopf, der tödlich gewesen wäre, wenn ihn nicht der Hut geschützt hätte. Als nämlich sein Regiment im Herbste 1805 nach Thüringen marschieren sollte, wurden sämtliche Offiziere in Charlottenburg von der Königin Luise zur Tafel gezogen. Um in geziemendem Glanze zu erscheinen,

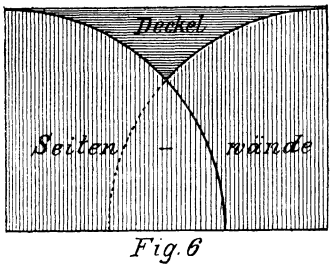


Fig. 6

Der Deckel des Zeichenapparats.

hatten sie sich unter anderm einen Hut aus Berlin kommen lassen. Der für Schill bestimmte war zufällig zu weit gewesen, und hatte in der Eile auswattiert werden müssen; diese Wattierung rettete ihm jetzt das Leben. Freilich wurde ihm der Hut vom Kopfe gehauen, aber der nächste nach ihm gezielte Streich glitt ab und traf sein Pferd, dieses wurde scheu und entführte ihn in gewaltigen Sätzen seinen Peinigern. Als er aber ohnmächtig vom Pferde sank, fanden ihn die Unteroffiziere seines Regiments Franz und Thassen und verbanden ihn in Rehhausen notdürftig. Mühsam schleppte er sich nach Magdeburg, und als dieses im Begriff stand, zu kapitulieren, nach Kolberg, wo er dann bekanntlich seinem unglücklichen Vaterlande so große Dienste erwies.

Lösung eines Rätsels.

Alexander der Große fragte einst seine Höflinge, als man sich mit Lösung von Rätseln beschäftigte: „Was ist das: was nicht kam voriges Jahr, auch nicht kam dieses Jahr und auch nicht wird kommen dieses Jahr?"

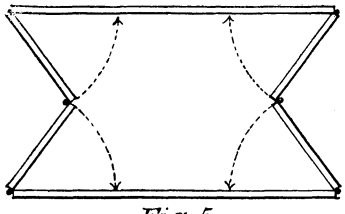


Fig. 5

Zeichenapparat zum Zusammenlegen.

Ein in Not befindlicher Offizier stand auf und sagte: „Es müssen sicherlich unsre Soldrückstände sein."

Der König war über den Witz des Offiziers so erfreut, daß er ihm nicht nur den rückständigen Sold auszuzahlen befahl, sondern auch noch seine Besoldung erhöhte.

Mathematische Trugschlüsse.

X.

$\sqrt{(b-a)^2}$ kann zwei Werte haben, nämlich $+(b-a)$ und $-(b-a)$, und natürlich kann die Probe nur für einen von ihnen stimmen. Ich habe in Gleichung (6) $\sqrt{(b-a)^2}$ ohne weiteres gleich $+(b-a)$ angenommen; hätte ich $-(b-a)$ gewählt, so hätte die Probe gestimmt.

Als neuen Satz will ich euch heute den Beweis liefern, daß $2+2=1$ ist.

Es sei $x=4$ und $y=4$; dann ist doch gewiß

(1) $\quad x-\sqrt{x}=y=\sqrt{y}.$

Ich addiere auf beiden Seiten $\sqrt{x}$ und subtrahiere y, so erhalte ich

(2) $\quad x-y=\sqrt{x}-\sqrt{y}.$

Nach einer bekannten Formel ist

(3) $\quad x-y=(\sqrt{x}+\sqrt{y})\,(\sqrt{x}-\sqrt{y}).$

Aus (2) und (3) ergibt sich, daß

(4) $\quad (\sqrt{x}+\sqrt{y})\,(\sqrt{x}-\sqrt{y})=\sqrt{x}-\sqrt{y}$

ist. Dividiere ich diese Gleichung durch $\sqrt{x}-\sqrt{y}$ so erhalte ich

(5) $\quad \sqrt{x}+\sqrt{y}=1$

oder, da $x=y=4$ ist,

(6) $\quad \sqrt{4}+\sqrt{4}=1,$

d. i.

$$2+2=1.$$

Rätsel.

Der Eisbär hat's, der grimme Leu,
Du siehst's in jedem Hause;
Der Eremit kann zeigen gar
Es dir in seiner Klause;
Der Vogel Strauß hat's, wie der Hai,
Der Rhein trägt's allenthalben;
Von Vöglein die es haben, nenn'
Ich noch die Mauerschwalben.

Schieberätsel.

Helgoland, Petersburg, Lissa, Salisbury, Emilia, Granson, Bretagne.

Die obigen sieben Wörter sind untereinander zu schreiben und dann so lange nach der Seite hin zu verschieben, bis eine senkrechte Reihe einen deutschen Dichter nennt. Ist dies der Fall, so nennt eine andre senkrechte Reihe den Namen eines andern deutschen Dichters.

Auflösung des Diagonalrätsels in Nr. 38.

D	i	a	n	a
A	**o**	s	t	a
M	ö	**r**	o	s
O	h	e	**i**	m
N	e	p	o	**s**

Auflösung der Anagrammaufgabe für Lateiner in Nr. 38.

1. **F**lora, 2. **E**retria, 3. **S**eneca, 4. **T**itus, 5. **I**ndus, 6. **N**uma, 7. **A**rgolis, 8. **L**epidus, 9. **E**geria, 10. **N**axos, 11. **T**halet, 12. **E**truria = „Festina lente."

Auflösung des Logogriphs für Lateiner in Nr. 39.

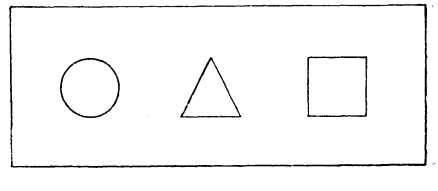
„Ilex, lex."

Auflösung der dreisilbigen Scharade in Nr. 39.

„Meisterhaft."

Einen Körper schneiden, der in drei verschieden geformte Ausschnitte paßt.

In einem Stück Karton befinden sich drei Ausschnitte, von denen der eine einen Kreis, der zweite ein Dreieck und der dritte ein Quadrat darstellt. Du sollst nun aus einer Kartoffel, aus Thon oder dergl. einen Körper schneiden, der mit seinen Seitenflächen genau in alle drei Ausschnitte paßt.



Ein illustriertes Gesuch.

Ein Pastor im Gandersheimschen hatte den Herzog von Braunschweig wiederholt, doch ohne Erfolg, um Renovierung der baufälligen Pfarre gebeten. Als er nun erfuhr, daß der Herzog den nächsten Tag das Dorf passieren werde, ließ er, weil eben ein heftiger Wind wehte, durch ein paar Bauernburschen den Giebel des Pfarrhauses mit einem Strick an eine starke Linde am Wege binden, so daß der Strick den Weg versperrte. Als nun die Karosse des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand, des Siegers von Minden und Crefeld, herbeikam, hielten die Rosse vor dem Strick an.

„Was gibt's?" fragte der hohe Herr aus dem Wagen heraus.

„Ach, Ew. Durchlaucht," entgegnete der Bauernvogt, „der Pastor hat sein Haus festgebunden, daß es ihm der Wind nicht entführt; aber der Strick sperrt die Straße!"

Sogleich stieg der Fürst aus, besichtigte die Pfarre, wies den Pastor an, seine Bitten künftighin nicht so drastisch zu illustrieren und bestieg dann lächelnd wieder die Kalesche, um seine Reise fortzusetzen.

Auf derselben erließ er aber schon die Weisung an das Konsistorium, für einen Neubau der Pfarre in dem bekannten Orte sofort Sorge zu tragen. Also erhielt der Pastor ein neues Haus, ohne wieder eine Bittschrift aufstellen zu müssen. So führt kecke Offenheit oft besser zum Ziel als ein Dutzend Bücklinge.

Das Vermächtnis des Inka.

Von Karl May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers", „Geist der Llano estakata", „Kong Kheon, das Ehrenwort", „Die Sklavenkarawane", „Der Schatz im Silbersee" u.a.

(Fortsetzung.)

Während Fritze sich in dieser Weise Mühe gab, die Kampflust seines Herrn anzuregen, saßen die Weißen mit den hervorragenden Häuptlingen der Cambas beisammen, um zu erfahren, was der Vater Jaguar erkundschaftet hatte. Als sie von ihm darüber aufgeklärt worden waren, fügte er hinzu: „Ich bin überzeugt, daß sie uns in die Hände laufen werden. Wir brauchen uns keineswegs zu beeilen, denn nach meiner Ansicht können sie vor Mittag nicht hier eintreffen. Es bleibt dabei, daß hundert Mann von uns durch das Thal gehen und draußen vor demselben sich am Waldesrande verstecken. Geronimo wird diese Leute anführen. Im Thale selbst befehlige ich. Ich werde in der Mitte des Randes Stellung nehmen. Jedenfalls lagern sie sich, um auszuruhen. Dann komme ich hervor und gehe zu ihnen, um die Anführer aufzufordern, sich zu ergeben."

„Das darfst du nicht, Karlos, das darfst du nicht!" entgegnete Geronimo schnell. „Das wäre mehr als verwegen; das würde tollkühn sein!"

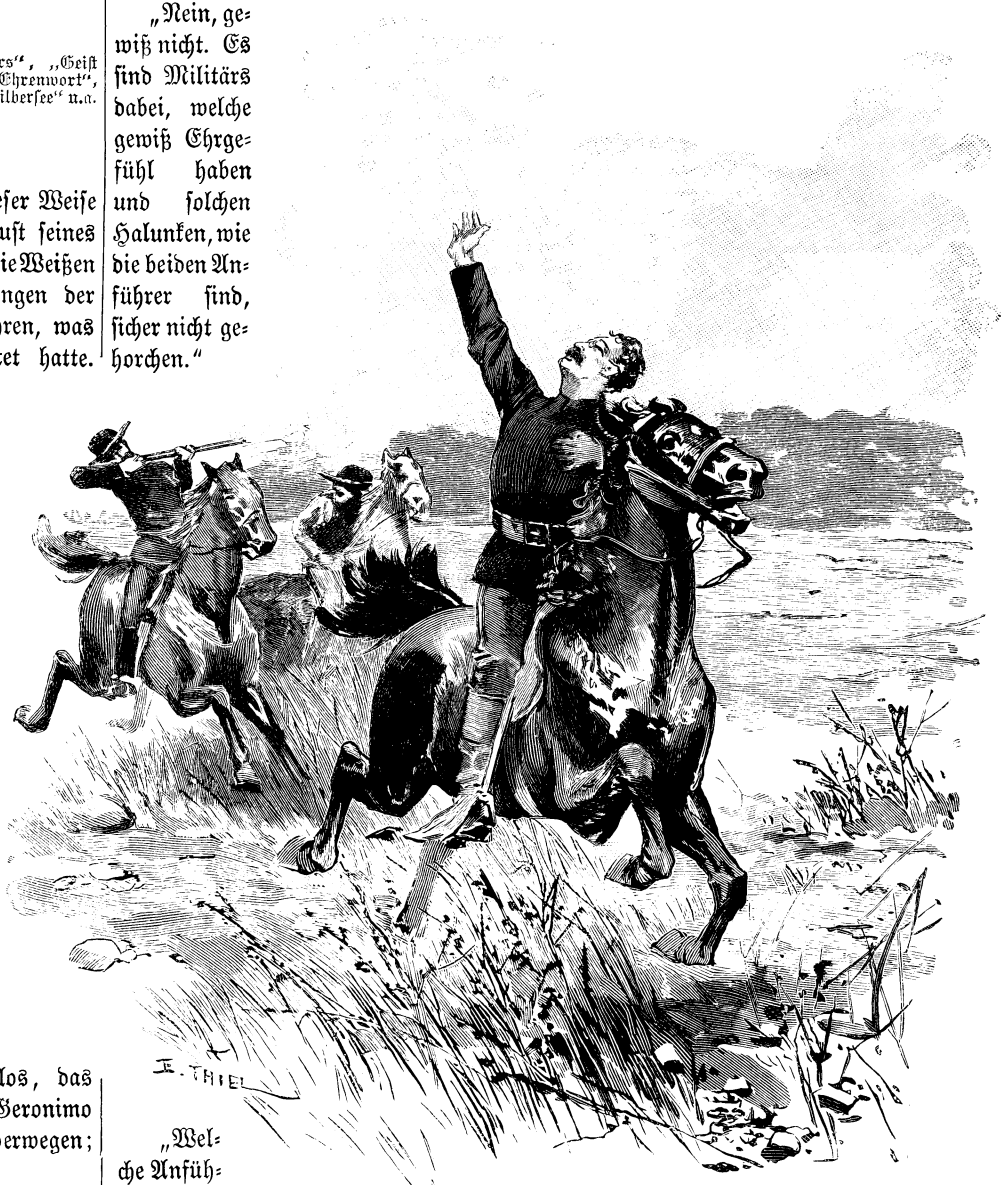
„Nicht im mindesten! Ich weiß genau, was ich thue."

„Das denkst du jetzt; später aber kommt es anders!"

„Nein, gewiß nicht. Es sind Militärs dabei, welche gewiß Ehrgefühl haben und solchen Halunken, wie die beiden Anführer sind, sicher nicht gehorchen."

„Welche Anführer meinst du?"

„Benito Pajaro, den Gambusino, und Antonio Perillo. Ich habe die Entdeckung



. . . Er hatte das Gewehr zu diesem Zwecke schon in der Hand gehalten und schoß Pellejo, ehe dieser sich zu wehren vermochte, eine Kugel in die Seite. . . .

gemacht, daß der Gambusino der größte Schurke ist, den es geben kann, und werde es euch später ausführlich mitteilen. Wenn die Weißen, die er jetzt kommandiert, dies erfahren, werden sie sich augenblicklich von ihm lossagen. Deshalb muß ich mit ihnen sprechen. Hören sie mich an, so hoffe ich, daß es gar nicht zum Kampfe kommt."

„Wenn sie dich aber nicht hören wollen oder dir nicht glauben?"

„So mag geschehen, was geschehen soll, ich habe dann meine Pflicht gethan."

„Sie werden dich natürlich nicht fortlassen, sondern dich festnehmen!"

„Pah! Man nimmt mich nicht so leicht gefangen! In diesem Falle würde ich den Gambusino und Antonio Perillo augenblicklich niederschießen, und diese Schüsse werden für euch das Zeichen sein, loszubrechen."

„Und dabei stehst du mitten unter ihnen! Nein, es ist zu kühn, zu verwegen!"

„Nicht nur zu kühn und zu verwegen, sondern noch etwas Schlimmeres," fiel Lieutenant Verano ein. „Ich habe dem Señor Jaguar meine Meinung bereits gesagt, bin aber von ihm zurückgewiesen worden. Wozu diese Kerls schonen, noch dazu, wenn sich einer von uns dabei in die offenbarste Lebensgefahr begeben muß! Das sind sie alle nicht wert. Schießt sie nieder, wie sie kommen, und laßt keinen von ihnen am Leben! Das sind sie wert, Schonung aber nicht. Ich halte es, wenn nicht für eine Dummheit, so doch für eine große Unklugheit, sie als Menschen zu behandeln. Die Abipones sind wilde Tiere, und die Weißen, welche sich bei ihnen befinden, sind Schufte, und gegen Schufte und reißende Tiere darf man keine Nachsicht haben, sonst sticht und schneidet man sich in das eigene Fleisch. Was mich betrifft, so werde ich schießen, so bald die Kerls kommen."

„Nein, sondern das werden Sie bleiben lassen, weil ich es Ihnen verboten habe und jetzt wieder verbiete," antwortete der Vater Jaguar in strengem Tone. „Sie haben meine Meinung bereits gehört. Ich hoffe, daß es mir glückt, die beiden bisher feindlichen roten Stämme mit einander zu versöhnen; außerdem möchte ich den Gambusino und Antonio Perillo lebendig fangen, würde aber sehr wahrscheinlich beides nicht erreichen, wenn geschossen wird, bevor ich es befohlen habe."

„Und wenn ich dennoch schieße?"

Hammer zog die Brauen finster zusammen und antwortete: „So kommt das dann fließende Blut über Sie, und ich habe Ihnen bereits gesagt, daß es mir in diesem Falle gar nicht darauf ankommt, Ihnen eine Kugel in den Kopf zu geben."

„Das heißt, mich zu ermorden?"

„Nein, sondern zu bestrafen. Handeln Sie gegen meinen Willen, so sind Sie ein Mörder, und ich brauche mir kein Gewissen daraus zu machen, Sie niederzustrecken. Uebrigens braucht es ja gar nicht so weit zu kommen; es gibt noch andre Mittel, meinem Willen Geltung zu verschaffen."

„Welche?"

„Ich lasse Sie einfach binden und so weit fortschaffen, daß Sie weder durch Schüsse noch durch voreilige Rufe uns zu schaden vermögen."

„Das werden Sie wohl unterlassen, Señor, denn ich bin Offizier!"

„Hier nicht! Wir haben Ihnen das Leben gerettet. Sie sind ein Mensch, der uns Dankbarkeit schuldet; weiter können Sie für uns nichts sein. Und wenn Sie in der bisherigen Weise fortfahren, mich vermuten zu lassen, daß Sie meinen Plan in Frage stellen werden, so zwingen Sie mich, das zu thun, was ich Ihnen angedroht habe."

„Dann schweige ich, Señor. Ich habe keine Lust, mich wie einen Verbrecher binden und forttransportieren zu lassen."

Bei diesen Worten wendete er sich ab und schritt unmutig von dannen. Als er außer Hörweite gekommen war, ballte er die Faust und murmelte zornig vor sich hin: „Einem solchen Menschen gehorchen zu müssen! Alle die Kerls vergöttern ihn, und er gebärdet sich mir gegenüber wie ein General, der einen Rekruten vor sich hat. Die Indianer schonen zu wollen, welch ein Blödsinn! Aber ich werde dennoch thun, was ich will. Niedergeschossen müssen sie werden. Ist's vorüber, dann können sie es nicht ändern, diese menschenfreundlichen Schwachköpfe. Also der erste Schuß soll das erste Zeichen zum Beginne des Kampfes sein. Dieser erste Schuß wird aus meinem Gewehre kommen."

Der Vater Jaguar erläuterte nun seinen Plan in eingehender Weise und ging, als er damit fertig war und ein jeder nun wußte, was er zu thun hatte, zu dem Baume, unter welchem Doktor Morgenstern und Fritze noch immer saßen. Sie hatten es vorgezogen, entfernt zu bleiben, um nicht nach ihrem Abenteuer gefragt zu werden.

„Es ist die Zeit gekommen, unsre Stellungen einzunehmen," sagte er zu dem kleinen Gelehrten. „Ich werde Ihnen die Ihrige anweisen."

„Dat ist schön!" antwortete Fritze an Stelle seines Herrn. „Und wissen Sie, wohin wir so jern postiert sein wollen?"

„Nun?"

„Dorthin, wo es am jefährlichsten ist."

„Warum? Woher diese plötzliche Kühnheit?"

„Plötzlich? Jott bewahre. Ik bin niemals plötzlich kühn, sondern ik bin stets tapfer. Und heut wollen wir die Scharte auswetzen, welche in uns hineinjesprungen ist. Uns mang die Krokodile aufzuhängen! Dat muß jerächt und jerochen werden. Ik werde unter ihnen hineinfahren, wie die Katze unter die Sperlinge, und der Herr Doktor will mich dabei hilfreich beistehen."

„Unter die Feinde hineinfahren? Das werden Sie nicht."

„Warum nicht?"

„Weil Sie keine Gelegenheit dazu haben werden. Meinen Sie, daß ich Sie zu denjenigen Personen beordern werde, welche an dem etwaigen Kampfe teilzunehmen haben?"

„Natürlich!"

„Das kann mir nicht einfallen. So lange Sie sich bei uns befinden, haben Sie nichts als Dummheiten gemacht, und ich müßte gewärtig sein, daß Sie auch heute nichts Gescheites zu wege bringen."

„Herr Hammer, wollen Sie mir an meiner Ehre beschädigen? Ik will Rache haben!"

„Die sollen Sie haben, aber nicht durch die direkte Teilnahme am Kampfe. Ich gebe Ihnen einen Posten, an welchem Sie höchst wahrscheinlich keinen Schaden anrichten können. Ich sage höchst wahrscheinlich, denn gewiß ist es keinenfalls, daß Sie nicht auch da etwas Unmögliches aushecken."

„So! Wo soll sich dieser Posten denn befinden?"

„Bei den Pferden, welche wir nicht mit in das Thal nehmen können. Sie müssen hier zurückbleiben, und sollen dieselben bewachen."

„Bei die Pferde!" rief Fritze ganz enttäuscht aus. „Hirten sollen wir sind, aber keine Helden! Wat sagen Sie dazu, Herr Doktor?"

„Daß ich mich nur ungern füge," antwortete der Genannte. „Wir wollten kämpfen und wären gewiß so tapfer gewesen wie jeder andre."

„Möglich," meinte der Vater Jaguar gleichmütig; „aber nach allem, was ich bisher von Ihnen gesehen und erfahren habe, könnte Ihre Tapferkeit den Freunden gefährlicher werden als den Feinden. Gerade darum trage ich Ihnen ein so friedliches Geschäft auf."

„Und meinen Sie, daß wir zwei eine so große Anzahl von Rossen zusammenhalten können? Ich weiß nicht, ob ich behaupten darf, das Talent dazu zu besitzen."

„Sie werden nicht allein sein, denn ich erteile fünf oder sechs Cambas den gleichen Auftrag. Hoffentlich kann ich mich, wenigstens dieses Mal, auf Sie verlassen, Herr Doktor?"

„Jawohl. Obgleich wir viel lieber als Krieger gekämpft hätten, werden wir, da Sie es so gern wollen, diese unsre Pflicht, lateinisch Officium genannt, erfüllen."

„Gut! Sie haben nichts weiter zu thun, als darauf zu achten, daß keins der Pferde nach dem Thale läuft. Schwer kann Ihnen das nicht werden, da Sie auf die Unterstützung der Cambas rechnen können."

Er ging. Es war aber klar, daß er nur die Absicht hegte, sie von dem Schauplatze des Zusammenstoßes fernzuhalten. Er traute ihnen nicht, sondern befürchtete, daß sie leicht wieder auf einen Schwabenstreich geraten könnten. Das fühlte Fritze sehr wohl, und er ärgerte sich so darüber, daß er seinem Herzen unbedingt Luft machen mußte.

„Sie haben doch studiert, Herr Doktor?" fragte er.

„Ja."

„Und sind auf einer Universität jewesen?"

„Auf dreien sogar."

„Und jetzt sollen Sie die Pferde hüten! Lassen Sie dat Ihnen jefallen?"

„Was soll ich dagegen thun?"

„Welche Frage! Fühlen Sie denn nicht, daß Sie beleidigt sind? Während der dümmste Indianer mit der Flinte oder dem Messer in der Hand jejen den Feind jeht, wird ein studierter Mann und Zoolog zu die Pferde jeschickt!"

Die Erinnerung an den Zoologen war ein diplomatischer Kniff, welcher sofort die beabsichtigte Wirkung hervorbrachte. Der Doktor runzelte die Stirn und antwortete:

„Von dieser Seite habe ich diese Angelegenheit freilich noch nicht betrachtet. Es will allerdings den Anschein haben, als ob eine kleine Berechtigung zu dem Gedanken vorläge, daß ich nicht im vollsten Maße dasjenige besitze, was man mit dem Worte Mut bezeichnet."

„Es hat nicht nur den Anschein, sondern es ist wirklich so!"

„Das wäre beinahe eine Beleidigung!"

„Beinahe? Es ist wirklich eine, und zwar die jrößte, die es für einen Mann jibt."

„Dann müßte ich um Satisfaktion bitten!"

„Natürlich! Sie müssen sich mit diesem Beleidiger schießen oder schlagen. Ik wäre sehr jern bereit, mir Ihnen oft und manchmal als Sekundanten anzubieten, wenn ik nur überzeugt sein könnte, daß die Sache auch wirklich zu stande kommt."

„Warum sollte sie nicht?"

„Warum? Darum! Der Vater Jaguar würde uns auslachen, Ihnen sowohl wie auch mir. Und wat könnten wir denn thun? Nichts, jar nichts! Aber es jibt einen andern Weg, uns Jenugthuung zu verschaffen und den Vater Jaguar zu zwingen, Abbitte zu leisten."

„Welchen?"

„Wir thun so, als ob er uns jar nichts jesagt hätte. Wir lassen die Pferde Pferde sind und jehen mit in den Kampf."

„Das wird er bemerken!"

„Nein, denn wir werden so klug sind, es heimlich zu thun."

„Aber wir haben keine Waffen!"

„Ist auch jar nicht nötig. Sie wollen ja doch kein Blut verjießen. Wenn wir uns im Walde einen tüchtijen Knüppel abbrechen, haben wir Waffen jenug. Damit stellen wir uns nicht etwa hinten an, sondern vor, wo es tüchtig zu hauen jibt. Wenn der Vater Jaguar nachher sieht, wat wir jeschafft haben, so ist er moralischerweise jezwungen, Ihnen um Verzeihung zu bitten. Jefällt Ihnen dieser Plan?"

„Er scheint nicht übel zu sein. Beleidigt bin ich wirklich in hohem Grade, und meine gekränkte Ehre bedarf der Wiederherstellung, lateinisch Instauratio genannt."

„Ja! Und diese Instauratio finden Sie bei den Pferden nicht. Machen Sie also mit?"

„Ich würde gern, sehr gern mitthun; aber ich habe dem Vater Jaguar doch versprochen, bei den Pferden zu bleiben."

„Dat war ja nur Vorwand von ihm. Um die Pferde handelt es sich jar nicht, denn für die sind die Cambas da. Wir sollen nur vom Kampfe fernjehalten werden. Wat vor eine Blamage! Wat müssen die Roten von Sie und von mich denken!"

„Alle Teufel, das ist wahr!" meinte Morgenstern mit bedeutend mehr Feuer als bisher. „Die Indianer müssen uns wirklich für alte Weiber halten. Fritze, ich billige deinen Plan; ich mache mit!"

„Jut! Wir werden wie die Löwen fechten und, wenn es sein muß, wie die Tiger unterjehen. Wehe dem, welcher an meinem Mute zweifelt; sein letzter Lebenstag hat ausjeschlagen!"

Somit war also die kleine Verschwörung gegen den Befehl des Vater Jaguar zu stande gebracht.

Ungefähr eine Stunde vor Mittag wurde Aufstellung genommen. Die Weißen setzten sich mit achtzig Cambas zunächst in Bewegung, um unter Geronimos Anführung draußen vor dem Thale sich zu verstecken. Die grasige Mitte des Thalkessels durfte nicht betreten werden, damit die Abipones keine Spur sehen möchten. Die Krieger bewegten sich, einer hinter dem andern, an dem Rande des Kessels unter den Bäumen hin und blieben auch, als sie das Thal verließen und sich rechts nach dem Walde wendeten, stets so hinter den Büschen, daß man von außen ihre Spuren nicht sehen konnte. Erst als der letzte von ihnen sich wohl zweihundert Schritte weit von dem Eingange entfernt hatte, blieben sie stehen, um die Ankunft der Feinde zu erwarten und dann ihre Pflicht zu thun. Sie sollten im Falle eines friedlichen Ausgleiches durch einen Boten abgeholt werden, sonst aber, sobald sie im Thale einen Schuß hörten, schnell hervorbrechen, um den Eingang desselben zu verschließen und mit Gewalt zu bewachen und zu verteidigen.

Die übrigen, lauter Rote, zählten über fünfhundert Mann. Sie hatten den Rand des Thales rundum zu besetzen, die eine Hälfte rechts und die andre links. Darum mußten sie zwei Abteilungen bilden, deren eine nach rechts, die andre nach links abbog. Der Vater Jaguar befand sich auf der rechten Seite; darum gesellten Morgenstern und Fritze sich zu denen,

welche die linke Seite offenbar zu besetzen hatten.

Die beiden kleinen Ungehorsamen drängten sich in ihrem Eifer so weit vor, daß sie, als die lange Linie sich nach einiger Zeit entwickelte und ein jeder seine Stellung genommen hatte, sich an der Spitze derselben befanden. Sie standen also ganz vorn, nahe dem Eingange des Thales, ohne daß der Vater Jaguar ihre Anwesenheit ahnte.

Außer ihnen gab es noch einen Weißen, welcher nicht mit Geronimo hinausmarschiert war, nämlich den Lieutenant Verano. Als man sich allgemein in Bewegung gesetzt hatte, war der Vater Jaguar zu ihm gekommen, um ihn zu fragen: „Sie wissen, Señor, was ich Ihnen gesagt habe. Wollen Sie sich dennoch an unsrer Aufstellung beteiligen?“

„Ja.“

„So ersuche ich Sie, von jetzt an an meiner Seite zu bleiben.“

„Warum das?“

„Weil Sie Offizier sind und Ihr militärischer Rat mir von Nutzen werden kann.“

„Sie haben sich doch vorher nicht um meinen Rat gekümmert!“

„Weil es keine Gelegenheit gab, mir denselben zu nutze zu machen.“

„Ach so! Ich verstehe, Señor. Nicht mein Rat ist es, den Sie in Beschlag nehmen wollen, sondern es gilt meiner Person, welche unter Ihrer Aufsicht stehen soll, weil Sie mir nicht trauen. Nun, ich will nicht widerstreben und gehe mit Ihnen.“

Er hielt sich neben dem Vater Jaguar und blieb, als dieser die Mitte der rechten Stellung erreicht hatte, bei ihm stehen. Sein Gesicht hatte einen so gleichgültigen Ausdruck, daß es sehr leicht täuschen konnte, doch war er fest entschlossen, im passenden Augenblicke den verhängnisvollen Schuß zu thun.

Fritze drüben auf der andern Seite ließ sich von einem der Cambas ein Messer geben und schnitt zwei starke Knüppel aus einem Strauche, von denen er einen seinem Herrn gab.

„So,“ sagte er mit vergnügtem Lächeln, „wer mit diesem Ausrufe- und Erinnerungszeichen einen Hieb auf den Kopf bekommt, der findet sicher keine Zeit, sich extra dafür zu bedanken.“

Die Roten wußten nicht, welche Aufgabe die beiden erhalten hatten, und waren ihnen darum nicht hinderlich gewesen, mit ihnen zu gehen. Fritze brannte vor Begierde, seine hölzerne Waffe in Anwendung zu bringen, und auch der Doktor wünschte sehr, bald beweisen zu können, daß es ihm keineswegs an Mut gebreche. Darum kamen ihnen die Minuten, welche sie warten mußten, fast wie Stunden vor, und Fritze meinte schließlich, indem er die dichten Büsche betrachtete, welche sich hinter ihm zur Höhe zogen: „Mich wird die Zeit zu lang und die Jeduld zu kurz. Wat meinen Sie? Könnten die Abipones nicht ein wenig rascher laufen?“

„Allerdings. Diese gespannte Erwartung ist unangenehm.“

„Wenn wir wüßten, ob sie bald kommen! Gleich neben uns ist der Einjang zum Thale. Könnten wir da auf die Höhe steigen, so müßten wir die Feinde kommen sehen.“

„Das ist wahr. Aber die Büsche scheinen zu dicht zu stehen.“

„Wollen's doch mal versuchen. Wir sind kleine Kerls und kommen wohl leichter durch als andre, welche wie Ihre Gigantochelonia jebaut sind.“

„Sprich nicht wieder von diesem Tiere; ich mag nichts von demselben hören!“

Fritze kroch voran, um Bahn zu brechen, und sein Herr folgte ihm. Es war sehr schwer, durch das feste Dickicht zu kommen, aber doch nicht unmöglich. Nach längerer Anstrengung erreichten die beiden, freilich mit ziemlich zerfetzten Anzügen, die Höhe des Felsens, welcher die eine Seite des Einganges bildete. Oben standen auch Bäume und Sträucher; aber die auswärts nach der Ebene gerichtete Seite des Felsens war ziemlich kahl. Kaum oben angelangt und die Blicke nach Osten gerichtet, sahen sie die Erwarteten kommen, langsam, so wie Fußgänger marschieren, welche sich nicht übermäßig ermüden wollen.

„Da sind sie! Jott sei Dank, da sind sie endlich!“ rief Fritze aus, indem er vor Freude seine Hände wie ein Kind zusammenschlug. „Wat sagen Sie dazu, Herr Doktor?“

„Mir ist's lieb, daß sie kommen. Das Warten hat mir nicht gefallen.“

„Mich auch nicht. Sie jehen ihrem Verderben entjejen. Wehe, wenn ick losjelassen! sagt Schiller im Liede von die Glocke, wat sich freilich auf dat Feuer bezieht; aber ick bin ebenso fürchterlich, wenn ick einmal losjelassen werde. Zweimal haben sie uns ermorden wollen; dat letztemal sojar doppelt, mit die Lassos und mit die Krokodile. Heut jeben wir ihnen dafür die Verdienstmedaille mit Brillanten auf die Köpfe. Sie kommen immer näher und bald werden wir ihre lieben Gesichter sehen können.“

Von da oben aus, wo die beiden Lauscher hinter den Sträuchern lagen, konnte man nicht nur weit hinaus in die Ebene blicken, sondern auch nach innen das ganze Thal übersehen. Dieses letztere lag so still, ruhig und unbelebt da, als ob sich kein einziges menschliches Wesen in der Nähe befinde. Draußen kamen die Abipones immer näher, voran die fünfzig Reiter. Schon konnte man die einzelnen Gesichter unterscheiden.

„Können Sie die Leute sehen?“ fragte Fritze. „Sehen Sie wer an der Spitze reitet? Kennen Sie ihn, den obersten aller Halunken?“

„Ja; es ist der Gambusino.“

„Und rechts neben ihm?“

„Antonio Perillo, der Stierkämpfer, welcher schon in Buenos Ayres nach mir geschossen hat.“

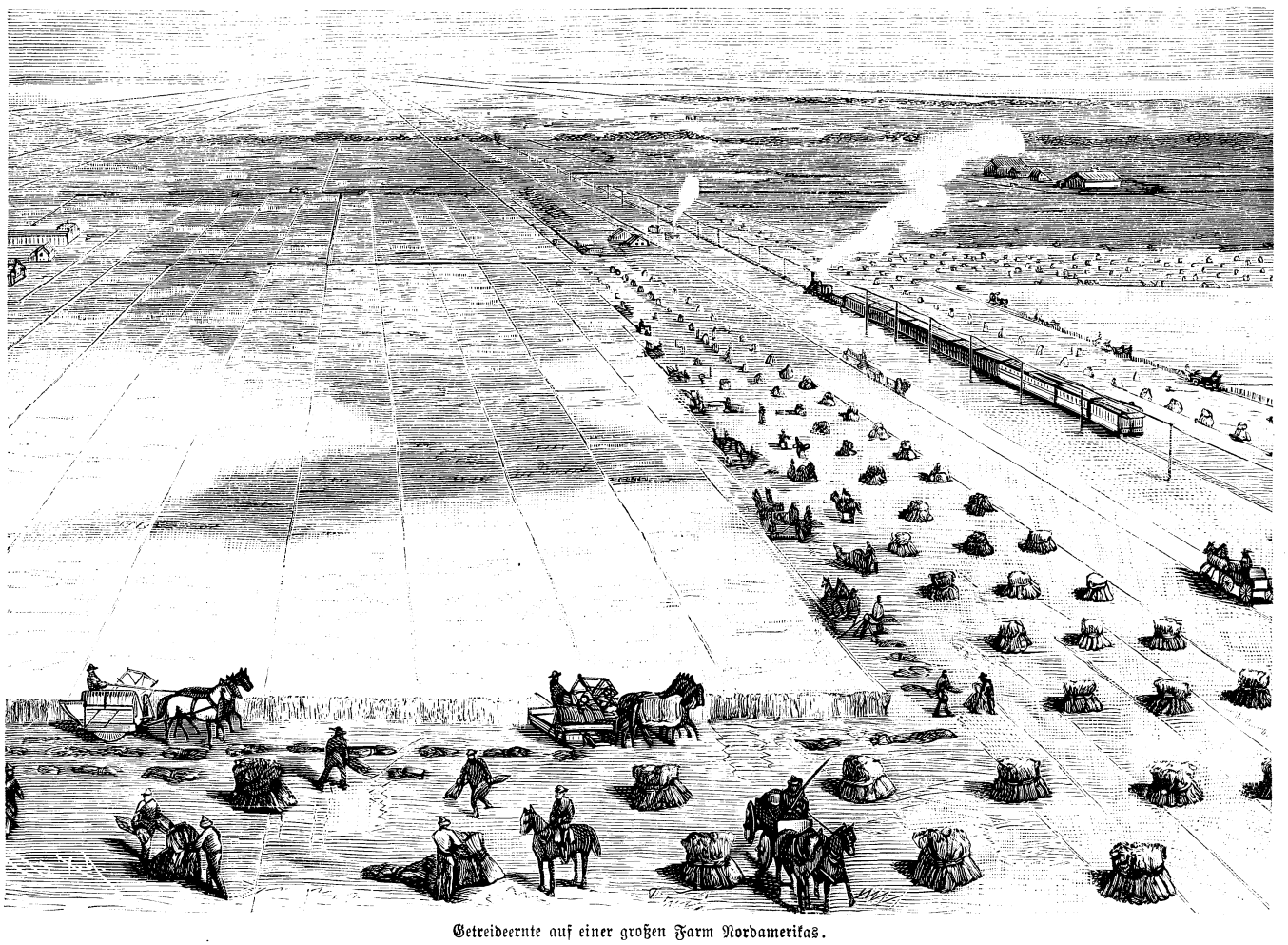
„Dafür wird heut ein wenig nach ihm jeschossen werden, wat ihm wohl weniger jut bekommen dürfte. Und neben ihm links?“

„Der Häuptling der Abipones.“

„Auch so ein Halunke, der nur Freude hat, wenn er ehrliche Leute am Lasso hängen sieht. Vielleicht hänge ick ihn nachher auch ein wenig auf. Aber wir müssen leiser reden, sonst hören sie uns, wenn sie da unten anjekommen sind.“

Diese Mahnung war ganz am rechten Platze, denn die Felsen, welche das Thor zum Thale bildeten und auf deren einem sich die beiden befanden, waren höchstens zwanzig Ellen hoch. Wie bereits erwähnt, hielt der Zug am Thore an und der Häuptling ritt ein Stück in das Thal hinein, um zu untersuchen, ob dasselbe leer sei. Seine Untersuchung war eine höchst oberflächliche. Da er keinen Menschen sah, so nahm er an, daß überhaupt keiner vorhanden sei und kehrte zurück, um dies zu melden. Dann setzte er sich an die Spitze seiner Roten, um sie in den Kessel des ausgetrockneten Sees einzuführen.

Sie folgten ihm bis an den kleinen See, welcher in der Mitte lag, und breiteten sich an dem Ufer desselben aus. Keiner von ihnen ahnte, daß er sich in einer Falle befand, aus welcher es kein



Getreideernte auf einer großen Farm Nordamerikas.
Das Schneiden und Binden mit fahrbaren Maschinen.

Entrinnen gab. Als der letzte der Roten durch den Eingang geschritten war, folgten die Reiter.

„Der Gambusino will den letzten machen," flüsterte Fritze dem Doktor zu. „Schade, daß wir zu hoch hier liejen! Ick möchte ihm jar zu jerne einen Klapps auf die Nase jeben!"

Er schwang seinen Knüppel und Morgenstern machte mit dem seinigen auch eine Bewegung, als ob er zuschlagen wolle. Der Busch, hinter welchem sie lagen, hatte seine Wurzeln jahrelang tief in den Boden eingeschlagen; davon und durch den Einfluß des Wetters war der Boden rissig und brüchig geworden. Gerade unter ihnen hielt der Gambusino auf seinem Pferde; jetzt drängte sich dasselbe näher an den Felsen; der Reiter war nicht mehr zu sehen; darum schob sich Morgenstern neugierig noch weiter vor, wobei er leise fragte: „Ob er schon durch den Eingang ist?"

Die Antwort auf diese Frage sollte ihm ganz anders werden, als er gedacht hatte und ihm lieb sein konnte. Er hatte sich nämlich zu weit vorgeschoben und dem lockern Boden zu viel Vertrauen geschenkt; dieser letztere kam ins Rutschen und zwar so schnell, daß von einem rechtzeitigen Zurückweichen gar keine Rede mehr sein konnte; der Doktor rutschte mit.

„Halt, Halt! Um Jottes willen!" rief Fritze vor Angst so laut, daß man es weithin hörte. „Wohin soll die Reise jehen? Doch nicht etwa da hinunter! Dat jebe ick nicht zu!"

Er faßte seinen Herrn an den beiden Beinen, um ihn zu halten; da aber die Erde nun auch unter ihm nachgab, kam auch er ins Rutschen, und so glitten, rollten und kugelten sie, ohne daß sie losließen, bald hier an einen Busch bald dort an einen Baumstamm stoßend, den Felsen, welcher auf dieser Seite glücklicherweise nicht steil war, hinab und blieben gerade vor dem Pferde des Gambusino liegen.

Dieser war mit Antonio Perillo und dem Hauptmann Pellejo noch allein zurück, da die andern Weißen schon innerhalb des Einganges verschwunden waren. Er hörte den Angstruf des Dieners über sich, blickte empor und sah die beiden verunglückten Lauscher von oben heruntergeflogen kommen. Sie blieben, wie bereits gesagt, gerade vor ihm liegen und vergaßen infolge der kräftigen Stöße, welche sie erlitten hatten, für kurze Zeit das Aufstehen.

„Wer ist denn das?" fragte er erstaunt. „Wo kommen die her? In ganz roter Kleidung! Die sollte ich doch kennen!"

„Que sorpresa!" antwortete Antonio Perillo. „Ich will des Teufels sein, wenn das nicht unsre Gefangenen sind, welche wir gestern vergeblich aufgehängt haben."

„Du hast recht; sie sind es. Sonderbare Menschen! Gestern verschwanden sie, ohne eine Spur zu hinterlassen, und heut fallen sie gerade vom Himmel herunter. Heda, ihr Halunken, seid ihr tot oder lebt ihr noch?"

Er stieß sie vom Pferde herab mit seinem Gewehrkolben so derb an, daß sie aus ihrer augenblicklichen Betäubung erwachten. Fritze nahm sich am schnellsten zusammen; er befühlte seine Glieder und

hob, als er dieselben unzerbrochen fand, seinen Herrn auf.

„Wie ist's abgelaufen?“ fragte er ihn, die Todfeinde gar nicht beachtend. „Hat ihr Körper jut zusammenjehalten, oder sind ein paar Gelenke zerrissen?“

Der Doktor befühlte sich auch und antwortete dann: „Es scheint nichts zerbrochen zu sein, aber der Kopf brummt mir wie eine Pauke, lateinisch Tympanum genannt.“

„Dat jibt sich wieder. Wie sind Sie nur ins Rollen jekommen?“

„Ganz so wie du, der du doch auch —“

„Schweigt!“ fuhr sie der Gambusino an. „Jetzt habe nur ich mit euch zu sprechen, und zwar ein sehr ernstes Wort. Wo seid ihr denn gestern abend hingekommen?“

„Hierher,“ antwortete Fritze.

„Das sehe ich! Aber wer hat euch losgebunden?“

„Niemand.“

„Lüge nicht! Von selbst konntet ihr nicht loskommen.“

„O doch, sehr leicht!“

„Auf welche Weise?“

„Wir haben uns losgebissen.“

„Mensch, wenn du so gute Laune hast, daß es dir beikommt, Scherz mit mir zu treiben, so will ich dich bald in eine andre Stimmung bringen! Ich will wissen, wer euch befreit hat!“

„Und ich kann nichts anders antworten, als was ich schon gesagt habe. Wir haben uns selbst losgemacht.“

„Auf welche Weise?“

„Fällt mir nicht ein, dies zu verraten!“

„Wenn du nicht reden willst, werde ich dir den Mund öffnen!“

„Auch dann sage ich nichts. Wenn ich es erklärte, und ihr hängt uns wieder auf, könnten wir dann nicht herunter, denn ihr würdet euch besser vorsehen.“

„Ist das etwa wieder Hohn? Ich weiß, wer euch befreit hat. Ist's nicht der Vater Jaguar gewesen?“

„Seid jetzt nicht so neugierig! Später werden wir es euch erzählen.“

Er nahm seinen Herrn bei der Hand und eilte mit ihm fort, zum Felsenthor hinein. Antonio Perillo zog seine Pistole und wollte ihnen nach, um sie zum Stehenbleiben zu zwingen, aber der Gambusino meinte, indem er höhnisch auflachte: „Laß sie nur! Sie entgehen uns nicht. Sie scheinen nicht zu wissen, daß sich die Krieger schon hier befinden und werden arg erschrecken, wenn sie dieselben sehen.“

„Mir fällt ein Stein vom Herzen!“ fiel Perillo in das Gelächter ein. „Jetzt werden wir bald erfahren, was wir über ihr rätselhaftes Verschwinden zu denken haben und es wird uns das Vergnügen, sie noch einmal aufhängen zu können. Reiten wir ihnen nach!“

Sie folgten den Vorangeflohenen. Der Hauptmann Pellejo machte den Letzten. Als sie das Thor hinter sich hatten, sahen sie den Doktor und seinen Diener eben rechts hinter den nächsten Büschen verschwinden. Zu gleicher Zeit aber sahen sie noch etwas oder vielmehr noch jemand, das heißt, einen Menschen, welcher nicht verschwand, sondern erschien. Er trat soeben am linken Rande des Thales unter den Bäumen hervor. Wer ihn einmal gesehen hatte, der mußte ihn stets und überall wieder erkennen.

„Todos los diablos!“ rief der Gambusino. „Das ist der Vater Jaguar!“

Er hielt unwillkürlich sein Pferd an, und die andern beiden thaten mit den ihrigen dasselbe. Da sahen sie hinter dem Vater Jaguar ein leichtes Rauchwölkchen erscheinen, und im nächsten Augenblicke krachte ein Schuß. Was nun geschah, kann unmöglich im zehnten, ja nicht im fünfzigsten Teile der Zeit erzählt werden, in welcher es sich abspielte.

Der Vater Jaguar war von allen, welche auf das Nahen der Feinde warteten, der ruhigste gewesen. Er wußte, woran er war. Und dann, als der Häuptling der Abipones im Thale erschien und allen Cambas das Herz klopfte, bewahrte er dieselbe Ruhe. Er lehnte am Stamme eines Baumes und beobachtete durch das Gebüsch, welches er vor sich hatte, den Anmarsch der Feinde. Aber eben dieses Gebüsch, welches so dicht sein mußte, daß es ihn verbarg, verhinderte ihn, genau zu sehen. Er konnte die Gesichtszüge der einzelnen, oft sogar selbst ihre Gestalten, nicht erkennen. Er sah erst die Roten kommen, dann die weißen Reiter, und als hierauf der Zuzug stockte, weil der Gambusino, Perillo und Pellejo draußen geblieben waren, glaubte er, daß nun alle im Thale versammelt seien. Darum sagte er zu dem Lieutenant Verano: „Bleiben Sie stehen, bis ich wiederkomme. Sollte ich aber schießen, so können Sie mit Ihren Kugeln so viele Abipones niederstrecken, wie Ihnen beliebt.“

Er trat aus dem Gesträuch hervor, um sich nach dem Mittelpunkte der Feinde zu begeben. Zwar sah er in diesem Augenblicke erst den Gambusino mit seinen beiden Begleitern erscheinen; aber er konnte unmöglich wieder zurück. Verano aber hielt seine Zeit für gekommen. Er hob sein Gewehr, legte es an, zielte auf den Häuptling der Abipones und drückte ab. Der Schuß krachte und der Häuptling stürzte, durch den Kopf getroffen, am Wasser nieder. Eine halbminutenlange Pause des Entsetzens folgte; dann erhoben die Abipones ein Geheul, welches von den Wänden des Thales wiederhallte. Der Vater Jaguar wendete sich, als der Schuß hinter ihm krachte, blitzschnell um. Er sah den Lieutenant mit noch erhobenem Gewehre stehen und stand nach einigen raschen Sprüngen neben ihm.

„Schurke, Verräter, Mörder!“ donnerte er ihn an. „Ist das der Gehorsam, den ich von dir forderte!“

„Ich habe keinem Menschen zu gehorchen,“ antwortete der Mann trotzig.

„Auch Gott nicht, welcher den Mord verboten hat? Und du bist nicht ein einfacher, sondern ein Massenmörder!“

„Ich habe nur den Häuptling erschossen!“

„Nein, denn dein Schuß ist das Signal zu sechshundert andern. Horch!“

Von beiden Seiten des Thales krachten die Schüsse der Cambas unter den Bäumen hervor. Man sah die Abipones in Masse niederstürzen, und vorn am Eingange rief eine laute, donnernde Stimme: „Flieht, rettet euch! Ihr seid von allen Seiten umzingelt!“

Es war der Gambusino, welcher diese Worte mit solcher Stimme rief, daß sie über das ganze Thal hin schallten. Dann warf er sein Pferd herum und jagte hinaus. Antonio Perillo und der Kapitän Pellejo folgten ihm. Dies geschah, während der Vater Jaguar seine letzten Worte zu dem Lieutenant gesprochen hatte; darum fuhr er ergrimmt fort: „Schon sind wenigstens hundert tot, und dort entkommen diejenigen, die ich haben wollte und haben muß. Ich habe dir gesagt, wie ich einen solchen Mord bestrafen würde; du aber hast nicht auf meine Warnung gehört. Hier, nimm deinen Lohn!“

Er riß den Revolver hervor, hielt ihn dem Lieutenant blitzschnell an die Schläfe und drückte ab. Der Ungehorsame brach augenblicklich tot zusammen.

Dann warf der gewaltige Mann einen schnellen Blick über das Thal. Eben krachte eine neue Salve der Cambas, welche zehnfach gefährlich waren, weil sie von den Abipones nicht gesehen werden konnten und die letzteren stürzten zu zehn und zwanzig zusammen. Was sollte er thun? Den Gambusino und Antonio Perillo, auf welche es hier ankam, entkommen lassen oder hier bleiben, um dem Morden Einhalt zu thun? Da eben kam Geronimo mit den Seinen durch den Eingang gestürmt; das brachte ihn schnell zur Entscheidung. Er rannte auf eins der Abiponespferde zu, welche, von den Schüssen erschreckt, scheu im Thale herumrannten, und sprang auf. Zu gleicher Zeit mit ihm kam der alte Anciano mit geschwungenem Gewehre gesprungen, warf sich auf ein zweites und rief ihm dabei zu: „Señor, Antonio Perillo, der Mörder meines Inka, entkommt. Ich muß ihm nach, muß ihn haben!"

„Ich reite mit," antwortete er. „Halte dich zu mir!"

Sie jagten nebeneinander nach dem Eingange zu. Dort hielt der Vater Jaguar sein Pferd für einen Augenblick an und rief seinem Geronimo zu: „Hast du die drei fliehenden Reiter gesehen?"

„Ja. Wir konnten sie nicht halten, da wir keine Pferde hatten."

„Nach welcher Seite haben sie sich gewendet?"

„Nach links, vom Thale aus."

„Thu schnell dem Blutvergießen Einhalt! Der Kampf mag ruhen, wenigstens bis ich wiederkomme!"

Dann schoß er mit dem alten Anciano zwischen den beiden Felsen hindurch und riß sein Pferd nach links herum, wo er die Spuren der Flüchtigen im Grase sah.

Von dem Augenblicke an, wo der Gambusino seine Warnung ausgerufen und das Thal verlassen hatte, bis zum gegenwärtigen Moment waren höchstens zwei Minuten vergangen und doch waren die Gestalten der drei Reiter schon fast am nördlichen Horizonte zu sehen. So sehr beeilten sie sich und so groß war ihre Furcht vor dem Vater Jaguar!

„Wir holen sie nicht ein, denn wir haben fremde Pferde, welche nichts taugen," knirschte der Anciano.

„Wir holen sie ein, denn wir müssen sie haben. Gib deinem Gaul das Messer! Mag er immer sterben, wenn er dich nur bis zu ihnen trägt!"

Die beiden standen, um ihre Last zu verringern, mit vorgebeugten Oberkörpern hoch in den Bügeln und trieben ihre Pferde durch Schläge und Sporen an. Der Zwischenraum verringerte sich, aber nicht rasch genug. Da zog der Vater Jaguar sein Messer und stach seinem Pferde die Spitze desselben in das Fleisch. Er, der Tierfreund, welcher sich sogar hütete, einem Wurme Schmerzen zu bereiten, quälte jetzt das Pferd, um seinen Todfeind zu erreichen, den er so lange Jahre vergeblich gesucht hatte und nun wieder aus den Augen verlieren sollte. Anciano bediente sich desselben Mittels, und die armen Tiere strengten ihre Kräfte auf das äußerste an. Sie flogen nur so über den ebenen, grasigen Plan, parallel mit dem Rande des Waldes, welcher sich von dem Thale des ausgetrockneten Sees aus nach Norden erstreckte. Der Zwischenraum verringerte sich mehr und mehr und die Fliehenden verloren zusehends den Vorsprung, den sie gehabt hatten.

„Wenn man ihnen ihre Pferde unter den Beinen wegschießen könnte!" seufzte Anciano.

„Leichtigkeit!" antwortete der Vater Jaguar.

„Leichtigkeit? Ich halte es für unmöglich."

„So hast du mich noch nicht schießen sehen."

„Dann bitte ich dich dringend, es doch zu thun!"

„Fällt mir nicht ein!"

„Warum?"

„Weil es die größte Dummheit wäre, welcher ich mich schuldig machen könnte."

„Das begreife ich nicht. Wir könnten sie doch sofort festnehmen!"

„Nein, sondern sie würden uns gerade im Gegenteile entkommen. Sie würden sich zu Fuße in den Wald retten und dieser ist so dicht, daß wir die Verfolgung sogleich aufgeben müßten. Ich begreife überhaupt nicht, warum sie nicht schon längst die Pferde preisgegeben und sich in den Wald gerettet haben. So lange sie im Sattel bleiben, bin ich sicher, sie einzuholen. Wir müssen also versuchen, sie vom Walde abzubringen und in den offenen Campo hinauszutreiben."

Er hielt sein Pferd mehr nach links, bis er dicht am Waldesrande dahinjagte, und Anciano folgte diesem Beispiele. Da ereignete sich vor ihnen etwas, was nur wenige Augenblicke in Anspruch nahm und sie dennoch mit Grauen erfüllte.

Die drei Verfolgten ritten nämlich nicht neben, sondern in verschiedenen Abständen hinter einander. Der Hauptmann Pellejo war voran, denn er hatte das beste Pferd; dann kam Antonio Perillo, und endlich folgte der Gambusino, dessen Pferd am ermüdetsten war, weil es einen so schweren Reiter zu tragen hatte. Bei jedem mal, daß er sich umsah, bemerkte er, daß die Verfolger ihm wieder näher gekommen waren. Wenn das nur noch fünf Minuten so fortging, so hatten sie ihn eingeholt, denn er sah nicht nur, sondern er fühlte auch, daß ihn sein Pferd nur noch eine kurze Strecke zu tragen vermochte. Sollte er sich verloren geben? Nein! Lieber ein Menschenleben opfern! Er zog also sein Messer und stieß die Klinge desselben dem Pferde bis an das Heft in den Leib. Das verwundete Tier nahm seine letzte Kraft zusammen und jagte mit verdoppelter Geschwindigkeit weiter. Der Gambusino jagte infolgedessen an Antonio Perillo vorüber und holte dann den Hauptmann ein.

„Señor, Euer Pferd!" herrschte er diesen an. „Springt herab; ich muß es haben!"

„Was fällt Ihnen ein!" antwortete der Offizier. „Soll ich mich etwa fangen lassen?"

„Ich habe keine Zeit, mit dir zu verhandeln. Fahre hin, du Schwachkopf!"

Er hatte das Gewehr zu diesem Zwecke schon in der Hand gehalten und schoß Pellejo, ehe dieser sich zu wehren vermochte, eine Kugel in die Seite. Der Getroffene wankte, griff aufschreiend mit beiden Händen in die Luft, wollte sich vergeblich halten und stürzte vom Pferde. Der Gambusino hatte dasselbe im Nu beim Zügel, hielt an, schwang sich hinüber und jagte dann weiter.

„Haben Sie es gesehen?" rief Anciano dem Vater Jaguar zu. „Er hat seinen Gefährten erschossen!"

„Um zu dessen Pferd zu kommen. Es soll ihn aber nichts nützen, daß er einen Mord mehr auf sein Gewissen geladen hat." (Fortsetzung folgt.)

Der Kondor.

Der größte bekannte Raubvogel, der Riese unter den Geiern ist der Kondor. Der Name stammt von dem Worte cuntur der Inkasprache, womit die alten Bewohner Peru's diesen mäch-

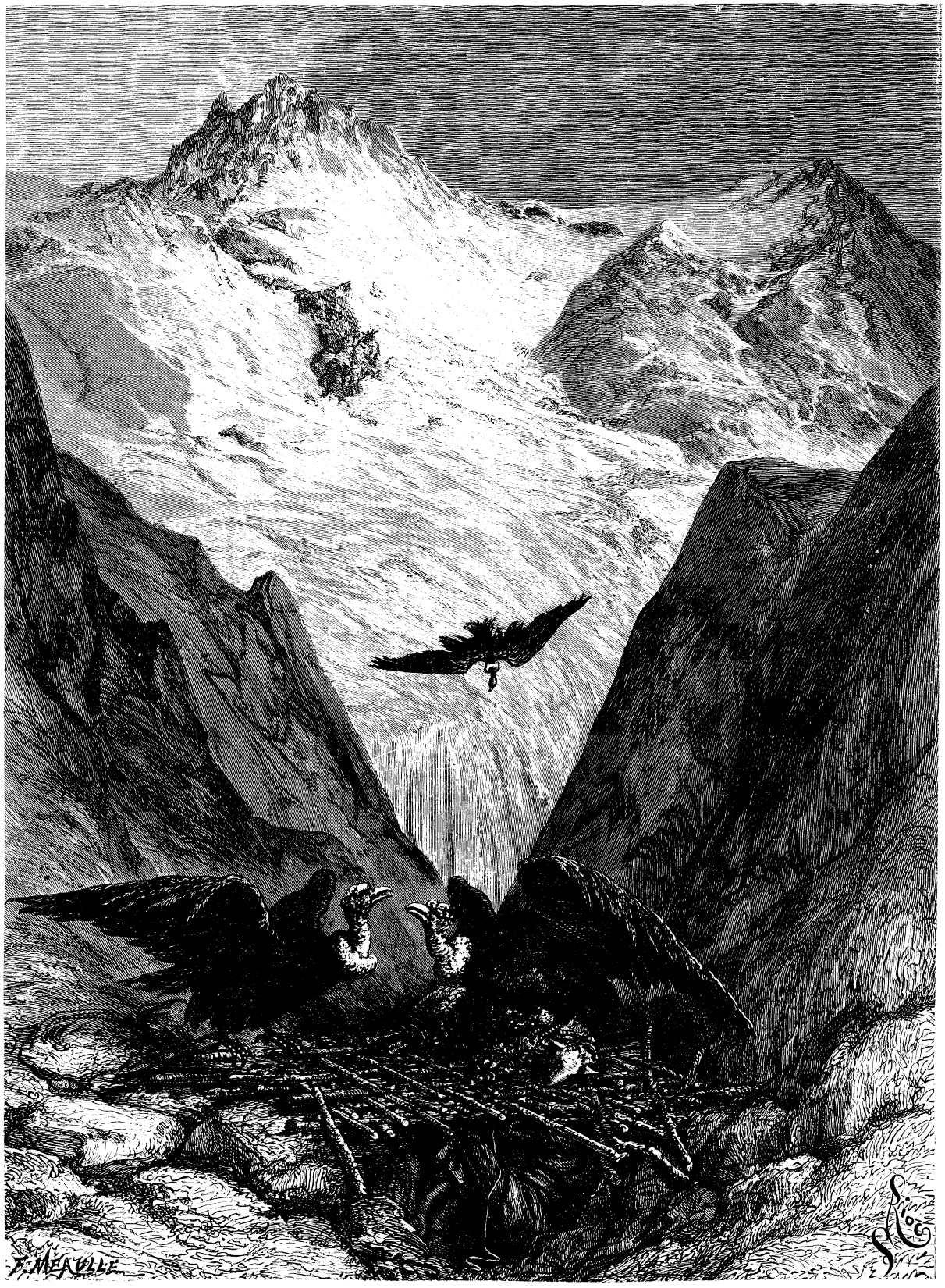
tigen, gefräßigen und gefürchteten Räuber ihrer Weidetiere bezeichneten. Der Kondor oder Greifgeier ist 1,2 m groß, erreicht die Schwere eines Hammels und mißt mit ausgespannten Flügeln nicht weniger als 4 m. Der nackte Kopf und Hals mit seinen Fleischzotteln ist schmutzigrot, der rote knorpelige Kamm, welcher den Kopf des Männchens krönt, ist doppelt so lang als hoch; der Hals wird unten von einem Federkragen aus weißen Dunen umgeben. Das Gefieder ist schwarz, schwach dunkelstahlblau glänzend, die Flügelfedern sind weißgerandet, endlich ganz weiß, nur noch an der Wurzel schwarz. Der Augapfel des sehr lebhaften Auges ist purpurfarben. Die längste der Krallen mißt 5 cm. Der Riesenvogel bewohnt in Gesellschaft des Lama die größte und höchste Gebirgskette der Erde, die Anden Südamerikas. Hier steht auf den unzugänglichsten Felsen der höchsten Bergrücken der Horst, der aber kaum ein Horst zu nennen ist, denn oft legt das Weibchen auf den nackten Boden seine zwei großen, auf gelblich-weißem Grunde braun besprenkelten Eier. Die Jungen kommen in einem graulichen Dunenkleide zur Welt, wachsen langsam und werden von den Eltern bei Gefahr mit großem Mute verteidigt.

Zweifach ist die Gestalt, in welcher sich der Kondor dem Menschen zeigt. Wenn er mit unsäglicher Gier über seine Beute herfällt, große Fetzen von Aas hinunterwürgt und im Kropfe aufspeichert, und dann vollgepfropft, kaum noch einer Bewegung fähig, stupide neben den Resten seines die Luft verpestenden Mahles hockt, so ist er nur der ekelhafte Aasgeier. Aber betrachtet man den Vogel, wenn er mit ausgebreiteten, fast bewegungslosen Schwingen sich in dem Luftmeer wiegt, oder, auf einer vorragenden Felsenspitze sich reckend, scharf ins Land hinein nach Beute späht, dann ist er ein stolzer, majestätischer Vogel, der König der Lüfte und Höhen. Wohin sonst kein lebendiges Wesen willkürlich gelangt, da schwebt der Kondor. Er vermag es, allein von allem, was da fliegt, über den höchsten Gipfeln der südamerikanischen Hochgebirge, selbst über dem Chimborasso, in Luftregionen von 7000 m Höhe zu schweben, und in wenigen Augenblicken sich mit sausendem Fluge hinabzusenken in die tiefen Andenthäler, so daß der Vogel unmittelbar aus den kalten in die heißen Regionen herabgelangt. Das Auge dieses Vogels, der aus der Wolkenhöhe herab ein in den Thälern liegendes verendetes Stück Vieh, oder ein lebendes Weidetier erspäht, muß die Begabung eines Fernrohres haben, auch darin, daß sich das Auge, sobald der Vogel sich auf seinen Fund herabstürzt, nahesichtig wird, ähnlich wie ein Fernrohr, welches man zum Erkennen näherer Gegenstände weiter auszieht.

Durch schnelles Wegräumen der Aeser stiftet der Kondor Nutzen, wiewohl er in dieser Beziehung durch die Gallinazos oder Aasgeier weit übertroffen wird, die deshalb im ganzen tropischen Amerika unter dem besonderen Schutz der Gesetze stehen; durch seine häufigen Räubereien unter den Kälbern, Schafen, Ziegen richtet indes der Kondor bedeutenden Schaden an, weshalb der Mensch ihm feindlich gesinnt ist. In einigen Gegenden tritt der gefiederte Räuber so häufig auf, daß er dem Aufblühen der Viehzucht hinderlich wird; namentlich ist er auf junge, frischgeworfene Kälbchen erpicht, weshalb man die Mutterkühe stets in der Nähe der menschlichen Wohnungen in einen mauerumhegten Hof treiben und sorgsam überwachen muß. Dem Menschen wird, nach der Versicherung der Indianer, der Raubvogel nicht gefährlich, wiewohl es ihm nicht an Mut und großer Körperstärke fehlt. Mit Leichtigkeit führt er ein junges Schaf mit sich in die Lüfte, läßt es hier, wenn es sich zu sehr sträubt, fallen, ergreift es schnell wieder und trägt es in die nackten, steilen Felsen. Dem erbeuteten Tiere hackt er zunächst die Augen aus und reißt hierauf eine Oeffnung in den Unterleib, um zu den Eingeweiden zu gelangen. Dabei frißt er sich oft so voll, daß er Mühe hat, den Aufflug zu gewinnen; in diesem Zustande wird er von seinen erbittertsten Feinden, den Hirten, mit dem Wurfriemen gefangen oder getötet. Man stellt ihm auch Fußeisen und Schlingen, wirft ihn mit der Steinschleuder, legt ihm vergiftete Köder oder fängt ihn mit den Wurfkugeln. Ihn zu schießen ist schwer, denn Rehposten gehen nicht durch die Federn, und selbst Kugeln, wenn sie schief anschlagen, bleiben ohne Wirkung. In Peru legt man auf die Erde eine ganz frisch abgezogene Ochsen- oder Pferdehaut, unter welcher sich ein Indianer versteckt, während ein andrer in einiger Entfernung im Hinterhalte lauert; durch den Anblick des blutigen Felles, an welchem noch einige Fetzen Fleisch hängen, herbeigelockt, läßt sich der Kondor auf demselben nieder, wird von dem Manne unter dem Hautversteck an den Füßen ergriffen und von dem andern mit einer Keule erschlagen. Eine ähnliche Fangart stellt unser Bild auf Seite 569 dar. Sie besteht darin, daß man eine Grube mit gekreuzten Stangen und grünen Zweigen bedeckt und darauf einen Köder legt, während ein mit starken Schnüren versehener Indianer unterhalb der Stangen in der Grube kauert. Indem nun die gierig herbeistürzenden Vögel sich bis zur Unbeholfenheit vollfressen, bindet der Indianer von unten ihre Fänge an die erwähnten Stangen, worauf ein Signal die im Hinterhalte lauschenden Gefährten des Jägers herbeiruft. Nun werden die gefesselten Vögel entweder mit großen Stangen totgeschlagen oder durch Ueberwerfen eines Mantels unschädlich gemacht und nach dem Dorfe getragen, um beim nächsten Stiergefecht Verwendung zu finden. Letzteres geschieht in der barbarisch grausamen Weise, daß man dem mit Lanzen blutig gestochenen Stier einen Kondor auf den Rücken bindet; der Raubvogel zerfleischt nun mit seinem Schnabel das gequälte Tier, wodurch dieses so lange in der Arena umherrast, bis es zusammenbricht und verendet.

Getreideernte auf einer großen Farm Nordamerikas.

In keinem Lande, selbst nicht in England, ist der Gebrauch landwirtschaftlicher Maschinen so ausgedehnt, wie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Nirgends gibt es auch so große zusammenhängende Getreidefelder wie hier. Daß mehrere hundert Hektare mit Weizen besäet sind, ist gar nichts Seltenes in den ungeheuren Ebenen dieses Landes, dessen Größe fast ganz Europa gleichkommt. Unabsehbar dehnen sich diese Riesenfelder in ihrer meerartigen Einförmigkeit aus, hin und wieder unterbrochen durch die Dächer der Farmen und die schnurgeraden Geleise der Eisenbahnen, mit ihren auf gleichmäßige Entfernungen abgeteilten Telegraphenleitungen. Zur Zeit der Ernte gewinnt aber das bisher so einförmige Bild wie durch einen Zauberschlag Leben. Dutzende von mit zwei Pferden bespannten Mähmaschinen fahren morgens in aller Frühe aus, ge-



Der Kondor.

folgt von einem Schwarm von Taglöhnern, und meist ist die wogende Flur am selbigen Abend schon in ein Stoppelfeld verwandelt, auf dem sich tausende von Garbenhaufen in regelmäßigen Abständen reihen. Einige Tage nachher kommen dann die Dreschmaschinen, die durch eine entsprechende Anzahl von Lokomobilen betrieben werden und zugleich mit Vorrichtungen zum Einsacken des Getreides versehen sind. Zu bestimmten Stunden fahren dann leere Güterzüge an und nehmen die Getreidesäcke auf, um sie nach einem der großen Getreidemärkte zu entführen, von wo aus ihre Versendung, sei es nach den Mühlen des Inlandes, oder nach den Ausfuhrhäfen stattfindet.

Der alte Stiefel.

Robert Dorn war armer Leute Kind, sein Vater ein Schuhmacher, der leider nicht all zu viele Kunden und daher nur geringen Verdienst hatte; seine Mutter suchte diesem Uebelstande so gut es ging abzuhelfen, indem sie nach jedem Verdienste griff, welcher sich ihr bot. Unter schwerer Arbeit und vielen Kümmernissen waren die beiden Leute verhältnismäßig früh gealtert und hatten nur eine Freude mehr im Leben — ihren Sohn.

Robert war in seiner Kindheit eben so aufgeweckten Geistes, als schwächlich an Körper. Seine unermüdliche Lernbegier, sein nie erlahmender Fleiß, trugen ihm ehrenvolle Schulzeugnisse ein und machten ihn zum Liebling seiner Lehrer; sein zierlicher Körper, sein schmales, blasses Gesicht deuteten aber auch nur zu sichtlich darauf hin, daß er nicht dazu geschaffen sei, hinter dem Werktische sein Leben zu verbringen. So war er denn zugleich das Glück und die Sorge seiner Eltern. Sie wußten recht gut, daß Robert nur unter den härtesten Entbehrungen den Weg werde zurücklegen können, zu welchem seine Lehrer rieten, den Weg nämlich zur Hochschule; sie wußten aber auch, daß Robert ganz dazu geschaffen war, große Schwierigkeiten zu überwinden. Die Eheleute Dorn entschlossen sich also dazu, ihrem Kinde jedes Opfer zu bringen, und so wurde denn aus dem armen Schustersohne ein Student, welcher Jahr für Jahr die Erwartungen, die man in ihn gesetzt, getreulich erfüllte, und der beste Sohn und der beste Schüler blieb.

Das kleine Häuschen, darin die Familie Dorn lebte, und über dessen Thor ein Stiefel aus Eisenblech an einer Stange baumelte, war trotz aller Armut, die da wohnte, doch ein Ort des Friedens und des Glückes. Alles an dem Gebäude war sauber und blitzblank, die kleinen Fensterscheiben flimmerten wie Spiegel in der Sonne. Ein Weinstock, so alt, als das Häuschen selbst es war, umarmte mit seinen Ranken das schmale Thor und beschattete den Sitz daneben, auf welchem schon so mancher Vorfahr der Dorns in der Vesperstunde vom Tagewerke ausgeruht hatte. Auch Robert saß manche liebe Stunde auf der altersschwarzen Bank und hatte da so manches Märchen aus dem Munde seiner Mutter und manch gutes, kluges Wort gehört, das sein Vater geredet.

Und saß er allein dort, so schaute er zum Brunnen hinüber, der seit viel hundert Jahren den Leuten erquickliche Labung bot — oder sah nach der Mauer hin, von welcher aus schon so mancher Feind abgewehrt und mit blutigen Köpfen heimgeschickt wurde; der Zahn der Zeit hatte ihr herb mitgespielt, sie war zerfallen, allerlei Grün sprießte auf den grauen Resten. Des Brunnens Plätschern und das feierliche Schweigen des uralten Steinwalles erzählten dem sinnigen Robert die ganze Geschichte seiner Vaterstadt, so meinte er wenigstens, wenn er diese beiden Wahrzeichen vor Augen hatte und an all das dachte, dessen Zeugen sie gewesen waren.

Eines Tages saß Robert wieder auf der alten Bank, aber nicht frohgemut wie sonst schauten seine Augen und auch sein sonst so freundliches Gesicht war traurig. Es war an einem Maimorgen. Alle Blüten hatten sich geöffnet und die Vögel jubilierten, und eben waren mehrere Wagen voll junger Burschen aus dem Thore gefahren. Unter Sang und Klang, unter Scherzen und Lachen, bekränzt und mit wehenden Fahnen zogen sie hinaus in das junge Grün, nur wenige waren daheim geblieben. Krankheit oder Armut hatte sie gehindert, mit ihren Kameraden den Tag im Walde draußen zu verbringen. Armut, ach ja, diese war auch bei Robert die Ursache gewesen, die ihn daheim hielt. Am Tage vorher war seine Mutter mit geheimnisvoller Eile an ihm vorübergeschlüpft, als er eben aus dem Gymnasium kam; sie hatte ihn nicht gesehen oder nicht sehen wollen, und erschrak, als er sie aufhielt.

„Mutter, wohin gehst du?“ fragte er, erstaunt darüber, sie verlegen zu sehen, und da hatte sie ihm nicht gleich etwas zu sagen gewußt. Er aber ahnte, was sie im Korbe trug und was sie damit beginnen wollte.

„Mutter, du gehst zum Trödler und willst ihm die alte Uhr verkaufen, damit ich morgen die Maifahrt mitmachen kann,“ sagte Robert, indem er ihre Hand ergriff und wehmütig lächelte.

Frau Dorn wurde böse, weil er ihr Beginnen erraten hatte und deshalb sagte sie ungeduldig: „Woher weißt du denn das? Wer sagt dir, daß die Uhr im Korbe ist?“

Robert lächelte. „Sie schlägt noch, und nicht wahr, Mutter, du verkaufst sie nicht um dieser Ursache willen. Ich bin kein Kind mehr und ich muß ja nicht alles haben.“

„Alles? O mein Liebling, du hast ja fast nichts von all dem, das den andern Freude bereitet,“ entgegnete schluchzend Frau Dorn ihrem Sohne. Es war gut, daß er sie in eine Nebengasse geführt hatte, denn nun war es mit ihrem Gleichmut vorbei. Robert tröstete sie, wiewohl ihm ihre Worte selbst das Herz schwer machten, denn sie waren nur allzu wahr. Der Vater empfing die beiden und war nicht wenig enttäuscht, als er erfuhr, daß aus seiner und seiner Frau Absicht nichts geworden sei. Robert aber versicherte seine Eltern, daß er sich gar nichts aus der Maifahrt mache und stellte die Uhr wieder an ihren Platz, mit der dringenden Ermahnung, daß sie nicht am Ende doch noch etwa zum Trödler wandere. Sonst, das wußte er, war nichts Ueberflüssiges im Hause, das ihm

die Liebe der Eltern zum Opfer bringen konnte.

Und nun war der Morgen gekommen, die Kameraden waren in ungebundener Heiterkeit vorübergefahren und er war unter der Thür gestanden und hatte ihnen mit sehnsüchtigen Blicken nachgeschaut; schließlich hatte er noch etwas recht Bitteres erlebt.

Grüße und Scherze waren zu ihm herübergeflogen und er hatte sie erwidert. Aus dem letzten Wagen aber klang ein böses Wort her: „Mußt den Stiefel hüten! Gelt! Darfst nicht mit. Sollst ihn schön wichsen, bis wir wieder kommen, hörst du?“ So spottete des Ratsherrn übermütiger Hans im Vorüberfahren.

Es ist keiner so klug, daß er eines bösen Narren Worte lächelnd hören könnte, und keiner so sanft, daß nicht Zornesglut darüber in seine Wangen stiege. Auch Robert glühte vor Scham und Zorn über die rohen Worte des Spötters. Warum, ach, warum war er auch nur eines armen Schusters Sohn! Es schien ihm das plötzlich ein Unglück, eine Schmach zu sein und er schämte sich zum erstenmal seiner armseligen Herkunft. Zornig sah er zu dem rostigen Stiefel auf, mit dem man ihn gehöhnt hatte und unwillkürlich erhob er den Arm, der freilich nichts erreichte, als die Eisenstange, an deren oberstem Teil der Stiefel hing. Dieser mußte es sich nun gefallen lassen, daß er derb geschüttelt wurde. Allerdings ließ der arme Bursche bald von seinem kindischen Beginnen und trat, rot im Antlitz und mit Thränen in den Augen, in den finsteren Flur zurück.

Er hörte es nicht mehr, daß die Küchenthüre rasch geschlossen wurde und er wußte nicht, daß seine Mutter bitterlich weinend dahinter stand und voll heißen Mitleidens seiner gedachte. Die arme Frau hatte alles gesehen und gehört.

Und nun finden wir Robert im traurigen Nachdenken auf der alten Bank. Mit der Tapferkeit und mit dem Zorne ist es vorbei. Es thut ihm weh, daß er von der Freude ausgeschlossen ist und noch mehr weh thut es ihm, daß man ihn deshalb verhöhnte. Traurigkeit trübt seine Augen so sehr, daß er es nicht wahrnimmt, wie ihm gegenüber ein alter Herr am Fenster steht und zu ihm herübersieht und lächelt, da der junge Bursche plötzlich seine Wange liebkosend an die früher so heftig gerüttelte Stange schmiegt und dazu mit schalkhaftem Lächeln zu dem eisernen Stiefel hinaufschaut.

Stunden vergehen. Warm liegen die Sonnenstrahlen in der alten Straße, die jetzt ganz menschenleer ist, weil jetzt jeder daheim beim traulichen Mittagstisch sitzt. Der alte Herr aber, der früher am Fenster gestanden hatte (er ist Arzt und der Bruder des Ratsherrn Jülich), der schickt sich eben an, sein Haus zu verlassen. Im Flur noch hält er an. Beim Schuster Dorn zeigt sich Wunderliches. Roberts schlanker Leib beugt sich aus dem Giebelfenster und seine weißen Studentenhände sind mit sonderbarer Arbeit beschäftigt. Hurtig führen sie den Pinsel über das halbverrostete Wahrzeichen seines väterlichen Hauses. Rasch wird der Stiefel mit schwarzer Oelfarbe bedeckt, die im hellen Sonnenlicht glänzt. Sorgfältig, sichtlich liebevoll beendet Robert sein Werk und verschwindet dann vom Fenster. Der Doktor geht lächelnd über die Straße und tritt in den Schusterladen.

„Guten Tag, Vater Dorn. Ganz allein heute, was? Ja, die junge Welt ist ausgeflogen.“ Mit diesen Worten begrüßt er den ehrsamen Meister, der ihn ehrerbietig empfängt und ihm mit einem Seufzer antwortet. „O nein, Herr Doktor, mein Robert ist zu Hause, er wollte nicht mit auf die Maifahrt,“ sagte er traurig, und bald weiß der gute, alte Herr, was gestern geschehen war. Auch wie sein Sohn verhöhnt wurde, erwähnt der gekränkte Mann, nur, daß er nicht sagt, wer das Heldenstücklein geleistet hatte. Dann sprechen die beiden von Roberts Zukunft und Vater Dorns Gesicht wird recht sorgenvoll, als er dieser gedenkt; der Doktor aber der lächelte und meint, daß sich doch wohl die Mittel finden würden, dem tüchtigen Burschen weiter zu helfen. Noch sprechen die beiden Männer, die nichts als das brave Herz miteinander gemein hatten, recht ernste Worte, da wird plötzlich die Thüre aufgerissen und Robert kommt in verlegener Hast herein. Er bringt die Mutter mit und man sieht es ihm an, daß er etwas auf dem Herzen habe.

„Nun, da hätten wir ja unsren braven Studenten,“ sagt freundlich der Doktor; Roberts Wangen flammten auf.

„Brav, nein Herr Doktor, das bin ich nicht, denn eben heute habe ich mich — zum ersten und zum letztenmal freilich — des Handwerkes geschämt, das mein lieber, guter Vater übt. Ihn deshalb um Verzeihung zu bitten, war meine Absicht. Es ist recht gut, daß Sie Zeuge davon sind, denn es beschämt mich mein Bekenntnis nun um so mehr und diese Strafe habe ich verdient. Vater! Mutter!“ setzt er reuig hinzu, „könnt ihr mir verzeihen?“

Der alte Dorn lächelt, die Frau wischt sich die Augen.

„Du warst immer ein guter Sohn,“ sagt Dorn „zudem hat mir's die Mutter erzählt, wie sie dich reizten.“ Und nun reicht er Robert die Hand und der sagt: „Vater, ich habe es gut gemacht, so weit ich konnte. Komm hinaus.“

Da sind sie denn alle miteinander vor das Haus getreten und schauten zu dem altehrwürdigen Zeichen hinauf, das in seinem neuen Kleide prangte, und da legte der Doktor seine Hand auf Roberts Schulter und sagte: „Ich habe alles gesehen und gehört. Ich habe auch in dein Herz geschaut und habe meine Freude daran gehabt. Aus solchen Handlungen erkennt man, was einer wert ist. Du bist immer deiner Eltern Freude gewesen, sei nun auch die meine. Von heute an bist du mein Schützling und so Gott will, ziehst du in wenig Jahren als mein Erbe und Nachfolger in das Doktorhaus ein.“

„Das — das hoffte Hans zu werden!“ stammelte verwirrt der junge Robert.

„Hoffte er's? Ei, dann hat er sich eben geirrt. Ich will meine Habe nicht in seinen Händen wissen; denn er ist kaltherzig und roh, das weiß ich schon lang, das habe ich auch heute wieder recht deutlich gesehen; zudem braucht er mein Geld nicht, er wird auch ohne dasselbe ein reicher Mann sein. So, und nun gehe ich. Du weißt, wie du daran bist. Der Doktor Jülich hat noch niemals sein Wort gebrochen.“

Noch starr vor Ueberraschung und Glück sahen ihm die drei nach, als er, um sich ihrem Danke zu entziehen, nach seinen letzten Worten schnell die Straße hinabschritt.

Als es Abend wurde, saß der gute Doktor aber neben Robert und dessen Eltern auf der Hausbank.

Noch heiterer, als sie ausgefahren, kamen die Gymnasiasten von dem Ausfluge zurück.

Wagen um Wagen rasselte durch das alte Thor.

Wieder war des Ratsherrn Jülich

Kutsche die letzte in der Reihe. Hans hatte das so angeordnet, denn es schien ihm vornehm, sich von den gaffenden Leuten recht lang erwarten zu lassen, auch wußte er, daß man die zuletzt Kommenden zum mindesten nicht über den Vorangefahrenen vergaß. Schon als der Wagen durch das Thor bog, schauten seine Insassen lachend nach dem Schusterhause. Hans Jülich, dem reichen Ratsherrnsohn zuliebe, zeigten sich auch dessen Fahrgenossen geneigt, Robert Dorn, der ihnen allen auf der Schule ein gefährlicher Nebenbuhler war, noch ein wenig zu ärgern.

„Der Stiefel! der Stiefel! er glänzt!" schrieen sie schon von weitem und näher kommend spottete Hans, der die Schustersleute vor der Thüre sah: „Ei! Er hat ihn ja wunderbar schön gewichst!"

„Ja! Und die Wichse kommt dich teuer zu stehen!" antwortete ihm des Doktors kräftige Stimme.

Der alte Herr hatte sich erhoben und sah finster auf Hans, dem plötzlich alle Lust zum Höhnen vergangen war.

Der Erbonkel, so nannte man den Doktor im Hause des Ratsherrn, hatte deutlich genug gesprochen, so deutlich, daß sein Neffe Hans ganz bleich und vernichtet auf seinen Sitz zurücksank. Er hatte seinen Onkel verstanden. Und während der Wagen weiterfuhr, wendete sich der Doktor zu Robert, der auch bleich vor Erregung neben ihm stand.

„So, der hat mich verstanden und ist's nicht der Fall, werde ich mich ihm noch deutlicher erklären," sagte der alte Herr ruhig, „und nun komme, mein Junge! Kommen Sie, Vater Dorn, wir wollen ein wenig vor die Stadt gehen, indessen die liebe Meisterin das Abendbrot richtet."

Als sie heimkehrten stand der Mond am Himmel und spiegelte sich im glänzenden eisernen Stiefel, der gar ernst und stolz über dem alten Hausthore hing. Aller drei Augen waren auf ihn gerichtet. Keines sprach ein Wort, aber ein frohes Lächeln lag auf ihren Gesichtern, als sie in freundliche Gedanken versunken in das kleine Haus traten, aus welchem seit heute die Sorge gewichen war.

Die Weltsprache.

Liebe junge Freunde! „Der Jugend gehört die Welt" sagt ein altes Sprichwort. Wenn dieses Wort aber früher schon Geltung hatte, um wie viel mehr muß es jetzt erst zur Wahrheit werden, nachdem die neuen Erfindungen uns die Welt geöffnet haben. Wie aber erst, wenn diese Erfindungen noch mehr vervollkommnet und vervollständigt werden, wenn an Stelle des Dampfes die Elektrizität tritt, wenn unser großer Erfinder Edison uns jetzt schon ankündigt, daß er zur Weltausstellung in Chicago einen elektrischen Motor erfunden, vermittelst dessen — die Elektrizität durch die Eisenbahnschienen geleitet — ein Eisenbahnzug in einer Stunde 100 englische Meilen zurücklegen kann?! — Hurrah! Dann fahren wir in wenigen Stunden nach Paris oder nach Berlin, nach St. Petersburg, Wien oder Konstantinopel! Ja, dann erfüllt sich das Sprichwort ganz: „Der Jugend steht die Welt offen," nach dem Eden dieser Erde zu streben, die Fortuna auf dem raschrollenden Glücksrade einzuholen, den Wissensdurst zu stillen und Gottes Allmacht in der Natur zu bewundern, in den Schöpfungen Gottes wie in den Schöpfungen der Menschen, denn sind nicht die Menschen selbst Geschöpfe Gottes und der schöpferische Menschengeist nur ein schwacher Abglanz jenes großen Schöpfungsgeistes, der Himmel und Erde und das ganze Weltall erschaffen hat?

Aber, meine lieben Freunde, besteht denn gar kein Hindernis mehr, die Welt „im Fluge zu erobern?"

O ja. Die größte Schranke, die dem Weltverkehr noch gesetzt ist, sie heißt: Sprachverschiedenheit. Wie, ruft da unser junger Freund Wilhelm: lernen wir nicht in unsern Schulen diese Schranken überspringen, indem wir französisch und englisch, manche auch noch italienisch und spanisch studieren? O ja, liebe Freunde, lernet nur recht fleißig zu, der Segen wird nicht ausbleiben, und schätzet euch glücklich, in der Lage zu sein, die höhern Schulen besuchen zu dürfen, was nicht jeder kann. Der Mensch hat nie genug gelernt und selbst der Weiseste lernt nicht aus. „Wissen ist Macht" und das höchste aller Erdengüter ist geistige Bildung. Aber glaubt ihr mit Französisch oder Englisch durch die ganze Welt zu kommen? Wohl werdet ihr mit der französischen Sprache in Frankreich und mit der englischen in England gut durchkommen, wenn ihr diese Sprachen in den betreffenden Ländern erst recht geübt habt, aber in andern Ländern sind es immer nur wenige Gebildete, die derselben mächtig sind und wie findet ihr diese, wenn euch sonst niemand versteht? Aehnlich ist das Verhältnis beim schriftlichen Verkehr. In der Schweiz spricht man viererlei, in Oesterreich siebenzehnerlei, in Rußland vierzigerlei, für die ganze Erde aber rechnet man achthunderterlei Sprachen. In dem kleinen kultivierten Europa existieren einhundertzehnerlei Alphabete und unser lateinisches Alphabet von 25 Buchstaben wird auf sechsundachtzigerlei Arten ausgesprochen. Welches Babylon! Wie viele Reisen, Geschäftsverbindungen und wissenschaftliche Korrespondenzen müssen demzufolge unterbleiben oder verteuert werden. Deutschland allein hat 1889 bei einer Ausfuhr von 4 Milliarden etwa 400 Millionen Mark bezahlen müssen für Dolmetscher und Zwischenhändler. Wie viele Vorteile müßte uns daher eine gemeinsame internationale Verkehrssprache bringen. In Anbetracht dessen hat uns nun ein Gelehrter, des Namens Schleyer, eine Weltsprache erfunden. Eine Weltsprache? Ja, liebe Kameraden! Viele von euch haben schon davon gehört, wohl auch viele noch nicht, nur wenige aber werden darüber völlig orientiert sein. Wollt ihr mir ein wenig folgen, so will ich euch die Sache kurz erklären, soweit dies der hier karg bemessene Raum gestattet. Die Idee einer Weltsprache ist nicht neu, sie existiert schon mehr als 200 Jahre, während schon im Altertum eine solche erwünscht wurde und die griechische und römische Sprache, sowie die lingua franca in gewissem Sinne schon Weltsprachen waren. Man bezeichnet gewöhnlich den großen Philosophen Leibniz als den Schöpfer der Weltsprachenidee, da er 1666 eine diesbezügliche lateinische Abhandlung herausgab. Nach diesem tauchten etwa 60 Weltsprachenversuche auf, die alle auf das Zeichen-, Zahlen- und Notensystem gegründet und deshalb schwierig zu erlernen waren. Erst unsrer jetzigen Zeit der Erfindungen war, gleichsam als Folge und Forderung derselben,

die Erfindung bezw. Ersinnung einer Allsprache vorbehalten, die von den ersten Fachgelehrten als die beste und brauchbarste Weltsprache, als eine der größten Erfindungen unsres Jahrhunderts und als die Krone unsrer internationalen Verkehrseinrichtungen erklärt wurde, es ist dies Volapük. Sein Ersinner, Pfarrer Joh. Mart. Schleyer, ist 1831 zu Oberlauda in Baden geboren und wohnt jetzt mit seinem Vater Hauptlehrer Phil. Schleyer in Konstanz a. B. Er war von Jugend auf ein Genie. Schon am Gymnasium zu Tauberbischofsheim zeigte sich sein außerordentliches Talent, verbunden mit großem Fleiß und Lerneifer. Trotzdem er täglich 4 Wegstunden zurückzulegen hatte, erhielt er jedes Jahr den ersten Preis und hat drei Klassen übersprungen. Auch seine poetische und musikalische Begabung zeigte sich hier schon in frühester Jugend. Später studierte er in Karlsruhe und 1852—1855 an der Universität in Freiburg Theologie, sowie auch Philologie, Philosophie, Geschichte 2c. Er ist nun ein vorzüglicher Dichter, Musiker und Sprachgelehrter. Er hat im ganzen 55 Sprachen studiert. Deshalb konnte er auch eine Weltsprache ersinnen, die von allen Menschen und von allen Völkern sehr leicht zum Sprechen und zum Schreiben erlernt werden kann. Aber, wendet mir da Freund Otto ein, warum denn eine ganz eigne Weltsprache schaffen und einführen, warum wird nicht die französische oder englische Sprache zur Weltsprache erhoben? Weil alle Natur- oder Nationalsprachen zu schwierig zu erlernen und auszusprechen sind, zufolge ihrer vielen Unregelmäßigkeiten in Grammatik, Orthographie und Aussprache, sonst wäre die französische Sprache schon längst Weltsprache. Volapük dagegen ist genial einfach, regelmäßig konsequent und logisch und sehr leicht zu erlernen. Schon viele haben es in drei Tagen oder innerhalb acht Lehrstunden zum Korrespondieren gebracht, oder in drei Monaten vollständig erlernt. Welche eminente Erleichterung liegt hierin. So könnte das Massensprachstudium und somit auch viel Geld, Mühe und Zeit erspart werden, die dann zu andern, nützlichern Zwecken besser verwendet werden könnte. Volapük hat sich übrigens schon über die ganze Erde verbreitet und zählt Millionen von Anhängern, wie aus der großen Weltsprachenlitteratur und aus den etwa 30 Weltsprachenzeitungen aller Länder hervorgeht.

Aber nun zur kurzen Erklärung der Grammatik, die namentlich unsre jungen

Karlchens Sparbüchse.

Wenn Mama das erborgte Kleingeld ersetzt.

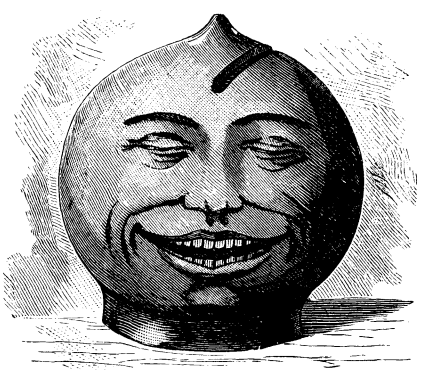
Wenn Großmama kommt.

Gymnasiasten und Sprachstudierenden lebhaft interessieren dürfte.

Volapük hat unser lateinisches Alphabet in Druck, Schrift und Aussprache, jedoch wird das c wie dsch, j wie sch und y wie j (und v wie w) ausgesprochen, denn Volapük hat für jeden Laut nur ein Zeichen und für jedes Zeichen nur einen Laut, man liest genau wie man schreibt. Der Ton ruht immer auf der Endsilbe, wie bei: General, Graveur. Das Alphabet heißt also: a e i o u ä ö ü b p d t v f h y g k l r m n s j c x z.

Volapük hat fast keine Artikel, keine Geschlechtswörter und keine Geschlechtsunterschiede. Die weiblichen Wörter werden durch die Vorsilbe ji gebildet, z. B. son der Sohn, jison die Tochter, (glät das Glas oder ein Glas). Vp hat nur eine Deklination und nur eine Konjugation. Die Deklination heißt: a e i, in der Mehrzahl wird immer ein s angehängt, z. B. man der Mann, mana des Mannes, mane dem Manne, mani den Mann, mans die Männer, manas der Männer, manes den Männern, manis die Männer, o mans o Männer. Mot die Mutter, mota, mote, moti. Buk das Buch, buka, buke, buki, buks, bukas, bukes, bukis. Die meist kurzen einsilbigen Stammwörter bleiben durch alle Abwandlungen unverändert.

Die Adjektiva oder Eigenschaftswörter haben immer die Endsilben ik, z. B. nat die Natur, natik natürlich, jön die Schönheit, jönik schön. Das Adverbium heißt o = natiko, natürlicherweise. Die Steigerung ist um und ün, z. B. jönikum schöner und jönikün der schönste, jöniküno auf die schönste Weise. Die Fürwörter heißen ob ich, ol du, om er, of sie, os es, on man, ok sich. Mehrzahl obs wir, ols ihr, oms sie männlich, oss sie weiblich, in der Abwandlung ob ich, oba meiner, obe mir, obi mich, obs wir, obas unser, obes und obis uns; ol, ola, ole, oli; oma, ome, omi — wie einfach und unverwechselbar.



Wenn Karlchens Geburtstag in Sicht ist.

Die Konjugation heißt a ä e i o u, im Passiv pa, pä, pe, pi, po, pu, z. B. Aktiv: san das Heil, asanob (sanob) ich heile, äsanob ich heilte, esanob ich habe geheilt, isanob ich hatte geheilt, osanob ich werde heilen, usanob ich werde geheilt haben. Passiv: pasanob ich werde geheilt, päsanol du wurdest geheilt, pesanom er ist geheilt worden, pisanof sie war geheilt worden, posanos es wird geheilt werden, pusanon man wird geheilt worden sein. Aorist oder Dauerform: aisanob ich heile immer. Verneinung: no sanos es heilt nicht. Partizipium: öl = sanöl heilend. Imperativ: öd = vobolöd du sollst arbeiten. Jussiv: öz = vobolöz arbeite. Konjunktiv: la, z. B. sagob-la ich möchte sagen, äsagob-la ich sagte, isagob-la ich hätte gesagt. Konditionalis: sagoböv ich würde sagen. Optativ: ös = penolös mögest du schreiben. In-

finitiv: ön = begön bitten, begöna des Bittens. Supinum: al, al kanön um zu können . . . .

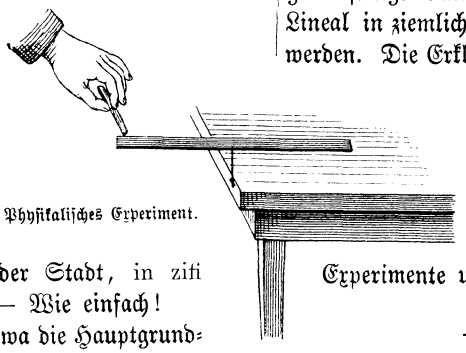
Die Zahlwörter heißen: bal 1, tel 2, kil 3, fol 4, lul 5, mäl 6, vel 7, jöl 8, zül 9, bals 10, balsebal 11; balid der erste, telik zweifach, kilna dreimal, a fol je vier, telön verdoppeln.

Die Vorwörter regieren alle den Nominativ, nur auf die Frage wohin den Akkusativ = in zif in der Stadt, in zifi in die Stadt. — Wie einfach!

Das sind etwa die Hauptgrundzüge der Grammatik. Denjenigen unter unsern jungen Lesern, welche sich über diesen Gegenstand eingehender zu unterrichten wünschen und genaueres über Volapük und seinen Erfinder, sowie über die ganze Weltsprachenbewegung wissen möchten, seien auf folgendes Büchlein empfehlend aufmerksam gemacht:

„Vollständiger wissenschaftlicher ‚Vortrag über Weltsprache', über ihre Nützlichkeit und Notwendigkeit, nebst Geschichte der Entwicklung, unter Anführung verschiedener Probleme, mit besonderer Berücksichtigung und grammatikalischer Erläuterung des Volapük," von John. Hummler, Prof. vpa. Zweite Auflage, 50 Seiten stark, in sehr schönem Umschlag, broschiert. Preis 50 Pfg. Zu beziehen durch John. Hummler, Saulgau, Württemberg (gegen Einsendung von 50 Pfg. in Briefmarken franko), oder durch Herm. Kitz, Verlagsbuchhandlung, Saulgau, sowie durch alle Buchhandlungen. Das Büchlein ist von sachverständigen Gelehrten sehr günstig beurteilt und zur allgemeinen Anschaffung und Verbreitung aufs wärmste empfohlen.

Physikalisches Experiment.



Physikalisches Experiment.

Daß durch eine warm geriebene Glas- oder Siegellackstange kleine Papierschnitzel abwechselnd angezogen und abgestoßen werden, darüber sind unsre lieben Kameraden sattsam unterrichtet. Daß man aber auf dieselbe Weise einen schweren Körper, etwa ein Lineal, in Bewegung setzen kann, dürfte weniger allgemein bekannt sein. Wir können das Experiment auf folgende Weise unternehmen: An einer Tischkante befestigen wir eine starke Nadel mit der Spitze nach oben. Auf diese Nadelspitze bringen wir das Lineal, so daß es frei balanciert. Durch Annäherung einer geriebenen Siegellackstange kann nun das schwebende Lineal in ziemlich rasche Drehung versetzt werden. Die Erklärung dieser Erscheinung werden sich unsre lieben Kameraden leicht zurecht legen können. Ein erneuter Beweis, daß sich mit den einfachsten Mitteln ganz interessante Experimente unternehmen lassen.

Mathematische Trugschlüsse.

XI.

Da $x = y$ ist, so ist auch $\sqrt{x} = \sqrt{y}$, also $\sqrt{x} - \sqrt{y} = 0$. Der Fehler im letzten Beweise bestand also darin, daß die Gleichung

(4) $(\sqrt{x} + \sqrt{y})(\sqrt{x} - \sqrt{y}) = \sqrt{x} - \sqrt{y}$

durch Null dividiert wurde.

Diesmal will ich beweisen, daß $3 = 2$ ist. Zu diesem Zwecke setze ich $x = 3$ und $y = 2$, also

(1) $x + y = 5$,

woraus sich

(2) $x = 5 - y$

und

(3) $x - 5 = -y$

ergibt. Multipliziere ich diese beiden Gleichungen miteinander, so erhalte ich

(4) $x(x - 5) = -y(5 - y)$

oder

(5) $x^2 - 5x = y^2 - 5 - y$.

Addiere ich nun auf beiden Seiten $\frac{25}{4}$, so wird

(6) $x^2 - 5x + \frac{25}{4} = y^2 - 5y + \frac{25}{4}$,

d. i.

(7) $\left(x - \frac{5}{2}\right)^2 = \left(y - \frac{5}{2}\right)^2$,

also

(8) $x - \frac{5}{2} = y - \frac{5}{2}$,

mithin

(9) $x = y$,

d. i.

$3 = 2$.

Füllrätsel.

	R			S	
	A			E	
	R			S	
	A			A	
	R			A	
	L			N	
	I			N	
	A			O	
	T			N	

Die leeren Felder sollen mit je einem Buchstaben ausgefüllt werden, so daß in den wagerechten Reihen durchaus sechsstellige Wörter entstehen.

Dieselben nennen aber in andrer Ordnung: 1. eine Bezeichnung für Volk, 2. einen Knabennamen, 3. eine griechische Göttin, 4. ein früheres Getreidemaß, 5. eine französische Stadt an der Rhone, 6. eine Pflanze, 7. den Erfinder eines bekannten Brotes, 8. ein Städtchen in der Nähe von Rom und 9. eine Stadt in Oesterreich. Die beiden senkrechten Mittelreihen nennen zwei Mädchennamen.

Logogriph.

Es ist ein großer Mann,
Wie keiner leugnen kann.
Steht rechts und links noch e,
So ist's ein großer See.

Auflösung des Rätsels in Nr. 40.

„Einen Doppellaut."

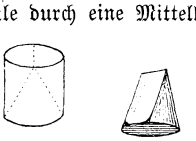
Auflösung des Schieberätsels in Nr. 40.

„Gellert, Lessing."

Helgoland
Petersburg
Lissa
Salisbury
Emilia
Granson
Bretagne

Auflösung der Ausschnittaufgabe in Nr. 40.

Schneide zunächst eine Walze, deren Grundfläche so groß ist wie der Kreis, die Höhe so groß wie das Quadrat. Die obere Endfläche teile durch eine Mittellinie in zwei



gleiche Teile und schneide von hier aus nach links und rechts nach dem Rande der Grundfläche herab. Der so erhaltene Körper wird, je nachdem man ihn hält, alle drei Oeffnungen ausfüllen.

Amerikanische Reklame.

Ein Schiffswrack zu einer riesigen Reklametafel umzuwandeln, diese großartige Idee ist dem Haupte des findigen Theaterdirektors Jonas aus Brooklyn entsprungen. Unlängst scheiterte infolge eines heftigen Sturmes ein großes Postschiff in der Nähe von Newyork, und als die Meereswogen später ebbten und sich allmählich zurückzogen, ließen sie am Strande die ungeheure Eisen- und Holzmasse, welche den Schiffskörper bildete, als Wrack auf dem Trockenen zurück. Am Tage nach der Katastrophe strömte halb Newyork und Brooklyn auf der Unglücksstätte zusammen. Starr vor Staunen beschaute das Publikum den Schiffsrumpf, der von oben bis unten mit Zetteln beklebt war, auf denen zu lesen: „Die Dramen des Meeres, sensationellste Sehenswürdigkeit! Das Theater zu Brooklyn wird, anknüpfend an die gestrige Schiffskatastrophe, heute abend das Seestück ‚The harbona light' (die Leuchtfeuer des Hafens) spielen." Jonas, der sich natürlich auch an der Küste herumtrieb, um die Wirkung seiner Reklame zu beobachten, rieb sich vor Vergnügen die Hände, als er sah, daß sein Streich gelungen sei, und trat auch wohl an den und jenen heran, indem er ihm zuflüsterte: „Großartig, nicht? Die Idee ist von mir." Jonas hatte sich die Reklame ein schönes Stück Geld kosten lassen, denn die Zettel waren noch während der Nacht von einigen kühnen, gut bezahlten Matrosen auf die Trümmer geklebt worden, als die Schiffsflanken noch vom Meere gepeitscht wurden; dafür hatte er aber die Genugthuung, sein Schauspielhaus am Abend bis auf das letzte Plätzchen besetzt zu sehen, obwohl die „Leuchtfeuer des Hafens" das Publikum nicht zu erwärmen vermochten.

Das Vermächtnis des Inka.

Von Karl May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers", „Geist der Llano estakata", „Kong-Kheon, das Ehrenwort", „Die Sklavenkarawane", „Der Schatz im Silbersee" u. a.

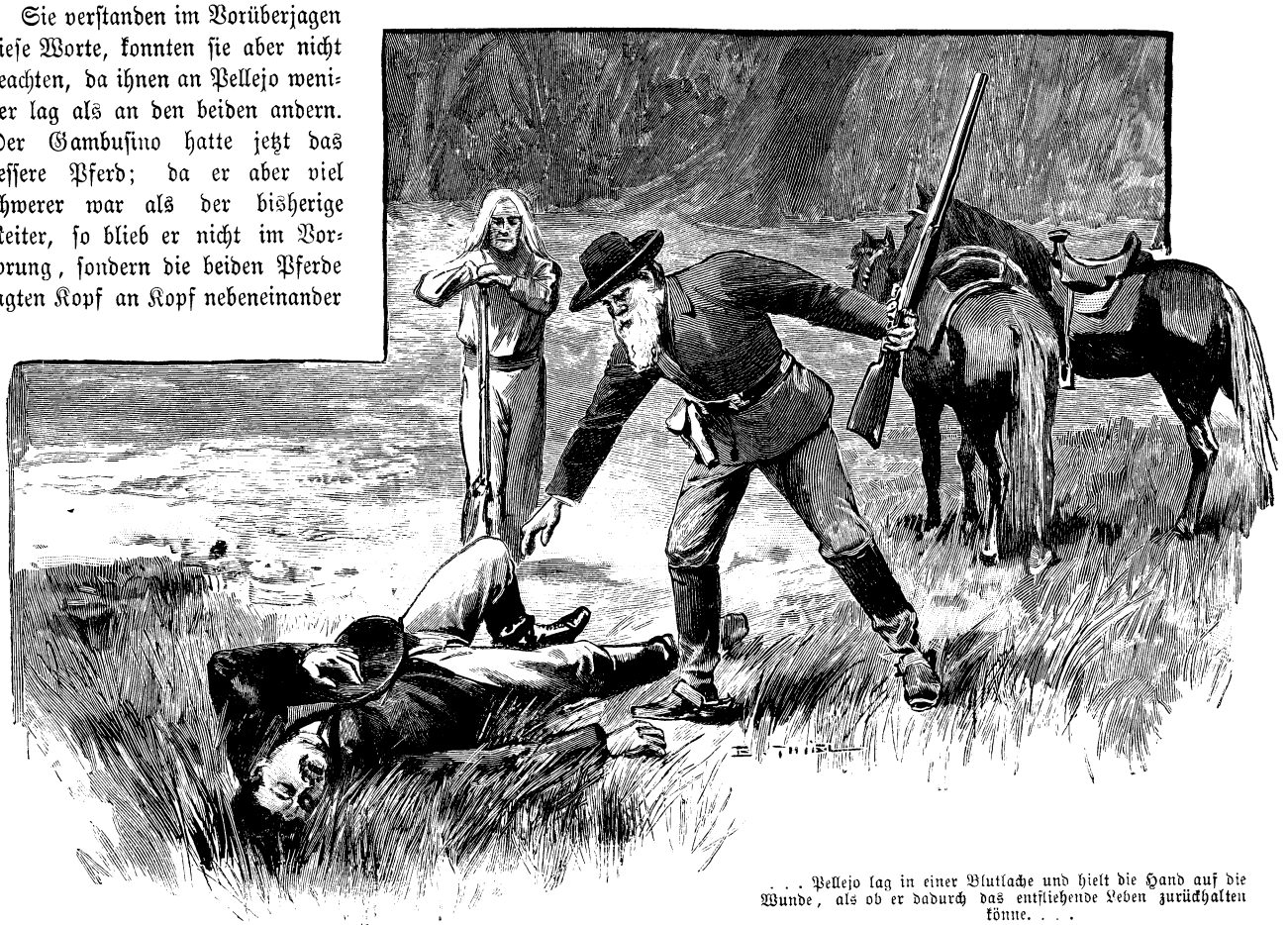
(Fortsetzung.)

Wenn Du hast Dein Wort gegeben
Dann laß lieber selbst das Leben,
Eh' Dir anklebt das Verbrechen
Nicht zu halten Dein Versprechen.
Heilig Wort und Handschlag halten,
Wie es war bei unsern Alten,
Daß ein Wort dem Schwure gleichet,
Jedermann zur Ehr' gereichet!

Sie erreichten jetzt die Stelle, an welcher Pellejo lag. Er war nicht tot und rief ihnen zu: „Ich kann Sie aufklären. Erbarmen Sie sich meiner!"

Sie verstanden im Vorüberjagen diese Worte, konnten sie aber nicht beachten, da ihnen an Pellejo weniger lag als an den beiden andern. Der Gambusino hatte jetzt das bessere Pferd; da er aber viel schwerer war als der bisherige Reiter, so blieb er nicht im Vorsprung, sondern die beiden Pferde jagten Kopf an Kopf nebeneinander hin. Jetzt sah er sich wieder um und erschrak.

„Cascaras!" schimpfte er grimmig. „Die Schufte sind uns auf den Fersen und wollen uns vom Walde abbringen. Ich habe den Kapitän vergeblich getötet, denn wir müssen in den Wald, sonst sind



. . . Pellejo lag in einer Blutlache und hielt die Hand auf die Wunde, als ob er dadurch das entfliehende Leben zurückhalten könne. . . .

wir verloren. Stecke alles, was du in den Satteltaschen hast, zu dir und dann herab von den Pferden und ins Gesträuch hinein!"

Perillo sagte kein Wort, denn er wußte, daß der andre recht hatte. Sie leerten die Satteltaschen, lenkten ihre Pferde schräg dem Walde zu, sprangen, als sie diesen erreicht hatten, ab und jagten in das Dickicht hinein. Perillo wollte rasch tiefer eindringen; der Gambusino aber hielt ihn am Arme zurück und gebot: „Bleib! Hier sind wir so sicher wie in Abrahams Schoß. Meinst Du, daß dieser Vater Jaguar sich heranwagt und unsern Kugeln aussetzt? Dazu ist er viel zu schlau. Nur ein unerfahrener Knabe könnte das thun."

Sie standen also hinter dem vorderen Gebüsch, hielten ihre Gewehre schußbereit und lauschten angestrengt zurück, ob sie die Nahenden sehen oder hören würden. Sie bekamen aber nichts zu sehen und es blieb draußen so still und ruhig, als ob kein Mensch da vorhanden sei.

„Siehst du, daß ich recht habe," meinte der Gambusino. „Sie hüten sich sehr, heranzukommen."

„Dann scheinen wir gerettet zu sein. Ich begreife überhaupt nicht, warum wir uns so einschüchtern ließen; wir waren drei Personen und sie nur zwei. Sie konnten sich auch draußen nicht an uns wagen, denn wenn sie in Schußweite herangekommen wären, hätten wir sie von den Pferden schießen können."

„Das sagst du, weil du diesen Vater Jaguar nicht kennst. Er besitzt nicht nur so außerordentliche Körperkräfte, daß selbst ich im Ringkampf mit ihm unterliegen würde, sondern ist auch der beste Schütze, den ich kenne. Man hat nie gehört, daß er einen Fehlschuß gethan hat und damals, als ich ihn kennen lernte, war seine Büchse als die weittragendste bekannt. Er hat sie jedenfalls noch. Hätten wir ihn draußen erwartet, so wären wir von seinen Kugeln viel eher erreicht worden, als er von den unsrigen. Das ist so sicher, daß ich es beschwören kann. Es gab für uns nur den einen Rettungsweg, den wir auch eingeschlagen haben, nämlich uns hier in den Wald zu flüchten, in welchen er uns nicht folgen kann, da wir da vollständige Deckung haben und jeden Feind, welcher seine Annäherung durch das dabei unvermeidliche Geräusch verraten müßte, niederschießen würden."

„Du magst recht haben. Wir können hier ruhig abwarten, bis die beiden Kerls sich entfernt haben und reiten dann weiter."

„Weiterreiten? Darauf müssen wir verzichten."

„Wieso?"

„Weil wir keine Pferde haben werden."

„Sie stehen doch draußen! Wir sehen sie von hier. Sie sind, als wir absprangen, nur eine kleine Strecke weiter gelaufen."

„Das weiß ich wohl, denn ich sehe sie ebenso gut wie du. Aber denke ja nicht, daß der Vater Jaguar so dumm sein wird, sie uns zu lassen. Wir werden den größten Teil des weiten Weges nach der Barranca del Homicidio zu Fuße zurücklegen müssen. Horch! Da siehst du, daß ich recht gehabt habe."

Es waren nämlich draußen soeben zwei Schüsse gefallen, worauf die beiden Pferde, von den Kugeln Hammers getroffen, tot niederstürzten. Der Gambusino hatte den Vater Jaguar ganz richtig beurteilt. Dieser letztere wußte ganz genau, wie er unter den gegenwärtigen Verhältnissen zu handeln hatte. Als die beiden Flüchtlinge von ihren Pferden sprangen und im Walde verschwanden, hatte der alte Anciano fröhlich ausgerufen: „Sie sehen ein, daß wir sie einholen werden und verstecken sich in den Büschen. Jetzt haben wir sie. Wir müssen ihnen nach, schnell hinter ihnen her!"

Er wollte sein Pferd zu möglichst noch größerer Eile antreiben, um die Stelle, an welcher die beiden verschwunden waren, schnell zu erreichen; aber Hammer, welcher eng neben ihm ritt, griff ihm in die Zügel, und es gelang ihm, die Pferde nach einigen Sätzen anzuhalten.

„Was fällt dir ein!" sagte er. „Willst du direkt in den Tod reiten? Wir müssen anhalten."

„Anhalten?" fragte der Alte erstaunt. „Dann entgehen sie uns ja! Sie werden trotz der Dichtheit des Waldes so tief in denselben eindringen, daß es uns unmöglich ist, sie zu finden."

„Nein, das werden sie nicht. Ich wette, sie sind am Rande des Gebüsches stehen geblieben, um uns, mit den Gewehren in den Händen, zu erwarten. Wenn wir uns ihnen nähern, bekommen wir ihre Kugeln."

„Das ist wahr, Señor; daran dachte ich nicht. Aber sollen wir diese Halunken entkommen lassen?"

Der Vater Jaguar antwortete nicht sofort. Sein Gesicht nahm den Ausdruck grimmiger Entsagung an. Er blickte eine Weile finster vor sich nieder und sagte dann, indem das zornige Knirschen seiner Zähne zu hören war: „Es bleibt uns wohl nichts andres übrig, als unverrichteter Sache zurückzureiten."

„Aber ich will und muß diesen Antonio Perillo, diesen Mörder haben!"

„Und ich will und muß den Gambusino erreichen; aber wenn wir uns zur Unvorsichtigkeit hinreißen lassen, werden sie uns bekommen, anstatt wir sie."

„Gibt es denn kein Mittel, keinen Weg, Señor? Sie sind so erfahren, so listig. Sie sind niemals um eine Auskunft verlegen. Sollten Sie gerade jetzt, wo es sich um alles handelt, wo wir schon so nahe am Ziele waren, von Ihrem Scharfsinne verlassen werden?"

„Nein, doch nicht so ganz, wie du denkst," antwortete Hammer, indem sein Gesicht sich wieder aufzuheitern begann. „Wir müssen sie laufen lassen, aber doch nur einstweilen. Wir kennen den Ort, an welchem sie sich jetzt befinden, und werden ihrer Fährte folgen."

„Aber dies können wir doch nicht jetzt, sondern erst später thun!"

„Allerdings. Jetzt müssen wir nach dem Thale zurückkehren, wo meine Anwesenheit zunächst notwendiger sein wird als hier."

„Dann kommen die beiden Schurken hervor, setzen sich auf ihre Pferde und reiten davon, sie erhalten dadurch einen Vorsprung, welchen wir nicht einholen können."

„Sie werden nicht reiten können, sondern gehen müssen. Dafür sorge ich jetzt."

Er legte sein Doppelgewehr an und richtete es nach der Stelle, an welcher die Pferde der Flüchtlinge standen. Die beiden Kugeln trafen so genau, daß die Tiere sofort niederstürzten. Dann fuhr er fort, indem er gleich wieder lud: „Uebrigens ist es vielleicht gar nicht nötig, daß wir ihren Spuren mühsam folgen. Hast du gehört, was Hauptmann Pellejo uns zurief, als wir an ihm vorüberjagten?"

„Ja."

„Er scheint in die Pläne seiner Kumpane eingeweiht zu sein und wird sich rächen wollen, indem er sie uns verrät. Vielleicht ist er nicht zu Tode getroffen. Wenn er noch lebt, werden wir vielleicht

Wichtiges von ihm hören. Laß uns also umkehren."

Er wendete sein Pferd um, ohne noch einmal zurückzublicken. Anciano aber folgte ihm nicht eher, als bis er die Faust drohend gegen die Stelle geschüttelt hatte, an welcher die entkommenen Feinde zu vermuten waren. Er, der sonst so ruhige und bedächtige Greis, zitterte fast vor Grimm darüber, daß die erst so viel versprechende Verfolgung ein solches Ende genommen hatte.

Als sie sich im Galoppe der Stelle näherten, wo Pellejo vom Pferde gestürzt war, sahen sie, daß er seinen Oberkörper mühsam erhob und ihnen zuwinkte. Er lebte also noch. Sie hielten bei ihm an und stiegen von ihren Pferden. Er lag in einer Blutlache und hielt die Hand auf die Wunde, als ob er dadurch das entfliehende Leben zurückhalten könne. Der Vater Jaguar sah es seinem todesbleichen Gesichte und den schon starr werdenden Augen an, daß jede Hilfe hier vergeblich sei; dennoch kniete er bei dem Verwundeten nieder und schnitt die Kleidung desselben auf, um die Wunde zu untersuchen.

„Geben Sie sich keine Mühe, Señor," sagte Pellejo mit schwacher Stimme. „Ich fühle, daß die Kugel im Leben sitzt. Haben Sie gesehen, daß ich von dem Gambusino meuchlerisch vom Pferde geschossen wurde?"

„Ja. Er, der Ihr Verbündeter war, ist zum Mörder an Ihnen geworden. Ich sehe, daß es keine Rettung für Sie gibt. Sie haben nur noch wenige Minuten zu leben. Wollen Sie Ihr Gewissen erleichtern? Haben Sie einen Wunsch, den ich Ihnen vielleicht erfüllen kann?"

„Einen Wunsch — — —? Ja!" antwortete der Gefragte, indem sein Auge für einige Sekunden neues Leben bekam.

„So teilen Sie ihn mir mit!"

„Rache!"

„An dem Gambusino?"

„Ja. Rächen Sie meinen Tod, Señor!"

„Ich will es thun. Auch ich habe eine schwere Rechnung mit dem Gambusino und werde den an Ihnen begangenen Mord dazu addieren. Aber unterstützen Sie mich. Kennen Sie die Pläne dieser beiden Männer."

„Ja," antwortete Pellejo, indem er die Hand wieder auf die Wunde drückte, um das Blut aufzuhalten und so einige Minuten länger leben zu können. „Meine Augenblicke sind gezählt, aber sie werden ausreichen, Ihnen mitzuteilen, was ich erlauscht habe. Der Gambusino und Perillo wollten durch den jetzigen Kriegszug und das darauf folgende Pronunciamento reich werden. Sie hofften, reiche Beute zu machen. Darauf müssen sie nun verzichten. Dafür aber wollen sie sich den gewünschten Reichtum nun aus den Bergen holen."

„Ach! Kennen Sie den Ort?"

„Ja. Er liegt in der Nähe der Salina del Condor."

„Kennen Sie den Namen?"

„Ich kenne ihn; aber ich bin schon so schwach, daß — daß ich mich erst noch besinnen muß."

„War es vielleicht die Barranka del Homicidio?"

„Ja, ja, die war es!" antwortete der Sterbende lebhafter als bisher.

„Soll es denn dort Schätze geben?"

„Große Reichtümer aus der Inkazeit!"

„Woher weiß das der Gambusino?"

„Antonio Perillo erzählte es ihm. Dieser hat einen Indianer belauscht, der in einer Vollmondnacht in die Barranka stieg und am nächsten Morgen mit Kostbarkeiten beladen wieder herauf kam."

„Wann ist das gewesen?"

„Das weiß ich nicht, denn es wurde nicht mit erwähnt."

„Hat Perillo denn die Kostbarkeiten gesehen?"

„Nicht nur gesehen. Er ist dem Indianer nach und hat ihn ermordet, um ihn zu berauben. Sogar seine Kopfhaut hat er mitgenommen."

Der alte Anciano hatte geschwiegen; jetzt ließ er einige dumpfe, unverständliche Worte hören. Der Vater Jaguar fragte weiter: „Ist Perillo später wieder in der Barranka gewesen?"

„Ja. Er hat nach den Schätzen gesucht, aber nichts gefunden. Nun will er jetzt mit dem Gambusino hinauf, weil dieser erfahrener und scharfsinniger ist."

„Sie wissen das genau?"

„Ganz genau. Ich hörte es von ihnen selbst. Ich belauschte sie gestern, ohne daß sie es ahnten und — — —"

Er hatte nur in kurzen Absätzen gesprochen und die Worte oft einzeln und mühsam hervorgestoßen; seine Stimme war dabei immer schwächer geworden. Jetzt riß es ihm mitten in der Rede die Hand von der Wunde weg; er bäumte sich mit einem gurgelnden Schrei empor und sank dann wieder nieder. Seine Augen schlossen sich; er röchelte leise und immer leiser; seine Glieder streckten sich in krampfhaften Zuckungen aus — — er war tot.

„Vorüber!" sagte der Vater Jaguar indem er sich aufrichtete. „Er war ein Empörer, ein Verräter und hat hier den gerechten Lohn gefunden. Seine letzten Worte sind von der größten Wichtigkeit für uns."

„Ja," nickte Anciano ernst. „Sie bestätigen, daß Antonio Perillo der Mörder meines Herrschers ist. Wäre bisher ein Irrtum möglich gewesen, so könnte nun jetzt keine Rede mehr von einem solchen sein. Der Thäter ist mir heute entkommen; aber ich werde mich wie ein Hund auf seine Fährte legen und weder am Tage noch des Nachts ruhen, bis ich ihn ergriffen habe."

„Was seine Fährte betrifft, so werden wir dieselbe nicht berücksichtigen. Es würde vielmehr ein großer Fehler von uns sein, wenn wir uns auf eine so langwierige und mühsame Suche begeben wollten, während wir doch nun ganz genau wissen, wohin sich die beiden wenden werden. Da wir erfahren haben, daß die Barranca del Homicidio das Ziel ihrer Wanderung ist, brauchen wir ja nur dorthin zu reiten, um sie dort zu erwarten."

„Aber wenn sie eher dort ankommen als wir?"

„Das steht nicht zu erwarten, weil sie keine Pferde haben."

„Sie können aber durch irgend einen Zufall zu zwei Tieren kommen!"

„Wenn wir uns mit allen möglichen Zufällen abgeben wollten, so wäre es am besten, wir ließen sie gleich laufen und bekümmerten uns gar nicht mehr um sie. Unter hundert ist auf neunundneunzig zu wetten, daß wir eher dort ankommen als sie, und danach handeln wir. Sollte aber keiner der neunundneunzig Fälle, sondern nur gerade der hundertste eintreten, so trifft uns keine Schuld, wir haben unsre Pflicht gethan und es ist selbst dann noch immer die Möglichkeit vorhanden, daß wir dennoch unsern Zweck erreichen. Brechen wir also nach dem Thale auf!"

„Was thun wir mit dieser Leiche?"

„Unter andern Umständen würde ich sie hier an Ort und Stelle begraben; jetzt aber habe ich keine Zeit dazu. Wir wissen nicht, was während unsrer Abwesenheit geschehen ist, und haben also keine Zeit zu verlieren. Das Pferd nehmen wir natürlich mit."

Das Pferd, welches der Gambusino geritten und dann aufgegeben hatte, war vor Ueberanstrengung gestürzt und eine Weile wie tot liegen geblieben. Nun aber hatte es sich wieder aufgerafft und fraß von dem Grase, welches hier ziemlich üppig stand. Der Vater Jaguar fing es leicht ein und untersuchte es. Er erkannte, daß es sich bei einiger Ruhe und Schonung sehr wahrscheinlich wieder erholen würde, und band daher die Zügel desselben mit denen des seinigen zusammen.

Indessen hatte der alte Anciano sich an der Leiche des Hauptmannes zu schaffen gemacht. Dieser hatte Waffen und verschiedene andre brauchbare Gegenstände bei sich getragen, von denen vorauszusetzen war, daß der Gambusino und Perillo sich ihrer bemächtigen würden. Darum nahm der Alte sie lieber zu sich. Darauf bestiegen sie ihre Pferde wieder und kehrten nach dem Thale des ausgetrockneten Sees zurück.

Als sie dort ankamen wurden sie von einer Cambasschar empfangen, welche den Eingang des Thales zu beaufsichtigen hatte. Der „harte Schädel" befehligte sie. Von dem Vater Jaguar befragt, wie es im Thale stehe, antwortete dieser: „Es steht gerade so, wie wir erwartet haben, Señor. Wir sind Sieger geblieben."

„Das versteht sich ganz von selbst, denn uns zu besiegen, war für die Abipones gar keine Möglichkeit vorhanden. Wenn ich fragte, so geschah es um dieser letzteren willen. Ihr habt nach meiner Entfernung doch nicht wieder geschossen?"

„Noch einigemal, Señor."

„Warum?" fuhr Hammer auf. „Das ist der reine Mord!"

„Sie waren und sind unsere Feinde und hätten uns, wenn sie Sieger geblieben wären, bis auf den letzten Mann getötet."

„So müßt ihr sie ja fast alle erschossen haben! Ich befahl doch Geronimo, dem Morden Einhalt zu thun. Komm, Anciano, wir wollen sehen!"

Die beiden ritten durch den Eingang in das Thal. Was sie da sahen, war für einen christlichen Sinn weit mehr als nur betrübend. Die Cambas, welche vorher unter den Bäumen verborgen gewesen waren, hatten ihre Verstecke verlassen, um ihren Gegnern sich und ihre Uebermacht zu zeigen. Sie hatten, jetzt vor den Bäumen sitzend und ihre Waffen noch immer bereit haltend, den ganzen Rand des Thales rundum eingenommen. Rechts, wo vorher der Vater Jaguar postiert gewesen war, befand sich jetzt Geronimo mit seinen weißen Gefährten. Doktor Morgenstern und sein Fritze waren auch dabei.

Die Abipones befanden sich noch am Ufer des kleinen Sees; sie wagten es nicht, einen Vorstoß zu unternehmen, und hatten ihre Toten und Verwundeten zusammengetragen. Der Augenschein lehrte, daß wohl mehr als die Hälfte von ihnen gefallen waren. Das erregte den Zorn des Vater Jaguar. Er galoppierte zu Geronimo hin, schwang sich aus dem Sattel und fragte in scharfem Tone:

„Wie kommt es, daß ich so viele Leichen sehe, von den Verwundeten gar nicht zu sprechen? Ich hatte dir doch gesagt daß bis zu meiner Rückkehr nicht mehr geschossen werden sollte!"

„Ich trage nicht die Schuld, daß es anders gekommen ist," antwortete Geronimo. „Man gehorchte mir nicht, und ich habe geradezu drohen müssen, ehe man Einhalt that."

„Dann wollen wir den Uebriggebliebenen wenigstens nicht die härtesten Bedingungen stellen. Leider hat Lieutenant Verano den Oberhäuptling der Abipones erschossen; wir werden also mit den Unterhäuptlingen zu verhandeln haben. Sende einen Boten an sie! Sie mögen zu mir kommen. Ich sichere ihnen freies Geleit zu. Aber ohne Waffen müssen sie sein."

(Fortsetzung folgt.)

Frettchen und wilde Kaninchen.

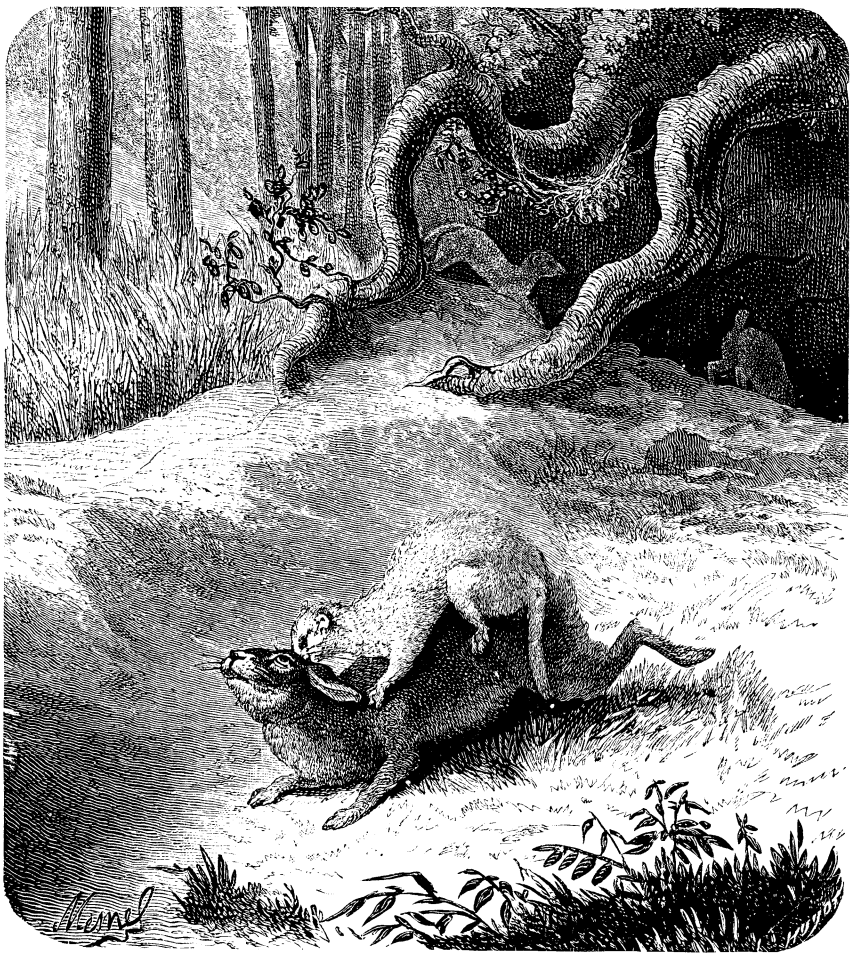
„Eene jut jebratene Jans is eene jute Jabe Jottes!" sagt der echte Berliner, mit gleichem Recht sagt er aber auch: „Een jut jebratenet Karnickel is ooch nich ohne!" Der Berliner weiß also sehr wohl, was gut schmeckt. Ja, so ein Kaninchenbraten ist ganz gut, wie aber sich einen solchen verschaffen! Die Zucht der Kaninchen ist eben nicht jedermanns Sache, verschiedene Umstände gestatten dieselbe nicht, am allerwenigsten kann sich der, welcher zur Miete wohnt, eine Kaninchenzucht anlegen, und anderweitig Kaninchen zum Verspeisen kaufen, das ist sehr teuer. Es darf uns daher nicht Wunder nehmen, daß findige Leute ihr Augenmerk auf die massenhaft fast allerwärts vorkommenden wilden Kaninchen (Lepus cuniculus) geworfen haben, und sich diese auf mannigfache Weise zu verschaffen wissen.

Von den verschiedenen Jagdmethoden, welche gegen das wilde Kaninchen in Anwendung gebracht werden, ist wohl die mittels des Frettchens (Mustéla Furo L), eines argen Verfolgers unsres langgeöhrten Freundes und Vetters derer von Lampe, am interessantesten.

Da die wilden Kaninchen in der Umgegend von Berlin sehr häufig sind und deren Fortfangen nicht ungern gesehen wird, indem sie infolge ihrer starken Vermehrung für die Land- und Forstwirtschaft zur wahren Plage werden, so hatte ich wiederholt Gelegenheit, der Jagd auf wilde Kaninchen beiwohnen zu können. Wir fuhren mittels Vorortzug am Vormittag in das betreffende Jagdrevier. Hier angekommen wurden die Baue der Kaninchen aufgesucht, was eben keine Schwierigkeit macht; schwieriger ist es, alle Aus- resp. Eingänge des Baues aufzufinden, deren bisweilen zwanzig an der Zahl in einen Bau führen. Es muß daher ein größerer Umkreis abgesucht werden, um alle Röhren bis auf eine verstopfen zu können. Der offengelassene Ausgang wird nun mittels eines festen Netzes umstellt. Bisweilen läßt man auch je nach der Zahl der an der Jagd teilnehmenden Personen mehrere Röhren offen und umstellt diese mit Netzen. Mitunter werden auch die Netze für überflüssig gehalten; es stellen sich dann gewöhnlich an jedem der offen gelassenen Ausgänge zwei mit Knitteln bewaffnete Jagdteilnehmer auf, bereit, die aus den Röhren herausjagenden Kaninchen zu erschlagen, welches Verfahren große Aufmerksamkeit erfordert, und daher einen eigenen Reiz auf die Kaninchenjäger ausübt. Sind nun die überflüssigen Ausgänge gut verstopft und an den offen gelassenen die Jäger postiert, so wird das Frettchen in den Bau gelassen. — Jetzt harren alle Teilnehmer in atemloser Spannung der Dinge, die da kommen sollen. Nach einem Weilchen beginnt es im Bau zu rumoren — die Kaninchen suchen ihrem Feinde, dem Frettchen, zu entkommen und fliehen in die Röhren, finden deren Ausgänge aber verstopft und sind daher ge-

nötigt, wieder Kehrt zu machen, bis endlich alle nach und nach die offen gelassenen Ausgänge gefunden haben, um leider in die Netze zu geraten oder niedergeschlagen zu werden. Das Frettchen jagt in seiner Blutgier beständig hinter den Kaninchen her, bis es sich an einem derselben festgebissen hat. Von diesem wird es dann gewöhnlich zur Röhre hinaus in eins der Netze geschleppt. Auch hier verläßt es sein Opfer noch nicht, sondern hält dieses fest, begierig dessen warmes Blut saugend, bis es von seinem Eigentümer losgemacht und in den Transportbehälter gesperrt wird. Eine solche Jagd ist mitunter recht lohnend, da nicht selten über ein Dutzend Kaninchen sich in einem Bau befinden.

Das Frettchen ist ein Verwandter des Iltis (Mustéla putorius), seine Heimat ist Nordafrika, die Gestalt schlank, seine Färbung gelblich. In der Gefangenschaft zeigt es sich im allgemeinen tückisch, falsch, und setzt sich dem Fänger mutig zur Wehr, weshalb für Jagdzwecke meist nur die in Gefangenschaft geborenen Tiere verwendet werden. Das Weibchen wirft zweimal jährlich 5—9 Junge, hat aber die üble Angewohnheit, die Jungen aufzuschnabulieren, weshalb man, um Nachkommen zu erhalten, gut aufpassen muß. Den Tag verschläft es meist und wird gegen Abend munter. Infolge seiner Verwendbarkeit zur Kaninchenjagd ist es zum Haustier der Jäger, Schäfer u. a. geworden. Es zerbeißt seinem Opfer meist die Halsschlagadern, steckt den Kopf tief in die Beute hinein, um das Blut zu saugen, und mordet in der Freiheit mehr Tiere, als es zum Lebensunterhalte [illegible] hat. Von seiner eigentlichen Heimat aus hat es sich über Spanien, Frankreich bis zu uns verbreitet, und kommt jetzt auch in Mitteleuropa überall zerstreut vor.



Frettchen und wildes Kaninchen.

Pilzsammeln.

Im vorigen Jahre an einem schönen Sonntage durchstrichen wir frühmorgens den Wald. Wir waren ausgegangen, um Pilze zu sammeln, welche uns unsre Mama zu einer Mahlzeit zubereiten wollte. Aus Vorsorge nahmen wir unsern Schulkameraden Fritz mit, der etwas älter war als wir und der schon öfter eßbare Schwämme gesucht hatte. Wir fanden auch im Walde viele Tausende von Schwämmen, sie schienen gleichsam wie auf ein Zauberwort aus dem Boden hervorgebrochen zu sein.

„Hierher," rief Fritz und deutete dabei auf eine Stelle hin — „hier stehen eine ganze Anzahl gelbe Eierschwämmchen." Eiligst wählten wir die frischen und gesunden Exemplare aus, wie es uns unser Lehrer gesagt hatte, und brachten diese in unsern Botanisierkapseln unter.

„Aber unsre Mama sagte," bemerkte mein jüngerer Bruder Paul, „wir sollten vor allen Champignons, Ziegenbarte und Steinpilze sammeln, das seien die schmackhaftesten und besten."

„Ja, allerdings," sagte Fritz, „da müssen wir aber noch ein Stückchen weiter gehen, dort unter jenen Fichten habe ich vor einigen Tagen Champignon bemerkt; sie sind äußerlich weiß und haben ein feines Verschlußhäuschen unterhalb des Hutes."

„Nun, wahrhaftig," rief Franz, „hier habe ich schon einen gefunden.".

„Wir wollen einmal sehen," bemerkt Fritz, den Pilz mit Kennermiene betrachtend, „ob es auch ein Champignon ist. Die Lamellen sind freilich etwas heller als bei den Champignons und — — —"

„Ihr sucht wohl Pilze, liebe Kinder," vernahmen wir plötzlich eine Stimme. Wir blickten erschrocken auf. Vor uns stand ein bärtiger Herr mit einer großen Botanisiertrommel. „Diesen Pilz hier," fuhr er fort, „den laßt ruhig liegen, das ist ja der giftige Knollenblätterpilz, der zwar Aehnlichkeiten mit dem Waldchampignon zeigt, aber — er brach den Pilz auseinander — riecht einmal an dem Fleische!" Der Geruch war gleich jenem roher Kartoffeln.

„Das merkt euch, Jungens, einen derartigen Geruch hat ein Champignon nie; der Waldchampignon hat sogar einen süßlichen und anisartigen Geruch." Dabei nahm er einen Waldchampignon aus seiner großen Botanisiertrommel und wir mußten daran riechen und seine Behauptung bestätigen.

„Nun," so belehrte er uns weiter, „seht euch einmal euren Giftknollenblätterpilz näher an, derselbe hat ganz weiße Lamellen und hier am Champignon sind diese rosa. Nach mehreren Tagen fangen

diese an braunschwarz zu werden, dann ist er aber nicht mehr gut. Der Giftknollenblätterpilz hat auch meist auf dem Hute weißliche oder grauliche Warzen. Bei diesem Exemplare hier sind diese allerdings verwischt und daher konntet ihr denselben leicht für einen Champignon halten."

Fritz faßte zuerst den Mut, etwas darauf zu erwidern: „Es ist sehr freundlich von Ihnen, Herr Doktor," sagte er, sich dankend verneigend, „daß Sie uns so verständlich zur rechten Zeit belehrt haben, und da Sie auch Pilze zu suchen scheinen und diese so genau kennen, erlauben Sie wohl, daß wir uns anschließen, um von Ihnen über die Pilze noch mehr zu erfahren. Den Champignon und den gefährlichen Giftknollenblätterpilz werden wir nach Ihrer Erklärung nicht wieder verwechseln."

Der Herr Doktor, wie wir ihn ferner nannten, erzählte uns nun im Weitergehen, daß die meisten Vergiftungsfälle mit Pilzen hauptsächlich von den Giftknollenblätterpilzen herrührten. Zugleich zeigte er auf eine Gruppe von Pilzen, es waren wohl 150 Stück, welche an einem alten Baumstamme standen. „Dieses ist der Hallimasch," bemerkte er, „der leider bei uns noch sehr wenig bekannt ist, in Frankreich aber massenhaft auf den Markt kommt und dort als Delikatesse gilt. Die Oberfläche dieses spitz kuppelförmigen Schwammes ist von honigbrauner Farbe, auch zuweilen hellfarbig, gegen die Mitte dunkel; dazu kommen schwärzliche, haarige Schüppchen, die gegen den Mittelpunkt hin dichter werden und den Schwamm ganz besonders kennzeichnen. Der Hut, dessen Fleisch, so lange es weiß ist, mit den Lamellen verzehrt wird, sitzt auf einem langen, manchmal gebogenen Stiele, der nicht mitgekocht wird." Wir beeilten uns, die gesunden und frischen Exemplare in unsern Kapseln unterzubringen.

„Dieser hier ist der echte Reizker oder Wachholderpilz," fuhr er fort, indem er auf den Boden zeigte. „Er ist der vornehmste unter den Milchpilzen. Zu den Milchpilzen gehören alle jene Pilze, welche beim Auseinanderbrechen des Fleisches einen Milchsaft aussickern lassen. Der echte Reizker unterscheidet sich von allen andern durch seine safrangelbe Milch und außerdem verfärben sich seine Lamellen bei Verletzung grünlich. Auch dieser hier mit seinem schönen braungelben Hute ist ein vortrefflicher eßbarer Milchpilz, es ist das sogenannte Milchbrötchen oder der Brätling. Die Milch ist sehr reichlich und mildschmeckend."

„So," schloß der Doktor seine Erklärung, indem er das Milchbrötchen in Pauls Kapsel legte, „die andern Milchpilze kann ich euch nicht als eßbar empfehlen, sie sind teils mehr oder weniger verdächtig oder auch giftig."

„Ist dies der eßbare Hirsch- oder Habichtsschwamm?" fragte Franz, einen Pilz dem Doktor hinhaltend. Der Doktor nickte zustimmend. „Es ist der beste von der ganzen Familie," fügte er hinzu. Auf der Unterseite des Hutes seht ihr dichtstehende Stacheln, er gehört eben unter die Familie der Stachelpilze. Die Oberfläche ist mit dachziegelartigen Schuppen bedeckt und sein Fleisch ist grauweiß, die Stacheln rehfarbig. Die Stacheln sind übrigens beim Gebrauch abzureiben."

„Nun, Fritz," rief der Doktor, indem er einen Pilz hochhielt, „was meinst du dazu?"

„Ein Steinpilz," riefen wir alle erfreut.

„Nun, hier ist euch die Gelegenheit geboten, deren noch mehr sammeln zu können," bemerkte der Doktor weiter.

Wir hatten in kurzer Zeit viele zusammengetragen und überbrachten sie dem Doktor, welcher sich inzwischen auf das Moos niedergelassen hatte. Er lächelte, als wir zu ihm hintraten und die Steinpilze vorzeigten.

„Sind dies alles Steinpilze?" fragte er, uns forschend ansehend. „Nun, erschreckt deshalb nicht, Jungens. Es sind alles wenigstens steinpilzartige Schwämme, welche alle für die Küche brauchbar sind. Das hier ist ein echter Stein- oder Herrenpilz, sein weißes Fleisch ist hart und verändert die Farbe nicht. Die Röhrenschicht unterhalb des Hutes ist weiß, sie wird aber später gelblich, zuletzt grünlich. Er ist unstreitig der beste unter den Röhrenpilzen, auch dieser hier, den ihr auch für einen Steinpilz gehalten habt, steht dem vorigen in seiner Güte nicht viel nach, es ist der Birkenpilz oder Kapuziner. Sein Fleisch ist aber weicher als das des Steinpilzes und runzelt beim Trocknen mehr zusammen, die Röhrenschicht wird später höchstens grauweiß und sein Stiel ist mit schwarzfaserigen Schüppchen bedeckt."

„Ich habe denselben dort unter den Birken gefunden," bemerkte Paul.

„Ganz recht," erläuterte der Doktor, „er wächst vorzugsweise unter Birken, daher auch sein Name Birkenpilz. Dem Birkenpilze ähnelt auch das Rothäubchen, weil sein Stiel ebenfalls beschuppt ist. Der Hut ist aber mehr lederfarbig und das weiße Fleisch wird beim Durchschneiden schnell violett. Es gibt übrigens unter dieser Sippe noch verschiedene gute Speisepilze, aber auch giftige und verdächtige. Wir wollen diese heute unberücksichtigt lassen, merkt euch aber vorläufig, daß diejenigen Röhrenpilze entschieden für den Genuß zu meiden sind, deren Hutunterseite irgendwie rot gefärbt ist."

„Ihr müßt nun auch an den Rückweg denken, Jungens," sagte der Doktor. „Ich gehe noch ein Stück Wegs mit euch, vielleicht finden wir noch einen Ziegenbart. Die guten Ziegenbärte sind von goldgelber Farbe und nur ganz jung schmackhaft, wenn sie blumenkohlartig, dicht gedrängt und massig aus der Erde hervordringen. Dieser hier" — er zeigte dabei auf den Boden — „ist der aschgraue Ziegenbart, man läßt ihn aber meist stehen, weil sein Geschmack etwas bitter ist, ich rate euch daher, nur gelbe Ziegenbärte zu nehmen."

Wir fanden auf dem Rückwege noch eine Menge Fliegenpilzarten mit roten und auch graurötlichem Hute und mit weißen Warzen bedeckt. Der Doktor erzählte uns vieles von diesen Giftpilzen. Geringe Mengen des frischen wie getrockneten Fliegenschwammes bringen rauschartige Zustände hervor, deren Wirkungen sich bei verschiedenen Individuen in verschiedener Weise äußern, besonders oft aber mit einer auffallenden und lange anhaltenden Erhöhung der Körperkräfte und mit heftigsten Wutanfällen verbunden sind; solche Erscheinungen lassen die neuerdings aufgestellte Vermutung, daß die sagenhafte Berserkerwut, in welcher sich alte Völkerschaften des europäischen Nordens zu versetzen liebten, nichts weiter gewesen sei, als ein durch den Genuß des Fliegenpilzes bewirkter Rausch. Die Bewohner des nordöstlichen Asien frönen noch heute leidenschaftlich dem Fliegenpilzrausch.

„Nun, liebe Kinder, hier führt mich mein Weg rechts ab," so schloß der Doktor seine Unterhaltung, „in nächster Zeit komme ich aber wieder hierher in euren schönen Wald, dann will ich euch noch mehr von den Pilzen und den Gewächsen des Waldes erzählen; behaltet nur vorläufig das, was ich euch heute erklärt habe, recht gut im Gedächtnis und — esset, wenn euch Gesundheit u Leben lieb ist, nie einen Schwamm, r

dem ihr nicht ganz bestimmt wisset, daß er zu den eßbaren zählt."

„Erlauben Sie, Herr Doktor, noch eine Frage," erwiderte Franz, „haben die Pilze auch Nährwert und wie müssen sie zubereitet werden?"

„Gewiß, mein Junge," antwortete der Doktor, „die Pilze gelten nicht bloß als eine Kost der Feinschmecker, sondern auch als eine ganz solide Volksspeise, wie sie es in Frankreich, Italien, Rußland und in fast ganz Oesterreich sind. Und was die Zubereitung betrifft, die überlaßt getrost eurer Mama, sie wird dieselbe schon verstehen. Laßt die Pilze euch also gut schmecken." Dabei reichte er uns allen die Hand zum Abschied und wir dankten ihm für seine lehrreiche Unterweisung, und bald war er hinter einem Hügel unserm Gesichte entschwunden.

Leiden eines Naturforschers.

Wenn irgend etwas geeignet ist, uns mit den Schattenseiten bekannt zu machen, welche das Leben eines Naturforschers in den Tropen begleiten, so ist es die Schilderung, welche Ferdinand Appun in seinen „Reisen in Britisch-Guyana" von seinem gezwungenen Aufenthalte in den Holzschlägerhütten des Urwaldes entwirft. „Nicht allein," sagt er, „daß eine ausgewählte Kollektion vom Dache herabhängender Vampyre der verschiedensten Größe durch sein Eintreten in die Hütte aufgescheucht, den Fremdling aufs zuvorkommendste umflattern, und breite, übelriechende Cockroaches (d. h. Schaben oder Schwaben) aus ähnlicher Ursache ihm ins Gesicht fliegen und mit ihren scharfen Beinen seine Nasenspitze in Ermangelung eines Baumzweiges oder andern gemütlichen Gegenstandes umkrallen, fällt ihm plötzlich ein sich kalt anfühlender, klebriger Gecko (eine Eidechsen-Art), ein fußlanger Tausendfuß oder Skorpion, aus Ueberraschung über den Anblick eines menschlichen Wesens, vom Dache herab in den Nacken und verkriecht sich zwischen Körper und Hemd des Naturkundigen, ihm in dieser seltsamen, aber belehrenden Weise die Ueberzeugung seiner schmerzhaften Stiche oder Bisse beibringend. Doch sind damit die naturwissenschaftlichen Belehrungen keineswegs beendet, denn ein gewaltiges Stechen an den Beinen und Sohlen zeugt von der Anhänglichkeit kleiner Insekten, die im gewöhnlichen Leben unter dem Namen „Flöhe" bekannt sind, bei genauer Untersuchung jedoch eine besondere Art derselben bilden und im tropischen Südamerika eines hohen, jedoch üblen Rufes genießen, der mit ihrer geringen Größe durchaus nicht im Einklang steht. Es sind dies die Sandflöhe, „Chigoe," in den verschiedenen Staaten Südamerikas auch Igger, Chigre, Rigua, Pique, Tunchua und Bicho genannt."

„Am unangenehmsten jedoch," schildert Appun weiterhin, „waren die in solchen leerstehenden Hütten zugebrachten Nächte, wo alle die erwähnten tierischen Bewohner derselben geschäftig waren, meine Anwesenheit teilweise zur Erhaltung ihres kostbaren Lebens zu benutzen. Die Vampyre beschränkten sich dann nicht auf eine oberflächliche Kenntnisnahme meiner Person, sondern sie waren so rücksichtsvoll und vorsorglich, in ihrer eigentümlichen Weise nach meinem Puls zu fühlen und in primitiver Manier eine Untersuchung meines Blutes anzustellen; die Cockroaches setzten sich in nähere Bekanntschaft mit meinen Finger- und Zehenspitzen, an denen sie einen Teil der Haut, wohl auch des Fleisches, für überflüssig halten mochten, und es deshalb auf zarte Weise vermittelst ihrer Freßwerkzeuge entfernten, wobei ihnen ein recht hilfreicher Beistand von mehreren philantropischen Mäusen geleistet wurde, die außerdem an meiner Kleidung mehreres auszusetzen fanden. Einzelne Geckonen, Schlangen, Tausendfüße und Skorpione beschränkten ihre Aufmerksamkeit gegen mich zur Nachtzeit nur auf ihr bloßes Herabfallen vom Palmendache in meine Hängematte und auf das Hinkriechen ihres kalten, feuchten Körpers über mein Gesicht und meinen Körper; mehrere große Buschspinnen kitzelten mich mit ihren behaarten Körpern um die Nasenlöcher, so daß ich unwillkürlich in Niesen ausbrach. Die Chigoes blieben sich jedoch, als der Aequinoktionalgegenden würdige Repräsentanten, Tag und Nacht gleich, indem auch zur Nachtzeit ihr ganzes Bestreben einzig und allein auf ihr Einbohren in die Haut meiner Füße und Waden gerichtet blieb. Eine Unzahl Moskitos quälten sich ab, mir ihre empfindlichen Stiche durch den Vortrag sinniger, zarter Sopranarien, die sie in der Nähe meiner Ohren ausführten, weniger fühlbar zu machen, wozu einige fußlange, warzige Kröten, die sich die größte Mühe gaben, in meine Hängematte zu turnen, eine liebliche Begleitung in Brummtönen aus Moll lieferten, in welches Nachtkonzert draußen im Freien, im stärksten Dur, das dumpfe Brüllen aus den Kehlen großer, in den Waldflüssen befindlicher Kaimans ertönte, während um den verlassenen einsamen Ort der raubgierige Jaguar, die Nähe eines Menschen witternd, im Dunkel der Nacht schlich und mit seinem katzenähnlichen Geschrei die klangvollen Stimmen der Moskitos, Kröten und Kaimans übertönte."

Manöver österreichischer Truppen.

Ferner Kanonendonner rollt durch das breite Thal, und die Sonne versilbert die Rauchballen des Pulverqualms wie die lang hinwehenden Staubwolken, aus welchen lange Reihen von Gewehrläufen hervorblitzen. Schon ist die Schlachtordnung aufgestellt. In guter Position hat sich die Feuerlinie aufgerollt, doch das kundige Auge des Feldherrn erkennt, daß dort der Kampf sich lebhafter gestalten wird, denn in dem Schlößchen auf der Bergeshöhe scheint der Feind festen Fuß gefaßt zu haben. Darum beordert er Verstärkungsmannschaften in die Feuerlinie. Auch Kavallerie soll in Aktion treten; der flotte Ulanenoffizier empfängt soeben Ordre, um den Befehl zum Angriff seiner Division zu überbringen.

Aber das schlaue Bäuerlein sieht schmunzelnd zu, wie das Infanteriebataillon durch sein Kornfeld läuft, es thut gar nicht ängstlich, jammert nicht und ringt nicht die Hände.

Ja, das ist eben der Krieg im Frieden, die Schule für die Corps-Kommandanten und die Offiziere, um sie für den wirklichen Krieg vorzubereiten und zu schulen, vor dem uns übrigens ein gnädiges Geschick bewahren möge.

Da hat das Bäuerlein freilich gut lachen, denn es weiß, daß ihm sein zertretenes Feld nach den Manövern abgeschätzt und daß ihm der Schaden vergütet wird; schon berechnet er es bis auf einen Kreuzer, um wie viel mehr Gewinn ihm das Manöver einbringt als der gewöhnliche Getreidehandel.

Was die Manöver im allgemeinen betrifft, so gibt es mancherlei Arten derselben, deren Abstufungen sich nach den

dazu verwendeten Waffengattungen richten. Im großen und ganzen versteht man unter Manöver Gesamtwaffenübungen größerer Truppenkörper, welche aus allen Waffen zusammengesetzt und in zwei Armeen geteilt sind, die sich gegenseitig bekämpfen und nach bestimmten Gesetzen den Sieg streitig machen. Der Zweck derselben ist, die Offiziere aller Grade, wie auch die Truppen, in der richtigen Benutzung der vorliegenden Bodenbeschaffenheit, im Zusammenwirken der verschiedenen Waffengattungen, sowie im Erkennen und Bekämpfen der gegnerischen Maßregeln, wohl auch im raschen Entschluß zu eigenem Handeln auszubilden. Um dies zu ermöglichen, wird dem Manöver eine bestimmte Gefechtsidee für beide Gegner zu Grunde gelegt, deren beiderseitige Durchführung der das Gesamtmanöver Leitende überwacht, der auch dann am Schlusse den Schiedsspruch thut, welchem von beiden Gegnern der Sieg zugefallen ist.

Auf unserm Bilde, das der bekannte Schlachtenmaler Ajdukiewicz nach der Natur aufgenommen hat, zeigt sich als oberster Manöverleiter der Feldmarschall Erzherzog Albrecht neben dem Generalstabschef Baron Beck, umgeben von dem Stabe, im Moment der Entwickelung des Hauptschlages.

So kriegerisch auch dies Bild erscheinen mag, so friedlich ist dessen Verlauf. Droben im Schlosse sind die Köche beschäftigt, das opulente Mahl zu rüsten, das Freund und Feind feierlich vereinen soll zu gemeinsamem Essen, während in den umliegenden Dörfern sich die Schönen zu einem Tänzlein rüsten mit den feschen Infanteristen und Jägern, welche trotz aller Strapazen des heutigen Tages dennoch für einen oder mehrere Walzertouren genug der Kräfte aufgespart haben.

Und mag einer von den zur Waffenübung Einberufenen noch so sehr über Strapazen und Plackerei den Mund voll nehmen, so spielt doch ein pfiffiges Lächeln um seine Mundwinkel, denn irgend etwas hat er dennoch erlebt, was ihm Vergnügen bereitet hat, was sich in seiner Erinnerung ausspinnt, um dann zu einer Erzählung zu werden, von der solche, die sie erzählen hören, ungläubig ihre weisen Häupter schütteln und meinen, der Erzähler habe jetzt einmal ordentlich das große Messer gehandhabt und fabelhaft — aufgeschnitten.

Da wird dann sehr viel gelacht, alle Mühen und Strapazen sind vergessen und die Erinnerung gestaltet die mühevolle Manöverzeit zu einer fröhlichen, bewaffneten Landpartie, von der dann später immer und immer wieder dem Sohne erzählt wird, bis aus dem Wehrpflichtigen gar ein Großvater geworden ist.

Seltsame Erlebnisse.

Der Samstagabend galt in der Familie des Direktors W. zu E. während der Wintermonate den Kindern und Pensionären als besonders angenehm und interessant, denn es pflegten an demselben der Pfarrer, der Arzt der Anstalt, zwei Lehrer, der Direktor, der benachbarte Apotheker und zuweilen auch noch andre Freunde zwanglos zusammen zu kommen, und allerlei Geschichten und Erlebnisse zu erzählen. Allen denjenigen Knaben, die sich die Woche hindurch brav geführt und keine Veranlassung zu ernstem Tadel gegegeben hatten, wurde es erlaubt, später als wie gewöhnlich aufzubleiben und den Mitteilungen zu lauschen. Auch mehrere Damen nahmen an diesen Erzählabenden teil, so daß oft eine zahlreiche Gesellschaft zusammenkam.

„Kinder", sagte der Direktor eines Morgens, als die Familie eben am Kaffeetische versammelt war, „am nächsten Sonnabend steht uns ein besonderer Genuß und mir eine besondere Freude bevor. Ich erhalte eben aus Hamburg einen Brief; mein einziger Bruder Robert, der länger denn zwanzig Jahre Schiffskapitän gewesen ist und alle Weltmeere durchfahren hat, kommt auf einige Wochen zum Besuch hierher. Der weiß was zu erzählen, der hat was erlebt! Ich rate euch allen, diese Woche hindurch recht fleißig und ordentlich zu sein, damit ich keinen von unsrem Erzählabend auszuschließen brauche. Bruder Robert wird wahrscheinlich noch einen Freund mitbringen, der hier eine Woche zu verweilen und dann nach Basel überzusiedeln gedenkt. Also nehmt euch recht zusammen!"

Die Mahnung hatte wirklich geholfen, denn am nächsten Sonnabend fehlte kein einziger.

Onkel Robert hatte seinen Freund, einen Steuermann Namens Heinrich Lehberg, mitgebracht; er stand ungefähr in der Mitte der Dreißiger, hatte ein offenes und ehrliches, etwas sonnengebräuntes Gesicht, doch bereits völlig weiße Haare, die in einem merkwürdigen Gegensatz zu seinen sonst noch frischen und jungen Zügen standen.

Als sich an jenem Abend alle gesetzt und miteinander bekannt gemacht hatten, kam die Rede von ungefähr auf Herrn Lehbergs weiße Haare.

„Herr Lehberg," sagte Onkel Robert, der Schiffskapitän, „hat einmal sehr schlimme Tage erlebt; vielleicht erzählt er uns, wie es kam, daß sich ihm die Haare schon in so jungen Jahren weiß gefärbt haben."

„O bitte, erzählen Sie es doch!" rief alles im Chor.

Herr Lehberg begann: „Vor acht Jahren wanderte ich nach Brasilien aus, wo ein Onkel von mir lebte, von dem meine Familie jahrelang nichts mehr vernommen hatte. Nach weiten Streifereien fand ich den alten Herrn, der sich keineswegs in einer beneidenswerten Lage befand. Er hatte eine Mulattin geheiratet, wohnte in einer jämmerlichen kleinen Stadt im Innern des Landes und ernährte seine zahlreiche Nachkommenschaft durch fleißiges Cigarrenmachen. Er war mürrisch und kränklich geworden und lebte im köstlichen Palmenlande unter trostlosen Verhältnissen. Von ihm konnte ich nicht einmal einen guten Rat erwarten, er war geistig und körperlich gebrochen; so begab ich mich bald nach Bahia zurück, wo ich gelandet war, um mein Glück zu machen.

„Als ich dort eines Tages am Hafenquai umherschlenderte, stieß ich auf einen von Tropensonne und Nordlandseis gleicherweise genug mitgenommenen alten Seewolf, der ein recht gutmütiges Gesicht aufgesetzt hatte und mich zu einem ‚Drink' einlud. Wir traten in eine Taverne, in

Generalstab. Erzherzog Albrecht. Generalstabschef Beck. Feuerlinie. Unterstützungsabteilungen.

Manöver österreichischer Truppen.

der einer jener echt schwarzen, prächtig gewachsenen Bahianeger hinter dem Schenktisch stand und uns ein starkes Getränk auf Eis kredenzte. Wir kamen in ein lebhaftes Gespräch; der alte Matrose wußte manch interessantes Abenteuer zu ‚spinnen'. Dem ersten Glas folgte ein zweites.

„Plötzlich fühlte ich, wie mir das Bewußtsein schwand. Die Augen sanken zu, bleischwer legte es sich mir aufs Hirn, umsonst kämpfte ich gegen die Schlafsucht, ich fiel zusammen wie eine tote Masse.

„Als ich wieder erwachte, befand ich mich an Bord eines Schiffes, das mit Tabak und Kaffee nach Barcelona bestimmt war. Die Aufklärung, die mir zu teil ward, war eine niederschmetternde. Ich war ‚Schanghaiern' oder Menschenräubern in die Hände gefallen und zwangsweise angeworben. Ein narkotisches Mittel hatte mich betäubt; der alte Seewolf entpuppte sich als der Untersteuermann, machte gar kein gutmütiges Gesicht mehr und wies lakonisch auf das Tauende, als ich Vorstellungen machen wollte. Das genügte; falls ich widerspenstig bliebe, erklärte er mir kurz und mürrisch, würde man mich zerbläuen, bis ich Vernunft angenommen habe. Gewalt geht vor Recht; ich schluckte meinen Ingrimm hinunter und fügte mich ins Unabänderliche.

„Unsre Reise war keine glückliche. Am dritten Tage setzte eine scharfe Nordwestprise ein, die sich bald zum Sturm entwickelte; in der Nacht tobte ein Orkan, und als es Morgen ward, war unser Dreimaster zu einem hilflosen Wrack geworden, über das sich wütende Sturzwellen ergossen. Das Schiff gehorchte dem Steuer nicht mehr und begann sich langsam mit Wasser zu füllen; den Kapitän hatte eine Riesenwoge gegen die scharfe Kante der Kajüte geschleudert, so daß er bewußtlos dalag, eine zweite Welle führte ihn in die große Tiefe.

„Das Schiff schlingerte heftig; wir versuchten uns zu entlasten und einen Teil der Fracht ins Meer zu werfen, aber es war schon zu spät und Menschenhilfe vergebens. Die letzte Hoffnung beruhte auf dem Boote, das groß und stark war und uns retten mochte. Wider Erwarten günstig verlief das Flottmachen, allein eine ausreichende Verproviantierung konnte nicht mehr vorgenommen werden. Wir waren unser elf, als wir von Bord abstießen. Wasser und Lebensmittel reichten höchstens auf fünf bis sechs Tage.

„Mit Mühe behaupteten wir uns gegen den Schwall der Wogen. Wie sie anmarschiert kamen, bergehoch, in gewaltigen dunklen Reihen sich bäumend und überschlagend! Wie der Sturmwind dazu seine wilden Weisen spielte, wie es ächzte und grollte und aus den Abgründen pfiff und heulte! Die großen Wasser waren lebendig geworden und führten ihre Reigen auf. Der Tag war noch erträglich; aber dann kam die Nacht, nicht mild und ambrosisch und Ruhe und Segen spendend, nicht sternengeschmückt und duftig, wie sie zur Sommerzeit über der deutschen Heimat lagert, sondern schwarz und unheimlich gellende, höhnische Stimmen tönten aus dem wüsten Chaos des Ozeans, bis die bleiche Frühe erschien und uns die erste Hoffnung spendete, die wir in einer Nußschale um die Existenz stritten.

„Ach, das Leben ist doch süß! Der Tod auf dem Meere hat so wenig Versöhnendes und so viele Schrecken!

„Am dritten Tage erscholl plötzlich der willkommene Freudenruf: ein Segel! Es erschien weit entfernt und die Wellen gingen noch immer so hoch, daß man unser kaum gewahr werden konnte. Wir banden Kleidungsstücke an die Ruder und schwenkten diese Notfahnen, wir feuerten Schüsse ab aus einem Revolver, den der Obersteuermann bei sich trug — eitles Wähnen! Am fernen Horizont glitt das Segel dahin und verschwand am Rand der grauen Wüste, da wo Meer und Wolkenstreifen in eins überzugehen schienen. Wieder kam die Nacht und wieder der Tag mit seinem gelben Schein.

„Todmüde hockten wir auf den Bänken, von Sprühwellen stetig benetzt, fieberschauernd, hungernd und dürstend — die Lebensmittel gingen aus. Den Kampf gegen Wind und Woge hatten wir siegreich bestanden, gemach lullte sich die See in Ruhe, aber das Ringen wieder den Durst war das Schrecklichste. Mitleidslos stieg die Sonne empor und warf ihr sprühendes Tropenlicht auf uns herab, die Gaumen waren verdorrt — blaue Lippen — stiere Augen — Ausbrüche von wahnsinniger Wut und Verzweiflung, wehe dem, der sich mit Meerwasser die lechzende Zunge netzte! Einige machten sich Einschnitte in die Arme und tranken gierig ihr eigenes Blut. Der Mulatte, unser Koch, erlag zuerst und stürzte sich ins Meer; wir versuchten ihn zu retten, doch umsonst. Niemand mochte oder konnte noch rudern.

„Da sprach unser Steuermann mit heißerer Stimme: ‚Es geht zum letzten, wir müssen das Los ziehen, ich habe noch zwei Schüsse im Revolver. Wen das schwarze Los trifft, den erschieße ich; von dem Fleisch und Blut können die andern sich nähren.' Der Plan fand die Zustimmung aller, bot er doch immerhin eine kurze Frist. Als die Reihe an mich kam und ich gezogen hatte, wußte ich schon mein Geschick, alle Augen richteten sich auf mich. Ich hatte den Einsatz ums Leben verloren. ‚Eine Stunde Gnadenzeit wollen wir ihm gönnen', sagte der Obersteuermann, der mir wohl wollte; der Bootsmann zog die Uhr.

„Eine kurze Stunde und vor mir saßen die hungrigen Hyänen und sahen mich mit verzehrenden Blicken an! Eine Viertelstunde war bereits vergangen, noch eine — eintönig rief der Mann die Zeit aus, leise, stockend, fast graute es ihm selber vor dem Entsetzlichen — — —"

Der Erzähler holte tief Atem, dann fuhr er fort: „Was in den wenigen Augenblicken alles von mir noch einmal durchlebt ward, kann ich heute kaum in kurze Worte fassen. Mein ganzes verflossenes Leben zog an mir vorüber; vor meinen Augen standen die Eltern und Geschwister, die Freunde meiner Kindheit, das Heimatsdorf mit seinen grünen Buchen. Ich weinte nicht, ein Kampf schnürte mir die Brust zusammen; so jung und schon sterben! Ich konnte es nicht mehr ertragen, die Genossen, meine Mörder, anzublicken. Unwillkürlich sah ich in den Ozean hinaus, dorthin, wo im grauen Osten das Land der Verheißung lag, aller Schmerz und alle Freude, die ich je genossen, drängten sich vor mir in wenigen Minuten zusammen, ich kostete alles Süße und Herbe noch einmal durch, mit starren, trocknen Augen stierte ich in die Ewigkeit des grenzenlosen Raumes.

„Allmächtiger Gott! War es Wahrheit? Gab es noch eine Rettung für mich? Am fernen Horizonte gewahrte ich eine feine Strichwolke, wie sie das Nahen eines Dampfers schon von fern ankündet — fünf Minuten der höchsten letzten Spannung — ein unartikulierter Schrei entringt sich meiner gequälten Brust — ich zeige auf die Wolke — zwei der Gefährten stehen auf — ‚Dampfer in Sicht!' ruft plötzlich der Bootsmann.

„Unter Freudenthränen umarmten wir einander. Der Dampfer hatte uns bei der ruhigen See sofort bemerkt, er legte

bei und holte uns an Bord — gerettet! gerettet! Seit der Stunde habe ich weiße Haare."

* * *

Nach einer Pause begann Onkel Robert: „Ich will euch eine Geschichte von der Robinsoninsel erzählen, keine erfundene, sondern eine wirklich erlebte. Der Mann, von dem ich sprechen will, ist ein alter Bekannter von mir.

„Vor einer Reihe von Jahren, an einem prächtigen Frühlingsmorgen, landete ein blondlockiger junger Mann, der die Mitte der Zwanzig wohl kaum erreicht hatte, im Hafen der chilenischen Handelsstadt Valparaiso. Er verließ das Schiff, das eben angelegt hatte, und eilte in hurtigem Laufe ans Land.

„Wie er die Glieder reckte und dehnte! In seiner Freude, den festen Boden wieder unter den Füßen zu haben, führte er förmlich eine Art Indianertanz auf und erging sich in so grotesken Sprüngen, daß ein Hafenbeamter, der mit einem weißhaarigen Manne am Quai stand, nicht umhin konnte, laut aufzulachen. Ja, die lange Seereise und das junge lebenslustige Blut! So eine Fahrt von Hamburg nach Valparaiso, also über die Nordsee, durch den Kanal, den ganzen atlantischen Ozean quer hinüber und das stille Meer entlang, ist mitunter schlimm genug. Zuerst freut man sich über die schier maßlose Wasserwüste, über das Ineinanderfließen von Himmel und Meer, man zählt die Segel, die am Horizont vorübergleiten und späht nach einem großen Fische oder Wale aus. Aber bald erdrückt die trostlose Einförmigkeit die beste Laune, man fühlt sich wie in einem Gefängnisse, findet die Speisen ledern, gähnt über die eintönigen Bilder und verwünscht die leichtsinnigen Schriftsteller, welche die Schönheit des Ozeans preisen.

„Felix Reuter, so hieß der junge Mann, befand sich noch in den glücklichen Jahren, da man ein kleines Leid leicht vergißt; entzückt ließ er die Blicke über die runde Bucht und den Kranz fremdartiger Bäume, der sie einrahmte, gleiten und freute sich der weißblinkenden Häuser, des blauen Himmels und der balsamischen Luft. Nicht mit Unrecht nennt man Chile das Land des ewigen Frühlings; auf der einen Seite schließen es die eisbedeckten Andengipfel ein, auf der andern das Meer, dessen Brisen die Sonnenglut mildern.

„Unterdessen hatte sich der alte Mann, der mit dem Hafenbeamten plauderte, dem Jünglinge genähert; er zog den Hut und verbeugte sich mit respektvoller Grandezza.

„‚Herr Reuter?' fragte er, ‚Herr Felix Reuter aus Frankfurt am Main? Sollte ich recht haben?'

„‚Das ist mein Name,' erwiderte der junge Mann und blickte etwas erstaunt auf den Fremden. ‚Mit wem habe ich die Ehre, und woher . . . .'

Der alte Herr unterbrach ihn.

„‚Ich bin der Haushofmeister Ihres Herrn Onkels, der mich abgesandt hat, Sie zu erwarten. Er ist leider unpäßlich und konnte nicht selber kommen. Der Wagen steht auf dem Platze da drüben.' Eine halbe Stunde verging, bis Felix sich von dem Kapitän und sonstigen Schiffsbeamten verabschiedet und sein Gepäck zusammengesucht hatte. Dann bestieg er das mit vier flinken Maultieren bespannte Karriol; in raschem Laufe ging es die Esplanade hinauf, durch mehrere breite Straßen und endlich in die Vorstadt, wo sich inmitten reizender Gärten Villa an Villa reihte.

„‚Wir sind in wenigen Minuten zur Stelle,' sagte der Haushofmeister.

„Bald bog dann auch das Gefährt zur Rechten ab; über kiesbedeckte Pfade ging die Fahrt bis vor ein großes einstöckiges Gebäude, vor dem sich ein künstlicher Teich ausdehnte, aus dessen Mitte ein Wasserstrahl emporsprang. Rund herum sah man Rasenplätze mit prächtigen Ziergewächsen und Gebüschanlagen. Das Haus schien geräumig zu sein und zeigte prächtige, große Spiegelfenster, es war sorgfältig weiß getüncht und sah mit seinen hellgrünen Jalousien freundlich aus. Zwei schwarz gekleidete Diener empfingen den jungen Fremdling und geleiteten ihn in ein geräumiges, luxuriös ausgestattetes Gemach, in dem sich ein hüstelnder grauhaariger Mann in halb sitzender Stellung auf einem Diwan befand.

„‚Felix Reuter!' rief der alte Herr sichtlich erfreut aus und streckte dem Ankömmling die Hand entgegen, ‚bist du es? Ja, das ist ein Reutersches Gesicht — du hast große Aehnlichkeit mit deiner Mutter! Nun, sei willkommen in Chile! Wie freue ich mich, einen aus meiner Familie fürder um mich zu haben! Die Seereise ist dir gut bekommen, wie es scheint. Nun laß uns frühstücken und dabei plaudern.'

„Eine Silberklingel gab einen durchdringend hellen Ton; alsbald erschienen die Diener und schoben einen großen Rollentisch vor das Lager des Invaliden. In wenigen Minuten war gedeckt und ein reichliches Mahl aufgetragen, bei dem der deutsche Rheinwein nicht fehlte. Alles verriet Reichtum und Geschmack; köstliche Krystallgläser, Silberschalen, Porzellanteller und ein feines Damastgedeck machten einen harmonischen, wohlthuenden Eindruck. Während der Eßpause hatte Felix Muße, den Bruder seines Vaters und die Umgebung genauer zu mustern. Ein feingeschnittenes Gesicht mit hellen, klugen Augen und einem müden Zuge um den Mund besaß der kranke Onkel. Der alte Herr mußte tief leidend sein, das verriet der ein wenig mühsame Aufschlag seiner Augen und das nervöse Zucken des Mundes, wie der Hände. Er aß wenig und hastig, schob die Teller bald zurück und begann eine Reihe von Fragen über die ferne Familie aufzuwerfen, die sein Neffe zu beantworten hatte. Dann ging er zu seinen eigenen Verhältnissen über und sagte: ‚Ich bin jetzt neunundzwanzig Jahr in diesem Lande und reich geworden durch die Kupferbergwerke, die ich in Betrieb gesetzt habe. Gern hätte ich selber eine Familie begründet, aber es ist nun einmal nichts daraus geworden. Doch, du trinkst ja gar nicht — komm, thu mir Bescheid, stoß an — ich danke dir, daß du gekommen bist! Die fernen Lieben in der Heimat sollen leben!' und Onkel und Neffe stießen an.

„‚Es geht bald zu Ende mit mir,' fuhr der ältere Reuter fort, ‚du kannst dein Erbe in nicht zu langer Zeit antreten; meine Lebenskraft ist gebrochen, ich bin ein dahinschwindender Mann. Nein, widersprich mir nicht, ich weiß es besser, denn ich fühle es. Du wirst am besten daran thun, mein ganzes Besitztum allmählich zu verkaufen, sobald ich tot bin und mit dem Erlöse heimzukehren. Ein Geheimnis will ich dir noch mitteilen. Chile ist kupferreich; aber auch Silber ist in großer Menge vorhanden. Ich weiß, daß sich in unmittelbarer Nähe meiner Kupferwerke kolossale Silberadern befinden, die so reich und mächtig sind, daß sie hier und da offen zu Tage treten. Ich will dir einen kleinen Beweis geben.'

„Er klingelte und sandte den Diener fort, der nach einigen Minuten mit einer schweren Ebenholzkassette erschien, in der eine Stufe von fast gediegen reinem Silber lag.

„‚Ein Indianer,' fuhr der ältere Reuter fort, ‚den wir Chiko nennen, und

dem ich früher einmal das Leben gerettet, hat mir diesen Silberschatz verehrt. Er hat mir auch gar nicht verhehlt, daß ganze Berge von Silber dort auf meinem Terrain liegen.'

„‚Aber Onkel,' fiel der junge Reuter ein, ‚ist er denn unbestechlich? kann er nicht vermocht werden, den Fundort anzugeben? Oder kann man durch fleißige Arbeit nichts entdecken?'

„‚Nein,' sagte der Alte. ‚Beides ist nicht der Fall. Du kennst die Gegend nicht, aber sollst sie bald durchforschen. Es ist eine wild zerklüftete Felsmasse am Fuß des Gebirgsstockes. Bäche rieseln von den Höhen und verschwinden in dunklen Kammern, steile nackte Felshügel wechseln mit einsamen Thälern ab — ich bin alt dabei geworden und habe alles durchgesucht; es war umsonst. Kupfer fand ich, aber das Silber nicht; und doch weiß ich, daß es dort liegt. Ach! wer diese Schätze dort heben könnte! Er wäre der reichste Mann der Erde! Nur einer weiß darum, das ist Chiko.'

„‚Und hat er keine Bedürfnisse, keine Leidenschaften? Ist er durch nichts zu gewinnen?'

Der Alte schüttelte den Kopf.

„‚Versuche es,' sagte er dann, ‚mir ist es nicht gelungen, obschon ich ihn zwanzig Jahre hindurch kenne, und ihm große Dienste erwiesen habe. Du kennst diese Abkömmlinge der alten Urbewohner noch nicht, Felix. Sie sind schweigsam, düster, ungesellig und fühlen die Hand des Weißen, die auf ihnen liegt, schwer. Ein dumpfe Trauer, ein träger Stumpfsinn halten sie gefesselt; der Widerstand, den sie leisten, besteht in ihrer passiven Geduld. Ihre Geheimnisse geben sie nicht preis; ich glaube, keine Folterqual könnte den alten Chiko, der von früheren Königen abzustammen behauptet, bewegen, sie zu entdecken. Dabei sind sie abergläubisch, mißtrauisch und stets heuchlerisch gesinnt, und bei alledem moderne Stoicker. Chiko ist arm und hat kein Verständnis für den Lebensgenuß; eine reichliche Mahlzeit, ein gutes Pferd, eine wollene Decke — das sind seine Ideale. Er haust in einer bescheidenen Hütte und könnte in Marmorpalästen residieren.'

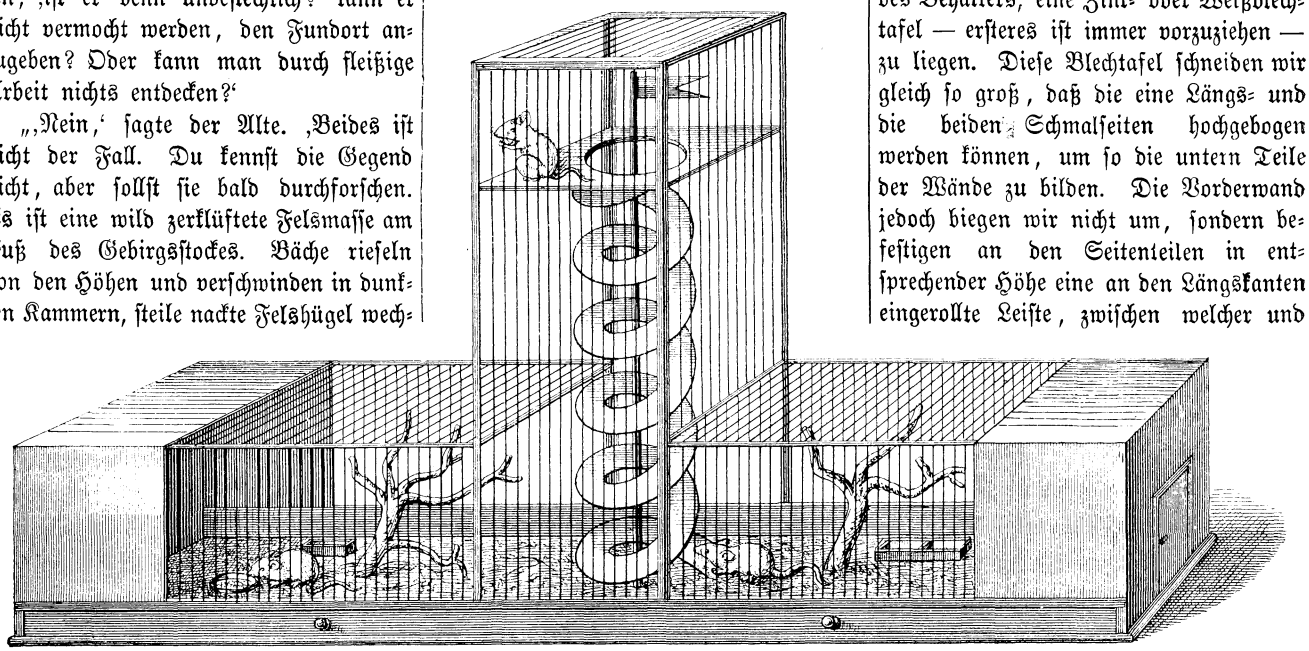
„Ein krampfiger Hustenanfall des Alten machte der Unterhaltung ein Ende. Felix zog sich in die für ihn bestimmten Zimmer zurück und packte seine Koffer aus.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Mäuseschlößchen.

Obwohl euer „G. K." schon mehrere Käfige zur Haltung von Mäusen, Ratten und Eichhörnchen beschrieben hat, will er euch den oben abgebildeten, den er neulich zu sehen Gelegenheit hatte, doch noch beschreiben, hoffend, vielen seiner lieben Leser, welche sich einen solchen Bau selbst herstellen wollen, einen Gefallen damit zu erweisen.

In diesem Behälter können wir sowohl Holz als auch Zink oder Weißblech und Draht verwenden. Der größeren Dauerhaftigkeit wegen, und weil sich das Schlößchen auch damit zierlicher herstellen läßt, würde euer „G. K." Zink oder Weißblech empfehlen. Wie ihr Blech und Holz zu diesen Zwecken zu bearbeiten hattet, haben wir in dem Artikel „Leicht und billig herzustellende Aquarien und Terrarien" früher schon einmal ausführlich mitgeteilt. Wir werden uns nun zuerst einen Holzboden herstellen, welcher unserm Bau als Unterlage dienen und ihm den nötigen Halt geben soll. In dieses Bodenbrett können wir entweder zwei Leisten einlassen, oder an den vier Ecken Klötze oder Füße anbringen. Auf dieses Brett kommt nun der eigentliche Boden des Behälters, eine Zink- oder Weißblechtafel — ersteres ist immer vorzuziehen — zu liegen. Diese Blechtafel schneiden wir gleich so groß, daß die eine Längs- und die beiden Schmalseiten hochgebogen werden können, um so die untern Teile der Wände zu bilden. Die Vorderwand jedoch biegen wir nicht um, sondern befestigen an den Seitenteilen in entsprechender Höhe eine an den Längskanten eingerollte Leiste, zwischen welcher und dem Boden der auf der Abbildung ersichtliche Bodenkasten eingeschoben wird. Die Vorderwand dieses Bodenkastens machen wir nach oben hin ein wenig höher als die Kastenwände, damit sich diese Vorderwand an die vorerwähnte Schlagleiste anlegt, und der Kasten gut schließt. Dieser Bodenkasten dient zum bequemen Reinigen des Behälters. Die Wände des rechten und linken unteren Teils unsres Behälters werden, wie aus der Abbildung ersichtlich, nicht aus Draht hergestellt, sondern wir verwenden hierzu ebenfalls Blech, um den Tieren dunkle Ecken für die Schlaf- und Brutstätten zu schaffen. An der rechten und linken Schmalseite bringen wir eine Klapp- oder Schiebethür an, groß genug, um bequem in den Behälter hineinlangen zu können.



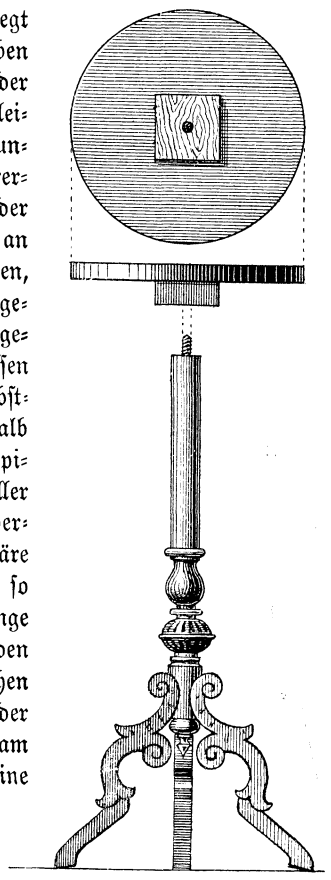
Ein Mäuseschlößchen.

Wir kommen nun zum übrigen Gestell. Wenn wir den ganzen Behälter nicht aus Holz, sondern Metall herstellen wollen, so bleiben uns hier zwei Wege, welche zum Ziele führen. Entweder wir verwenden Blech und kanten uns die entsprechenden Winkel ab, wie dies ja auch aus der Beschreibung der Terrarien bekannt ist, oder wir verwenden ca. 5 mm starken Draht und flechten den dünnen Gitterdraht auf dieselbe Weise, wie ihr

dies an jeder Mäusefalle beobachten könnt. Die letztere Art ist jedenfalls am leichtesten ausführbar und sieht, wenn es geschickt und sauber gemacht wird, recht hübsch aus. Dabei ist besonders darauf zu achten, daß die Drahtstäbchen (das Gitter) gleichmäßig von einander entfernt sind, also mit etwa 3—4 mm Zwischenraum. Zum Befestigen der Drahtstäbchen an dem starken Draht des Gestelles verwenden wir dünnen Draht, wenig stärker als der sogenannte Blumendraht. Seht euch nur eine Mäusefalle (ob runde oder Klappfalle ist gleich), wie solche von Slowaken herumgetragen werden, genau an und verfahrt bei der Herstellung eures Behälters genau in derselben Weise.

Wollt ihr jedoch Blech verwenden, so brauchen die Ränder der Winkel nicht eingerollt, sondern nur umgebogen zu werden. Vor dem Umbiegen schlagen wir uns an der Stelle, wo die Ränder abgekantet werden sollen, die nötige Anzahl Löcher zur Aufnahme der Gitterdrähte vor; erst nachdem das Gestell zusammengelötet und die Gitterdrähte eingezogen sind, werden die umgebogenen Ränder festgeklopft. Dies bewerkstelligen wir mit dem Holzhammer und halten dem Schlage auf der andern Seite einen Holz- oder Bleiklotz entgegen. Die Drähte klopfen sich auf diese Weise ganz fest und brauchen nicht extra verlötet zu werden. Wie das Gestell zusammengesetzt werden muß, ersieht ihr aus der Abbildung, doch ist hier der freien Phantasie jedes einzelnen ein weiter Spielraum gelassen, ihr sollt und braucht nicht nach der Schablone zu arbeiten, sondern könnt euch andre gefällige Formen, welche ihr eurem Mäuseschlößchen geben wollt, ausdenken. So kann z. B. das Ganze in mehrere Stockwerke eingeteilt werden; oberhalb der Seitenanbaue, vom Turme ausgehend, können Trommeln (Rollen) wie solche erst kürzlich beschrieben wurden, angebracht werden, und was dergleichen Variationen mehr sind, kurz, ihr sollt euer eigener Architekt sein, euch selbst etwas ausdenken, vorzeichnen und danach bauen. Dies wird euch auch zweifellos mehr Freude machen.

Der Turm vor allem kann in mehrere Etagen eingeteilt werden, letztere durch gerade oder Wendeltreppen verbunden. Auf unsrer Abbildung ist die Verbindung mit der oberen Etage des Turmes durch eine Spirale hergestellt; diese kann auch durch mehrere Etagen reichen und ist leicht aus Blech herzustellen. Ihr schneidet euch aus diesem Material mehrere Ringe, je nach der Zahl der Umdrehungen, welche ihr anzubringen die Absicht habt. Diese Ringe werden aufgeschnitten und die beiden Enden mit je einem andern Ring zusammengelötet, worauf ihr die fertige Spirale beliebig weit auseinander ziehen könnt (jedoch nicht zu weit, damit die Steigung keine zu große wird). Eine Breite der Ringe von $2\frac{1}{2}$ bis $3\frac{1}{2}$ m genügt. Auch auf folgende Weise läßt sich die Spirale, wenn sie nicht sehr lang sein soll, herstellen: ihr nehmt eine Blechscheibe von einem der Weite des Turmes entsprechenden Umfang und schneidet vom Rande aus nach der Mitte zu schneckenförmig den entsprechend breiten Streifen aus, gerade so, wie ihr euch eine Spirale aus einem Kartenblatt schneidet, welche von der Wärme des Lampencylinders bewegt werden soll. Hierbei haben die oberen Umgänge der Spirale einen immer kleineren Umfang als die unteren, was bei der vorerwähnten Methode nicht der Fall ist. Es liegt also an euch, die Methode zu wählen, welche euch am besten gefällt, und die sich den gegebenen Raumverhältnissen am besten anpaßt. Selbstverständlich muß oberhalb der Ausmündung der Spirale, also hier der Söller des Turmes, noch ein vergitterter Aufsatz sein; wäre dies nicht der Fall, so würden unsre Pfleglinge bald den Ausgang finden und auf Nimmerwiedersehen verschwinden. Inmitten der Spirale bringen wir am Boden des Turmes eine Stange an, an welcher wir auch die Spirale befestigen, stützen können, und welche innerhalb der obersten Etage, also auf dem Söller, von einer Fahne gekrönt wird. Damit sich unsre Pfleglinge auf dem glatten Blech der Spirale besser halten können, bestreichen wir die Oberfläche derselben mit Lack (Asphaltlack) und drücken vor dem Trocknen desselben groben Sand darauf fest. Auf der dadurch rauh gewordenen Oberfläche werden sie nun leicht emporlaufen, um auf dem Söller des Turmes Umschau zu halten.



Apparat zur Produktion der „Blumenspende."

Den Boden des Bodenkastens bedecken wir mit einer Schicht Sägespäne (Sägemehl), welche oft erneuert werden müssen, zu welchem Zweck ja der Kasten dient. In der untern Abteilung bringen wir einige Sträucher an, die jedoch nicht am Boden des herausziehbaren Kastens befestigt werden dürfen, und in den dunklen Verschlägen in der Nähe der Schlaf- und Brutstätten stellen wir die Futter- und Trinkgefäße auf.

Selbstredend werden wir unserm Behälter mittels Oelfarbe einen hübschen Anstrich geben, z. B. dunkelgrün oder dunkelgrau; die Kanten bronzieren wir, indem wir, bevor der Anstrich völlig trocken ist, Gold- oder Silberbronze an den Kanten entlang auftragen, wozu wir keines Pinsels bedürfen, sondern am besten die bloßen Finger verwenden. Wer das nicht will, mag zum Auftrag ein wenig Watte verwenden, mit den Fingern gelingt es aber jedenfalls am besten.

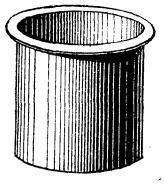
So wäre unser Mäuseschlößchen denn fertig. Selbstredend kann dieser Behälter auch zur Aufnahme von weißen Ratten, Eichhörnchen u. a. verwendet werden, ihr hättet ihn nur entsprechend größer herzustellen und den Lebensgewohnheiten der betreffenden Tiere entsprechend einzurichten.

Blumenspende.

Apparat: Auf dem Boden eines gewöhnlichen Waschbeckens zeichne mit Tinte einen Kreis in der Größe eines Zwanzigpfennigstückes aus Nickel. Auf dieser Kreislinie bohre mit einem Drillbohrer möglichst enge nebeneinander liegende Löcher, so daß die von der Kreislinie eingeschlossene Fläche nur noch durch die zwischen den Bohrlöchern befindlichen ganz schmalen Streifchen mit dem übrigen Waschbecken zusammenhängt. Auf diese

Fläche setze sodann senkrecht einen Holzstab von geringerem Durchmesser und bringe durch einen Hammerschlag auf das entgegengesetzte Ende die umbohrte Fläche zum Durchbruch. Etwa zurückgebliebene Unebenheiten lassen sich mit einer Feile leicht beseitigen.

Sodann lasse von einem Klempner einen Cylinder aus Zinkblech vom Durchmesser der im Waschbecken befindlichen Oeffnung machen (s. unsre Abbildung), den oberen Rand $1\frac{1}{2}$ mm umgekrempt und so lang, daß, er in die Oeffnung einragt. Diese Röhre wird sodann mit Universalkitt eingekittet und von oben mit einem Kork geschlossen.



Apparat zur Produktion der „Blumenspende".

gelassen, die untere Bodenfläche, auf der das Waschbecken steht, um 1 cm überragt.

Ferner lasse von einem Klempner 2 runde Scheiben von 35 cm Durchmesser aus Zinkblech schneiden; in die Mitte der einen kommt ein Loch, etwas größer als die im Waschbecken eingesetzte Röhre, in die Mitte der anderen ein 3 cm dickes, 19 cm langes Brett; die dasselbe haltenden Nägel werden an ihren Köpfen verlötet. Das Brett nach außen, lasse beide Scheiben durch einen herumgelegten und festzulötenden 2 cm breiten Blechstreifen zu einer hohlen Tischplatte verbinden und dieselbe von einem Lackierer hübsch marmorieren. Ferner lasse von einem Drechsler einen Fuß mit 3 Beinen fertigen, der oben eine Schraube besitzt, die sich in eine entsprechende im Holzstück am Boden der Tischplatte angebrachte Mutter einschrauben läßt.

Präparation: Stelle den zusammengeschraubten Tisch in die Nähe des Zaubertisches und einige Apparate auf denselben. Das Waschbecken, mit Pfropfen geschlossen, halte, ebenso wie eine Kanne Wasser, ein Handtuch und einen Busch Blumen oder kleine Bouquetchen, im Nebenzimmer bereit.

Produktion: Mit Hilfe eines bereitgehaltenen, mit roter Farbe getränkten Schwämmchens verletzt sich der Künstler scheinbar bei irgend einer Piece. Er bittet, um die Vorstellung fortsetzen zu können, sich die Hände reinigen zu dürfen. Ein Diener bringt das Waschbecken, setzt es, die Röhre in die Oeffnung, auf das kleine Tischchen und gießt sichtbar Wasser hinein. Der Künstler wäscht sich, den Pfropfen herausziehend, und nachdem das Wasser abgelaufen, wieder einsetzend, die Hände und steht nun, da der Diener das Handtuch vergessen hat, mit nassen Händen da. Er ruft nach dem Handtuch, der Diener, der schon bereit gestanden, erscheint nun mit über der Hand hängendem Handtuch und darunter einem Paket Blumenbouquetchen und legt das Handtuch quer über das Waschbecken, die Blumen in letzteres fallen lassend. Der Künstler trocknet sich die Hände und gießt das in Blumen verwandelte Waschwasser ins Publikum. Ein momentaner Schreckensschrei wird sich in freudige Ueberraschung verwandeln.

Mathematische Trugschlüsse.

XII.

Da die Quadratwurzel aus einer positiven Zahl zwei Worte annehmen kann, so ergibt sich aus der Gleichung

$$(7)\quad \left(x-\frac{5}{2}\right)^2=\left(y-\frac{5}{2}\right)^2,$$

nur, daß $x-\frac{5}{2}=+\left(y-\frac{5}{2}\right)$ oder $=-\left(y-\frac{5}{2}\right)$ ist.

Welches der beiden Vorzeichen zu nehmen ist, muß man untersuchen; es ist ein Fehler, ohne weiteres beiden Seiten das Zeichen + zu geben. Da $x=3$, $y=2$ war, so ist $x-\frac{5}{2}=\frac{1}{2}$, $+\left(y-\frac{5}{2}\right)=-\frac{1}{2}$, $-\left(y-\frac{5}{2}\right)-\frac{1}{2}$; mithin hätte beim Ausziehen der Quadratwurzel der rechten Seite das Vorzeichen — gegeben werden müssen, also

$$x-\frac{5}{2}=-\left(y-\frac{5}{2}\right).$$

Natürlich kann man auf dieselbe Art beweisen, daß irgend eine Zahl irgend einer andern Zahl gleich ist. Um beispielsweise zu zeigen, daß $a=b$ ist, wollen wir $a+b=s$ setzen. Dann ist

$$a=s-b$$
$$a-s=-b,$$

woraus sich durch Multiplikation

$$a(a-s)=-b(s-b)$$

ergibt. Diese Gleichung kann man aber schreiben

$$a^2-as=b^2-bs.$$

Addiert man auf beiden Seiten $\frac{s^2}{4}$, so erhält man

$$a^2-as+\frac{s^2}{4}=b^2-bs+\frac{s^2}{4},$$

d. i.

$$\left(a-\frac{s}{2}\right)^2=\left(b-\frac{s}{2}\right)^2,$$

woraus

$$a-\frac{s}{2}=b-\frac{s}{2},$$

also

$$a=b$$

folgt.

Daß jede Zahl sich selbst entgegengesetzt, also $a=-a$ ist, werdet ihr mir wohl nicht glauben wollen, und doch will ich euch davon überzeugen, — vorausgesetzt, daß ihr meinem Beweise Glauben schenkt. Nach der Erklärung der Quadratwurzel ist

$$(1)\quad \sqrt{-a}\cdot\sqrt{-a}=-a.$$

und nach bekannten Sätzen auch

$$(2)\quad \sqrt{-a}\cdot\sqrt{-a}=\sqrt{(-a)^2}=\sqrt{a^2}=a.$$

Aus (1) und (2) folgt, daß

$$(3)\quad a=-a$$

ist.

Logogriph.

Mit n sind's Frau'n und Mädchen,
Wer's hat, der nennt es Du;
Dieweil mit l man's zählet
Dem Schweizerlande zu.

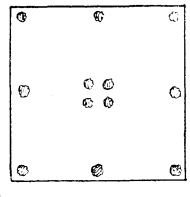
Logogriph für Lateiner.

In campis nascor; laetus me spectat arator
At capite avulso garrula sum volucris..

Auflösung des Füllrätsels in Nr. 41.

K	R	**E**	**S**	S	E
M	A	**L**	**T**	E	R
T	R	**I**	**E**	S	T
K	A	**S**	**P**	A	R
G	R	**A**	**H**	A	M
A	L	**B**	**A**	N	O
V	I	**E**	**N**	N	E
N	A	**T**	**I**	O	N
A	T	**H**	**E**	N	E

Aufgabe.



Ein viereckiges Stück Garten soll unter vier Erben verteilt werden. Ringsum stehen acht Obstbäume und in der Mitte deren vier. Die vier Erbstücke sollen von gleicher Größe und Form sein und jedes derselben drei Obstbäume enthalten. Wie ist die Teilung auszuführen?

Warnung vor der Kreuzotter.

In neuerer Zeit werden einige Fälle berichtet, daß die Kreuzotter, dieses lästige und gefährliche Reptil, durch ihren Biß die Krankheit und gar den Tod von Menschen herbeigeführt habe. Es ist daher wohl angebracht, wenn wir nachstehend angeben, wie man sich gegen den Biß dieser Giftschlange schützt und den üblen Folgen eines Bisses begegnet. Man findet die Kreuzotter häufig an hellen, sonnigen Waldrändern, unter Steinen und Heidelbeergestrüpp. Die sonnigen Waldränder werden nun gar zu gern von Ausflüglern zu Ruheplätzen erkoren; bevor man einen solchen Platz nun einnimmt, sollte man mit dem Spazierstock oder Regenschirm den Platz untersuchen, denn dadurch wird die scheue Kreuzotter vertrieben. Will man im Walde umherspazieren, so bekleide man den Fuß mit Schuhwerk, das hohe Schäfte hat; tritt man dann auf eine Kreuzotter, so kann ihr Biß nicht Schaden anrichten, da sie das Leder nicht durchbeißen kann. Sollte jemand von einer Kreuzotter gebissen werden, so sauge man die Wunde aus oder lasse sich dieselbe aussaugen, doch müssen die Lippen heil sein, weil sonst das Schlangengift sich mit dem Blut vereinen kann; alsdann unterbinde man die Wunde, damit das Gift sich nicht unter das gesunde Blut mische. Die Wunde muß alsdann erweitert werden, damit sie tüchtig ausblutet, später lasse man sie ausbrennen; in jedem Falle aber ist möglichst schnell ein Arzt zu Rate zu ziehen. Wer Waldtouren macht, sollte stets ein Fläschchen Rum oder Cognac bei sich führen, denn der Genuß desselben hat sich oft als bestes Gegenmittel gegen den Biß der Kreuzotter erwiesen. Das gefährlichste aber an der Kreuzotter ist, daß sie vielen für ungefährlich gilt.

Das Vermächtnis des Inka.

Von Karl May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers", „Geist der Llano estakata", „Kong Kheon, das Ehrenwort", „Die Sklavenkarawane", „Der Schatz im Silbersee" u. a.

(Fortsetzung.)

Während der Bote abging, wendete sich Hammer, natürlich in deutscher Sprache, an Morgenstern: „Ich hatte Ihnen doch angedeutet, draußen vor dem Thale bei den Pferden zu bleiben. Wie sind Sie denn eigentlich auf die entgegengesetzte Seite des Thales und noch dazu in die Hände der Feinde gekommen?"

Der Kleine antwortete: „Infolge unsrer Tapferkeit, lateinisch Fortitudo oder auch Strenuitas genannt."

„Also Ungehorsam! Es ist doch sonderbar, daß ihre Tapferkeit stets ihre Gefangennahme zur Folge hat! Es muß sich also bei Ihnen beiden um eine ganz unglückliche Art von Fortitudo oder Strenuitas handeln."

„Janz jewißlich nicht," fiel da Fritze schnell ein. „Es ist die richtige Tapferkeit jewesen. Erinnern Sie Ihnen doch einmal jenau! Sind wir heut jefangen jewesen?"

„Allerdings."

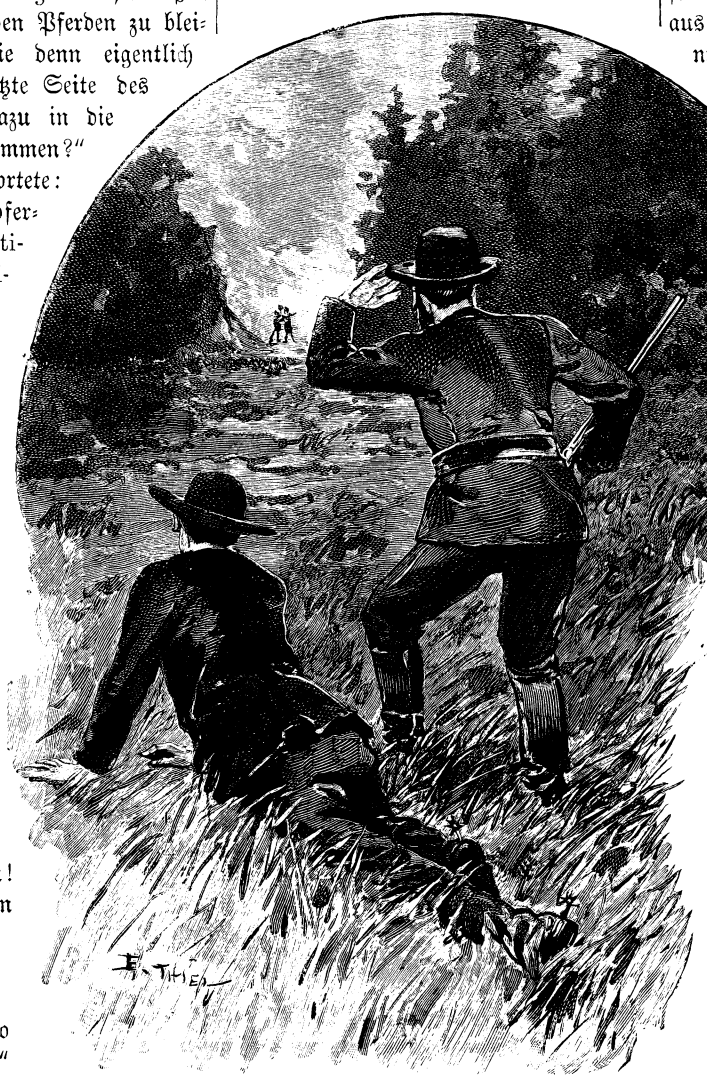
„Ja, wo denn?"

„Der Gambusino brachte Sie getrieben!"

„Wie? Er hätte uns jetrieben jebracht? Dat ist falsch! Wir haben ihn vielmehr anjelockt und hinter uns herjebracht. Wir haben ihm in die Falle jeführt."

„Verteidigen Sie sich nicht auf eine so lächerliche Weise! Er ist ja wieder aus der Falle entkommen, und daran sind nur Sie beide schuld. Ich werde aber in Zukunft dafür sorgen, daß Sie uns einen solchen Schaden nicht wieder bereiten können."

Er wäre vielleicht noch schärfer mit ihnen verfahren, aber es kamen jetzt die Unterhäuptlinge der Abipones herbei, und vom Eingange her näherte sich der „harte Schädel", und so war es Zeit, die Verhandlung zu beginnen, zumal der Nachmittag sich zur Rüste zu neigen begann.



. . . „Horch!" sagte der Gambusino, indem er lauschend stehen blieb. „Ich habe mich nicht geirrt. Man bejubelt den Sieg . . ."

An dieser Verhandlung nahmen nur die Weißen und die Häuptlinge teil. Der Vater Jaguar hielt einige begütigende Reden, in denen er die Forderungen der Cambas zu mäßigen suchte und den Abipones bewies, daß ihre Freundschaft mit dem Gambusino und seinem Anhange ihnen nur Unglück gebracht habe und daß es für sie am geratensten sei, mit ihren roten Brüdern in Eintracht und Frieden

zu leben. Seine Worte brachten nach beiden Seiten den beabsichtigten Eindruck hervor und dann begann eine Art Handel in Beziehung der Kriegsentschädigung, welche die Abipones den Cambas zu zahlen hatten. Es ging dabei sehr erregt her, doch brachte der Vater Jaguar nach einiger Zeit die beabsichtigte Einigung zu stande.

Die Cambas hatten heute keinen Mann verloren, Grund genug, ihre Forderungen nicht zu übertreiben. Die Abipones waren durch die große Zahl ihrer Toten und Verwundeten hart bestraft. Sie mußten alle ihre Waffen abgeben und dann Frieden schwören. Es war dem Vater Jaguar gelungen, eine Straflieferung von Pferden und Rindern zu hintertreiben, da die Abipones diese Tiere doch, um sie den Cambas bringen zu können, den weißen Ansiedlern vorher hätten rauben müssen.

So war der Krieg zum Nutzen der Cambas beendet. Diese jubelten und fanden kaum Worte, dem Vater Jaguar ihre Dankbarkeit zu bezeigen. Die Abipones aber waren selbstverständlich im höchsten Grade niedergeschlagen. Sie saßen klagend bei ihren Leichen und kühlten mit Wasser die Wunden ihrer Blessierten. Heute blieben alle, Sieger und Besiegte, im Thale. Morgen sollten die letzteren waffenlos abziehen, natürlich nur die Gesunden und Leichtverwundeten, während die Schwerverwundeten von den Cambas gepflegt würden und dann nachkommen sollten.

Kein Mensch freute sich darüber, daß so viel Blut geflossen war, in der Weise, wie Don Parmesan Rui el Ibario, denn er glaubte, nun das Licht seiner chirurgischen Kenntnisse und Geschicklichkeiten leuchten lassen zu können. Er wendete sich an die Häuptlinge der Abipones um die Erlaubnis zu erhalten, ihre Kranken behandeln zu dürfen, wurde aber kalt und ohne Dank abgewiesen, da diese Roten sich auf die Behandlung der Wunden weit besser als mancher weiße Arzt verstehen. Er kehrte darum ganz erbost von ihnen zurück und sagte zu Morgenstern, dem er sich am liebsten mitzuteilen pflegte: „Sind diese Kerls nicht Prügel wert, Señor? Sie weisen mich ab, obgleich ich ihnen meine Hilfe angeboten. Sie meinen doch auch, daß ich viele ihrer Blessierten gerettet hätte?"

„Ich bin überzeugt davon," antwortete der Gefragte in höflicher Weise.

„Ja, viele, viele hätte ich gerettet! Ich sah sie liegen, blutend und mit zerschossenen Gliedern. Diese Glieder müssen herunter, sonst kommt der Brand dazu. Und wer kann sie kunstgerechter herunterbringen als ich? Sie sind doch vollständig überzeugt, Señor, daß ich alles, alles heruntersäble?"

„Ich bezweifle es nicht im mindesten."

„Dann wollte ich, daß Sie einen Schuß in den Arm, in das Bein oder in den Leib bekommen hätten. Sie sollten staunen, mit welcher Virtuosität ich Ihnen die Kugel und alle Knochensplitter aus der Wunde ziehen und nötigenfalls das verletzte Glied abschneiden würde. Es ist wirklich jammerschade, daß niemals ein verständnisinniger Mann einen Schuß bekommt!"

Morgenstern entfernte sich schnell, da es ihm in der Nähe dieses Mannes nicht ganz geheuer war.

Der Abend brach herein und mit ihm kamen Gäste, nämlich die Frauen und größeren Kinder der Cambas. Sie wußten, für welche Zeit man den Kampf vermutet hatte, und kamen nun, den Ausgang desselben zu erfahren, erst einzeln und verzagt, dann aber in hellen Haufen. Auf den versprochenen Sieg rechnend, hatten sie reichlich Speise und Trank mitgebracht, um denselben zu feiern, und da doch Friede geschlossen war, so durften auch die Besiegten an dem Mahle teilnehmen. Es brannten viele Feuer, an denen Freunde und Feinde in den verschiedensten Gruppierungen lagerten oder sich bewegten.

Obgleich von einer Gefahr keine Rede mehr sein konnte, hatte der Vater Jaguar doch einen Doppelposten an den Eingang des Thales postiert. Es war das mehr eine Folge der Gewohnheit. Das mochten die beiden Indianer, denen dieser Auftrag geworden war, auch denken, denn als sie einige Zeit allein gestanden hatten, wurde ihnen die Zeit lang und sie kehrten, ohne daß der Vater Jaguar dies bemerkte, an ihr Feuer zurück. Dieser Ungehorsam, den man geneigt sein könnte, eine bloße, kleine Nachlässigkeit zu nennen, sollte von schweren Folgen sein.

Der Gambusino hatte nämlich mit Antonio Perillo wohl eine Stunde lang im Gebüsch gelegen, ehe er es wagte, den Kopf aus demselben zu stecken, um sich umzusehen.

„Ich sehe niemand," sagte er.

„So sind sie fort," meinte sein Genosse.

„Das möchte ich doch nicht als so gewiß annehmen. Wie nun, wenn sie in der Nähe in den Büschen stecken, um zu warten, bis wir hervorkommen!"

„Dann müßten wir doch die Pferde sehen."

„Nein. Der Wald ist zwar sehr dicht, aber der Rand desselben hat doch hie und da eine dünnere Stelle, wo man zwei Pferde verstecken kann."

„Wenn du so übermäßig vorsichtig sein willst, können wir bis zum jüngsten Tage hier stecken bleiben!"

„Gar so lange doch nicht ganz. Jetzt möchte ich nicht hinaus auf den freien Campo treten; ich könnte sogleich eine Kugel bekommen. Aber wenn es finster geworden ist, gibt es kein Wagnis dabei. Es ist dann sogar möglich, daß wir nach dem Thale des ausgetrockneten Sees zurückkehren."

„Bist du toll!"

„Gar nicht!"

„Sollen wir uns ergreifen lassen?"

„Fällt mir gar nicht ein. Es ist mir nur ein Gedanke gekommen, den ich für einen sehr glücklichen halte."

„Welcher?"

„Wir haben keine Pferde und können auch auf viele Tagereisen weit keins bekommen. Im Thale aber gibt es welche."

„Die du dir holen willst?"

„Nicht alle, sondern nur zwei."

„Das wäre Tollkühnheit!"

„Wenn ich finde, daß es zu verwegen ist, werden wir es lassen. Ich hoffe aber, daß es viel, viel leichter sein wird, als du denkst."

„Schwerlich!"

„Pah! Wir wissen genau, daß die Campas Sieger sind, und ich befürchte, daß sie unsere Verbündeten bis auf den letzten Mann aufgerieben haben. Nach einem solchen Erfolge sind die Roten wie betrunkene Kinder. Sie werden schreien und jubeln, essen und trinken und an nichts anders denken, als daß sie uns überwunden haben. Da vergißt man es vielleicht, den Eingang zum Thale zu bewachen. Und stellt man je einen Wächter hin, so läuft er entweder fort, um mitzujubeln, oder er wird von mir und dir sehr leicht unschädlich gemacht, worauf es sehr schlimm zugehen müßte, wenn wir nicht zu zwei Pferden kämen."

„Und wenn dieselben nicht gesattelt sind?"

„Dummkopf! Schau da hinaus! Siehst Du denn nicht, daß der Vater Jaguar

unsre Pferde zwar erschossen, aber ihnen nicht das Sattel- und Zaumzeug genommen hat. Finden wir zwei ungesattelte Pferde, so reiten wir hierher, um das zu finden, was wir brauchen."

Perillo brachte noch einige Einwendungen vor. Er wollte sich nicht wieder in eine so große Gefahr wie die heut überstandene begeben; aber der Gambusino widerlegte ihm alles, was er vorbrachte. Darüber wurde es Abend und die beiden verließen vorsichtig ihr Versteck. Sie wendeten sich nicht am Waldesrande zurück, da sie da leicht auf den befürchteten Hinterhalt stoßen konnten, sondern schlichen sich eine Strecke weit in den Campo hinein und bogen erst dann, als sie den Wald nicht mehr sehen konnten, nach rechts ab, in welcher Richtung das Thal des ausgetrockneten Sees vor ihnen lag.

Um dasselbe zu erreichen, brauchten sie jetzt viermal so viel Zeit, als am Nachmittage, da sie es zu Pferde als Flüchtlinge verlassen hatten. Sie konnten es nicht verfehlen, weil sie sich dem Walde nach und nach wieder näherten und endlich an demselben hinschritten. Noch ehe sie in der Finsternis den Eingang sehen konnten, hörten sie den Lärm, welcher durch denselben aus dem Thale drang.

„Horch!" sagte der Gambusino, indem er lauschend stehen blieb. „Ich habe mich nicht geirrt. Man bejubelt den Sieg. Daß es so kommen mußte! Meine Ahnung, daß der Vater Jaguar uns voraus sei, war also doch ganz richtig."

„So hättest du dich danach richten sollen. Pellejo hatte doch recht, als er uns zu größerer Vorsicht aufforderte."

„Schweig und sprich mir nicht von diesem Menschen! Er wollte kommandieren. Es hat so sollen sein und ist nun nicht zu ändern. Bleib jetzt einmal hier stehen! Ich will voranschleichen, um zu rekognoscieren."

Er huschte fort. Als er nach ungefähr zehn Minuten zurückkehrte, berichtete er in freudigem Tone: „Es ist so, wie ich dachte. Kein Mensch steht Wache. Wir können hinein, ohne bemerkt zu werden. Komm!"

Er nahm den andern bei der Hand und zog ihn mit sich fort. Als sie das Felsenthor des Thales erreichten, glänzte ihnen der Schein von vielen Feuern entgegen, so daß sie sich ganz zur Seite im Schatten des Felsens halten mußten. Der Gambusino deutete auf den letzteren und sagte: „Hier war es, wo uns die beiden kleinen roten Kerls von oben herab vor die Füße flogen. Ich ließ sie leider laufen, weil ich glaubte, daß sie uns sicher seien. Nun sind sie uns wieder entkommen!"

„Schadet nichts. Ich freue mich jetzt, daß wir sie nicht getötet haben."

„Warum?"

„Weil sie doch vielleicht das sind, wofür sie sich ausgeben. So oft wir sie trafen, haben sie sich so kindisch albern benommen, daß es mir heute unmöglich ist, noch zu glauben, daß der eine Oberst Glotino sein soll."

„Je länger ich mir den Kerl und seine Streiche vergegenwärtige, desto mehr kommt es auch mir so vor, als ob wir uns geirrt hätten. Wir haben uns durch eine Aehnlichkeit täuschen lassen. Glotino würde niemals und aus keinem Grunde selbst nach dem Chaco gehen, sondern einen tüchtigen Offizier schicken. Wenn mir diese beiden Roten wieder über den Weg laufen sollten, so wird es mir gar nicht einfallen, sie als voll zu behandeln. Ich bedrohe keineswegs mehr ihr Leben. Was sie von mir zu befürchten haben, das sind einige derbe Ohrfeigen, die ich ihnen dafür geben werde, daß sie es wagen, mir wieder und immer wieder wie Ungeziefer über den Weg zu laufen. Dann werden sie sich wohl fern von mir halten. Jetzt aber haben wir keine Zeit, von diesen Knirpsen zu sprechen. Da schau einmal, wie gut wir es getroffen haben!"

Er deutete nach dem Innern des Thales, wo beim Scheine der Feuer alle dort befindlichen Personen leidlich zu erkennen waren.

„Schau da nach links hinüber! Kennst du ihn?" fuhr er fort.

„Der Vater Jaguar!"

„Ja. Wenn ich diesem Hunde eine Kugel geben könnte!"

Er hob sein Gewehr empor, als ob er es anlegen wolle. Der andre fiel ihm in den Arm und warnte heftig: „Schieße nicht, schieße nicht; du würdest uns verraten!"

Der Gambusino ließ das Gewehr wieder sinken und anwortete: „Hattest du wirklich Angst, daß ich schießen würde? Fällt mir nicht ein! Meine Kugel würde ihn nicht einmal erreichen, und wir müßten augenblicklich fliehen, während wir uns doch zwei Pferde holen wollen. Sie laufen ja in Masse hier herum."

Dieses letztere war allerdings richtig. Wie bereits erwähnt hatten die Cambas ihre Pferde unter der Aufsicht einiger Männer am Bache draußen vor dem Thale gelassen. Jetzt war es da draußen dunkel, und da der Kampf vorüber war, hatte man die Pferde in das Thal gelassen, wo sie sich nach allen Richtungen frei herumtrieben. Der Vater Jaguar hatte das gestattet, weil er überzeugt war, daß vorn am Eingange ein Doppelposten stehe. Hätte er geahnt, wer an Stelle desselben jetzt dort anwesend war!

Während die beiden Lauscher ihre Augen auf die Pferde richteten, welche in ihrer Nähe weideten, meinte Antonio Perillo: „Wir haben doch schießen hören, und doch hat es allen Anschein, als ob gar kein Kampf stattgefunden habe."

„Wieso? Es ist sogar ein furchtbares Feuer gewesen, welches man auf die Abipones eröffnet hat. Siehst du denn nicht die Menge von Leichen, welche dort am See liegen?"

„Aber wo sind die andern Abipones hin?"

„Entflohen natürlich."

„Unmöglich! Der Vater Jaguar hatte doch da draußen einen Hinterhalt gestellt, welcher wohl an die hundert Mann zählte. Es gelang uns nur mit Not, diesen Leuten zu entgehen. Sie haben den Eingang besetzt. Wie konnten da die Abipones entkommen?"

„Hm! Was du da vorbringst, hat guten Grund. Sollten sie wirklich alle aufgerieben worden sein? Dann müßte man doch viel mehr Leichen sehen."

„Man wird sie in das Wasser geworfen haben."

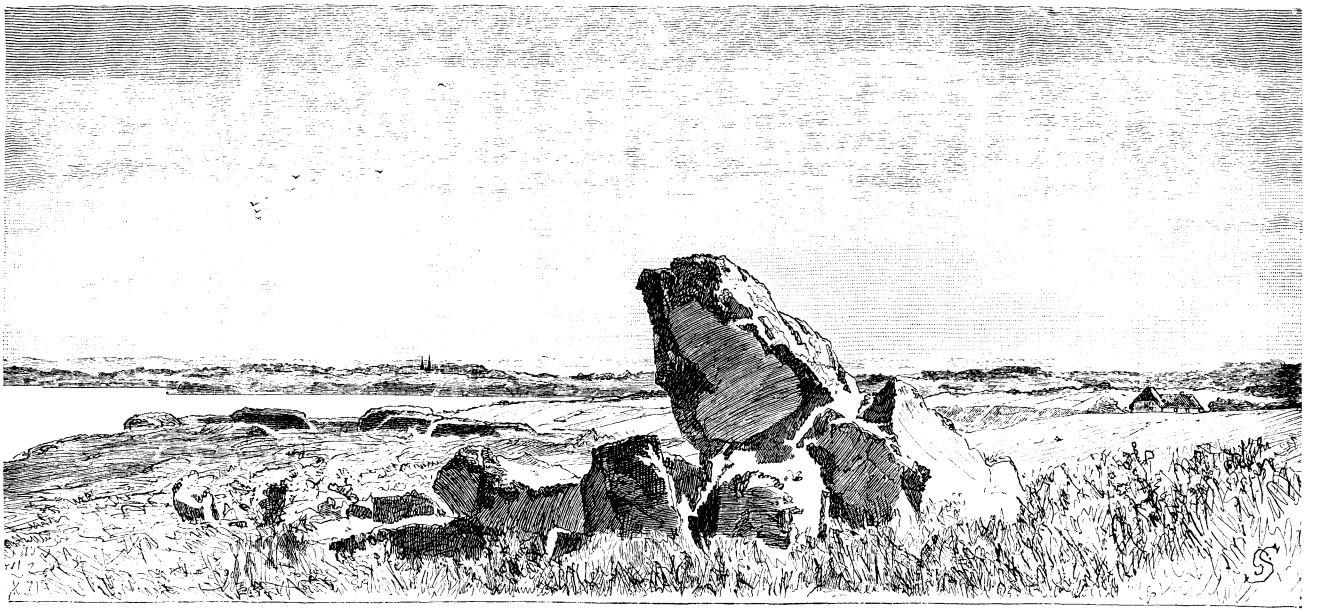
„Denke das ja nicht! Es wird den Cambas nicht im Traume einfallen, sich dadurch dieses kostbare Wasser zu verderben, denn — — —"

Er hielt inne, beschattete seine Augen mit der Hand, blickte scharf nach einem der Feuer und fuhr dann in heftigem Tone fort: „Demonio! Ich habe mir bis jetzt noch keine Mühe gegeben, die Gesichtszüge zu erkennen. Jetzt aber sehe ich, daß Abipones mit den Cambas zusammen an den Feuern sitzen."

„Ist das möglich?"

„Nicht möglich, sondern wirklich. Sieh nur scharf hin."

Antonio Perillo überzeugte sich, daß der Gambusino recht hatte, und fragte: „Wie kann so etwas geschehen? Man sollte es nicht glauben!"



Blick von den Düppeler Schanzen auf Broacker.

„Es ist leicht zu begreifen. Die Abipones waren umzingelt. Sie hätten selbst den letzten Mann verloren. Um ihr Leben zu retten, haben sie um Gnade flehen müssen.“

„Gnade? Das sieht keineswegs so aus. Sie sind ja nicht gefesselt; sie essen mit und bewegen sich wie freie Leute.“

„Tempesta! Das ist wahr! Daran ist dieser Schurke, der Vater Jaguar, schuld. Er hat Frieden zwischen den Abipones und den Cambas geschlossen.“

„Den aber die Abipones jedenfalls teuer bezahlen müssen!“

„Glaube dies ja nicht! Dieser Mensch ist klug. Durch eine schwere Kontribution würde er die Rachgier erwecken und die Feindschaft vergrößern. Ich wette, daß den Abipones alles geschenkt und vergeben worden ist. Man wird ihnen gesagt haben, daß sie durch ihre Verluste hart genug gestraft worden seien.“

„Eine solche Milde kann ich mir nicht als möglich denken.“

„Aber ich, da ich die Schlauheit dieses Vater Jaguar kenne. Er will dadurch die Todfeinde zu Verbündeten machen, und ich glaube es nicht nur, sondern ich sehe es hier mit diesen meinen eigenen Augen, daß ihm dies gelungen ist. Die Abipones sind gewonnen und werden als Freunde behandelt. Wir können von heute an nicht mehr im Trüben fischen. Mit dem geplanten Pronunciamento ist's vorüber, und es ist nur gut, daß wir beide ein neues Ziel und einen neuen Zweck haben. Wir wollen auch sofort darauf hin arbeiten, indem wir uns mit Pferden versorgen und dann die Gegend verlassen, welche für mich so unglückbringend geworden ist, wie kaum eine zweite. Da haben wir zwei Tiere ganz nahe; sie scheinen nicht schlecht zu sein. Nehmen wir sie, ich das rechts und du das links; aber vorsichtig! Bücke dich zum Boden nieder!“

Sie legten sich in das Gras und krochen auf die beiden Pferde zu, welche zwar keine Sättel, aber doch die Zäume trugen. Bei ihnen angekommen, richteten sie sich auf, zogen die festgeknüpften Zügel aus den Backenriemen, nahmen die Enden derselben in die Hände, bückten sich wieder nieder und krochen zurück, die Pferde langsam hinter sich herziehend. Draußen vor dem Felsenthore angekommen, sagte der Gambusino, indem er froh aufatmete: „Siehst du nun, daß es sehr leicht gegangen ist! Dadurch, daß wir uns beritten gemacht haben, ersparen wir eine Fußwanderung von vielen Tagen. Jetzt holen wir uns die Sättel; dann umreiten wir diesen undurchdringlichen Wald, der uns so außerordentlich unbequem liegt, und hernach, wenn wir ihn hinter uns haben, geht's hinüber nach Tucuman, wo wir mit der Diligence bis Salta fahren. Das geht schneller als im Sattel, weil an jeder Station die Pferde gewechselt werden.“

„Und von Salta aus?“

„Nehmen wir Maultiere, da in den Bergen wegen der dünnen Luft nicht mit Pferden auszukommen ist.“

„Das weiß ich gar wohl; aber woher nehmen wir das Geld für die Maultiere? Bei dem Zwecke, welchen wir verfolgen, können wir uns keine mieten, sondern müssen welche kaufen, und ich sage dir, daß ich nicht genug bei mir habe, einen alten Ziegenbock, geschweige denn ein gutes Maultier zu kaufen.“

„Da laß dir ja nicht bange sein. Ich bin zwar auch nicht bei vollen Taschen, aber ich habe in Salta einen Freund, welcher mich sehr gern mit allem Nötigen versehen wird.“

„Wer ist das? Vielleicht kenne ich ihn auch.“

„Er heißt Rodrigo Sereno.“

„Meinst du etwa den Spediteur draußen vor der Stadt, an der Straße, welche nach Injuy führt?“

„Ja. Er hat zugleich ein großes Gasthaus, verleiht Pferde und Maultiere und treibt noch zehn oder zwanzig andre Geschäfte.“

„Den kenne ich allerdings. Wenn er dein Freund ist, brauchen wir freilich nicht bange zu sein.“

„Ich sage ja, er wird mir geben, was ich brauche. Jetzt laß uns aufsteigen. Wir haben in dieser Nacht einen weiten Ritt.“

Sie schwangen sich auf die Pferde und galoppierten fort, in der Richtung nach ihren erschossenen Pferden, um sich die Sättel derselben zu holen.

Später kamen zwei Cambas nach dem Eingange, um den Doppelposten abzulösen. Als sie die beiden untreuen Wächter nicht sahen, nahmen sie zwar deren Stelle ein, kamen aber nicht auf den Gedanken, dem Vater Jaguar zu melden, daß das Felsenthor eine ganze Zeit lang

unbeaufsichtigt gewesen sei. Als er dann später kam, den Posten zu inspizieren, fand er alles in Ordnung und ahnte nicht, daß etwas geschehen war, wodurch seine ganze Berechnung zu nichte gemacht werden mußte. Man entdeckte nicht einmal, daß zwei Pferde fehlten, da dieselben den Abipones gehört hatten und also von den Cambas nicht vermißt wurden.

Die letzteren blieben bis weit über Mitternacht munter. Die Freude, einem so grauenhaften Ueberfalle entgangen zu sein, ließ sie nicht schlafen. Und die Weißen, denen sie ihre Rettung zu verdanken hatten, mußten mit ihnen munter bleiben.

Von den letzteren war niemand so grämlicher Laune als Doktor Morgenstern und sein Fritze. Sie saßen abseits im Dunkeln und sprachen, nur mit ihrem Aerger beschäftigt, nur selten ein Wort miteinander. Warum? Das konnte man eben jetzt hören, als Fritze seinem Herrn zuraunte: „Inwiefern könnte es denn eine so große Dummheit jewesen sind?"

„Weiß ich's?" antwortete Morgenstern. „In Jüterbogk im Gesangvereine werde ich anders anerkannt."

„Dat mag die Möglichkeit sind; aber hier im Gran Chaco wird mehr verlangt als nur eine jute, wohljefällige Baritonstimme. Da muß man vor allem Haare auf die Zähne haben und ein jehörijes Quantum Tapferkeit besitzen."

„Sind wir denn nicht tapfer gewesen?"

„Nein."

„Nicht? Wir haben uns doch nicht nur in die vorderste Reihe gestellt, sondern sind sogar auf den Felsen gestiegen, um den Feind aus erster Hand zu haben. Ist das nicht tapfer?"

„Hm! Soll ik aufrichtig sind?"

„Natürlich!"

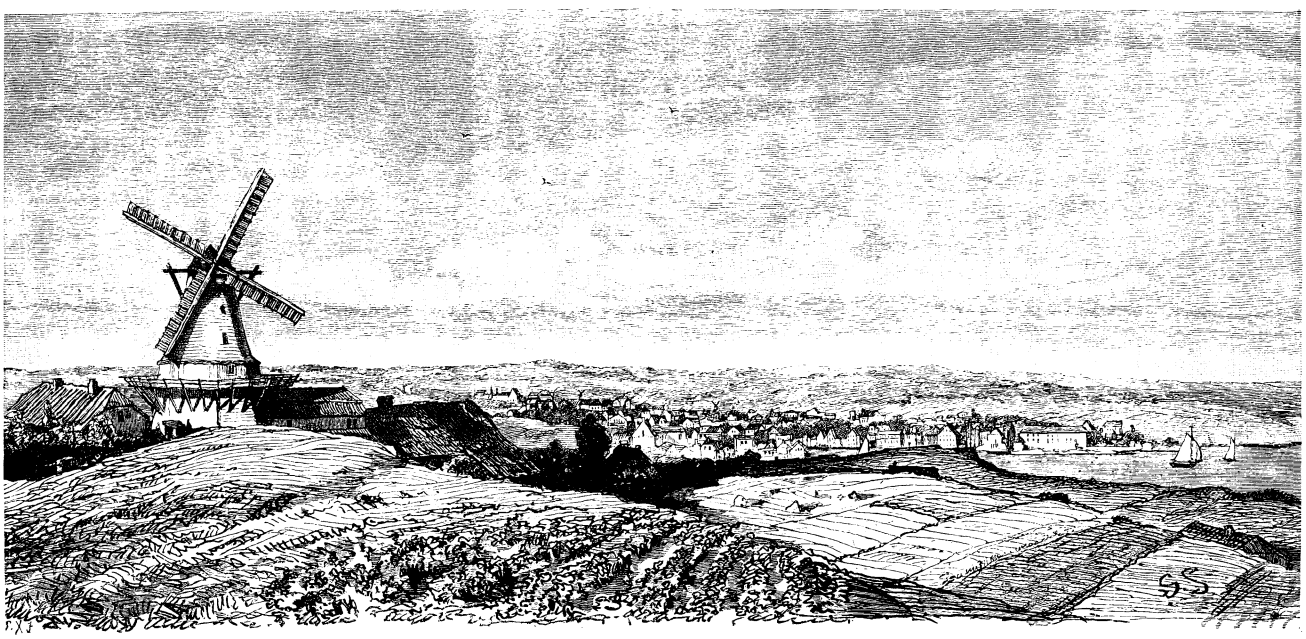
„Jut! Ik denke foljendermaßen: Ik mag mich's nach rechts oder nach links überlejen, so kommt es mich jetzt vor, als ob wir nicht tapfer, sondern voreilig gewesen wären."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Kriegsschauplatz am Ostseestrand.

Im Jahre 1890 waren die blutgetränkten Felder von Düppel und Alsen, die ihrer reizenden Landschaft wegen der „Garten von Schleswig" heißen, der Schauplatz großer kriegerischer Uebungen. Aber nicht um den Krieg und seine Schrecken handelte es sich diesmal, sondern nur um ein Bild vom Krieg, ein Manöver sollte vorgeführt werden. Tausende von Schaulustigen eilten herbei. Unweit des Meeresufers erhebt sich im herrlichen Park hinter einem stillen See das Schloß von Gravenstein, welches während der Manövertage das Hauptquartier und die Wohnung der anwesenden Majestäten war. 26 Jahre früher diente es als Hauptquartier dem Prinzen Friedrich Karl von Preußen, welcher von hier aus die Belagerung der nahen Düppeler Schanzen leitete, deren Einnahme so glorreich am 18. April 1864 gelingen sollte.

Die Dänen hatten in der Nacht vom 5. auf den 6. Februar 1864 das Danewerk, einen Festungswall von Schleswig bis Hollingstedt, die Uebermacht der verbündeten deutschen Streitmacht fürchtend, verlassen. Von Feldmarschall von Gablenz und seinen Truppen verfolgt, der den Nachtrupp der Dänen bei Oeversee besiegte, gelang es der dänischen Hauptarmee unbehindert in die befestigte Düppelstellung einzuziehen, zumal das preußische Armeekorps, welches über die Schlei nach Angeln gegangen war, der verschneiten und mit Glatteis belegten Wege dieser Landschaft wegen, nicht schnell genug vorwärts kam, um den Rückzug aufzuhalten. Es hielt in Flensburg kurze Rast, während die Oesterreicher und die preußischen Garden weiter nach Norden zogen und alsdann in Jütland eindrangen. Nun galt es, die Belagerung der Düppeler Schanzen vorzubereiten und darum verlegte Prinz Friedrich Karl sein Hauptquartier nach Grafenstein. Die Südostseite der Halbinsel Sundewitt, von der Natur schon zu einer Festung ausgestattet, war von den Dänen mit zehn starken Schanzwerken, welche miteinander verbunden wurden, versehen. Auf diesem kleinen Raum hielt sich die kleine Armee, welche zur Verteidigung des langgestreckten Danewerks zu schwach gewesen, für unüberwindlich. Die Schanzen waren auf Anhöhen so angelegt, daß sie alle Annäherungswege feindlicher Truppen beherrschten. Gedeckt waren sie durch vier feste Lagerstätten, welche mit



Düppeler Windmühle mit Blick auf Sonderburg.

der stark verschanzten Düppeler Windmühle und dem Brückenkopf in Verbindung standen, der die nach Sonderburg führenden Brücken deckte. Zwischen Wenningbund und der Chaussee lagen die Schanzen 1 bis 4, zwischen der Chaussee und der Apenrader Landstraße Nro. 5 bis 9, wogegen Nro. 10 zwischen dieser und dem Alsensund sich befand. Auf dem gegenüberliegenden Alsen waren die Höhen mit Batterien versehen, während sowohl auf der Alsener Föhrde und dem Alsener Sund als auch auf dem Wenningbund, über den wir von den Düppeler Schanzen aus nach Broacker (siehe das Bild) hinüberblicken, die Kanonenböte an der Verteidigung teilnehmen konnten.

Deshalb war es auch ein Meisterstück der Kriegskunst, diese feste Stellung erfolgreich anzugreifen. Mit rastloser Thätigkeit wurde trotz der ungünstigen Witterung an der Belagerung und der Aufstellung schwerer Geschütze gearbeitet. Eine Truppenabteilung näherte sich, die Flensburger Chaussee und die Apenrader Landstraße benutzend, von Nordwesten den Festungswerken, eine andre indessen benutzte eine Schiffbrücke, über den schmalen Ekensund (nimm deinen Kartenatlas vor) führend, und gelangte nach der Halbinsel Broacker, wo sie an der Südseite des Wenningbund, bei Gammelmark, mehrere Batterien errichteten, welche ihre Geschosse in die Schanzen 1 und 2 und sogar in das 5000 m entfernte Sonderburg hineinwerfen konnten. Weitere Strandbatterien wurden auf der Halbinsel Hollnis und am Ekensund aufgestellt. Bis Ende März erfolgten bedeutende Truppenverstärkungen. Am 7. April befanden sich 17 Batterien in Thätigkeit, am 10. bereits 21, am 13. feuerten 30, am 16. sogar 33, die über 83 schwere Belagerungs- und reichlich 20 Feldgeschütze verfügten. Mittlerweile waren trotz der kleineren Gefechte, die dem Panzerschiff „Rolf Krake“ das weitere Erscheinen im Wenningbund verleidet hatten, die Arbeiten an den Parallelen bedeutend gefördert. Eine Parallele ist ein breiter Graben, der mit den belagerten Festungswerken ungefähr parallel geht. Die ausgeworfene Erde schützt die Arbeitenden und also auch die Parallele gegen den Feind. In derselben werden Kanonen zur Beschießung der feindlichen Werke aufgestellt. Durch zickzackförmige Laufgräben von der ersten Parallele weiter gegen die Schanzen vordringend, wird eine zweite u. s. f. ausgehoben. Die erste befand sich zwischen dem Wenningbund und der Flensburger Chaussee und war am 1. April fertig, die zweite und dritte je eine Woche später, die letztere war nur reichlich 200 Schritt von den Schanzen entfernt.

Von Mitte März ab war kein Tag vergangen, daß nicht durch ein fortgesetztes Bombardement den Dänen empfindliche Verluste bereitet worden wären. Am 2. April wurde von Gammelmark aus Sonderburg stark beschossen und gleichzeitig machte man am Alsensund bei Satrupholz Vorkehrungen zum Uebergange eines preußischen Corps nach Alsen. Obwohl dieser Plan bald aufgegeben wurde, so war er doch geeignet, die Dänen zu beunruhigen, und es schwand mit dem ersten Drittel des April auch ihre Hoffnung auf Behauptung der Düppelstellung. Immer enger zog sich der Halbkreis der Belagerer, immer ausdauernder wurde das Feuer der Batterien, immer mehr lückenhaft die mit so großer Sorgfalt ausgeführten Festungswerke der Dänen. Da stürzte am 14. die Düppelmühle zusammen, getroffen von den wohlgezielten Schüssen der Gammelmarker Batterie — und sie gaben es auf, die tags den Schanzen zugefügten Schäden nachts wieder auszubessern — sie begnügten sich, die Schanzen noch sturmfrei zu erhalten.

Im Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl waren am 15. April der Feldmarschall Wrangel, der Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen (Kaiser Friedrich III.) und andre Prinzen, auch der bairische General Freiherr von und zu der Tann, der einst als Führer der Schleswig-Holsteiner ruhmreich siegte, eingetroffen. Den Truppen wurde das heilige Abendmahl ausgeteilt und es erfolgte nunmehr am Abende des 17. die Austeilung der Ordres zum Sturm für den nächsten Vormittag 10 Uhr. Um 2½ Uhr nachts rückten die Sturmkolonnen in die Laufgräben; ein letzter Händedruck zum Abschied, ein letzter Gruß wurde der Heimat zugesandt. Sie lagerten hinter der Böschung der ersten Parallele. Der Silberglanz des Mondes lag über der Landschaft, während sommerlich linde Luft die Krieger umgab, für deren viele diese Nacht die letzte des Lebens war. Allmählich steigerte sich das Feuer, dem rollenden Donner gleich. Dampfwolken lagen über der Scene, während verderbenbringende Geschosse, furchtbar krachend, über die Köpfe des in den Laufgräben ruhenden Kriegerheeres dahinflogen. Blutig rot erschien beim Aufgang die Sonne, hin und wieder einen Blick auf das blaue Meer gestattend, auf welchem „Rolf Krake“ dahinglitt. Von preußischer Seite fielen 20 bis 30 Schüsse in der Sekunde, während die feindlichen Geschütze mit wenig Ausnahmen allmählich verstummten. Plötzlich verstummte der Donner der preußischen Schanzen. Alles ergriff die Waffen. Todesmutig verließen die Scharen die Laufgräben und Parallelen und pflanzten, unter den feindlichen Kugeln zusammensinkend, die preußische Fahne auf. Kapellmeister Pieske schwenkte indes den Taktstock, und der Sturmmarsch von Düppel stimmte zu Trommelklang und Schwerterschlag. Schanze 4 und Schanze 2 wurden hartnäckig verteidigt, besonders die letztere, wo der tapfere Lieutenant Anker mit seiner Mannschaft die Stürmenden aufhielt. „Durch müßt ihr, Kameraden!“ rief dazwischen der Pionier Klinke und sprengte mit einem Pulversack die feindlichen Sturmpfähle. Eine Kugel traf ihn in diesem Augenblick und über seinen Leichnam fort drängten sich die Kameraden, den Sieg erringend. Auf Schanze 5 fiel, seine Fahne aufstellend, Feldwebel Probst. Schon um 10 Uhr 51 Minuten wurde nach Berlin telegraphiert: „Alle Schanzen von 1 bis 6 sind mit Sturm genommen.“ In kurzer Frist waren auch die übrigen erobert, und um 2½ Uhr war die letzte Position der Dänen auf dem Festlande, der Brückenkopf, in den Händen der Preußen. „Rolf Krake“ hatte sich, arg beschädigt, aus dem Gefecht mit den Strandbatterien zurückziehen müssen. Die Dänen fanden auf Alsen noch einen vorläufigen Zufluchtsort. Der glänzende Sieg hatte preußischerseits einen Verlust von 70 Offizieren und 1118 Mann herbeigeführt, 16 Offiziere und 213 Mann waren tot, unter ihnen General Raven, Major von Jena, Major von Beeren und Pionier Klinke. Die Verluste der Dänen waren erheblich höher, allein 66 Offiziere und 3725 Mann waren gefangen, 21 Offiziere und 480 Mann Tote hoben die Sieger vom Felde auf.

Während die vor dem Düppelsturm im Sundewitt zusammengezogenen Truppenmassen zur Besetzung der Halbinsel Jütland ausrückten, war in London eine Friedenskonferenz zusammengetreten, die

zunächst einen Waffenstillstand von 6 Wochen erwirkte. Der greise Feldmarschall Wrangel, welcher in den Grafenstand erhoben wurde, war vom Oberkommando der verbündeten Streitmacht zurückgetreten und dasselbe wurde dem Prinzen Karl von Preußen übertragen. An seiner Stelle übernahm General Herwarth von Bittenfeld die Führung der preußischen Armee. Ein Friede kam indessen in London nicht zu stande, das Londoner Protokoll wurde bedeutungslos. So beschloß die deutsche Heeresleitung, den zweiten Teil des Feldzuges mit einem Vorgehen gegen die Insel Alsen, wo die Hauptabteilung der feindlichen Macht sich festgesetzt hatte, zu eröffnen.

Als zu diesem Zwecke noch vor Ablauf des Waffenstillstandes die Soldaten in ihre alten Quartiere im Sundewitt einrückten, prangte die Natur im Festgewand. Die Spuren der voraufgegangenen Kämpfe waren fast verwischt. Aus Schutt und Asche und Trümmerhaufen erblühte neues Leben. Wo vorhin die Geschosse den Boden aufwühlten, wogten Getreideähren, eine reiche Ernte versprechend, überall grünte und blühte es in Feld und Wald — auf den Gräbern der Gefallenen prangten herrliche Blumen. Von Düppel aus schweifte der Blick nach Südosten über die freie Ostsee und den Wenningbund, im Süden und Westen glänzte die Flensburger Föhrde und das Nübelnoor, während im Osten im ersten frischen Grün des Sommers die „Perle der Ostsee," Alsen mit ihren Städten und Ortschaften lieblich aus der blauen Flut hervortauchte. Malerisch nehmen sich in dieser Jahreszeit die weißen Wände der Schlösser von Gravenstein und Augustenburg inmitten herrlicher Baumgruppen aus, wogegen Sonderburg mit seinem altersgrauen Schloß, in welchem Christian II. von Dänemark 17 Jahre gefangen saß, in dem Durcheinander von See und Land, allmählich aufsteigend, auf den Beschauer einen nicht minder freundlichen Eindruck macht.

Und in diese lieblichen Gefilde mußte nun ob der tapferen Hartnäckigkeit der Dänen die Kriegsfackel hineingetragen werden. Mittlerweile hatten die Preußen zur Beherrschung des Alsensundes die Batterien am Nord- sowohl als am Südende desselben verstärkt, dänischerseits waren dagegen von Sonderburg nordwärts bis Arnkiel 32 Batterien mit 67 Geschützen errichtet, Sonderburg wurde durch drei Batterien mit 21 Geschützen verteidigt.

Die 46 schweren Geschütze der preußischen Batterien am Alsensund hatten die Aufgabe, die gegenüberliegenden feindlichen zu beschäftigen, während der Uebergang für die Strecke von Arnkiel bis gegen die Bucht von Kjär beabsichtigt wurde. Um denselben auszuführen, waren hinter Satrupholz 160 flachgehende Boote und 32 Pontons (zum Brückenbau) verdeckt niedergelegt; von vier verschiedenen Punkten der bezeichneten Strecke sollte der Transport von jedesmal 3½ Bataillonen auf diesen Booten bewirkt werden, während die Brückenstücke zur Ueberführung des Kriegsmaterials bestimmt waren. Um 2 Uhr morgens setzten sich die Boote unter bewölktem Himmel auf der spiegelblanken Wasserfläche gegen den Wind in Bewegung. Die Mannschaften wateten in die See hinein bis hinreichend tiefes Wasser das Hineinschwingen in die Boote erlaubte. Lautlos mit kräftigen Ruderschlägen näherten sie sich der feindlichen Küste. Bald fiel der erste Schuß, ein heftiges Gewehr- und Geschützfeuer folgte, während „Rolf Krake," der bis dahin in der Augustenburger Föhrde gelegen, seine Kugeln in die Boote warf. Aber er hatte mit den Strandbatterien nicht gerechnet — und nicht bedacht, daß die den Booten geschlagenen Löcher gleich mit Wergpfrofen verstopft wurden. Jetzt aus den Booten ins Wasser und ans Ufer! Lieutnant Petri vom brandenburgischen Pionierbataillon setzte als der erste den Fuß auf Feindesland — im Nu hatte Oberst Graf Hacke die erste preußische Fahne am Uferwall aufgepflanzt; die ersten 3½ Bataillone waren auf Alsen. „Rolf Krake" konnte das Hin- und Herfahren der Boote nicht mehr hindern, grollend zog er sich zurück. Nachdem den Preußen auch die Ueberführung von Artillerie und Kavallerie gelungen war, und das Gehölz von Arnkiel, die Fohlenkoppel und Rönhof genommen waren, änderten sie ihre bisher nach Osten gekehrte Front, nach Süden weiter vordringend. Wiederholte Angriffe der Dänen wurden zurückgeschlagen, am schlimmsten tobte der Kampf auf dem „blutigen Wege" südlich von Kjär. Gegen 3000 Gefangene und eine reiche Kriegsbeute blieb den Siegern, als der Rest des dänischen Heeres nach Kekenis flüchtete, um sich von dort nach den dänischen Inseln einzuschiffen. So war der „in der Kriegsgeschichte einzig dastehende Uebergang über einen Meeresarm, ein Sturm zu Wasser gegen gut verteidigte Schanzen," der den Siegern ein Drittel der Verluste des Düppelsturms gebracht hatte, vollführt.

* * *

Wer jetzt diese Gefilde betritt, versäumt nicht, die Denkmale auf Düppel und bei Arnkiel aufzusuchen. Sie führen ihm durch die an den Seiten angebrachten Reliefs die hervorragendsten Scenen jener denkwürdigen Tage lebensvoll vor, während Denksteine in der Nähe des Alsendenkmals die Punkte bezeichnen, wo die einzelnen Regimenter landeten. Auch ich habe in Gesellschaft guter Kameraden und Freunde auf den Schlachtfeldern geweilt — zufällig war es gerade der 29. Juni, der Gedenktag des Uebergangs nach Alsen, als wir von Sonderburg in entgegengesetzter Richtung den Weg nach Düppel über die Pontonbrücke einschlugen. Vom Denkmal zurückkehrend, gelangten wir an ein kleines ländliches Wirtshaus, welchem ein Kirchhof gegenüberliegt. Auf den kranzgeschmückten Grabsteinen lasen wir im Scheine der sinkenden Abendsonne: „Hier ruhen 209 tapfere Dänen" und auf dem andern: „Hier ruhen 28 tapfere Preußen."

Das Wasser.

An einem schönen Sommermorgen zog die Schule hinaus ins Freie mit frischem, frohem Mut. Singend und springend, die grüne Botanisierbüchse auf dem Rücken, die Feldflasche, gefüllt mit einem Labetrunk, an der Seite, tummelten sich die jungen Naturforscher des Weges entlang. Hart an der Straße war eine Zisterne, aus welcher die Gärtner zu schöpfen pflegten. Einer der Schüler, mochte er aus der Flasche von dem lieblichen Naß schon zu früh genommen haben oder ihm zufällig beim Marsch davon abhanden gekommen sein, tauchte mit dem Gefäß in jenen Tümpel. Dem Lehrer war dies nicht unbeachtet geblieben: „Trink, was klar ist und sprich, was wahr ist," so wehrte er ab. Gutes Trinkwasser sei farb- und geruchlos, kühl, von angenehmem, erfrischendem, erquickendem Geschmack, es sollen im Glas beim Einschenken kleine Luftbläschen, Perlen, aufsteigen, aber kein Bodensatz darf sich, wie beim Wasser dieses Pfuhles, absetzen.

Die Schar zog munter weiter. Nach einigen Stunden erreichte man ein Dorf. Hier rasteten die Wanderer unter einer Linde in der Nähe einer frischen Quelle. Trotzdem durfte niemand trinken, da ein kühler Trunk bei erhitztem Körper leicht der Gesundheit nachteilig wird. Sobald wir aber einen Imbiß genommen, sagte der Lehrer, und aufgestanden sind, dann trinket nach Herzenslust; so lange ihr im muntern Gang bleibt, ist das Trinken von frischem Wasser in der Hitze nur dienlich. Licht, Luft und Wasser, fuhr er fort, sind fürs Leben unentbehrlich. Gleichwohl werden wir uns kaum bewußt, wie notwendig und wohlthätig sie für uns sind, noch weniger, wie schädlich sie uns werden können. Unser Körper besteht zu drei Vierteln aus Wasser und verliert fortwährend Wasser durch Atem und Hautausdünstung. Ein erwachsener Mensch gibt an Ruhetagen etwa 1000 g Wasser in Dampfform ab. Bei kalter Luft siehst du einen Teil dieses Dampfes als Hauch. In heißer, trockner Luft, bei harter Arbeit, kann dieser Wasserverlust um das Doppelte steigen. Kein Getränk kann dann das reine Wasser ersetzen. Nahrung können wir länger entbehren, als Wasser. Wüstenreisende und Schiffbrüchige haben diese Erfahrung gemacht; jeder Arbeiter kann dies bestätigen.

Reichliche Versorgung mit gutem Wasser ist daher für Stadt und Land, für jedes Haus notwendig. Das Wasser dient nicht nur zum Trinken und Kochen, sondern als Nutzwasser zur Reinhaltung des menschlichen Körpers und seiner Wäsche, zum Spülen des Küchengeschirres, zum Scheuern der Wohnung, zum Begießen der Straßen, zum Bespülen offener Rinnsteine u. s. f. Reinhaltung in Bezug auf Hof und Straße, Wohnung, Kleidung und vor allem am eigenen Leib sind für die Erhaltung der Gesundheit des Menschen notwendig und geeignet, uns vor zahlreichen Erkrankungen zu schützen. Wisset ihr nicht, daß euer Leib ein Tempel Gottes ist? Selbst die Reinhaltung der Tiere befördert Wachstum und Gedeihen. „Gut geputzt ist halbes Futter," sagt der Fuhrmann von seinen Pferden und die Milch der Kuh wird besser, wenn man sie nicht nur gut nährt, sondern auch fleißig striegelt.

Den großen Städten wird jetzt das Wasser reiner Quellen oft aus weiter Ferne meist in gehöriger Menge zugeführt und selbst bis in die oberen Stockwerke des Hauses geleitet. Ueberall, wo diese Einrichtungen nicht geboten sind, muß man sich auf andre Weise behelfen. Nicht jedes Wasser ist gleich gut, manche Arten sind sogar geradezu schädlich. Das Wasser löst nämlich, wie zu sehen, wenn man ein Stück Zucker in ein Glas Wasser wirft, Stoffe auf, auch solche, denen es in der Erde begegnet. Je nachdem es Stoffe auffaugt, welche der Gesundheit dienen oder nachteilig sind, verändert es seine Eigenschaften.

Das Regenwasser hat entweder gar keine festen Stoffe aufgelöst — dann schmeckt es schal, erfrischt und erquickt nicht — oder es hat auf den Dächern, beim Ansammeln in Behältern gewisse Stoffe aufgenommen, von denen es nur unvollkommen befreit werden kann. Solches Wasser ist zum Trinken nicht tauglich, verdirbt rasch und sollte selbst als Nutzwasser nicht zugelassen werden. Auch das Flußwasser, das man zur Versorgung mancher Städte verwendet, wird leicht verunreinigt, wenn der Fluß bewohnte Landstriche durchströmt. Oft erkennt man die Unreinheit desselben an der schmutzigen Färbung. An andern Orten kann das Flußwasser einen hohen Grad von Reinheit besitzen. Manche Städte sind bei geeigneten Vorrichtungen vortrefflich mit solchem Wasser versorgt.

Viel Wasser wird als Regen oder Schnee vom Erdboden eingesogen und sinkt in die Tiefe. Das ist das Grundwasser. Dasselbe wird durch Pump- oder Ziehbrunnen gehoben. Wird es den oberflächlichen Schichten durch Flachbrunnen entnommen, so ist es zum Gebrauch des Menschen häufig sehr ungeeignet. Schmutzwasser, selbst Dungstoffe gelangen an bewohnten Orten leicht in das Grundwasser und durch dieses in die Flachbrunnen. In trocknen Sommern liefern derartige Brunnen meist wenig Wasser; viele versiegen ganz. Die Tiefbrunnen können ein ganz untadelhaftes Wasser ergeben. Wenn also ein Ort gezwungen ist, Pumpbrunnen anzulegen, so müssen diese (etwa 30 m) tief gegraben werden. Auch ist darauf zu achten, daß sie nicht den Wohnungen sowie den Dungstätten zu nahe zu liegen kommen und dadurch verunreinigt werden.

Tritt das in den Boden eingedrungene Wasser an einer Stelle wieder zu Tag, so nennt man dieses Wasser eine Quelle.

Das Quellwasser gilt beim Volk als das reinste, zum Gebrauch des Menschen geeignetste Wasser. Das trifft zu, wenn es vom Gebirge oder von bewaldeten Hügeln kommt und in seinem unterirdischen Lauf keinen verunreinigten Boden durchströmt. Wenn aber das Quellwasser, bevor es zu Tage tritt, den Boden bewohnter Gegenden durchzieht, so kann es ebenso verunreinigt sein, wie das andern Ursprungs. Wenn das Wasser ungewöhnlich viele erdige Bestandteile aufgenommen hat, so kann es als Mineralwasser ein vortreffliches Heilmittel werden.

Pflanzen, Tieren und Menschen dient das Wasser bald hier, bald dort zum Nutzen, zum Ergötzen und Genuß. Schließlich gelangt es, nachdem allenthalben Stoffe aufgenommen und abgegeben worden, ins Meer, einem großen Behälter, in welchem das Wasser bald faulen würde, wenn es nicht eingesalzen wäre. Das Meerwasser löscht daher den Durst nicht, sondern vermehrt ihn, wie ein gesalzener Häring.

Verdorbenes, verunreinigtes Wasser ist, nicht nur, wenn es zum Trinken und Kochen, sondern auch, wenn es als Nutzwasser zum Reinigen von Küchengeräten ꝛc. verwendet wird, ebenso wie schlechte Luft, ein langsam und verborgen wirkendes Gift. Man stirbt nicht sofort durch den Genuß von schlechtem Wasser, aber allmählich und sicher treten Krankheiten und üble Folgen ein. Von Amts- oder Obrigkeitswegen wird dann nachgeforscht und das Erforderliche gegen eine weitere Verbreitung angeordnet. Jeder möge aber, ehe solche Krankheiten zum Vorschein kommen, das Seine thun, damit verunreinigtes, verdorbenes Wasser von der Benutzung zu Nahrungs-, Haushalts- und Wirtschaftszwecken ausgeschlossen werde.

Unsern Wanderern schmeckte nach dieser Belehrung der klare, frische Trunk ganz besonders gut und sogleich setzten sie ihre Reise fort, die sie munter beendeten.

Des Ackers Brache.

Ein Knabe, welcher mit seinem Vater nach gethaner Arbeit durch die Fluren und Felder schweifte, sagte zu diesem: „Ei, Vater! Sieh' nur, welch' eine Thorheit und welch' ein Unrecht ist es, jene beiden Aecker dort so unbebaut liegen zu lassen. Sie hätten doch in diesem Jahre wieder reiche Früchte getragen."

Der Vater warf auf die zwischen grünen Feldern liegenden Aecker einen flüchtigen Blick, dann versetzte er: „Mein

Feind in Sicht.

lieber Sohn, was thust du in dieser Stunde, nachdem du den ganzen Tag über deine Arbeit mit eben so großer Ausdauer als mit vielem Fleiße vollendet hast?"

„Nun, ich gönne mir Erholung, um für den morgenden Tag neue Geisteskräfte zu sammeln."

„Gut gesagt," wendete der Vater, freundlich lächelnd, ein. „Wie mit dem Geiste und dem Körper, so ist es auch mit dem Acker. Beide Teile wollen nach gethaner Arbeit ihre Brache haben."

Seltsame Erlebnisse.

(Fortsetzung.)

Vierzehn Tage waren vergangen, als der Onkel zum Aufbruch mahnte. ‚Mein alter Hausmeister', sagte er, ‚nebenbei bemerkt, ein ehrlicher alter Gesell, der einst ein begüterter Kaufmann war, doch durch Minenspekulationen sein Vermögen verloren hat, wird dich begleiten und dir den Weg weisen. Du reitest doch? — Gut,' fuhr er fort, als Felix die Frage bejahte, ‚hier reitet jedermann, in den Bergen gibt es keine guten Fahrstraßen. Ich gebe dir Vollmacht mit, du kannst als Herr schalten; aber du wirst gut thun, den Alten um Rat zu fragen, bevor du wesentliche Neuerungen unternimmst: denn Theorie und Praxis decken sich nicht immer, und die Verhältnisse bedingen hier manches, das ihr in Europa belächeln würdet.'

„Nach einer anstrengenden Reise gelangte Felix am vierten Tage an seinem Bestimmungsorte an und fand im Hause des technischen Leiters der Kupferwerke die liebenswürdigste Aufnahme. Die Gegend war nackt und kahl, eintönig und doch wieder bizarr. Sehr selten fand sich ein Vicuña; hoch über den Gipfeln schwebte ab und zu der Kondor. Der Pflanzenwuchs war ein spärlicher, nur in den geschützten Schluchten wucherte etwas Grünes; aber die wilde Einsamkeit der kahlen Felsen hatte auch etwas Großartiges, und das Rauschen der Berggewässer tönte wie ein Hymnus dieser an Reiz so armen Natur, in die der Mensch nur eindrang, um die Metallschätze des Innern zu heben. Außer den Arbeitern, die bei den Minen beschäftigt wurden, war kein Ansiedler irgendwo zu entdecken, nirgends stieg der Rauch aus einer Hütte empor, kein Laut menschlicher Thätigkeit unterbrach die Stille. Die Abfuhr der Erze geschah auf einem Schienengeleise, welches in ein elendes Städtchen einmündete, das etwas tiefer unten im Thale lag; Maultiere zogen die Wagen. Abseits davon fand sich kein Pfad, und so waren die Wegweiser überflüssig. Die Arbeiter waren durchschnittlich rohe und wüste Gesellen, die nach wenigen Jahren meistens neuen Ankömmlingen Platz machten; denn niemand ertrug die freudeleere Existenz an diesem Orte lange, und der Branntwein, der nicht ganz verboten werden konnte, richtete schlimme Verheerungen an. Die Aufseher und Beamten waren nur durch hohes Gehalt zu fesseln: auch sie wechselten oft und pflegten in freundlichere Gegenden überzusiedeln, sobald sie einige Ersparnisse gemacht hatten.

„Einige Meilen von dem Städtchen entfernt wohnte der Indianer Chiko, und zu ihm richteten sich bald die Schritte des jungen Mannes. Sein Name und seine Verwandtschaft öffneten ihm die Thür des wortkargen Mannes; Felix hatte nicht versäumt, eine Kiste mit süßem spanischen Wein, ein Gewehr und ein treffliches Maultier als Geschenke seines Onkels zu überbringen und war bald ein gerne gesehener Gast in der schmucklosen Hütte des Alten. Das frische Wesen des jungen Mannes gefiel dem einsilbigen Ehepaare, besonders der Frau des Chiko, die mit mütterlicher Zärtlichkeit und Sorge auf den blondlockigen Deutschen blickte, der ohne Falsch und so ganz anders erschien, wie die habgierigen, nicht selten der Völlerei ergebenen, stumpfsinnigen Weißen, die sie bis dahin kennen gelernt hatte. Felix vermied es, Fragen in Bezug auf das edle Silber zu stellen, in vorsichtiger Weise machte er einen langen Umweg, um zum Ziele zu gelangen. Einmal hatte sich der Alte von ihm einen neuen Hammer geborgt, um, wie er freimütig gestand, in der Nacht etwas Silber zu holen, aber die Begleitung des Jünglings lehnte er ab. ‚Die Himmlischen,' sagte er, ‚haben uns armen Indianern die von den Vorvätern her ererbte Kenntnis des Ortes, wo die Schätze lagern, gnädigst verstattet. Aber nur in äußerster Not und Bedrängnis hole ich von den Gaben des Berges, die wir spärlich genießen und nicht mißbrauchen wollen. Du bist jung und gesund, mein Söhnchen, und dein Onkel, den Gott segnen wolle, ist reich — was gebrauchst du mehr? Es wäre eine Sünde, dich durch das, was dir nur ein Ueberfluß wäre, in Versuchung zu führen.'

„‚Möchtest du nicht,' bemerkte Felix, ‚weit von hier unter den Palmbäumen an der Küste wohnen, in einem weiß schimmernden, köstlichen Schlosse? Hundert Diener wären bereit, dich dort zu pflegen, täglich könntest du gebratene Hühnchen und Bananen speisen, und der goldene Xereswein ginge auf deiner Tafel nicht aus! Rund herum blumige Gärten mit springenden Wassern — in den Ställen würden dir die edelsten Rosse entgegenwiehern....'

„Der Indianer schüttelte das Haupt.

„‚Chiko ist alt; hier in den Bergen ist er geboren, hier wird er sterben. Die guten Götter wollen es nicht; wie lange wird es dauern, und die klugen weißen Leute würden mir das alles wieder wegnehmen, wie sie es von den Vorvätern geraubt haben. Nein, es kann nicht sein.'

„Dabei blieb es. Wohl brachte ihm der Alte von seiner nächtlichen Striferei ein reiches Geschenk mit, ein glänzendes Stück gediegenen, fast reinen Silbers, das er mit dem Hammer abgeschlagen hatte, aber weiter ging er in seiner Freundlichkeit nicht.

„Und doch gelang es Felix, noch einen Schritt weiter zu thun.

„Die Frau des Chiko erkrankte plötzlich, und da der Alte sie der Behandlung des Chirurgen nicht anvertrauen mochte, der für die Bergleute die nötigste medizinische Fürsorge traf, doch im übelsten Rufe als gewaltthätiger Mensch stand, kam er eines Tages Hilfe suchend zu Felix. Es gelang dem jungen Deutschen, der eine kleine Hausapotheke bei sich führte, die Frau durch einige passende Verordnungen bald wieder herzustellen, er pflegte sie so gut

er es vermochte, und sie vergalt es ihm durch freundliche, unterwürfige, demütige Dienstwilligkeit. ‚Du könntest ihm doch einmal etwas zeigen,‘ sagte sie eines Tages zu ihrem Manne, als Felix anwesend war. Der Alte dachte lange nach; dann sagte er: ‚Nun gut, ich bin bereit; wir sind ihm Dank schuldig. Zu einer Ader, die fast bloß liegt, will ich dich geleiten. Morgen um die erste Mittagsstunde erwarte ich dich.‘

„Der junge Mann schlief wenig in jener Nacht; Bilder von ungeheuren Schätzen umgaukelten seinen Traum. In fieberhafter Spannung durchwachte er mehrere Stunden, bis er in Schlaf gesunken war. Der reichste Mann der Erde — in kurzer Frist konnte es sich erfüllen, dann war alles sein — Silber, soviel er wollte — unermeßliches Vermögen! Wie er dann heimkehren wollte, um ein thätiges Leben zu führen, Schlösser zu bauen und Menschen zu beglücken . . . .

„Pünktlich traf er an der verabredeten Stelle ein. Der Alte war ein trefflicher Reiter; mehrere Stunden weit, auf sonderbar versteckten Steigen, ritten sie in das Gebirge hinein. ‚Jetzt sind wir gleich am richtigen Orte,‘ sagte der Indianer, als sie eben ein kieselreiches halbtrockenes Flußbett überschritten hatten, da that sein Maultier einen Fehltritt und stürzte. Der Schaden war nicht groß, es hatte sich einen spitzen Stein in den Huf getreten und lahmte nur wenig, nachdem der Kiesel beseitigt war, aber das Silbersuchen hatte ein Ende. Keine Macht der Erde hätte Chiko weiterbringen können. ‚Siehst du,‘ sagte er, ‚die guten Götter wollen es nicht, sie haben uns eine böse Vorbedeutung gesandt, wir dürfen das Metall heute nicht anrühren. Hörst du, wie oben im Gebirge eben der Donnersturm losbricht? Laß uns, so schnell es angeht, nach Hause eilen, damit wir ihrem Zorne nicht verfallen.‘

„Kein Bitten und Beschwören half, sie kehrten um. Umsonst versuchte es Felix, den Alten in den nächsten Tagen zu einem erneuten Versuche zu bewegen, vergeblich bemühte er sich, selber den Platz wiederzufinden. Zusammen mit einem deutschen Bergmanne, der als eine Art Obersteiger in der Kupfermine beschäftigt war, brach er auf und durchforschte die gesamte Gegend; keine Spur Silber ließ sich finden.

„Als er noch damit beschäftigt war, die Schätze zu entdecken, von deren wirklichen Vorhandensein ihn das Silbergeschenk Chikos so handgreiflich überzeugt hatte, lief aus Valparaiso plötzlich eine Hiobspost ein: Herr Reuter der ältere lag im Sterben. Eilends kehrte er, bei Tag und Nacht reisend, in die Villa zurück. Als er daselbst ankam, war der Onkel verschieden.

„Das Vermögen, das jetzt an Felix fiel, war bedeutender als er es sich gedacht hatte; das Testament war in bester Ordnung, nur war es schwer, sofort das Ausstehende einzuziehen, und Monate konnten darüber vergehen, bis der ganze Besitz zu annehmbarem Preise verkauft war. Der Erbe hatte sich dazu entschlossen, Chile wieder zu verlassen. So angenehm ihm das Klima des Landes erschien, so wenig gefielen ihm die damaligen Verhältnisse, die fast schrankenlose Herrschaft einer Clique, die häufige Unredlichkeit im Handel und Verkehr, der Mangel an Rechtsschutz, die übliche Bestechlichkeit, die himmelschreiende Lage vieler Arbeiter, die in der That Sklavendienste verrichteten, das Fehlen genügender Verkehrsmittel und Wege, die untergeordnete Stellung, die Kunst und Wissenschaft einnahmen, das Nichtvorhandensein höherer Bildung. Eine tiefe Heimatssehnsucht erfaßte ihn in dem fremden Lande; das Säuseln der schlanken Palmen, das Rauschen und Grollen des Meeres, das buntfarbige Leben, alles erschien ihm wie ein seltsamer Traum, aus dem er gern auferwacht wäre. Selbst Chikos Silber reizte ihn nicht mehr; das nackte und öde Gebirge erschien ihm in seiner starren Großartigkeit abstoßender denn je. Welche widerwärtige Aussicht, dort Jahre verbringen zu müssen, um ein Phantom zu haschen! Was dem Onkel in dem langen Zeitraum nicht gelungen war, warum sollte es ihm glücken? — Er beschloß den Verkauf der Liegenschaften, auch selbst unter Opfern, zu beschleunigen und nach Abwickelung der Geschäfte schleunigst heimzukehren unter gleichfühlende Menschen, um noch einmal den Rauch aufsteigen zu sehen aus den heimischen Häusern . . . . .

„Als er solcher Gedanken voll eines Tages am Hafenquai zu Valparaiso umherschlenderte, traf er einen deutschen Kaufmann, mit dem er durch seinen Onkel bekannt geworden war.

„‚Hören Sie,‘ sagte dieser, ‚Sie sind ja frei und abkömmlich; ich würde an Ihrer Stelle einmal nach der Robinsoninsel hinüberfahren. Es soll ein reizendes und in seiner Eigenart interessantes Eiland sein; das Regierungsfahrzeug geht ja regelmäßig jeden Monat.‘

„‚Das Regierungsfahrzeug?‘ erwiderte er, ‚was hat denn die Regierung auf der Robinsoninsel zu suchen?‘

„‚Das wissen Sie nicht? Seit zwei Jahren ist dort ja eine Deportationsanstalt errichtet; an zweihundert Strafgefangene sitzen auf der Insel. Ich bin bei den Provisionslieferungen beteiligt und kann Ihnen leicht einen Erlaubnisschein erwirken.‘

„‚Die Sträflinge würden mich gerade nicht reizen; aber Sie haben recht,‘ sagte er, ‚die Insel soll teilweis schön bewaldet sein, ich habe auch schon davon gehört. Gut, ich nehme Ihr freundliches Anerbieten an — ich weiß so wie so nicht recht, womit ich meine freie Zeit verbringen soll, da die Regulierung nicht so schnell verläuft. Wann fährt das Schiff?‘

„‚In zwei Tagen. Ratsam ist es jedoch, daß sie sich eine Flinte und vielleicht ein paar Delikatessen oder so etwas als Proviant mitnehmen; zwar ist an letzterem drüben genug vorhanden, es ist jedoch immerhin besser, Sie machen sich von den Beamten etwas unabhängig. Den Empfehlungsbrief an den Kommandanten werde ich Ihnen besorgen; dem Kapitän der alten ‚Trinidat‘, auf der Sie mitfahren, will ich Sie noch persönlich vorstellen, es ist ein guter Bekannter von mir.‘

„Felix sprach seinen besten Dank aus und traf die nötigen Vorbereitungen; an einem Sonnabend ging er bei gutem Wetter unter Segel.

„Juan Fernandez, die Robinsoninsel, liegt etwa zweiundsiebzig deutsche Meilen von Valparaiso entfernt, sie ist über drei deutsche Meilen lang, sehr gebirgig und dacht sich nach Süden ab; ihr Umfang beträgt über vier deutsche Meilen. Der höchste Punkt, der Ambosberg, ist mehr denn dreitausend Fuß hoch. Weshalb das Eiland den Namen ‚Robinsoninsel‘ führt, ist ja allgemein bekannt. Das Vorbild oder das Urbild eines Robinson hat einmal dort existiert, und zwar über vier Jahre lang. Der Matrose Alexander Selkirk wurde wegen Unbotmäßigkeit, Insubordination und Anstiftung zur Meuterei auf dieser Insel ausgesetzt und verbrachte die Jahre in grenzenloser Verlassenheit, bis ein englisches Kriegsschiff, das zufällig landete, sich des reichlich Bestraften annahm und ihn in die Heimat zurückbrachte.

„Die Fahrt war glücklich, wenn auch

etwas langsam; mäßige Winde trieben das Schiff gemach ans Ziel. Das einzig Sehenswerte, das sich unterwegs zeigte, war ein riesenhafter toter Tintenfisch, ein wahres Ungeheuer mit zahlreichen, an zehn Fuß langen Armen. Das Fahrzeug war groß, aber alt und entschieden verbraucht, eine längst ausrangierte Kriegsgaleere, die selbst bei ruhiger See stark Wasser zog und sich schwer regieren ließ. Mit dem liebenswürdigen Kapitän wurde Felix, dank der Empfehlung seines kaufmännischen Freundes, bald recht intim bekannt, und so verlebte er ganz leidliche Tage. ‚Die Rückfahrt,' sagte der Kapitän, ‚soll meine letzte Reise von hier sein, ich traue dem alten morschen Kasten nicht mehr und mag keine Verantwortung tragen; ich bin in den Dienst eines Privatreeders getreten.' (Fortsetzung folgt.)

Masse und Gewichte.

Ein Stücklein zum Nachdenken.

Wenn der Kaufmann drei Pfund Kaffee abwiegen will, so legt er auf die eine Wagschale die Tüte mit Kaffee und auf die andre? Du sagst: „Natürlich die Gewichte!" So würden außer dir viele, viele andre Leute auch sagen. Das beweist jedoch nicht, daß die Antwort richtig ist; aber das Gegenteil will ich dir beweisen.

Du weißt jedenfalls, daß der Druck aller Körper, den wir ihr Gewicht nennen, seine Ursache in der Anziehungskraft der Erde hat, daß diese, als im Erdmittelpunkt sitzend, angenommen wird, und daß ihre Einwirkung auf einen Körper um so stärker ist, je näher dieser sich dem Erdmittelpunkte befindet. Nun ist die Erde keine vollkommene Kugel, die Erdachse ist um $^1/_{299}$ kürzer als der Aequatordurchmesser; also äußert sich die Anziehungskraft der Erde am stärksten an den Polen, am schwächsten am Aequator, während zwischen Pol und Aequator eine mittlere Anziehungskraft herrscht. Diese Unterschiede werden noch etwas vergrößert durch die infolge der Achsendrehung auf der Erde herrschende Schwungkraft (Centrifugalkraft). Sie wirkt der Anziehungskraft entgegen und beeinträchtigt deshalb deren Wirkung, natürlich um so mehr, je größer sie selbst ist. Nun ist die Schwungkraft gerade da (am Aequator) am größten, wo die Anziehungskraft am kleinsten ist, und da (an den Polen) am kleinsten, nämlich Null, wo diese am größten ist. (Man denke nur an die dadurch zu stande gekommene Abplattung der Erde.) Also muß sich um so mehr ein stärkerer Gewichtsdruck an den Polen, ein schwächerer am Aequator ergeben. Würde z. B. jemand am Nordpol ein Kilogramm auf eine Wachstafel legen, so würde es dort einen tieferen Eindruck in sie hervorbringen, als unter sonst gleichen Umständen am Aequator. Ein Kilogramm ist also an beiden Orten verschieden schwer, d. h. ein und dasselbe Gewicht hat an verschiedenen Orten verschiedenes Gewicht. Das ist ein Widerspruch. Wo liegt der Fehler? Man könnte offenbar wohl sagen: ein Gewicht *ist* ein Gewicht, aber nicht: ein Gewicht *hat* Gewicht. Wenn letzteres trotzdem vorhin gesagt wurde, so liegt das daran, daß man mit dem Worte Gewicht zwei verschiedene Begriffe verband und im gewöhnlichen Leben zu verbinden pflegt, was aber selbstverständlich in der mathematischen Physik unzulässig ist. Das, was man gemeiniglich ein Gewicht zu nennen pflegt, *ist* eine Metallmasse und *hat* Gewicht; wenn aus irgend welchem Grunde die Erde plötzlich ihre Anziehungskraft verlöre, so hätte von diesem Augenblick an kein Körper mehr Gewicht, er *wäre* aber nach wie vor eine Masse, da diese ewig und unzerstörbar ist.

Nun wäre es wohl nicht praktisch, bei jeder Gelegenheit das Wort Masse mit seiner so allgemeinen Bedeutung anzubringen, man benennt daher die verschiedenen Massen je nach ihren Eigenschaften verschieden (Eisen, Messing, Holz u. s. w.), zuweilen auch je nach der Bestimmung und dem Zwecke, dem die Masse dienen soll. Sollen z. B. zu diesem Zwecke geeichte Eisen- oder Messingkörper dazu dienen, das Gewicht der Waren auf der Wage zu bestimmen, so mag man sie Gewichtsteine, Gewichtstücke oder ähnlich nennen, aber nicht Gewichte; denn man soll möglichst einem neuen Begriffe nicht einen Namen beilegen, den schon ein andrer Begriff führt.

Im allgemeinen hütet man sich sonst auch hiervor, und so ist die Frage berechtigt, wie es kommt, daß durch den Doppelsinn des Wortes Gewicht nicht auch im gewöhnlichen Leben Mißhelligkeiten entstanden sind, die auf das Falsche aufmerksam machten. Die Erklärung ist leicht zu finden und besteht, kurz gesagt, darin, daß wir kleinen Menschen örtlich so beschränkt sind, daß gleiche Massen auch immer gleiche Gewichte haben, so daß man schließlich Masse und Gewicht verwechselte. Hätte man z. B. eine Wage, deren Wagebalken von der Sonne bis zur Erde reichte, so daß die eine Wagschale auf der Sonne, die andre auf der Erde sich befände, so würde eine ganz kleine Masse auf jener einer sehr großen auf dieser das Gleichgewicht halten, da die Sonne alle Massen 360 000mal so stark anzieht, als die Erde. Man könnte also auch nicht wie sonst die beiden Massen unter Beibehaltung des Gleichgewichts vertauschen.

In kleinerem Maße würde sich dasselbe ergeben, wenn der Wagebalken etwa vom Nordpol der Erde bis zum Aequator reichte, da, wie erwähnt, der Gewichtsdruck auch an diesen beiden Stellen sich schon als verschieden groß ergibt, freilich nur im Verhältnis etwa von 193 zu 192.

Aber, so wird man entgegenhalten, wenn nun ein Nordpolfahrer möglichst nahe dem Nordpol eine Wägung vornimmt und dann an den Aequator reist und dort von dem gleichen Körper das Gewicht bestimmt, gibt das dann verschiedene Resultate, etwa das eine Mal 193 Gramm und das andere Mal nur 192 Gramm? Dies wird er, antworten wir, ganz bestimmt beobachten, wenn er nur nicht als Wage eine gewöhnliche Schalenwage mit Gewichtstücken dazu verwendet; denn wenn der zu wiegende Körper mit der Ortsveränderung sein Gewicht verändert, so gilt natürlich das Gleiche von den Gewichtstücken. Wiegt auf einer gewöhnlichen Wage ein Körper bei uns 1 Kilogramm und begeben wir uns mit der Wage, dem Körper und dem Kilogrammstück auf die Sonne, so wird auch dort das Kilogrammstück dem Körper das Gleichgewicht halten, weil beide 360 000 mal so schwer sind, als bei uns auf der Erde. Wir müssen also eine andre Wage verwenden: eine, bei der nicht Schwere und Schwere sich gegenüberstehen, sondern z. B. Schwere und Elastizität, wie das bei einer Federwage

der Fall ist. (Auch bei der obenerwähnten Wachstafel standen sich nicht Schwere und Schwere gegenüber.)

Wir nehmen also eine elastische Spiralfeder, die am oberen Ende befestigt ist. Hinter der am andern Ende angehängten Wagschale sei eine Skala angebracht, und der obere Rand der Schale zeige in unbelastetem Zustand auf den Nullpunkt der Skala. Legt man nun z. B. ein Markstück in die Schale, so wird diese je nach dem Orte der Wägung verschiedene Einstellungen auf der Skala zeigen, z. B. etwa g_P am Pol, g_B in Berlin, g_A am Aequator. Die Einstellungen ergeben dann also Zahlen, die den ersteren drei proportional sind. Legt man nun statt der zwei Markstücke ein Zwanzigmarkstück in die Schale, so findet man wiederum Einstellungen, die jenen ersten proportional sind, etwa m mal g_P am Pol, m mal g_B in Berlin, m mal g_A am Aequator. Setzt man alsdann das Gewicht des Zwanzigmarkstückes am Pol gleich G_P, in Berlin gleich G_B, am Aequator gleich G_A, so hat man also

G_P = m mal g_P, G_B = m mal g_B, G_A = m mal g_A, allgemein

$$G = m \text{ mal } g.$$

Für einen andern Körper, z. B. eine Billardkugel, wird $G' = m'$ mal g sein. Es ist also bei jedem Körper das Gewicht ein Produkt aus zwei Faktoren, deren einer (m) eine dem Körper eigentümliche Konstante ist, während der zweite (g) sich mit der Verschiedenheit des Ortes ändert, also für jeden Beobachtungsort eine Ortskonstante bildet. Der erste Faktor (m) heißt die **Masse des Körpers**, der zweite (g) die **Gravitationskonstante des** betreffenden Ortes. Letztere beträgt auf der gesamten Erde durchschnittlich 9,81 (für Meter als Längeneinheit), rund 10, am Pol 9,83, am Aequator 9,78.

Im Hinterhalt.

Gewicht und Masse sind also zweierlei, das Gewicht eines Körpers ist auf der Erde etwa das Zehnfache der Masse des Körpers, und die Masseneinheit wiegt etwa 10 Kilogramm. Der gleiche Unterschied wie zwischen Gewicht und Masse besteht zwischen spezifischem Gewicht und Dichtigkeit: Denn wenn die Erde ihre Anziehungskraft verlöre, so gäbe es kein spezifisches Gewicht mehr, wohl aber hätten die Körper immer noch sehr verschiedene Dichtigkeiten. Freilich fehlte uns dann die Mög-

lichkeit, diese Verschiedenheit zu erkennen, da wir durch keine unsrer fünf Sinne die Dichtigkeit eines Körpers direkt ermitteln können, ebensowenig wie seine Masse. Wir schließen aus der Größe des Gewichts auf die der Masse, aus der Größe des spezifischen Gewichts auf die der Dichtigkeit und finden in beiden Fällen das eine aus dem andern durch Division mit 10. Während Wasser das spezifische Gewicht 1 hat, finden wir die Dichtigkeit 1 bei einem Körper, dessen spezifisches Gewicht etwa 10 ist, also z. B. bei Wismut.

Feind in Sicht.

Ein Feind, der dem Geflügelstande der jungen Farmers wiederholt schon arg mitgespielt hat, der hoch oben in den Lüften lauernd kreiset, um dann plötzlich mit Blitzesschnelle auf seine Beute niederzustürzen, sie zu erfassen und zu entführen. Mit Spannung erwarten der junge Landwirt und hinter ihm seine Ehefrau die erwünschte Annäherung des Räubers, dann will ihm der gewandte Schütze, dessen Hand und Auge sich durch seinen jahrelangen Aufenthalt in den westlichen Ländergebieten Amerikas vortrefflich geschult hat, eine Kugel auf die Federn brennen, daß er sein diebisches Handwerk für immer lassen soll.

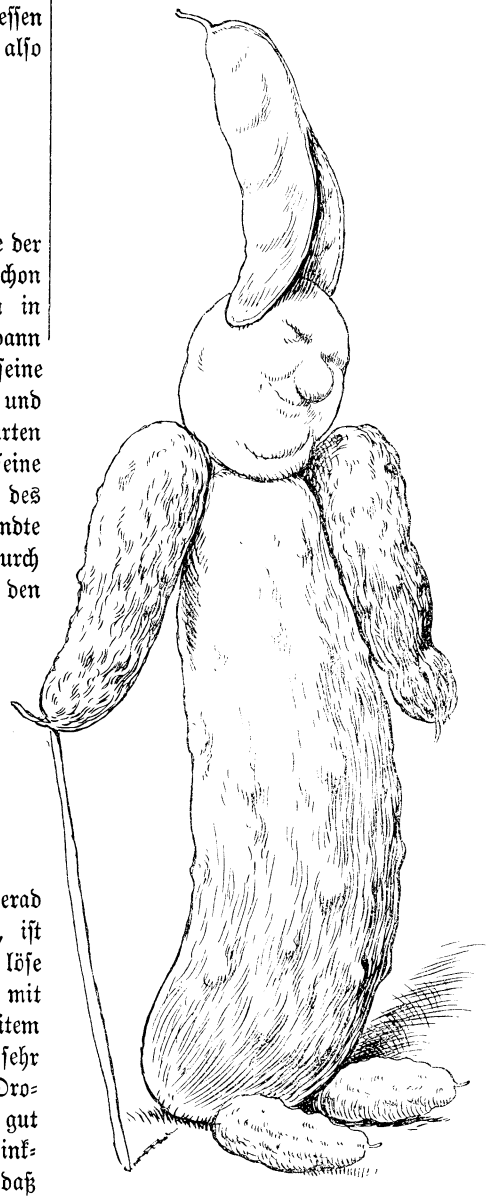
Hübsches Experiment.

Ein Experiment, das jeder Kamerad sehr leicht selbst versuchen kann, ist folgendes: In destilliertem Wasser löse Bleizucker (Vorsicht!) auf und fülle mit dieser Lösung eine Flasche mit weitem Hals. Die Lösung kann man auch sehr billig, für einige Pfennige, beim Droguisten erhalten. Durch den Kork, der gut schließen soll, stecke einen Streifen Zinkblech so weit in die Flasche hinein, daß er gerade die Oberfläche der Flüssigkeit berührt. An dem Zink setzt sich nun bald ein Blättchen Blei aus der Lösung an und in etwa 24 Stunden erhält man ein zierliches metallisches Bäumchen, den sogenannten Bleibaum (Arbor Saturni), welcher sich lange Jahre in der Lösung hält. Eure liebe Mama oder ältere Schwester wird dieses Fläschchen mit seinem hübschen Inhalt sehr gern als Nippes annehmen, dessen könnt ihr sicher sein.

Mathematische Trugschlüsse.

XIII.

Im letzten Beweise habe ich einmal wieder die Zweideutigkeit der Quadratwurzeln außer acht gelassen. Denn in



Studie aus Gartenfrüchten.

der Gleichung (2) kann $\sqrt{a^2}$ nicht nur gleich a, sondern auch gleich $-a$ sein; und es muß diese Quadratwurzel gleich $-a$ gesetzt werden, wenn man, wie im vorliegenden Falle, weiß, daß a^2 aus der Multiplikation zweier negativen Zahlen hervorgegangen ist.

Während der vorige Beweis uns zeigte, daß eine positive Zahl negativ ist, will ich diesmal etwas ganz ähnliches beweisen, nämlich, daß eine positive Zahl kleiner als Null ist.

Daß

(1) $\quad 2n - 1 < 2n$

ist, werdet ihr mir sicher zugeben. Ich multipliziere nun auf beiden Seiten mit $-a$ und erhalte

(2) $\quad -a(2n-1) < -2an,$

d. i.

(3) $\quad -2an + a < -2an.$

Addiere ich nun auf beiden Seiten $2an$, so wird

$$a < 0.$$

Dreisilbige Scharade.

Die erste habt ihr oft geseh'n,
Beim Kegelspiel zusammen steh'n.
Als Wunderspiegel hell und klar
Zeigt sich das letzte Silbenpaar.
Sind alle drei zum Wort vereint,
Ein wohlbekannter Fisch erscheint.

Arithmogriph.

2, 3, 4, 7, 8,
Wirst du die Donau nennen,
1, 4, 6, 7 dann
Als einen Fluß wohl kennen;
5, 2, 3 Himmelsrichtung,
4, 5, 8 Residenz,
Und 1 bis 8 Erforscher
Des hehren Firmaments.

Rechenaufgabe.

Der Name einer europäischen Residenz besteht aus 5 Buchstaben und läßt sich mit Hilfe der folgenden Angaben bestimmen:

Setzt man statt der Buchstaben die entsprechenden Zahlen, also 1 statt a, 2 statt b u. s. w., so ist die Summe der 5 Zahlen = 46. Die vierte Zahl ist fünfmal so groß als die erste, die Summe der ersten und zweiten viermal so groß als die vierte. Der Unterschied der zweiten und dritten Zahl beträgt 11. Welche Residenz ist gemeint?

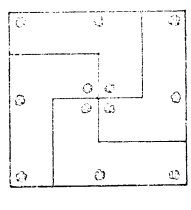
Auflösung des Logogriphs in Nr. 41.

„Riese, Eriesee."

Auflösung des Logogriphs für Lateiner in Nr. 42.

„Spica, pica."

Lösung der Aufgabe in Nr. 42.



Auflösung des Logogriphs in Nr. 42.

„Vasen — Basel."

Ein unerschrockener Hofprediger.

Herzog Rudolf August war ein eifriger Jäger, so daß er eines Sonntags selbst gegen die von ihm erlassenen Gesetze bei Blankenburg am Harze jagte. Am nächsten Sonntage nahm deshalb der Hofprediger Gelegenheit, auf diejenigen Vornehmen und Großen derbe loszuziehen, welche, anstatt ein gutes Beispiel zu geben, dazu beitragen, die Gesetze zu mißachten und sich nicht schämen, selbst Sonntags der Jagdwut zu frönen. Nach der Predigt sagte deshalb der Herzog zum Hofprediger: „Heute hat Er uns ja gehörig den Pelz gewaschen!"

Der Geistliche zuckte die Achseln und entgegnete: „Schade, daß es nur bis auf die Haut gedrungen ist, ich dachte, es sollte tiefer kommen!"

Der Herzog lachte, jagte aber bald darauf wieder Sonntags. In der nächsten Predigt erwartete er nun seinen Text; wider Erwarten aber sagte der Hofprediger nichts, bis er zum Schlusse die Verfügung des Herzogs hervorzog und verlas, worin den Sonntagsjägern harte Straf- und Bußgelder auferlegt wurden.

Der Herzog lächelte und schickte das Strafgeld dem Prediger selbst zu. Der nahm es gelassen zum Besten der Armen an und gab eine Quittung ab, worin er bemerkte: „die Strafgelder vom Herzog wegen eines am Sonntag vorher verübten Jagdunfugs richtig empfangen zu haben."

Das Vermächtnis des Inka.

Von Karl May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers", „Geist der Llano estakata", „Kong-Kheon, das Ehrenwort", „Die Sklavenkarawane", „Der Schatz im Silbersee" u. a.

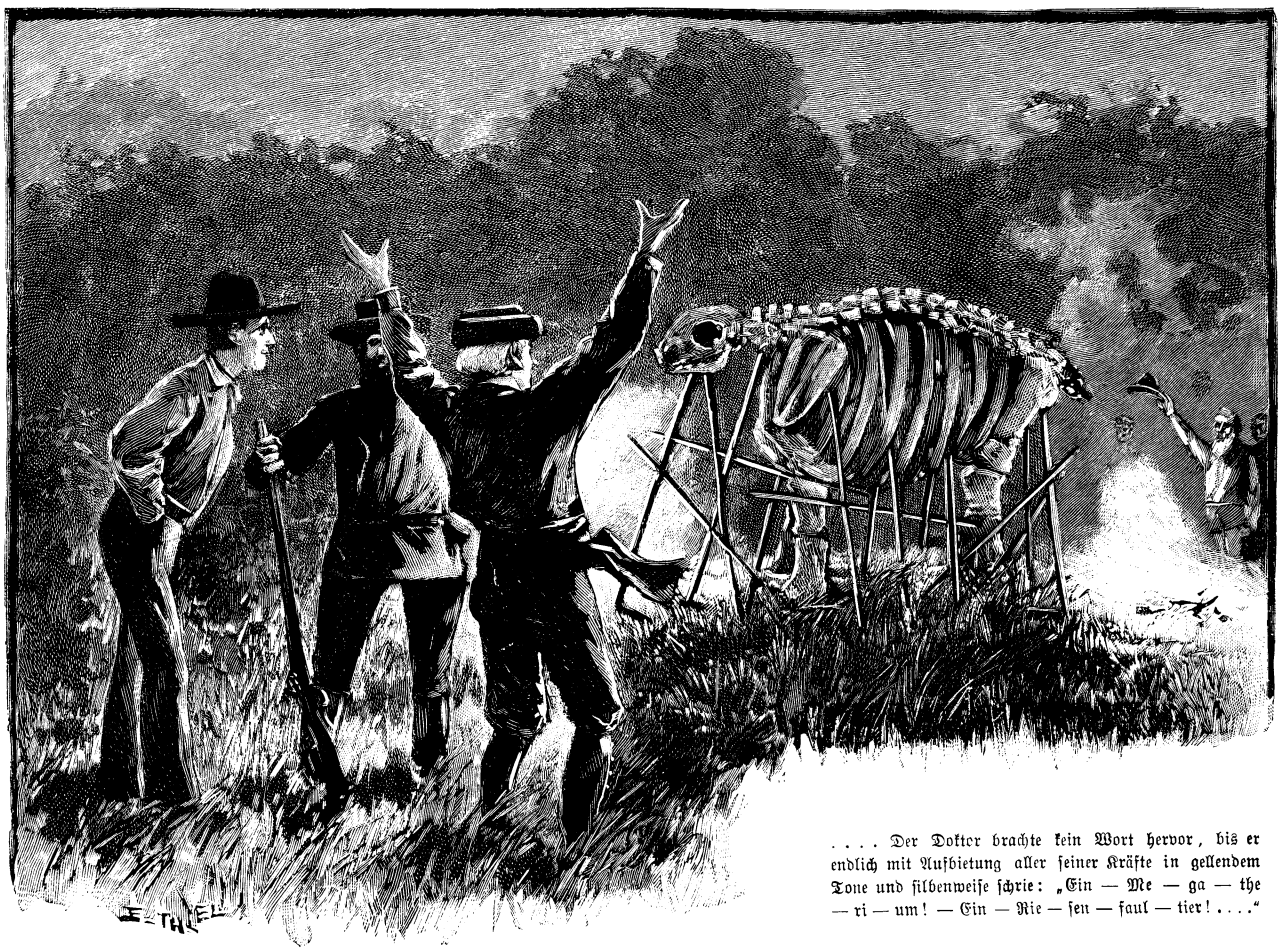
(Fortsetzung.)

„Voreilig, lateinisch praeproperus genannt? Wieso denn, mein Lieber?"

„Weil wir so rasch nach vorn jeeilt sind; dat ist doch voreilig, zumal wir keine Erlaubnis dazu hatten."

„Erlaubnis brauche ich nicht. Ich bin ein freier Mann!"

„Ik auch. Dennoch aber habe ik mir herbeijelassen, Ihr Diener zu sind und Ihre Befehle zu erfüllen. Es kommt auf jewisse Verhältnisse an. Im Gran Chaco muß man sich anders benehmen als in Stralau am Rummelsburjer See. Dort bin ik dem Vater Jaguar über; hier aber ist er mich über, und darum finde ik es jeraten, mir nach seine Weisung zu verhalten."



. . . . Der Doktor brachte kein Wort hervor, bis er endlich mit Aufbietung aller seiner Kräfte in gellendem Tone und silbenweise schrie: „Ein — Me — ga — the — ri — um! — Ein — Rie — sen — faul — tier! . . . ."

„Aber du bist es ja doch gewesen, welcher den Vorschlag gemacht hat, von den Pferden fort und in das Thal zu gehen!"

„Es fällt mich jar nicht ein, dies fälschlicherweise zu leugnen. Meine Absichten sind die besten und tapfersten jewesen. Ik wollte mir hervorthun und auch Sie Jelegenheit jeben, Ihnen Ruhm und Ehre zu erwerben. Aber konnte ik wissen, daß der Felsen hier so locker und so mürbe ist wie ein Eierkuchen? Konnte ik ahnen, daß er mir so verräterisch hinunterschicken würde, bis jerade vor die Fußzehen dieses Jambusino? Wäre dat nicht jewesen, so wäre er nicht aufmerksam jeworden, sondern in dat Thal jekommen, und jefangen jenommen worden. Da muß ik dem Vater Jaguar vollständig recht jeben."

„Wenn du die Sache so darstellst, kann ich dir nicht widersprechen. Wir sind wirklich blamiert!"

„Ja, wir sind blamiert, trotz die schönen Knüppels, welche wir uns abjeschnitten hatten. Sie sind eben liejen jeblieben, während wir hinunterjekollert sind. Umjekehrt wärs besser jewesen. Wir konnten oben bleiben und die Prügel hinunterschicken. Aber da es jeschehen, ist's nicht mehr zu ändern."

„Zu ändern freilich nicht. Aber es geht mir doch zu Herzen. Könnten wir die Blamage nicht von uns abwaschen? Könnten wir es nicht wieder gut oder wett machen? Könnten wir nicht eine tapfere That begehen, welche unsre befleckte Ehre, lateinisch Dignitas oder Honor geheißen, wieder zu reinigen vermag? Ich schäme mich beinahe vor den andern."

„Und ik schäme mir vor mir selber, die andern jehen mir nichts an. Also Ihre Ehre wollen Sie reinigen? Womit? Mit eine tapfere That? Wollen Sie eine Prüjelei mit dem Monde anfangen?"

„Scherze nicht in dieser Weise! Es ist mir vollständig ernst. Man hat ein Vorurteil gegen die Gelehrten. Man behauptet, sie seien zwar in ihren Büchern, aber nicht im Leben zu Hause. Durch mein Pech habe ich Veranlassung gegeben, zu glauben, daß dieses Vor- ein richtiges und begründetes Urteil sei. Darum möchte ich beweisen, daß ich gar wohl in das Leben und sogar in den gefährlichen Gran Chaco passe. Nenne mir eine kühne That, Fritze, und ich führe sie sofort aus!"

„Und ik helfe Sie dabei. Aber es wäre unnötig, darüber nachzudenken; wir würden doch nichts Passendes finden. Hier in diese Jejend fliejen die Thaten in der Luft herum; sie kommen von selbst. Nehmen wir die erste beste, die wir treffen, fest, um sie aus- und durchzuführen! Dann wird man wieder Respekt vor uns haben."

„Gut, ich bin dabei. Also die erste kühne That, welche uns in den Weg kommt, wird ausgeführt. Hier ist meine Hand. Schlage ein, Fritze!"

„Ja, ik schlage ein; sie wird ausjeführt und sollten wir dabei eine Gigantochelonia versäumen."

„Nein," fiel Morgenstern schnell ein. „So weit würde ich mich von meiner Tapferkeit doch nicht hinreißen lassen. Ein vorweltliches Riesentier geht mir über alles."

„Selbst über die heutige Blamage?"

„Ja, selbst über diese. Uebrigens werden wir bald zu einem solchen freudigen Ziele gelangen. Du weißt doch, daß der Häuptling mir ein Riesentier versprochen hat."

„Ob er es halten wird?"

„Jedenfalls. Wo nicht, so würde ich ihn zum Kampfe auf Leben und Tod herausfordern, und dies würde zugleich die tapfere That sein, mit welcher ich meine verwundete Ehre herstellen könnte."

„Wenn ik an Ihre Stelle wäre, würde ik den Häuptling noch einmal fragen, zumal er soeben hier vorüberjehen wird."

Es paßte wirklich so, daß der „harte Schädel" jetzt auf die beiden zugeschritten kam. Sie standen auf, und Morgenstern fragte ihn, ob er sich seines Versprechens noch erinnere.

„Ja," antwortete er. „Ich habe noch nie einem Freunde eine Lüge gesagt."

„So gibt es also wirklich ein solches Riesentier?"

„Ja. Es liegt einen Tagesritt hinter dem Dorfe des klaren Baches. Ich schwöre es Ihnen zu."

„Und Sie wollen es mir verkaufen?"

„Nicht verkaufen, sondern schenken, Señor. Ihre Kameraden haben uns einen großen Dienst erwiesen und vielen von uns das Leben und das Eigentum gerettet. Wie könnte ich da Bezahlung für die Knochen verlangen. Der Transport derselben wird Ihnen so schon ein großes und vieles Geld kosten."

„Und wann werden Sie mir das Tier zeigen, Señor?"

„Morgen noch nicht, weil es da noch viel zu ordnen gibt; aber übermorgen bin ich gern bereit, mit Ihnen nach der Stelle zu reiten."

„Was ist's für ein Tier? Ein Glirtodon, ein Megatherium oder vielleicht ein Mastodon?"

„Darauf kann ich nicht antworten, denn ich habe diese Namen noch nie vernommen. Sie werden es sehen und dann wissen, wie Sie es zu nennen haben."

Nach diesen Worten entfernte er sich, um sich bei dem Vater Jaguar niederzusetzen. Dieser fragte ihn, was er mit dem kleinen Manne verhandelt habe, und als er es erfuhr, sagte er, indem ein unternehmendes Lächeln über sein Gesicht glitt: „Dieser Doktor lebt und stirbt für seine Riesentiere. Er ist ein guter Mensch, und obgleich er mir schon manchen schlimmen Dienst erwiesen hat, möchte ich ihm eine frohe Ueberraschung bereiten. Wie weit habt ihr das Tier ausgegraben?"

„So weit, daß man den Kopf und die Knochen des Rückens bis zu denen des Schwanzes sah. Dann deckten wir es wieder zu."

„Sehr fest, so daß es nur schwer auszugraben ist?"

„Nein, sondern leicht, weil wir es verkaufen wollten."

„Wie lange würde man zubringen, um das Gerippe vollständig freizulegen?"

„Wenn acht oder zehn Männer daran arbeiten, ist es in einigen Stunden geschehen, obgleich das Tier im harten Kalkboden steckt."

„Habt ihr Werkzeuge dazu?"

„Ja, Werkzeuge nach unsrer, wenn auch nicht nach eurer Art; aber sie sind fast ebenso gut, wie die eurigen."

„Und übermorgen willst du ihn an die betreffende Stelle führen?"

„Ja."

„Gut! Willst du mir morgen zehn Männer mit den nötigen Werkzeugen mitgeben? Ich möchte hinreiten und dafür sorgen, daß er das Tier ganz ausgegraben findet. Aber er darf vorher nichts davon wissen. Es soll eben eine Ueberraschung für ihn werden."

„Sie sollen haben, was Sie brauchen. Auch einen Führer, der die Stellen genau kennt, ebenso Riemen, um die einzelnen Knochen zusammenzubinden. Stützen, um das Gerippe an Ort und Stelle aufzurichten, können Sie sich dort abschneiden. Es wächst da Bambus und hohes Gebüsch in Menge."

Das Versprechen, daß er übermorgen das Riesentier zu sehen bekommen solle,

ließ den Doktor nicht schlafen. Er war übrigens nicht der einzige, welcher wachte. Die Abipones schliefen auch nicht, teils aus Aufregung über die erlittene Niederlage, teils wegen den Schmerzen, welche ihre Wunden ihnen bereiteten. Es starben während der Nacht noch mehrere von ihnen.

Am andern Morgen erteilte der Vater Jaguar seinem Geronimo die nötigen Verhaltungsmaßregeln und ritt dann mit zehn Cambas fort, ohne zu sagen, wohin er zu gehen beabsichtige und wann er wiederkehren werde. Er glaubte sich im Thale entbehrlich, da er in Geronimo einen zuverlässigen Vertreter hatte.

Zunächst war über die Frage zu entscheiden, wo und wie die Leichen beerdigt werden sollten. Es waren ihrer so viele, daß zum Vergraben derselben außerordentlich viele Arbeitskräfte und auch eine lange Zeit gehörte. Darum kam man auf Geronimos Vorschlag darin überein, daß sie draußen vor dem Thale verbrannt werden sollten. Man schaffte die Toten hinaus und errichtete aus ihren Körpern und dürrem Holze hohe Scheiterhaufen, welche in Brand gesteckt wurden. Als das vorüber war, war der Mittag vergangen, und die gesunden und leichtverwundeten Abipones mußten abziehen. Sie wären zwar gern noch bei ihren Schwerverwundeten zurückgeblieben, aber man traute ihnen denn doch noch nicht so recht, obgleich sie entwaffnet worden waren. Sie erhielten das Versprechen, daß man ihre Zurückgelassenen gut verpflegen werde, und marschierten dann ab, denn ihre Pferde waren ganz selbstverständlich als Beute zurückbehalten worden. Ihre Messer hatte man ihnen mitgegeben, da sie dieselben unterwegs unmöglich entbehren konnten.

Nun wollten die Cambas nach vollendetem Kriegszuge nach ihren verschiedenen Dörfern und Wohnsitzen zurückkehren. Dabei mußte man der verwundeten Abipones denken, welche nicht transportabel waren. Es wurde beschlossen, daß eine Anzahl von Cambas aus dem Hauptdorfe mit ihnen im Thale des ausgetrockneten Sees bleiben sollten, um sie da zu pflegen, bis sie stark genug seien, das Thal zu verlassen. Zu diesem Zwecke sollten Hütten aus Laub und Zweigen errichtet werden. Mit all diesen Auseinandersetzungen und Vorbereitungen war man nach Verlauf der ersten Nachmittagsstunden fertig. Dann wurde zum allgemeinen Aufbruche geschritten, an welchem sich nur die Kranken und deren Wärter nicht beteiligten. Die Folge dieses späten Aufbruches war, daß der Zug erst nach angebrochener Dunkelheit das Cambasdorf am klaren Bache erreichte. Die Krieger zogen dort als Sieger ein und wurden als solche empfangen und gefeiert. Es verstand sich ganz von selbst, daß man vor allen Dingen die Weißen ehrte, denen man ja doch die Rettung aus so großer Gefahr zu verdanken hatte.

Die Feier des Sieges bestand auch hier wieder in einem Schmause, welcher bis tief in die Nacht hinein währte. Am nächsten Morgen forderte der Häuptling den Doktor zu dem versprochenen Ritte auf. Die Weißen beteiligten sich ohne Ausnahme an demselben, und auch mehrere Cambas ritten mit. Natürlich nahm Morgenstern seine Werkzeuge an sich, und der Häuptling verhinderte ihn nicht daran, weil er ihm doch nicht sagen konnte, daß dieselben unnütz seien.

Der Weg führte nach Norden, durch Wälder und Wüsten, bis man gegen Abend einen Salzsee erreichte, welcher in einer thonigen Ebene lag, und von Wald und Gebüsch umgeben war.

„Ist es hier?“ fragte Morgenstern, welcher vor Aufregung beinahe fieberte, den Häuptling.

„Ja, in der Nähe,“ antwortete dieser.

„So führen Sie mich hin, schnell, schnell!“

„Haben Sie Geduld! Es ist für heute zu spät. Die Sonne ist schon hinter den Bäumen verschwunden, und in wenigen Minuten wird es dunkel sein. Da können Sie doch nicht graben. Wir müssen bis morgen warten.“

„Ist dies der Fall, so vergehe ich vor Aufregung. Wissen Sie, daß ich eigentlich das Recht habe, heute, gerade heute die betreffende Stelle zu sehen, wenn ich auch keine Zeit zum Nachgraben finde?“

„Warum?“

„Weil heute mein Geburtstag ist, lateinisch Natalis genannt.“

„Ihr Geburtstag? Wer hat das gewußt! Doch, da es so steht, Señor, will ich ein übriges thun und Ihnen die Stelle zeigen. Aber nicht jetzt sogleich, denn wir brauchen alle Hände, um noch vor der Dunkelheit genug Holz zum Feuer zu sammeln. Dann, wenn wir für alles gesorgt haben, sollen Sie den Ort beim Scheine einer Fackel sehen, damit ich Ihnen eine Geburtstagsfreude bereite.“

Man begann Holz zu sammeln, und zwar sehr langsam, denn man war heute eingeweiht in das, was geschehen solle. Der Häuptling hatte es allen außer Morgenstern und Fritze gesagt. Es galt, die völlige Dunkelheit abzuwarten, um die Ueberraschung vorzunehmen.

Morgenstern suchte mit allem Eifer nach dürrem Holze, damit der ersehnte Augenblick baldigst eintrete. Dabei bemerkte er nicht, daß es in der Umgebung des Lagerplatzes Huf- und Fußspuren gab, welche unmöglich von ihm und seinen Gefährten herrühren konnten. Ebensowenig beobachtete er, daß der Häuptling mit Geronimo auf längere Zeit verschwunden war. Sie hatten sich zum Vater Jaguar begeben, um diesem mitzuteilen, daß heute ganz zufälligerweise der Geburtstag des kleinen Vorsündflutlers sei, eine Kunde, welche gar nicht besser zu ihrem Vorhaben passen konnte.

Endlich war Holz genug vorhanden und es wurde ein Feuer angezündet. Erst jetzt bemerkte Morgenstern, daß die beiden Personen fehlten.

„Es ist doch grad, als ob man sich gegen mich verschworen hätte,“ klagte er gegen seinen Diener. „Nun, da alles in Ordnung ist, fehlt der Häuptling, und doch weiß er, daß ich unmöglich länger warten kann.“

„Fassen Sie Ihnen in Jeduld!“ tröstete Fritz. „Wat lange währt, wird jut. Dat heißt mit andern Worten: Je länger Sie warten, desto jrößer wird dat Tier, welches aus der Unterwelt vor Ihre Augen kommen soll. Sehen Sie, da kommen die beiden und die Besichtijung wird losjehen. Ik werde mir übrijens an derselben nicht beteiligen.“

„Warum nicht?“

„Weil die Kreatur erst morjen ausjegraben wird. Wat ist da heut zu sehen? Ein Stück Erdboden und so 'ne Rarität habe ik schon oft jesehen.“

Der Häuptling kam allerdings mit Geronimo zurück, aber die Neu- oder Wißbegierde des Kleinen wurde trotzdem noch nicht befriedigt, da die beiden behaupteten, daß man vorher erst essen müsse, eine Zumutung, welche Morgenstern mit Entsetzen erfüllte. Er ahnte nicht, daß seines Geburtstages wegen noch erst eine Vorbereitung zu treffen sei. Man aß; er aber brachte keinen Bissen über die Lippen. Da krachte aus nicht zu großer Entfernung ein Schuß. Morgenstern sprang erschrocken auf und rief: „Was war das? Wer schießt da? Soll-

ten etwa wieder Abipones in der Nähe sein?"

„Nein, Señor," antwortete Geronimo. „Dieser Schuß ist das Zeichen, daß die Zeit gekommen ist, in welcher Sie die Stelle sehen sollen, welche Sie zu betrachten wünschen. Geben Sie mir Ihren Arm! Ich werde Sie führen."

Er ergriff ihn beim Arme und ging mit ihm voran; die andern folgten paarweise. Den Arm Fritzens hatte der Häuptling in den seinigen genommen. So ging es mit würdevollen, ja feierlichen Schritten zwischen mehreren Buschgruppen hindurch, bis man sich vor einem Dunkel befand, wo Geronimo stehen blieb und mit lauter Stimme sagte: „Señor, heute an Ihrem Geburtstage befinden Sie sich an einem Orte, an welchem Ihr Liebling sich vor vielen tausend Jahren an seinem Sterbetage niederlegte, um in Ihren zärtlichen Armen zu neuem Leben zu erwachen. La enhora buena, la enhora buena!"

„La enhora buena — wir gratulieren!" stimmten alle andern ein.

Zu gleicher Zeit sah man vorn ein kleines Flämmchen leuchten. Es huschte hin und her und auf und nieder; andre Flämmchen erschienen, bei deren Schein man ein breites und wohl vier Ellen hohes Bambusgestell bemerkte, an welchem die aus dürren Bambusstücken gefertigten Buchstaben und Worte befestigt waren: „Zum Geburtstage!" Die Buchstaben wurden entzündet und brannten einige Minuten, so daß man die Worte deutlich lesen konnte.

„Welche Ueberraschung, Fritze!" rief der Doktor aus, indem er sich zu seinem Diener umwendete. „Hier in Gran Chaco bereitet man mir zum Geburtstage ein Feuerwerk. Aber das Riesentier wäre mir doch noch lieber."

„Hm!" brummte Fritze mißtrauisch. „Wenn dat nur kein Ulk ist, der damit ein Ende nimmt, daß man Sie Ihre eigene werte Persönlichkeit als Riesentier bezeichnet. Ik habe sonen Animus. Ach, wat ist dat?"

Die Buchstaben waren verbrannt und der Bambusrahmen verschwand. Dann leuchteten rechts und links wieder kleine Lichtpünktchen auf, welche sich schnell vergrößerten und zu hohen Flammen anwuchsen. Es brannten ungefähr sechzehn Schritt voneinander zwei riesige Feuer und zwischen denselben sah man das weiße, vollständige Gerippe eines riesigen Tieres stehen, welches von starken Bambusschößlingen gestützt wurde. Seitwärts stand lächelnd der Vater Jaguar mit den zehn Cambas, welche ihm geholfen hatten, dieses Werk zu vollenden. Morgenstern aber sah weder diesen noch jene; sein Auge hing starr an dem Skelette; seine Brust rang nach Atem; er streckte beide Arme aus; er wollte sprechen, rufen, brachte aber kein Wort hervor, bis er endlich mit Aufbietung aller seiner Kräfte in gellendem Tone und silbenweise schrie: „Ein — Me — ga — the — ri — um! — Ein — Rie — sen — faul — tier!" —

Die beiden Worte waren heraus und nun schien der Bann, welcher auf ihm lastete, gebrochen zu sein. Er sprang auf das Gerippe zu, umarmte die starken Schenkel- und küßte die andern Knochen; er streichelte den Schädel wie den Kopf eines lieben Kindes und bückte sich zur Erde nieder, um die an den Zehen befindlichen, ungeheuren Sichelkrallen zu liebkosen und rief und schwatzte dabei allerhand Zeug durcheinander, daß man hätte glauben mögen, er sei verrückt geworden. Die andern ließen ihn ruhig gewähren; Fritze aber bekam Angst, trat zu ihm hin, schüttelte ihn am Arme und rief ihm zu: „Besinnen Sie Ihnen! Nehmen Sie Ihnen zusammen! Wegen so eines Riesentheriums braucht man den Verstand noch nicht zu verlieren!"

Da schlug der Doktor die Arme um ihn, drückte ihn an sich und antwortete: „Mein lieber, lieber Fritze, ich bin wahrhaftig nicht verrückt, sondern glücklich, unendlich glücklich. Du hast keine Ahnung, was so ein Faultier zu bedeuten hat!"

„Na, wat dat betrifft, so kann es mich grad als Faultier nicht sehr imponieren, weil ik mein Lebtag für Faulheit nicht sehr einjenommen jewesen bin."

„Sieh nur diesen schönen, runden Schädel!" rief der Doktor entzückt, ohne auf das unfreundliche Urteil seines Untergebenen zu achten.

„Ja, rund und dick ist er, aber viel zu klein für die andre Jestalt. Dat ist ein Kindskopf auf dem Leibe eines Riesen."

„Die schönen, zylindrischen Backzähne!"

„Es sind ihrer zu wenig. Da habe ik ja mehr!"

„Ein Megatherium darf nur so wenige haben. Es hat auch keine Eck- und Schneidezähne."

„Da hat man zu jener Zeit wohl janz anders jekocht als heutzutage? Bei unsrer Küche könnte dat riesigste Faultier ohne diese Zähne nicht bestehen."

„Die kurzen, breiten Füße!"

„Dat sollen Füße sind? Ziehen Sie ihm doch seidene Strümpfe an!"

„Die herrlichen, langen Sichelkrallen!"

„Ja, wenn ik mich solche wachsen ließ, würde man mir auch sehr bald als Riesenfaultier betrachten."

„Diese Länge! Sie beträgt wenigstens vier und einen halben Meter bei einer Höhe von dritthalb Meter. Ist das nicht erstaunlich?"

„Erstaunlich ist bloß, daß Sie es bei diese Höhe und Länge dennoch ein Riesenfaultier nennen. Ein Faultier ist viel zu träge, um so lang zu wachsen."

Diese drastischen Bemerkungen erreichten ihren Zweck: Sie entnüchterten den Paläontologen so, daß er jetzt zornig ausrief: „Du hast nicht das mindeste Verständnis für solche Verhältnisse und Schönheiten!"

„Nein, dat besitze ik wirklich nicht. Unter Schönheit verstehe ik einen janz andern Jedanken oder Begriff. Die Schönheit hat für mir eine andre Form und Jestalt. Ik kann eine Rose für schön halten, aber ein Riesenfaultier, wenn es noch dazu bloß aus seinem eijenen Jerippe besteht, dat kann ik niemals schön nennen."

„Vor der Sündflut war es schön, verstanden! Und denke dir, daß nicht das kleinste Knöchelchen fehlt, während kein einziges Museum bis jetzt ein vollständiges Megatherium besessen hat!"

„Auch diese Vollständigkeit kann mir nicht bejeistern, denn sie kommt auch bei andern Jeschöpfen vor. Da sehen Sie doch einmal mir jenauer an! Bei mich fehlt auch nichts; selbst dat kleinste Knöchelchen ist da, und noch dazu mit Fleisch und schöner Haut überzogen!"

„Fritze, du bist ein Idiot. Dir kann man das Herrlichste bieten, ohne daß du Geschmack daran findest. Du bist für die Wissenschaft verloren."

„Wenn sie von weiter nichts als von Riesenfaultieren handelt, so kann sie mich allerdings oft und manchmal jestohlen werden. Wat werden Sie denn nun mit diesem toten Monstrum anfangen?"

„Welche Frage! Ich schaffe es fort."

„Wohin?"

„Heim, nach Hause."

„Auch jut. Wenn dat die Sündflut jewußt hätte, so konnte sie dat Jerippe gleich dazumal nach Jüterbogk schwemmen.

Damit hätte sie uns viele Mühen und Kosten erspart. Wollen Sie es vor Feld sehen lassen?"

„Nein. Ich werde es einer Universität, einem berühmten Museum schenken, wo man seinem Namen dann den meinigen hinzufügen wird."

„Da haben Sie aber ja die Jüte, zu bitten, daß nicht etwa auch der meinige mit anjehängt wird. Mit so'nen Riesenfaultier will Fritze Kiesewetter auf keinen Fall verewigt werden. Wenn Sie dat Vieh mit heim nehmen wollen, muß dies per Schiff jeschehen. Wie aber wollen Sie es bis an die See bringen? Ja, wenn es noch laufen könnte!"

„Es wird auseinander genommen und jeder Knochen sorgfältig einzeln verpackt. Dabei mußt du natürlich helfen."

„Sehr jern. Nur wenn Sie mir auseinandernehmen wollten, würde ik mir weigern, behilflich zu sind. Wann soll diese Arbeit losjehen?"

„Am liebsten sofort, aber das ist leider unmöglich, da es vorher sehr vieles zu beschaffen gilt. Man muß das aus der nächsten Stadt besorgen."

„Das würde Tucuman sein," sagte der Vater Jaguar, indem er herbeitrat. „Ich stelle mich Ihnen dabei zur Verfügung, Herr Doktor."

„Wieso, Herr Hammer?" fragte der Kleine.

„Wir reiten übermorgen nach Tucuman. Dort kann ich Ihnen alles Nötige besorgen. Einige Cambas, welche wir mitnehmen, können Ihnen dann die Sachen bringen."

„Verstehen Sie sich denn auf solche Einkäufe?"

„Ich denke wohl," lächelte der Vater Jaguar. „Sehen Sie sich dieses Megatherium genau an! Besitzt irgend ein Teil oder auch das kleinste Teilchen eine falsche, unrichtige Lage?"

„Nein. Es ist alles so genau am Platze, als ob die Sündflut erst gestern gewesen wäre."

„So sage ich Ihnen, daß dieses Gerippe, als wir es ausgruben, einen wirren Haufen von Knochen bildete."

„Wie? Sie haben es ausgegraben?"

„Ausgegraben und zusammengestellt. Sie meinen doch nicht etwa, daß es seit der Sündflut hier zwischen den Büschen gestanden hat?"

„Dann — sind — Sie ja — ein ganz ausgezeichneter Geolog und Paläontolog!" rief der Kleine aus, indem er zwischen den Wörtern Pausen des Erstaunens machte.

„Wenn auch das nicht; aber wenn ich ein Megatherium fehlerlos zusammenzusetzen verstehe, bin ich wahrscheinlich auch im stande, Ihnen in Tucuman alles einzukaufen und zu senden, was zum Präservieren und Verpacken dieser Knochen gehört."

„Davon bin ich vollständig überzeugt. Also Sie reisen von hier ab? Schon übermorgen?"

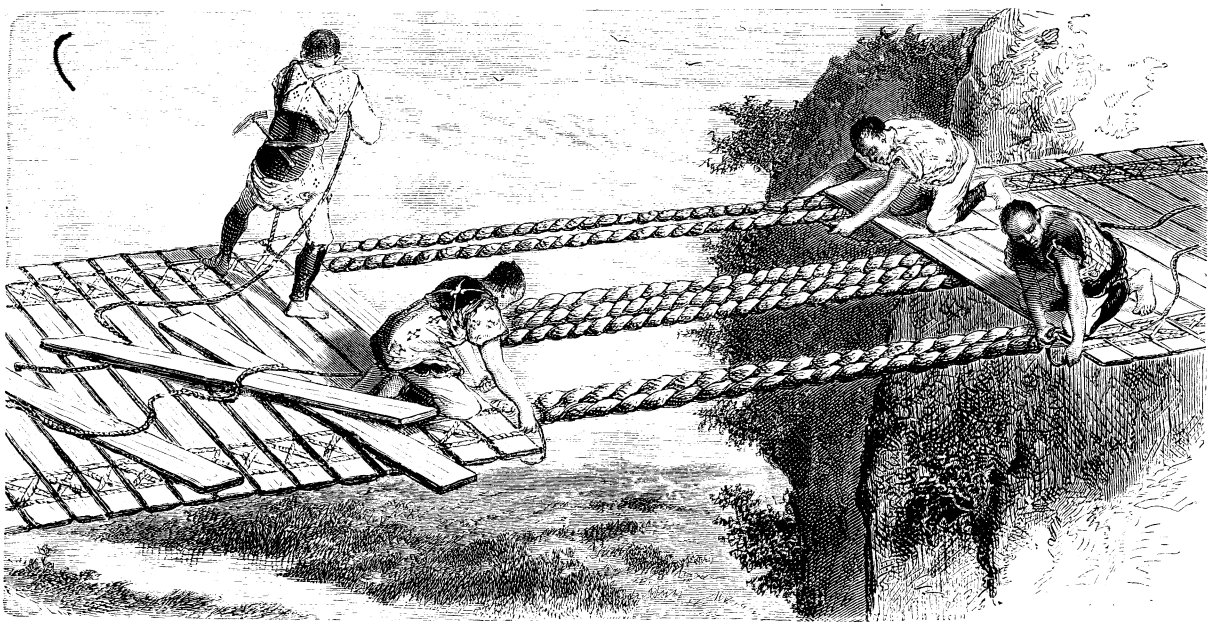
„Ja."

„Wohin?"

„Hinauf nach der Barranka del Homicidio."

„Wie gern möchte ich mit! Aber Sie sehen ein, daß mir dies nun vollständig unmöglich ist. Meine Anwesenheit ist hier ungeheuer notwendig, und auch Fritze muß hier bleiben."

„Ich begreife es und werde Sie den Cambas empfehlen, auf deren Freundschaft Sie sich verlassen können."



Japanische Hängebrücke.

Nach diesen Worten entfernte er sich und gab auch den andern einen Wink, den Gelehrten und seinen Diener jetzt bei dem Skelette allein zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Japanische Hängebrücken.

Wir Europäer haben uns an den Glauben gewöhnt, daß wir die Inhaber aller Civilisation und die Urheber aller Kultur, aller Erfindungen seien. Kein größerer Irrtum als dieser! Bis zum Zeitalter der Dampfmaschine zehrte Europa von der Kultur, die ihm aus Afrika und Asien zugetragen worden war. Eisen wurde zumeist in Afrika verarbeitet. Schiffbau, Wagenbau, Baukunst, Ackerbau, Töpferei, Glasfabrikation, Weberei, Rechenkunst, Schreibkunst, Sternbeobachtung stammen aus Aegypten; Papierfabrikation und Buchdruck aus China, wo auch das Pulver erfunden sein soll. Was bleibt da noch viel übrig bis zum Zeitalter der Dampfmaschine? Gar zu gern blicken wir aus der Höhe der Gegenwart mit Geringschätzung auf die Vergangenheit oder auf uncivilisierte Völker zurück, da-

bei vergessen wir aber, daß wir auf den Schultern der Vergangenheit stehen und überhaupt ohne diese ganz zweifellos einen weit tiefern Kulturstandpunkt einnehmen würden. Daß das Zeitalter des Dampfes ungeheuer viel geleistet hat und von der Erfindung der Dampfmaschine, insbesondere seit Watt die Kultur ein ungleich rascheres Tempo eingeschlagen hat, ist ja richtig: dieser Fall wäre aber auch früher, auch schon im Altertum eingetreten, wenn die Dampfmaschine damals schon bestanden hätte. Auch unsre Hängebrücken, die mit zu den Wundern der Baukunst gerechnet werden, sollen erst neuern Datums sein, da die erste 1741 in England errichtet wurde, während indessen solche Brücken in China und Japan schon seit undenklichen Zeiten gebaut werden. Das dazu benutzte Material ist freilich kein Eisen, sondern Bast und Holz. Die Träger sind starke Bastseile, je nach Erfordernis in der Zahl von 7 bis 10, die an beiden Enden fest verankert werden, nachdem man ihnen die nötige Straffheit gegeben hat. Auf dieser Seilbahn wird die Bedielung durch Verschnürung an beiden Seiten in der Weise befestigt, wie es auf unsrer Abbildung veranschaulicht ist. Geländer erhalten diese Brücken allerdings nicht. Fußgänger, Reiter und Geschirrführer müssen eben zusehen, wie sie am besten hinüberkommen, was bei der schwindelnden Höhe dieser Brücken doch manchmal seine Bedenken haben mag. Sie werden nicht allein über Flüsse, sondern auch über Schluchten und Abgründe, an denen die japanischen Gebirgsgegenden so reich sind, geführt. Hoch oben in den Gebirgen, wo der Verkehr naturgemäß ein sehr beschränkter ist, dient freilich oft nur ein einziges Seil, an welchem ein Korb hin und her gezogen wird, dem Verkehre.

Der Brombeerstrauch.

Der Engländer Gilpin tadelt in seinen „Bemerkungen über die Waldschönheit" den Brombeerstrauch als unschön. Wir halten diesen Tadel für sehr ungerecht. Die rauhe Natur des Gewächses steht, so meinen wir, ganz im Einklang mit der mehr rauhen als milden nordischen Natur; im Oedland, am Saum der Heide, im Vorland des Waldes scheint uns das wirre, umherkreuzende Dornengeschlinge ganz an der Stelle und durch keine andre Pflanze ersetzbar zu sein. Wo Brombeer wächst haben wir fast immer ein Stück ursprünglicher Natur vor uns. In malerischen Bogenlinien hängen die weitausgreifenden Dornenranken über, oftmals wieder die Erde berührend, der sie entsproßten; in harmonische, wenn auch düstere Färbung ist der ganze Strauch getaucht, indem die trübroten Stachelranken nach der Farbenlehre zu den dunkelgrünen Blättern stimmen. Und der Stachelbesatz der Ranken — steht er nicht in schönheitlicher Uebereinstimmung mit dem ausgefägten Rand und der starken Rippung der zugespitzten Blätter? Die Vereinigung von drei oder fünf Blättern an einem Stiele — entspricht sie nicht den zu einem Büschel vereinigten Blüten? Wenn wir noch bedenken, daß sich aus diesen bald mattweißen, bald blaßroten Blütenröschen erst rötliche, dann braune, zuletzt glänzend schwarze Früchte entwickeln, welche aussehen, als wären sie zierlich aus zahlreichen schwarzen Glasperlen zusammengesetzt, und welche oft einen höchst würzigen Geschmack haben; wenn wir ferner erwägen, daß die Blätter des Brombeerstrauches teilweise im Herbst ein prächtiges Rot annehmen, teilweise im Winter, sogar über dem Schnee, ihr frisches, Auge und Herz erfreuendes Grün behalten, so wüßten wir wahrlich nicht, was an dem Gewächse unschön sein sollte. Gilpin hat unrecht, das ist klar; er hat die Natur meistern wollen, aber die Natur weist den Tadel zurück und sagt: „Du warst in mißmutiger Engländerlaune, Mister Gilpin! Was so rauh und kräftig, zugleich so graziös und lebensfrisch wie mein Brombeerstrauch ist, das kann nicht unschön sein." Und nun höre 'mal, Mister Gilpin, wie ein deutscher Forstmann — Hermann Jäger ist sein Name — in seinem Buche über „Deutsche Bäume und Wälder" den Brombeerstrauch beurteilt: „Wo der Brombeerstrauch häufig ist," sagt der ebenso kenntnisreiche als liebevolle Naturbeobachter, „besonders in sandigen Gegenden und auf Steintrümmern, da bildet er eine Charakterpflanze der Gegend von hohem malerischem Wert. Wir finden ihn oft vereinigt mit Wacholder, Adlerfarn, Heidekraut, aber auch mit Hainbuchengestrüpp und Weißdorn. Die langen, dünnen, mit Stacheln besetzten Stämmchen, deren die Pflanze sehr viele treibt, verzweigen sich erst an den Spitzen zur Blütenbildung, legen sich in großen Bogen zierlich, ja fast im Halbrund über und sind wie ein Kranz mit großen, saftig dunkelgrünen, drei- bis fünfteiligen, an den Rippen und Stielen mit Stacheln bewaffneten Blättern besetzt. Im Frühling sehen die Brombeergesträuche nicht schön aus; aber im Hochsommer gehören sie zu dem Schönsten, was die nordische Natur im kleinen geschaffen hat."

Wir fügen hinzu: Auch im Herbste zählen sie zu dem Reizendsten, was die nordische Natur ihren Kindern wie zum Abschiede darbietet. Namentlich in Verbindung mit gewissen Blumen bildet der Brombeerstrauch die gefälligsten „Herbstkompositionen". Da neigen sich zum Beispiel am Rande der Stoppelfelder, wo das gelbe Leinkraut blüht, die dunkelroten bogigen Dornenranken des Brombeerstrauches auf den sandigen Feldweg, und an all seinen Zweigen funkeln neben schwarzen reifen Beeren im Ueberfluß die korallenroten unreifen Früchte; in den Bogenhallen aber, welche die Dornenranken bilden, grüßen zarte blaue Glockenblumen und amethystfarbige Skabiosen, während den Feldweg entlang im milden Sonnenschein noch einzelne abgeblaßte hellbraune Schmetterlinge — Perlmutterfalter und Sandaugen — flattern. Eine ähnliche „Herbstkomposition" ist die, welche uns der Dichter Max Kalbeck gezeichnet hat:

Auf dem Brombeerstrauche
Sitzt ein kleiner Vogel
Unter blüh'nden Gräsern,
Blauen Glockenblumen,
Rosenroten Winden.

Reife Beeren nicken
Von den grünen Ranken,
Und die Mücken tanzen
In der Abendsonne.
Meint ihr, daß das Vöglein
Nach den Beeren hüpfe,
Nach den Mücken hasche?

Nein! Es singt so traurig
In den Sommerabend,
Daß die weite Wiese
Sich in Thränen badet;
Und es horchen alle,
Winden, Glockenblumen,
Gras und Kräuterblüten:

„Fröhlich war ich gestern,
Traurig bin ich heute,
Wandern muß ich morgen."

Ja, der Brombeerstrauch ist schön, dafür glauben wir Beweise erbracht zu haben.

Weniger leicht als der Aesthetiker wird der Botaniker mit dem Brombeerstrauche fertig. Die Gruppe der Brombeerpflanzen (Rubus), zur Familie der Rosenblümler gehörend, hat den Botanikern viele Not bereitet, da die Arten sehr schwer zu unterscheiden sind. Während der große Linné zwei Arten annahm, von denen er die eine Rubus fructicosus, die andre Rubus caesius nannte, haben Weihe und Nees von Esenbeck nicht weniger als fünfundvierzig Arten aufgestellt. Diese Zahl ist dann von Botanikern unsrer Tage bis gegen zweihundert weitergeführt worden. Unsre botanischen Lehrbücher für die Schule stellen gewöhnlich folgende Arten auf:

1. Rubus Idaeus, Himbeere.

2. Rubus fructicosus, gemeiner Brombeer. Mit schwarzen, unbereiften Früchten. In Hecken und Gebüschen gemein. Eine äußerst veränderliche Art.

3. Rubus caesius, Kratzbeere, Taubenkropf. Meist niedrig, am Grunde buschig, an offenen, steinigen, sonnigen Plätzen, mit auffallend blau bereiften Beeren von saurem Geschmack. Die Blätter sind fast immer dreizählig (während sie bei der vorigen Art drei- und fünfzählig sind).

4. Rubus saxatilis, Felsenbrombeer. Ein niedriges Halbsträuchlein mit dreizähligen, bleichgrünen Blättern, weißgelben Blüten und roten, nur aus zwei bis drei Einzelfrüchten bestehenden Früchten. In Gebirgswäldern, besonders auf Kalkboden, im Gebüsch.

Der Brombeerstrauch unsrer Heckenwüsten Plätze, Feld-, Wald- und Wegränder ist meistens Rubus fructicosus. Dieser wird am größten unter allen Brombeerarten, treibt auf gutem Boden Ranken von zehn bis zwölf Fuß Länge und bildet ansehnliche Gebüsche. Den buschigen Waldrand macht er undurchdringlich; seine bogigen Ranken im Verein mit wilden Rosen, zudringlichem Klebkraut und schön beblätterten Hopfengewinden bedrohen den Fuß des Wanderers mit Dornen und Fesseln ohne Zahl.

Den Gegensatz zwischen Brombeer- und Himbeerstrauch hat trefflich der oben genannte Hermann Jäger gezeichnet: „Der Brombeerstrauch," sagt er, „ist ein Charakterstrauch unfruchtbarer Feld- und Buschlandschaften, der Himbeerstrauch der des schattigen Waldes, wo Humus die Bodendecke bildet und der Boden Feuchtigkeit genug hat. Der erstere erinnert stets an unbeschattete Sonnenglut, der letztere an Waldesfrische und Kühlung. Liegt der Unterschied auch nur im Gefühl, so ist doch der verschiedene Eindruck unbestreitbar. Labung liegt in dem Wort Himbeer, Durst und Glut hängt sich an die Brombeere, wobei der Gedanke an die Stacheln nicht unwirksam bleibt."

Noch die nördlichsten Länder der alten Welt werden von einer Brombeerart bewohnt, es ist die Polarbrombeere, die Knäschniza der Russen. Die dunkelpurpurrote Frucht bildet in Kamtschatka einen nicht unwesentlichen Bestandteil der gewöhnlichen Nahrung und gilt in dem überhaupt an Beeren reichen Lande als die wohlschmeckendste aller Beerenfrüchte; mit Verdruß sehen es daher die Kamtschadalen, wenn Zobel, Füchse und Bären, die den gleichen Geschmack haben, ihnen die Ernte schmälern.

Canada besitzt den wohlriechenden Brombeerstrauch. Ob seiner großen, rosenroten und wohlriechenden Blüten ist derselbe in unsern Gärten als Ziersträuch eingeführt.

In den heißen Ländern der nördlichen Erdfläche, auch selbst unter den Tropen, kehren Brombeerarten wieder in jenen höheren Gebirgsregionen, die beiläufig unsern gemäßigten Breiten entsprechen. So bilden Brombeerarten in Gemeinschaft mit dornigen Kapern, dornigen Nachtschatten, Akazien und Wolfsmilchgewächsen das Gestrüpp des im Südwesten Arabiens gelegenen Berges Sabor, von dem die Araber glauben, daß er alle Pflanzen der Erde beherberge. Dieselben Araber bezeichnen auch eine brennendrot blühende Brombeerart, welche am Sinai und an den Nachbarbergen desselben häufig ist, als den „feurigen Busch" des Mose.

Karl der Große und Harun al Raschid.

Der mächtige Frankenkaiser Karl der Große weilte, wenn er von seinen Kriegszügen heimgekehrt war, am liebsten in der schönen Pfalz zu Ingelheim, am lieblichen Ufer des Rheinstromes, und in Aachen, wo auch seine Leiche im Steingewölbe der von ihm neu erbauten Domkirche beigesetzt ward. Auch in Würzburg, Regensburg, Schlettstadt, Königshof, Frankfurt, Tribur, Worms, Nymwegen, Heristal (Lüttich) und andern Orten befanden sich kaiserliche Pfalzen oder Hoflager. Diese waren in allem Vorbild edler Zucht und höfischer Sitte. In der Umgebung des Kaisers sah man die gewandtesten Geschäftleute, die würdigsten Diener des Evangeliums, die ersten Gelehrten der Zeit und jene tapfern Ritter, die als „Paladine" den folgenden Geschlechtern voranleuchteten.

In Aachen war es, wo Karl der Große eine Gesandtschaft des Kalifen Harun al Raschid empfing. Die Kunde von den Herrschereigenschaften und den Großthaten des Frankenkaisers war nämlich bis nach dem Orient gedrungen und hatte hier dem großen Karl die Verehrung jenes großen Kalifen erworben, der unter dem Namen Harun al Raschid (der Gerechte) zu Bagdad ruhmvoll und kräftig regierte. Der Kalif wünschte seiner Verehrung Ausdruck zu geben; er benutzte die Erhebung Karls zum römischen Kaiser und sandte eine eigene Gesandtschaft, um dem Kaiser Glück wünschen zu lassen und ihm kostbare Geschenke aus dem Orient zu übermachen, darunter einen Elefanten und eine metallene, von Wasser getriebene Rose, die den Stundenschlag durch goldene Kugeln, die klingend in ein metallenes Becken fielen, markierte. Die Gegengeschenke Karls bestanden in Pferden und spanischen Maultieren, in friesischen Wollenmänteln von verschiedenen Farben, die, wie er gehört hatte, im Orient sehr gesucht und teuer bezahlt wurden, und in einigen großen Hunden, die auf die Jagd wilder Tiere abgerichtet waren. Die Gesandten, welche diese Geschenke überbrachten, sollten sich für die Sicherheit der zum heiligen Grabe nach Jerusalem wallfahrenden Pilger verwenden, und Harun al Raschid war artig genug, Karl dem Großen als einen Beweis seiner Achtung das heilige Grab zu schenken. Karl ließ in der heiligen Stadt ein großes Hospital erbauen, in welchem alle Wallfahrer kostenfrei verpflegt wurden.

Harun al Raschid im Morgenland, Karl der Große im Abendland, fürwahr, die Geschichte hat nicht häufig zwei solche Zeitgenossen zu verzeichnen! Wie Karl der Große in der Geschichte und im Heldenliede, so lebte Harun al Raschid noch lange in Erzählungen und Märchen fort. Die aus Haruns al Raschid Zeit stammende Märchensammlung Tausend und Eine Nacht, dem Inhalte nach großenteils aus Indien entlehnt, ist noch jetzt ein Lieblingsbuch der

Karl der Große und die Gesandtschaft des Kalifen Harun al Raschid.

Jugend. Am glänzenden Kalifenhofe zu Bagdad trieb man mit Leidenschaft das Federballwerfen und das Schachspiel, dessen Erfindung dem fernen Osten angehört. So die landläufige Ueberlieferung. Mit den Ergebnissen der neuzeitlichen exakten Forschung steht diese Zeichnung des Kalifen aber freilich in mancher Hinsicht im Widerspruch.

Seltsame Erlebnisse.

(Fortsetzung.)

Endlich tauchte der Rand der felsigen Insel empor, man landete. Der junge Reuter wurde alsbald dem Kommandanten vorgestellt und von diesem gastfreundlich willkommen geheißen. Es war am Vormittage, und nachdem er sich durch ein tüchtiges Frühstück erquickt hatte, warf er die Büchse über die Schulter und wanderte die Höhen hinan, um in das Innere einzudringen. Die Lage der alten Robinsonhöhle, die er zuerst aufsuchen wollte, hatte man ihm so genau beschrieben, daß er nicht fehlgehen konnte. Es fiel ihm auf, daß die Besatzungswache eine schwache war; sie bestand meist aus Halbinvaliden, und die Gefangenen strolchten ziemlich aufsichtslos einher. Er konnte nicht umhin, dem Kapitän seine Wahrnehmung mitzuteilen. ‚Es scheint hier keine rechte Disziplin zu herrschen,‘ bemerkte er, ‚wenn die Züchtlinge wollten, könnten sie die Wächter zusammenhauen.‘ Der Kapitän zuckte die Achseln. ‚Ich bin froh,‘ erwiderte er, ‚daß dies meine letzte Reise hierher ist; ich denke genau so wie sie; ich fürchte, es gibt einmal ein Unglück, entweder mit dem Schiff, oder mit den Gefangenen. Allein da soll immer gespart werden, am unrechten Orte natürlich. Nun, übermorgen gehen wir wieder unter Segel.‘

„Der Höhenrücken, den Felix erstieg, entzog die leichtgebauten Anstaltsbaracken bald seinen Blicken. Wie still und friedlich war es da oben in den Schluchten, wie balsamisch hauchte die Luft! Kolossale Myrtenbäume waren emporgesproßt, daneben erhoben sich riesenhafte Rhabarberstauden in der Thalmulde und liebliche Quellen rieselten glucksend und plaudernd dem Meere zu. Stunde um Stunde verrann; er wurde nicht müde in vollen Zügen den köstlichen Duft einzuatmen, den die Brise von den Myrten herüberbrachte, die Einsamkeit zu genießen und träumend auf das weite blaue Meer zu starren. Erinnerungen aus der Kinderzeit überkamen ihn; wie oft hatte er als kleiner Junge voll Entzücken den ewig jugendfrischen ‚Robinson‘ gelesen — nun war er auf seiner Insel! Wie sonderbar das Schicksal den Menschen durch das Leben treibt!

„Ein atlasglänzender großer Schmetterling gaukelte eben vor ihm her; er zeigte so wunderbaren Farbenglanz, daß er das Gewehr ablegte und ihn zu haschen versuchte. Dabei machte er einen unbedachtsamen Sprung und fiel in eine kleine Vertiefung, die er nicht beachtet hatte. Er wollte aufstehen und sank mit lautem Aechzen zusammen — es ging nicht — er hatte den Fuß gebrochen oder doch schlimm verstaucht. Das war ein unliebsamer Zufall! Wie nun zurückgelangen? Vor der Hand war das Gehen ganz unmöglich; er wälzte sich an die nahe Quelle heran, entkleidete sich etwas und untersuchte den Fuß. In seinem Reisetäschchen fanden sich ein paar Taschentücher, die nahm er und machte eine feste Kompresse, die er alle paar Minuten mit dem frischen kalten Naß benetzte. Das brachte einigermaßen Linderung; aber marschieren konnte er immer noch nicht, obschon die Sonne sich zu neigen begann und die Zeit drängte.

„Er feuerte jetzt einige Schüsse ab; aber der Wind stand ungünstig, und da er sich hinter dem Höhenzuge befand, der ihn von den Anstaltsgebäuden schied, war es unwahrscheinlich, daß man auf der Station den Knall vernehmen konnte. Plötzlich, es war keine Täuschung, vernahm er etliche Schüsse, die rasch aufeinander folgten, bald darauf noch einige, endlich eine ganze Reihe von Salven — kein Zweifel, sie suchten ihn. Er rief, er schrie und feuerte seine Büchse wiederholt ab. Doch so sehr er sein Auge anstrengte, er konnte niemand gewahren. Hier und da krachte es noch immer hinter dem Berge, weißer Pulverdampf, bald darauf auch dicker schwarzer Rauch, wie von einer Feuersbrunst, stieg empor; allein keine Seele erschien. Die Sonne sank; er raffte sich in verzweiflungsvollem Aerger auf und versuchte es, auf seine Flinte gestützt, weiterzukommen. Stöhnend ließ er bald davon ab, es war unmöglich; auf dem unebenen, teilweise äußerst steinigen Terrain vermochte er nur so langsam zu gehen, daß die Nacht einbrechen mußte, bevor er über den Berg gelangt war.

„An der überhängenden Felswand bot sich ein guter Schlupfwinkel. Dort, vor dem Winde geschützt, wo einst Selkirk-Robinson gleich ihm gelegen haben mochte, kauerte er sich nieder, wickelte sich in die Decke, die über seine Reisetasche geschnallt war, und bereitete sich sein Nachtlager so gut es eben gehen wollte. Am Ende war das Unglück nicht so groß; nur wunderte es ihn, daß der Kapitän gar nicht nach ihm geforscht hatte. Müde vom Umherschlendern und Klettern in den Bergen, schloß er bald die Augen. Es war kühl in der Nacht und er fröstelte anfangs etwas; bald schlief er indessen fest ein. Wilde Tiere und Schlangen gab es nicht auf der Insel. Auch lag ihm seine Büchse zur Hand und im Gürtel steckte nach Landessitte ein gutes spanisches Messer.

„Als er erwachte, war es fast sieben Uhr morgens. Der lange, feste Schlaf hatte ihn wunderbar erquickt und gestärkt. Und Gott sei Lob! das Bein war etwas besser; es schmerzte noch ein wenig, aber bei langsamem und vorsichtigem Gange konnte er sich jetzt fortbewegen. Er überschritt die Schlucht und gelangte auf die Höhe — alles stumm — tiefes Schweigen ringsum — die Insel schien öde und leer!

„Als er den Baracken näher kam, bot sich ihm ein grauenhafter Anblick. Da mußte ein blutiger Kampf stattgefunden haben — das Schiff war verschwunden, ebenso waren auch die beiden Nachen fort, die am Landungsplatze zu liegen pflegten. Die Gebäude waren teilweise eingeäschert und sieben Leichen lagen am Strande, unter ihnen der Kommandant. Es war ihm jetzt unzweifel-

haft — die Sträflinge hatten gemeutert, ihre Wächter überfallen und erschlagen oder gefesselt und sich mit dem Schiffe fortbegeben. Er war mutterseelen allein, nun wirklich ein zweiter Robinson auf der öden Insel.

„Am Nachmittage erhob sich ein wütender Sturm, schwarze Wolken lagerten sich über das Eiland und so gewaltige Wogen schäumten gegen die Felsenküsten, daß alles zitterte und dröhnte. Mächtige Donnerschläge erfolgten und Blitze zuckten in gelber Lohe nieder, dazu fiel ein prasselnder Regen herab. Es war ein Glück, daß ein kleiner Teil der Wohnungen ziemlich unversehrt geblieben war, so konnte er unter Dach und Fach kriechen. Auch fand sich noch mancherlei Proviant vor, und er entdeckte bei sorgfältigem Nachsuchen einige Gerätschaften, die ihm ermöglichten, die Leichen zu verscharren. Bei dem eiligen Abzuge, in der Verwirrung und Aufregung hatten die Empörer manches zurückgelassen, daß er sich alsdann in allem, wenn auch kümmerlich, durchzuschlagen vermochte. Er sammelte große Seekrabben und eßbare Muscheln am Strande, schoß Vögel und eine Art Murmeltier, die sich vorfand und stöberte sogar auch einige Früchte auf, die sich in dem von den Sträflingen angelegten Garten zeigten. Das Robinsonleben kostete er nun in der That völlig aus; oft, wenn er später in der Heimat im Tennyson las, erinnerte er sich an die tiefe Einsamkeit auf Juan Fernandez, an seine Robinsonade:

‚Und statt der Menschenstimme liebem Ton,
Vernahm er nur der Wasservögel Schrei,
Der Brandung Donnerprall an das Riff,
Das Rauschen riesiger Bäume, deren Laub
Und Blüten hoch im Blau verschwanden, oder
Das Brausen eines Waldbachs in das Meer‘.

„Nach drei Wochen endlich erschien ein Regierungskutter, der ihn befreite und heimbrachte; ihn, von mehr denn zweihundert Seelen den einzig Ueberlebenden der damaligen Inselbewohnerschaft. Die Aufständigen hatten nämlich wahrscheinlich versucht, mit dem alten Kasten, dem Proviantschiffe der Regierung, nach Peru, an die Küste des Festlandes, zu entkommen; in jenem großen Sturm war aber das lecke Fahrzeug untergegangen. Man hat von ihm keine Spur je entdeckt, es war des ‚braven Kapitäns letzte Reise gewesen‘.“

Onkel Robert schwieg.

„Lebt denn Herr Reuter noch?“ frug Karl, der älteste Sohn des Direktors, der mit großer Spannung der Erzählung gefolgt war.

„Gewiß; in einer Schlucht am Taunus, unweit des Badeortes Soden liegt seine prächtige Villa. Und seine drei Knaben sind nicht wenig stolz darauf, daß ihr Vater ein zweiter Robinson gewesen ist. Auf meinem Rückwege will ich einen Tag bei ihm einkehren. Doch nun, Herr Sanitätsrat, ist an Ihnen die Reihe.“

„Ach ja!“ rief die sechzehnjährige Else, „Herr Doktor, jetzt müssen Sie erzählen.“

„Was soll es denn heute sein?“ sagte der Sanitätsrat, ein silberhaariger ernster Mann. „Nun, Fritz, was meinst du?“

„Eine Gespenstergeschichte!“ rief Fritz.

Alles lachte.

„Pah,“ sagte Else, „es gibt keine Gespenster!“

„Sie haben natürlich wie immer recht, beste Else,“ entgegnete der Arzt mit einem leisen Anfluge von Humor, „aber es gibt nervöse Menschen, sonderbare Stimmungen und noch merkwürdigere Zufälle im Leben, Ahnungen, die sich verwirklichen; darf ich Ihnen eine kleine Geschichte erzählen, die ein wenig ans Gespensterhafte streift?“

„Ach, wie allerliebst! Still!“ scholl es in der Runde, „der Doktor will uns eine Gespenstergeschichte erzählen.“ Man rückte enger zusammen und blickte voll Neugier und Erwartung auf den Sprecher.

„Nur habe ich eine Bitte,“ sagte der Arzt, aus dessen Gesicht der sarkastische Zug völlig geschwunden war, und sah die Gesellschaft mit einer gewissen ernsten und traurigen Entschlossenheit an, „Sie dürfen nicht lachen, denn was ich Ihnen erzählen will, hat mein Leben tief bewegt. Ich bin durch diese wahrhafte Begebenheit vor der Zeit grau geworden, ja, und ein stiller, einsamer Mann. Es war nicht immer so, einst war ich ein fröhliches Menschenkind; ich habe das nie verwinden können, was ich Ihnen kurz berichten will.

„Ich hatte mich in einer kleinen schlesischen Stadt als Arzt niedergelassen und war viel beschäftigt; aber ich mußte mich weidlich plagen, die Stadt war ärmlich und die Einnahme eine dementsprechende. Da fiel mir unerwartet eine bedeutende Erbschaft zu. Jetzt konnte ich meinen längst gehegten Wunsch verwirklichen und hierher übersiedeln. Bevor ich in meinen neuen Wirkungskreis verzog, beschloß ich mir eine Erholung zu gönnen und in ein Bad zu gehen. Es zog mich an die Nordsee. Noch nie hatte ich das Meer gesehen, das in seiner kolossalen Einförmigkeit einen überwältigenden Eindruck auf mich machte. Je länger ich auf der Düne saß und hinausblickte in die graue Unendlichkeit, dorthin, wo der Himmel und die Wolken sich in eins zu verschmelzen schienen, desto feierlicher und gehobener ward mir zu Mute; alte, liebe Erinnerungen zogen durch meine Seele und sehnsüchtige Träume aus der Kinderzeit wurden in mir wach.

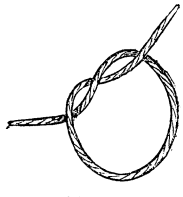
„Der Badeort war still und friedlich; die Saison hatte eben begonnen, und wenige Gäste waren erst angelangt. Ich fand zufällig Unterkunft in dem ältesten Gasthofe der Insel, der sich nicht als Riesenkarawanserei darstellte, sondern eher einem gut bürgerlichen Familienhause ähnelte. Seit Menschengedenken war das Haus ein Besitztum der Familie geblieben, und die Möblierung der Zimmer gab Zeugnis von altererbtem Wohlstand. Mancherlei seltsame Kupferstiche zierten die Wände, sonderlich geformte Nippesfiguren die Schränke; altertümliche Schreibtische, barocke Sessel, längst aus der Mode gekommene Spiegel, überall ein wahres Raritätenkabinet! Das himmelte die Gäste an, und die Wohnungen in dem Wirtshause waren stark begehrt. An der Tafel fand ich neun oder zehn Personen. Ich hatte in den ersten Tagen wenig Veranlassung, mich anzuschließen, sah auch nur, wie es mir vorkam, gleichgültige Gesichter.

„In der zweiten Woche traten mehrere neue Erscheinungen auf, unter ihnen ein Ehepaar, das mir auffiel, er durch sein geziertes Auftreten und seine übermodische Kleidung, sie durch einen gewissen leidenden Zug um den Mund und durch ihr sanftes, trauriges Wesen. Die beiden Leutchen schienen schlecht zu einander zu passen. Bei Tische saßen sie mir gegenüber, dadurch hatte ich Gelegenheit, sie einigermaßen beobachten zu müssen, und eine oberflächliche Bekanntschaft ward angeknüpft. Er hatte etwas Lauerndes, Unstetes, Scheues und Furchtbares in seinem Auge, das mich auf den ersten Blick an — ja, es muß heraus, Sie mögen sich über den Vergleich wundern — an das erinnerte, was im Auge des Tigers liegt, d. h. nur wenn er sich unbeachtet glaubte und allein war; in Gegenwart seiner Frau war er der zudring-

Figur 1. Die Bucht.

lichste, liebenswürdigste und angenehm gefälligste Mensch. Sie war nicht schön, vielleicht nicht einmal hübsch, still und nachdenklich, in sich versenkt, mit großen träumerischen Augen, und wie ich wahrzunehmen glaubte, ängstlich. Sie hatte offenbar Furcht vor ihrem Herrn Gemahl, der sie wie ein Argus hütete, sie stets mit einem Schwall hohlster Phrasen unterhielt und sie nie und nirgends allein ließ. Suchend und forschend sah sie mich oftmals an, als wollte sie eine Frage thun, oder mir etwas entdecken; es war ein hilfeflehender, bittender, unsäglich beklommener Blick — lange, lange Jahre sind vergangen, und immer noch sehe ich die Frau mit ihrer stummen Bitte vor mir.

„Zweimal gelang es ihr, den teuren Gemahl zu entfernen und einige Worte an mich zu richten. Einmal bat sie ihren Mann, ihr das Shawltuch aus dem Zimmer zu holen; mit einem mißtrauischen Seitenblick auf mich entfernte er sich, kam aber schnell wieder, daß uns zu längerer Erörterung keine Zeit blieb. Alles was sie sagte, war: ‚Ich hätte Ihnen wohl etwas mitzuteilen — eine Bitte an Sie zu richten.' In sichtlicher Befangenheit und Beklommenheit hatte sie die Worte hervorgestoßen; als ich ihr erwidert hatte, ich stände ihr mit meinen schwachen Kräften gern zur Verfügung, — kehrte auch der hütende Cerberus schon zurück. (Schluß folgt.)



Figur 3. Einfacher Knoten.

Verdunstungskälte.

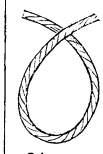
So wie man zwei Arten der Verwandlung eines festen Körpers in den flüssigen Zustand kennt, Schmelzen und Auflösen, so läßt sich auch ein flüssiger Körper auf zwei Weisen in den luftförmigen Zustand überführen: durch Verdampfen und Verdunsten. Im Gegensatz zu Schmelzen und Auflösen lassen sich Verdampfen und Verdunsten stets ausführen; in Uebereinstimmung mit jenen gehört zu Verdampfen und Verdunsten Wärme.

Figur 5. Kreuzknoten oder gerader Knoten.

Daß zum Verdampfen Wärme gehört, weiß jedermann. Stellen wir ein Liter Wasser in den Ofen, so steigt seine Temperatur unter dem Einfluß der Wärmezufuhr, zu jedem Grad mehr gehört eine Wärmeeinheit (Kalorie). So geht es weiter, bis der Siedepunkt (+ 100 ° C) erreicht ist. Von nun an steigt die Temperatur nicht mehr, die Wärmezufuhr dient von da an nur noch zur Verdampfung, die verhältnismäßig sehr langsam vor sich geht, bewirkt doch jede Kalorie die Verdampfung von nur $^1/_{537}$ Liter, d. h. zur Verwandlung des ganzen Liters Wasser in Dampf gehören 537 Kalorien, eine sehr große Zahl, wenn wir bedenken, daß zum Schmelzen der gleichen Menge Eis oder Schnee nur 80 Kalorien gehören. (Man sagt: die Schmelzwärme des Eises beträgt 80 Kalorien, die Dampfwärme des Wassers 537 Kalorien.) Vom Verdampfen verschieden ist die Verdunstung. Ersteres tritt nur bei einer bestimmten Temperatur, der des Siedepunktes ein und ergreift die ganze Flüssigkeit, insbesondere die untersten Schichten; letztere zeigt sich bei jeder beliebigen Temperatur, betrifft nur die Oberfläche und geht übrigens unter gewöhnlichen Verhältnissen viel langsamer vor sich als das Verdampfen, um so schneller, je näher dem Siedepunkte die Temperatur ist.

Beim Verdunsten wird zur Bildung des Dampfes dieselbe Wärme verbraucht wie beim Verdampfen; da nun aber beim Verdunsten von außen der Flüssigkeit keine Wärme mit Absicht und Vorbedacht zugeführt wird, so nimmt sie sich diese mit Gewalt, sie entzieht sie der Umgebung. Man sollte diese, entsprechend der Auflösungswärme, Verdunstungswärme nennen, hat aber die so erzeugte Kälte *Verdunstungskälte* genannt. Diese Verdunstungskälte ist meist deshalb wenig bemerkbar, weil die Verdunstung, also auch die Wärmeentziehung sehr langsam vor sich geht. Man kann aber den Vorgang durch einfache Mittel beschleunigen und so die Erscheinung ziemlich auffällig machen.

Die Verdunstung geht vor sich, sobald über der Oberfläche der Flüssigkeit Raum vorhanden ist für die sich entwickelnden Dämpfe, kann also z. B. nicht stattfinden bei einer Flüssigkeit, die sich in einem zugedeckten oder verstöpselten Gefäße befindet und bis zu dem Deckel oder Stöpsel heraufreicht. Die Verdunstung muß ferner aufhören, sobald der verfügbare Raum mit Dämpfen angefüllt ist, und kann erst wieder beginnen, wenn diese Dämpfe sich fortbegeben und dadurch neuen Dämpfen Platz machen. Deshalb wird sie nur in geringem Maße und vorübergehend bei einer Flüssigkeit stattfinden, die sich in einem verschlossenen Gefäße befindet, auch wenn sie nicht das ganze Gefäß erfüllt. Soll nun die Verdunstung schnell vor sich gehen, so muß die Flüssigkeit nicht nur offen stehen, sondern wir müssen auch für eine fortwährende Entfernung der sich bildenden Dämpfe sorgen, was am einfachsten durch Wegblasen, also durch Wind erreicht wird. Ist unser Körper mit Schweißtropfen bedeckt und setzen wir uns einem Luftzug aus, so geht die Verdunstung des Schweißes so schnell vor sich, daß wir den Wärmeverlust unsres Körpers (die Verdunstungskälte) leicht zu unsrem Schaden bemerken: wir erkälten uns. Soll mit Tinte Geschriebenes ohne Temperaturerhöhung schneller trocknen, so schwenken wir das beschriebene Papier in der Luft, bemerken allerdings dabei nichts von der Verdunstungskälte. Dagegen wird ein zum Trocknen im Wind aufgehängtes nasses Tuch merklich kühl. In heißen Ländern füllt man das Trinkwasser in poröse Thongefäße (Kühlgefäße), damit das durch die Poren nach außen dringende Wasser verdunste und die entstehende Verdunstungskälte den Inhalt der Gefäße kühl erhalte. Auch sonst wird in der Praxis von dieser Abkühlung viel Gebrauch gemacht. Bierwürze wird zum Zwecke schneller Abkühlung in sogenannten Kühlschiffen einem künstlich erzeugten Wind ausgesetzt. Auch die Carréschen Eismaschinen beruhen auf der Anwendung von Verdunstungskälte. Will man endlich ein deutliches Experiment über diesen Vorgang anstellen, so umwickele man die Kugel eines Thermometer mit Watte und tränke diese mit Schwefeläther. Dann schwinge man das Thermometer schnell durch die Luft hin und her und beobachte ab und zu den Thermometerstand; man wird finden, daß er im ganzen um 20° sinkt. Noch auffälliger und stärker wird die Erscheinung



Figur 2. Die Schlinge oder Schleife.

Figur 4. Der doppelte Knoten.

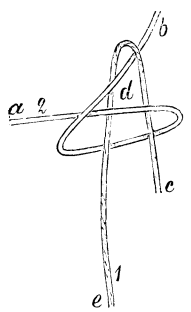
Figur 6. Doppelter Kreuzknoten oder Schotenstich.

wenn man das Thermometer frei aufhängt, und auf die mit Aether getränkte Wattumhüllung seiner Kugel mit einem Blasebalg bläst.

Je trockner die Luft ist, um so schneller geht (auch ohne Wind) die Verdunstung vor sich, um so stärker wirkt auch die Verdunstungskälte, d. h. um so tiefer sinkt das Thermometer. Man kann also aus dem Sinken des Thermometers unter den gewöhnlichen Stand auf den Feuchtigkeitsgehalt der Luft schließen. Hierauf beruht das in der Meteorologie viel benutzte Augustsche Psychrometer. Man wickele ein Stück Fließpapier von 8 cm Länge und Breite um die Kugel eines Thermometers und binde es mit einem Faden fest. Die umhüllte Kugel tauche man in ein Gefäß mit Wasser von Zimmertemperatur und hebe es heraus, sobald das Thermometer die Temperatur des Wassers anzeigt. Alsbald wird man unter gewöhnlichen Verhältnissen ein Sinken des Thermometers beobachten, und zwar ein um so stärkeres, je trockener, d. h. je aufnahmefähiger für Wasserdampf die Luft ist. Das Psychrometer besteht nun aus zwei genau übereinstimmenden Thermometern. Die Kugel des einen ist in Musselin gehüllt, dessen Fortsetzung in ein Gefäß mit destilliertem Wasser taucht. Die Differenz der von den beiden Thermometern angegebenen Temperaturen gibt dann Aufschluß über den Feuchtigkeitsgehalt der Luft, dessen genaue Ermittelung in Prozenten des Feuchtigkeits-Fassungsvermögens (100 % gleich Sättigung) durch Tabellen ermöglicht wird. Der Feuchtigkeitsgehalt der Luft aber ist ein wichtiger Faktor bei der Wetterprognose und daher seine Bestimmung von größter Bedeutung in der heutigen Meteorologie.

Etwas vom Knotenschürzen.

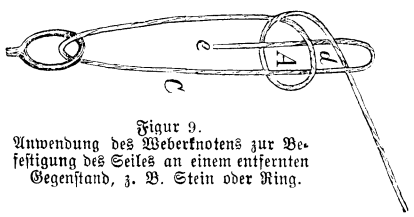
Wer einen Knoten schürzt, denkt wohl selten daran, daß es so vielerlei Arten gibt, die verschiedenen Zwecken dienen und erst allmählich im Laufe der Zeit aus dem einfachen Knoten entstanden sind. Einige derselben kennen zu lernen, ist keineswegs eine unnütze Sache, wie es bei oberflächlichem Besehen den Anschein hat, da man bei mancherlei Verrichtungen in die Lage kommen kann, diesen oder jenen Knoten, richtig geschürzt, gut verwenden zu können. Habt ihr daher Lust, etwas von eurer Freizeit daran zu wenden, so lade ich euch ein, mit mir die hier vorgeführten Knotenreihen durchzusehen und eure Kunstfertigkeit durch Nachbilden mittels einer Schnur zu erproben.



Figur 7. Weberknoten.

Figur 1 zeigt uns die sogenannte Bucht, eine ganz einfache Schlinge, welche die Grundlage aller Knoten bildet, Figur 2 die durch Kreuzen der Buchtenden entstehende Schlinge oder Schleife, Figur 3 den einfachen und Figur 4 den doppelten, durch mehrfaches Verschlingen der Schnurenden gebildeten Knoten. Beide Arten sind euch hinlänglich bekannt.

Mittels des geraden oder Kreuzknotens werden zwei Schnürchen, deren Enden wie bei Figur 5 zu schlingen sind, dauernd miteinander verbunden; den diesem verwandten doppelten Kreuzknoten oder Schotenstich, der ebenfalls aus zwei Schleifen besteht, wovon die eine sich doppelt in die andre schlingt, zeigt Figur 6.



Figur 9. Anwendung des Weberknotens zur Befestigung des Seiles an einem entfernten Gegenstand, z. B. Stein oder Ring.

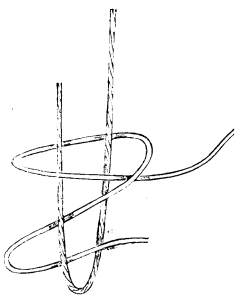
Zum dauerhaften Verknüpfen zweier Fäden dient auch der Weberknoten, der in zweierlei Weisen geschlungen werden kann, indem bei ersterer ein Ende des einen Fadens zu einer Schleife zu legen und durch sie, wie Figur 7 andeutet, der zweite in der Richtung von b nach c durchzuschlingen oder auch nach Figur 8 vorzugehen ist, wobei schließlich die Schleifen fest zusammengezogen werden. Der Weberknoten wird auch vielmals zur Befestigung eines Seiles an einen entfernten Gegenstand, Stein, Ring oder dergleichen benützt und dann wie bei Figur 9 geschlungen. Er hält sehr fest, ist aber trotzdem sehr leicht zu lösen.

Aehnlichem Zwecke dient der halbe Zimmermannsknoten, welcher nach Figur 10 zum Aufziehen an einem horizontalen Rundholze oder Balken, nach Figur 11 aber zum Anbinden an einem vertikal oder schräg gespannten Seile benützt wird. Figur 12 zeigt den Zimmermanns- oder deutschen Knoten, der sich vom vorigen nur durch doppelte Verschlingungen unterscheidet.

(Schluß folgt.)

Seltsame Munition.

Zur Zeit der erbitterten Kämpfe zwischen der argentinischen Republik und Montevideo standen sich in einem Seegefechte die beiden Befehlshaber der feindlichen Flotten, der Kommodore Con und der Admiral Brown, der tapfere Verteidiger von Buenos Ayres, gegenüber. Lange wogte der Artilleriekampf hin und her, ohne eine Entscheidung herbeizuführen, als plötzlich der erste Offizier des Kommodore Con an diesen herantrat und meldete, daß wohl noch Pulver, aber keine einzige Kugel mehr an Bord sei.

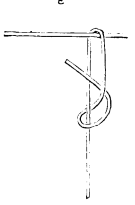

Figur 8. Weberknoten.

„Dann bleibt uns freilich nichts andres übrig, als uns zurückzuziehen!“ sagte der Befehlshaber, „wir sind den feindlichen Geschossen gegenüber wehrlos und können uns nicht gutwillig in den Grund bohren lassen.“

„Einen Ausweg gibt es vielleicht noch,“ versetzte der Offizier, „es ist möglich, den Kampf wenigstens noch eine Zeitlang fortzusetzen.“

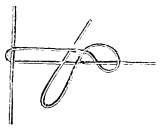
„Ohne Kugeln? Wie meinen Sie das?“ forschte Con.

„Sie erinnern sich, Kommodore, daß wir noch einen großen Vorrat jener runden holländischen Käse an Bord haben, die hier in unserm heißen Klima so hart geworden sind, daß die Mannschaft es entschieden ablehnt, sie zu essen, weil sie nur mittelst der Säge zu zerkleinern sind. Benutzen wir diese Käse als Geschosse, Kommodore, es ist wenigstens ein Notbehelf.“


Figur 10. Halber Zimmermannsknoten zum Aufziehen.

„Wenn sie in unsre Achtzigpfünder passen — dann vorwärts!“ befahl der Geschwaderchef, „mißglückt der Versuch, dann ist es immer noch Zeit zum Rückzuge.“

Das Feuer auf dem Admiralsschiffe Cons, der „Santa Maria", war natürlich verstummt und der feindliche Befehlshaber Brown wunderte sich daher nicht wenig, als von dort die Kanonen aufs neue zu donnern begannen.



Figur 11. Halber Zimmermannsknoten, gebunden.

Eine Kugel schlug dicht neben dem Admiral Brown, der mit seinen Offizieren auf Deck stand und die Bewegungen der feindlichen Flotte beobachtete, in den Hauptmast und überschüttete die Umgebung mit einem förmlichen Hagel kleiner Stücke aus einer unbekannten dunkelgelben Masse. Eilig zogen sich die Offiziere aus dieser gefährlichen Stellung zurück, denn der Feind zielte gut.

In kurzen Pausen folgte nunmehr Schuß auf Schuß von der „Santa Maria" und auf Browns Admiralsschiff gab es verschiedene Tode und noch mehr Verwundete. Klatschend schlugen die Kugeln an das Holzwerk des Schiffes und zersplitterten in tausend Atome, an dem Fahrzeug viel Schaden anrichtend.

Endlich gab Brown den Befehl zum Rückzuge; er mußte befürchten, daß sein Schiff gänzlich kampfunfähig werde, wenn er das Gefecht nicht abbreche. Noch eine volle Ladung sandte die „Santa Maria" dem abziehenden Fahrzeuge nach, dann brauste donnerndes Hurra über das Wasser, während am Hauptmast die Flagge der Republik neben der Admiralitätsflagge emporstieg.

Als man Brown eine Probe der Geschosse brachte, deren Splitter auf seinem Schiffe massenhaft umherlagen, rief er wütend aus: „Was, mit Käse haben uns diese Schufte beschossen?" Und ein grimmiger Kernfluch von echt seemännischer Derbheit folgte diesen Worten.

Die beschämende Thatsache, daß Admiral Brown vor Geschossen von holländischem Käse sich hatte zurückziehen müssen, konnte nicht verschwiegen bleiben, und er erwähnte daher auch klugerweise in dem Berichte an seine Regierung dieses Umstandes selbst; Kommodore Con aber erhielt eine sehr reichliche Anerkennung für sein tapferes Verhalten in Gestalt einer entsprechenden Anzahl Banknoten, seinem Ratgeber, dem ersten Offizier des Kommodore, dürfte ebenfalls die gebührende Anerkennung geworden sein.

Nach der Schlacht bei Kunnersdorf,

als Friedrich der Große alles für verloren hielt, brachte man einen seiner Gardegrenadiere, einen geborenen Holländer, als Deserteur zu ihm. „Weshalb wolltest Du mich verlassen?" fragte der König, den das Unglück in eine milde, nachgiebige Stimmung versetzt hatte. „Sire", versetzte der Soldat, „Ihre Sachen stehen jetzt doch gar zu schlecht, darum wollte ich mein Glück anderwärts versuchen." — „Es ist wahr, die letzte Bataille hat mir großen Schaden gebracht," meinte Friedrich sinnend, „aber warte noch einige Tage, mein Sohn, und wenn es dann nicht besser steht, desertieren wir zusammen."

Figur 12. Der Zimmermanns- oder deutsche Knoten.

Bekanntlich brauchte der König nicht zu desertieren, das Blatt wandte sich zu seinen Gunsten. Den Grenadier aber ließ er nicht bestrafen; er habe als Ausländer nicht die patriotischen Pflichten, wie seine Landeskinder, meinte Friedrich, und deshalb wolle er den Holländer nicht zwingen, bei ihm zu bleiben.

Mathematische Trugschlüsse.

XIV.

Wenn man eine Ungleichung mit einer negativen Zahl multipliziert, so muß das Ungleichheitszeichen umgekehrt werden. Ich hätte also statt (2) richtig schreiben müssen

$$-a(2n-1) > -2an,$$

woraus richtig

$$a > 0$$

folgt.

Ich will jetzt beweisen, daß jede Zahl sich selbst um 1 übertrifft, d. h., wenn n eine beliebige Zahl bedeutet, daß $n = n + 1$ ist.

Es ist

$$(1)\quad n^2 - n(2n+1) = (n+1)^2 - (n+1)(2n+1).$$

Denn wenn ihr die Ausdrücke auf beiden Seiten ausrechnet und vereinfacht, so kommt dasselbe heraus, nämlich

$$-n^2 - n.$$

Ich will jetzt auf beiden Seiten dasselbe addieren, nämlich $\left(\frac{2n+1}{2}\right)^2$, so erhalte ich

$$(2)\quad n^2 - n(2n+1) + \left(\frac{2n+1}{2}\right)^2 = (n+1)^2 - (n+1)(2n+1) + \left(\frac{2n+1}{2}\right)^2,$$

d. i.

$$(3)\quad n - \left(\frac{2n+1}{2}\right)^2 = \left(n+1-\frac{2n+1}{2}\right)^2$$

oder, wenn ich auf beiden Seiten die Quadratwurzel ziehe,

$$(4)\quad n - \frac{2n+1}{2} = n+1-\frac{2n+1}{2}.$$

Addiere ich nun auf beiden Seiten $\frac{2n+1}{2}$, so erhalte ich

$$(5)\quad n = n+1.$$

Buchstabenrätsel.

Ich kenne zehn Zeichen, draus finde
Vier Flüsse im heimischen Land,
Die werden in alle vier Winde
Von einem Gebirge gesandt.

Logogriph.

Ich war ein schönes Weib; mich hat in alter Zeit
Von einem Drachen kühn ein Griechenheld befreit.
Entfernt ihr Kopf und Hals und gebt mir einen Fuß,
Bin ich ein plumpes Tier, das Lasten tragen muß.

Auflösung der dreisilbigen Scharade in Nr. 43.

„Neunauge."

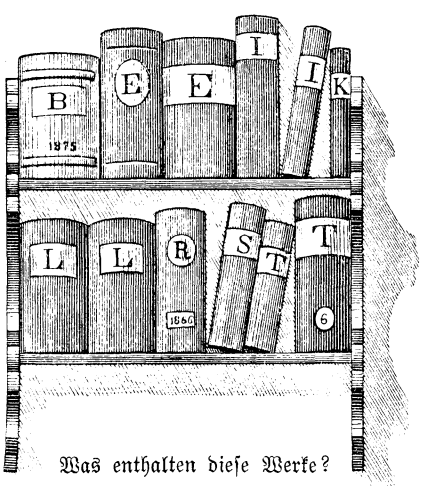
Auflösung des Arithmogriphs in Nr. 43.

Strom, Arno, Ost, Rom.
„Astronom."

Auflösung der Rechenaufgabe in Nr. 43.

„Athen."

Bilderrätsel.



Was enthalten diese Werke?

Eine sehr interessante Veranstaltung

ist die Ausstellung für Theater und Musik, die im Jahre 1892 zu Wien stattfindet. Auch die preußische Militärmusik ist dabei durch eine Auslese altertümlicher und neuer Musikinstrumente beteiligt. Diese Instrumente sind meist den Sammlungen des Zeughauses entnommen. Vervollständigt wird das Bild durch acht lebensgroße, bis auf die geringste Einzelheit konstruierte Wachsfiguren, von denen drei die moderne Militärmusik repräsentieren. Da steht als erster der Schellenbaumträger des zweiten Garderegiments zu Fuß so naturgetreu, als ob man ihn die Linden hinunter zur Schloßwache aufziehen sähe. Neben ihm der leibhaftige Stabstrompeter Schwinzert von den Gardes-du-Corps mit den beiden Kesselpauken, dessen Abbildung der „Gute Kamerad" vor einiger Zeit gebracht hat. Die dritte Figur stellt einen Gardejäger mit dem Waldhorn dar. In merkwürdigem Gegensatz zu den einfachen dunkeln Uniformen der Jetztzeit stehen die buntfarbigen Ausstaffierungen der früheren Zeit. Um diesen Unterschied recht augenscheinlich hervortreten zu lassen, hat man zwischen die beiden Genannten einen hessischen Serpentbläser gestellt. Dann kommt ein Lützower, an dessen schwarzer Uniform die Brustschnüre den einzigen Zierat bilden, mit einer Signaltrompete. Im grellen Gegensatz zu ihm steht wieder der Dessauer Querpfeifer aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts, mit weißen Gamaschen, lederfarbigem Koller und blauer Jacke. In der Kostümierung ähnlich sind die beiden letzten Figuren, ein Trommelschläger von der Riesengarde des Soldatenkönigs und ein Oboebläser aus dem Jahre 1750. Die Figuren sollen später dem Berliner Zeughause einverleibt werden.

Das Vermächtnis des Inka.

Von Karl May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers", „Geist der Llano estakata", „Kong-Kheon, das Ehrenwort", „Die Sklavenkarawane", „Der Schatz im Silbersee" u. a.

(Fortsetzung.)

Ob der Winter hinter dem Sommer herzieht,
Oder der Sommer hinter dem Winter,
Es ahnt der Mensch, wohin er sieht:
Ein Höheres steckt dahinter.

Friedrich Bodenstedt.

Es fiel Morgenstern gar nicht ein, sich zu bedanken oder auch nur zu fragen, wie der Vater Jaguar denn eigentlich auf den Gedanken gekommen sei, das Megatherium für ihn auszugraben. Er war so sehr mit seinem wertvollen Funde und dessen Einzelheiten beschäftigt, daß er zunächst für etwas andres gar keine Gedanken hatte. Er betrachtete und betastete die einzelnen Knochen zum zehnten und zum hundertstenmal und sprach dabei unaufhörlich erklärend auf Fritze ein, welcher die Feuer immerfort schüren mußte, damit das Faultier ja im hellsten Lichte strahle.

. . . „Das versteht sich. Für Señores, wie ihr seid, habe ich stets das Nötige bereit." . . .

Der Vater Jaguar aber sagte zu Geronimo, als sie mit den andern nach dem Lagerplatz zurückgekehrt waren und sich dort niederließen: „Ich habe meinen Zweck erreicht. Dieser Gelehrte wird uns mit seinem Diener keinen Schaden mehr machen. Die beiden bleiben hier fest kleben. Ich glaube, sie ließen sich von zehn Pferden nicht fortziehen. Wir können also ruhig hinauf in die Berge, ohne befürchten zu müssen, daß sie uns wieder einen ihrer Eulenspiegelstreiche spielen."

„Und du willst nicht direkt nach Salta, sondern über Tucuman?"

„Ja. Ueber Salta müßten wir reiten; der weite Weg würde die Pferde ermüden, wodurch wir nur langsam vorwärts kämen. In Tucuman aber ver-

kaufen wir die Pferde und fahren mit der Diligence weiter. Das geht wie ein Wetter, weil die Pferde oft gewechselt werden. In Salta aber nehmen wir Maultiere, welche in den Bergen unvermeidlich sind."

„Von wem?"

„Von Rodrigo Sereno, welcher stets die gutgepflegtesten Tiere hat. Auf diese Weise kommen wir mit einem solchen Vorsprunge vor dem Gambusino in die Berge, daß wir genug Zeit finden, alle unsre Vorbereitungen so zu treffen, daß weder er noch Antonio Perillo uns entgehen kann."

„Nimmst du auch Cambas mit?"

„Fällt mir nicht ein. Aber der alte Anciano und Hauka werden dabei sein."

„Eigentlich sollte doch die Hälfte von uns im Chaco bleiben, um da Thee zu sammeln!"

„Das können diese Leute später nachholen. Jetzt brauche ich sie, um die beiden größten Halunken, welche die Erde trägt, zu fangen."

„Und Don Parmesan, der Chirurg?"

„Diesen Menschen können wir nicht gebrauchen. Ich werde es so einzurichten wissen, daß er hier bei Morgenstern und Fritze bleibt."

So waren also die Rollen verteilt, und man legte sich nieder, um zu schlafen, da frühzeitig nach dem Dorfe zurückgekehrt werden sollte. Morgenstern hätte gewiß vor freudiger Aufregung nicht geschlafen; aber da er schon gestern kein Auge zugethan hatte, fand er heute doch für einige Stunden Ruhe. Die Sonne war jedoch noch nicht aufgegangen, so stand er schon wieder bei seinem Megatherium, um die einzelnen Dimensionen desselben auszumessen und sorgfältig in sein Notizbuch einzutragen.

Er erschrak förmlich, als er hörte, daß aufgebrochen werden sollte. Am liebsten wäre er hier geblieben, aber da dies denn doch nicht möglich war, mußte er sich von seinem Schatze trennen. Aber er brachte es doch so weit, daß vorher über dem Skelette ein Schutzdach aus Bambus und Schilf errichtet wurde, damit es nicht durch Wind und Regen leiden möge. Dann begann man den Rückweg nach dem Dorfe am klaren Bache, welches am Abende erreicht wurde.

Jetzt, da Morgenstern das Megatherium nicht mehr vor sich sah, war er im stande, sich auch mit andern Dingen zu beschäftigen. Er konnte nun auch daran denken, daß es ein sehr reiches Geschenk seitens der Cambas an ihn sei, und daß er dem Vater Jaguar eine sehr schöne und freudige Ueberraschung zu verdanken habe. Er holte also das Versäumte ein, indem er sich bei diesem und dem Häuptlinge auf das herzlichste bedankte, und erhielt von dem letzteren die Versicherung, daß die Cambas gern nach Kräften bereit sein würden, das Riesenfaultier nach einem Orte zu bringen, von welchem aus der Transport desselben nach einem Hafenorte leicht zu ermöglichen sei. Als davon gesprochen wurde, daß der Vater Jaguar mit seiner Gesellschaft morgen früh nach den Cordilleras aufbrechen werde, hatte derselbe gar nicht nötig, Don Parmesan einen Wink zu geben, daß er ihn nicht gern bei sich sehe, denn der Chirurg kam zu Morgenstern und fragte: „Señor, Sie reiten morgen nicht mit den andern?"

„Nein."

„Sie bleiben also hier, um mit Ihrem vorweltlichen Tiere nach gebildeten Gegenden aufzubrechen?"

„Ja."

„Ich habe eingesehen, daß meine Kunst im Chaco und in den Bergen weit weniger geachtet wird als in den Städten und in der Pampa. Sie wissen, ich bin ein berühmter Chirurg und verstehe jeden Bruch und jede Verletzung zu heilen; ich fäble alles herunter; aber wenn man sich meiner Hilfe nicht bedient, so ist alle meine Wissenschaft und Fertigkeit ohne Nutzen. Darum habe ich mich entschlossen, dem Vater Jaguar für diesmal meine Gesellschaft zu entziehen. Ich bleibe auch hier, um dann mit Ihnen nach Gegenden zurückzukehren, in denen Menschen wohnen, welche die Wissenschaft und ihre Jünger zu würdigen verstehen. Sind Sie damit einverstanden?"

„Jawohl. Ihre Gesellschaft ist mir sehr angenehm, peramoenus oder pergratus, wie der Lateiner sagt."

Don Parmesan meldete seinen Entschluß dem Vater Jaguar. Dieser sprach einige Worte des Bedauerns aus, daß er auf einen solchen Gefährten verzichten müsse, war aber innerlich froh, daß es ganz ohne sein Zuthun so gekommen war.

Als die Gesellschaft am andern Morgen aufbrach, waren alle Bewohner des Dorfes versammelt, um sich nochmals für die Rettung zu bedanken und von den Scheidenden Abschied zu nehmen. Eine Abteilung von Kriegern gab ihnen unter der Führung des Häuptlings eine Strecke weit das Ehrengeleit, und zwei Cambas ritten ganz mit bis Tucuman, um die Gegenstände zu bringen, welche der Vater Jaguar dort für Morgenstern kaufen sollte. Der letztere hatte dem ersteren alles auf einem Zettel bezeichnet und ihm auch das Geld dafür eingehändigt.

Gegen Mittag kam das Ehrengeleit zurück, und dann ritt der Häuptling nach dem Thale des ausgetrockneten Sees, um dort die verwundeten Abipones und deren Pfleger zu besuchen. Er nahm einige seiner Leute mit, und da Morgenstern nichts zu thun und also Langeweile hatte, bat er, sich mit Fritze anschließen zu dürfen, was ihnen auch sehr gern gewährt wurde. Sie fanden alles im besten Zustande; seit ihrer Abwesenheit war nichts geschehen, was die am See Zurückgebliebenen hätte beunruhigen können. Nur einen Umstand gab es, welcher das Bedenken des Cambas erregte, der den Befehl über die andern führte. Er erkundigte sich nämlich bei dem Häuptlinge, wieviel Pferde von den Abipones und den Weißen erbeutet worden seien, und sagte, als er die Zahl erfuhr: „Da fehlen zwei. Es sind nur fünfzig Reiter gewesen, welche fünfundfünfzig Pferde gehabt haben. Diejenigen des Gambusino und von Perillo sind erschossen worden, also müßten wir dreiundfünfzig erbeutete Pferde haben; du sagst aber, daß es nur einundfünfzig seien. Wo sind die beiden fehlenden?"

„Es wird auf einem einfachen Irrtum beruhen," meinte der Häuptling.

„Nein, denn es sind dreiundfünfzig Sättel dagewesen. Es fehlen zwei Pferde, welche des Abends oder des Nachts abhanden gekommen sind."

„Wohin sollten sie sein!"

„Der Gambusino hat sie geholt."

„Sage nicht das!" rief der ‚harte Schädel' erschrocken aus. Wie wäre er in das Thal gekommen, da am Eingange desselben stets ein Doppelposten gestanden hat?"

„Frage diese Posten, ob sie ihre Pflicht gethan oder etwa mit bei den Feuern gesessen haben! Mir fällt etwas auf, was ich mir nur dadurch erklären kann, daß der Gambusino die beiden Pferde heimlich entführt hat."

„Was?"

„Da ich wußte, daß die Leiche des erschossenen Hauptmanns Pellejo draußen auf dem Campo lag, so ritt ich, als ihr fort wart, hinaus, um zu überlegen, ob

ich sie unter die Erde bringen oder nur mit Zweigen überdecken solle. Ich fand sie und scharrte sie im Sande ein. Eine Strecke weiter lagen die Pferde des Gambusino und Perillos, welche der Vater Jaguar erschossen hatte. Ich sah, daß ihnen die Sättel fehlten. Ist das nicht auffällig zu nennen?"

„Nein, denn Perillo und der Gambusino haben sie ihnen jedenfalls abgeschnallt und dann mitgenommen, um sie zu brauchen, sobald sie zu neuen Pferden kommen werden."

„Dann hätten sie doch auch das Zaumzeug mitgenommen!"

„War dies denn noch da?"

„Ja, und zwar bei beiden Pferden."

„Das ist freilich unbegreiflich, denn wer den Sattel braucht, der braucht den Zaum noch notwendiger; ja, man kann ohne Sattel eher reiten als ohne Zügel."

„Ich finde es nicht unbegreiflich, sondern leicht erklärlich. Die Pferde, welche wir erbeuteten, trugen die Zäume und Zügel noch. Es fehlen zwei von ihnen. Der Gambusino hat sie geholt, und weil sie Zäume hatten, so brauchte er dann den erschossenen Pferden nur die Sättel abzunehmen."

„Wie aber kann er in das Thal gekommen sein, da der Eingang desselben von zweien unsrer Krieger besetzt war!"

„Diese Wächter haben ihren Posten verlassen gehabt. Erkundige dich nur, denn ich habe dir etwas noch wichtigeres zu sagen. Als ich nach der Leiche ritt, sah ich verschiedene Spuren im Grase. Ich fand die Fährte, welche die beiden Flüchtlinge und ihre Verfolger zurückgelassen hatten. Ich fand auch die Spur des Vater Jaguar und des alten Anciano, welche sie bei ihrer Rückkehr gemacht hatten; sie führte nahe am Walde hin. Dann aber sah ich die Fährte zweier Fußgänger, welche da begann, wo sich die Flüchtlinge versteckt hatten, eine Strecke hinaus in den Campo führte und dann nach dem Thale zeigte. Hierauf gab es noch zwei Pferdespuren, welche aus dem Thale kamen und, von den andern Fährten etwas entfernt, nach der Stelle führten, wo die toten Pferde lagen. Dort war angehalten worden und abgestiegen, worauf diese Doppelspur dann immer am Walde entlang nach Norden weiter lief. Diese Reiter haben den Wald umreiten wollen. Was sagst du dazu?"

Jetzt machte der Häuptling ein sehr bedenkliches Gesicht. Er schüttelte den Kopf, sann eine Weile nach und meinte dann:

„Wenn das so ist, dann ist der Gambusino mit Antonio Perillo im Thale gewesen, um dort die beiden Pferde zu holen."

„Das sage ich auch. Und noch eins behaupte ich, nämlich daß der Vater Jaguar in großer Gefahr schwebt, denn der Gambusino wird ihm nun zuvorkommen. Wann ist der Jaguar fort?"

„Heute früh."

„So hat der Gambusino einen Vorsprung von drei Tagen, ein Vorsprung, welcher gar nicht eingeholt werden kann."

„Vielleicht doch, denn der Vater Jaguar ist nach Tucuman, um von dort aus mit der Diligence zu fahren, wärend der Gambusino jedenfalls durch die Wälder und Wüsten nach Salta ist."

„O, auch er ist klug. Wie nun, wenn er auch nach Tucuman geritten ist?"

„In diesem Falle schwebt der Jaguar freilich in größter Gefahr. Ich muß ihm einen Boten nachsenden. Vorher aber will ich mich erkundigen, wer die Posten gewesen sind, welche am Thaleingange Wache gestanden haben."

Er stieg auf sein Pferd, um schnell davonzureiten; seine roten Begleiter thaten dasselbe, und Morgenstern folgte mit Fritze diesem Beispiele. Man mußte durch den Wald langsam reiten; aber dann, als er zu Ende war, wurden die Pferde angetrieben, daß sie wie Pfeile über die Ebene flogen. Wenn dem Vater Jaguar ein Bote nachgeschickt werden sollte, so hatte man keine Zeit zu verlieren.

Der Häuptling sprengte mit seinen Indianern voran; die beiden Deutschen folgten hinterdrein. Das, was sie gehört hatten, ging ihnen im Kopfe herum. Während sie eng nebeneinander dahinritten, sagte Morgenstern: „Fritze, wie lange meinst du wohl, daß mein Megatherium unter dem Schutzdache stehen kann, bevor es Schaden leidet?"

„Jedenfalls monate-, vielleicht auch sogar jahrelang."

„Wirklich?"

„Janz jewiß! Warum fragen Sie?"

„Weil ich einen Gedanken habe, den ich nicht wieder loswerden kann."

„Welchen?"

„Den Gedanken an die Gelegenheit zu einer tapfern That. Weißt du, wir sprachen davon!"

„Ik entsinne mir. Sobald sich die Jelejenheit zu eine solche That zeigt, wollten wir sie ausführen, um unsre Ehre wiederherzustellen."

„Nun, die Gelegenheit ist da."

„Welche?"

„Der Vater Jaguar befindet sich in einer großen Gefahr, lateinisch Periculum genannt."

„Dat habe ik jehört, aber wat haben wir damit zu thun?"

Der schlaue Fritze zeigte sich jetzt so schwerhörig, weil er sich nicht wieder sagen lassen wollte, daß er seinen Herrn verleitet habe.

„Das kannst du mich fragen!" wunderte sich Morgenstern. „Wir haben ihm viel, sehr viel, sogar unser Leben zu verdanken, und jetzt fragst du, was wir mit der Gefahr zu thun haben, in welche er geraten wird? Ich kenne dich nicht mehr!"

„Dafür aber kenne ik mir. Meinen Sie etwa, daß wir ihn befreien?"

„Ja."

„Da müßten wir ihm nachreiten?"

„Allerdings."

„Aber der Häuptling will ihm doch einen Boten nachsenden. Da sind wir doch überflüssig."

„Nein. Wie nun, wenn der Bote ihn nicht mehr in Tucuman antrifft? Er wird umkehren, weil er meint, seine Pflicht gethan zu haben."

„Wir aber würden dem Vater Jaguar nachreisen?"

„Ganz selbstverständlich. Wir würden nicht ruhen, bis wir ihn gefunden und aus den Händen des Gambusino befreit hätten. Meinst du nicht auch?"

„Ja. Wenigstens ik würde nicht eher ruhen."

„Ich auch nicht. Oder denkst du, daß du tapfrer und aushaltender bist als ich?"

„Nein, dat habe ik noch nie jedacht und denke es auch in diesem Momente nicht."

„So sag, ob du einverstanden bist!"

„Hm! Ik möchte wohl, wenn nur eins nicht wäre."

„Was?"

„Dat Megatherium."

„Das geht dich nichts an; das ist meine Sache. Wenn ich es einstweilen stehen lasse, brauchst du dich nicht zu grämen; es bleibt uns ja gewiß."

„Ja, fortlaufen wird es nicht. Thun Sie, wat Sie wollen. Ik richte mir janz nach Sie."

„So ist es ausgemacht: Wir reiten nach Tucuman."

„Wird der Häuptling uns fortlassen?"

„Kann er uns halten? Hat er uns etwas zu befehlen?"

„Nein, aber er kann leicht einen Grund haben, uns festzuhalten."

„Das dulde ich nicht."

„Ik auch nicht. Aber es ist jar nicht nötig, widerspenstig zu sein und Jewalt zu jebrauchen. Wir erreichen unsern Zweck mit List viel eher und leichter."

„Wieso?"

„Wir brauchen nur zu sagen, daß Sie erjessen haben, dem Vater Jaguar verschiedenes zu sagen, wat Sie noch für dat Megatherium brauchen. Darum wollen wir mit dem Boten jern nach Tucuman reiten, um es zu holen. Dajejen kann ja kein Mensch wat haben."

„Das ist wahr. Du bist ein Schlaukopf. Also es ist sicher: wir reiten nach Tucuman."

„Ja, wenn es sich herausstellt, daß die Jeschichte von der Jefahr, in welcher der Jaguar schwebt, wirklich wahr ist."

Leider stellte es sich heraus, daß der Indianer im Thale des ausgetrockneten Sees sich nicht geirrt oder verrechnet hatte. Die beiden Posten wurden ermittelt und gaben zu, daß sie den Eingang verlassen und ihre zwei Stunden am Feuer in der Gesellschaft der andern zugebracht hatten. Der Häuptling hatte keinen Grund, die beiden Deutschen von dem Ritte abzuhalten, und so jagten die drei Reiter noch vor Mitternacht zum Dorfe hinaus, der Richtung nach Tucuman zu. — — —

Fünftes Kapitel.

In der Mordschlucht.

Salta, oder wie die argentinische Stadt vollständig heißt, San Miquel de Salta, liegt in einer, von mehreren Bergwässern durchflossenen Ebene des Thales von Lerma, ist ziemlich gut bevölkert und treibt einen lebhaften Speditionshandel nach Bolivia. Einer der bedeutendsten Spediteure der Stadt war Señor Rodrigo Sereno, dessen Etablissement vor dem nördlichen Thore von Salta lag und vielleicht noch heute liegt. Es bestand aus weiten Stallungen und Lagerhäusern, vor denen gerade an der Straße das langgestreckte Hauptgebäude lag, dessen eine Seite die Wohnung des Besitzers und seiner Familie bildete, während die andre Seite dem öffentlichen Verkehre und vornehmlich der Aufnahme von Reisenden und andern Gästen diente.

Es war am späten Abende. Die Stadtbesucher hatten das Lokal schon verlassen, und die fremden Gäste waren schlafen gegangen. Señor Rodrigo saß allein in der Stube und zählte das Geld, welches er heute eingenommen hatte. Da ließen sich draußen nähernde Schritte hören. Sofort warf er ein Tuch über das Geld und stand auf, um den Tisch zu verlassen, damit man nicht bemerke, wo und womit er beschäftigt gewesen war. Man kann in jenen Gegenden nicht vorsichtig genug sein. Sein Gesicht nahm einen zuwartenden, zurückhaltenden Ausdruck an. Da wurde die Thür geöffnet, und es traten zwei Männer ein, bei deren Anblick sein Gesicht sich augenblicklich wieder aufhellte.

„Buenas tardes — guten Abend!" grüßten sie und reichten ihm die Hände, die er ihnen, ihren Gruß erwidernd, kräftig schüttelte. Es war der Gambusino und sein Gefährte Antonio Pellejo.

Der erstere ließ sein Auge forschend durch die Stube schweifen, blieb mit dem Blicke an dem Tische und dem Tuche hängen, ging hin, hob dasselbe auf und fragte lachend: „Geld gezählt und vor uns versteckt, Señor Rodrigo? Seit wann haltet Ihr mich für einen Menschen, dem man nicht trauen kann?"

„Redet nicht," antwortete der Wirt, „ihr wißt doch nur zu gut, daß ihr nicht gemeint seid. Als ich Schritte hörte, wußte ich nicht, wer eintreten werde. Seid willkommen; setzt euch, und befehlt, was ich euch bringen soll!"

„Zu essen, was Ihr habt, und zwei Flaschen Wein. Dann macht uns so viel Proviant zusammen, wie zwei Männer brauchen, welche über eine Woche in die Berge wollen, ohne zu wissen, ob sie sich von der Jagd ernähren können."

Der Wirt verschwand und kehrte bald mit dem Essen und dem Weine zurück. Dann ging er wieder und brachte nach kurzer Zeit einen Korb, welcher mit allerlei haltbaren Eßwaren gefüllt war. Er schien auf die Verproviantierung solcher Leute eingerichtet zu sein. Nun setzte er sich zu ihnen, welche wortlos aßen und tranken, und sah zu, wie es ihnen schmeckte. Aber er war kein Freund von langem Schweigen; darum fragte er schon nach einer kleinen Weile: „Woher, Señores?"

„Aus Tucuman," antwortete der Gambusino.

„Mit der Diligence?"

„Ja. Soeben erst angekommen."

„Ihr werdet heut bei mir bleiben?"

„Nur die halbe Nacht, dann reiten wir weiter."

„Seid ihr denn beritten?"

„Nein; aber wir denken, daß Ihr zwei gute Maultiere für uns haben werdet."

„Das versteht sich. Für Señores, wie ihr seid, habe ich stets das Nötige bereit."

„Wie teuer das Stück?"

„Ihr zahlt nicht mehr als zwanzig Bolivianos."

Das waren achtzig Mark für ein gutes, starkes, fußsicheres und schwindelfreies Maultier, gewiß ein sehr niedriger Preis.

„Aber wenn wir nun kein Geld haben?" lachte ihm der Gambusino in das Gesicht.

„So ist es auch nicht anders, als wenn ihr welches hättet. Ihr seid mir noch nie etwas schuldig geblieben."

„Gut! Wir zahlen also, wenn wir wiederkommen. Sorgt für ein gutes Lager, denn die Diligence hat uns arg zusammengeschüttelt und sagt uns vor allen Dingen noch, wo die Mojosindianer jetzt zu treffen sind!"

„Wollt ihr zu diesen? Verwegene und unternehmende Kerls! Möchte mich ihnen aber nicht anvertrauen."

„Weil sie Euch nicht kennen; ich aber bin befreundet mit ihnen."

„Ihr werdet sie in der Gegend des Guanacothales finden, wo sie gegenwärtig jagen."

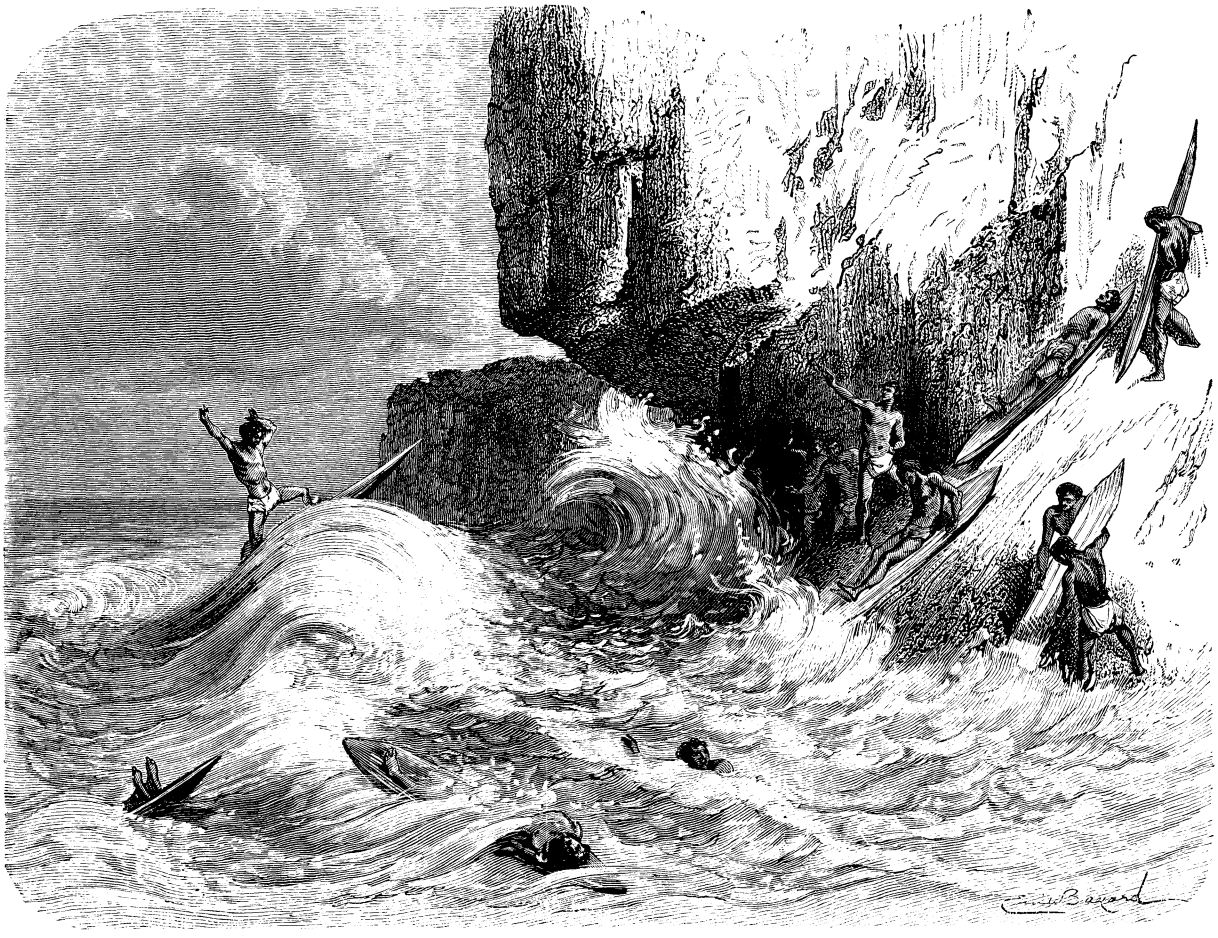
„Das ist mir unlieb, denn ich muß dabei Zeit versäumen, weil ich nach einer andern Richtung wollte."

„Wohin?"

„In die Berge. Das möge Euch genügen. Ihr bekommt Euer Geld, auch ohne daß Ihr wißt, wohin wir reiten."

„Das weiß ich. Verzeihung, Señores, ich wollte nicht zudringlich sein."

Damit war die kurze Unterhaltung zu Ende. Die Gäste aßen ihre Portionen auf und legten sich dann in einer Ecke nieder, wo er ihnen aus Decken und weichen Fellen ein Lager bereitet hatte. Er zählte sein Geld vollends, schob es klirrend in die tiefe Tasche und verschwand dann durch die Thür, um sich auch niederzulegen. Es war dunkel in der Stube geworden. Die Schläfer schnarchten; eine halbe Stunde nach der andern verging; es wurde Mitternacht und dann ein Uhr. Da trat der Wirt wieder ein, mit dem Lichte in der Hand; er ging zu den beiden Schlafenden und



Hawaiischer Wassersport.

weckte sie: „Señores, erwacht! Die Zeit des Aufbruches ist gekommen.“

Sie standen auf, bekamen jeder eine kleine Kalabasse Mate zu trinken und einen warmen Brotkuchen zu essen. Dann ließen sie sich vom Wirte in den Hof führen, in welchem die beiden Maultiere standen. Sie waren trefflich aufgeschirrt und in den Satteltaschen steckte der Proviant, welchen der Gambusino bestellt hatte. Der Wirt beleuchtete die Tiere von allen Seiten und fragte dann: „Seid ihr zufrieden, Señores? Das Geschirrzeug leihe ich euch. Ihr könnt es mir wiederbringen, sobald es euch paßt.“

„Die Tiere sind gut, Señor Rodrigo,“ antwortete der Gambusino. „Das Riemenzeug bringen wir nach einer Woche, höchstens einige Tage später zurück. Lebt wohl!“

„Lebt wohl! habt eine glückliche Reise!“

Sie ritten davon, und Sereno sah ihnen mit einer Miene nach, als ob er ein sehr gutes Geschäft gemacht habe. Er hatte dem Gambusino schon oft Pferde oder Maultiere, auch Geld und andres geborgt und den Betrag immer mit guten Zinsen zurückerhalten. Als der Hufschlag in der Stille der Nacht verhallt war, ging er wieder schlafen.

Am nächsten Abende war es fast genau so, wie am vorhergehenden, nur daß sich mehr als nur zwei Gäste einstellten. Sereno hatte eben sein Geld gezählt und eingeschlossen, so hörte er die Fußtritte vieler Menschen vor der Thür. Diese wurde geöffnet, und es traten sechsundzwanzig wohlbewaffnete Männer ein, welche alle vom Kopfe bis zu den Füßen ganz gegen Landessitte in Leder gekleidet waren und breitkrempige Hüte trugen. Nur zwei von ihnen hatten keine Hüte. Sie gingen barhäuptig und hatten ihr Haar sehr lang über dem Rücken hinabhängen. Ihren Gesichtszügen nach schienen sie Indianer zu sein. Der eine war jung; der andre aber schien ungewöhnlich alt zu sein.

Die andern waren Weiße von ausnahmslos kräftiger Gestalt. Der Wirt erinnerte sich, diesen oder jenen von ihnen schon einmal gesehen zu haben, konnte sich aber nicht besinnen, wann und wo. Der Stärkste und Längste von ihnen hatte weißes Kopf- und Barthaar und schien von den andern als Anführer respektiert zu werden. Sie machten den Eindruck von Männern, welche zu leben verstehen, Niemanden ohne Grund beleidigen, aber selbst auch für jede Beleidigung sofort einen Messerstich oder eine Kugel haben.

(Fortsetzung folgt.)

Hawaiischer Wassersport.

Er schwimmt wie ein Fisch, er läuft wie ein Pferd, er ist stark wie ein Baum, das sind Redensarten, die hin und wieder rühmend auf diesen oder jenen Kameraden angewendet werden. Hat man aber mal Gelegenheit, mit Wilden und Naturkindern in Berührung zu kommen, kann man bald zum Vergleich das Sprichwort anwenden: „Unter den Blinden ist der Einäugige König.“ So sehr auch der eine oder der andre Sohn der modernen Kultur durch Fertigkeit in Leibes-

übungen sich auszeichnen mag (von den eigentlichen Fachkünstlern, die sich für Geld sehen lassen, müssen wir dabei natürlich absehen), mit den Wilden und Naturkindern können sie nicht in die Schranken treten. Kein Wunder auch, da ja die moderne Kultur auf die Ausbildung geistiger Kräfte gerichtet wurde, wobei man, freilich schlimm genug, die Ausbildung und Uebung der körperlichen Kräfte vielfach vernachlässigte. Erst in neuester Zeit ist darin wieder eine recht erfreuliche Wendung zum Bessern eingetreten, der schon im Altertum gültigen Wahrheit entsprechend, daß nur in einem gesunden, kräftigen Körper eine gesunde Seele wohnen könne — mens sana in corpore sano.

Je nach der physischen Beschaffenheit der Länder oder der wirtschaftlichen Verhältnisse, bilden sich bei den Naturvölkern wieder besondere Fertigkeiten aus. So gibt es denn viele Stämme, welche sich als treffliche Reiter auszeichnen, andre, die im Klettern, Ringen, Laufen oder Schießen mit Pfeil und Bogen sich hervorthun, wieder andre, die besondre Kühnheit und Ausdauer beim Schwimmen und Tauchen an den Tag legen. In letzterer Hinsicht zeichnen sich die Bewohner der Sandwichsinseln, auch Hawaiische Inseln genannt, ganz besonders aus, ja sie werden von den mit den Verhältnissen vertrauten Kennern zu den ersten Schwimmern der Welt erklärt. Die meisten Bewohner der Südseeinseln sind zwar als tüchtige Schwimmer bekannt, allein, was in dieser Hinsicht von den Hawaiern berichtet wird, grenzt an das kaum Glaubliche. Da, wo die Brandung am Felsengestade am fürchterlichsten tobt, sieht man sie, wie unsre Abbildung es vergegenwärtigt, auf etwa 3 m langen, 1 m breiten, oben und unten zugespitzten Brettern einen steilen Abhang hinunter in die tosenden Wogen der Brandung gleiten. Sich schnell emporarbeitend und die Arme als Ruder brauchend, aber wie festgenagelt auf dem Brette, erscheint der furchtlose Schwimmer alsbald auf dem Kamm der Wogen und beginnt mit denselben ein immerhin auch für ihn gewagtes Spiel, da nicht nur das Ueberstürzen und Branden der Wellen, sondern auch verborgene Klippen und scharfe Riffe zu beobachten, beziehungsweise zu vermeiden sind. Die Wagehalsigsten unter ihnen sind natürlich die Häuptlinge. Dieselben gefallen sich darin, das gefährliche Spiel auf ihren Brettern stehend auszuführen, wobei sie auch nicht einen Augenblick das Gleichgewicht verlieren. Das könnte ihnen vielleicht nicht einmal der erste Equilibrist von Fach nachmachen.

Die Automaten des Jaquet Droz.

Wenn von Automaten die Rede ist, denken wir kaum weiter als an jene Gabenspender, die in öffentlichen Lokalen ihr unrühmliches, leider viel in Anspruch genommenes Unwesen treiben. Hier locken sie mit einer Tafel Chokolade, dort mit einem Cognac; hier zeigen sie unser Körpergewicht — selten mit Genauigkeit —, dort verheißen sie den Einblick in irgend ein Bilderbuch; hier bieten sie Cigarren an, dort Stühle. Ich weiß nicht, ob ihr diesen letztgenannten neuesten Automaten schon gesehen habt? Er macht den Eindruck eines aufgeklappten Gartenstuhles und steht an öffentlichen Promenaden und hübschen Aussichtspunkten. Gegen Erlegung von fünf Pfennig klappt der Sitz herunter und ladet ein, Platz zu nehmen. Die Sache ist ganz angenehm. Kritisch wird sie erst dann, wenn — nachdem man soeben behaglich Platz nahm — der Herr Oberlehrer naht und man sich zum Gruße erheben muß. Mit straffem Ruck springt man auf — ruck! schnappt der Stuhlsitz nach, und wer nicht Geistesgegenwart oder Erfahrung besitzt, um seine Rockschöße in Sicherheit zu bringen, steht vor der bedenklichen Wahl, diese opfern zu müssen oder einen neuen Obolus.

Denken wir einige Jahre zurück, so tauchen andre Automaten vor uns auf: die der Spielwarenhandlungen. Die afrikanische Post, der Dienstmann, Tänzer und Tänzerin, Krokodile, Mäuschen 2c., alle liebten wir und ergötzten uns an ihren humoristischen Bewegungen in Ausführung ihres Berufes und Daseins. Weiter wissen wir von den Automaten der Schaubuden, die sich mit Pauken und Trompetenton, mit Spindel und Rad, mit Tanzen und Drehen wie wirkliche Menschen gebärden und lustige Zuschauer an die Schießstände, die Karusselle und Leierkasten locken. Eine etwas vornehmere Stellung nehmen die Automaten in dem Berliner Panoptikum ein. Doch auch diese haben Veranlassung, nach der guten alten Zeit zu seufzen, die kaum hundert Jahre hinter ihnen liegt, wo einige Automaten nicht nur die Bewunderung ganzer Völker wach riefen, sondern in schönster Weise hoffähig waren.

Die Automaten des vorigen Jahrhunderts waren, darf man den Berichten glauben, mechanische Kunstwerke, wie wir sie nicht mehr auftauchen sehen. Unser praktischer Zeitgeist braucht seine Erfindungen auf diesem Gebiet ausschließlich zur Arbeit; für Spielereien, und seien diese noch so schön und wunderbar, hat er keinen Sinn mehr. Weltberühmt und noch heute unvergessen sind die Automaten des Schweizers Henri Louis Jaquet Droz, am 13. Oktober 1752 in Chaux de Fonds geboren. Als Sohn eines berühmten Mechanikers, des Pierre Jaquet Droz, geboren am 28. Juli 1721 in derselben Stadt, hatte er schon frühzeitig Gelegenheit, Einblick in die Gesetze der Mechanik zu gewinnen. Pierre Droz, für den geistlichen Stand bestimmt, wandte sich diesem ab und mit Vorliebe und seltenem Talent der Uhrmacherei zu. Es gelang ihm, bei den gewöhnlichen Uhren ein Glocken- und Flötenspiel anzubringen, wie man es bisher nur an den Turm- und Kirchenuhren kannte, und seine Versuche, das Perpetuum mobile zu erfinden, brachten ihn auf andre Entdeckungen.

Pierre Droz ist der Vater der Automaten; er versuchte mit Glück eine Figur herzustellen, die durch ein im Innern bewegtes Triebwerk Hände und Finger bewegte und schöne Züge schrieb. Die Vorliebe des Vaters ging auf den Sohn über und konnte sich um so freier entfalten und erheben, als der junge Jaquet schon früh in die Geheimnisse der Mechanik eingeführt wurde und alle Mittel vorfand, seiner Neigung nachzugehen. In seinem 15. Jahre fertigte Jaquet den ersten Automaten und sein Vater rief: „Mein Sohn fängt dort an, wo andre aufhören". Schnell mehrten sich die automatischen Kunstwerke. Zu dem „Schreiber" des Vaters gesellte sich der „Zeichner" des Sohnes und ein „Kartenleger". Diese wurden in der Heimat gehörig angestaunt und die Werkstatt der Droz war von neugierigen Bewunderern, soweit eben die Kunde aus dem einsamen Chaux de Fonds zu ihnen drang, belagert. Als aber der 22jährige Jüngling eine Mädchenfigur erfand, die verschiedene anmutige Stücke auf dem Klavier spielte, dem Notenblatte mit Augen und Kopf folgte, nach beendigtem Spiele aufstand und mit zier-

lichem Neigen die Gesellschaft grüßte, da mochte der Vater denken gleich dem des großen Alexanders: „Macedonien ist zu klein für dich, suche dir ein andres Reich“ und sandte ihn mit samt seinen Kunstwerken, die um einige wundervolle Uhren vermehrt wurden, nach Paris. Von hier drang der Ruf des Droz und seiner Automaten durch ganz Europa und die Hauptstädte und Höfe fast sämtlicher deutschen Staaten luden ihn zum Besuche ein. Droz folgte willig, immer bemüht, die künstlichen Puppen zu vervollkommnen. Die Chronik von Chaux de Fonds, die noch heute im Munde alter Schweizer lebt und Fremden oft und gern erzählt wird, übermittelt uns folgende Schilderung, die nicht nur einen Begriff von der Kompliziertheit und Wunderbarkeit der künstlichen Automaten gibt, sondern auch von der starken Wirkung, die sie selbst unter den gebildetsten Leuten hervorbrachten.

Karl III. (1759–1788), jener aufgeklärte spanische Fürst, unter dessen Regierung die Inquisition beschränkt wurde, hörte von dem jungen Droz und lud ihn ein, an seinen Hof zu kommen. Droz folgte dem ehrenvollen Rufe, obgleich man ihn warnte; denn es war vorauszusehen, daß das in geistiger Beschränktheit stehende Volk, das an Hexen und Teufel glaubte, den Automaten mit Mißtrauen, Furcht und Aberglauben begegnen würde. Droz überreichte dem Monarchen in einer Audienz einige seiner Kunstwerke, die Karl III. königlich belohnte. Die von ihm gesehenen, so reizvoll und natürlich sich gebenden, wenn auch fast übernatürlich wirkenden Automaten wollte er seinem Hofe nicht vorenthalten, obgleich er die verschiedenen Wirkungen voraussehen konnte, zu größerer Aufklärung vielleicht beabsichtigte, und so veranlaßte er den Künstler zu einer Vorführung derselben. Die dichtgedrängte Versammlung staunte nicht wenig. Auch für Karl III. hatte Droz noch eine Ueberraschung zurückbehalten: eine Uhr, auf der sich eine ganze Schäferei befunden haben soll. So wie die Uhr schlug, ergriff der Schäfer seine Flöte, blies bei jeder Stundenzahl ein andres Lied und sein Hund sprang dabei schmeichelnd an ihm hinan. Der König, welcher Sinn für Mechanik hatte, fand ein besonderes Wohlgefallen an dieser Uhr, geriet bei jeder neuen Ueberraschung vor Freuden außer sich und lobte den Künstler auf das huldvollste.

„Sire“, sagte Droz zu dem Monarchen, „diese Artigkeit des Hundes ist eines seiner kleinsten Verdienste. Geruhen Ew. Majestät nur, einen Apfel aus dem neben dem Hunde stehenden Korbe zu nehmen.“ Lächelnd folgte der König dieser Aufforderung und ergriff einen der oberen Aepfel. Sofort ließ er erschrocken die süße Frucht fallen, denn der Hund fuhr wütend auf den König los und bellte dabei so stark und täuschend, daß die im Saale anwesenden Hunde des Königs und der Minister in das Bellen einstimmten.

Die furchtsamen Granden, denen unter den unheimlichen Gestalten, die sich benahmen wie natürliche Menschen, ohnedies beklommen war, schlugen ein Kreuz und verließen bestürzt und eilend das Zimmer. Dies reizte Karl III. zum Lachen. Als er sich umsah, fand er sich mit Droz und seinen Gestalten allein, nur der Kriegsminister, durch das herzliche Lachen des Königs einigermaßen beruhigt, gewann es über sich, zu bleiben. Droz näherte sich demselben und präsentierte ihm einen kleinen Neger, auch ein Uhrwerk, und bat den Kriegsminister, zu fragen, wieviel Uhr es sei. Der Aufgeforderte that gezwungen diese Frage, erhielt aber keine Antwort und sah ungewiß auf den Monarchen. Auch dieser wußte keine Erklärung, doch kam dieselbe bald von Droz. „Entschuldigen Sie —“ sagte er zu dem Minister, „so hoch hat der Schwarze sich noch nicht verstiegen; spanisch hat der kleine Taugenichts bis jetzt noch nicht lernen wollen. Wenn Sie eine Antwort von ihm wünschen, müssen Sie ihn französisch fragen.“ Der Minister, durch ein freundliches Nicken des Königs ermuntert, wiederholte seine Frage an den Neger gewandt: „Wieviel Uhr ist es?“ Der kleine Schwarze gab ohne Zeitverlust und in derselben Sprache die richtige Zeit und die richtige Stunde an. Da war aber der Mut selbst dieses Kriegsministers, der die Insel Menorca sieghaft für Spanien wiedererobert hatte, zu Ende und mit dem Rufe: „E il diavolo!“ (Es ist der Teufel!) rannte er aus dem Zimmer.

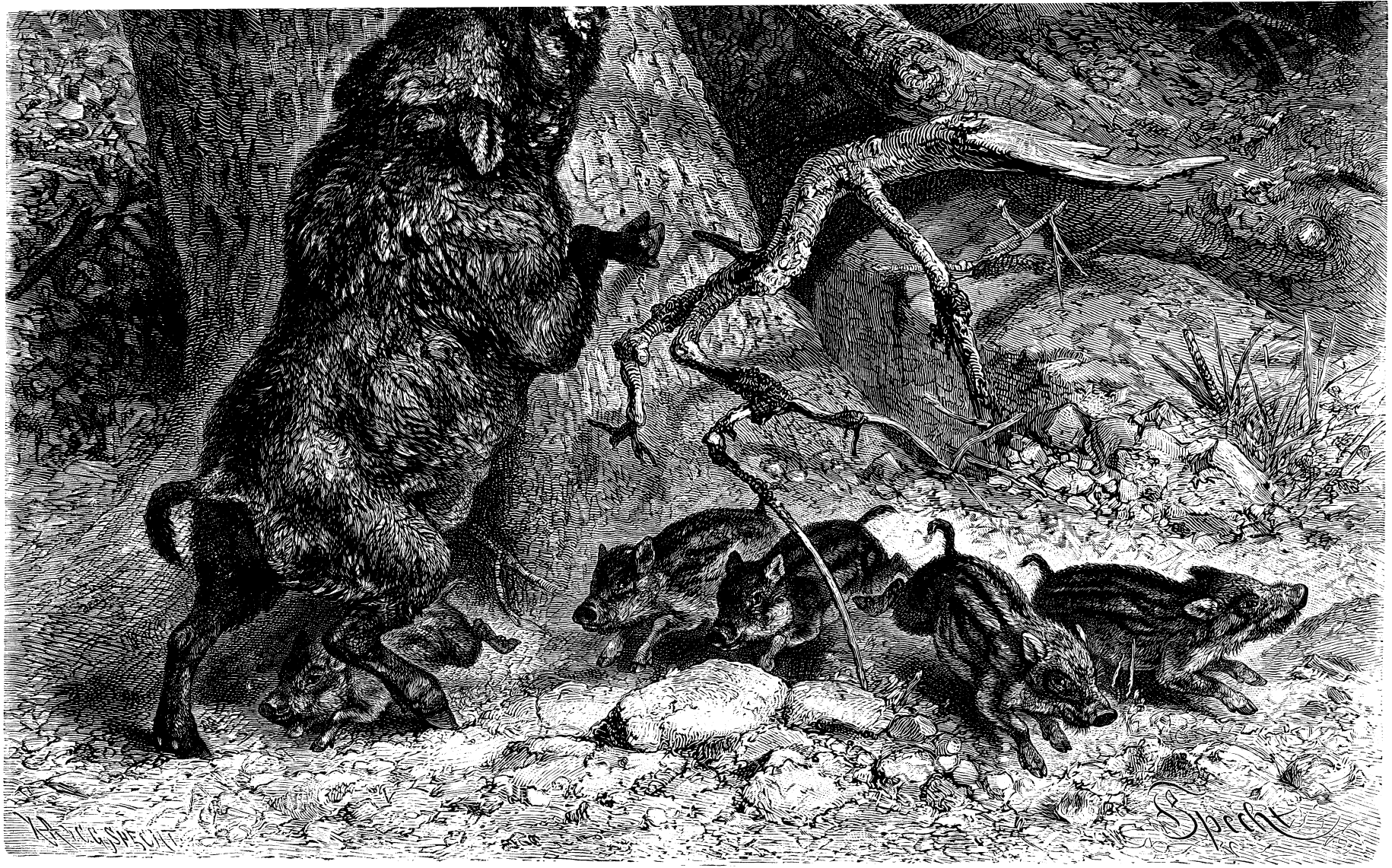
Dieser lustige Vorfall hätte für unsern Automatenkünstler fast ein schlimmes Ende genommen. Der König starb nicht lange nach dieser Vorführung und das aufgeregte abergläubische Volk suchte seinen Tod mit Droz in Verbindung zu bringen. Der böse Zauberer und sein Teufelsspuk flüchteten sich jedoch noch zur rechten Zeit über die Grenze. Und das zu seinem Glück! Denn die Inquisition erhob sich gegen ihn und wäre sie seiner habhaft geworden, so würde sie ihn, den Zauberer, samt seiner Teufelsbande unfehlbar dem Scheiterhaufen überliefert haben. Henri Louis Jaquet Droz starb zu Neapel, wohin er sich zur Wiederherstellung seiner angegriffenen Gesundheit begeben, am 18. November 1791. Seine Automaten kamen nach Amerika, ernteten durch einige Jahrzehnte Bewunderung und Erfolg, gingen dann aber, durch ungeschickte Hände behandelt, den Weg alles Irdischen. Erwähnenswert ist noch, daß sich Droz auch mit der Herstellung mechanischer Gliedmaßen beschäftigte und schon in Paris durch einen bei seinem Vater ausgebildeten Gehilfen für einen verstümmelten Mann ein paar künstliche Hände anfertigen ließ, der damit viele Verrichtungen der natürlichen Hand ausführen konnte.

Seltsame Erlebnisse.

(Schluß.)

Das andre Mal traf ich die Dame beim Abenddunkel am Strand, ihren Mann hatte der redselige Badekommissär in ein Gespräch verwickelt, er war ein Knopfdreher, der seine Opfer buchstäblich festhielt; so gelang es ihr, sich einige Schritte zu entfernen und mir etwas zuzuflüstern. ‚Wenn Sie einen auch nur ganz geringen Anteil an mir nehmen,‘ sagte sie, ‚so geben Sie mir einen Rat; ich fürchte — nein, ich weiß es bestimmt, er stellt mir nach dem Leben, ich kann diese Lage nicht ertragen und den qualvoll entsetzlichen Gedanken nicht mehr los werden, ich glaube, daß ich Beweise zur Hand habe.‘ Mehr konnte sie wieder nicht herausbringen, mit höflichem Grinsen stand ihr ‚lieber‘ Mann schon wieder an unsrer Seite.

„Am nächsten Tage war unfreundliches Wetter eingetreten, Mutter Natur



Luchs und Mutterschwein.

hatte sich die Regenkappe übers Gesicht gezogen, und beim Essen ward ich der Frau nicht gewahr. ‚Die Herrschaften speisen auf ihrem Zimmer,‘ hieß es auf meine Anfrage, ‚die Frau ist unwohl‘. Als ich am Abend die Treppe hinaufstieg, öffnete sich die Thür ein wenig, sie flüsterte: ‚Ich habe einen Brief für Sie hinterlegt. Kaum hatte sie das Wort gesprochen, als die Thür von innen mit großer Gewalt zugeschlagen ward. Ich hörte einen lauten Schrei und sprang hinzu, um, wenn nötig, selbst mit Gewalt in ihr Zimmer zu dringen; doch im Zimmer ward es wieder still. Um kein unliebsames Aufsehen zu machen und keinen Skandal hervorzurufen, beschloß ich bis zum nächsten Tage zu warten, dann aber rücksichtslos vorzugehen, den Schutz der Obrigkeit anzurufen und die Aermste zu befreien.

„Mein Heldenmut erhielt keine Gelegenheit, sich zu bethätigen. Am nächsten Tage, als ich, zufällig ziemlich spät, mein Frühstück einnahm und nach den beiden Gästen forschte, ward mir die Antwort: ‚Sie sind fort.‘ — ‚Ist kein Brief für mich hinterlassen worden?‘ — ‚Nein,‘ sagte der Kellner, auch der hinzugerufene Wirt wußte nichts von einem Schreiben. Das Zimmer war noch unberührt, ich eilte hinauf und durchsuchte alles, aber umsonst! Ein altertümlicher, sogenannter Sekretär stand dort, den ich sorgfältig durchstöberte, in der Hoffnung, doch noch eine Nachricht aufzufinden — vergebens! Der Unhold hatte ihr vielleicht den Brief entrissen oder sie verhindert, ihn abzugeben. Die Episode schien zu Ende, das arme Wesen ging seinem bedauernswerten Lose entgegen.

„Ich blieb noch vierzehn Tage auf der Insel, aber eine rechte Freude wollte in mir nicht aufkommen; immer sah ich vor mir das tieftraurige Gesicht jener Frau, immer lag mir im Sinn das Fragment von der Geschichte einer zertretenen Menschenseele, das ich erlebt; immer stand mir vor den Augen der Blick des Tigers, der froh und prahlerisch mit seinem sorgfältig gedrehten Schnurrbart, seinem großkarrierten Anzug und seinen unendlich unangenehmen Manieren vor mir einherstolziert war. Endlich reiste ich ab, und kaum war ich hier in meinem neuen Heim angelangt, als ich in einer Zeitung eine Notiz las, die zweifelsohne auf meine Badebekanntschaft paßte. In einem Hotel war sie unter verdächtigen Umständen, die ein Eingreifen der Polizei veranlaßt hatten, verstorben. Man hatte dem Manne aber nichts beweisen können und ihn zuerst verhaftet, dann wieder auf freien Fuß gesetzt. Sie hatte wohl recht gehabt, er hatte ihr nach dem Leben getrachtet und sein Ziel erreicht, sie war ermordet worden, hilflos war sie untergegangen — lag das Geheimnis mit ihr begraben?“

Der Erzähler beugte den Kopf in die Hand und schwieg.

Eine längere Pause folgte.

Da rief endlich die kecke Else: „Aber, Herr Doktor, traurig ist ihre Erzählung wohl, doch eine Gespenstergeschichte ist es nicht!“

„Ja so!“ sagte der Angeredete, und fuhr aus seinem träumerischen Sinnen auf, „der Schlußakt fehlt ja noch.“

„Zwei Jahre vergingen. Da kam es mir im Spätsommer in den Sinn, wieder das Inselland zu besuchen, das mir lieb geworden war. Ich kehrte in demselben Gasthaus ein. Der Zufall wollte es, daß ich dasselbe Zimmer erhielt, in dem ich damals gewohnt hatte, schräg gegenüber auf der andern Seite des Korridors lag die Stube, die jenes Ehepaar innegehabt hatte. Ermüdet von der Reise, schlief ich bald ein; es war eine köstliche Sommernacht, der Mond stand hell über den Dünen, und in der Ferne wogte leise schäumend das Meer. Da erwachte ich plötzlich aus dem Schlaf und fuhr in meinem Bett empor: ich glaubte, es hätte mich jemand ängstlich gerufen. Ich rieb mir die Augen, träumte oder wachte ich? Ich stand auf und zündete Licht an; dann, nach einer Weile, suchte ich mein Lager wieder auf — und wieder glaubte ich einen Ruf zu hören, der aus Nummer acht, aus jenem Zimmer zu hallen schien. Ich warf meine Kleider über, da ward es still. — Am andern Morgen fragte ich, ob jemand auf Nummer acht logiere. ‚Das steht gerade leer‘, hieß es. Ich schalt mich selbst ob meiner thörichten nervösen Gereiztheit; aber am Tage darauf ließ ich mir unter dem Vorwande, das Zimmer sehen zu wollen, den Schlüssel geben und trat ein. Ich durchmusterte es gründlich — es war leer, niemand hatte in den verflossenen Nächten dort geweilt. Ich besichtigte auch aufmerksam den alten Sekretär — nichts — keine Spur — gewiß hatten schon viele Menschen seitdem dort logiert, wie thöricht also — doch halt! Beim Umhertasten hatte ich eine der säulenartigen, schlecht befestigten Verzierungen an der Spitze emporgehoben, darunter zeigte sich eine Vertiefung — etwas Weißes schimmerte mir entgegen, ich zog es hervor — allmächtiger Gott! es war der Brief, den sie damals an mich geschrieben! Niemand war auf den Gedanken gekommen, die Zieraten des alten Möbels abzuheben — warum sie ihn dort verborgen hatte, wer weiß es?

„Kurze, flüchtige Schriftzüge! Beim Baden hatte er versucht, sie in das tiefe Meer hineinzulocken, bei einer Gebirgstour in der Schweiz hatte er sie in einen Abgrund stoßen wollen, aus Versehen natürlich, ganz ohne Absicht, der Führer hatte sie aber schnell erfaßt und gerettet. Jetzt schmeckte ihr der Kaffee stets so eigentümlich, sie hatte eines Morgens einen sonderbaren Bodensatz in der Tasse gefunden, auch war ihr mehrmals sehr übel geworden, es war ihr klar, er wollte sie vergiften. Nach dem Ehekontrakt fiel ihm nach ihrem Tode die Hälfte ihres sehr beträchtlichen Vermögens zu. Die Adresse ihrer noch lebenden Verwandten war beigefügt.

„Ich legte den Brief in die Hände der Geheimpolizei, der Mann war aber natürlich längst schon über alle Berge, war verschollen.“

Der alte Herr hatte sich erhoben. Seine Stimme vibrierte leise, als er schloß: „Im Leben ist Vergessen nicht die letzte Tugend. Ich habe den unheimlichen Gespensterruf jener Nächte längst überwunden, es ist ja so leicht, in meiner nervösen Gereiztheit und Aufgeregtheit die Erklärung dafür zu finden, ohne den Gespensterglauben zu Hilfe rufen zu müssen, denn ich bin ganz Ihrer Ansicht, Else, daß es Gespenster nicht gibt. Daran zu glauben, ist höchst thöricht. Aber das arme, zu Tode gequälte Wesen selbst, das vergesse ich wohl nie.“

* * *

Ein längeres Stillschweigen war eingetreten.

„Onkel Robert,“ rief jetzt Karl auf einmal, „was ist denn das eigentlich: ein Lynchgericht?“

„Ja“, sagte der Kapitän, „weißt du, was ‚die Feme‘ bedeutet?“

„Das haben wir in der Geschichte gehabt.“

„Nun gut, das deutsche mittelalterliche Fem- und das amerikanische Lynchgericht haben mancherlei ähnliche Züge.

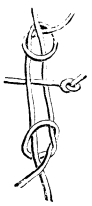
Ersteres wurde unter genauerer Beobachtung von Formen und feierlichen Zeremonien mit einem größeren Apparat schauerlich-romantischer Zuthaten in Scene gesetzt, letzteres ist einfacher und praktischer, wie es einem Lande geziemt, in dem Poesie und Phantasie wenig Spielraum haben. Beide gleichen sich darin, daß sie sich unter Verhältnissen entwickeln und ausbilden, unter denen das Recht und die Gerechtigkeit Lücken haben. Nur dort können solche Volksgerichte existieren und Anwendung finden, wo durch das bürgerliche und soziale Leben schreiende Mißtöne klingen, oder wo, um mit Shakespeare zu reden, ‚etwas faul' ist, wo der Strafkodex nicht ausreicht und das sittliche Bewußtsein eine Sühne verlangt. Es sind Fälle vorgekommen, daß die Lynchrichter sich geirrt und ungerechte Urteile ausgeführt haben; doch im Ganzen nur selten, und es ist nicht zu vergessen, daß auch unsre hochentwickelte Rechtsprechung mitunter Irrtümer begeht, die nun einmal an allem haften, was Menschen leisten. Der Ausdruck ‚Lynchgericht' stammt am wahrscheinlichsten von einem früher in Virginia ansässigen, wohlangesehenen Manne, namens Lynch, der zu den Kolonialzeiten lebte und wegen seiner tadellosen, unparteiischen Schiedsrichtersprüche weithin bekannt war; streitende Parteien begaben sich in großer Zahl zu diesem Richter Lynch und legten ihm ihre Fälle vor, und so groß war sein Scharfsinn, daß sein Urteilsspruch unter dem gemeinen Volke für höher galt, als der des Gerichtshofes. Selten appellierte jemand nach seiner Entscheidung an die des zuständigen Gerichtes, sein Wort wurde für wahr und unanfechtbar gehalten.

„Lynchgerichte treten heute noch in den Vereinigten Staaten in solchen Gegenden auf, in denen die Dörfer, Städte, Farmgüter in weiter Entfernung von einander liegen, wo eine spärliche Bevölkerung vorhanden ist, unter der es viele gewaltthätige, unkontrollierbare Elemente gibt, oder wo aus besondern Gründen lokaler und persönlicher Art kein Recht gefunden werden kann. Auch in den großen Städten hat es hie und da eine Art Lynchgericht gegeben, so in New York und San Franzisko. Als im Sommer des Jahres 1863 die Anhänger der Südlichen, der Rebellen oder Konföderierten, in ersterer Stadt einen Putsch hervorgerufen hatten, einen Krawall, der mit Mißhandlung und Ermordung von farbigen Leuten begann, und mit Raub und Diebstahl, mit Erbrechen und Plündern von Läden endete, organisierten sich die Bürger, die unter diesen Umständen von den Behörden keinen ausreichenden Schutz erhalten konnten, zu Sicherheitskomitees, bewaffneten sich und nahmen die Gerechtigkeitspflege zum Teil in die eigene Hand. Die ‚Bassermannschen Gestalten', an denen es in den größeren Städten, in denen die Hefe aus aller Herren Ländern aufgespeichert wird, nie zu fehlen pflegt, hatten sich auch in New York gezeigt, die Tumulte drohten einen Charakter anzunehmen, der mit politischen Zielen nichts mehr gemein hatte. ‚Nieder mit den Besitzenden!' war die Parole der sogenannten Freunde des Südens geworden. Aehnliche Maßregeln traf man in der Großstadt am Stillen Meer, als der Goldschwindel seinen Höhepunkt erreicht hatte und ganz Kalifornien von einer Bande zuchtloser Strolche überschwemmt worden war, die als Rechtsgründe nur das Bowiemesser, den ‚Arkansaszahnstocher' (ein dünnes fußlanges Einschlagmesser) und den Revolver kannten. In jenen Tagen, erzählt ein Humorist, übten sich mit Schußwaffen schon die Wickelkinder in den Wiegen und jedermanns Hand war wider seinen Nächsten. Aber Richter Lynch griff hart und unerbittlich ein und schaffte Ruhe; nachdem einige Dutzend Desperados prompt expediert worden waren, stellte sich ein feineres Gefühl für Mein und Dein plötzlich ein, und der harmlose Fremde konnte wieder durch die Straßen der rasch aufblühenden Stadt wandern, ohne unversehens eine Kugel in den Leib zu erhalten.

„Als ich mich im Jahre 1869 im Städtchen Warrenton in Kentucky befand, wurde ich Zeuge eines Lynchdramas, das als ein typisches Beispiel erzählt werden darf. Der Staat Kentucky hat sich seit seiner Begründung und ersten Besiedelung den wenig beneidenswerten Ruf bewahrt, eine Lieblingsstätte gewaltthätiger Exzesse zu sein; sein Name bedeutet in der Indianersprache ‚blutiger Grund'; grausige Greuel wurden dort verübt, als das Blaßgesicht und der rote Sohn der Wildnis den Kampf um den Besitz in demselben ausfochten. Und die Raufboldnatur scheint dem Kentuckier geblieben zu sein. Es war ein seltsames Zusammentreffen, daß die beiden Rivalen des mörderischen Bundeskrieges, Abraham Lincoln, wie Jeff Dawis, beide aus Kentucky gebürtig waren. Noch heute herrscht in diesem Staate eine Art Blutrache, die kein Gesetz bislang unterdrücken konnte. Als ich in Warrenton angelangt war, erzählte man mir, wie erst vor wenigen Wochen das langjährige Duell zwischen den Familien Archer und O'Rourke zu Ende gekommen sei; der letzte O'Rourke war erschossen und der letzte Archer nach Texas verzogen. Man berechnete, daß der Kampf dreizehn Tote, im Verlauf mehrerer Jahre gekostet habe. Einen besonderen Grund, mich lange in Warrenton aufzuhalten, hatte ich nicht, auch veranlaßten mich die Blutgeschichten nicht gerade zu unnötigem Verweilen, ich wollte von dort aus die großartigste Höhle der Welt, die ‚Mammuthöhle' besuchen; doch erlebte ich während der einen Woche ein interessantes Lynch-Ereignis, das ein merkwürdiges Streiflicht auf die dortigen Zustände zu werfen geeignet war.

„Am Tage vor meiner Ankunft war nämlich in der Hauptstraße der Stadt am hellen lichten Tage einer der angesehensten Bürger des Ortes, und noch dazu ein älterer ruhiger Mann, der sich keiner Herausforderung schuldig gemacht hatte, ohne einen erdenklichen Grund in freventlichem Uebermut ermordet worden. Der Mörder war erst vor wenigen Wochen aus Mississippi angelangt, ein jüngerer Bruder des Lieutenantgouverneurs (Vicegouverneurs) des Staates. Er hatte, wie die Leute sagten, ‚unter dem Einfluß von Branntwein' gestanden, einem Fuhrknechte zur sportsmäßigen Uebung den einen Ohrzipfel zuvor weggeschossen und dann den Bürger Larkins, wie gesagt, ohne jegliche Veranlassung, aus purer Renommisterei oder aus Blutdurst, vom Dämon des Kentukybourbon, eines weitverbreiteten Schnapses, geplagt, zu Boden gestreckt. Die Aufregung war eine allgemeine und begreifliche, denn vor dem übermütigen Schurken war niemand seines Lebens sicher. Was das Schlimmste aber war, jedermann wußte, welche hohe Verwandtschaft der Mordbube hatte. Der Gouverneur, so erzählte man laut in allen Kramläden, in denen das Wohl und Wehe der Ortschaft diskutiert wurde, war krank; und daß der Stellvertreter seinen eigenen Bruder zum Tode verurteilen würde, war nicht anzunehmen. ‚Der geht frei aus,' sagte Gevatter Schneider, und Gevatter Handschuhmacher setzte furchtsam hinzu: ‚Wenn er nur erst fort wäre!'

Der Mörder war nicht einmal verhaftet worden; ein Komitee von Bürgern hatte es zwar durchgesetzt, daß er im Gefängnis eingesperrt wurde. ‚Aber das ist eine bloße Formalität,' sagte ein mißtrauischer Schlächter, den ich befragte, ‚ein Rabe kratzt dem andern die Augen nicht aus, man wird ihn freilassen, für wahnsinnig erklären, und auf eine Woche im Irrenhause festhalten; oder aber man wird ihn entwischen lassen. Es ist eine Schande für die ganze Gegend! Ein so stiller alter Mann, der Larkins!'



Figur 13. Einfacher Fischer- oder englischer Knoten, in den eine künstliche Fliege eingehängt wird.

„Andrer Meinung war indessen mein Bekannter, der deutschamerikanische Hotelwirt, mit dem ich den Fall erörterte.

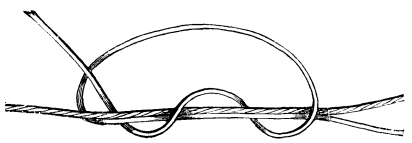
„‚Warten Sie noch ein paar Tage,' sagte der Biedermann, ‚dann können Sie noch etwas erleben. Ich weiß genau, ein Bruder des Ermordeten besitzt eine Farm, etliche Meilen von hier. Es dauert vielleicht noch ein bißchen, aber die Strafe kommt, die Familie ist angesehen und wird sich dies nicht gefallen lassen. Sollte ich mich nicht sehr irren, so gehörte der noch lebende Larkins zu dem Vigilanzkomitee, das vor ein paar Jahren die Gegend einmal gründlich reinigte, auch war er ein Mitglied der Ku-kux-klan; nun, Sie werden ja sehen. Ich werde Ihnen zu rechter Zeit Bescheid sagen.'

„Drei Tage darauf traf ich den Gastwirt wieder. ‚Kommen Sie heute abend zu mir,' redete er mich an. Ich besuchte ihn zur angegebenen Zeit, wir warteten bis die Mitternacht herangekommen war, und gingen dann vor die Stadt. Eine halbe Stunde hinter dem Südwesteingange lag ein felsiger und hügeliger Wald, dessen eigentümliche pittoreske Schönheit mich bereits zu mehrfachen Streifereien veranlaßte. Vom nahen Bache her tönte das eigentümliche Aechzen eines Ochsenfrosches, die Grillen zirpten, sonst war alles still in der Runde, still und dunkel, nur die Feuerfliegen erhellten mit ihrem magischen Schein die ruhige Augustnacht. Mein Hotelier war ersichtlich wohlunterrichtet, er bat nur, ich solle mich schweigend verhalten. Er wußte ganz genau, was geschehen würde, und wo es geschehen sollte.

Figur 16. Einfacher Wasserknoten.

„Es war ein Uhr geworden, bis wir unsern Versteck hinter einem Felsen erreichten. Der Mond war aufgegangen, aber er lugte nur hie und da durch die zerrissenen Wolkenstreifen. Nach einer Stunde vernahmen wir plötzlich Roßgetrappel.

„‚Sie kommen!' sagte der Wirt. ‚Sie haben ihn!' Ein Zug von vierzig bis fünfzig Reiter erschien. Als sie dicht an uns vorüberritten, gewahrte ich, daß sie alle Tücher vor die Gesichter gebunden hatten und vermummt waren. ‚Der Vorderste, der Führer,' zischelte mein Nachbar, ‚ist Thomas Larkins, der Bruder des Gemordeten. Da ist der Mörder!' Ungefähr in der Mitte des wohlbewaffneten Gewalthaufens hinkte ein blutender Mann, dem man die Hände dicht verschnürt hatte; zum Ueberfluß war er noch mittels eines langen Strickes, der an der Sattelgurt des Hauptmannes der Lyncher befestigt war, gefesselt. Am Eingang zur Schlucht machten sie Halt und gruppierten sich um das Opfer.



Figur 15. Doppelter Fischerknoten.

„‚Michael O'Donowan,' ertönte eine sonore Stimme, ‚gestehst du ein, den Fred Larkin freventlich ermordet zu haben?'

„Ein halbersticktes Murmeln war die Antwort. Der Mann hatte Angst, er war trotz alles Bramarbasierens ein Feigling, die Zähne klapperten ihm im Munde.

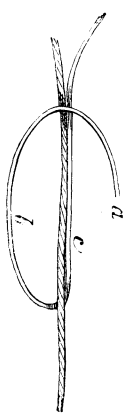
„‚Ihr Männer,' fuhr der Führer fort, ‚hat noch jemand etwas zu bemerken?'

„Tiefes Schweigen.

„‚So geschehe dir, wie du verdient hast!'

„Einer der Männer war mit Hilfe seines Rosses, das er dicht an den Baum getrieben, auf den überhängenden Seitenast gelangt und hatte den Strick in der Hand, an dem der Mörder befestigt war. Ich wandte mich unwillkürlich ab, der Mörder schluchzte und schrie auf, er bat um Erbarmen. Keine Antwort. Nach ein paar Augenblicken war alles vorüber, die Reiter zogen unter tiefem Schweigen langsam davon.

„Das liebliche Städtchen mit seinen milden Sitten und seiner freundlichen Bewohnerschaft verließ ich schon am nächsten Tage."



Figur 14. Einfacher Fischer- oder englischer Knoten, wie er gebunden wird.

Etwas vom Knotenschürzen.

(Schluß.)

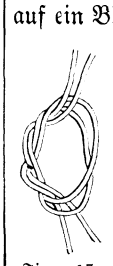
Für Freunde des Fischereisportes haben die nun hier folgenden ein besonders Interesse: Figur 13 ist der Fischer- oder englische Knoten, in welchen eine künstliche Fliege eingehängt und der nach Figur 14 gebunden wird; Figur 15 zeigt den doppelten Fischerknoten, Figur 16 den einfachen und Figur 17 den doppelten Wasserknoten. Figur 18, 19 und 20 sind Endschleifen mit ihren Verbindungen; Figur 21 veranschaulicht zwei mit Endschleifen versehene und ineinander geschlungene Schnüre.

Dem Namen nach berüchtigt, aber zum Anbinden von Schiffstauen u. s. w. häufig im Gebrauche sind die Schinder-, Galeeren- oder Würgeknoten, Figur 22, 23 und 24, mit denen die Aufzählung der Knoten, von welchen es noch einige hundert Arten gibt, geschlossen werden soll.

Am interessantesten wäre es freilich, noch den gordischen Knoten kennen zu lernen, welchen der Sage nach Gordius, König von Phrygien, so kunstreich geschlungen haben soll. Da ihn aber Alexander mit seinem Schwerte durchhieb und hiervon ein zweites Exemplar nicht mehr vorhanden war, so müssen wir leider darauf verzichten.

Ein Rechenkunststück.

„Man nennt mich Rechenmeister," so redet der Künstler die Gesellschaft an, „wegen meiner wunderbaren Schnelligkeit im Ausrechnen großer Zahlen, wovon ich Ihnen jetzt Beweise geben will. Ich werde einen Herrn aus der Gesellschaft auffordern, drei vierstellige Zahlen auf ein Blatt zu schreiben, füge dann selbst drei andre, ebenfalls vierstellige hinzu und kann ihnen, so sonderbar dies auch klingen mag, schon jetzt im voraus sagen, welches das Resultat sein wird. Damit man meine Worte nicht für Prahlerei halte, werde ich die Zahl zu Papier bringen." Der Künstler schreibt schnell



Figur 17. Der doppelte Wasserknoten

auf eine Karte das Resultat, steckt diese in ein Couvert, klebt dasselbe zu und übergibt es einem Herrn in der Gesellschaft. Hierauf verfügt er sich mit einem Stück Papier zu einem andern Herrn und läßt denselben drei beliebige vierstellige Zahlen von 1000—9000 niederschreiben. Nachdem das geschehen ist, schreibt der Künstler selbst drei andre vierstellige Zahlen darunter und fordert jetzt denselben Herrn auf, diese sechs Zahlen zu addieren.

Figur 18. Endschleife.

Der Herr hat geschrieben:

3654
7871
1924

Der Künstler schreibt:

6345
2128
8075

Summa 29997

Der Herr addiert und bekommt obige Zahl heraus. Jetzt bittet der Künstler, das Couvert zu öffnen. Die Karte kommt zum Vorschein und deutlich steht darauf zu lesen: 29997.

Wie war dies möglich? Wie hat das der Künstler fertig gebracht? Da läßt der Rechenmeister seine Stimme erschallen: „Um zu zeigen, daß das schnelle und richtige Ausrechnen des Resultates nicht etwa auf Zufall beruht, werde ich dasselbe Kunststück mit vier fünfstelligen Zahlen ausführen. Das bereits ausgerechnete Resultat schreibe ich wieder auf, um es später wieder zu veröffentlichen. Ein andrer Herr schreibt vier fünfstellige Zahlen von 10000—90000, der Künstler schnell vier andre fünfstellige darunter:

13249
76398
42850
20376

86750
23601
57149
79623

399996

Figur 21. Verbindung von zwei Schnüren, die beide eine Endschleife haben.

Die Zahlen werden addiert und die Summe ist 399996.

Beim Oeffnen des Couverts steht wiederum das richtige Resultat auf der Karte.

Der Künstler fährt fort: „Die Herrschaften sehen, daß meine Resultate auf keinem Zufall beruhen, und um zum Schluß die Probe von meiner Fertigkeit abzulegen, wird jetzt ein Herr fünfzehnstellige Zahlen niederschreiben, ich werde abermals fünf andre zehnstellige Zahlen hinzufügen und kann schon jetzt nach wenigen Augenblicken das ungeheure Resultat bestimmen.“ Alles geschieht wie vorhin und mit Spannung sieht jeder dem weiteren Verlauf des Kunststücks entgegen.

Der Herr schreibt folgende Zahlen:

3582941736
4273568247
8432716834
7465871958
1923453829

Der Künstler schreibt darunter:

6417058263
5726431752
1567283165
2534128041
8076546170

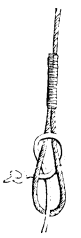
49999999995

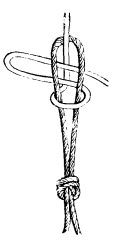
Nach einigen Minuten gelangt man endlich zu dem Resultat. Wird nun das des Künstlers mit dem soeben gefundenen übereinstimmen? Das Couvert wird geöffnet und der Herr liest laut die Zahl vor: 49999999995.

Staunen und Verwunderung ergreift die ganze Gesellschaft; wahrlich, der Künstler verdient mit recht den Namen Rechenmeister. Wie konnte er diese Zahl in einigen Augenblicken ausrechnen, da man doch mehrere Minuten dazu brauchte?

Dieses wunderbare Rechenkunststück ist in jeder Gesellschaft leicht auszuführen und wird stets Beifall finden. Sieht man die Zahlenreihen durch, so bemerkt man nichts Absonderliches, und ebenso geht es der Gesellschaft. Die ganze Rechnerei beruht auf einem Kunstgriff, den wir jetzt näher erklären werden. Die Zahlen, welche der Künstler unter die schon hingeschriebenen schreibt, sind nicht etwa beliebige, sondern ganz bestimmte.

1. Beispiel. Der Künstler sieht sich ohne Aufsehen zu erregen die erste von den drei dastehenden vierstelligen Zahlen an, das ist 3654, dann deren erste Zahl 3. Er fügt zu dieser Zahl im Geiste noch so viel, als an der Summe 9 fehlt, also 6, denn $3 + \mathbf{6} = 9$. Diese 6 schreibt er in die erste Zahlenreihe von oben unter 3. Die nächste Zahl ist 6, wiederum die Summe von 9 gebildet gibt 3 $(6 + \mathbf{3} = 9)$. Diese 3 kommt an die zweite Stelle unter die obenstehende 6. Bei der dritten Zahl ist die Summe von 9 4, bei der vierten Zahl 5 $(4 + \mathbf{5} = 9)$. Die fünfte vierstellige Zahl entsteht aus der zweiten, indem der Künstler wieder die an der Summe 9 fehlenden Zahlen aufschreibt. Die sechste vierstellige Zahl entsteht aus der dritten auf dieselbe Weise. Kommt in einer der drei ersten Zahlen eine 9 vor, so ist natürlich die an 9 fehlende Zahl 0 aufzuschreiben. Addiert man nun diese sechs Zahlen, so ergibt sich 29997. Hierauf beruht das ganze Kunststück. Fügt man zu drei vierstelligen Zahlen drei andre in dieser Weise hinzu, so kommt stets heraus 29997. Dasselbe ist bei dem 2. und 3. Beispiel der Fall. Addiert man zu vier fünfstelligen Zahlen, mögen diese auch gewählt sein wie sie wollen, andre fünfstellige wie oben hinzu, so ist stets die Summe 939996.


Figur 19. Endschleife.

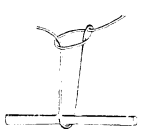

Figur 20. Endschleife.

Auf diese Weise wußte der Künstler die verschiedenen Resultate und konnte sie schon im voraus bestimmen.

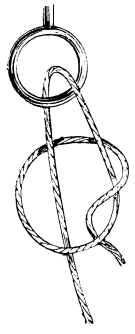
Ich hoffe, daß dieses Kunststück allen guten Kameraden gefallen wird und daß sie dasselbe noch weiter ausdehnen auf sechsstellige, siebenstellige Zahlen u. s. f.

Das Gesicht der Biene.

Alexander v. Humboldt erzählt uns, daß der südamerikanische Kondor, einer der größten Vögel, sich noch einmal so hoch als der Gipfel des Chimborasso, welcher doch über 20000 Fuß hoch ist, hinaufschwingt, also meilenhoch über dem Meeresspiegel, bis er dem nachblickenden Auge nur noch als ein winziger Punkt erscheint. Dieser gefiederte Bewohner der Luft besitzt ein so scharfes Augenpaar, daß er, bis zu jener Höhe emporgestiegen, ein Gebiet so groß wie ganz Deutschland überblickt und imstande ist, jede Aasmasse auf den Ebenen unter sich zu erspähen. Etwas ganz ähnliches vermag unsere kleine Honigbiene mit ihren ganz verschieden gebauten kleinen Augen. Bringt man die Stöcke eines Bienenstaates in eine ganz fremde


Figur 22. Schinder-, Galeeren- oder Würgeknoten.

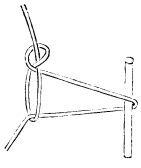
Gegend, wo die Bienen noch nie waren, so macht man folgende Beobachtung: Um die fern gelegenen Weideplätze auffinden zu können, steigen die Bienen zuerst in die Luft empor und fliegen dann über Häuser und Bäume weg, in gerader Linie zu den fernen Blumenbeeten. Später kommen sie mit Blütenstaub und Honig beladen zurück. Ein englischer Naturforscher sagt, daß das zusammengesetzte Auge der Biene eines der am vortrefflichsten gebauten Werkzeuge in der Natur ist; ein solches, das, wenn auch klein, die Macht und Weisheit des Schöpfers auf eine ebenso schlagende Weise zeigt, wie die großartigsten und gewaltigsten seiner Werke. Es ist indes nicht leicht, sich über das Sehen mit zusammengesetzten Augen, wie wir sie bei den meisten Insekten, so auch bei den Bienen finden, eine richtige und klare Vorstellung zu machen. Um ungefähr einen Begriff von diesen zusammengesetzten Augen zu geben, kann man sie mit einem Bündel von 3500 Fernrohren vergleichen — aus so vielen einzelnen Augen sind sie nämlich zusammengesetzt —, die so gefügt sind, daß die großen, am Ende befindlichen Gläser eine ausgedehnte, gewölbte Fläche darbieten, während infolge des abnehmenden Durchmessers der Instrumente ihre engeren Enden, zusammenstoßend, einen kleineren Bogen mit einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte bilden. Denkt man es sich nun möglich, mit einem Blick durch alle diese Fernrohre zu sehen, indem dabei eine ähnliche Wirkung wie bei dem Steroskop stattfindet, so kann man sich einen ungefähren Begriff davon machen, wie die Biene wahrscheinlich sieht. Erst Forschungen der neueren Zeit ist es gelungen, festzustellen, daß die Vergrößerungsgläser der Menschen genau nach denselben Grundsätzen gebaut sind, wie das Auge der Insekten.



Figur 24. Schinder-, Galeeren oder Würgeknoten.

Luchs und Wildschwein.

Die Naturgeschichte des Luchses, dieses größten und schönsten Katzentieres unsrer Zone, ist unsern lieben jungen Lesern sicherlich schon geläufig, nicht minder die Kenntnis unsres Wildschweins. Der Luchs ist unter die grausamsten und verheerendsten reißenden Tiere Europas zu rechnen und kommt zum Glück jetzt nur noch selten vor. Unser Bild zeigt ihn in seiner ganzen charakteristischen Weise. Er hat das Lager eines Mutterschweins erspäht, sich lautlos angeschlichen, dann mit gewaltigem sichrem Sprunge eines der Frischlinge (Jungen) erhascht, das er in das Geäst eines Baumes entführte, wo er nunmehr dem ohnmächtigen Zorne des Mutterschweins Trotz bietet, indessen die geängstigten Frischlinge furchtsam auseinander stieben.



Figur 23. Doppelter Galeerenknoten.

Mathematische Trugschlüsse.

XV.

Im letzten Beweise ist wieder der schon öfter vorgekommene Fehler gemacht worden, daß beim Ausziehen der Quadratwurzel nicht auf das doppelte Vorzeichen derselben geachtet ist. Es hätte aus (3) geschlossen werden müssen

$$n - \frac{2n+1}{2} = \pm\left(n + 1 - \frac{2n+1}{2}\right)$$

Hier muß das Vorzeichen auf der rechten Seite so gewählt werden, daß beide Seiten der Gleichung übereinstimmen. Nun ist der Ausdruck auf der linken Seite der Gleichung (4) gleich $-\frac{1}{2}$ und der Inhalt der Klammer auf der rechten Seite gleich $\frac{1}{2}$. Damit beide Seiten übereinstimmen, muß also auf der rechten Seite das Vorzeichen — genommen werden, während in der vorigen Nummer in Gleichung (4) ohne weitere Untersuchung das Zeichen + genommen ist.

Diesmal will ich einen Trugschluß machen, der nicht so leicht aufzudecken ist, wie die in den letzten Nummern. Es seien die folgenden drei Gleichungen mit drei Unbekannten aufzulösen:

(1) $x - y + z = 2$
(2) $5x - 2y + 7z = 17$
(3) $4x - y + 4z = 11.$

Ich will aus diesen Gleichungen andre Gleichungen herleiten. Multipliziere ich die Gleichung (1) mit 4 und subtrahiere das Produkt von der Gleichung (2), so erhalte ich

(4) $x + 2y + 3z = 9.$

Subtrahiere ich ferner die Gleichung (4) von der Gleichung (3), so erhalte ich

(5) $3x - 3y + z = 2.$

In den Gleichungen (1) und (5) stimmen die rechten Seiten überein, mithin auch die linken; d. h. es ist

(6) $x - y + z = 3x - 3y + z.$

Subtrahiert man auf beiden Seiten z, so wird

(7) $x - y = 3(x - y)$

und, wenn man durch $x - y$ dividiert,

(8) $1 = 3$

Wo steckt der Fehler?

Logogriph.

Es eilt, oft eisigkalt und rauh,
Im Herbst und Winter durch die Au.
Geht ihm ein Laut als Kopf voraus,
So strahlt es Glut und Wärme aus.
Wird noch ein Laut vorangestellt,
Zieht's eisig wieder durch die Welt.

Kapselrätsel.

Schiebt ihr in jenes Schiffgerät,
Das mächtig sich im Winde bläht,
Am rechten Ort ein Ei hinein,
So stellt ein Tier des Meers sich ein.
Und nehmt ihr dann an diesem Wort
Die See, die es beherbergt, fort,
So lebt es auf dem Lande hier
Als wohlbekanntes Säugetier.

Auflösung des Buchstabenrätsels in Nr. 44.

Saale, Naab, Main, Eger, kommen vom Fichtelgebirge; die zehn Buchstaben sind also: a, b, e, g, i, l, m, n, r, s.

Auflösung des Logogriphs in Nr. 44.

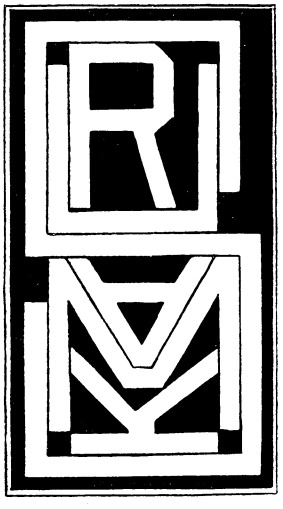
„Andromeda, Dromedar."

Auflösung des Bilderrätsels in Nr. 44.

Man lese die auf den Büchern befindlichen Buchstaben nach der Dicke der Bücher ab, beim dicksten angefangen, so ergibt sich:

„Belletristik."

Magisches Monogramm.



Ein Hofprediger.

Am Hofe des Fürsten zu L. D. lebte in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der Hofprediger F., der durch Bildung und lauteren Charakter, durch Pflichttreue, Wahrheitssinn und Freimut sich das Vertrauen seines Landesherrn in so hohem Grade erworben hatte, daß er von demselben nicht bloß in kirchlichen, sondern auch in weltlichen Angelegenheiten zu Rate gezogen wurde. Das erregte den Neid der Hofschranzen derartig, daß sie seinen Untergang durch Kabale beschlossen. Zu dem Behufe nahmen sie die Fürstin gegen F. ein. Alsbald war der Sturz des Mannes unvermeidlich, und er sollte in Gegenwart des ganzen Hofes ausgeführt werden. Der Fürst sah ihn fest an und richtete finster und zornig die Frage an ihn: „Sagen Sie mir, Herr Hofprediger, was ist ein Flegel?“ Und der unerschrockene Mann antwortete mit heiterer Ruhe: „Ein Flegel, Ihre Durchlaucht, ist dasjenige Instrument, welches man darum so hoch hebt, um es desto tiefer fallen zu lassen!“ Dann entfernte er sich, um nie wieder bei Hofe zu erscheinen. Auf seinen Wunsch erhielt er die Dorfpfarrei zu O—n. Nur einmal sah ihn der Fürst wieder, aber da, wo die Wahrheit sich geltend macht, auf dem Sterbebette, und empfing aus den Händen des treuen, ernst-freimütigen Seelsorgers das heilige Abendmahl.

Das Vermächtnis des Inka.

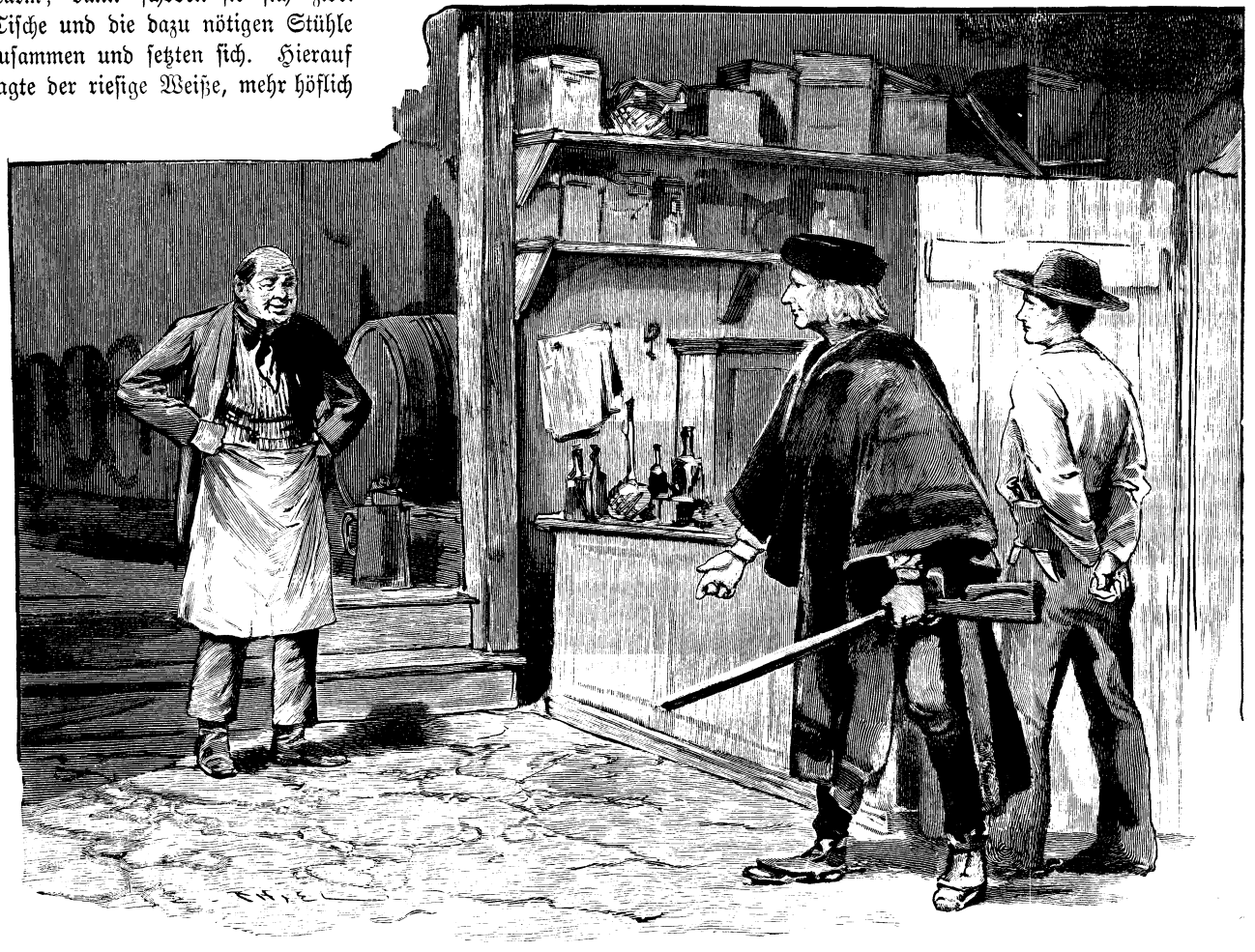
Von Karl May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“, „Kong-Kheon, das Ehrenwort“, „Die Sklavenkarawane“, „Der Schatz im Silbersee“ u. a.

(Fortsetzung.)

Trotz der großen Zahl der Gäste verursachten sie bei ihrem Eintritte und Ablegen ihrer Waffen nicht den geringsten Lärm; dann schoben sie sich zwei Tische und die dazu nötigen Stühle zusammen und setzten sich. Hierauf sagte der riesige Weiße, mehr höflich bittend als befehlend: „Señor Rodrigo, geben Sie uns Wein, für je zwei Mann eine Flasche!“

Der Wirt verbeugte sich höflichst bei dieser Bestellung, welche ihm etwas zu verdienen gab, doch mehr aus wirklichem Respekt, den ihm der Besteller einflößte, als aus Eigennutz, und antwortete da-



. . . . Der eine fragte sofort, als er die Thür geschlossen hatte: „Sind Sie der Wirt Rodrigo Sereno, Senor?“ . . . .

bei: „Sie kennen meinen Namen, Señor. Sollten wir uns vielleicht schon einmal gesehen haben?“

„Ich erinnere mich nicht, doch pflege ich mich nach dem Namen der Leute, bei denen ich einkehre, vorher zu erkundigen.“

„Dann darf ich wohl auch nach dem Ihrigen fragen, damit ich weiß, wie ich Sie zu nennen habe?“

„Ich heiße Hammer, doch verlange ich nicht, daß Sie mich bei diesem Namen nennen.“

Das war so stolz und abweisend gesagt, daß der Wirt schnell hinter der Thür verschwand, um den bestellten Wein zu bringen. Als er dann diesen und die Gläser auf den Tisch gesetzt hatte, fragte der Weiße: „Können wir binnen einer Stunde gut gebratenen Asado con cuero bekommen?“

„So viel Sie wollen, Señor.“

„Nur so viel, wie sechsundzwanzig hungrige Männer essen können. Und dann lassen Sie Ihre Maultiere in den Hof, denn wir werden sie uns ansehen, um sechsundzwanzig Stück zu kaufen.“

Sechsundzwanzig Stück! Und zwar sofort bezahlen, ganz sicher nicht borgen! Dazu sechsundzwanzig Braten in der Haut und dreizehn Flaschen Wein. Welch ein Geschäft. Rodrigo Sereno duckte sich vor Hochachtung zusammen, daß es aussah, als ob er eine halbe Elle kleiner geworden sei. Dann fuhr er hinaus in die Küche und weckte sein ganzes Personal, damit der Braten so schnell wie möglich fertig werde und es die Maultiere so blank putze, daß nicht ein Stäubchen mehr an ihnen hafte. Dann kehrte er in die Gaststube zurück, um, in der Nähe der zusammengeschobenen Tische sitzend, der Winke seiner Gäste gewärtig zu sein.

Sie saßen nachdenklich und schweigend, und keiner sprach ein Wort. Das konnte der neugierige und mitteilsame Rodrigo auf die Länge der Zeit nicht aushalten. Er fuhr in immer wachsender Ungeduld auf seinem Stuhle hin und her und fragte endlich, freilich in höflichstem Tone, dessen seine Stimmwerkzeuge fähig waren: „Señores, es ist sicher, daß Sie hier in Salta fremd sind, denn sonst müßte ich Sie kennen. Darf ich vielleicht erfahren, woher Sie heute kommen?“

„Von Tucuman,“ antwortete der Weiße kurz.

„Aber doch nicht mit der Diligence?“

„Nein,“ antwortete der Weiße noch kürzer.

Es war ihm anzusehen und anzuhören, daß er keine weitere Frage hören wollte; aber der Wirt mochte um keinen Preis das nun einmal begonnene Gespräch fallen lassen. Er wünschte etwas, wenn auch nicht viel, über diese Señores zu erfahren; darum machte er, ja keine Frage mehr aussprechend, die Bemerkung: „Ja, der Ankunftstag der Diligence ist gestern gewesen. Es kehrten bei mir zwei Señores ein, welche mit ihr gefahren waren, zwei bekannte und sehr berühmte Señores. Sie würden sich wundern, wenn Sie ihre Namen hörten.“

Die andern schwiegen, aber der lustige Picaro, welcher nicht gern eine Gelegenheit zu einer Schalkhaftigkeit vorübergehen ließ, antwortete: „Wir würden uns nicht über ihre Namen wundern, sondern nur darüber, dieselben von Ihnen zu hören; denn Sie scheinen der schweigsamste Mann der ganzen argentinischen Staaten zu sein.“

„O, gar so schlimm steht es nun nicht mit meiner Zurückhaltung. Ich spreche zwar sehr wenig, aber solchen Señores gegenüber würde Schweigsamkeit zur Grobheit werden. Darum will ich Ihnen sagen, daß einer der Señores der berühmte Stierkämpfer Antonio Perillo war.“

Nur allein mit seiner Mitteilung beschäftigt, bemerkte er gar nicht, welchen Eindruck dieselbe auf seine Gäste machte. Sie sahen einander an, blickten sich Schweigen zu, und dann meinte der Weiße in gleichgültigem Tone: „Wenn Sie diesen Perillo einen berühmten Mann nennen, so mögen Sie dies auf Ihre Rechnung hin thun. Ich habe noch berühmtere Leute gekannt, als er ist.“

„Ihr Wort in Ehren, Señor; ich will Ihnen ja nicht widersprechen, aber ich weiß nur zwei Männer, welche noch berühmter als Perillo sind.“

„Wer ist das?“

„Der Vater Jaguar und der Gambusino, der eigentlich Beniho Pajaro heißt.“

„Kennen Sie denn diese Señores?“

„Den Vater Jaguar habe ich leider noch nicht gesehen; aber der Gambusino war oft bei mir. Er war es ja, welcher mit dem Stierkämpfer bei mir einkehrte.“

„So? Wirklich? Woher kamen sie?“

„Von Tucuman mit der Diligence. Es war die gegenwärtige Zeit. Sie kauften zwei Maultiere nebst Proviant für eine Woche, und ich weckte sie eine Stunde nach Mitternacht, weil sie da abreisen wollten.“

„Wohin?“

„Zu den Mojosindianern, welche sich jetzt in der Gegend des Guanacothales aufhalten.“

„Jedenfalls haben Sie sich geirrt, Señor. Es ist nicht der Gambusino gewesen.“

„Er war es. Ich kann es beschwören. Ich habe den beiden die Zeche, den Proviant und auch die Maultiere borgen müssen, weil sie kein Geld bei sich trugen, was übrigens nicht viel zu sagen hat. Da muß ich sie doch kennen.“

„Hatten sie denn Eile?“

„Ja, denn sonst hätten sie sich nicht schon um ein Uhr wecken lassen.“

Jetzt wurde der Wirt in die Küche gerufen, und das gab den Gästen Zeit, ihre Meinungen ungehört von ihm auszutauschen. Der Weiße war natürlich kein andrer, als der Vater Jaguar. Er sagte, zwar in unterdrücktem Tone, aber daß es alle hörten: „Sollte man es glauben! Ich wollte es bezweifeln, aber dieser schwatzhafte Wirt ist seiner Sache sicher. Was meinst du dazu, Geronimo?“

„Der Gambusino und Antonio Perillo müssen sehr schnell zu Pferden gekommen sein,“ antwortete der Gefragte. „Das ist die einzige Lösung dieses Rätsels.“

„Das sage ich auch. Wie gut, daß wir hier eingekehrt sind, und wie gut, daß wir nicht auf die nächsten Diligencewagen warteten, sondern Relaispferde nahmen! Der Gambusino ist uns einen vollen Tag voraus; aber wir werden dennoch eher an Ort und Stelle ankommen, weil er erst zu den Mojos will und also einen Umweg machen wird. Und zugleich ist es ein großer Vorteil für uns, zu wissen, aus welcher Richtung er kommen wird. Wir haben ihn vom Guanacothale her zu erwarten.“

„Was mag er bei den Mojosindianern wollen?“ fragte einer.

„Seltsame Frage!“ antwortete Hammer. „Was er dort will, ist sehr leicht zu erraten. Er will mit Antonio Perillo in der Mordschlucht nach einem Schatze suchen. Dazu gehörte Zeit, viel Zeit, während welcher der Proviant leicht ausgehen kann. Dieser muß durch die Jagd erneuert werden, und dazu sind die Mojos engagiert. Ferner gehört dazu ein genügender Schutz, das Fernhalten jeder Störung, jeder Begegnung mit einem Reisenden, Jäger oder andern Menschen, welcher die beiden überraschen und ihre

Absicht erraten könnte. Darum werden sie Mojosposten ausstellen, welche alle Störung abhalten müssen."

„Aber da können doch diese Posten selbst leicht erraten, was die beiden beabsichtigen."

„Mögen sie das, es schadet nichts, wenn der Gambusino nur seinen Zweck erreicht. Er schießt die Mojos, die ihn beschützen mußten, einfach nieder und verschwindet dann mit dem Schatze auf Nimmerwiedersehen, um nicht der Rache ihrer Anverwandten zu verfallen."

„Das wäre eine Niederträchtigkeit, die ihres gleichen sucht! Er ist ein gewissenloser Mensch; aber so etwas sollte man ihm doch nicht zutrauen."

„Nicht?" fragte der Vater Jaguar.

„Ich habe es bisher verschwiegen, aber nun will ich es euch sagen. Er hat an meinem Bruder genau ebenso gehandelt. Mein Bruder war Gambusino oder Prospektor, wie die Goldsucher in den Vereinigten Staaten genannt werden. Er hatte einen ungewöhnlich reichen Fund gemacht. Da kam dieser Gambusino, ermordete ihn auf eine entsetzliche, unmenschliche Weise und verschwand mit dem Golde. Das hat mein dunkles Haar gebleicht. Ich folgte der Fährte dieses Menschen, welche nach Argentinien führte, konnte ihn aber nicht zu sehen bekommen. Erst jüngst ist er mir in die Arme gelaufen, ich habe ihn und er hat mich erkannt, und nun sind die Stunden eines von uns beiden gezählt, entweder die meinigen oder die seinigen."

„Die seinigen, die seinigen!" rief es im Kreise, und die Fäuste fielen dröhnend auf die Tische nieder.

„Still!" gebot der Vater Jaguar.

„Keinen Lärm! Niemand braucht zu hören, wovon wir reden. Er hat das Gold meines Bruders verprapßt und sucht nun nach neuen Schätzen, die ihm nicht gehören. Er soll das, was er findet, aus meiner Hand bekommen!"

Jetzt trat der Wirt wieder ein, und ihm folgten einige Bedienstete, welche auf Platten den duftenden Asado con cuero brachten. Die Gäste aßen und tranken schweigend und zeigten dabei so ernste Gesichter, daß dem Wirte der Mut entfiel, ein neues Gespräch anzuknüpfen. Als das Mahl zu Ende und auch der Wein getrunken war, begaben sich die Männer in den Hof, um sich die Maultiere zeigen zu lassen. Sie hatten in Tucuman die hier in den Bergen unbrauchbaren Pferde verkauft und mußten sich nun von neuem beritten machen. Tiere und Sattelzeug gab es bei Rodrigo Sereno mehr als genug.

Bei dem Scheine brennender Lichter und Laternen wurde die Auswahl getroffen. Dann fragte der Vater Jaguar nach dem durchschnittlichen Preise.

„Vierzig Bolivianos das Stück, Señor," antwortete der Wirt. „Sie werden zugeben, daß dies der niedrigste Preis ist, zu welchem man ein Maultier hier haben kann."

„Können Sie auch Proviant für uns auf acht Tage schaffen?"

„Ja."

„So besorgen Sie das, und kommen Sie dann in die Stube!"

Der Wirt nahm das Schweigen als Einwilligung und freute sich im stillen, heut für ein Maultier doppelt so viel als gestern zu erhalten. Das bedeutete einen Aufschlag von über zweitausend Mark. Die Sättel wurden auch in die Stube geschafft, weil die Taschen dort mit Proviant gefüllt werden sollten. Dies war nach Verlauf von einer Stunde geschehen, und dann forderte der Vater Jaguar den Wirt auf, ihm die Rechnung niederzuschreiben. Rodrigo Sereno holte ein Stück Kreide und schrieb die einzelnen Posten auf den Tisch. Sein Gesicht glänzte vor Wonne, als er die Summe zog. Da aber fragte der Weiße: „Wieviel hat der Gambusino gestern für ein Maultier angerechnet bekommen?"

„Auch vierzig Bolivianos, Señor."

„So ist er entweder sehr dumm gewesen, oder Sie halten mich für dumm genug, dies zu glauben. Ich bezahle die Hälfte, zwanzig Bolivianos, und zwar in blanken Goldstücken sofort auf den Tisch. Ist Ihnen dies zu wenig, so werden wir noch in dieser Nacht bei einem andern billiger kaufen."

„Señor, es ist mir unmöglich, Ihnen die Tiere zu einem solchen Preise zu lassen," beteuerte der Wirt mit wie zum Schwure erhobener Hand. „Ich würde über zehn Bolivianos am Stück verlieren."

„Schweigen Sie doch!" fuhr ihn der Weiße an. „Sie halten uns für fremd im Lande. Sie wollten aber wissen, wer ich bin, und so will ich es Ihnen sagen: ich bin der Vater Jaguar!"

Da fuhr der Wirt um zwei Schritt rückwärts und rief mit stammelndem Munde:

„Qué maravilla! Der — Va—ter — Ja—gu—ar — — —!"

Er starrte den Genannten mit weit geöffneten Augen an und schien alle Bewegungsfähigkeit verloren zu haben.

„Nun, gilt's? Zwanzig Bolivianos für das Maultier?" drang Hammer in ihn.

„Ja — ja —" antwortete er, wie abwesend; „sogar für — fünfzehn sollen Sie — — es haben — — da Sie der — — Vater Jaguar sind."

„Nein, nicht fünfzehn; ich gebe zwanzig, hier ist die Summe, welche Sie zu bekommen haben."

Er griff in den Gürtel, zog eine Handvoll Goldstücke hervor und zählte ihm die schuldige Summe auf den Tisch. Rodrigo Sereno bedankte sich, als ob er träume, und steckte das Geld auch wie im Traume in die Tasche. Nachdem jeder einen Sattel genommen hatte, begaben sich die Gäste wieder in den Hof. Der Wirt folgte ihnen und rief heimlich alle seine Leute herbei. Da standen sie und sahen, wie die Fremden sich auf die Maultiere schwangen und dann in die Nacht hinausjagten. Nun erst bekam die Stimme Serenos ihren ursprünglichen Klang zurück. Er warf sich in die Brust und rief den Seinen zu: „Heut ist meinem Hause eine große Ehre widerfahren. Wißt ihr, wer der weißhaarige Señor war, welcher trotz seines Alters nicht in den Sattel stieg, sondern aus freier Hand in denselben sprang? Der Vater Jaguar ist's gewesen, der Vater Jaguar! Bei Gott, wenn er darauf eingegangen wäre, hätte ich ihm die Maultiere alle zu nur zehn Bolivianos das Stück verkauft. Der Vater Jaguar! Merkt es euch, und erzählt es morgen allen, die euch in der Stadt begegnen!"

Er brauchte diesen Befehl eigentlich gar nicht auszusprechen, denn die guten Leute wären am liebsten gleich jetzt, mitten in der Nacht, mit der Kunde fortgeeilt, daß der weitberühmte Mann mit fünfundzwanzig Begleitern bei ihrem Herrn eingekehrt sei und eine große Summe in lauter vollwichtigen Goldstücken bezahlt habe. So aber mußten sie leider schlafen gehen.

Und schon am nächsten Morgen, als man kaum aufgestanden war, gab es auch wieder fremde Gäste. Rodrigo Sereno war eben erst von seinem Lager aufgestanden und schlürfte gemächlich seinen Mate aus der silbernen Röhre,

da traten zwei kleine, überaus rot gekleidete Menschen ein, welche bis an die Zähne bewaffnet waren. Der eine fragte sofort, als er die Thür geschlossen hatte: „Sind Sie der Wirt Rodrigo Sereno, Señor?"

„Ja, Señores," antwortete der Gefragte.

„So sind wir in das richtige Haus, lateinisch Domus oder auch Aedificium genannt, gekommen; haben Sie Maultiere zu verkaufen?"

„Gern, so viele Sie brauchen."

„Und außerdem kann man bei Ihnen zu essen und zu trinken bekommen?"

„Alles, was die Señores wünschen. Setzen Sie sich nieder und teilen Sie mir Ihre Befehle mit!"

Er rückte ihnen zwei Stühle am Tische bequem und forderte sie durch eine Handbewegung auf, sich auf denselben niederzulassen. Seine Worte hatten einen Ton, welcher ein klein wenig ironisch klang. Er schien die kleinen Männer trotz der Waffen, welche sie trugen, nicht für voll anzusehen. Sie schienen dies entweder gar nicht zu bemerken oder wenigstens nicht zu beachten, verlangten heißen Mate und ein Gebäck dazu und machten es sich dann auf den Stühlen bequem, welche er seinen Gästen hinstellte.

Als er ihnen das Verlangte gebracht und vorgesetzt hatte, nahm er bei ihnen in der Weise Platz, wie man es bei Leuten thut, die man nicht ganz für seinesgleichen hält, musterte sie mit einem von oben herab gerichteten Blicke und sagte: „Darf man vielleicht erfahren, ob die Señores sich hier in Salta aufzuhalten gedenken?"

„Wir kaufen Maultiere, also wollen wir fort," antwortete Fritze Kiesewetter.

„Wo kommen Sie her?"

„Aus Tucuman."

„Auch aus Tucuman? Und natürlich auch nicht mit der Diligence?"

„Nein. Wir haben Postpferde geritten. Aus Ihrer Frage geht hervor, daß noch andre von dorther gekommen sind, und zwar auch nicht mit der Diligence?"

„Ja. Gestern abend kam eine ganze Gesellschaft hier an, und vorgestern trafen auch schon zwei Männer ein. Wo wollen Sie hin, Señores?"

„Zunächst hinauf nach der Salina del Condor. Aber wir kennen den Weg nicht. Ist es wohl möglich, hier einen Führer zu bekommen, auf den man sich verlassen kann?"

„Warum nicht? Wenn Sie ihn gut bezahlen, will ich Ihnen sofort einen besorgen. Ich habe einen Knecht, welcher früher einigemal da oben gewesen ist und sich wohl bestimmen lassen wird, Ihr Führer zu sein. Sie werden ihn bei den Maultieren finden, die Sie sich ansehen können, sobald es Ihnen beliebt."

Der Peon, von welchem er sprach, war jedenfalls kein zuverlässiger Knecht, sonst hätte er ihn nicht so bereitwillig hergegeben. Als die beiden Reisenden dann mit diesem Manne sprachen, erklärte er, daß er gern mit ihnen reiten werde, und stellte auch so günstige Bedingungen, daß sie ohne Handel auf dieselben eingingen. Desto teurer aber waren die Maultiere, welche sie kauften. Sie mußten für das Stück fünfzig Bolivianos bezahlen, also über noch einmal so viel, als der Wirt gestern und vorgestern erhalten hatte. Dazu kamen die Sättel und die Proviantvorräte, welche sie sich mitnahmen. Während die letzteren im Zimmer eingepackt wurden, fragte Doktor Morgenstern den Wirt im Laufe des Gespräches: „Señor, Sie sprachen von Leuten, welche gestern und vorgestern aus Tucuman hier angekommen seien. Kannten Sie dieselben vielleicht?"

„Allerdings. Es waren Männer von sehr berühmten Namen."

„Darf ich diese Namen erfahren?"

„Warum nicht? Ich bin sogar stolz darauf, Ihnen mitteilen zu können, daß solche Señores bei mir verkehren. Am vorgestrigen Abend hatte ich den weitbekannten Gambusino Benito Pajaro mit noch einem Herrn als Gäste bei mir."

„Don Gambusino? So sind wir also auf der richtigen Spur, lateinisch Semita oder auch Vestigium genannt. Der andre ist jedenfalls Antonio Perillo gewesen?"

„Ja, er war es. Kennen Sie denn diese Señores?"

„Besser, als Sie vielleicht denken. Und wer waren die Herren, welche gestern hier einkehrten?"

Der Wirt betrachtete die beiden jetzt abermals mit einem forschenden Blicke, wobei sein Gesicht einen weniger geringschätzenden Ausdruck annahm. Wer den Gambusino so gut kannte, der konnte nach seiner Ansicht denn doch kein so ganz gewöhnlicher Mensch sein. Dann antwortete er fragend: „Sie sprachen von einer Spur. Wollen Sie vielleicht dem Gambusino nach?"

„Ja."

„Und wissen Sie, wohin er ist?"

„Sehr genau."

„So müssen Sie sich sputen, denn er schien große Eile zu haben. Noch weit größere Eile aber hatten die gestrigen Señores. Das waren über zwanzig Personen, welche von dem berühmten Vater Jaguar angeführt wurden. Den werden Sie wohl schwerlich kennen."

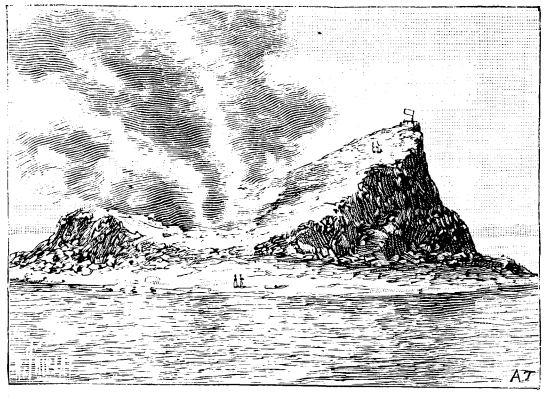
„Warum nicht? Wir gehören ja zu seiner Gesellschaft und wollen ihr nach."

„Was? Sie gehören zu ihm und wollen doch auch dem Gambusino folgen? Daraus ist zu schließen, daß der Vater Jaguar mit dem Gambusino zusammentreffen will?"

„Sie erraten es. Es handelt sich nämlich um eine sehr interessante Angelegenheit, lateinisch Negotium genannt, welche für uns von großer Wichtigkeit ist. Nämlich — — —"

Der kleine Mann stand im Begriff, dem Wirte eine voreilige Mitteilung zu machen. Fritze, welcher weit vorsichtiger war, fiel ihm schnell in die Rede: „Es betrifft nämlich eine Silberader, welche droben in den Bergen aufgefunden worden sein soll, und alle die genannten Señores, auch wir beide, reiten hinauf, um dieselbe, falls etwas Wahres daran ist, oft und manchmal auszubeuten."

„Da gratuliere ich Ihnen," meinte der Wirt, und zwar jetzt im Tone der Hochachtung. „Ein Unternehmen, an welchem sich der Vater Jaguar und der Gambusino beteiligen, muß auf alle Fälle ein rentables werden. Ich hoffe, daß Sie, so oft Sie hier vorüberkommen, sich



Die durch eine Eruption entstandene Insel Ferdinandea nach einer Aufnahme vom 29. September 1831.

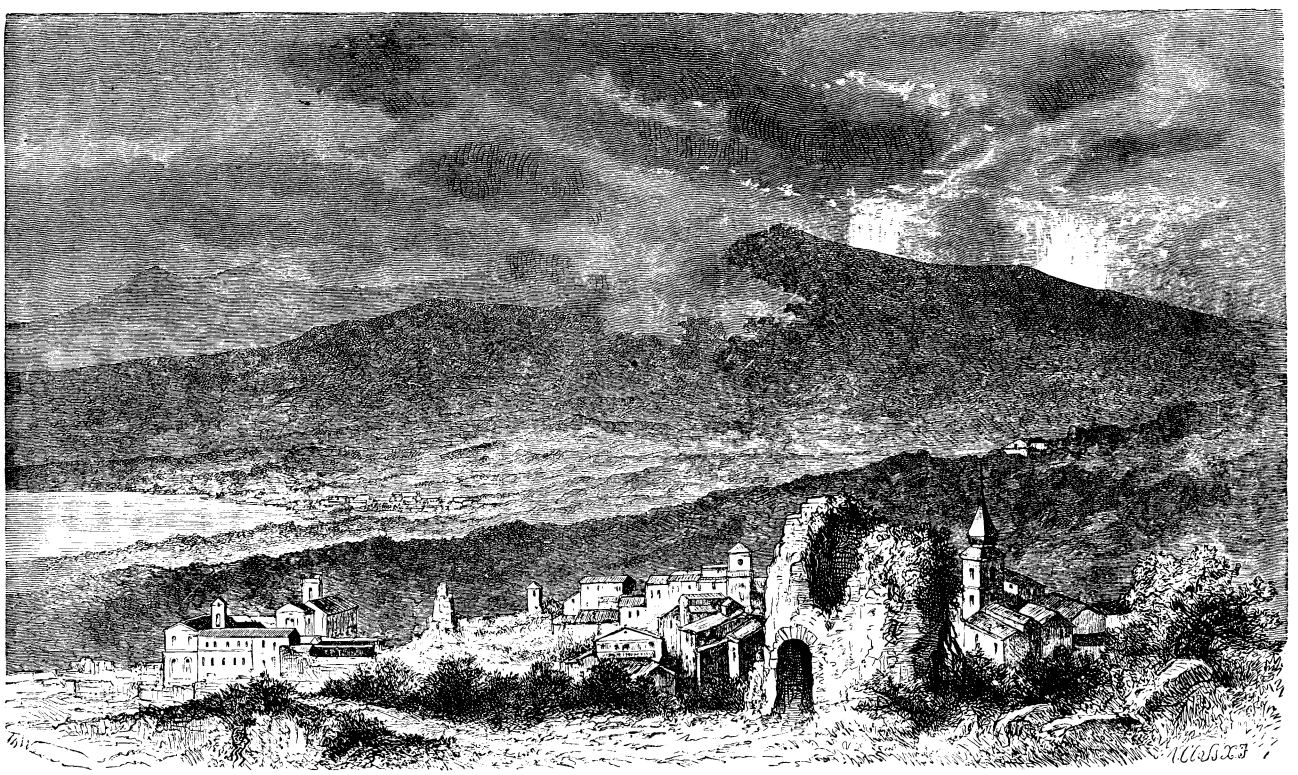
meiner erinnern und bei mir einkehren. Empfehlen Sie mich dem Vater Jaguar. Ich achte und bewundere ihn, wie ich Ihnen gleich beweisen werde. Nämlich, da Sie zu ihm gehören, will ich Ihnen die Maultiere billiger lassen, als Sie dieselben bezahlt haben; das Stück soll nicht fünfzig, sondern dreißig Bolivianos kosten; ich zahle Ihnen den Ueberschuß heraus."

Die beiden waren nicht wenig über dieses Verfahren verwundert und der Doktor steckte das Geld, welches der Wirt zurückgab, nur zögernd wieder in die Tasche. Aber Rodrigo Sereno handelte mit guter Berechnung. Er sagte sich, daß diese beiden Männer dem Vater Jaguar mitteilen würden, wieviel sie bezahlt hatten, und dann war anzunehmen, daß keiner von der ganzen Gesellschaft wieder hier einkehren werde. Der Schaden des Wirtes mußte sich dann weit höher belaufen, als die Summe, welche er jetzt wiedergab. Die beiden Deutschen gaben ihm das Versprechen, seiner zu gedenken und ihn auch der vorausgegangenen Gesellschaft bestens zu empfehlen. Dann, als ihre Vorbereitungen alle beendet waren, bestiegen sie die erkauften Maultiere und ritten mit dem Peon, welcher sie in die Berge führen sollte, zum Thore hinaus. (Fortsetzung folgt.)

Unterseeische Vulkanausbrüche im Mittelländischen Meere.

Das Wasser bedeckt, wie wir wissen, einen überwiegend großen Teil der Erdoberfläche und so ist ohne weiteres zu erwarten, daß vulkanische Ausbrüche nicht nur auf Bergeshöhen, wie wir es in diesen Tagen wieder am Aetna erleben, sondern auch auf dem Meeresgrunde sich abspielen; ja die eigentlichen stratovulkanischen Erscheinungen, die das Vorhandensein größerer Wassermassen voraussetzen, scheinen infolgedessen mit Vorliebe an der Meeresküste oder auf dem Boden des Ozeans stattzufinden. Wo der ursprüngliche Meeresboden durch permanente Hebung zum Binnenland geworden ist (wie z. B. das Vulkangebiet der Eifel und des Laacher Sees), da haben auch die Vulkane ihre Thätigkeit eingestellt.

Die auf dem Boden des Meeres entstehenden Vulkanenkegel werden wohl meistens die Oberfläche des Meeres nicht erreichen, manche aber ragen weit empor aus dem Ozean und bilden sogenannte vulkanische Inseln. Berühmt ist in dieser Beziehung die Gruppe der liparischen (äolischen) Inseln, nordöstlich von Sizilien, deren eine (Vulcano) den Meeresspiegel um 419 m überragt. Aber so schnell ein Vulkan sich aufbaut und wächst, noch schneller wird er manchmal zerstört und zur Ruine gemacht. Besteht der Berg aus losem Schutte, der nicht durch solide Lavamassen verfestigt ist, so befinden sich die Wände des Kraters stets in einem durch die Wirkung der oft stetig ausströmenden Gase hervorgerufenen lockeren Zustande. Der Rand des Kraters zerbröckelt und stürzt ein, andere Partien folgen nach, und ein kräftiges Erdbeben, wie es gerade in der Nähe von Vulkanen leicht vorkommt, vollendet das Ganze. Denken wir uns nun einen auf dem Meeresboden stehenden Vulkan, eine vulkanische Insel, so haben wir hierbei noch die zerstörende Gewalt des Wellenschlages in Betracht zu ziehen, und so ist die Möglichkeit gegeben, daß solche vulkanische Inseln wieder verschwinden. Ein allgemein bekannter Vorgang dieser Art spielte sich im Jahre 1831 im Mittelländischen Meer ab. Im Juli 1831 hob sich zwischen der sizilischen Stadt Sciacca und der nach Afrika zu gelegenen Insel Pantellaria (dem alten Kossyra) eine Insel aus dem Meere empor. Auf Sizilien hatte man einige unbedeutende Erdstöße wahrgenommen, dann bemerkte man am 12. Juli in der Nähe von Sciacca zahlreiche auf dem Meere schwimmende Schlackenstücke



Aetnaausbruch. Mai 1879.

und verspürte zugleich einen starken Geruch nach Schwefelwasserstoff. Als der gerade herrschende Nebel sich verzogen hatte, erkannte man am Rande des Horizontes eine mächtige Rauchsäule und helle Flammen, die unter lautem Donner emporzüngelten. Nach zehn Tagen wagten sich einige Geologen in die Nähe des Schauplatzes und fanden einen bis zu 60 m hohen Krater, aus dem sich gewaltige Dampfwolken erhoben, mit Aschenausbrüchen zeitweilig abwechselnd. Die Ausbrüche ließen allmählich nach, dauerten aber bis zum 12. August und schufen eine elliptische Insel von 1300 m Umfang, die fast nur aus ganz lockerem Gestein bestand. Die Engländer nahmen in aller Form Besitz von der Insel, die nach dem damaligen König von Neapel Ferdinandea benannt wurde; andre Namenvorschläge wie Corrao, Grahamsisland, Hothamisland, Julia, Nerita haben sich weniger eingebürgert. Aber die Engländer erfreuten sich nicht lange des zweifelhaften Besitzes; denn der lose Aschenbau konnte den andringenden Wogen nicht widerstehen, die Kraterhöhe nahm schnell ab, bereits im Dezember desselben Jahres war die Insel wieder verschwunden, und jetzt ist selbst in der Tiefe nicht eine Spur mehr von ihr zu finden. Unsere nach einer gleichzeitigen Originalzeichnung (vom September 1831) angefertigte Abbildung zeigt die merkwürdige Insel, die durch ihr eigentümliches Entstehen und fast noch mehr durch ihr schnelles Verschwinden allgemeines Aufsehen erregte.

Im Jahre 1863 fand an derselben Stelle ein vulkanischer Ausbruch statt, der weniger bekannt geworden ist, und ihm folgte im Oktober 1891 ein ebensolcher, etwas näher an der Insel Pantellaria. Am 14. Oktober 1891 verspürte man auf letzterer, sowie etwas schwächer auf Sizilien Erdstöße, die sich bis zum Morgen des folgenden Tages wiederholten, so daß die Bewohner von Pantellaria die Nacht größtenteils im Freien zuzubringen für gut hielten. An den zwei folgenden Tagen erfolgten nur schwächere Erzitterungen, bis in die frühen Morgenstunden des 17. Oktobers wieder ein heftigerer Stoß bemerkt wurde, dem dann noch einige unbedeutende Erschütterungen folgten. Das Erdbeben brachte mancherlei Zerstörungen auf Pantellaria hervor, doch wurden keine Menschen verletzt. Nach dem letzten heftigen Stoße bemerkte man, wie das Meer etwa 5 km westlich von Pantellaria gleich siedendem Wasser heftig aufwallte; Dampf stieg empor und plötzlich schwammen Lavablöcke auf der Wasserfläche umher. Die ganze Erscheinung war von heftigem Getöse begleitet.

Am 21. Oktober begann Professor Ricco im Auftrage der italienischen Regierung eine genaue Untersuchung der zu Tage getretenen vulkanischen Erscheinungen und widmete besonders den sehr explosibeln Lavablöcken seine Aufmerksamkeit. Sie waren länglich rund und zeigten einen mittleren Durchmesser von $^1/_2$ bis 2 m; während sie außen schwarz aussahen und lebhaft glänzten, waren sie innen mit glühender Lava und Gasen gefüllt, so daß sie äußerst vorsichtig behandelt werden mußten, damit sie dem Beobachter nicht in der Hand zersprangen und ihn verbrannten. Das Meer zeigte sich an der betreffenden Stelle unverändert gegen 160 m tief. Vom 25. Oktober 1891 an war keinerlei vulkanische Bewegung mehr zu verspüren.

Das Recht unsres Pferdes.

Der Verband der deutschen Tierschutzvereine erließ vor zwei Jahren ein Preisausschreiben: „Das Recht der Tiere oder Beleuchtung des richtigen Verhältnisses zwischen Tier und Mensch in sittlicher und rechtlicher Beziehung.“

Ein wahrhaft zeitgemäßes Thema. — „Alles Tier ist im Menschen, aber nicht aller Mensch ist im Tiere“ — mit diesem Satze führt ein Tierfreund des 18. Jahrhunderts seine Tierseelenkunde ein. — Tierquäler — Herren oder Knechte — sind der Fluch der Welt in jedem Zeitalter, und der Unterschied in der Grausamkeit gegen Tier oder Mensch liegt, meines Erachtens, nur in der Verschiedenheit des Opfers. Die Pferde aber sind zweifellos diejenigen Tiere, welche bei uns leider noch die meisten Qualen still und stumm auszustehen haben, deren Milderung eine heilige, um so mehr gebotene Pflicht ist, je nützlicher und unentbehrlicher sie uns Menschen sind und bleiben.

Doch auch hier der Wahrheit die Ehre! Ein kleiner Teil der Pferdebesitzer, zunächst aber gerade nicht bei uns, übertreibt eigentlich seine Pflichten. Der sonst so kalte Sohn Albions wird warm, er füllt ganze Bibliotheken mit Lebensbeschreibungen, ganze Museen mit Bildern berühmter Pferde. Von edlen Tieren mit langen Stammbäumen spricht er respektvoll, wie von vornehmen Menschenkindern und findet es völlig in Ordnung, wenn ihnen für schweres Geld ein kostbarer Grabstein gestiftet wird. Noch mehr, aber aus vollberechtigten Gründen, schwärmt Arabiens freier Sohn für sein geliebtes Roß, das ihm alles ist. Nennt doch sogar Mohammed den Rücken des Mutterpferdes den Sitz der Ehre und seinen Leib einen unerschöpflichen Schatz. In jedem Araberzelte leben Menschen und Pferde in vertraulichster Freundschaft: sie schlafen auf einem und demselben Lager, die Kinder klettern auf den gutmütigen Tieren umher, spielen mit ihnen, und die Pferde legen oft ihre schönen verständigen Köpfe liebevoll auf dieses oder jenes Familienglied. Nur durch Liebkosungen, nicht durch Sporn und Peitsche ist Zuneigung und Gehorsam ihnen zur Natur geworden.

„Das Pferd,“ sagt Napoleon I., der wohl darüber zu urteilen im stande sein mochte, „ist das Band zwischen Tier und Gott. Wie können wir wissen, daß Tiere nicht ihre eigene Sprache haben? Ich denke, es ist sehr voreilig, dies zu leugnen, bloß darum, weil wir dieselbe nicht verstehen. Ein Pferd hat Gedächtnis, Verstand und Anhänglichkeit. Es unterscheidet seinen Herrn von dessen Dienern, obgleich dieselben mehr um dasselbe sind. Ich hatte ein Pferd, welches mich von der ganzen übrigen Welt unterschied und durch seine Bewegungen und seinen stolzen Gang zeigen wollte, daß es einen seiner Umgebung übergeordneten Mann auf seinem Rücken trug. Es ließ sich nur von mir oder dem Groom besteigen und wenn der letztere auf ihm saß, waren seine Bewegungen ganz anders. Hatte ich meinen Weg verloren, warf ich die Zügel auf seinen Hals und es fand sicher den richtigen, unter Umständen, unter denen ich selbst niemals an das Ziel gekommen sein würde.“

Aus den napoleonischen Kriegen wird eine Geschichte von dem Trompeter Lamont im 7. französischen Husarenregimente erzählt, dessen Pferd ihn in Treffen öfter gerettet und der zum Danke dafür besser für das Tier sorgte, als für sich selbst. Als 1809 Lamont in einem Treffen an der Donau blieb, verließ das Pferd die Leiche nicht, sondern verteidigte sie gegen Leute, welche sie aufheben wollten, mit Gebiß und Huf. Napoleon, dem die Sache rapportiert wurde, gab Befehl, das Tier in Ruhe zu lassen und zu beobachten.

Die zur Bewachung bestimmten Personen erzählten, das Pferd sei die ganze Nacht bei der Leiche geblieben, habe sie am Morgen umgewälzt und vom Kopfe bis zu den Füßen berochen, dann dumpf gewiehert und sei zuletzt der Donau zugeeilt, in der es ertrank. Napoleon selbst soll sich bei diesem Bericht geäußert haben: „Ich möchte wohl wissen, ob die Menschen, welche den Tieren nichts Göttliches zugestehen wollen, auch jetzt behaupten werden, daß die Tiere nur Maschinen ohne Gedanken und Gefühle seien. Wenn dieses Pferd wirklich eine solche gewesen sein sollte, so war sie höchst bewunderungswürdig und fordert zur Ehrfurcht vor ihrem erhabenen Baumeister auf!“

Der berühmte Pferdebändiger Rarey, den man so lange im Besitze eines besonderen Geheimnisses glaubte, erklärte zuletzt öffentlich, daß nichts nötig sei, um ein Pferd zu zähmen, als gute und verständige Behandlung, und daß man nur Liebe und Vertrauen in der Seele eines Pferdes zu wecken brauche, um alles von ihm gethan zu sehen, was man wolle.

In der Militärschule zu Woolwich befand sich ein Pferd, welches so wild war, daß die besten Reiter es nicht zu besteigen wagten. Es warf sich, wenn bestiegen, entweder zur Erde und rollte über den Reiter oder drückte dessen Bein gegen einen festen Gegenstand. Es sollte daher verkauft werden. Da das Pferd indes von reiner Rasse und ein sehr schönes Tier war, übernahm der kommandierende Oberst Quest selbst dessen Zucht und brachte es durch gütliches Zureden, freundliche Behandlung und kleine Belohnungen dahin, daß dasselbe ganz zahm und ruhig wurde. Ja, es wurde schließlich vermocht, mehr besondere Bewegungen und Kunststücke auszuführen, als irgend ein anderes Pferd des Regiments.

Jeder Cirkusbesucher muß hingerissen sein von den unglaublichen Leistungen, die hier das Pferd ruhig, sicher und verständig vollführt. Die Dressur auf diesem Gebiete hat natürlich bei einem so gelehrigen Tiere fortschreitend Früchte getragen, aber schon z. B. im Jahre 1732 wurde auf den Jahrmärkten ein Pferd gezeigt, das durch Aufschlagen mit dem Fuße auf die Erde die Zahl der Augen angab, welche sich auf einem Kartenblatte befanden, das jemand aus einem Spiel gezogen. Auch schlug es mit dem Fuße so oft auf die Erde, als die Uhr Stunden wies und drückte die Viertelstunden wie eine Repetieruhr durch kleine verdoppelte Stöße aus. Sein Herr sammelte mehrere Geldstücke von verschiedenen Personen der Gesellschaft ein, mischte sie durcheinander und warf sie dem Pferde in einem Schnupftuche vor. Dieses sortierte mit dem Munde die Geldstücke und brachte jedem das seine zurück.

Das nämliche Tier, wild und unbändig anfangs, wenn es den Wagen ziehen, den Reiter tragen soll, es hört die Trompete ohne Scheu. Mitten im Getümmel der Schlacht, mitten unter Kanonendonner, Feuer und Dampf, wo alle andern Tiere zurückweichen oder doch wütend werden, da steht das heldenmütige Roß, ohne zu fliehen, ohne selbst seiner Wunden zu achten!

Nehmen wir uns also ein Beispiel an den unzivilisierten Völkern des Orients, die es verstehen, durch entsprechende Behandlung die seltensten Tugenden in ihren Pferden zu wecken. Freilich, so allgemein können wir jene patriarchalischen Zustände im Verkehr mit diesem Tiere, wie sie z. B. bei den Arabern bestehen, nicht in unsre Gepflogenheiten herübernehmen, aber es dürfte oder vielmehr: es soll und muß bei einsichtsvoller Behandlung auch bei uns vieles besser werden, weil eben das Pferd ein so würdiger Freund und Gehülfe des Menschen ist und sich bewährt, so oft wir nur selber wollen.

Das ist das Recht des Pferdes!

Lehren und Regeln fürs Leben.

Der Mensch ist auf Geselligkeit angewiesen. Im Kreise trauter Verwandter, Freunde und Nachbarn genießen wir die Freuden des Lebens doppelt und jede Unbill, jedes Ungemach, das uns trifft, wird uns leichter zu tragen, wenn wir unser volles Herz einer teilnehmenden treuen Seele ausschütten können. Daher sagt ein altes Wort so schön: „Geteilte Freude, doppelte Freude; geteilter Schmerz, halber Schmerz.“

Aber freilich, gar mancher rühmt sich, unser treuer, guter Freund zu sein und ist es leider nicht. Er ist ein Heuchler und Schmeichler, er will uns unter der Maske der Freundschaft, wie man im Leben sagt, ausnutzen.

Das ist schlimm und sollte durchaus nicht so sein. Doch Welt bleibt Welt, und in jedem Blumengarten wuchert auch Unkraut. Darum sei bei aller Treuherzigkeit und Offenheit auch vorsichtig bei dem Umgange mit deinen Nebenmenschen und sei immer des Sprüchleins eingedenk: „Trau, schau, wem?“ Wahr ist, daß es der guten, braven und treuen Seelen auf dieser schönen Gotteswelt viele gibt, viel mehr, als der argen und gemeinen. Und — die Hand aufs Herz — in gar vielen Fällen liegt auch die Schuld an uns selbst, wenn wir zuweilen über die arge Welt, über treulose Freunde klagen.

Doch mögen hier einige beherzenswerte Lehren und Regeln fürs Leben und für den Umgang mit unserm Nebenmenschen Platz finden, die eigene langjährige Erfahrungen gelehrt haben.

„Beurteile die Menschen niemals nach dem, was sie reden, sondern nach dem, was sie thun und wie sie ihren Nebenmenschen gegenüber handeln.

Baue bei deinen Nebenmenschen, mit denen du im täglichen Verkehr stehst, nicht eher fest auf treue Freundschaft und Liebe, als bis du von ihnen Beweise hast, daß sie fähig sind, dir Freundschafts- und Liebesdienste zu erweisen, die ihnen selbst kleinere oder größere Opfer an Zeit, Mühe oder selbst an Geld kosten. Du kennst ja das Sprichwort: ‚Freunde in der Not, gehen hundert auf ein Lot.‘

Hilf dem erprobten und treu erfundenen Freunde wo du kannst und sei überzeugt, er wird es in gutem Gedächtnis behalten und wird dir's vergelten wo und wie er kann.

Dränge weniger Bekannten deine Hilfe, deinen Rat nicht auf, damit du nicht in kurzer Zeit in die Klage ausbrechen mußt: ‚Undank ist der Welt Lohn.‘

Dränge dich nicht zu Höhergestellten und Vornehmen, denn du kannst dich dadurch leicht bei deinesgleichen lächerlich machen. Vor allen Dingen aber merke: Höhergestellte und Vornehme leben gleichsam in einer Welt für sich, haben ihre ganz eigenen Lebens- und Weltanschauungen. So lange du ihnen auf irgend eine Weise nützen kannst, werden sie dir freundlichst die Hand drücken. Bedürfen sie deiner nicht mehr, so fällt ihnen plötzlich wieder ein, daß sie weit mehr sind, viel höher stehen als du, ja sie wundern sich nachträglich gleichsam über sich selbst, daß sie sich mit dir eingelassen haben und lassen dich plötzlich ganz ruhig und unbeachtet, wie man sagt: links liegen. Du bist dann der Gedemütigte und für den bittern Spott deiner Kameraden, der Welt, hast du dann sicherlich nicht zu sorgen.

Sei mißtrauisch gegen die allzufreundlichen Menschen, denn ihre übertriebene Freundlichkeit ist entweder reine gehaltlose Gewohnheitssache, oder sie haben den Schalk im Nacken und mißbrauchen später deine Zutraulichkeit und Offenheit. Allzugroße Freundlichkeit ist niemals wahre Herzenssache und ist niemals vollgültige Münze.

Setze andern verständigen Menschen gegenüber niemals deinen Kopf durch und lerne Widerspruch vertragen. Sei nicht aus schwacher Eitelkeit und thörichtem Dünkel eingenommen von deinen Meinungen. Werde nicht hitzig, noch unartig und anmaßend im Streite um Ansichten und Meinungen.

Suche keinen Menschen in Gesellschaft lächerlich zu machen. Ist er dumm, so hast du wenig Ehre von dem Witz, den du an ihn verschwendest; ist er es weniger als du glaubst, so kannst du leicht Gegenstand seines Spottes werden und er hat die Lacher auf seiner Seite; ist er gutmütig und gefühlvoll, so kränkst du ihn; ist er aber tückisch, so kann er dies vielleicht auf eine Rechnung setzen, die du früher oder später mit großer Demütigkeit und bittrer Reue bezahlen mußt."

Kriegskanoe der Kongoneger.

Unser Holzschnitt führt uns eine Scene vor, welche Stanley, der berühmte Afrikareisende, im Jahre 1877 auf seiner Fahrt den Congo abwärts erlebte. Es war Ende Februar und Stanley hatte gerade die Stelle erreicht, wo der Aruwimifluß in den Congo mündet, als plötzlich die aus 54 Kanoes und etwa 2000 Wilden bestehende Kriegsflotte der verbündeten Congo-Negerstämme auftauchte. Die Spitze dieser Flotte bildete das auf unsrer Illustration vornehmlich in die Augen fallende Hauptboot; am Vorderteile desselben wallte ein großer Büschel aus den langen weißen Fibern der Doompalme bis auf den Wasserspiegel hinab; auf dem etwas erhöhten Vorderdeck standen etwa zehn junge Krieger, ihre Schilder und Speere mit kriegerischen Gebärden schwenkend; hinter ihnen war der Innenraum des Schiffes zunächst nach den Seitenplanken hin von achtzig Männern eingenommen, welche nach dem Takte eines wilden Gesanges ihre, am oberen Ende mit einer Elfenbeinkugel verzierten Ruder handhabten, während acht Steuerleute mit sehr langen Rudern den Lauf des Schiffes lenkten; in dem länglichen Halbkreise der Ruderer zeigte sich sodann eine Masse von Kämpfern, das Haupt mit einem Schmuck von roten und grauen Papageifedern gekrönt, die Arme mit Schild und Speer bewehrt, und ganz in der Mitte des Kanoës führten die Häuptlinge den Kriegstanz auf. Der Anblick dieses Kriegskanoes war ebenso wild als eigentümlich, doch genügte eine wohlgezielte Gewehrsalve von den 43 Schützen der Stanleyschen Expedition, nicht allein das erste Boot, sondern die ganze Kriegsflotte in die Flucht zu jagen, wobei die Gewandtheit, mit welcher die Neger ihre unbehilflichen Schiffe lenkten, ebenso zu bewundern war, als die Schnelligkeit, mit welcher die ganze Flotte aus dem Gesichtskreise der weißen Männer verschwand.

Die Geburtstagsgratulation.

Ein dramatischer Scherz.

Personen:

Graf Hugo v. Ebersberg, Major a. D. (Ein jovialer, dicker Herr.)
Fritz, sein Neffe. (Ein linkischer Junge.)
Herr **Knix**, Fritzens Hofmeister.
Ein alter Kammerdiener.

Erste Scene.

Knix und Fritz.

Knix. Ja — aber — mein liebster, bester, herzallerliebster Herr Fritze, wenn Ihr Glückwunsch die strenge Kritik Ihres Herrn Onkels passieren soll, so müssen Sie vor allem gerade, aufrecht; kurz: militärisch dastehen! (Richtet ihn.) So! — Kopf hoch — Brust herein — Bauch heraus!

Fritz. Aber — gestern haben Sie mir das gerade umgekehrt gesagt!

Knix. Ja so, ich habe mich vielleicht versprochen. Das begegnet mir zuweilen, wie den meisten Gelehrten; denn sehen Sie, wir — die Gelehrten nämlich — haben den Kopf immer mit wissenschaftlichen Ideen voll, und da kommen zuweilen die Worte vor lauter Gedanken in Unordnung. Also Herr Fritze: Brust — nein, Bauch heraus — ach was! nein — Brust heraus und Bauch hinein! — Ja, so wollte ich sagen.

Fritz. Was soll ich aber mit den Händen anfangen?

Knix. Ja, die Hände, das ist freilich schwierig, namentlich wenn man so große Hände — wollte sagen: Vorderextremitäten hat. Es ist aber immerhin ein Zeichen stattlicher Zukunft, welche sich erst auswachsen muß. Sehen Sie, für die Hände ist dreierlei zu bemerken.

Fritz. O weh, dreierlei! Werde ich das auch behalten können?

Knix. Ohne Zweifel! Ihr Gedächtnis hat schon größere Schwierigkeiten überwunden.

Fritz (gähnt). Also sagen Sie mir, bitte, die drei Punkte.

Knix. Erstens: Beim Anfang der Deklamation läßt man die Hände bescheiden hängen; rechts und links —

Fritz. So?

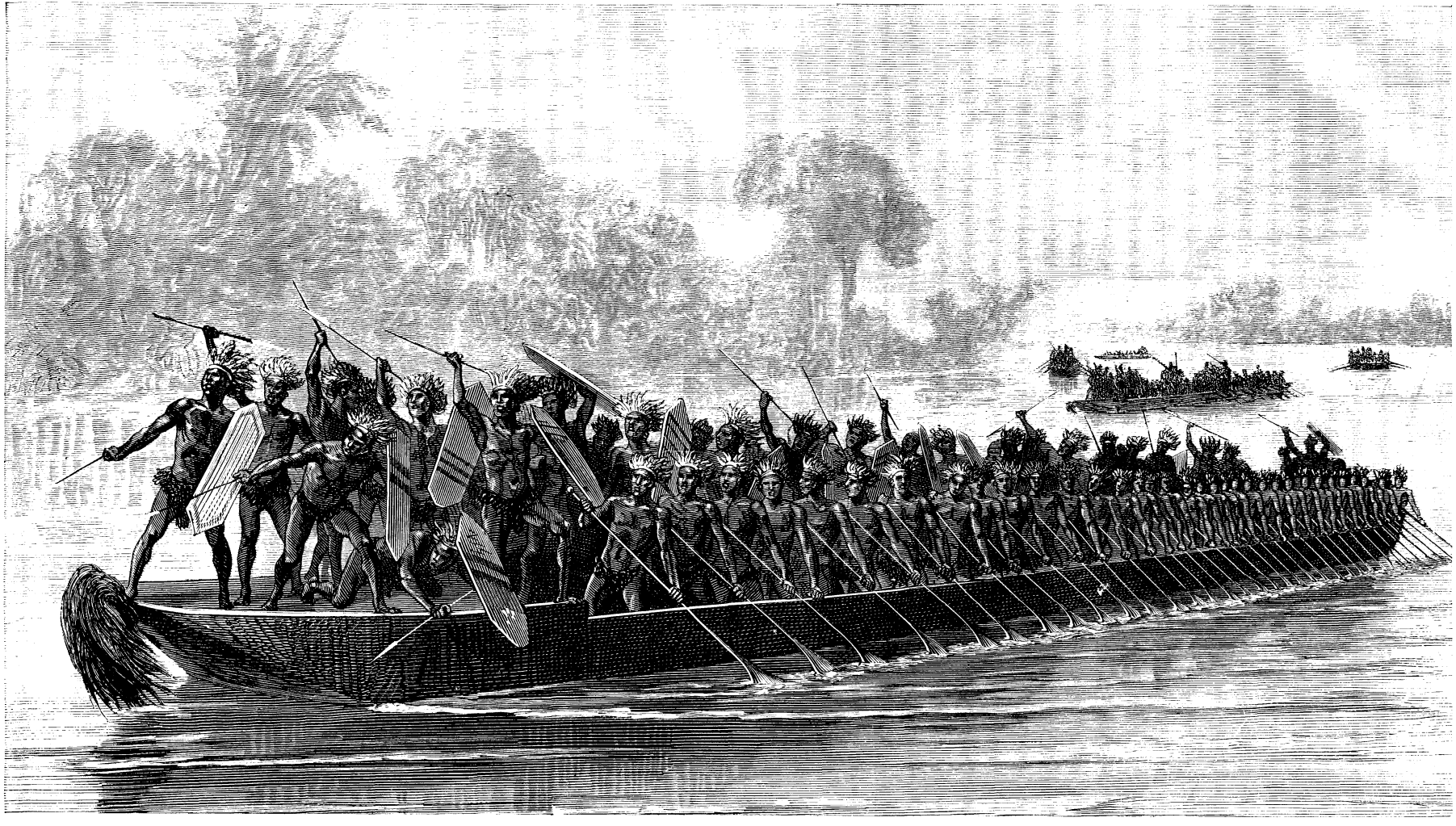
Knix. Ja! Aber weniger steif und die Finger weder krampfhaft zusammengeballt, noch furchtsam ausgespreizt. Der philosophische Grund hierfür ist sehr einleuchtend: Die anfängliche Stellung nämlich, die ein Mensch beim Deklamieren einnimmt, muß ihm die Benevolenz oder das Wohlwollen des Zuhörers erwerben.

Fritz. Wenn er aber das schon hat?

Knix. Unterbrechen Sie mich nicht ohne Notwendigkeit. Was wollte ich denn sagen? Ja so! Also, Sie können durch Ihr bloßes Erscheinen schon eine Art von Wohlwollen erwerben, allein Sie müssen dieses noch steigern. Wenn Sie nun rechts und links Fäuste machen, so drücken Sie dadurch aus, daß Sie in Gegensätzlichkeit zum Publikum, respektive zu Ihrem durchlauchtigsten Herrn Onkel, treten, und hierdurch verlieren Sie seine Benevolenz. Also nicht die Hände zusammenballen.

Fritz. Aber wenn mir etwas nicht einfällt?

Knix. So werden Sie Ihr durchlauchtigstes Gedächtnis durch die Fäuste nicht unterstützen, eben so wenig durch Drehen an einem Knopf oder durch Kneifen der Beinkleidernaht, wovon der Grund



Kriegskanoe der Kongoneger.

ebenfalls einleuchtend ist, denn das Organ des Gedächtnisses ist das kleine und große Gehirn, aber nicht die Beinkleidnaht, noch weniger ein Knopf.

Fritz. Ja, wenn ich nur am Gehirn drehen könnte.

Knir. Still gefälligst, wenn ich bitten darf. Es schickt sich durchaus nicht, daß Sie mir widersprechen. Ich wollte gleichsam sagen, daß Sie die Finger auch nicht ausgespreizt halten dürfen, denn das ist ein Zeichen von Verlegenheit. Sobald nämlich das „Ich" in der Innigkeit und Konzentration des Selbstbewußtseins erschüttert wird, so manifestiert sich diese Schwäche in Divarikation der Beine, Verspreizung der Finger und jenen Oscillationen der Beingelenke, was man gemeiniglich das Schlottern nennt. Hiervor müssen Sie sich am meisten hüten, denn nichts stellt Ihr „Ich" in einem so ungünstigen Lichte dar, und raubt Ihnen so sehr die Benevolenz, als gerade dieses Schlottern.

Fritz. Was soll ich aber dagegen thun, wenn es mich ganz unversehens überfällt?

Knir. Hierzu bedienen Sie sich des imperium rationis.

Fritz. Was ist denn das?

Knir. Nun, was heißt denn imperium?

Fritz. Feldherrntalent.

Knir. Und ratio?

Fritz. Rechnung. — Richtig! Das haben wir erst gestern im Nepos gehabt.

Knir. Nun, wer die Teile kennt, kennt auch das Ganze. Sagen Sie mir also, was heißt imperium rationis?

Fritz. Die Rechnung des Feldherrntalentes.

Knir. Ach was, Sie —, Entschuldigung, wollte sagen imperium rationis heißt: Das Machtgebot der Vernunft! Vernunft! Vernunft! Vor allem Vernunft, mein lieber Herr Fritz, dann gibt's kein Verspreizen der Finger, kein Ballen der Fäuste, kein Zupfen an der Beinkleidnaht und kein Schlottern, dann sind Sie einnehmend, Wohlwollen erweckend, dann haben Sie die Benevolenz in Ihrer Hand.

Fritz. Die Vernunft will ich mir schon merken.

Knir. Der zweite Punkt betrifft die sanften Gesten. Diese werden Sie mit der rechten Hand, leicht schwebend, langsam, in wellenförmigen, sanft dahinfließenden Beugungen und Bewegungen vollführen. Nur bei großer Innerlichkeit des Gedichtes schlägt man an die Brust, aber nicht heftig. Alle Beziehungen zur Außenwelt werden nach rechts dargestellt. Versuchen Sie jetzt einmal den Anfang des Glückwunsches:

„So oft im ernsten Strom der langen Zeiten —"

Fritz (mit der linken Hand agierend).

„So oft im ernsten Strom der langen Zeiten —"

Knir. Aber um des Himmels Willen, wissen Sie denn nicht mehr, was rechts und links ist? — „So oft —"

Fritz. „So oft —"

Knir. „Im ernsten Strom —" da dürfen Sie um des Himmels Willen nicht lachen, denn Horaz sagt: Si vis me flere, primum est flendum tibi.

Fritz. „Im ernsten Strom —"

Knir. Gut, sehr gut! Jetzt entspricht ihre Miene dem Inhalte.

Fritz.

„So oft im ernsten Strom der langen Zeiten —"

Knir. Das Wort „lang" müssen Sie mehr dehnen und ein langes Gesicht dazu machen.

Fritz.

„So oft im ernsten Strom der langen Zeiten,
Ihr werter Geburtstag taucht aus der Flut —"

Knir. Sehr gut! In derselben Weise, die man das sanfte oder mittlere Pathos nennt, geht es nun weiter. Was die Modulation der Stimme betrifft, so wird die gestrige Einübung hoffentlich genügen. Wie?

Fritz. Leise anfangen, dann langsam anschwellen, endlich feurig und lebendig; so haben Sie gestern gesagt.

Knir. Gut, ganz gut so. Nun kommt aber der dritte Punkt für die Hände. Sobald die Stimme etwas feuriger wird, kommt auch die linke Hand in die Aktion, bald abwechselnd mit der Rechten, bald zugleich. Nehmen Sie eine recht effektvolle Stelle des Gedichtes.

Fritz (fuchtelt mit beiden Händen).

„Heut aber, wo donnernd im Herzen des Neffen,
Des Jubels Klänge zusammentreffen —"

Knir. Fast etwas zu stürmisch, sonst aber recht gut. Sie haben den Gedanken voll erfaßt, den ich in diesen zwei Versen niederlegen wollte. Die zwei folgenden Verse müssen Sie womöglich noch schneller deklamieren und wohl unterscheiden, daß im ersten „Berg" und im zweiten „Ebersberg" vorkommt, damit man merkt, daß das ein eigentlicher Reim ist; etwa so: „Da ruft die Natur in Thal und Berg: Es lebe Herr Hugo von Ebersberg!"

Zweite Scene.

Die Vorigen, der Kammerdiener.

Kammerdiener. Der Herr Graf haben mit meiner Hilfe eben ihre Toilette beendet und werden in wenigen Minuten hier erscheinen, um das Geburtstagsfrühstück einzunehmen.

Knir. Haben Seine Durchlaucht gut geschlafen? Sind Durchlaucht in rosiger Stimmung?

Kammerdiener. Gut geschlafen, gut gestimmt. Schon tief bewegt erhoben sich Seine Durchlaucht vom Lager; die Rührung nahm während des Ankleidens zu, und als ich das Zahnpulver präsentierte, fiel eine Thräne hinein und der alte, liebe Herr seufzte: „O, wenn Fritz doch wüßte, welche Hoffnungen ich von ihm hege", und dann putzte er sich die Zähne.

Knir. Vortrefflich! Hören Sie, Herr Fritz? Wenn Ihr Herr Onkel schon beim Zähneputzen an Sie denkt, das muß Ihnen die rechte Stimmung geben.

Fritz. Wenn ich aber — wenn ich aber stecken bleibe?

Knir. Wo denken Sie hin? Ich werde Ihnen beistehen.

Kammerdiener. Ja, ja, thun Sie Ihr möglichstes für die Gratulation, aber schnell, denn der Herr Graf werden sogleich erscheinen. (Ab.)

Knir. Die Zeit ist zu kurz, um noch den dritten Punkt auszuführen, deshalb besorgen Sie vorzüglich den ersten und zweiten Punkt und die Modulation der Stimme: sanft anfangen, dann anschwellen und am Ende feurig. (Beide ab.)

Dritte Scene.

Der Graf. Der Kammerdiener (öffnet die Thüre und folgt dem Grafen mit einem silbernen Teller, auf welchem Briefe liegen.)

Kammerdiener. Durchlaucht, diese Briefe sind soeben angekommen.

Graf (nimmt an einem Tischchen Platz). Laß' sehen. — Ah, vom alten Baron Wetgenstein; nun, denkt der auch noch an mich? Und da — ei — das ist ja die Hand vom Grafen Hollenstreit. Das ist ja schön, wirklich sehr schön, daß der Herr General auch noch ein Plätzchen für mich in seinem Gedächtnisse hat.

Kammerdiener. Erlaucht, dürfte ich vielleicht —

Graf. Ei sieh! sogar aus der Residenz — ah, das ist ein schöner Geburtstag! —

Kammerdiener. Herr Graf, dürfte ich vielleicht das Frühstück servieren?

Graf. Kann geschehen.

Kammerdiener. Befehlen Erlaucht Kaffee oder Schokolade?

Graf. Beides, Johann, beides.

Kammerdiener. Sehr wohl! (Ab.)

Vierte Scene.

Der Graf allein (anfangs noch die Briefe lesend.)

Danke, danke! Wie doch der so herzlich schreibt; ist doch eine treue Seele, der alte Regimentskumpan (legt den Brief vor sich hin, gerührt). Ja, das ist mein sechzigster Geburtstag! Alle großen Erinnerungen meines Lebens knüpfen sich an diesen Tag. An ihm wurde ich geboren, an ihm trat ich in die Kadettenschule, an ihm kam ich zum ersten Mal ins Treffen und ward das erstemal von einer feindlichen Kugel gestreift. An diesem Tage wurde ich Lieutenant — Hauptmann — Major, und wäre ich auch an diesem Tage aus dem Dienste getreten, so wäre mein ganzes Leben an diesen Tag wie an einen roten Faden geknüpft.

Fünfte Scene.

Der Graf, Kammerdiener (mit dem Frühstück), Fritz und Knix.

Kammerdiener. Entschuldigen Erlaucht meine Langsamkeit; hier die Schokolade, hier der Kaffee; ganz nach Dero Durchlaucht Belieben. (Ab.)

Graf. Ah, da kommt ja mein Neffe. Mein Fritz, sei mir herzlich willkommen!

Fritz (überreicht unter einem Kompliment einen Blumenstrauß und den Bogen mit den Versen).

Graf. Der Tausend, Junge! Ich bin ganz wie aus den Wolken gefallen — ganz überrascht!

Knix. Erlauchter Graf! Indem ich in Unterthänigkeit und Ergebenheit ersterbe, bringe ich Ihnen meinen tiefgefühltesten Glückwunsch dar und bitte Hochdero Durchlaucht, meines Zöglings, das heißt meines talentvollen Zöglings, gefühlvollste vota und auguria mit gnädigster Huld anzunehmen.

Graf. Nun denn, Fritz, laß hören.

Fritz (verlegen auf Knix blickend). Sagen Sie mir ein!

Knix (stellt sich hinter Fritz und stößt ihn an). Nur frisch voran, ich helfe schon.

Fritz (deklamiert).

„Es ist nun da der frohe Tag, es strahlt zum Fest die Sonne;
Der Tag, an dem Sie, Onkel, einst das Licht der Welt erblickt,
Erfüllt uns alle, groß und klein, im Schloß mit hoher Wonne" —

Knix (zu Fritz). Mehr Haltung, mehr Tournüre, Brust heraus!

Fritz (den Kopf hoch hebend und den Bauch herausdrückend).

„O nimm es an, des Neffen Wort, das er dir weiht entzückt,
So oft im ernsten Strom der langen Zeiten
Dein werter Geburtstag taucht aus der Flut,
Fühl' ich — fühl' ich in meinem Herzen sich verbreiten
(stockend und suchend)
Der Freude — Sturm — des — des — Jubels — frohen Mut."

Knix (ungeduldig).

„Des Jubels Sturm, der Freude hohen Mut.
Zwanzig Jahre" — weiter!

Fritz. „Zehn Jahre weiter—"

Knix (schüttelt den Kopf). Ach was! „Zehn Jahre sind es" —

Fritz.

„Zwanzig Jahre sind es, daß Sie Hauptmann waren,
Am selbigen Tag und sodann Major,
Es wuchs die Würde stets mit den Jahren — mit den Jahren,
Und immer schneller (stockt) schneller — und immer schneller
Stiegen Sie — zum — zum Glücke — des riesigen Gipfels empor."

Knix. Ach was! „Zum Gipfel des rosigen Glückes empor."

Fritz.

„Zum Gipfel des rosigen Glückes empor —" (stockt).

Knix. „Ein König der Schlacht —" begeistert, mehr Aktion (stößt ihn an).

Fritz.

„Ein König der Schlacht begeistert mehr Aktion —"

Knix. Warum nicht gar!

Fritz.

„Ein König der Schlacht — im Gefecht ein Blitz,
Sie fürchteten nie das grobe Geschütz" (stockt).

Knix. Mut, nur Mut — es geht ja. (zum Grafen) Entschuldigen Sie, Durchlaucht, er hat es sehr gut gelernt, aber das Ungewöhnliche des pathetischen Auftretens — ja, Durchlaucht begreifen schon; also „Sie fürchteten nicht —"

Fritz.

„Sie fürchteten nicht das grobe Geschütz,
Darum erhielten Sie in der Bataille
Vom Fürsten die große Ehrenmedaille".
(stockt und greift nach hinten.)

Knix (verbeugt sich gegen den Grafen). Oho!

„Das krönt —"

Fritz.

„Das krönt unser Haus mit unsterblichem Ruhme,
Es sproßte seither gleich einer Blume,
Gleichwie des Lorbeers blühender Stock — Stock —"

Knix. „Darum —"

Fritz (sich umdrehend) Nein, das „Darum" kommt ja noch nicht —

„Und immerdar — immerdar —
Sie fürchteten nicht das grobe Geschütz"
(mit steigender Verlegenheit)
Darum erhielten Sie —

Knix. Das war ja schon da!

Fritz.

„Und immerdar" — Es geht nicht mehr.

Knix. Nur mutig voran!

Fritz.

„Sie fürchteten nicht das grobe Geschütz — (weinerlich)
Sie fürchteten nicht —
So oft im langen Strom der Zeiten" —
Ich weiß nichts mehr!

Knix. „Und immerdar" — noch einmal.

Fritz (weinerlich). Es geht nicht mehr!

Knix. Verzeihen Sie, Herr Graf! Er weiß es ganz gut, er ist nur etwas ergriffen; — also noch einmal: „Und immerdar mit schwellendem —"

Fritz (weint).

„Und immerdar mit schwellendem, höherem Schlag
Wächst mein Gefühl — von Tag — zu Tag."

Knix. Gut! Es geht ja sehr gut.

„Heut aber —"

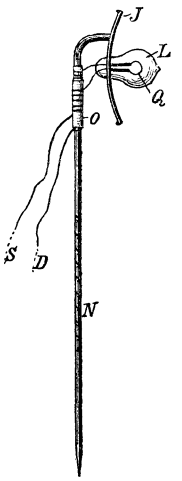
Fritz (laut heulend).

„Heut aber, wo donnernd im Herzen des Neffen
Des Jubels Klänge zusammentreffen (heult).
Da ruft es bewegt in Thal und Berg — Berg:
Es lebe Herr Hugo von Ebersberg!"
(heult wieder.)

Graf. Gut, Fritz, sehr gut! Danke, danke! Aber — komm her zu mir — weinen darfst du nicht; lustig, fröhlich mußt du heute sein.

Knix. Verzeihen Herr Graf. Die außerordentliche Feierlichkeit des Augenblickes, die überströmende Güte seines Herzens, die Gedankenfülle des Gedichtes hat Fritz etwas verwirrt. Euer Durchlaucht begreifen —

Graf. O, ich begreife ganz gut; aber jetzt, Fritz, werde wieder lustig, Gedichte deklamieren ist nicht so leicht!



Selbstverfertigte elektrische Krawattennadel. Figur 1.

Fritz (heulend). Nein, das ist nicht so leicht.

Knix (unter vielen Bücklingen). Es thut mir unendlich leid, unendlich leid, Herr Graf, daß ich meinen Glückwunsch in Entschuldigungen verwandeln muß; aber, Durchlaucht — die Lage, die Situation, das Gestikulieren —

Graf. O, ich bin ja ganz zufrieden mit Fritz. —

Knix. Hat ihn so tief erschüttert, daß — (wirft ein Tischchen mit Nippsachen um).

Fritz (lacht hell auf).

Graf (lacht über Fritz).

Knix (bemüht sich in größter Verlegenheit, das Tischchen wieder auf die Beine zu bringen). Erlaucht, Verzeihung, das Unglück verfolgt mich heute — bedaure unendlich (hebt die zerbrochenen Sachen auf).

Graf. Lassen Sie's nur liegen und fürchten Sie nichts; die Hauptsache ist, daß Fritz nicht mehr weint. He, Fritz, du Schelm, nicht wahr, jetzt bist du wieder lustig? Ja, ja, die Gedichte können einen aus dem Häuschen bringen. Aber jetzt mußt du mir auch ohne Verse, ohne Gedicht, etwas recht Liebes und Schönes zu meinem Geburtstage sagen.

Fritz (sieht verlegen um sich).

Graf. Nun, du Tausendsassa, weißt du gar nichts? Wie? Sag's nur frisch heraus!

Fritz. O ja, Onkel, wenn du's durchaus haben willst.

Graf. Nun freilich.

Fritz. Dann kaufe mir doch das schöne große Dampfschiff, welches wir gestern im Schaufenster gesehen haben, und das große Buch mit den schönen Bildern.

Graf (belustigt). Das ist freilich viel Liebes und Schönes — du sollst es haben; nach Tisch fahren wir mit dem Herrn Hofmeister in die Stadt.

Knix. O, zu viel Güte, Durchlaucht.

Graf. Und dann kaufen wir diese Sachen, auch der Herr Hofmeister kann im Buchladen irgend ein Werk für sich auswählen.

Knix. Ganz Dero ergebenster Diener.

Graf. Denn an meinem Geburtstage will ich nur fröhliche Gesichter um mich sehen. Nicht wahr?

Fritz. Ja!

Kammerdiener (welcher unterdessen eintritt, sieht die zerbrochenen Sachen am Boden und ruft entsetzt:) Ja! —

Knix (verlegen). Ja.

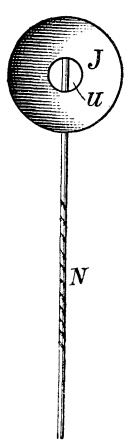
Graf (zum Kammerdiener). Ja, Ja!

Wie verfertigt man sich selbst eine elektrische Krawattennadel.

Die Unkosten, welche dieser kleine, aber sehr amüsante und in seiner Wirkung effektvolle Apparat fordert, betragen etwa drei Mark, so daß gewiß manche von den lieben Kameraden sich sogleich an die Arbeit setzen werden, um sich selbst ein Vergnügen, hier und dort vielleicht auch eine Ueberraschung zu bereiten.

Zunächst seien sämtliche Gegenstände aufgezählt, die man vor Beginnen der Arbeit kaufen muß. 1. In einem Glasgeschäft besorge man sich drei Reagenzgläser, welche etwa die Größe von Fig. 3 haben können, aber aus möglichst starkem Glase sein müssen. 2. Drei Pfropfen aus Kork oder noch besser aus Gummi. Die Korkpfropfen dürfen aber keine Fehler haben, und müssen recht genau in die Reagenzgläser passen. 3. Bei einem Mechaniker oder in einem Eisengeschäft drei runde Kohlenstäbe, wie man sie bei gewöhnlichen Chromsäureelementen braucht. Dieselben müssen etwa die Stärke von K in Figur 4 haben. 4. Drei runde Zinkstäbe etwa in der Stärke von Z in Figur 4. 5. Etwas gewöhnlichen Kupferdraht von 1—2 mm Stärke. 6. Ein Stückchen guten schwarzen Schlauch, welcher über die runde Kohlenstange K hinübergezogen werden kann. 7. Gehe man zum Optiker und lasse sich einen kleinen Hohlspiegel aus Blech machen, wie Figur 1 und 2 zeigt. Der Hohlspiegel J, siehe Figur 1 und 2, muß auf der Innenseite ein wenig poliert sein, damit er möglichst stark das Licht reflektieren kann. In J kommt in die Mitte ein Loch U, wodurch später die kleine Glühlampe gesteckt wird. An die Rückseite des Hohlspiegels lasse man von dem Optiker noch eine zugespitzte Nadel, N anlöten, welche dazu dient, den Spiegel auf der Krawatte festzuhalten. 8. Kaufe man sich ebenfalls bei dem Optiker noch eine kleine Glühlampe, welche die Größe von L, siehe Figur 1, hat. Mit dieser soll man recht vorsichtig umgehen, damit die herausstehenden Drähte nicht abbrechen. 9. Etwa ein Meter ganz feinen seidenumsponnenen Kupferdraht. 10. Für fünf Pfennig in der Apotheke, Gummipapier. 11. Für zehn Pfennig, in einem Droguengeschäft, etwas Paraffin. Haben wir nun diese Sachen mit Hilfe der Sparbüchse vor uns auf dem Tische liegen, so wollen wir zunächst unsre Arbeit bei der eigentlichen elektrischen Krawattennadel beginnen.

Wir nehmen also das kleine Glühlämpchen vorsichtig zwischen zwei Finger und stecken es in das Loch U, siehe Figur 2, so daß die beiden herausstehenden Drähte des Lämpchens auf der Rückseite des Reflektors hervorstehen. Alsdann schneiden wir uns ein kleines Stückchen Gummipapier ab, und wickeln dies, wie in Figur 1, 0, ersichtlich, um den oberen Teil der Nadel. Nun nehmen wir das eine Ende des feinen, seidenisolierten Kupferdrahtes, entfernen die Umhüllung ungefähr zwei Centimeter lang und winden diesen nackten Draht ganz vorsichtig um das eine Ende des aus dem Glühlämpchen herausstehenden Drahtes. Hierbei muß man aber recht vorsichtig verfahren und darf nicht den Draht selber drehen, da er sehr leicht abbricht. Ist nun so diese Verbindung hergestellt, so winden wir den Kupferdraht vorsichtig um die Nadel und zwar auf den von dem Gummipapier umhüllten Teil. Ebenso verfahren wir mit dem zweiten Ende des Drahtes. Dieser wird mit der andern Seite des dünnen Kupferdrahtes in leitende Verbindung gebracht und nun, nicht direkt auf den vorhergehenden Draht, um die Nadel gewickelt, sondern erst über etwas Gummipapier, das auf den ersten Draht gelegt ist. So wäre nun die Busennadel so weit fertig. Die etwa ein halb Meter langen Enden S und D stehen frei von der Nadel ab,



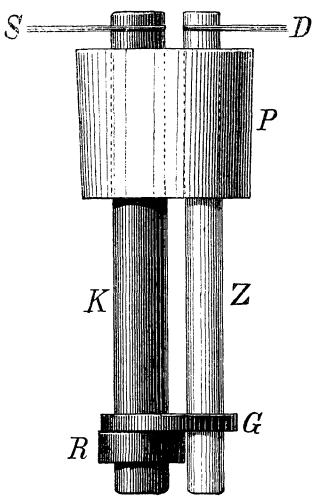
Selbstverfertigte elektrische Krawattennadel. Figur 2.

und der Draht könnte nun durch D, Q, wieder durch S zurücklaufen. Jetzt wollen wir uns eine Krawatte suchen, auf die wir die Nadel befestigen, am besten eine dunkle. Denn es ist nicht vorteilhaft, sehr oft die Nadel auf eine andre Binde zu befestigen, die hellen schmutzen mehr. Die Drähte werden durch die Krawatte hindurch, an der Rückseite heruntergeleitet. Dies wäre also nun ganz fertig, und wir schreiten jetzt zu der Batterie, welche wiederum in ihrer Herstellung einige Sorgfalt erfordert.

Zunächst wollen wir daher die drei Korken mit einer feinen Feile vorsichtig so abfeilen, daß sie recht genau in die Reagenzgläser, mindestens in zwei drittel Höhe der Korke, hineinpassen. Ist dies vollendet, so schneiden wir die Kohlenstangen in der Länge von K, in Figur 4, mit einer Laubsäge ab, recht vorsichtig, da sie ebenfalls sehr zerbrechlich sind. Alsdann schneiden wir drei Zinkstangen in derselben Länge zu und lassen auf letztere von einem Klempner je ein Stückchen Kupferdraht, D, löten. Um den oberen Rand der drei Kohlenstangen feilen wir eine kleine Rinne und legen um dieselbe ein Stückchen Kupferdraht S. Sind nun diese drei Paar Kohlen- und Zinkstäbe soweit fertig, so legen wir sie vor uns auf den Tisch und beginnen die entsprechenden Löcher durch die Korke P, siehe Figur 4, zu stoßen. Hierzu bedienen wir uns am besten eines runden Stemmeisens, oder, falls ein solches nicht zur Stelle ist, eines dicken Bohrers. In jedem Korke P müssen also zwei Löcher sein, wie aus Figur 4 ersichtlich ist, so zwar, daß immer eine Kohlen- und eine Zinkstange nebeneinander, etwa in dem Abstande von ein drittel Centimeter genau senkrecht hineingestoßen werden können. Nun nehmen wir den schon vorher erwähnten Schlauch und schneiden mit einer Schere sechs Ringe ab. Drei davon können die Breite von R, siehe Figur 4, und drei die Breite von G haben. Ziehen wir nun die drei breiteren Ringe auf die Kohlenstangen herauf, und die drei schmäleren um die Zink- und Kohlenstäbe herum, so wird erstens ein Berühren der beiden Stäbe und zweitens ein Auseinandergehen derselben nicht möglich sein.

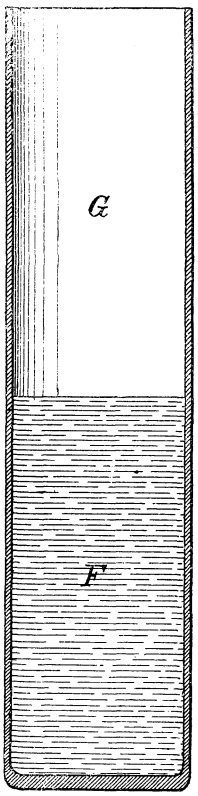
Jetzt schneiden wir uns einen etwa drei Centimeter breiten Streifen von dem vorerwähnten Gummipapier ab, und winden denselben in doppelter Lage um den Kork P herum.

Hierdurch wird jede nur mögliche Oeffnung zwischen Glas und Pfropfen vermieden. Damit nun aber nicht die später in die Gläser G zu füllende Flüssigkeit durch die noch etwa vorhandenen Oeffnungen bei der Kohle und dem Zink hindurchsickern kann, verfahren wir folgendermaßen: Das Paraffin, welches wir in einem Droguengeschäft gekauft haben, legen wir in einen großen Blechlöffel und halten letzteren über eine brennende Kerze. Es wird nicht lange dauern, so zerfließt die Wachsmasse und wir nehmen alsdann einen alten Pinsel und bestreichen so die Unterseite des Korkes, daß jegliche Oeffnung von dem bald wieder erstarrenden Paraffin vollständig verschlossen wird. Glauben wir nun, daß die Korke jetzt gänzlich dicht sind, so drücken wir dieselben in die drei Gläser G, G, G, fest hinein, nachdem wir zuvor dieselben bis in halber Höhe mit folgender Flüssigkeit gefüllt haben: Eine gesättigte Lösung von doppeltchromsaurem Kali wird mit ein fünftel Teilen konzentrierter Schwefelsäure vermischt. Um diese Lösung anzufertigen, zerstoßen wir aber zuvor das Kali recht fein und lassen es in heißem Wasser lösen. Aber etwas vorsichtig, denn ganz giftfrei ist das Kali nicht! Die Lösung ist erst dann gesättigt, wenn das Kalipulver sich nicht mehr löst, sondern auf den Boden der Flasche fällt. Die Schwefelsäure gießen wir auch vor-



Selbstverfertigte elektrische Krawattennadel. Figur 4.

her noch in die einzelnen Gläser hinein, aber so, daß die Kaliflüssigkeit zuerst darin ist, und nachher möge man recht langsam gießen, da sich das Gefäß anfangs etwas erwärmen wird. Die Gläser müssen also so weit gefüllt sein, daß, wenn wir nun die Korke mit Zink und Kohle darauf setzen, letztere nicht in die Flüssigkeit tauchen. Schließlich überpinsele man auch die von außen zugänglichen Oberflächenteile der Korke mit flüssigem Paraffin, das man auch noch etwas auf das Glas übergreifen läßt.



Selbstverfertigte elektrische Krawattennadel. Figur 3.

Diese drei Elemente wären nun fertig, und wir stellen sie daher aufrecht in ein kleines Kistchen. Da wir aber diese kleine Batterie stets bei uns tragen wollen, so verfertigen wir uns hierzu ein Kästchen aus Pappe, oder noch besser aus dünnem Holz. Siehe Figur 5, T. Die drei Elementchen müssen genau in die Umhüllung passen. Nun wollen wir nur noch die Verbindung herstellen, und wir können bald unsren prächtigen Brillanten auf der Binde leuchten lassen.

Mit etwas dünnem Kupferdraht verbinden wir immer einen Zinkstab mit einer Kohle, also S mit D, so daß nur noch auf der einen Seite S, auf der andern D übrig bleibt. Diese beiden Enden verbinden wir wiederum leitend mit den Drahtenden, welche von der Krawattennadel ausgehen.

Ein wenig geschickt führen wir den Draht unter der Weste zu der kleinen Batterie, welche wir entweder in eine Seitentasche einstecken, oder, noch besser an einem Riemen nach Art eines Opernglases an der Seite tragen.

Soll nun die Glühlampe, d. h. der feine Draht Q in derselben leuchten, so drehe man nur die Batterie um. Hierbei kommt nämlich die Flüssigkeit mit den Kohlen und Zinkstäben in Berührung, und der starke elektrische Strom, der sich sogleich entwickelt, bringt das Lämpchen zu einem hellleuchtenden Glühen. Sobald der Strom nachläßt, fülle man neue Flüssigkeit in die Gläser. Mit dieser elektrischen Krawattennadel wirst du großen Effekt machen, namentlich wenn du sagst, du hättest sie selbst gefertigt.

Ein teurer Eierkuchen.

Als Georg III. von Großbritannien (1760—1810) bald nach seiner Thronbesteigung die Niederlande besuchte, überraschte ihn eines Tages bei einer Ausfahrt ein so heftiges Unwetter, daß er gezwungen war, vom Wege ablenken zu lassen und mit seiner Begleitung in das nächste Dorfwirtshaus zu flüchten, um unter Dach und Fach das Ende des Sturmes abzuwarten. Sowohl die Equipage als die Insassen verrieten nichts von fürstlicher Würde, und der Monarch glaubte sich völlig unerkannt, besonders da der Wirt der Schenke sich von jeder übertriebenen Höflichkeit fern hielt. Das schlechte Wetter dauerte länger, als man erwartete, und der König verspürte Eßlust. Eine Anfrage Lord Hollands, seines Reisemarschalls, an den Wirt ergab, daß zur Stillung der fürstlichen Eßlust nichts als ein Eierkuchen beschafft werden konnte, der aber in seiner Zubereitung vollkommen befriedigte. Nach beendigtem Mahl hatte sich der Himmel aufgeklärt, Georg befahl dem Lord, draußen in der Küche den Wirt nach dem Preise zu fragen, und noch eine Kleinigkeit darauf zu legen, dann sollte die Abfahrt nach dem Haag erfolgen. Der Marschall entfernte sich, kehrte aber nach einigen Augenblicken mit höchster Entrüstung im Antlitz wieder und berichtete, daß der Wirt nicht weniger als zehn Pfund Sterling für den Eierkuchen beanspruche. Erstaunt über diese Forderung, befahl Georg, den Wirt zu rufen, der auch sofort in ehrerbietiger Haltung erschien, und ebenso die Frage des Königs, ob er wisse, wen er vor sich habe, bejahte. „Und dann schämt Ihr Euch nicht, einen Gast Eures Landes, einen fürstlichen obendrein, so schmählich zu behandeln?“ fuhr der Monarch auf. „Zehn Pfund für einen Eierkuchen, den man in jedem Hause Hollands finden kann?“ — „Ew. Majestät sind im Irrtum,“ entgegnete der Wirt mit echt holländischer Gemütsruhe; „meine Forderung ehrt den ausgezeichneten Gast unsres Landes; denn einen Eierkuchen kann man in jedem Hause der Niederlande finden, einen König aber nur in dem meinigen!“ — Der König, belustigt und geschmeichelt zugleich, lachte herzlich; er befahl, dem Wirt die verlangte Summe zu zahlen, und verließ in heiterer Stimmung das Dorfwirtshaus. Freilich soll er es, so erzählt die Fama, für alle Zukunft vermieden haben, bei diesem unverfrorenen Eierkuchenbäcker jemals wieder vorzusprechen.

Mathematische Trugschlüsse.

XVI.

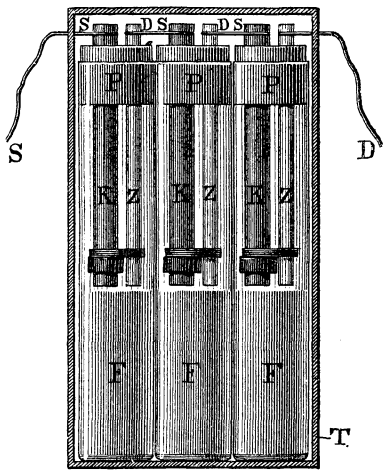
Die richtige Auflösung der drei Gleichungen mit drei Unbekannten in der vorigen Nummer ergibt, wie ihr inzwischen jedenfalls selbst gefunden habt,

$$x = 1, y = 1, z = 2$$

Aus dieser Auflösung folgt, daß $x = y$, also $x - y = 0$ ist. Mithin habe ich die Gleichung (7), welche lautete

$$x - y = 3(x - y)$$

durch Null dividiert. Der eine oder der andre von euch wird hier jedenfalls fragen: „Ja, wie kann ich denn das bei der Ausrechnung wissen, daß schließlich für x und y dieselbe Auflösung herauskommt?“ Dem antworte ich: „Bis zur Gleichung (7) konnte man das allerdings nicht wissen; aber die Gleichung (7) ist eine Bestimmungsgleichung und kann nur dann bestehen, wenn $x - y = 0$, also $x = y$ ist. Dies ist also eine ganz notwendige Folge des Auftretens der Gleichung (7).“



Selbstverfertigte elektrische Krawattennadel. Figur 5.

Nun will ich eine ganz neue Art von Trugschlüssen bringen, und zwar will ich beweisen, daß -1 größer als irgend eine noch so große positive Zahl ist.

Wenn man die Division

$$1 : (1 - x)$$

nach der bekannten Regel für die Division der Klammern ausführt, so erhält man

(1) $1 : (1 - x) = 1 + x + x^2 + x^3 + \ldots$,

wo die Reihe auf der rechten Seite des Gleichheitszeichens niemals abbricht. Setzt man hierin $x = 2$, so wird die linke Seite

$$1 : (1 - 2) = 1 : (-1) = -1,$$

und man erhält demnach

(2) $-1 = 1 + 2 + 4 + 8 + \ldots$.

Die Summe der Reihe auf der rechten Seite kann aber, wenn man sie nur weit genug fortsetzt, größer gemacht werden, als jede beliebige Zahl, also muß auch -1 größer sein, als irgend eine positive Zahl.

Buchstabenrätsel.

Wo die hohen Ulmen stehen,
Kannst du meinen ersten sehen,
Und der Zweite wird im Hain
Sicher zu entdecken sein.
In dem Inselreich der Briten
Kannst du finden meinen Dritten.
In dem Haus, nicht in den Wegen
Tritt der Vierte dir entgegen.
Fragst du mich, wo ist das Ganze?
Such's im hehren Sternenkranze.

Homogramm.

		a	a	a	a		
		a	a	d	d		
d	d	e	e	e	e	g	g
h	h	n	n	n	n	n	n
n	n	o	o	o	o	r	r
r	r	r	s	s	s	t	t
		t	t	u	u		
		u	u	z	z		

Diese Buchstabengruppe soll derartig geordnet werden, daß die vier wagerechten Reihen den ihnen entsprechenden senkrechten gleich lauten. Dabei entstehen die Wörter:

1. ein Drama von Schiller,
2. eine Stadt in Westpreußen,
3. eine Stadt in Mittelamerika,
4. ein beliebter Märchenerzähler.

Auflösung des Logogriphs in Nr. 45.

„Ost, Rost, Frost.“

Auflösung des Kapselrätsels in Nr. 45.

„Segel, Seeigel, Igel.“

Auflösung des magischen Monogramm in Nr. 45.

Markus.

Das M ist in der untern Hälfte des S, das a liegt verkehrt darüber, das r ist in der obern Hälfte des S, das k unter dem m, das u um das r herum und das S bildet den Rahmen des ganzen.

Als König Christian VIII. von Dänemark

nach seiner Thronbesteigung zum erstenmal die Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg bereiste, hatte er auch der Stadt Mölln in Lauenburg seinen Besuch ankündigen lassen. Die Väter der Stadt, hoch erfreut über die ihnen zugedachte Ehre, beschlossen den Einzug des Königs zu einem besonders festlichen zu gestalten, natürlich mit Fahnen, Laubgewinden, Ehrenpforten und den Mädchen in Weiß. Vor allem erhielten auch die Stadtmusikanten die Weisung, den König mit einer Festhymne zu empfangen, welche den aufrichtigen Gefühlen und dem Jubel der Stadt unverfälschten Ausdruck zu geben geeignet sei. Das Repertoire des Herrn Stadtkapellmeisters war damals wohl etwas beschränkt, oder war der selige Tyll Eulenspiegel in ihn gefahren, um seinen untrennbaren Zusammenhang mit der guten Stadt Mölln — er liegt bekanntlich dort begraben — nicht in Vergessenheit geraten zu lassen? Das Programm des Einzuges verlief durchaus zur hohen Befriedigung der Bürger, nur der Stadthauptmann fühlte sich nicht gerade erbaut, als Christian VIII. bei seinem Einzug angeblasen wurde mit den Klängen des damals so beliebten Volksliedes „Du bist der beste Bruder auch nicht". Das Stadthaupt bedeutete denn auch dem Herrn Stadtkapellmeister, es sei ja zwar ein recht schönes Stück gewesen, aber bei einer Gelegenheit von so hoher Bedeutung doch zu wenig feierlich, und er möge daher bei der am Nachmittag erfolgenden Abreise des Königs die Wahl des Musikstückes in diesem Sinne treffen. Aber auch diesmal fehlte Tyll Eulenspiegel nicht, denn als der König zum anderen Thore wieder hinausfuhr, gaben die Stadtmusikanten als Abschiedsgruß den Choral „Nun danket alle Gott" zum besten.

Das Vermächtnis des Inka.

Von **Karl May.**

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers", „Geist der Llano estakata", „Kong-Kheon, das Ehrenwort", „Die Sklavenkarawane", „Der Schatz im Silbersee" u. a.

(Fortsetzung.)

Wer von Osten aus die Anden ersteigt, um westwärts nach Chile oder Peru zu kommen, hat verschiedene Gebirgsstufen zu erklimmen, die sich infolge der Verschiedenheit ihrer Höhe auch durch eine Unähnlichkeit ihres Klimas unterscheiden.

Die erste Stufe besteht aus den Yungas, welche bis 1600 Meter ansteigen. Hier herrscht die ganze Ueppigkeit der Tropenregion mit ihren weiten, undurchdringlichen Urwäldern, welche zuweilen von saftigen Grasfluren, die man Pajonales nennt, unterbrochen werden. Die Medio Yungas erreichen als zweite Stufe eine Höhe von durchschnittlich 2900 Meter

> Was erhält uns frisch und jung?
> Arbeit und Erinnerung.
>
> Ernst Pasqué.

. . . „Und doch scheinen Sie nicht zu wissen, daß Sie irre geritten sind! Wie früh sind Sie heute aufgebrochen?" . . .

Hier herrscht noch das Klima der gemäßigten Zone, und man kommt durch ungeheure Wälder, welche besonders reich an Cinchona-Arten sind. Darauf folgen die Cabezeras de los valles*) bis 3300 Meter Höhe. Sie sind gegen die Stürme des oberen Gebirges geschützt und infolge dessen auch noch reich an den verschiedensten Vegetationsformen. Bis hierher erstreckt sich der geschlossene Baumwuchs, also der Wald, während auf der nächsten Stufe Bäume nur vereinzelt und zwar nur in besonders geschützter Lage anzutreffen sind. Diese nächste Stufe, welche Puna genannt wird, steigt bis zu 3900 Meter Höhe empor. Man trifft auf derselben außer den vereinzelten Bäumen nur Kräuter und Gräser (Gentiana, Valeriana, Yareta u. s. w.) an, welche den Tieren als Weidefutter dienen. Es herrscht hier eine große Trockenheit, welche nur in der Regenzeit unterbrochen wird. Die nun folgende Stufe wird Puna brava genannt und umfaßt bis zu den höchsten Bergesspitzen alles, was über 3900 Meter liegt. Diese Höhen sind reich an wertvollen Erzen; hier führen die Pässe zwischen den Bergesriesen über das Gebirge. In dieser Region verwandelt sich selbst im hohen Sommer der Regen sehr oft in Schnee und Hagel; im Winter aber herrschen wütende Schneestürme, welche denjenigen Reisenden, die so kühn sind, in dieser Jahreszeit den Uebergang über die Anden zu wagen, meist das sichere Verderben bringen.

Da, wo jenseits der argentinischen Grenze auf bolivianischem Gebiete die Puna an die obere Cabezera grenzt, zieht sich ein ziemlich dichter Wald von Cinchona Calisaya-Bäumen an den östlichen Berghängen hinab. Auf den freien Stellen, welche dieser Wald umschließt, befinden sich die Wohnstätten der Mojos-indianer. Etwas höher, jenseits der Punagrenze, liegt das Guanacothal, welches eine Abteilung dieser Indianer jetzt zur Jagd aufgesucht hatte. Und noch weiter oben, beinahe in der Puna brava gelegen, breitet auf einem kleinen Hochplateau die Salina del Condor ihre salzigen Wasser aus, höher noch liegt die Mordschlucht. Nahe an ihr führt ein Pfad vorüber, welcher über einen Paß von Chile herüberkommt, hinab zur Salina del Condor steigt und dann über die argentinische Grenze hinab nach Salta leitet. In der Nähe der genannten Grenze vereinigt sich mit diesem Pfade ein zweiter, welcher weiter nördlich her von Peru herüberkommt. Der Ausdruck Pfad ist hier eigentlich falsch angewendet, denn von dem, was wir unter Pfad und Weg oder gar Straße verstehen, ist hier keine Rede. Das Saumtier schreitet über Felsen und Steingetrümmer, durch Thäler und Schluchten, ohne eine Spur, aus welcher ein wirklich ausgetretener Weg entstehen könnte, zu hinterlassen. Nur der erfahrene Jäger oder Führer kennt die Gegend; der unerfahrene Reisende aber verliert sehr leicht die Richtung und kann dann tage- und wochenlang zwischen den Bergen umherirren, ohne den Weg, den Paß zu finden, der ihn zum Ziele bringen sollte. Selbst der Kenner kann, wenn er nicht scharf aufpaßt, die Stelle, an welcher die beiden erwähnten Saumpfade zusammenstoßen, leicht übersehen und infolgedessen den falschen einschlagen.

In diesem Falle befand sich der Peon aus Salta, welcher die beiden Deutschen nach der Salina del Condor bringen sollte. Er war wohl in Gesellschaft hier oben gewesen, hatte sich aber nicht so sehr um die Einzelheiten der Gegend bekümmert, wie es erforderlich gewesen wäre zur Erlangung der Kenntnisse, welche ein zuverlässiger Führer besitzen muß.

Es war mittag, und schon seit dem frühen Morgen hatte er sich auf eine ganz eigentümliche Weise verhalten. Er war von der heute eingeschlagenen Richtung oft abgewichen und nach rechts oder links eingebogen, um dann wieder nach links oder rechts umzubiegen. Er beobachtete die Gegend mit verlegenem Blicke und gab sich dabei Mühe, diese Verlegenheit nicht bemerken zu lassen. Gab es einmal eine sichtbare Spur, daß ein Mensch hier geritten sei, so nahm sein Gesicht einen zuversichtlicheren Ausdruck an, um denselben aber bald wieder zu verlieren, wenn er einsehen mußte, daß er sich in dieser Gegend doch noch nicht befunden habe.

Dem Doktor fiel dieses Verhalten nicht auf; Fritze aber war scharfsinniger und hatte es gar wohl bemerkt. Darum sagte er jetzt, natürlich in deutscher Sprache, zu seinem Herrn: „Dieser Mensch scheint seiner Sache nicht jewiß zu sind. Haben Sie ihm dat nicht auch schon anjesehen?“

„Nein.“

„Dann passen Sie doch mal auf! Er wird immer unsicherer. Sie müssen doch bemerkt haben, daß wir oft nach der Seite abgewichen sind?“

„Das habe ich gesehen; aber wir sind ja immer wieder zurückgekehrt.“

„Eben dieses hat mir aufmerksam jemacht. Wenn er nach rechts reitet und nachher wieder nach links, so muß eins von beiden falsch sind. Der alte Onkel hat sich wahrscheinlich verirrt.“

„Das wäre höchst unangenehm, inamoenus, wie der Lateiner sagt. Wenn dieser Peon unser Führer sein will, muß er doch den Weg kennen.“

„Eigentlich ja; aber es wird wohl uneigentlich sind. Sehen Sie ihn mal an! Wild jenug sieht er freilich aus, jescheit aber nicht.“

Damit hatte er sehr recht. Der Peon hatte das Aussehen eines Banditen; aber von Intelligenz war in seinem Gesichte keine Spur zu entdecken.

Die drei Reiter befanden sich jetzt an einer Stelle, wo sich zwei schmale Thäler vor ihnen öffneten; das eine führte nach links und das andre geradeaus. Der Peon blieb halten, um sich zu besinnen. Er schaute bald nach links und bald vor sich hin und wußte sichtlich nicht, wohin er sich wenden solle. Da verlor Fritze endlich die Geduld und sagte: „Warum halten Sie an, Señor? Es scheint, Sie haben den Weg verloren?“

„Wie kommen Sie auf diesen Gedanken?“ antwortete der Führer in beleidigtem Tone. „Meinen Sie, ich wüßte nicht, wo ich bin?“

„Das meine ich nicht. Sie wissen jedenfalls ganz genau, daß Sie sich in den Anden befinden; aber auf welchem Punkte derselben, das zu wissen, ist wohl schwieriger.“

„Ich kenne den Weg so genau, wie mich selbst, und habe mich überhaupt im Leben noch nie verirrt.“

„So wissen Sie also noch nicht, wie es einem Verirrten zu Mute ist? Ich denke, daß Sie das jetzt erfahren werden.“

„Wollen Sie mich beleidigen, Señor? In diesem Falle lasse ich Sie hier halten und reite zurück!“ bemerkte er in drohendem Tone.

„Zurückreiten? Das würden Sie wohl nicht fertig bringen,“ antwortete Fritze gleichmütig.

„Warum nicht?“

„Weil das Maultier, auf welchem Sie sitzen, uns gehört. Sie würden also nur zurücklaufen können.“

*) Die obern Thalstufen.

„Und wenn ich es nicht hergebe?"

„Reden Sie nicht solch dummes Zeug! Sie sehen, daß wir bewaffnet sind. In dieser Gegend pflegt man auf Diebe zu schießen, ohne zu fragen, ob ihnen das oft und manchmal angenehm ist. Sobald Sie wenden, um zurückzureiten, bekommen Sie meine Kugel. Das merken Sie sich! Und nun vorwärts, wenn Sie den Weg wirklich so genau kennen, wie Sie behaupten!"

Der Peon hatte keineswegs das Aussehen eines furchtsamen Menschen, ließ sich aber doch durch das energische Verhalten des kleinen Deutschen einschüchtern und bog in das Thal ein, welches nach links führte. Die andern folgten ihm.

Dieses Thal hatte viele Schlangenwindungen; es führte bald in der einen und bald nach der andern Richtung; dabei schien es endlos zu sein und verengte sich mehr und mehr, bis es zur tiefen, schmalen Schlucht wurde, welche man mit einem nordamerikanischen Cañon vergleichen konnte.

Der Peon ritt jetzt langsamer und immer langsamer voran. Er sah ein, daß er noch niemals hier gewesen sei, denn eine so lange Schlangenschlucht war ihm noch nie vorgekommen. Er ging mit sich zu Rate und kam schließlich doch zu der Einsicht, daß es jedenfalls besser sei, seinen Irrtum jetzt und freiwillig einzugestehen, als desselben später mit Heftigkeit überführt zu werden. Darum hielt er endlich an und sagte: „Sie haben mich vorhin irre gemacht. Ich hätte nicht nach links einbiegen, sondern geradeaus reiten sollen. Das war der richtige Weg. Kehren wir also um, Señores!"

„Habe es gedacht!" brummte Fritze unmutig. „Nun müssen wir den weiten Weg zurück! Aber wissen Sie denn auch genau, daß dieser der falsche und jener dann der richtige ist?"

„Ja. Wenden Sie getrost um! Wir sind zu weit nach links gekommen und müssen also mehr nach rechts hinunter."

„Wenn es richtig ist, will ich es loben, denn ich denke mir, daß — — —"

Er hielt mitten im Satze inne und lauschte.

„Was gibt's?" fragte der Doktor. „Hörst du etwas?"

„Ja. Es war mir, als ob da vor uns ein Geräusch jewesen wäre. Horch!"

Er hatte sich nicht geirrt, denn das Geräusch wiederholte sich und kam näher. Es klang wie Hufschlag.

„Sollte ich mich dennoch auf dem richtigen Wege befunden haben?" fragte der Peon, indem sein besorgtes Gesicht sich aufheiterte.

„Wenn dies wäre, so hätten Sie es jedenfalls nur dem Zufalle zu verdanken," antwortete Fritze. „Ich aber möchte behaupten, daß alle Ihre beiden Wege falsch sind, obgleich Sie nur diesen für falsch, den andern aber für richtig gehalten haben. Sie wissen offenbar schon seit heute früh nicht, woran Sie sind. Nun aber werden wir hoffentlich erfahren, in welcher Gegend der Neuen Welt wir uns befinden."

Die Schlucht machte vor ihnen abermals eine Biegung. Um die Ecke, welche dadurch gebildet wurde, kamen drei Reiter. Dem vordersten sah man es an, daß er ein Maultiertreiber, ein Arriero war. Hinter ihm kam ein hoch beladenes Packtier, welchem ein Reiter folgte, welcher der Besitzer des Gepäckes zu sein schien. Er war in die Tracht des Landes gekleidet, von hoher Gestalt und sehr gut bewaffnet. Sein Haar und Bart waren blond, und die Augen, welche er überrascht auf die drei Reiter vor sich richtete, hatten die helle Farbe der Nordländeraugen. Hinter ihm ritt der dritte, welcher jedenfalls auch ein Arriero war. Der mittlere Herr kam jedenfalls über das Gebirge und hatte die beiden andern als Treiber und Führer gemietet.

Sie hielten an, und beide Parteien musterten sich einige Sekunden lang, ohne ein Wort zu sagen. Dann rief der hintere Reiter, indem er seine Worte an den Peon richtete: „Ist's möglich, oder irre ich mich? Ist das nicht Malzeso, der Peon von Rodrigo Sereno in Salto?"

„Der bin ich allerdings," antwortete der Angeredete. „Kennen Sie mich?"

„Ja."

„Von woher?"

„Von Salto her. Ich pflege bei Ihrem Herrn einzukehren und habe Sie da gesehen. Sind Sie etwa der Führer der Señores, welche sich da bei Ihnen befinden?"

„Der bin ich allerdings."

„Cielo! Wie kommen Sie dazu, fremden Reisenden den Weg über das Gebirge zeigen zu wollen! Das zu thun, ist doch nur ein erfahrener Arriero im stande!"

„Ich kenne das Gebirge besser, als Sie meinen," antwortete der Peon gekränkt. „Ueberdies wollen wir keineswegs über dasselbe hinüber."

„So bleiben Sie auf dieser Seite? Das ist etwas andres. Aber Sie haben doch die Grenze der Puna bereits überschritten, und dieser Weg führt nach der Puna brava, nicht aber nach einem bewohnten Orte. Darf ich fragen, wohin Sie wollen?"

„Dahin, woher Sie jedenfalls kommen, nämlich nach der Salina del Condor hinauf."

„Nach der Salina? Dios! Sie meinen, daß wir von dort herunterkommen?"

„Jedenfalls."

„Da irren Sie sich gewaltig, Señor. Wir kommen von Peru herüber und wollen nach Salta. Sie befinden sich also auf einem falschen Wege."

„Können Sie dies als gewiß behaupten?"

„Natürlich! Es gibt hier nur zwei Wege. Der eine ist der, auf welchem wir uns befinden, und der andre kommt von Chile herüber, geht an der Salina del Condor vorbei und trifft mit dem ersteren auf einem Punkte zusammen, welcher über eine halbe Tagereise hinter Ihnen liegt."

„Das stimmt allerdings; das weiß ich auch!"

„Und doch scheinen Sie nicht zu wissen, daß Sie irre geritten sind! Wie früh sind Sie heute aufgebrochen?"

„Mit Sonnenaufgang."

„So hatten Sie erst die richtige Richtung und haben dann aber die Stelle übersehen, an welcher die beiden Wege zusammentreffen. Anstatt sich nach links zu wenden, sind Sie immer weiter geritten."

„Das ist's, was ich dachte!" rief Fritze jetzt dem Peon zu. „Wir mußten nach links, und doch haben Sie bis jetzt behauptet, daß wir uns mehr nach rechts halten müßten. Infolgedessen haben wir einen Umweg gemacht, den wir gar nicht wieder einholen können. Ich glaube, daß wir drei Viertel eines Tages verloren haben."

„Nein, so viel nicht, Señor," wendete sich der Arriero höflich an ihn. „Der Weg, welchen Sie hätten einschlagen sollen, zieht sich westlich von hier in die Berge hinauf. Wenn Sie gerade nach Sonnenuntergang reiten, werden Sie ihn in drei Stunden erreichen."

„Hm!" brummte Fritze nachdenklich. „Es ist ein Glück für uns, daß wir Ihnen begegnet sind. Wenn es auf diesen unsern Führer angekommen wäre, so hätten

wir leicht unsern Untergang finden können, denn er wollte hier umkehren und sich dann noch weiter nach rechts wenden. Auch klingt es sehr tröstlich, wenn Sie sagen, daß wir binnen drei Stunden den richtigen Weg erreichen können, aber ob wir den Weg zu diesem Wege finden, das ist die Frage. Wie ich sah, gibt es da hinauf einen Wechsel zwischen Bergen und Höhen, Thälern und Schluchten, die wohl nicht alle zu passieren sind."

„Das ist wahr. Es kommt nur einer, der die Gegend kennt, hinauf."

„Das befürchtete ich. Wir beide sind hier fremd, und unser Führer ist, wie Sie gesehen haben, nicht klüger als wir. Und selbst wenn wir den dreistündigen Ritt glücklich vollbrächten, so fragt es sich, ob wir den Weg, den wir suchen, finden würden. Hier gibt es keine Straßen, und was man einen Weg nennt, das ist etwas ganz andres als ein Weg. Ich wette, daß wir ihn gar nicht sehen würden."

„Das ist sehr wahrscheinlich," lachte der Arriero. „Es wird Ihnen nichts andres übrigbleiben, als umzukehren und mit uns bis dahin zurückzureiten, wo die beiden Wege sich vereinigen. Dann werde ich Ihnen genau beschreiben, wie Sie reiten müssen."

„Kennen Sie denn den Pfad hinauf nach der Salina del Condor?"

„So genau, daß ich ihn in der finstersten Nacht finden würde."

„Das ist sehr gut, hilft uns aber nichts. Wir haben drei Viertel des Tages verloren, und wenn wir umkehren, verlieren wir noch viel, viel mehr!"

„Haben Sie es denn so notwendig? Ist Ihre Zeit so kurz bemessen?"

„Freilich. Wir wollen an der Salina del Condor mit Leuten zusammentreffen, von denen Sie vielleicht auch einige kennen, wenigstens den Namen nach. Wir gehören nämlich zu einer Truppe, deren Anführer der Vater Jaguar ist."

„Der Vater Jaguar? Den kenne ich nur zu gut. Er ist der berühmteste Mann des Gebirges, und ich bin einigemal mit ihm zusammengetroffen. Der ist also da oben in der Salina?"

„Ja."

„Zur Jagd?"

„Ja, zur Jagd," antwortete Fritze. Und langsam fügte er hinzu: „aber nicht zur Jagd auf Tiere, sondern auf Menschen."

„Qué cosa! Auf Menschen? Will er etwa einen Bösewicht bestrafen?"

„Ja."

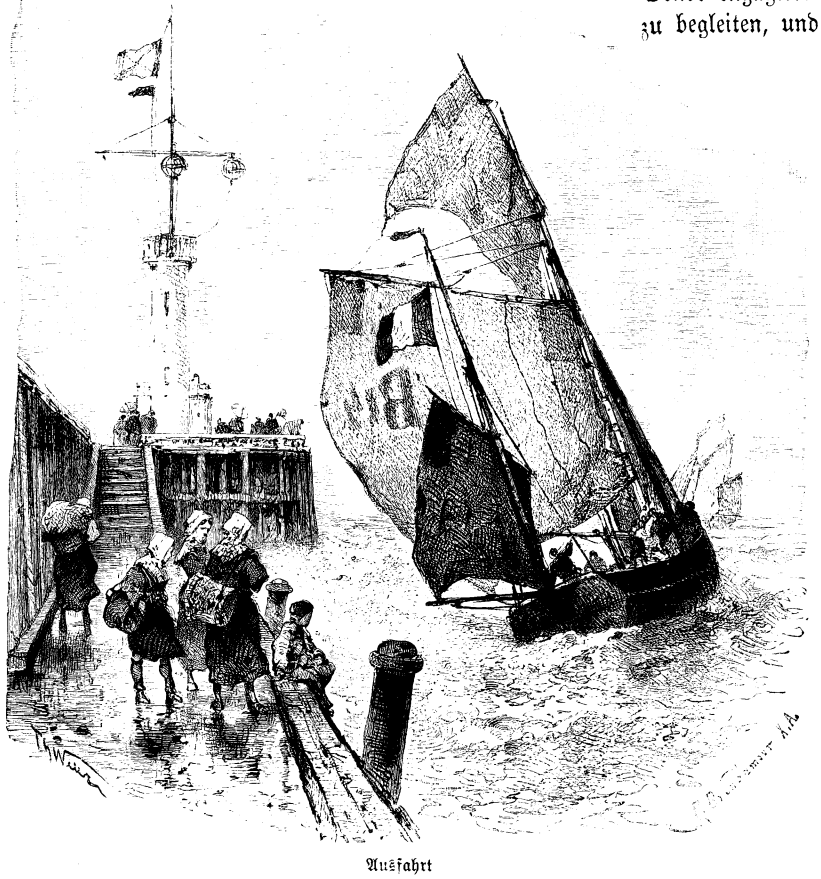
„Wen?"

„Sie erlauben, daß ich diese Frage unbeantwortet lasse. Der Vater Jaguar wünscht nicht, daß von derselben vorher gesprochen wird."

„Ich nehme es Ihnen nicht übel. Also um ein solches Abenteuer handelt es sich! Und da sollen Sie auch dabei sein?"

„Ja."

„Und wenn Sie umkehren, gelangen Sie nicht zur rechten Zeit nach der Salina? Das ist freilich höchst fatal für Sie. Wenn es sich um den Vater Jaguar handelt, ist jeder ehrliche Mann zu jedem Dienste bereit; aber ich kann Ihnen leider nicht helfen. Ich könnte Sie zwar bis Sonnenuntergang auf den rechten Weg bringen, aber wir sind von diesem Señor engagiert worden, ihn bis Salta zu begleiten, und so wiederhole ich, was ich vorhin sagte: Es ist am besten, Sie kehren mit uns um."



Ausfahrt

Der blonde Fremde hatte aufmerksam zugehört und dabei den Doktor und dessen Diener mit prüfendem Blicke betrachtet. Jetzt zog er seine Uhr hervor, sah nach der Zeit und fragte dann den Arriero, welcher bisher gesprochen hatte: „Sie kennen also die Gegend so genau, daß Sie diese Señores von hier aus auf den richtigen Weg bringen könnten?"

„Ja."

„Und das würde bis zur Dämmerung geschehen sein?"

„Ja."

„Der Weg da oben trifft nach Salta zu mit unsrem gegenwärtigen zusammen?"

„Ja."

„Nun, so können wir ja diesen Señores helfen, ohne daß Sie mich zu verlassen brauchen. Sie machen ihren Führer und ich reite mit. Es ist mir gleich, ob ich von hier aus oder von einer andern Stelle aus nach Salta komme. Die Zeit welche ich dadurch versäume, beträgt nur drei Stunden, welche wir morgen wieder einbringen können; diese Herren aber würden mehr als einen Tag versäumen. Haben wir sie beim Einbruch des Abends auf den richtigen Weg gebracht, so werden sie uns vielleicht erlauben, die nächste Nacht mit ihnen zu lagern; morgen früh reitet dann jeder seines Weges weiter."

Dieses mehr als freundliche Anerbieten

war den Verirrten so willkommen, daß der Doktor sein Tier an dasjenige des Fremden trieb, ihm die Hand entgegenstreckte und voller Freude ausrief: „Señor, was Sie uns da so freiwillig anbieten, würden wir nie zu erbitten wagen. Auch würden wir Ihre Offerte zurückweisen, wenn wir uns nicht in einer Lage befänden, welche uns dringend gebietet, dieselbe anzunehmen. Halten Sie uns nicht für rücksichtslos, wenn wir Ihre Freundlichkeit nicht von uns weisen! Daß dieselbe keine vielleicht Unwürdigen trifft, mag Ihnen mein Stand und Name sagen. Erlauben Sie mir, mich Ihnen vorzustellen! Ich bin — — —"

Da hob der Fremde abwehrend die Hand und unterbrach ihn in freundlichem Tone: „Bitte, das will ich jetzt nicht wissen. Unwürdigen würde ich nicht gefällig sein; Sie hören also, wie ich über Sie denke. Und wenn man einem Menschen einen kleinen Dienst erweist, so ist das noch lange kein Grund, daß derselbe seine sämtlichen Verhältnisse zu enthüllen hat. Sagen wir uns morgen, wenn wir scheiden, wer und was wir sind; es ist nicht nötig, dies schon heute zu wissen."

Er schüttelte die Hand des Doktors und wendete sich dann an den Arriero, ihn fragend: „Reiten wir weiter vorwärts, oder müssen wir umkehren?"

„Wir müssen zurück," antwortete der Gefragte. „Die Schlucht ist vor uns noch außerordentlich lang; es würde ein großer Umweg sein."

„Dann also zurück! Gibt es da oben einen Ort, an welchem man bis morgen lagern kann?"

„Ich kenne eine passende Stelle und denke, daß wir unterwegs auch Holz genug zu einem Feuer finden werden."

(Fortsetzung folgt.)

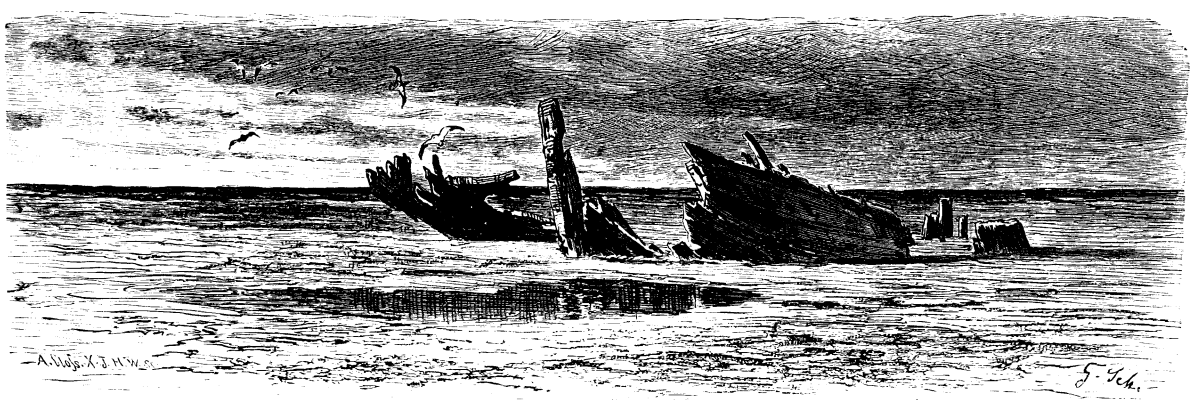
Im Sand versunken.

Wo immer an den deutschen Seeküsten Dünen und Sandbänke vorkommen, sind ähnliche Vorkommnisse wie dasjenige, welches unser nebenstehendes Bild darstellt, beobachtet worden. Die Sturmflut hat das einst so stolze Schiff, welches mit tausend Hoffnungen des Bauherrn von der Schiffswerft in die Fluten glitt, auf die Sandbank, auf den Sandstrand getrieben. Vergebens bemühte sich die Mannschaft, es von den Untiefen fern zu halten. Die haushoch brandenden Wellen rollten über das Verdeck hin, um alles, was sich nicht angeklammert oder festgebunden hatte oder sonst Widerstand genug bot, hinauszuführen zum Spiel der Wellen — und siehe, es gelang ihnen; aber einen Teil der Mannschaft spülten sie dennoch hinab. Die Genossen bemerkten es kaum, ermattet, durchnäßt erwarteten auch sie im nächsten Augenblick das gleiche Schicksal. Die Wrackstücke, welche vor uns liegen, erzählen uns leider nichts. Die schreienden Möwen allein suchen und finden vielleicht noch eine willkommene Beute. Mich hat stets ein eigenes Gefühl beschlichen, wenn ich in den sturmreichen Herbst- und Wintertagen am Inselstrande zwischen den Trümmern gestrandeter Schiffe dahinwanderte. Im folgenden will ich ein paar Strandungsfälle skizzieren, wie sie am Strande der nordfriesischen Insel Sylt vorgekommen sind, wohin uns unser Bild „Im Sand versunken" führt.

Der nach Westen gekehrte Strand dieser Insel hat eine Länge von nahezu fünf Meilen. Auf dem erhöhten Ufer desselben sind die Dünen fast ohne Unterbrechung in ein- oder mehrfacher Reihe aufgetürmt. In einiger Entfernung vom Strande sind mehrere Riffe und es erklärt sich daraus die immerwährende Brandung den ganzen Strand entlang. Wehe dem Fahrzeug, das im Sturme in diese Brandung gerät! Im Laufe der Jahrhunderte gingen viele Schiffe hier zu Grunde, seit 1800 allein etwa 200. So fand der Dichter zu seinem Ausspruch Anlaß:

„Schäumende Wogen brechen im brandenden Meer,
Schleudern die schwarzen Trümmer der Schiffe umher."

Es war im Jahre 1850 im November. Ein heftiger Sturm entstand, der vom 4. bis 8. November anhielt und sich von Südwest nach Nordwest drehte, was eine hohe Flut zur Folge hatte, worüber ein Augenzeuge berichtet: „Als sich das Wetter etwas gelegt hatte, ging ich in Gesellschaft einiger Freunde am Nachmittage des 10. nach dem roten Kliff, eine sehr hohe, steil abgebrochene etwa ½ Meile lange Uferhöhe, nördlich von Westerland-Sylt. Aber welch' einen Anblick hatten wir dort! Im Westen von Wenningstedt trafen wir zuerst eine gestrandete, ostfriesische Kuff, hoch und fast unbeschädigt auf dem Fuße des Kliffs festsitzen. Die Mannschaft derselben ward vermittelst eines ihr zugeworfenen Stricks über das Kliff heraufgezogen und gerettet, die Ladung des Schiffes, in Roggen bestehend, aber später vermittelst Pferd und Wagen geborgen worden. Weiter nach Norden, im Westen



Im Sand versunken.

vom Kampen, lag eine schöne, neue englische Brigg mitten in der wütendsten Brandung. Die Wellen brachen und bäumten sich fortwährend über das festsitzende, in den losen Sand des Ufers zum Teil hineingesunkene Schiff, so daß der Schaum der Brandung hoch an die Masten hinaufwirbelte. Die Schiffsbesatzung, worunter eine Frauensperson, war ebenfalls vermittelst eines Taues, das man aber von dem Schiffe aus ans Land geworfen hatte, gerettet worden. Die Schiffsladung, hauptsächlich Gerste, wird samt dem Schiffe bald von den Wellen in dem Abgrund des Meeres ganz begraben werden. Etwa 1000 Schritte weiter, unweit des nördlichen Endes vom Kliff, lagen die Trümmer eines bereits außen vor der Insel zerschlagenen russischen Schiffes und dessen Ladung, aus Weinfässern bestehend, die teils auf dem Vorstrande, teils in den Schluchten der Dünen herumgestreut lagen. Die Mannschaft desselben war zweifellos ertrunken. Ueberall Verwüstung, überall grausige Scenen: Hier gescheiterte Schiffe und versinkende Schiffstrümmer, dort neugierige Spaziergänger; hier unglückliche Schiffbrüchige, dort habsüchtige Strandläufer; hier bergende Arbeiter, dort müßige Zuschauer."

Der November des Jahres 1868 war besonders sturmreich — es strandeten daher sechs Schiffe bei Sylt, die, zumeist mit Holz beladen, nach wenig Tagen von den Wellen zertrümmert zum Wrack geworden; auf den folgenden Strandauktionen konnten nur drei solcher Schiffswracks verkauft werden, die übrigen waren — im Sande versunken. Von vier Schiffen konnte die Mannschaft gerettet werden — von der Besatzung der übrigen hat man nie etwas erfahren, sie teilte das Schicksal der versunkenen Schiffstrümmer! Die verheerende Flut vom 14.—15. Oktober 1881 veranlaßte die Strandung von fünf Schiffen am Sylter Strand. Als man am Morgen des 15. in dem fliegenden Sturme über die Dünen hinausblickte, gewahrte man ein großes Schiff, die Brigg Elsa, steuerlos dem Lande zutreiben. Dieselbe wurde von der Wucht der Wellen auf eine zum Schutze des Strandes ins Meer hinaus gebaute Steinbuhne geworfen und Mittschiffs durchbrochen. Schnell war der Rettungsapparat zur Stelle und die erste von der Rakete hinausgetragene Leine traf das Hinterteil des Schiffes, konnte aber von der Mannschaft, die gänzlich ermattet auf dem hervorragenden Vorderteil geblieben, nicht erreicht werden. Weitere Versuche zur Rettung waren ebenfalls erfolglos, sieben oder acht wackre Seeleute fanden vor den Augen der Insulaner, die den Elementen machtlos gegenüberstanden, ihren Tod in den Wellen — und nach wenig Stunden sah man von dem stolzen Schiffe nur winzige Reste in wildem Durcheinander den Strand entlang treiben. Der Kiel und die abgebrochenen Inhölzer ragten zur Ebbezeit aus dem Sande hervor, wie auf unsrer Abbildung. Dann kam der Winter, sie sanken und wurden vom Sande überdeckt, bis im Sommer des folgenden Jahres der Wind den „staubenden Sand" in die Dünen trug und auf kurze Zeit die Spuren des Wracks für die vielen Besucher des Sylter Badestrandes bloßlegte — jetzt sind sie wieder zugedeckt. So schnell freilich sind nicht immer die Trümmer der Betrachtung entzogen. Sind doch beispielsweise in den Sturmtagen vom 9. bis 11. September 1751 nicht weniger als 21 Schiffe an den Sandbänken und Ufern der Inseln Amrum und Sylt gestrandet, darunter ein besonders großes mit Holz, Eisen und Mühlsteinen beladenes holländisches Schiff, welches von Holland nach Batavia bestimmt war, aber an der äußersten Nordwestecke der Insel Sylt auf den Strand geworfen wurde. Zu Zeiten ragen hier die kolossalen Rippen des Schiffes noch jetzt nach 140 Jahren ähnlich den Wrackstücken der Abbildung aus dem Sande — die Ecke der Insel aber heißt heute noch „Ostindienfahrershuk". Anders erging es 1772, als bei Hörnum ein großes englisches, nach Hamburg bestimmtes, mit Manufakturwaren beladenes Schiff auf eine Sandbank geriet, um dort zu versinken. Die Takelage hatte man später noch hervorragen sehen, als waghalsige Strandbewohner versuchten, etwas von der kostbaren Ladung heraufzufischen. Einzelne machten einen guten Fang. Andre wollten es ihnen nachthun. Der Chronist aber sagt: „Haben all' nichts gefischet!" Das Schiff war eben allzuschnell im Sand versunken.

Denkzettel.

Auf Künft'ges rechne nicht,
Und zähl' nicht auf Versproch'nes;
Klag' um Verlor'nes nicht,
Und denk' nicht an Zerbroch'nes!

Ein Gewitter in den Tropen.

Schauplatz die Insel das Peças in der Bai von Paranagua (Brasilien). Ein junger Deutscher, Julius Platzmann, hält sich dort im Hause des Zimmermanns und Distrikts-Inspektors José Maria Pereira auf, um tropische Blumen in Aquarellmanier zu zeichnen. Diese idyllische Beschäftigung wird durch ein Gewitter unterbrochen.

„Am ersten März," erzählt Platzmann, „zog gegen Abend nach einem sehr heißen Tage ein Gewitter auf, so drohend und unheimlich im bloßen stillen Heranziehen, daß auf offenem Meere auch dem mutigsten Seemann bei solchem Anblicke das Herz vor die Füße fallen müßte. Auf einem fast schwarzen Himmel stand, die ganze Breite von Osten nach Westen einnehmend, ein ungeheurer weißgrauer Bogen radial ineinander gekeilter Wolkenflocken. Die Bai lag schwarz wie die Nacht da. Die gegenüberliegenden Berge, aller Lufttöne verlustig, setzten sich ohne Sonnenschein unnatürlich hellgrün ab; ja die nahen Orangenbäume der Umgebung steigerten dieses lichte Grün zu einer solchen Höhe, daß mir die Spitzen ihrer Zweige weiß erschienen. Noch rührte sich kein Blättchen, noch verharrte die Natur in dem angstvollen Schweigen. Fausta und Vincente, die Kinder meines Hausherrn, schmiegten sich weinend an ihre Eltern. Der tiefgehende weiße Wolkenkranz hing in erdrückender Nähe, man glaubte ihn greifen zu können. Alle Luftperspektive war aufgehoben. Ein donnerndes Getöse und Rauschen drang an unsre Ohren, Wolken drängten sich als fliegende Vorboten über die Bai, ein Blätterregen kam aus Süden: im nächsten Augenblick deckte ein dunstiges fegendes Grau alle Gegenstände, ein sturmschnelles Vorüberjagen alles Sichtbare. Im schützenden Hause verharrten schweigend die angstvollen Gemüter. Der Pampero, der schlimme Gast des Südens, flog über unsre Häupter. Auf dem Dache rasselte ein anhaltender Regen von abgerissenen Zweigen nieder. Als wenn Felsen zerrissen würden, schmetterten die Donner an unsre Ohren, krachten sie sinnbetäubend um uns herum. Nacht trat nach Sonnenuntergang hinzu. Man hörte die Meereswogen laut auf der Bai sich zusammentürmen. Ein ganzes Orchester von Blasinstrumenten flog in dem Sturme einher: so gelle, schrillende, pfei-

fende, trompetende und posaunende Töne, daß man an Geister glauben mußte, die in diesem nächtlichen Höllenlärm mitwirkten. Hagel und Regen strömten herab. Das Feuer hatte ausgelöscht werden müssen, wir saßen um den Herd im Dunkeln. Tageshelle, jene matte, rosige Tageshelle des Blitzes wechselte mit gegenstandsloser Dunkelheit ... Noch absolute Nacht: jetzt der Anblick, der herrliche Anblick sturmdurchzauster Palmen, im Regen triefender, mit dem Andrange des Sturmes kämpfender Bananenstauden, deren junge Blätter, breit und lang, zum erstenmale sich spalten, deren alte, schon vielfach zerrissen, den gefiederten Wedeln der Palmen gleichen. Diese grellbeleuchteten Bilder waren so momentaner Art, daß dem Auge kaum vergönnt war, die Eindrücke der Seele zu übermitteln. Der Aufruhr der Natur teilte sich unwillkürlich dem Beobachter mit. So stürmten von allen Seiten Eindrücke auf ihn ein. Dazu das ununterbrochene, dem Dröhnen eines Wasserfalles ähnliche Strömen des Regens, — das Klagen der Kinder! Aber bald rollte der Donner ferner, der Regen rauschte sanfter auf das Dach von Palmblättern, und das Feuer konnte wieder angezündet werden. Wir saßen wieder im traulichen Gespräche, bis der Vollmond, die Wolken zerstreuend, siegend am Himmel stand und sein helles Licht auf die wieder beruhigten, noch tröpfelnden Blattscheiben der Bananen goß, treue Schildwachen der menschlichen Hütte in weiten, wüsten Wildnissen."

Der Tod des Demosthenes.

Demosthenes, geboren 384 v. Chr. zu Athen, bildete sich, seinen kurzen Atem, seine schwache Stimme und schwere Zunge mit unglaublicher Anstrengung besiegend, zum anerkannt größten politischen Redner des ganzen Altertums aus. Ueberzeugungstreue, Liebe zu seinem Vaterlande beseelten seine Reden (erhalten wurden uns 61), die von aller Künstelei und Ziererei entfernt, in kräftiger und klarer Sprache mit schlagender Beweisführung ihren Gegenstand bemeistern und die edleren Leidenschaften in dem Herzen des Hörers anregen. Er durchschaute die auf Eroberung zielende Politik des makedonischen Königs Philipp von Anfang an, suchte aber vergeblich durch seine sogenannten „Philippiken," d. h. Reden gegen Philipp von Makedonien, Athen und Griechenland zu einem Bunde gegen den König zu bewegen, so lange es noch Zeit war; die Schlacht von Chäronea vereitelte 338 v. Chr. die späte Anstrengung der Athener und Thebaner. Auch nach Philipps und Alexanders Tode trat Demosthenes immer wieder auf, wenn er einen günstigen Augenblick für Griechenland gekommen glaubte. Die Makedonier betrachteten ihn deswegen mit Recht als ihren gefährlichsten Feind, und nach der Schlacht von Krannon verlangte Antipater vom besiegten Athen dessen Auslieferung. Demosthenes flüchtete auf die Insel Kalauria an der angolischen Küste und tötete sich daselbst am Altare des Poseidontempels durch Gift; er wollte als freier, vaterländischer Mann sterben, wie er gelebt. „Eine herrliche Zufluchtsstätte ist der Tod," rief er dem makedonischen Parteigänger Archias zu, der ihn gefangen nehmen wollte; „er bewahrt vor Schande!" Seine Asche wurde später in der Vaterstadt beigesetzt, sein Gedächtnis blieb in hohen Ehren.

Auf unserm Bilde sehen wir vor der Statue des Poseidon den zusammensinkenden Rednerfürsten und Patrioten, von zwei Soldaten im Falle aufgehalten; zur Seite liegt auf den Stufen des Altares die Wachstafel mit der letzten Aufzeichnung des Sterbenden, vor derselben, der schlaff herabhängenden rechten Hand entfallend, das Schreibrohr, in welches Demosthenes hineingebissen hatte, um das darin verborgene Gift zu verschlucken. Die Finger der linken Hand scheinen den letzten Worten noch Nachdruck geben zu wollen. Denn unweit steht Archias, Schrecken und Zorn in seinen Mienen, weil ihm der erhoffte Lohn seiner Verräterei entgangen ist.

Türmers Karl.

Ein wundervoller Märzmorgen zog über die reiche, blühende Stadt Magdeburg herauf.

Die Glocke im Domturme hatte die neunte Morgenstunde verkündet, da zeigte sich an einer offenen Luke ein Mann und neben ihm ein Knabe, darauf wurde die Stürze einer Trompete herausgestreckt und dann erscholl in reinen, feierlichen Tönen der Lutherchoral: „Ein feste Burg ist unser Gott!"

Der Mann, der diese Weise jeden Morgen um diese Zeit vom Domturme blies, seitdem Magdeburg protestantisch war, hieß Herr Tobias Petri, wohlehrsamer Türmer und Stadtpfeifer; das junge Menschenkind neben ihm, ein blühender Knabe von etwa 14 Jahren, war dessen Sohn Karl.

In der Pause, die der Bläser nach der ersten Strophe machen mußte, warf er besorgte Blicke nach Olvenstädt und Rotensee hinüber und sagte dann: „Jetzt wird's Ernst, Karl! Die Luft ist so klar, daß man alles sehen kann, was sich im Lager abspielt. Schau, der da auf dem schwarzen Rosse, dessen Gesicht der breite Schlapphut mit roter Feder fast verdeckt, ist Graf Tilly, der kaiserliche Generalissimus; der spaßt nicht!"

Er gab die Trompete an Karl und meinte: „Nun blase und mache mir Ehre!"

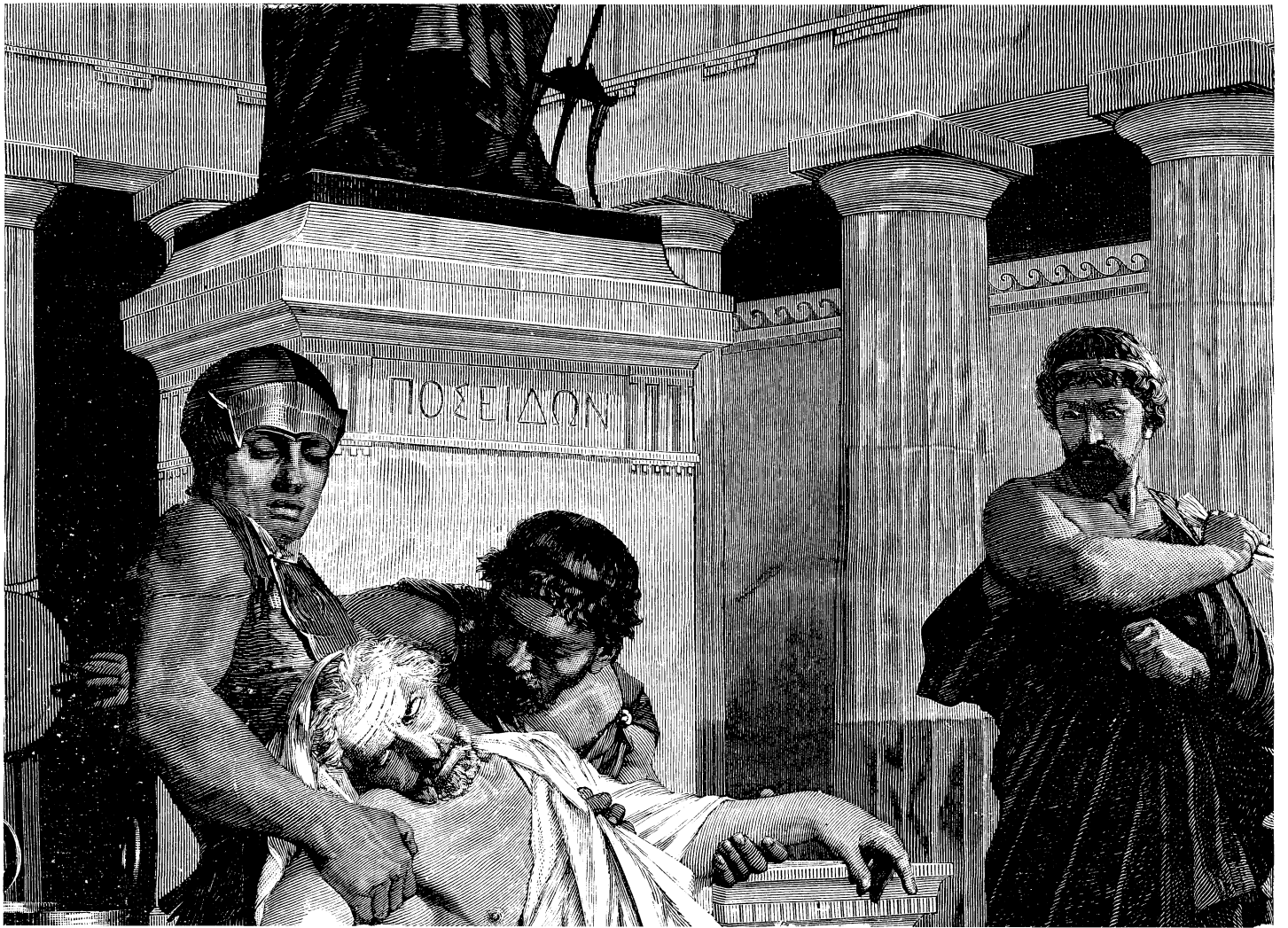
Und wieder ertönte der Choral. Karl blies sehr gut. Da blitzte es bei Rotensee auf, dann krachte es, als stürze der Turm zusammen. Karl blickte besorgt auf, aber Herr Petri sagte beruhigend: „Es ist nichts, ängstige dich nicht; die Schwerenöter drüben haben nach uns geschossen; das Lutherlied wird sie ärgern!"

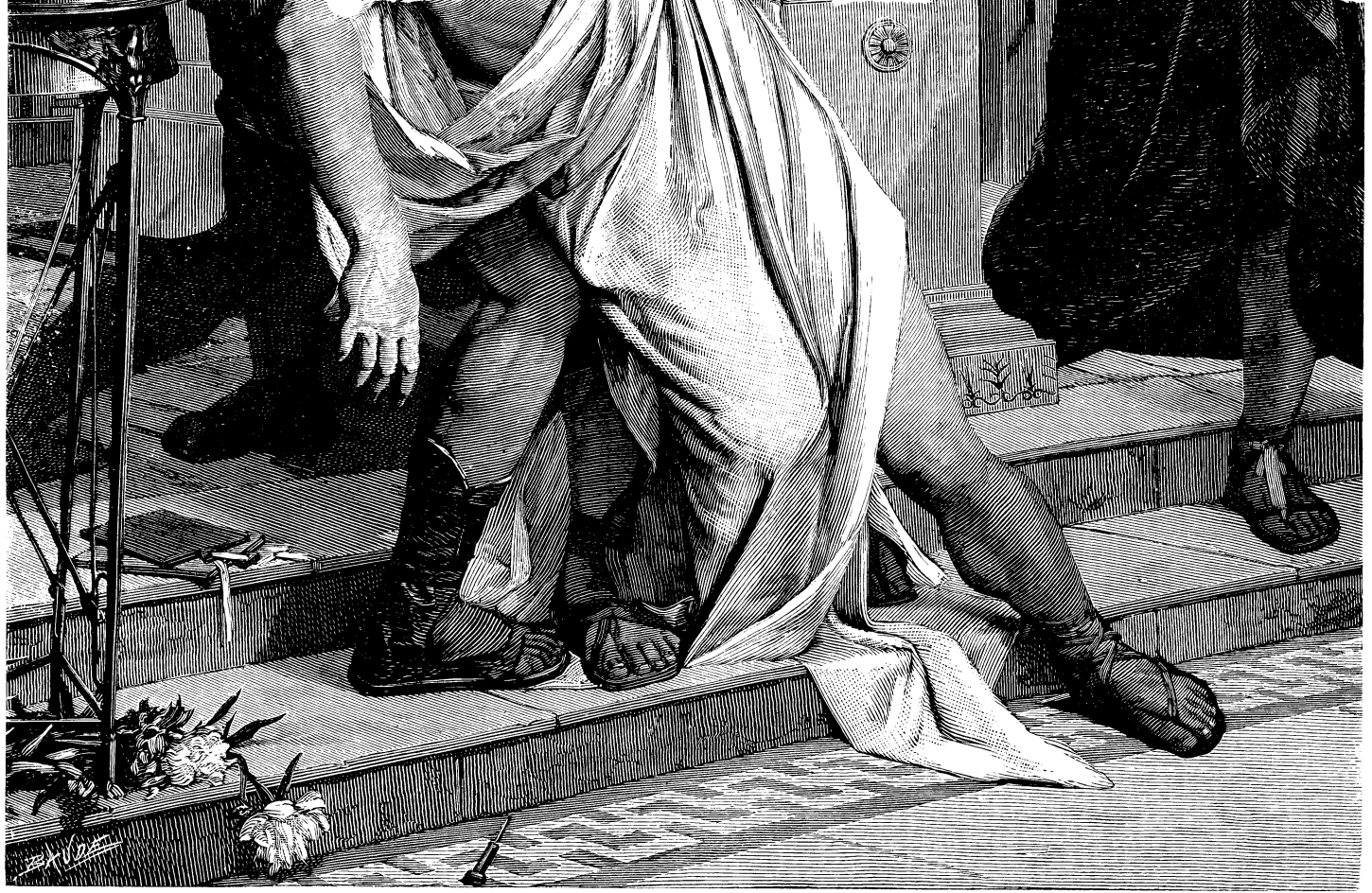
„Was will denn der Kaiser von Magdeburg?" fragte Karl.

Herr Tobias fand, auf die Galerie hinaustretend, den Schaden bald: eine Kanonenkugel hatte die Rosettenspitze des einen der Doppeltürme hinweggerissen.

Jetzt tönte es zum drittenmal durch die Luft: „Ein feste Burg ist unser Gott!"

Nun erst, nach vollendetem Abblasen, erwiderte Herr Petri: „Was der Kaiser will? Magdeburg will er! Seit die Stadt lutherisch ist, hat sich der Bischof in einen Administrator umgewandelt. Solcher ist mit Fug und Recht unser Christian Wilhelm von Brandenburg. Weil er mit Dänemark nun Freundschaft hält, ist er dem Kaiser nicht recht. Er vertrieb ihn und ein andrer mußte gewählt werden. Da aber der Kaiser Magdeburg doch etwas am Zeuge flicken


ΠΟΣΕΙΔΩΝ



Der Tod des Demosthenes.

wollte und es belagerte, hat sich der Administrator in Verkleidung wieder zu uns geschlichen und mit Gustav Adolf von Schweden ein Bündnis geschlossen! Na, an unsern Mauern hat sich schon Wallenstein den Kopf eingerannt, dem ‚alten Korporal' wird es nicht besser ergehen!"

Beide traten ins Stübchen, wo Frau Susanna eben das Frühstück auftrug.

„So reichlich?" lachte der Türmer. „Man merkt noch nichts von der Belagerung bei uns."

Jetzt klopfte es und herein trat die verwachsene Figur des buckligen Totengräbers und Unterküsters am Dom, Klaus Kleingrot. Er hatte die letzten Worte verstanden und meinte: „Wird schon noch kommen, Gevatter! Guten Tag auch! Der Tilly versteht keinen Spaß!"

„Um so schlimmer!" meinte Petri.

„Wenn Magdeburg in seine Hände fiele, wehe uns!" lautete die Antwort.

„Gott verhüt's!" fiel hier Frau Susanna ein. „Eßt Ihr mit, Gevatter?"

„Das thue ich," erwiderte der Bucklige und rückte an den Tisch. „Eigentlich wollte ich nur nach dem abgeschossenen Turmknauf sehen, wie die Hunderte da drunten; guckt nur mal aus!"

Der Türmer that's und faßte dann zu.

„Wenn's nur keine böse Vorbedeutung ist," fuhr Kleingrot fort, „daß Tilly unsrem Dasein auch die Spitze abbrechen wird!"

„Unglücksrabe!" fiel hier der Türmer ein. „Ihr seid abergläubisch, Gevatter! Nein, an Magdeburgs Wällen kann sich Tilly wie weiland Kaiser Karol die Zähne ausbeißen. Kennt Ihr nicht das lustige Lied:

„Die Metz und die Magd*)
Haben dem Kaiser den Tanz versagt!"

Kleingrot wiegte den Kopf auf den breiten Schultern und fragte sodann: „Wißt Ihr das Neueste?"

„Nein. Schießt los, Gevatter!"

„Ihr wißt, daß Gustav Adolf von Schweden durch die Unterhandlungen mit Kurbrandenburg und Sachsen zurückgehalten wird. Dafür hat er uns den Obristen Dietrich von Falkenberg als Kommandanten geschickt. Ist ein gescheiter Herr!"

Petri nickte: „Hab ihn schon nach der ‚Hohen Pforte' reiten sehen."

*) Metz = Magd; Metz und Magdeburg führen eine Jungfrau im Wappen. Magd hatte früher nicht die Bedeutung einer Dienerin.

„Gut! Heute früh hat er dem Rate erklärt, die Besatzung wäre zu klein; die Sudenburg und Neustadt müßten aufgegeben werden!"

„O weh!"

„Und die Bürgerschaft müsse bewaffnet werden!"

„Das wäre!"

„Heiliger Gott," rief hier Frau Susanna, „Tobias, dann mußt auch du mit!"

„Freilich," lachte Herr Petri, „darf ich mich der Not der Vaterstadt entziehen?"

„Nein, nein," gab Frau Petri zu, „aber sei auch recht vorsichtig, Tobias, du bist so dreist."

„Nun, jede Kugel trifft nicht!"

Er stand auf und rief Karl. Der Knabe erschien, die Geige in der Hand, denn er wollte ein ordentlicher Musikus und Pfeifer werden.

„Lege die Geige fort," bedeutete ihm Herr Petri, „nimm die Kappe und gehe in die Stadt und horche, was neues passiert ist!"

„Ja, Vater!"

Er war davon, in der nächsten Minute hörte man seinen Schritt auf der Treppe.

„Ein lieber Junge!" meinte Kleingrot.

„Ach ja," stimmte ihm Frau Susanna bei, „auch Luise; schade, daß sie krank ist. Aber wir sind doch glückliche Leute!"

Petri putzte inzwischen seine Trompete.

„Sage es ja immer!" führte Kleingrot das Gespräch fort. „Da bereut Ihr es auch nicht, Gevatter Petri geheiratet zu haben?"

Frau Susanna entgegnete: „Wie? das sollte ich? Ich, die den besten Mann hat?"

Der Türmer lachte laut auf.

„Hm," meinte Herr Kleingrot, „die Welt sagt so, weil Ihr damit die vornehme Verwandtschaft verloren!"

Herr Tobias hustete auffällig, doch Frau Susanna gab entschieden zurück: „Meinen Bruder, den Stadtschreiber, und dessen hochmütige Frau? Bah, mögen sie ihr Haus mit dem Giebel an der Ecke der Lockenmacherstraße voll Reichtum pfropfen, ich tausche doch nicht mit ihnen!"

Herr Tobias nickte, griff dann zum Barett und sagte: „Ihr bleibt wohl noch, Gevatter? Ich muß meine Leute bestellen; wollen heute nachmittag den Syndikus Traber zu Grabe blasen. Adieu!"

Er ging.

Kleingrot fragte jetzt ein wenig eingeschüchtert: „Ist er böse?"

„O nein," lächelte Frau Susanna. „Er mag nur von Wolfshagens nichts hören!"

„Hm! Hat der sich nie um Euch gekümmert, Gevatterin?"

„Nie um mich, nie um unsre Kinder! Er ist hart wie Stein!"

Mit Karl zugleich kehrte Herr Petri zu Mittag heim. Sie brachten viele neue Zeiten mit, nur keine guten. Von Sudenburg und der Neustadt her bewegte sich eine wahre Völkerwanderung der Binnenstadt zu. Es war also doch wahr, was der Bucklige berichtet hatte.

Als die Kaiserlichen die Vorstädte leer fanden, gab es im Lager ein großes Geschrei; man feierte das Ereignis wie einen Sieg und zur Nacht leuchtete ein Feuermeer auf: man hatte die Vorstädte den Flammen übergeben. Das machte den Magdeburgern bedrückte Herzen.

* * *

Vier Wochen waren vergangen. Karl war zum Osterfest von Herrn Diakonus Bonemos eingesegnet worden, konnte aber seine Lehrzeit beim Stadtpfeifer Prollius in Schönebeck noch nicht antreten, denn die Kaiserlichen ließen keine Maus zur Stadt hinein und hinaus. Der Proviant wurde knapp, das Pulver wollte ausgehen, aber der Mut blieb ungebrochen. Zwar war die Besatzung klein an Zahl, aber von guten Führern gelenkt, von der Bürgerschaft verstärkt. Von dieser mußten jetzt auch die Reichen, die sonst ihre Diener als Ersatzleute gestellt hatten, zur Pike, Hellebarde und Büchse greifen, wodurch die grollenden Armen versöhnt, der innere Friede wiederhergestellt wurde. Falkenberg war überall und verdreifachte dadurch die Macht der Belagerten. Zudem konnte Gustav Adolf zu jeder Zeit eintreffen; das hob den Mut der Magdeburger. Demgemäß fertigte der Kommandant auch den Tillyschen Trompeter ab, welcher die Stadt zur Uebergabe unter ehrenvollen Bedingungen auffordern mußte.

Am Abend des letzten April saß die Familie Petri im Turmzimmer beisammen, da klopfte es, und Kleingrot trat mit einem hochgewachsenen Fremden ein.

„Da ist jemand, Frau Gevatterin," lachte der Totengräber, „der Euch sprechen will!"

Frau Susanna hob den Blender, den man der Belagerer wegen über die Lampe stellen mußte, ab und stieß einen Schrei

aus, indem sie rief: „Bist du's, Bruder Justus?"

Der Fremde trat einen Schritt vor: „Ja, ich bin's, Schwester Susanna! Sei gegrüßt! Sind das deine Kinder? Das ist dein Mann?"

„Ja, Justus!"

Der Fremde, der wie ein Fischer gekleidet war, reichte Herrn Tobias die Hand. Dieser aber fragte: „Woher kommt Ihr, Schwager Wolfshagen?"

„Direkt aus Potsdam von König Gustav Adolf! Euch, als Patrioten, darf ich's ja sagen. Ich trage mündliche Botschaft von und zu Falkenberg, hin und her."

„Willst du essen?" fragte Frau Petri.

„Danke, ist schon besorgt! Habe nur ein paar Stunden Zeit! Muß auch noch zu Bruder Dietrich!"

„Kommt der König?" fragte Herr Tobias.

„Bald, bald!" entgegnete der andre. „Vierzehn Tage kann sich die Stadt noch halten, und dann sind wir da!"

„Du bist Offizier?" fragte Karl.

„Ja, mein Junge, Rittmeister beim Sternbockschen Regiment! Möchtest du auch Soldat werden?"

Herr Tobias schob seinen Gast in den Lehnstuhl, der Rittmeister aber sagte: „Ei, laßt doch! — Nun, Karl?"

„Ich möchte schon!" entgegnete der Knabe. „Aber die Eltern wünschen, daß ich ein guter Musikus werde, und ich gehorche gern."

„Bravo! Sieh, ich that nimmer gut in der Jugend. Kurz vor deiner Eltern Hochzeit ging ich in die weite Welt, wurde in Dänemark Soldat, machte die Schlacht am „Weißen Berge" bei Prag mit, kehrte nach Norden zurück; so kam ich ins schwedische Heer!"

„Und wie seid Ihr, oder sagen wir besser du, Schwager, wie bist du in die Stadt gekommen?" fragte Herr Petri.

„Pah, für ein Stadtkind nicht schwer, Schwager! Steckte mich in diesen Aufzug, nahm einen Kahn und fuhr gestern nacht bis ans Elbthor, erreichte die ‚Hohe Treppe,' klopfte, ward eingelassen und konnte meine Botschaft bestellen. Gustav Adolf schickte mich, damit ich alles selbst sehen sollte; das hat mich bis jetzt beschäftigt. Und diese Nacht geht's denselben Weg zurück zum König."

„Und wenn sie dich fassen, Ohm?" fragte Karl.

„Bah, ich kenne die Kroaten und Wallonen; 's ist Gesindel und wenig wachsam! Die liegen dort! Im Unglücksfall bin ich ein — verirrter Schiffer oder Fischer! Gott verläßt keinen Deutschen!"

„Du nimmst mir einen Sorgenberg vom Herzen, Schwager!" hob nun der Türmer an. „Habe noch eine, die letzte Flasche alten Weines, die wollen wir in dieser frohen Stunde auf gute Kunde und Schwägerschaft leeren!"

So geschah es, und Justus Wolfshagen erzählte vom „Alten Korporal" Tilly, vom „Friedländer" und „Schmarrhans" Pappenheim, den viele Narben zierten. Karl konnte sich an diesen Erzählungen nicht satt hören. Endlich schlug die Scheidestunde, Kleingrot, Petri und Karl aber geleiteten Justus Wolfshagen bis an das Giebelhaus des Stadtschreibers.

„Muckt er noch immer mit euch?" fragte er hier und reichte allen die Hand.

Petri nickte und sagte dann: „Wenn du wiederkommst, sollst du uns aussöhnen!"

„Das will ich!" drückte ihm der Schwager die Rechte kräftig. „Und der Tilly, der schon in fünfunddreißig Schlachten gesiegt, soll sich ärgern, daß er die Magdeburger Braut nicht heimführt! Auf Wiedersehen!"

„Geb's Gott!"

Damit schieden sie. Still zogen die Petris ihrem Quartier zu, der Totengräber aber ging noch aufs Rathaus.

* * *

Es war am 18. Mai des Jahres 1631. In der Stadt Magdeburg herrschte Grabesstille, nur auf den Wällen regte es sich eifrig.

Karl hatte den Tag über umhergestreift, um der Mutter Nachrichten zu bringen und den Vater auf dem Walle zu besuchen. Er war ein großer, hübscher Junge, dem die damalige Tracht kleidsam stand. Jetzt traf er einen Knaben, blaß und kränklich, fein gekleidet und mit ihm fast gleichen Alters.

„Wohin willst du, Vetter Karl?" fragte dieser.

„Ah, Vetter Hugo Wolfshagen, du?" lautete die Antwort.

„Wie steht's draußen? Ich setze voraus, du kommst vom Walle!"

„Ja, habe den Vater besucht. Willst du mit auf den Turm? Von dort läßt sich das ganze Lager übersehen."

„Bitte, nimm mich mit!"

„So komm!"

Unterwegs erzählte Hugo dem Vetter, daß der Vater Stadtschreiber sehr niedergeschlagen sei; man wisse, daß Gustav Adolf noch vier Tagemärsche weitab stehe und daß unfehlbar diese Nacht ein Generalsturm erfolgen werde.

„Das ist ja schlimm!" seufzte Karl. „Armes Magdeburg!"

Frau Susanna nahm den Neffen liebreich auf und warnte die Knaben auf die Balustrade zu treten, da die Kugeln oft gegen den Turm schlügen, denn die Laufgräben des Feindes reichten bis dicht an die Wälle. Sie versprachen das beide und blickten nun hinaus. Hugo war erstaunt.

„Ich sehe da im Lager bärtige Krieger um eine Trommel geschart!" sagte er.

„Sie spielen Karten oder Würfel, vielleicht schon um Magdeburger Beute!" seufzte Karl.

„Da reitet ein General durchs Lager; er trägt eine goldfunkelnde Ehrenkette!" berichtete Hugo weiter.

„Hat er ein fahles, wenig bärtiges Gesicht?"

„Ja, und finstere Züge!"

„Das ist Tilly."

„Das ist er, der Graf Tzerklaes, wie unser Professor sagt?"

„Ja, Vetter! Was meinst du? Von dem hätten wir wohl nichts Gutes zu erwarten?"

„Ich glaube nicht! Aber schau, sie fahren das Geschütz ab!"

„Das ist List!" sagte der Vater.

Es wurde dunkel, man konnte nichts mehr sehen und trat ins Turmzimmer zurück. Eben kam auch Petri, um eine Stunde zu ruhen. Aber jetzt traf auch Besuch ein, der Stadtschreiber Wolfshagen.

„Vater!" rief Hugo verwundert.

„Dietrich!" Frau Susanna.

„Der Schwager!" Herr Petri.

Der Stadtschreiber, in pelzverbrämte Gewandung gekleidet, reichte den Petris die Hand und sagte: „Ja, ich bin's! Justus und die traurige Lage haben mich zur Erkenntnis gebracht! Könnt Ihr mir verzeihen? Es gibt doch noch Besseres als Reichtum und Rang! Ach, wie verknöchert war ich, und jetzt —!"

„Still, Schwager," erwiderte Petri, „es ist vergessen! Wenn sich das Schlimmste zutragen sollte, flüchtet Euch hierher; wir haben im Domgewölbe Verstecke, die kein Kroat findet!"

„O, wie danke ich Euch!" entgegnete

der Stadtschreiber. „Ja, ich werde Katharina mitbringen!“

So waren sie versöhnt und blieben noch eine kurze Zeit beisammen.

* * *

Der 19. Mai war ein Tag des Schreckens für die geängstigte Stadt. Verwandte besuchten sich und nahmen Abschied von einander, jeder barg sein Bestes im Keller, jeder erwartete das Schlimmste.

Der Tag verging, aber nichts geschah. Wohl bemerkte man von den Türmen, daß die feindlichen Generale ins Hauptquartier nach Olvenstädt ritten; wahrscheinlich fand ein Kriegsrat statt. Abends und nachts schallte Gejauchz und Geschrei vom Lager herüber, wie sonst auch. Da kam ein zweiter Trompeter Tillys, der die Uebergabe der Stadt beantragte. Falkenberg wies ihn in Uebereinstimmung mit dem Rat ab.

Klaus Kleingrot war im Turm geblieben, um, wie er sagte, nach dem Rechten zu sehen; jetzt erschienen auch Wolfshagens. Frau Katharina weinte heftig. Hugo und Karl übernahmen mit Klaus Kleingrot die Wache auf dem Turme, die Wolfshagens ruhten auf dem hochlehnigen Lotterbett, Frau Susanna, Luise an sich geschmiegt, im Sorgenstuhle.

Es schlug sieben Uhr früh. Da bemerkte Karl, daß sich im Lager Kolonnen bildeten. Gleichzeitig ertönten aus der großen Batterie der Kaiserlichen dem Heidack gegenüber drei Schüsse.

„Sie kommen!“ rief Kleingrot zitternd. Da erschien Petri auf dem Domplatz und rief nach oben hinauf: „Stürmen, Karl, stürmen!“

Karl war sofort zur Glockenstube hinauf und dann dröhnte die Sturmglocke durch die Luft; die von St. Jakob antwortete sofort. Die Stadt ward lebendig, als die Besatzung, die Gefahr vorüber wähnend, im ersten Schlafe lag.

Aber es war zu spät!

„Hinunter in die Gewölbe!“ schrie Herr Petri. „Wir sind verloren!“

Der Feind hatte leichtes Spiel gehabt. Bei der „Hohen Pforte“, beim Elb- und Brückenthor hatte er sich Einlaß erkämpft, durch den Zwinger stürzte er in die Stadt. Hier empfing ihn Falkenberg mit einem rasch gesammelten Haufen. Aber Fortuna hatte ihr Gesicht von der unglücklichen Stadt abgewandt: er fiel, ebenso Obrist Uslar, Hauptmann Trost und Kapitän Schmidt.

„All gewonnen, all gewonnen!“ jauchzten die Sieger, und wilde Kriegsvölker, Kroaten und Wallonen drängten über den „Breiten Weg“ in die Stadt. Pappenheimer Kürassiere hieben den letzten Kämpfer nieder, nur aus den Häusern schoß man noch. Da gab Pappenheim den Befehl zum Zünden, und brennende Pechfackeln flogen in die Häuser. Die Flammen schlugen auf und wurden auf rauschenden Flügeln vom Winde über die schöne Stadt getragen. Den Dom, der verschlossen war, in den sich aber Diakonus Bonemos nebst zwei andern Geistlichen und tausend Pfarrkindern gerettet, ließ General von Hohenheim zwecks der Erhaltung zur Feier des Tedeums besetzen; so entging er der Vernichtung, denn die Stadt brannte an allen Enden. Kroaten, Wallonen, Pappenheimer und Liguisten*) drangen in die Häuser, raubten, mordeten die Männer, mißhandelten die Frauen und verübten Greuel, die keine Feder beschreiben kann, weil sie unmenschlich sind. Auf den brennenden Straßen lagen nur röchelnde, sterbende, zuckende Leiber; in St. Katharinen fand man später dreiundfünfzig geköpfte Frauen; Kroaten spießten Säuglinge auf und warfen sie in die Flammen. Nur vierhundert reiche Bürger rettete man ins Lager, um aus den Gefangenen Lösegeld zu erpressen. Die Flammen vertrieben die Sieger bis auf den Wall, die blühende Stadt aber fraß das Feuer bis auf den Dom, das Liebfrauenkloster und einige Fischerhütten an der Elbe. Von vierzigtausend Menschen kamen dreißigtausend um. Tilly konnte berichten, daß seit Jerusalems und Trojas Eroberung eine solche Viktoria nicht erkämpft worden sei.

Merkwürdigerweise blieb der Dom unangetastet, freilich waren hier Wachen aufgestellt. Zwei Tage wütete das Feuer, dann erlosch es aus Mangel an Nahrung. Jetzt strömte das Kriegsgesindel wieder herzu und machte ungeheure Beute. Das war die Magdeburger Hochzeit, wie es die wilden Kriegsvölker nannten.

Entsetzliche Stunden verlebten die im Dom Eingesperrten, Todesangst, Hunger und Durst quälten sie, und der Zuspruch der Geistlichen fruchtete nichts mehr.

Die kleine Luise, kaum genesen, wimmerte nach Wasser. Karl hörte draußen auf dem Domhofe einen Brunnen sprudeln, aber ein Landsknecht stand mit blanker Hellebarde dabei. Er rief Hugo und sagte entschlossen: „Ich wag's, ich hole Wasser!“

„Du lockst die Soldateska herbei!“

„Soll Luise sterben?“

Vorsichtig nahm der entschlossene Knabe den Krug, entriegelte eine kleine Pforte und schlüpfte die Treppe hinauf.

„Seid Ihr ein Deutscher?“ fragte er den Landsknecht zitternd.

„Ja, ein Pommer!“ lautete die Antwort.

„O, so habt Erbarmen,“ flehte Karl, „mein Schwesterchen muß sonst sterben!“

Der Soldat nickte und wies auf den Brunnen.

„Mache schnell, Knabe,“ sagte er, „ich weiß nicht, wie die übrigen Krieger denken!“

Karl eilte. Als es der Vater erfuhr, legte er ihm segnend die Hand auf das Haupt und sagte: „Ach, wäre es doch erst vorüber!“

Da faßte Karl einen heroischen Entschluß. Wieder schlüpfte er zum Landsknecht.

„Ist hier ein General?“

„Ja, der dort!“

„Geleitet Ihr mich zu ihm?“

„Komm, du Wagehals!“

Bald hielten sie vor dem Rosse des Generals Hohenheim. Karl kniete nieder.

„Was willst du?“ fragte der Feldherr.

„Gnade, Excellenz,“ rief Karl, „im Dom sind tausend Menschen, die Hungers sterben werden!“

„Ich weiß es, mein Knabe,“ entgegnete jener, „ich halte hier Wacht, wer weiß, wie lange; wenn ich die Kroaten und Mordbrenner nicht mehr im Zaum halten kann, ist's vorbei mit denen da drinnen!“

„O Gnade, Herr!“

Hohenheim blickte auf das Kind und sagte dann, ein Blatt beschreibend: „Patenbein!“

Der Landsknecht salutierte.

„Nimm, bring diese Schrift und den Knaben zum Oberfeldherrn Grafen Tilly; dort mag der Knabe bitten! Sei schnell!“

Karl hatte verstanden, er eilte mit dem Hellebardier fort.

Ach, welch ein Weg! Patenbein zog den Knaben mit sich, wenn er nach den Leichen in den Trümmern sah, schützte ihn, wenn Kriegsgesindel an ihn wollte. Endlich war Olvenstädt erreicht. Dort, auf dem zerstampften Felde hielt Tilly auf seinem Rappen.

Karl kniete nieder, Patenbein salutierte und überreichte Hohenheims Billet. Tillys Gesicht war pergamentfarbig. Ungerührt

*) Soldaten der Ligue (katholische Verbindung).

las er die Schrift und fragte dann mit heiserer Stimme: „Tausend Menschen im Dom?“

„Ja, Excellenz, Gnade für sie!“

Der Generalissimus sah den Knaben an und erwiderte: „Soll gewährt sein! Landsknecht, mit dem Knaben voraus!“

So erreichten sie die Stadt. Beim Dom angekommen, hieß Tilly die Unglücklichen auf den Domhof führen und mit Nahrung erquicken; ein Armeebefehl verbot weiteres Morden. Mit den Geistlichen unterhielt sich der „Alte Korporal“ sehr gnädig.

Susanna und Tobias Petri hielten ihren mutigen Sohn innig umschlungen.

Jetzt begann Kleingrots schauerliche Arbeit. Den vielen Toten folgten Frau Katharina und Hugo Wolfshagen infolge des Schreckens bald nach. Karl wurde des Stadtschreibers Erbe und ein tüchtiger Musikus, der später, als Herr Petri in den Ruhestand trat, des Vaters Stelle erbte. Er war hochgeachtet und überall als „Türmers Karl“ bekannt.

Einsammeln des Wachses der Andenwachspalme.

Der Pfennig auf der Nähnadel.

Hat schon einmal einer der lieben Kameraden einen Pfennig, einen richtigen, wirklichen deutschen Reichspfennig, auf einer Nähnadel tanzen sehen? Nicht? Nun, das wollen wir fix zu stande bringen, und zwar soll er auf dem Rande und nicht auf seiner Breitfläche tanzen, was gewiß besonders schwer ist. Vielleicht habt ihr alle schon vom labilen und stabilen Gleichgewicht gehört; beim stabilen ist das Balancieren sehr leicht, macht sich ganz von selbst, beim labilen dagegen ist es auf die Dauer fast unmöglich. Nun fragt ihr: was ist denn labil und stabil? Das läßt sich ganz leicht erklären. Wenn ein Körper so auf einer Spitze balanciert, daß sein Schwerpunkt genau über dem Unterstützungspunkte liegt, so sagt man, er befinde sich im labilen Gleichgewicht; liegt aber der Schwerpunkt vertikal unter dem Stützpunkte, so heißt das Gleichgewicht stabil. Der Schwerpunkt eines Pfennigs ist offenbar sein Mittelpunkt; stellen wir nun den Pfennig mit seinem Rande auf das eine Ende einer vertikal gehaltenen Nähnadel, so liegt natürlich der Schwerpunkt über dem Unterstützungspunkte, d. h. das Gleichgewicht ist labil, und der Pfennig kippt alsbald um. Was da zu thun ist, liegt auf der Hand: wir müssen stabiles Gleichgewicht herstellen, wir müssen also den Schwerpunkt vertikal herabrücken. Aber wie machen wir das? Einfach, indem wir die Masse des balancierenden Körpers in seitlich-symmetrischer Weise nach unten zu vermehren. Wir kerben einen Kork mit einem Messerschnitt der Länge nach etwa einen Centimeter tief ein, klemmen hierein den Pfennig und stechen nun seitlich zwei gleich schwere Gabeln schräg in den Kork. Pfennig, Kork und Gabeln bilden dann zusammen eine Masse, deren überwiegend schwerster Teil die Gabeln sind. Folglich wird auch der Schwerpunkt des gesamten Körpers genau zwischen den Schwerpunkten der beiden Gabeln liegen, d. h. viel tiefer als vorher. Versuchen wir jetzt, den Pfennig mit dem Rand auf die Nähnadel zu stellen, wobei wir letztere etwa in den Kork einer verstöpselten Flasche einstechen, so wird das Experiment gar bald leicht gelingen.

Die Wachspalme.

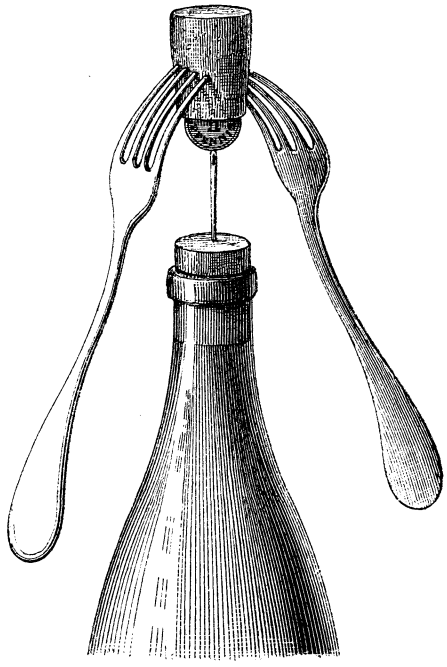
Kennst du den Gruß der Palme? Höre, was am meerumspülten Gestade der grüne Wipfel rauscht:

„Willkommen, Fremdling! Sprich, was thut dir not?
Sieh! Wenn dich hungert, meine Frucht ist Brot;
Und dürstet dich, so schenk' ich Milch und Wein,
Ich will dir Acker, Quell und Weinberg sein.

Bist nackt du, web' ein Kleid aus meinem Bast!
Und schläfert dich, ruh' unter mir, mein Gast!
Mein Schatten wird dich decken, leicht und kühl,
Ich spende Kleidung dir und Ruhegefühl.

So wird ja alles, was dein Herz begehrt,
Von mir und meinen Schwestern dir beschert;
Komm, Fremdling, der du nahest diesem Strand,
Sei uns willkommen hier im Palmenland!"

Fürwahr, die Palme hat mit diesem Gruße nicht zu viel gesagt! Wir alle haben von den mannigfaltigen und reichen Spenden der Kokospalme, der Dattelpalme, der Sagopalme u. a. gehört oder gelesen. Aber nicht allein das zum Leben Notwendige bieten diese herrlichen Bäume, „die Fürsten des Pflanzengeschlechtes", dar, nein, auch das minder Notwendige, das nur Begehrenswerte oder Angenehme gewähren ihr Stamm, ihre Wedel, ihre Früchte. Da wächst z. B. auf den Anden Südamerikas die herrliche Wachspalme, Ceroxylon andicola, eine Bergpalme, welche die Abhänge bis zu einer Höhe von 8000 Fuß erklimmt. Majestätischen Wuchses steigt ihr dornenloser, bolzengerader Stamm, der höchste aller Palmen, bis 60 m hoch empor, überwölbt von einer prachtvollen Krone, deren belaubte Wedel gegen 6 m lang werden. Dieser unvergleichliche Baum ist den Bewohnern jener Gegenden, wo er auftritt, von vielfachem Nutzen. Die Rippen und Blätter dienen zum Dachdecken, das harte dauerhafte Holz des Stammes liefert ein treffliches Baumaterial, die Blütenkolben geben ein gutes Gemüse, die orangegelben, zu Tausenden an einer Rispe vereinigten Früchte erinnern in Form und Geschmack an die köstlichen Beeren der Gutedeltraube; der geringelte Stamm aber bietet — und das ist der Hauptwert dieser Palme — ein sehr geschätztes harzähnliches Wachs dar, welches durch Ausschwitzung entsteht, sich in der Dicke von etwa einem halben Millimeter auf der Rinde ablagert und dem Stamm ein weißes marmorgleiches Ansehen gibt. Um in den Besitz dieses angenehmen Naturerzeugnisses zu gelangen, fällt man entweder barbarischerweise den ganzen Baum, worauf man das Wachs abkratzt, oder ein Mann erklettert den schlanken Schaft bis zur Krone, schlingt dann einen starken Riemen um seinen Körper und den Baum, umklammert letzteren mit seinen Beinen und schabt nun während des langsamen Hinabkletterns



Der Pfennig auf der Nähnadel.

mit einem scharfen Kratzeisen die Wachsschicht ab, welche brockenweise zu Boden fällt und unten aufgesammelt wird. Das Kilogramm dieses gelblichweißen Wachses wird im Handel mit fast 2 Mark bezahlt; jeder Stamm liefert 8 bis 10 kg. Ein geübter Arbeiter ist im stande, in einem Monat 50 bis 60 kg zu ernten. Das Wachs wird teils zu Kerzen — den gelblichen Palmlichtern — teils zu Wachszündkerzchen verwendet.

Mathematische Trugschlüsse.

XVII.

Wenn man eine nicht aufgehende Division ausführt, so bleibt ein Restglied, und um dies Restglied habe ich mich in der vorigen Nummer einfach nicht gekümmert. Breche ich z. B. die Division $1:(1-x)$ nach 6 Gliedern ab, so erhalte ich mit Hinzufügung des Restgliedes

$$1:(1-x)=1+x+x^2+x^3+x^4+x^5+\frac{x^6}{1-x}.$$

Setze ich nun hierin $x=2$, so erhalte ich die richtige Gleichung

$$-1=1+2+4+8+16+32+\frac{64}{1-2},$$

denn die Summe der sechs ersten Glieder auf der rechten Seite ist 63, und das letzte Glied ist -64. Entwickle ich mehr als sechs Glieder der Reihe, so ändert sich dementsprechend auch das Restglied. Vernachlässigt darf das Restglied nur dann werden, wenn es sich, je weiter die Reihe fortgesetzt wird, mehr und mehr der Null nähert. Das ist z. B. der Fall, wenn ich in der Gleichung

$$1:(1-x)=1+x+x^2+x^3+\ldots\ldots$$

$x=\frac{1}{2}$ setze. Dann ist die linke Seite

$$1:\left(1-\frac{1}{2}\right)=1:\frac{1}{2}=2,$$

und die rechte Seite wird

$$1+\frac{1}{2}+\frac{1}{4}+\frac{1}{8}+\ldots.$$

In diesem Falle wird das Restglied, wie ihr euch leicht überzeugen könnt, je weiter ich die Reihe fortsetze, kleiner und kleiner, und darum nähert sich auch die Summe dieser Reihe immer mehr und mehr dem Werte der linken Seite, d. i. der Zahl 2 an.

Diesmal will ich beweisen, daß 1 eine imaginäre Zahl ist. Ich setze $1=x$, so ist

(1) $\qquad x^4=1.$

Es ist aber auch

(2) $\qquad (-1)^2=1.$

Aus (1) und (2) folgt, daß

(3) $\qquad x^4=(-1)^2$

ist. Da x^4 das Quadrat von x^2 ist, so muß

(4) $\qquad x^2=-1,$

also

(5) $\qquad x=\sqrt{-1}$

d. i.

$$1=\sqrt{-1}$$

sein.

Rechenaufgabe.

A und B spielen Billard, im ganzen 20 Partien. Jeder von ihnen setzt bei jeder Partie 10 Pfennig ein. Vor Anfang des Spiels hat A 1 Mark mehr bei sich als B, nachdem hat B 20 Pfennig mehr als A.

Wie viel Partieen hat jeder von ihnen gewonnen?

Silbenvertauschung.

1. Meisel, 2. Verkehr, 3. Seeland, 4. Lea, 5. Barmen, 6. Rose, 7. Veilchenduft, 8. Gewohnheit, 9. Meise, 10. Pflanzensaft, 11. Orkan, 12. Rhone, 13. Wagen, 14. Wanduhr, 15. Ausgang, 16. Hauptfluß, 17. Essig, 18. Rade, 19. Ehering, 20. Durchsicht, 21. Nachrede, 22. Athener, 23. Wesen, 24. Ausfall, 25. Trauung, 26. Verbannter, 27. Greisin, 28. Bierwirt.

Bei jedem dieser Wörter soll irgend eine Silbe mit **aus, be, chen, de, den, der, ein, ein, ein, es, es, hei, hol, ist, kann, land, paar, reich, ric, sand, sen, strauß, tes, tritt, vor, wie, zei** oder **ziert** vertauscht werden, so daß ebensoviel neue Wörter entstehen.

Die neu eingesetzten Silben ergeben ein Rätsel, dessen Auflösung zu suchen ist.

Pellisson und die Spinne.

Der Geschichtschreiber Pellisson-Fontanier wurde nach dem Sturze des Finanzministers Fouquet, dessen erster Gehilfe er gewesen war, 1661 als Gefangener in die Bastille gesetzt. Man entzog ihm daselbst alles, was er zu seiner gelehrten Beschäftigung brauchte, Bücher, Tinte, Papier, und zwang ihn, sich mit der Gesellschaft eines stumpfsinnigen und mürrischen Basken zu begnügen, der weiter nichts als den Dudelsack zu spielen verstand. Gleichwohl wußte er sich die Langeweile, den Feind jedes Wohlbefindens, zu vertreiben. Er unternahm es nämlich, eine Spinne, die in einem Luftloche ihr Gewebe machte, zu zähmen. Zu diesem Zweck setzte er Fliegen auf den Rand des Luftlochs, während der Baske Dudelsack spielen mußte. Allmählich gewöhnte sich die Spinne an den Ton des Instruments und kam aus ihrem Loche heraus, um nach der ihr dargebotenen Beute zu laufen. Pellisson fuhr fort, sie immer mit demselben Tone zu rufen und es gelang ihm, indem er die Beute immer weiter entfernte, das Insekt nach einer Uebung von einigen Monaten so zu gewöhnen, daß es immer beim ersten Lockruf hervorkam, eine Fliege im Hintergrund des Zimmers nahm und selbst auf seine Kniee kroch, um noch eine zweite Fliege als Belohnung in Empfang zu nehmen. Aber eines Tages stellte sich der Gouverneur der Bastille ein und fragte Pellisson mit einem höhnischen Lächeln, womit er sich beschäftige. Pellisson war gerade heiterer Laune und sagte ihm, daß er es verstanden hätte, sich ein kleines Vergnügen zu schaffen. Sogleich ließ er seinen Lockruf ertönen, die gezähmte Spinne kam hervor — doch, was geschah? — der Gouverneur, der Barbar, zertrat sie.

Das Vermächtnis des Inka.

Von **Karl May.**

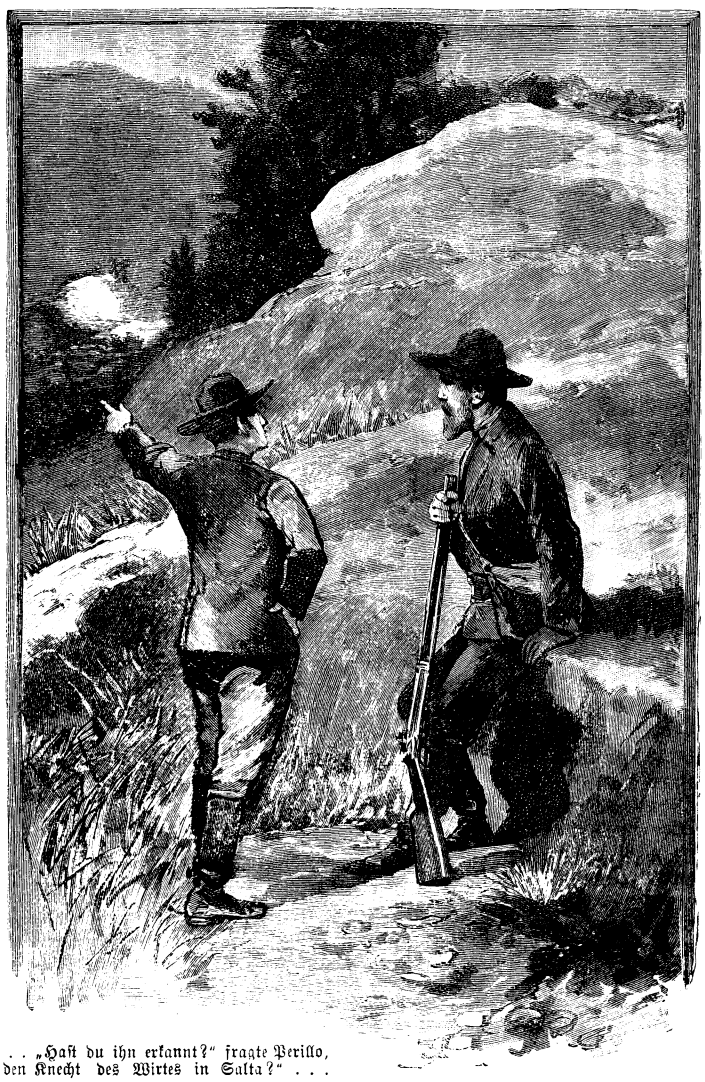
Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers", „Geist der Llano estakata", „Kong Kheon, das Ehrenwort", „Die Sklavenkarawane", „Der Schatz im Silbersee" u. a.

(Fortsetzung.)

Der Fremde kehrte also mit seinen beiden Arrieros und dem Packtiere um, und die Verirrten ritten hinter ihnen her. Den Zug beschloß der Peon, welcher kein weiteres Wort zu sagen gewagt hatte und jetzt eine wahre Armesündermiene zeigte.

Noch war keine Viertelstunde vergangen, so hatte man das obere Ende der Schlucht erreicht. Sie mündete auf eine kleine Ebene, von wo aus ein freier Blick auf die westlich sich erhebenden Berge gewonnen wurde. Der Arriero blieb halten, um sich zunächst zu orientieren. Er betrachtete die Gestalt jeder einzelnen Höhe, jedes einzelnen Berges, prüfte die Thaleinschnitte zwischen denselben und sagte dann zu dem blonden Fremden: „Ich sehe, wie wir reiten müssen. Der Weg wird gar nicht so beschwerlich sein, wie ich vorher dachte, und ich bin auch überzeugt, daß wir noch vor Einbruch der Dunkelheit einen Ort erreichen, wo wir bequem lagern und schlafen können."

Nach dieser Versicherung, welche allen willkommen war, setzte er sein Maultier wieder in Bewegung. Die Ebene sank in ein schmales Thal hinab, welches sich nach und nach verbreiterte und zwischen hohe, schroff aufgebaute Berge hineinzog. Die Spitzen dieser Berge waren kahl; an den Hängen gab es hier und da eine grüne Stelle, noch von der Regenzeit her; Wasser aber war nirgends zu sehen. Da und dort stand ein Busch, bei welchem die Arrieros und der Peon anhielten, um dürres Gezweig zu sammeln.



. . . „Hast du ihn erkannt?" fragte Perillo, „den Knecht des Wirtes in Salta?" . . .

Der Doktor hätte sehr gern mit dem so außerordentlich gefälligen Fremden ein Gespräch begonnen, und dem kleinen Fritze Kiesewetter drückte es fast das Herz ab, mit einem Herrn reiten zu müssen, ohne erfahren zu haben, wer und was er sei, woher er komme und wohin er wolle; aber dieser Mann schien leider der Ansicht zu sein, daß es verdienstlicher sei, Unbekannten Hilfe zu erweisen. Er ritt vor ihnen her und schien nur Augen für das großartige Gebirgspanorama, das sich vor ihnen ausbreitete, zu haben. Da er von ihnen für einen

Südamerikaner gehalten wurde, sagte Fritze in deutscher Sprache: „Hatte ik's nicht jesagt, daß wir in die Irre jeritten seien! Wenn diese jefälligen Leute nicht jekommen wären, so hätte dieser Peonenonkel uns wohl jar nach Lappland und an den Nordpol jeführt."

Da der Sprecher nicht weit hinter dem Fremden ritt, so hörte dieser Fritzens Worte. Er hatte bei den ersten derselben aufgehorcht; jetzt drehte er sich um und sagte im reinsten Hochdeutsch: „Gar so weit nach Norden wäre Ihre Reise wohl nicht gegangen; aber Sie hätten in dieser Einsamkeit wohl schwerlich bald einen Menschen gefunden, welcher Sie hätte zurechtweisen können. Daß ich Ihnen begegnet bin, freute mich schon bisher; nun ich aber höre, daß Sie Deutsche sind, freut es mich doppelt."

Er hatte während dieser Worte sein Tier so gelenkt, daß er nun neben ihnen ritt. Das Gesicht Morgensterns glänzte vor Freude, als er darauf antwortete:

„Ja, wir sind Deutsche, Señor. Sie beherrschen unsre Muttersprache in einer Weise, daß ich Ihnen mein Kompliment machen muß. Diejenigen, von denen Sie sie lernten, sind jedenfalls auch geborene Deutsche gewesen?"

„Allerdings," nickte der Fremde lächelnd. „Ich lernte sie von meinem Vater und meiner Mutter."

„Also sind Sie ein Deutscher?"

„Ich bin stolz darauf, es zu sein."

„Drüben oder hüben geboren?"

„Drüben im Vaterlande."

„Ich auch, ich auch! Sie wollten vorhin nicht hören, wer ich bin; nun Sie aber wissen, daß wir Landsleute sind, werden Sie mir doch wohl erlauben, mich Ihnen vorzustellen. Ich heiße Morgenstern, Doktor Morgenstern aus Jüterbogk und bin nach Argentinien gekommen, um paläontholoģische Studien zu treiben."

„Und ik," fiel Fritze ein, „ik heiße Fritze Kiesewetter aus Stralau am Rummelsburger See und befinde mir hier, um mir an diese Studien zu beteiligen. Wir haben es schon zu eine Gigantochelonia und nachher jar zu einem Megatherium jebracht."

„Von diesen Dingen verstehe ich nichts," gestand der Blonde. „Was meinen Namen betrifft, so heiße ich Engelhardt, und mein Stand — — eigentlich besitze ich keinen mehr; ich habe ihn vor kurzem aufgegeben. Ich bin, was man so Rentier nennt."

„Sie leben also von Ihrem Jelde? Dat kann ik noch nicht. Wollte ik von meine Ersparnisse leben, so könnte ik mir nach drei Tagen als ‚wandelndes Skelett' sehen lassen. Dürfen wir fragen, ob Sie in dieses schöne Arjentinien wohnen?"

„Ich wohnte bisher in Lima, also in Peru, habe mein Geschäft verkauft und will nun nach Deutschland hinüber."

„Haben Sie Ihr Jeschäft jut bezahlt bekommen?"

„Leidlich gut, den jetzigen Verhältnissen angemessen," antwortete Engelhardt, verwundert über die Frage, welche eigentlich eine sehr zudringliche war.

„Dat freut mir außerordentlich. Für mein Jeschäft hat mich noch kein Mensch wat jeboten, und so kann ich es mich deutlich vorstellen, wie schön es sein muß, wenn man wat Ordentliches davor bekommt."

„Was sind Sie denn eigentlich?"

„Noch immer jeborener Stralauer, weiter nichts. Ik beschäftige mir mit allem, wat mich in die Hände kommt. Jejenwärtig bin ik der Famulus des Herrn Doktors und ziehe mit ihm in den Kampf jejen die beiden jrößten Schurken, welche die Erde trägt."

„Wer ist das?"

„Dat ist ein Kerl, den man den Jambusino nennt, und dat ist ferner ein Stierfechter, welcher Antonio Perillo heißt."

„Diesen letzteren Namen habe ich schon gehört und auch gelesen. Der Mann ist in Lima aufgetreten; da ich aber den Zirkus nicht besuchte, habe ich ihn nicht gesehen. Warum nennen Sie diese Männer die größten Schurken?"

„Um Ihnen dat zu erklären, müßte ik eine Erzählung leisten, welche von jetzt an bis morjen abend währen würde. Dieser Perillo kennt uns nicht, und wir haben ihm niemals wat zujefügt, und dennoch trachtet er uns schon seit längere Zeit nach dat Leben."

„Ist's möglich! Vielleicht irren Sie sich?"

„Wir uns irren? Kein Jedanke! Der Herr Doktor war kaum ans Land jestiegen und zu Salido jekommen, so machte Perillo einen Mordversuch auf ihm."

„Salido, sagen Sie? Wo war das? In welcher Stadt?"

„In Buenos Ayres."

„Meinen Sie etwa den Bankier?"

„Ja, denselbigen."

„So kennen Sie ihn also?"

„Ja, wir kennen ihn sehr gut," fiel jetzt der Doktor ein. „Ich war ihm empfohlen und genoß seine Gastfreundschaft, indem ich bis zu meiner Abreise von Buenos Ayres bei ihm wohnte."

„Ist das schon lange her?"

„Nur kurze Zeit, einige Wochen."

„Wurde da bei Salido mein Name nicht genannt?"

Engelhardt sprach diese Frage mit sichtlicher Spannung aus. Der Doktor antwortete nachdenklich: „Als Sie vorhin sagten, daß Sie Engelhardt heißen, war es mir ganz so, als ob ich diesen Namen schon einmal gehört haben müsse; aber wo — — hm — — hm!"

„Wohl drüben im Vaterlande. Da gibt es ja der Engelhardts genug."

„Nein, sondern hier in Argentinien; aber es fällt mir schwer, mich auf den Ort zu besinnen. Fritze, weißt denn du nicht, wo wir einem Engelhardt begegnet sind?"

„Einem Engel — — Engel — —" sann der Stralauer nach; dann richtete er seinen Oberkörper straff auf, sah den Blonden mit einem Blicke, in welchem sich die größte Spannung aussprach, an und rief: „Ik hab's, ik hab's! Ik glaube nicht, dat ik mir irre! Sie wohnten in Lima und haben Ihr Geschäft verkauft. War dat nicht oft und manchmal ein Bankierjeschäft?"

„Nicht nur oft und manchmal, sondern stets."

„Sie haben eine Frau, oder, wollte ik lieber sagen, eine Jemahlin?"

„Ja."

„Und zwei Jungens, wat man höflicherweise Söhne nennt?"

„Auch das stimmt."

„Der eine war bei Salido auf Besuch?"

„Ja."

„So ist's janz so, wie ik mir dachte! Wir haben ihn nicht Herr Engelhardt, sondern stets nur Anton jenannt. Herr Doktor, darum konnten Sie Ihnen nicht auf den Namen besinnen. Bejreifen Sie denn nicht, daß dieser Herr Engelhardt der männliche Teil von die Eltern unsres Antons ist?"

Der Doktor öffnete den Mund, sah erst Fritze und dann Engelhardt fragend an, ließ sein Auge wieder und wieder von dem einen auf den andern schweifen und antwortete dann, indem er mit dem Kopfe schüttelte: „Du irrst dich, Fritze. Was du sagst, ist ganz unmöglich. Der

Vater unsres Anton ist zwar auch Bankier und mag vielleicht auch Engelhardt heißen, kann aber nicht mit diesem Herrn hier identisch sein."

„Warum nicht?"

„Weil der Vater Antons sein Geschäft noch besitzt und auch jetzt nicht über die Anden kommen würde. Das siehst du doch wohl ein."

„Nein, dat kann ik nicht einsehen."

„Würde der Vater von Peru über die Anden nach Argentinien gehen, wenn er weiß, daß sein Sohn, lateinisch puer oder filius geheißen, zu derselben Zeit unterwegs hinüber nach Peru ist?"

„Wie?" fragte da Engelhardt hastig. „Anton soll unterwegs sein?"

„Ja."

„Mein Sohn? Das muß ein andrer Anton, ein andrer Engelhardt sein. Sprechen Sie von dem Knaben, welcher bei Salido auf Besuch war?"

„Ja, denn einen andern Anton Engelhardt kennen wir nicht. Er ist ein Verwandter von Salido."

„Natürlich, denn Salido ist sein Onkel, und ich bin sein Vater."

„Wirklich?" fragte da Fritze. „Sie sind der Vater vom richtigen Anton, den wir meinen?"

„Ja, ja und dreimal ja!"

„Aber warum laufen Sie denn da von Lima fort? Warum bleiben Sie nicht zu Hause, wohin Sie jehören? Sie haben doch jewußt, daß Ihr Sohn von Buenos Ayres aufjebrochen ist, um über die Anden heimzukommen!"

„Ich habe gewußt, daß es geschehen sollte, nicht aber, daß es geschehen ist. Ich habe Salido telegraphiert, daß er Anton nicht fortlassen, sondern noch bei sich behalten solle, weil ich selbst kommen wolle, ihn abzuholen!"

„So sind wir rascher jewesen, als die Depesche, welche zu spät jekommen ist. Dat Telejramm ist einjetroffen, als wir schon fort jewesen sind. Aber dann bejreife ik nicht, warum Ihnen Salido nicht schnell zurücktelejraphiert hat!"

„Das begreifen Sie nicht? Sie wissen doch jedenfalls, daß zwischen Peru und Chile ein Krieg ausgebrochen ist?"

„Kein Wort!"

„So haben Sie wohl außerhalb der Welt gelebt?"

„Nein, sondern jrad mitten drin, mitten im Gran Chaco, wo wir von dem, wat außerhalb jeschehen ist, kein Wort erfahren haben."

„Peru ist durch Chile von aller Verbindung mit Argentinien abgeschnitten. Mein Telegramm war, wie ich nun erfahre, eins der letzten, welche befördert wurden; die Antwort Salidos aber ist nicht nach Lima gekommen. So bin ich bis heut der festen Ueberzeugung gewesen, daß Anton sich noch bei ihm befindet."

Die drei Deutschen waren, während die andern weiter ritten, halten geblieben. Der Gegenstand ihres erregten Gespräches nahm sie so gefangen, daß sie für nichts andres Gedanken hatten. Der Doktor warf nur zuweilen eine Bemerkung, einen Satz dazwischen; zwischen Engelhardt und Fritze aber flogen die Fragen und Antworten mit größter Schnelligkeit und ohne die Pause auch nur eines Augenblickes hin und her.

„So also ist dat jekommen!" meinte Fritze. „Krieg zwischen Peru und Chile, ein Telejramm herüber, dat andre aber nicht hinüber, infolgedessen der Anton futsch und Sie als kinderloser Waisenvater mitten in den Anden! Warum sind Sie denn nicht in Lima jeblieben? Warum haben Sie Ihr Jeschäft verkauft?"

Engelhardt war ein reicher Geschäftsmann, mit welchem Fritze sich nicht vergleichen konnte; dennoch examinierte der letztere den ersteren in der ihm eigenen Weise, und der erstere gab willig Antwort, weil sein Vaterherz ihm nicht Zeit ließ, an das Gegenteil zu denken. Er antwortete: „Das verstehen Sie höchst wahrscheinlich nicht, aber ich will es Ihnen dennoch sagen. Die Verhältnisse lagen so, daß ich durch den Krieg mein ganzes Vermögen verlieren konnte; da sich nun glücklicherweise eine Gelegenheit bot, sehr günstig zu verkaufen, habe ich dieselbe augenblicklich benutzt. Aber nicht nur das Geschäft, sondern überhaupt alles, was ich drüben besaß, habe ich veräußert, und so wurde es mir möglich, auf das schnellste ein Land zu verlassen, dessen politische Verhältnisse einen sichern Besitz und ein ruhiges Genießen nicht gestatten. Ich telegraphierte an Salido, daß ich kommen würde, und zwar auf dem Landwege über die Anden, weil ich in Salto, Tucuman und Cordova noch geschäftliche Verwickelungen zu lösen habe. Meine Frau hat mit dem andern Sohne den Seeweg vorgezogen, wozu ich meine Einwilligung gab, weil ich ein gutes, neues Schiff fand, dessen Kapitän ein Bekannter, ja ein Freund von mir ist. In Buenos Ayres werde ich mit ihnen zusammentreffen. Dort hoffte ich natürlich, auch Anton zu treffen. Nun ist er fort! Mein Gott, wer hätte das gedacht! Wo mag der Knabe sein? Unter welchen Menschen mag er sich befinden!"

Man sah, daß er sich in großer Aufregung befand. Fritze legte ihm die Hand auf den Arm und antwortete in beruhigendem Tone: „Denken Sie etwa, daß Salido ihn unzuverlässigen Menschen überjeben hat? Können Sie sich dat denken?"

„Was das betrifft, so ist Salido vorsichtig, und ich gebe gern zu, daß er sein möglichstes gethan haben wird; aber er ist nicht Herr der Verhältnisse. Wer weiß, was unterwegs geschieht. Und wenn mein Sohn glücklich über die Anden kommen sollte, was dann? Er findet uns nicht, denn wir sind fort. Man wird ihn zwingen, Soldat zu werden, denn er ist für sein Alter sehr gut entwickelt und — — —"

„Machen Sie Ihnen keine Sorjen!" fiel ihm der Stralauer in die Rede. „Ihr Anton kommt jar nicht über die Jrenze. Die Leute, bei denen er sich befindet, sind schon so jescheit, ihm unter die jejenwärtigen Verhältnisse nicht hinüber zu lassen."

„Woher wissen Sie das? Wie können Sie das behaupten?"

„Weil ik diese Leute kenne."

„So? Sie kennen sie? Wirklich?"

„Ja, ik kenne sie sehr jenau; ik kenne sie so jut wie mir selber."

„So sagen Sie schnell, wer diese Leute sind, und wo sie sich jetzt befinden!"

„Dat sollen Sie so rasch erfahren, wie es mich möglich ist. Sehen Sie sich einmal meinen Herrn hier an! Kennen Sie ihm?"

„Sonderbare Frage! Er hat mir ja vorhin seinen Namen genannt."

„Jut, so sehen Sie nun auch einmal mir an! Kennen Sie mir auch?"

„Fritze Kiesewetter aus Stralau!"

„Am Rummelsburjer See, nicht zu verjessen. Und nun passen Sie auf! Wir beide sind eben diejenigen Leute, an welche Sie sich zu halten haben, wenn Sie mit Ihrem Anton reden wollen."

„Sie? Sie? Wäre es möglich? Sie wissen, wo er ist?"

„Ja. Er jehört zu uns. Er befindet sich beim Vater Jaguar, der über zwanzig tapfre Männer bei sich hat. Sie sehen also ein, daß Sie Ihnen keine Sorje zu machen brauchen. Ihr Sohn kann jar

nicht besser aufjehoben sein; dat kann ik Sie mit meinem Ehrenwort versichern."

Der Ausdruck der Besorgnis wich aus Engelhardts Gesicht; er schlug erfreut die Hände zusammen und rief aus: „So ist es, so? Bei dem Vater Jaguar befindet er sich? Also droben an der Salina del Condor, welche gar nicht weit von hier liegt?"

„Ja, da oben. Der Vater Jaguar sollte ihm über dat Jebirge bringen, wird ihm aber nun in Ihre Hände lejen."

„Welch ein Zufall, oder vielmehr welch eine Schickung!"

„Es ist kein Zufall," nahm da der Doktor das Wort. „Ich bestätige, daß Ihr Sohn sich hier in der Nähe befindet und daß Sie ihn vielleicht schon morgen begrüßen können; das haben Sie aber nicht einem Zufalle, sondern Ihrem gütigen Herzen zu verdanken. Wären Sie an uns vorübergeritten, ohne uns aus unsrer Verlegenheit zu helfen, so würden Sie die Trennung von Ihrem Sohne länger zu beklagen haben. In Ihrem eigenen Herzen also liegt der Grund der Freude, welche Sie jetzt empfinden. Ich nehme aufrichtig an derselben teil."

„Sie haben ihn also schon in Buenos Ayres gesehen, ihn also auch von dort aus begleitet?"

„Er reiste mit dem Vater Jaguar voraus. Wir folgten und trafen mit der Truppe am Rio Salado zusammen."

„Und dann?"

„Dann sind wir durch den Gran Chaco geritten."

„Durch diese wilde, gefährliche Gegend? Ist Ihnen da kein Unfall begegnet?"

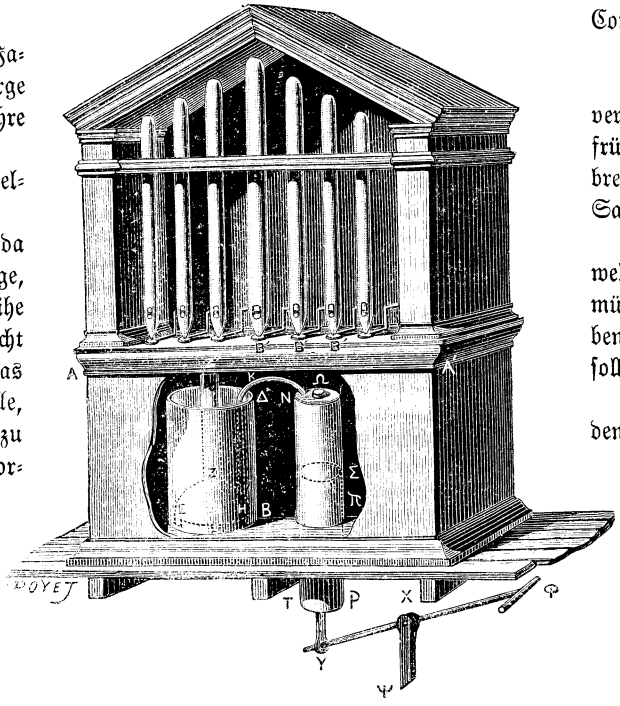
„O, mehr als einer!"

„Auch meinem Sohne?"

„Diesem nicht, denn er hat unter einem vortrefflichen Schutz, lateinisch Patrocinium oder auch Tutela geheißen, gestanden. Er hat sich sogar ganz im Gegenteile durch Heldenthaten ausgezeichnet, von denen wir Ihnen gern erzählen werden."

„So erzählen Sie, erzählen Sie gleich jetzt! Ich bin zu begierig, zu erfahren, was er unterwegs und auch schon in Buenos Ayres erlebt hat."

Der Doktor war bereit, dieser Aufforderung nachzukommen; aber der bedächtigere Fritze legte seinen Widerspruch ein, indem er sagte: „Nicht jetzt, nicht jetzt, meine Herren. Sehen Sie doch, wie weit wir zurückjeblieben sind! Da oben halten die andern und warten auf uns. Reiten wir also weiter! Wir können unterwegs auch sprechen, und wenn wir lagern, haben wir jenug Zeit, alles zu erzählen, wat jeschehen ist."



Der Orgelbau im Altertum. Abbildung 1.

Die beiden mußten ihm recht geben, und so folgten sie ihm, als er sein Maultier in rasche Bewegung setzte. Das Thal wand sich zwischen zwei Bergen empor und schien sich dann wieder abwärts zu senken. Droben hielten die beiden Arrieros mit dem Peon, um die Zurückgebliebenen zu erwarten. Als dieselben nachgekommen waren, ging es mit verdoppelter Schnelligkeit vorwärts, bald durch tiefe Senkungen und bald über Höhen, die so steil waren, daß sie von Pferden gar nicht überwunden hätten werden können. Die Sonne sank hinter den Bergen, und der Arriero, welcher den Führer machte, trieb zu noch größerer Eile an. Droben in den Lüften schwebte ein Condor. Der Arriero deutete zu ihm empor und sagte: „Der sucht sein Nest auf; thun auch wir dasselbe, denn ehe eine halbe Stunde vergangen ist, wird es dunkel sein."

„Ist denn der gesuchte Pfad noch nicht bald erreicht?" fragte Engelhardt.

„In wenigen Minuten werden wir dort sein."

„Und der Ort, an welchem wir übernachten wollen?"

„Ist dann auch nicht weit. Nur liegt er leider nicht nach Süden, der Seite, nach welcher wir morgen reiten werden, sondern nach Norden, was wieder einen Zeitverlust ergibt."

„Also nach der Salina del Condor zu?"

„Ja."

„So werden wir keinen Zeitverlust haben, denn ich werde morgen früh nicht direkt nach Salto zu aufbrechen, sondern vorher nach der Salina reiten."

„Warum, Señor? Bedenken Sie, welchen Umweg Sie da machen! Sie müssen einen guten Grund dazu haben, wenn ich nicht davon abraten soll."

„Der Grund ist der stichhaltigste, den es nur geben kann. Nämlich mein Sohn, den ich in Buenos Ayres zu sehen glaubte, befindet sich hier an der Salina del Condor. Warum, das werden Sie noch erfahren."

„So stimme ich bei, denn so eine Ursache muß ich gelten lassen."

Nur einige Minuten später gelangte man auf einen ebenen sandigen Plan, welcher halb durchquert wurde. Dann hielt der Führer an, deutete auf den Boden nieder und sagte dann: „Señores, sehen Sie die Spuren hier im Sande? Sie sind alt und auch schon halb verweht, kaum mehr zu erkennen. Das ist der Weg nach der Salina. Wir werden ihm noch eine Strecke folgen, aber schnell. Der Weg ist gut; treiben wir unsre Tiere an!"

Er setzte sein Maultier in Galopp, und die andern thaten mit den ihrigen dasselbe. Sie flogen rasch über den Plan und dann am Fuße eines Berges hin, dessen Seite aus tief zerklüfteten Felsen bestand. Dann parierte der Arriero sein Tier, deutete auf eine breite aber nicht sehr hohe Oeffnung im Gestein und sagte: „Hier ist der Ort, an welchem wir übernachten werden, Señores, eine Art Höhle, welche zwei Eingänge hat. Der Wind trifft hier nicht an, und wenn wir ein Feuer anzünden und uns in unsre Decken hüllen, werden wir gerade so gut und angenehm schlafen, als ob wir uns im Innern einer Rancho befänden."

Man stieg ab, um die Höhle zu untersuchen. Sie hatte keinen Hintergrund,

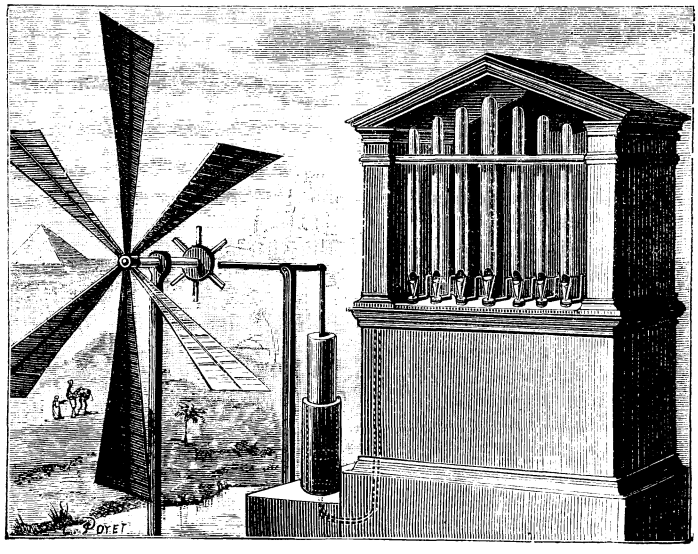
sondern bestand aus zwei ungefähr zwanzig Schritt voneinander in die Felsenwand befindlichen Eingängen oder Oeffnungen, welche durch einen nach innen gebogenen leeren Raum verbunden waren. Sie besaß also ungefähr die Gestalt eines Halbringes, dessen Enden sich nach außen öffneten. Vor der Höhle wuchs niedriges aber dichtes Punagras, welches den Maultieren eine vortreffliche Weide bot. Man schirrte sie ab und fesselte ihnen die Beine in der Weise, daß sie zwar frei grasen, aber sich nicht weit entfernen konnten.

Die kurze Zeit des noch übrigen Tageslichtes wurde benutzt, die Höhle zum Lager einzurichten, indem man die Recadosättel aufschlug, damit sie als Bettstellen dienen sollten. Als die Decken darüber gebreitet worden waren, bildeten sie Lagerstätten, die man sich in dieser Wildnis gar nicht besser wünschen konnte. Als man dann die Satteltaschen geöffnet hatte, um zu den in denselben befindlichen Vorräten zu gelangen, war es dunkel geworden, und das Feuer wurde angebrannt. Es war unterwegs so viel Material für dasselbe gesammelt worden, daß es einige Stunden brennen konnte.

Nun wurde zunächst gegessen, und als dies vorüber war, brannten sich die Männer Cigaretten an, welche der Doktor aus Salta mitgebracht hatte und von denen auch Engelhardt noch einen kleinen Vorrat besaß. An der einen Seite des Feuers, welches natürlich in der Höhle brannte, saßen die beiden Arrieros und der Peon, welche spanisch miteinander sprachen, auf der andern die drei Deutschen, die sich ihrer Muttersprache bedienten, denn der vorsichtige Fritze hielt es für geraten, zunächst nur Engelhardt wissen zu lassen, was im Laufe der letzten Zeit geschehen war und was nun infolgedessen droben an der Salina und in der Mordschlucht geschehen sollte. Er und der Doktor erzählten dem Bankier abwechselnd, was sich seit jenem Tage in Buenos Ayres ereignet hatte, und es ist selbstverständlich, daß Engelhardt ein Zuhörer war, welcher dem Berichte das allergrößte Interesse schenkte. Einen Wächter draußen auszustellen, daran dachte keiner. Wäre der Vater Jaguar mit hier gewesen, er hätte, schon aus Gewohnheit, sicher nicht versäumt, diese Vorsichtsmaßregel zu treffen.

Leider wäre dieselbe keineswegs grund- oder zwecklos gewesen, denn während die sechs Männer, welche sich in der Höhle befanden, an keine Störung, am allerwenigsten aber an eine feindliche, dachten und drei von ihnen von den Thaten des Vater Jaguar sprachen, waren ihnen gerade die grimmigsten Feinde dieses berühmten Mannes so nahe, daß sie dieselben beinahe mit den Händen hätten greifen können.

Der Gambusino hatte sich mit Antonio Perillo, wie bereits erwähnt, nach dem Guanacothale gewendet, um einige der dort jagenden Mojosindianer für seinen Ritt nach der Mordschlucht zu engagieren. Er hatte zwar Mundvorrat in Salto mitgenommen, aber keineswegs so viel, wie unter Umständen gebraucht werden konnte. Es war seine feste Absicht, so lange in der Mordschlucht zu bleiben, bis das Versteck gefunden sei. Dies konnte aber mehrere Tage, ja wochenlang dauern, und in diesem Falle mußte der mitgebrachte Proviant ausgehen. Es waren dann Leute nötig, welche jagen mußten, um Fleisch herbeizuschaffen, und dazu sollten die Mojos dienen. Außerdem war, um nicht von zufällig Vorüberkommenden überrascht zu werden, es nötig, zwei Wächter aufzustellen, einen ober- und einen unterhalb der Mordschlucht, eine Aufgabe, deren sich die Mojos auch zu unterziehen hatten.



Die Orgel im Altertum. Abbildung 2.

Selbstverständlich aber mußte es diesen Indianern verboten sein, selbst in die Schlucht zu kommen. Mit welchen Gründen sollte ihnen dies plausibel gemacht werden? Wie konnte man ihnen überhaupt die so geheimnisvolle und vielleicht lange währende Anwesenheit zweier Menschen in der Mordschlucht erklären? Der Gambusino sann darüber nach und sagte dann zu Perillo:

„Diese Halunken sind zu scharfsinnig, als daß wir ihnen mit gewöhnlichen Finten kommen dürfen. Wir müssen nach einem Grunde suchen, welcher mit der Religion zusammenhängt; das ist die einzige Art und Weise, sie sicher zu mystifizieren. Fällt dir nichts ein?"

„Warum nicht? Was sagst du zu einem Gelübde?"

„Wahrhaftig! Da trifft du gleich das allerbeste. Wir haben in großer Todesnot das Gelübde gethan, etwas Gott Wohlgefälliges, worauf wir schon noch kommen werden, in der Mordschlucht vorzunehmen, wobei wir ungestört und einsam bleiben müssen. Die Roten sind alle außerordentlich abergläubisch; sie werden so voller Scheu und Ehrfurcht sein, daß sie sicherlich nicht auf den Gedanken kommen, uns etwa zu belauschen."

„Aber wenn wir dann finden, was wir suchen, so können wir es ihnen doch nicht verbergen, denn wer weiß, was und wieviel wir zu schleppen haben. Da werden sie erkennen, daß wir sie getäuscht haben, und uns aus Rache alles abnehmen!"

„Schwachkopf! Habe ich dir nicht schon da unten am Sumpfe der Knochen gesagt, wie wir sie unschädlich machen werden? Sind wir glücklich, so müssen sie alle sterben. Das wird uns nicht viel Arbeit machen, da es vollständig genügt, wenn wir ihrer nur sechs oder acht engagieren."

Die beiden gewissenlosen Menschen waren von den Mojos freundlich aufgenommen worden und hatten dem Häuptlinge derselben ihren Wunsch mitgeteilt. Er war nicht nur auf denselben eingegangen, sondern sogar bereit gewesen, sich selbst an dem Ritte nach der Mordschlucht zu beteiligen. Das war ihnen freilich höchst unangenehm; da aber eine Zurück-

weisung für ihn eine große Beleidigung gewesen wäre und er dann gewiß auch seinen Leuten die Teilnahme versagt hätte, so waren sie wohl oder übel gezwungen darauf einzugehen.

Sie brachen dann mit ihm und noch sieben Mojos vom Guanacothale nach der Mordschlucht auf, welche so fern lag, daß sie in einem Tage nicht erreicht werden konnte. Gegen Abend des ersten Tages waren sie bis an den Saumpfad gekommen, welcher hinauf nach der Salina del Condor führte. Sie folgten demselben, bis es dunkel war, und dann wollte der Gambusino an der ersten besten Stelle Lager machen; da aber meinte das „spitze Messer" der Häuptling:

„Der scharfe Nachtwind wird sich bald erheben, und dann ist es gut, wenn man sich an einem Orte befindet, wo er einen nicht treffen kann."

„Weißt du denn einen solchen?"

„Ja. Es ist eine Höhle, welche gar nicht weit von hier liegt, eine Höhle mit zwei Eingängen."

„So führe uns hin!"

Sie ritten also weiter, das „spitze Messer" voran und die andern hinter ihm drein. Nach einiger Zeit blieb er plötzlich halten, flüsterte den andern zu, ja kein Geräusch zu machen und beugte sich weit vor, um, wie man sah, etwas zu beobachten.

„Was hast du? Siehst du vielleicht etwas Verdächtiges?" fragte ihn der Gambusino mit leiser Stimme.

„Ja," antwortete er. „Ich sehe den Schein eines Feuers, welches in der Höhle brennt."

„So befinden sich Menschen drin?"

„Ja, denn wo ein Feuer ist, müssen auch Menschen sein, die es angezündet haben."

„Wer mag es sein?"

„Ich werde es sehen. Haltet mein Tier; bleibt hier und seid still!"

Er glitt aus dem Sattel und huschte weiter. Es dauerte über eine Viertelstunde, bevor er zurückkehrte; da meldete er:

„Vor und seitwärts der Höhle weiden Maultiere, und drinnen sitzen sechs Männer am Feuer."

„Indianer?" fragte der Gambusino.

„Es sind Weiße."

„Wie bewaffnet?"

„Sehr gut."

„Was treiben sie?"

„Sie sprechen miteinander. Drei reden spanisch, und die andern drei haben eine Sprache, von der ich kein Wort verstehe."

„Das ist auffällig, höchst auffällig. Ich werde selbst nachsehen."

Als er abstieg, meinte Antonio Perillo:

„Ich gehe mit."

„Ist nicht nötig; einer ist genug."

„Aber zwei sehen und hören mehr."

Er verließ auch den Sattel, und der Gambusino hinderte ihn nicht daran. Sie schlichen vorwärts. Der Lichtschein war ihr Wegweiser, so daß sie die Höhle, obgleich sie dieselbe nicht kannten, unmöglich verfehlen konnten. Als sie in der Nähe derselben angekommen waren, legten sie sich nieder und krochen weiter, bis sie den einen Eingang fast erreicht hatten.

„Wenn einer zufällig herauskommt, wird er uns sehen?" raunte Perillo dem Gambusino zu.

„Nein, außer er fällt über uns weg. Hier ist es dunkel, drin aber hell; das blendet beim Heraustreten. Komm noch weiter heran!"

Sie schoben sich noch ein wenig fort und lagen dann so, daß sie in die Höhle sehen konnten. Sie erblickten die beiden Arrieros und den Peon; die andern drei konnten sie nicht sehen, aber sie hörten sie sprechen. Nach einigen Augenblicken zog der Gambusino seinen Gefährten zurück, bis sie sich so weit entfernt hatten, daß sie sich wieder aufrichten durften.

„Hast du ihn erkannt?" fragte Perillo.

„Wen?"

„Den Knecht des Wirtes in Salta."

„Ja."

„Aber die beiden andern kenne ich nicht."

„Es sind Arrieros, wie du schon an ihrer Kleidung siehst. Ich habe sie schon gesehen, kenne aber ihre Namen nicht. Hast du eine Ahnung, was das für eine Sprache ist, welche die drei andern sprechen? Französisch ist es nicht, Portugiesisch und Englisch auch nicht."

„Es klingt wie Deutsch. Ich habe in Buenos Ayres oft Deutsche miteinander sprechen gehört."

„Demonio! Deutsch! Sollte etwa —"

„Wer? Was?"

„Still jetzt! Wir müssen sie unbedingt sehen. Die Höhle hat noch ein Loch. Wenn wir dorthin gehen, erblicken wir sie wahrscheinlich, weil sie an der andern Seite des Feuers sitzen. Komm!"

Sie schlugen einen Bogen, um nicht in den Bereich des Feuerscheins zu gelangen, und näherten sich dann von der andern Seite dem zweiten Eingange, ebenso kriechend wie vorher. (Forts. folgt.)

Die Orgel im Altertum.

Schon öfters nahmen wir Anlaß, in Wort und Bild zu erinnern, daß die Mechanik der Alten keineswegs auf einer so geringen Stufe stand, wie vielmals angenommen wird, und daß hierüber noch viele irrtümliche Anschauungen verbreitet sind. So galt beispielsweise Jahrhunderte lang als Erfinderin der Orgel die heilige Cäcilia, eine römische Jungfrau aus edlem Geschlechte, die im Jahre 177 unsrer Zeitrechnung den Martyrertod erlitt, mit einer Orgel abgebildet, und vielfach noch heute in katholischen Ländern als Patronin der edlen Musika verehrt wird. Auch über den Bau der Orgel der früheren Jahrhunderte gibt es nur spärliche Nachrichten; allgemein wird angenommen, daß die älteste in Deutschland im Jahre 1361 in Halberstadt, dann zu Anfang des 17. Jahrhunderts von Porta in Neapel und späterhin (1645) von P. Kirchner, einem Deutschen, in Rom eine solche für den Papst Innocenz X. erbaut wurde. Erst die neuesten Forschungen haben auf Grund authentischer Dokumente den Nachweis geliefert, daß die Erfindung der Orgel dem Barbier Ctesibus zuzuschreiben sei, welcher zwei Jahrhunderte v. Chr. G. in Alexandrien lebte und sich durch dieselbe große Reichtümer erwarb. Wie diese Orgel beschaffen war, deren gewaltige Töne sogar die Amphitheater durchrauschten, ist genauestens in den erst neuerer Zeit aufgefundenen Schriften Herons „über die Mechanik der Alten", beschrieben, welchen auch die hier beigegebenen Abbildungen, abgesehen von einigen unerläßlichen Verbesserungen, in naturgetreuer Kopie entnommen sind.

Im Bronzecylinder B Δ (Abb. 1), welcher mit Wasser gefüllt wird, befindet sich am Boden die hohle Halbkugel E H, die zur freien Zirkulation des Wassers auf vier kleinen Füßchen steht und somit einen Hohlraum läßt. Seitlich und in Mitte dieser Halbkugel ist je eine Röhre

angebracht, von welchen erstere H K oben bogenförmig in einen zweiten engeren Pumpencylinder N T P mündet, der unten offen ist und in dem sich der Pumpenstempel Σ π luftdicht auf und ab bewegt. Dieser Stempel endigt in der Pumpenstange T Υ, die durch das Hebelwerk Υ X Φ Ψ in Bewegung zu setzen ist. Am Grunde des Pumpenstiefels — hier also oben, weil derselbe umgekehrt ist (Abb. 3, Fig. 1) — ist eine kleine Oeffnung Ω zur Vermittlung des Luftzutrittes. Zum Verschlusse befindet sich unter letzterer ein bewegliches Metallplättchen (Ventil) mit vier Stiften, deren Köpfe das Herunterfallen desselben verhindern und zur Führung dienen. Bei dem Aufwärtsbewegen des Stempels wird das Ventil nach oben gedrückt, die Oeffnung somit geschlossen, während es bei dem Niederzuge an den Führungsstiften nach unten fällt und der Luft den Zutritt in den Cylinder gestattet.

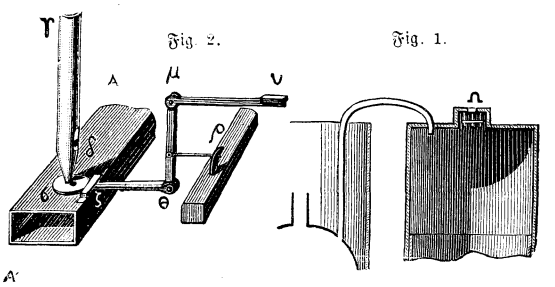
Die zweite, in der Mitte der Halbkugel Δ B befindliche Röhre Z Z′ (Abb. 1) endigt oben im horizontalen Luftkasten der Windlade A A′, über dem sich die senkrechten Orgelpfeifen befinden; quer über den Pfeifenmündungen gleiten durchbohrte Plättchen B′ B′, die je nach ihrer Stellung die Oeffnungen der Pfeifen schließen oder mit jenen der Windlade in Verbindung setzen. Dieser Mechanismus, dessen späterhin noch weitere Erwähnung geschieht, ist in Abb. 3, Fig. 2 genauer ersichtlich.

Wird nun durch Niederdrücken des horizontalen Hebels Φ X Υ (Abb. 1) der Kolben π Σ gehoben, so drückt die im Stiefel T P N sich verdichtende (komprimierte) Luft das Ventil Ω in die Höhe und schließt die Oeffnung, die Luft entweicht durch die gebogene Röhre K H in die Halbkugel E H, tritt mittelst der Röhre Z Z′ in die Windlade A A′ und die durch die Plättchen B′ B′ nicht verschlossenen Orgelpfeifenmündungen.

Besehen wir uns nun den erwähnten, in Abb. 3, Fig. 2 dargestellten Mechanismus. Zwischen dem Mundstücke der senkrechten Orgelpfeife Υ und der Windlade A A′ befindet sich über der Oeffnung des Pfeifenbodens ϑ dieser Lade das durchlochte Plättchen (Register) σ, welches in der Ruhe die Verbindung der Pfeife mit der Windlade unterbricht, aber sogleich herstellt, wenn die am vordern Ende des Kniehebels Θ μ befindliche Taste υ niedergedrückt wird, wodurch das Register σ vorrückt, die durchlochte Stelle mit jener des Windkastens und der Pfeifenmündung in Uebereinstimmung gebracht wird und durch den eindringenden Luftstrom die Pfeife ertönt. Das Rückwärtsgleiten des Registers, also das Schließen, bewirkt das federnde Plättchen ρ, welches in dem parallel zur Windlade angebrachten Stabe eingesetzt und durch eine Sehne mit dem Hebel μ Θ verbunden ist und bei dem Zurückschnellen letzteren an sich zieht, sobald der Druck auf die Taste υ aufhört. Denkt man sich nun den Pfeifenboden mit einer Reihe von Löchern, diese mit ebensovielen Pfeifen und Registern besetzt und versehen mit den erforderlichen Tasten, der Tastatur, welche in den Abbildungen 1 und 2 nicht ersichtlich ist, da sie sich auf der entgegengesetzten Seite befindet, so ist an der Hand der Abbildungen über den Bau dieser Orgel nichts weiteres hinzuzufügen.

Um der Windlade den erforderlichen Luftstrom zuzuführen, wird der Cylinder Δ B mit Wasser gefüllt, welches bewirkt, daß die im Pumpenstiefel durch das Emporheben des Stempels komprimierte Luft durch die Röhre Z Z′ in die Windlade geleitet wird. Sinkt er wieder herab, so fällt auch das Ventil bis zu den Stiftköpfen und gestattet das Eindringen der Luft, worauf der Kolben wieder gehoben, das Ventil geschlossen und der Windlade neuerdings Luft zugeführt wird. Die Bewegung des Hebels besorgt Menschen- oder auch Maschinenkraft. Die ganze Mechanik ist, wie die lieben Kameraden werden ersehen haben, verhältnismäßig sehr sinnreich und stellt den Alten das beste Zeugnis aus.

Heron erwähnt in seiner eingangs genannten Abhandlung einer Windorgel (Abb. 2), die in der Konstruktion von der vorigen insofern abweicht, daß das Pumpenwerk direkt durch Windmühlenflügel in Bewegung gesetzt wird.



Der Orgelbau im Altertum. Abbildung 3.

Auf der Löwenjagd.

Der Löwe ist das gefürchtetste Raubtier Afrikas, obwohl er den Menschen, zumal den weißen, nicht leicht ungereizt angreift, sondern ihm eher ausweicht. Trotzdem ist eine Jagd auf Löwen stets ein gefährliches Unternehmen, überdies auch ein sehr schwieriges, da der Löwe vorwiegend nur bei Nacht auf Raub ausgeht, wo er wegen seiner eigentümlichen Färbung schwer zu entdecken ist, obgleich er sich durch sein Gebrüll weithin ankündigt. Trotz dieser erschwerenden Umstände haben doch manche neuere Afrikareisende mit Eifer der Löwenjagd obgelegen, keiner aber wohl häufiger als der Engländer Sir Samuel Baker, der das Gebiet des oberen Nils bereiste, wo Löwen noch in großer Zahl vorkommen.

Unser lebensvolles Bild zeigt eine Scene aus einer Löwenjagd Bakers am Setit, einem der abessinischen Zuflüsse des Nils. Baker war eines Morgens der Fährte zweier Löwen gefolgt, die einen von ihm erlegten Büffel über Nacht fortgeschleppt und beinahe ganz verzehrt hatten. Da der Wind ihm günstig war, vermochte er sich an ihr Lager, ein dichtes Buschwerk, anzuschleichen, und sah plötzlich beide Löwen, die ein furchtbares Gebrüll ausstießen, wenige Armlängen von sich entfernt. Ohne seine Kaltblütigkeit zu verlieren, schoß er und verwundete das eine Tier an der Schulter, so daß es mit lautem Gebrüll flüchtete, während der andre Löwe sich anscheinend zur Wehr setzen wollte. Bevor aber Baker, der nur eine einläufige Büchse hatte, sich von seinen Begleitern eine andre geladene hatte reichen lassen, war auch das zweite Tier fort. Mühsam der blutigen Spur des angeschossenen Löwen folgend, gelangte der Reisende an ein Gebüsch, aus dem sich das verwundete Raubtier mit Gebrüll erhob. Es zeigte sich jetzt, daß es eine prächtige Löwin war, die von der Kugel schwer getroffen im Grase kauerte. Bakers Begleiter, Eingeborene jener Gegend, warfen mit Erdschollen nach ihr, um zu erproben, ob sie noch angriffsfähig sei. Noch einmal nahm das schwerverwundete Tier seine Kraft zusammen, duckte sich zu einem der gewaltigen Sätze, durch die der Löwe sich auszeichnet, bevor es aber noch zum Sprunge kam, streckte eine Kugel das Tier nieder.

Ringkämpfe der Araber.

Ueber der Metidscha, der weiten welligen Ebene, die sich im Süden der Stadt Algier gegen den Gebirgszug des Kleinen Atlas hin in grandiosen Dimensionen ausdehnt, lag das flammende Sonnengold eines herrlichen Maimorgens. Unser Train flog auf der Linie nach Oran dahin. Neugiervollen Auges sahen wir bald nach rechts, bald nach links auf das gartengleiche, üppiggrüne Land, das in wahrhaft paradiesischer Fülle seine Frühlingspracht entfaltete. In Bouffarik, der Station vor dem gleichnamigen echt französischen Landstädtchen, das sich festlich geschmückt zeigte und mit seinen trikoloren Flaggen lustig zum Bahnhofe herübergrüßte, setzte der Zug einen großen Teil seiner Passagiere ab, die den Sonntag zu einem Besuche der dortigen landwirtschaftlichen Ausstellung benützten. Es waren zumeist Kleinbürger, Gewerbs- und Landleute, die mit Weib und Kind in sonntäglichem Staate, das sonntägliche Glück in den leuchtenden Zügen, erschienen waren und in ihrer freudigen Bewegtheit auf dem kleinen Stationsplatz ein farbenbuntes lebendiges Bild darboten.

In der bald nachher folgenden Station Blidah verließ unsre Wiener Reisegesellschaft den Zug, um bereitstehende Tartanen, offene Kutschen mit Schutzdach gegen die allzu freundlichen Sonnenstrahlen, zu besteigen und die Fahrt nach der in jedem Reisewerk erwähnten Chiffa-Schlucht, eine Art Via Mala Algeriens anzutreten.

Ein wunderbares Naturgemälde entrollte sich vor uns auf der Fahrt über die weithin gedehnte Fläche, welche da im Süden im großen Bogen von den hohen Bergen des kleinen Atlasgebirges abgeschlossen wird.

Der Kutscher unsres Gefährtes, ein geriebener brauner Bursche jener Gegend, verstand es, die Kunst und die Leistungsfähigkeit seiner Araber ins rechte Licht zu stellen. Er führte fast ununterbrochen allerlei Bravour-Stückchen auf, die uns Zeugnis geben sollten von dem, was er mit seinen Pferden zuwege bringe und was diese selbst zu leisten im stande seien. So blieb er z. B. zuweilen absichtlich hinter den übrigen Tartanen unsrer Karawane zurück, so daß wir von dem reichlich uns entgegen wehenden Straßenstaub, den das vor uns rollende Vehikel aufwirbelte, arg belästigt wurden. Machten wir ihm dann eine verweisende Bemerkung, weshalb er zurückgeblieben sei, so drehte er sich mit grinsendem Lachen rasch auf seinem Kutschersitze um, wendete sich zu uns und begleitete sein gewissermaßen siegesbewußtes Lächeln mit einigen arabischen Worten, die uns vermutlich die nun kommende Heldenthat ankündigten. Er rief dann seinen Rennern ein kurzes Wörtlein zu, die es gar wohl verstanden, es folgte ein Ruck mit dem Zügel und unsre Kutsche sauste die Straße dahin, so daß dieselbe alsbald allen uns vorgefahrenen Wagen voraus war. Dann ließ er die Pferde vorwärts jagen, daß uns Insassen des Gefährtes, wie man bezeichnend zu sagen pflegt, Hören und Sehen verging. In großer Bestürzung hielt jeder von uns mit der einen Hand den Hut, mit der andern aber den Wagen und befürchtete nichts Geringeres, als im nächsten Augenblicke ein Salto mortale über die Kaktuspflanzen, welche wild wachsend die Straßen besäumen, unternehmen zu müssen.

Nach einer mehrstündigen Fahrt, während welcher uns das eigenartige Landschaftsbild mit seinem majestätischen Abschlusse durch die gewaltigen Höhen des Kleinen Atlas stets fesselte und der Reiz der weiten Gegend mit ihrem Straßenleben immer von neuem wieder gefangen nahm, hatten wir uns dem Eingang in das Gebirge genähert. Sachte steigt jetzt der Fahrweg aus der Ebene empor gegen die romantische Chiffa-Schlucht, dem Glanzpunkt der Metidscha.

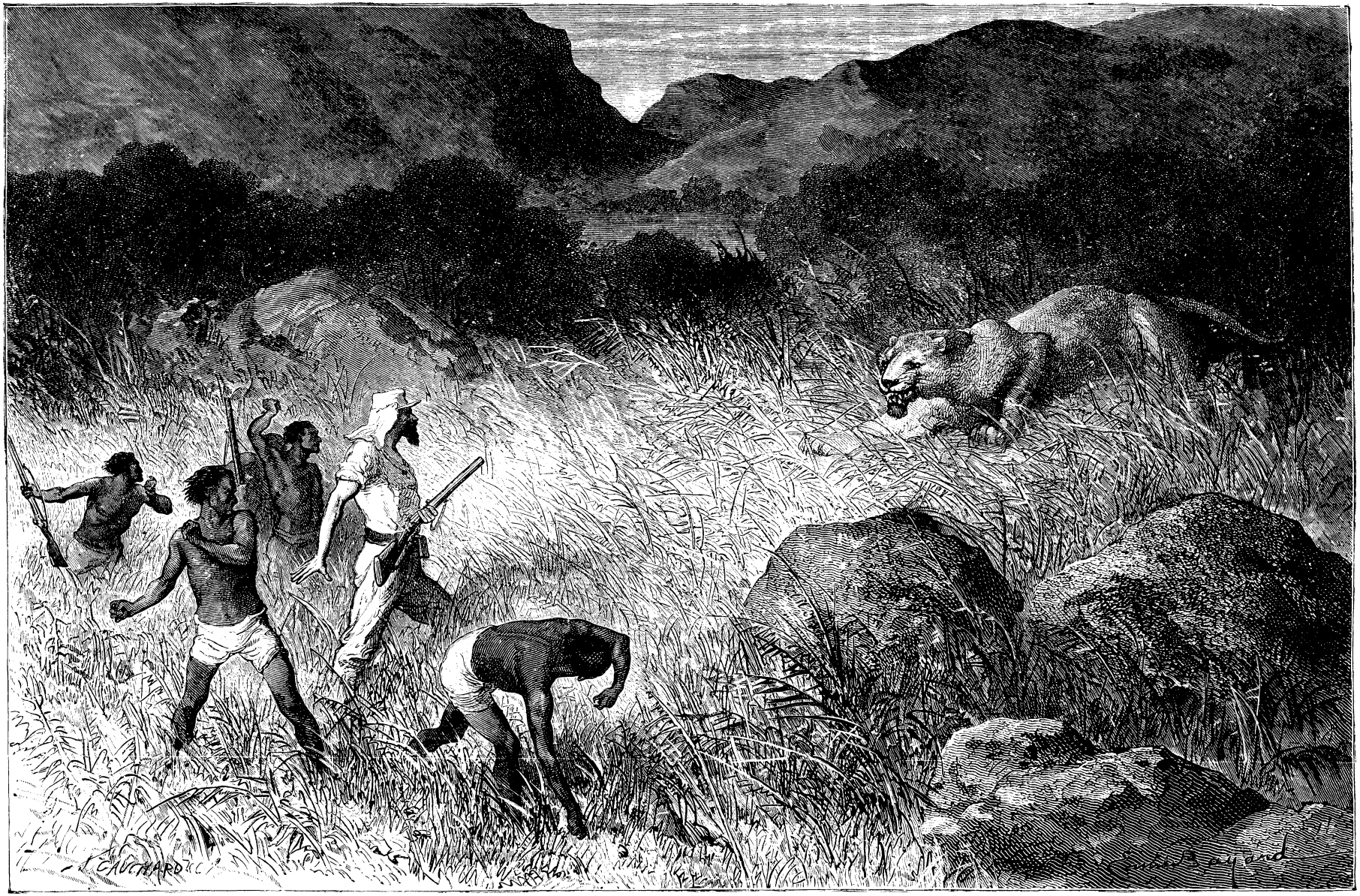
Hochauf in die reine Himmelsbläue strebte dort, die ganze Scenerie überragend, zur Rechten des Weges, der Dschebel Muzaïa, zur Linken der Bergzug des Djema Dra; zwischen die beiden Gebirgsmassen hineingebettet, an die rechtsseitige Bergwand sich andrängend, führt die gutgebaute Kunststraße empor. In Schlangenwindungen zieht sich dieselbe immer höher und höher aufwärts; immer enger und enger treten die Steinwände von beiden Seiten zueinander und immer düsterer und dunkler wird es da innen in dieser stillen toten Welt des Atlas ... zuweilen schwebt ein Raubvogel auf und sein heiseres Kreischen dringt herüber ...

Auch hier, wo die Straße oft knapp am Rande der jähabstürzenden Felsenmauern hinführt, produzierte unser verwegener Kutscher seine gruseligen Kunststücke und alles Schelten und Drohen in französischer Sprache, von der er zur Not einige Brocken verstand, konnten ihn nur schwer bewegen, von seinem Experimentieren abzulassen. Wie im Sturme sauste er in den Kurven der Serpentinen dahin, oft knapp am Rand der Straße, wo jeder Schutz gegen einen Sturz in die tief unten gähnende Schlucht fehlte. Im letzten wohl entscheidenden Momente riß er dann die Pferde nach rechts, mitten in die Straße hinein und grinste und lächelte stolz zu uns in den Wagen.

Es war ein verwegener Bursche von einem Araber und ein wahres Feuerpaar von Pferden, wohldressiert, mit denen er derlei effektvolle Spielereien wohl unternehmen durfte. Wir hatten unsre liebe Not mit dem braunen Burschen und dazu die wenig beruhigende Aussicht, auch für die Rückfahrt ihm unsre Leiber wohl oder übel anvertrauen zu müssen, denn nach dieser Fahrt wollte keine der übrigen Gesellschaftspartien weder den Kutscher, noch die Pferde tauschweise übernehmen, so sehr wir uns darum bemühten.

Der Weg in den Felsschluchten des Chiffa-Flusses wurde immer interessanter, die schaurig-schönen Scenerien in dieser Bergwildnis immer pittoresker, bis wir endlich nach mehr als einstündiger Fahrt bei einer bescheidenen, doch guten Gastwirtschaft anlangten; sie war von allen Seiten mit bewaldeten Höhen umschlossen, eine Situation, aus der es auf den ersten Blick keinen Ausweg zu geben schien. Die meist mit Oelbäumen und wilden Feigen bestandenen Berggelände waren von zahlreichen Affenfamilien belebt, die hier in Mengen vorkommen. Während im Wirtshause unsre Mahlzeit bereitet wurde, konnten wir von unsrer Veranda aus ganz bequem dem lustigen Treiben dieser Vierhänder, die sich oben auf den Bäumen oder zwischen dem Gestein in familiärer Nonchalance umhertummelten, zusehen. Hatten die Tiere die mit Operngläsern bewaffneten Reisenden etwa erblickt, so guckten sie wohl auch mitunter herab und ließen sich in ihrem beschaulichen Nichtsthun durch die beharrliche Neugierde ihrer Beobachter nicht im geringsten stören. Man erspäht diese braunen Gesellen nicht allzuleicht, weil die Farben ihres Felles stark den Farben des Baumwerks oder auch dem Gestein sich anpassen.

Als einige Stunden später — nach teuer bezahltem, aber bescheidenem Mahle



Die Löwin im Angriff.

— die Rückfahrt nach Blidah angetreten wurde, da wußte unser Kutscher, wohl um uns noch länger seine Kunststückchen zeigen zu können, vielleicht hauptsächlich auch aus dem Grunde, um einen größeren Fuhrlohn berechnen zu dürfen, uns zu bewegen, einen Abstecher nach Bouffarik zu machen. Dort finde heute ein Kampfringen der Araber statt und das sollten wir uns nicht entgehen lassen. Wir willigten ein, gewährten das bedungene Plus des Fahrlohnes und wie der sausende Sturmwind flog unsre Tartane alsbald über die Serpentinen der Chiffa-Schlucht hinab, hinaus in die Ebene, auf den prächtigen Straßen der Metidscha dahin, an Blidah vorüber und in ungefähr dreistündiger scharfer Fahrt nach Bouffarik, vor welchem Städtchen auf einem weiten von hohen, schönen Platanen besäumten Platze im Freien die Kämpfe stattfanden.

Es ist dies nicht etwa eine Schauproduktion, sondern eine Art Nationalspiel der Eingeborenen des Landes.

In weiter, ovaler und geschlossener Bogenlinie sitzen da mit gekreuzten Beinen auf ihren Strohmatten, auf Teppichen oder Mänteln die braunen malerischen Gestalten in ihren weißen Burnussen, die weißen Kaputzen über den Kopf gezogen oder den Turban aufgestülpt. Hunderte an Zahl bilden die Grenzlinie des freien Raumes, in dem die Kämpfer ihre Kräfte messen. Hinter diesen hat sich eine zweite Reihe niedergelassen, das Eirund in weitem Bogen schließend. Eine dritte Reihe hat sich knapp im Rücken der beiden vorderen postiert, hinter denen wieder, wie lebendige Mauern, in drei und vierfachen Reihen die Araber stehen, um dem Kampfspiel zuzuschauen. Hinter diesem Menschenwall halten die Berittenen, dahinter die Wagen, und auf denselben eine große Zahl Neugieriger, die von diesem erhöhten Standpunkte einen Blick auf den Kampfplan und auf die Ringer werfen wollen. Auch wir mußten uns aufrecht auf den Sitz unsres Kutschers stellen, um nur einigermaßen das Kampffeld übersehen zu können.

Prächtige Typen zeigten sich da, beschienen vom Goldlicht der abendlichen Sonne. Fast jede einzelne wäre des Pinsels oder des Stifts eines Künstlers wert gewesen. Es waren aber auch reizende Genrebilder, diese einzelnen Gruppen, und das Ganze ein malerischer Anblick, den man wohl nur im Orient oder in der afrikanischen Welt zu Gesicht bekommt.

Alte weißbärtige Burschen mit blitzenden Augen, die aus dem dunkelbraunen Antlitz wie Feuerkugeln herausleuchteten, saßen da neben jungen, stämmigen Gestalten mit sehnigen nackten Armen, die sich wie Eisenklammern um die Glieder des Feindes legen müssen. In den Mienen aller aber drückte sich Erwartung, Freude, Hoffnung und Unruhe aus; ein murmelndes Summen ging durch die Menge und schwebte beständig über dem großen Menschenhaufen. Von Zeit zu Zeit drang ein Schrei in die Luft, der Ausruf eines Einzelnen, der erregt für diesen oder jenen Kämpfer eintrat, im Gespräch mit seinem Nachbar. Dort standen schon entkleidete Ringer, nur um die Lenden ein schwimmhosenartiges Bekleidungsstück gebunden. Sie schienen fast alle wie aus Erz gegossen, stattliche Bronzefiguren mit reicher strammer Muskulatur, tiefbraun und mit ernsten Mienen. Ein Ordner, Aufseher oder Arrangeur machte sich bei ihnen zu schaffen, sprach bald zu diesem, bald zu jenem von ihnen und unterwies sie wohl noch in den letzten Regeln des Kampfes. Ein andrer alter Araber, eine ungemein malerische Wüstenfigur, wohl der Oberste der Kampfrichter, gab nun das Zeichen zum Beginne. Der Ordner winkte nach rechts und nach links und von jeder Seite trat ein Kämpfer in den freigehaltenen Plan. Einen Augenblick standen sich die beiden stumm und steif, lauernd, einander fixierend, gegenüber. Sie prüften die gegnerischen Kräfte und spürten nach dem günstigsten Angriffspunkt. Jetzt aber stürzten sie aufeinander los, erfaßten sich in der Mitte des Oberarmes mit ehernem Griffe und es begann lautlos, in der unheimlichen Stille der tausendköpfigen Schar, ein Biegen und Wiegen der Oberkörper nach rechts und nach links. Da waren ihre Leiber jetzt auch schon knapp aneinander und der eine Kämpfer schien schon zu erlahmen — ein lautes Rufen der Erregung ging durch die Reihen der Zuseher und jetzt sprang der Ordner zwischen die Ringer und trennte sie. Der eine von den beiden hatte sich eines unerlaubten Griffes bedient und sein Drängen des Oberschenkels war gleichfalls wider die Regel.

Zwei andre Kämpfer sprangen lebhaft in den Kreis. Nur einige Sekunden lang sahen sie sich fest und starr ins Auge. Nun hielten sie sich auch schon mit eisernen Fingern an den Armen. Doch unverrückt standen beide auf der Stelle, unbeweglich wie Erzfiguren erschienen sie dem Auge des Beobachters und doch meisterten sie sich durch die Kraft ihrer Muskeln, durch den sichern Griff und harten Druck ihrer Finger, die wirklich lebendige Eisenfesseln zu sein schienen. Jede leiseste Bewegung der beiden wurde mit atemloser Spannung von der Menge verfolgt und von Augenblick zu Augenblick steigerte sich diese Spannung der Zuseher. Aber im entscheidenden Momente sprang auch jetzt der Aufseher herzu und trennte rasch das Paar, denn der eine hatte sich unerlaubtem Vorteil zugewendet. Ein drittes Paar erschien und erregte sofort das gesteigertste Interesse des Auditoriums. Dasselbe führte den Ringkampf unter strenger Einhaltung der festgesetzten Normen durch; endlich, nach langem Ringen, in dem unverkennbar gleiche Kräfte einander gegenüber gestanden hatten und die gleiche Vorsicht und gleiche Ruhe beobachtet wurde, unterlag doch der eine der Kämpfer. Da er in geradezu klassischer Pose zu Falle kam und das ganze Ringen in musterhafter Weise verlaufen war, erhob sich lautes Beifallsrufen, Schreien und die freudigste Zustimmung der bewegten Menge. Wieder folgte ein Paar und noch eines und so fort, bis der Abend endlich sich herniedersenkte und den Kämpfen ein Ziel steckte. . . .

Leidenschaftslos mußte der Ringkampf geführt werden, das schien Gesetz, denn schon bei dem geringsten Abweichen von den festen Regeln desselben trennte der Aufseher die Kämpfer. Doch trotz aller Vorsicht gelingt es aber nicht immer, das Ringen ganz akademisch — sozusagen — durchzuführen. Zuweilen täuschen zwei Gegner den Aufseher und die Richter und heucheln innere Ruhe und Leidenschaftslosigkeit, während sie doch als grimme Feinde einander gegenüberstehen. Der Grund ihrer Feindschaft ist wohl oft ein verschiedener. Neid um den Ruhm des Sieges ist das am häufigsten vorkommende Motiv. Aber nicht selten ist es auch die Eifersucht, welche auf dem Ringplatz eine große Rolle spielt, und oft schon, namentlich in früherer Zeit, als die Araber noch die unumschränkten Herren in Algerien gewesen waren, nahmen diese Ringkämpfe einen unglücksvollen Ausgang.

Von weit her ziehen die Araber aus den Bergen des Atlas nach Bouffarik, um sich dort im alten Volksspiel mit den Gegnern zu messen. Manche von diesen tiefbraunen, wetterharten, schier eisernen Menschen haben sich dauernd berühmt ge-

macht durch ihre Muskelstärke und durch die steten Siege auf dem Ringkampfplatz. Manchen haben aber auch unlautere Motive dahin geführt, mancher wurde das Opfer blinder Leidenschaft und fiel auf dem Kampfplatz oder wurde gar später meuchlings in einer der Bergschluchten von dem besiegten Gegner ereilt und niedergemacht.

Ibrahim, ein weithin bekannter Araber, lag einst nach dem Ringkampf mit Ali Amar auf dem Plan und — tot. Ali hatte es geschickt verstanden, ohne daß auch nur einer der Richter oder der Zuseher etwas merkte, seinen Gegner durch kraftvollen Druck des Atems zu berauben und ihn dem Erstickungstode zu weihen.

Münzstätte oder Münzbeamte auf deutschen und österreichischen Münzen.

Wenn unsre münzensammelnden Kameraden, die über einzelne Teile ihres Besitzes nicht genau Bescheid wissen, sich deshalb mit der Bitte um Auskunft an den „G. K." wenden, so ist dieser Bitte sehr oft die Frage beigefügt, was gewisse einzelne Buchstaben auf den zur Bestimmung eingesandten Münzen zu bedeuten haben. Es handelt sich hierbei in der Regel um Abkürzungen oder Symbole, die den Münzbeamten (Münzmeister, Münzgraveur u. s. w.) oder die Münzstätte bedeuten. Da nun das Verständnis dieser Zeichen für jeden Geschichtsforscher von Wert ist (und für einen solchen in mehr oder minder bescheidenem Maße will doch jeder Münzensammler gelten), da zudem die genaue Beachtung dieser Buchstaben in Ermangelung anderer Anhaltspunkte oft zur Bestimmung der Münzen führt, so möge den vielfachen Anfragen (auch den zukünftigen), die ein verbreitetes Interesse hierfür verraten, durch eine Zusammenstellung des auf diesem Gebiete Wissenswürdigsten Genüge hier geschehen. Die Uebersicht macht aus mehrfachen Gründen freilich keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Sie beschränkt sich auf Deutschland und Oesterreich, wie schon die Ueberschrift sagt, sie berücksichtigt auch hier nur solche Münzen, die in den Sammlungen jugendlicher Sammler angetroffen zu werden pflegen, also Kupfermünzen und kleinere Silbermünzen. Wer im Besitz einer größeren Sammlung ist oder größere und wertvollere Stücke sammelt, wird daher einiges vermissen; ihm steht der Weg brieflicher Anfrage offen. Freilich wird auch mancher andre zuweilen vergeblich suchen; denn die Deutung aller Buchstaben ist selbst dem besten Numismatiker, ja auch dem betreffenden Spezialisten nicht möglich, hier bleibt sogar vieles unerforschbar. Auch bedeuten manche Buchstaben das Heimatland der Münze, wie S. B. Salzburg, B. Bernburg, C. P. Churpfalz, H. D. Hessen-Darmstadt, B. O. Brandenburg-Onolzbach (Ansbach), L. W. Löwenstein-Werthheim, C. Cleve und das bekannteste: S. W. U. E. Sachsen-Weimar und Eisenach. Zuweilen bedeuten die Buchstaben auch den Namen des Landesherrn, obwohl sie dann meist eine bevorzugte Stelle haben und nicht leicht mit obigen Buchstaben verwechselt werden. (Ueber die Bedeutung dieser Namenszüge gelegentlich mehr.)

Wir lassen nun die in Aussicht gestellten Angaben in der alphabetischen Reihenfolge der Länder oder der Städte hier folgen.

Anhalt.

H. C. R. F. Heinrich Christian Rudolph Friese, Münzmstr. 1744—49. I. H. S. Johann Heinrich Siegel, M.m. 1744—52. A. Berlin (1851—66). B. Hannover (seit 1866).

Augsburg.

2 kleine Aehren: Balthasar Schmidt, M.m., † 1638. 2 kleine Palmzweige oder I. T. Jonas Thiebaud um 1760.

Baden.

W. Wörschler, M.m. in Durlach 1760—79. D. Döll, Stempelschneider in Karlsruhe 1813—48. C. V. Karl Voigt, Stempelschneider in München 1856.

Berg.

R. Peter Rüdesheim, M.m. in Düsseldorf 1783—1804. S. Stockmar, dsgl. 1805—18.

Brandenburg-Ansbach.

S. Schwabach (1766). F. C. Fränkischer Kreis (1622).

Haus Braunschweig-Lüneburg.

(Linien Hannover und Braunschweig-Wolfenbüttel.)

1. Münze zu Clausthal (bis 1849): Hannoversche Münzen, bis 1789 mit dem Namenszuge des Landesherrn, von da an mit dem „Wilden Mann", der den beiderseits belaubten Tannenbaum in der Rechten hält. Ausgenommen sind nur die aus Andreasberger Kupfer geprägten Münzen, die stets den heiligen Andreas tragen.

S. oder C. P. S. Christian Philipp Spangenberg, M.m. 1725—51. I. W. S. Johann Wilhelm Schlemm 1753—88. C. Commission 1788—92. P. L. M. Philipp Ludwig Magius 1792—1800. C. Commission 1800—02. G. F. M. Georg Friedrich Michaelis 1802—07. Von da an tritt statt der Anfangsbuchstaben des M.m. ein C. auf, das aber nicht wie früher Commission, sondern Clausthal bedeutet. Seit 1834 endlich findet sich A. (Administration) statt C.

2. Communion-Münze zu Zellerfeld (bis 1789): Münzen für Hannover und Braunschweig-Wolfenbüttel, sämtlich mit dem „Wilden Mann", der auf den hannoverschen Münzen den halbbelaubten Tannenbaum in der Rechten, auf den braunschweigischen den beiderseits belaubten in der Linken hält.

E. P. H. Ernst Peter Hecht, M.m. 1723—31. I. A. B. Johann Albrecht Brauns 1731—39. I. B. H. Johann Benjamin Hecht 1739—63. I. A. P. Johann Anton Pfeffer 1763—73. L. C. R. Ludwig Christian Ruperti 1774—78. C. E. S. Christof Engelhard, Seidensticker 1780—85. C. Commission 1785—89.

3. Münze zu Hannover (bis 1866): Hannoversche Münzen, mit dem Namenszuge (auch dem Kopfe) des Landesherrn oder dem Wappen.

H. Christian Heinrich Haase, M.m. 1814—18. B. Ludwig August Brüel, 1818—38. S. Karl Schlüter 1838—44. B. Wilhelm Brüel 1844—66.

4. Münze zu Braunschweig (bis 1871): Braunschweiger Münzen mit dem Namenszuge (auch dem Kopfe) des Landesherrn oder dem Wappen.

F. R. Friedrich Ritter, M.m. 1800—20. M. C. Münz-Commission 1820. C. v. C. Cramr von Clausbruck 1820—50. B. Wilhelm von Brumler 1850—71.

Bremen.

D. B. (Rudolf David) Dubois 1763 bis 97.

Kurfürstentum Köln.

I. K. Jakob Kohlhaas, M.m. in Bonn 1739—67. E. G. Elias Gervais, Stempelschneider in Neuwied und Coblenz 1750—75.

Danzig.

M. Mayer, M.m. nach 1801.

Deutsches Reich (seit 1871.)

A. Berlin. B. Hannover. C. Frankfurt a. M. D. München. E. Dresden. F. Stuttgart. G. Karlsruhe. H. Darmstadt. J. Hamburg. K. Straßburg.

Dortmund.

H. S. Heinrich Schwarze, M.m. um 1750.

Frankfurt a. M.

P. C. B. oder P. B. Philipp Christian Bunsen, M.m. 1764—90. G. B. Georg Bunzen 1790—1840.

Das (F) bedeutet Frankfurt.

Goslar.

H. C. R. F. Heinrich Christian Rudolf Friese, M.m. 1744—49. (Siehe Anhalt.)

Hamburg.

H. S. K. Hans Schierven Knoph, M.m. 1805—42. A. Berlin (1855).

Hessen-Kassel.

L. R. Louis Rollin, M.m. 1723—44. I. C. B. Johann Christof Bantel zwischen 1747 und 62. U. oder F. U. Johann Friedrich Ulrich 1764—73. B. R. Balthasar Reinhard 1775—83. D. F. oder F. Dietrich Henrich Fulda 1783—1831. I. I. E. Encke, M.m. zu Hanau 1740—70. I. F. H. oder F. H. Jakob Friedrich Heerwagen, Münzverwalter zu Hanau 1786 bis 1821. C. Friedrich August Eberhard Claus, Münzwardein 1783—1816. C. P. Carl Pfeuffer, Stempelschneider in Berlin 1851—61.

Hessen-Darmstadt.

R. F. Remigius Fehr, M.m. 1772 bis 1806.

Hohenzollern.

D. Döll, Stempelschneider in Karlsruhe 1813—48. (Siehe Baden.) A. Berlin (seit 1850).

Jülich.

A. K. Andreas Koch, kurpfälzischer M.m. um 1760. P. M. Paul Maaßen, M.m. in Düsseldorf 1771—83. P. R. Peter Rüdesheim dsgl. 1783—1804. (Siehe Berg.)

Lippe.

A. Berlin (bis 1860).

Kurfürstentum Mainz.

I. A. Joseph Aatz, M.m. 1794—96.

Mecklenburg-Schwerin.

Z. D. K. Zacharias Daniel Kelpe, M.m. 1695—1708. A. Berlin (1848—60). B. Buschick, M.m. in Dresden von 1860 an. (Siehe Sachsen.)

Mecklenburg-Strelitz.

C. H. I. Christian Heinrich Jaster, M.m. 1745—49. H. C. B. Heinrich Christian Baumgarten 1749—59. F. Funk 1759 bis 1763. I. H. L. Johann Heinrich Löwe 1764—93. F. N. Franz Nübell 1832 bis 1848. A. Berlin (1855—60). B. Buschick, M.m. in Dresden von 1860 an.

Hochstift Münster.

B. S. B. Schmiesing um 1580.

Nassau (Linie Weilburg).

Z. G. Zollmann um 1820.

Oesterreich.

Bis 1781 bedeuten die Münzbuchstaben die Anfangsbuchstaben des Namens der Münzstadt, und es gehören Münzen mit W (Wien) nach dem Erzherzogtum Oesterreich, mit K, N, B, S, B, G oder O nach Ungarn, P (Prag) nach Böhmen, die Soldi für die Grafschaft Görz tragen W, G, H, K oder S, die Kreuzer von Steiermark G, die von Tirol H, die Münzen der Markgrafschaft Burgau G (Günzburg). Durch kaiserliche Verordnung vom 9. Juni 1766, der aber erst seit 1781 Folge gegeben wurde, wird bestimmt, daß „sofort dem Wiener Hauptmünzamte der Buchstabe A, dem Kremnitzer B, dem Prager C, dem Gräzer D, dem Karlsburger E, dem Haller F, dem Nagibanier G und dem Günzburger H erteilt" werde. — Die Centesimi des lombardisch-venetianischen Königreiches tragen M (Mailand) oder V (Venedig).

Pfalz-Zweibrücken.

M. Joseph Mellinger, M.m. um 1760. W. Weichinger, Graveur um 1770.

Preußen.

A. Berlin. B bis 1825 Breslau, seit 1866 Hannover. C seit 1866 Frankfurt a. M. D bis 1848 Düsseldorf. E bis etwa 1800 Königsberg. F bis etwa 1760 Magdeburg.

Reuß.

A. Berlin (bis 1873).

Rostock.

S. T. Samuel Timpke, M.m. 1630 bis 1656. A. T. Andreas Timpe um 1660. I. M. Johann Memmius 1679—1710. I. H. B. Johann Heinrich Berg 1750—64. F. H. B. Friedrich Heinrich Brandt 1782 bis 1795. F. L. Friedrich Lautensack 1795 bis 1802. B. S. Benjamin Steinhorst, Prägemeister um 1850. H. K. Heinrich Kehr, Prägemeister um 1860.

Sachsen.

Alt-Weimar.

G. A. Georg Andreä um 1625. I. H. Ichtershausen an der Gera (1621—22). B. Burgau an der Saale (1622). S. B. Saalberg, Sonnenberg oder Sonneborn (1622).

Alt-Altenburg.

M. Münza oder Mittelhausen (1621 bis 1622). R. Roda oder Rotenstein (1622).

Neu-Weimar.

F. S. Friedrich Schäfer, M.m. um 1760. L. S. T. Leonhard Stöckmar um 1790. A. Berlin (seit 1838).

Gotha und Altenburg.

I. G. W. J. G. Wichmannshausen um 1690. I. C. K. oder K. Ludwig Christian Koch, Stempelschneider 1750—66, M.m. 1766—93.

Neu-Altenburg; Koburg-Gotha.

G. Grosmann, M.m. in Dresden 1833—44. F. Fischer, desgl. 1845—60. B. Buschick, desgl. von 1860 an.

Kur-Sachsen, seit 1806 Königreich.

C. Ernst Diettrich Croll, M.m. † 1778, und Johann Ernst Croll, M.m. † 1804. H. Samuel Gottlieb Helbig, 1804—11. S. Studer 1815—32. G. Grosmann 1833—44. F. Fischer 1845 bis 1860. B. Buschick von 1860 an.

Schwarzburg.

A. Berlin (1841—70.)

Stollberg.

Z. August Zinke um 1800.

Stralsund.

L. D. S. L. D. Sodemann, M.m. um 1760.

Kurfürstentum Trier.

D. F. Damian Fritsch, M.m. in Koblenz 1746—52. N. M. Nikolaus Martinengo, desgl. 1757—62. G. M. Georg Martinengo, desgl. 1762—94.

Waldeck.

P. S. Philipp Steinmetz, M.m. um 1800. F. W. Friedrich Welle 1807—29. A. Berlin (1842—55). B Hannover. (1867).

Königreich Westfalen.

F. Dietrich Henrich Fulda (siehe Hessen-Cassel). C. Clausthal und (seit 1808) auch Cassel. B. Braunschweig.

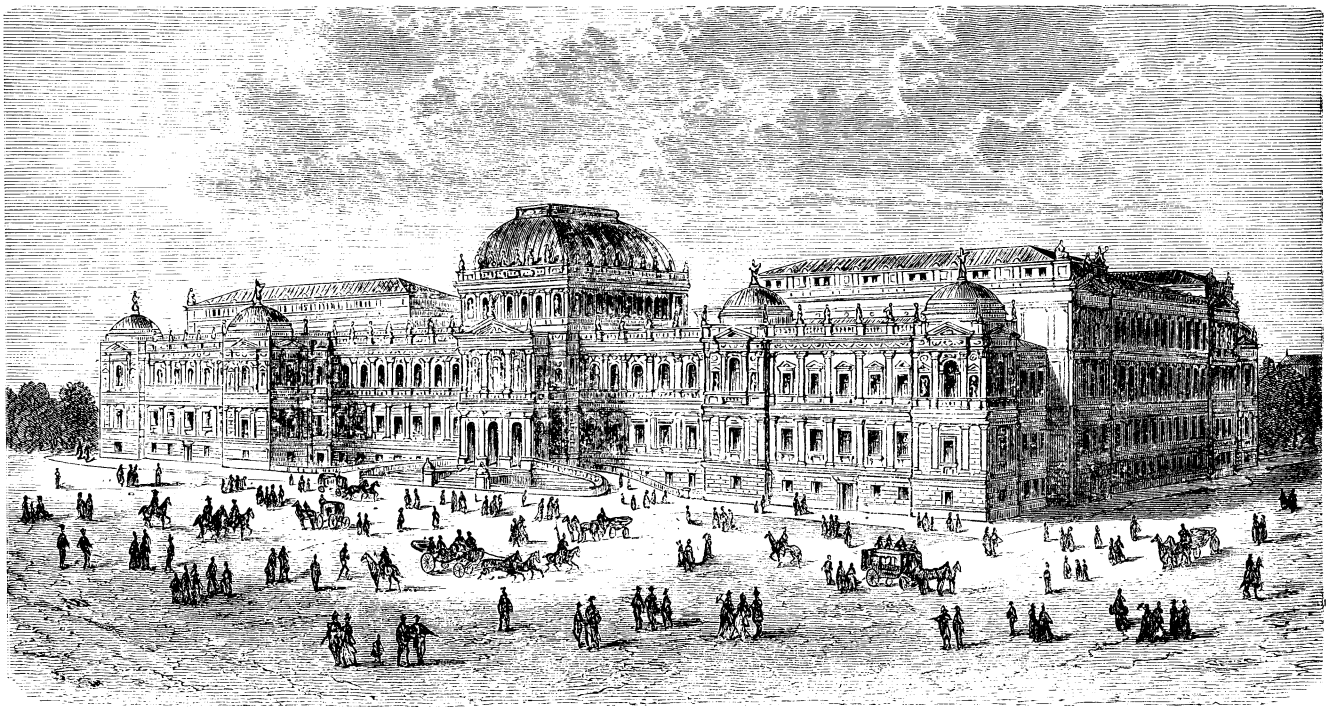
Grafschaft Wied (Linie Wied-Neuwied).

G. Friedrich Alexander Graf um 1750.

Wismar.

I. G. Joachim Gade um 1730. F. Falck um 1755. F. S. oder S. Friedrich Schmidt 1840—45. S. Schröder 1854.

Für genaue Betrachter von Münzen sei hinzugefügt, daß die hier behandelten Buchstaben bald durch Punkte, bald durch Kreuzchen oder Rosetten u. ä. getrennt, bald unmittelbar nebeneinander gestellt sind. Derartige Unterschiede zu bemerken würde hier zu weit führen, und es ist deshalb in der vorstehenden Zusammenstellung keine Rücksicht darauf genommen worden. Wessen Wünsche damit aber noch nicht zufrieden gestellt sind, werden wir gerne, wie schon gesagt, nach wie vor in unsern „Fragen und Antworten" Rede stehen.



Das Universitätsgebäude in Wien.

Das Universitätsgebäude in Wien.

Die Kameraden, welche in der Kaiserstadt an der schönen blauen Donau ihren Wohnsitz haben, dürfen mit Recht auf ihre Vaterstadt stolz sein. Hieß es in der alten hübschen Oper „Die Wiener in Berlin“ schon mit einiger Berechtigung:

Es gibt nur a Kaiserstadt,
Es gibt nur a Wien,

so hat dies in neuerer Zeit noch eine ganz andere Berechtigung gewonnen, seit Wien sein damaliges Alltagsgewand mit einem herrlichen Festgewand vertauscht hat und es sich rühmen darf, in dem sogenannten Ring eine Straße zu besitzen, die an Großartigkeit und Pracht ihrer Gebäude mit den schönsten Straßen der Welt in die Schranken treten kann, wenn nicht sie alle übertrifft. Diese Straße, welche die Altstadt Wien nach Nord, West und Süd umgürtet, wurde seit 1859 an Stelle der alten Festungswerke errichtet. Sie führt verschiedene, meist der Lage angepaßte Namen, wie Börsen-, Schotten-, Franzens-, Burg-, Opern-, Kärnther-, Kolowrat-, Park- und Stubenring. Den Glanzpunkt bildet die westliche Hälfte. Hier reihen sich eine Anzahl Gebäude aneinander, in denen die moderne Baukunst wahre Triumphe feiert und mit denen eine Anzahl junger Baumeister sich einen unvergänglichen Namen gemacht haben. Besonders hervorzuheben sind: Börse, Rathaus, Reichsrat, Hofschauspielhaus, Museum, Opernhaus, Universität, während in unmittelbarer Nähe die Votivkirche, der Justizpalast, die Akademie der Künste und vor allen auch der Neubau der Hofburg sich anschließen. In majestätischer Breite dehnt sich diese vielfach mit Denkmälern und Parkanlagen geschmückte Straße über eine Stunde weit aus.

Die Kameraden aller großen Städte werden gestehen müssen, daß das Universitätsgebäude, das sie in unserm Bilde hier vor sich sehen, ganz der Bedeutung würdig ist, welche die erste und bedeutendste Universität des österreichischen Kaiserstaates beanspruchen darf. Es darf die Jugend stolz machen, daß man die Stätten, wo sie ihren Geist bilden soll, mit so viel Liebe und künstlerisch-bildnerischem Reichtum ausstattet. Um dem Bedürfnis zu genügen, mußte die erste österreichische Universität ein Massenbau ersten Ranges sein, denn etwa 4000 Studierende besuchen dieselbe; damit es keinen kasernenartigen Bau gebe, mußte der Baumeister auf einen gefälligen Stil und vor allem auf eine Gliederung Bedacht nehmen, welche mit der Massenhaftigkeit einen harmonischen Einklang darstelle. Dies ist denn auch dem im Jahre 1883 verstorbenen Baumeister Heinrich von Ferstel, selbst ein Wienerkind, in glücklichster Weise gelungen.

Der Kolossalbau, von dem wir die besonders wirkungsvolle Fassade vor uns sehen, umschließt einen mit Arkaden umsäumten Haupthof und vier Lichthöfe. Da das Terrain hier gegen die Ringstraße um 3 m abfällt, so wurde zur Ausgleichung des Niveauunterschiedes ein Erdgeschoß angelegt, das in der Mitte in einer schön geschwungenen Rampe mit breiter Treppe aufgeht und einen wirkungsvollen Fuß zu dem Hochparterre bildet. Ueber der Rampe thront der mit einem stilvollen Säulenvorsprung versehene Mittelbau, dessen flache Kuppel den ganzen Bau mächtig überragt. Im ersten Stockwerk der Fassade befinden sich drei Säle für Abhaltung von Festlichkeiten, von denen der mittlere der größte ist. Die Bibliothek nimmt die Mitte der Rückfassade ein und bildet eine prächtige dreischiffige Halle, deren Mitte durch hohes Seitenlicht erhellt ist, während die Seitenschiffe ihre Beleuchtung durch Fenster erhalten. Außer den Hör- und Lehrsälen der vier Hauptfakultäten: theologische, philosophische, medizinische und juridische, gibt es natürlich auch Räume für besondere Demonstrationen und für Sammlungen zum augenblicklichen Bedarf. Die eigentlichen Sammlungen befinden sich im Museum vereint. Das Innere des Riesenbaues entspricht an gediegener Pracht ganz dem Aeußern. Die Vorhalle, das Treppenhaus, die Festsäle u. s. w. sind dem reichen Stil des Monumentalbaus gemäß mit

herrlichen Fresken, enkaustischen und sonstigen Malereien geschmückt. Für das Ganze sind etwa acht Millionen Gulden aufgewendet worden. Die Universität wurde 1356 aus der seit 1237 bestehenden Lateinschule errichtet, indem Rudolf IV. den Fakultäten der Philosophie und schönen Künste noch die Jurisprudenz und die Wissenschaften zufügte, worauf sein Nachfolger Albrecht III. noch die theologische Fakultät geschaffen hat.

Der alte Fritz und sein Kritiker.

Als Friedrich II. von Preußen noch nicht lange regierte, machte er auch Gedichte. Er hat aber vieles in seinem Leben besser gemacht als seine Poesieen. Das dachte wenigstens ein jüdischer Mann und hatte auch den Mut, es öffentlich zu sagen und drucken zu lassen. Der König hatte aber eine andre Meinung von seinen Dichtungen; er schätzte sie fast so hoch, wie seine Siege. Er ließ deshalb den Mann nach Sanssouci kommen. Pünktlich stellte sich der Unbekannte ein, es war ein kleines, verwachsenes, blasses Männlein. „Wie kommt er dazu, meine Gedichte zu kritisieren, noch dazu schlecht?“ fragte der König ein wenig ärgerlich. „Wer Verse macht, schiebt Kegel,“ antwortete das Männlein, „und wer Kegel schiebt, König oder Bauer, muß sich gefallen lassen, daß der Kegeljunge singt, wie er schiebt!“ Diese geistvolle und witzige Antwort imponierte Friedrich und er erlaubte dem Juden, alles drucken zu lassen, was er wolle. Das Männchen aber war kein andrer als der damalige jüdische Buchhalter und Philosoph Mendelsohn, der dann noch ein berühmter Mann geworden ist. Man kann eben alles sagen, es muß aber eine Art haben.

Mathematische Trugschlüsse.

XVIII.

In dem letzten Beweise ist aus der Gleichung

(3) $x^4 = (-1)^2$

auf beiden Seiten die Quadratwurzel gezogen, ohne auf das doppelte Vorzeichen zu achten. Es hätte geschlossen werden müssen

(4) $x^2 = \pm(-1)$

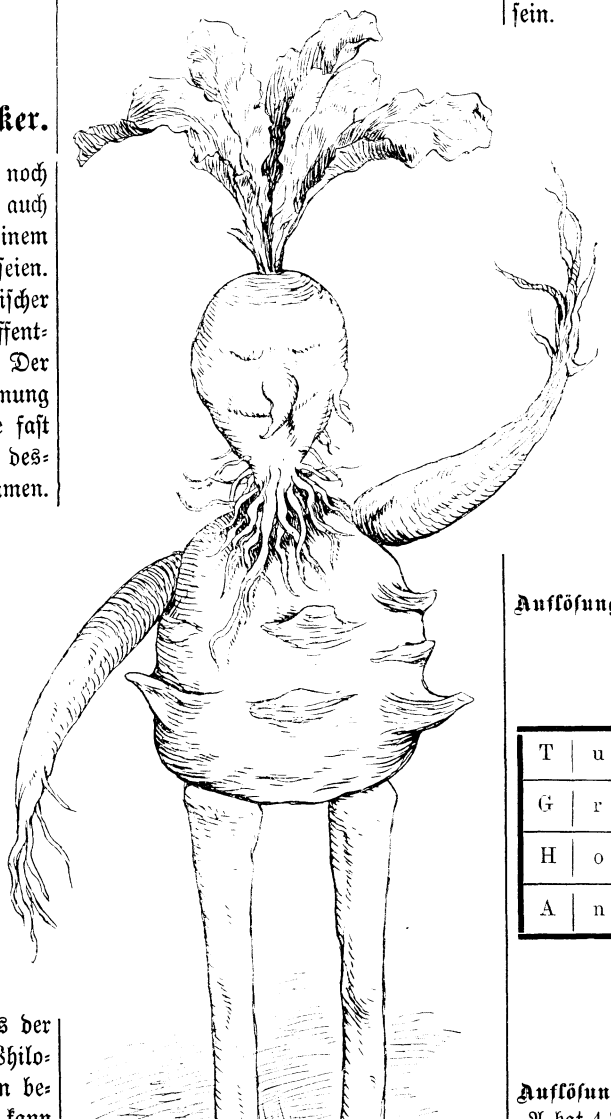
und da x Eins bedeutet, hätte auf der rechten Seite das Vorzeichen + verworfen und das Vorzeichen — beibehalten werden müssen. Wir hätten dann

$$x^2 = -(-1) = 1$$

erhalten, woraus sich

$$x = \pm 1$$

ergibt. Nach der über x gemachten Annahme ist hier das Vorzeichen — zu verwerfen.



Bildhauerischer Versuch mit Gartenerzeugnissen.

Heute will ich beweisen, daß $\frac{1}{3}$ eine ganze Zahl sein muß. Die Ausführung der Division

$$1 : (1 + x)$$

ergibt

(1) $1 : (1+x) = 1 - x + x^2 - x^3 + x^4 - \ldots$.

Setzt man hierin $x = 2$, so erhält man

(2) $\frac{1}{3} = 1 - 2 + 4 + 8 + 16 + \ldots$.

Da in der algebraischen Summe auf der rechten Seite nur ganze Zahlen vorkommen, muß auch die linke Seite eine ganze Zahl sein.

Rätsel.

Die Zeiten der Romantik sind entschwunden,
Ich armer Mann, ich hab' es schwer empfunden.
Einst konnt' ich stolz mein Schwert im Kampfe schwingen,
Jetzt muß treppauf, treppab ich keuchend springen.

Wechselrätsel.

Erst gehört ich den Türken und dann dem russischen Kaiser;
Doch mit verändertem Haupt war ich ein römischer Gott.

Auflösung des Buchstabenrätsels in Nr. 46.

„Mars.“

Auflösung des Homogramms in Nr. 46.

		T	G	H	A		
		u	r	o	n		
T	u	r	a	n	d	o	t
G	r	a	u	d	e	n	z
H	o	n	d	u	r	a	s
A	n	d	e	r	s	e	n
		o	n	a	e		
		t	z	s	n		

Auflösung der Rechenaufgabe in Nr. 47.

„A hat 4 Partien, B 16 Partien gewonnen.“

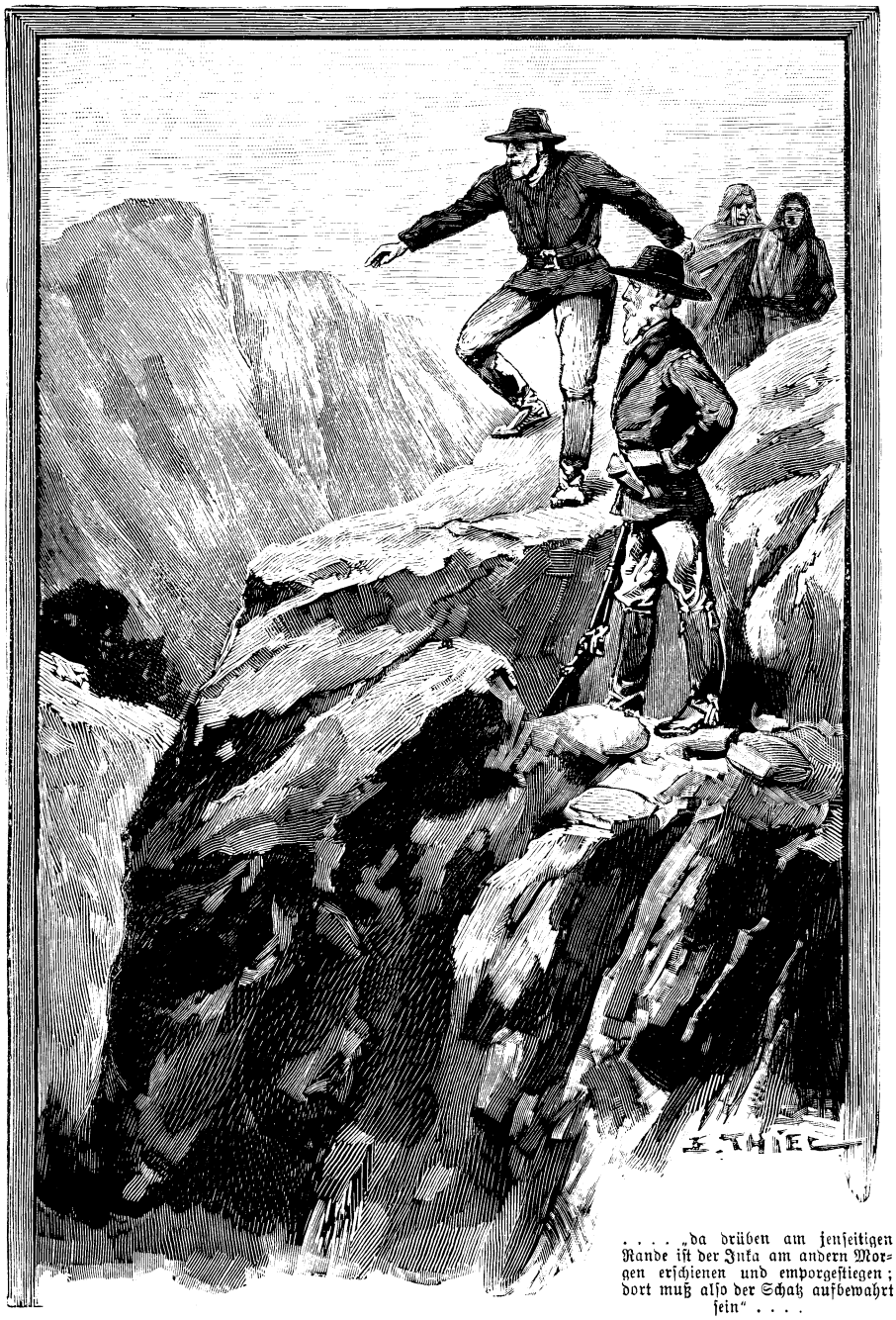
Auflösung der Silbenvertauschung in Nr. 47.

1. **Wiesel**, 2. **Einkehr**, 3. **Holland**, 4. **Leder**, 5. **Riemen**, 6. **Sense**, 7. **Veilchenstrauß**, 8. **Geziertheit**, 9. **Esse**, 10. **Pflanzenreich**, 11. **Orden**, 12. **Heine**, 13. **Degen**, 14. **Sanduhr**, 15. **Austritt**, 16. **Einfluß**, 17. **Zeisig**, 18. **Rachen**, 19. **Ehepaar**, 20. **Vorsicht**, 21. **Ausrede**, 22. **Atheist**, 23. **Essen**, 24. **Einfall**, 25. **Traube**, 26. **Verkannter**, 27. **Tessin**, 28. **Landwirt**:

Wie ein holder Riesenstrauß
Ziert es reich den Heidesand.
Tritt ein Zeichenpaar voraus,
Ist es ein bekanntes Land.
(Erika, Amerika.)

Die bezahlte Weisheit.

Dionysios I., Tyrann von Syrakus, von dem erzählt wird, daß er den längere Zeit an seinem Hofe weilenden großen Philosophen Platon, da er sich allzufreimütig äußerte, als Sklaven verkaufen ließ, ging eines Tages auf den Markt, um allerlei Waren einzukaufen. Er traf auch einen Philosophen und fragte ihn: „Womit handelt Ihr?“ „Die Ware, womit ich handle, ist die Weisheit.“ „Wie viel kostet eine Weisheit von Euch?“ fragte Dionys, neugierig geworden. „Sechshundert Drachmen,“ lautete die Antwort. Dionys gab ihm die gewünschte Summe, worauf der Philosoph folgenden Ausspruch that: „Bei allem, was du thust, handle klug und bedenke das Ende.“ Da ihm die kleine Weisheits- und Klugheitsregel so viel Geld gekostet hatte, wiederholte der Tyrann sie sich oftmals mit lauter Stimme. Nun ereignete es sich, daß gegen ihn, was bei einem Tyrannen auch in Zeiten des Altertums nichts seltenes war, eine Verschwörung angezettelt wurde, die sein Bartscherer zur Ausführung bringen sollte. Ohne von der ihm drohenden Gefahr eine Ahnung zu haben, sagte sich Dionys auch in Gegenwart des Bartscherers die von dem Philosophen gekaufte Regel vor. Der Bartscherer ward aufmerksam, glaubte, daß die Verschwörung entdeckt sei, warf sich dem Tyrannen demütig zu Füßen und bat flehentlich um sein Leben. Er erhielt es geschenkt. Dionys aber erkannte, daß die Regel jenes Philosophen nicht zu teuer erkauft war, sintemal sie ihm das Leben rettete. In Zukunft vertraute er sich keinem Bartscherer mehr an, sondern ließ sich von seinen Töchtern den Bart mit glühenden Nußschalen absengen. Er blieb fortan in hohem Grade mißtrauisch, wie die auf ihn bezügliche Geschichte „Schwert des Damokles“ beweist.



. . . . „da drüben am jenseitigen Rande ist der Inka am andern Morgen erschienen und emporgestiegen; dort muß also der Schatz aufbewahrt sein“ . . . .

Das Vermächtnis des Inka.

Von Karl May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“, „Kong-Kheon, das Ehrenwort“, „Die Sklavenkarawane“, „Der Schatz im Silbersee“ u. a.

(Fortsetzung.)

Die Vermutung des Gambusino erfüllte sich; die drei Deutschen waren zu sehen. Engelhardt saß so, daß er den Lauschern das Gesicht voll zukehrte, natürlich aber ohne sie zu bemerken; der Doktor und Fritze waren im Profil zu sehen.

Der Gambusino griff nach dem Arme Perillos und drückte denselben in seiner Aufregung so, daß der Stierkämpfer hätte laut aufschreien mögen. Sein Atem ging hörbar, fast röchelnd; doch beherrschte er sich und gab Perillo einen Wink, sich mit zu entfernen. Als sie in Sicherheit gelangt waren, schimpfte er, indem er mit den Zähnen knirschte:

„Verwünscht seien diese beiden Kerle! Hast du sie erkannt?“

„Natürlich! Ich hatte also recht, als ich sagte, daß es die deutsche Sprache sei.“

„Wie kommen diese Menschen hierher in diese Höhle?“

„Der Teufel ist ihr Führer gewesen!“

„Das muß so sein! Er führt sie uns immer in den Weg. Wir haben uns zwar geirrt, als wir den einen für Glotino hielten, aber sie sind uns doch gefährlich, denn sie laufen uns grad dann, wenn wir etwas

Wichtiges vorhaben, allemal in den Weg."

„O, das ist noch lange nicht das Gefährlichste!"

„Was denn?"

„Am bedenklichsten ist jedenfalls der Umstand, daß stets da, wo sie sind, sich auch der Vater Jaguar befindet."

„Das ist wahr. Ich will doch nicht hoffen, daß der Teufel auch ihn herbeigeführt hat!"

„Was das betrifft, so ist dem Teufel und diesem Vater Jaguar alles zuzutrauen. Hast du die Sättel gezählt, welche in der Höhle lagen?"

„Ja. Es waren sechs Reitsättel. Daraus ist mit Sicherheit zu schließen, daß sich nur diese sechs Personen hier befinden. Den Vater Jaguar haben wir also wenigstens jetzt noch nicht zu befürchten."

„Was thun wir? Reiten wir etwa weiter? Ich möchte wenigstens diesen beiden kleinen Deutschen endlich einmal einen Denkzettel anhängen."

Der Gambusino blickte eine Weile sinnend vor sich nieder und antwortete dann:

„Ich habe einen Gedanken — —"

„Wohl den, sie wieder laufen zu lassen?"

„Kann mir nicht einfallen. Sie sind uns eigentlich ungefährlich, und wenn ich auch nicht so dumm bin, mir eines Menschenlebens wegen schwere Gedanken zu machen, so halte ich es doch für überflüssig, sie zu töten, wenn es nicht grad notwendig ist. Wenn wir sie festnehmen, so besitzen wir in ihnen zwei Geiseln gegen den Vater Jaguar, wenn er sich wirklich hier befinden sollte."

„So meinst du, daß wir uns mit ihnen herumschleppen sollen?"

„Hm! Unbequem würde es sein; aber ich habe einen Grund, es dennoch zu thun."

„Welchen?"

„Sie sind reich."

„Meinst du?"

„Ja. Wer solche Reisen macht, muß reich sein. Aber es gibt noch einen zweiten Grund. Kennst du den dritten, den blonden Deutschen, welcher bei ihnen sitzt?"

„Nein."

„Und bist doch in Peru drüben, in Lima gewesen!"

„Ist er von dort?"

„Ja. Ich kenne ihn. Ich habe ihn wiederholt gesehen; er aber kennt mich jedenfalls nicht. Hast du einmal den Namen Engelhardt gehört?"

„Meinst du etwa den steinreichen Bankier in Lima, den Millionär?"

„Ja."

„Ist der es etwa?"

„Ja, er ist's. Es gibt gar keinen Zweifel, denn ich kenne ihn genau. Denke, welch ein Lösegeld!"

„Hei, das ist ein herrlicher Gedanke! Falls aus unsrem Schatze nichts wird, könnten wir uns durch diesen Engelhardt entschädigen. Er müßte zahlen, sein halbes Vermögen hergeben, um wieder frei zu sein."

„Wieder frei? Damit er uns dann verraten kann? Dummheit! Erst zahlt er, und dann — — verschwindet er. Bist du dabei? Selbst wenn wir deinen Schatz finden, können wir das Lösegeld dieses Burschen noch mitnehmen."

„Du hast recht, vollkommen recht. Also wir nehmen ihn und die beiden Kleinen?"

„Ja."

„Und was wird mit den andern?"

„Weggeputzt."

„Und die Indianer? Was werden die dazu sagen? Wie werden sie sich verhalten?"

„Denen stopfen wir den Mund mit den beiden Kleinen."

„Wieso?"

„Wir nehmen den Bankier für uns, ohne ihnen aber zu sagen, was für ein fetter Bissen er ist, und versprechen ihnen als ihren Anteil die Kleinen, von denen wir sagen, daß sie ungeheuer reich seien."

„Das geht. Später können wir ja immer noch thun, was wir wollen."

„Ja, später nehmen wir natürlich alles für uns, und sie bekommen nichts."

„Aber die Arrieros und der Peon? Wenn wir sie festhalten, sind sie uns beschwerlich, ohne daß wir etwas bekommen, und lassen wir sie laufen, so verraten sie alles."

„Wir nehmen sie nicht fest und lassen sie auch nicht laufen."

„Was denn sonst?"

„Drei Kugeln oder Messerstiche."

„Diablillo! Du machst kurzen Prozeß; aber es ist ganz richtig so. Es fragt sich nur, ob die Indianer mitmachen werden."

„Ich bin überzeugt davon und werde mit ihnen reden. Warte hier, bis ich wiederkomme!"

Er entfernte sich vorsichtig, während Perillo sich niederlegte und an die Erde schmiegte, um nicht gesehen zu werden, indem er ihn erwartete. Als der Gambusino zurückkehrte, kam er nicht allein, sondern brachte den Häuptling und sechs Indianer mit; der siebente war bei den Tieren geblieben, um dieselben zu bewachen.

„Sie sind einverstanden," flüsterte er Perillo zu. „Der Bankier für uns und die Kleinen für sie. Aber töten wollen sie niemand. Wir müssen also die Arrieros und den Peon auf uns nehmen; darum habe ich dir dein Gewehr mitgebracht."

„Gib her! Von wessen Kugeln die Kerls fallen, ob von den unsrigen oder von denen der Roten, das bleibt sich gleich. Wann soll es losgehen?"

„Sofort."

„Und wie?"

„Wir beide schleichen uns hinüber auf die Seite, wo die Arrieros sitzen, und die Indianer huschen an die diesseitige Oeffnung der Höhle. Sobald unsre Schüsse fallen, bringen sie in dieselbe ein und werfen sich auf die Deutschen, welche sofort entwaffnet und gebunden werden. Es ist alles verabredet und muß gelingen. Du brauchst dich nicht zu sorgen. Komm!"

Sie begaben sich nach der andern Seite und näherten sich dem Eingange so weit, daß sie ihre Opfer sitzen sehen konnten.

„Ich nehme die beiden Arrieros und du den Peon," flüsterte der Gambusino seinem Mordgenossen zu. „Wir schießen sie durch die Köpfe; das ist das Allersicherste. Wenn ich ‚drei' sage, drückst du ab. Bist du bereit?"

„Ja," antwortete Perillo, indem er sein Gewehr anlegte.

„So ziel gut! Also — eins — zwei — drei!"

Er rief das letzte Wort mit lauter Stimme und drückte dann schnell hintereinander seine beiden Läufe ab. Die drei armen, nichts ahnenden Menschen stürzten, durch die Köpfe getroffen, nieder. Zu gleicher Zeit erhoben die Indianer ein markdurchdringendes Geheul und drangen in die Höhle ein. Das geschah alles in der Zeit von einigen Augenblicken, so daß die Deutschen niedergerissen und gebunden waren, ehe sie nur den Gedanken an eine Gegenwehr zu fassen vermochten. Dann machten sich die Roten über die Erschossenen her, um ihnen alles abzunehmen, was bei ihnen zu finden war. Darauf schafften sie die vollständig entkleideten Leichen hinaus ins Freie, um selbst auch dort zu bleiben und zu war-

ten, welche Befehle der Gambusino ferner noch erteilen werde. Auch der Häuptling begab sich wieder hinaus, wohl ohne dazu einen andern, besonderen Grund zu haben als den Respekt, den er vor dem Gambusino hegte.

Dieser schürte das Feuer heller und stellte sich dann mit Perillo so vor die Gefangenen, daß diese, die sich von ihrem Schrecken noch nicht erholt hatten, ihre Feinde deutlich sehen konnten.

„Willkommen hier oben in den Bergen, Señores!“ redete er sie in höhnischem Tone an. „Ich bin ganz entzückt, Sie hier zu sehen. Es scheint mir beschieden zu sein, mich immer wieder an Ihrem Anblicke erquicken zu dürfen. Wie geht es ihnen?“

„Sehr gut, Señor,“ antwortete Fritze, der sich zuerst gefaßt hatte, und nun in dieser Weise antwortete, um dem Gambusino die Freude zu verderben, ihn kleinlaut und erschreckt zu sehen.

„Gut? Sogar sehr gut? Sie befinden sich also wohl?“

„Ja. Wenn es Ihnen so ums Herz wäre, wie mir, könnte man Sie beneiden.“

„Ihr Herz geht mich weniger an als Ihr Geldbeutel. Wie steht es mit diesem? sind Sie reich?“

„Sehr.“

„So können Sie ein Lösegeld zahlen?“

„Ja.“

„Aber Sie haben kein Geld mit?“

„Leider ist es so. Es liegt bei meinem Bankier.“

„Das thut nichts. Sie werden mir eine Anweisung geben. Wie steht es mit Ihrem Gefährten?“

Damit war Doktor Morgenstern gemeint, welchem vor Schreck die Sprache abhanden gekommen zu sein schien. Er schwieg; aber Fritze antwortete für ihn: „Der arme Teufel hat weiter nichts, als was in seiner Tasche steckt, eine Handvoll Bolivianos; das ist alles.“

„So muß er sterben. Ich könnte ihn nur gegen ein Lösegeld freigeben.“

„Fällt ihm nicht ein, zu sterben, da er weiß, daß ich oft und manchmal für ihn bezahle.“

„Auch dieses Mal?“

„Ja. Wie hoch soll die Summe sein?“

„Zehntausend Bolivianos für beide; das ist die geringste Summe, die ich fordern darf.“

„Schön! Sollen sie haben! Geben Sie mir Tinte, Feder und gutes, weißes Papier, so soll die Anweisung sofort geschrieben werden!“

„Nur langsam! Es hat keine so große Eile. Ich muß doch auch mit diesem Señor sprechen.“

Er pflanzte sich breitspurig vor Engelhardt auf und fragte ihn: „Kennen Sie mich vielleicht, Señor Engelhardt?“

„Nein,“ antwortete der Gefragte, welcher sein Herz erleichtert fühlte, da es sich nicht um sein Leben, sondern nur um ein Lösegeld zu handeln schien.

„Nicht? Nun, das schadet nichts, denn Sie werden mich kennen lernen, und wenn Sie sich so bereitwillig zeigen, wie dieser kleine Señor, welcher keinen einzigen von den zehntausend Bolivianos abgehandelt hat, so wird unsre Bekanntschaft eine für beide Teile sehr angenehme sein.“

„Wieviel verlangen Sie für meine Freiheit?“

„Das wird sich finden, nachdem ich erfahren habe, wie hoch sich Ihr Besitz beläuft. Ich pflege nämlich nach Prozenten desselben zu rechnen und — —“

Er wurde unterbrochen, und zwar von dem Häuptlinge, welcher hastig hereintrat und ihm einen Wink gab, auf die Seite zu kommen. Als er diesem Winke gefolgt war, flüsterte ihm das „spitze Messer“ zu: „Wir sind nicht sicher; wir werden belauscht. Einer meiner Leute hat eine Gestalt gesehen, welche an der Erde herbeigekrochen kam.“

„Vielleicht irgend ein Tier!“

„Nein, Señor; es war ein Mensch, denn als er sah, daß er bemerkt worden war, sprang er auf und lief davon.“

„Habt ihr ihn nicht verfolgt?“

„Wer kann das in der Finsternis, welche draußen herrscht? Der Mann ist in einem einzigen Augenblicke verschwunden gewesen.“

„Qué disgusto! So müssen wir augenblicklich fort. Wer weiß, wer sich hier herumtreibt.“

„Gewiß der Vater Jaguar,“ antwortete Antonio Perillo, welcher so nahe stand, daß er die Meldung des Häuptlings gehört hatte.

„Nein, dieser sicher nicht, denn wenn er es wäre, so würde er nicht zögern, über uns herzufallen, um die Gefangenen zu befreien. Aber mag es sein, wer es will; er soll uns nichts anhaben; wir führen ihn irre.“

Er trat das Feuer aus, damit es nicht zum Verräter werden möge, und erteilte noch einige leise Befehle. Einige Indianer holten die Maultiere der Gefangenen und Erschossenen zusammen, und andre nahmen die gefesselten Deutschen auf und trugen sie nach der Stelle, wo der Indianer die Tiere bewachte. Dort gab es ein kurzes Durcheinander, und dann hörte man, daß sich der Trupp entfernte, aber nicht in der Richtung der Salina del Condor, sondern in die entgegengesetzte. Der vorher so belebte Platz lag wieder still und lautlos da.

Wirklich lautlos? Doch nicht ganz, denn gar nicht weit von der Höhle, wo sie hart an die Felswand geschmiegt gelegen hatten, erhoben sich zwei Gestalten, eine sehr lange und eine kürzere, denen das lose Haar weit über den Rücken hinabhing, und der Lange sagte mit unterdrückter Stimme zu dem Kleineren: „Sie haben dich gesehen; darum sind sie fort. Wie leicht konnten sie dich ergreifen, o Herrscher!“

„Mich niemals, lieber Anciano,“ antwortete Haukaropora, der Sohn des Inka. „Sie haben eine falsche Richtung eingeschlagen, um uns irre zu leiten; aber wir lassen uns nicht täuschen. Unsre Füße sind schneller, als die Hufe ihrer Pferde. Sie reiten sicher nach der Salina. Laß uns ihnen dorthin voraneilen, um dem Vater Jaguar ihr Nahen zu verkünden!“

Die beiden Nachkommen der alten Peruaner verschwanden im Dunkel der Nacht. Aus ihren Worten ging hervor, daß sie von dem Vater Jaguar als Kundschafter ausgesandt worden waren, um ihm die Annäherung des Gambusino zu melden. Dieser letztere war eher als der erstere in Salta gewesen; er hatte einen Vorsprung von einem Tage gehabt; da er aber erst zu den Mojosindianern geritten war, während der Vater Jaguar mit seinen Leuten das Ziel direkt hatte aufsuchen können, so war dieser weit eher als der Gambusino an demselben angekommen. Hammer hatte sich das sehr wohl berechnet; er wußte genau, daß die Erwarteten erst später kommen konnten, und so ließ er, als er an der Mordschlucht ankam, seine Schar am Rande derselben lagern, ohne diejenigen Vorsichtsmaßregeln zu treffen, von denen er sonst gewiß nicht abgesehen hätte.

Der Name Barranca del Homicidio, also Mordschlucht, war ein unheimlicher, und die Umgebung dieses Ortes, die

ganze Gegend, stand im Einklange mit dem Eindrucke, welchen diese Bezeichnung machte. Die Vormittagssonne verschwendete ihre Wärme an ein Bild trostloser Einsamkeit. Leblos und kahl erhoben sich im Westen die Riesen des Gebirges; öde standen rings die Felsenhöhen in der Nähe und weder an ihren Hängen noch in den Thälern war eine Spur von Vegetation zu bemerken.

Was die Schlucht selbst betraf, so fiel sie so steil in die Tiefe hinab, daß nur Fußgänger aber nicht Reiter, und selbst erstere nicht leicht, hinabkommen konnten. Auch hier gab es, weder an den Seiten noch auf dem Grunde der Schlucht, irgend eine Art von Pflanzenwuchs, und nur am Rande derselben, da wo die Reiter abgestiegen waren, sah man einige halb aus der Erde gerissene Wurzeln, deren Stengel von früher Dagewesenen als Feuerungsmaterial benutzt worden waren. Hier oben gab es nur glatten Fels, auf welchem selbst die Hufe der Maultiere kaum eine Spur zurücklassen konnten; die Tiefe aber war angefüllt von Gesteinstrümmern, welche sich im Laufe der Zeit von den Wänden abgelöst hatten und hinuntergestürzt waren. Nicht weit von den Lagernden, vielleicht fünfzig Schritt von der Schlucht entfernt, lag ein großer Felsblock, welcher auf der der Schlucht abgewendeten Seite überhing und so einen Raum zum Unterschlüpfen bildete, in welchem eine Person bequem Schutz gegen Wind und Wetter finden konnte. Der Vater Jaguar sagte zu seinem Geronimo, indem er auf diesen Fels deutete: „Unter diesem Steine hat Antonio Perillo gelegen, als er den Inka belauschte, ehe er ihn dann am folgenden Morgen weiter unten ermordete. Als mir der sterbende Pellejo erzählte, was er am Sumpfe der Knochen heimlich gehört hatte, sprach er von diesem Felsen. Perillo hatte unter demselben übernachten wollen, als der Inka vorüberkam."

„Ja," antwortete Geronimo, indem er mit der Hand in die Tiefe deutete, „da drüben am jenseitigen Rande ist der Inka am andern Morgen erschienen und emporgestiegen; dort muß also der Schatz aufbewahrt sein."

Die beiden sprachen jetzt offen, so daß die andern alle es hörten, von dem Schatze und bedienten sich dabei des Wortes Inka, denn der alte Anciano und Haukaropora hatten während der letzten Tage zu ihnen offen von ihrem Geheimnisse, welches bis dahin nur der Vater Jaguar außer ihnen gekannt hatte, gesprochen. Anciano hörte, welche Vermutung Geronimo aussprach, und sagte infolgedessen: „Sie haben ganz richtig vermutet, Señor. Dort drüben, wo man nur mit Anstrengung aufwärts steigen, von oben nach unten aber mit Gefahr für seine Glieder gelangen kann, ist die Stelle, nach welcher der Gambusino und Perillo suchen wollen."

„Du kennst sie natürlich?" fragte Hammer.

„Ja."

„Auch Hauka?"

„Nein. Für ihn ist sie bisher ein Geheimnis gewesen, da er erst seit kurzer Zeit das Alter erreicht hat, in welchem er nach dem Willen seines Vaters das Geheimnis vollständig erfahren soll."

„Er erfährt es von dir?"

„Ja."

„So bist du ganz in dasselbe eingeweiht?"

„Nur soweit es notwendig ist, um Hauka den Weg zu zeigen."

„Liegt der Schatz vergraben in der Erde? Ich meine, ob man ein Loch gegraben und dann wieder zugeschüttet hat?"

„Nein; er befindet sich in einer Höhle, in einem alten Stollen, welchen unsre Vorfahren gegraben haben, um nach Gold oder Silber zu suchen. Sie haben aber nichts gefunden, und als sie dann gar einen breiten, unterirdischen Querspalt erreichten, welcher so tief war, daß man keinen hinuntergeworfenen Stein den Boden desselben erreichen hörte, gaben sie das Graben auf und schütteten den Eingang des Stollens zu. Die Lage desselben blieb aber bekannt, und als der Vorfahre Haukaroporas floh, wendete er sich mit den Treuen, die bei ihm waren, hierher und verbarg alles, was er von seinen Schätzen gerettet hatte, in dem Stollen. Die Feinde folgten ihnen später und überfielen sie. Alle wurden getötet, außer zweien, welche entkamen; der eine war der Inka und der andre mein Ahne. Das Geheimnis erbte sich auf die Nachkommen dieser beiden, bis auf Haukaropora und mich, fort. Ich weiß, wo die Höhle liegt, bin aber noch nie im Innern derselben gewesen, da nur mein Herr, der Vater Haukaroporas, das Recht hatte, dieselbe zu betreten. Heute werde ich ihm den Eingang zeigen, und wenn er es mir erlaubt, darf ich dabei zum erstenmal sehen, welche Gegenstände die Höhle birgt."

„Natürlich erlaube ich es dir, mein alter, treuer Anciano," fiel da Haukaropora ein. „Du bist mein zweiter Vater, und was mir gehört, das ist auch dein Eigentum."

„Ich danke dir," antwortete der Alte erfreut. „Ich bedarf nichts und wünsche mir nichts als die Fortdauer deiner Liebe. Dennoch habe ich einen großen Wunsch, um dessen Erfüllung ich dich bitte."

„Welchen? Sage ihn!"

„Du sollst die Höhle nur nach der Erreichung eines gewissen Alters betreten, eines Alters, in welcher die Unvorsichtigkeit der ersten Jugend überwunden ist. Das hat einen sehr triftigen Grund. Der Stollen ist nämlich nicht ohne Gefahr zu betreten. Worin diese Gefahr besteht, das weiß ich nicht. Dein Vater, mein früherer Herr, wollte es mir noch mitteilen; da er aber ermordet worden ist, hat er keine Zeit gefunden, dies zu thun."

„So hast du gar keine Ahnung davon?"

„Eine Ahnung allerdings, aber keine Gewißheit. Du weißt, daß unsre Vorfahren ein Feuer herzustellen verstanden, welches jahrhundertelang verborgen sein und ruhen kann, dann aber, wenn es flüssig gemacht wird, mit unwiderstehlicher Gewalt alles zerstört, was es ergreift. Vielleicht gleicht es dem jetzigen Schießpulver, von welchem unser Volk nichts wußte, bis es dasselbe bei den Spaniern sah. Aus einigen Andeutungen deines Vaters vermute ich, daß die Höhle von einem solchen Feuer bewacht wird, welches jeden Unberechtigten, der den Stollen betritt, vernichten soll."

„Dann ist es allerdings gefährlich, sich dem Schatze zu nahen!"

„Ja. Und darum möchte ich dich bitten, auch den Vater Jaguar mitzunehmen. Seine Augen sind die schärfsten und erfahrensten von allen, so daß er dieses verborgene Feuer jedenfalls eher entdecken wird als wir."

„Er soll mitgehen. Ich hätte ihn auch ohnedies darum gebeten. Und auch mein lieber Freund Antonio mag bei uns sein, damit er zu den ersten gehört, welche den Schatz sehen. Oder fürchtest du dich vor der Gefahr des verborgenen Feuers?"

Diese Frage war an Anton Engelhardt gerichtet, welcher sogleich antwortete: „Ich fürchte mich nicht. Wie das Pulver, so wird auch euer Feuer erst

dann gefährlich sein, wenn es angezündet wird, also wenn man es mit andrem Feuer in Berührung bringt, und dies zu thun, werden wir uns doch hüten."

„Wenn wir vorsichtig sind, haben wir jedenfalls nichts zu befürchten", stimmte der Vater Jaguar bei. „Ihr wollt die Höhle also schon heut aufsuchen?"

„Ja," nickte Anciano.

„Noch vor der Ankunft unsrer Feinde?"

„Noch vor derselben."

„Ich möchte raten, zu warten. Wir würden Spuren zurücklassen, durch welche wir leicht unsre Anwesenheit verraten könnten."

„Haben wir denn nicht Zeit, diese Spuren so zu vertilgen, daß sie nicht zu bemerken sind, Señor? Der Gambusino kann vor morgen nicht da sein, und jetzt haben wir erst Vormittag."

„Und doch ist es besser, zu warten. Wir wissen nicht, welchen Fund wir machen. Er kann leicht ein derartiger sein, daß die Ausführung unsrer jetzigen Vorsätze nicht möglich ist."

„Sie mögen recht haben; aber wir wissen nicht, wieviel Indianer der Gambusino mitbringt. Einige Häuptlinge der Mojos sind meine Freunde, während ich mit andern verfeindet bin. Es steht eher zu erwarten, daß es zwischen uns und ihnen zum Kampfe kommt, als nicht. Wenn ich dabei getötet würde, so könnte ich meinem jungen Herrn den Ort dann nicht zeigen und die ganze Erbschaft würde verloren gehen."

„Du brauchst dich nur am Kampfe nicht zu beteiligen!"

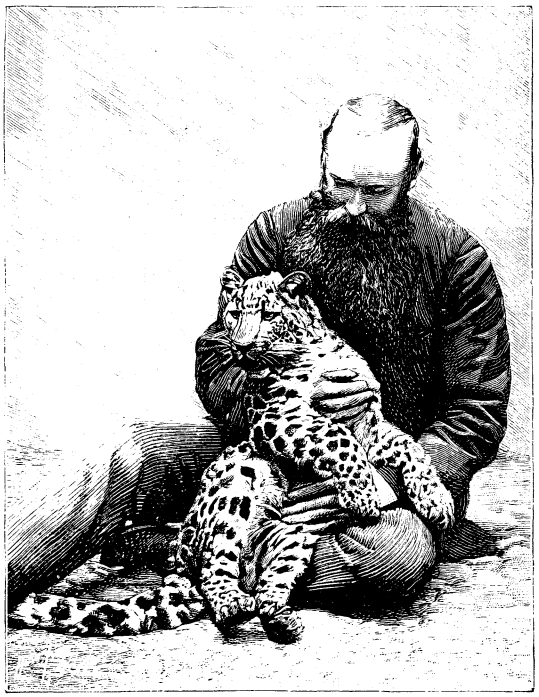
„Señor, was trauen Sie mir zu!" rief da der Alte aus. „Wir wollen den Mörder meines ermordeten Herrn ergreifen, und ich sollte dabei meine Arme und meine Waffen ruhen lassen? Verlangen Sie von mir alles, aber nur dieses nicht!"

„Gut! Ich kann begreifen, was du denkst und fühlst. Du magst also deinen Willen haben. Aber ehe wir nach dem Stollen suchen, müssen wir an andres und notwendigeres denken. Wir sind gezwungen, vielleicht länger als einen oder einige Tage hier zu bleiben. Für uns ist Proviant genug vorhanden, aber wir müssen auch für unsre Maultiere sorgen. Wasser und Gras gibt es nur unten an der Salina del Condor für sie; leider dürfen wir dort nicht lagern, weil unsre Gegner über die Salina kommen werden. Wir müssen also nach einem andern Orte suchen, und wenn er noch so sehr entlegen von hier wäre, wo unsre Tiere trinken und weiden können. Selbst wenn dies nicht der Fall wäre, dürften wir nicht hier an der Mordschlucht bleiben. Wir müssen uns verbergen."

„Was das betrifft, da brauchen Sie sich keine Sorge zu machen, Señor. Eine Reitstunde von hier liegt ein tiefes Loch, in welchem es immerfort Wasser gibt, an dessen Rande Gras wächst. Ich und Haukaropora sind wohl die einzigen Menschen, welche diesen Ort kennen. Ich werde Sie hinführen."

„Ein tiefes Bergloch? Können denn da unsre Tiere hinab?"

„Für Pferde würde der Abstieg unmöglich sein; unsre Maultiere aber kommen gewiß hinunter. Wir wissen freilich nicht, ob wir sie zur etwaigen Verfolgung unsrer Feinde hier in der Nähe bedürfen." (Forts. folgt.)



Der anamitische Leopard im zoologischen Garten zu Paris, im Alter von 9 Monaten in China photographiert.

Geschichte eines Leoparden.

Chinesische Fischer, welche an der Küste von Anam dem Fischfang oblagen, brachten bei ihrer Rückkehr im August des Jahres 1888 nach Pakkoï zwei junge Leoparden mit, die sie in den Wäldern von Phu-Yen gefangen hatten. Die Tiere litten auf der Reise sehr und eines derselben verendete zwei Tage nach seiner Ankunft in Pakkoï. Der chinesische Besitzer des überlebenden Tieres machte sich sogleich auf die Suche nach einem Käufer und nach langen Unterhandlungen erstand Herr Milhé, französischer Beamter beim chinesischen Zollamt, den kleinen gelben Balg für etwa 20 Frank. Das Tierchen zählte damals ungefähr drei Monate; es war noch sehr furchtsam und bedurfte einer sorgfältigen Pflege. Der neue Besitzer brachte es auf einer offenen Terrasse unter, welche er mit einem soliden hölzernen Gitter hatte umgeben lassen; als Nahrung dienten die Eingeweide eines Ochsen oder gekochtes Büffelfleisch, wobei man besonderen Wert auf die Brühe legte, die man mit Reis vermischte. In den nächsten zwei Monaten schritt die Entwickelung des kleinen Leoparden sehr schnell voran; er war munter und kannte seinen Herrn recht gut, wie auch die Personen, die er öfter sah; doch hatte er die Gewohnheit, seinen Bekannten, sobald sie die Terrasse — seinen Aufenthaltsort — betraten, die Zähne zu zeigen und sie anzufauchen. Er spielte gern mit den Hunden und Katzen; die chinesischen Diener des Hauses hegten keine Furcht, ihm seine Nahrung zu bringen; sie hatten ihm den Namen Ah-Tschi gegeben wegen der Laute, die er ausstieß, wenn man ihm seine Nahrung vorlegte.

Als der junge Ah-Tschi das Alter von fünf Monaten erreicht hatte, wurde er gefährlicher: seine Raubtiergelüste entwickelten sich von Tag zu Tag mehr; auf die Fütterung mit Reis mußte man verzichten, weil er sich weigerte, dieselbe anzunehmen; man gab ihm nur noch Ochsenfleisch, von welchem er täglich wenigstens 1 kg verzehrte.

In dieser Periode trug sich ein Ereignis zu, das unangenehme Folgen für den Besitzer des Leoparden hätte haben können. In einer Nacht, als alles schlief, gelang es Ah-Tschi, durch das Gitter, welches seine Terrasse umgab, zu brechen. Nachdem er auf dem Dach der Küche umhergestrichen, stieg er auf das Dach des Zimmers, worin Herr Milhé schlief. Dieser, plötzlich aufgeschreckt, war ratlos, was er thun solle; als Beamter bei einer

chinesischen Behörde fürchtete er, daß die Flucht des Leoparden zu einer Reihe von Unannehmlichkeiten führen würde. Da er kein Mittel sah, den Ausreißer wieder einzufangen, lockte er ihn mit den zärtlichsten Namen. Groß war das Erstaunen des Herrn Milhé, als das Tier vom Dache ruhig zu ihm kam und sich miauend an seinen Beinen rieb. Er ließ sich ohne jede weitere Schwierigkeit ergreifen — und von dieser Stunde an ließ Herr Milhé ohne Bedenken dasselbe frei im Hause herumstreichen. Hier bildete es einen Gegenstand der Bewunderung für die Chinesen, welche kamen, das Tier zu sehen. Der Leopard war also ein richtiger Kolonist von Pakkoï geworden, und das Interesse, welches man ihm entgegentrug, war gewiß nicht gering zu nennen.

Als Herr Milhé in eine schwere Krankheit verfiel, wurde unser Freund ein wenig vernachlässigt. Der chinesische Koch, der mit seiner Verpflegung beauftragt war, fand in ihm eine Quelle schätzbarer Einkünfte: fast einen ganzen Monat hindurch gab er ihm nie mehr als ein Pfund Fleisch täglich; das arme Tier, ohnehin schon der Zärtlichkeit seines Herrn beraubt, verfiel immer mehr und wurde von Tag zu Tag magerer und wilder. Nachdem Herr Milhé endlich seine Gesundheit wiedererlangt hatte, beschäftigte er sich von neuem mit der Pflege seines kleinen Schützlings, der länger als zwei Monate fieberkrank blieb und außerdem an einer Hautkrankheit litt. Endlich wurde der arme Ah-Tschi wieder gesund, aber zugleich bekam er einen ganz andren Charakter: es wurde gefährlich, das Tier frei im Hause herumstreifen zu lassen. Zwar fügte dasselbe niemand etwas Böses zu, aber es zeigte sich täppisch in seinen Bewegungen. Man verzichtete fortan auch darauf, Ah-Tschi mit den Hunden spielen zu lassen, denn man mußte fürchten, daß der Anblick des Blutes, wenn Ah-Tschi einmal einen Biß gethan hätte, ihn unbändig machen würde.

Der Vorgesetzte des Herrn Milhé drang darauf, daß letzterer seinen kleinen Schützling aufgeben solle; andrerseits erbot sich der französische Konsul zu Hong-Kong, das Tier nach dem Jardin des Plantes von Paris zu schicken. Herr Milhé konnte sich nur schwer entschließen, das Tier, welches er mit so großer Sorgfalt aufgezogen, von sich zu geben; gleichwohl mußte er endlich einen bestimmten Entschluß fassen; und eines Morgens im Mai reiste Herr Milhé nach Hong-Kong ab, begleitet von dem jungen Leoparden. Er ließ sich mit demselben in Hong-Kong photographieren, wobei er ihn in seinen Armen hielt, ganz so, wie es unsre Abbildung zeigt; dann lieferte er ihn an den französischen Konsul ab. Sobald der kleine Wilde eingeschifft war, wurde er traurig und erkannte von allem, was sich ihm nahte, nur noch seinen Wärter an. Ah-Tschi befindet sich gegenwärtig im zoologischen Garten zu Paris und hat inzwischen ohne Zweifel alle seine Freunde von Pakkoï vergessen.

Von der ältesten Stadt Amerikas.

In einem der schönsten und interessantesten Länder der nordamerikanischen Union, in dem einzigen Lande der neuen Welt, „wo die Citronen blühen", in dem olivenumrauschten und palmenumschatteten Florida liegt unter dem 29. Grade nördlicher Breite am Eingange einer großen und sicheren Bucht die älteste Stadt Amerikas, St. Augustine, die Hauptstadt des County St. Johns. Nachdem Don Juan Ponte de Leon auf der Suche nach dem Jugendbrunnen am 2. April 1512 Florida entdeckt und nach dem lateinischen Namen des Tages — es war gerade Palmsonntag (Pascua florida) — benannt hatte, dauerte es noch mehr als fünfzig Jahre, bis die spanische Regierung beschloß, von dem neu entdeckten Lande Besitz zu ergreifen. Erst im Jahre 1565 wurde von Cadiz aus eine große Expedition ausgeschickt, an deren Spitze Menendez, der erste spanische Gouverneur von Florida, stand. Am Feste des heiligen Augustinus (28. August) landete Menendez etwas südwärts von der Mündung des St. Johns River, gründete ungefähr zwei englische Meilen vom Meere entfernt eine Stadt und gab ihr nach dem Tagesheiligen den Namen „St. Augustine".

Eines besonderen Wachstums kann sich St. Augustine, eine der wenigen amerikanischen Städte, welche Antiquitäten aufzuweisen haben, nicht rühmen; die nämliche Einwohnerzahl von ungefähr 2300 Seelen, welche es heute besitzt, hatte es schon vor drei Jahrhunderten. Der größte Teil stammt von den Spaniern ab, welche nach der Gründung der Stadt aus ihrer Heimat, besonders von Minorka, auswanderten. Uebrigens reden die meisten nicht spanisch, sondern den südlichen Negerdialekt; hin und wieder hört man auch wohl schlechtes Französisch und Englisch. Im Winter wächst die Bevölkerung um das Vier- und Fünffache; denn St. Augustine ist ein weit und breit berühmter Kurort, dessen mildes und gesundes Klima zahlreiche Leidende aus nah und fern anlockt, besonders Brustkranke aus den nördlichen Staaten. St. Augustine heißt deshalb auch das amerikanische Nizza.

Die Stadt liegt auf einer sandigen Ebene und ist während der Wintermonate, welche ungemein trocken sind, außerordentlich staubig. Bevor die Yankees dort erschienen und sich häuslich niederließen, hatte sie ein durchaus altertümliches Gepräge; drei Jahrhunderte schauen von den altersgrauen Dächern herab. Eine tiefe Stille, eine wahre Grabesstille herrscht überall, als wandelten wir in den öden, menschenleeren Gassen des verschütteten Pompeji. Die Straßen sind sämtlich sehr eng, so daß man sich von den Balkonen aus bequem mit seinem vis-à-vis durch Händedruck begrüßen kann; sie sind mit Coquina gepflastert, einem eigentümlichen Muschelsteine, welcher auf der Anastasiainsel gebrochen und an der Luft hart wird. Auch die Häuser sind aus Coquina gebaut; die dicken Mauern halten die Hitze ab, so, daß selbst in den heißesten Sommern in den Zimmern eine angenehme Kühle herrscht. Die Häuser sind klein, ein- oder zweistöckig, mit niedlichen Balkonen, niedrigen Fenstern, flachen Dächern, überdachten Seitenportalen und Seitentreppen. Auf dem großen, von Gebäuden gewöhnlich umrahmten Hofe breitet sich ein grüner Rasenplatz aus, mit duftenden Blumenbeeten geschmückt, und in der Mitte steht in der Regel ein gewaltiger prachtvoller Springbrunnen. Hie und da ragen düstere, von Lianen anmutig umrankte Ruinen empor. Die teilweise noch erhaltenen Inschriften und Wappenschilder auf den zerbröckelten Mauern legen Zeugnis ab von den längst entschwundenen glanzvollen Tagen, von den stolzen, reichen Granden und den schönen Señoritas,

welche einstens dort wohnten und glänzten und ihres Daseins sich freuten.

Erst vor nicht langer Zeit wanderten die Yankees ein, und seit jenem Tage ging in dem Aeußern von St. Augustine allmählich eine gewaltige Veränderung vor sich. Eine schöne, breite Straße führt heute von dem Bahnhofe nach der Stadt; auf beiden Seiten sind reizende Villen, von dunklen, ernsten Cypressen, duftenden Oliven, prächtigen Oleandern und riesenhaften Magnolien lieblich umrahmt. Von der geschmackvollen Bahnhofstraße gelangen wir auf die Plata de la Constitucion, einen großen, viereckigen Platz mit herrlichen, schattenspendenden Bäumen bepflanzt und von luxuriös ausgestatteten Hotels (unter denen das St. Augustine-Hotel und das Magnolia-House am meisten hervorragen), und reizenden Privathäusern umgeben. Hier steht auch die alte spanische Kathedrale mit ihrem maurischen Glockenturme und ihren von Gold, Silber und edlen Steinen strotzenden Altären. Wie in der Lagunenstadt der St. Markusplatz, so bildet in der ältesten Stadt Amerikas die Plaza de la Constitucion den Sammelplatz für die Einheimischen und die Fremden, besonders an den Sonn- und Feiertagen, wenn die Glocken des Domes die frommen Christgläubigen zum Gebete rufen. Was könnte wohl interessanter sein, als alle diese Kirchgänger zu betrachten, welche nach Gestalt, Farbe, Kleidung und Bildung so weit von einander verschieden sind! Doch im Gotteshause vor dem Allerhöchsten sind sie alle gleich — der schmutzige, wollköpfige Neger mit dem farbigen Tuche um die Hüfte, der tiefernste, rothäutige Indianer in seiner phantastischen Kriegstracht, der weiße Trapper und Jäger im schmucken Weidmannskleid, der weißbejackte amerikanische Pflanzer mit seinem breiträndrigen Strohhut und der geckenhafte Yankee in tadellosem Salonanzug, die Negerin im kurzen buntfarbigen Rocke und grellen Kopftuch, die Mulattin und die Mestizze in dem ärmellosen Kamisol und die buntbeblümte, kattunene Nagna um die Hüfte, die schöne amerikanische Miß in feinster Pariser Garderobe und endlich die reizende spanische Señorita mit der andalusischen Mantille und dem weißgelb gestreiften Rebosa.

Von den übrigen Straßen und Gassen von St. Augustine ist wenig zu sagen. Zwei oder drei nord-südlich laufende Straßen, welche von einigen andern unter rechten Winkeln geschnitten werden, und eine breitere Straße längs der Strandmauer machen die ganze Stadt aus. Am Nordende liegt zum Schutze des Hafens das bombenfeste Fort Marion, ehemals San Juan de Pinos, ein altes spanisches Kastell, am Südende befinden sich ausgedehnte Kasernen für die Garnison. Diese Kasernen umschließen Teile des früheren Klosters San Francisco, welches vielleicht das älteste Mauerwerk der amerikanischen Union ist. Aus dem „ältesten Hause", einem einfachen, viereckigen Gebäude aus Coquina, haben Reliquienjäger nach und nach alles Holzwerk entführt. Der Kontrast zwischen den großen modernen Hotels, den zahlreichen geschmackvollen Palästen und niedlichen Villen einerseits und den altersgrauen kleinen und niedrigen Balkonhäusern von altspanischem Gepräge andrerseits, unter welchen wir außer dem bereits erwähnten Fort Marion und der kleinen Kathedrale noch auf den ehemaligen Gouvernementspalast oder das heutige Postamt aufmerksam machen, ist wirklich höchst bemerkenswert; das sechzehnte und das neunzehnte Jahrhundert stehen hier friedlich neben einander. Seit einigen Jahren existiert dort auch ein Yachtklub, welcher in einem der schönsten Gebäude der Stadt tagt.

Der Reichtum an Fischen und an Früchten in Florida ist geradezu fabelhaft. Das kann man namentlich erkennen, wenn man in früher Morgenstunde den Marktplatz besucht, wo ganze Berge von Fischen, Früchten und Gemüsen auf großen Karren von Ochsen herbeigeschafft werden. Zur Zeit der Ernte treffen Kaufleute aus New-York und Boston ein und kaufen große Vorräte von den weit berühmten floridanischen Früchten, wie Bananen, Citronen, Datteln, Feigen, Orangen, Pfirsiche und Riesenananas. Auch das Fleisch ist außerordentlich billig. Wenngleich die Umgegend von St. Augustine keine Ueberfülle an Rindvieh besitzt, so gibt es doch in Südflorida große Herden. Des heißen Klimas wegen bringt man sämtliche Tiere lebendig zu Markte und schlachtet dieselben erst beim Verkauf.

Wie in ganz Florida, so liegt auch in St. Augustine die Industrie sehr im argen. Selbst mit Schustern und Schneidern hat man seine liebe Not; alle Bedürfnisse werden aus dem Norden bezogen. Für Ausbesserungen und Flickereien ist im Notfalle schon gesorgt, vorausgesetzt aber, daß man Lust verspürt, seine Schuhe und Kleider alten, spitzbübischen Negern anzuvertrauen. Es befinden sich in der Stadt zwei Getreidemühlen, eine Sägemühle und eine Cigarrenfabrik. In der letzten Zeit hat die Cigarrenfabrikation im ganzen Lande einen bedeutenden Aufschwung genommen und ruht fast ausschließlich in den Händen der Deutschen. Außerdem betreiben unsre Landsleute in Florida vornehmlich die Gastwirtschaft; drei Viertel sämtlicher Wirte, Hoteliers und Brauereibesitzer sind Deutsche.

Der Handel ist nicht unbedeutend, wozu vor allem die Nähe der westindischen Inseln beitragen mag. Die Hauptausfuhrartikel sind Baumwolle, Reis, Zucker, Fische und Früchte. Dagegen bleibt der überseeische Handel ohne Bedeutung, weil der übrigens sichere und geräumige Hafen auf der Barre am Eingange bei niedrigem Stande nur 3 m Wasser hat.

St. Augustine besitzt mehrere Kirchen und Klöster, eine höhere Lehranstalt und ein paar Privatschulen, welche teilweise von Klostergeistlichen geleitet werden. Für den Volksunterricht wurde in den letzten Jahrzehnten im ganzen Lande viel gethan, allein es bleibt in dieser Beziehung noch manches zu wünschen übrig, da 30—40 Prozent der Bevölkerung weder lesen noch schreiben können. Endlich ist die Stadt der Sitz eines Kreisgerichts, welchem eine Anzahl Friedensgerichte untergeordnet steht.

Eine entsetzliche Plage für die Einwohner von St. Augustine bilden die Mosquitos. Diese abscheulichen Insekten erscheinen in den heißen Sommermonaten in solch ungeheurer Menge, daß ihre Schwärme oftmals sogar Lichter und Lampen auslöschen. Vor den Thoren der Stadt hausen die Alligatoren, die Panther und die wilden Katzen und fordern alljährlich nicht unbedeutende Opfer an Menschen und Tieren.

St. Augustine hat unruhige, schwere Zeiten durchmachen müssen. Bald nach seiner Gründung ließen sich in einer Entfernung von etwa fünfzehn englischen Meilen nördlicher am St. Johns River französische Hugenotten nieder, und zwischen diesen und den Bewohnern der Stadt entbrannten langwierige, blutige Kämpfe. Im Jahre 1589 griff Sir Francis Drake die junge Gemeinde an und verbrannte fast sämtliche Häuser. Ein ganzes Jahrhundert hindurch hatte sie sodann von Indianern, von Piraten und von den Engländern zu leiden. 1702 und 1744 wurde sie vergeblich von den Eng-

ländern angegriffen, 1763 von ihnen erstürmt, aber bereits nach dreijährigem Besitz wieder geräumt ud endlich 1785 abermals von denselben unter Davis in Brand gesteckt. Am 22. Februar 1821 wurde in St. Augustine der Vertrag über die Abtretung Floridas an die Unionsstaaten unterzeichnet. Während des langwierigen Seminolenkrieges, sowie auch im Secessionskriege, in welchem die Nordstaaten sofort nach Ausbruch des Kampfes die Stadt eroberten, bildete sie einen wichtigen Militärposten. Im Frühjahr 1885 wurde St. Augustine von einem furchtbaren Brande heimgesucht, welchem die altehrwürdige Kathedrale und zwanzig Hauptgebäude zum Opfer fielen.

Die große Glocke der Kathedrale Notre Dame in Paris.

Ob es den Kameraden mit den durch das Glockenläuten hervorgebrachten Eindrücken ebenso ergeht, wie dem Schreiber dieser Zeilen, weiß er nicht, kann sich aber kaum anders denken, als daß es so ist. Als Knabe that er nichts lieber, als mit dem Küster zum Läuten zu gehen. Die Glockenklänge riefen einen eigentümlichen, feierlich stimmenden Eindruck auf ihn hervor und so ist es, wenn auch in abgeschwächter Weise, heute noch. Ein schönes Geläute ist jedenfalls etwas Herrliches, und wenn z. B. bei einem Spaziergang in Gottes freier Natur aus der Ferne ein solches Geläute herübertönt, so verlangsamt man unwillkürlich den Schritt, oder bleibt gar stehen. Wer daran gewöhnt ist, täglich zu bestimmten Zeiten Glockenläuten zu hören und er kommt aus dieser Gewohnheit, dem kommt es sicher vor, als fehle ihm etwas. Das Glockenläuten ist mit unserm Leben so eng verwebt, daß es als etwas untrennbar dazu Gehöriges erscheint und deshalb wurde auch die „Glocke", dasjenige Gedicht Schillers, das zu seiner Volkstümlichkeit am meisten beigetragen hat.

Ganz natürlich ist, daß die großen Glocken mit ihren mächtigen Baßtönen auch den tiefsten Eindruck hervorrufen, und dieser Umstand lag gewiß hauptsächlich dem Bestreben zu Grunde, namentlich für die Kathedralkirchen große Glocken herzustellen. Von den Glocken der berühmten Kathedrale Notre Dame zu Paris hat die größte, welche im Südturm hängt, ein Gewicht von 16000 kg mit einem Klöppel von 488 kg. Diese, 1683 auf Befehl Ludwigs XIV. gegossene Glocke, die im Volksmunde Le gros bourdon, der große Brummer, heißt, hatte im Laufe der Zeit durch ihre Schwingungen den Glockenturm derart erschüttert, daß zu Ende der Vierziger Jahre unsres Jahrhunderts ein Neubau desselben erforderlich geworden war, worauf der Bourdon Ostern 1851 neu eingeweiht wurde. Derselbe hängt jetzt mittels eiserner Stangen an einem Balancier aus mächtigen Eichenbohlen, die durch schwere eiserne Bolzen verbunden sind. Der Balancier bewegt sich in eisernen Lagern, die ein gewaltiger Unterbau von Eichenbalken trägt, welcher wiederum auf dem Balkenwerk des Turmes ruht, jedoch so, daß das auf ihm lastende Gewicht nicht die Festigkeit der Mauern angreifen kann. Diese Anordnung ist eine Idee des berühmten Architekten Viollet-le-Duc, während der Glockengießer Baudet aus Le Mans die Vorrichtung zum Läuten erfunden hat. Dieselbe besteht im wesentlichen darin, daß der Balancier auf beiden Seiten mit eisernen Pedalen versehen ist, gegen welche die auf dem oberen Gebälke stehenden Männer ihre Füße stemmen. So genügen jetzt im ganzen acht Mann, um die Glocke zu läuten, während bei der ehemaligen Seilvorrichtung sechzehn dazu erforderlich waren.

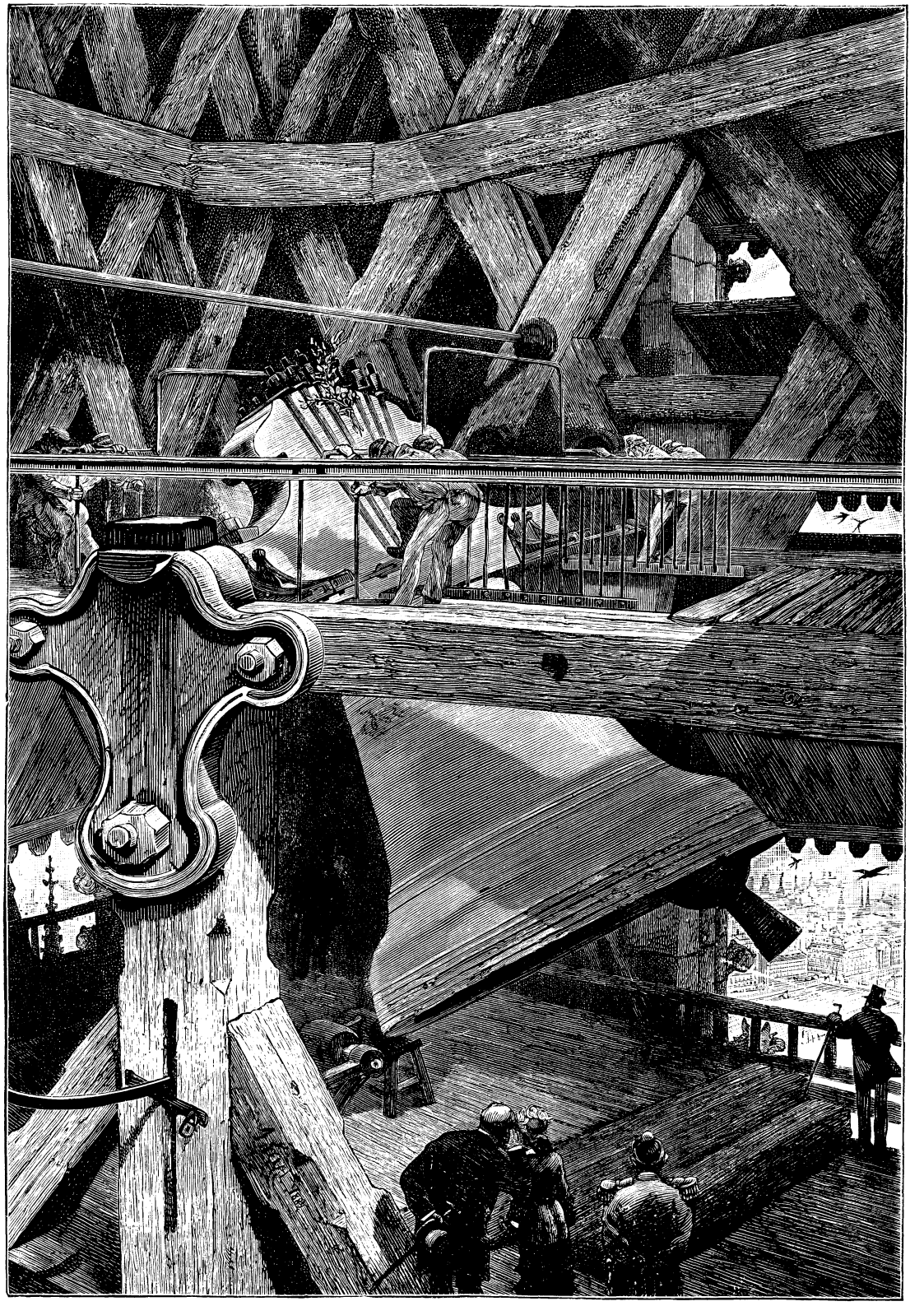
Der Buordon ist übrigens erst die viertgrößte der in Gebrauch befindlichen Glocken. Die 1711 aus eroberten türkischen Kanonen gegossene große Glocke im Stephansdom zu Wien wiegt 18400 kg, die 1563 zu Moskau gegossene 22000 kg, obenan steht aber die Kaiserglocke im Dom zu Köln, die aus 22 großen, im Kriege 1870—71 erbeuteten und von Kaiser Wilhelm I. geschenkten Kanonenrohren von Glockengießer Hamm in Frankenthal gegossen wurde und im dritten Geschoß des südwestlichen Turmes aufgehängt ist. Sie wiegt 27250 kg, der Klöppel 800 kg. Die senkrechte Höhe ist 4,40 m, der untere Durchmesser 3,50 m, der Umfang an dieser Stelle 10,85 m. Sie trägt die Inschrift:

„Die Kaiserglocke heiß' ich,
Des Kaisers Ehre preis' ich;
Auf heil'ger Warte steh' ich,
Dem Deutschen Reich erfleh' ich,
Daß Fried' und Ehr'
Ihm Gott bescher'."

Am Mitternacht.

Als ich noch Schüler des Gymnasiums zu Münster war, pflegte ich meine Herbstferien auf dem Landgute meiner Tante zu verbringen.

Dieses Landgut, im nördlichen Münsterlande gelegen, war ein richtiges Wasserkastell. Mit hohem steilem Dach und dicken runden Ecktürmen hob sich das Haus, ein altersgrauer ehrwürdiger Bau einer fernen Vergangenheit, aus blinkenden Wassergräben und Teichen, auf welchen hin und wieder die großen grünen Nierenblätter und die weißen Blumensterne der Nymphaea alba schwammen, umspielt von blauen und grünen Libellen. Ueber den Wasserspiegel schossen, mit scharfem Schrei sich verfolgend, muntere Schwalben, welche in den Fensterecken und unter den Gesimsen des alten Hauses ihre aus Lehm gemauerten Nester hatten. Zuweilen kräuselte ein Windstoß den Spiegel der Gewässer zu zahllosen kleinen Wellchen auf; aber bald sank alles wieder in die alte Ruhe und Schläfrigkeit zurück. Eine lange hölzerne Brücke, welche unter den Tritten der Wanderer gar seltsam widerhallte, führte über die Teiche und Gräben vor das Portal des Hauses, wo über der breiten mächtigen Hausthür aus dunkelbraunem Eichenholz mit Sandsteineinfassung ein steinerner Ritter mit einem Hündlein Wache hielt. Mußte übrigens kein grimmer Herr mehr sein, dieser Ritter, denn ein Spatz hatte sein Plunderneſt hoch oben in den wallenden Helmschmuck gebaut. Am Rande der Gräben und Teiche wiegte sich hohes blaugrünes Schilfrohr mit braunen Blütenfahnen schwermütig im Winde und flüsterte und wisperte, als erzählten sich die Halme von längst verklungenen Zeiten. Jenseits



Die große Glocke der Kathedrale von Notre Dame in Paris.

der Wassergräben, die hinter dem Schlößchen auch einen schönen Blumengarten umschlossen, spann das Heidekraut sein braunes Gewebe, das sich nur im August und September durch die Millionen und aber Millionen seiner Blütenglöckchen in einen herrlichen Purpurteppich verwandelte. Das Heideland ging allmählich in einen Kiefernwald über, der mit seinen blaugrünen Wipfeln die Aussicht schloß und die Welt vor dem einsamen Wasserkastell verschloß.

Ja, einsam und weltfremd lag das Wasserkastell inmitten der münsterländischen Heide, und um sich in dem alten, stillen Hause heimisch oder gar zufrieden zu fühlen, dazu bedurfte es der traurigen Erfahrungen, der herben Schicksalsschläge, wie sie über die gute Tante Rosalie gekommen waren. Ehemals hatte sie in großen, glänzenden Städten gelebt, als Gemahlin eines höheren Offiziers. Aber der geliebte Gatte war im Jahre 1864 den Heldentod auf den Düppeler Schanzen gestorben. Zwei Jahre später hatte der Krieg gegen Oesterreich die beiden ältesten Söhne, junge hoffnungsvolle Offiziere, dahingerafft, den einen durch einen Granatsplitter, den andern durch den Typhus. Da verließ die tiefgebeugte Witwe und Mutter, in düsteres Schwarz gehüllt, das sie nie mehr ablegte, mit ihren beiden jüngsten Kindern, einem Knaben und einem Mädchen, den Glanz und Lärm der Städte und zog hinaus auf die öde, stille Heide des Münsterlandes, in das altersgraue Wasserkastell, ihr Besitztum von der Mutter her, um dort der Erinnerung, der Erziehung ihrer beiden Kinder und dem Spenden von Wohlthaten an die armen Heidebewohner zu leben.

Als ich ein Knabe war, hatte ich nur wenig Verständnis für den Kummer der guten Tante, und ihr Haus erschien mir damals durchaus nicht öde und einsam. Im Gegenteil kam es mir vor wie ein Paradies, in welchem die Freuden der großen Ferien in üppigster Fülle mir blühten — ja blühten in den weiten, bilderreichen Sälen und den hallenden Korridoren, auf dem mächtigen, gerümpelvollen Söller und in dem reichbesetzten Taubenschlage, am schilfichten Ufer der tierwimmelnden Teiche und Gräben, im blumigen und früchtespendenden Garten, auf der weiten Heide, in den ewig säuselnden Kiefernwäldern. Diese Freuden wurden dadurch erst rechte Freuden, daß ich sie mit meinen beiden jungen Verwandten, dem vierzehnjährigen Johannes und der zwölfjährigen Maria teilte. Wir drei waren fast den ganzen Tag beisammen und, einige kleine Zänkereien abgerechnet, die aber rasch vorübergingen, vertrugen wir uns ganz vortrefflich.

Freilich fehlte in unserm Verkehr und Spielen nicht das vermittelnde Element, in der Gestalt des alten dicken Hausdieners Joseph. Von der Herrin des Hauses zu unsrer Aufsicht beordert, wußte Joseph durch seine gutmütigen Worte unsre kleinen Reibereien schnell zu dämpfen; bereitete ihm der eine oder andre Trotzkopf einmal Schwierigkeiten, so schlug er uns schnell eine neue Beschäftigung, ein neues Spiel vor, bei welchem Vorschlage wir sofort Feuer fingen — und den alten Hader vergaßen. Ich meine ihn noch heute vor mir zu sehen, den guten, alten Joseph: eine große, stattliche Figur von reichlicher Körperfülle; das Gesicht rund, rot, glatt, strahlend wie ein Vollmond; die Augen blau, die Gesichtsfarbe rosig (was einen angenehmen Gegensatz zu dem schneeweißen Halstuche bildete), das silbergraue Haar kurz geschoren; eine feuerrote Weste mit kleinen Goldknöpfen und ein kornblumenblauer Rock mit großen Goldknöpfen umhüllen seinen Oberkörper, während die Schenkel in schwarzen Sammethosen, die Waden in grauen Gamaschen stecken. So steht er vor mir — eine echte Kernfigur, ein Münsterländer der strammsten Sorte. Ueber das gutmütige Gesicht flog nur dann, wenn wir Kinder nach einem Zank uns nicht gleich wieder vertragen wollten, ein vorwurfsvoller Schatten; dann auch öffnete sich sein Mund zu dem landesüblichen Tadelswort: „Ei jaß! ei jaß!" Die echte Kernfigur, der stramme Münsterländer, der seiner Herrschaft auf das Treueste ergeben war, hatte nur eine Schwäche, die wir Kinder freilich nicht als solche erkannten, die von der Tante aber oftmals mit gutmütigem Spotte gerügt wurde. Joseph glaubte an Gespenster, an Vorbedeutungen und Spukgeschichten; ja, er war von diesem Aberglauben so völlig eingenommen, daß er täglich und überall was sah, was hörte, was erlebte, die übrigen Dienstboten mit seinen Erzählungen furchtsam machte und auch uns Kindern die schauerlichsten Geschichten in die Ohren hing. „Sie sind ein Thor, ein großer Thor mit Ihren Gespenstergeschichten," bemerkte meine Tante oftmals tadelnd; „Ihre Schwäche für diese Geschichten ist bei Ihrer Riesengestalt doppelt lächerlich, fühlen Sie das denn gar nicht, Joseph?" Bei solchen Vorwürfen richtete Joseph seine unschuldigen blauen Augen stumm gen Himmel, als wollte er damit andeuten: „Himmlische Gerechtigkeit, dich nehme ich zum Zeugen, ich weiß, was ich weiß."

In den Augen von uns Kindern war das, was die Tante eine Schwäche nannte, eine höchst anziehende Eigenschaft: Stundenlang konnten wir bei dem alten, treuen Diener in seinem stillen, runden Turmstübchen sitzen und seinen Erzählungen und geheimnisvollen Andeutungen von Gespenstern, Vorgeschichten, Ahnungen und so weiter lauschen. Namentlich des Abends, wenn mein Bäschen Maria mit einer Handarbeit im Wohnzimmer bei der Tante bleiben mußte, schlichen wir beiden Jungen, Vetter Johannes und ich, die dunkelbraune knarrende Stiege hinauf in das dämmerige Turmstübchen, wo in einem altertümlichen, mit Messingstiften beschlagenen Ledersessel Joseph, der Geisterseher von Waterburg (letzteres war der Name des Schlößchens), mit übergeschlagenen Gamaschenbeinen thronte und, eine silberne Schnupftabaksdose zwischen den Fingern drehend, seine gruseligen, rätselhaften, spannenden, haarsträubenden Geschichten zum besten gab, während der Herbstwind die dürren Blätter raschelnd gegen die kleinen, in Blei gefaßten Fensterscheiben jagte und die alte rostige Wetterfahne auf der Spitze des Turmes kreischend herumwarf. In den alten Schränken und Truhen, welche das Stübchen zierten, bohrte der Holzwurm, aber sein Pochen bedeutete unserm abergläubischen Freunde „die Totenuhr". Ab und zu knackte eins der alten Möbel in seinen Fugen, so daß wir Jungen erschreckt zusammenfuhren, worauf der Alte mit geheimnisvoller Stimme bemerkte: „Das Knacken der Möbel bedeutet, daß der Bewohner des Stübchens bald von hinnen scheiden muß." Draußen flatterte plötzlich, vom Schein der Lampe angezogen, ein Käuzchen gegen die Scheiben, schmiegte sich in die tiefe Fensternische und rief sein „Kuitt, kuitt!" in den düstern Abend hinaus. „Komm mit, komm mit!" deutete Joseph den Ruf des Vogels und nach minutenlangem Schweigen setzte er hinzu: „Ja, ich werde bald kommen!" Dann that er einen tiefen Seufzer, hierauf nahm er eine volle Prise aus seiner silbernen

Dose und dann erzählte er uns beiden aufhorchenden Knaben, die wir auf einer altertümlichen reichgeschnitzten Truhe zu seinen Füßen hockten, folgendes:

„Schon im letzten Winter hat mir unser Herrgott, dessen Wille geschehe, ein deutliches Vorzeichen meines baldigen Endes geschickt. Es war im Dezember, in den sogenannten heiligen Nächten, die dem Weihnachtsfeste vorangehen. Unsre liebe gnädige Frau lag krank danieder und in einer Nacht verschlimmerte sich ihr Zustand so, daß mir Anna, das Stuben- und Aufwartemädchen der Gnädigen, auftrug, sofort den Doktor aus dem nahen Dorfe zu holen. Selbstverständlich machte ich mich, in meinen blauen Tuchmantel gehüllt, sogleich auf den Weg. Es war bitter kalt: der Schnee bedeckte wie ein weißes Leichentuch die schweigende Landschaft, die taghell vom Glanze des Mondes beleuchtet war. Die Tannen standen düster wie Trauerfahnen am Wege, und es war mir, als ich bedachte, zu welch traurigem Zwecke ich hier einsam wandelte, recht betrübt ums Herz. Kein Laut war ringsum zu hören, kein lebendes Wesen zu sehen; selbst die Hunde der Heidebauern mußten sich tief in ihre mit Heidekraut gefüllten Bretterhüttchen zurückgezogen haben, denn nirgendwo ertönte ein Hundegebell, das doch sonst zu den Stimmen der Nacht gehören will. Plötzlich zitterten die Schläge der Turmuhr unsres Schlosses durch die nächtliche Stille: zwölf Schläge, also Mitternacht; und gleich darauf antworteten diesen zwölf Schlägen die zwölf vom Kirchturm des Dörfchens. ‚Alle guten Geister loben ihren Meister,‘ sprach ich, eingedenk der Geisterstunde vor mich hin und bekreuzte mich.

„Während ich nun in dem tiefen Schnee dahinstapfe und den langen Tannengang hinaufblicke, sehe ich plötzlich quer über den Weg und dicht im weißen Schnee einen langen, dunklen Gegenstand. ‚Was mag das sein?‘ frage ich mich. ‚Ein liegender Mensch, ein liegendes Tier kann es doch wohl nicht sein, denn die Linien sind zu scharf und gerade; dazu verhält sich das Ding so regungslos, so starr, wie nur ein toter Gegenstand es thun kann. Aber einen Gegenstand von dieser Größe und Länge verliert doch nicht leicht ein Mensch — etwa ein Bauer von seinem Karren. Die Erscheinung hat was zu bedeuten . . .‘ Behutsam, doch innerlich gefaßt, da ich mich in den Schutz des Himmels stellte, schritt ich näher. Der Gegenstand wuchs allmählich vor meinen Augen, nahm Form und Farbe an. ‚Großer Gott, sollte es ein — Sarg sein? Aber woher sollte ein Sarg in diesen einsamen Baumgang kommen? Joseph, deine Sinne täuschen dich — ruf die heiligen Namen an und geh beherzt weiter!‘ Dieses zu mir selber sprechend nnd die heiligen Namen Jesus, Maria, Joseph murmelnd, schritt ich näher. Das Mondlicht beleuchtete einen blanken Gegenstand an der Längsseite des rätselhaften Dinges. Was? Ein metallener Sarggriff? Da, weiter nach rechts, noch etwas metallisch Schimmerndes — und noch weiter abermals etwas Blankes im bleichen Mondenstrahle — — — drei Sarggriffe! Ich fühlte, wie die Haare unter meiner Kappe sich sträubten. Zu meiner Rechten, zu meiner Linken blickte ich in die stumme Landschaft, ob nicht ein Mensch in der Nähe sei, der mir dieses Rätsel lösen könnte. Alles still, alles einsam. ‚Alle guten Geister loben ihren Meister.‘ Wieder that ich ein paar Schritte näher — o Gott! — jetzt erblickte ich deutlich ein weißes Kreuz auf dem Deckel des Sarges. Ja, ein Sarg war es, ein Sarg für einen erwachsenen Menschen, daran war nicht mehr zu zweifeln. Quer über den Weg stand der schwarze Sarg mit dem weißen Kreuze und den blinkenden Metallgriffen, tief im Schnee. Und ringsum alles still wie der Tod. Welch ein Rätsel! ‚Eine Vorgeschichte ist's,‘ schoß es mir plötzlich durch den Kopf; ‚die arme gnädige Frau im Schlosse wird sterben!‘ Ich wollte untrügliche Gewißheit haben, ob der Sarg nicht doch ein Hirngespinst von mir sei — eine Sinnestäuschung, wie die gelehrten Leute das nennen. Deshalb trat ich fest auf den Gegenstand zu und stieß mit der Spitze meines Stiefels daran: es gab einen hohlen Klang, wie von Brettern! Der Gegenstand war also wirklich da — und noch einmal überzeugte ich mich durch Besehen und Betasten, daß es ein Sarg sei — — dann lief ich, so rasch als meine steifen Beine mich tragen wollten, ins Dorf, vor das Haus des Doktors.

„Der Doktor war glücklicherweise zu Hause, wenn auch bereits im Bette. Er kleidete sich an, steckte einige Arzneien zu sich und war sofort bereit, mit mir zum Schlosse zu gehen. Die Aufregung, in der ich mich begreiflicherweise wegen der erlebten Vorgeschichte befand, schob der gute Herr auf meine Teilnahme an der Krankheit der lieben gnädigen Frau und er suchte mich dieserhalb zu beruhigen. ‚Ach nein, Herr Doktor, das ist es augenblicklich nicht, was mich so aufregt,‘ entgegnete ich, und nun erzählte ich ihm mein geheimnisvolles Begegnis. Der Doktor wollte natürlich nicht daran glauben und sprach von Sinnestäuschungen. Anfangs widersprach ich gewaltig; als wir aber an die Stelle kamen, wo ich vorhin den Sarg erblickt hatte, und als nun alles verschwunden war, da mußte ich wohl den Mund halten — ich konnte keinen Beweis für die Wahrheit meiner Vorgeschichte erbringen.“

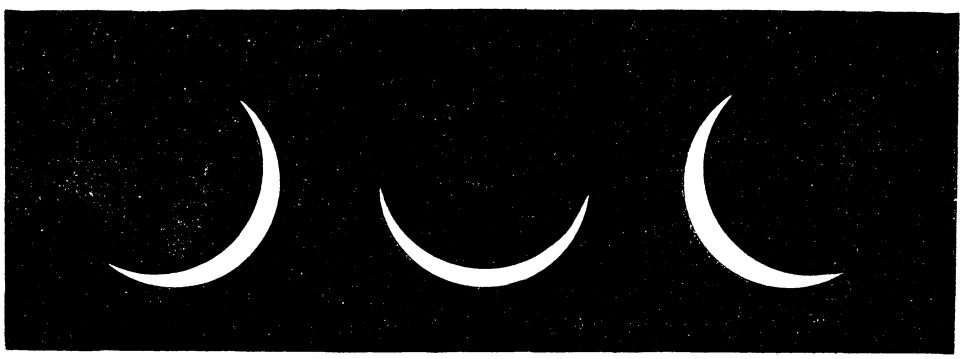
„Und war es denn wirklich und wahrhaftig ein rechter Sarg gewesen?“ fragte mein Vetter Johannes mit beklommener Stimme.

Joseph zuckte die Achseln und spreizte beide Hände ein wenig in die Höhe, als wollte er damit andeuten: „Ich sage nicht ja und ich sage nicht nein; es gibt gewisse Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen sich unsre Schulweisheit nichts träumen läßt.“

Die Post bei den alten Römern.

Wie sich bei den Medern und Persern der Postdienst auf den Kurierdienst zu Pferde beschränkte, so blieb es auch noch lange Zeit im Römischen Reich. Im Anfang war dieser Dienst ungemein schwierig, da die Wege schlecht und nur wenige Poststationen (vom lateinischen posita statio) vorhanden waren. Diese mußten natürlich bald vermehrt werden. Auch reichte mit der Zeit ein Pferd für den Kourier nicht mehr aus. Es mußte ein zweites, das den Mantelsack tragen mußte, beigegeben werden. Auf demselben ritt ein Unterbeamter, der nach erfolgtem Wechsel auf der nächsten Station, die Pferde nach der Ausgangsstation wieder zurückbringen mußte. Kaiser Augustus begann Wagen zum Postdienst einzuführen, baute demgemäß auch das Straßennetz weiter aus, um mittels der neuen Einrichtung eine möglichst rasche und vollständige Verbindung mit allen Teilen des weiten Römischen Reiches herzustellen. Die römischen Posteinrichtungen dienten lange Zeit ausschließlich militärischen und politischen Zwecken, erst allmählich wurde auch dem Publikum der Postdienst eingeräumt, wenn auch nur in beschränkter Weise, da die andern Zwecke stets die Hauptsache blieben. Allmählich

wurde eine Anzahl Haupt- und Nebenstationen (Mansionen, von maneo, ich bleibe, verweile, und Mutationen, von mutare, umwechseln) eingerichtet. Die Hauptstationen in den Provinzen waren häufig mit Befestigungen versehen. Sie boten Gelegenheit zum Uebernachten. In dichtbewohnten Gegenden befanden sich auch noch Herbergen dabei. Zwischen je zwei Mansionen befanden sich sechs bis acht Mutationen, deren Entfernung voneinander, je nach der dichteren oder dünneren Bevölkerung, $2\frac{1}{2}$ bis $4\frac{1}{2}$ Stunden betrug. In der Regel wurden auf jeder Mutation die Pferde gewechselt. Die Geschwindigkeit der Reise belief sich auf eine Meile (7,5 km) in der Stunde. Nachts wurde gerastet. Der gewöhnliche Postwagen war die vierräderige Rheda. Daneben gab es auch noch größere Wagen, teils für das Gepäck, teils, wenn die Rheda nicht ausreichte, für die Reisenden. Sie waren, je nach Umständen, mit zwei oder vier Pferden bespannt, beziehungsweise mit der doppelten Zahl Maultieren. Ein leichterer Postwagen, Carrus (Karre), befand sich auf allen Stationen, sei es als Beiwagen, sei es zum Transport von Postsendungen, in späteren Zeiten auch von Kaufmannsgütern. Ein andrer, ebenfalls leichterer Postwagen, war die Birota, doch diente er nur zur Personenbeförderung, allenfalls mit leichtem Gepäck. Auf den Hauptstationen befanden sich ungefähr 40 Zugtiere, auf den Nebenstationen entsprechend weniger. Alljährlich mußte der vierte Teil der Zugtiere auf jeder Station erneuert werden. Die Tiere mußten in der vorgeschriebenen Zahl stets vorhanden, beziehungsweise im Dienste sein und durften zu andern Zwecken nicht verwendet werden. An der Spitze des ganzen römischen Postwesens stand, seiner vorwiegend militärischen Bestimmung entsprechend, der Befehlshaber des Gardecorps (Praefectus praetorio). Derselbe stellte die Reisepässe aus, machte Inspektionsreisen, oder ließ solche machen und erstattete dem Kaiser Bericht über seine Wahrnehmungen. Zu Stationsvorstehern wurden ehemalige verdiente Militärs angestellt. Sie führten ihr Amt fünf Jahre. Ihnen lag es ob, die Personenausweise zu prüfen, dafür Sorge zu tragen, daß die Zugtiere in gutem Stand blieben, daß die Unterbeamten und Pferdeknechte Verpflegung und Kleidung erhielten und ihrem Dienst pünktlich oblagen, insbesondere die Zugtiere von den Wechselstationen rechtzeitig zurückbrachten. Sie durften sich zum Zwecke von Inspektionen einiger Kurierpferde bedienen. Außer den Beamten der Stationen gab es auch Ambulante, die sogenannten Prosekutoren, welche kaiserliche Transporte zu je zwei bis drei zu Wagen zu begleiten hatten, also eine Art Bedeckung. Auf je drei Zugtiere kam ein Mann, der für dieselben in jeder Hinsicht verantwortlich war. Trinkgelder von den Reisenden anzunehmen war untersagt. Auf größeren Stationen befand sich auch ein Tierarzt und ein Wagenmeister, beide für einen gewissen Bezirk. Der Wagenmeister hatte auch für die erforderlichen Ausbesserungen zu sorgen.



Mondphasen. Fig 1.

Der Himmel unsrer Kolonien.

Der Machtbezirk des Deutschen Reiches ist nicht allein auf das engere Vaterland im Herzen Europas beschränkt, auch tief unten im Süden gibt es große Länderstriche, wo die schwarz-weiß-rote Fahne weht, und auf der südlichen Halbkugel haben auch wir jetzt ein Wörtchen mitzureden. Nun sieht es freilich in diesen Teilen des Reiches ganz anders aus, als in der deutschen Heimat und es ist noch immer fraglich, ob in einigen unsrer neuen Kolonien Europäer dauernd leben können.

Viel Interessantes und Neues wird der gelegentlich dahin Reisende sehen können, andre Menschen mit fremden Sitten und Gebräuchen, Tiere, die wir hier nur in den zoologischen Gärten finden, seltsame Pflanzen, welche bei uns kaum in den Warmhäusern gedeihen, andre Berge und Gewässer und auch einen andern Himmel, — und mit diesem letzteren wollen wir uns hier ein wenig beschäftigen.

Wenn wir anfangs dieser Zeilen sagten: tief unten im Süden, so war dies nicht vollkommen richtig, denn im Weltraum und auf der Erde als Ganzem gibt es kein Oben und kein Unten. Anscheinend rund wölbt sich der Himmel über unserm Horizonte, wie über dem des Neuseeländers, aber was wir oben nennen, bezeichnet dieser mit unten. Daß unser Schulglobus, welcher die Erde darstellt, den Nordpol oben hat, ist rein zufällig. Stände dieser unten und der Südpol oben, so wäre der Globus ebenso richtig, nur würde er uns ungewohnt vorkommen.

Einen solchen Globus hatte vor Jahren jemand angefertigt und dem Kaiser von Brasilien geschenkt, wahrscheinlich in dem Glauben, daß dieser als Herrscher eines südlichen Reiches große Freude hätte, wenn er sein Land jetzt auf der oberen Hälfte liegend finden würde. Die Freude Dom Pedros soll aber nicht sehr groß gewesen sein, und auch auf den brasilianischen Karten und Globen zeigen die spitzen Ausläufer der südlichen Erdteile nach wie vor nach unten.

Wenn nun auch der Himmel sich gleichmäßig über beiden Erdhälften wölbt, so ist doch der Anblick der gewöhnlichen Himmelserscheinungen auf beiden verschieden, und auch der Laie, welcher eine Reise von Norden nach Süden macht, findet sehr bald, daß sich nach und nach manches verändert, was er früher als unveränderlich angenommen hatte. Zuletzt läuft die Sonne sogar in verkehrter Richtung, der Mond hat in den verschiedenen Phasen eine andre Form als zu Hause, Sterne, die er allabendlich zu sehen gewohnt war, sind verschwunden und neue Sternbilder, die er früher nie erblickt hatte, sind an ihre Stelle getreten.

Wir wollen jetzt einmal in Gedanken

eine solche Reise machen und zwar um ganz Afrika herum; wir schiffen uns in Hamburg ein, fahren südwärts nach Kamerun und Lüderitzland und weiter um das Kap herum; dann wieder nordwärts nach Sansibar und von da nach Hause. Dabei wollen wir die Himmelskörper beobachten und sehen, welche Veränderungen gegen unsre bisherigen Erfahrungen uns auffallen.

Haben wir die Nordsee und den englischen Kanal glücklich passiert und im Atlantischen Ocean den südlichen Kurs eingeschlagen, so empfinden wir gar bald, daß die Temperatur höher wird und wir mit jedem Tage in einen wärmeren Himmelsstrich kommen. Die Sonne, deren höchsten Standpunkt wir zu Hause genau kennen, und von der wir wissen, daß sie ein gewisses Beet unsres mit Mauern umgebenen Gärtchens nie erreicht, die Sonne, die wir des Mittags immer nur in mäßiger Höhe am südlichen Himmel gesehen haben, erhebt sich täglich höher und höher, und wenn wir erst den Wendekreis des Krebses überschritten haben, dann genießen wir an einem schönen Tage das seltene Schauspiel, die Sonne um zwölf Uhr mittags genau senkrecht über uns zu sehen, und wir sind alle Peter Schlemihls ohne Schatten. Jeder Punkt innerhalb der Wendekreise hat zweimal im Jahre einen schattenlosen Mittag, so z. B. Kamerun am 1. April und am 12. September.

Das Kreuz. Fig. 3.

Setzen wir unsre Reise nach Süden fort, so finden wir nach einigen Tagen, daß die Sonne wieder tiefer steht, aber nicht mehr gegen Süden, sondern am nördlichen Himmel, und je weiter wir nach Süden kommen, desto weniger hoch erhebt sie sich mittags.

Zu Hause waren wir gewohnt, die Sonne in schräger Richtung im Osten aufgehen und ihren Weg am südlichen Himmel bis zu ihrem Untergang im Westen immer nach rechts wandernd fortsetzen zu sehen. Auf unsrer Reise aber finden wir, daß der Winkel, den die Richtung der Sonne beim Aufgehen mit dem Horizonte macht, immer größer wird und sind wir am Aequator angelangt, dann steigt die Sonne morgens im Osten senkrecht in die Höhe und versinkt abends wieder im Westen in senkrechter Richtung. Kommen wir aber noch weiter, etwa bis nach Lüderitzland, so finden wir, daß die Richtung der Sonne gar eine andre geworden ist: sie steigt im Osten nach der linken Seite in die Höhe und verfolgt ihren Weg am nördlichen Himmel, immer nach links wandernd, genau in entgegengesetzter Richtung wie in der Heimat.

Als einst im Altertum phönizische Seefahrer bei einer ihrer kühnen ausgedehnten Entdeckungsreisen dieselbe Erscheinung beobachtet hatten und nach ihrer Rückkehr davon erzählten, wurden sie ausgelacht und Lügner gescholten, weil man es für durchaus unmöglich hielt, daß man die Sonne je am nördlichen Himmel sehen könne. Heute, wo wir wissen, daß es auf der südlichen Halbkugel nicht anders sein kann, bürgt uns ihre Erzählung dafür, daß sie in der That so weit nach Süden vorgedrungen waren.

Der große Bär. Fig. 2.

Wenn wir unsre Reise Anfang Juni begonnen haben, dann waren bei der Abreise in Hamburg die Tage schon ziemlich lang gewesen, und wir mußten erwarten, daß dieselben bis zum 22. Juni noch immer wachsen würden. Das ist nun aber durchaus nicht der Fall, im Gegenteil, die Tage werden kürzer und kürzer, und wenn wir in der Gegend von Kamerun angekommen sind, dann geht die Sonne schon um sechs Uhr unter und erst um sechs Uhr wieder auf. So ist es dort mit geringen Schwankungen das ganze Jahr hindurch, die Abwechselung von langen Tagen in einer Hälfte des Jahres und kurzen in der andern Hälfte kennen unsre neuen Landsleute nicht.

Auch die lange Dämmerung des Nordens ist mehr zusammengeschrumpft, beinahe unvermittelt stehen in den Tropen Tag und Nacht nebeneinander, kaum mehr als eine Viertelstunde nach Sonnenuntergang bricht die Nacht an. Während die Sonne in den höheren Breiten in schräger Richtung unter den Horizont sinkt und sich daher nur langsam von diesem entfernt, geht sie am Aequator senkrecht unter und ist schon nach kurzer Zeit so tief, daß die Dämmerung vorüber ist und Dunkelheit eintritt.

Aehnliche Bewegungserscheinungen wie die Sonne zeigt auch der Mond nach und nach bei unsrer Reise, aber noch ein andrer Umstand fällt uns an ihm auf. Wenn der Mond bei uns am Abnehmen ist, dann zeigt er die Gestalt eines lateinischen C, und die entgegengesetzte Form, den gebogenen Teil eines lateinischen D, beim Zunehmen. Wir haben in der Schule gelernt: Wenn der Mond aussieht wie der erste Strich eines geschriebenen deutschen A, dann nimmt er ab, und sieht er aus wie der erste Strich eines geschriebenen deutschen Z, dann nimmt er zu. Die alten Römer, die den Mond sahen, wie wir ihn auch in Deutschland sehen, nannten ihn einen Lügner, weil er ein C zeigt, wenn er decrescens (abnehmend) und ein D, wenn er crescens (wachsend) ist, und somit gerade das Gegenteil seiner Veränderung anzeigt. Haben wir den Aequator überschritten, so daß der Mond im Norden kulminiert, dann finden wir, daß er beim Ab- und Zunehmen die entgegengesetzten Formen zeigt, als zu Hause, die lateinischen Bezeichnungen stimmen jetzt mit der Wirklichkeit überein und er lügt nun auf deutsch.

Unter dem Aequator selbst, wo alle Gestirne senkrecht auf und unter gehen, sehen wir die schmale Sichel des neuen Mondes, die kurz nach der Sonne untergeht, horizontal liegen, wie eine Schüssel, ebenso sehen wir vor Sonnenaufgang die Sichel des abnehmenden Mondes. (Siehe Figur 1.)

Jeder kennt den Großen Bären oder den Wagen, den wir jahraus jahrein an unserm nächtlichen Himmel erblicken und welcher in unsern Breiten nie untergeht. Auch den Polarstern kennen die meisten; man findet ihn, wenn man die beiden Hinterräder des Wagens miteinander verbindet und diese Linie verlängert. Man trifft dann einen alleinstehenden ziemlich hellen Stern, ungefähr so weit vom Wagen entfernt, als dieser mit der Deichsel lang ist. (Fig. 2.) Dieser Stern bezeichnet den Nordpol der Himmelskugel, er steht immer unverändert an derselben Stelle, alle andern Sterne beschreiben Kreise um ihn, er allein bewegt sich nicht.

Während unsrer Reise sehen wir, daß dieser feste Stern allmählich tiefer herabsinkt und daß der Große Bär bei seiner täglichen Bahn den Horizont erreicht und teilweise darunter versinkt. Schließlich kommen wir so weit, daß der Polarstern ganz verschwunden ist, er steht am Hori-

zonte und wir können ihn nicht mehr sehen. Ist dies der Fall, so wissen wir, daß wir am Aequator angelangt sind. Hier sind alle Sterne zwölf Stunden über und zwölf Stunden unter dem Horizonte, und der Große Bär ist nicht mehr fortwährend sichtbar. Erscheint er aber über dem Horizonte, so steht er dicht darüber, der Glanz seiner Sterne ist verblaßt, da der irdische Dunstkreis das Licht derselben schwächt. Seine Größe aber scheint gewaltig gewachsen, er erscheint bei weitem ausgedehnter, als wenn er hoch oben am Himmel steht und wer ihn nach längerem Aufenthalt im Süden zum erstenmal wieder am Horizonte auftauchen sieht, erkennt den alten Freund kaum wieder.

Dieses scheinbare Wachsen der Himmelskörper, je tiefer sie herabsinken, kann man auch in der Heimat am Monde sehen. Geht der volle Mond eben auf, so kommt er uns bedeutend größer vor, als wenn er oben am Himmel durch die Wolken zieht.

In dem Maße, als der Polarstern auf unsrer Reise herabgesunken ist, sind andre Sterne am südlichen Himmel aufgetaucht, die in den nördlichen Breiten nie gesehen werden. Auch das Wahrzeichen des südlichen Sternenhimmels, das Kreuz, ist eines Abends tief am Horizonte zu sehen, aber wir sind etwas enttäuscht, denn es hat durchaus nicht den Glanz, den wir nach andern Beschreibungen erwartet hatten. Das rührt aber ebenfalls daher, daß es noch zu nahe am dunstigen Horizonte steht und wenn wir es erst beim Lüderitzland hoch über unsern Häuptern erblicken, dann werden wir uns an seinem Glanze erfreuen und denen beipflichten, die es für das schönste Sternbild des Himmels halten. (Fig. 3.)

In der Nähe des Aequators sieht man die Sterne beider Hemisphären, und wenn dereinst auf dem Götterberge im Kamerunlande eine Sternwarte errichtet sein wird, dann ist uns dort der ganze Himmel aufgeschlossen.

Je weiter wir uns aber wieder vom Aequator entfernen, desto mehr Sternbilder des nördlichen Himmels gehen uns verloren und es kommt bald eine Nacht, in welcher der Große Bär nicht mehr sichtbar wird, und auch Kassiopeja, das große lateinische W verschwunden ist. Dafür ist das südliche Kreuz immer höher gekommen, und deutlich erkennt man in seiner Nähe die Kohlensäcke, ein paar dunkle, ganz sternleere Stellen in der hellglänzenden Milchstraße. Außer dem Kreuz ist der südliche Himmel arm an auffallenden Sternbildern; diejenigen des Tierkreises sind beiden Hemisphären gemeinschaftlich, nur stehen sie im Süden in umgekehrter Richtung als im Norden, gerade wie der Mond, der ja auch, wie wir gesehen, sozusagen auf dem Kopfe steht.

Wir fahren jetzt um das Kap der guten Hoffnung herum, dann lenken wir unsern Kurs wieder nordwärts, wir erreichen bald unsre ostafrikanischen Schutzbefohlenen bei Sansibar, wo ungefähr dieselben astronomischen Verhältnisse sind wie in Kamerun, dann überschreiten wir zum zweitenmal den Aequator, der Nordpolarstern taucht wieder auf und mit ihm die andern bekannten Sternbilder der Heimat. Wir durchfahren das Rote Meer, und nachdem wir den Kanal von Suez passiert, sind wir wieder in europäischen Gewässern. Jetzt geht es durch das Mittelländische Meer, durch die Straße von Gibraltar treten wir in den Atlantischen Ocean, bald haben wir das Biscayische Meer durchfurcht, dann den englischen Kanal und nach kurzer Zeit begrüßen wir wieder Hamburg, den Ausgangspunkt unsrer hiermit glücklich beendeten astronomischen Reise.

Mathematische Trugschlüsse.

XIX.

Bei der Division $1:(1+x)$ bleibt ein Restglied. Füge ich dasselbe den entwickelten Gliedern hinzu, so kommt eine richtige Gleichung heraus, z. B.

$$\frac{1}{1+x} = 1 - x + x^2 - x^3 + x^4 - \frac{x^5}{1+x}$$

oder

$$\frac{1}{3} = 1 - 2 + 4 - 8 + 16 - \frac{32}{3}.$$

Zum Schlusse will ich euch beweisen, daß ein Schachbrett nicht nur 64, sondern unter Umständen auch 65 Felder hat, oder,

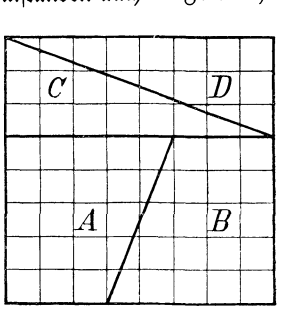


Fig. 1

wenn ihr wollt, daß $64 = 65$ ist. Zu dem Zwecke wollen wir uns auf starkem Papier ein Schachbrett zeichnen und es durch die in der vorstehenden Figur dick angegebenen Striche in vier Stücke A, B, C, D zerteilen.

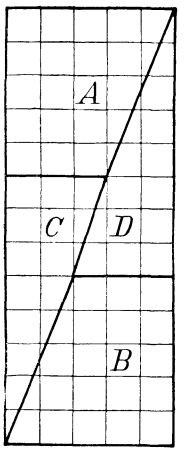


Fig. 2

Darauf wollen wir die Stücke in nebenstehender Weise wieder zusammensetzen: Ihr seht also, daß sich auf diese Weise ein Rechteck mit den Seiten 5 und 13 ergibt, dies hat aber 65 Felder. Mithin ist $64 = 65$.

Dechiffrieraufgabe.

15d s5l12ks 25bg 5mc v2qc2s rs1qh
5mc 123c2s v23bg2 g8kk2m
c1rr 25q2 fk32c2q r3bg l3s l1qh
l3s zk5s c32 1c2qm d8kk2m
c32 v1gqg23s r5bgs 5mc 2gqs c1rq 2bgs
5mc k32zs c1r rbg7m 5mc f5s2
5mc m2mms c1r rbgk2bgs2 4dd2m rbgk2bgs
l3s 5mf2z25fs21 l5s2
g6mfs 25q2 g2qx2m m3bgs 1m s1mc
l1f 2q 15bg k4bh2mc fk23rr2m
c2mm 16mm2q zq15bgs c1r t1s2q- k1mc
c32 rs1qh 5mc d2rs v32 23r2m.

Palindromaufgabe.

1. Diva, 2. Ella, 3. Kilo, 4. Leba, 5. Leda, 6. Lese, 7. Lette, 8. Necho, 9. Nola, 10. Nora, 11. Oder, 12. Ossa, 13. Rede, 14. Relief, 15. Roger, 16. Tara, 17. Seil.

Jedes dieser Wörter soll dadurch in ein andres verwandelt werden, daß man es umkehrt und dann einen Anfangsbuchstaben ergänzt; z. B. Rede = Zeder, Hero = Horen.

Bei jedem Worte muß ein andrer Konsonant ergänzt werden, so daß diese sämtlich zur Verwendung kommen.

Buchstabenscherzrätsel.

Mit F ist es ein geiz'ger Thor,
Auch kommt es unterm Biere vor;
Mit M dem Tiere unentbehrlich,
Jedoch mit Brand auch oft gefährlich:
Mit P dient ihm der grüne Wald,
Der Käse auch als Aufenthalt.

Auflösung des Rätsels in Nr. 48.

„Knappe."

Auflösung des Wechselrätsels in Nr. 48.

„Kars, Mars."

Vom Juliuslöser.

Nur die Numismatiker unter den Kameraden dürften wissen, was ein Juliuslöser ist. Als in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts die Silberbergwerke des Harzes noch reichere Ausbeute lieferten, ließ Herzog Julius von Braunschweig Silbermünzen prägen von bisher unerhörter Größe, welche, je nach ihrem Gewicht, den Wert von $2\frac{1}{2}$, 3, 5, 8 und gar 10 Speziesthalern darstellten, und verordnete, daß jeder Hausbesitzer, je nach Stand und Vermögen, eine oder mehrere dieser mächtigen Silbermünzen einlösen sollte, woher denn der Name Löser. Diese Löser mußten auf Verlangen den Steuerbeamten jederzeit vorgezeigt werden, damit der Herzog wisse, wieviel bares Geld im Falle der Not im Lande eingefordert und zu geringeren Münzsorten umgeprägt werden könnte. Die echten Juliuslöser sind gegenwärtig sehr selten geworden, weil sie wegen ihrer unhandlichen Größe meist eingeschmolzen wurden. Von Münzliebhabern werden sie wegen ihres überaus merkwürdigen Gepräges, das außer dem Bilde und Wappen des Herzogs Julius noch die sieben Planeten, die zwölf Zeichen des Tierkreises und mehrere Sinnsprüche in deutscher und lateinischer Sprache aufweist, gesucht und hochgeschätzt. Die große Reimannsche Münzsammlung, deren zweite Abteilung zu Frankfurt am Main versteigert wurde, enthielt vier solcher Juliuslöser, nämlich zu 10, 8, 5 und $2\frac{1}{2}$ Speziesthalern Wert und es erzielten diese in der stattgehabten Versteigerung die Preise von 550, 240 und 215 Mark.

Das Vermächtnis des Inka.

Von Karl May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers“, „Geist der Llano estakata“, „Kong Kheon, das Ehrenwort“, „Die Sklavenkarawane“, „Der Schatz im Silbersee“ u. a.

(Fortsetzung.)

Dies abzuwarten, haben wir genugsam Zeit. Es gilt zunächst, zu erfahren, ob die Mojosindianer, welche mit dem Gambusino kommen werden, mit dir verfeindet oder befreundet sind. Im ersteren Falle wird es wohl nicht ohne Kampf abgehen; sind sie aber im guten bekannt mit dir, so hoffe ich, daß du sie bewegen kannst, zu uns überzugehen. Erst dann, wenn das entschieden ist, können wir uns einen bestimmten Plan bilden. Fürs erste kannst du, wenn wir uns ein wenig ausgeruht haben, die andern nach dem Bergloche führen; ich bleibe mit Haukaropora und Martin, die mit in die Höhle sollen, hier, um deine Rückkehr zu erwarten.“

Es läßt sich denken, daß auch die andern Mitglieder der Gesellschaft sich außerordentlich gern an der Aufsuchung des Schatzes beteiligt hätten, doch sprachen sie diesen Wunsch nicht aus, sondern fügten sich in die getroffene Anordnung und ritten nach einer Weile unter der Anführung des alten Anciano fort, um den verborgenen Wasser- und Weideplatz aufzusuchen. Der Vater Jaguar sah ihnen nach, bis sie verschwunden waren und wendete sich dann an Haukaropora, welcher mit Anton Engelhardt am Rande der Schlucht saß und nachdenklich in dieselbe hinabblickte: „Getraust du dir, den Stollen zu finden, ohne daß Anciano dir die Stelle zeigt?“

„Nein,“ antwortete der Sohn des Inka. „Mein Vater hat den Eingang jedenfalls so unkenntlich gemacht, daß ihn kein Mensch entdecken kann.“

„Wollen einmal sehen. Nun ich weiß, daß in der Schlucht etwas verborgen ist, halte ich es nicht für unmöglich, die Stelle zu finden. Ich werde es versuchen und jetzt hinabsteigen. Bleibt indessen hier! Es steht zwar nicht zu erwarten, daß jemand kommen wird, aber ihr dürft doch immerhin die

. . . Als er mit den Füßen den Boden desselben erreicht hatte, konnte er mit den ausgestreckten Händen den obern Rand erfassen. . . .

Augen offen halten. Ihr könnt von hier aus die Gegend übersehen. Solltet ihr die Annäherung eines Menschen bemerken, so ruft ihr mich; ich werde eure Stimme hören."

Er stieg mit gewandten Schritten die steile Felsenböschung hinab. Sie folgten ihm mit ihren Blicken, bis er unten angekommen war, und dann meinte Hauka, indem er verneinend den Kopf schüttelte:

„Er findet den Ort nicht. Er ist ein berühmter Mann, berühmter als alle, die ich kenne, aber die Stelle wird selbst für ihn unkenntlich sein."

„Hast du nicht sein Lächeln gesehen, als du dies behauptetest?" fragte Anton. „Er scheint überzeugt zu sein, daß er die Höhle entdeckt, und ich glaube, daß dies wirklich geschieht. Heute wirst du reich werden, sehr reich, jedenfalls noch viel reicher, wie ich bin oder vielmehr wie mein Vater ist. Haben deine Vorfahren denn wirklich so viel Gold und Silber gehabt, wie erzählt wird und wie man in den Büchern liest?"

„Nicht nur so viel, sondern noch viel, viel mehr. Damals, als die Inkas von den Spaniern überfallen und ausgeraubt wurden, haben viele, viele Reiche des Landes ihre Kostbarkeiten vergraben oder in andrer Weise versteckt, und nach ihrem Tode hat niemand gewußt, wo es verborgen ist. So liegen nun Millionen und aber Millionen in der Erde versteckt, welche keinem Menschen — — Schaden bringen können."

„Schaden? Wolltest du nicht Nutzen sagen?"

„Nein, sondern Schaden. Die großen Reichtümer meines Volkes sind schuld, daß es untergegangen ist. Wäre es arm gewesen, so hätten die Spanier, als sie nach Peru kamen, sich entfernt, ohne wiederzukommen. Weißt du, wie der unglücklichste aller meiner Ahnen betrogen worden ist?"

„Nein."

„Als er gefangen war, wurde er in einen großen, weiten Saal gebracht, und Pizarro, der Eroberer, zog mit der Spitze seines Schwertes, so hoch er reichen konnte, einen Strich um die vier Wände hin und versprach ihm die Freiheit, wenn er den Saal bis an den Strich hinauf mit Gold und Silber füllen werde. Der Inka kam dieser Forderung nach, aber der Spanier hielt nicht Wort. Der Saal wurde zum zweitenmal bis an den Strich gefüllt, und auch da hielt der Lügner sein Versprechen nicht. Er war ein Christ, der dann die Lehre von der Wahrheit und von der Liebe gewaltsam im Lande verbreiten ließ. Du siehst, daß der Reichtum mein Volk ins Verderben gebracht hat."

„Ja, zwei große Säle voller Gold und Silber! Sollte man dies für möglich halten!"

„Du wunderst dich? Dann weißt du nichts von den Schätzen, welche in den beiden Sonnentempeln zu Kuzko und Tschukitu, in den Tempeln von Huanakauri, Katscha, Vilikanota und an den vielen andern heiligen Orten, welche Huakas genannt wurden, zu finden waren. Im Sonnentempel zu Kuzko gab es über viertausend Priester und Diener. Alle Thüren hatten massiv goldene Pfosten, und die Fensteröffnungen waren mit Smaragden und andern Edelsteinen ausgekleidet. Alle Wände waren mit Goldplatten getäfelt. Da standen die Bildsäulen der Götter und Göttinnen aus purem Golde und diejenigen der Inkas aus reinem Silber. Es gab da unzählige Gefäße und Gerätschaften, alle aus denselben edlen Metallen gefertigt. Aus den fünf Quellen der umliegenden Berge führten goldene Röhren das Wasser in goldene oder silberne Becken, zum Trinken, zum Reinigen der Gefäße und zum Baden der Opfertiere. Soll ich dir noch mehr erzählen? Hast du eine Zahl, ein Maß für den Wert solcher Reichtümer?"

„Nein, nein! halt ein; es wird mir angst dabei! Wenn du von solchen Gebäuden, Bildsäulen und Gefäßen redest, muß es bei euch große Künstler gegeben haben."

„Es hat sie gegeben, obgleich unsre Kunst eine andre als die eurige war."

„Und die Wissenschaft?"

„Ich bin ein Knabe, in der Einsamkeit der Berge aufgewachsen, und kann nicht von dem sprechen, was ihr Wissenschaft nennt. Aber gelehrte Leute hatten auch wir. Denke nur an die Kippu-Kamayoks, von denen du wohl gehört haben wirst."

„Ja, das waren eure Schriftgelehrten; aber eure Schrift bestand nicht aus Buchstaben und Wörtern wie die unsrige, sondern aus Schnüren, in welche Knoten geknüpft wurden. Wie ist es möglich, solche Schnüre so zu lesen, wie wir unsre Bücher, Zeitungen und andern Schriften lesen!"

„Das war freilich eine nicht leichte Kunst, und nicht jeder konnte wie bei euch das Lesen und Schreiben erlernen. Ein solcher Kippu konnte nur von einem Schriftgelehrten, welcher Kamayok genannt wurde, geknüpft oder gelesen werden. Es wurden nur die zuverlässigsten Leute zu Kippu-Kamayoks gewählt, und in jedem Dorfe fanden sich Kippuverwalter, welche ihre Kunst nur auf ihre Nachkommen vererbten. Mein alter Anciano stammt aus einer solchen Familie und würde heut noch jeden Kippu, den er fände, lesen und entziffern können."

„Kannst du das auch?"

„Ja, denn ich bin der Nachkomme der Herrscher, welche vor allen Dingen diese Kunst verstehen mußten. Bring mir ein Schnurbündel, und ich lese es dir so vor, wie du die Worte eines Briefes vom Papiere liesest. Mein Vater hat mich in allem unterrichtet, was ein Inka wissen muß, denn er glaubte, unser Reich könne wieder erstehen und ich würde —"

Er hielt inne und blickte still vor sich nieder. Seine sonst so ernsten Züge nahmen jetzt den Ausdruck tiefer Trauer an. Dann holte er tief Atem und fuhr fort: „Er glaubte es vordem, später aber nicht mehr, wie mir Anciano jetzt erst mitgeteilt hat. Auch ich habe stets die Hoffnung gehegt, daß das Tote wieder lebendig werden könne, nun aber, seit ich dich kenne, habe ich diese Hoffnung aufgegeben."

„Seit du mich kennst?" fragte Anton betroffen. „So meinst du, ich sei schuld daran?"

„Ja, doch ohne daß du es beabsichtigt hast. Ich kannte nur meine Berge und die Wildnis der Wälder; ich hatte immer nur von meinem Volke, nicht aber von andern Völkern gehört. Da lernte ich dich kennen, und du erzähltest mir von vielen Nationen und Reichen; ich weiß erst jetzt, wie groß die Erde ist, und wie klein dagegen ein Mensch, ein einsamer Knabe, obgleich seine Ahnen einst mächtige Sonnensöhne waren. Ich habe geträumt und bin erwacht und würde, selbst wenn ich heute alle Reichtümer der Erde da unten in der Schlucht vorfände, nie wieder in den trügerischen Traum zurückverfallen. Die Geschichte meines Volkes ist zu Ende; die Vergangenheit geht mich nichts mehr an, und ich will nun nur noch vorwärts blicken. Ich möchte lernen, was du gelernt hast; ich möchte ein Mann werden, wie diejenigen waren

oder sind, von denen du mir erzähltest. Darum werde ich meine Berge verlassen und dahin gehen, wo dieser Wunsch Erfüllung findet. Der Vater Jaguar soll mir raten, und was er sagt, das werde ich thun. Das könnte ich nicht, wenn ich arm wäre; darum freut es mich, jetzt das Vermögen und das Vermächtnis meines Vaters vor mir zu haben. Hätte es nicht diesen Zweck, so würde ich alles Gold und Silber, welches meiner wartet, verachten, denn es wäre leicht möglich, daß es auch mir das brächte, was es meinen Ahnen gebracht hat, das Verderben, den Tod, den Untergang."

Er hatte sehr langsam und in verschiedenen Absätzen gesprochen. Jetzt stand er auf und entfernte sich, als ob er in der Einsamkeit über das Gesagte weiter nachdenken wolle. Anton folgte ihm nicht; er fühlte trotz seiner Jugend, daß der Freund an einem bedeutsamen Wendepunkte stehe und seine Entschlüsse aus seinem eigenen Innern schöpfen müsse. Darum blieb er sitzen und wartete ruhig, bis er wiederkommen würde.

Als dies nach einiger Zeit geschah, hatte das Gesicht des Inka einen beinahe heiteren Ausdruck angenommen. Er reichte dem jungen, weißen Freunde die Hand und sagte: „Du willst jetzt nach Lima und dann in das Land deiner Väter nach Deutschland hinüber, um noch mehr zu lernen. Ich weiß von dir, welch ein Land dies ist und welch ein Volk da wohnt. Würdest du mich mit hinübernehmen?"

„Gern, gar zu gern!" antwortete Anton, indem er überrascht aufsprang. „Hast du diese Worte im Ernste gesprochen?"

„Ja; aber ich will vorher mit dem Vater Jaguar und mit Anciano reden. Ohne den treuen Alten ginge ich nicht fort von hier."

„Er geht mit; er geht mit. Er betrachtet dich als seinen Gebieter und wird thun, was du bestimmst."

„Aber er ist so alt und versteht die Sprache deines Vaterlandes ebensowenig, wie ich sie verstehe."

„Er ist so rüstig wie ein junger Mann, und während der langen Reise auf dem Schiffe werdet ihr von mir so viel Deutsch lernen, als ihr für die erste Zeit dort nötig habt."

In diesem Augenblicke kam der Vater Jaguar aus der Schlucht gestiegen, und zu gleicher Zeit hörten sie das Getrabe eines Maultieres. Anciano kam um die nächste Berghalde gebogen und hielt dann vor ihnen an. Von seinem Tiere springend, sagte er: „Ich habe sie alle gut untergebracht, und nun wollen wir hinabsteigen, um die Höhle zu öffnen."

„Der Vater Jaguar war bereits unten, um zu versuchen, ob er sie auch ohne dich fände," benachrichtigte ihn Hauka.

„Wirklich?" fragte der Alte, indem er sich an Hammer wandte. „Sie haben nachgeforscht? Höchst wahrscheinlich aber ohne Erfolg?"

„Bist du denn deiner Sache gar so sicher?"

„Ja, Señor."

„Nun, so wollen wir sehen, ob ich mich irre. Ich glaube nämlich, den Eingang zum Stollen gefunden zu haben."

„Wo?"

„Hinten im Hintergrunde der Schlucht."

„Das können Sie leicht sagen, da Sie erfahren haben, daß sich das Versteck dort befindet."

„Pah! Steigen wir hinab! Dann will ich euch die Stelle zeigen."

Sie fesselten ihren Maultieren die Füße und machten sich dann an den Abstieg. War dieser beschwerlich, so zeigte sich, als sie unten angelangt waren, das Gehen nicht weniger unbequem. Es war, als ob hier ein Berg zusammen- und in lauter kleine Stücke zerbrochen sei, so wirr und tief oder hoch lagen die verschieden großen Trümmer auf- und übereinander.

Der Vater Jaguar schritt voran, über Stock und Stein, wie man sich auszudrücken pflegt, ohne nach rechts oder nach links zu blicken, bis beinahe an die hintere Wand der Schlucht. Da gab es eine Stelle, wo die rechte Seitenwand derselben einige Meter weit vortrat. Dadurch entstand eine Spitze, welche mit der Felsenwand zwei stumpfe Winkel bildete. Hammer schritt nach dem hintern Winkel, zeigte mit der Hand dort auf den Boden nieder und sagte im Tone der größten Sicherheit: „Hier ist die Stelle. Habe ich recht, Anciano, oder nicht?"

Der Alte machte ein Gesicht, in welchem sich das größte Erstaunen aussprach, und antwortete: „Ja, hier ist's, Señor. Aber wie können Sie das wissen? Wie konnten Sie das entdecken? Sind Sie allwissend geworden?"

„Dazu gehört keine Allwissenheit."

„Nicht? So begreife ich wenigstens Ihre Feinde, wenn dieselben behaupten, daß Sie ein außerordentlich gefährlicher Mensch sind. Wie nun, wenn Sie früher, ohne daß wir eine Ahnung hatten, das Versteck entdeckt und ausgeräumt hätten!"

„Das war auf keinen Fall zu befürchten. Ich hätte hier stundenlang stehen oder sitzen können, ohne zu bemerken, um was es sich handelt. Daß ich den Ort gefunden habe, verdanke ich ganz allein dem Umstande, daß ich gewußt habe, daß sich in der Schlucht ein Schacht, ein Stollen befindet."

„Aber wie konnten Sie die Stelle desselben finden? Haben Sie sich denn auch überzeugt, daß Sie sich nicht irren?"

„Nein, denn das ist nicht nötig, weil du mir jetzt beweisen wirst, daß ich recht habe. Die Höhle konnte sich natürlich nicht in der Mitte, also auf der Sohle der Schlucht, sondern sie mußte sich an einer Seite, und zwar im Hintergrunde derselben befinden. Der Stollen mußte in den Felsen gehauen sein. Er war verschüttet und maskiert worden, nicht durch die Natur, sondern durch die Hand eines Menschen, also künstlich. Ich brauchte also nur nach einer Stelle zu suchen, an welcher im Gegensatze zur Unregelmäßigkeit dieses Steinwirrwarrs eine Spur von Regelmäßigkeit auf eine Arbeit von Menschenhänden schließen ließ. Und das war hier der Fall."

„Wieso?"

Der Vater Jaguar deutete auf mehrere Steine, welche nahe an der Felsenwand lagen, und antwortete: „Bilden diese vier Steine nicht die Ecken eines ganz regelmäßigen Quadrates?"

„Allerdings."

„Sind sie nicht von ganz gleicher Größe und Schwere, nicht zu schwer für einen kräftigen Mann, aber auch nicht so leicht, daß sie durch irgend einen Zufall verschoben oder gar ganz entfernt werden könnten?"

„Auch das ist richtig, Señor."

„Warum liegen in dem Viereck, welches sie bilden, nur leichte Steine, keiner größer als eine Männerfaust?"

„Wissen Sie das denn?"

„Ja. Wenn diese kleinen Steine größer und schwerer wären, würden sie die Decke des Schachtes eindrücken, welche von den vier großen Steinen an den Ecken gehalten wird."

Der alte Anciano schüttelte staunend den Kopf und meinte: „Es ist so, genau so, wie Sie sagen, Señor!"

„Ich wußte es. Die Sache wird

durch das einfachste Nachdenken erklärt. Das Loch mußte zugedeckt werden. Ein großes Felsstück war dazu nicht zu brauchen, weil ein einzelner Mensch es nicht hätte entfernen können, um den Stollen zu öffnen. Bretter oder dergleichen gab und gibt es hier nicht; man hat also irgend eine Decke oder ein Fell genommen, über das Loch gebreitet und auf die vier Ecken vier Steine gelegt, welche von einem Manne fortgerollt werden können, aber doch schwer genug sind, das Fell zu halten und auch die kleinen Steine, welche man auf dasselbe gelegt hat, um das Menschenwerk zu verbergen, und dem Orte ein natürliches Aussehen zu geben."

„Sehr richtig, sehr richtig, Señor! Auch das mit dem Fell stimmt ganz genau. Das Loch ist in frühern Zeiten unter den oben liegenden Steinen mit einzelnen Holzstangen zugedeckt gewesen; diese sind aber morsch geworden, und als mein Herr kam, um den Stollen zu besuchen, fand er die Bedeckung desselben eingestürzt. Um einen neuen Verschluß zu haben, blieb ihm, da er nichts andres hatte, nichts übrig, als sein Maultier zu erschießen und die Haut desselben mit Hilfe dieser vier Steine über das Loch auszuspannen. Er schüttete dann kleine, leichte Steine darauf, und diese Decke hat sich lange Jahre und, wie Sie sehen, bis heute bewährt. Es kann sich sogar ein Mann darauf stellen, ohne daß sie auch nur im mindesten nachgibt. Ihr Scharfsinn ist wirklich außerordentlich! Wollen wir jetzt öffnen?"

„Ja, denn es gibt nichts, was uns davon abhalten könnte."

Die vier Personen kauerten sich nieder, um die Lage kleiner Steine zu entfernen. Diese war nicht hoch und bald kam unter ihr das Fell zum Vorscheine, welches die Härte und Steifheit eines Eisenbleches angenommen hatte. Es wurde von den erwähnten vier Steinen ausgespannt und festgehalten. Als dieselben fortgeschoben waren, konnte man die Haut wegnehmen, und da kam ein Loch zum Vorscheine, welches so groß war, daß ein starker Mann hineinkriechen konnte. Es führte senkrecht hinab. Darum meinte der Vater Jaguar: „Das ist doch kein Stollen, sondern ein Schacht!"

„Nur der Eingang geht gerade hinab," antwortete Anciano, indem er einen kleinen Stein hinunterwarf.

„Hören Sie, daß er nicht tief fällt? Das Loch ist gerade so tief, wie ein Mann hoch ist; dann macht es einen Winkel und führt ein wenig abwärts wagerecht in den Felsen hinein. Ich werde hinuntersteigen."

„Wie steht es mit der Beleuchtung?"

„Für diese hat mein Herr gesorgt. Es liegen Kerzen unten, welche wir selbst aus Talg gegossen haben."

Er ließ sich langsam in das Loch hinab. Als er mit den Füßen den Boden desselben erreicht hatte, konnte er mit den ausgestreckten Händen den obern Rand erfassen. Hammer reichte ihm einige Zündhölzer hinab, worauf man bald die Kerzenflamme unten erscheinen sah. Haukaropora stieg, von oben und unten unterstützt, da er kleiner war, nach; ihm folgte Anton Engelhardt, worauf der Vater Jaguar den vierten machte.

Dieser letztere mußte sich bücken, um in den wagerechten Stollen zu gelangen, doch wurde derselbe bald höher, so daß man aufrecht stehen konnte. Nach wenigen Schritten verbreitete er sich und bildete eine Art kleines Gemach, in welchem die vier Personen gerade Platz fanden. Sie sahen sich in demselben um, fanden aber nichts als einen kleinen Holzpflock, welcher in eine Ritze eingetrieben war. An demselben hing eine vielleicht 30 cm lange, stricknadelstarke Schnur. Sie war dreifarbig und hatte mehrere Knoten; mehrere viel kürzere und dünnere Schnüren waren an ihr festgeknüpft; auch diese zeigten verschieden entfernte Knoten.

„Ein Kippu!" rief Anciano, indem er das kleine Schnurbündel vom Pflocke nahm und, es mit dem Lichte beleuchtend, aufmerksam betrachtete. Die Farben waren ziemlich verblichen, aber doch noch zu erkennen.

„Kannst du es entziffern?" fragte der Vater Jaguar.

„Ja, Señor. Dieser Kippu ermahnt uns, keine andre Kerze anzubrennen, als bis wir den zweiten Kippu gelesen haben. Es ist also noch einer da, wohl weiter hinten. Gehen wir!"

Auch Haukaropora untersuchte den Kippu und bestätigte die Lösung des Alten. Sie schritten weiter vor, die beiden Männer jetzt tief gebückt, weil der Stollen niedriger wurde. Er war sehr trocken; nur drückte die Luft ein wenig auf die Lungen. Nach ungefähr fünfzig Schritten wurde er nicht nur wieder höher, sondern auch viel breiter als vorher und bildete einen stubenartigen Raum, welcher vier Ellen hoch, sieben Ellen breit und ebenso tief sein mochte. Den Hintergrund bildete nicht die Felsenwand, sondern eine dunkel gähnende Kluft, welche senkrecht in eine unbekannte Tiefe fiel. Aber nicht diese breite Felsenspalte war es, auf welche man zunächst achtete, sondern die Aufmerksamkeit der vier Personen wurde von den Gegenständen, welche sich in diesem Raum befanden, aufs mächtigste angezogen.

Es glänzte rechts und links wie pures Gold und Silber. Da standen und lagen auf Unterlagen, welche bankartig aus Steinen hergestellt worden waren, allerlei Gegenstände, deren Metall- und Kunstwert jedes Auge blenden mußte. Da gab es Götterfiguren, in Kindergröße aus blinkendem Golde hergestellt, Herrscherstatuen, in derselben Größe aus massivem Silber gearbeitet, Gefäße in den verschiedensten Formen und Größen, Waffen aller Art, Schmucksachen, Sonnen, Monde und Sterne. Ja, das war ein Reichtum, welcher nur von einem Inka oder einem königlichen Prinzen abstammen konnte, denn im alten Peru gehörte alles Gold dem Herrscher. Ohne seine Erlaubnis durfte kein andrer Gold oder Silber verwenden.

Diese Metalle auszuführen, war bei Todesstrafe verboten. Alles Silber und Gold mußte nach der Hauptstadt geliefert und dem Könige zu Füßen gelegt werden. Da gab es Jahre, in denen sichern Angaben nach über zwölftausend Zentner Silber und über viertausend Zentner Gold in der Schatzkammer des Inka zusammenliefen, denn das edelste der Metalle wuchs in zahlreichen Adern des Gebirges und fand sich in erstaunlicher Menge im Sande der Flüsse und wurde durch billige oder gar nichts kostende Fronarbeit gewonnen.

Anton Engelhardt war wie geblendet; Anciano und Haukaropora standen in staunender Andacht da, halb die hier befindlichen Reichtümer bewundernd und halb durchschauert von einem Gefühle ehrfurchtsvoller Pietät für die einstigen Götter und Herrscher ihres Volkes. Der Vater Jaguar war am wenigsten befangen. Die Sorge um seine Sicherheit überwog bei ihm den Eindruck dieser Schätze. Er hatte dem Alten das Licht aus der Hand genommen, um an dunkeln Stellen nach dem Sitze der schon erwähnten Gefahr zu suchen. Seine Nachforschung hatte Erfolg.

Nämlich unten, in der Nähe des Bodens liefen an den Steinbänken schmale, thönerne Rinnen hin, welche mit einer weißgelben, wachsartigen Masse gefüllt waren; aus dieser ragten in gewisser Entfernung dochtartige Fäden hervor, welche in Gestalt von kurzen Lichtstümpfen mit derselben Masse umgeben waren.

„Das muß das gefährliche Feuer sein," sagte er zu Anciano, indem er auf diese Rinnen deutete, „von denen dein toter Gebieter gesprochen hat. Und diese mit Dochten versehenen Spitzen sind die Lichte, von denen wir keins anbrennen sollen, bevor wir den zweiten Kippu gelesen haben. Wo aber mag dieser Kippu sein? Wir müssen ihn suchen."

Sie brauchten gar nicht lange zu forschen, denn er hing gleich vorn am Eingange an der Wand. Er hatte nicht die einfache Gestalt des ersten Schnurbündels, sondern bestand aus einem sehr kunstvoll gearbeiteten Geflechte, welches als Handgriff diente, und an dessen Seiten mehrere Reihen von Schnüren fransenartig herabhingen. Diese Schnüre hatten verschiedene Farben; sie waren von verschiedener Länge und in viel hundert Knoten von verschiedener Größe geknüpft. Der Alte griff schnell zu, um dieses Kunstwerk der Schriftknüpferei zu betrachten. Er that dies eine ziemlich lange Zeit und erklärte dann: „Dieser Kippu ist ein sehr langer und ausführlicher Brief, den ich aber hier nicht lesen kann, weil die Farben gelitten haben und das Licht der Kerze nicht hinreichend ist."

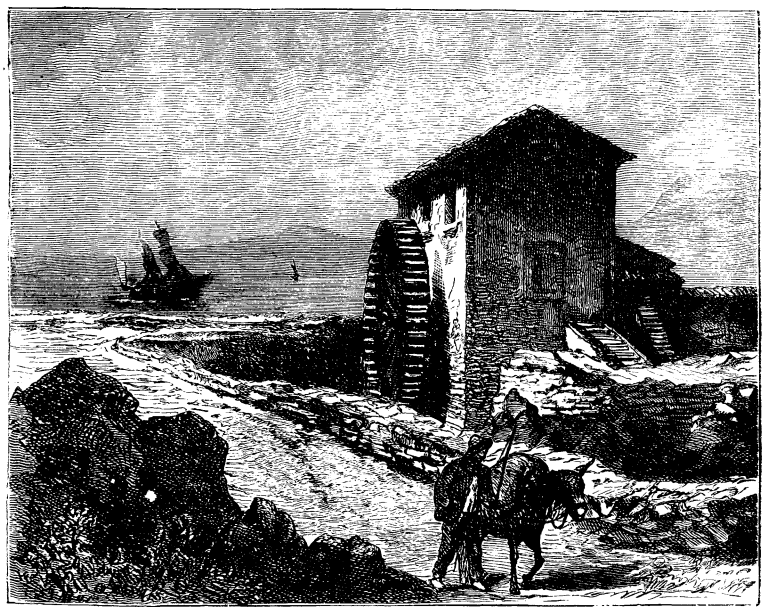
„Aber draußen im Lichte der Sonne könntest du ihn lesen?" fragte der Vater Jaguar.

„Ich denke es."

„So müssen wir hinaus."

„Schon fort von diesen Schätzen, welche wir so gern noch bewundern wollen?"

„Ja. Ihr dürft nicht eher einen dieser Gegenstände anrühren, als bis wir den Inhalt dieses Kippu kennen. Die Gefahr, mit welcher die Hebung dieser Schätze verbunden ist, ist uns noch unbekannt. Jede falsche Bewegung, jeder falsche Griff kann uns den Tod bringen. Ich warne euch also. Wollt ihr bleiben, so bleibt; ich aber entferne mich und steige nicht eher wieder herab, als bis ich den Inhalt dieses Briefes genau kennen gelernt habe."



Die Meermühle von Argostoli.

Der alte Anciano schien, geblendet von dem Golde und Silber, dennoch bleiben zu wollen; da nahm Hauka ihm den Kippu aus der Hand, untersuchte ihn, soweit es hier unten möglich war, und erklärte dann: „Dieser Kippu enthält das Vermächtnis meines Vaters, des ermordeten Inka. Er ist mir teurer als alles, was sich außer ihm hier befindet, und darum mag das Gold und Silber hier liegen bleiben, bis ich ihn gelesen habe. Ich gehe an das Tageslicht."

Das entschied. Die vier Personen verließen den unterirdischen Raum und begaben sich durch den Stollen nach dem Eingange zurück, um in das Freie zu gelangen. Auf dem Boden des Schachtes, da, wo derselbe in den Stollen überging, lagen mehrere Talglichte, welche Haukas Vater zum jeweiligen Gebrauche da niedergelegt hatte. Anciano löschte sein halb abgebranntes Licht aus und gab es wieder mit hinzu, ehe er sich hinausschwang.

Draußen setzten sich die vier auf die Steine, und Anciano und der junge Inka nahmen die Schnüre vor, um dieselben zu entziffern. Das ging freilich nicht so schnell wie bei dem ersten und so einfachen Kippu. Es waren der Farben und Knoten, der Nebenschnüre so viele, und die ersteren waren so verblichen, daß, wenn zwei von ihnen einander ähnlich gewesen waren, sie jetzt kaum voneinander unterschieden werden konnten. Es verging eine Viertelstunde nach der andern; aus der halben wurde dann eine ganze Stunde; nachher verlief noch eine halbe, und doch waren die beiden Dechiffrierer über die Bedeutung einzelner Knoten und Schnüre noch nicht im Klaren oder miteinander einig. Der Vater Jaguar war vielleicht um elf Uhr mit seinem Trupp an der Schlucht angekommen; dann hatte es zwei Stunden gedauert, bis Anciano von dem neuen Lagerplatze zurückgekehrt war; jetzt zeigte die Uhr schon über drei am Nachmittage; darum sagte Hammer: „Es wird jetzt gefährlich, länger hier zu bleiben. Kommt zufälligerweise jemand da oben am Rande der Schlucht vorüber, so sieht er uns hier unten am offenen Schachte sitzen, und unser Geheimnis ist verraten. Wir wollen also das Loch lieber verschließen und dann hinaufgehen. Dort könnt ihr eure Arbeit fortsetzen, und wir werden nicht überrascht, weil wir jede Annäherung schon von weitem bemerken müssen."

Man konnte nicht anders, als ihm beistimmen. Darum wurde die Haut wieder über den Eingang gebreitet und mit den vier schweren Steinen belegt und befestigt; als man sie dann mit kleinerem Gestein und Grus bedeckt hatte, war anzunehmen, daß kein Fremder, selbst wenn er hierher kommen sollte, das darunter befindliche Loch entdecken könne. Hierauf stiegen sie wieder hinauf zu ihren Maultieren, wo Hauka und der Inka sogleich ihre Arbeit fortzusetzen begannen.

Es war, als ob ihr Scharfsinn hier oben findiger sei, als unten in der düsteren Schlucht, denn noch war keine halbe Stunde vergangen, so erklärten beide, daß sie jetzt über die Bedeutung jedes Knotens einig und im klaren seien.

„Darf ich vielleicht den Inhalt erfahren?" fragte der Vater Jaguar.

„Ja, Señor," antwortete Hauka. „Es ist, wie ich schon sagte, das Vermächtnis meines Vaters, lautet aber anders, als Sie gedacht haben werden, und auch ich gedacht habe. Anciano, lies es vor!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Meermühle von Argostoli.

Zu den merkwürdigsten Erscheinungen der Meeresströmungen gehört eine durchaus lokale und schwache Strömung im Mittelmeere, deren Ursache bis jetzt völlig rätselhaft geblieben ist. Diese Strömung führt, so berichtet der deutsche Astronom Dr. J. Klein in seinem Werke „Die Erde und ihr organisches Leben", nämlich ununterbrochen Meereswasser in Klüften und Spalten, ohne daß zu ergründen wäre, wo dieses Wasser bleibt. Die merkwürdige Erscheinung findet sich an der Küste der Insel Cephalonia. Letztere wird an der Westseite durch einen von Süd nach Nord vordringenden Meeresarm so tief eingebuchtet, daß dadurch ein beträchtliches Stück Landes von der Insel beinahe abgeschnitten erscheint. Diese große Bucht, durch einen in gleicher Richtung von Süd heranspringenden Felsrücken in eine südöstliche Abzweigung gebracht, bereitet sich eben hier, wo Argostoli an der innern Seite dieses Felsenkammes liegt, zu einem bequemen und sichern Hafen aus. Schon lange beobachtet man, daß etwas weiter nach Nord von der Stadt das felsige, von Spalten und Klüften durchsetzte Meeresufer einen Teil des Meerwassers in die Klüfte aufnimmt und eine beständige Strömung dahin stattfindet. Dies gab Veranlassung nach einer dieser Klüfte vom Meere aus einen etwa 2—4 Klafter langen Kanal in den Felsen anzulegen und am Eingange desselben die vorhandene Wasserkraft zum Betriebe einer Getreidemühle zu benutzen.

Es entstand auf diese Weise eine wahrhafte Meermühle, und später wurde noch eine zweite angelegt. Mousson und nach ihm (1860) Unger haben die Lokalität genauer untersucht, um eine Erklärung der einzig dastehenden Erscheinung zu finden.

Die ganze Insel besteht nach Ungers Schilderung, der Hauptgesteinmasse nach aus festem Kreidekalk, auf dem nur hie und da in kleinen Strecken jüngere tertiäre Schichten aufgelagert sind. Eben diese Stelle, wo Argostoli und die Mühlen liegen, sowie das ganze Riff, welches die Bucht von Argostoli vom westlichen Meere abschließt, besteht zwar aus einem sehr zerklüfteten und von Höhlungen durchsetzten, aber nichts weniger als porösen Grobkalk, der sich stellenweise als eine förmliche Austernbank repräsentiert. Diese Bank tritt auch jenseits des Golfs bei Luxuri hervor, ja diese Stadt ist unmittelbar darauf gebaut. Neben diesem Grobkalk liegt nun ein ziemlich mächtiges und verbreitetes Lager von petrefaktenführendem Mergel, der allerdings Wasser aufzunehmen fähig ist, allein dieser quartäre Mergel ist überall durch den Grobkalk gehoben und man findet ihn nirgends in Berührung mit dem Meere. Die einzige Wasser aufnehmende Schicht ist also, wie Unger richtig bemerkt, hier ganz und gar außer dem Spiel beim Versinken des Wassers ins Erdinnere.

Eine andre Hypothese, über die Dr. Klein berichtet, läßt das in die Erde versinkende Wasser zu solchen Tiefen gelangen, wo es in Dampf umgewandelt wird, der an eben diesen vulkanischen Herden leicht wieder Stellen findet, wo er in die Atmosphäre zu entweichen im stande ist. Von der Anwendung dieser Hypothese zur Erklärung des Phänomens von Argostoli ist aber hauptsächlich schon darum Abstand zu nehmen, weil sich voraussetzen läßt, daß ein solcher vulkanischer Herd sich doch immerhin in der nächsten Nähe eines solchen Absorptionsvorganges befinden müsse, wir aber im Gegenteil auf der ganzen Insel Cephalonia und selbst auf dem nahen Ithaka keine Spur von eruptiven Gesteinmassen zu entdecken imstande sind, wenngleich anderseits nicht geleugnet werden kann, daß sich das Terrain der Erderschütterungen, welches in Zante dem Mittelpunkt seiner Thätigkeit ziemlich nahe zu liegen scheint, sich auch bis hierher erstreckt.

Eine dritte Hypothese ist geneigt, das in Rede stehende Phänomen einer ungleichen Verteilung der obern Meerwasserschichten, durch vorübergehende Einflüsse bedingt, zuzuschreiben. Mousson sagt: „Unsern Beobachtungen näher steht die Annahme eines einfachen Fließens des Wassers durch unterirdische Kanäle nach dem Meere auf der entgegengesetzten Seite der Insel. Es genügt z. B. durch irgend eine Ursache ein Andrängen des Wassers gegen die Westseite der Insel und ein Wegströmen auf der Ostseite vorauszusetzen, um eine solche Bewegung zu ermöglichen. Freilich aber müßte sich der Abfluß ebenso gut außen an der Insel herum beobachten lassen. Von solchen Strömungen ist nichts bekannt und könnte sich auch unter dem Einfluß starker Westwinde die notwendige Niveaudifferenz entwickeln, so läßt sich doch die Veränderlichkeit der Ursache schwerlich mit der Beständigkeit und Stärke jenes Meerabflusses in Einklang bringen, abgesehen von der Unwahrscheinlichkeit solcher Kanäle, die unter drei Gebirgsketten durchgehen müßten, und von den Hindernissen, welche aus ihrer Länge und Unregelmäßigkeit gegen die Bewegung einer von schwacher Kraft getriebenen Strömung entstehen würden."

Unger gesteht den durch anhaltende Westwinde verursachten Niveauänderungen des Meerwassers einen gewissen Einfluß auf das Zustandekommen der Erscheinung zu, aber man kann ihm wohl nur beistimmen, wenn er den Grund des Phänomens hierin nicht findet. Am wahrscheinlichsten ist nach Mousson der Vorgang, daß das in Klüften des Festlandes versinkende Wasser in einer Tiefe von einigen tausend Fuß um einige Grad erwärmt, durch andre Wege wieder emporsteigt und dadurch eine ununterbrochene von oberflächlichen Veränderungen bestimmte Zirkulation des Wassers hervorgebracht werde. „Freilich," setzt er hinzu, „bleiben die Stellen unbekannt, wo das emporsteigende wärmere Wasser sich wieder in das weite Meer ergießt, Stellen, die möglicherweise horizontal bedeutend entfernt unter dem Spiegel des letzteren liegen können."

Nach Verdienst.

Unter Friedrich Wilhelm I. von Preußen, dem Soldatenkönig, erfreute sich der reiche Kaufmann G. durch seine Umsicht und Rechtlichkeit bei Armeelieferungen der besonderen Gunst des Monarchen. Der König lud den schlichten Mann oft zu seiner Tafel und ließ ihm einen bevorzugten Platz in seiner Nähe anweisen. Eines Tages war der Herrscher nach Erledigung eines Geschäftes mit G. bei besonders guter Laune; er stellte dem Kaufmann frei, sich eine Gnade auszubitten und dieser, durch seine ehrgeizige Gemahlin längst dazu angetrieben, benutzte die Gelegenheit und erbat sich den Ade

Finster gewährte der König die Bitte, — er hatte dem Bittsteller ja keine Beschränkung auferlegt. G. erhielt das ersehnte Prädikat „von", aber monatelang war er von der königlichen Tafel ausgeschlossen und erst auf seine dringenden Bitten ward ihm endlich eine Einladung zu teil. Aber die Enttäuschung des Neugeadelten war groß, als er seinen Platz nicht mehr in der Nähe des Monarchen, sondern am untersten Ende der Tafel belegt fand und in seinem Unmut ließ er sich verleiten, als nach aufgehobener Mahlzeit Friedrich Wilhelm einige flüchtige Worte mit ihm wechselte, bei seinem Gönner Klage über diese Zurücksetzung zu führen. Aber der König sah ihn unwillig an. „Was will Er?" sagte der Monarch mit lauter Stimme. „Er war mir der erste meiner Kaufmannschaft, darum setzte ich Ihn oben zu mir. Nun aber ist Er der letzte meines Adels und deshalb gehört Er unten an das Ende der Tafel. Da ihm der Platz aber nicht behagt, mag Er in Zukunft ganz wegbleiben." Der heruntergesetzte „Handelsherr von Stand" übergab gleich nach jenem Vorfall sein Haus dem Sohne und zog sich mit der gnädigen Frau Gemahlin nach Oesterreich zurück. Letzterem aber, der das Verdienst, nicht aber die eitle Schwäche des Vaters geerbt hatte, erneute Friedrich der Große das Adelsdiplom desselben und noch heute zählt die Familie zu einer der ehrenwertesten und vermögendsten des Preußenlandes.

Brutus im 18. Jahrhundert.

Dreihundert Jahre hatten die Korsen um ihre Unabhängigkeit gegen Genua gekämpft; die Genuesen riefen zuletzt die Franzosen zu Hilfe und es wurde 1768 durch einen Vertrag festgesetzt, daß die Insel Korsika so lange im Besitz von Frankreich bleiben sollte, bis Genua die Kriegskosten bezahlt hätte. Nach der Unterwerfung des größten Teiles von Korsika durch die Franzosen dauerte der kleine Krieg in den Gebirgen noch fort; die fast undurchdringlichen Wälder, die Felskuppen boten den Korsen das günstigste Versteck, und ihre Kugeln trafen aus dem Hinterhalt fortdauernd eine große Anzahl französischer Soldaten.

Zwei Grenadiere des französischen Regiments Flandern wurden des Aufenthalts in Korsika müde und desertierten. Sie hatten sich jedoch das Verlassen der Insel und die Rückkehr nach Frankreich leichter gedacht, als es sich erwies, und sie mußten, da kein Schiff in der Nähe von Ajaccio zu entdecken war, in die Berge von Alata flüchten. Hier fanden sie in den Waldungen einen Schlupfwinkel und flehten das Gastrecht der armen Hirten an, welche ihre kärgliche Nahrung mit ihnen teilten.

Die Hütten dieser Hirten bestehen gewöhnlich nur aus Mauern von übereinandergelegten Steinen, auf welchen ein Dach von Baumstämmen und Brettern ruht, das mit Steinen beschwert wird. Der kahle Boden ist ihre Lagerstatt, auf welcher sie, ohne die Kleider abzulegen, schlafen. Die Nahrung besteht aus Milch, Käse und Kastanien, welche bei den Aermeren die Stelle des Brotes vertreten. Die besser gestellten, welche eine größere Herde besitzen, verkaufen einen Teil der Milch, Käse und einen aus geronnener Ziegenmilch verfertigten Kuchen, um sich Brot und die nötige Bekleidung aus dem Erlös zu schaffen. Gedörrtes oder gebratenes Ziegenfleisch ist ein Leckerbissen an Sonn- und Festtagen. In seltenen Fällen, wenn der Hirte ein guter Schütze ist, gibt es auch Wild, ebenso liefern die kleinen Flüsse schmackhafte Fische.

Lange Zeit blieben die Forschungen nach den Desertierten vergeblich, bis eines Tages mehrere Offiziere des Regiments Flandern auf einer Jagd bei der Verfolgung des Wildes in die Berge von Alata gerieten. Da glaubte der Oberst des Regiments hinter einem Felsenvorsprung ein Gesicht zu erblicken, welches ihm bekannt war, und er fragte einen jungen Hirten, der seine Ziegen dort hütete, ob zwei entflohene Grenadiere sich hier versteckt hätten. Der Hirte antwortete, daß er nichts davon wisse. Der Argwohn des Obersten war einmal erregt, auch schien es ihm, als ob der Hirte verlegen und ängstlich sei. Er drohte ihm mit sofortiger Gefangennahme, wenn er nicht augenblicklich die Wahrheit bekenne und gestehe, was er von den Grenadieren wisse. Der erschreckte Hirte war keines Wortes mächtig, doch er deutete in seiner Herzensangst nach der Stelle hin, wo die Flüchtlinge sich verborgen hielten. Die Offiziere eilten dahin, die Grenadiere flohen, wurden jedoch bald erreicht, gebunden und abgeführt. Der Oberst gab nun Joseph, so hieß der junge Hirte, vier Louisd'or als Belohnung.

Joseph hatte in der Hütte seiner armen Eltern noch niemals zuvor ein Goldstück gesehen und lief schnell zu den Seinen, um ihnen den Schatz zu zeigen. Der Vater fragte, woher er das Geld habe, und Joseph erzählte, was sich zugetragen hatte. Als er zu Ende war, erschrak er vor den entsetzten Mienen seines Vaters und seiner älteren Brüder.

Den Corsen war, wie einst den Völkern des Altertums, das Gastrecht heilig und durch Joseph waren die Grenadiere in die Hände ihrer Verfolger geliefert worden!

Wie in alten Zeiten übte auch hier die Familie und zwar durch ihren Vorstand, die Gerechtigkeit. Der Vater Josephs rief daher die Verwandten zusammen, welche in den nahe liegenden Hütten wohnten, trug ihnen den Fall vor und fragte, welche Strafe Joseph verdient habe? Denn es schien ihm, als habe sein Sohn das heilige Gastrecht verletzt, gleich einem Verräter gehandelt und nicht nur Schmach auf die ganze Familie, sondern auch auf alle ehrenhaften Korsen gehäuft.

Die Verwandten fällten einstimmig das Urteil, daß Joseph des Todes schuldig wäre.

Der unglückliche Vater brach in tiefem Schmerz zusammen, doch lehnte er sich gegen den Spruch nicht auf, denn dieser war auch nach seinen Anschauungen ein gerechter. „Haltet mit der Vollstreckung des Urteils ein, bis ich zurückkehre," rief er, „ich eile zu dem Kommandanten und flehe um das Leben der Grenadiere; werden sie begnadigt, so möge auch meinem Joseph Gnade zu teil werden, sein Leben hängt von dem ihrigen ab."

Josephs Vater warf sich auf die Knie vor dem Kommandanten, er bat um Begnadigung der Grenadiere, wie nur ein Mann flehen kann, der das Leben seines Kindes erhalten möchte. Allein ein stolzes Rechtsgefühl hieß ihn den Beweggrund seines Flehens verschweigen. Der Kommandant sagte, daß die Desertion mit dem Tode bestraft werde und daß er das Gesetz nicht zu beugen vermöge.

Die Verwandten waren inzwischen mit Joseph an einen abgelegenen Platz vor der Stadtmauer gegangen und hatten einen Priester mitgenommen. Gebrochen kam Josephs Vater dort an, preßte noch einmal sein Kind an das Herz und sagte: „Mein Sohn, ich flehte umsonst; empfiehl deine Seele dem barmherzigen Gott, stirb wie ein Braver und lebe wohl!"

Joseph empfing nun durch den Priester die Tröstungen der Religion, die Verwandten zielten gut und der junge Hirte starb ohne schweren Kampf.

Der Vater händigte alsdann die vier Louisd'or dem Priester ein und sagte: „Bringt sie dem Kommandanten, sagt ihm, daß wir arme, jedoch redliche Menschen sind und den gerichtet haben, welcher den Judaslohn angenommen hatte."

Am Magdalenenstrom.

Der Orinoco, der Amazonenstrom, der La Plata sind die Stromriesen von Südamerika; zu den im Verhältnis kleineren Flüssen zählt der Magdalenenstrom. Er ist der Hauptfluß der vereinigten Staaten von Columbia und eigentlich ein Doppelfluß; die Quellen des östlichen Magdalenenstroms und des westlichen Cauca liegen an dem Gebirgsknoten von Los Pastos. Beide Flüsse bilden enge, tiefe Längenthäler zwischen den Aesten der Cordillere, brechen mit Stromschnellen aus dem Gebirge und vereinigen sich im vorliegenden Tieflande, an diesem Punkte noch 400 Fuß über dem Meere. Die Mündung erfolgt mehrarmig in das Antillenmeer. Die Ufer des Magdalenenstromes sind fast durchweg von mächtigen Urwäldern umsäumt, welche die ganze Pracht und Fülle der Tropen offenbaren; nur an wenigen Punkten finden sich Ansiedelungen und Kulturen. Die bedeutendste Stadt am Unterlaufe des Stromes ist Barranguilla; sie ist der Durchgangspunkt für alle Waren, die aus dem Innern von Columbia ausgeführt oder dorthin eingeführt werden. Von Barranguilla bis nach Honda — dem Städtchen, wo der Strom aus der Cordillere in die Tiefebene tritt — ist eine regelmäßige Dampfschiffahrt von seiten mehrerer Gesellschaften eingerichtet. Dieser Teil des Magdalenenstromes wird denn auch am meisten von Reisenden besucht, die alle einig sind in dem Entzücken über die Reize, die Fülle und Erhabenheit der Uferlandschaft.

Urwildnis!
Der Schlingpflanzen Last,
Von Baum zu Baum geschlungen,
Und Affen schwatzen, Ast bei Ast,
Und Papageienzungen.

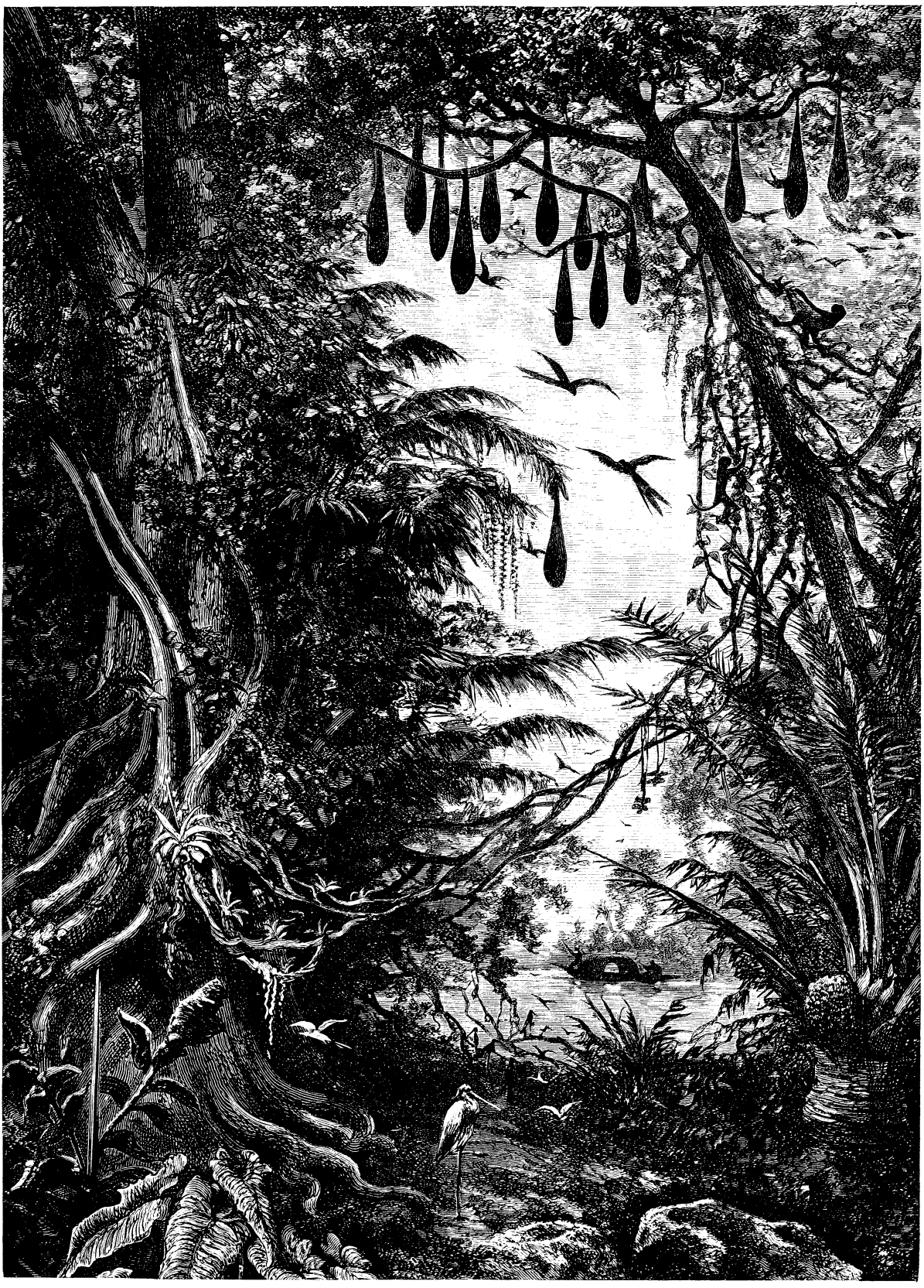
Riesige Bambusrohre, Königs-, und Fächerpalmen, untermischt mit sonstigen Pflanzenarten von üppigstem Wachstum, ziehen an den Blicken der Reisenden vorüber; von Wipfel zu Wipfel, von Stamm zu Stamm flattern malerische Guirlanden von Lianen und andern schmarotzenden Schlingpflanzen, nicht selten mit Blüten von leuchtender Farbenpracht besäet. Weiterhin erheben sich Feigenbäume, oft riesig hoch, 50 Meter und mehr; an ihren luftigen Zweigen hängen sonderbare, beutelartige Gebilde. Glaube nicht, daß es die Früchte des Feigenbaumes seien; es sind die kunstvoll aus Gras gewebten Nester der Beutelstaare; bisweilen sind sie so zahlreich vertreten, daß sie der Landschaft ein eigentümliches Gepräge aufdrücken. Das Geschrei der Papageien und kleinen Sittiche zerreißt die Luft, schwarzgefiederte Hockos mit orangefarbigem Fleischauswuchse auf dem Schnabel sitzen zwischen den Zweigen, während hoch oben Paare von großen Aras fliegen, mit feuerrotem oder blau und gelbem Gefieder. Unzählige Möven von mancherlei Art treiben ihre Flugkünste über dem Wasser, bald in der Höhe des Aethers schwebend, bald kopfüber hinabstürzend auf die Brandung, um ein Fischlein oder ein Weichtier zu erhaschen und im nächsten Moment mit der Beute im Schnabel wieder hinaufsteigend in das Luftreich. Auf dem Wasser tummeln sich Scharen von Enten, im Uferschlamm stelzen mit ihren hohen Beinen Ibisse und Reiher herum, während Löffelgänse und Pelikane ihre schwerfälligen Leiber durch die Flut rudern. In den Uferlagunen sonnen sich zahllose Kaimans, darunter Riesenexemplare von 6 Meter Länge. Heulaffen klettern an den Riesenbäumen hinauf und lugen mit ihren grinsenden Gesichtern aus dem Laubdickicht nach dem vorbeifahrenden Schiffe hinüber, und Herden von Peccaris zeigen sich an lichteren Stellen des Waldes, wo eine Quelle zur Tränke ladet. Aber auch in dieser herrlichen Uferlandschaft verbirgt sich, wie so vielfach in der heißen Zone, Gift und Verderben unter dem verführerischen Gewande der Schönheit. Giftige Schlangen lauern in dem Paradiese, namentlich die drei Arten Equis, Cascabel und Coral, deren Biß innerhalb weniger Minuten den Tod eines Menschen herbeiführen soll; große Schwärme blutsaugender Mosquitos erfüllen die Luft und fallen über den Reisenden her; eine furchtbare Hitze macht selbst den Schatten zu einem wahren Glutofen.

Um Mitternacht.

(Fortsetzung und Schluß.)

Nach einer minutenlangen Pause, während welcher Joseph den Kopf seitwärts auf die rechte Schulter neigte und mit seinen blauen Augen geradeaus starrte, als blicke er in das geheimnisvolle Land der Geister, raffte sich der Erzähler plötzlich wieder auf und fuhr zu sprechen fort:

„Die gnädige Frau genas von ihrer Krankheit zu unsrer aller unaussprechlichen Freude. Ihr konnte also die Erscheinung des Sarges nicht gegolten haben. Was blieb da übrig, als die Vorgeschichte auf mich zu deuten? Ich gestehe, daß von dem Augenblicke an, wo mir dieses klar wurde, eine stille Ergebung in mein Herz zog. Mit dem Irdischen schloß ich ab und bereitete mich auf die ernste Stunde des Abschieds vor. Die gnädige Frau mußte wohl mein verändertes Wesen bemerkt haben, denn sie fragte mich einmal, was mir fehle. Da ich nicht recht mit der Sprache heraus wollte, so ließ sie, in der Meinung, ich sei krank, für mich den Doktor kommen. Hier im Turmzimmer mußte ich dem Doktor bekennen, was mir den Lebensmut geraubt habe. Da lachte der Doktor gewaltig auf und sagte: ‚Die Geschichte mit dem Sarg erklärt sich in ganz natürlicher, ja sogar in höchst prosaischer Weise. Der alte Vater Bruhns nahe beim Dorfe war gestorben: seine beiden Nachbarn, der Hausierer Wendeland und der Schuster Hanke, wollten an dem bewußten Abend, wo Ihr für die kranke Gnädige zu mir hinaus kamt, den fertigen Sarg vom Schreiner in der Heide holen. Ihr kennt doch den Wendeland und den Hanke? Nette Kunden beide! Sie lieben den



Am Magdalenenstrom.

Branntwein mehr als billig. Zuerst hatten sie nun im Dorfe tüchtig getrunken, bevor sie ausgingen; dann hatten sie beim Heideschreiner sich noch ein paar Gläser zu Gemüte geführt, und endlich hatten sie auf dem Rückwege aus einer mitgenommenen Flasche getrunken. Sie gerieten ins Wanken — ja, ins Wanken mit ihrer schauerlichen Bürde; endlich verloren sie, wenigstens teilweise, die Besinnung; sie ließen den Sarg auf dem Wege stehen und legten sich in das anstoßende Tannendickicht, um dort ihre Räuschchen auszuschlafen. Zu dieser Zeit müßt Ihr, Joseph, auf den Sarg gestoßen sein. Während Ihr nun zum Dorfe eiltet und Euch in meiner Wohnung aufhieltet, sind die beiden Schläfer erwacht — oder der eine ist erwacht und hat den andern aufgeweckt — und darauf haben sie ihre Bürde wieder aufgenommen und nach dem abseits vom Dorfe gelegenen Häuschen des toten Bruhns getragen. Ich selbst habe die Geschichte so vom Schuster Hanke erzählen hören. Hanke hat sich nämlich in jener Nacht einen gehörigen Rheumatismus geholt und mußte meine Hilfe ansprechen; da hat er mir seine Geständnisse gemacht. Mit Eurer Vorgeschichte, mein lieber Joseph, ist es also für diesmal nichts'." —

„Ich will," fuhr Joseph zu erzählen fort, „gegen die Wahrhaftigkeit des Doktors gar nichts sagen — aber der gute Herr wollte mich vor allem von meinen Todesgedanken befreien, und darum kann ich seiner Geschichte so recht keinen Glauben beimessen. Für mich war und bleibt der Sarg eine Vorgeschichte — aber da nun schon fast drei Vierteljahre seit jener Nacht verflossen sind, und ich immer noch lebe, mich auch recht wohl fühle, so bin ich wieder ganz heiter geworden, wie ihr es täglich an mir ersehet, meine lieben, jungen Herren."

So erzählte der gute Joseph, und da seine Geschichte unsre jugendliche Einbildungskraft mächtig entflammt hatte, so wurden wir nicht müde, ihn mit allerlei Fragen zu bestürmen, worauf Joseph uns noch die Geschichte von dem gespenstigen Amtmann Timphut erzählte, der nachts durch die Straßen von Münster wandert, — von dem betrügerischen Krämer, der in Thürs Busch zur Nachtzeit herumirrt und mit hohler Stimme ruft: „Kurze Elle, schmal Laken, huhu!" — von der gespenstigen Kutsche, die nachts mit vier feuerschnaubenden Rappen durch die Wald- und Heidewildnis der Davert fährt u. s. w.

Bei uns Knaben war die Folge dieser Erzählungen die, daß wir, als es Schlafenszeit war, nicht mehr allein das Turmstübchen verlassen wollten; Joseph mußte uns nach unsrem gemeinschaftlichen Schlafzimmer geleiten, wo wir, tief in die Kissen gedrückt, mit schauerndem Behagen dem schrillen Gekreisch der Windfahne, dem Eulenruf und dem Klirren der in Blei gefaßten Scheiben zuhörten, bis der süße Schlaf uns in seine Arme nahm.

Ich habe im vorstehenden nur einen Abend geschildert, wie wir ihn in der Gesellschaft des Geistersehers von Waterburg erlebten; wir genossen aber eine ganze Reihe solcher Abende in dem stillen Turmstübchen des alten einsamen Wasserkastells.

Nachdem also unsre jugendliche Phantasie hinlänglich für Gespenstergeschichten bearbeitet und vorbereitet war, sollten wir selbst die schönste Gespenstergeschichte erleben.

Es war an einem trüben, nebeligen Freitagmorgen der Herbstferien — ich weiß es noch wie heute — und wir Kinder saßen mit der Tante am Frühstückstische, als Joseph, das Kaffeebrett mit der Kaffeekanne nebst Zubehör tragend, das Zimmer mit so verstörter Miene betrat, daß die gute, besorgte Tante sofort in die Worte ausbrach:

„Mein Gott, Joseph, was ist geschehen?"

Joseph öffnete den Mund wie ein Karpfen, der aufs Trockene geraten, holte tief Atem und — sagte nichts, während er mit zitternder Hand die Kannen und Tassen ordnete.

„So sprich doch, Joseph!" mahnte die Tante. „Du siehst ja so bleich aus, fühlst du dich nicht wohl, oder ist irgend ein Unfall geschehen?"

„Ach, gnädige Frau," stammelte nun der alte treue Diener, „in der verflossenen Nacht — hier im Schlosse — ich hab' es mit meinen eigenen Ohren gehört."

„Was hast du gehört, Joseph?" riefen wir beiden Knaben wie aus einem Munde, sofort überzeugt, daß es etwas Gespenstisches sein müsse.

Joseph blieb stumm, aber das Zittern, das seine Hand schüttelte, als er den Milchguß niedersetzte, verriet die Aufregung, die in seinem Innern wogte.

„Sprich, Joseph!" drängte meine Tante. „Bekenne, du thörichter Geisterseher, was du gesehen oder gehört hast!"

„O, gnädige Frau, nennen Sie mich nicht thöricht!" antwortete Joseph in einem so flehentlichen und zugleich tiefergebenen Tone, daß der Mann uns allen leid that. „Diesmal, gnädige Frau, hab' ich es mit meinen eigenen Ohren gehört, nicht einmal, sondern dreimal — ja, dreimal hab' ich es gehört."

„Was war es denn, Joseph?" fragte die Tante in ihrem mildesten Tone.

„Sie wissen, gnädige Frau," entgegnete Joseph, indem er den ovalen silbernen Präsentierteller mit herabhängendem Arm an seinem langen Rockschoße hielt, „Sie wissen, gnädige Frau, daß ich an jedem Abend als der letzte durch das ganze Haus gehe und nachsehe, ob die Fenster und Thüren geschlossen sind, ob die Lichter ordentlich gelöscht wurden, ob das Feuer in der Küche auch erloschen ist, und was der Dinge mehr sind. Es wird mir bisweilen spät dabei, wenn etwa ein widerspenstiger Fensterriegel nicht fassen will, oder wenn eine Fledermaus aus einem Zimmer zu vertreiben ist; so war es auch gestern abend fast zwölf Uhr geworden, als ich mit meinem Handlaternchen den untern Korridor entlang ging, um mich in mein Stübchen zurückzuziehen. Da dringt plötzlich ein furchtbarer Laut an mein Ohr, wie ich in meinem Leben noch niemals einen vernommen habe, Mark und Bein erschütternd, schrill und zugleich wehklagend, als ob eine arme Seele in tiefsten Nöten aufschreie. Ich blieb wie gebannt im Korridor stehen, gerade da, wo das uralte Bild des düsteren Grafen Nikolaus in der Wandnische hängt. Während ich mir noch Rechenschaft zu geben suche, woher der furchtbare Laut gekommen sein könnte und was ihn erzeugt haben möchte, ertönt zum zweitenmal der Laut, noch furchtbarer als das erstemal. Ja, es ist der Schrei einer armen Seele — glauben Sie es mir nur, gnädige Frau! Aber woher war der Schrei gekommen? Das war mir auch diesmal unklar geblieben. Ich ging in begreiflicher Aufregung den Korridor entlang und gelangte in die Vorhalle; hier blieb ich einige Augenblicke stehen, um zu lauschen. Es waren bange Minuten. Das Licht meines Laternchens fiel, je nachdem ich die Hand bewegte, bald auf das alte Oelbild der Aebtissin, die in ihrem schwarzen Schleier und der weißen Stirnbinde so streng von der Wand blickt, bald auf das Oelbild des geharnischten Ritters mit der Hasenscharte in

der Oberlippe und mit den stechenden grünen Augen. Da vernehme ich plötzlich den Laut zum drittenmal, aber diesmal ist er viel schwächer als die beiden Male vorher; dafür ist er indes viel schmerzlicher, und zugleich gewinne ich die Ueberzeugung, daß der Laut in der Vorhalle selbst entsteht, denn nicht weit von meinem Ohre war er erklungen. Nun hielt ich es nicht länger in der Halle aus; ich stürzte nach meinem Turmstübchen hinauf. Sie können es mir glauben, gnädige Frau, daß ich die ganze Nacht den schrecklichen Laut nicht aus meinen Ohren los werden konnte; auch ist kaum eine Stunde Schlaf in meine Augen gekommen. Was ich von der Geschichte denken soll, ich weiß es nicht."

„Sie wissen es nur zu gut, Joseph," antwortete die Tante lächelnd, während wir Kinder mit offenem Mund und offenen runden Augen dasaßen; „Sie sprachen vorhin ja schon von einer armen Seele, Sie haben sich bereits die schönste Gespenstergeschichte zusammenkonstruiert, nicht wahr, Joseph? Daß Sie den rätselhaften Laut in der verflossenen Nacht gehört haben, will ich Ihnen gern glauben; ich bin aber gewiß, daß er auf natürliche Weise entsteht, wenn wir vorläufig diese Weise auch noch nicht kennen. Wir werden sie aber kennen lernen, wofern der Laut in der nächsten Nacht sich wieder hören läßt. Ich werde heute abend aufbleiben, Joseph, und dann werde ich mich bemühen, Klarheit in deine allerneueste Spukgeschichte zu bringen."

„Bitte, Mama, laß mich auch aufbleiben!" flehte Johannes.

„Bitte, liebe, beste Tante, mich auch!" bat ich.

Nur meine Nichte Maria blieb stumm; sie hatte offenbar keine Lust, einem Gespenste nachzuschleichen und dasselbe zu entlarven.

„Meinetwegen, bleibt auf," entgegnete die Tante gütig; „kleine Mäuse haben auch Ohren, und vielleicht kommt ihr schneller als ich der Ursache des rätselhaften Lautes auf die Spur."

Selbstverständlich sprachen wir Kinder den ganzen Tag von nichts andrem, als dem „Klageschrei der armen Seele", wie wir die allerneueste Gespenstergeschichte unsres Freundes Joseph betitelten. Wir waren auch sehr geneigt, an ihre Wahrheit zu glauben, d. h. zu glauben, daß die arme Seele des Ritters mit den grünen Augen und der Hasenscharte den Klageschrei ausgestoßen habe. Durch uns Jungen und gewiß auch durch Joseph fand die Geschichte Verbreitung unter den Knechten und Mägden des Gutes. Diese hinwieder trugen die Geschichte nach draußen, wenn etwa ein Heidebauer oder eine Dorfbewohnerin am Schlosse vorüberging. Und als am Nachmittage Lisette, unser Küchenmädchen, ins Dorf ging, um Kaffeebohnen vom Dorfkrämer zu holen, da fand sie die alten Basen des Dorfes in heller Aufregung über das Gespenst auf der Waterburg, das so jämmerlich geschrieen und geheult habe, daß alle Schloßbewohner mit gesträubten Haaren aus den Betten gesprungen seien. Die gutherzige Krämerfrau schüttelte, während sie die Pfunde Kaffeebohnen abwog, den Kopf über die schreckliche Geschichte und fragte, womit die gute gnädige Frau das wohl verdient habe, daß es jetzt im Schlosse spuke.

Für unsre kindliche Ungeduld dauerte es viel zu lange, bis es Abend wurde. „Doch komme, was da kommen mag, die Stunde läuft auch durch den schlimmsten Tag." Endlich war es Abend, und im Wohnzimmer bei der Tante sitzend, blickten wir Knaben mindestens alle zehn Minuten nach dem Zeiger der alten Wanduhr, welche mit ihrem langen braunen Kasten steif wie ein Grenadier in einer Stubenecke stand. Die Abendmahlzeit, welche Joseph mit der unglücklichsten Miene von der Welt auf den Tisch stellte, lenkte unsre Ungeduld eine Zeitlang ab; die gute Tante brachte das Gespräch auf allerlei heitere Dinge, um den Abend in möglichst angenehmer Weise zu verkürzen; dann geleitete sie ihre Tochter Maria in deren Schlafzimmer, und als wir Knaben währenddessen in der Wohnstube allein saßen, drehten wir wie auf Kommando unsre Hälse wieder nach dem Zifferblatt der Standuhr. Zehn Uhr! Nachdem die Tante zurückgekehrt war, forderte sie mich auf, etwas aus einem unterhaltenden Buche vorzulesen. „Das will ich thun," erwiderte ich, und über den drolligen Abenteuern der Pickwickier (von Dickens) verging uns die Zeit so rasch, daß wir uns förmlich wunderten, als Joseph, mit einer brennenden Wachskerze feierlich in das Zimmer tretend, mit dumpfer Grabesstimme sagte: „Es ist Zeit, gnädige Frau!"

Sofort sprangen wir Knaben auf, hingen uns an den Arm der Schloßherrin und traten auf den Korridor hinaus. Hier marschierte Joseph mit seiner brennenden Kerze voran. Der flackernde Schein des Lichtes streifte die dunklen Bilder zahlreicher Ahnen, die längst in das geheimnisvolle Land der Geister hinübergewandert waren. Wir traten in die Halle, wo der rätselhafte Ton entstehen sollte. An die mutig und „stramm" sich haltende Schloßfrau schmiegten wir beiden Knaben uns an, deren Herz in Erwartung des Spukes denn doch bedeutend heftiger klopfte als sonst. Joseph setzte das Licht in eine Fensternische, um das auffällige Zittern seiner Hand nicht länger zu verraten. Kaum hatte er den Leuchter niedergesetzt, als ein schriller und dennoch klagender Laut durch die Halle tönte. Wir Knaben fuhren zusammen und schmiegten uns ängstlicher an die Tante. Joseph war kreideweiß geworden, aber trotzdem blickte er mit einem triumphierenden Blicke seine Herrin an, als wollte er fragen: „Was sagen Sie denn nun, gnädige Frau?" Diese blieb in ihrer ruhigen Fassung. „Ich habe den Ton gehört," sagte sie; „es scheint mir auch, daß er hier in der Halle seinen Ursprung hat, aber wodurch er entsteht, das ist mir gegenwärtig noch ein Rätsel. Leugnen kann ich nicht, daß der Ton in hohem Grade unheimlich klingt, er lautet wirklich wie ein wehklagender Schrei." Da tönte es schon wieder in der Halle, noch lauter und durchdringender als das erste Mal. „Ich meine, es wär' aus einem der Schränke gekommen," bemerkte Tante und sie öffnete der Reihe nach die großen dunkelbraunen, altertümlich geschnitzten Schränke, welche in der Halle an den Wänden standen, und sie leuchtete mit der brennenden Kerze hinein, ob sie nichts entdecken könne, was den Ton erzeuge. Nein, sie entdeckte nichts. Dann zog Joseph auf ihr Geheiß die schweren unteren Schiebladen mit den kraus ziselierten Messinggriffen heraus — da tönte es zum drittenmal durch die Halle. Nein, in den Schiebladen war es auch nicht, der Ton kam von einer andern Stelle. Aber wo war diese Stelle? Keiner konnte sie mit Gewißheit angeben. Wir warteten, ob der Ton nicht wiederkehre. Fünf Minuten, zehn Minuten vergingen — alles blieb still. Endlich tönte es noch einmal, aber so leise, leise, daß wir unmöglich den Ort des Ursprunges erraten konnten. Dann war und blieb alles still. Nachdem wir seit dem Erklingen des letzten Tones wohl eine halbe Stunde gewartet, sagte die Tante: „Laßt uns zur Ruhe

gehen! Für heute geben wir unsre Forschungen auf, aber morgen werde ich mit dem Verwalter sprechen, damit er unsre Forschungen unterstützt; Herr Distelkamp gilt ja als ein Mann, der das Gras wachsen hört — vielleicht sagt er uns, woher der rätselhafte Laut stammt."

Der Verwalter wohnte in einem besonderen Häuschen, das vor dem Kastell, aber innerhalb der Ringgräben lag. Herr Distelkamp war ein kleiner, hagerer, etwa sechzigjähriger Mann, den man fast niemals ohne seine lange Pfeife sah, die fast gerade so lang war wie er. In seinen Mußestunden, deren er recht viele haben mochte, saß er unablässig über wissenschaftlichen Büchern und daher kam's, daß er bezüglich der verschiedensten Dinge des Lebens Bescheid wußte, daß er, wie Tante und mit ihr die ganze Umgegend sagte, das Gras wachsen hörte. Als wir Knaben ihm am andern Morgen den Wunsch der Tante in sein rebenumsponnenes Häuschen trugen, nahm er die lange Pfeife für einen Augenblick aus dem Mund und sagte in siegesgewissem Ton: „Wir werden dem Gespenst dieses kindischen Joseph schon auf die Spur kommen."

Im Laufe des Tages kamen viele Leute aus dem Dorfe ins Schloß; sie hatten diesen oder jenen Vorwand, aber im Grunde wollten sie alle nur die gruselige Spukgeschichte aus dem Munde von Joseph selbst vernehmen. Hatte nun Joseph die Geschichte in den düstersten Farben vorgetragen, dann lautete jedesmal die Antwort der Zuhörer dahin: „Womit hat die gute gnädige Frau das verdient, daß es in ihrem Hause spukt?"

Der Verwalter ließ den Zulauf der Dorfleute gewähren, denn er freute sich, wie er versicherte, schon darauf, wie er das Gespenst an die Oeffentlichkeit zerre und die abergläubischen Leute enttäusche.

Seine Zuversicht teilte sich uns Knaben mit, als wir gegen Mitternacht wiederum mit den andern in der Halle standen, um auf den spukhaften Ton zu warten. Zur sichtlichen Genugthuung des Verwalters ließ derselbe sich denn auch nach einigen Minuten hören. „Aha," sagte Herr Distelkamp gelassen, während wir alle nach seinen Mienen blickten, „das also ist die Geisterstimme unsres getreuen Joseph! Sie lautet freilich nicht angenehm, doch bin ich überzeugt, daß sie höchst irdischen Ursprunges ist. Haben Sie in den Schränken nachsehen lassen, gnädige Frau?"

„Die Schränke", stießen wir Knaben hastig hervor, „sind gestern in allen Fächern und Schiebladen durchsucht worden."

„Man ist also gewiß," forschte der Verwalter weiter, „daß in den Schränken kein Instrument steht, etwa ein Saiteninstrument, was diesen Ton durch irgend eine Veranlassung erzeugt?"

„Nichts Derartiges," entgegnete die Tante, „befindet sich in den Schränken."

„Ist die Standuhr dort in der Ecke untersucht, d. h. der Kasten geöffnet? Es könnte —"

Das Wort wurde dem Verwalter durch einen neuen schrillen, klagenden Laut von ungewöhnlicher Heftigkeit abgeschnitten.

Der Verwalter bewegte lauschend den Kopf, starrte in die Höhe — und ergriff das brennende Licht vom Tische.

Ohne etwas zu sagen, schritt er mit dem Lichte die breite eichene Treppe hinauf; auf dem ersten Podest oder Absatz machte er Halt. Wir andern blieben voller Spannung unten in der Halle.

Nach einigen Minuten ließ der Ton sich abermals vernehmen.

Kaum war der letzte Nachklang desselben verhallt, als der Verwalter auf dem Podest in ein schallendes Lachen ausbrach, worauf er die Worte zu uns hinunterrief: „Ich hab's — ich hab' das Gespenst unsres getreuen Joseph entdeckt!"

Da Herr Distelkamp mit dem Lichte auf dem Podest verharrte, so stürmten wir zu ihm hinauf, d. h. wir beiden Knaben stürmten, die Tante ging mit beschleunigtem Schritt und Joseph beschloß den Zug höchst würdevoll. Es behagte ihm offenbar nicht, daß sein Gespenst mit Lachen entdeckt und begrüßt worden war.

Als wir alle neben dem Verwalter standen, zeigte er, indem er die brennende Kerze in der Linken hielt, mit dem Zeigefinger der Rechten geradeaus und in die Höhe. Wir folgten der angegebenen Richtung mit den Blicken. Dieselben blieben haften auf — dem Perpendikel der Turmuhr.

Ein langgedehntes vierstimmiges „Ah!" zeigte dem Verwalter an, daß wir begriffen hatten — zumal uns in diesem Augenblick ein abermaliger Laut zu Hilfe kam.

Der lange und schwere eiserne Perpendikel der Turmuhr hatte nämlich keinen Platz in dem kurzen Turmhäuschen; deshalb war in den Fußboden des Türmchens ein langer, aber schmaler Ausschnitt gesägt, durch welchen der Perpendikel in die hochgewölbte Halle hinabhing und in welchem er so viel Spielraum hatte, als er bei seinem Schwingen bedurfte. Indem nun die Spindel der alten Turmuhr bisweilen nicht regelrecht in das Steichrad eingriff, geriet auch der Perpendikel bisweilen aus seinem regelrechten Gang; dadurch aber rieb sich die Metallstange des Perpendikels an der Wandung des erwähnten Ausschnittes — und der schrille, klagende Laut war fertig.

Ich muß hier der Wahrheit die Ehre geben und bekennen, daß wir Knaben und auch Joseph die Sache nicht sofort so klar und genau erfaßten, als sie oben dargelegt ist; wir hatten vorläufig nur unklare Vorstellungen und Vermutungen, bis Herr Distelkamp die Sache aufs deutlichste entwickelt hatte. Der Mann, der das Gras wachsen hörte, sagte auch, daß wir deshalb so lange nach dem Ton gesucht hätten, weil er aus der Höhe gekommen wäre; aus der Höhe klingende Töne führen meistens irre: in unserm Falle habe sich der Ton an dem Gewölbe und an den Wänden der Halle gebrochen — weshalb wir schließlich in den Schränken gesucht hätten. Den Umstand, daß der Ton um Mitternacht und nicht am Tage vernommen ward, wußte Herr Distelkamp mit der Ausdehnung und Zusammenziehung der Metalle, bedingt durch die Temperaturunterschiede von Tag und Nacht zu erklären. Kurzum, die Sache leuchtete uns allen auf das vollkommenste ein und — wie auf Kommando lachten wir alle dem Geisterseher von Waterburg, dem armen enttäuschten Joseph, ins Gesicht. Dies Gesicht war aber ein äußerst fatales.

„Siehst du, Joseph," sagte die Schloßherrin in ihrem mildesten Tone, „daß sich deine Gespenstergeschichte auf ganz natürliche Weise aufgeklärt hat? Und wie es sich mit dieser allerneuesten Geschichte verhält, so wird es sich ähnlich auch mit all deinen früheren verhalten haben, — wäre nur ein Untersuchungsrichter vom Schlage unsres Herrn Distelkamp dagewesen."

„Ich verneige mich, gnädige Frau, vor Ihrem Kompliment," bemerkte Herr Distelkamp, indem er in äußerst würdevoller Weise den Oberkörper vorbeugte.

„Und nun wollen wir schlafen gehen," sagte meine Tante. „Es ist wieder geheuer in Waterburg. Morgen soll Meister Stüveken, der Uhrmacher aus dem Dorfe, in das Türmchen hinauf und das Uhrwerk in Ordnung bringen. Gute Nacht zusammen!"

Die Sonnenblume.

Es ist August. Jetzt blüht in unsern Gärten die gelbe Sonnenblume, die größte, stattlichste unsrer Zier- und Nutzpflanzen:

Mit Sonnenblumen schaut mich an,
Großaugig der August,
Des Prunkes, den er sich gewann,
Ist er sich recht bewußt.

Die Sonnenblume führt in der Pflanzenkunde das Beiwort: die jährige, Helianthus annuus. Man sollte es der mächtigen, anscheinend so kräftigen Erscheinung kaum ansehen, daß sie das Gebilde nur eines Blumenjahres ist, daß sie als winziges Pflänzchen im Frühling dem in die Erde gesenkten Samenkorn entkeimt und schon im Herbst verwelkt, verdorrt und gänzlich abstirbt, allenfalls ein bleiches Gerippe dem Winter überlassend. Bei näherer Untersuchung finden wir freilich, daß der straffe Stengel nicht holzig, sondern nur mit lockerem Marke ausgefüllt ist und also nur eine scheinbare Kraft zur Schau trägt.

Die Gans fliegt mit dem Drachen,
Hei! wie die Jungens lachen.

Der Stengel wird bis zwei Meter hoch. Die Blätter sind herzeiförmig gestaltet, rauh anzufühlen und wechselständig gestellt. Die Blüten, deren mehrere die Staude zieren, erreichen nicht selten den Durchmesser eines Kinderkopfes. Rings um die Mittelscheibe oder das Körbchen der einzelnen Blume laufen zungenförmige gelbe Randblüten ohne Staubgefäße und Stempel; die Scheibenblümchen (die Mittelscheibe besteht nämlich aus lauter Blümchen) sind röhrig, enthalten Staubgefäße und Stempel und erzeugen die Schließfrüchte, die mit zwei oder mehreren, bei der Reife abfallenden Schuppen gekrönt sind. Die Früchte sind vierkantig. Das Blütenlager (der Boden der Scheibe) ist mit Spreublättchen bedeckt. Die Blätter der Körbchenhülle liegen dachziegelartig.

Man weiß nicht, hat die Sonnenblume den Namen hauptsächlich von der strahlenden Sonnenform und goldnen Farbe, oder weil sie immer der Sonne ihr glänzendes Angesicht zuwendet?

Der Name Sonnenblume bleibt sich für die Pflanze fast durch alle Sprachen gleich. Im Französischen heißt sie Tournesol (Sonnenwende), im Englischen Sunflower, im Holländischen Sunnebloem.

Die Sonnenblume hat ihre ursprüngliche Heimat in Mexiko und Peru. Aus Mexiko kam sie 1569 zu uns. Nach ihrer amerikanischen Heimat nannte man sie auch indische Sonne. In Norddeutschland wird die Sonnenblume gewöhnlich nur als Zierblume gepflanzt; in Süddeutschland aber und besonders in Rußland, sodann in ihrer fernen Heimat, wird sie auch im großen angebaut, damit man aus der Fülle der schwarzen Samenkörner Oel gewinne.

Besonders gut behagen der Pflanze die trockenheißen Sommer der russischen Steppen; hier wird sie in den Melonengärten angepflanzt und der russische Bauer wandert oft genug mit einer mächtigen Sonnenscheibe unter dem Arm seines Weges und verspeist während des Gehens die kleinen wohlschmeckenden Körner.

Samentragende Sonnenblumenscheiben, welche zur Winterzeit in den Gärten zurückblieben, werden gern von dem muntern Vogelgeschlechte der Meisen losgepickt. Vogelliebhaber, welche ihren gefiederten Freunden in der winterlichen Not mit Nahrung zu Hilfe kommen wollen, thun gut daran, im Herbste reichlich Sonnenblumenscheiben zu sammeln. Nicht allein die ebenso drolligen als nützlichen Meisen, sondern auch andre gefiederte Körnerfresser werden sich hurtig bei dem von milder Hand gespendeten Mahle einstellen.

An sumpfigen, moderigen Stellen, wo man die Luft verbessern will, namentlich wenn solche Stellen in der Nähe menschlicher Wohnungen liegen, pflanzt man häufig die Sonnenblume in Masse mit bestem Erfolge an. Als vor Jahren in Breslau ein übelriechendes, die Stadt durchschneidendes Flüßchen, die Ohle, zugeschüttet wurde, wiegten im nächsten Sommer Tausende von Sonnenblumen ihre flammenden Häupter auf dem neugeschaffenen Boden — ein überraschender Anblick inmitten des Steinhaufens der Großstadt.

Malerei und Poesie sind nicht achtlos an der großen, wie eine Sonnenscheibe flammenden Blume vorübergegangen.

Der durch seine Darstellungen römischen Lebens berühmte Maler Alma Tadema hat die Sonnenblume besonders ins Herz geschlossen und sie auf seinen Bildern zu hohen Ehren gebracht. Ja, er hat eine wahre Leidenschaft dafür gehabt, wie für Fontänen, Marmorgeländer, italienischen Himmel, schöne Frauengestalten. Tademas Bilder werden die Sonnenblume für die Mode immer wieder beleben.

Die Dichter haben besonders die Eigenschaft der Blume, sich stets zur Sonne zu drehen, gefeiert und dieser Eigenschaft eine höhere Deutung gegeben.

So singt der fromme Dichter J. Tersteegen:

„Die Sonnenblume liebt das Licht;
Sie will sich stets zur Sonne drehen:
So mußt du Gottes Angesicht,
Willst du nicht irren, auch ansehen."

Der gefühlvolle Jean Paul schreibt: „Viele Blumen thun sich der Sonne auf, doch nur eine folgt ihr immerfort. Herz, sei die Sonnenblume: nicht bloß offen sei deinem Gott, sondern gehorche ihm auch!"

Brandt in seinem Pflanzenleben sagt: „Die guten Gedanken sind wie die Sonnenblume, sie richten sich alle nach der Sonne, auch wo man's beim ersten Blick nicht inne wird."

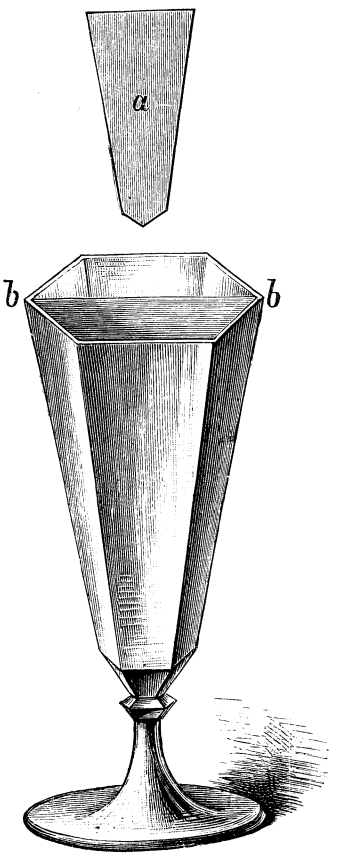
Den begeistertsten Preis hat die Sonnenblume bei G. Wither gefunden. Wir schließen mit den schönen Strophen unsre kleine Abhandlung:

Wenn ich betrachte, tief im Sinnen,
Der Sonnenblume treu Beginnen,
Die von der ganzen weiten Welt
Den Gott allein im Aug' behält,
Den zarten Stengel immer wendet,
So lang Titan die Strahlen sendet,
Und, wenn er scheidet, still das Haupt
In Trauer neiget, wie beraubt —.

Wenn sich dies Bild mir offenbart,
Dann will es meinen Sinnen scheinen,
Der Blume Geist sei höh'rer Art
Als unsrer, den so groß wir meinen,
Und den wir doch der Sklaverei,
Den Götzen, dem Geringen beugen,
Statt unermüdlich, stolz und frei
Für uns're Gottheit nur zu zeugen!

Die Gans mit dem Drachen.

Es war ein schöner Herbsttag, die Sonne schien heiter und warm, der Wind strich leicht über die Wiesen und Felder und begünstigte das Spiel der beiden Knaben. Sie wollten einen Drachen steigen lassen, der aus Zeitungspapier gemacht war, nicht viel größer als eine Manneshand, und statt mit Holz durch einen Strohhalm zusammengehalten wurde. „Quack, quack, quack," kommt eine Herde Gänse daher gewatschelt und schnabelt eifrig die zerstreuten Getreidekörner auf, die am Boden umherliegen. Indem Erwin und Max an der Kirchhofmauer sitzen, um den Drachenschwanz, der beim ersten Steigen in einem Busch hängen blieb, abzulösen, während die Schnur zwischen Gras und Körnern am Boden schleift, kommt eine alte graue Gans, die etwas zurückgeblieben war und streckt ihren Hals so weit als möglich vor, um ein Korn zu erreichen. Sie erreicht es auch glücklich, hat aber das Ende der Drachenschnur mitgepackt. Mit verstärktem Schnattern läuft sie, immer mit den Flügeln schlagend, in komisch majestätischer Würde trabend, hinweg, der Drache lustig über ihrem Kopfe flatternd. Erschrocken fliehen die andren Gänse auseinander und machen nicht wenig Lärm über das ungewohnte Ereignis, durch immer erneutes Schnattern und Flügelschlagen. Aber Max und Erwin, anfangs verwundert, daß ihr Drache ohne ihr Zuthun von dannen geht, trollten frohlockend hinter der Herde drein und freuten sich ungemein über den gelungenen Spaß, wie eine alte Gans einen Drachen fliegen läßt.



Ein Glas mit Geldstücken füllen.

Ein leer gezeigtes Glas füllt sich mit Geldstücken.

Benütze zu diesem Kunststück ein eckiges, am besten sechseckiges Spitzglas und schneide den Durchschnitt des Glases durch zwei gegenüberliegende Ecken (b der Figur) genau in Papier (siehe Verkleinerung Fig. a). Paßt dieses Papier genau in das Glas, so lasse es bei einem Klempner in gutem Weißblech nachschneiden.

Präparation: Stelle das ausgeschnittene Stück Weißblech in das Glas, fülle die eine Hälfte des Glases mit Geldstücken und stelle es, die leere Seite dem Publikum zugewandt, auf den Tisch. Das Weißblech spiegelt, so daß die Zuschauer das Glas für durchsichtig halten. Stelle dich daher nie hinter das Glas, sondern stets seitwärts, sodaß die Undurchsichtigkeit nicht entdeckt wird.

Produktion: Bedecke das Glas mit einem entlehnten, leer gezeigten Tuche. Bei dem Abnehmen des Tuches nimm das Weißblech mit Daumen und Zeigefinger unter dem Tuche mit weg und gib das Glas zur Untersuchung. Hast du das Weißblech in die Servante fallen lassen, so kannst du auch sofort das Tuch vorzeigen, was dann noch größeren Effekt macht.

Aenigma bisyllabum.

Nullum animal spirans vivit sine parte priore;
Altera per caelum devolat ut volucris,
Candidior cycno; partes si jungis in unum
Arboris ex ramis nigra volat volucris.
Cornix.

Silbenvertauschung.

1. Verstand, 2. Esel, 3. Bacchus, 4. Unmut, 5. Lama, 6. Athene, 7. Kleinmütigkeit, 8. Mühseligkeit, 9. Verfall, 10. Rose, 11. Borax, 12. Uhrfeder, 13. Barzin, 14. Abzahlung, 15. Erle, 16. Schumann, 17. Frühling.

Bei jedem dieser Wörter soll irgend eine Silbe mit **ben, den, blei, den, den, ein, ein, frie, mei, ist, frie, glück, stück, ster, zu, zu** oder **wer** vertauscht werden, so daß ebensoviele neue Wörter entstehen.

Die neu eingesetzten Silben ergeben einen Sinnspruch.

Rätseldistichon.

Dunkelheit liebt es, es kriecht durch den Sumpf und den Moder des Weihers;
Setzt ihm ein F noch voran, glänzt es wie Gold in der Nacht.

Auflösung der Palindromaufgabe in Nr. 49.

1. David, 2. Halle, 3. Kolik, 4. Fabel, 5. Nadel, 6. Wesel, 7. Zettel, 8. Rochen, 9. Salon, 10. Baron, 11. Credo, 12. Tasso, 13. Leder, 14. Pfeiler, 15. Gregor, 16. Marat, 17. Vlies.

Auflösung des Buchstabenrätsels in Nr. 49.

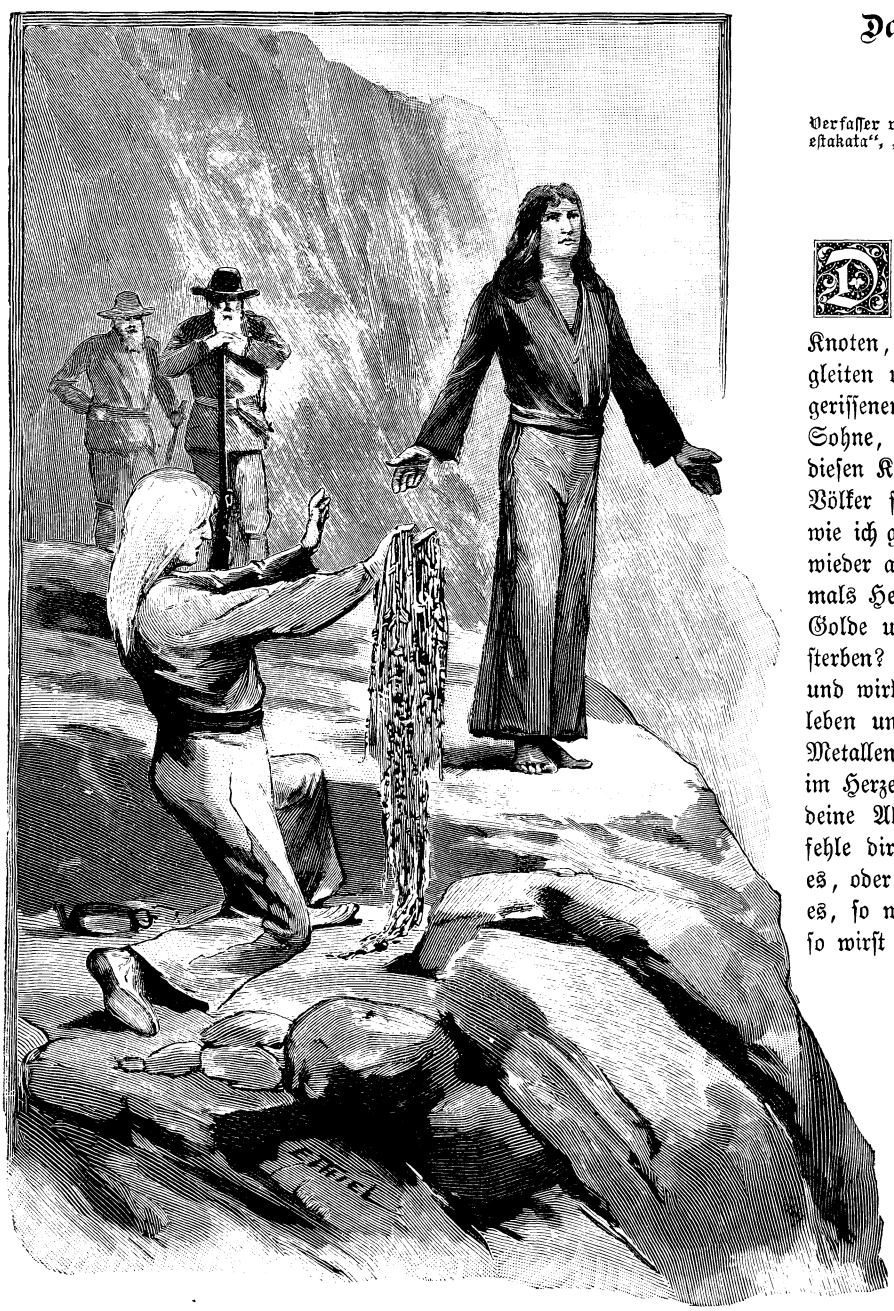
„Filz — Milz — Filz."

Ein heiteres Trauerspiel.

In einem unfern von Andernach gelegenen Orte fand einst eine Theatervorstellung statt. Es wurde „Julius Cäsar" gespielt und Markus Antonius befand sich gerade oberhalb der Bühne auf einer Treppe. „Erlaubt ihr, darf ich hinuntersteigen?" fragte er die untenstehenden Römer. Diese gaben ihre Einwilligung. Markus Antonius aber trat unvorsichtig auf das schwache, mit Segeltuch überzogene Gerüst, welches die Marmorplattform oberhalb der Treppen vorstellte, und hinab kam die ganze Geschichte nebst Markus Antonius selber. Julius Cäsar aber, der schon seit mehreren Stunden tot war und starr und kalt auf einer Bahre am Fuße der Treppe lag, streckte, als die Plattform krachte, seine Arme in tödlichem Schrecken empor, und schlug rechts und links aus, um die ihm um die Ohren sausenden Trümmer abzuwehren. Markus Antonius jedoch, kurz entschlossen, fuhr in seiner Rede fort: „Sofern ihr Thränen habt, bereitet euch, sie jetzo zu vergießen!" Und die Thränen flossen reichlich, aber es waren Lachthränen.

Merk dir's!

Das Leben schenkt nichts. Was es uns in den Schoß wirft, ist größtenteils Katzengold und zerrinnt uns unter den Händen. Nur was wir ihm abringen in hartem, ehrlichem Kampfe, hat bleibenden Wert.



. . . Anciano blickte, auf den Knieen liegen bleibend, erwartungsvoll zu seinem jungen Herrn auf. . .

VI. 51.

Das Vermächtnis des Inka.

Von Karl May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers", „Geist der Llano estakata", „Kong-Kheon, das Ehrenwort", „Die Sklavenkarawane", „Der Schatz im Silbersee" u. a.

(Fortsetzung.)

Der Alte gehorchte. Er kniete aus Ehrerbietung vor dem letzten Willen seines einstigen Herrn nieder, ließ Knoten nach Knoten, Schnur nach Schnur durch die Finger gleiten und entzifferte dabei langsam und in abgerissenen Sätzen folgendes: „Haukaropora, meinem Sohne, dem letzten Inka. — — — Siehst du diesen Kippu, so bin ich tot. — — — Auch Völker sterben. — — — Das unserige ist tot, wie ich gestorben bin. — — Hoffe nicht, daß es wieder aufleben wird. — — — Du wirst niemals Herrscher sein. — — — Es starb an seinem Golde und Silber. Willst du an dem deinigen sterben? — — — Wäre es arm gewesen, so lebte und wirkte es noch. Sei du arm, so wirst du leben und wirken. — — — Sei nicht reich an Metallen, sondern werde reich am Geiste und im Herzen, so wirst du glücklicher sein, als alle deine Ahnen. — — — Ich bitte dich; ich befehle dir nicht. Dieses Gold gehört dir; nimm es, oder nimm es nicht. — — — Nimmst du es, so wirst du sein Sklave; verschmähst du es, so wirst du frei. — — — Du hast den goldenen Streitkolben der Inkas. Verkaufe ihn, so hast du genug, um zu lernen und ein Mann zu werden, den Arbeit ehrt; Genuß im Nichtsthun aber schändet. — — — Willst du das Gold, so nimm es; doch hüte dich dabei vor dem Feuer in den Rinnen! — — — Willst du Ehre und wahres Glück, so gib das Metall der Erde wieder, der es geraubt worden ist; dann wirst du den wahren Reichtum erlangen. Brenne da die erste Kerze des schlafenden

Feuers an und eile aus der Höhle! — — Nun wähle, aber wähle gut! du besitzest das Blut der Herrscher; beherrsche also dich selbst; es wird dir gelingen. — — Ich bin bei dir und ich bleibe bei dir. Mach, daß meine Seele sich über dich freut. — — — Dann schaut mein Geist wonnig auf dich nieder, bis du mir folgest dahin, wo weder Gold noch Silber gilt, sondern nur die Schätze des Herzens gewogen werden. — — — Handle als mein Sohn, denn ich bin dein Vater!"

Der alte Anciano hatte so gelesen, daß die Pausen zwischen den einzelnen Sätzen immer länger geworden waren. Jetzt blickte er, auf den Knieen liegen bleibend, erwartungsvoll zu seinem jungen Herrn auf. Dasselbe that Anton, den der Inhalt des Vermächtnisses tief ergriffen hatte. Der Vater Jaguar war voller Bewunderung für die Anschauung, zu welcher sich der Tote emporgeschwungen gehabt hatte; aber seiner praktischen Natur sagte das Opfer nicht zu, welches dieser von seinem Sohne erwartete. Haukaropora stand hoch aufgerichtet da und blickte in die Sonne. Seine Ahnen hatten sie verehrt, zu ihr gebetet. Jetzt wollte sie hinter den Gipfeln der Berge verschwinden. So war auch der Glanz des Inkareiches verschwunden und dieses selbst untergegangen. Der letzte Rest dieses Glanzes strahlte unten in der Felsenkammer, wo die Statuen der Götter und Herrscher standen, beim Scheine einer armseligen Kerze. Sollte dieser letzte Schimmer auch erlöschen? In dem ernst-schönen Angesichte des Jünglings regte sich kein Zug. Er blickte in die Sonne, ohne daß die Augen ihm schmerzten, bis das höchste Bergeshaupt sie deckte; dann wendete er sich zu Anciano, nahm ihm den Kippu aus der Hand, verbarg denselben unter das lederne Jagdhemd auf der Brust und sagte: „Stehe auf, mein Vater! Es gibt keinen Inka mehr. Die Söhne der Sonne gingen dahin mit ihrem Reiche, und ich gehorche dem Geiste meines Vaters, welcher geglaubt hat, ich sei stark genug, das Richtige zu wählen. Ich gebe das Gold der Erde zurück, denn es bringt nur als Lohn der Arbeit Segen, und meine Arbeit soll erst noch beginnen."

Da sprang der Alte auf, ergriff seine beiden Hände und rief im Tone inniger Rührung und Liebe aus: „Sei gepriesen für diesen Entschluß, mein Sohn, ich habe von dir nichts andres erwartet. Du bedarfst keiner schillernden Schätze, denn der größte Schatz, den es gibt, ruht in deiner Brust."

Der Vater Jaguar aber fragte: „Wie? Du willst dem Inhalte des Stollens da unten entsagen? Das war es doch, was du meintest?"

„Ja."

„Das kann nur das Ergebnis einer vorübergehenden Stimmung sein. Bedenke, was du von dir wirfst, und welch ein Leben vor dir liegt, wenn du die Erbschaft deines Vaters antrittst!"

„Sein Vermächtnis liegt nicht da unten in der Höhle, sondern hier auf meinem Herzen."

Er deutete nach der Stelle, an welcher er den Kippu verborgen hatte.

„So willst du in Wirklichkeit das verzehrende Feuer dort unten anbrennen und die Reichtümer zerstören?"

„Ja."

„Das ist Wahnsinn! Wenn du sie nicht willst, so muß ich dich darauf aufmerksam machen, wie Gutes du mit ihnen thun, wie viele Menschen du mit ihnen glücklich machen kannst. Dich selbst magst du berauben, andere aber nicht!"

„Das Erbe gehört nicht ihnen, sondern mir; ich thue mit ihm, was ich will. Ich vernichte es, weil ich wünsche, meinen Nebenmenschen andre und bessere Gaben zu bringen."

„Ueberschwenglichkeit! Ich werde mich einem solchen Beginnen widersetzen!"

Er sagte das im drohenden Tone. Da nahm Haukaropora seinen goldenen Streitkolben von der Erde, wo er gelegen hatte, auf, richtete sich stolz empor und antwortete:

„Señor, ich achte und ich liebe Sie, aber in dieser Sache gibt es nur einen Willen, und das ist der meinige. Diesen Kolben werde ich nach dem Wunsche meines Vaters verkaufen, um leben und lernen zu können; wollten Sie sich mir wirklich widersetzen, so würden Sie mich zwingen, ihn vorher im Kampfe mit Ihnen zu erproben!"

Hammer warf den Kopf stolz zurück. Er wollte eine scharfe, vielleicht ironische Antwort geben, that dies aber doch nicht, sondern erwiderte in milderem Tone: „So war es nicht gemeint, mein junger Inka. Dein Entschluß ist heroisch und bewundernswert, wenn du den Wert des Geldes kennst. Ich bezweifle aber, daß dies der Fall ist. Uebrigens ist das, was du sagst, noch nicht gethan."

„Ich werde es aber sofort thun! Ich steige jetzt hinab in den Stollen und zünde das Feuer an."

„Um uns zu verraten und den Mörder deines Vaters entkommen zu lassen? Ich kenne euer Feuer nicht, befürchte aber, daß es eine Explosion hervorbringt. Das Gestein wird auseinander fliegen. Wenn dann der Gambusino mit Perillo kommt, so werden sie, wenn sie die Spuren sehen, sich augenblicklich davonmachen."

Hauka sah ihm eine Weile forschend ins Gesicht und antwortete dann: „Sie haben recht, Señor; ich muß noch warten. Zwar könnten wir diese Männer auf eine andre Weise und an einem andern Orte fangen; aber da die Mordschlucht die beste Falle für sie ist, so darf ich Ihrem Plane nicht entgegen handeln."

„Das meine ich auch," nickte Hammer befriedigt. „Ich habe sogar die Absicht, dir Gelegenheit zu geben, uns nicht nur durch diese Unterlassung, sondern durch eine sofortige Thätigkeit nützlich zu sein. Es ist nämlich nötig, vorher genau zu erfahren, wann die Feinde kommen; wir brauchen also einen tüchtigen Kundschafter. Willst du diesen Posten übernehmen?"

„Ja, sehr gern," antwortete Hauka, der sich geschmeichelt fühlte, einen so wichtigen Auftrag zu bekommen. Er ahnte nicht, daß der Vater Jaguar zugleich die Absicht verfolgte, ihn von hier zu entfernen, damit er ja keine Zeit und Gelegenheit fände, seinen, wie er meinte, übereilten Vorsatz auszuführen. Darum fuhr Hammer fort: „Du mußt aber sofort aufbrechen, weil du nicht reiten darfst und der Weg zu Fuß sehr weit ist. Reitend würdest du Gefahr laufen, entdeckt zu werden; zu Fuß aber kannst du leicht nach allen Richtungen gelangen."

„Ich bin bereit, Señor. Sagen Sie mir nur, wie weit ich gehen soll!"

„Zunächst zurück bis zur Salina del Condor, an welcher der Gambusino vielleicht heute abend schon ankommen und lagern wird."

„Und wenn er nicht kommt?"

„So steht zu erwarten, daß er in einer Doppelhöhle lagert, welche von der Salina rückwärts in der Richtung nach dem Guanacothale liegt, von woher die Mojosindianer kommen müssen."

„Ich kenne diese Höhle und werde mitgehen," fiel da der alte Anciano ein. „Erlauben Sie das, Señor?"

„Sehr gern, ich habe nichts dagegen einzuwenden, denn vier Augen sehen mehr als zwei."

„Und wo werden wir Sie bei unsrer Rückkehr treffen?“

„Da Eure Ankunft erst morgen früh zu erwarten ist, so werde ich diese Nacht bei den Gefährten zubringen, am Morgen aber wieder hier sein, um Euern Bericht zu hören. Nach ihm haben wir uns dann zu richten.“

Er erhielt von Anciano eine Beschreibung des Weges nach dem Bergloche und ritt dann mit Anton Engelhardt und den beiden Maultieren der Peruaner davon. Diese letzteren aber stiegen zu Thale, indem sie die Richtung nach der Salina del Condor einschlugen.

Sie kamen dort nach Einbruch der Dunkelheit an und gingen dann, da sie niemand fanden, weiter, um die Höhle aufzusuchen. Als sie dieselbe zu später Abendstunde erreichten, wurden sie, wie bereits erwähnt, Zeugen der Ermordung des Peon und der beiden Arrieros, worauf sie nach der Salina zurückeilten. Dort warteten sie und fanden nach einer Weile ihre Vermutung bestätigt, denn der Gambusino langte mit den Indianern dort an. Da er aber wegen Mangel an Holz kein Lagerfeuer machen konnte, so vermochten sie nichts zu sehen. Auch zu lauschen gab es nichts, da die Feinde sich sehr still verhielten, und darum blieben sie nur so lange, als geraten war, wenn sie mit Tagesanbruch wieder bei der Mordschlucht sein wollten.

Dort trafen sie den Vater Jaguar bereits ihrer wartend und berichteten ihm das Ergebnis ihres Kundschafterganges. Das war viel und doch nicht viel. Sie wußten, daß drei Männer erschossen worden und drei leben geblieben waren. Sie wußten auch, daß sich bei den letzteren die zwei kleinen, rot gekleideten Deutschen befanden, was Hammer sehr in Harnisch brachte; aber wer der dritte war, das wußten sie nicht. Da sie vor allen Dingen sehen sollten, ob die heranziehenden Indianer mit ihnen befreundet seien oder nicht, so mußten sie sich hinter einem nahen, felsigen Hügel postieren, um dieselben bei ihrer Ankunft zu beobachten, während Hammer zurückritt, um die Gefährten näher heranzuholen und ihnen die ganz unerwartete Mitteilung zu machen, daß der unvermeidliche deutsche Gelehrte mit seinem Diener ihnen wieder nachgefolgt und dabei abermals in die Hände des Gambusino gefallen sei.

Dieser letztere kam am frühen Vormittage mit Antonio Perillo, den acht Indianern und seinen drei Gefangenen angeritten und machte an dem Rande der Schlucht Halt. Er führte, sobald die Maultiere entlastet waren, sofort die Arrangements aus, welche er für nötig hielt. Die Habgier trieb ihn, sofort eine Untersuchung der Schlucht vorzunehmen, und da die Gefangenen doch auch Wert für ihn hatten und er sie den Indianern nicht anvertrauen wollte, so mußten sie mit in die Schlucht genommen werden. Man gab ihnen also die Füße frei, daß sie hinabklettern konnten. Unten aber, und zwar im Hintergrunde angekommen, wurden ihnen die Füße wieder gefesselt; man band sie an Steine, damit sie sich auch nicht einmal durch Wälzen von der Stelle bewegen konnten. Dann entfernten sich der Gambusino und Perillo, allerdings nicht weit, um ihre Nachforschung zu beginnen. Die Indianer waren oben zurückgeblieben, da ihnen verboten worden war, die Schlucht zu betreten.

Zufälligerweise waren die Gefangenen gerade nach der vorspringenden Felsenspitze, in deren hinterem Winkel der Eingang zum Stollen lag, gebracht und an drei von den vier erwähnten großen Steinen gebunden worden. Sie lagen natürlich an der Erde, Doktor Morgenstern genau auf dem Steingries, welcher die verborgene Maultierhaut bedeckte. Als sie ihre Peiniger so weit entfernt sahen, daß sie von ihnen nicht gehört werden konnten, sagte Fritze Kiesewetter: „Da sind wir nun bei unsrem Ziele anjelangt, aber als Jefangene. Wenn der Vater Jaguar schon da ist, werden wir uns bald wieder auf unsre freien Füße befinden.“

„Das gebe Gott!“ seufzte Engelhardt. „Es handelt sich um unser Leben, denn ich bin überzeugt, daß diese Schufte uns ermorden werden, sobald sie das Lösegeld empfangen haben.“

Er riß vor Grimm an seinen Fesseln und zerrte an dem Steine, an welchem er hing. Dabei zog er denselben nach und nach von der Stelle, an welcher er lag.

„Das glaube ich nicht,“ antwortete der Doktor. „Sie haben uns schon einigemal gefangen genommen, ohne einen Mord, lateinisch Homicidium genannt, an uns zu begehen.“

„Weil uns der Vater Jaguar immer rasch herausjeholt hat,“ erklärte Fritze. „Läßt er uns diesmal sitzen, so ist's oft und manchmal um uns jeschehen.“

„Gefangen zu sein, während ich meinen Sohn in der Nähe weiß!“ knirschte der Bankier. „An Händen und Füßen gefesselt und an einen Stein gebunden, wie ein wildes Tier!“

Er zog wieder an dem Steine, welcher auf einer Ecke der Haut lag, und jetzt weiter verrückt wurde, so daß dieselbe nachgab. Sie begann sich langsam unter Doktor Morgenstern zu senken. Darum meinte dieser: „Ich scheine weich zu liegen, obgleich meine Unterlage aus Steinen besteht, denn sie gibt nach. Ich sinke tiefer.“

„Und ich wollte, ich könnte auch sinken, tief in die Erde hinein!“ fuhr Engelhardt grimmig fort. „Hätte ich nur eine Hand frei, ich wollte mich bald meiner Fesseln entledigen, und dann wehe den Halunken!“

Er zog, zerrte und riß, daß der Stein immer weiter rutschte.

„Jeben Sie sich keine Hoffnung hin!“ antwortete Fritze. „Wen dieser Jambusino fesselt, der kommt nicht los; ik kenne das. Nicht wahr, Herr Doktor, wir haben das erlebt?“

„Leider ja,“ antwortete der Gefragte. „Wir sind sogar noch schlimmer daran gewesen als jetzt. Wir haben schon am Baume gehangen und — — — Herr — Himmel — Jemineh — — —!“

Er schrie vor Schreck laut auf, denn Engelhardts Stein war jetzt vom Felle heruntergerutscht; dieses gab nach, und der kleine Gelehrte fuhr mit den Beinen und dem Oberleibe in das Loch.

„Wat ist denn los? Wohin wollen Sie verreisen?“ fragte Fritze. „Soll dat etwa eine Abfahrt in die Unter- oder Urwelt sein?“

„Scherze nicht!“ jammerte der Kleine. „Ich stecke in einem fürchterlichen Loche, lateinisch Puteus genannt; ich schwebe über einer entsetzlichen Tiefe, lateinisch Vorago oder Barathrum geheißen, und wenn der Strick zerreißt, so bin ich verloren!“

Der kleine Gelehrte wog wohl nicht mehr als neunzig Pfund, und da der Stein, an welchem er mit dem Stricke befestigt war, weit über die Schwere eines Zentners hatte, so wurde er von diesem festgehalten. Dennoch zeterte er so laut, daß der Gambusino und Perillo es hörten. Sie kamen herbei und waren nicht wenig erstaunt, ihren Gefangenen halb in der Erde verschwunden zu sehen. Sie zogen ihn heraus, und dabei kam ein Teil der Haut zum Vorscheine.

„Was ist das?“ fragte Perillo. „Ein Leder, mit welchem dieses Loch bedeckt ist! Am Ende haben wir — — —“

„Schweig!“ raunte ihm der Gambusino zu. „Wir sind am Ziele. Das haben wir dem Zufalle zu verdanken. Die Gefangenen brauchen nicht zu sehen, was wir hier treiben. Schaffen wir sie fort!“

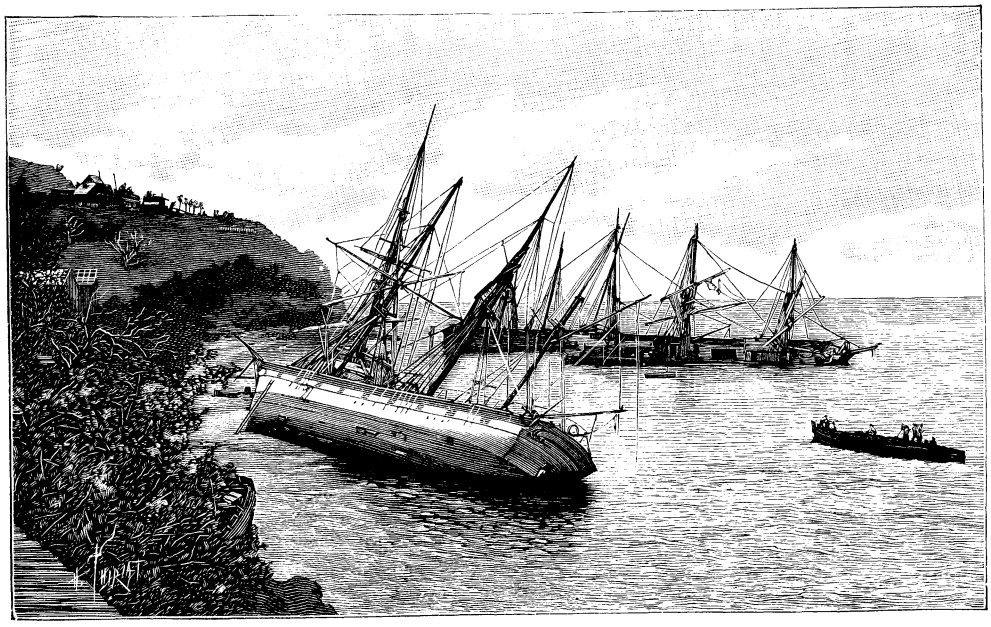
Sie schleppten die drei Gefesselten eine genügende Strecke fort, um unbeobachtet zu sein, und kehrten dann wieder nach dem Loche zurück, um seine und desselben Umgebung zu untersuchen. Sie fanden das ganze Fell und entfernten es. Sie warfen Steine in das Loch und hörten, daß dasselbe nicht tief war. Darum ließ sich der Gambusino hinab. Schon nach einigen Augenblicken rief er herauf: „Wir sind am rechten Orte! Es ist gelungen! Hier liegen Talglichte. Komm schnell herab, während ich eins anbrenne.“

Als Perillo unten ankam, war das Licht schon in Brand gesteckt. Sie achteten des Umstandes nicht, daß auch ein halbes dalag, welchem man es leicht ansehen konnte, daß es erst vor kurzem im Gebrauch gewesen war, und drangen langsam in den horizontalen Stollen ein. Indem sie vorsichtig weiterschritten, teilten sie sich ihre Bemerkungen und Hoffnungen mit. Sie befanden sich in einer fieberhaften Aufregung, welche sich fast bis zum Wahnsinn steigerte, als sie endlich die hintere Kammer erreichten und den Inhalt derselben erblickten. Sie standen zunächst wie sprachlos da und ließen ihre wonneglänzenden Augen über alle diese Gegenstände schweifen. Dann rief der Gambusino: „Entdeckt, entdeckt! Hier liegen Millionen. Das hast du mir zu danken.“

„Nein, sondern du mir, mir, mir!“ entgegnete Perillo. „Laß uns abschätzen. Hier stecken viele Lichter in diesen Rinnen, jedenfalls, damit man bei ihrem Glanze diese ungeahnten Reichtümer besser funkeln sehen kann. Soll ich sie anbrennen?“

„Ja, denn bei diesem einen Talgstummel ist gar nichts, gar nichts zu sehen.“

Perillo riß dem Gambusino das Licht aus der Hand und hielt es an einen der bereits beschriebenen Dochte, welcher zunächst wie ein ganz gewöhnlicher Docht anbrannte. Das kleine Flämmchen hatte zunächst einen ruhigen, hellen Schein; dann begann es zu flackern, wobei es eine blaue Farbe annahm; hierauf sprühte es plötzlich nach allen Seiten Funken, an denen sich die andern Dochte entzündeten, und schoß alsdann gar zu einer bis an die Decke reichenden Feuergarbe auf. Ein scharfer, unausstehlicher Geruch oder vielmehr Gestank verbreitete sich in dem Raume. Schon brannten zehn, fünfzehn, zwanzig und noch mehr Lichter in den Rinnen. Sie flackerten, glühten, sprühten, pufften und lärmten. (Schluß folgt.)



Durch den Orkan auf den Strand geworfene Schiffe.

Ein Orkan auf Martinique.

Am 18. August wurde die französische Insel Martinique von einem Orkan heimgesucht, der den Wohlstand dieses gesegneten, aber häufig von Stürmen und Erdbeben heimgesuchten Fleckchens Erde — die Größe der Insel ist 987 qkm mit 170 000 Bewohnern — auf Jahre hinaus zerstörte. Nachdem seit 4 Uhr nachmittags ein rasches Fallen des Barometers erfolgt war, brach das Unwetter los und dauerte mehrere Stunden. Am andern Morgen bot die Insel ein Bild der Zerstörung, wie es grauenhafter und — vollständiger kaum gedacht werden kann. Unsre, nach Photographien an Ort und Stelle angefertigten Abbildungen mögen davon einen ungefähren Begriff geben, der aber seine ganze schreckliche Bedeutung erst erhält, wenn wir erfahren, daß ohne die umgekommenen Seeleute zu rechnen, 420 Menschenleben dabei verloren gingen und die Zahl der Verletzten 1400 betrug. Der angerichtete Schaden wurde auf 50 Millionen Franks veranschlagt.

Hören wir nun weiter, was einige Augenzeugen über die Katastrophe zu berichten wissen. Ein Herr Sully zu Saint Pierre schreibt unter anderm: Die elektrischen Erscheinungen waren äußerst häufig während des Sturmes. Es blitzte fast unaufhörlich. Am stärksten waren die elektrischen Entladungen im Mittelpunkt, bezw. in der Axe des Sturmes. Dabei war der Donner jedoch keineswegs sehr stark. Dies mag aber daher kommen, daß seine Stimme durch das fürchterliche Getöse des Sturmes, sowie das krachende Geräusch brechender Bäume und Aeste und niedergeworfener Dächer und ganzer Gebäude abgeschwächt wurde, sich zum Teil darin verlor. Sehr häufig kamen kugelförmige Blitze vor. Sie wurden von den aus ihren verwüsteten Wohnungen ins Freie geflüchteten Landleuten beobachtet, wie sie einige Sekunden lang knisternd durch die Luft fuhren und etwa 50 cm über dem Boden platzten.

Ein Herr Bordez zu Sainte Marie läßt sich, wie folgt, vernehmen: Am Mittwoch, den 18. August fiel nach einem regnerischen Tage das Barometer in höchst beunruhigender Weise, worauf denn auch um acht Uhr abends der Sturm mit nie gekannter Wut losbrach und in wenigen Minuten dieses so reiche Land in ein

einziges Trümmerfeld verwandelte. Der Sturm sprang abwechselnd von Nordosten nach Süden herum, gleichsam, um bei allen Gegenständen keine Seite unberührt zu lassen. Was das einemal stehen geblieben war, wurde bei der entgegengesetzten Richtung über den Haufen geworfen. Fort-de-France, das nach dem großen Brand angefangen hatte, sich wieder zu erheben, ist aufs neue in Trümmer gelegt. Morne-Rouge, Großmarne, Robert, Franz, Vouclin, Lamentin, alles bevölkerte und blühende Orte, bestehen nur noch dem Namen nach. La Trinité, Sainte Marie, Marigot, Basse-Pointe und fast alle andern Gemeinden der Insel haben die einen den dritten Teil, die andern die Hälfte ihrer Gebäude verloren. Keine Ernte mehr auf den Feldern! In diesem Lande des ewigen Frühlings glaubt man sich mitten in einen strengen Winter versetzt. Kein Laub mehr an Strauch und Baum! Ja kaum noch Aeste an den Bäumen, wenn diese überhaupt stehen geblieben sind und nicht entwurzelt wurden. Die Schiffe auf der Reede gingen entweder unter, oder wurden an die Küste geworfen. Die Bemannung ist größtenteils ums Leben gekommen. Wieviele ihrer sind, ist nicht bekannt und wird wahrscheinlich auch nie bekannt werden. Noch täglich werden Leichen ans Ufer gespült. Wann diese arme Kolonie sich nach solch schwerem Mißgeschick wieder erholen wird, ist gar nicht abzusehen.

Der Einundzwanzigste.

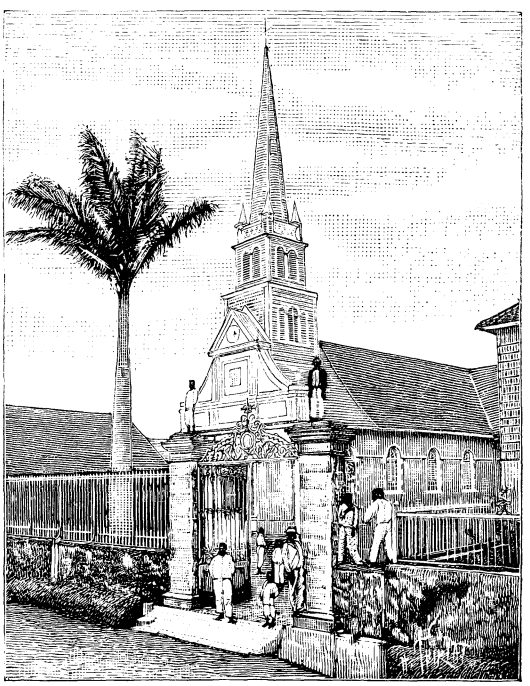
Es war nach der Schlacht bei Fehrbellin im Jahre 1675.

Der große Kurfürst von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, hatte einen glänzenden Sieg über die Schweden errungen, und suchte diesen, als kluger Feldherr, sogleich auszunützen, um das eigentlich seit 1637 schon Brandenburg durch Erbvertrag zugefallene Herzogtum Pommern aus den Händen der Schweden, die es an sich gerissen hatten, zu erobern, denn die ersten Städte befanden sich damals größtenteils noch in schwedischem Besitz.

Verschiedene Heeresabteilungen wurden gleichzeitig zu diesem Zwecke ins Feld geschickt, und den Generallieutenant von Görtzke, einen alten, kühnen Soldaten, traf dabei die Order, vor die altberühmte wohlbefestigte Schwedenstadt an der Parne, Demmin, zu rücken, wahrlich keine leichte Aufgabe, weil Demmin nicht nur durch eine starke schwedische Besatzung, sondern auch durch einen festen Wall und einen Wassergraben, ebenso tief als morastig, scharf gedeckt war.

Görtzke beschloß also, den Versuch zu machen, die Stadt zu überrumpeln und durch einen kühnen Streich dieselbe einzunehmen.

Es war eine pechschwarze, stürmische Nacht, in welcher das gefährliche Unternehmen versucht werden sollte, das darin bestand, den Wall zu erklettern, nach Ueberschreiten einer schmalen Planke, die über den Graben geschoben wurde, droben die Thorwache niederzumachen, und den draußen vor dem Thore der Stadt harrenden brandenburgischen Truppen dasselbe zu öffnen, um so auf diese Weise die Stadt zu überrumpeln.



Die Kirche von Morne-Rouge vor dem Sturm. Seitenansicht.

Fünfundzwanzig Dragoner waren für dieses Wagestück ausersehen, sämtlich Freiwillige, die mit todesmutigem Heldensinn sich dazu gemeldet hatten; die Führung übernahm der Wachtmeister Jobst Bertram. — „Lautlose Stille, tiefes Schweigen!“ lautete die Order, denn von dieser Hauptbedingung hing vor allem das Gelingen des ganzen Planes ab, da die Schweden nachts im Schlafe überfallen werden mußten.

Der alte Haudegen, Generallieutenant Görtzke, war persönlich anwesend, als um elf Uhr nachts das Brett über den Graben geschoben wurde, an der bestimmten Stelle, zu welcher der Wachtmeister lautlos seine kleine Schar geführt hatte, der einzigen erhaltenen Instruktion: „Stillschweigen“ gemäß.

Görtzke gab das Zeichen. Das Hinüberlegen des Brettes glückte. Zuerst beschritt es der Wachtmeister; er kam wohlbehalten hinüber. In atemlosem Schweigen folgte ihm nun Mann für Mann, einer nach dem andern.

Zwanzig waren bereits drüben. Jetzt kommt der Einundzwanzigste heran. Als er etwa in der Mitte über dem Graben sich befindet, läßt plötzlich ein dumpfes unheimliches Geräusch sich vernehmen, ein schwerer Fall dann, das Aufrauschen des Wassers, ein mehrmaliges Aufschlagen der unruhig schwankenden Planke auf dasselbe, und gleich darauf ist alles wieder still, totenstill!

Was war das? was war da geschehen?

Lautlos, der erhaltenen Order folgend, war er versunken, der Einundzwanzigste, und doch hätte ein Ruf, ja nur ein Herausarbeiten aus dem Wasser des nur wenige Schritte breiten Grabens ihm das Leben retten können! Aber alles das hätte Geräusch verursacht, und: „Schweigen, tiefste Stille!“ lautete die Order. Darauf war das ganze kühne Unternehmen ja gegründet, sollte es gelingen; ein Fehler dagegen, und alles konnte verloren sein. Daran nur dachte jener Dragoner beim Straucheln offenbar, der wackere Einundzwanzigste, der in der höchsten Not die Order nicht vergaß: zu schweigen! lautlos ging er deshalb in den Heldentod für seinen Herrn in seiner Soldatenpflicht.

Still zogen auch die andern weiter und glücklich gelangten alle sie hinüber. Als Görtzke eben ins Lager zurückgekehrt

war und sich aufs Pferd geschwungen hatte — horch! da knallten schon die Schüsse aus der Stadt. Der kühne Streich war gelungen! „Hoch, Brandenburg!“ erklang es durch die stille Nacht, das Thor öffnete sich und mit „Hurra!“ ging's hinein.

Kurz und blutig war das Gefecht, das nun mit den überrumpelten, so jählings aus dem Schlaf geweckten Schweden folgte, was nicht fiel, ward gefangen, und bald wehte der brandenburgische Adler von den Wällen. Demmin war erobert!

Am Morgen des nächsten Tages konnten von den wackern Fünfundzwanzig nur noch acht vor dem Generallieutenant Görtzke erscheinen; mehr als die Hälfte war im Kampf gefallen, darunter auch der Wachtmeister, vier waren schwer verwundet.

Wer aber war der Einundzwanzigste gewesen, dessen Leichnam das tiefe Moor nicht wiedergab, und dessen Vorder- und Hintermann im Gefecht geblieben waren?

Sein Name wurde nicht bekannt, niemals ermittelt. Herrschte doch zu jenen Zeiten überhaupt noch nicht die Ordnung und Genauigkeit wie heutzutage, und im Kriege geht es ohnehin ja wilder zu, als sonst im Leben.

In der Geschichte und im Gedächtnisse des deutschen Heeres indessen erhielt sich die treue That des ungenannten Kriegers.

Edelhirsch von Wölfen gehetzt.

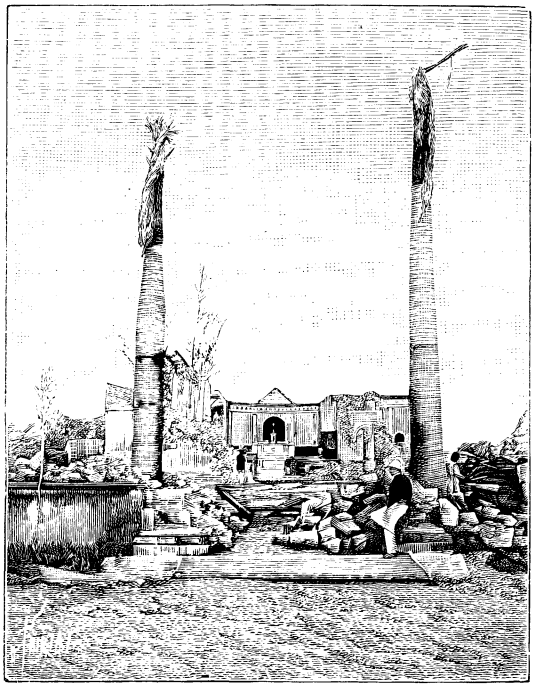
Versetzen wir uns in den Winter.

Lautlos steht der tiefverschneite Forst. Kein Windhauch rüttelt die Wipfel der Waldriesen, die, von einem fahlen Schimmer umflossen, der endlich aufgehenden Sonne entgegenharren. Ja, ja, die Frau Sonne hat's in diesen Tagen nicht gar zu eilig. Sie weiß, daß sie mit ihren außerordentlich schief fallenden Strahlen sehr wenig gegen die bittre Kälte ausrichten kann, die der schneidende Ostwind hervorgebracht hat. „Es friert ja Stein und Bein zusammen“, so sagt man, ist aber nicht richtig, denn der vor einigen Tagen frischgefallene Schnee friert nicht zusammen. Im Gegenteil, je stärker die Kälte, um so mehlartiger wird er. Er weicht nunmehr auch dem leisesten Drucke. Da, glaubt ihr jungen Freunde, müsse sich's herrlich drin marschieren lassen. Jawohl, eine viertel, eine halbe Stunde geht das, aber nicht länger, dann fängt die Lunge an, gewaltig zu arbeiten, der Schweiß rieselt am Körper herunter, die Zunge wird trocken, Oberschenkel und Waden werden wie taub. Ein Gefühl der Mattigkeit überschleicht euch, und wenn ihr dann die weit vor euch liegende Schneefläche betrachtet, die noch zu durchwandern ist, dann schwindet der Mut. Ihr möchtet euch gern etwas setzen und ausruhen, um frische Kräfte zu sammeln, wenn nur irgend ein Gegenstand sichtbar wäre, worauf man sich setzen könnte. Das ist ein Glück, daß keiner vorhanden ist, denn das Ausruhen hat schon manchem Menschen das Leben gekostet. Niedersetzen ist gleichbedeutend mit Einschlafen und Erfrieren. Es ermüdet nichts mehr, wie das Fortbewegen in tiefem, mehlartigem Schnee, weil der Fuß keinen Halt, keinen Reibungspunkt hat, und dadurch den Muskeln es allein überlassen bleibt, die Körperlast vorwärts zu schieben. Selbst die Bewohner des Waldes, deren anatomischer Bau die Muskelstärke und Elastizität in außerordentlich hoher Vollendung aufweist, fürchten diesen mehlartigen Schnee. Wir sehen deshalb einige Tage nach einem Schneefall bei großer Kälte sehr wenig Fährten, besonders von Raubzeug. Wenn sie der Hunger nicht heraustreibt, bleiben sie in den schützenden Dickungen, wo der Schnee nicht so hoch liegt, und der schneidende Ostwind sie nicht fassen kann. Hält das Wetter aber längere Zeit an, dann treibt sie der bittre Hunger aus ihren Verstecken, und besonders das Raubzeug, was hauptsächlich auf Fleischnahrung angewiesen ist, muß immer größere Kreise ziehen, um etwas Freßbares aufzufinden, und sein Leben zu fristen. Gerade für dieses Raubzeug ist der lockere Schnee eine brotlose Zeit. Alle Nebenquellen, wodurch der nagende Hunger etwas befriedigt werden kann, wie die Erlangung von Mäusen, Maulwürfen, Insekten u. s. w., sind durch die Schneelage und den hart gefrorenen Boden abgegraben. Der Hunger ist um so schrecklicher, je größer das Raubtier, und sein Verdauensvermögen ist und steigt bis zum Wahnsinn und zur Todesverachtung, wenn es gilt, oder wenn die Möglichkeit geboten wird, sich einmal satt zu fressen. Dieses gilt hauptsächlich bei dem zweitgrößten Raubtiere des Kontinents, dem Wolfe. Wenn ihn nicht der Hunger wahnsinnig macht, ist er feige und geht scheu und schlau allem aus dem Wege, was ihm unbekannt ist, oder wo er auf Widerstand stoßen könnte. Hat ihn aber der Hunger toll gemacht, dann greift er selbst den Menschen an, und ist dann kein zu verachtender Gegner. Seine muskulösen Läufe, auf denen er ziemlich hoch steht, die kräftige Brust und die starken Schenkel erlauben ihm selbst unter erschwerenden Umständen weite Strecken zurückzulegen. Seine feine Nase zeigt ihm genau an, welches lebende Wesen die frische Fährte in den Schnee gezeichnet, und ob er hoffen darf, dieses Wesen mit seinem kolossalen Gebisse zu überwältigen und an ihm seinen wütenden Hunger zu stillen. Das scheint nun bei dem Rudel Wölfe auf unsrer Illustration auch wohl der Fall gewesen zu sein. Die treibende Kraft der Selbsterhaltung hat vermittelst der feinen Nase erst den einen, dann nach und nach die andern auf die frische Rotwildfährte gebracht und nun stürmen sie dahin, bei jedem Sprung bis an den Hals in den staubenden Schnee versinkend. Wer weiß, wie weit sie schon die Fährte verfolgt haben, denn so ein Hirsch geht um diese Zeit, wo er sich vom Rudel abgethan, meilenweit in einer Nacht.

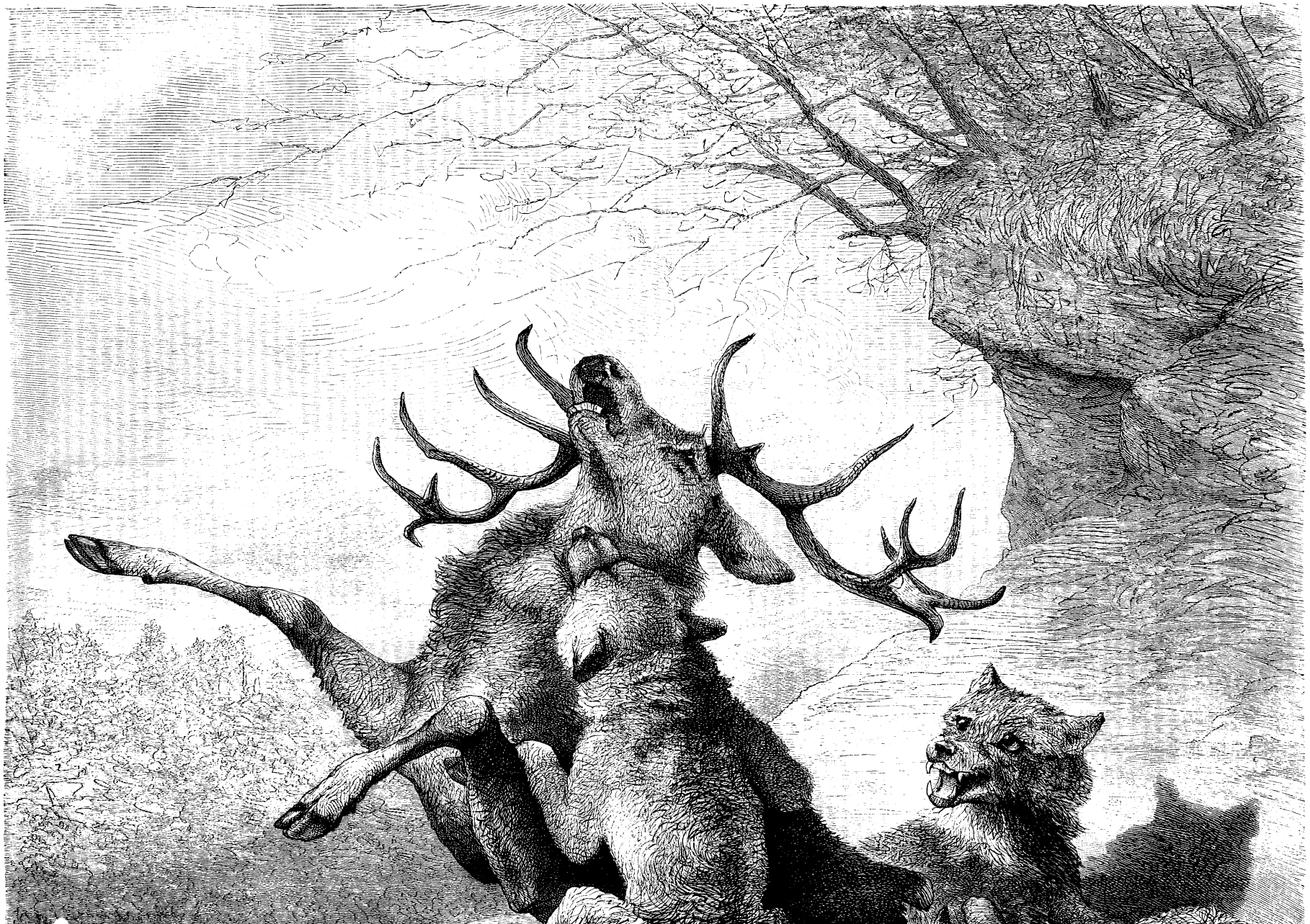
Diesen Hirsch sehen wir nun drüben in der Bergwand in der Morgendämmerung unter den breitästigen, kahlen Buchen stehen. Seine vorzügliche Nase verrät ihm auch unter dem tiefen Schnee die großen Büsche des breitblätterigen, um diese Zeit noch grünen Hirschgrases. Mit den Vorderläufen schlägt er den Schnee hinweg, daß er in einer Schneewolke eingehüllt ist und Schnee, Blätter und Geniste weit hinten ausfahren. Welche Wucht, welche Federkraft liegt in jedem Schlage. Mit Behagen kaut er das bloßgelegte, saftige Gras. Nachdem er den Busch abgeäst, schleudert er, den Windfang auf dem Schnee, gemächlich weiter.

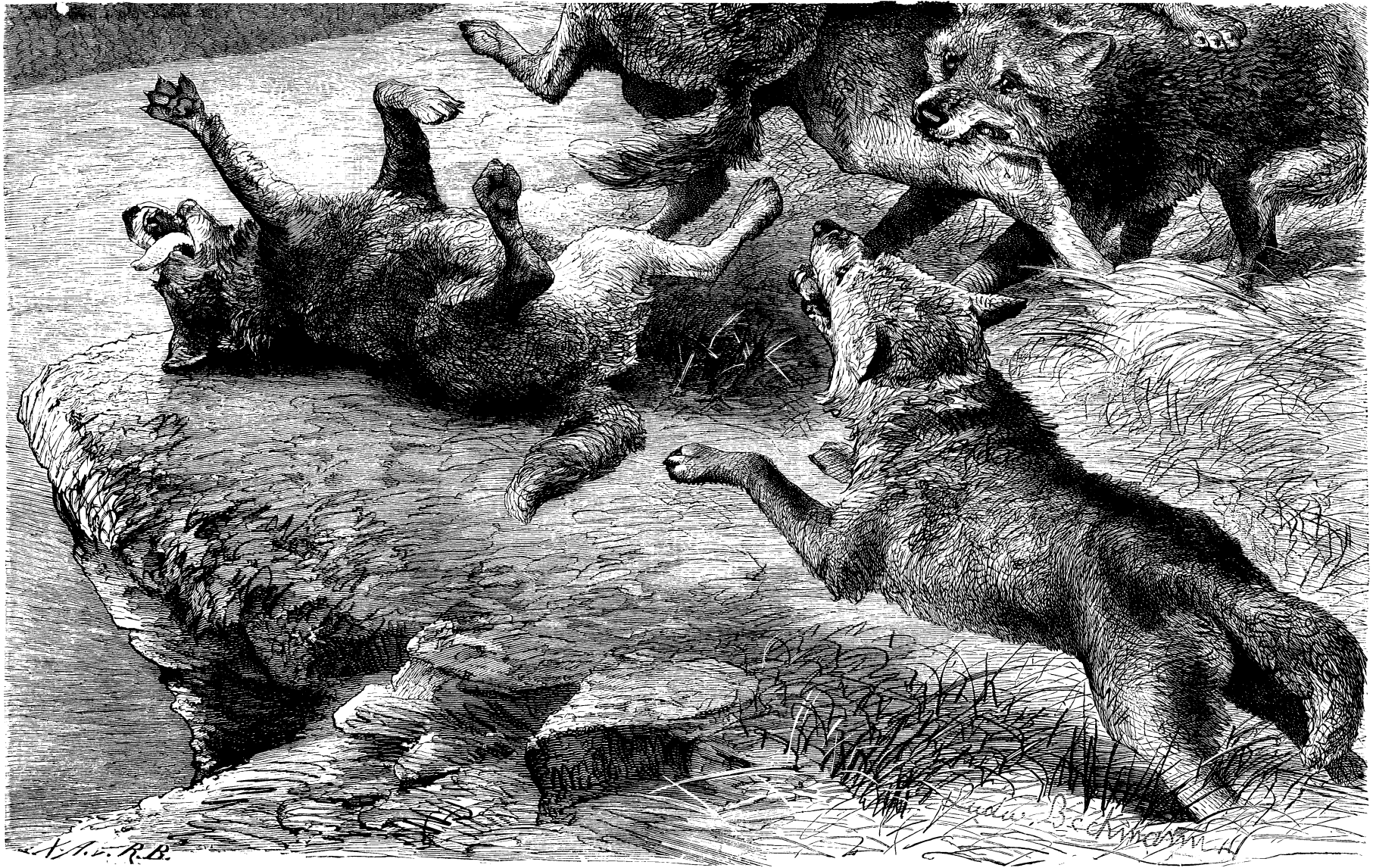
Wieder bleibt er stehen und plätzt. Er hat wieder einen Busch Hirschgras gefunden. Wir glauben, er habe nur Sinn für das Gras, was er kaut. Da sind wir aber sehr im Irrtum. Plötzlich wirft er das stolze Haupt in die Höhe. Die untere Kinnlade, die noch eben so fleißig nach rechts und links sich bewegte, bleibt plötzlich stehen. Die Lauscher drehen sich eifrig bald nach vorn, bald nach hinten, der Windfang (Nase) irrt hin und her. Er sichert. Was mag er nur haben? Wir haben weder etwas gehört, noch gesehen. Da ertönt, kaum für uns hörbar, von der jenseitigen Bergwand ein heiseres Bellen oder Winseln. Wie von einer Feder geschnellt, fliegt der kolossale Körper

auf den Hinterläufen herum, und in mächtigen Fluchten, daß der Schnee hoch aufstaubt, den Hang hinauf. Nach einem Dutzend solcher Fluchten bleibt er stehen und dreht sich um, als schäme er sich seiner Furcht. Wie aus Erz gegossen, steht die königliche Gestalt hoch erhobenen Hauptes und bläst im Unmute den heißen Atem durch den Windfang in die bitterkalte Morgenluft. Da ertönt das Geheul etwas näher, und in dem Momente dreht sich der Hirsch um und trollt den Hang hinauf, wo er in der Dämmerung des Waldes verschwindet. Er trollt, wer aber die Entfernungen zu beobachten Gelegenheit hatte, die ein trollendes Stück Rotwild in unglaublich kurzer Zeit zurücklegt, dem wird nicht bange dafür sein, daß die nunmehr daherstürmende Rotte der Wölfe ihn einholen. Voraus stürmt das stärkste Exemplar, und hinter ihm her wirbelt eine Schneewolke, darin dunkle Körper und heraushängende rote Zungen. Jetzt kommen sie zu der Stelle, wo der Hirsch umhergegangen und geplätzt hatte. Das ist fatal, denn wo ist jetzt die Weiterfährte? Wild durch einander schießt das Rudel, alle Plätze, wo der Hirsch den Schnee hinweg gefegt, werden beschnuppert. Dumpfes Knurren scheint der Austausch ihrer Meinung zu sein. Da heult eine arg heruntergekommene Wölfin, die einen größern Bogen geschlagen und dadurch auf die frische Fährte gekommen, laut auf und wie auf Kommando stürzt die Rotte zu ihr hin. Nur einige Augenblicke der Prüfung durch die Nasen läßt die grünlich schillernden Augen der Galgenphysiognomien hell aufblitzen, und da geht sie her, die Rotte Korah, ganz genau auf der Fährte des Königs der Wälder, der nunmehr schon wer weiß wie weit ist. Nur ein ganz besonderer Unglücksfall könnte ihn in die Zähne seiner Verfolger liefern. Der weiche Schnee, der ihm und seinen hohen stahlharten Läufen wenig Widerstand bietet, ist sein Schutzgeist. Ganz anders gestaltet sich die Sache, wenn die Witterung umschlägt, wenn der Schnee weich wird und durch plötzlich eintretende Kälte eine Kruste bekommt, die den Räuber trägt, während das edle Wild infolge seiner Schwere durchbricht. Diese Tage sind die jammervollsten für eine Wildbahn und können in unglaublich kurzer Zeit eine solche total ruinieren. Am Futter wird es dem Rotwild nicht fehlen, denn auch jetzt noch haut es sich dasselbe unter dem Schnee heraus. Wird es aber vor Raubwild flüchtig, so verletzt es sich die Schalen an den scharfen Eisschollen, und jede Flucht wird zuletzt zur Rotfährte. Bei jeder Flucht bricht es ein und muß die doppelte Kraft zur Weiterbewegung aufbieten, während die Geschwindigkeit des Räubers in keiner Weise beeinträchtigt wird. Da hat eine Jagd oder Hetze wie ich sie vorhin geschildert, leider sehr oft Erfolg. Durch die große Anstrengung, noch mehr durch den Schweißverlust an den wunden Läufen, ermattet das Wild. Es versucht durch Wiedergänge seine Verfolger zu täuschen. Selten gelingt ihm das, denn die durch den Hunger geschärften Sinne der Räuber finden immer wieder die richtige Fährte, und der Schweiß in derselben feuert sie zu den höchsten Leistungen an. Mit einer staunenswerten Ueberlegung teilen sie sich manchmal in zwei Partien, wovon die eine hetzt und die andre das matte Wild abzuschneiden sucht. Auf unsrer Illustration scheint dieses der Fall zu sein. Mit feiner Ueberlegung hat der brave Sechzehnender auf unserm Bild einen schmalen Wechsel hoch in den Felsen über der Thalhöhle angenommen. Vielleicht gelingt es ihm, in einem kühnen Absprung seine Verfolger zu täuschen, oder sie einzeln zu vernichten. Das stolze Gehörn ist eine gar gefährliche Waffe. Ein Schlag mit demselben bricht den stärksten Knochen, und ein mit demselben in die Luft geschleuderter Angreifer dürfte in den wenigsten Fällen mit heilen Gliedern auf die Erde kommen. Geschickt weiß er den Angreifern immer die spitzen Enden entgegen zu halten, und sollte ihm ein Angriff von hinten werden, so genügt ein Schlag der stahlharten Läufe, auch den härtesten Wolfsschädel einzuschlagen. Hier im vorliegenden Falle hat er nicht mit der Schlauheit seiner Verfolger gerechnet, die sich offenbar geteilt haben. Während ein Teil die Fährte hielt, hat der andre ihm den Wechsel abgeschnitten und ihn auf einem Felsvorsprung gestellt. Hier gibt es kein Entrinnen mehr, und darum kämpft er ritterlich. Den kühnsten der Räuber hat er mit dem stolzen Geweih zu Boden geschlagen. Wir sehen denselben auf dem Rücken liegen und die Glieder im Todeskampfe strecken. Geschickt hat der zweite Wolf eine Blöße des Hirsches benutzt, und ist ihm mit mächtigem Satz an die Kehle gesprungen. Das Steigen des Hirsches und das Aufsperren des Geäses zeigt an, daß der Wolf sein fürchterliches Gebiß tief in den Hals des Hirsches geschlagen. Dieser weiß, daß er nunmehr verloren ist. Mit demjenigen, welcher ihn von hinten gefaßt hat, sollte er schon fertig werden, dem würde bald ein Schlag mit dem andern Laufe das Handwerk für immer legen, aber denjenigen, der ihm am Halse hängt, vermag er nicht los zu werden. Noch einmal nimmt er alle Kraft, alle Elastizität seines sehnigen Körpers zusammen und schnellt wie ein Ball mit seinen Anhängseln über den Felsvorsprung in die grausige Tiefe. Kein Laut ist ihm im Kampfe wie im Todessprung entfahren. So stirbt der König der Wälder. Ein dumpfer Aufschlag und ein jämmerlich ersterbendes Geheul zeigt an, daß unten nur eine formlose Masse von Tierkadavern zu finden ist. Die übrig gebliebenen Wölfe strecken neugierig ihre Galgenphysiognomien über den Felsvorsprung und saugen mit Wohlgefallen die aufsteigende Witterung von frischem Schweiß ein. Sie wissen, daß ihnen die Beute nicht mehr entgeht. Vorerst aber



Die Kirche von Morne-Rouge nach dem Sturm. Vorderansicht.





Edelhirsch von Wölfen gehetzt.

ziehen sie das Gewisse dem Ungewissen vor und verzehren ihren toten Stammesgenossen bis auf die letzten Hautfetzen. Dann geht es nach der Tiefe und mit entsetzlicher Gefräßigkeit fallen sie über die zerschmetterten Kadaver her, bis nur wenig mehr auf der Wahlstatt zurückbleibt. Die Schneedecke ist weithin gerötet vom Blute ihrer Beute.

Not im Walde.

Wieder einmal hatte die Schulglocke unserm Ohre zum letztenmale geklungen, die Prüfungen waren vorüber, unter Hangen und Bangen, die Zeugnisse steckten im Tornister. Ich war nicht wenig stolz darauf, hatte ich doch auf dem meinen das Wörtchen gefunden, um das man sich wochenlang so schwere Sorgen machte, das zwar eine gewisse Erlösung, aber auch neue und noch schwerere Arbeit bringt, enthält es doch eine Bestätigung dafür, daß man für dieses Mal seinen Zweck erreicht hat, das Wörtchen „versetzt".

So war also alles glücklich überstanden und volle 14 Tage konnten wir, gleich wie zum Lohne, jetzt volle Freiheit genießen.

Alle Freuden eines jungen, frohen Herzens standen mir bevor. Nun durfte ich nicht mehr zweifeln, daß mein Vater sein Versprechen erfüllen und mich in den großen Wald zum Onkel beurlauben würde. Wie wollte ich den heimkehrenden Vögeln zujauchzen; fühlten sie doch ebenso, wie ich, die Freiheit nach den Fesseln des Winters; wie wollte ich mit ihnen um die Wette — fliegen — nein, halt, so weit sind wir noch nicht, aber laufen mit den schnellen Bachstelzen, mit dem bunten, um seine Eier besorgten, immerwährend schreienden Kiebitz, wie wollte ich den Hag hinabspringen, ja, welche herrlichen Freuden warteten meiner.

Aber die Frühlingssonne, die schon so warm geblickt hatte, von der bereits Schneeglöckchen und Veilchen zur neuen Auferstehung gerufen waren, hatte sich noch einmal wieder von uns gewendet; dichtes, schweres Gewölk hatte einen undurchdringlichen, grauen Vorhang über den ganzen Himmel gezogen, kalt wehte der Wind die Straße entlang und machte uns auf dem offenen leichten Wagen frösteln. Noch auf dem Bahnhofe warnte daher Vater vor der Weiterfahrt, ich solle das schöne Osterfest lieber zu Hause verleben, zumal leichte Schneeflocken anzukünden schienen, daß des Winters Herrschaft noch nicht zu Ende sei. Aber die Reiselust war einmal über mich gekommen und lange konnte der Winter kaum noch währen. Auf diese Ungewißheit hin durfte ich alle meine schönen Ferienträume nicht aufgeben!

Bald nach Verlassen des Zuges schritt ich dem in dichtem Kieferwalde versteckten Forsthause zu. Von ferne hörte ich schon das laute Gebell der Hunde, ein Schellenschlitten kam mir entgegen. Also auch hier wieder strenger Winter.

„Hektor, Diana!" rief ich mit lauter Stimme. Hatten die treuen Tiere mich erkannt?

Ich glaubte ein freudiges Winseln zu vernehmen, dann trat ein Mann in die Lichtung des Weges und die beiden Hunde kamen in mächtigen Sätzen dahergerannt, so daß sie mich fast in ihrer tollen Freude umgeworfen hätten, wäre ich nicht auf so stürmischen Empfang vorbereitet gewesen.

„Mein lieber Junge! In aller Welt, davon habe ich mir ja gar nichts träumen lassen," begrüßte mich der Onkel und auch Tantchen erschien in der Thür, bedauerte aber, daß ich es so ungünstig getroffen hätte. Freilich, vorigen Sommer, als ich zum erstenmale in dieser Waldwildnis hausen durfte, waren andre Zeiten gewesen. So ein paar Wochen durch den sommerfrischen Forst streifen zu können, an der Seite eines alten Forstmannes, der jeden Vogel am Fluge kannte, der jeden Schlupfwinkel sowohl vom Rehbock, als vom Hasen und Fuchs wußte, der so lustige Schnurren erzählen konnte, ja, was konnte es schöneres geben. Und dann zu Hause, die Sammlungen von Eiern, Schmetterlingen, Käfern, ausgestopften Vögeln und Säugetieren, die Geweihe an den Wänden — alles das hatte mich mit einer Sehnsucht erfüllt, der ich nicht mehr Herr zu werden vermochte. Dazu hatte Onkel vielverheißend von dem Frühlingswalde gesprochen, von den Nestern der Vögel, vom Brüten und Füttern, so daß ich mit den kühnsten Hoffnungen hierher gekommen war.

Was kümmerte mich auch das bißchen Schnee. Aber zu dem bißchen kam noch mehr und immer mehr. Wenn die treuen Hunde mich mit ihren klugen Augen ansahen, schien es mir, als wollten sie sagen: „Es thut uns selber leid, lieber Robert, aber wie wäre es, sollten wir nicht einmal einen Streifzug durch den winterlichen Forst machen?" Davon wollte Onkel indessen nichts wissen und vertröstete mich daher von einem Tage zum andern.

Und der Schnee fiel dichter und dichter. Doch endlich hörte es auf; die Sonne kam zum Durchbruch und schaute thränenden Auges auf dieses überschneite Frühlingsbild. Ich stand voller Ungeduld vor der Thür der Försterei. Horch, pfiff da nicht ein Fink und flog da nicht eine Meise? Hurra! nun war kein Zweifel mehr, es mußte Frühling werden; da zog ein Kranichheer vorüber und ganz nahe vor meinen Augen ließen sich die ersten Stare lärmend im großen Birnbaum des Gartens nieder.

Onkel trat zur Stube heraus. Seine Beinkleider staken in mächtigen Stiefeln, in der Hand hielt er einen Knotenstock.

„Onkel, darf ich mit?"

„Nein, mein Junge. Ich muß zur Stadt; aber vielleicht können wir morgen einmal im Walde nachschauen. Hektor bleibt hier, vertreib dir einstweilen mit dem die Zeit." Damit ging er.

Also Morgen! warum nicht schon heute?

Kaum hatte ich in Gesellschaft der Tante das Mittagsmahl eingenommen, als ich auch schon am Hundestalle stand und nach weiteren fünf Minuten hallte der Wald von meinem lustigen Gesange und Hektors fröhlichem Bellen wieder. Was kümmerte uns der tiefe Schnee. Immer weiter ging's hinein in das Dickicht, hier waren im Sommer die Rehe gewesen. Ob sie jetzt auch wohl hier sein mochten? Ich rief Hektor zu mir und ahmte den Schrei nach, wie ich es von Onkel gelernt hatte, und lauschte.

Eine Krähe strich krächzend vorüber. Aber — da auf dem Boden waren ja Spuren im Schnee abgedrückt — wahr-

haftig Rehspuren; auch Hasen waren hier in großer Menge gewesen. Ich wanderte weiter, in dem guten Glauben, eines der Tiere zu Gesicht zu bekommen. Aber alles Spähen war umsonst. Selbst Hektor kehrte nach einem kurzen Abstecher unverrichteter Sache wieder zu mir, als ich bei einer dichten Schonung von ungefähr 15jährigen Stämmen anlangte. Diese gedachte ich noch abzusuchen und dann wieder zur Försterei zurückzukehren.

Noch wenige Schritte, dann hatte ich den Rand der Schonung erreicht. Da, indem ich einen Schritt vorwärts that, fühlte ich plötzlich keinen Boden mehr unter den Füßen und bis unter die Arme versank ich im Schnee. Ich war in den tiefen Graben geraten, welcher die Schonung vom Hauptwege trennte. Beide Böschungen waren sehr steil, und schon im Sommer war es sehr schwer, dieselben zu erklimmen, wie vielmehr jetzt, wo sie mit glattem Eise belegt waren. Ueberdies steckten meine Beine bis halb zu den Knien im Schlamme, kurz, ich war fest gekeilt, ohne Aussicht mich auch nur einen Fuß breit bewegen zu können, noch dazu mitten im Walde, wo jetzt kein menschlich Wesen außer mir lebte. Ich war mir kaum meiner schrecklichen Lage bewußt geworden, als ich auch die Wahrnehmung machte, daß der Abend mit Macht hereinbreche und der Schnee wieder in dichten Flocken herniederfiel.

Hektor mochte wohl begreifen, daß ich mich in keiner beneidenswerten Lage befinde, er sprang zu mir heran, ließ ein leises Bellen hören, als wollte er sagen: „Komm doch, wir müssen weiter.“ Als ich indessen keine Miene machte, dieser Aufforderung Folge zu geben, kroch er dicht an mich heran, als wollte er mir heraus helfen. Wirklich schlang ich meinen Arm um den treuen Freund, aber seine Kraft erwies sich als zu schwach; meine Füße steckten eben zu fest im Schlamme. Da fing das treue Tier in seiner Angst um mich an, mir Gesicht und Hände zu lecken. Mir that diese Liebe unendlich wohl, wenngleich sie mir nichts half.

„Hektor, guter Freund,“ sagte ich zu ihm, „dieses war deines jungen Herrn letzter Gang; lebend werde ich wohl nicht wieder fortkommen.“ Freilich würde Onkel beim Nachhausekommen nach mir fragen, und wenn er mich nicht daheim fand, nach mir suchen, aber lange konnte ich es in dieser Lage nicht aushalten, das fühlte ich wohl; und wurde ich gar ohnmächtig und fiel mit dem Gesicht in den Schnee, während die immer dichter fallenden Flocken mich zudeckten, dann war es mit jeder Aussicht auf Rettung vorbei.

„Guter Hektor,“ wandte ich mich wieder an den Hund, indem ein letzter Hoffnungsstrahl meine düstere Seele auf einen Augenblick erhellte, „guter Hektor, erweise deinem sterbenden Herrn einen letzten Liebesdienst, laufe nach Hause und melde dort mein Unglück.“

Ein lautes Winseln war die Antwort.

Ich wiederholte meinen Wunsch, indem ich eine bezeichnende Handbewegung dazu machte.

Endlich schien er zu verstehen. Er rannte einige Schritte in der Richtung, die wir gekommen waren. Dann aber, als er merkte, daß ich ihm nicht folge, kehrte er wieder um, und noch lauter erscholl sein winselndes Geheul — sein Sterbegesang, für den verlorenen Freund.

Ich wiederholte meine Zurufe; endlich rannte er in mächtigen Sätzen davon. Hatte er mich aufgegeben, oder wollte er Hilfe holen?

Ich nahm das letztere an. Aber dennoch wollte mir das Herz brechen, als ich auch das letzte lebende Wesen aus meiner Nähe verschwinden sah. — So war ich nun allein, allein mit meinem quälenden Gewissen, das mir die bittersten Vorwürfe wegen meiner Ungeduld machte, allein mit dem Gedanken an den Kummer und die Trauer meiner lieben Eltern.

Wie würde die gute Mutter jammern, wenn sie erfuhr, ihr Robert sei im Walde verunglückt; wie viele Tage, vielleicht Wochen konnten vergehen, bevor man mich überhaupt auffand. Ich konnte mich der Thränen nicht mehr erwehren. Ich weinte zum Herzbrechen. Dahin meine schöne, fröhliche Jugend, verloren alle meine guten Freunde und Schulkameraden, alles, alles dahin. So elendiglich hier im Graben umkommen, wie ein Stück Wild — es war entsetzlich! Ich machte alle Anstrengungen, mich zu befreien; aber meine Kräfte hatten schon merklich abgenommen, und der Schlamm sich nur noch fester um meine Füße geschlungen.

Der Tod war mir gewiß, und wieder entquollen heiße Thränen meinen Augen.

Ich fing an, um Hilfe zu rufen. Ein äffendes Echo war die Antwort.

Doch so ganz ohne Trost sollte ich nicht bleiben. Wie ich so dastand und meine umflorten Blicke nach irgend welcher Rettung umher spähen ließ, gewahrte ich ein Häslein, welches, von Hunger getrieben, einen nahen Baum abschälte. Ach, der Hunger, wie er auch mich quälte. Dennoch dauerte mich der arme Tropf, und hätte ich eine letzte Brotrinde gehabt, ich hätte sie mit ihm geteilt.

Dann kam noch ein Häslein an und begann gleichfalls an einem jungen Stamm herumzunagen.

Indessen verhielt ich mich ganz ruhig, um diese armen Geschöpfe nicht bei ihrem kärglichen Mahle zu stören.

Plötzlich vernahm mein lauschendes Ohr ein Geräusch, als ob der Schnee niedergetreten würde; schon glaubte ich, Hilfe nahe sich mir; vergebene Hoffnung; es war ein mächtiger Fuchs, der leise heran schlich, um die nichts ahnenden Hasen jählings zu überfallen.

Das durfte nicht geschehen.

Schnell klatschte ich ein parmal kräftig in die Hände — die Hasen verschwanden, und auch Freund Reinecke drückte sich schleunigst in die Schonung hinein, nachdem er mir noch einen erschrockenen Blick zugeworfen hatte.

Wieder war alles stille.

Eine große Ohreule flog kreischend über mich hinweg. — Hatte die auch auf die Hasen Jagd machen wollen? Jedenfalls pochte mein jugendlich Herz stärker bei dem Gedanken an den ewigen Krieg in der Natur, und ich war nahe daran, meine eigene Lage darüber zu vergessen, hätte nicht die von den Füßen aufsteigende Kälte, die meinen ganzen Körper durchzitterte, mich daran erinnert.

Eine schwere Ermüdung überkam mich, die Augen fielen mir wiederholt zu und nur mit größter Mühe konnte ich mich noch aufrecht erhalten. Dazu empfand ich stechende Kopfschmerzen und ein fortgesetztes Sausen vor den Ohren.

Meine Kraft war dahin!

Dann . . . war Hektor wieder da? — oder träumte ich? — War's mir doch, als lecke er mir mein Gesicht, und da . . . war das nicht Onkels Stimme, die da hinten meinen Namen rief. Ich erwachte vollends . . . „Hektor, treuer Freund, bringst du Hilfe?“

Ja, er brachte sie.

„Onkel, Onkel!“ rief ich so laut ich nur vermochte.

Als ich dann nach acht Tagen wieder soweit hergestellt war, daß ich wieder hinaus durfte, hielt mich nichts ab, nach dem Schauplatze meines Abenteuers zu

gehen, natürlich in Onkels Begleitung. Zu meiner größten Freude sah ich überall noch Reste von Futter am Wege liegen, das Onkel den hungernden Tieren gestreut hatte, denn der Schnee war noch tagelang gefallen. Jetzt freilich war er verschwunden; nur noch wenige Gründe ließen die Herrschaft des Winters ahnen.

Dann standen wir vor der Stelle, die gar zu leicht mein Grab hätte werden können; die Hunde schnoberten darin herum.

„Ja, ja, du Schlingel," sagte Onkel, „wäre der Hektor nicht gewesen, ständest du jetzt nicht hier — aber der gute Hektor ließ ja nicht nach, bis wir den Bruder Thunichtgut wieder losgeeist hatten."

Ich rief den treuen Freund zu mir, streichelte ihn und er blickte mich mit seinen klugen Augen so treuherzig an, als wüßte er ganz genau, daß ich ihm meinen Dank sage.

Dann fiel ich Onkel um den Hals und weinte Thränen der Freude über das wiedergeschenkte Leben und Thränen des Dankes für die Liebe meines väterlichen Freundes und versprach nie wieder ungehorsam zu sein.

Die Kriegskunst der Alten.

Die Völkergeschichte ist eigentlich eine Kriegsgeschichte. Hören wir von den alten Völkern, so auch von ihren Eroberungszügen oder Kriegsniederlagen und damit gewöhnlich von ihrer aufsteigenden Macht oder ihrem Untergange. Wo es unterhaltene Streitheere gab, waren sie auch einer bestimmten Ordnung unterworfen und bei der Schlacht einer kunstgerechten, nach Erfahrungen und Berechnung betriebenen Führung ihrer Feldherren. Wir finden deshalb bei den Alten Kriegerkasten, und dieselben waren nächst oder mit denen der Priester die angesehensten. So hatten die Aegypter eine solche Kaste, eine Menge von Soldaten, welche mit einem bestimmten Maß von Grundbesitz angesiedelt waren und kein Handwerk treiben durften, um den kriegerischen Sinn nicht zu schwächen. Herodot gibt ihre Zahl auf 400000 Mann an. Sie zerfiel in zwei Klassen; je tausend aus beiden bildeten die Leibwache des Königs, die jährlich erneuert wurde. Die Feldtruppen waren mit Bogen, Lanzen und krummen Messern, mit Helmen und Schilden bewaffnet, in Scharen mit besonderen Feldzeichen abgeteilt, und das schwere Fußvolk bewegte sich in geordneten Reihen und nach dem Klang von Trompeten. Beim Angriff auf feste Städte bedienten sie sich der Schutzdächer. Statt der Reiterei gebrauchte man zahlreiche Streitwagen und von denen herab die Krieger ihre Bogenpfeile abschossen oder auch die Steine schleuderten.

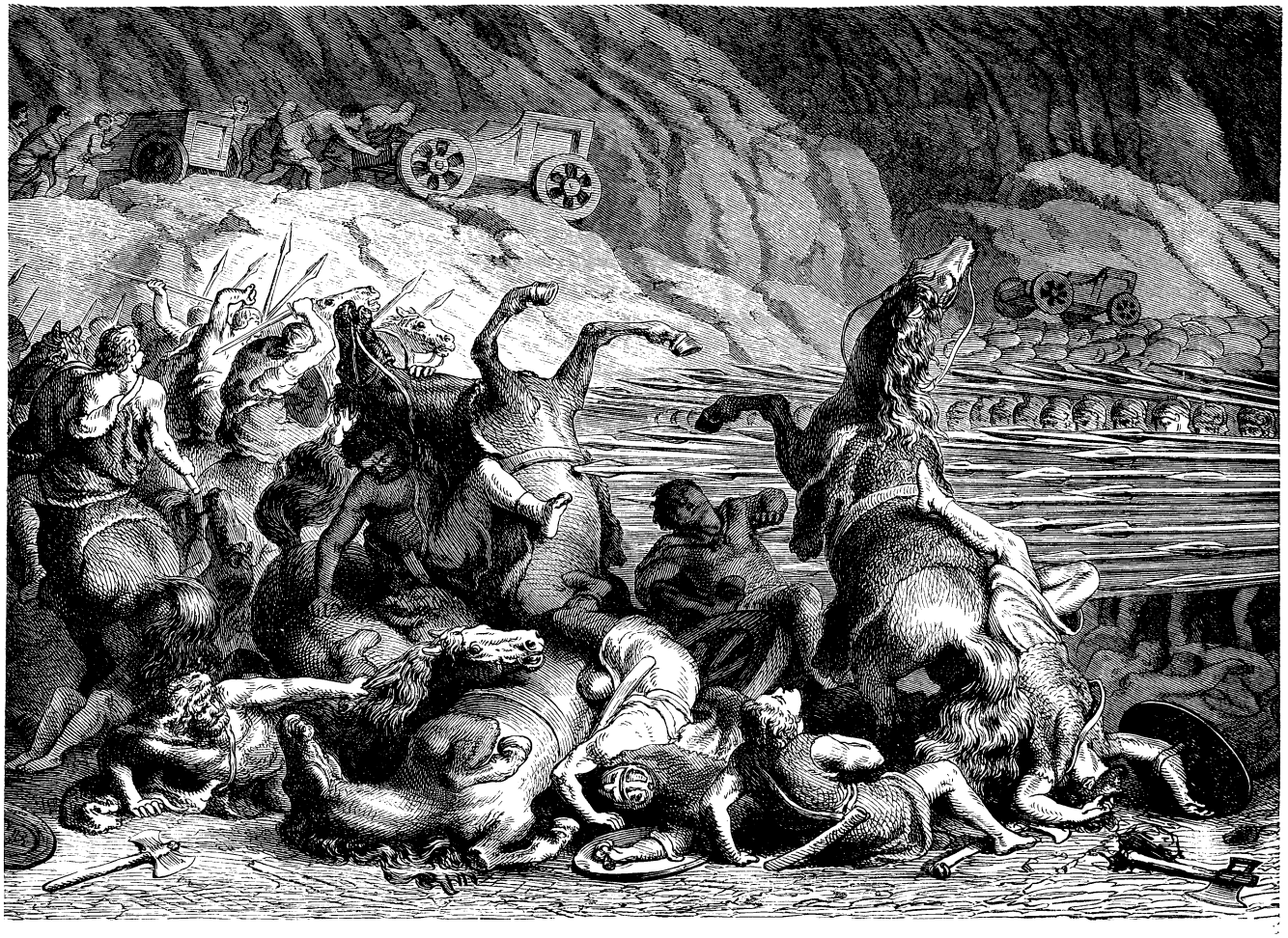
Dies war ziemlich im ganzen Morgenlande die beliebteste Waffe, während im alten Rom der Streitwagen nicht eingeführt war, sondern eine ausgebildete, mit Schwertern kämpfende Reiterei. Gepanzerte Soldaten finden wir am frühesten bei den Assyrern, daneben gab es Bogenschützen und Schleuderer, die aus den hinteren Gliedern der Kampftruppe über die vor ihnen in Verteidigungsaufstellung befindlichen Schwerbewaffneten, die Lanzen und Schwerter und Schilde hatten, hinwegschossen. Die Könige als Feldherren kämpften, wie dies im Altertum überall im Morgenlande der Fall war, mit Pfeil und Bogen von ihrem Streitwagen herab, ebenso die unter ihnen stehenden Befehlshaber, die auf ihren Wagen zugleich die Feldzeichen ihrer Abteilungen führten. Ihr kennt ja wohl, liebe Kameraden, die Schilderungen solcher Kämpfer, eines Achilleus und Hektor zumal, aus der Geschichte des trojanischen Krieges. Es gab auch in manchen Heeren ganze Kolonnen von Streitwagen, die Batterien unsrer Artillerie vergleichbar waren, und lanzenführende Reiterscharen gleich unsrer Kavallerie.

Das Kriegswesen wurde natürlich, je nach dem Charakter eines Volks, für Angriff wie Verteidigung planmäßig ausgebildet und taktisch mit mehr oder minder Kunst betrieben. Denket an Xerxes mit seinem nach Griechenland vordringenden Millionenheere, andrerseits an die Verteidigung der Thermopylen, an die Schlachten, welche die griechischen Feldherren den Persern lieferten. Bei der Belagerung fester Orte wurden deren Mauern untergraben, um durch Minengänge in die feindliche Stadt zu dringen; oder man füllte die Festungsgräben aus, erstieg die Mauern mittels Sturmleitern, während die Bogenschützen die Verteidiger von den Zinnen vertrieben; oder man suchte durch Sturmböcke, die man vor die Mauern führte, eine Bresche zu legen, durch welche das Fußvolk vordringen konnte.

Wiewohl unsre moderne Kriegskunst, schon durch Anwendung und Vervollkommnung der Feuerwaffen, einen ganz andern Charakter gewonnen hat, so steht sie im wesentlichen doch auf derjenigen der Alten, und ein guter Offizier wird das Studium und Kenntnis derselben gar nicht unterschätzen. Unsres großen Moltke Wissenschaft fußte denn auch auf dem Studium wie der neueren, so der alten Feldherren, auf dem der alten und neuen Kriegsgeschichte. Gab es doch Zeiten, wo sich der Marschall, wie 1868, lebhaft für die Kriegszüge Alexanders des Großen in Persien und Indien interessierte.

War Alexander ein großer Feldherr, von dem noch immer zu lernen ist, so auch sein Vater Philippos von Makedonien, der sein kleines Reich so groß und mächtig machte, daß sein Sohn von da aus die halbe Welt erobern konnte. Vater Philippos war etwa für Alexander, was Friedrich Wilhelm I. von Preußen für seinen Sohn, Friedrich den Großen, wurde. Ein Soldatenkönig, welcher Geld und Sorge vor allem auf Herstellung, Ausbildung und Schlagtüchtigkeit seiner Armee richtete. Er hatte Feinde ringsum und sehr gefährliche, wie die kriegslustigen Thraker im Norden. Mit Feldherrngenie besserte er an der Taktik seiner makedonischen Streitkräfte und vor allem ist er durch die Einführung der großen Phalanx, oder vielmehr deren Neuformung berühmt geworden.

Die Griechen brauchten schon diese Schlachtordnung, welche in der Aufstellung tiefer Fußvolkkolonnen in Gliedern mit verschiedener Bewaffnung, die Lanzenträger vorn, bestand. Epaminondas hatte damit bei Leuktra und Mantinea gesiegt. Philippos verstärkte sie bis auf sechzehn Glieder und deren Front bis auf tausend Mann, so daß ein solcher karreeartiger Heerhaufen 16000 Mann stark war. Die Soldaten trugen schwere Schwerter zu Hieb und Stich, ferner die Sarissa, eine Lanze von 21 Fuß Länge, und große Schilde. Im Treffen aufgestellt, drängten die hinteren Glieder so stark auf die vorderen, daß der Stoß des Ganzen im Angriff eine außerordentliche Gewalt bekam. Die Spieße der Phalangisten ragten noch aus dem fünften Gliede bis über die Stirn des ersten hinaus. Ein fürchterlicher Lanzenspitzenwall von ihrer Fünf-



Anwendung der griechisch-makedonischen Phalanx im Kriege gegen die Thraker.

tausend wurde also jedem Reiter- oder Fußvolkangriff in einer undurchbrechbaren Festigung, Lanze neben Lanze, entgegengestellt, und eng dahinter stand noch die geschlossene Macht von elftausendleibigen Gliedern, die im Augenblick ihre Sarissas senken und nach einem Wanken oder Versprengen des ersten Walles sogleich einen zweiten und dritten zu bilden vermochten.

Im Kriege gegen die Illyrier und Thraker, die Philippos in den Jahren 359 und 358 führte, verrichtete diese Phalanx Wunder. Unsre obenstehende Illustration gibt euch eine Vorstellung derselben. Mit ihren gehobenen Schilden gegen die Pfeile und Schwertstreiche der Feinde gedeckt, spießen die Makedonier die angreifende thrakische Reiterei auf, dringen mit ihren eingelegten Lanzen unaufhaltsam in ihre Reihen vor, sind unnahbar, unerschütterlich. Zwar lassen die Thraker nun ihre Artillerie, sozusagen, spielen; das heißt, sie rollen ihre schweren Kriegswagen über die Felshänge, um sie auf die Köpfe der Makedonier niederstürzen zu lassen und dadurch ihre Eisenglieder zu brechen. Aber deren flach und dicht zusammengehaltene Schilde fangen sie wie ein Dach auf und verhindern ihre vernichtende Wirkung. Durch strenge Kriegszucht, die Philippos eingeführt hatte, durch Schöpfung eines tüchtigen Offizierstandes aus dem makedonischen grundbesitzenden Adel, vermochte er dieser Phalanx ihre Unwiderstehlichkeit zu verleihen, sie zum Schrecken der Feinde, zu einem solchen Mittel seiner Siege zu machen, daß später ein römischer Feldherr gestand, nie etwas Größeres und Furchtbareres gesehen zu haben.

Neben der Phalanx war in dem Agema der Hetären, oder der Schar der Genossen des Königs, einem in Ileen oder Schwadronen geteilten Reiterhaufen von ungefähr 1200 Mann, der Kern des makedonischen Adels vereinigt. Dieses Agema bildete zugleich mit den Pezetären oder den Genossen zu Fuß, und den sogenannten Argyraspiden oder der Schar mit silbernen Schilden, die beide ebenfalls aus dem Adel genommen waren, zusammen die königliche Garde. Wenn die eherne Fußvolkphalanx Verwirrung unter die Feinde gebracht, dann stürzte Philippos von den Seiten her mit seinen gepanzerten Reitern auf sie und beendete die Niederlage. Verhältnismäßig schnell wurde er so Herr seiner Feinde und klug machte er sie sich zu vasallenhaften Bundesgenossen. Er hinterließ seinem Sohn Alexander ein stolzes Erbe, das dieser mit seinem Genie als Eroberer zu weltgeschichtlicher Bedeutung brachte, die aber, wie alle bloße Eroberung ohne sittliche Notwendigkeit nach seinem frühen Tode dem Schicksal der Auflösung überlassen werden mußte.

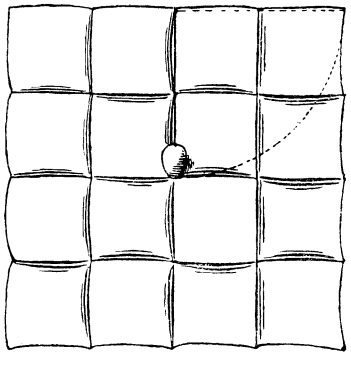
Taschentuch als Eiersack.

Apparat. An ein Taschentuch wird inmitten einer Kante ein ausgeblasenes Hühnerei mit einem Faden, der halb so lang wie eine Kante des Taschentuches ist, befestigt. Um ein Ei auszublasen wird dasselbe so lange geschüttelt, bis sich in seinem Innern Dotter und Eiweiß vermengt haben. Hierauf sticht man mit einer Nadel in beide Spitzen ein Loch; in eines derselben bläst man und die Flüssigkeit wird sich durch das

andre Loch entleeren. Das Loch am breiteren Ende des Eies vergrößert man etwas, steckt einen Faden ungefähr 10—15 cm tief hinein, schüttet mittels eines aus Papier gedrehten Trichters einen Eßlöffel heißes Wachs ins Ei und schwenkt das Wachs im Ei herum bis es erkältet ist. Dadurch bekommt die Eischale größere Festigkeit und der Faden ist im Ei befestigt.

Präparation. Man legt dieses Tuch abseits bereit, oder so auf den Zaubertisch, daß das Ei durch einen Zipfel des Taschentuches verdeckt wird, so daß, wenn man das Taschentuch an diesem Zipfel ergreift, das Ei gleich in die hohle Hand bekommt.

Produktion. Der Künstler tritt vor, das Taschentuch an den beiden obern Zipfeln erfaßt, das Ei in der hohlen rechten Hand verborgen, zeigt das Taschentuch von vorne und hinten und läßt sodann das Ei fallen, welches nun in der Mitte hinter dem Tuche hängt. Jetzt wird der Tuchzipfel der linken Hand auch in die rechte genommen, wodurch das Tuch sich in der Mitte zusammenfaltet, das Ei in seinem Innern bergend. Mit der linken Hand werden die herunterhängenden Zipfel ergriffen und in die Höhe gehoben, damit das Ei herauskollern kann und zwar in einen entliehenen Herrenhut, in welchen man ein Taschentuch gelegt hat, damit das Ei nicht zerbricht.



Taschentuch als Eiersack.

Nachdem das Ei in den Hut gefallen, wirft der Künstler die Zipfel des Tuches, welche er in der linken Hand hat, über den Hut fort, daß dieselben vorn herunterhängen, faßt wieder mit der linken einen Zipfel aus der rechten Hand, zieht an beiden Zipfeln das Tuch wieder in die Höhe, wodurch das Ei wieder gedeckt hinter demselben hängt. Dies läßt sich beliebig oft wiederholen. Schließlich legt man das Tuch bei Seite, nimmt das im Hut liegende Tuch an den vier Zipfeln, hebt es aus dem Hut, läßt es wie aus Unvorsichtigkeit fallen und zeigt dann auch den Hut leer vor. Schließlich kann man in der oben angegebenen Weise auch das Eiertuch wieder leer vorzeigen. Das Kunststück wird sehr gefallen.

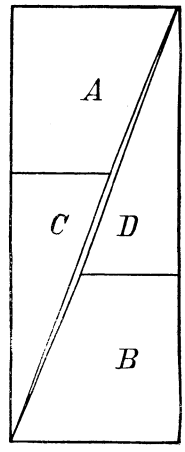
Der Elefant von New York.

Echt amerikanisch in seiner Großartigkeit und Originalität ist ein Bauwerk, das in New York, nicht weit vom Gestade der Hudsons-Bay, im Sommer 1892 vollendet worden ist. Das Bauwerk ist ein 200 Fuß hohes Riesengebäude, das man in die Form eines Elefanten gekleidet hat. Der Leib des Riesentieres zerfällt in eine große Zahl kleiner und großer Säle. Der Rüssel und die Stoßzähne enthalten die Treppen, ebenso der Schwanz. Die Augen sind kolossale Fenster, durch die man einen prächtigen Ueberblick über Land und Meer genießt. In den vier Beinen liegen die niederen Etagen, und die plumpen Zehen des Kolosses sind zu Thüren umgewandelt. Der Rücken des Tieres trägt ein Haus im indischen Styl, von dessen Dach sich ein 300 Fuß hoher (?) pagodenartiger Turm erhebt. Das von der Spitze des Turmes sich darbietende Panorama wird als eine unbeschreibliche Schönheit geschildert. Meilenweit in das Land hinein und über die See hinaus soll das Auge schweifen, dem sich hier wie dort unerschöpfliche Bilder des Lebens und des Verkehrs, sowie landschaftliche Reize enthüllen.

Mathematische Trugschlüsse.

XX.

Heute bin ich euch nur noch Rechenschaft darüber schuldig, wo ich das 65. Quadrat hergenommen habe. Die vier Stücke A, B, C, D passen nicht genau aneinander, sondern lassen, wenn sie aneinander gelegt werden, zwischen sich eine schmale Lücke, wie dies die nachfolgende Figur deutlich macht.



Obgleich diese Lücke so schmal ist, daß man sie nur bei großer Aufmerksamkeit und recht genauer Herstellung der Stücke wahrnimmt, so ist sie an Größe doch genau einem der Quadrate des Schachbrettes gleich.

Damit schließe ich meine Trugschlüsse, und ich hoffe, daß sie euch nicht nur zur Unterhaltung, sondern auch zur Belehrung gereicht haben. Wenn ihr Vergnügen daran findet, bringe ich euch gelegentlich mathematische Unterhaltungen andrer Art.

Der „G. K."

Logogriphaufgabe.

1. Gas, 2. Mais, 3. Faschine, 4. Wasserbad, 5. Hebel, 6. Tanne, 7. Jacht, 8. Haller, 9. Eingabe, 10. Herz, 11. Harfe, 12. Ilias, 13. Balg, 14. Laie, 15. Ruster, 16. Kork, 17. Gericht, 18. Meise, 19. Welle, 20. Haag.

An jedem dieser Wörter soll irgend ein Buchstabe gestrichen und durch einen der Laute **a, a, b, ch, e, e, g, h, i, u, o, o, r, r, s, s, t, t, u, u** ersetzt werden, so daß neue Wörter entstehen.

Die gestrichenen Buchstaben nennen einen aus der deutschen Geschichte bekannten Krieg, die dafür eingesetzten in umgekehrter Reihenfolge drei Orte, bei welchen in diesem Krieg Schlachten stattgefunden haben.

Rätsel-Distichon.

Wenn ihr finden mich wollt, so suchet mich unter den Bäumen,
Doch mit verändertem Haupt bin ich in Schwaben ein Fluß.

Schlüssel und Auflösung der Dechiffrieraufgabe in Nr. 49.

Setzt man statt der Zahlen der Chiffreschrift die entsprechenden Vokale, also a statt 1, e statt 2 u. s. w. und statt jedes Konsonanten der Chiffreschrift den nächsten Konsonanten des Alphabets, so erhält man die folgenden Verse von Julius Sturm:

Auf! tummelt euch und werdet stark
Und meidet weiche Hüllen,
Daß eure Glieder sich mit Mark,
Mit Blut die Adern füllen.

Die Wahrheit sucht und ehrt das Recht
Und liebt das Schön' und Gute,
Und nennt das Schlechte offen schlecht
Mit ungebeugtem Mute.

Hängt eure Herzen nicht an Tand,
Mag er auch lockend gleißen;
Denn Männer braucht das Vaterland,
Die stark und fest wie Eisen.

Auflösung des Aenigma bisyllabum in Nr. 50.

Cornix.

Auflösung der Silbenvertauschung in Nr. 50.

1. **Zu**stand, 2. **Fries**el, 3. **Ba**den, 4. **Wer**mut, 5. **La**den, 6. **Ath**eist, 7. **Ein**mütigkeit, 8. **Glück**seligkeit, 9. **Zu**fall, 10. **Fries**e, 11. **Bo**den, 12. **Blei**feder, 13. **Ben**zin, 14. **Einzah**lung, 15. **Meile**, 16. **Schus**ter, 17. **Früh**stück.

„Zufrieden werden ist ein Glück,
Zufrieden bleiben ein Meisterstück."

Auflösung des Rätseldistichon in Nr. 50.

„Unke, Funke."

Fragen und Antworten.

. **B. Bremen.** Wenn man die Kunstgärtnerei zum Beruf erwählt, so muß man zunächst eine drei- bis vierjährige Lehrzeit durchmachen, am besten in einer musterhaft geführten Kunst- und Handelsgärtnerei. Die Arbeitszeit beträgt hier zwölf bis vierzehn Stunden täglich. Der Lehrling muß zunächst erst die ordinären Arbeiten ausführen lernen, mit denen er sich auch in seiner spätern Gehilfenzeit mehr oder weniger zu befassen hat, er muß harken, hacken, graben, rigolen, Mistfahren, Töpfe waschen, den Gehilfen Wasser zutragen und nach und nach wird ihm dann Gelegenheit geboten, sich mit dem Wesen der feinen Pflanzenkultur, der Treiberei, Teppichgärtnerei, Baumzucht 2c. bekannt zu machen. Nach beendeter Lehrzeit muß sich der angehende Gärtner entscheiden, ob er späterhin selbständig werden oder eine Stelle bekleiden will. Zur Begründung einer eigenen mittelgroßen Gärtnerei gehören mindestens 30 000, meist aber 40 bis 60 000 M. Willst Du ein eigenes Geschäft begründen, so mußt Du nach beendeter Lehrzeit noch sechs bis acht Jahre in verschiedenen Gärtnereien als Gehilfe thätig sein, denn schneller kann man sich die zur Führung eines eigenen gärtnerischen Geschäftes nötigen Kenntnisse nicht aneignen. Da großer Ueberfluß an Gehilfen ist, werden dieselben schlecht bezahlt, in der Regel mit 12—20 M. monatlich bei freier Station oder mit 12—15 M. wöchentlich, ohne solche. Willst Du einmal eine Stelle als Leiter einer großen herrschaftlichen, städtischen oder Hofgärtnerei einnehmen, so mußt Du vorzugsweise in solchen Gärtnereien als Gehilfe arbeiten; die Arbeitszeit ist dann bei meist gleichem Einkommen kürzer und die Arbeiten sind weniger anstrengend. Stellungen als Obergärtner, Hof- und Stadtgärtner, Garteninspektoren. sind meist nur nach mindestens zehn bis zwölfjähriger sehr erfolgreicher Gehilfenthätigkeit und dann nur schwer zu erlangen, weil solche Stellen eben selten zu besetzen sind und Hunderte auf dieselben warten. — Obergärtner, Garteninspektoren und Stadtgärtner erhalten 1500—3600, die städtischen Gartendirektoren der Großstädte bis 6000 M. und darüber, die Inspektoren der kgl. botanischen Gärten 1800—4000 und die kgl. Hof- und Oberhofgärtner 2000—3500 M. Gehalt pro Jahr, fast immer bei freier Wohnung. Wer kgl. preußischer Hofgärtner werden will, muß nach mehrjähriger praktischer Thätigkeit die kgl. Gärtnerlehranstalt in Wildpark bei Potsdam zwei Jahre besuchen und nach weiterer Gehilfenthätigkeit in beliebigen Gärtnereien dann erst das Obergärtnerexamen machen. Die genannte Lehranstalt ist nur in der Lage einen ganz kleinen Teil der sich meldenden Zöglinge aufzunehmen, ferner kann auch die Hofgärtnerdirektion nur wenige von den Leuten anstellen, die das Obergärtnerexamen gemacht haben. Gebildete aber mittellose, ferner kränkliche und körperlich schwache Leute sollen ja nicht Gärtner werden, sie würden dies später sehr zu bereuen haben.

, **Claus.** Die Wahl des Objektes ist Dir ganz freigestellt. Inzwischen wird der Wiener doch wohl geantwortet haben.

reinigung „Linné" wird gebeten, seine Adresse und Statuten zu senden an Hugo Hosmack, Wien, IV. Luisengasse 5.

ffe in Graz. Fehldrucke, die darin bestehen, daß die eingesetzten Wertzahlen fehlen oder verkehrt abgedruckt wurden, kommen in den Emissionen 1883 und 1890 vor, sind aber äußerst selten.

tto Spangenberg. Blättere gefälligst den laufenden Jahrgang zurück und Du wirst zum Bau von Mäusekäfigen wiederholt Anleitung finden. Gruß freundlich erwidert.

chwung. Die Berechtigung als Einjährigfreiwilliger in der deutschen Marine zu dienen, wird durch die Erteilung des Berechtigungsscheines der dazu berufenen Prüfungskommission erworben, bei jungen Seeleuten von Beruf durch Ablegung des Steuermannsexamens. Du wirst also, wenn Du nicht Gelegenheit nimmst, die geforderte maritime Vorbildung zu erwerben, wohl oder übel als Landratte dienen müssen.

. **L. in Eßlingen.** Gedichte sind der Form nach nicht übel, namentlich das Frühlingslied, doch der Inhalt ist gar zu sentimental. Ein junger Bursche Deines Alters, der im schönen lachenden Neckarthale wohnt, muß lustige, heitere Weisen schaffen

Wilhelm in Trier. Ein Stuttgarter Kamerad hat sich in der That ein solches Boot erbaut und lobt dessen Leistungsfähigkeit sehr. Bezüglich der Kosten darf es sich nur um die Anschaffung des Holz- und Nietmaterials handeln. Hast Du keinen großmütigen Onkel oder Bekannten, der Dir die nötigen paar Bretter stiftet?

W. Sch. F. K. St. schreibt: „Wer von den Kameraden wäre so gut, mir die Herstellung einer sogenannten Briefmarkentapete mitzuteilen. Ich habe sehr viele, nämlich über 1 000 000 davon und weiß keine andre Verwendung. Kameradschaftlichen Gruß! Zu Gegendiensten gerne bereit."

Tausendfuß. Merke: Wer will, was er kann, fängt nichts vergeblich an!

F. H. in K. Explosible Stoffe herzustellen ist des „G. K." Sache nicht. Man könnte sich dabei gar zu leicht ein Leids anthun.

Pflanzenfreund v. N. Sehr viele Pflanzenarten verlieren beim Pressen die Farbe mehr oder weniger und es gibt kein sicheres Mittel, dies zu verhindern. Die besten Resultate wirst Du durch tägliches Umlegen der zu pressenden Blumen in frisches Löschpapier erzielen. Sehr saftige Blumen kannst Du vor dem Pressen erst etwas antrocknen, indem Du sie so in ein Kistchen in ganz trockenen, feinen und reingewaschenen Sand legst, daß sie ganz vom Sand umgeben sind, das Kistchen dann an einem sonnigen Ort einige Zeit aufstellst.

E . . . . W . . . . . in A . . . . . g. Kennen die Sterncamera leider nicht; für M. 12½ inkl Material läßt sich nichts besonders Gutes herstellen. Der billigste Apparat ‚Argus' 6×9 cm kostet bei Glocke u. Co. in Karlsruhe M. 12. — Materialkasten M. 6. — Empfehlenswert ist auch ‚Zeus' 6×9 cm für 12 Platten M. 25. — Material wird besonders berechnet.

A. Z., Konstantinopel. Gute photographische Apparate liefert und bezügliche Auskünfte gibt gerne, die Handlung für photographische Bedarfsartikel von A. Glock u. Co. in Karlsruhe. Gruß!

Heinrich, ein eifriger Leser. Bravo, Dein Gedicht ist recht gut, für den Druck müßte es aber noch einmal unter die Feile genommen werden, die Endreime sind hier und dort etwas gewagt, die „Füße" stehen nicht immer auf dem rechten Platz. Freundlichen Gruß!

Fritz in Elberfeld, O. S. in Karlsruhe. Für die Bekleidung, Verpflegung und Ausrüstung der Einjährigfreiwilligen der reitenden Artillerie wären mindestens 1600 M. zu rechnen; außerdem 400 M. für die Berittenmachung, die Kosten für Hufbeschlag, Pferdearznei und den jeweilig festgesetzten Preis für die Ration.

Anzeigenteil.

Der Anzeigenpreis beträgt für die viergespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig. Aufträge werden von der Verlagshandlung und von allen Anzeigen-Büreaus angenommen. Schluß der Annahme von Anzeigen für die jeden Sonnabend erscheinende Nummer zehn Tage vorher.

Photographischer
Momentapparat
für Visitbilder. Hoch- und Queraufnahmen.
Complet mit allem Zubehör u. Anleitung. Preis 8 Mark gegen Nachnahme oder Voreinsendung des Betrages.
Max Coppenrath in Passau.

Sehr billige Briefmarken.
Preisliste sende auf Wunsch kostenfrei
August Marbes in Bremen.

Kürschners Taschen-Konversationslexikon gebunden 3 Mark.

100 seltene Briefmarken! n. v. Aegypt., Argent., Austral., Brasil., Bulg., Cap, Ceyl., Chil., Costar., Cuba, Ecuad., Finnl., Gibralt., Griech., Guat., Haw., Jamaic., Japan, Java, Kaschmir, Lomb., Luxemb., Mexic., Monac., Natal, Nfdl., Orange, Indien, Pers., Peru, Puttialla, Rum., Samoa, Serb., Tunis, Türk. — alle versch. — garant. echt — **nur 2 Mk!!** Porto extra. Preisl. gr. Gr. ausführl. Katalog mit über 10 000 Preisen **nur 50 Pf.**
E. Hayn, Naumburg (Saale).

fl. Bienen-Leckhonig M. 6 } per 8 Pfd.
fl. Heid-Seimhonig M. 5 } netto.
inkl. Porto u. Eimer versend. geg. Nachnahme
Aug. Kaufmann, Uelzen i/Lüneb. Heide.

Der beste Photograph
-ische Reise-Apparat ist
„Invincibel",
ganz aus Neusilber, der eleganteste, kleinste, leichteste, solideste und zweckmässigste seiner Art.
Invincibel 13/18 mit Aplanat, Verschluss, 6 Kassetten, Stativ und Tasche **M. 130.**—
Invincibel 9/12 mit Aplanat, Verschluss, 6 Kassetten und Tasche **M. 80.**—
Gegen Sicherung des Betrages 8 Tage zur Probe. Prospecte auf Verlangen **H. Mader, Isny** (Württemberg).

Hübsch ausgeführte
Einbanddecken
zu
Spemanns Illustrierter Knaben-Zeitung „Der Gute Kamerad"
sind zum Preise von **90** Pfg. durch jede Buchhandlung zu beziehen.

David Livingstone.
Ein Lebensbild des großen Entdeckers und Missionars
für die
deutsche Lesewelt, besonders für die reifere Jugend
nach den Quellen dargestellt
von
Dr. Gustav Plieninger.
Mit Livingstones Porträt, 43 in den Text gedruckten Illustrationen, 6 Farbendruckbildern und 1 Karte.
Eleganter Leinwandband mit Schwarz-, Gold- und Silberdruck Preis Mark 5.50.

Inhalt: Jugend und Vorbereitungszeit. — Die ersten sieben Jahre in Afrika. — Die Entdeckung des Ngami-Sees. — Reise zu den Makololo. — Eine tragische Episode. — Von den Bamangwatohügeln bis Linjanti. — Zwei Fahrten auf dem Sambesi bis zum Liba. — Landreise vom Liba nach der Westküste. — Aufenthalt in San Paolo de Loanda und Rückkehr nach Linjanti. — Von Linjanti nach der Ostküste. — Rückkehr nach England und Aufenthalt daselbst. — Auf dem unteren Sambesi und an den Kebrabasa-Fällen. — Erforschung des Schire und Entdeckung des Schirwa- und Njassa-Sees. — Rückkehr mit den Makololo in ihre Heimat. — Die Universitätenmission und der Njassa-See. — Auf dem Rovuma und im Westen des Njassa. — Zweiter und letzter Besuch in der Heimat. — Von Sansibar an den Tanganjika-See. — Entdeckung des Moero- und des Bangweolo-Sees. — Im Manjuema-Lande. — Stanley und Livingstone. — Livingstones letzte Reise und Tod.

Zu haben in den meisten Buchhandlungen.

Tauschmarkt.

M. Wolf in Amberg tauscht eine kleine Dynamomaschine mit Handbetrieb sowie eine kleine Glühlampe gegen Marken oder andre Gegenstände.

Habe einen Jahrgang „Stein der Weisen," gut erhalten, abzugeben; erwünscht wäre ein Flobert-Gewehr. Fritz Schillav in Stolp, Pommern, Schloßstr. 5.

Jeder Kamerad in Australien, Finnland, Rußland, Luxemburg, Spanien, Portugal, in Amerika, Afrika, Asien und den Balkanstaaten, der mir von jeder Marke und Ganzsache seines Landes eine Anzahl schickt, erhält von mir für je zehn Marken oder Ganzsachen 15 andere: von Deutschland, Bayern, Württemberg, Oesterreich 2c., je nach Wunsch, Amts- und Dienstmarken, viele (auch seltene) Zeitungen, Siegel, Stempel und Stuttgarter Pferdebahnbillets; auch 60 bessere Musikstücke. Leop. Schönwasser in Stuttgart, Cannstatterstr. 107.

Wertvolle Bücher, unterhaltend und belehrend, gibt gegen Selbstbeschäftigungsspiele und Apparate (Der Tausendkünstler, Malerkasten, Druckpresse, Dampfmaschine u. s. w.). Josef Zeidler in Kaaden (Böhmen), Bahnhofstraße 57.

S. Hirtenbübler in Nürnberg, Arndtstr. 21, sucht ungefähr 30 gut aufgespannte Apollo (Schmetterling) gegen Briefmarken oder Ganzsachen zu vertauschen; derselbe besitzt auch noch andere seltene Schmetterlinge. —

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Die Helden des Westens

von

Karl May.

Eine Serie der interessantesten und spannendsten Erzählungen für die reifere Jugend.

I. Band:

Der Sohn des Bärenjägers.

Mit sechzehn Tondruckbildern von **K. Weigand.** — Elegant gebunden. Preis M. 7. —

Diese überaus frische Erzählung, die in der deutschen Knabenwelt bereits einen Ruf genießt, bedarf eigentlich keiner Empfehlung. Der Verfasser führt seine jungen Leser in die Grenzgebiete der Indianer-Reservation, um sie ein händelsüchtiges Vagabundentum kennen zu lassen, das in jenen Länderstrichen, auf der Prärie, wie in den Klüften der Felsengebirge, seit mehr denn Jahrzehnten zu einer wahren Landplage geworden ist. Eine Anzahl wackerer Westleute, auf Selbsthilfe angewiesen, zumeist deutscher Abstammung, an ihrer Spitze der berühmte Pfadfinder Old Shatterhand und Hobbel-Frank, letzterer ein früherer Forstgehilfe aus Moritzburg in Sachsen, kriegserfahrene Pioniere der Kultur, erklären in Gemeinschaft mit befreundeten Indianerhäuptlingen diesen arbeitsscheuen und moralisch verkommenen Elementen den Vernichtungskrieg. Tiefernst und wieder humorsprudelnd, ja zwerchfellerschütternd sind die Situationen, die sich in dieser handlungsreichen Erzählung aneinander reihen. Sie hat vor einigen Jahren erstmals in den Spalten des „Guten Kameraden" gestanden; die älteren unter den lieben Lesern dieser Zeitschrift werden sich ihrer mit großer Befriedigung und vielem Vergnügen zu erinnern und über diese „Helden des Westens" nur Rühmendes zu erzählen wissen.

Wer mir die Postkarte seines Landes schickt, erhält solche von Deutschland. Richard Naeter, p. Adr.: Herrn Lehrer Carl Bokemüller in Aschersleben, Friedrichstr. 52.

Habe ein Herbarium (70 Pflanzen nebst Mappe, Etiketten, Papier 2c.) und eine Teschingpistole (Flobert, 6 mm,) vernickelt, abzugeben. — Erwünscht wäre mir ein Torpedo (Uhranhängel, wie man sie in Kiel bekommt), doch nehme ich auch andere Angebote an. Vertausche auch eine Laubsäge. Georg Buonaccorsi, Wien I, Predigergasse 3.

Emil Halicki in **Czernowitz,** Petrowitzgasse 7 bis 15, möchte seine Briefmarken gegen Silbermünzen vertauschen; bittet auch um Seidenspinnereier gegen bar oder im Tausch.

K. Hartl in Ob.-St.-Veit (Wien XIII), Neustiftgasse 6, hat alte und neue österreichische Steuerpostkarten abzugeben; sucht alte seltene Braunschweig, Bremen, Peru, Kolumbien u. s. w. Marken sowie Ganzsachen.

Ich gebe eine Lokomotive (Spiritusheizung, Dampfpfeife) und drei Wagen (Wert 20 M.), einen Zauberkasten und ein Zauberbuch (Wert 8 M.), ein Buch: ‚der Derfflinger und seine Dragoner' (Wert 7 Mark), im ganzen Sachen im Werte von 35 M., für eine Stirnsche Geheimcamera oder Stativapparat im gleichen Werte (nicht selbstgemacht) mit Zubehör. W. Klein in Marienburg, W.-Pr., Töpferthor. 1.

Habe ca. 30 verschiedene Privatpostganzsachen der Dresdner Verkehrsanstalt „Hansa" gegen bessere außerdeutsche Ganzsachen zu vertauschen. Adr.: H. Bandholdt in Niederlößnitz bei Dresden, Schweizerstr. 3.

Jeder, der mir Korrespondenzkarten oder Briefmarken seines Landes sendet (außer Oesterreich-Ungarn und Deutschland), erhält die gleiche Zahl österreichischer. Adolf Dinzl, Gymnasialschüler in Wien XVI, Gablenzgasse 1.

Habe folgende Bücher zu vertauschen: 1. „Die Prachtfinken" von Dr. Karl Ruß, **noch vollständig neu** (M. 3. 60). 2. „Robinson Crusoe" von J. H. Campe. 3. „Käferbuch" von Dr. Gust. Bernhardt, mit 72 kolor. Abbildungen (M. 1. 50). Angebote erbittet Heinrich Coentges in M. Gladbach, Bahnhofstr. 74, Rheinland.

Walter Rasch in **Landsberg a. W.,** Cladowstr. 21, hat ein neues Patentspannbrett zum Verstellen gegen Schmetterlinge und Käfer zu vertauschen.

H. Freitag in **Nürnberg,** äußere Cramer-Klettstraße 17 II. l., sucht eine Sachsen 3 Pf. rot (unlädiert!); gibt Bücher (Meyers kl. Konversationslexikon u. a.), Siegel, Münzen, auch ein Herbarium und Marken; sucht auch Bayern 12 kr. lila, gezähnt, und wünscht Verbindung mit einem Kameraden in Amerika, Australien oder in der Türkei, um Marken zu tauschen.

Liebe Kameraden! Da es mir unmöglich ist, für alle an mich gesandten Zeitungen einzeln zu danken, so thue ich es hiermit an dieser Stelle. P. Erdmann in Insterburg.

Max Hartl in Wien, VIII, Josefstädterstraße 20, wünscht sein fast noch neues Luftgewehr (Neuwert 10 fl.) gegen eine Teschingpistole umzutauschen.

Briefverkehr

suchen: G. Dittmer jun., p. A. Inspektor Dittmer in Lübeck, mit Schmetterlingssammlern. — Hans v. Hausen in Gleichenberg, Steiermark (vom 15. 9. 1892 an in Wien I, Heßgasse 6), mit Kameraden in China, Kapland oder Südamerika, die sich für Briefmarken interessieren, in deutscher Sprache. — Richard Naeter, p. A. Herrn Lehrer Carl Bokemüller in Aschersleben, Friedrichsstr. 52, mit außerdeutschen Kameraden. — H. Huppe, Jordanstr. 29, Hamburg, Hamm, mit Kameraden, die Amateurphotographen sind — E. A. Hoffmann, p. A. Mr. W. G. Bradley, 202 Washington Str. in Frankfort, Kentucky, Amerika, mit deutschen Kameraden, die Schmetterlinge sammeln. — Alex Doliva in Metz, mit Kameraden in China, Japan, Persien und andern asiatischen Staaten. — Ich ersuche denjenigen Kameraden, der mir Mitte Juli nach Proßnitz schrieb, seinen Brief gefl. dorthin zu wiederholen. Der Brief kam in Proßnitz an, wurde mir von meinem Onkel nachgeschickt nach Trentschin-Teplitz, ging aber unterwegs verloren. Joseph Bobek in Proßnitz, Schulring 47 (Mähren, Oester.)

Amateurphotographie der ersten Konkurrenz.

Witzraketen.

Aus der Lat stunde: Lysande reliquit magnam ... Lysander hinterließ dem Schweine einen großen Geruch.

Nemo fit casu bea tus ..... Durch einen Käse wird keiner glücklich gemacht.

Zurechtweisung. Ein Musketier geht pfeifend die Straße entlang, ohne den vorübergehenden Unteroffizier zu bemerken.

Unteroffizier: „He da! Strumpke, Sie jehen ja herum wie'n Extradampfer mit Musik!"

Aufsatzblüte . . . Die Raubritter waren im 16. Jahrhundert den Kaufleuten sehr gefährlich. So z. B. kamen sie mit einigen Knechten angeritten, nahmen dem Kaufmann seine Waren und unter Umständen auch sein Leben — und ließen ihn dann wieder laufen.

Briefe und Pakete sind zu richten: An die Redaktion des „Guten Kameraden" in Stuttgart, Hauptstätterstr. 107/111. Gesuche für den Tauschmarkt wollen druckfertig abgefaßt, das Papier aber nur auf einer Seite beschrieben werden (also Rückseite frei lassen).

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Druck und Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.
Nachdruck, auch im einzelnen, wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Der Gute Kamerad

6. Jahrgang. | Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung. | № 52.

Erscheint wöchentlich. Preis vierteljährlich 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs ausschließlich Stempel.

Das Vermächtnis des Inka.

Von Karl May.

Verfasser von „Der Sohn des Bärenjägers", „Geist der Llano Estakata", „Kong Kheon, das Ehrenwort", „Die Sklavenkarawane", „Der Schatz im Silbersee" u. a.

(Schluß.)

„Was ist das?" fragte Perillo ganz betroffen. „Wer hat schon einmal solche Lichter gesehen?"

„Was es ist?" antwortete der Gambusino. „Unser Verderben ist es, wenn wir nicht augenblicklich fliehen. Diese Lichter sind für unberufene Eindringlinge angebracht. Also müssen — —"

Er wurde von einem Knalle unterbrochen, nach welchem den Lichtern feurige Schlangen entfuhren, welche wie zuckende Blitze in der Kammer umherfuhren und die Kleider der beiden Männer sogleich in Brand setzten.

. . . . Unten im Gange hatten ihre Anzüge mehr geglimmt als gebrannt; jetzt aber in der freien Luft entstanden helle Flammen, welche sofort über ihnen zusammenschlugen. . . . .

„Fort, augenblicklich fort!" schrie er und eilte in den Stollen hinein, um so schnell wie möglich das Freie zu erreichen. Perillo folgte ihm. Ihre Anzüge brannten. Sie nahmen sich aber nicht Zeit, sie zu löschen, stießen rechts und links mit den Köpfen oben in dem Stollen an. Noch hatten sie denselben nicht erreicht, so gab es einen lauten Knall, unter welchem die Erde erbebte.

„Ich brenne, ich verbrenne!" schrie Perillo.

„Ich auch," antwortete der Gambusino, indem er vorwärts stürmte.

„Rette mich! Lösche meine Flammen!"

„Habe keine Zeit. Fort, fort, der Felsen explodiert!"

Er stürmte vorwärts, erreichte den Schacht und schwang sich hinaus ins Freie. Perillo folgte ihm auf dem Fuße. Unten im Gange hatten ihre Anzüge mehr geglimmt als gebrannt; jetzt aber in der freien Luft entstanden helle Flammen, welche sofort über ihnen zusammenschlugen. Vor Entsetzen brüllend warfen sie sich nieder und

wälzten sich auf dem Boden herum, um die Flammen zu ersticken. Da that es im Innern einen zweiten Knall, einen dritten, vierten, fünften und sechsten, einer immer stärker als der andre. Die Schlucht schien förmlich hin und her zu schaukeln; es war, als ob alle ihre Felswände zusammenbrechen wollten. Dann schoß ein schwerer, dicker, dunkler Rauch aus dem Schachtloche hervor, begleitet von einem Zischen wie von hundert Lokomotiven, worauf ein dumpfes Poltern folgte, wie von unter der Erde dahinpolternden Kegelkugeln. Hierauf wurde es still, aber der Rauch schoß noch fort aus dem Loche und hüllte das ganze hintere Thal in stinkende Wolken, welche keine Gestalt, keinen Gegenstand erkennen ließen. Desto deutlicher aber hörte man das Schmerzgebrüll der beiden noch immer sich am Boden windenden und wälzenden Menschen.

Und der Vater Jaguar mit seinen Leuten?

Er hatte mit ihnen, sie herbeiführend, eine Stelle erreicht, welche nur noch zehn Minuten von der Schlucht entfernt war, als ihm Anciano und der Inka entgegenkamen. Ersterer meldete: „Señor, es ist das ‚spitze Messer', der Häuptling der Majos, mit sieben Mann, ein sehr guter Freund von mir. Soll ich mit ihm reden?"

„Ja; aber natürlich nur auf eine Weise, daß der Gambusino es nicht bemerkt."

„Der kann es weder sehen noch hören, denn er ist nach seiner Ankunft mit Perillo und den drei Gefangenen sofort in die Schlucht hinab."

„Meinst du, daß das ‚spitze Messer' mit sich reden lassen wird?"

„Ja. Ich bin überzeugt, daß er sofort zu uns übergeht, wenn er mich sieht und zudem erfährt, daß Sie bei mir sind."

„So lauf voran; wir kommen langsamer nach, damit du einige Worte mit ihm reden kannst, ehe er uns sieht."

Anciano eilte fort, und die andern folgten ihm, fest überzeugt, heute gewiß zum Ziele zu gelangen. Noch ehe sie die Schlucht erreichten, kam ihnen der Alte wieder entgegen. Er führte den Häuptling der Mojos an der Hand und rief dem Vater Jaguar zu: „Hier ist er, Señor, hier ist er. Er freut sich, den berühmten Vater Jaguar, den er noch nie gesehen hat, kennen zu lernen, und will sich gern auf unsre Seite schlagen."

„Hast du nur die sieben Mann bei dir?" fragte Hammer den Häuptling.

„Ja, Señor."

„Die zwei kleinen Gefangenen kennen wir. Wer ist der dritte?"

„Ein reicher Señor aus Lima, welcher Engelhardt heißt und Bankier ist."

„Mein Vater, mein Vater!" schrie da Anton auf, indem er von seinem Maultiere sprang. „Aber es ist nicht möglich. Warum könnte er herübergekommen sein?"

„Um seinen Sohn in Buenos Ayres zu sehen."

„So ist er's doch; er ist's! Hinab, hinab, ihn zu erretten!"

Sein Gewehr schwingend, eilte er der Schlucht zu und war gleich darauf am Rande derselben verschwunden. Die andern wollten ihm nach, doch der Vater Jaguar gebot: „Halt! Nicht alle hier hinab. Sechs Mann reiten um die Schlucht und stellen sich jenseits auf, damit da drüben niemand entkommen kann."

Daraufhin galoppierten sechs Reiter fort. Die übrigen ließen sich aber nun nicht länger halten; sie sprangen aus den Sätteln und kletterten, Hammer und die Indianer mit ihnen, so schnell wie möglich in die Schlucht hinab. Noch waren sie nicht unten, so sahen sie zwei brennende Gestalten aus der Stollenöffnung kommen; sie hörten deren Gebrüll und darauf mehrere Explosionen.

„Die Hunde haben den Schatz entdeckt und das Feuer angezündet," rief der Vater Jaguar ergrimmt. „Jetzt ist der Schatz verloren!"

Alle rannten, so schnell sie konnten, nach dem von Rauch erfüllten hinteren Teile der Schlucht, ihnen voran Anton und der Inka, der ihm am schnellsten gefolgt war. Die beiden Knaben sahen die Gefangenen liegen und sprangen zu ihnen hin.

„Mein Vater, mein Vater!" rief Anton, indem er sich neben seinem Vater niederwarf, um ihn zu umarmen und zu küssen, und dann seine Fesseln zu durchschneiden.

Niemand hatte ein Auge für diese Begrüßungsscene, denn die Blicke aller waren auf die hintere Felsenwand gerichtet, an welcher zwei Gestalten mühsam und unter vor Schmerz zuckenden Bewegungen emporklimmten. Der Gambusino und Perillo waren es. Sie hatten die Nahenden bemerkt und trotz ihrer halb verbrannten Leiber an die Flucht gedacht, welche nur nach dieser Richtung möglich zu sein schien. Aber da erschienen jetzt die sechs Reiter oben, und der Vater Jaguar rief befriedigt: „Haltet ein! Laßt die Schurken immer steigen! Sie werden oben in Empfang genommen."

Er wendete sich zu den Gefangenen, um zunächst Engelhardt zu begrüßen, und dann die beiden Kleinen im Tone des Zornes zu fragen: „Welcher Teufel hat Sie uns denn abermals nachgeschickt? Konnten Sie es denn selbst bei Ihrem Riesentiere nicht aushalten?"

„Nein," antwortete der allezeit fertige Fritze. „Der Riesenspitzbube, den wir fangen wollten, war noch viel größer."

„Aber er hat euch wieder gefangen, anstatt ihr ihn!"

„Dat war nur Verstellung von uns. Wir thaten nur so, um ihm hierher und in dat Loch zu bringen, wo er oft und manchmal in Brand jeraten ist."

„Flunkere nicht, Bursche!"

„Herr, ik bin aus Stralau am Rummelsburger See, wo nie jeflunkert wird. Fragen Sie meinen Herrn! Der hat ihm voran in dat Loch jesteckt."

„Jawohl!" bestätigte der Privatgelehrte. „Die Erde that sich unter mir auf, und ich verlor den Grund und Boden, lateinisch Jolum genannt — — —"

„Sie sind ein unverbesserlicher Faselhans," unterbrach ihn Hammer, „und fassen jedes Ding, lateinisch Res genannt, beim falschen Ende an. Meine Geduld mit Ihnen, lateinisch Placabilitas, Clementia und auch Mansuetudo geheißen, ist nun zu Ende. Ich mag von Ihnen nichts mehr wissen!"

Morgenstern stand mit offenem Munde da, als er unerwartet lateinische Brocken an den Kopf geworfen bekam. Hammer aber hatte seine Worte zuletzt nicht mehr ernst gemeint und wendete sich, innerlich lachend, von dem Verblüfften ab.

Der Gambusino und Perillo hatten jetzt die Höhe erstiegen und sahen da zu ihrem Entsetzen die sechs Männer stehen von denen sie wieder zurück- und hinab getrieben wurden. Unten angekommen wurden sie zu dem Vater Jaguar gebracht Sie widerstrebten nicht, denn der fürchterliche Schmerz, den ihre entsetzlichen Brandwunden verursachten, machte jeden Widerstand völlig unmöglich. Ihr Anblick war grauenhaft. Alle ihre Kleidungsstücke waren ihnen bis auf einige Zunderfetzen vom Leibe gebrannt, und schwere, unheilbare Wunden bedeckten alle ihre Glieder Es gehörte gar nicht das Auge eines er

fahrenen Arztes dazu, um einzusehen, daß diese Verletzungen tödlich seien.

„Benito Pajaro, kennst du mich noch?“ fragte Hammer den Gambusino.

„Ja,“ antwortete dieser, von Qualen gefoltert. „Ich bin der Mörder deines Bruders. Töte mich, aber so rasch wie möglich!“

„Das wäre eine Wohlthat für dich. Wieviel Menschen hast du auf deinem Gewissen? Erst gestern abend wieder drei! Gott hat gerichtet; ich bin gerächt und greife ihm nicht vor. Du bist frei und kannst gehen, wohin du willst.“

„Töte mich, töte mich!“ forderte der Gefangene im dringendsten Tone, denn auch er sah ein, daß ein schneller Tod eine Gnade für ihn sei.

„Nein!“ antwortete Hammer fest.

„So fahre selbst auch zum Teufel, und sei verflucht!“

Indem er diese grausigen Worte aussprach, entriß er dem unvorsichtig neben ihm stehenden Anton Engelhardt das geladene Doppelgewehr, legte blitzschnell auf den Vater Jaguar an, drückte ab und jagte dann sich selbst, ehe man es verhindern konnte, die zweite Kugel durch den Kopf. Zum Tod getroffen, brach er zusammen; er hatte als beispielloser Bösewicht gelebt und als solcher geendet, aber doch seine letzte Absicht nicht erreicht, denn Hammer war ebenso schnell, wie auf ihn gezielt worden war, zur Seite gesprungen und der Kugel entgangen. Ohne ein Wort darüber zu verlieren, deutete er auf Antonio Perillo und sagte zu Haukarapora: „Hier steht der Mörder deines Vaters. Er ist dein.“

„Er gehört auch mir!“ fiel da der kleine Gelehrte ein. „Er hat in Buenos Ayres auch meine Ermordung, lateinisch Trucidatio, geplant.“

Niemand hörte auf ihn. Der Inka sah dem Stierkämpfer finster in das angst- und schmerzverzerrte Gesicht und sagte dann: „Ich will nicht hart, sondern gnädig sein. Er soll nicht lange Qualen erleiden, sondern rasch sterben.“

Er legte sein Gewehr auf den Mörder an. Da sank dieser vor ihm in die Kniee und flehte ihn an: „Nicht töten, nicht töten! Laß mich leben!“

„Gut, so lebe noch, um nach zwei oder drei Tagen wie ein Hund zu sterben,“ antwortete Hauka, indem er sein Gewehr senkte und sich verächtlich von ihm wendete.

Kein Mensch bekümmerte sich um den Feigling, welcher zwischen den Steinen zusammenbrach und da wimmernd liegen blieb. Man wollte gern erfahren, welche Vernichtung das Feuer in der unterirdischen Kammer angerichtet hatte. Es hatte die Decke derselben zersprengt und da einen Riß in den Felsen getrieben, durch welchen noch jetzt der Rauch ausströmte. Dadurch war eine Art Ventilation entstanden, welche den Stollen von schädlichen Gasen reinigte, und es ermöglichte, daß man schon nach einer Stunde denselben betreten konnte. In die Schatzkammer aber vermochte niemand den Fuß zu setzen; der Boden derselben war verschwunden und durch die Gewalt der Explosionen mit allen Schätzen, welche sich da befunden hatten, in den gähnenden Schlund des erwähnten Felsenspaltes gedrückt und geschleudert worden. Alle sprachen ihr lebhaftestes Bedauern über diesen großartigen und, wenigstens für lange Zeit, unersetzlichen Verlust aus; Haukaropora aber sagte ruhig lächelnd zum Vater Jaguar: „Sie sehen, Señor, daß die Vorsehung mir recht gegeben hat. Das Erbe ist fort; das Vermächtnis meines Vaters, des Inka, aber trage ich wohlverwahrt hier auf der Brust. Sein letzter Wunsch und Wille wird in Erfüllung gehen.“

Der Schacht wurde mit Steinen verschüttet; dann stiegen die Männer nach oben, um da zu lagern und das Geschehene zu besprechen. Am meisten hatten sich Anton und sein Vater zu erzählen, da sie so lange getrennt gewesen waren. Als der letztere hörte, welchen Plan der Inka in Beziehung auf seine Zukunft gefaßt hatte, erbot er sich, ihm den massiv goldenen Streitkolben abzukaufen und nach deutschem Gelde für das Pfund 1400 Mark zu zahlen, was bei der Schwere der Waffe eine Summe ergab, durch deren Benutzung sich der Abkömmling der Sonnensöhne eine sichre Zukunft zu gründen vermochte.

Man blieb bis zum andern Morgen oben lagern. Während der ganzen Nacht war das Wimmern und Stöhnen Antonio Perillos zu hören; nach Tagesanbruch fand man ihn zusammengekrümmt und tot zwischen den Steinen liegen. Die Leichen der beiden Mörder wurden unter dem Geröll begraben; dann brachen die Reiter auf, um über Salta und Tucuman zu den befreundeten Cambas zurückzukehren. Engelhardt und sein Sohn hatten eigentlich von Tucuman aus einen andern Weg, schlossen sich aber gern den Freunden an, welche bei den Cambas natürlich einen sehr freundlichen Empfang fanden.

Dort hatte der Doktor Parmesan Rui el Ibario auf sie gewartet. Als er erfuhr, was geschehen war, rief er bedauernd aus: „Wie schade, daß ich nicht mit den beiden deutschen Gelehrten nachgekommen bin! Die beiden verbrannten Mörder wären am Leben geblieben, denn ich hätte die große und einzig dastehende Operation gemacht, ihnen die versengte Haut vom Körper zu schneiden und dadurch der unterbrochenen Transsudation Luft zu machen. Sie wissen ja, ich fäble alles herunter.“

Der Aufenthalt bei den Cambas wurde benutzt, dem Doktor Morgenstern beim Zerlegen und Verpacken seines Riesentieres beizustehen. Die einzelnen Teile sollten auf Packpferden transportiert werden. Dann zog die Hälfte der Truppe des Vater Jaguar in die Wälder, um Paraguaythee zu sammeln, während die andern unter Anführung Hammers, Engelhardt, seinen Sohn, Morgenstern und Fritze nach Buenos Ayres begleiteten. Der Inka war mit seinem Anciano auch dabei, da der letztere seine Bereitwilligkeit erklärt hatte, die Seereise mit ihm zu unternehmen.

Jahre sind seitdem vergangen. Leider soll der Name der deutschen Stadt nicht genannt werden, in welcher Doktor Morgenstern seinen Studien lebt. Er ist durch sein Megatherium berühmt geworden und unternimmt mit seinem treuen Fritze zuweilen eine Reise in ferne Gegenden, um das Skelett eines Urmenschen zu entdecken. Nächstens wird er zu diesem Zwecke nach Sibirien gehen. Der Inka hat Tharandt besucht und ist Jäger geworden, in welchem Berufe ihn der nun uralte Anciano noch immer rüstig unterstützt. Engelhardt lebt als Rentier am schönen grünen Rhein, wo Anton mit seinem Bruder eine bedeutende Weinhandlung gegründet hat.

Alle diese Personen korrespondieren lebhaft und freundschaftlich mit einander, und keiner dieser Briefe wird geschrieben und gelesen, ohne daß wenigstens ein Teil seines Inhaltes sich auf die gemeinschaftlichen Erlebnisse bezieht, denn das Haupt- und Lieblingsthema ist und bleibt bei ihnen für alle Zeit

„Das Vermächtnis des Inka.“

Schiff im Dock.

Unter den verschiedenen Schiffbauanstalten, die wir bei einer Reise über die norddeutschen Seehäfen zu beobachten Gelegenheit haben, nehmen heutzutage die Docks eine hervorragende Stelle ein, weil dieselben eine bedeutend bequemere Reinigung und Reparatur des im Wasser befindlichen Teiles vom Schiffskörper gestatten, als die früher dazu erforderlichen Maßnahmen und Einrichtungen. Sobald nämlich diese Arbeiten nicht durch Taucher ausführbar sind oder sich eine natürliche Reparaturstätte auf einer Sandbank der Watten nicht findet, wo der schadhafte Schiffsboden zur Ebbezeit trocken gelegt werden kann, bringt man das Fahrzeug in ein Dock, während früher ein solches Schiff auf sehr beschwerliche Weise erst auf die eine Seite gelegt werden mußte, daß der Kiel desselben aus dem Wasser gehoben wurde und später ähnlich auf die andre Seite gelangte. Auf der Sandbank sind zur Ebbezeit, während welcher das Schiff trocken liegt, Arbeiten außenborts möglich, im Dock dagegen zu jeder Zeit, außerdem braucht weder das Herausnehmen der Ladung, noch auch die Abtakelung zu geschehen, was bei dem Umlegen des Fahrzeugs notwendig war.

Wahrscheinlich wurde man durch die Beobachtung des sinkenden Wasserspiegels zur Zeit der Ebbe dahin geführt, Einrichtungen zu treffen, bei denen der Wasserspiegel tiefer gelegt werden konnte, als derjenige des Hafens etwa, und man erfand die Trockendocks, die wir zunächst kurz beschreiben wollen. An der Seite des Hafens wird bei Herstellung eines solchen erstlich eine viereckige Grube, die Dockkammer, ausgehoben, die die größte Ausdehnung in der Längsrichtung hat, etwa 80 bis 200 m, und durch die eine Breitseite mit dem Hafenbassin in Verbindung gesetzt werden kann. Die drei Wände der Kammer sind mit Steinen ausgesetzt und zwar so, daß die Längswände stufenartig gegen den lichten Raum der Kammer vortreten, wodurch die untere Weite des Docks erheblich geringer als die obere wird. Auf dem Grunde liegen in der Mitte, den Langseiten parallellaufend, die Kielklötze, die zur Stütze des Kiels eines ins Dock gebrachten Schiffes bestimmt sind. Die vierte Seite des Docks ist nur teilweise durch eine Mauer verschlossen; sie hat eine Oeffnung, durch welche das Schiff ins Dock geholt werden kann. Dieselbe wird, wenn dies geschehen, von Schleusenthoren oder einem aus Eisen konstruierten Verschlußponton geschlossen. Am Boden des Docks sind Abflußröhren angebracht, welche an den Orten, wo die Ebbeströmung herrscht, ganz von selbst die Dockkammer entleeren und dann verschlossen werden, damit das Flutwasser nicht eindringen kann. Wo die Ebbe die Entleerung nicht beschafft, geschieht sie durch Pumpen, die mit den Abflußröhren in Verbindung stehen. Mit dem allmählichen Sinken des Wasserspiegels im Dock werden aber Vorsichtsmaßregeln notwendig, die durch das stufenartige Aufsteigen der Dockwände wesentlich vereinfacht sind. Damit das Schiff, dessen Kiel auf den Kielklötzen ruht, sich nicht nach der Seite überlegt, wird es durch Balken, welche zwischen Schiffsrumpf und Dockwand eingesetzt werden, gestützt. Nachdem diese Vorkehrungen beendet sind, kann, da auch das Dock trocken wurde, die Arbeit am Schiff beginnen. Ist diese beendet, so wird das Dock mit Wasser gefüllt, die Schleusen ꝛc. werden geöffnet und das Schiff gelangt in den Hafen zurück und kann nun seine Reise fortsetzen.

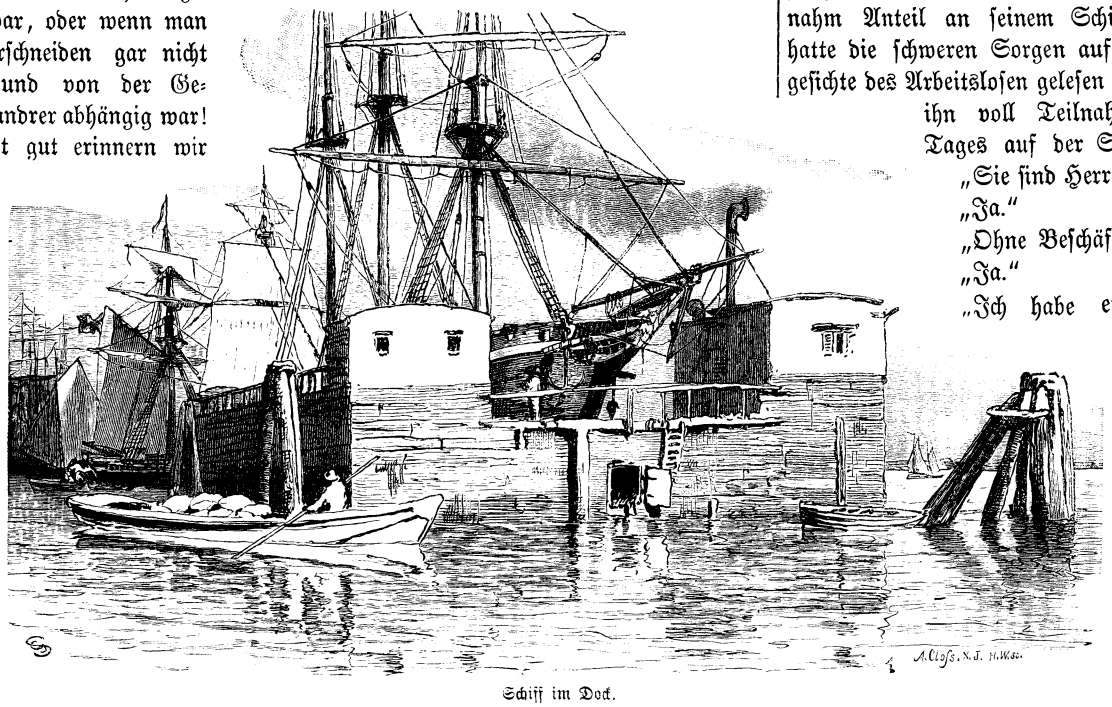
Das Trockenlegen der Schiffe geschieht aber auch durch Heben derselben aus dem Wasser, ohne daß man nötig hat, sie aufs Land oder auf den Helling zu bringen. Dazu dient das schwimmende Dock, Schwimmdock genannt, wie es die Abbildung zeigt. Dasselbe wurde früher aus Holz erbaut und ist in dieser Konstruktion einem großen hölzernen Kasten ohne Deckel und mit nur einem Endstück zu vergleichen; die Schwimmdocks neuerer Bauart sind ganz aus Eisen und ohne Endstücke. Boden und Seitenstücke, oder wo ein Querstück ist, auch dieses, enthalten wasserdichte Abteilungen, die wie die Zellen einer Honigwabe gefüllt oder entleert werden können. Wird das Dock zum Sinken gebracht, so füllt man so viel Zellen mit Wasser, als dazu erforderlich sind, läßt das Schiff durch die Endöffnung in das Dock schwimmen und hebt nun dasselbe mit dem Dock, indem Dampfpumpen oder Schöpfwerke die wasserdichten Abteilungen des letzteren leer machen. Hier muß, wie bei dem Trockendock, ebenfalls eine Abstützung des Schiffskörpers durch Balken erfolgen und erst dann kann zur Arbeit an demselben geschritten werden; gewöhnlich aber wird vorher noch das Dock an einen Platz geholt, wo die Ausbesserung des Schiffes geschehen soll, und an mächtigen Duc d'Alben festgelegt. Die deutsche Kriegsmarine besitzt je ein großes eisernes Schwimmdock in Kiel und Danzig. Nach dem vortrefflichen Werk „Zur See", welches das „Ganze von der Marine" enthält und vom Vize-Admiral z. D. v. Henk herausgegeben wurde, hat das Kieler Schwimmdock etwa 77 m Länge, 25 m Breite und eine Höhe von 12 m. Der zellenartige Boden ist 2,5 m hoch und bietet eine untere lichte Dockkammerweite von 11,5 m, welche sich nach Maßgabe der wie beim Trockendock beschriebenen Terrassenkonstruktion der Innenwandseiten nach oben zu bis auf 20 m erweitert und Schiffen bis 6,25 m Tiefgang und 2500 Tonnen Gewicht Aufnahme gestattet. Eine zwanzigpferdige Dampfmaschine und vier Kolbenpumpen bewältigen die Wasserentleerung aus dem Boden und aus den Seitenkasten.

Außer den genannten, am häufigsten zur Anwendung kommenden Docks hat man noch Schraubendocks, Rostdocks und hydraulische Docks, die das Schiff auch aus dem Wasser heben. Nach solcher Hebung wird dann nicht selten das Fahrzeug auf das Land geschafft und damit das Dock für ein neues Schiff frei. Das Aufslandschaffen der Schiffe geschieht auf Gleit- oder Dampfbahnen und kann auch in kleineren Häfen, wo sich Hellinge befinden, beobachtet werden. Immerhin ist es eine große Errungenschaft, selbst die größten und schwersten schwimmenden Paläste, die alle Meere der Erde kreuzen, nach der Fahrt eine Zeitlang ihrem Elemente zu entheben, um sie auszubessern und auszurüsten zur neuen Reise, zu der wir ihnen ein herzliches: „Glückliche Fahrt!" zurufen.

Die Stahlfeder.

Wenn unsre jungen Leser ihre Feder über das Papier hingleiten lassen und, sollte je eine den Dienst versagen, nicht zögern, dieselbe auf die Seite zu werfen, da man ja für drei Pfennig leicht vier bis sechs neue Stücke sich anschaffen kann, so denken sie wohl selten daran, daß ihre Väter und Großväter es in

ihrer Jugend nicht so bequem hatten, die sich noch der Gänsekiele bedienen mußten, und deren Schrift so sehr von dem mehr oder minder guten Schnitt ihrer Kielfedern abhing. Wie unangenehm und störend war es, wenn plötzlich eine Feder versagte und man schnell zum Federmesser greifen mußte, das aber vielleicht durch den langen Gebrauch abgestumpft war, oder wenn man das Federschneiden gar nicht verstand und von der Gefälligkeit andrer abhängig war! Noch recht gut erinnern wir uns, wie wir und unsre Mitschüler unsren geduldigen Präzeptor plagten, der alle Federn für die ganze Klasse schneiden mußte und schließlich beim Abschneiden der Spitzen sich den Nagel des Daumens im Laufe der Zeit so durchschnitten hatte, daß er erst ein kleines Hölzchen in den Kiel stecken mußte, wenn er eine scharfe Spitze bekommen wollte, denn darauf kam es hauptsächlich an, sollte die Feder einen reinen Strich geben. — Es dürfte deshalb nicht uninteressant sein, hier etwas Näheres über den Mann zu berichten, dem wir zum großen Teil die Verbesserung, wenn nicht die Erfindung der Stahlfedern, so wie sie jetzt im Gebrauch sind, verdanken. Aus einer kurzen Lebensbeschreibung derselben werden wir zugleich die Richtigkeit der alten Erfahrung erkennen, daß die Erfinder vom Schicksal entweder sehr begünstigt, oder aber sehr vernachlässigt werden. Manche, doch ist es die kleinere Zahl, erreichen den Preis ihrer Erfindungen, erlangen Wohlstand und Ehren aller Art, während andre, und zwar die meisten, mißachtet, armselig ihr Leben fristen, oder, noch schlimmer, ganz verkommen, vielleicht in der Zelle eines Irrenhauses ihre Tage beschließen und den Nutzen ihrer Anstrengungen spekulativen und ausbeuterischen Personen überlassen müssen.



Schiff im Dock.

Im Jahre 1795, den 23. Februar, wurde in Kidderminster, England, Josiah Mason geboren. Sein Großvater war Weber, sein Vater Arbeiter in einer Fabrik. Die Familie war sehr arm und frühzeitig mußte Josiah den Verdienst vergrößern helfen. Er verkaufte in den Straßen kleine Brote und Wecken einzeln, die er vorher dem Dutzend nach gekauft hatte. Daß dabei nicht viel Geldgewinn herauskam, läßt sich denken, aber diese Beschäftigung hatte doch den Nutzen für Josiah, daß er bald den Wert des Frühaufstehens und des Geldes kennen lernte. Er unterrichtete sich selbst so gut es ging, lernte lesen und schreiben und trieb später verschiedene Gewerbe, hatte aber bei allen keinen günstigen Erfolg, nicht etwa, weil er es an Fleiß und Ausdauer fehlen ließ, sondern weil er zu gewissenhaft war. So verwendete er z. B. als Schuhmacher das beste Leder und suchte möglichst gute Arbeit zu liefern. Aber da mußte er entweder höhere Preise fordern und seine Kunden abschrecken, oder ohne allen Nutzen arbeiten. Dabei hatte er einen nur auf Erfindungen bedachten Geist, der ihn antrieb, beständig auf neue, verbesserte Verfahrungsarten zu sinnen, wodurch zunächst sein Verdienst nicht erhöht wurde. — Schon in seinem 22. Jahre verheiratete er sich mit der Tochter eines Onkels, der ihn in seiner Spielwarenfabrik beschäftigte. Aber bald verkaufte sein Schwiegervater sein Anwesen und Josiah Mason war mit seiner jungen Frau aufs Trockne gesetzt. Doch er verlor den Mut nicht. Er fand einen guten Samariter in der Person des Herrn Heeley, der ihn vom Sehen, den aber Mason selbst nicht kannte. Jener hatte den fleißigen, verständigen jungen Mann im Stillen beobachtet und nahm Anteil an seinem Schicksal. Er hatte die schweren Sorgen auf dem Angesichte des Arbeitslosen gelesen und redete ihn voll Teilnahme eines Tages auf der Straße an:

„Sie sind Herr Mason?"

„Ja."

„Ohne Beschäftigung?"

„Ja."

„Ich habe etwas für Sie; kommen Sie mit mir zu Herrn Harrison in der Lancasterstraße."

Letzterer war ein Ringfabrikant, welcher Mason auf die Empfehlung des Herrn Heeley als Commis annahm, was er nie zu bereuen hatte. Schon nach einem Jahr verkaufte er sein Geschäft an Mason, der dasselbe mit dem Ertrag der ersten Jahre bezahlte, da ihm die sinnreichen Maschinen, die er erfand, gestatteten, die Erzeugnisse zu verzehnfachen. Aber der thätige, strebsame Geist Masons fühlte sich in seiner Fabrik, die ihm ein bescheidenes Auskommen und nichts weiter sicherte, bald nicht mehr behaglich. Er suchte ein ausgedehnteres Feld für seine Wirksamkeit und wurde von dem Wunsche getrieben, ein Erzeugnis herzustellen, das allgemein und beständig gebraucht und deshalb eine unbeschränkte Herstellung zu ganz niedrigem Preise gestatten würde. Was man mit Beharrlichkeit sucht, findet man endlich. Masons Freund, Harrison, der stets mit dem berühmten englischen Gelehrten, Doktor Priestley, demselben, der durch seine Entdeckungen auf dem Gebiet der Chemie sehr berühmt wurde, in freundschaftlicher Verbindung stand, erzählte ihm eines Tages, daß der Doktor sich darüber be-

schwert habe, wie es ihm bei vorgerücktem Alter und schwachem Gesicht immer schwieriger werde, Gänsekiele zu schneiden, deren man sich damals ausschließlich bediente. Harryson fügte bei, daß er seinem alten Freunde zu Hilfe kommen möchte, er beabsichtige deshalb, eine stählerne Federspitze herzustellen und sie in einen hölzernen Halter zu stecken. — Mit vieler Mühe brachte er auch am Ende ein ziemlich unförmliches Geräte zu stande, dessen sich der Doktor von da an bediente, obgleich es sehr hart und sehr unbequem zu handhaben war. Dies alles geschah im Jahre 1829 und von dieser Zeit an wurden verschiedene Versuche gemacht, um die Gänsefedern durch Stahlfedern zu ersetzen, aber ohne großen Erfolg. Die Erzählung Harrisons war ein Lichtstrahl für Mason. Gleich am andern Tag machte er sich auf den Weg, und entdeckte endlich bei einem Papierhändler einen Karton mit neun Stahlfedern zum Preise von 3½ Schilling (1 Schilling = 1 Mark). Er kaufte eine, kehrte damit nach Hause zurück, und schon am nächsten Morgen hatte er drei neue verfertigt. „Zwei," sagt er selbst, „waren nichts wert, aber die dritte war gut, biegsam und gehörig gespalten." Auf dem Karton mit den neun Stahlfedern hatte er den Namen des Fabrikanten gelesen: Perry, Red Lion Square, London. Er sandte ihm seine Feder. „Am nächsten Tag," erzählt Mason, „kam Herr Perry zu mir, und von da an wurde ich Stahlfedernfabrikant." — Der Anfang war ein sehr bescheidener. Im Jahr 1831 verkaufte er nach dem Ausweis seiner Geschäftsbücher nur für 28 240 Mark Federn und beschäftigte zwölf Arbeiter. Aber dank seinen sinnreichen Erfindungen war er bald im stande, die Herstellungskosten und infolge hievon auch seine Verkaufspreise zu vermindern, und dabei doch so gute Federn herzustellen, daß sich der Verbrauch in ungeahnter Weise steigerte. Der Einzelpreis fiel von 48 auf 8 Pfennig für die Feder, ja ein weiteres Fallen konnte in sichere Aussicht genommen werden. — Im Jahre 1874 beschäftigte Josiah Mason in seiner Fabrik 1000 Arbeiter, ließ drei Tonnen oder 4 500 000 Stücke Stahlfedern wöchentlich herstellen, und hatte hiedurch Birmingham mit einem neuen Industriezweige von großer Bedeutung beschenkt.

Diesmal war ihm das Glück hold, aber Josiah hatte nicht im Sinne, hiebei stehen zu bleiben. Was ihm zu erreichen gelungen war, trieb ihn nur zu neuer Thätigkeit an. Der Arbeitersohn träumte vom Vermögen eines Fürsten. Um seinen Traum zu verwirklichen, waren ihm Millionen nötig, und diese suchte er zu erwerben. Alle Erfinder und alle neuen Erfindungen waren seiner Teilnahme sicher. Nun hatten zu der Zeit, wo er in Birmingham einen neuen Industriezweig schuf, zwei Brüder, George und Henry Elkington, sich mit den ersten Versuchen in der Galvanoplastik abgegeben, d h. mit der Vergoldung und Versilberung unedler Metalle, vermittelst des galvanischen Stroms. Vor ihnen wandte man ein Verfahren an, das für die Arbeiter sehr mörderisch war. Man bestrich den Gegenstand mit einem Amalgam von Gold oder Silber, d. h. einer Verbindung dieser Metalle mit Quecksilber; dann wurde letzteres wieder durch das Feuer verflüchtigt, das edle Metall blieb am Gegenstand haften, aber Quecksilberdämpfe erfüllten die Luft und zerstörten Gesundheit und Leben der Arbeiter. Durch die Erfindung der Brüder Elkington wurde dieser große Nachteil aufgehoben. Die Gegenstände wurden in eine Gold oder Silber haltende Lösung gebracht, ein galvanischer Strom ward durchgeleitet, und das edle Metall schlug sich dann, wenn sie der Einwirkung des negativen Pols ausgesetzt worden, als fest anhaftende Schichte nieder, die man nach Belieben verstärken konnte.

Aber es fehlte den Brüdern Elkington an dem nötigen Kapital, um ihre Erfindung auszubeuten; durch lange und kostspielige Versuche waren ihre Mittel erschöpft. Wo sie auch ihre Erfindung anboten, beachtete man sie nicht und wies sie ab. Da wandten sie sich in ihrer Not an Josiah Mason. Dieser nahm sie freundlich auf, ließ sich ihr Verfahren erklären, begriff sogleich die Bedeutung desselben und nahm ihren Vorschlag an, sich mit ihnen zur Ausbeutung ihrer Erfindung zu verbinden. Er öffnete seine gut ausgestattete Kasse und beschloß den Bau einer großen Fabrik. So ausgedehnt wurde diese, und so große Summen verschlang sie, daß selbst seine Teilhaber darüber erschraken und Mason darauf aufmerksam machten, daß die Anwendung ihrer Erfindung nur eine beschränkte sein könne, da sie sich nur für Kunstgegenstände, Herstellung von Vasen, Medaillen, antiken und modernen kleinen Statuen und ähnlichem verwenden lasse. Aber Josiah Mason hatte sich weitergehende Pläne gebildet. Er erklärte seinen ängstlichen Teilhabern, daß mit ihrem Verfahren die gewöhnlichsten Metalle versilbert werden können, und daß er sich deshalb entschlossen habe, in großem Maßstabe die Versilberung der Bestecke aus Zink zu betreiben und so zu einem sehr mäßigen Preise einen Artikel von allgemeinem Gebrauch herzustellen, der den Massen des Volkes die Vorteile silberner Bestecke in Beziehung auf Gesundheit, Annehmlichkeit und Reinheit verschaffe, und so in die bescheidensten Wohnungen einen Luxus einzuführen, der sehr begehrt und wenig kostspielig sei. Seine Teilhaber überzeugte Mason leicht; dagegen erhoben sich von allen Seiten die Einwände und Befürchtungen seiner Freunde. Er werde sich notwendig mit der neuen aussichtslosen Unternehmung ruinieren, welche so kolossale Summen verschlinge, hieß es allgemein. Aber Mason ließ sich nicht irre machen; mit Gefälligkeit hörte er alle Einreden an und erwiderte nur, er beabsichtige nach Vollendung seiner Fabrik in Liverpool und London Verkaufsstellen und Ausstellungsräume für seine Fabrikate zu gründen. Man hielt ihn für verrückt, als er fortfuhr, die geschicktesten Arbeiter, die besten Künstler und Zeichner anzustellen, um seine Unternehmung in größtem Maßstabe weiter zu führen. Die Weltausstellung im Hydepark in London lieferte den Beweis, daß er sich in seinen Erwartungen nicht getäuscht hatte: sie war ein glänzender Triumph für das Haus Elkington und Mason. In wenig Jahren hatte letzterer seine Auslagen wieder ersetzt und sein Vermögen beträchtlich vermehrt. Durch glückliche Spekulationen mit Bauplätzen vergrößerte er es noch mehr, und im Jahre 1858 besaß er bereits genug Millionen, um den Traum, den er sein ganzes Leben hindurch gehegt hatte, zu verwirklichen. — Nachdem er für sich und seine Frau eine für ihr Alter und ihre einfachen Bedürfnisse genügende Summe auf die Seite gelegt hatte, verwendete er den Rest seines enormen Vermögens auf Werke christlicher Liebe. Schon während seiner harten Jugendzeit hatte er den Wunsch in sich genährt, die Mittel zu erlangen, denjenigen beistehen zu können, die, wie er, arm und verlassen mit einem harten Schicksal zu kämpfen hatten. In Gedanken gab er dafür oft die Millionen aus, welche er noch nicht

besaß. Als er verheiratet war, teilte er seine menschenfreundlichen Pläne seiner Frau mit, welche, von gleicher Gesinnung wie er, ihn darin bestärkte. Jetzt, da ihnen die nötigen Millionen zu Gebot standen, wurden sie ausgeführt. Sie gründeten zunächst in Birmingham ein Waisenhaus, das ihren Namen erhielt, und beinahe 15 Millionen erforderte. Dann wurde in Elkington eine Heimat für arme alte Frauen gegründet, und zuletzt Birmingham mit einer wissenschaftlichen Lehranstalt beschenkt, deren Bau und Ausstattung allein 3 600 000 Mark kostete. Mit einer weitern beträchtlichen Summe wurde das Bestehen der Anstalt gesichert. An seinem 80. Geburtstag legte Mason selbst den Grundstein, und in der Rede, welche dabei dieser Mann hielt, erinnerte er mit wenig Worten an seine eigene vernachlässigte Kindheit, die harten Prüfungen, die er im Jünglingsalter zu bestehen hatte, und an die Erfolge seines reifen Alters, die ihm erlauben, seine Kindesträume als Greis zu verwirklichen. Er schloß mit den Worten: „Ich sage das alles, um denen, die mich hören, zu zeigen, daß man nie sein Vertrauen wegwerfen soll. Gott hat meine Anstrengungen gesegnet, er hat mich reich gemacht. Es ist natürlich und billig, daß ich den größten Teil dieser Reichtümer, die ich ihm verdanke, dazu verwende, andern die Mittel zu verschaffen, die sie bedürfen, um es zu etwas zu bringen, und sich die Bildung anzueignen, die mir gemangelt hat. Mein ganzes Leben hindurch habe ich gewünscht, ja meinen Ehrgeiz darein gesetzt, diesen Wunsch zu verwirklichen. Möge der Himmel es geben, daß mein Werk nützlich und gedeihlich sei, und daß ich in Ermangelung eigener Kinder das Glück genießen dürfe, dazu beizutragen, die Wege künftiger Generationen zu ebnen."

Ganz in Uebereinstimmung mit den Gefühlen einer dankbaren Bevölkerung erteilte die Königin Viktoria dem Enkel des Webers in Kidderminster die Baronetswürde (erste Stufe des hohen Adels in England), und mit Rücksicht auf sein Alter und seine Bescheidenheit entband sie ihn von der Etikette des gewöhnlichen Ceremoniells und der Vorstellung am Hofe.

Zur Götterlehre der Germanen.

Die germanische Auffassung der Schöpfungsgeschichte ist grundverschieden von der orientalischen, die das Weltall in sechs Tagen aus dem Nichts entstehen läßt.

Nach der Edda ist die Materie ewig, d. h. unerschaffen. Es war ein glücklicher Zufall, der Leben in die Natur brachte. Feurige Elemente nahmen einen Teil des Raumes ein, zu Eis erstarrte und flüssige den andern, dazwischen befand sich ein gähnender Abgrund (Ginnemga-gaz). Doch war Bewegung vorhanden und diese brachte zufällig Funken hinüber in die Welt des Eises. Wärme ist Leben nach altdeutscher Vorstellung, und so wurde die Eiswelt nun von Leben erfüllt, das weiter schaffte und weiter zeugte. Alle organischen Regungen der Natur stellte sich das Volk der Germanen als Personen vor: die großartigen, ungebändigten Naturkräfte als Riesen, die kleinen, freundlich-schaffenden als Zwerge, und der ordnende Gedanke, der die unbändige Macht der Riesen fesselt, sind die Götter. Das durch Funken belebte All ist der Weltriese Ymir (d. i. der Brausende), von dem sich die verschiedenen rohen Kräfte (Reifriesen) bestimmt absondern. Als das Eis weiterschmolz, entwickelte sich an einem salzigen Block — das Salz ist das Sinnbild des Geistes — eine Mannesgestalt, Buri geheißen, d. h. der Erzeugende. Er versinnbildlicht das denkende Prinzip der Welt, das aber erst noch weiterer Entwicklung bedarf, um den rohen Elementen ordnend gegenübertreten zu können. Es folgen Veredelungen des geistigen Lebens, die als Sohn und Enkel Buris aufgefaßt werden: der Sohn Börr, d. i. der Geborene, hat wieder drei Söhne: Wodin, Wili und Wê. Und damit ist der altgermanische Glaube bei der uralten geheimnisvollen Dreieinigkeit angelangt, die zweifellos eine indogermanische Idee ist, denn auch der indische Glaube steht auf diesem Grundgedanken mit seiner Dreieinigkeit Brahma, Wischnu und Siwa.

Der starre, despotische Monotheismus ist eine spätehebräische Eigentümlichkeit, welche in den fünf Büchern Mosis noch nicht feststeht, während die arischen Völker die mannigfachen Naturkräfte auch als eine Mehrheit aufgefaßt und personifiziert haben. Wotan, der Wütende, d. h. Brausende, der die Kraft hat, den brausenden Riesen entgegenzutreten, Wili, der Wille, der allein zur That führen kann, und Wê, der Heilige, das sittliche Walten. Noch besitzen wir das alte Wort wih-heilig in der Verbindung Weihbild, in Weihe, Weihnacht, Weihrauch 2c. Wer ahnt wohl bei dem Worte Weihnacht, daß es den Namen des alten deutschen Gottes enthält? Die Grundgedanken dieser deutschen Dreieinigkeit und der Lehre, die die ersten Jahrhunderte des Christentums ausgebildet haben, sind so erstaunlich groß, daß man den arischen Ursprung kaum bezweifeln kann.

Nun beginnt das Ordnen der rohen Materie:

Einst war das Alter, da Ymir lebte:
Da war nicht Sand, nicht See, nicht salzige Wellen,
Nicht Erde fand sich, noch Oberhimmel,
Gähnender Abgrund und Gras nirgend,
Bis Börs Söhne die Scheiben (Wellen) erhoben,
Sie, die das mächtige Midgard (Erde) schufen.

Börs Söhne, Wodan, Wili und Wê töteten den Riesen Ymir, d. h. sie brachen seine Macht und schufen aus seinem Leichnam, der gefügig gemachten Materie, die Welt: aus dem Blute das Meer, aus dem Fleische die Erde, aus den Knochen die Berge, aus dem Hirn die Wolken, aus der gewaltigen Schädeldecke den Himmel. Und an des Himmels vier Ecken setzten sie vier Zwerge: Auster, Wester, Norder, Suder, d. i. Ost, West, Nord, Süd.

Wie wunderbar kräftig ist doch der germanische Gedanke, der diese Worte auch den andern Nationen aufgezwungen hat, selbst den Italienern, deren reiche Sprache sonst nur Vokale am Schlusse der Worte duldet.

Aus den Funken, die noch immer von der Feuerwelt herüberflogen, bildeten sich die Gestirne, denen die Asen, das sind die drei ordnenden Götter, ihre Stelle und ihren Lauf anwiesen. Nacht war eine Riesin, also ein Urzustand; aber sie vermählte sich mit Delling, einem Gotte, der dem Asengeschlecht angehörte, und gebar diesem den lichten Gott, den Tag. Wieder ist es also das Urelement, das erst die Verbindung mit den ordnenden Gedanken ein freundliches Wesen schafft.

In dreimal drei Welten wohnen die verschiedenen Wesen: Götter, Riesen, Zwerge. Aber doch erschien unsern Urvätern die Welt als eine Einheit, die bis in unermeßliche Tiefen der Vergangenheit hineinreicht. Und aus diesem Gedanken nannten sie die Welt sinnbildlich einen Baum, dessen Wurzeln tief im Abgrund der Vergangenheit liegen, am unergründlichen Quell der Weisheit, während die Aeste sich in den weiten Fernen der Zukunft verlieren.

Neben dem griechischen und römischen Mythos sehr interessantes und erhebendes Studium, die Mythen unsrer Altvordern, auf die wir unsre reiferen Kameraden mit dieser flüchtigen Skizze aufmerksam machen wollen.

Das Einfangen wilder Pferde in Peru.

Die Heimatsgegenden des wilden Pferdes sind die Hochebenen Mittelasiens und Südamerikas. Letztere breiten sich östlich vom Kamme der Kordilleren aus. Sie sind bei weitem nicht so ausgedehnt und einförmig wie die asiatischen, auch weniger hoch und unwirtlich. Die peruanischen Hochebenen, Punas genannt, sind schon seit langer Zeit mit dem Küstenlande auch durch Eisenbahnen verbunden, welche unter allen Gebirgsbahnen der Welt unbedingt die erste Stelle einnehmen. Die Linie Lima-Oroya überschreitet eine Paßhöhe von 5057 m. Der Gute Kamerad hat schon mehrfach diese kühnen Bauten erwähnt und Abbildungen von Brücken und der sie umgebenden großartigen und wilden Scenerien gebracht.

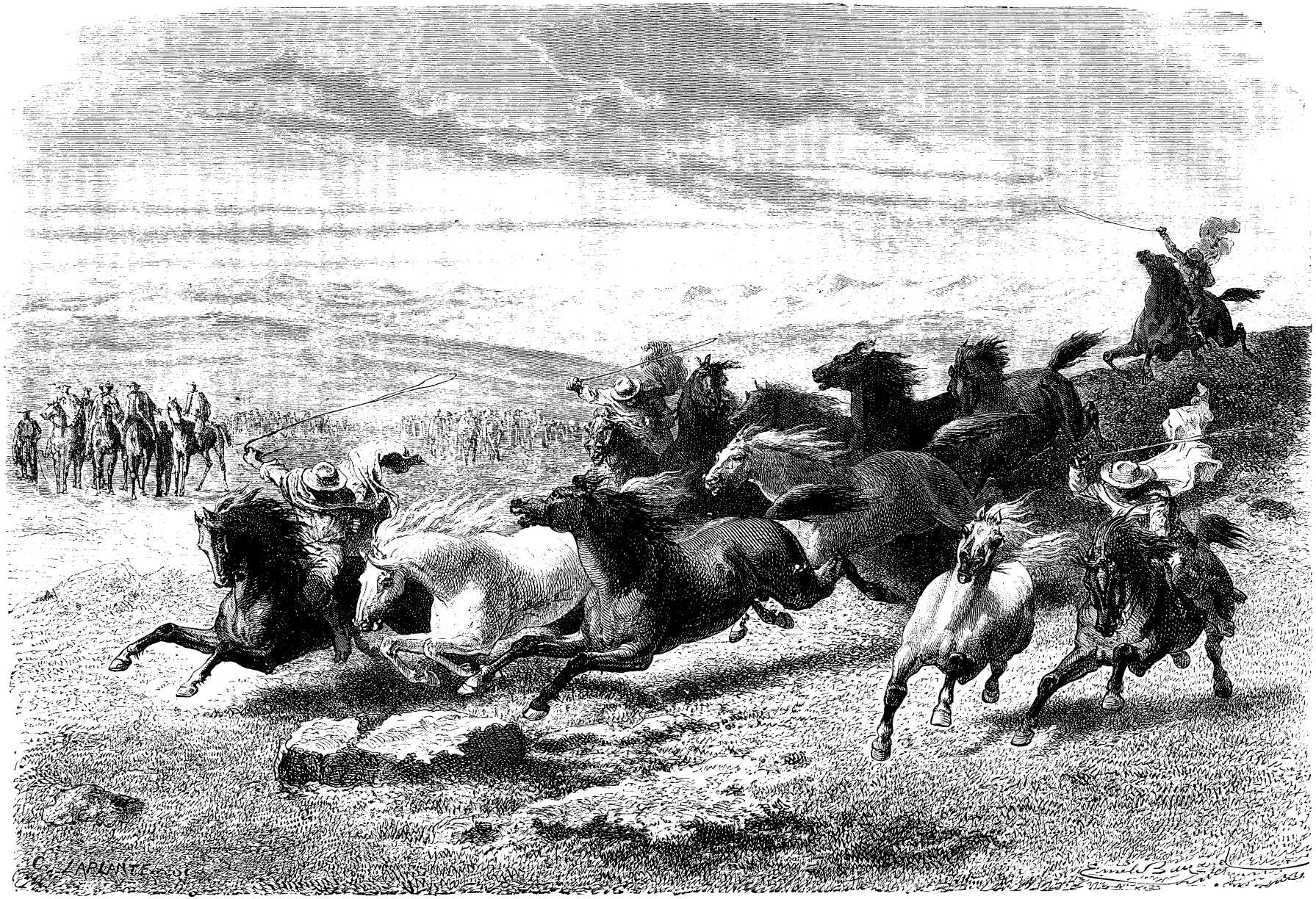
Obwohl die Punas 10—12000 Fuß über dem Meere liegen, sind doch ihre klimatischen Verhältnisse derart, daß sie den Pferden gestatten, das ganze Jahr unter freiem Himmel zu bleiben; höchstens ziehen sie sich in der ungünstigen Jahreszeit etwas weiter abwärts. Ein- bis zweimal im Jahre halten die Bewohner jener Gegenden, zum großen Teil noch Indianer, ein Fangfest, Rodno genannt, ab. Die ganze Bevölkerung, einschließlich Weibern und Kindern, ist dann auf den Beinen. Die Männer hoch zu Roß, die Weiber mit Tragkörben auf dem Kopf, welche Eßwaren enthalten, oder mit Säcken getrockneten Lamamist enthaltend, dessen Zweck uns gleich klar werden wird, die Kinder mit bunten Fähnchen, welche sie unter gellendem Geschrei umherschwenken. Die Männer sind in zwei Abteilungen geteilt; die Treiber, welche die bei weitem größere Hälfte bilden, und die Fänger, Capatazas genannt, welche die Tiere mit dem Lasso zu fangen haben. Wenn etwas den Namen wilde verwegene Jagd verdient, so ist es ein solches Rodno. Die Capatazas nehmen auf dem zum Einfangen ausersehenen Platze Aufstellung, während die Treiber in weitem Halbkreise die wilden Pferde in eine oder mehrere Herden zusammentreiben, indem sie einander immer näher rücken. Eine Staubwolke und wildes Geschrei kündet den Capatazas an, daß die Herde naht. Bald hören sie auch das Gedonner der Hufe und jetzt kommen auch schon die fliegenden Mähnen zum Vorschein. Wie der Wirbelwind saust die Herde dahin, die Capatazas wie der Blitz mit hochgeschwungenem Lasso mitten hinein und bald erdröhnt hier und dort ein dumpfer Ton, der vom Sturze der vom Lasso getroffenen Tiere herrührt. Der Capataza winkt einigen Weibern, die nun mit dem Lamamist herbeieilen, rasch ein Feuer anzünden, in welchem der Capataza seinen Stempel glühend macht, und ihn dem Pferde am Schulterblatt oder auf dem Schenkel einbrennt. Damit ist das Eigentumsrecht des Capataza auf das Pferd begründet. Jeder Stempel ist in zwei Exemplaren vorhanden, von denen das zweite bei der Behörde zur Beglaubigung hinterlegt ist. So viele Pferde man jedesmal benötigt, werden an Ort und Stelle gebändigt und dann mit kurz gebundenen Füßen, so daß sie nur kleine Schritte machen können, nach dem Viehhof oder Corral geführt, wo sie eingeritten werden, um endlich nach dem Markt zum Verkauf zu gelangen. Die Pferde, die augenblicklich nicht gebraucht werden, läßt man, mit dem Stempel versehen, wieder laufen.

Der treue Hund.

Im Jahre 1827 bereiste der zwanzigjährige Freiherr Ferdinand von Endes, einer alten norddeutschen Adelsfamilie angehörend, in Begleitung eines Studiengenossen und eines kräftigen Dieners den Süden Frankreichs. An Erfahrungen bereichert, mit der allseitig gefundenen Aufnahme sehr zufrieden, beschlossen die Freunde am Fuß der Pyrenäen, der Grenze der französischen und spanischen Monarchien, auch dem Nachbarlande einen, wenn auch flüchtigen Besuch abzustatten. Das Land der Kastanien und der Mandolinen reizte die jungen, leicht erregbaren Gemüter, zumal da Ferdinand von Endes durch den frühen Tod seiner Eltern unabhängig und Besitzer eines bedeutenden Einkommens war, das er in edelster Weise verwandte, ohne darum auf Freuden und Genüsse der Jugend ganz zu verzichten.

Zu genannter Zeit gab es natürlich noch keine Eisenbahn; die Beförderung geschah in staatlichen Diligencen, von Maultieren gezogen, oder in gemieteten Extraposten, wenn man nicht vorzog mit eigenem Roß oder Maultier nach Gefallen Weg und Zeit einzuteilen. Unsern jungen Reisenden wählten das letztere. Nachdem sie mit der schwerfälligen Post die Grenze überschritten, erkundigten sie sich in dem kleinen Ort St. Sebastian nach einer Gelegenheit, einen günstigen Pferdekauf abzuschließen. Der Gastwirt meinte, die Herren seien zu günstiger Stunde gekommen; er wies sie an eine außerhalb des Thors wohnende Witwe, deren jüngst verstorbener Mann sich mit Pferdehandel befaßte und die noch einige zur Reise wohl geeignete Tiere im Stall hatte, deren sie sich baldigst zu entledigen wünschte.

Die Freunde begaben sich an den bezeichneten Ort. Sie fanden eine noch junge, gutmütig aussehende Frau in tiefer Trauer; sie empfing die angekommenen Gäste in ihrer recht ärmlichen, aber sehr sauberen Wohnung. Die Wirtin war der französischen Sprache mächtig, und auf Befragen erfuhren die jungen Leute, daß ihr Mann, Franzose von Geburt, vor einigen Wochen das Opfer eines Raubanfalls geworden sei. Schon seit längerer Zeit machten Räuber die Gegend zwischen Bilbao und Pamplona unsicher; Claude Barboo, so war der Name des Gemordeten, hatte beabsichtigt, zwei auserlesene Pferde selber nach Pamplona zu führen — er war nicht heimgekehrt; einen Tag nach seinem Ausritt kam Makie, der treue Hund, sein einziger Begleiter, mit einer schweren Wunde am Halse zurück, den Herrn fand man erstochen im Gebüsch eines größeren Gehölzes, die prächtigen Pferde waren von den Mordgesellen entführt worden. — Nun wollte die Witwe sich auch der noch übrigen Tiere entäußern;



Das Zusammentreiben und Einfangen wilder Pferde in Peru.

sie bat die Freunde, ihr in den Stall zu folgen, um dieselben der Prüfung zu unterziehen.

Beim Eintritt in den halbdunklen Raum prallte der voranschreitende Freiherr mit einem leichten Ausruf des Erschreckens zurück; eine große dunkle Masse richtete sich plötzlich vor ihm empor, und ein dumpfes Grollen wie aus dem Rachen eines Bären drang an das Ohr des jungen Mannes; „ein Bär," kam es halb fragend, halb bestürzt über Ferdinands Lippen.

„Fürchten Sie nichts, es ist nur ein Hund," entgegnete die Frau lächelnd, „freilich einer der größten seiner Art; mein guter Mann erhielt ihn ganz jung von einem durchreisenden deutschen Herrn, der das Tier nicht weiter mit sich führen konnte; er zog es auf und Makie hing mit seltener Treue an seinem Herrn; hätten die feigen Mörder wahrscheinlich nicht erst den gefürchteten Begleiter unschädlich gemacht, wer weiß, ob Claude nicht sein Leben gerettet hätte. Seit jener Zeit aber scheint Makie ganz verändert; seine Wunde ist geheilt, aber er verläßt den Stall kaum mehr als eine Stunde des Tages; es ist, als ob das sonst so muntere Tier menschenscheu geworden sei."

Der junge Edelmann hatte stets große Vorliebe für Hunde gehegt; er beugte sich zu dem mächtigen zottigen Tiere nieder, das in der That einem Bären glich, und das mit seinen großen leuchtenden Augen dem Fremden beinahe prüfend ins Antlitz blickte; plötzlich legte es den mächtigen Kopf an Ferdinands Knie und blickte wie bittend zu ihm empor. — „Makie," fragte der junge Mann in deutscher Sprache, „willst du mit mir gehen?"

Der Hund spitzte die Ohren; sein erster Herr war ein Deutscher gewesen; ob die Erinnerung an bekannte Laute, ob das weiche Organ Ferdinands diese Wirkung hervorbrachte, wer kann es ermessen.

„Makie," fuhr der junge Reisende fort, „wenn wir den bösen Räubern begegnen, wollen wir es ihnen heimzahlen!" Der Hund machte bei diesen Worten eine Bewegung, als wolle er sich auf einen Feind stürzen, und laut bellend sprang Makie dann empor, fast gewaltsam versuchte er den Freiherrn ins Freie zu ziehen.

Bald war der Handel abgeschlossen. Drei Pferde und der Bärenhund Makie waren Eigentum des deutschen Edelmanns. Die Witwe war natürlich reich bedacht worden und von ihren Segenswünschen begleitet, zogen am nächsten Morgen die Freunde, von Jakob, dem langjährigen Diener des Elternhauses Ferdinands und dem voranspringenden Makie begleitet, ihres Weges.

Der räuberischen Unfälle zwischen Bilbao und Pamplona halber war den Reisenden geraten, sich mit bewaffnetem Geleite zu versehen, allein die jungen Leute vertrauten ihrer Kraft und ihren Waffen; zudem war seit jenem letzten Ereignis alles ruhig gewesen, die Schurken hatten vielleicht eine andre Stätte zum Schauplatz ihrer Thätigkeit gewählt.

Unbehelligt durchstreifte die kleine Gesellschaft die Gegend, selbst auf waldigen Pfaden widerfuhr ihr kein Unfall, außer daß sie sich am zweiten Abend in der Richtung des Weges getäuscht von der Dämmerung überraschen ließen, ehe es ihnen möglich war, die kleine Ortschaft zu erreichen, wo sie, wenn auch auf ein schlechtes, doch auf ein sicheres Unterkommen rechnen konnten. Langsam ritten sie in der einmal eingeschlagenen Richtung vorwärts; der Wald lichtete sich allmählich und zu ihrer Freude schimmerte den Reisenden aus einem zerfallenen, unansehnlichen Gebäude Licht entgegen. Bald hatten sie die Quelle desselben erreicht; es war eine sogenannte Posada, eine Wirtschaft, wie sie in norddeutschen Landen etwa mit „Krug" bezeichnet wird. Der Besitzer, ein alter Mann, trat heraus und verhieß den seltsamen Gästen Obdach und Kost, soweit es die kargen Vorräte und die einsame Lage des etwa eine halbe Stunde von der nächsten Ortschaft abseits vom Hauptweg befindlichen Hauses gestattete.

Die Physiognomie des Gastgebers schien den jungen Leuten nicht besonders vertrauenerweckend, selbst Makie verriet eine Unruhe, die den jungen Leuten nicht unauffällig blieb. Nichtsdestoweniger beschlossen sie, zu bleiben, sie durften weder sich selber, noch den übermüdeten Pferden weitere Strapazen zumuten. Mit seiner Herrschaft teilte der treue Jakob den sauren Wein und die steinharten Eier des Abendessens, dann begab sich der Diener in die von Wetter und Zeit arg mitgenommene Baracke, eine Strecke vom Wirtshause entfernt, die kaum den Namen „Stall" verdiente, um bei den ihm anvertrauten Pferden die Nacht zu verbringen. Makie schien unschlüssig, ob er sich anschließen oder bei seinem Gebieter bleiben solle — endlich zog er vor, dem Diener in den Stall zu folgen, während der Wirt die jungen Herren in das einzige zu ebener Erde befindliche Fremdenzimmer führte, wo ihnen ein mehr als dürftiges Nachtlager bereitet war. Natürlich untersuchten sie alles, die Waffen auf sofortigen Gebrauch gerichtet, allein ihnen bot sich nicht der geringste Anhalt zum Verdacht; schließlich spotteten sie über ihre Furcht, streckten sich unausgekleidet auf das harte Lager und lagen bald im festen Schlummer der Jugend.

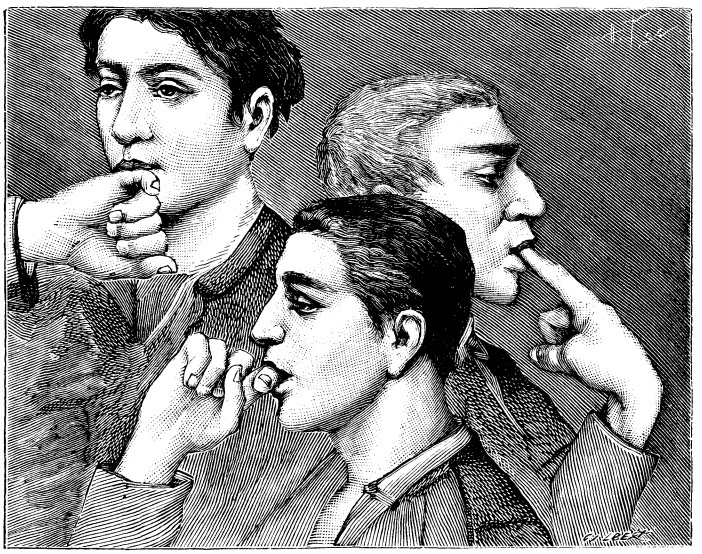
Eine Stunde mochte kaum vergangen sein, als ein leichtes Pochen an der verriegelten Zimmerthür die Ruhenden weckte. „Oeffnen Sie," flüsterte es draußen in ängstlichem Ton, „um Gottes willen, öffnen Sie."

Zu gleicher Zeit schien ein leises Kratzen und Scharren Makies hinter der Thür die Dringlichkeit der Worte Jakobs zu unterstützen. Natürlich öffneten die Freunde sofort und leichenblaß glitt der sonst so gleichmütige kräftige Mann über die Schwelle; neben ihm der Bärenhund, der sich völlig schweigsam verhielt, aber in sichtlicher Unruhe in allen Ecken herumschnupperte. „Wir sind in einer Spitzbubenhöhle," berichtete der Eintretende mit hastiger, flüsternder Stimme. „Durch ein leises Knurren unsres klugen Makies aufgeweckt, sah ich durch die breite Oeffnung der zerfallenen Mauer des Stalls ein paar wüst aussehende Kerle sich nähern und ins Innere lugen; das Dämmerlicht des Mondes ließ mich ihre abschreckenden Züge, ihre zerlumpte Kleidung deutlich erkennen. Jeder hatte einen Karabiner bei sich, und eben hielt der eine der Patrone grinsend den blanken Lauf der Waffe in die Richtung, wo er mich auf der Streu schlummern sehen mochte, als der alte Schurke von Wirt mit halblauten Worten seinen Arm hielt. Ich entnahm ihren Worten, so wenig ich des Spanischen kundig, daß es übel geraten sei, durch vorzeitigen Lärm bei den Señores Verdacht zu erregen, mit mir werde man schon bald genug fertig werden. Hierauf entfernten sich die Unholde; ich aber sprang auf, sobald es ohne Verdacht geschehen konnte, um zu meiner lieben Herrschaft zu kommen, sie zu warnen, oder ihr Geschick zu teilen. Und Makie schien fast ebenso zu handeln," fuhr Jakob fort, „während der ganzen Zeit hatte sich das Tier mäuschenstill verhalten, nur als der blanke Lauf durch die Oeffnung leuchtete, machte er eine Bewegung, als ob er emporspringen wolle. Dann aber blieb er dicht an meinen

Ferſen, als ich ungeſehen von den Banditen durch die geöffnete Hinterthür ins Haus ſchlich; ich hatte mir die Lage Ihres Zimmers vorher gemerkt und — —"

Eine heftige Bewegung des Hundes unterbrach die Rede des Dieners, Makie war vor einer Stelle der Wand ſtehengeblieben, und mit der Vorderpfote daran ſcharrend, ſtieß er ein leiſes Knurren aus, als wolle er unſre Aufmerkſamkeit erregen.

Die Reiſenden hatten nichts Verdächtiges bei ihrer Unterſuchung bemerkt, jetzt aber wiederholten ſie dieſelbe; zu ihrer Ueberraſchung erwies ſich ein Stück der Außenmauer beim Klopfen als hohl; der betreffende Raum war von einem übertünchten Brett ausgefüllt, groß genug, um einem Menſchen in gebückter Haltung ungehinderten Einlaß von außen her zu gewähren. An dieſe gefährliche Stelle rückten die drei einen niederen Schrank, der die verhängnisvolle Oeffnung zum Teil bedeckte.



Das Pfeifen mittelſt der Finger.

Erwartungsvoll ſtanden ſie nun, die geſpannten Piſtolen in der Rechten, — wie ſie ſelber verhielt ſich auch Makie ſchweigend, nur ab und zu klang es wie ein dumpfes Grollen aus ſeiner Bruſt und die gelblichen Augen funkelten beinahe unheimlich durch das Halbdunkel des Zimmers.

Jetzt nahte ſich jemand, ohne Zweifel die Spitzbuben. Es war wohl berechnet, ihre Schandthat von außen her zu vollziehen, um bei einer etwaigen Unterſuchung das Innere des Hauſes von jeder Spur eines Verdachts, von jeder Auffälligkeit frei zu erhalten. Das Licht, das die Reiſenden inzwiſchen angezündet hatten, ſchien die Elenden ſtutzig zu machen, obwohl es kaum ſichtbar durch die Läden des einzigen kleinen nach dem Hof belegenen Fenſters dringen konnte, aber ſie mochten denken, es ſei die Gewohnheit der Fremden, bei Licht zu ſchlafen. Jetzt hörte man ein Geflüſter, und nun ſchob ſich leiſe das Brett an der Wand zurück, eine weite Oeffnung entſtand, die den dumpfen Raum mit kühler Nachtluft füllte, eine Geſtalt kroch vorſichtig durch die Lücke, um plötzlich das Haupt mit einem dumpfen Schlag gegen die Hinterſeite des Holzſchranks zu ſtoßen; ein dumpfer Fluch ward vernehmbar, aber die Gewißheit, ihren Plan entdeckt zu ſehen, erhöhte die Wut der Böſewichte; den Stimmen nach mochten es etwa ſechs bis ſieben ſein; klirrend flogen die Scheiben des Fenſters zu Boden und unter wuchtigen Schlägen folgte einer der Laden; zwei Kerle mit geſchwärzten Geſichtern richteten ihre Mordwaffen ins Zimmer und drohten bei jedem Verſuch des Widerſtands loszudrücken, zu gleicher Zeit war der erſte verunglückte Eindringling durch die Maueröffnung von ſeinen Kameraden zurückgezogen worden. Mit einem ſchweren Werkzeug ward dann von außen her das leichte Holzwerk der Schutzwand zertrümmert, und klaffend zeigte ſich die Oeffnung, die in demſelben Augenblick neuen Angreifern günſtig die Gelegenheit bot, die Reiſenden im Rücken anzufallen. Es ſchien, als ob Makie auf dieſen Augenblick gewartet habe. Mit einem lauten Aufheulen zwängte er ſeinen mächtigen Leib durch die Oeffnung, die eben ein menſchlicher Körper ſich anſchickte, auszufüllen. Ein furchtbarer Schrei ertönte, der zu höchſter Wut entflammte Hund mochte den ihm Begegnenden ſchwer verletzt haben, über den zuckenden Körper hinweg glitt er ins Freie, und abermals ſchallte es in ſchrillem Aufſchrei, Flüche, Schüſſe folgten. „Sie morden Makie!" rief Ferdinand außer ſich; in dieſem Augenblick fühlte er, wie lieb ihm das treue kluge Tier trotz des kurzen Beſitzes geworden war.

Nichts achtend, erhob er ſeine Feuerwaffe — getroffen ſank einer der Elenden draußen zu Boden. Vom dichten Pulverdampf, der das Innere des Zimmers einhüllte, beſchützt, hatten die drei Bedrohten die Thür erreicht, der Riegel flog zurück und mit einem Satz die kurze Flur durchmeſſend, befanden ſie ſich draußen ihren Angreifern gegenüber, der Mond beleuchtete mit fahlem Licht eine furchtbare Scene. Makie hatte einen der wüſten Burſchen, ſichtlich den Anführer, zu Boden geriſſen und zerfleiſchte ihn mit grimmiger Luſt; Blut rann von den Seiten des treuen Tieres, es war getroffen worden, aber der Schmerz der Wunde ſchien ſeinen Grimm nur zu erhöhen; ein regelrechtes Gefecht entſpann ſich, aber ohne Makies Hilfe würden die drei ohne Zweifel, der, wie ſich jetzt herausſtellte, doppelten Ueberzahl der Feinde unterlegen ſein. Einer der Schurken hatte ſich auf Ferdinand geſtürzt, mit hochgeſchwungenem Kolben bedrohte er des Jünglings Haupt; der Freund und Jakob hatten ſich ihrer eigenen Haut zu wehren, da fuhr Makie, der mit ſeinem am Boden liegenden Gegner fertig war, mit furchtbarem Geheul dem Bedroher ſeines neuen Gebieters zwiſchen beide Beine, der plumpe Körper des Burſchen ſtrauchelte, Tier und Mann kugelten übereinander, ein Biß der furchtbaren weißen Zähne, und aus der Kehle des erſteren rieſelte das Blut, zugleich aber entlud ſich die Waffe des Fallenden und tief in des treuen Schützers Bruſt drang die mörderiſche Kugel.

In dieſem Augenblick ſank von einem Meſſerſtich getroffen auch der treue Jakob zu Boden, Ferdinand ſelber, obwohl nur leicht am Halſe geſtreift, fühlte ſeine Kräfte ſchwinden; wie ein Nebel lagerte es vor ſeinen Augen, umhüllte es die Sinne des jungen Edelmannes. Geſchah kein Wunder, war es um die Reiſenden geſchehen, die ohne ihres treuen Hundes Stärke und Klugheit wohl ſchon längſt ihren räuberiſchen Gegnern unterlegen wären. Und faſt wie ein Wunder geſchah es. In unbeträchtlicher Entfernung erſchallte von der Hauptſtraße her Trompetenſignal und Roſſeshufe. Reiter ſprengten heran, Uniformen, Waffen blitzten durch die nächtliche Dämmerhelle, ein

Trupp spanischer Kavallerie, die zu militärischen Zwecken von Pamplona nach St. Sebastian beordert war und der Kühle halber die Nachtzeit zum Ritt benutzte, war, durch das Schießen aufmerksam gemacht, vom Wege abgelenkt, um sich der Ursache desselben zu versichern.

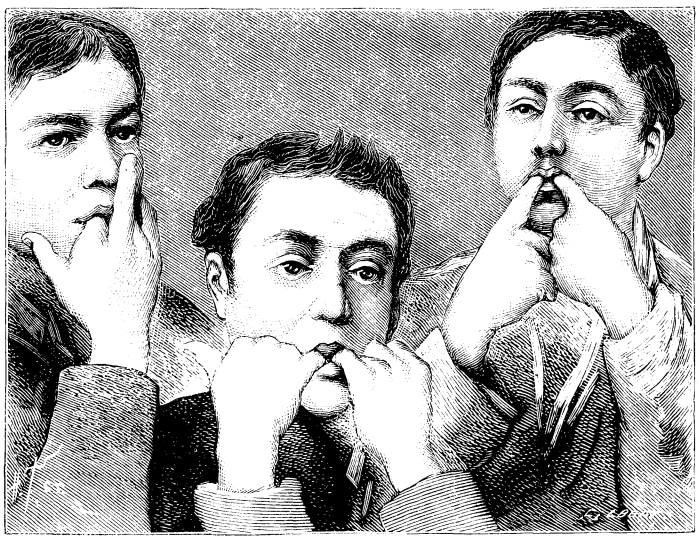
Mit wüsten Flüchen ergriffen die Schurken die Flucht, nur einer wurde eingeholt und zu Geständnissen gezwungen. Das anscheinende Wirtshaus war eine Diebeshöhle, in der zu bestimmten Nächten eine zerstreute Bande sich vereinte, die Früchte ihrer Schandthaten zu teilen und neue Anschläge zu vereinbaren. Die Bewohner des nächsten armseligen Ortes, etwa eine halbe Stunde von der Posada entfernt, mochten nicht ohne Mitwissenschaft dessen sein, was in dem Waldhäuschen vorging, Furcht vor Rache und eigener Vorteil schlossen ihnen den Mund.

An einem solchen Vereinsabend waren die deutschen Reisenden zu ihrem Unheil an die ungastliche Schwelle dieses Hauses gelangt. Sie konnten sich glücklich preisen, dieses lebend, im Besitz ihrer Habe verlassen zu dürfen. Sowohl Jakobs Verwundung als die Verletzung seines jungen Gebieters waren nicht von Bedeutung, der Freund des Edelmannes war völlig unverletzt geblieben. Nur ein Opfer forderte die blutige Stunde der Nacht, ein schweres — tödlich getroffen verendete der treue Makie mit einem letzten Blick auf seinen neuen Herrn; aber es wollte Ferdinand scheinen, als sei dieser Blick fast ein freudiger, triumphierender. Erst später wurde ihm der Grund klar: der Schurke, in dessen Hals sich die mächtigen Tatzen des Riesenhundes förmlich eingekrallt hatten, dessen Blut aus klaffender Wunde unter den tödlichen Bissen des fast bis zur Tollwut entflammten Tieres dahingeströmt war, trug die Jacke und das Halstuch des Claude Barboo, des langjährigen Herrn und Freundes Makies. Der Elende war einer der Räuber und Mörder jener Nacht, die dem Gatten der Witwe zu St. Sebastian Eigentum und Leben gekostet hatte.

Die ersten Eindrücke im ersehnten Land der Romantik hatten den jungen Leuten, weitere Erfahrungen zu sammeln, arg verleidet. Sie traten die Rückreise zur deutschen Heimat an, und hier gründete nach einigen Jahren Ferdinand von Endes auf seinem weitläufigen Gutsbesitze sich selber ein stilles Glück in trautem Familienkreise, und die Wohlfahrt seiner Untergebenen. Die „Mordnacht in Spanien" bildete stets eine der begehrtesten Erzählungen des Familienhauptes, und der treue Jakob ward bis an sein Lebensende von allen Gliedern in Ehren gehalten.

Etwas vom Pfeifen.

Wer von den Kameraden feine Ohren hat, der hört allein schon aus dem Papiere heraus das Konzert, das unsre sechs Bursche — jedenfalls auch treue Anhänger des „Guten Kameraden" — da veranstalten. „Aus dem Papier heraus hören" ist ja heutzutage nichts Wunderbares mehr, seitdem Edison den Phonographen erfunden hat. Freilich dürfte ein wirkliches Pfeifkonzert von feinen Ohren wenig geschätzt werden, doch wer weiß, ob unsre sechs Kameraden nicht wirkliche Virtuosen auf ihrem Instrumente sind. Noch nicht lange, da las man von einer Pfeifkapelle, die umherzog und Konzerte veranstaltete. Schreiber dieser Zeilen hat sie zwar nicht gehört, sie sollen aber in ihrem Fach Außerordentliches geleistet haben, und da es auch etwas Neues war, so fehlte es ihr auch nicht an Zuhörern. Vielleicht hat auch einer oder der andere der Kameraden einem Konzerte dieser Kapelle beigewohnt.



Das Pfeifen mittelst der Finger.

Uebrigens sind die Versuche, den Pfiff auf die Arten, wie unser Bild darstellt, fertig zu bringen, durchaus nicht zu verdammen, ein wackerer Junge soll alles lernen, wer weiß, wozu es später mal gut ist. Ist man draußen in Wald und Feld, dann ist ein weittragender gellender Pfiff in Situationen, wo die menschliche Stimme als Ruf nicht mehr ausreicht, gewiß oft schon sehr zu statten gekommen. Gellende, weitschallende Pfiffe lassen sich am besten durch die angedeuteten Fingerstellungen zuwegebringen. Einer besonderen Anleitung bedarf es nicht, denn diese Fertigkeit ist rein Sache des Versuches und der Uebung.

Als Ferdinand Cortez im Jahre 1519 auf Antigua landete, wußte der mexikanische König Monteukzoma (spanisch Montezuma) schon wenige Stunden später von seiner Ankunft, obwohl die Entfernung über 500 Kilometer mißt. Dies hing mit dem Pfeifen zusammen. Die mexikanischen Indianer benutzten das Pfeifen auf den Fingern damals — und auch heute noch — zu Mitteilungen in die Ferne, also zu einer telephonischen Telegraphie und zwar in der Weise, daß sie sich auf Hörweite aufstellten und sich die betreffenden Töne einander zupfiffen und dieselben nach Höhe, Tempo und Modulation weitergaben. Jede Tonhöhe, jedes Tempo und jede Modulation hatte ihre besondere Bedeutung, die vielleicht nur dem Aufgeber und Abnehmer bekannt war, aber prompt und sicher dem Zweck entsprach, sobald einmal die Aufstellung der Pfeiftelegraphisten erfolgt war; dies letztere war nämlich das einzige Zeitraubende bei der Sache.

Auflösung des Rätsel-Distichons in Nr. 51.

„Eller, Iller."

Auflösung der Logogriphaufgabe in Nr. 51.

1. Gas, 2. Mais, 3. Faschine, 4. Wasserbad, 5. Hebel, 6. Tanne, 7. Jacht, 8. Haller, 9. Eingabe, 10. Herz, 11. Harfe, 12. Ilias, 13. Balg, 14. Laie, 15. Muster, 16. Kork, 17. Gericht, 18. Meise, 19. Welle, 20. Haag, (siebenjähriger Krieg) = 1. Gau, 2. Maas, 3. Fasching, 4. Wasserrad, 5. Hobel, 6. Tante, 7. Nacht, 8. Heller, 9. Hingabe, 10. Terz, 11. Haufe, 12. Elias, 13. Ball, 14. Laich, 15. Auster, 16. Korb, 17. Gesicht, 18. Messe, 19. Wolle, 20. Haar.

„Roßbach, Leuthen, Torgau."

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Druck und Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.
Nachdruck, auch im einzelnen, wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.